B. 2.

PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Ztschr. 1 b

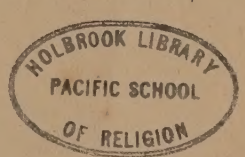
Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die Gebildeten

Zweiter Jahrgang

Postnummer für 1889: 1293



Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1889

75443

v.2
1888

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Inhalt

Biblisches und Erbauliches

Seite

Dein Reich komme. Matth. 6, 10 (R) 1
Aus dem Berufsleben des Herrn (Sch)
1. Dazu bin ich gekommen. Mark. 1, 38 . . . 9
2. Und Jesus schlief. Mark. 4, 38 17
3. Sorget nicht für den andern Morgen. Matth. 6, 34 25
4. Wie können die Hochzeitleute fasten. Mark. 2, 19 37
5. Wer sagen die Leute, daß ich sei? Mark. 8, 27 49
6. Du bist Christus. Mark. 8, 29 57
Passionsbilder (E H):
1. Gethsemane 69
2. Gethsemane 77
3. Vor dem Hohenpriester 89
4. Vor dem Landpfleger 97
5. In der Dornenkrone 110
6. Am Kreuze 121
Ostern. Hebr. 13, 8 (H K) 129
Von der christlichen Hoffnung (H K):
1. Ihr Grund 1. Kor. 15, 20 141
2. Ihr Inhalt 1. Kor. 15, 23—24 149
3. Ihr Einfluß auf unser Wirken. 1. Kor. 15, 30—32 157
4. Ihre Bedeutung für unser Leiden. 1. Kor. 15, 30—32 165
5. Ihre Einwirkung auf unsre gesamte Weltanschauung. 1. Kor. 15, 32—34 177
Aus der Apostelgeschichte (Sp):
1. Vor dem Pfingsttage 1, 12—26 185
2. Am Pfingsttage 2, 1—41 193
3. Im Kampfe mit Christi Feinden 4, 23—31 . 201
4. Gericht am Hause Gottes 4, 32—5, 11 . . . 209
5. Stephanus 6, 8—8, 2 217
6. Göttliche Führungen 11, 19—30 225
Eins ist not. Luk. 10, 38—42 (R K):
1. Christus der Weg 238
2. Christus die Wahrheit 245
3. Christus das Leben 257
Friede. Joh. 20, 19. 20 (H E) 265
Der Brief des Paulus an die Philipper (v S):
Kapitel 1, 1—2 277
1, 3—5 285; 1, 3—11 293; 1, 12—18 305; 1, 19—26 313; 1, 27—2, 4 321; 2, 1—4 329; 2, 5—11 341; 2, 12—18 349; 2, 19—24 361; 2, 25—30 369; 3, 1—3 377; 3, 4—11 385; 3, 12—21 397; 4, 1—4 409; 4, 4—9 417; 4, 10—20 437; 4, 21—23 450
Gottes Huld in Israels Schuld. Zum zehnten Sonntag nach Trinitatis 294
Der Prophet Amos (V W) 322
Zum Totensonntag (F N) 449
Advent. Offenb. Joh. 22, 20 (R) 461

Seite

Bist du, der da kommen soll? (St): Matth. 11, 2—6
1. Die Frage 473
2. Die Antwort 485
Weihnacht (P D) 497
Zum Jahresende (Th H) 505

Religiöse Fragen

Die neuen Forschungen im Morgenlande und das Alte Testament (G):
1. Umfang und Bedeutung der alten Denkmäler im Orient 10
2. Die Berührungen mit dem Alten Testament . . 18
3. Beurteilung des gegenseitigen Verhältnisses. Erste Hälfte 26
Zweite Hälfte 38
Verdienst und Gnade (A H) 58
Der christliche Glaube und das sittliche Leben. In Veranlassung von Wundts Ethik (J K):
1. Die empirische Methode 98
2. Der Entwicklungsgedanke 110
3. Subjekt und Ziel der Sittlichkeit 122
Drei Briefe über den Wunder- und Dämonenglauben der Gegenwart (L): 1 70
2 78
3 90
Max Nordau und die religiöse Lage der Kulturmenschheit (R B): 1 145
2 149
3 159
Im Kampf um die Weltanschauung:
1. Brief an den Herausgeber (O B) 58
2. Antwort des Herausgebers 59
Zum „Kampf um die Weltanschauung" (R-H) . . . 474
Die Grenzen der Naturwissenschaft (J N) 19
Ein neuer Gottesbeweis (St) 203
Zum Kapitel von der Sünde. Von einem Anhänger der Deszendenztheorie 209
Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten (W B)
1. Die Bedeutung d. Entwicklungslehre nach Savage 217
2. Kurzer Begriff der Entwicklungslehre 226
3. Begründung der Entwicklungslehre 226
4. Die Lehre von Gott 226
5. Die Lehre vom Menschen 238
6. Die Lehre vom Bösen 247
7. Die Lehre vom Gewissen 248
8. Gott als Naturgesetz und als Liebe 258
9. Das Gebet 268
10. Die Erlösung und Versöhnung 269
11. Die Unsterblichkeit 278
12. Die Normen der Entwicklungslehre und ihrer vollkommenen Religion 286

Seite

Zum Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion (R-H)
1. Die Grenzregulirung und ihre Gefahren . . . 350
2. Das Verdienst O. Flügels und Herbarts um die Frage 370
Der tiefe Graben zwischen alter und moderner Theologie. Offener Brief an Geheimrat Delitzsch (R) . . . 380
Die natürliche Gotteserkenntnis (A H) 398
„Ohne Christus wäre ich Atheist" (J G) 461
Das Ostergeheimnis. Nach einer wahren Begebenheit (F B) 130
Wie predigt uns Luther von der Himmelfahrt Christi? (A K): 1 178; 2 186
Von der Würdigkeit beim heiligen Abendmahl (O R) . 114
Ein Wort vom Leiden (P D) 246
Vorsehung und Beruf (S E) 295
Vorsehung und Geschichte (S E) 330

Richtet nicht (P D) 343
Unser geselliger Verkehr (P D) 324
Undank ist der Welt Lohn (S E) 379

Geschichtliches

Adam und Christus in der Legende (A H) 236
Lesefrüchte aus Augustin (A H): 4 58
Ein Lebenskampf um die Wahrheit (L) 80
Bonifaz (L): 1 189; 2 195; 3 201
Luthers Einfluß auf seine katholischen Zeitgenossen (G K) 1 166; 2 177
Wie predigt uns Luther über die Himmelfahrt Christi? (A K): 1 178; 2 186
Luthers letzte Worte zu Worms (G B) 192
Lutherworte vom Jahre 1544 425
Zu den Lutherworten vom Jahre 1544 512
Luther über Sektirer und Ketzer (Th K) 425
Neue Lutherfunde (G K) 435
Ein Nachwort zur Huttenfeier. Vom Rhein (H-H) . 261
Die Stellung des Reichstags zu Speier von 1526 in der Reformationsgeschichte (A W) 132
Goldne Sprüche aus der Reformationszeit 512
Die Lutherspiele des Martin Rinckart (Tr): 1 . . . 287
2. Der Indulgentiarius confusus 299
Die Schweden im dreißigjährigen Kriege (R W-M) 216
Straßburg und Dominikus Dietrich. Aus der Leidensgeschichte der evangelischen Kirche in Elsaß-Lothringen (H-Str) 248
Ein Religionsedikt vor hundert Jahren (C M):
1. Das Christentum eine Macht im Kulturleben unsrer Zeit 259
2. Der Triumphzug der Aufklärung 259
3. Der theologische Vater des Religionsediktes . . 260
4. Die Hauptbestimmungen des Wöllnerschen Ediktes 269
5. Beurteilung dieser Bestimmungen 270
6. Weitere Verordnungen zur Durchführung des Ediktes 279
7. Aufnahme und Erfolg des Ediktes 271
Der Retter in der Not. Erzählung aus dem Leben eines Gustav Adolph-Mannes [Großmann] (F B) . . 391
Über die Bedeutung der bischöflichen Würde. Ein nachgelassenes Bruchstück von Karl Immanuel Nitzsch (K K) 400
Richard Rothe (B H) 466
Das Leben Karl Sievekings (W S) 167
Züge aus G. Werners Leben (P W) 4
Der heilige Rock zu Trier (H):
1. Die Ausstellung des heiligen Rockes 1844 . . 453
2. Urteil des katholischen Priesters Johannes Ronge über den heiligen Rock 468
3. Der Angriff der Doktoren Gildemeister und von Sybel 476
4. Josef von Görres Verteidigung 492
5. Das Geständnis des Herrn von Wilmowsky . . 493
Ein Gegenstück zum Prozeß Thümmel vor 30 Jahren (S) . . 16

Römisches und Protestantisches

Seite

Unsre Haltung gegenüber dem römischen Katholizismus (R) 314
Protestantische Rheinfahrt (R):
1. Remscheid 325
2. Duisburg 326
3. Die Verhandlungen des Evangelischen Bundes in Duisburg 333
In Sachen des Evangelischen Bundes. Offene Antwort an Herrn von Hammerstein (Leuschner) 337
Zu dem Briefwechsel zwischen von Hammerstein und Leuschner (R) 348
Die Flugschriften des Evangelischen Bundes (P B) 55
Drei neue grüne Hefte aus Württemberg (E) 139
Billige Flugschrift (R) 503
Vom Evangelischen Bunde in Württemberg 176
Württembergische Landesversammlung (P W-B) 503
Kaiser Friedrich und der Evangelische Bund 223
Ausbildung und Aussendung von Gemeindepflegerinnen durch den Evangelischen Bund 224
Die diesjährige Hauptversammlung des Evangelischen Bundes . 255
Der Evangelische Bund im Wupperthale 433
Antwort Kaiser Wilhelms auf die Duisburger Adresse . . . 434
Volksversammlung in Berlin (R) 503

Zum Verständnis der Sache Thümmels. Vom Rhein . 74
Der Prozeß Thümmel-Wiemann vor dem Landgerichte zu Kassel (P B) 81
Das Ende der Thümmelschen Prozesse? (L) 172
Prozeß Thümmel 8
Ein Gegenstück zum Prozeß Thümmel vor dreißig Jahren (S) 16
Der Prozeß Thümmel in Kassel 24
Verurteilung Thümmels 36
Nippolds Schrift zum Prozeß Thümmel (P B) 55
Prozeß Thümmel-Wiemann 56
Eine Entscheidung des Reichsgerichts (R) 68
Prozeß Thümmel in Bochum 255; 284
Prozeß Talgenberg gegen Peter in Halle (R) 460

Der Solinger Zwischenfall. Aus Solingen 308
Der Solinger Zwischenfall 347
Rheinisches (R) 396

Lutherschauspiel mit Hindernissen in Berlin (R) . . . 232
Noch einmal die Berliner Zensur und das Trümpelmannsche Lutherschauspiel (R) 253
Die Vorgänge in Berlin bei dem Lutherfestspiel im Juni 1888 304
Ein neues Stückchen Berliner Zensur 311
Erklärung des Studentischen Missionsvereins zu Berlin (R) . 347

Die Petition um Abänderung des § 166 des Reichsstrafgesetzbuches (G-S) 352
§ 166 (v K) 427
Petition gegen § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs (R) 311
Das System der einseitigen Rücksichten (R) 262
Unparteilichkeit der Tagespresse (H-Zw) 407
Religionsverbrechen und Redefreiheit 408

Die „römische Frage" (⨯) 429
Der Freiburger Katholikentag. Von einem Teilnehmer 365
Zur preußischen Kirchenpolitik 120
Eine Entscheidung des sächsischen Landeskonsistoriums . . . 55
Eine Leokirche in Berlin, eine Schmach für die Evangelischen der Reichshauptstadt (L) 175
Zur konfessionellen Statistik in Preußen (B R) . . . (36) 68
Die Huldigung protestantischer Fürsten zum Papstjubiläum . 88
Aus Baden (A E) 76; 192 244

Vom konfessionellen Frieden. Zum Papstjubiläum (R) . 2
Zur Beurteilung des Papstjubiläums (L W) 197
Nachklänge von der Papstjubelfeier in Deutschland (R) . 34
Vom Vatikan (T):
1. Das Jubiläum 44
2. Neue Heilige 153
3. Die Ausstellung 222
4. Keine Versöhnung 302
5. Kaiser und Papst 413
Von den römischen Kaisertagen (M S) 423
Der zitternde Pontifex (Mch) 56
Zur Freiheitsencyklika Leos XIII (S E) 306

Die katholische Konvertitenlitteratur (R W-M): 1 . . 204
2 212; 3 230; 4 251
Die Reichsfeinde, ein römisch-katholischer Tendenzroman aus der Zeit des Kulturkampfes (M—l) . . . 32

Seite

Giftblüten aus ultramontanen Blättern (B R) 47
Aus der Germania (R) 107
Ein Histörchen aus der Germania (G K) 275
Die evangelische Predigt in Spanien und die Germania (L) . 182
Die deutsche Litteratur in römischer Beleuchtung (A M) . . 138
Schorers Familienblatt (R) 140

Das Ablaßwesen in der katholischen Kirche der Gegenwart (G K):
1. Drei Irrtümer 272
2. Die Bedeutung des Ablasses 279
3. Die Mittel des Ablaßerwerbes: kirchliche Leistungen 280
4. Die Mittel des Ablaßerwerbes: Besitz heiliger Gegenstände 288
5. Das System äußerer Erfolge und die Theologie des natürlichen Menschen 289

Ablaß und Sündenvergebung (G K) 36
Der heilige Rock zu Trier (H) 453; 468; 476; . . 490
Die Präexistenz der Maria (L) 143
Marienkultus auf Kapri (T) 382
Eine neue Marienandacht (Th K) 164
Eine neue Wunder- und Wallfahrtsstätte (Sz) 304
Rom und die Bibel (R) 106
Neues vom heiligen Krispin (R) 276
Man muß es nur verstehn (R) 276
Ein bedenklicher Kasus (R) 276
Kennen wir die römische Kirche gar nicht? (H-Zw) 436
Papst und Kaiser (R) 148
Jesuitische Moral (R) 140
Vor vierzig Jahren (G K) 358

Tagebuchblätter aus Italien (J F): 8 207; 9 . . . 214
Aus Italien (T)
Weihnacht in Rom 24
Eine Jesuitenuniversität 24
Kardinal Randi 24
Eine polnische Predigt 75
Der letzte General 76
Zur Geschichte des Papsttums 76
Fastenprediger 175
Don Bosko 175
Die Kirchenzehnten 175
Das Grab Pius IX 175
Die Türken und der Papst 175
Ein Polizeimeister 175
Die Universitäten Italiens 243
Auf der vierten Seite 243
Das Wesen des Protestantismus 243
Aus einer katholischen Predigt 243
Strafe für einen Kirchenbau 243
Niederlage der Klerikalen 290
Die goldne Rose 291
Eine Diözesansynode in Neapel 291
Die klerikale Presse Italiens 291
Giordano Bruno . . . . . (133) 291
Ein Missionar Kardinal 346
Ein neues Missionshaus 346
Ein Begräbnis 346
Kirchenkollekte 346
Von der Propaganda 347
Luther und Italien 434
Denkmal für Ugo Bassi 435
Orientalische Schulen 435
Eine Traurede 435
Der höchste Orden Italiens 435
La Modonna della neve 435
Südliche Weihnachtsfeier 503
Ein neuer Armenfriedhof 503
Missionsgabe 504
Aus Ungarn (J R)
Ungerechtigkeit gegen die evangelische Kirche 447
Eine hochherzige Stiftung 448
Aus Belgien
Die heilige Genovefa von Holset 424
Warnung vor Propaganda 448
Konfessioneller Friede in Kroatien 320

Noch einmal das Ulmer Münster und Herr Reichensperger (A B) 12
Ein Nachwort zur Huttenfeier. Vom Rhein (H-H) . 261
Reliquienverehrung in einer protestantischen Kapelle (R) . . 120

Evangelisch-Kirchliches

Eisenacher Konferenz (R) 244
Statistisches aus der sächsischen Landeskirche (S) 48

Seite

Zur kirchlichen Statistik der preußischen Landeskirche (B R) 36; 68
Rückblick auf die Provinzialsynoden der östlichen preußischen Provinzen (P B): 1 27; 2 39
Die hannoversche Landessynode (J-H) 49
Taufen und Trauungen in den drei neuen preußischen Provinzen 68
Von der Großherzoglich-Hessischen Landessynode (S E) . . . 511
Die Berliner Stadtmission (J R) 28
Der kirchliche Notstand in Berlin, ein öffentliches Ärgerniß (R)
1. Die Versammlung beim Grafen Waldersee . . 41
2. Die Not 51
3. Die Schuld 60
4. Die Hilfe 72
Zu unsern Artikeln über die Berliner Kirchennot (R) . . . 108
Bitte und Erklärung (R) 108
Eine Leokirche in Berlin eine Schmach für die Evangelischen der Reichshauptstadt (L) 175
Kirchbauten in Berlin (R) 284
Vom Berliner Kapellenverein (R) 311
Sitzung der vereinigten Kreissynoden in Berlin (R) 368
Der kirchliche Notstand in Berlin und die jüngste Stadtsynode (R) 411
Die kirchlichen Wahlen auch ein Notstand der evangelischen Kirche. Aus Berlin 431
Berliner Kirchenwahlen (R) 436
Noch einmal die Berliner Kirchenwahlen (R) 468
Die Heilsarmee in Berlin (R) 108
Eine akademische Berufung (R) 219
Zur Berufung Harnacks nach Berlin (R) 244
Die Berufung Professor Harnacks nach Berlin (R) 384
Laienpredigt (O B) 418
Der Protestantentag zu Bremen, ein Jubiläum (O B) . 440
Zur kirchlichen Parteipolemik (R) 208
Unzuverlässigkeit kirchlicher Nachrichten (R) 284
Kirchliche Beeinflussung der Lokalpresse (J R) 320
Fürst Bismarck D. theol. 448
Doktor der Theologie Fürst Bismarck 512
Zunahme der Theologiestudirenden in den letzten zwölf Jahren 292
Universitätsgottesdienst (G K) 56
Sonntag und Sedantag im Manöver (R) 360
Sonntag im Manöver (R) 384
Evangelischer Pastoralbund (R) 16
Ein neuer Kirchenbauplan (H) 176
Kirchenrecht (K K) 239
Provinzielle Kirchengeschichte (S) 359
Die evangelische Allianz (B-B) 390
Spurgeons Austritt aus der Vereinigung der Baptisten (J B) 3
Ueber Spurgeons Austritt aus der Baptist Union (J B) . . 255
Von der englischen Staatskirche (J B) 23
Bedenken gegen die geschäftliche Einrichtung englischer Liebesthätigkeit (J B) 354
Samstagsadventisten (J R) 255
Die deutschen Kolonien in Südwestrußland (S E):
1. Ursprung und Allgemeines 134
2. Entstehung und Ausbreitung der Brüdergemeinschaften 146
3. Einfluß der Brüdergemeinschaften auf das gesamte Leben 151
4. Kirche, Schule, Barmherzigkeitsanstalten . . . 161
5. Sekten. Aussichten für die Zukunft 169
Baltische Kirche: Audiatur et altera pars (R — t) . . 241
Adresse an den Zaren in Sachen der baltischen Religionsverfolgungen 76
Daltons Verfassungsgeschichte der lutherischen Kirche in Rußland (R—t) 137
Aus Siebenbürgen: Der Kampf der evangelischen Landeskirche um das Recht der Portofreiheit (H R) 87

Heidenmission

Missionswerk ein Glaubenswerk (M R) 265
Das Christentum in Japan (P): 1 211; 2 227
Die Schwierigkeiten der Basler Mission in Kamerun (P W-B) 126
Christentum oder Islam? (P):
1. Der afrikanische Sklavenhandel eine Frucht des Islam 444

Seite

2. Die gegenwärtige Kampfstellung zwischen Christentum und Islam 451
Völkerstämme der Steinperiode (W R) 367
Von der Heidenmission (P)
Missionslesezirkel 8
Deutsche Schulen in Kamerun 8
Gute Nachricht aus Dar-es-Salam 8
Ein Denkmal für Bischof Hannington 8
Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft . 47
Missionskursus für angehende Geistliche 47
Römische Mission in Deutsch-Ostafrika 47
Spracharbeiten der Missionare 95
Missionskonferenzen 95
Evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika 95
Verein für evangelische Mission in Kamerun 164
Studentische Missionsvereine 164
Trauerbotschaft aus Kamerun 244
Eine Weltmissionskonferenz 291
Aus Deutsch-Ostafrika 291
Akademisch gebildete Missionare 291
Missionsfest in Zürich 292
Bericht über die allgemeine Missionskonferenz in London . 406
Fortschritte des Christentums 407
Eine missionsfeindliche Verfügung in Korea 407
Aus Indien 407
Gute Nachricht aus Uganda 407
Neue Missionsschriften (P) 415
Zur Statistik der Religionen (P) 512
Erklärung des studentischen Missionsvereins in Berlin (R) . . 347
Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz (R) 119

Joseph Rabinowitsch, der nationaljüdische Prediger des Evangeliums in Südrußland (W F) 375

Gustav Adolf-Verein und Diaspora

Die 42. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Halle a. S. vom 3.—6. September 1888 (H) 364
Der Retter in der Not. Eine Erzählung aus dem Leben eines Gustav-Adolf-Mannes (F B) 391
Konfirmandenanstalten (H) 127
Vom Kinderhospital Marienstift in Jerusalem (L) . . 198
Viel Hilfe thut not (R) 234
Die Diasporakonferenz in Dessau (B-U) 11
Verhandlungen der Diasporakonferenz zu Hannover (G) 405
Die innere Mission in der Diaspora (Sch-G):
1. Besuch der Gemeindeglieder und Armenpflege . 20
2. Krankenbesuche, Kinderpflege, Waisen- und Konfirmandenhäuser 43
3. Religionsunterricht, Jünglings- und Männervereine, Familienabende, Pfarrhaus 53
Die badische Diaspora (H) 86
Aus dem bayrischen Walde (H) 87
Kirchliche Not in Westpreußen (H) 199
Hessen (H) 215
Die Orgel von Rellinghausen (H) 87
Godesheim 234; 504
Klosterwald in Hohenzollern (H) 510
Bingerbrück (H) 511
Der Gustav-Adolf-Verein und die „Balcaraci“ 511
Jenseits der Grenzen. Aus Östreich (K E) 206
Zum Liechtensteinschen Schulantrage. Aus Östreich (J E) 229
Ein Notbild aus Mähren. Aus dem Archive des Zentralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung 171
Bosnien und Kroatien (H) 215
Die Evangelischen in Galizien und der Bukowina (H) . . 263
Evangelisches Diakonissenhaus zu Budapest (P G) . . . 360
Gründung eines evangelischen Kandidatenhauses in Bielitz (P G) 446
Olmütz (H) 446
Spanien 156; 215
Die evangelische Kirche in Asturien 327
Die evangelische Predigt in Spanien und die Germania (L) 182
Intoleranz und Klerikalismus in Spanien (H) 447
Italien: Eine neue Kirche in Rom (T) 175
Die deutsch-evangelische Gemeinde in Neapel (T) . 243; 290
Die Konferenz deutsch-evangelischer Pfarrer Italiens (T) . 290
Gesellschaft für Herausgabe evangelischer Schriften (T) . 290
Das Waldenser Gesangbuch (T) 24

Seite

Waldenserkirche (H) 96
Eine waldensische Monatsschrift (W B) 208
Deutsch-evangelische Kirche in Süditalien (H) 510
Marseille (H) 200; 264
Algerien (H) 200
Aus der Schweiz vom protestantisch-kirchlichen Hülfsverein (H) 192
(K M) 284
Nachruf des Zentralvorstandes an weiland Se. Majestät Kaiser Wilhelm 136
Der Gustav-Adolf-Verein und Kaiser Wilhelm (H) 191
Kaiser Friedrichs Erlaß 263
Vier Millionen Mark Schulden (H) 192
Zwei Gefahren für den Gustav-Adolf-Verein 359
Gustav-Adolf-Vereinslitteratur (H) 446
Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins (P D) 319; 495
Gustav-Adolf-Doppelfest in Zittau und Reichenberg (R) . . 347
Das diesjährige große Liebeswerk in Halle (H) 263
Das heurige Liebeswerk der Frauenvereine (H) 215
Eine katholische Freundin (Jb) 199
D. Ebert in Kassel † (H) 192
Für unsre Konfirmanden (H) 510

Innere Mission. Soziales

Züge aus G. Werners Leben (P W) 4
Das Leben Karl Sievekings (W S) 167
Mehr Achtung unserm Volke. 2 (P D) 142
Die innere Mission in der Diaspora (Sch-G):
1. Besuch der Gemeindeglieder und Armenpflege . . 21
2. Krankenbesuche, Kinderpflege, Waisen- und Konfirmandenhäuser 43
3. Religionsunterricht, Jünglings- und Männervereine, Familienabende, Pfarrhaus 53
Unsre Stellung zu den sozialen Parteien (S E):
1. Katholische Sozialpolitik und innere Mission . . 180
2. Manchestertum und Sozialismus 187
3. Vom Beruf 193
Die Bedeutung der inneren Mission in der gegenwärtigen Zeitlage der evangelischen Kirche (H v Sch) . . 118
Die Zukunft der innern Mission (F R):
1. Innere Mission und Organisation 403
2. Innere Mission und Sozialismus 421
3. Innere Mission und Volkstümlichkeit der Kirche . 438
Der alte und echte Begriff der innern Mission (H v Sch):
1. Der Streitpunkt 489
2. Die innere Mission im Sinne Wicherns . . . 490
Zu den Artikeln über die Zukunft der innern Mission (S E) 499
Bedenken gegen die geschäftliche Einrichtung englischer Liebesthätigkeit (J B) 354
Eindrücke vom Kasseler Kongreß für innere Mission (F R) 373
Laienpredigt (O B) 418
Evangelisch-kirchlicher Hilfsverein (R) 275
Die Berliner Stadtmission (F R) 28
Ein Bild aus Berlin (R) 83
Berliner Näherinnen (F R) 224
Sommerpflege armer Näherinnen (R) 275
Das Diakonissenwesen der evangelischen Kirche (P B):
2. Organisation und Arbeit 297
Evangelisches Diakonissenhaus zu Budapest (P G) . . . 360
Ein Johanniterblatt über katholische und evangelische Diakonie (R) 347
Das neue Paulinum (Progymnasium und höhere Bürgerschule) im Rauhen Hause (P G) 432
Aus dem Rettungshause (F R) 102
Vom Kinderhospital Marienstift in Jerusalem (L) . . 198
Die christliche Kleinkinderschule (F R) 416
Kinderheilstätte in St. Andreasberg (H-Zw) 311
Zur Auseinandersetzung mit den „deutschen Enthaltsamkeitsvereinen“ (M—s) 65
Zur Auseinandersetzung mit den „deutschen Enthaltsamkeitsvereinen“ (M—s) 88
In Sachen der Enthaltsamkeitsvereine 107
Kongreß gegen den Mißbrauch geistiger Getränke (M—s) . . 108
Zur Verständigung zwischen der ersten und zweiten Mäßigkeitsbewegung (Lose) 281
Die Trinkeranstalten in Lintorf (F R) 320

Seite

Ein Waldfest (R) 273
Evangelische Arbeitervereine in Rheinland und Westfalen (F N) 15
Evangelische Arbeitervereine in Sachsen (F N) 264
Arbeiterkatechismus (R) 436
Deutsche Arbeiterzeitung (F N) 472
Flugblatt in Sachen der Verpflegungsstationen (R) 275
Deutsches Vagabunden- und Verbrechertum im 19. Jahrhundert (F N) 416
Volksküche (F N) 155
Winterarbeit für arme Lohnarbeiter (F N) 16
Geistliche Pflege der Soldaten (F N) 16
Freiwillige Krankenpflege im Kriege (F N) 148
Christliche Liebe unter den Taubstummen (F N) 155
Eine große Wohlthat für Epileptische (R) 292
Erklärung, Bromkali betreffend 328
Weltkonferenz der christlichen Vereine für junge Männer (P G) 360
Staatsbeamte in der Schule der innern Mission (F N) . . 264
Die Freie akademische Vereinigung für kirchliche Liebesthätigkeit zu Leipzig (P G) 504
Das Haupt der evangelischen Sonntagsfreunde (F N) . . . 155
Die Kunst im Dienste der Abschreckung (R) 264

Kunst

Unsre Kunst (v S):
1. Allgemeines. Die vorjährige Berliner Ausstellung 5
2. Stillleben, Landschaft und Bildnis 6
3. Das Sittenbild 13
4. Die Geschichtsmalerei 22
5. Patriotische Kunst 31
6. Mythologie und Allegorie 46
7. Die religiöse Kunst. Erste Hälfte 64
Zweite Hälfte 83
Die religiöse Kunst auf der Münchener Jubiläums-Ausstellung. Unter Mitberücksichtigung der diesjährigen Berliner Ausstellung (v S) 477
Bilder aus der neuern Kunstgeschichte (J F) 355
Ein altes Symbol unter dem Kruzifix (G) 181
Schädel und Knochen unter dem Kruzifix (Mothes; A H) 235
Tagebuchblätter aus Italien (J F):
6. Die Kirchenbauten der Normannen in Palermo. Erste Hälfte 116
7. Zweite Hälfte 124
Ludwig Richter-Denkmal (R) 460

Die Lutherspiele des Martin Rinckart (Tr): 1 287; 2 . 299
Das Devrientsche Lutherspiel in Hermannstadt (J R) . . . 244
Ein vogtländisches Reformationsfestspiel (Pr) 448
us Herrigs Weihnachtsspiel (R) 472

Kirchengesangstag 396
Die Kunst im Dienste der Abschreckung (R) 264
Eine Fürbittentafel (R) 256

Schöne Litteratur

Paul Lindaus Berliner Romane (J):
1. Der Zug nach dem Westen 62
2. Arme Mädchen 117
Ben Hur (v S) 145
Gustav Jahn und seine Brautlieder (L) 158
Gedichte von Gottlob Kemmler (L-U) 170
Bonifaz in Freytags „Ahnen“ und in der Geschichte (L) 1 189; 2 195; 3 201
Emil Frommel und seine Schriften (F B):
1. Sein Leben 309
2. Seine Schriften 316
Noblesse oblige. Roman von Fr. Spielhagen (W W) . 339
Goethes Iphigenie und ihr Verhältnis zum Christentum (C C) 463

Bücher und Schriften

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft (P) . . 47
Die Flugschriften des Evangelischen Bundes (P B) 55
Der Prediger in der Wüste (F N) 67

Seite

Geschenke für Konfirmanden 94
Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz (R) 119
Drei neue grüne Hefte aus Württemberg (E) 139
Englische erbauliche Novellen (F N) 139
Eine waldensische Monatsschrift (W B) 208
Eine Fürbittentafel (R) 256
Prozeß Thümmel zu Bochum 284
Die Vorgänge in Berlin bei dem Lutherfestspiel im Juni 1888 304
Von der Kaisertrauer (P D) 319
Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins (P D) 319 (R) 495
Eine billige christliche Monatsschrift (F N) 328
Der Verein für Reformationsgeschichte (P B) 357
Provinzielle Kirchengeschichte (S) 359
Allerlei Predigten (F N) 1 362
Deutsche Lehrerzeitung (R) 396
Neue Missionsschriften (P) 415
Auswahl französischer Bücher fürs Haus (R) 416
Neue Luthersunde (G K) 435
Kinderbilderbücher (P G) 469
Biblisches Bilderbuch zum Selbstanfertigen (R) 470
Deutsche Arbeiterzeitung (F N) 472
Kinderkalender (F D) 480
Bilder zum Verteilen; Gevatterkarten (P G) 481
Sang und Klang (R) 482
Neue Christoterpe (P B) 482
Parallelbibel (Pr) 484
Zur Parallelbibel (P G) 512
Willkommene Helfer (Pr und R) 484
Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Ungenannten (R) 504
Neue Kinderzeitung (P G) 512
Weihnachtskatalog der Buchhandlung der Berliner Stadtmission (R) 496
Weihnachtsnummer des Berliner Arbeiterfreundes (P G) . . 496

Achelis, Predigten (J N) 94
Ahles, Reiseskizzen aus Spanien (R) 496
Alcock, Weltleben und Gottesleben (F N) 86
„ Denksteine aus älterer und neuerer Zeit (R) . . . 496
Aurbach, Die evangelische Kirche am Wendepunkte ihres äußeren Geschickes (H) 176
Baierlein, Im Urwalde bei den roten Indianern (P) . . 416
Bassermann, Akademische Predigten (F N) 363
Baum, Kirchengeschichte (R) 495
Baumann, Kindergeschichten (R) 481
Baur G., Grundzüge der Erziehungslehre (F N) 416
Baur W., Lebensbilder aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes (P D) 138
„ Prinzeß Wilhelm von Preußen (P D) 481
Beeg, Blüten und Aehren (F D) 92
Bernhard, Neues Not und Hilfsbüchlein (R) 483
Bernstorff, Evangelisches Leben in Spanien (H) 156
Beyschlag, Echte und falsche Toleranz (R) 358
„ Godofred (R B) 470
„ Zur Verständigung über den christlichen Vorsehungsglauben (W H) 488
„ Leben Jesu (P D) 494
„ Aus dem Leben eines Frühvollendeten (R) . . 495
Blanckmeister, Alte Geschichten aus dem Sachsenlande (S) . 139
Blum, Die Abtissin von Säckingen (G K) 15
Boehn, Ave Maria; Stella Matutina (R W-M) 230
Bolanden, Die Reichsfeinde (M—l) 32
Bömers, Gepa (R B) 15
Bornemann, Schulandachten (R) 495
Braasch, Die Wahrheit des Christentums (F L) 7
Bräm, Briefe an Frauen und Jungfrauen (P D) 471
Brentano v. d. Elbe, Chronika eines fahrenden Schülers (R) 504
Bröndsted, Die russische Kirche in Livland unter Nikolaus I. (M—t) 241
Buchwald, Elf ungedruckte Predigten von Luther (R) . . 436
Budde, Erfahrungen eines Hadschi (G) 495
Bußler, Aus meinem Kriegsleben (H) 304
Cauer, Deutsches Lesebuch für Prima (P Gr) 138
Dalton, Verfassungsgeschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland (M—t) 137
Delitzsch, Iris (G) 482
Disselhoff, Kaiserbüchlein (P D) 184
[Duncker], Ewiges und Alltägliches (R) 495
Dürckheim, Erinnerungen (G) 216
Erdmann, Geschichte der Kirchenreformation in der Stadt Göttingen (G B) 436
Etter, Ein Wort an solche, die nicht taub sind (F N) . . 155
v. Eynatten, Die echte Christin und ihr Wirken (P D) . . 471
Fleischmann, Deutsches Vagabunden- und Verbrechertum (F N) 416
Flügel, Die spekulative Theologie der Gegenwart (R—H) 352; 370
Frantz, Lehrbuch des Kirchenrechts (K K) 239
Freyer, Allerlei aus dem Leben für das Leben (R) . . . 94
Frick, Geschichten und Bilder aus der Mission (P) . . . 415
Frommel, Aus der Heimat für die Heimat (C K) 483
„ Schriften (F B) 316

Seite

Gräfin Gasparin, In Feld und Wald (P B) 482
v. Göler, Wege und Ziele für die kirchliche Arbeit der Gegenwart (W B) 303
Gottschick, Die Glaubenseinheit der Evangelischen gegenüber Rom (E) 67
Harnack, Augustins Konfessionen (L) 80
Herrig, Christnacht (R) 472
Hertzsch, Der erste und sicher einzige wissenschaftliche Beweis [für Gott und Unsterblichkeit] (St) 203
Hoffmann, Allerlei Gotteswege (R) 496
Holtzmann-Zöpffel, Lexikon für Theologie und Kirchenwesen (R) 495
Hübener, Die christliche Kleinkinderschule (F N) 416
Jacobi, Schleiermachers Briefe (O R) 358
Jacobi H., Ein Wort vom Gustav-Adolf-Verein an unsre Konfirmanden (H) 511
Jahn, Brautlieder (L) 158
Kambli, Die sozialen Parteien und unsre Stellung zu denselben (G E) 180
Kawerau, Choralbuch 156
Kemmler, Gedichte (L-U) 170
Kirchhofer, Wie wurde Görlitz evangelisch? (G B) 436
Kleinert, Zur christlichen Kultus- und Kulturgeschichte (R) . 495
Kolde, Gebetswort mit Gotteswort (F N) 94
Kraus, Paul Heyses Novellen und Romane (R) 8
Lammers, Nordwestgeschichten (P G) 483
Ledderhose, Leben und Lieder der Gräfin Zinzendorf (P B) 358
Lindau, Der Zug nach dem Westen (J) 62
„ Arme Mädchen (J) 117
Luger, Der Brief des Jakobus (J-H) 328
Luther, Fabeln (G K) 435
„ Predigten (R) 436
„ Tischreden (G K) 436
Martens, Die Aufgabe des Evangelischen Bundes (R) . . 503
Marti, Der Prophet Jeremias von Anatot (R) 504
Merensky, Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südostafrika (P) 495
v. Mosch, Zur Sozialreform (F N) 484
Nathusius, Das Wesen der Wissenschaft (R-H) 371
Naumann, Arme Reisende (R) 328
„ Arbeiterkatechismus (R) 436; 492
Neubert, Im Banne Moskaus (R) 241
Nippold, Die Thümmelschen Religionsprozesse (P B) . . 55
Nordau, Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit (R B) 145; 149; 159
Oertel, Die litterarischen Strömungen der neuesten Zeit (O R und L) 184
„ Liedergrüße an Deutschlands junges Kaiserpaar (F N) . 415
Oldenberg, Der Nihilismus (C M) 345
„ Ein Bilderalbum (P G) 483
Pelman, Nervosität und Erziehung (P D) 512
Persius, Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich III (P D) . . 319
Phelps-Schäffer, Der stille Teilhaber (P B) 156
Pietschker, Tröstet, tröstet mein Volk (P D) 319
Preger, Tischreden Luthers (G K) 436
„ Stimmen aus dem Heiligtum (R) 495
Pressel, Priscilla an Sabina (F N) 94
Rautenberg, Rundschau über die Geschichte der Mission unter den Tamulen (P) 415
Reuß, Das Buch Hiob (G) 484
Riggenbach, Untergegangene deutsche Universitäten (H) . . 119
Robertson, Leben und Reden (Br) 471
Rogge, Kaiserbüchlein (P D) 184
Rönneke, Rom und die Bibel (R) 107
Rothe, Stille Stunden (B H) 466
Sanders, Fürs deutsche Haus (Pr) 319
Schneller, Kennst du das Land? (G) 483
Scholz, Zehn Predigten (H-Sch) 94
Sell, Aus der Geschichte des Christentums (R) 495
Smiles, Der Charakter (F N) 86
Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß (H) 137
Spielhagen, Noblesse oblige (W W) 339
Spliedt, Spurgeons Austritt (J B) 255
Springer, Bilder aus der neuern Kunstgeschichte (J F) . . 355
v. Stählin, Löhe, Thomasius, Harleß (P B) 67
Stöber, Das christliche Kirchenjahr (F N) 363
Stöcker, Den Armen wird das Evangelium gepredigt (J) . 183
Sturm, Palme und Krone (R) 495
Taylor, Lars (J Cl) 139
Thikötter, Das Verhältnis von Religion und Philosophie (R H) 373
„ Halleluja (H B) 482
Thiele, Luthers Fabeln (G K) 435
Trede, Leo XIII. und sein Jubiläum (L W) 197
Tschackert, Unbekannte handschriftliche Predigten Luthers (G K) 436
Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion (Pr) 415
Vollmar, Erzählungen für Jung und Alt (v S) 481
Wächter, Spruchwörter und Sinnsprüche (R) 495
Wallace, Ben Hur (v S) 145
Walther, Die Früchte der römischen Beichte (G K) . . . 290
Warneck, Der gegenwärtige Romanismus im Lichte der Heidenmission (P) 415
Weber, Wer soll und muß dem Evangelischen Bunde beitreten? (R) 433
Weiß, Leben Jesu (P D) 494
Weitbrecht, Die deutsche Litteratur in römischer Beleuchtung (A M) 138
Weizsäcker, Das Neue Testament übersetzt (A B) 303
(R) 504
Wiese, Wie wird ein Jüngling seines Weges unsträflich gehn? (K L) 94
[Wimmer], Im Kampf um die Weltanschauung (O B) 58; (R) 59
(R-H) 475
Witz, Das evangelische Wien (R) 358
Wrede, Die Einführung der Reformation im Lüneburgischen (G B) 436
Wundt, Ethik (J K) 98; 110; 122
Zimmer, Der Römerbrief (J-H) 328
Zschimmer, Eine Gustav-Adolfs-Reise durch Apulien und Sizilien (H) 510

Verschiedenes

Ist der Altkatholizismus eine evangelisch-reformatorische Bewegung? (W B) 387
Ist der Altkatholizismus eine evangelisch-reformatorische Bewegung? Zur Entgegnung (Willibald Beyschlag) 455
Altkatholizismus und Evangelium (W B) 507
Vom Lesen unsrer jungen Mädchen (F D): 1 92; 2 . . . 105
Unser geselliger Verkehr (P D) 324
Tagebuchblätter aus Italien (J F): 6 116; 7 124; 8 207; 9 214
Das Denkmal für Giordano Bruno in Rom (B H) . . . 133
Aus Italien: Deutsche Lehrerinnen (T) 76
Zu den Studentenunruhen in Rußland (S E) . . . 54
Der russische Nihilismus (C M) 344
Entstehung und Entwicklung der Friedensgesellschaften (M F-L) 228
Völkerstämme der Steinperiode (W R) 367
Rizpa, die Tochter Ajas (D-Fr) 318
Rizpa (H St) 502
Bergmanns Weihnachten im Erzgebirge (F B) 498
Altes Gold in neuer Fassung von Julius Sturm:
1. Besser Kampf als fauler Frieden 157
2. Das Herz 165
„Das Wort sie sollen lassen stahn!" von Julius Sturm 473
Kaiser Wilhelm † 109
Nachklänge von der Kaisertrauer:
Die Trauerfeier in Berlin (Gr) 136
Am Abend von Kaisers Geburtstag (Th H) 136
Nachruf des Zentralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung an weiland Se. Majestät Kaiser Wilhelm 136
Gedächtniskirche für Kaiser Wilhelm (R) 137
Kindermund in den Tagen der Kaisertrauer 137
Des Volkes Dank (Rr) 137
Kaiser Friedrich † 237
Woldemar Schmidt † (R) 68
Riehm † (L) 164
Semisch † (L) 176
Ebert † (H) 192
Jacobi † (R) 224
Kahnis † (R) 256
Alexander Schweizer † (R) 276
Meinhold, Ebrard, Meyer, Bonitz, Ranke, Kramer † (R) . . 311
Eine Erinnerung für den deutschen Buchhandel 368
Unparteilichkeit der Tagespresse (H-Zw) 407
Unzuverlässigkeit kirchlicher Nachrichten (R) 284
Emin Pascha ein Christ (R) 120
Die religiöse Litteratur Abessyniens (T) 76
Luther in der russischen Legende (N—t) 119
Ertrag des Lutherfestspiels in Dresden (R) 292
Ludwig Richter-Denkmal (R) 460
Erklärung, Bromkali betreffend 328
Die Kreuzbrüder (F N) 292

Redaktionelles

Nachtrag zum Inhaltsregister des ersten Jahrgangs . . . 16
An unsre Leser 24
An die Herren Mitarbeiter 48

Einbanddecken 56; 140
Quittungen 68; 128; 164; 216; 224; 236; 244; 264; 292; 320; 348; 472; 484; 504
Dank 88
Berichtigung 128; 408
Mitarbeiterverzeichnis 148
Zur Beachtung 148; 156; 164; 176; 504
Dank und Bitte 192
Eine nicht gehaltene Zusage (R) 436
Unsre Leser 459
Gemeindeblatt und Kirchenzeitung (R) 506

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Verzeichnis

der am zweiten Jahrgang beteiligten Mitarbeiter

Pfarrer E. Baumann, Berlin (B-B)
Prediger Lic. O. Baumgarten, Rummelsburg bei Berlin (O B)
Garnisonprediger A. Bilfinger, Ulm (A B)
Archidiakonus F. Blanckmeister, Schneeberg (F B)
Pfarrer P. Bonsack, Bornhagen bei Eichenberg (P B)
Pfarrer Dr. H. Borchard, Ummendorf bei Eilsleben (B-U)
Pfarrer J. Bornemann, Clenze, Hann. (J B)
Professor Lic. W. Bornemann, Magdeburg (W B)
Hofprediger Dr. F. Braun, Stuttgart (Br)
Diakonus Lic. Dr. G. Buchwald, Zwickau (G B)
Pfarrer R. Bürkner, Berka a. Ilm (R B)
Pfarrer J. Claussen, Hvidding bei Reisby, Schlesw. (J Cl)
Cand. theol. C. Clemen, Leipzig (C C)
Pfarrer Dr. Dechent, Frankfurt a. M. (D-Fr)
Schuldirektor Dr. F. Dix, Flensburg (F D)
Pfarrer Lic. P. Drews, Burkau, Sachsen (P D)
Pfarrer S. Eck, Rumpenheim bei Offenbach a. M. (S E)
Pfarrer K. Eckardt, Prag (K E)
Pfarrer Eisele, Neipperg b. Brackenheim, Württ. (E)
Stadtpfarrer A. Eisenlohr, Gernsbach, Murgthal (A E)
Pfarrer J. Ergenzinger, Reichenberg, Böhmen (J E)
Diakonus H. Eytel, Calw (H E)
Missionar W. Faber, Leipzig (W F)
Dr. J. Ficker, Rom (J F)
Frau M. Fischer, geb. Lette, London (M F-L)
Pfarrer Gerber, Borsfleth b. Krempe (W G)
Pfarrer Giesekke, Solingen (G-S)
Cand. theol. P. Göhre, Schönbach bei Löbau i. S. (P G)
Professor D. J. Gottschick, Gießen (J G)
Professor Lic. Dr. Grafe, Kiel (Gr)
Divisionspfarrer Lic. Dr. P. Gröbler, Berlin (P Gr)
Professor Lic. Guthe, Leipzig (G)
Pfarrer Habermann, Zwinge (H-Zw)
Pfarrer Hackenberg, Hottenbach, R.-B. Trier (H-H)
Pfarrer Lic. K. Hackenschmidt, Straßburg i. E. (H-Str)
Professor D. Th. Häring, Zürich (Th H)
Professor D. A. Harnack, Berlin (A H)
Pfarrer D. B. Hartung, Leipzig (B H)
Konsistorialrat Professor D. E. Haupt, Halle (E H)
Pfarrer Hausmann, Schwenda bei Stolberg (H-Sch)
Pfarrer Henrici, Bremen (H-B)
Divisionspfarrer Dr. Hermens, Köln (H)
Professor D. W. Herrmann, Marburg (W H)
Pfarrer A. Jacobshagen, Hämelschenburg, Hann. (J-H)
Professor Lic. Dr. Jülicher, Marburg (J)
Professor D. J. Kaftan, Berlin (J K)
Professor D. G. Kawerau, Kiel (G K)
Vereinsgeistlicher C. Kayser, Karlsruhe (C K)
Professor Dr. v. Kirchenheim, Heidelberg (v K)
Oberkonsistorialrat D. K. Köhler, Darmstadt (K K)
Pfarrer R. Kölbing, Fischbach, Schl. (R K)
Professor D. Th. Kolde, Erlangen (Th K)
Pfarrer A. Köster, Berel, Braunschw. (A K)
Konsistorialrat D. H. Krummacher, Stettin (H K)
Pfarrer Kuhlmey, Langengrassau bei Uckro (K-L)
Diakonus Bezirksschulinspektor A. Landenberger, Urach (L-U)
Professor D. F. Loofs, Halle (L)
Pfarrer Mämpel, Seebach b. Thal, Thür. (M—l)
Pfarrer Lic. K. Marti, Muttenz, Baselland (K M)
Oberpfarrer Dr. Martius, Dommitzsch (M—s)
Diakonus A. Meyer, Harburg (A M)
Lic. Dr. C. Mirbt, Göttingen (C M)
Pfarrer Mörchen, Bethel bei Bielefeld (Mch)
Pfarrer F. Naumann, Langenberg bei Hohenstein-Ernstthal (F N)
Diakonus Dr. Neubert, Dresden (N—t)
Stadtprediger H. Neugeboren, Kronstadt, Siebenbürgen (H N)
Pfarrer Paul, Lorenzkirch bei Strehla, Sachsen (P)
Realschuldirektor Dr. Prietzel, Löbau i. S. (Pr)
Professor J. Reichart, Kronstadt, Siebenb. (J R)
Repetent Lic. M. Reischle, Tübingen (M R)
Dr. A. Reuter, Göttingen (Rr)
Lic. O. Ritschl, Halle (O R)
Hofprediger D. B. Rogge, Potsdam (B R)
Pfarrer Dr. v. Rohden, Helsingfors (R H)
Pfarrer Dr. W. Rotermund, San Leopoldo, Brasilien (W R)
Pfarrer Scheuffler, Lawalde bei Löbau i. S. (S)
Prediger Professor Scholz, Berlin (Sch)
Dr. H. v. Schubert, Hamburg-Horn (H v Sch)
Superintendent Pastor Primarius Schultze, Görlitz (Sch-G)
Maria Sell, Rom (M S)
Oberlehrer Dr. W. Sillem, Hamburg-Harvestehude (W S)
Prediger Lic. Frhr. v. Soden, Berlin (v S)
Professor D. Spitta, Straßburg i. E. (Sp)
Pfarrer Lic. G. Steude, Reichenau, Sachsen (St)
Professor H. Stier, Wernigerode (H St)
Geh. Kirchenrat Julius Sturm, Köstritz
Pfarrer Szalatnay, Kuttelberg, Oest. Schles. (Sz)
Repetent Friedrich Traub, Tübingen (F T)
Pfarrer Trede, Neapel (T)
Superintendent D. Trümpelmann, Torgau (Tr)
Cand. rev. min. B. Weichelt, Leipzig (B W)
Pfarrer Dr. Richard Weitbrecht, Mähringen bei Ulm (R W-M)
Professor D. L. Witte, Schulpforta (L W)
Dr. A. Wrede, Göttingen (A W)
Dekan P. Wurm, Blaubeuren (P W-B)
Pfarrer Dr. P. Wurster, Heilbronn (P W)

Berichtigungen

158a Zeile 10 von unten lies Minne statt Minna
277b „ 34 „ „ „ giebt statt ist
346b „ 13 „ „ „ 500000 statt 50000
347b „ 3 „ „ „ achthundert statt dreihundert
382a „ 27 „ oben „ wiederhole statt wiederholte
382a „ 28 „ „ „ von statt vor
400a „ 38 „ „ „ Hammer statt Jammer
400b „ 8 „ „ „ „der Religion“ statt „der Religionen“

408b	„	9	„	„	„ 10,27 statt 1027
416a	„	19	„	„	setze nicht zwischen noch und alle
459b	Zeile	26	von	oben:	Zell gehört nicht unter Rheinland, sondern unter Baden: Zell im Wiesenthal
459b	„	35	„	unten:	Schönthal gehört nicht unter Westpreußen, sondern unter Württemberg
460a	„	8	„	oben:	Unter Elsaß-Lothringen fehlt Kaysersberg I
460a	„	18	„	„	Gnadenfeld gehört unter Schlesien
460a	„	36	„	unten	lies Westhausen bei Heiligenstadt für Heiligenstadt
469b	„	18	„	„	„ minder statt wieder

Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 1 **Leipzig, den 1. Januar** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Dein Reich komme — Vom konfessionellen Frieden. Zum Papstjubiläum — Spurgeons Austritt aus der Vereinigung der Baptisten — Züge aus G. Werners Leben — Unsre Kunst. 1. Allgemeines. Die vorjährige Berliner Ausstellung; 2. Stilleben, Landschaft und Bildnis — Die Wahrheit des Christentums. Von Braasch — Von der Heidenmission: Missionslesezirkel; Deutsche Schule in Kamerun; Gute Nachricht aus Dar-es-Salam; Ein Denkmal für Bischof Hannington — Verschiedenes: Ein christlicher Schriftsteller über Paul Heyse; Prozeß Thümmel

Dein Reich komme

Matth. 6, 10

Dein Reich komme! Das sei unser Gebet, da wir ein neues Jahr beginnen.

Die ersten Christen habens gebetet und ihre ganze Sehnsucht nach dem jüngsten, letzten Tage dieser Erdenzeit hineingelegt, da Jesus Christus in den Wolken des Himmels wiederkommen und auf den Trümmern dieser Welt die neue himmlische, selige Welt der ewigen Vollendung aufrichten würde. Wunderbare Siegeshoffnung! Todüberwindender Glaube! Wie gab er Kraft, eine Weile zu dulden und zu ringen: wo eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit winkte, da dünkte auch die schwerste Trübsal der Erde zeitlich und leicht.

Und wir hättens verlernt, so zu bitten: Dein Reich komme!? Elend wären wir, des besten Teils verlustig ohne solch Sehnen und Warten, solch freudiges Ausschauen nach dem wiederkehrenden Gottessohn, der am Ende der Tage sein Werk vollenden und seine Ernte einbringen wird. Oder ist es nicht so: wenn dir die Arme sinken wollen bei der Arbeit deines Berufs, wenn der Mut schwinden will im Kampfe gegen Laune und Leichtsinn der Menschen, gegen Trug und Bosheit, freche Selbstsucht und Gottlosigkeit ringsum, wenn die soziale und sittliche Not dir wie Wogen der unermeßlichen Meerflut über dem Haupte zusammenschlägt — was bleibt dir dann übrig als zu seufzen und zu flehen: Dein Reich komme!

Ach reiß, o Herr, den Himmel bald entzwei,
Und komm herab zu Hilf und mach uns frei!

Und man braucht gar nicht mit in der öffentlichen Arbeit drinzustehen, um die Wohlthat zu begreifen, daß wir so über all unser eignes Thun hinweg um die Zukunft des Gottesreiches bitten dürfen: auch im kleinen, engen, häuslichen Kreise drückt gleiche, große Not. Wolle nur aufrichtig das Gute, und es wird dir an Widerstand nicht fehlen: Undank, Unverstand begegnet dir auf Schritt und Tritt. Treue Liebe ringt hier um die Rettung eines Gatten, dort um die Seele eines Kindes — verloren, verloren! Du baust mit redlichem Eifer an des Hauses Glück; aber tausend Launen, Eigensinn und Eigennutz, Trotz und ungezügelte Leidenschaft sind immer wieder so geschäftig und mächtig einzureißen! Fremde Sünde — und ach, doch auch deine! Wem, der ernstlich an seiner eignen Heiligung arbeitet, wäre das unsäglich bittre Gefühl erspart geblieben, von welchem das Geständnis begleitet ist, daß wir wieder einmal schwach gewesen, wieder den besten Willen zu Schanden gemacht, neues Uebel gehäuft haben durch eigne Schuld! Dann wird aus der zweiten und aus der siebenten eine Bitte, und unsre Seele erfüllt es ganz: Erlöse uns von dem Uebel — ja komm, Herr Jesu! Vollends einst auf dem Sterbebette: da wird unser Angesicht ganz nach oben, ganz nach dem Jenseits zugewendet sein.

Und doch! Wie umspannt das Gebet: Dein Reich komme! mit sieghafter, göttlicher Gewalt auch diese Erde ganz!

Gott hat durch den Gang, den er seiner Christenheit in der Weltgeschichte gewiesen, selbst die deutliche Auslegung des Sinnes gegeben, in welchem sein Sohn uns hat bitten heißen: Dein Reich komme! Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden — aber siehe, es ist mitten unter euch! Mitten in dieser Welt und bestimmt, über diese Welt zu triumphiren. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! Und als die ersten Christen noch Christo nach gen Himmel schauten, war doch der Geist des aufgefahrenen, zur Rechten Gottes erhöhten, einst wiederkehrenden Herrn und Heilands schon dabei, von einem Stück Erde nach dem andern durch sie Besitz zu nehmen. Und mit Staunen sah es die Welt, wie diese Himmelsbürger sich zugleich als so treffliche Erdenbürger bewährten; ja bald gab es nichts, was Macht und Bedeutung hatte unter den Menschen, das sich nicht vor dem Könige des Himmelreichs gebeugt hätte. Freilich, es war nicht immer eine Huldigung mit Willen, aus freiem, reinem Verständnis, in der Liebe, welche nicht anders kann.

Und so ist seine Herrschaft noch nicht ganz auf Erden aufgerichtet, nicht so, wie sie soll, alles durchdringend, alles belebend, läuternd, verklärend. Noch gilts Kampf gegen die Todfeinde des Christentums ringsum, auch gegen die leidige Halbheit und den hohlen Schein drinnen wie draußen. Ja, es giebt heutzutage Leute, die sich nach dem Christentum nicht mehr umsehen, meinen, es sei eine überwundene Größe; andre, die wenigstens das Zutrauen verloren haben, daß es ihnen und für die Not der Zeit noch etwas sein könnte. Wahrlich, da heißt es, sich rühren, den Beweis des Geistes und der Kraft führen an sich und andern. Gott will es! Sein Reich muß kommen durch uns zu dieser armen, so trotzig sie sich oft geberdet, dennoch darnach verlangenden Welt.

Rede dem Knaben, dem Jüngling, dem Manne in seiner besten Kraft von der Todessehnsucht des Christen — er wirds nicht verstehen. Heuchelei wäre seinem Munde, was auf den Lippen des Greises eigenste Wahrheit ist. Aber hätte der Jugend, der Kraft das Evangelium nichts zu sagen? Beide nimmt Christus in seinen Dienst: die Lebensmüden, da er sie ins jenseitige Vaterhaus heimholt, die Lebensfrohen, indem er sie aussendet, hier auf Erden seine Arbeit zu thun. Und diese Arbeit heißt: die Welt Ihm unterthan machen. Ueberall das Panier der Gerechtigkeit und Liebe aufpflanzen. Ein feiger Knecht, dem die Aufgabe zu groß dünkt, der am Gelingen verzweifelt. Ist noch ein gesunder Blutstropfen, noch ein Funken Kraft in dir — die Hand ans Werk! Auch die Matten werden wieder frisch und jung, wenn sie dies Werk begreifen und im Glauben angreifen. Wo du stehst, wo du etwas schaffst und vermagst, da muß die Erde christlich werden, da muß Saat für Gottes Ernte emporwachsen, dreißig-, sechzig-, hundertfältig. Freilich der Regen und Sonnenschein von oben darf nicht fehlen; darum bete bei der Arbeit: Dein Reich komme!

So laßt uns jeder an die gewiesene Arbeit gehen wieder im neuen Jahr: über all den mancherlei Herzenswünschen, die

jeder für sich haben mag, throne der eine, höchste: Dein Reich komme! und wie der Gesang der Arbeiter, die ins Erntefeld ziehen, klinge die christliche Losung hinaus in die Welt — vielen zur Verwundrung, manchen zum Aergernis, etlichen zur Erweckung, uns zur Stärkung und Vergewisserung —:

Es kann nicht Ruhe werden,
Bis Deine Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu Deinen Füßen liegt,
Bis Du im neuen Leben
Die ausgesöhnte Welt
Dem, der sie Dir gegeben,
Vors Angesicht gestellt.

R

Vom konfessionellen Frieden

Zum Papstjubiläum

Als in den vergangenen Weihnachtstagen das Friede auf Erden wieder gepredigt wurde, drängte sich dem empfindenden, offnen Gemüte schmerzlich genug der Widerspruch der Wirklichkeit auf. Und nicht nur in Hinblick auf den schleichenden, kaum verhüllten Kriegszustand der christlichen Völker und den trotz allem wie ein unterirdisches Feuer weiterfressenden sozialen Unfrieden in unserm Innern; ein Schmerz und eine Sehnsucht mehr bewegte uns — die Sehnsucht nach dem konfessionellen Frieden.

Hätten wir den, wie anders würden wir Evangelischen heute nach Rom hinschauen und das Fest mitbegehen, das sie dort dem Papste feiern. Heut, am 1. Januar, erfüllt sich das fünfzigjährige Gedächtnis seiner ersten Messe; das nennen sie seine „Sekundiz" oder seine „goldene Hochzeit." Er wird zur Feier des Tages heute selbst am Hauptaltar von St. Peter die Jubelmesse lesen; allerdings, wie es dem Gefangenen im Vatikan gebührt, bei verschlossenen Thüren. Es wäre das unter andern Umständen eine Gelegenheit für uns Evangelische, nachbarliche Freundschaft zu beweisen: wenn das greise Oberhaupt einer christlichen Kirchengemeinschaft ihr fünfzigstes Amtsjahr vollendet und es ist ein Mann, persönlicher Achtung wert, warum sollten die Glieder andrer Kirchen nicht sein Fest mit freundlichem Gedenken begleiten?

Wie die Dinge gegenwärtig zwischen Rom und uns liegen, ist das nicht möglich. Ja, säße ein Papst auf dem römischen Stuhle wie Klemens XIV., der „zum Frieden der Kirche" am 16. August 1773 „für immer" den Jesuitenorden aufgehoben hat! Aber Leo XIII., den unsre politische Presse — je weiter drin im protestantischen Deutschland, desto ungenirter — als „Friedenspapst" preist, hat alle Verdammungen und Flüche, womit seine Vorgänger und vornehmlich Pius IX. den Protestantismus belastet haben, bestätigt und wiederholt. Er hat den Syllabus bestätigt, jene Kriegserklärung gegen die moderne, in ihrem besten Teil protestantische Welt und damit den evangelischen Glauben in dieselbe Hölle verwiesen, wie alles unchristliche und unheilige Wesen unsrer Zeit. Er hat schon als Kardinalbischof den Protestantismus als den „pestilenzialischsten Irrtum aller Irrtümer" gebrandmarkt, unermüdlich die „sogenannte Reformation" für alle Greuel des Sozialismus, Anarchismus und Nihilismus verantwortlich gemacht und unsre evangelischen Missionare beschuldigt, die „Herrschaft des Reiches der Finsternis" mit allem Fleiß (nituntur) zu verbreiten. Das alles in öffentlichen, offiziellen Erlassen.*)

Wohl haben auch frühere Päpste dergleichen geredet und geschrieben — und niemand achtete darauf. Jetzt ist es bitterer Ernst. Nie hat dem Papste ein so treues Heer bei seinem Feldzuge gegen den Protestantismus zu Gebote gestanden wie heutzutage, gerade in Deutschland. Darum fangen auch wir toleranten, friedseligen Protestanten an, aufzumerken, zu rüsten und uns zu wehren. Etliche zwar können sich von der Taktik des Vogel Strauß noch nicht lossagen. Aber im ganzen hat es sich im vorigen Jahre als eine allen Protestanten gemeinsame Erkenntnis herausgestellt, daß Rom gegen uns unter der Gunst des mit der Vormacht des Reiches geschlossenen politischen Friedens ernstlicher denn je mobil macht, ja bereits in entschlossener Angriffsbewegung begriffen ist. Die heftigsten Gegner des Evangelischen Bundes im protestantischen Lager sind darüber völlig eins mit den Männern, welche eben um solcher Erkenntnis willen sich zum Evangelischen Bunde zusammengethan haben.*)

Wird aber darüber der konfessionelle Friede nicht unheilbar Schaden leiden, wenn auch wir anfangen, „intolerant" zu werden, und auch wir die Kriegstrompete blasen?

Man muß erstens darauf antworten, daß alle christliche Friedensliebe ihre Grenze hat, so gewiß derselbe Heiland, an dessen Krippe das „Friede auf Erden" gesungen wurde, zu uns spricht: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert." Diese Grenze ist für uns Evangelische Rom gegenüber dann erreicht, wenn das Antichristliche am Papsttum, das einst Luther in den Kampf trieb, wieder in der römischen Kirche das bestimmende Element wird und auch über uns und unsern Glauben die Herrschaft beansprucht. Kein andres Recht haben wir als evangelische Christen zum Kampfe gegen Rom, als die Pflicht des Glaubens, gegen den Unglauben zu kämpfen. Zwischen christlichen Kirchen als solchen kann gar kein Krieg sein; sie sind vielmehr gerade in und wegen ihrer Verschiedenheit zum Wetteifer mit einander berufen. Nur daß der Unglaube an Gott und unsern Herrn Jesus Christus selbst sich in das Gewand einer christlichen Kirche kleidet und unter heiligen, christlichen Namen öffentlich in ihr sein Wesen treibt, ja den Anspruch erhebt, die allein wahre und gottgefällige Weise christlicher Frömmigkeit zu sein — daraus allein ergiebt sich für uns evangelische Christen Recht und Pflicht, wider Rom zu streiten.

Inwieweit wir gegenüber dem modernen Rom, gegenüber der Kirche des Syllabus und des Vatikanums in diesem ernsten Falle sind, wird nach wie vor der Gegenstand unsrer aufmerksamen Beobachtung und gewissenhaften Untersuchung sein müssen. Alle Achtung vor der Person des unvergleichlich gefeierten Greises im Vatikan kann uns von dieser Verpflichtung nicht entbinden. Leider bietet eben die Art, wie er sich feiern läßt, unserm religiösen Gefühl Anstoß über Anstoß. Aber heute davon kein Wort. Heut widmen wir ihm zu seinem Jubeltage dies Wort vom konfessionellen Frieden.

Es ist mir in lieber Erinnerung, wie mich, an der Schwelle meiner Universitätszeit, Gutzkows „Zauberer von Rom" begeisterte. Das letzte Buch führt uns einen Papst vor Augen, der unmittelbar nach seiner Wahl seine erste Kundgebung dies sein läßt: „In allen Sprachen der Christenheit sei das Lesen der Bibel gestattet!" Zugleich beruft er in ein stilles Alpenthal ein allgemeines Konzil, das nichts andres zu beschließen haben wird, als die Abschaffung des Papsttums. — Leo XIII. wird das Testament des Dichters nicht vollstrecken, und auch in Zukunft wird der „Liberius II." des Romans schwerlich je aus einem Konklave hervorgehen.

Aber wissen sollen unsre katholischen Brüder, daß es einen Weg zum konfessionellen Frieden doch noch giebt. Wir müssen es ihnen immer und immer wieder sagen, daß wir von ihnen nur eins begehren, nämlich die ehrliche und offne Anerkennung, daß auch wir Christen sind. So lange der Papst uns dieses Zugeständnis versagt, sind alle schönen Worte, welche er und seine Gläubigen gelegentlich privatim und offiziell mit uns Evangelischen zu reden belieben, Schein und Trug. Selbstverständlich würde jenes Zugeständnis aber allerhand noch im Gefolge haben, z. B. die endliche Anerkennung des Augsburger Religionsfriedens, des Westfälischen Friedens, des Wiener Friedens u. s. w. Das wäre ein Jubiläumswort, eines „Friedenspapstes" würdig!

Es beleuchtet die Lage grell, daß dieser Wunsch heute zu den phantastischsten Träumereien gehört, welche es geben kann.**)

---

*) Die Belege sind zu finden bei Brecht, Papst Leo XIII. und der Protestantismus (Barmen, Klein; 157 S.; 2 Mk.). Das Schriftchen sei hiermit wiederholt empfohlen.

*) Vgl. den Bericht über „Die fünfte Allgemeine Lutherische Konferenz in Hamburg" in Nr. 45 des ersten Jahrgangs d. Bl.

**) Von welcher Seite die Friedensstörung ausgeht, wird man niemals durch einen Vergleich der beiderseitigen Polemik feststellen können, obgleich wir Evangelischen ihn wahrlich nicht zu scheuen haben. Es geben da ganz andre Thatsachen eine laute, klare Antwort, wie die unerhörte, neuerdings von seiten der römischen Kirche geübte Praxis

Trotzdem bleibt derselbe gleichsam der eiserne Bestand unsrer Forderungen an Rom. Aber wir dürfen nicht nur fordern; sondern zugleich müssen wir unermüdet vor aller Welt erklären, daß wir unserseits unter allen Umständen fortfahren, die Katholiken als Christen anzuerkennen. Und wie sehr Romanismus, Ultramontanismus, Jesuitismus das Katholische, d. i. das Allgemein-Christliche, innerhalb der römisch-katholischen Kirche unterdrücken mag: so lange sie dort drüben noch ein Vaterunser beten, glauben wir noch, daß Gott sein Volk unter ihnen hat. Das ist der schönste Triumph evangelischen Glaubens auch über das Papsttum. Wir glaubens, auch wenn wir nicht mehr sehen. Und dieser Glaube stärkt in uns die Hoffnung, daß Zeiten kommen werden, wiederkommen werden, wo ein Verständnis unsrer Art auch drüben wach wird und wir über viele Unterschiede hinweg zu gemeinsamer Arbeit uns die Hände reichen können. Wie mitten in der Frankfurter Versammlung des Evangelischen Bundes ihr Vorsitzender es aussprach:

Wer will das heute für unmöglich, wer will für ausgeschlossen halten, daß selbst weite Kreise des katholischen Klerus, daß die katholische Kirche selbst sich des mit der unsrigen gemeinsamen Ursprungs erinnern, daß sich innerhalb dieser Kirche, unmerklich vielleicht für die Außenstehenden, an Haupt und Gliedern eine Reform vollzöge, welche auch zu der evangelischen Kirche ein würdiges Verhältnis wieder entstehen ließe?

Die Liebe glaubt alles, sie hofft alles.

In dieser Gesinnung allein dürfen wir die konfessionelle Fehde führen. Dann wird diese Fehde selbst ein Beweis unsrer Liebe und der konfessionelle Friede ihr Ziel sein. Denn nicht damit, daß wir die Geisteswaffen, die uns gegeben sind, ruhen und rosten lassen, thun wir der römischen Kirche den Dienst, den wir ihr schuldig sind. Gleichviel ob wir das Ende absehen oder nicht, müssen wir der Wahrheit, dem Evangelium die Ehre geben. Und wer kennt die Wege Gottes? Hat nicht Luther, „das gottlose Ketzerhaupt und der grimmige Verfolger der katholischen Kirche," auch dem Papstreiche den Dienst gethan, daß es durch ihn wenigstens wieder eine Kirche geworden ist?

R

Spurgeons Austritt aus der Vereinigung der Baptisten

Seit einigen Wochen sind nicht nur die Dissenter Englands, sondern alle kirchlich interessirten Kreise des Landes durch einen Schritt des berühmten Baptistenpredigers*) aufgeregt, von dem auch seine Freunde und Bewunderer in andern Ländern Kenntnis nehmen müssen. Spurgeon hat Ende Oktober seinen förmlichen und endgiltigen Austritt aus der Vereinigung der Baptisten, Baptist Union, erklärt. Es ist die Bedeutung dieses Schrittes nicht falsch aufzufassen. Denn es ist mit diesem Austritte nichts weniger gesagt, als daß er der Sekte der Baptisten untreu geworden ist. Er bleibt nach wie vor Baptist. Und wie er und seine Getreuen nicht entfernt daran denken, sich vom Baptismus zu trennen, so erkennen auch diejenigen, von denen er sich geschieden, diese Thatsache als selbstverständlich an. Denn die baptistische Sekte deckt sich nicht mit jener Vereinigung. Dieselbe ist nichts andres als ein Bund von 2000 baptistischen Predigern, hinter denen ihre Gemeinden mit einer Kopfzahl von etwa 200 000 stehen. Spurgeon selber vergleicht diesen Bund mit einem Bunde staatskirchlicher Geistlichen, von dem man sich ebenfalls trennen könne oder dem man gar nicht anzugehören brauche, und könne doch ein Mitglied der Staatskirche sein. Indessen dieser Vergleich drückt die Bedeutung von Spurgeons Entschluß einigermaßen herunter. Denn die Staatskirche ist auch ohne solche Vereinigungen eine festgeschlossene, einheitliche Gemeinschaft. Die Baptistengemeinden dagegen stehen an sich alle einzeln, selbständig, lose nebeneinander, weshalb solche Verbindung für sie eine ungleich größere Bedeutung hat und die Lösung der Verbindung eine ungleich größere Wichtigkeit, als bei ähnlich benannten Vereinigungen der Staatskirche der Fall ist. Indem Spurgeon für seine Person dies Band zerschneidet, verzichtet er auf allen weitern öffentlichen Einfluß auf die Menge der andern Gemeinden und nimmt denselben ihrerseits das Recht eines gleichen Einflusses. Es liegt mithin innerhalb der Baptistensekte eine neue und bedeutsame Spaltung vor.

Diese Spaltung ist freilich nicht das Ergebnis eines Augenblicks. Sie hat eine längere Vorbereitung gehabt. Man hat nun in Spurgeons Austritte nur eine Folge seines leidenden Zustandes sehen wollen. Zur Zeit weilt er zur Erholung in Mentone und muß fort und fort mit Leiden kämpfen. Indes er hat selber mit allem Ernste solche Auffassung verwehrt. Vielleicht die Schärfe und der ganze Ton seiner Aeußerungen, nicht der Austritt selber ist auf solchen Anlaß zurückzuführen. Der wahre Grund der Spaltung ist die Verschiedenheit theologischer Richtungen. Schon länger hatte Spurgeon in seinem Wochenblatte das Thema behandelt, es ginge mit den baptistischen und kongregationalistischen Predigern in geistlicher und theologischer Hinsicht bergab. In seinen Predigten hatte er denselben Gegenstand berührt. Und wenn ihm auch zumeist mit der größten Ehrfurcht und Liebe geantwortet wurde, so hat doch auf der Gegenseite der Vorwurf nicht gefehlt, Spurgeon schade der gemeinsamen Sache durch seine theologische Engherzigkeit, ja, er würfe sich zum Papst auf, der ex cathedra alle andern unfehlbar beurteilen wolle. Thatsächlich hat er in einzelnen Fällen, wo die theologische Richtung eines Geistlichen ihm nicht gefiel, eine Trennung in der Einzelgemeinde begünstigt und durch Aussendung von Geistlichen seiner Richtung verstärkt. An einzelnen dogmatischen Punkten, die er aufs entschiedenste festgehalten wissen will, nennt er die wörtliche Inspiration der Schrift, die genaue Geschichtlichkeit des Sündenfalles, die Anselmische Erlösungslehre, die Lehre von der Persönlichkeit des Heiligen Geistes und die von der Ewigkeit der Höllenstrafen. Auch in der Lehre von der Gnadenwahl stellt er sich entschieden auf Calvins Standpunkt. Mit Leuten, die in diesen Stücken andrer Ansicht seien, könne er nicht in Gemeinschaft bleiben. Solche Gemeinschaft könne nicht mehr christliche Gemeinschaft heißen, das gebe nur Bündnisse des Bösen. Jeder rechte Christ müsse solche Gemeinschaft meiden. Mit andern Worten: er bestreitet einer freieren Theologie, wie sie in England ihren besondern Ausdruck gefunden, die Berechtigung auf dem Boden des Christentums. Und aus diesem Grunde verdient die Entwicklung dieser Streitigkeit auch in weitern Kreisen Aufmerksamkeit. Denn was er verwirft, findet sich nicht nur in der Partei der englischen Staatskirche, die sich Broad Church Party nennt, im Grunde wieder, sondern in anderer Ausprägung, ja in allen andern evangelischen Kirchen.

Zunächst äußerlich angesehen, kann Spurgeon seinen Gegnern nicht mit Recht vorwerfen, daß sie die Grundlage der Vereinigung umgestürzt. Denn in den Grundsätzen derselben findet sich nur der ganz weite und allgemeine Satz: „Jede Gemeinde habe die Freiheit, Christi Gesetze auszulegen und anzuwenden, und das Untertauchen sei die einzig richtige Art christlicher Taufe." Auch auf den äußern Erfolg gesehen, kann man nicht sagen, daß Spurgeon durchgedrungen. Die Theologie, die er verwirft, wird von einer starken jüngern Richtung vertreten. Zu Leeds und Sheffield, auf den Kongressen der Baptisten und der Kongregationalisten, ist dieselbe im Herbste auf das Bestimmteste zum Ausdruck gekommen; und man geht wohl nicht fehl, wenn man sagt, daß er mit im Hinblick auf diese Versammlungen seinen Entschluß gefaßt und lieber selber ausgetreten ist, als daß er den vergeblichen Versuch machte, den Austritt andrer zu erzwingen. Ihm hat sich nun seine große Gemeinde und eine kleine Zahl andrer Geistlichen angeschlossen. Und wenn man bedenkt, daß der sechste Teil der baptistischen Gemeinden Londons von ihm und seinen nächsten Verwandten geistlich versorgt wird und daß er stets eine große Schar junger Prediger in seinem Seminar hat, so ist der Anhang, der sich ihm anschließt, nicht zu unterschätzen. Indes hat er mit aller Entschiedenheit die Bildung einer neuen Denomination abgewiesen. Denominationen seien genug da. Und auch bei jeder neuen Gestaltung würden doch immer wieder die Diebe über

der Wiedertaufe evangelischer Christen. Evangelisch Getaufte werden, wenn sie zur römischen Kirche übertreten, noch einmal getauft! Einen sehr lehrreichen Fall berichtet ausführlich das Rheinisch-Westfälische Gustav-Adolf-Blatt Nr. 12 vom Dez. v. J.

*) Vergl. den Artikel über Spurgeon in Nr. 17 des ersten Jahrg.

die Mauer kommen. Ob aber nicht doch über kurz oder lang seine Partei eine feste Form als orthodoxe Baptistenvereinigung annehmen wird, müssen wir dahinstellen.

Zum Schlusse aber können wir nicht umhin, zweierlei mit Bewunderung anzuerkennen: den persönlichen Mut der Ueberzeugung, mit dem der große Prediger seinen Weg gegangen, unbekümmert, ob irgend ein andrer mit ihm ginge, nur weil er ihn für gottgewiesen hielt, mag es nun in Wirklichkeit auch ein beklagenswerter und verhängnisvoller Weg sein; und auf der andern Seite die Hochachtung und innige Liebe, mit der fast alle seine theologischen Gegner doch an ihm hangen und bekennen, daß sie geistig mit ihm sich dennoch aufs engste verbunden fühlen, er möge das wollen oder nicht. Das sind Stücke, die auch in so trübem Streite erfreuen müssen. Denn wir sollten denken, hätte Spurgeon von anfang an mehr Wert auf Theologie und theologisches Studium gelegt, er hätte seiner engeren christlichen Gemeinschaft einen andern Ausweg aus ihren Schwierigkeiten zu zeigen gewußt, als scharfe und bittere Scheidung.

J B

Züge aus G. Werners Leben

Vgl. den Artikel „Gustav Werner, ein schwäbisches Original der christlichen Liebesarbeit" in Nr. 35 des ersten Jahrgangs

Wenn es überhaupt besondre sittliche Anlagen giebt, so hatte G. Werner von Natur eine Anlage zur Wohlthätigkeitsübung. Als fünfzehnjähriger Klosterschüler von Maulbronn gab er bei einer Sammlung für die Ueberschwemmten des Jahres 1824 fast seine ganze Barschaft hin und schrieb außerdem seinen Eltern, sie sollten aus seiner Sparbüchse mindestens einen „Kronenthaler" (ungefähr 4 Mk. 60 Pf.) dazu thun. Wiederum als Klosterschüler kam er von einem Ferienspaziergange nach Hause — zum Erstaunen seiner Mutter mit schrecklich zerrissenem Schuhwerk: „Wie kommst du zu solchen Stiefeln?" „Ich habe sie eingetauscht," war die schüchterne Antwort, und es stellte sich schließlich heraus, daß ihn ein armer Handwerksbursche um eine Gabe angesprochen hatte; weil aber der „Seminarist" kein Geld geben konnte, machte er dem Gesellen selber den Vorschlag, er wolle ihm seine noch durchaus gesunden Stiefel ausliefern und die schmählich zerrissenen von ihm dafür eintauschen.

Diese Willigkeit, zu geben, hat Werner als Mann sittlich ausgebildet, die Naturanlage verklärt. Für seine persönlichen Bedürfnisse durfte man ihm nie etwas schenken, wenn man ihm eine Freude machen wollte; sein Gesicht glänzte erst, wenn er „seinen" Kindern einen Korb voll Aepfel oder Trauben, die man ihm geschenkt, austeilen durfte. Bis ins hohe Alter hinein mit seinen armen Kindern aus einer Schüssel essend, als siebzigjähriger Greis von morgens vier bis abends elf Uhr tagtäglich in der angreifendsten Arbeit, hat er sich nie darüber beklagt, daß ihm dieses Leben der Entbehrung bis ins höchste Alter auferlegt sei, sondern er bekannte manchem, der ihm näher kam: „Für andre leben, für andre mich opfern, das ist meine einzige Freude auf dieser Welt!" Liebe konnte er sich bloß denken in thätiger Arbeit, die sich nimmer genug thut. Als ihm einst ein hochangesehener Geistlicher von der Ruhe im Himmel sprach, auf welche er sich freuen dürfe, gab er lächelnd zur Antwort: „Ich hoffe, drüben gehts mit der Arbeit erst recht an!" So war es z. B. ganz nach dieser praktischen Auffassung von Liebe gehandelt, wenn er, der selbst in seiner Jugend in zweijährigem Aufenthalte das französische Straßburg gekannt, im Herbste des siebziger Jahres, als die deutsche Fahne vom Münster wehte, mit einem Wagen voll Lebensmittel über den Schwarzwald fuhr und als Rückfracht einen ganzen Wagen voll armer Straßburger Kinder mitnahm; zwei von diesen sind jetzt Lehrer in seinen Anstalten.

Ein Mann von solcher thatkräftigen Vaterlandsliebe, hätte er gar zu gern in seinem Alter noch das Wahrzeichen Deutschlands auf dem Niederwalde gesehen. Manchmal, wenn er aus geschäftlichem Anlaß nach Frankfurt kam, wurde ihm nahegelegt, den kleinen Abstecher vollends zu machen; aber zwei Gründe hielten ihn jedesmal wieder zurück: „Erstens sind meine jungen Leute nicht dabei, und ohne diese kann ich mich nicht freuen; zweitens trage ich überhaupt Bedenken, in einer Zeit, welche so viel Elend und Jammer einschließt wie die Gegenwart, etwas für mein bloßes Vergnügen zu thun."

Ja gewiß, dieser Mann trug nicht bloß Oberlins Ring am Finger (ein inniger Freund Oberlins, Kaufmann Wegelin in Straßburg, hatte ihm auf dem Totenbette 1833 denselben geschenkt), sondern er hatte Oberlins Geist im Herzen. Wie bei dem Steinthaler Pfarrer, so war auch bei ihm die mühsame, an Enttäuschung reiche Liebesarbeit verbunden mit einem gar frischen, kindlich fröhlichen Sinne. Er, der gegen sich streng war bis zur Schroffheit, war gegen andre die Milde selbst, der rechte, gütige „Vater" Werner. Welch liebliches Bild, wenn man ihn unter seinen Kindern sah! Gewöhnlich widmete er die erste Stunde der Vormittagsarbeit nach dem Frühstück ihrer Unterweisung in Religion oder Geschichte. Im urschwäbischen Dialekt, kindlich zum kindlichen Herzen redend, konnte er da den Schriftabschnitt auslegen. Der katechetische Schulfuchs hätte ja wohl an der Form der Frage und der ganzen Entwicklung dies und das ausgesetzt; aber wer, ohne an die Regeln der Schule zu denken, einfach zuhörte, der brachte den Gedanken nicht aus dem Sinn: so lehrt ein Vater seine Kinder, und es ist beinahe unmöglich, daß die Kleinen solche Worte väterlicher Ermahnung überhaupt wieder vergessen! Kam die Stunde des „Vespers" dann stand Vater Werner wieder unter der Kinderschar, schnitt das Brot vom Laib und teilte jedem aus nach Bedürfnis — „Aus des Vaters Hand schmeckt ihnen das Brot am besten," war seine Erklärung, wenn man ihn fragte, warum er diese Arbeit nicht andern überlasse. Oder er kam von einer seiner vielen Predigtreisen zurück: lauter Jubel ertönt auf dem Spielplatz vor dem „Kinderhaus," schon drücken die Flinksten dem „Vater" die Hand, und stolz trägt ein kräftiger Knabe „Vaters" Reisetasche — ist vielleicht irgend etwas drin, was nachher den Kindern ausgeteilt wird?

Wenn am Sonntag Mittag der Gottesdienst vorbei, auch das Schwerste, die katechetische Unterweisung der etwa hundert Lehrlinge (vom vierzehnten bis zwanzigsten Jahre), überstanden ist, dann geht der „Vater" mit seiner Jugend, falls es nicht gerade regnet oder schneit, hinaus in Wald und Feld. Die Umgegend von Reutlingen ist unerschöpflich reich an schönen Punkten. Heute besteigt man die Achalm, das nächstemal gehts auf den Lichtenstein, und wenn alle sich recht gut gehalten haben, dann steigt man über die große Höhe hinüber zum Uracher Wasserfall. Da sieht man schon von weitem die munteren Rößlein der Dettinger Papierfabrik zum Bruderhaus, die ziehen an einem Wagen, dessen Fracht die Proviantfrage in glücklichster Weise löst: sieh, wie sie nachher unten im herrlichen Wiesenthal gelagert sind, reihenweise am Waldrand, fröhlich bei Most und Brot, und das Echo der trutzigen Felsen unter der Bergfeste giebt Antwort auf manchen munteren Gesang. So hat Werner in Fröhlichkeit und Ernst seine Kinder erzogen; mochte auch da und dort ein Finsterling drüber lästern, daß man in der christlichen Anstalt auch fröhliche weltliche Lieder singe, etwa Sonntag abends in der allgemeinen „Abendunterhaltung," oder daß gar an „Vaters Geburtstag" die Kinder kleine dramatische Stücke darstellten, die Lehrlinge selbst einen „Herzog Ernst von Schwaben" und dergleichen mit ungeheurer Hingebung zur Aufführung brachten — Werner wußte, warum er seine Leute in Freiheit gewähren ließ; Goethes Wort: „Fröhlichkeit ist die Mutter der Tugend," enthält, recht verstanden, eine tiefe Wahrheit.

Unter seinen Kindern hat sich Werner gewiß immer wieder selbst die Frische und Freudigkeit zu seinem Wirken geholt; sie waren auch sein Trost in trüber Zeit. Als in den sechziger Jahren der finanzielle Ruin über sein ganzes Werk auszubrechen drohte und sein liebewarmes Herz unter den furchtbarsten Aussichten namenlos zu leiden hatte, konnte er in einem Briefe aussprechen: „Oft denke ich, wenn ich über meine Kinder hinblicke und mein Herz sie im Stillen segnet: kann der gütige Gott mein Haus untergehen lassen?" Wäre damals wirklich das Aeußerste geschehen, wären seine Anstalten durch das zum Teil unvernünftige Drängen seiner Gläubiger unter den Hammer gekommen, vielleicht wäre es wirklich so gegangen, wie er nachher schrieb: „Ich glaube, es hätte mir das Herz gebrochen, wenn ich meine

Krüppel und Waisen hätte fortschicken müssen.“ Konnte er doch schon von dem einzelnen Falle, wenn ein fauler Bursche monatelange Geduld und Liebe durch die gleiche Störrigkeit erwiederte, sagen: „Es kommt mich nichts härter an als das Fortschicken.“ Bei ihm konnte man wirklich sehen, was es heißt: die Liebe hoffet alles. Viele hundert Briefe kamen an ihn, welche das Thema variirten: „Wir haben uns mit diesem über die Maßen traurigen Falle an diese und jene Anstalt gewendet, jedesmal eine abschlägige Antwort erhalten, Sie sind unsre letzte Zuflucht“ ꝛc. Werner war da immer, selbst wenn kaum die äußere Möglichkeit bestand, den Betreffenden aufzunehmen, für eine letzte Probe. Einmal, als es sich um eine neue Aufnahme handelte, wendete die Hausmeisterin ein: Vater, es ist kein Platz für den Burschen da! Er gab zur Antwort: „Was würdest aber du denken, wenn du vor der Himmelsthür stündest und dein Heiland würde dir sagen: für die andern hats noch gereicht, aber für dich ist kein Platz mehr?“ Sein Grundsatz in der Erziehung seiner jüngeren und älteren Pflegebefohlenen war der:

Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie.

Er wußte wohl, daß viele von denen, welche man ihm zuschickte, in ihrem Leben noch nie Liebe gespürt hatten; nun dachte er durch die Sonne der Vaterliebe den hartgetretenen Boden des jungen Herzens zu erweichen: nur im gelockerten Boden kann der Same des Wortes gedeihen!

Wie schon das Bisherige vermuten läßt, die ganze Art von Werners Anstaltsthätigkeit war eine patriarchalische. Zu Wicherns strammer Organisation bildete er das süddeutsche, schwäbische Gegenstück. Beide Arten haben ihre Gefahr. Man kann vielleicht sagen, daß Werner, der vorwiegend ein Gemütsmensch war, in den ganzen kirchlichen Konflikt (von dem Nr. 35 vorigen Jahres berichtet hat) nicht hineingeraten wäre, wenn er mehr Unterscheidung für das rechtlich Fixirte, das man auch in der Kirche nicht entbehren kann, gehabt hätte. Die von der Kirchenbehörde ihm abgeforderte Erklärung zur Augsburgischen Konfession hätte er in dem Sinne, wie sie ihm nahegelegt wurde, ohne weiteres Bedenken abgeben können, was den Inhalt der Glaubenssätze betrifft; aber er fürchtete sich, sein Gewissen zu binden durch ein Bekenntnis, dessen Gegenstand eben doch zunächst der Buchstabe der vor mehr als dreihundert Jahren von Menschen verfaßten Artikel war. Hätte er persönlicher Empfindlichkeit nachgeben wollen, so hätte er, nachdem man ihn 1851 vom Kirchenamt (nicht, wie die Zeitungen irrtümlich zum Teil berichtet haben, aus der Kirche) ausgeschlossen hatte, eine Sekte gegründet; Tausende im Lande Württemberg wären ihm damals zugefallen. Aber die Liebe trachtet nicht nach Schaden. Er war in seiner fruchtbaren Reisepredigerthätigkeit durch jenes Vorkommnis wohl etwas gehemmt; aber ihn daran hindern wollte und — konnte man nicht. In der Stuttgarter Galerie hängt ein Bild von R. Heck: „Werner in einer Scheune predigend,“ ein Bild recht nach dem Leben. Mit inniger Andacht hingen die Zuhörer, meist dem Bauern- oder Weingärtnerstande angehörig, an dem Munde des Predigers der Liebe; schon das Aeußere war geeignet, anzuziehen: die große schlanke Gestalt mit dem eindrucksvollen magnetischen Auge, eine klangvolle Stimme, auch im Flüstern noch wohl vernehmbar, stets, auch bei ernsten Stellen, ein deutliches Register „Sanftmut“ mitklingend. Mit Vorliebe wählte er seinen Text aus den Propheten des alten Bundes; die hebräische Bildersprache bot ihm willkommenen Anlaß für seine phantasievolle, oft wirklich dichterische Darstellung der Wahrheit. Obwohl er selten Zeit hatte zu längerer Vorbereitung, „entbehrten seine Reden“ doch, wie ein gebildeter Ohrenzeuge aus früherer Zeit sagt, „des logischen Zusammenhanges und des sicheren Gedankenganges nicht, und waren stets treffend, packend, populär, erbaulich und belehrend.“ Stets nahm er, im Unterschied von den meisten Predigern, Rücksicht auf die Tagesereignisse. Politik und Religion berührten sich eben bei ihm deshalb enger, weil er fest überzeugt war, daß die politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte, hauptsächlich die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, hinzielen auf die geistige Herrschaft Christi, auf ein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens; die Sozialpolitik des Kaisers hatte also für ihn ein eminent religiöses Interesse. Dabei dachte er sichs (jedenfalls in seiner früheren Zeit) gern so, daß aus dem evangelischen Süden Deutschlands die Neubelebung des religiösen Sinnes in den weiteren Volkskreisen ausgehen müsse. „Es muß,“ schreibt er im Oktober 1849, „unserm Schwaben, das einst des Reiches Fahne trug, die Ehre bleiben, dem kommenden König der Gerechtigkeit, Christus, das Panier der Gerechtigkeit voranzutragen.“ Die Jugend rief er auf, Träger dieser Fahne zu werden; sie sollen es machen, wie sein Oheim, auch ein Werner, den man tot auf dem Wahlplatze fand, die Fahne, die er trug, in seiner Brust versteckt. — Als im Jahr 1863 seine Sache dem erwähnten finanziellen Ruin nahe kam, wurde ihm entschieden geraten, es zu machen, wie der schwäbische Bauer Rapp mit seiner christlich-kommunistischen Gemeinde, und auszuwandern. Costa Rica wurde ihm als Ziel gepriesen. Er schrieb darauf: „Ich bleibe mit meiner Sache im Lande und halte fest am Vaterland; bis auf den jetzigen Augenblick kann ich nicht von der Ueberzeugung lassen, daß für diese große, entscheidende Zeit dem deutschen Volk eine Hauptaufgabe geworden ist, zu deren Lösung auch mein Werk beitragen soll.“

Freilich, jene schwere Zeit der sechziger Jahre hat ihn alt gemacht; sie mußte aber, das fühlte er wohl, ihn und die Seinigen läutern, zur vollen Nüchternheit des Strebens durchbilden. In seinen letzten Jahren war ihm kein Bibelwort teurer als das des Kolosserbriefes, welches redet von einem „verborgenen Leben mit Christo in Gott.“ Wie weit seine Sache bestimmt ist, auch fernerhin an der großen Aufgabe der Zeit mitzuhelfen, weiß Gott; Werners Name wird immer unter denen genannt werden, welche im heißen Kampfe der Gegenwart als Bekenner Christi in Wort und That in den vorderen Reihen standen.

P W

Unsre Kunst

Uebersicht: 1. Allgemeines. Die vorjährige Berliner Ausstellung; 2. Stilleben, Landschaft und Bildnis; 3. Sittenbild; 4. Historie; 5. Idealkunst; 6. Religiöse Kunst

1. Allgemeines. Die vorjährige Berliner Ausstellung

In den Werken der Kunst malt sich der Geist der Zeit sein eigen Bild. Im wirklichen Leben sind viele seiner Züge von Spuren der Vergangenheit, die nur der Zufall oder die Macht der gedankenlosen Nachahmung erhalten hat, von dem Schweiß, den die allen Zeiten gemeinsame Arbeit ums tägliche Brot kostet, und von dem Staub inhaltsloser Alltäglichkeit verhüllt oder entstellt. Das alles legt er ab, wenn er in die lichten, festlichen Hallen der Kunst tritt. Welche Erinnerungen aus der Vergangenheit, welche Erscheinungen der Gegenwart die Jünger der Kunst zu fesseln und zu begeistern vermögen, was ihnen dabei als das Charakteristische erscheint und auf welche Weise sie dies zum Ausdruck bringen, das alles kennzeichnet die Geistesrichtung des zeitgenössischen Geschlechts. Gewiß hängt die Wahl des Stoffes und die Auffassung desselben zunächst von der Individualität des Künstlers ab. Aber, ihm selbst bewußt oder unbewußt, berät ihn dabei die Geschmacksrichtung und Empfindungsweise des Publikums, und auch wo er dem eignen Genius zu folgen scheint, ist doch gerade seine für die Eindrücke der Umgebung besonders empfängliche Künstlernatur von Licht und Luft, worin sie sich entfaltete, in ihrer ganzen Entwicklung bestimmt worden.

Darum gehören die Schöpfungen der Kunst zu den Zeichen ihrer Zeit. Sie bieten Gelegenheit, der Gegenwart den Puls zu fühlen. Hier verrät sie, was ihr Herz bewegt, wohin ihre Augen gehen, wie leise oder laut ihr Gewissen redet, ob gesundes Blut warm und frisch durch ihre Adern rollt, ob der Menschheit unvergängliche Ideale ihre Brust höher schlagen lassen und welche unter ihnen dabei am wirksamsten sind.

Und umso sicherer wird die Diagnose sein, in je lebendigerem Zusammenhang die Kunst mit dem Leben des Volkes steht. Daß dies in unsern Tagen in hohem Maße der Fall sei, dafür spricht nicht nur der ganze Zug der Zeit zur Oeffentlichkeit, welcher in keinem Gebiete vom Gemeinleben abgeschlossene Kreise

innerhalb des Volksganzen duldet; dafür zeugen unzweideutig auf der einen Seite die immer breiteren Raum gewinnenden Darstellungen unsrer Künstler, deren Stoffe aus dem Leben der Gegenwart genommen sind, und auf der andern das lebendige Interesse des Volkes für die Kunstleistungen, wie es nicht nur die Menge illustrirter Zeitschriften, sondern auch der lebhafte Besuch der Kunstausstellungen bezeugt. Wurde doch die Jubiläumsausstellung des Jahres 1886, abgesehen von den etwa 10000 Inhabern von Saisonkarten, durch 1161461 Tageseintrittsgeld bezahlende Personen besucht.

In dem Maße aber, als die Schöpfungen der Kunst in immer weiteren Kreisen des Volkes infolge der Ausbreitung der allgemeinen Bildung Teilnahme und Verständnis und infolge der gewaltigen Fortschritte der vervielfältigenden Künste Verbreitung finden, fügt sich — für die Aufgaben, denen dies Blatt dienen will — zum pathologischen ein pädagogisches Interesse: die Kunst ist dann nicht nur ein Kind, sondern eine Erzieherin ihrer Zeit; ihre Werke machen in lockender und andringender Sprache Propaganda für den Geist, aus dem sie geboren sind. Sie bestimmen den Beschauer, selbst die Wirklichkeit in der Auswahl und Beleuchtung zu sehen, in welcher sie ihm dieselbe zeigen, und prägen in seine Seele die Ideen und Ideale, die Stimmungen und Bilder, die in ihnen ihm entgegentreten.

In diesem Sinne bitten wir unsre Leser, mit uns noch einmal durch die achtzehn Säle und neunzehn Kabinette der vorjährigen Berliner Kunstausstellung zu wandern. Es ist unsre Absicht nicht, die Kunst der Gegenwart auf ihr technisches Wollen und Können, auf die künstlerische Vollendung in Farben und Linien zu prüfen, sondern sie zu fragen, wes Geistes Kind sie sei und wes wir uns zu ihr als einer Geistesmacht zu versehen haben. Eine allgemeine Ausstellung ist ein öffentliches Selbstbekenntnis der Kunst. Durch die goldnen Rahmen thun wir einen Blick in die Welt, und, wenn wir nur tief genug blicken, oft auch in die Weltanschauung, in welcher die Schöpfer der Bilder heimisch sind. Dabei tönt sich das Individuelle der einzelnen Bilder durch deren Vereinigung zu einem gemeinsamen Gesamteindruck ab. Ueberdies sind wir in der glücklichen Lage, bei unserm Gange die Richtigkeit des letztern an der noch umfassenderen und nach allgemeinem Urteil ein vollständiges Bild der Kunst der Gegenwart darbietenden Jubiläumsausstellung des Jahres 1886 kontroliren zu können. Denn mit ihr konnte sich selbstverständlich die vorjährige an Reichtum und Glanz nicht messen. Aber wenn auch eine ganze Reihe der ersten Namen, wie Menzel, Defregger, Vautier, A. Achenbach, v. Gebhardt, G. Max, Schaper, fehlten, die durch sie bezeichnete Richtung war darum nicht unvertreten.

Ein Ueberblick über das Ganze — es sind (abgesehen von den Kupferstichen, Radirungen, Architekturentwürfen) rund 970 Oelgemälde, 130 Aquarelle und Zeichnungen und 150 Bildwerke ausgestellt — bringt vor allem den Eindruck hervor, daß die Beherrschung der künstlerischen Mittel, die bekanntlich im Anfange des Jahrhunderts der deutschen Kunst völlig verloren waren, bei den hervorragenden Meistern eine virtuose Höhe erreicht hat. Formen, Farben, Duft und Licht, wie sie uns hier umgeben, erzählen dem Kenner der Kunst unsers Jahrhunderts von ernstestem Studium und nie zufriedenem Streben, aber auch von überraschendem Erfolge. Schon wagen es — ein Zeichen, daß der Höhepunkt erreicht ist — junge Talente, all diese Errungenschaften zu verschmähen und ihre Originalität darin zu beweisen, daß sie die, wie ihnen dünken mag, wohlfeile Art, in schönen Formen, ansprechender Gruppirung, wohlthuenden Farben ihre künstlerischen Ideen zum Ausdruck zu bringen, verachten und durch kalte, schmutzige Tönung, ausgesuchte Häßlichkeit der Gestaltung und unschöne Disposition die Wirklichkeit, wie sie meinen, naturwahr darzustellen. Andrerseits sind der Freude über die Lösung jener Aufgabe, die sich die wiedererwachende Kunst als Lebensbedingung gestellt sah, die im schroffen Gegensatze zu den naturalistischen Geschmacksverletzungen stehenden, übrigens nicht allzu zahlreichen Werke zu gute zu halten, bei welchen der Stoff nur das unschuldige und darum meist auch völlig uninteressante Mittel ist, dem Künstler Gelegenheit zu geben, seine virtuose Technik zu beweisen — eine Parallele zu dem Virtuosentum in den Konzertsälen. Nicht selten drängt sich wenigstens der Eindruck auf, daß der Künstler den Schwerpunkt seines Strebens auf die Form seiner Schöpfung gelegt, dagegen der Vertiefung in den Gegenstand nicht dasselbe Interesse entgegengebracht habe. Die Neigung zur Ueberschätzung des Formalen, zur Beruhigung bei der vollen Beherrschung der Form, die durch unsre ganze Zeit geht, spiegelt sich so auch in der Kunst unsrer Tage, und daß sie der darin liegenden Gefahr, an Tiefe, Kraft und Reichtum Einbuße zu leiden, besser als die Durchschnittsbildung unsers Geschlechts entgangen ist, dafür legt wenigstens unsre Ausstellung kein Zeugnis ab.

2. Stillleben, Landschaft und Bildnis

Ganz besonders zu gute kommt die geschilderte Art unsrer Kunst den „Stillleben.“ Herzlich danken wir es den zum großen Teile weiblichen Händen, die sie geschaffen, daß diese Blätter und Blumen, diese Früchte und Tiere in ihrer köstlichen Naturfrische und -Wahrheit und ihrer reizvollen Anordnung, worin sie sich mit den vollendetsten Stillleben der alten Niederländer getrost messen können, uns Kinder von heute immer wieder einladen, in unserm Hasten und Drängen ins Weite, nach dem Großen, Lärmenden und Gemachten, stille zu halten und uns zu erlaben an dem lebensprühenden Reichtum und der stillen Schönheit der einzelnen Gebilde der Natur. Beweisen schon diese Bilder, denen sich eine Reihe mit liebender Versenkung und oft mit köstlichem Humor gemalte Tierstücke anschließt, daß unserm Geschlecht ein reiches Maß von Verständnis und Liebe für die Natur eigen ist, so lassen die Landschaften — und mindestens die Hälfte sämtlicher Bilder zeigt uns solche größtenteils auf Flächen, welche die Poussins und Claude Lorrains um mehr als das doppelte übertreffen — erkennen, daß die vorzüglichsten Kräfte sich darum bemühen, der Natur das Geheimnis ihrer Reize, ihre Seele abzulauschen. Neben einem O. Achenbach, B. Ruths, Willroider, Leu, Wenglein, Douzette, Ruß, B. Ludwig, Baisch, Kameke, Müller-Kurzwelly, Söborg, um etliche der Ausgezeichnetsten zu nennen, sind noch eine gewaltige Reihe tüchtiger Kräfte geschäftig, uns bei Morgen- oder Abend-, Gewitter- oder Mondscheinbeleuchtung, von leuchtender Luft oder von Nebeldunst umflossen, im ahnungsvollen Vorfrühling, im lachenden Sommer, in herbstlicher Wehmut, unterm weißen Leichentuche die Hochgebirge oder das Flachland, den Wald oder die Meeresküste, bald — und zwar, im Unterschiede von früher, wo Staffage nie fehlen durfte, in überwiegender Zahl — in lautloser Einsamkeit, bald stimmungsvoll belebt von Menschen, häufiger noch von Getier, zu zeigen. Die halbe Welt haben sie dazu durchstreift. Führen uns W. Gentz und Ernst Körner in glänzenden Farbendichtungen nach dem Lande des Nils und der Pyramiden, Hellgrewe in unsre Kolonien und von Meckel in die brennende Wüste und unter die schattigen Palmen, dürfen wir hier Motive aus Japan oder aus Rio de Janeiro, dort den Hafen von Newyork bewundern; steigt unter dem Pinsel von Possart wie ein Traum die Alhambra, oder unter dem Achenbachs, Lutteroths, Berningers Ischia oder der rauchende Berg über dem wunderbaren Golf vor uns auf, so sind das doch nur jene bekannten Namen, die uns immer wieder in „ihr Land“ führen. Die übrigen Landschaften zeigen uns heimisches Land und nordisches Meer, unsre Felsen und Seen, unsre Birken, Buchen oder Eichen, unsre Wiesen und Thäler; und wie Italien, ist auch das andre „gelobte Land“ früherer Landschaftsmalerei, die Schweiz, der übrigens Norwegen immer größere Konkurrenz macht, nur in einigen allerdings glänzenden Bildern vertreten. Die alt deutsche Neigung, das Fremde vor allem reizvoll zu finden, die eine Zeit lang gesteigert wurde durch einen überreizten Geschmack an Frappantem und Groteskem, hat einer verständnisvollen Liebe für die eigenartige Schönheit des Heimatlandes weichen müssen, welche selbst der märkischen Landschaft poetische Reize abzugewinnen vermag. Dabei beweist die Landschafterei neben dieser Steigerung der Freude am Eignen und der gesammelten Versenkung in die Natur die große Vielseitigkeit modernen Empfindens. Beinahe jedes Bild bringt eine eigentümliche Stimmung zu einem durch alles durchklingenden, rein und fein empfundenen Ausdruck. (Ob es wohl eine Folge

der großen Beweglichkeit dieses reich entwickelten Stimmungslebens ist, daß das bewegliche Element unsre Künstler am meisten anzieht? Vielleicht die Hälfte aller Landschaften sind Seestücke. Man ist geneigt, die jährlich zunehmenden Wallfahrten der Sommerfrischler ans Meeresgestade damit in Parallele zu ziehen.) „Stimmungsbilder" sind unsre Landschaften. Nicht die schönen Formen und Linien in der Natur, das an sich Unveränderliche, sondern die Natur in irgend einer ihrer wechselnden Erscheinungen, in ihrer Ruhe oder Bewegung, ihrem Erwachen oder Entschlummern, ihrer Ueppigkeit oder ihrer Einfachheit, in Heiterkeit oder düsterm Ernst wollen unsre Maler schildern. Die stilisirte oder gar die „klassische" Landschaft eines Preller oder Rottmann, auf der Jubiläumsausstellung kaum in zwei oder drei Exemplaren vertreten, fehlt ganz. So ist in der Musik an die Stelle der Sonate das Charakterstück getreten. Es ist die individualistische Richtung unsrer Zeit, die sich auch hier geltend macht: die Stimmung der Landschaft leiht dieser selbst etwas Individuelles und weckt im Beschauer individuelle Empfindungen statt der allen gemeinsamen, rein ästhetischen Befriedigung. Der allgemeine Zug zur Landschaft und ihrer Stille aber ist als Ausgleichung gegen die lärmende Ruhelosigkeit und den Realismus unsers Städtelebens freudig zu begrüßen. Es ist ein erhabener Beruf, einem an Ueberkultur und Naturentfremdung krankenden Geschlechte die Augen zu schärfen für die unerschöpfliche Herrlichkeit der Naturwelt und ihm zu zeigen, daß sie nicht nur ein „Objekt" ist für unsre wißbegierige Forschung, nicht nur, um des Dichters derbes Bild für eine derbe Verirrung zu gebrauchen, die melkende Kuh für unsre materiellen Genüsse, sondern vor allem eine sittigende, stillende und heiligende Macht für unser Gemütsleben. Der Kunst selbst kann diese „Sommerfrische," in die sie sich aus dem bunten Olymp und aus den feierlichen Hallen der Historie zurückgezogen hat, nur reichen Gewinn an Vertiefung und Abklärung der Empfindungen und an Schärfung des Blicks für das Naturwahre gegenüber allem Gespreizten und Gesuchten eintragen.

Eine andre Eigenschaft des Geistes unsrer Zeit, die sich in der Vorliebe für Landschaften verrät, die ungemein gesteigerte Rezeptionsfähigkeit, die Gabe, sich zu versenken in die Erscheinungen um uns und sie zu verstehen, bezeugt unsre Ausstellung noch nachdrücklicher in dem Hervortreten einer zweiten Gattung, die im Verein mit den Landschaften ihr ihren Charakter giebt, des Bildnisses. Unter den Gemälden zählen wir über 200 Bildnisse; mehr als die Hälfte (150) ihrer Bildwerke sind Büsten (75) und Statuen (15). Auch hierin wird Bedeutendes geleistet, zumal wenn man die Jubiläumsausstellung zur Ergänzung herbeizieht. Von den Porträts — wir finden unter ihnen außer den später zu erwähnenden hehren Gestalten, die an der Spitze unsrer Nation stehen, eine große Anzahl berühmter Zeitgenossen, Staatsmänner, Militärs und Gelehrte — zeigt uns ein nicht geringer Teil die betreffende Individualität in lebendiger und scharfer Ausprägung. Sie bezeugen uns, daß es unsrer Zeit neben dem stark ausgeprägten Sinn für das Individuelle, der hier seine Triumphe feiert, nicht an dem Gegengewicht fehlt, das ihn vor der Entartung in Subjektivismus schützt: dem Respekt vor den Thatsachen und der Objektivität in ihrer Auffassung. Seltner gelingt es, die unschuldige Naivität der Kinder zu erfassen, zumal die Köpfchen meist aus dem unkindlichsten Kleiderputz herausschauen. Aber unter den Perlen der Ausstellung finden sich auch Kindergesichter voll köstlicher Anmut und Frische. Sodann fesseln einige Charakterköpfe die Aufmerksamkeit. Der Charakterkopf ist die Parallele zur Stimmungslandschaft. Beide geben Seelenmalerei. Es ist nun interessant, zu beobachten, daß hier wie dort dieselbe Neigung hervortritt. Die bevorzugte Stimmung in der Landschaft ist das Ernste, von der Wehmut des Herbstes und des Abends bis zur Schwermut des Gewitters oder der Oede. Dem Abend entspricht bei den Charakterköpfen das Alter, dessen Leben in der Vergangenheit liegt, dem Not und Sorge ihre tiefen Spuren aufgedrückt. Neben dem Alter tritt des Lebens Oede uns entgegen: „Fadenscheinig" nennt Jsm. Gentz seinen „Möchte wohl, kanns aber nicht;" „Sic transit gloria mundi" giebt Knaus seinem „Staroften" zum Motto — beides vortrefflich charakterisirt. Des Lebens herbe Rätsel spiegeln sich in zwei Mönchen: dort gräbt der „Zweifler" am Fenster seiner kahlen Klosterzelle, das in die Weite blicken läßt und Luft und Licht hereinführt, die Augen in die Hand des den müden Kopf stützenden Armes (Valentini), und den Blick des andern in der braunen Kutte mit den hohlen Wangen und den derben Lippen, in dem zwei Seelen, um den zwei Welten kämpfen, kann man nur schwer wieder vergessen. Endlich hat Hanna Böhm in einem auf ödem Felsen gen Himmel starrenden „Ahasver" die Todessehnsucht eines zerrissenen Gemüts zum Ausdruck gebracht. Die daneben wohl vorhandenen Charakterbilder heitern Genres sind so leichten Charakters — trinkende Mönche u. s. w. —, daß sie nicht ins Gewicht fallen.

Nur auf dem Uebergange zum „Genre" finden wir des Lebens freundlichere Seite bei den „alten Freunden" von Holmberg, einer Perle der Charakteristik: ein Kardinal, in den feinen, klugen Zügen vornehmes Behagen, liest aus einem Lieblingsbuche einem ihn besuchenden geistlichen Freunde vor, in dessen Haltung und Angesicht devote Freude an der ehrenden Freundschaft mit der Lust an der Lektüre um den Vorrang streiten. An Feinheit der Charakteristik tritt aber dieser Szene behaglicher Gemeinschaft zur Seite die Gesellschaft, die uns E. Schwabe am Tische eines Restaurants beim Dessert zeigt: in der Mitte, in lebhafter Aktion, mit scharfem Profil, ein Fanatiker seiner Meinung, ein Journalist, wohl semitischer Abstammung — man sieht ihm an, daß er die gewandte Feder in ätzende Tinte zu tauchen pflegt; zu beiden Seiten dort eine wohl gesicherte Existenz, welche die „ungelösten Fragen" gern wie den Rauch ihrer Havannah in die Luft hinwegblasen möchte, hier ein Katholikus, welcher mit überlegenem Lächeln sein Glas dreht; er braucht sich nicht den Kopf zu zerbrechen; er weiß, was er zu denken hat, und weiß auch, wer den Vorteil aus dem Streit der Meinungen und der Schwierigkeit der Verhältnisse zieht. v S

Die Wahrheit des Christentums

Von A. H. Braasch. Jena, Hermann Dabis, 1887 (297 S.; 3 M.).

Das vorliegende Buch stellt sich die Aufgabe, „die Wahrheit des Christentums für alle Aufrichtigen und Wahrheitsuchenden überzeugend darzuthun." Im Anschluß an das apostolische Glaubensbekenntnis behandelt der Verfasser seinen Stoff unter den drei Gesichtspunkten: 1. Der christliche Gottesglaube. 2. Die religiöse Bedeutung Jesu. 3. Der Glaube an den heiligen Geist. Jeder dieser drei Abschnitte liefert seinen Beitrag zur Lösung der oben bezeichneten Aufgabe.

Es liegt aber in der Natur der Sache, daß die entscheidenden Gedanken in demjenigen Abschnitte zur Geltung kommen, welcher die religiöse Bedeutung Jesu zum Gegenstande hat. Mit Nachdruck wird es hier betont, daß wir Gott im Wirklichen suchen müssen, wenn wir ihn finden wollen. Im Wirklichen finden wir ihn, wenn wir ihn in der Geschichte finden. Die geschichtliche Gestalt Jesu ist es, welche uns von der Wirklichkeit Gottes überführt. Diese Wirklichkeit existirt aber nur für den, der den sittlichen Wert der Person Jesu versteht. Denn an die sittliche Lebensführung Jesu ist die Offenbarung Gottes geknüpft. Darum kann sie niemand verstehen, der sich dem sittlichen Eindruck der Person Jesu verschließt. Wer aber von diesem Eindruck überwältigt vor dieser Person sich beugt und demütig erkennt, daß hier Gott selbst ihm nahetritt, für den ist die geschichtliche Erscheinung Jesu von Nazaret die Offenbarung Gottes im ganzen und vollen Sinne des Wortes. Diese Gedanken, denen wir mit Freuden zustimmen, sind in der vorliegenden Schrift in folgenden Sätzen zusammengefaßt:

Diese Thatsache der vollkommenen Religion (das Bewußtsein Jesu, daß Gott als Vater in ihm wohnt) tritt uns aus dem Lebensbilde Jesu als das unzweifelhaft Geschichtliche entgegen. Wer darf denn angesichts dieser Thatsache es wagen, die Wahrheit dieser Religion, die Wirklichkeit des lebendigen Gottes, der die Liebe ist, zu leugnen? War das, was Jesus als eine überwältigend selige Wirklichkeit im Herzen empfand, eine Selbsttäuschung, war diese Gegenwart des leitenden und liebenden Vaters, die sich in stets gleichmäßiger Weise seiner Seele kräftig fühlbar machte, eine träumerische Schwärmerei, dann ver-

lieren wir jede Möglichkeit, Sein und Schein überhaupt zu unterscheiden, und dann müssen wir allen Erscheinungen unsers äußern und innern Lebens mit unheilbarer und trostloser Zweifelsucht gegenüberstehen. Denn es liegt schon in dem deutschen Worte ausgesprochen, daß wir nur dies einzige Merkmal einer „Wirklichkeit" haben, daß sie eben in unserm Leben, in unsrer Welt irgend als eine wirkende Kraft sich fühlbar macht und zu erfahren giebt. In Jesu Leben war Gott die fortreißende, unbedingt bestimmende Kraft, der gegenüber die Welt und die Sünde mit all ihren Kräften nichts auszurichten vermochten. Darum ist Jesus selbst der Thaterweis unsers christlichen Gottesglaubens..... Die Beweiskraft der Geschichte Jesu reicht aber nicht weiter, als die Geistesgewalt des Gewissens. Wie sich die Menschen dieser entziehen können, so können sie auch dem freundlichen Liebesruf des Menschensohnes, dem eindringenden Geistesruf des Gekreuzigten, dem überwältigenden Verheißungswort des Auferstandenen die kalte Unempfänglichkeit begeisterungsloser Herzen, in denen die Stimme des Gewissens erstickt ist, entgegenstellen.

Es ist hier nicht möglich, den reichen Inhalt des Buches, der an jenem entscheidenden Gedanken seinen Grund und Halt hat, ausführlich wiederzugeben. Der Leser mag selbst dem Verfasser folgen in das weite Gebiet, in das er von ihm geführt wird. Die übersichtliche Anordnung, die frische und anregende Darstellung und die reiche Belesenheit des Verfassers werden ihre Wirkung nicht verfehlen. Und diese Wirkung würde noch erhöht, wenn der Verfasser darauf verzichtet hätte, in denjenigen Abschnitten, welche den christlichen Gottesglauben behandeln, auch nach solchen Stützen dieses Glaubens sich umzusehen, die diesem Glauben selbst fremd sind. Denn was aus dem Gebiet der Naturwissenschaft als „Bewährung und Bestätigung" des christlichen Gottesglaubens in Anspruch genommen wird, ist doch für viele Gebildete unsrer Tage mehr ein Grund des Zweifels als eine Bewährung des Glaubens. Wozu dann solch wankende Stützen eines Glaubens, der auf der Person Christi ruht wie auf einem Felsengrund? Wer auf diesen Grund sich nicht zu stellen weiß, wer durch Christum nicht für das Christentum gewonnen wird, der ist für dasselbe überhaupt verloren. Aber niemals können wir den Glauben aufgeben, daß das Bild Jesu noch mächtig genug ist, um die Menschenherzen zu überwältigen und von der Wahrheit seiner Sache zu überführen. Diese Gewißheit spricht auch aus der vorliegenden Schrift. Es ist ihr bleibendes Verdienst, daß sie den Wert der Person Christi für den Wahrheitsbeweis des Christentums nachdrücklich zur Geltung bringt. F T

Von der Heidenmission

(Missionslesezirkel) Die Buchhandlung des Vereinshauses (H. G. Wallmann) in Leipzig hat einen Spezialkatalog ihres theologischen Lesezirkels herausgegeben, welcher allen Missionsfreunden sehr willkommen sein wird. Derselbe umfaßt die wichtigste Missionsliteratur in den drei Abteilungen: Völkerkunde (einschließlich Reiseliteratur), Religionskunde und Missionskunde. Die etwa 250 Bände sollen zu denselben Bedingungen ausgeliehen werden, wie sie bei dem schon viel gebrauchten theologischen Lesezirkel gestellt sind, daß nämlich jeder Leser für 3 Mark im Jahre monatlich ein von ihm ausgewähltes Buch erhält. Wenn sich ein ganzer Missionslesezirkel bildet, so wird den Mitgliedern desselben ein Jahresabonnement auf monatlich ein Buch für 2 Mk. 50 Pf., auf zweimonatlich ein Buch für 1 Mk. 50 Pf. jährlich bewilligt. Wir wollen nicht unterlassen, unsern Lesern dieses dankenswerte Unternehmen zu empfehlen; es ist selbstverständlich auch für Nichttheologen da. P

(Deutsche Schule in Kamerun) Der von der deutschen Regierung im Kamerungebiete angestellte Lehrer Christaller hat einen ausführlichen Bericht über seine bisherige Arbeit in die Heimat gesandt. Darnach ist die deutsche Schule, welche am 24. Februar v. J. mit 32 Schülern eröffnet wurde, in vollem Gange. Die Knaben, zum großen Teile „Königssöhne," besuchen den Unterricht fleißig und zeigen auch ganz leidlich gute Fähigkeiten; sie schreiben zur Hälfte sogar schon mit Tinte und Feder. Der Leseunterricht macht zur Zeit noch die meisten Schwierigkeiten, weil es an Lesebüchern fehlt; doch hat Lehrer Christaller in seiner freien Zeit eine Fibel zusammengestellt und übersetzt, welche bereits in Deutschland gedruckt wird. Auch der Gesang wird in der Schule gepflegt; leider zeigen die Dualla wenig Anlage dazu: einige Choräle und deutsche Volkslieder singen sie zur Geige. Im ganzen bestätigt der Bericht vollauf Christallers Anschauung beim Beginn der Arbeit, daß sich aus den Duallaknaben etwas machen läßt. Möge diese Schule zur baldigen Christianisirung des Landes an ihrem Teile beitragen! P

(Gute Nachricht aus Dar-es-Salam) Die Zeitungen melden: Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika hat soeben von ihrem Missionar Greiner die Nachricht erhalten, daß der Sultan von Sansibar nicht nur eingewilligt hat, ein Grundstück in Dar-es-Salam an ihn auf hundert Jahre gegen eine jährliche Pacht von etwa 200 M. zu verpachten, sondern er erlaubt auch, aus den unbewohnten Häusern in Dar-es-Salam, soweit sie dem Sultan gehören, Baumaterialien für die Missionsgebäude herauszubrechen und zu verwenden. Der Wali in Dar-es-Salam ist beauftragt, zusammen mit Missionar Greiner die Grenzen zu bestimmen. Sobald dies Geschäft erledigt ist, ist Seid Bargasch bereit, einen schriftlichen Vertrag abzuschließen. P

(Ein Denkmal für Bischof Hannington) Der englische Missionsbischof Parker, der Nachfolger des ermordeten Hannington, besucht gegenwärtig die Stationen der englischen Kirchlichen Missionsgesellschaft in Ostafrika und hat von dort aus Anregung zur Errichtung eines Denkmals für seinen rühmlichen Vorgänger gegeben. Dasselbe soll in einer steinernen Kirche für Freretown, dem wichtigsten Punkte der Church Mission Society in Ostafrika bestehen. In dieser Kirche soll eine Gedächtnistafel an den Märtyrertod Hanningtons und an die in Uganda ermordeten Christen aufgestellt werden. Bei dem bekannten Opfersinn der englischen Missionsfreunde wird dieses sinnige Denkmal für den mutigen Missionsbischof jedenfalls binnen Jahresfrist schon errichtet sein. (Vgl. Nr. 11 v. J., S. 102 f.) P

Verschiedenes

(Ein christlicher Schriftsteller über Paul Heyse) Otto Kraus, der Kritiker der Allg. Kons. Monatsschrift, hat ein Buch von 170 Seiten über „Paul Heyses Novellen und Romane" geschrieben (Frankfurt a. M., Joh. Alt, 1888; 2 Mk.). Bei der Gedanken- und Urteilslosigkeit, womit auch christliche Leser unsrer schönen Literatur gegenüberstehen, kann man es nur mit Genugthuung begrüßen, daß hier ein so ernster und verständiger Schriftsteller den Unbeholfenen zu Hilfe kommt. Er schrieb kein Pamphlet, das an Paul Heyse nichts Gutes ließe; „L'Arrabiata und andre seiner Dichtungen erfahren das Lob, das ihnen gebührt; seine Meisterschaft im Stil und in der Schilderung [diese freilich nur bis zu gewissen Grenzen] bleiben unangetastet. Aber mit dem „Psychologen" Heyse wird furchtbar ins Gericht gegangen, und die einfachen sittlichen und religiösen Maßstäbe des Christentums werden schonungslos an seine Werke angelegt. Nur ein Beispiel der oft ungemein schlagenden Kritik. S. 143 heißt es bei Besprechung der „Kinder der Welt": „In dieser so verdrießlichen Stimmung hat der gottlose Edwin dann noch eine Reihe von Versen über das Nichtige alles Bestehenden gemacht, voller Bitterkeit und Auflehnung gegen den persönlichen Gott, den er doch leugnet." Vgl. S. 106. Es ist in der That beinahe zum Lachen, wie bei Heyse und andern unsrer rücksichtslos modernen Dichter die erklärtesten Atheisten sich so oft über die Rätsel ergehen, welche dem Gläubigen die Weltleitung des lebendigen Gottes aufgiebt: sie zerbrechen sich in zu großer Aufopferung unsre Köpfe. Oder wenn sie hadern müssen, warum hadern sie nicht mit dem Schicksal, mit den Naturgesetzen, mit dem Universum? Warum mit dem Christengott?

Ich wünschte aber, der Verfasser hätte doch versucht, eine gewisse Entwicklung in Paul Heyses moralisch-religiöser Dichterpersönlichkeit aufzuweisen. Irre ich nicht, so thut man ihm Unrecht, wenn man die „Kinder der Welt" sein letztes Wort dem Christentum gegenüber sein läßt. Wir konnten im vorigen Jahrgang dem „Roman der Stiftsdame" trotz seines im Innersten doch christentumfremden Wesens eine nicht unfreundliche Besprechung widmen. Freilich, es fehlt uns jeder sichere Anhalt dafür, daß der Dichter zu seinen „Kindern der Welt" nicht mehr steht. Das wird Herrn Kraus interessiren, zu hören, daß Paul Heyse allerdings den Anspruch macht, in dem alten Maler und der Frau Professorin, „zweien meiner Lieblingsfiguren," auch in den „Kindern der Welt" „echte und wahre Christen" gezeichnet zu haben.

Wenn endlich der Kritiker die nicht neue Mahnung kräftiger, als sonst geschehen, wiederholt, „der heranwachsenden und jüngeren Generation" das „Gift" der Heyseschen Schriften zu verschließen, so hat er vom pädagogischen Standpunkte ohne Zweifel Recht. Er geht aber an der nicht so schnell abzumachenden Frage vorüber, ob denn alles, was für die Jugend gefährlich und verderblich zu lesen ist, deshalb gar nicht gedruckt oder gelesen werden darf. Ein gebildeter Christ soll und mag auch Paul Heyse lesen, an allem Schönen, das er uns bietet, sich freuen — aber freilich soll und darf er nie zu jenen gedanken- und charakterlosen Lesern gehören, welche mit kühnem Sprunge sich über alles, was sie sonst gut, recht und im höchsten Sinne schön nennen, mit ihrem Urteil hinwegsetzen, sobald das Gemeine, Verwerfliche, Verbrecherische nur „hübsch geschrieben" ist. Eine überaus heilsame Mahnung, auch der Dichtung gegenüber sich das christliche Urteil zu bewahren, wird das Buch für jeden Christen sein, der es liest. Und in diesem Sinne besonders sei es allen unsern Lesern aufs wärmste empfohlen. R

(Prozeß Thümmel) Am 4. Januar findet beim Landgericht Kassel die erneute Verhandlung gegen Pfarrer Thümmel und Buchhändler Wiemann statt. Die jüngst wieder mehrfach von den Zeitungen verbreitete Nachricht, daß Pfarrer Thümmel auch wegen seiner Weitmarer Rede in Anklagestand versetzt worden sei, ist unrichtig.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 2 **Leipzig, den 8. Januar** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Aus dem Berufsleben des Herrn. 1 — Die neuen Forschungen im Morgenlande und das Alte Testament: 1. Umfang und Bedeutung der alten Denkmäler im allgemeinen — Die Diaspora-Konferenz in Dessau — Noch einmal das Ulmer Münster und Herr Reichensperger — Unsre Kunst. 3. Das Sittenbild — Zwei historische Romane: Gepa; Die Äbtissin von Säckingen — Aus der innern Mission: Evangelische Arbeitervereine in Rheinland und Westfalen; Geistliche Pflege der Soldaten; Winterarbeit für arme Lohnarbeiter — Verschiedenes: Ein Gegenstück zum Prozeß Thümmel vor dreißig Jahren; Evangelischer Pastoralbund; Nachtrag zum Inhaltsregister des vorigen Jahrgangs

Aus dem Berufsleben des Herrn

1

Dazu bin ich gekommen. Mark. 1, 38. —

Wir treten während der Epiphaniaszeit in eine Betrachtung ein über das Berufsleben unsers Herrn und beginnen sie, indem wir die Lage ins Auge fassen, in welche das obenan gestellte Schriftwort uns versetzt. Der Herr hat seine ersten glänzenden Erfolge in Kapernaum errungen und den frühen Morgen nach einem arbeitsreichen Abend der Einsamkeit gewidmet. Da kommt Petrus, ihn zu holen, weil, wie er sagt, die ganze Stadt ihn sucht. Der Herr aber weigert sich, ihm zu folgen, und spricht: „Laßt uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst auch predige; denn dazu bin ich gekommen.“ Diese Begründung will erwogen sein.

Sie weist zurück, was Petrus nach Lage der Dinge für wünschenswert hält. Sie stellt der klügelnden Erwägung, die mit augenblicklichen günstigen Umständen rechnet, eine starke innere Selbstgewißheit entgegen. Sie läßt keinen Spielraum für zufällige Entschließungen, wo man ebenso gut auch anders gekonnt hätte. Sie gestattet weder Willkür noch Laune, sondern gehorcht einer hohen Notwendigkeit. Es ist mit einem Worte der Gedanke der Pflicht, zu welchem der Herr sich bekennt. Dieser Pflichtgedanke in seinem Leben gehört zu den wundervollsten und immer aufs neue ergreifenden Offenbarungen der evangelischen Geschichte. Ein heiliges Gesetz schwebt über diesem Leben und wird zur beherrschenden Regel jedes Atemzuges. Ein unbedingtes, gewaltiges Müssen führt die Regierung in diesem Haushalt. Wenn er in der Bergpredigt spricht: Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen, so hat ihm dieser Grundsatz in jeder Hinsicht zum Leitfaden und zur Richtschnur gedient. Er war wirklich gekommen, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. So fest war sein Leben mit der Pflicht verbunden, daß auch das Sterben ihm zur Pflicht ward. „Jetzt ist meine Seele betrübt, und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde. Doch darum bin ich in diese Stunde gekommen.“ Dazu bin ich gekommen. Das ist meine Pflicht.

Was war der Inhalt seiner Pflicht? Nichts andres, als was für jedermann Pflicht ist, die Gebote Gottes zu erfüllen. Der Herr ist sich nicht zu gut gewesen und hat es nicht für unter seiner Würde erachtet, zu leben wie die Väter lebten, schlecht, recht und gottesfürchtig und „unter das Gesetz gethan,“ das Gott durch Mose gegeben. Die einzige Freiheit, die er sich nahm, bestand darin, mit dem Gesetz Ernst zu machen, der Trägheit und Eitelkeit den Krieg zu erklären, die in der Auslegung und Ausführung des Gesetzes dem Geiste desselben widersprachen. So weit war er entfernt, eine Ausnahmestellung für sich zu beanspruchen, daß er der nationalen Sitte und der kirchlichen Ordnung seines Volkes mit Bewußtsein und Willen treu geblieben ist. Die Jünger leitete er zuletzt noch an, alles zu thun, was Schriftgelehrte und Pharisäer sagen. Dies Leben kennt nur eine Größe, das ist die Größe der Pflicht. Dazu war er gekommen.

Und doch nicht nur dazu. Wie treulich der Heiland alle Gebote gehalten hat, sein Augenmerk ging doch vornehmlich dahin, welches das besondre, eigentümliche, persönliche Gebot seines Gottes an ihn sei. So in dem Zusammenhange unsrer Schriftstelle. Ob er nach Kapernaum zurückkehren solle oder den Wanderstab weiter setzen, darüber gab es kein geschriebenes Gesetz, wie kein geschriebenes Gesetz bestand, demzufolge sein Lebensweg ein Leidensweg werden mußte ins Dunkel des Todes hinab. Darüber entschied das persönliche Gebot, das besondre Gesetz, das ihm gesetzt war. Darüber entschied allein der Beruf, der ihm zu Teil geworden. Der Berufsgedanke durchleuchtet sein Leben und verklärt es, indem er es erklärt. Der Berufsgedanke enthält den Schlüssel auch in die Tiefe des Heilandsherzens. In der Erfüllung seines Berufes erfüllte er erst wahrhaft seine Pflicht. Dazu war er gekommen.

Worin bestand der Beruf des Herrn? Nennen wir ihn, wie wir immer wollen, nennen wir ihn den Beruf des Messias oder den Beruf, das Reich Gottes zu bringen, oder den Beruf, die Welt zu erlösen: jedenfalls war immer das letzte Ziel, den Menschen zu helfen, sie zu retten. Nicht die Leiber zu retten, wie viele er auch heilte, geschweige sie mit Brot und Kleidern zu versorgen. Seine Arbeit galt der Seele, und zwar nach dem Grundsatz: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele. Also ging seine Bemühung nicht darauf, diese Seelen fürs Irdische zuzubereiten, sie in Kunst und Wissenschaft zu erziehen und sie dadurch vor zeitlichem Schaden zu bewahren; den besten, unsterblichen Teil der Menschenseele, diesen Augapfel im Auge, gedachte er zu retten. Nicht nur an seinen Zeitgenossen oder wer ihm gerade nahe kam, sondern an den Menschen aller Zeiten und Räume kraft ewigen, unsichtbaren Geistes. Ein Beruf, der, wie man ihn auch messe, nie seines Gleichen auf Erden gehabt hat und niemals haben wird.

Aus diesem Beruf ergiebt sich alles, das Größte und das Kleinste im Leben des Heilands. Wie ein heiliges Band umschlingt er die Fülle seiner mannichfaltigen Erweisungen und Bezeugungen. Aus diesem Beruf begreift sich seine Menschheit, aus diesem Beruf begreift sich seine Gottheit. Auch das Wunderbare im Leben des Herrn erhält als Mittel zum Zweck eine

Stelle. Auch daß er dort nicht nach Kapernaum ging, gehörte zu seinem Beruf. Dazu war er gekommen. Sch

---

Die neuen Forschungen im Morgenlande und das Alte Testament

Uebersicht: 1. Umfang und Bedeutung der alten Denkmäler im allgemeinen; 2. Berührungen zwischen den Denkmälern und dem Alten Testament; 3. Beurteilung des gegenseitigen Verhältnisses

1. Umfang und Bedeutung der alten Denkmäler im Orient

Viele Leser dieses Blattes, die sich den in ihrer Jugend empfangenen Unterricht in der alten Geschichte vergegenwärtigen, werden sich erinnern, daß die Zeit der Richter in Israel und der dorischen Wanderung in Griechenland gewöhnlich als die Grenze betrachtet wurde, an welche unser geschichtliches Wissen hinanreiche. Daneben erschloß oder empfand man wohl, daß es bei den Aegyptern und Phöniziern, im alten Syrien und Babylonien eine hohe Kultur gegeben haben müsse, die in eine viel ältere Zeit hinaufragte; denn man kannte einige Denkmäler und besaß einzelne Zeugnisse, welche die uralte Blüte jener Völker und Länder bekundeten. Aber wer beschaffte den Zauberstab, durch den man die Riesendenkmäler Aegyptens, Pyramiden und Obelisken, oder die verwitterten Steintafeln am Hundsflusse bei Beirut in Syrien zum Reden zwingen konnte? Wer verstand es, die Fäden zu knüpfen, an denen man die abgerissenen Zeugnisse über jene alten Höhenpunkte menschlicher Kultur, die griechische Schriftsteller uns mitteilten, aufreihen und mit einander verbinden konnte?

Wie ist das heute so ganz anders geworden! Gleichsam entzaubert aus einem langen Schlafe sind Könige und Paläste mächtiger Völker des Altertums der dunkeln Nacht der Vergessenheit entrückt und wieder in das helle Licht der Geschichte getreten. Selten ist wohl gelehrte Mühe durch einen solchen Erfolg gekrönt worden, wie die Arbeit derjenigen, die diese Denkmäler hervorgezogen und ihre Schriftzeichen zu lesen uns gelehrt haben. Denn die Geschichtswissenschaft ist dadurch in den Stand gesetzt worden, nicht nur um Jahrhunderte, nein um Jahrtausende ihr Gebiet nach oben hin zu erweitern. Das „Altertum" hat jetzt eine ganz andre Ausdehnung, einen viel reicheren, in voller Deutlichkeit mehrfach abgestuften Inhalt empfangen. Es war die am meisten verbreitete Annahme und wurde gewöhnlich in den Schulen gelehrt, daß die Weltschöpfung um 4000 v. Chr. anzusetzen sei. Jetzt aber gelangen wir, wenn wir die Geschichte Aegyptens aufwärts verfolgen und dabei die einzelnen Zeiträume ziemlich kurz bemessen, zu dem Ergebnis, daß uns etwa um diese Zeit die ägyptische Kultur als eine völlig fertige entgegentritt. Nun bedenke man, welche Reihe von Versuchen gemacht, welche Summe von Erfahrungen gewonnen, welche Kämpfe mit der Natur und unter den Menschen vorangegangen sein müssen, ehe die Stufe einer fertigen Kultur erklommen werden konnte! Ueberläßt man sich diesen Gedanken, so erscheinen die Schranken, die früher der gelehrten Forschung gesteckt waren, überraschend eng.

Aehnliches lehren uns die Entdeckungen an den Ufern des Euphrat und Tigris. Eine Inschrift des Königs Naboned von Babel, der 555 bis 539 regierte, enthält die Nachricht, daß 3200 Jahre vor ihm ein König Naramsim von Akkad, der Sohn Sargons, den Sonnentempel in der Stadt Sippara, unweit des Euphrat, gebaut habe; ja wir kennen auch Inschriften von diesem König Naramsim selbst, der demnach etwa um 3750 v. Chr. regiert hat. Längst bevor die später so berühmte Stadt Babel, von der aus Nimrod (1. Mos. 10, 10) seine Herrschaft gegründet haben soll, der staatliche Mittelpunkt jener Gegenden wurde, hatte sich dort eine, wie es scheint, selbständige Kultur ausgebildet, die für das Eigentum des vor den Semiten dort ansässigen Volkes gehalten wird, dessen Sprache man neuerdings als die sumerische oder akkadische bezeichnet. So sind auch aus den Sandhügeln der Ebene am Euphrat und Tigris hervor die Reste einer Kultur in unsern Gesichtskreis getreten, die wir bis hoch in das vierte Jahrtausend hinaufrücken müssen. Wie alt sie wirklich ist, wer ihre Schöpfer gewesen sind, bleibt noch unbestimmt. Ihre Existenz in der angedeuteten Zeit kann jedoch nicht in Zweifel gezogen werden.

Machen wir uns an einem Beispiele klar, was diese Erweiterung unsers geschichtlichen Gesichtskreises zu bedeuten hat. Die Richter in Israel und die dorische Wanderung in Griechenland pflegte man ungefähr gleichzeitig, etwa für das zwölfte Jahrhundert v. Chr., anzusetzen. Rechnen wir nun der Einfachheit wegen mit runden Zahlen, so umfaßte früher das Gebiet der Geschichtswissenschaft von 1200 v. Chr. bis auf 1800 nach Chr. insgesamt 3000 Jahre. Seitdem die Hieroglyphen Aegyptens und die Keilschrift der assyrisch-babylonischen Denkmäler gelesen werden können, hat die Geschichtskunde ihre Grenzsteine um rund 2800 Jahre, nämlich von 1200 v. Chr. bis 4000 v. Chr., in das Altertum hinauf vorrücken können, d. h. ihr gesamtes Gebiet hat sich im Laufe dieses Jahrhunderts, was den Orient anlangt, nahezu verdoppelt. Außerdem haben diese Forschungen unsre Kenntnisse der bisher schon der Geschichte zugänglichen Zeiträume bedeutend vermehrt, berichtigt und gesichert. Neben den alten Quellen haben sich neue aufgethan, deren Inhalt uns durch seine Klarheit oft außerordentlich überrascht.

Fragen wir weiter nach den Ländern und Völkern, die uns durch die Forschungen im Orient näher bekannt geworden sind. Voran steht zweifellos Aegypten mit seinem kaum zu erschöpfenden Reichtum an Denkmälern. An den Ufern des Nils aufwärts bis in das Gebiet des heutigen Nubiens hinein kennen wir Königsstatuen, Pyramiden, Felsengräber und ungeheure Tempel mit zahllosen Inschriften. In dem Alluvialboden des Deltas sind völlig verschollene Städte, wie Naukratis, Pithom und Buto, aufgedeckt. Viele alte Urkunden, wissenschaftliche und religiöse Werke, Märchen und Erzählungen, Lieder und Sentenzensammlungen sind uns in dem trocknen Klima, zum Teil unter der schützenden Decke des Wüstensandes, genau so erhalten, wie die Aegypter sie niedergeschrieben haben. Seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts hat man die Hügel am Tigris, wo einst die großen Paläste der Assyrerkönige standen, untersucht. Der Franzose Botta und der Engländer Layard waren die ersten, welche 1842 bis 1846 erfolgreiche Ausgrabungen auf dem Boden des alten Ninive und andrer assyrischer Städte ausführten. Ihnen folgten Rawlinson, Loftus, Oppert, G. Smith u. a. Paläste, Tempel, Statuen, Reliefs, beschriebene Thonzylinder und Thontafeln, ja eine ganze, aus letztern bestehende Bibliothek, nämlich die des Königs Assurbanipal (des Sardanapals der Griechen), geben heute von dem Glanze des assyrischen Reiches Kunde. Das Material dieser einen Bibliothek ist so groß, daß sein Umfang den des ganzen Alten Testaments übertrifft. Weniger ergiebig waren die ersten Ausgrabungen in Babylonien. Zwanzig Jahre lang trat sogar ein vollständiger Stillstand in der Erforschung Babyloniens ein. Wie reich der dortige Boden an alten Denkmälern ist, lehrte besonders der 1874 zufällig gemachte Fund von etwa 3000 Thontafeln, die das Archiv eines großen Bankhauses während des Reiches Nebukadnezars II. und der Perserherrschaft bildeten. Seit 1877 und 1878 sind daher von Seiten Englands (Hormuzd Rassam) und Frankreichs (Ernest de Sarzec) die Ausgrabungen in Babylonien mit größerm Nachdruck betrieben worden. Ihre Ausbeute hat die kühnsten Erwartungen übertroffen. Wir haben geschichtliche Nachrichten aus dem dritten und vierten Jahrtausend v. Chr. erhalten; Statuen und Reliefs haben uns eine altbabylonische Kunst kennen gelehrt, von der man bisher keine Ahnung hatte.

Neben diesen ergiebigsten Forschungsgebieten hat auch der Boden Syriens und Palästinas uns manche Auskunft gegeben. E. Renan, der bekannte Verfasser des Lebens Jesu, hat durch seine von der französischen Regierung ausgerüstete Expedition nach der phönizischen Küste die Reste alter Bauten der Phönizier untersucht. Einzelne Reisende und gelehrte Gesellschaften haben besonders dem heiligen Lande ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Die Oberfläche Palästinas kennen wir bereits dank der englischen Aufnahme ganz genau; leider haben aber Ausgrabungen an den berühmten Stätten dieses Landes mit ganz besondern Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich teils aus der Beschaffenheit des

Bodens ergeben, teils dadurch bedingt sind, daß die alten Stätten im Laufe der Geschichte, so oft sie zerstört wurden oder in Verfall gerieten, stets wieder bebaut wurden und noch heute bewohnt sind. Ausgrabungen sind daher an manchen Stätten ganz unmöglich, oder sie sind nur unter großen Vorsichtsmaßregeln möglich, werden aber dadurch sehr kostspielig. Trotzdem hat man solche von englischer und deutscher Seite unternommen, nnd auch durchaus nicht ohne Erfolg. Aber die Ausbeute ist geringer; der durch sie erzielte Fortschritt unsrer Kenntnisse wird von gleichartigen Unternehmungen in Aegypten, Assyrien oder Babylonien weit überboten. Auch sind es nur wenige alte Inschriften, die bisher in dem Lande Israel gefunden worden sind. Reicher dagegen ist die Zahl derjenigen Inschriften, die man von den Hethitern ableitet. Die ersten Exemplare wurden zu Anfang dieses Jahrhunderts in der syrischen Stadt Hama (Hamath) gefunden; seit den letzten zwanzig Jahren hat man Steine mit den gleichen Schriftzügen auch in Dscherabis (d. i. Carchemis) am Euphrat und in Kleinasien bis nach Lydien hin entdeckt. Bis heute ist eine Entzifferung derselben noch nicht gelungen. Man ist mit Recht darauf gespannt, zu erfahren, was sie enthalten. Denn die Hethiter scheinen das älteste Kulturvolk Syriens gewesen zu sein und sind häufig mit den Israeliten in Berührung gekommen.

Diese Uebersicht über die Forschungsgebiete mag für unsre Zwecke genügen. Wenn sie auch durchaus nicht erschöpfend ist, so hat sie doch auf diejenigen Länder und Völker Rücksicht genommen, die für die Geschichte Israels Bedeutung gehabt haben, und mit den Denkmälern dieser Völker allein kann sich naturgemäß der Inhalt des Alten Testaments berühren. G

Die Diaspora-Konferenz in Dessau

Es war eine erfreuliche Versammlung, sowohl durch die rege Beteiligung, wie durch die anregenden Mitteilungen.

Generalsuperintendent Dr. Trautvetter sprach in seiner Begrüßung am Abend des 5. Oktober*) der anhaltischen Landeskirche den Dank aus, daß nach der preußischen Landeskirche sie die erste gewesen sei, welche eine Kollekte für die Diaspora angeordnet habe. Groß sei das Verdienst des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung um die Diaspora-Gemeinden. Aber der Gustav-Adolf-Verein habe jetzt der Propaganda Roms gegenüber seine Kraft vor allem auf Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die Nachbarländer zu verwenden. Die Diaspora-Konferenz richte ihre Bestrebungen hauptsächlich auf die überseeischen Länder. Mit Stolz müsse es jeden Deutschen erfüllen, daß, wo ein Deutscher wohnt, das deutsche Reich ihn schützt. Die Aufgabe unsrer evangelischen Kirche sei es, unsern Glaubensgenossen nachzugehen. Ueberall in der Zerstreuung entdecken wir neue zerstreute Gemeinden: an ihrer Pflege will die Diaspora-Konferenz teilnehmen und sowohl die Kenntnis von dieser Arbeit als auch den Sinn dafür in immer weiteren Kreisen verbreiten.

Pastor Rhode aus Corbetha schilderte Land und Leute in Rumänien und führte die Versammlung nach der Hauptstadt Bukarest, wo er lange als Pfarrer gewirkt hat. Dort ist eine große Gemeinde von fünf- bis sechstausend Seelen, mit reichlichen kirchlichen Stiftungen von 250000 Mark, eine blühende deutsche Schule mit 834 Kindern aus allen Nationen. Geistliche und Lehrer arbeiten mit Eifer und Lust, mit Liebe und Segen. Dann begab sich der Redner zu den räuberischen Tscherkessen in der Dobrudscha und berichtete über die deutsche evangelische Gemeinde in Admatscha, die der Unterstützung bedarf und von der anhaltischen Kirche bereits unterstützt worden ist.

Pastor Hildebrand führte die Versammlung nach Florenz, der Stadt der Künstler, die einen großen Teil der dortigen Gemeinde bilden. Die deutschen Lehrerinnen heben den Gottesdienst durch den Kirchengesang; die Gemeinde bringt große Opfer für Schule, Hospital und Friedhof. Mit vieler Liebe weilte der Redner bei der florentinischen Gemeinde, in der er lange gewirkt, und gab eine kurze Uebersicht über die deutschen evangelischen Gemeinden in Nord- und Mittelitalien, Mailand, Genua, Livorno, Venedig, Rom. Superintendent Dr. Zschimmer aus Beichlingen, der im Auftrage des evangelischen Oberkirchenrats letzten Winter Süditalien bereist hat, setzte diese Mitteilungen fort, indem er zuerst nach Bari führte, wo er unter Italiens ewig heiterm Himmel von Kälte und Sturm gelitten. In einem Privathause hielt er die Versammlungen und legte den Grund zur Bildung einer Gemeinde. In Messina mußte einst die deutsche evangelische Kirche verkauft werden. Ein Engländer hatte sie erworben und stellte sie nun bereitwilligst zur Verfügung. Besonders groß waren die Schwierigkeiten in Palermo: dort predigte der Redner in einer Methodistenkapelle. Gegenwärtig herrscht in Sizilien die Cholera so heftig, daß jede Arbeit zum Stillstand gekommen ist. Aber der Redner sprach die Hoffnung aus, daß die evangelische Kirche und die Evangelisation in Italien emporblühen werde. —

Die Spezialkonferenz am Morgen des 6. Oktober eröffnete Generalsuperintendent und Oberhofprediger Teichmüller aus Dessau mit einer biblischen Ansprache über Joh. 5, 3—6. Dieses Bibelwort sei ein Bild der Diaspora und der Aufgabe unsrer Kirche. Tausende und abermals Tausende wandern aus, gehen unsrer Kirche verloren und fallen dem rohesten Unglauben anheim. Die Pflicht unsrer evangelischen Kirche ist es, sie mit Wort Gottes und Sakrament zu versorgen. Ein Band des Glaubens und der Liebe muß uns daheim und sie in der Fremde mit einander verbinden, und immer kräftiger muß das Gefühl uns alle erfüllen, daß wir diesseits und jenseits des Ozeans und auf den fernsten Inseln eine deutsche evangelische Kirche sind.

Der Schriftführer Pastor Dr. Borchard-Ummendorf führte in seinem Jahresberichte zuerst nach dem paradiesischen Nelson, auf der Nordküste der Südinsel von Neuseeland; von dort in den Urwald nach der deutschen Kolonie Muteri, wo mitten im Dorfe eine freundliche Kirche und ein hübsches Pfarrhaus sich erheben. Sieben deutsche lutherische Pfarrgemeinden sind in Neuseeland und achttausend Deutsche. Von dort gings nach den Fidjiinseln, Isle de Bourbon, den Marschallsinseln. Ueberall nimmt der deutsche Kaufmann in der Südsee eine hervorragende Stellung ein, und wo der deutsche Kaufmann hingeht, da folgen auch bald Anfänge von Kirche und Schule. Auf den Hawayi- oder Sandwichsinseln ist bei der Lutherfeier am 10. November 1883 die erste lutherische Gemeinde gegründet; ihre Glieder sind meistens Hannoveraner. Dieselbe besitzt bereits eine hübsche Kirche und eine deutsche zweiklassige Schule mit hundert Kindern, an welcher der Geistliche und ein deutscher Lehrer unterrichten. In Australien sind 65 deutsche lutherische Geistliche und 54 deutsche Lehrer, die mit der Synode in Verbindung stehen. Die Viktoriasynode unter dem Präses P. Merlitz hat in Melbourne, angeregt durch die neue deutsche Postdampferlinie, eine deutsche lutherische Auswanderermission mit Nachweisebüreau für Einwanderer eingerichtet. Nur einen kurzen Ueberblick gab der Redner über Süd- und Nordamerika, und empfahl der Versammlung die dringende Bitte, welche aus der lutherischen, der reformirten und der deutschen evangelischen Synode von Nordamerika an den Vorstand der Diasporakonferenz kommt: „Sendet uns Jünglinge für unsre Predigerseminare."

Sodann begrüßte Konsistorialrat Noël aus Berlin im Namen des evangelischen Oberkirchenrats, Generalsuperintendent Teichmüller im Namen der anhaltischen Kirche die Versammlung. Pastor Hugo Hahn jun., der Sohn des durch seine Arbeit im Namaqua- und Damaralande bekannten rheinischen Missionars Hugo Hahn sen., gab ein Bild von dem Leben der deutschen Gemeinden im westlichen Teile des Kaplandes und insbesondre von der Gemeinde in Paarl und Worcester, an der er steht. Erfreulich ist die rege Teilnahme der Laien, und besonders ansprechend war das Bild des Apothekers von Worcester, der, wenn der Pastor nicht da ist, Bibelstunde und Sonntagsschule hält. Pastor Hugo Hahn ist besonders auch thätig in seiner Schule. Mit Strenge hält er die deutsche Sprache gegenüber dem dortigen, von den Holländern stark beeinflußten Kauderwelsch aufrecht. Durch die Macht des Gesanges, des

*) Der längst schon eingegangene Bericht mußte aus redaktionellen Rücksichten immer wieder zurückgestellt werden. Sein Inhalt wird darum nichts an Interesse verloren haben. D H

Kirchengesangs und des Volksgesangs, hat er die Kinder und die Eltern gewonnen. Der größte Teil der Gemeinde besteht aus Handwerkern, insbesondre aus Wagenbauern; aber infolge des Eisenbahnbaues und der Anlegung von Fabriken haben viele aus Mangel an Beschäftigung fortziehen müssen. Die Gemeinde bringt willig große Opfer, bedarf aber jetzt der helfenden Liebe. Der Vorsitzende teilte mit, daß die sächsische Landeskirche für die kapländischen Gemeinden eine Kollekte angeordnet habe*) und gewiß auch Paarl und Worcester berücksichtigen werde.

Professor Lic. Guthe-Leipzig sprach über den gegenwärtigen Stand der Pflege der deutsch-evangelischen Diaspora. Entweder sind aus Trümmern einstiger größerer Kirchengemeinschaften Diasporagemeinden entstanden (innerhalb des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns und der benachbarten Länder), oder es sind infolge der großartigen Auswanderung und der gewaltigen Handelsbewegungen in den entferntesten Erdteilen evangelische Gemeindebildungen zu stande gekommen. Während die Gemeinden der ersteren Gruppe vorwiegend der Unterstützung mit Geldmitteln bedürfen, bedürfen die der zweiten Gruppe vorwiegend der Versorgung mit geistlichen Arbeitskräften. Diesen Bedürfnissen suchen die Vereine, Gesellschaften und Anstalten der Heimat, die der Redner in einer kurzen Uebersicht den Zuhörern vorführte, nach Kräften entgegenzukommen. Aber das Arbeitsfeld ist ein sehr großes und gebraucht viele Kräfte. Schon in der nächsten Zeit wird die heimatliche Kirche in der Lage sein, Kräfte ans Ausland abzugeben. Für den jungen geistlichen Nachwuchs kann die Thätigkeit in der Diaspora nur segensreich sein. Der Redner endigte mit drei Anträgen an die Diasporakonferenz: 1. Die Diasporakonferenz solle eine Auskunftsstelle für die gesamte deutsch-evangelische Diaspora einrichten, um der Nachfrage nach geistlichen Arbeitskräften auch ein Angebot gegenüberzustellen. 2. Die Diasporakonferenz solle eine genaue Statistik der deutsch-evangelischen Diasporagemeinden herausgeben, ein Seitenstück zu dem Buche Gunderts: „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten“ (2. Auflage, 1886). 3. Die Diasporakonferenz solle bei der Eisenacher Kirchenkonferenz dahin wirken, daß eine Fürbitte für die evangelischen Diasporagemeinden in das sonntägliche Kirchengebet der sämtlichen evangelischen Landeskirchen Deutschlands aufgenommen werde. Die Versammlung stimmte diesen Anträgen bei und übergab dieselben zur weiteren Erwägung und Ausführung dem Vorstande in Verbindung mit Professor Guthe.

Pastor Dr. Borchard hielt hierauf einen Vortrag über das Wachstum der römisch-katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten. Die Entwicklung derselben beginnt mit dem Anfange dieses Jahrhunderts; langsam, still und sicher schreitet sie vorwärts; sie vermeidet ostentatiöses und aggressives Auftreten. Es lassen sich drei Perioden unterscheiden. 1783 bis 1834: die katholische Kirche, an Zahl gering, ist arm und still. 1834 bis 1854: die starke irische und deutsche katholische Einwanderung regt den Nativismus auf. Die Partei der Knownothings richtet sich gegen die Einwanderer, besonders gegen die Katholiken. In verschiedenen Städten finden heftige Straßenaufläufe statt. Die Erzbischöfe Carrol und Hughes legen die Pläne für die zukünftige Machtentfaltung. 1854 bis zur Gegenwart: Entfaltung der römischen Hierarchie. Ausbreitung der Orden, Entwickelung des katholischen Parochialschulsystems in Opposition mit den öffentlichen Staatsschulen. Die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten zählt gegenwärtig bei einer Bevölkerung von 50 445 236 Seelen 6 832 954 Katholiken (1 Kardinal, 12 Erzbischöfe, 72 Bischöfe, 7058 Priester), 6910 Kirchen, 3281 Kapellen und Stationen, 36 theologische Seminare, 88 Colleges, 593 Akademien, 485 Wohlthätigkeitsanstalten.

Aber nicht ist es die Zahl, welche Bedenken erregt; diese müßte bei der starken katholischen Einwanderung noch größer sein. Sondern was Bedenken erregt, ist erstens ihr materieller Besitz. Nach Fr. Kapp besitzt die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten einen Grundbesitz von mindestens tausend Millionen Dollars. Zweitens ihr politischer Einfluß. In vielen Staaten giebt sie bei den Wahlen den Ausschlag. Die politischen Parteien, vornehmlich die demokratische Partei, rechnen auf die katholischen Stimmen. Besonders aber macht sie sich bei den kommunalen Wahlen geltend. Bei den städtischen Wahlen in Baltimore, St. Louis, Cincinnati, Newyork ist ihr Einfluß entscheidend. Drittens ihre kirchliche Organisation. Durch die bischöflichen Versammlungen und Konzilien, von denen das imposanteste das Konzil in der Kathedrale zu Newyork im Jahre 1883 war, erstrebt sie eine straffe Konzentration und breitet durch eine rege und zahlreiche Ordensthätigkeit ihr Netz über die Vereinigten Staaten aus.

Die katholische Kirche ist heute eine Großmacht in den Vereinigten Staaten. Die Amerikaner unterschätzen teils die Gefahr, teils stehen sie ratlos dem Problem gegenüber: nationale Freiheit und römisches Priestertum. — Der Redner schloß mit dem prophetischen Worte Dorners, daß die Zukunft des Protestantismus zu einem großen Teile von der Entwicklung Nordamerikas abhängt; daher sei der rege Verkehr und die Verbindung des Protestantismus in Nordamerika mit dem deutschen Protestantismus und seinen Gütern von der größten Bedeutung.

Endlich gab Superintendent Dr. Zschimmer an Stelle des abwesenden Schatzmeisters Superintendent Dr. Reineck-Heldrungen bei Eckartsberga den sehr einfachen Kassenbericht. Die Einnahme beträgt 1262 Mark, die Ausgabe (meistens Druck- und Portokosten) 925 Mark. Als Bestand sind vorhanden 337 Mark und der erfreuliche Ertrag einer Kollekte am Schluß der Abendversammlung des 5. Oktober.*) B-U

*) Diese Sammlung hat inzwischen stattgefunden. D H

Noch einmal das Ulmer Münster und Herr Reichensperger

Auf unsern die Frage der Krönung des Ulmer Münsterturmes betreffenden Artikel in Nr. 50 d. v. Jahrg. ist der Redaktion seitens des Herrn Reichensperger die Nr. 276 der Niederrheinischen Volkszeitung zugesandt worden, in welcher er denselben Gegenstand neuerdings behandelt, mit besondrer Beziehung auf Entgegnungen, die sein Votum, es möge der Münsterturm mit einer Madonnenstatue gekrönt werden, im Ulmer Tageblatt und in der Deutschen Reichspost gefunden hatte. Wir könnten den Artikel auf die Seite legen, da er, vor dem Erscheinen der Nr. 50 unsers Blattes geschrieben, die speziellen Ausführungen, mit denen wir seiner Zumutung entgegengetreten sind, nicht berührt. Er beschäftigt sich insbesondre gar nicht mit der ästhetischen Seite, auf die wir mit ein besondres Gewicht gelegt. Was diese betrifft, so möchten wir mit Genugthuung feststellen, daß in der seitdem erschienenen Nr. 12 des Christlichen Kunstblattes dessen Herausgeber, Heinrich Merz, in gediegenster kunstverständiger Ausführung zu demselben Ergebnis gelangt wie wir: daß nämlich der Gedanke einer Figur auf der Spitze des Turmes in jeder Form (auch wenn die Figur statt der Madonna einen segnenden Christus darstellen sollte) ein verfehlter sei, für den keinerlei Vorgang aus der Gothik beigebracht werden könne; daß der einzig richtige Abschluß der sei, daß „das reich und hoch aufsprossende Gewächse eines gothischen Tnrmes sich in die bedeutungsvolle Kreuzblume zusammenfasse.“ — Da Herr Reichensperger jedoch aufs neue die Behauptung aufstellt, daß seine Forderung einer Madonnenstatue die Gefühle „vorurteilsfreier Protestanten“ nicht verletzen könne, und da er zum Belege hierfür einen von ihm provozirten Brief eines „Protestanten“ mitteilt, dessen Verfasser „nicht einzusehen vermag, wie eine Marienstatue auf der Spitze des Helmes einer Marienkirche für einen lutherischen Christen anstößig sein könnte,“ so möchten wir auf diesen Punkt noch einmal eingehen.**)

*) Vgl. Nr. 16, S. 153 f. Auch von den diesmaligen Verhandlungen wird ein ausführliches Protokoll veröffentlicht werden.

**) Herr Reichensperger schreibt in der Niederrh. Volksz. wörtlich: Aus Anlaß der so heftigen Angriffe .... wendete ich mich an einen im nördlichsten Deutschland inmitten einer durchaus protestantischen Bevölkerung lebenden, dieser Konfession angehörenden Geschichts- und Kunstkenner von hervorragender Bedeutung mit der Bitte, in vollster Aufrichtigkeit mich wissen zu lassen, ob ich, seiner Ansicht nach, das Gefühl gläubiger Protestanten verletzt habe, und was er seinerseits zur

Was zunächst den „Protestanten" betrifft, den Herr Reichensperger als Eideshelfer herbeiruft, so ist uns diese Figur aus der heutigen katholischen Polemik ja eine wohlbekannte. Aber Herr Reichensperger wird doch wohl selbst nicht im Ernste glauben, daß mit derselben hier viel auszurichten sei. Das ist etwas nicht für ernsthafte Gegner, sondern nur für das gewöhnliche ultramontane Leservolk. Daß es da und dort einen Protestanten giebt, dessen konfessionelles Gefühl weniger empfindlich ist, der also auch eine Madonnenstatue auf einer protestantischen Kirche ertragen könnte — wer wollte dies leugnen? Aber wie? wenn wir den Fall umkehren; wenn wir beispielsweise uns von einem „Katholiken" einen Brief schreiben ließen des Inhalts, daß es nichts für katholische Christen Anstößiges haben könne, wenn der Choral: Ein feste Burg ist unser Gott zur Begleitung einer Fronleichnamsprozession gesungen oder gespielt würde, da ja dieses Lied offenbar nur biblische Gedanken, die in der allgemeinen christlichen Kirche anerkannt sind, in kraftvoller deutscher Dichtersprache wiedergebe? Würde Herr Reichensperger diesen „Katholiken" gelten lassen?

Wir nehmen also an, daß Herr Reichensperger den „Protestanten" nicht mehr gegen uns ins Feld führen wird. Sehen darum auch wir von demselben ab, und suchen uns unabhängig von ihm mit Herrn Reichensperger darüber zu verständigen, warum und wie das protestantische Gefühl durch sein Ansinnen verletzt wird. Wie schwer diese Verständigung sein wird, erkennen wir daraus, daß Herr Reichensperger für diese Frage auf „vorurteilsfreie Protestanten" rechnet. Was versteht er darunter? Indifferente, halbe Protestanten? Aber wir glauben vertrauen zu dürfen, daß er, der selbst ein ganzer Katholik ist, auch seinen Gegnern gestatten wird, ganze Protestanten zu sein! Oder meint er solche, welche frei von Mißtrauen sind, wenn sie mit Ultramontanen verhandeln, welche in einer Frage wie der vorliegenden so ökumenisch harmlos reden, als wäre der konfessionelle Unterschied eigentlich gar nicht vorhanden? Zu denen gehören wir nun freilich nicht, und Herr Reichensperger wird uns das in Rücksicht auf die freilich leidige, aber zweifellose Thatsache, daß Protestanten und Katholiken in sehr wichtigen Dingen verschiedner Meinung sind, ja gerade in unsern Tagen sich beinahe feindlich gegenüberstehen, zu Gute halten! — Er meint wohl solche Protestanten, die objektiv, d. h. auf Grund des vorliegenden Thatbestandes, urteilen. In diesem Sinne machen wir allerdings den Anspruch, „vorurteilsfreie Protestanten" zu sein.

Was ist nun der objektive Thatbestand, der für unsre Frage entscheidend ist? Vor allem zweifellos der, daß die Madonna, deren Aufrichtung auf einer protestantischen Kirche verlangt wird, für die ganze heutige römisch-katholische Kirche Gegenstand der Anbetung ist, daß dieselbe in der ganzen römischen Kirche als wesentliche Heilsvermittlerin verehrt wird. — Objektiver Thatbestand ist ferner, daß die protestantische Kirche diese römische Marienverehrung verwirft, weil sie den Mittelpunkt ihrer Glaubensanschauung verletzt, wonach unser Heil allein in dem Glauben an Jesum Christum steht. Herr Reichensperger verlangt in seinem zweiten Artikel Beweise aus unsern Bekenntnisschriften.*) Wir haben ihn schon auf den Artikel 21 der Augsburgischen Konfession hingewiesen. Genügt ihm das nicht, weil dort die Maria nicht genannt ist, so verweisen wir ihn jetzt noch auf die Erläuterungen zu dem gedachten Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses in der Apologie, welche eingehend (S. 227 — 29 der Rechenbergschen Ausgabe) die protestantische Stellung zu der katholischen Marienverehrung darlegt. — Objektiver Thatbestand ist weiter, daß der Gedanke, den Hauptturm des Münsters in das Bild „der himmlischen Herrin," „der Himmelsblume" ausblühen zu lassen, eben aus der Zeit stammt und mit dem Gedankenkreise in innigstem Zusammenhange steht, auf welchen die Apologie der Augsburgischen Konfession mit ihrem verwerfenden Urteil über die bisherige Marienverehrung Bezug nimmt. — Objektiver Thatbestand ist endlich, daß das große Interesse, welches Herr Reichensperger für die Aufrichtung der Madonna auf dem Ulmer Münster hegt, seine Wurzel mit nichten allein in seiner Pietät für den alten Ensinger und Böblinger, sondern ganz wesentlich in seinen katholischen Gefühlen für die Madonna hat. Das bestreitet er selbst gewiß nicht. Wie könnte er auch sonst sich so große Mühe geben, in seinem ersten Artikel uns zu beweisen, daß die Marienverehrung schon in der Bibel und dem Vorbilde der frühesten Christen gegründet sei! Das wäre ja ganz gleichgiltig, wenn es sich für ihn nur um den Ensinger und Böblinger handelte! Nein — er will die Statue aus Gründen seiner Marienverehrung.

Bedarf es nun weiter Zeugnis? Liegt es nicht am Tage, daß das Verlangen, wir sollen den größten protestantischen Dom der Welt mit der Madonnenstatue krönen, von dieser Seite gestellt, uns nichts andres bedeuten kann, als das Verlangen, daß wir in einer aller Welt sichtbaren Weise unsre Reformatoren und unsern protestantischen Standpunkt verleugnen sollen, indem wir einen Akt imposanter Huldigung für das Idol der mittelalterlichen Kirche vollziehen? Und dieses Verlangen will keine Verletzung unsrer protestantischen Gefühle sein?

A B

Sache selbst denke. Soeben erhalte ich von dem Befragten nachfolgende Antwort . . .

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ihr lieber Brief traf mich mit dem Fuße im Steigbügel, und so wollen Sie verzeihen, wenn ich erst heute Ihre Frage beantworte, ob auf protestantischer Seite ein ernster, stichhaltiger Grund vorliege, um die Krönung des Turmes einer Marienkirche mit einer Marienstatue zu verhindern. Leider ist diese Frage so allgemein nicht zu beantworten, da, wie Sie ja wissen, ein Teil der Protestanten überall keine Bilder zuläßt, ein andrer aber mindestens sehr ungleich in dieser Hinsicht denkt, und nicht bloß in den verschiednen Landeskirchen, sondern auch unter den einzelnen Angehörigen derselben verschiedne Ansichten obwalten. Ein angesehener akademischer Lehrer sagte, es sei Luthers Grundsatz gewesen, „kein Stück des kirchlichen Erbes, wenn es nur mit Gottes Wort nicht in Widerspruch, fallen zu lassen." Somit sind in unsrer lutherischen Kirche auch die Tage Mariä Reinigung, Mariä Verkündigung und Mariä Heimsuchung bis weit in das vorige Jahrhundert hinein ebenso wie die Apostel tage kirchlich gefeiert, und erst der Rationalismus hat dieselben abgeschafft. Ebenso wenig sind aus unsern Kirchen die von den Vorfahren überkommenen Bilder fortgeschafft, und wenn man die alten Altartafeln beseitigte, so geschah das nicht aus konfessionellen Gründen, sondern weil man etwas vermeintlich Schöneres an deren Stelle setzen wollte. Auch heute noch werden überall Kanzeln und Altäre mit den Bildern der Apostel geschmückt, und wenn man diesen solche Ehre erzeigt, so scheint mir kein Grund, die Mutter Gottes, durch die das ewige Wort Fleisch wurde, von solcher auszuschließen. In der Praxis geschieht das allerdings; an den Kanzeln werden die Evangelisten dargestellt, auf den Altären die Apostel. Daß aber die Darstellung der Jungfrau Maria an sich nicht gegen Gottes Wort oder die Augsburgische Konfession ist, bezeugt jener Ausspruch Luthers, nach welchem nur die Aufrichtung eines Bildes verwerflich ist, „dafür man sich fürchtet oder einen Glauben darauf setzet," oder „daß man die Kniee dafür beuget" und „einen Gottesdienst daraus macht"; andernfalls sei es nur „ein Bild, daß du behaltest, und das ist recht und gut." Somit vermag ich nicht einzusehen, wie eine Marienstatue auf der Spitze des Helmes einer Marienkirche für einen lutherischen Christen anstößig sein sollte, und könnte dafür höchstens eine Berechtigung nur dann finden, wenn das Bild mit einer Glorie umgeben würde. Entschieden anstößig und zwar heidnisch würde es mir aber sein, dort die Gestalt des Erlösers aufzustellen.

Das ist meine Meinung von der Sache, und, wie ich glaube, eine echt lutherische, die ja aber allerdings nicht zutreffend sein mag, da es sich vielleicht nicht um eine Kirche dieser Konfession handelt. Nehmen Sie gütigst fürlieb mit diesem kurzen Ausdruck meiner Meinung, auf welche ich Sie nicht gern warten lassen möchte. Hochachtungsvoll verbleibe ich

der Ihrige N N

---

*) „Warum verweist man mich nicht zu meiner Belehrung, statt sich zu ereifern, auf protestantische Bekenntnisschriften oder auf sonstige, gleich autoritative Aussprüche?" So Herr Reichensperger gegenüber Herrn Pfarrer a. D. Schmid-Sonneck in der Deutschen Reichspost.

Unsre Kunst

3. Das Sittenbild

Wir kommen damit zu den Sittenbildern, neben Landschaft und Bildnis der dritten Gattung, welche reich vertreten ist und wie die beiden, ja vielleicht mehr denn sie, eine hohe Blüte zeigt. Verlangt ihr Gedeihen doch denselben Boden: Interesse und Verständnis für die Erscheinungen um uns, Freude am Individuellen und Bedürfnis nach „Stimmung," zu der unsre Zeit vielleicht darum so sehr Anregung in der Kunst sucht, weil das moderne Leben in seiner Ruhelosigkeit sie aus

der Wirklichkeit verdrängt. Auch hier ist das Fremde dem Einheimischen gewichen; die vergangenen Zeiten sind vor der Gegenwart verschwunden. Nur ganz vereinzelt, ob auch in reizvoller Darstellung, begegnen uns noch Rokokogestalten. Statt in die vornehmen Kreise, die Welt der Spitzen und der seidenen Gewänder, liebt die Kunst der Gegenwart in das Leben des Volkes hineinzugreifen; und während im wirklichen Leben soziale Zerklüftung uns bedroht, versenkt sie sich in des Volkes Empfinden und Ergehen und nimmt so Teil an der Mission, zu der unsre Zeit alle Berufskreise eindringlich mahnt, dem Volke nahe zu treten, das Volk zu verstehen, das Volk zu würdigen. Was danken wir, was dankt unser Volk dabei den Pfadfindern zu des Volkes Herzen und Heiligtümern unter den Künstlern, einem Menzel, Defregger, Knaus, Vautier u. a., die des Volkes Seele belauschen, die sie lieben. Diese gerade fehlten nun zwar auf unsrer Ausstellung; aber sie haben Genossen und Schüler genug. Es scheint, als sei jene bei der Jubiläumsausstellung in erschreckenden Beispielen hervorgetretene Verirrung, in die so manche geraten, die dem Volke sich hingeben, im großen Ganzen überwunden: des Lebens Härten oder sittliche Abnormitäten mit einer gewissen Lust am Krassen oder Faulen zu schildern, in Darstellungen, die je nach Gegenstand und Vortragsweise bald wie Illustrationen zu sozialistischen Poesien, bald wie Prämienbilder zu den Werken des Pessimismus, bald wie Beschönigungen des Unreinen erscheinen.*) In beinahe unübersehbarer Mannichfaltigkeit — wobei ich ausdrücklich die Genrebilder religiösen Charakters für spätere Besprechung zurückhalte —, führen uns die verschiedensten Künstler in das freundliche Gebiet des Harmlosen, in die köstliche, an Humor so reiche Welt des Gemütvollen, als wollten sie sich und uns vor dem so oft sich aufdrängenden, noch öfter laut und keck verkündigten Wahne bewahren, daß das Leben nur ein Kampf der Interessen sei. Hier schmollen die zwei Liebenden vor der Thür; dort giebt der biedere Fischer der derb-kräftigen Magd sein treu gemeintes, trockenes Jawort. Hier diktiren zwei Dorfschöne dem Dorfbriefschreiber ihre Herzensgeheimnisse in die Feder; dort wird ein stolzer Jüngling von sittlich entrüsteten Matronen trotz des schüchtern flehenden Blickes der Tochter wegen eines Ständchens bei dem Ortsrichter verklagt. Hier streicht das junge Tirolerpaar hoffnungsselig die alte Familienwiege blau an; dort tröstet sich die Handwerkersfrau über den Ehezwist beim Mittagbrot durch den Blick auf den Säugling im Korbe zu ihren Füßen, während der Gatte, grollend mehr mit sich als mit ihr, durchs Fenster in die lachende Frühlingssonne blickt. Hier scheint die Sonne durchs enge Fenster auf das gemütliche Treiben in einer Kleinkinderschule, dort auf die eifrigen Bauernmädchen in der Strickstunde. Die Sorgen der Schule treten uns entgegen hier in dem Mädchen mit der Schiefertafel in der Ecke der heimatlichen Stube, dort in der kleinen Gänsehüterin unterm Weidenbaum mit der Fibel in der Hand, dort in dem Vater, der sein Schusterwerkzeug zur Seite gelegt hat, um, von der ehelichen Gehilfin verständnisvoll beraten, über des Sohnes schwierigem Rechenexempel zu grübeln. Der Kinderjahre schlichte Freuden finden ganz besonders warme, tiefpoetische Darstellung. Dort, beim Vesper von den Kindern unterbrochen, bläst einer jener Alten, welche die Lieblinge aller Kinder sind — der Abendfriede und das gute Gewissen leuchtet ihm aus den Augen —, den Enkelkindern ein Stückchen auf der Klarinette vor: man weiß nicht, ob er sich mehr über seine liebe Kunst oder über der Kleinen Staunen und Bewundern freut. Im dämmernden Dorfkirchturme zieht dort, während die Abendsonne zum kleinen Thürchen hereingrüßt, ein barfüßiger Junge mit gewichtigem Eifer und spielender Freude zugleich am Glockenseil, von zwei ihr Vesperbrot verzehrenden Mädchen halb angestaunt und halb beneidet: man glaubt das „Vesperläuten" zu hören. Dort salutirt, um nur eines der Bilder zu erwähnen, welche uns die innigen Beziehungen zwischen Heer und Volk vorführen, mit feierlichem Ernste im Hofe eines Bauerngutes der Vierjährige, der sich heimlich mit Säbel, Tasche und Mütze des Wachtmeisters der einquartierten Grenadiere Friedrichs II. ausstaffirt hat, vor dem Vater und der ausgelassen heitern Mannschaft, ein Bild voll unerschöpflichen Humors. Ebenso in die Zeit unsrer Großeltern, wenn auch diesmal in die vornehmen Kreise, führt uns die „Tanzstunde unsrer Großmütter." Da ist bezaubernde Liebenswürdigkeit und übersprudelnder, von jeder Unnatur oder Koketterie freie Lebenslust in solcher Anmut und Harmlosigkeit geschildert, daß es nur erquicken kann wie ein Jungbrunnen. Daneben treten eine Reihe größerer Volksszenen, die Fischauktion, der Geschirrmarkt, der Feuerreiter, der blinde Musikant auf der Dorfstraße, die Kartoffelernte, der Streit um das verlorne, für entwendet gehaltene Portemonnaie der Berliner Köchin auf dem Gemüsemarkte u. s. w. Sie alle rufen uns in ihrer lebendigen und gut charakterisirten Auffassung mit dem Altmeister, dessen Mahnung sie folgten, zu: Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihrs packt, da ists interessant. — Daß des Alters Idylle nicht fehle, seien noch zwei Bilder erwähnt. Auf dem einen treten wir zur guten Stunde in den Kreis graubärtiger Invaliden, deren Leben in Erinnerung besteht, wie sie stillbeglückt Geburtstag feiern; jedem schwebt ein Kriegserlebnis auf den Lippen. Das andre zeigt uns eine Mutter am siebzigsten Geburtstage, im Festhäubchen auf dem Sorgenstuhl am Mittagstische; ihr gegenüber — sie sind allein beisammen geblieben — der greise Gatte, feierlich erhoben, die Serviette am Boden, das Weinglas in der Hand, einen Abglanz des bräutlichen Liebesglückes im edel durchfurchten Angesicht — man möchte wohl hören, mit welchen Worten er seine treue Alte feiert!

So ist es statt der Grazie, welche, meist etwas leichter Art, die Rokokobilder, oder der Derbheit, die, meist an der Grenze des Anstandes, die alten Niederländer charakterisirt, das deutsche Volksgemüt, was heute unsre Sittenmaler vor allem fesselt. Sie zeigen uns das gewohnte Leben in harmonischem Behagen, lehren uns, wie reich es sei an schlichten Freuden und an ureigner Poesie — eine Aufgabe, so dankenswert wie dankbar; denn diese Künstler sind Bundesgenossen derer, die davon überzeugen möchten, daß es ein großer Gewinn sei, wer gottselig ist und lässet sich genügen. Ist doch, was sie schildern, nur in einem christlichen Volksleben möglich, wie ein Blick auf die glücklicherweise wenigen und die klassische Langeweile und Gemütsleere an sich tragenden Genrebilder aus der Antike beweist. Einen engeren Raum nehmen daneben die Schilderungen ein, die uns des Lebens dunklere Seiten zeigen: dort der altersgraue Arbeiter in der blauen Bluse mit tiefdurchfurchtem Angesicht, der morgens früh, den Tragkorb auf den müden Schultern, zur freudlosen Tagesarbeit die engen Treppen herabsteigt; dort die kraftvollen Mädchen und Kinder mit zerfetzten Kleidern, die ihre schweren Lasten gesammelten Holzes auf steinigtem Gebirgspfad thalwärts schleppen; dort der hungernde Poet in der Dachkammer vor dem Manuskript. Aber sie alle ergreifen doppelt, weil sie ihr schweres Loos ohne Bitterkeit, mit geduldiger Ergebung tragen. Des Lebens Konflikte treten uns in der „Schuldverschreibung" des Bauern, dessen entscheidenden Federzug links der Güterschlachter, kühl bis ans Herz hinan, behaglich im Fauteuil die Zeitung lesend, rechts an der Thüre, kummergebeugt, die Ehefrau beobachtet, und in dem „Auswanderungsagenten," zwischen dessen verlockenden Schwindeleien und der Mutter innigem Flehen der stramme Seemann unentschlossen schwankt, ergreifend und in tiefstem Ernst entgegen. Drei Bilder zeigen uns die Not im Krankenzimmer, und eins den Witwer, vor dem sie eben den Sarg hinausgetragen haben aus der öden Stube. Außer diesem Bilde begegnen wir dem Tode noch auf vier großen Bildern, die uns einen Leichenzug oder eine Friedhofsszene zeigen. Die Stärke derselben liegt in der Stimmung der Natur. Die schon angedeutete Neigung der Landschafter zu ernsten Stimmungen hat sie wohl dazu veranlaßt, jene ernste Staffage zur Grundlage zu wählen. Ob dabei mehr Schwermut oder versöhnender Friede zum Ausdruck kommen soll, ist schwer zu sagen: „Das ist das Ende" scheinen sie zu predigen. Endlich tritt in einem vorzüglichen Bildwerke auch hier ein Stoff aus der Gegenwart uns entgegen: ein stämmiger Fischer mit ernstem, wetterhartem Gesicht, auf den Armen ein junges, beim

*) Vgl. dagegen den Bericht über die italienische Kunstausstellung in Venedig Nr. 48 des vorigen Jahrgangs. D H

Baden verunglücktes Mädchen. Der Gegensatz zwischen den beiden Gestalten, mehr noch zwischen dem eben erblühenden Leben in den Formen des jugendlichen Mädchenkörpers und der Todesschlaffheit in den Gliedern ist in ergreifender Naturwahrheit zum Ausdruck gebracht. Der ruhige Ernst des alten Fischers, der sichtbar solches nicht zum ersten male erlebt, versöhnt mit dem Erschreckenden des Ereignisses. Zuletzt hört man, wenn der erste Schreck verzittert ist, die Predigt: Des Menschen Leben ist wie eine Blume auf dem Felde. — Auch wo sittliche Mißstände uns geschildert werden: die Männer beim Glas oder Spiel, die Mädchen bei der Kartenschlägerin, oder am ergreifendsten in der Einzeldurchführung die Szene in der väterlichen Bauernstube, als der Beurlaubte den schlichten Eltern aus der Garnison eine städtische Schwiegertochter und ein Enkelchen mitbringt, steht der Künstler auf der Seite der guten Sitte; mindestens fehlt den Darstellungen jede Neigung, das Verkehrte zu verklären, das Unreine zu verherrlichen; überhaupt jede Verletzung des sittlichen Gefühls. — Endlich hat die Kunst auch eine mit dem Schatten kämpfende Lichtseite unsrer Zeit verherrlicht, die Lust zum Wohlthun: dort in einer allegorischen Figur betitelt „Benignitas," einer wohlgekleideten Bürgersfrau, die, das Gesangbuch in der Hand, versunken in das gehörte Wort, im Vorbeigehen ihre Gabe in den Opferstock legt, und dort in einem Gemälde, das uns den Einblick in die Dachwohnung einer von Krankheit heimgesuchten Familie gewährt, der eben eine bemittelte Frau mit ihrem lieblichen Töchterchen Vorrat bringt: die dankbare Freude der blassen Frau und ihrer Kinder und das innige Mitgefühl der Besuchenden machen die Szene herzerquickend.

Es ist selbstverständlich, daß noch eine Fülle leichterer Waare in den weiten Sälen vorhanden ist, die das Wort erfüllen: Heiter ist die Kunst. Aber den Gesamteindruck beherrschen die Bilder, welche erwähnt sind; sie charakterisiren das Kunstschaffen unsrer Gegenwart. Die Stoffe aus der Welt der Sage, des Glaubens und der Geschichte, die dereinst die Kunst vor allem beschäftigten, sind von ihrer Alleinherrschaft zurückgetreten. Unsre Ausstellung zählt unter ihren 1100 Bildern 12 mythologische, 16 historische und 17 religiöse. Doch auch hier gilts nicht zu zählen, sondern zu wägen. v S

Zwei historische Romane

(Gepa) Ein Roman von Carl Bömers. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1887. Zwei Bände. Geb. 10 Mk.

„Dem Scharfsinne des Lesers" — so sagt der Dichter in seinem Nachworte — „mag es überlassen bleiben, zu finden, was von der Erzählung dem ernsten Bereich der Geschichte und was dem heitern Bereich der Dichtung angehört." Damit kennzeichnet der Verfasser selbst den leidigen Doppelzustand, in welchen man beim Lesen unsrer modernen historischen Romane notgedrungen stets gerät. Es ist und bleibt doch ein widerspruchvolles Ding, wenn man beim Genuß eines Kunstwerkes sich zugleich die Aufgabe gestellt sieht, zu ergründen, ob das, was man liest, schön und geschichtlich bezeugt, oder zwar künstlerisch bedeutend, aber nicht historisch wahr, oder wohl sehr wahrheitsgetreu, aber nicht dichterisch dargestellt, oder schließlich keins von beiden sei. Eins kommt eben immer bei diesen historischen Romanen zu kurz: die geschichtliche Wahrheit oder die künstlerische Phantasie. Aber hier kann es sich nicht darum handeln, diesen Modedichtungen das Lebenslicht auszublasen. Unterdrücken wir alle Bedenken gegen die Gattung, so müssen wir zugestehen, daß „Gepa" ein treffliches Buch ist. Und zwar können wir es den Lesern der „Christlichen Welt" in einem besondern Sinne empfehlen. Wir nehmen an, daß sie ein herzliches Interesse daran haben, die Vergangenheit der Kirche näher kennen zu lernen. Fehlt ihnen nun die Muße, solche Kenntnis aus den eigens dazu verfaßten Lehrbüchern zu schöpfen, so sind sie vielleicht dem Dichter dankbar, der ihnen mit Hilfe des Zauberstabes Phantasie ein anschauliches Bild alter Zeit schnell fertig vor Augen führt. Selbstverständlich soll damit nicht schlechthin empfohlen werden, die kirchengeschichtlichen Kenntnisse sich aus historischen Romanen zu sammeln. Denn das sind Dichtungen und nicht wissenschaftliche Werke. So wäre es doch mehr wie Oberflächlichkeit, wenn man etwa die Geschichte der deutschen Reformation aus Freytags „Markus König" kennen lernen wollte. Aber es giebt auch Perioden in der kirchlichen Vergangenheit, über welche dem Gebildeten ein allgemeiner Ueberblick eher genügt. Dazu gehört jenes Zeitalter der Gepa, das mit häßlichen Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser ausgefüllt wurde. Es sind jene Tage, in denen der Kanzler und Erzbischof Rainald die Gebeine der heiligen drei Könige aus dem verwüsteten Mailand nach Köln überführte. Weil nun der Romanschreiber es wohl verstand, auch von dem kirchlichen Leben dieser Zeit ein getreues Bild zu geben, so mag der Leser in der That einige kirchengeschichtliche Kenntnis aus diesem Buche schöpfen. Er wird die Kirche des Mittelalters in ihren Zuständen und Sitten darin geschildert finden, wie sie sich zu Friedrich Barbarossas Zeit darstellte. Die Helden der Geschichte sind wirklich nicht nur moderne Menschen in alten, stilvollen Gewändern, sondern atmen, soweit das möglich ist, den Duft jenes Jahrhunderts. Beweis genug der Ausgang: sie „kriegen" sich nämlich nicht; dazu denkt und empfindet sie zu mittelalterlich-klösterlich und er zu mittelalterlich-reckenhaft. Und solcher Schluß thut darum dem Leser recht wohl. R B

(Die Abtissin von Säckingen) Roman aus der Reformationszeit von Hans Blum. Zwei Bände. Jena, Costenoble, 1887; 9 Mk.

Eine alte Aufzeichnung meldet von Kloster Säckingen, daß in den Tagen der Reformation die Aebtissin (Blum schreibt stets „Abtissin") Magdalene von Hausen zu heimlicher Ehe geschritten, mit ihrem Gatten entflohen, dann gefangen und zu lebenslänglichem Kerker verurteilt worden sei; doch habe später kaiserliche Gnade sie wieder in Freiheit gesetzt. Diese Notiz hat dem Dichter einen Stoff gewiesen, von dem sein Interesse sich nicht wieder abwendete, bis er ihn zu einem der jetzt so viel beliebten und viel angefochtenen „historischen Romane" gestaltet hatte. Dabei kam ihm seine Kenntnis der Gegend und der Reformationsgeschichte eben dieses Landstrichs trefflich zu statten, sowie der glückliche Umstand, daß er aus dem badischen General-Landesarchiv das noch erhaltene Aktenmaterial zur Einsicht erhielt und darin seine Vermutung bestätigt fand, daß die tragische Herzensgeschichte jener Aebtissin mit ihrem Bekenntnis der evangelischen Lehre in engem Zusammenhange gestanden.

Ulrich von Hutten und Zwingli werden geschickt in die Erzählung verflochten, ersterer als flüchtiger, kranker Mann, der auf Schweizer Boden Zuflucht und letzte Ruhestätte sucht, aber bis zum letzten Atemzuge hohen Geistes die Wiedergeburt deutscher Nation erhofft, letzterer in seinem glücklichen Familienleben, mit seiner klaren, evangelischen Beratung der Gewissen und seinem kräftigen, entschlossenen Eingreifen; beide dem gebildeten evangelischen Leserkreise wenigstens im lutherischen Deutschland nur wenig bekannte Persönlichkeiten, die man sich gern vorführen läßt, wenngleich der Dichter den Unterschied von Humanismus und Reformation nicht in ausreichender Klarheit zur Darstellung bringt. Vor allem aber lieferte das Säckingen benachbarte Rheinfelden die prächtige Reformatorengestalt des Eberlin von Günzburg, von dessen volkstümlicher Predigt und Schriftstellerei der Dichter mit Geschick Gebrauch gemacht hat, wenngleich wir ihm die Trinkszene (2. Buch, 10. Kap.) gern geschenkt hätten, in welcher der evangelische Prädikant auch hinterm Becher wie auf der Kanzel seine Meisterschaft den Römischen gegenüber beweisen muß. Konstanz, die Bischofsstadt, bietet dem Erzähler den bösen Geist und Widersacher, den er für die Schürzung des Knotens braucht, in der Person des Coadjutor in spiritualibus Johann Faber. Freilich ist unsers Erachtens diese Figur am wenigsten geraten; es ist die landläufige Jesuiten- und Intrigantenfigur geworden mit dem üblichen Apparat an Doppelzüngigkeit, Verkleidung, Spionage, schließlich auch unsittlichem Attentat auf Fraucnehre. Der geschichtliche Johann Faber verdient doch, trotz allem, was wir ihm vorzuwerfen haben, eine ganz andre Zeichnung. — Erfreulich ist es, wahrzunehmen, wie die Beschäftigung mit den großen Fragen des Reformationskampfes den Verfasser diesen Fragen selbst näher führt und ihm ein Interesse an denselben abgewinnt, für welches seine moderne Weltanschauung eigentlich nicht disponirt ist.

Unsre Bedenken gegen den herkömmlichen historischen Roman sind freilich auch dieser Arbeit gegenüber rege geworden. Oftmals sinkt die Darstellung zu dem niedrigern Genre der historischen Erzählung herab, indem wir seitenlang uns über dazwischen einfallende politische Begebenheiten müssen unterrichten lassen, und diese sind ja bei Deutschlands damaliger Zerrissenheit zum Teil so kompliziter Natur, daß ihre Darlegung nur ermüdend wirkt: über solchen historischen Referaten erlahmt die Kraft des Dichters, um die gerade bei diesem seinem Thema erforderte psychologische Entwicklung der Seelenkämpfe der Aebtissin im Mittelpunkte zu belassen. Daneben erhebt sich auch hier wieder der Zweifel: sind das wirklich Gestalten, namentlich Frauengestalten des sechzehnten Jahrhunderts, oder nicht immer wieder moderne Menschen, die man nur hie und da Butzenscheiben-Deutsch reden läßt, um uns den Charakter des historischen Romans in Erinnerung zu bringen? So hat die schöne Gegend, in der des Erzählers Geschichte spielt, ihn veranlaßt, den verschiedensten Personen eine Naturempfindung anzudichten, die gar nicht nach dem sechzehnten Jahrhundert uns anmutet, sondern eben nach dem Empfinden der Kinder unsrer Zeit. Dem Kenner der Geschichte jener Tage stoßen auch allerlei Anachronismen und Verschiebungen des geschichtlichen Verlaufes auf — doch wollen wir diese gern der Freiheit des Dichters zu gute halten.

Immerhin enthält Blums Erzählung so frische und lebendige Bilder aus dem Geisteskampfe der Reformation und bringt dazu Persönlichkeiten, die in der evangelischen Gemeinde bekannt zu sein verdienen, dem Leser in so anziehender Weise nahe, daß wir zur Lektüre einladen können. G K

Aus der innern Mission

(Evangelische Arbeitervereine in Rheinland und Westfalen) Im großen Ringen um die Zukunft des Arbeiterstandes beginnen sich die Truppen hüben und drüben fester zu formiren. Die Sozialdemokraten führen je länger je mehr geschlossene Kolonnen vor, und allerlei Arbeitergruppen, welche ihren Umsturzplänen entgegen arbeiten, versuchen sich

zusammenzuschließen. Zu diesen gehören die evangelischen Arbeitervereine in Rheinland und Westfalen, welche ein klares christliches Bekenntnis und eine unwandelbare Ergebenheit für Kaiser und Reich als ihren nirgends verheimlichten Charakter an sich tragen. Ihr nächster Zweck ist Anbahnung des Friedens zwischen Fabrikherren und Arbeitern, sowie Förderung der moralischen und materiellen Lage der letzteren. Sie entstammen der Anregung eines ganz einfachen Mannes, des Arbeiters Fischer, welcher vor fünf Jahren zu Gelsenkirchen einen ersten Verein gründete. Getragen von dem Wohlwollen christlicher Arbeitsherren und der moralischen Unterstützung der evangelischen Geistlichkeit, hat denn der Gedanke des Gelsenkirchener Arbeitsmannes schon vielfache Verwirklichung gefunden. Bereits bestehen 52 Vereine mit 16500 Mitgliedern, von denen 36 sich zu dem Verband evangelischer Arbeitervereine Rheinlands und Westfalens vereinigt haben. Am meisten blühen die Vereine im Gebiete der Ruhr; der zu Essen hat 2028, der zu Dortmund 1691 Mitglieder. Welche Macht im öffentlichen Leben derartige Vereine werden müssen, sobald sie sich lebenskräftig entwickeln, leuchtet ohne weiteres ein. Sie können leicht ein überzeugender Gegenbeweis gegen die oft gehörte Behauptung werden, daß nur Rom verstehe, sozial und korporativ zu wirken. Es ist sehr zu hoffen, daß insbesondre die Industriegegenden der mehr östlich gelegenen Teile Deutschlands bald mit in die evangelische Arbeiterbewegung einbezogen werden; denn wir müssen schnell arbeiten, wenn uns nicht die kirchenfeindlichen Gegner zuvorkommen sollen. Wer sich übrigens für die evangelischen Arbeitervereine näher interessirt, lasse sich den „Evangelischen Arbeiterboten" kommen, welcher als Verbandsorgan derselben von ihren Arbeiten, Vorträgen, Festen, deren letztes in Iserlohn viele tausend festlich froher evangelischer Arbeiter versammelte, dauernd berichtet. F N

(Geistliche Pflege der Soldaten) ist für das Gedeihen des ganzen Volkes von größter Wichtigkeit. Wir senden unsre ganze kräftige Jugend in die Kasernen, und wünschen sie nicht voll Fluchens und voll Unzucht aus ihnen wiederzuerhalten. Das Einzige, was dem Verderben im Heere Einhalt thun kann, ist und bleibt auf die Dauer die Anstellung zahlreicher eifriger Soldatenpastoren. Auf diese sollte darum in den Parlamenten energisch gedrungen werden. Daß dem obersten Kriegsherrn unsers Heeres die geistliche Versorgung seiner tapfern Waffenträger am Herzen liegt, hat er neuerdings dadurch bewiesen, daß er den Oberst z. D. v. Kleseker in Berlin mit der Fürsorge für die Verbreitung von heiligen Schriften unter dem deutschen Heere betraut hat. Am ausgedehntesten fand sich solche Verbreitung bis jetzt unter den preußischen Truppen, an welche durch Hilfe der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft im ganzen bereits 143000 Bibeln und 700000 Neue Testamente verkauft oder verschenkt wurden. Auch in Württemberg ist in der besprochenen Richtung viel gethan worden, während andre Staaten, z. B. Sachsen, noch auffallend zurückbleiben. Nach dem letzten Berichte der sächsischen Hauptbibelgesellschaft hat das ganze sächsische Armeekorps trotz bewilligter Preisermäßigung nur 44 Bibeln und 86 Neue Testamente bezogen, eine Thatsache, von welcher der Rückschluß auf fast gänzlichen Mangel besondrer Militärgeistlichen nur allzunahe liegt. Man sollte übrigens denken, daß auch einem Kriegsminister, rein von seinem Standpunkte aus, eine gottesfürchtige Truppe lieber sein müßte als eine gottlose. F N

(Winterarbeit für arme Lohnarbeiter) ist hundertmal besser als ein bloßes Almosen. Das wußte vor mehr als hundert Jahren schon der Bergwerksbesitzer und Handelsherr Christian Heinrich Richter im sächsischen Bergstädtchen Annaberg. Denn als Hungersnot die armen Gebirgsbewohner zu verzehren drohte, warf er nicht Thalerstücke unter die Menge, sondern legte sich mitten in der Notzeit einen großen Garten an, um den er eine hohe und mehrere hundert Ellen lange Mauer ziehen ließ. An dieser Mauer durften alle Hungernden mitarbeiten und erhielten jeden Abend ihre acht oder zehn Groschen, einen für damalige Verhältnisse guten Lohn. Es ist eine teure Mauer geworden, aber auch eine Mauer des Segens, und was der barmherzige, verständige Handelsherr gethan hat, lebt noch in dankbarem Gedächtnis des Volkes fort, denn noch zeigt jedes Kind die Hungermauer. An diese alte Geschichte wurden wir erinnert, als wir lasen, daß der Stadtrat zu Freiburg i. B. 8000 Mk. zur Herstellung eines öffentlichen Weges mit der Bedingung bewilligt hat, daß die Arbeit im Winter geschehe und daß nur solche Arbeiter verwendet werden, die sonst brotlos sind. Auch früher schon hat Freiburg die regelmäßigen Arbeiten an städtischen Spazierwegen u. dergl. im Winter vornehmen lassen, um dadurch Nötiges und Barmherziges zu verbinden. — Wer hat jetzt im Winter Arbeit zu gewähren? Findet sich gar nichts? F N

Verschiedenes

(Ein Gegenstück zum Prozeß Thümmel vor dreißig Jahren) Der Prozeß Thümmel rief in uns eine Erinnerung wach aus den Zeiten, wo Großherzog Ludwig III. von Hessen den streitbaren Bischof von Ketteler seinen „katholischen Kollegen" oder Mitregenten nannte und der Bischof einst in einer im Dome gehaltenen Predigt androhte, das während derselben ertönende Geläute der evangelischen Johanniskirche in Mainz werde auch am längsten erklungen haben! Damals wurde ein ähnlicher konfessioneller Prozeß dem (am 9. Nov. 1878 verstorbenen) Pfarrer Ritter in Planig angehängt, dem „Kalenderschreiber," um dessen den Römischen besonders verhaßten „Gustav-Adolf-Kalender" tot zu machen. Am 28. Mai 1858 mußte derselbe vor dem Untersuchungsrichter zu Alzei erscheinen, weil er gegen Artikel 195 des hessischen Strafgesetzbuches „die Religion durch Spott und Hohn herabgewürdigt habe." Der katholische Staatsprokurator stützte sich namentlich auf zwei historische Artikel: auf ein längst allbekanntes Gedicht Hagenbachs: „Das Fronleichnamsfest zu Augsburg," und auf die Erzählung „Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz," namentlich das darin sich findende Zitat der 80. Frage aus dem Heidelberger Katechismus. Als nach zwei weiteren Verhören das Bezirksgericht Alzei den Angeklagten außer Verfolgung setzte, appellirte der Staatsprokurator dagegen. Das Obergericht zu Mainz ordnete eine weitere Untersuchung an. Vor demselben mußte er mitten in der Weihnachtszeit, am 28. Dezember, erscheinen. Diesmal klagte ihn der eifrig katholische Generalstaatsprokurator Dr. Seitz an, gegen eine am 4. Oktober 1850 erlassene Verordnung aus der Revolutionszeit „wissentlich falsche, zur Beunruhigung der Staatsangehörigen, zur Störung des öffentlichen Vertrauens oder zur Erregung von Haß gegen einzelne oder ganze Klassen von Staatseinwohnern geeignete Nachrichten oder Gerüchte ausgestreut zu haben." Auf Antrag des genannten Dr. Seitz wurde die Alzeier Entscheidung vom Mainzer Obergerichte aufgehoben, und Pfarrer Ritter mußte am 4. März 1859 abermals vor dem Alzeier Bezirksgerichte, vor einem aus zwei Katholiken und einem Protestanten bestehenden Gerichtshofe erscheinen. Die heftige Anklage des neuen, ebenso eifrig katholischen Staatsprokurators Schalk bewirkte, daß Ritter am 11. März wegen Herabwürdigung der katholischen Religion, begangen durch die genannten Artikel im Kalender, zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Von den „falschen Nachrichten und Gerüchten" sah man ab. Deshalb appellirte der Staatsprokurator, wie seinerseits auch der Angeklagte. Am 6. und 13. Mai 1859 war Verhandlung vor dem Mainzer Obergerichte, aus fünf Katholiken und zwei Protestanten bestehend, und am 20. Mai wurden dem Alzeier Urteile auf Grund der Verordnung vom 4. Oktober 1850 acht Tage Gefängnis und fünfzehn Gulden Geldbuße hinzugefügt. Natürlich appellirte der Verurteilte abermals, und so wurde denn am 29. August 1859 in letzter Instanz vor dem Kassationsgerichte zu Darmstadt verhandelt. Hier beantragte Generalstaatsprokurator Emmerling in glänzender Rede die Kassirung der bisherigen Urteile und gänzliche Freisprechung des Angeklagten, und in dieser Weise wurde denn auch das Urteil am 3. September verkündigt.

Das war nach mehr denn $1^1/_4$ Jahren das unerwartete Ende des Tendenzprozesses, welchen das bischöfliche Ordinariat zu Mainz über den Schreiber des Gustav-Adolf-Kalenders verhängte; derselbe ist seitdem unbehelligt geblieben. Und auch nach Ritters Tode ist der Kalender weiter erschienen. Für 1888 ists der 35 Jahrgang; ihn hat Stadtpfarrer Ritsert in Darmstadt in alter Tüchtigkeit herausgegeben. S

(Evangelischer Pastoralbund) In Nr. 42 der D. Ev. Kz. trat zuerst der Gedanke eines „evangelischen Pastoralbundes" in die Oeffentlichkeit. Darnach sollen die Glieder des Pastorenstandes sich nach Art einer Bruderschaft zusammenthun: zielbewußte Organisation, besondre Verpflichtungen, Schriftstudium, Verhandlung aller praktischen Fragen, Gebets- und Sakramentsgemeinschaft — um diese Hauptpunkte etwa bewegen sich die näheren Vorschläge. Ein Inserat derselben Kirchenzeitung forderte späterhin auf, eine Denkschrift über die Sache vom Oberpfarrer Bronisch in Schönberg (Schles.) zu beziehen. Obwohl diese Schrift nicht als vertraulich bezeichnet ist, nehmen wir doch Anstand, Mitteilungen daraus zu machen. Aber die herzliche Bitte und Warnung müssen wir aussprechen, man möge doch das Unternehmen fallen lassen. Wir können zwar nicht glauben, daß der Plan viele Freunde gefunden hat oder finden wird; aber in diesen Tagen kirchlicher Gährung ist alles möglich. Wir würden das Zustandekommen der Pastoren-Bruderschaft tief beklagen; denn sie würde zwischen den Amtsträgern und ihren Gemeinden, wie in den Reihen der Pastoren selbst einen neuen, unheilbaren Riß verursachen, das Gebetsleben aber und jede Aeußerung evangelischer Frömmigkeit in die Gefahr einer Vergesetzlichung und Mechanisirung bringen, welche ihr bis dahin Gott sei Dank! noch fremd geblieben ist. Bezeichnend genug ist es und sollte den Urhebern des Gedankens zu denken geben, daß jener Artikel der D. Ev. Kz. das freundlichste Echo in der Germania gefunden hat. (Nr. 240). Sie schreibt dazu: „Endlich einmal etwas Positives; aber es ist der so sehr geschmähten katholischen Kirche entnommen." Die Germania hat ganz Recht.

Es würde uns leid sein, wenn das Unternehmen so weit gediehe, daß wir unsern Widerspruch eingehender begründen müßten. Nicht alles ist gut, was gut gemeint ist. R

(Nachtrag zum Inhaltsregister des ersten Jahrgangs) Im Verzeichnis der am ersten Jahrgang beteiligten Mitarbeiter sind durch ein bedauerliches Versehen ausgefallen: Prof. D. A. Harnack, Marburg (A H) und Prof. D. K. Müller, Gießen (M-G); ferner ist hinter Pf. J. Clüver zu ergänzen: Mühlhausen, Thür., und Z. 19 v. u. statt Husum, Schlesw. zu lesen Husum, Hann. Endlich findet sich der Artikel „Evangelienkritik für die Gemeinde" (Vb Z. 5 v. u. und VIIb Z. 13 v. u.) nicht Seite 402, sondern 462. Das Register mußte unter großem Sturm und Drang der Geschäfte abgefaßt werden; es ist Fürsorge getroffen, daß diese Aufgabe uns ein zweites Mal vorbereiteter findet. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine literarische Beilage von Georg Böhme in Leipzig

Nr. 3 **Leipzig, den 15. Januar** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Aus dem Berufsleben des Herrn. 2 — Die neuen Forschungen im Morgenlande und das Alte Testament: 2. Die Berührungen mit dem Alten Testament — Die Grenzen der Naturwissenschaft — Die innere Mission in der Diaspora. 1. Besuch der Gemeindeglieder und Armenpflege — Unsre Kunst. 4. Die Geschichtsmalerei — Von der englischen Staatskirche: Kirchbauten in London; Kathedrale zu Truro; Sozialismus — Aus Italien: Weihnacht in Rom; Eine Jesuiten-Universität; Kardinal Randi; Das Waldenser-Gesangbuch — Verschiedenes: Der Prozeß Thümmel in Kassel — An unsre Leser

Aus dem Berufsleben des Herrn

2

Und Jesus schlief. Mark. 4, 38. —

Es ist Abend geworden am See Genezaret. Lautlos gleitet das Schifflein durch die Wellen. Die Jünger warten ihres Amtes, führen das Steuer, stellen die Segel; der Heiland aber schläft. So fest und süß ist der Schlaf dieses Gerechten, daß auch der Gewitterwind, der sich plötzlich erhebt, und der Wogenschlag, der gegen das Schifflein brandet, ihn nicht unterbrechen können. Die Angst der Jünger erst weckt den Schläfer. So schläft ein Arbeiter, der seines Lohnes wert ist.

Er war nicht mit dem Bewußtsein entschlafen, daß kommen würde, was kam. Hätte der Heiland den Sturm vorausgeschaut, er hätte die Fahrt nicht angetreten; denn welchen unbedingten Schutzes der Sohn der ewigen Liebe sich getrösten durfte, wo immer er auf Berufswegen war — wiederum stehet auch geschrieben: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. Er war also auch nicht mit der Absicht entschlafen, „den Glauben der Jünger zu prüfen." Das hat der Heiland nie gethan. Die evangelische Geschichte weiß kein Beispiel dafür, daß er jemanden absichtlich auf die Probe gestellt, das heißt in Versuchung geführt habe. Auch das kananäische Weib hat er nicht auf die Probe gestellt, als er ihm entgegenhielt, es sei nicht fein, den Kindern das Brot zu nehmen und es vor die Hunde zu werfen. Das war seine wirkliche, pflichtmäßige Meinung, nicht ein erkünstelter Einwand.

Der Heiland schlief, weil er müde war, müde, wie damals am Jakobsbrunnen. Er war müde von des Tages Last und Hitze, von der Arbeit, die er gethan. Keine Betrachtung des Berufslebens unsers Herrn wäre vollständig ohne den Gedanken der Arbeit, den uns sein Schlaf bezeugt. So gewiß er ein Berufsleben führte, so gewiß brachte jeder Tag „seine eigne Plage," sein volles Maß von Arbeit. Und wie sein Beruf auf nichts Geringeres hinausging als auf die Wiederherstellung des Menschengeschlechts, so waren auch seinem Tagewerk die Wege gewiesen auf Verkehr mit lebendigen Menschen. Mit Menschen umzugehen, auf sie einzuwirken, sie an sich zu ziehen, sie zu erziehen, war das große Geschäft seines Lebens. Was Wunder, daß diese persönliche Erzieherarbeit ihm Anstrengung kostete bis zur Ermüdung.

Zu Hunderten und Tausenden umringten sie ihn. Zwar gestattete das Klima des heiligen Landes, sich draußen im Freien zu ergehen, sodaß der geschlossene Raum der Synagoge nur dann und wann benutzt zu werden brauchte. Aber gerade der Markt des Lebens mit seinem betäubenden Stimmengewirr und seinem erdrückenden Volksgetümmel forderte alle Spannkraft und Schwungkraft heraus. So mächtig gestaltete sich der Andrang, daß der Heiland sich oft genötigt sah, das nächste Boot zu seiner Kanzel zu machen; ein andermal hatte er weder Zeit noch Raum genug, um zu essen. Der ganze Tag wurde ihm zur Sprechstunde. Kommt her zu mir alle! hieß die Losung. Noch an der Neige seines Lebens, als er längst über die Nichtigkeit seines Volkes im Klaren war, hat er diese Gewohnheit festgehalten. Und wenn er sich je länger desto öfter zurückzog — kamen sie ihm nach, so war er immer da.

Zur Arbeit im Großen gesellte sich die Arbeit im Kleinen. Das will heißen: er machte sich mit besondrer Treue an die Einzelnen inmitten des großen Haufens und nahm einen jeden nach seiner Weise. Er wußte, was im Menschen war. Unter den erlesenen Gaben des Geistes, der bei der Taufe auf ihn kam, war die erlesenste, die Menschen zu durchschauen und ihnen auf den Grund zu gehen. Kostete es ihm also keine Mühe, sich über seine Pflegebefohlenen zu unterrichten, so kostete es desto größere Mühe, sie über ihn zu unterrichten, jedem das Seinige zu sagen und jedem das Rechte zu thun. Dem reichen Jüngling mutet er zu, seine Habe zu verkaufen und ihm nachzufolgen; dem Besessenen im Gadarenerlande verbietet er dieselbe Nachfolge. Wo er heilt, begleitet sein Wort die Handlung, während dem Taubstummen die deutende Heilandshand auf Zunge und Ohr gelegt wird. Dieselbe Einzelarbeit betont auch Markus, wenn er immer wiederholt: er heilete „viele," nicht alle ohne Unterschied.

Vom öffentlichen Leben abgekehrt geht die Arbeit des Herrn im Kreise der Jünger ihren stillen, heimlichen Gang. Sie wird immer mehr zur Arbeit seines Lebens. Hier galt es im genauesten Sinne des Wortes für eine große Zukunft zu erziehen. Hier galt es, die Geheimnisse des Reiches Gottes in die spröden Gemüter hineinzusenken. Hier galt es, praktisch umzugestalten, nicht nur zu belehren, sondern zu bekehren. Es galt die Ungeduld und den Ehrgeiz der Söhne Zebedäi zu dämpfen, es galt dem Selbstvertrauen des Petrus die Gefahren der Selbsttäuschung entgegenzuhalten, es galt einen Judas zu tragen. Das war nicht äußerlich, aber innerlich ermüdend. Das war nicht so sehr Arbeit des Leibes, als schwere Seelenarbeit.

Wenn diese Arbeit seiner Seele überhand nahm, wenn ihn der Zorn erfüllte gegen die Pharisäer oder Unmut über den Kleinglauben der Seinen oder die heilige Wehmut der Thränen über das verlorene Jerusalem, wenn er den Gedanken des Sterbens erfaßte und derselbe Gedanke ihn ergriff, wenn er in Gethsemane niedersank, als es kam, daß er mit dem Tode rang, und sein Schweiß, der Arbeitsschweiß seiner Seele, wie Blutstropfen auf den Boden rann, dann freilich schlief der Heiland nicht, dann wachte er für uns alle. Sch

Die neuen Forschungen im Morgenlande und das Alte Testament

2. Die Berührungen mit dem Alten Testament

Die aus den alten Denkmälern geschöpfte Kunde betrifft zu einem großen Teil Zeiten, die dem Beginn der Geschichte Israels im Lande Kanaan weit vorhergehen. Hier kann also von einer unmittelbaren Berührung keine Rede sein. Welche interessanten Aufschlüsse sich jedoch mittelbar daraus für die Einwanderung Israels in das Land Kanaan gewinnen lassen, werden wir später sehen. Nun greifen aber die Erzählungen, die wir im ersten und zweiten Buche Moses finden: von der Urgeschichte der Menschheit, von den Erzvätern, von den Wanderungen der Israeliten, teils nach den Gestaden des Euphrat und Tigris, teils nach Aegypten hinüber. Zu beiden Ländern hat man Beziehungen nicht nur gesucht, sondern auch solche gefunden, die man durchaus nicht erwartet hatte. Berührungen der letztern Art hat die Literatur der Assyrer und Babylonier schon jetzt in reichem Maße geboten, weit mehr als die Denkmäler und Schriften der Aegypter. Dieser Umstand verliert sein Ueberraschendes, wenn man bedenkt, daß etwa um 2000 v. Chr. die (akkadische) Kultur Babyloniens schon vollständig in den Besitz der semitischen Einwanderer, für die seit dem neunten Jahrhundert v. Chr. der Name Chaldäer nachweisbar ist, übergegangen war, daß die Assyrer als durchaus abhängig von dieser Kultur erscheinen, und daß die Vorfahren Israels nach der eignen Ueberlieferung dieses Volkes einst unter der dortigen, ihr stammverwandten Bevölkerung gewohnt und daher Religion, Sagen, Anschauungen damals mit dieser gemeinsam gehabt haben.

Lange schon kannte man die Fragmente des Berossos, eines babylonischen Priesters, der um 290 v. Chr. für die Griechen ein größeres Werk über die Geschichte und über das Wissen seiner Heimat schrieb. In den uns erhaltenen Fragmenten fand sich ein Schöpfungsbericht und eine Flutsage, die sich mit dem Inhalte der betreffenden Abschnitte des Alten Testaments eng berührten. Man suchte jedoch häufig diese Uebereinstimmung dadurch zu erklären, daß der jüngere babylonische Bericht nach der ältern Erzählung der Bibel gestaltet worden sei. Gegenwärtig kennen wir aber die Quellen, aus denen Berossos geschöpft hat, sehr wohl; es sind babylonische und assyrische Thontafeln, auf denen solche Erzählungen mehr als einmal aufgeschrieben worden sind. Besonders der Flutbericht zeigt große Verwandtschaft mit dem, was wir 1. Mose 6—9 lesen. So erzählt der babylonische Noah — sein Name ist noch unsicher, jedenfalls lautet er nicht Noah —, nachdem sein Schiff schon sechs Tage lang von einem Berge festgehalten worden war:

> Beim Anbruch des siebenten Tages nahm ich eine Taube heraus und ließ sie fliegen. Die Taube flog hin und her; da aber kein Ruheplatz da war, so kehrte sie wieder zurück. Da nahm ich eine Schwalbe heraus und ließ sie fliegen. Die Schwalbe flog hin und her; da aber kein Ruheplatz da war, so kehrte sie wieder zurück. Da nahm ich einen Raben heraus und ließ ihn fliegen. Der Rabe flog fort, und als er sah, daß das Wasser gefallen war, kam er wieder heran, indem er vorsichtig (?) [durch das Wasser] watete, aber kehrte nicht wieder zurück. Da ließ ich alles nach den vier Winden hinaus; ein Opfer brachte ich dar u. s. w. — Vergl. 1. Mos. 8, 6—12.

Ferner haben sich Bruchstücke einer Erzählung gefunden, die dem Turmbau von Babel 1. Mos. 11, 1—9 parallel läuft. Fast alle Länder- und Ortsnamen Babyloniens und Assyriens, die im Alten Testament erwähnt werden, sind uns durch die Keilinschriften sicher bekannt geworden, z. B. die Stadt Ur, die 1. Mos. 11, 31 als Heimat Abrahams bezeichnet wird.

Unter den ägyptischen Nachrichten hat man bis heute mit vieler Mühe Beziehungen auf den Aufenthalt der Israeliten in Aegypten gesucht; aber diese Mühe ist wenig belohnt worden. Zu der Geschichte von Joseph und dem Weibe des Potiphar hat sich allerdings eine Parallele in der ägyptischen Literatur gefunden: das sogenannte Märchen von den beiden Brüdern, das ein Schreiber für einen Sohn des Königs Ramses II. (im dreizehnten Jahrhundert v. Chr.) niedergeschrieben hat, das demnach zweifellos älter ist als die hebräische Erzählung. Aber weder von der Einwanderung noch von dem Auszuge der Israeliten hat man bis heute in ägyptischen Berichten eine sichere Spur gefunden. Das einzig Zuverlässige in dieser Beziehung ist nur das, was durch Ausgrabungen am westlichen Rande der Landenge von Sues neuerdings festgestellt worden ist. Man hat dort nämlich die Reste einer Stadt Pithom mit großen Gebäuden, die Vorratshäuser sein können, entdeckt. Dieses Pithom wird der Ort sein, an dem die Israeliten nach 2. Mos. 1, 11 zu bauen gezwungen wurden, und ein andrer (späterer) Name desselben Ortes entspricht wahrscheinlich dem Suchoth, das die Israeliten nach 2. Mos. 13, 20 auf ihrem Auszuge berührten.

Von größter Wichtigkeit für die Zeiten der israelitischen Könige ist das aus den Keilinschriften völlig neu gewonnene Bild des assyrischen Reiches. Das Alte Testament nennt uns die Namen von sechs Königen, den Namen der Hauptstadt Ninive und einiger andrer Orte, läßt uns aber über Alter, Größe und Bedeutung völlig im Ungewissen, sodaß einer der hervorragendsten Gelehrten 1847 noch bekennen mußte, daß die Geschichte des assyrischen Reiches eine der dunkelsten Partien der alten Geschichte sei. Jetzt haben wir eine große Anzahl offizieller oder halboffizieller Urkunden, Inschriften aus Tempeln und Palästen, welche die Kriegsthaten und Bauten der Könige melden, Stiftungsurkunden von Tempeln, die in den Fundamenten vergraben wurden, aus den Archiven Berichte und Eingaben an die Könige u. s. w. Die Könige und die höchsten Beamten des Reiches erstatten jetzt vor unsern Augen und Ohren Bericht über ihre Thätigkeit. Wir können die Eroberungen und die Verluste des Reiches fast Jahr für Jahr verfolgen; wir lernen das Verhalten der Könige im Kriege und im Frieden kennen, ihre rauhen, ihre milden Seiten. Während nach dem Alten Testament ein König von Israel im achten Jahrhundert zum ersten male Tribut an die Assyrer gezahlt hat, erfahren wir aus den assyrischen Inschriften, daß schon im neunten Jahrhundert v. Chr. mehrere Könige von Israel durch eine solche Abgabe die Uebermacht Assurs anerkannt haben. Der König Sargon wird im Alten Testament nur Jesaia 20, 1 erwähnt; die Inschriften lehren, daß dieser König Samarien im Jahre 722 erobert hat, daß er nicht nur ein sieggewohnter Feldherr, sondern auch vor allem der eigentliche Begründer der Machtstellung Assurs in Vorderasien gewesen ist. In noch höherm Grade als sein Vorgänger Tiglatpileser ist er es gewesen, der den Anfang zur Bildung eines Weltreiches gemacht hat. Er begnügte sich in den unterworfenen Ländern nicht mehr mit Tributerhebungen und Garnisonen, sondern er suchte das Abhängigkeitsverhältnis in wirkliche Unterthänigkeit zu verwandeln; die kleinen Staaten werden zu Provinzen des stets sich vergrößernden Reiches gemacht, diese werden von Statthaltern des Königs regiert. Nach der grausamen Unterwerfung eines Gebietes wird die besitzende und gebildete Klasse der Bevölkerung fortgeführt und in weit entfernten Gegenden angesiedelt; die entstandene Lücke wird durch fremde Kolonisten ausgefüllt. So verpflanzt Sargon Israeliten nach Mesopotamien und Medien, Armenier und Meder nach Syrien, Babylonier und Araber nach Samarien. Die Wirkung war, daß die alten Volksstämme ihrer Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit beraubt, ihre Erinnerungen an eine ruhmreiche Vergangenheit verwischt, der Gehorsam gegen fremde Herrscher ihnen zur Gewohnheit wurde. Wir verstehen nun vollkommen, mit welchem Rechte der Prophet Jesaia gerade diese Maßregeln des Sargon als Zeichen eines widergöttlichen Hochmutes auffaßt und sie den Assyrerkönig selber so schildern läßt: „Ich habe die Länder anders geteilet und ihr Einkommen geraubt und wie ein Mächtiger die Einwohner zu Boden geworfen; und meine Hand hat funden die Völker wie ein Vogelnest, daß ich habe alle Länder zusammengerafft, wie man Eier aufrafft, die verlassen sind, da niemand eine Feder regt oder den Schnabel aufsperrt oder zischt“ (Jes. 10, 13 f.). Wir können es nun als zutreffend begreifen, wenn derselbe Prophet die furchtbare Macht Assurs als die Hölle darstellt, die ihren Rachen weit aufgethan habe und Städte wie Völker unersättlich verschlinge (Jes. 5, 14).

Zwei andre, für die Geschicke des Volkes Israel entscheidende Herrscher des Orients empfangen durch babylonische Inschriften eine sehr interessante Beleuchtung, nämlich Nebukadnezar und

Cyrus. Die Juden sahen in dem erstern nur den herzlosen Vernichter des letzten Restes ihrer Selbständigkeit, den Zerstörer der heiligen Stadt Jerusalem, den grausamen Verfolger ihres Glaubens, und die Legende vom tierischen Wahnsinn des Königs im vierten Kapitel des Danielbuches zeigt uns, wie sich der jüdische Haß gegen ihn noch nach Jahrhunderten regte. Die Inschriften, die wir bis jetzt von Nebukadnezar kennen, erzählen nur von seinen Bauten, seinen Maßregeln zur Hebung des Wohlstandes seiner Heimat, und preisen seine Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Er erscheint in ihnen als ein Fürst, der den ruhigen Werken des Friedens mehr ergeben ist als der blutigen Kriegsarbeit. Cyrus ist dagegen von den jüdischen Schriftstellern, Propheten sowohl als auch Geschichtschreibern, geradezu als ein Verehrer ihres Gottes Jehova (Jahwe) bezeichnet worden (z. B. Esra 1, 2), und viele Theologen haben diese Meinung dadurch zu stützen gesucht, daß sie Cyrus wenigstens als einen Monotheisten nach der Weise der zoroastrischen Religion der Perser darstellten, der daher den Juden wegen ihrer ebenfalls monotheistischen Religion besonders gewogen gewesen sei. Die babylonischen Inschriften bezeichnen nun Cyrus geradezu als Diener Merodachs (einer babylonischen Gottheit) und berichten, wie Cyrus und sein Sohn Kambyses den babylonischen Göttern Bel und Nebo Opfer dargebracht haben. In einem langen Bericht über die Eroberung Babels nennt Cyrus Merodach seinen Herrn, sich selbst den Diener und Vertreter Merodachs, wie Liebling Bels und Nebos; er erzählt, wie er die Altäre Merodachs wiederhergestellt und die Bilder andrer Götter an ihre alten Plätze zurückgebracht habe, und schließt mit der Bitte:

Mögen alle die Götter, die ich an ihre festen Plätze gebracht habe, täglich in der Güte ihrer Herzen vor Bel und Nebo vermitteln, daß sie mir Länge der Tage gewähren; mögen sie mein Vorhaben mit Erfolg segnen und mögen sie sprechen zu Merodach, meinem Herrn: Cyrus, der König, dein Verehrer, und Kambyses, sein Sohn, [verdienen deine Gunst].

Hiernach zu urteilen ist Cyrus ein Polytheist gewesen, der sich gegen die Götter des eroberten Landes nur anders verhielt, als z. B. die Assyrer es zu thun pflegten: während diese die Götterbilder und die Heiligtümer fremder Völker zerstörten, beteiligte sich Cyrus an ihrer Verehrung und stellte sich als ihren Diener dar.

Sehr wertvoll ist endlich, daß die assyrischen Inschriften uns gerade für die Dauer der verhängnisvollen Kriege gegen Israel eine sichere Zeitrechnung liefern. Die Assyrer pflegten nämlich jedes Jahr nach einem hohen Beamten zu benennen und darüber fortlaufende Listen zu führen, die man Eponymenlisten zu nennen pflegt. Aus den Bruchstücken, in denen uns mehrere solcher Listen enthalten sind, ist es gelungen, die lückenlose Reihe für die Jahre 893—666 v. Chr. herzustellen. Einige Stücke bieten auch Beischriften über Regierungswechsel, über wichtige innere und äußere Ereignisse der einzelnen Jahre. Da auch eine Sonnenfinsternis in ihnen erwähnt wird, nämlich die vom 15. Juni 763 v. Chr., so läßt sich die Liste astronomisch fixiren. Nun erzählen die Könige, daß sie in diesem oder jenem Jahre den Tribut eines bestimmten Königs von Israel oder Juda empfangen, daß sie gegen Israel oder Juda zu Felde gelegen oder eine denselben gehörige Stadt erobert haben. Sehr häufig sind nun diese Ereignisse auch im Alten Testamente erwähnt, aber mit den bisher zugänglichen, hauptsächlich aus der Zeitrechnung der Bücher der Könige gewonnenen Mitteln in ein andres Jahr gesetzt worden. So lassen z. B. die assyrischen Inschriften zwischen den beiden Königen von Israel Menahem und Hosea nur einen Raum von vier Jahren, während das Alte Testament dafür zweiundzwanzig Jahre ansetzt. Der König Usia (oder Asarja) von Juda soll nach gewöhnlicher Annahme bis zum Jahre 759 v. Chr. regiert haben; nach den assyrischen Inschriften hat er aber noch um das Jahr 740 Tribut an Tiglatpileser gezahlt. Seinem Nachfolger Jotham giebt die Bibel sechzehn Regierungsjahre; die assyrischen Inschriften nennen aber für das Jahr 734, also sechs Jahre nach dem Tribut des Usia, schon dessen zweiten Nachfolger, den Ahas, König von Juda.

Diese Beispiele werden genügen, um erkennen zu lassen, wie häufig der Inhalt namentlich der assyrisch-babylonischen Inschriften sich mit dem Alten Testament berührt und wie verschieden die Art der Berührung ist. Oft stimmen sie sehr gut mit den Nachrichten des Alten Testaments überein; oft vervollständigen sie dieselben; nicht selten stimmen sie aber auch nicht mit ihnen zusammen. Wie man diese verschiedenartigen Berührungen zu beurteilen habe, ist die Frage, die zu beantworten uns übrig bleibt. G

Die Grenzen der Naturwissenschaft

Eine eigentliche Naturwissenschaft hat es im Altertum nirgends gegeben. Auch das Mittelalter, da die römische Kirche blühte, hat eine solche nicht hervorzubringen vermocht; denn Naturwissenschaft setzt ganz exakte, vorurteilsfreie Beobachtung und Zergliederung der irdischen Dinge voraus. Dazu war aber jene Zeit nicht imstande; wir möchten sagen, sie war nicht prosaisch und nüchtern genug dazu. Die Kirche und ihre Interessen beherrschten alles Denken. Wie diese für sich, d. i. den Papst, eine Macht über alle Gewalten und Könige der Erde in Anspruch nahm und alles, was sich ihr nicht fügte, als ungöttlich und sündig dem Teufelsreiche überwies, ganz ebenso beanspruchte die damalige Theologie, die sogenannte Scholastik, ihr maßgebendes Urteil über alle Dinge abzugeben und sie, soweit dieselben überhaupt auf Interesse rechnen konnten, von ihrem immerhin einseitigen Gesichtspunkte aus abzuhandeln. Es war also das jetzige Gebiet der Naturwissenschaft damals nicht etwa herrenlos, sondern stand unter Oberbotmäßigkeit der theologischen Scholastik. Diese letztere, gewöhnt in übersinnlicher Sphäre zu spekuliren und für ihre Sätze religiösen „Glauben“ zu beanspruchen, konnte sehr begreiflicherweise den Gedanken nicht fassen, ein Stück ihres unendlichen Gebietes, welches ihr freilich nur durch Okkupation gehörte und jetzt brach liegen mußte, dem dogmatischen Glauben zu entnehmen und einer kritischen Forschung auszuliefern. So lange sie noch an ihrer eignen wissenschaftlichen Spekulationsmethode nicht zweifelte, fühlte sie sich beruhigt und zu einem Rückgange völlig unveranlaßt.

Aus dieser zuversichtlichen Ruhe wurde die Allbeherrscherin plötzlich aufgerüttelt, als der aufgehende Humanismus anfing, die Dinge erfahrungsmäßig zu betrachten und dem Gebiete der wirklichen Natur seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der ursächliche Zusammenhang der Welt sollte in der Welt selbst aufgesucht, nicht mehr durch theologische Gedankenspinnerei dekretirt werden. Solche Methode war eine unerhörte Neuerung, ihre Ergebnisse mußten mit dem scholastischen Dogma in Konflikt kommen; denn dieses hatte ja über die Dinge desselben Gebietes längst ganz andre Urteile gefällt und sollte jetzt als unfähige Herrscherin dies ganze Reich räumen? — Obgleich diese Konsequenzen anfangs nichts weniger als deutlich hervortraten, obgleich der ganze Zeitgeist den neuen Ideen mächtig entgegenkam und den sonst allzeit schlagfertigen Arm der Kirche lähmte, blieb das Unternehmen exakter Naturforschung innerhalb der römischen Kirche doch ungeheuren Schwierigkeiten ausgesetzt.

Bald aber band Luthers Reformation allen kritischen, auf Grund der Erfahrung fußenden Forschungen die Flügel los, und die Naturwissenschaft schwang sich, nachdem sie erst fliegen gelernt, hoch empor über die andern, um uns bald ihrerseits durch den Anspruch, alles erforschen und wissen zu können, zu überraschen. Also Grenzen ihres Gebiets erkannte sie nicht an. Die unfehlbare Naturforschung soll über Welt und Gott das letzte entscheidende Wort behalten: so erklärt uns heute der Materialismus rund heraus, und der Zeitgeist kommt ihm mächtig entgegen.

So wäre denn der Spieß umgedreht! Mußte sich vor vier Jahrhunderten die Naturwissenschaft von der Theologie ihr Terrain erkämpfen, so ist heute das ganze eigne Gebiet der Religion in Frage gestellt. Die peinlichsten, quälendsten Konflikte in der eignen Brust können heute keinem erspart bleiben, der das Wagnis unternimmt, Jünger der Wahrheit und doch Naturforscher und Christ zugleich sein zu wollen. Und wenn es viele versuchen, durch das sogenannte „System der doppelten Buchführung“ den Knoten zu durchhauen, wenn sie z. B. anerkennen, daß der Begriff der sittlichen Freiheit naturwissenschaft-

lich falsch sei, und ihn doch zugleich in ihrer Religion als wahr annehmen u. dergl., so ist das freilich ein Notbehelf — aber ein sehr bedenklicher. Was wird aus der Wahrheit, wenn dasselbe wahr und falsch zugleich sein muß? Helfen läßt sich nur, wenn es angeht, der Religion und der Naturforschung zwei grundsätzlich getrennte Gebiete zuzuweisen.

Gelingt der Nachweis, daß derselbe menschliche Geist zweierlei Betrachtungsweisen der Welt kennt, gewissermaßen ein doppeltes Gesicht hat: eins für die sinnlich wahrnehmbaren Dinge und deren Zusammenhang, das andre für die ideale Seite der Dinge, mit welcher die Religion es zu thun hat, daß, wie die Art der Erfahrung, so auch die Methode des Erkennens auf beiden Gebieten verschiednen Bedingungen unterliegt; gelingt es ferner, sich dieser verschiedenartigen Betrachtungsweise an den Punkten zu versichern, wo Ideales, Göttliches in die Sinnenwelt hineintritt und zur Thatsache wird, z. B. an der Person Christi: dann sind die Grenzen gezogen, die Einheit der Wahrheit anerkannt, der aufreibende Konflikt zwischen Glauben und Wissen erledigt.

Giebt es aber Grenzen der Naturwissenschaft? Giebt es Dinge, die wirklich vorhanden sind, dem Menschen erfahrungsmäßig zugänglich, und die doch wie Wasser zerfließen, wenn die Hand der naturwissenschaftlichen Methode sie greifen will? Und wie ist die Scheidung zu vollziehen? Vom religiösen Standpunkte des Theologen ist die Schwierigkeit nicht so groß. Man braucht nur auf Luther zurückzugehen. In seinem Wort: „Der eigentliche Gegenstand der Theologie ist der Mensch, der der Sünde schuldig ist, und Gott, der den sündigen Menschen selig macht. Was außer diesem Gegenstande in der Theologie geforscht und disputirt wird, ist ein Gift!“ liegt die Lösung grundsätzlich offen. Kann aber die Naturforschung es dulden, daß eins der größten und wertvollsten Gebiete des Menschengeistes ihrer Methode verschlossen bleibt? Der große Kant hat dies bejaht. Durch sorgfältigste kritische Untersuchung der Vernunft und ihrer Fähigkeiten ist er zu dem Schluß gekommen, der Verstand sei nur befähigt, mit den Sinnen gemachte Wahrnehmungen, sogenannte Erscheinungen zu begreifen und in ursächlichem Zusammenhang unter einander zu denken. Gott, Tugend, Unsterblichkeit sind keine sinnenfälligen Dinge, deshalb der Naturwissenschaft ein verschlossenes Gebiet. Hieraus folgt, daß dieselbe über deren Existenz oder Nichtexistenz auch keine Hypothesen aufstellen darf; denn sie würde nie in den Stand gesetzt werden können, solche zu beweisen. Also aus der Beschaffenheit des Verstandes selbst bestimmt Kant, wo sein Gebiet Grenzen finde.

Damit wäre die ganze Angelegenheit sehr bald erledigt gewesen. Nur ist leider die Klage zu erheben, daß Kants Nachfolger ganz ebenso wie Luthers Schüler die wichtigen Grenzbestimmungen ihrer Meister sehr wenig durchzudenken gesucht haben und mehr oder weniger in das frühere Fahrwasser zurückgelenkt sind.

Daß man auf den großen Königsberger Weisen zurückgehen müsse, um das ganze Luftschloß des Materialismus zu zerstören und unserm Geschlecht den Weg zu den idealen Gütern der Religion wieder zu zeigen, ist neuerdings von einem Hamburger Arzte trefflich ausgeführt.*) Wir müssen es uns versagen, den Leser in die spinösen Einzeluntersuchungen einzuführen. Nur einige Sätze des Buches mögen hier Platz finden, um das Ziel zu weisen, wohin Kants Schüler steuert:

Es bleibt ein Gebiet in unsrer Vernunft für den Glauben übrig, in welches der Verstand nach seinen eignen Prinzipien gar nicht berechtigt ist, einzugreifen. Der Glaube an Gott, Freiheit, Unsterblichkeit steht deswegen nicht in Widerspruch mit den Prinzipien des Verstandes, weil die Kräfte desselben nicht über das Gebiet sinnlicher Wahrnehmung hinausreichen, sinnliche Anschauung aber von jenen Ideen nicht stattfinden kann. . . . Es bleibt nichts andres übrig, einerlei, ob es dem Naturforscher widerwärtig ist, als die Annahme, daß der Mensch einen Geist hat, dessen Fähigkeiten ganz andre sind, als die der Materie.**)

Der Naturforschung müssen wir überlassen, ob sie die Kantischen Grenzbestimmungen in dieser neuen Deutung annehmen kann, oder andre suchen muß. Einen andern Weg als die kritische Untersuchung der Vernunft dürfte es dahin allerdings kaum geben. Wir begrüßen das bezeichnete Buch freudig, weil hier wieder einmal ein Naturforscher die Frage richtig stellt: „Welches ist die Grenze der Naturwissenschaft gegenüber der Religion?“

J N

*) A. Claſſen, Ueber den Einfluß Kants auf die Theorie der Sinneswahrnehmung ꝛc. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1886. M. 5.

**) Aehnlich ist das Unternehmen des ehemaligen Pfarrers Dr. H. Kratz (Das Weltproblem und seine Lösung in der christlichen Weltanschauung. Ein Beitrag zur Beförderung einheitlicher Welterkenntnis auf realistischer Grundlage. Karlsruhe, Reuther, 1887. M. 5), welcher zu zeigen sucht, daß die Frage nach dem Urheber, dem Zweck ꝛc. der Welt, das Weltproblem, von der exakten Wissenschaft nicht gelöst werden kann. Es bleibt bestehen als Problem, bis man in der christlichen Religion die ausreichende und zutreffende Beantwortung findet.

Die innere Mission in der Diaspora

Uebersicht: 1. Besuch der Gemeindeglieder und Armenpflege; 2. Krankenbesuche, Kinderpflege, Waisen- und Konfirmandenhäuser; 3. Religionsunterricht, Jünglings- und Männervereine; Familienabende; Pfarrhaus

Vor neunzehn Jahren, als ich von Oppeln aus zum Gottesdienste nach einem der Filiale fuhr (nach Gräfenort), wurde ich auf halbem Wege in einem Dorfe angehalten, das uns für ganz katholisch galt. Ein Bote bat, ich möchte auf dem Rückwege zu einer einsamen Kranken kommen, die nach dem heiligen Abendmahl verlangte. Wen fand ich vor? Eine etwa fünfzigjährige Magd, das Gesicht in entsetzlicher Weise vom Knochenfraß zernagt, lag auf ihrem Schmerzenslager, verpflegt von ihrer bäuerlichen Herrschaft, voll Sehnsucht nach dem Sakramente Jesu. Während im Hintergrunde der Stube und an der Thüre sich die halb neugierig staunende, halb mitfühlend ergriffene katholische Gemeinde staute, führte ich die einsame Protestantin zur Gemeinschaft mit ihrem Herrn. Sie wurde wenige Tage darauf zur großen ewigen Kommunion gesammelt.

Der Fall stellte mir zum ersten male die ganze Not der Diaspora vor Augen, das Elend der Vereinsamung eines leidenden Gliedes ohne den Trost und Halt der geordneten kirchlichen Gemeinschaft, und anderseits die Pflicht der evangelischen Gemeinde, durch Sammeln der vereinzelten Glieder sie zu trösten und zu halten.

Die Diaspora bezeichnet die unter der andern Konfession Verstreuten, welche die Segnungen des evangelischen Gemeindelebens entbehren müssen und deshalb in der Gefahr der Loslösung von dem Leibe Christi stehen. Die innere Mission bezeichnet die Liebesarbeit der christlichen Gemeinde, welche jene Verstreuten sammeln und festhalten will an der Gemeinschaft ihrer Kirche. Sammlung der Verstreuten ist die innere Mission in der Diaspora.

Sollen die Glieder der Gemeinde zur Gemeinde dauernd gesammelt werden, so muß die Gemeinde selber die Sammlerin sein; der Leib hält seine Glieder fest. Der kirchliche Organismus der Parochie, der Diözese, des Provinzialverbandes muß die Vereinzelten mit besondrer Liebe umfassen und, durch die Arbeit an ihnen, sie mit sich verschmolzen halten — die Parochie durch Stellung der Organe zu ihrer Pflege, die Diözese durch besonders eifrige Visitation gerade nach dieser Seite, die Provinzial- und Landeskirche durch Darreichung der fehlenden Mittel. Kommt es in der Arbeit der Gegenwart nach meiner Ueberzeugung nicht zum wenigsten darauf an, die kirchliche Autorität, das Ansehen der kirchlichen Institution wieder zu stärken: so muß dieser Gesichtspunkt doppelterweise in der Diaspora obwalten. Das Dasein und die Kraft der Kirche giebt ihren Gliedern Leben. Und im Vergleiche mit dem starkgefügten Bau der römischen Priesterkirche will der evangelische Christ auch die Gemeinschaft real schauen und fühlen, aus der er die Kräfte des ewigen Lebens zieht; er verlangt mit Recht, von ihrem Wirken den thatsächlichen Effekt zu merken. Mag sie ihre liebende Hilfe an ihren Mitgliedern durch ihre einheimischen Organe oder durch dahin Berufene üben — die Kirchgemeinde muß die Trägerin der innern Mission, wie überhaupt, so vorzugsweise in der Diaspora sein.

Von dieser Voraussetzung aus will ich zu zeigen versuchen, wie die evangelische Gemeinde den konkreten Notständen ihrer

Diaspora abzuhelfen suchen soll durch die mannichfaltig ihr zu Gebote stehenden Kräfte.

1. Besuch der Gemeindeglieder und Armenpflege

Die Glieder der verstreuten Gemeinschaft wollen gekannt sein; wird ihnen nicht die Anerkennung ihrer Zugehörigkeit, so verirren und verlieren sie sich leicht; merken sie in Zeiten der Anfechtung nichts von ihrer Kirche, wird der Glaube schwach und schwächer. Darum soll der Pastor auf dem Platze sein, wenn irgendwo, so in der Diaspora. Es ist ein in seinen Folgen unübersehbares Unglück, wenn in einer Gemeinde von Verstreuten ein unthätiger, ungeschickter, gar anrüchiger Geistlicher angestellt wird. Denn er ist bei Hoch und Niedrig, bei Protestant und Katholik der Vertreter des evangelischen Prinzips. Nach den Persönlichkeiten viel zu sehr schätzt das Gros der Gemeinden den Wert der Konfession.

Der Pastor muß die Listen der Gemeindeglieder nach jeder Ortschaft mit besondrer Sorgfalt führen und sich immer wieder durch die Hilfe der Ortsbehörden ergänzen lassen. Zu meiner Parochie Gleiwitz gehörten vor ihrer Teilung nicht weniger als siebenundfünfzig Ortschaften — da ist das Halten der Ordnung in den Listen keine kleine Arbeit. Gleichzeitig mit der Führung der eventuellen Bevölkerungsregister muß diejenige der Mischehenregister gehen, einschließlich der Konfession der daraus hervorgehenden Kinder — eine heikle Aufgabe, weil Grundlage dafür außer dem Trau- und Taufregister nur die persönliche Erkundigung ist. — Die Leute alle wollen besucht sein, die Entferntesten, Vereinzeltsten, Gefährdetsten am meisten. Was übt der zu rechter Zeit und in taktvoller Weise ausgeführte Besuch des Geistlichen bei den Verstreuten für eine Wunderwirkung der Erhaltung und Gewinnung aus! Die Leute in den sonst katholischen Dörfern strahlen, wenn der Pastor vorfährt oder eintritt; die Römischen staunen: „Der ihr Geistlicher kommt auch ohne Handlung und ohne Geld zu ihnen.“

Die Fahrten zu Begräbnissen, zu Krankenkommunionen, zu Filialgottesdiensten geben zu kleinen Abstechern für Besuche die Gelegenheit. Im Notfalle kann zur Fuhrkostenentschädigung die Notstandskollekte, sowie der Gustav-Adolf-Verein in Anspruch genommen werden. Ich bin der Meinung, daß bei den Kirchenvisitationen der Nachfrage nach diesen listenmäßigen pastoralen Besuchen seitens des Visitators eine recht bedeutsame Aufmerksamkeit geschenkt werden müßte, ja an einzelne, besonders ausgesetzte Ortschaften, zu einzelnen sonderlich bedrohten Familien könnte sich der Visitator selbst begeben, um zu stärken, was schwach ist, um zu ehren, was treu sich erwiesen hat. Ein Visitationstag, solchen Besuchen gewidmet, kann mehr wert sein, als ein mit Sitzungen gestopfter.

Die Frucht der positiv sammelnden Thätigkeit ist eine ungeahnt reiche. Beim Einrichten neuer Filialgottesdienste in abgelegenen Gegenden der Parochie kamen Persönlichkeiten zu Tage, die keine Liste als evangelisch kannte. Die Nähe des Zeugnisses macht auch den Kleinen Mut, und in der Sammlung gewinnen die Schwachen Kraft, zu sagen, was sie sind. Von diesem Gesichtspunkte aus kann nicht genug die Einrichtung von Gottesdiensten in abgelegenen Ortschaften der Parochie empfohlen werden. Das Kommen drei Meilen weit zur Kirche hat seine Grenzen, so muß die Kirche zu den Leuten hin. Was für ein Segen ists den Alten, Schwachen, Armen, Gedrückten! Wie nötigt die Nähe des Gottesdienstes und das persönlich gebrachte Opfer des Geistlichen auch die wenig Willigen, Hohe und Niedere, hineinzukommen! Wie erfährt er von so manchem Trostbedürftigen und Siechen erst durch sein Dasein! Und wie lernt er im Nahetreten so manche Persönlichkeit kennen, die er als Hilfe brauchen kann!

Denn auch die frischeste pastorale Kraft ist in größerer Diasporagemeinde nicht imstande, die Gemeindebesuche durchweg oder gar wiederholt im Laufe der Jahre zu machen. Ich habe, als ich ins Amt trat, zu Oppeln es mit einem gewissen Eigensinne durchgesetzt, alle Evangelischen der Stadt — bei etwa zweitausend Seelen — aufzusuchen zwischen den Stunden, Amtshandlungen und Predigten, habe auch viel Dank und Liebe davon geerntet. Aber schon in dem nächsten größern Amte, in Gleiwitz, war mir die Durchführung des gleichen Wunsches bei der Menge der Amtshandlungen und Stunden unmöglich, die Besuche blieben auf die dringlichen beschränkt. Da braucht der Pastor Hilfe.

Sie wird ihm gewährt durch eine geistliche Hilfskraft, einen Vikar, auch durch tüchtige Mitglieder seines Gemeindekirchenrates und seiner Gemeindevertretung, insbesondre aber durch Vertrauensmänner und Vertrauensfrauen, die er bei Taufe und Konfirmation, bei Trauung und Begräbnis kennen gelernt hat und die mit kluger Auswahl sich zu solcher Besuchsthätigkeit heranziehen lassen — ich erinnere nur, abgesehen von den erweckten Seelen, die in jeder Stadtgemeinde sich finden, an Gutsbesitzer- und Wirtschaftsinspektor-, an Förster- und Hüttenmeisterfamilien, auch an Hauslehrer und Erzieherinnen. Es liegen in unsern Gemeinden, und zumal in den Diasporagemeinden, eine Fülle von Kräften, teilweise schlummernden — sie brauchen nur geweckt und angeleitet zu werden. Noch in diesem Sommer fragte mich in der Fremde eine junge Mutter aus der Diasporagegend, ob ich es wohl richtig fände, wenn sie, da sie doch viel Zeit übrig hätte, den Kursus als christliche Krankenpflegerin mit durchmachte, sie sehne sich nach Arbeit außer dem Hause. Da müssen für die Vertrauensleute denn bestimmte kleine Kreise mit einer beschränkten Zahl von Namen auf der Besuchsliste gebildet werden, nicht mehr als fünf bis zehn Familien; die Listen sind an den Pastor etwa quartaliter einzureichen; auf Grund derselben besucht er selber oder veranlaßt die kirchliche Liebeshilfe mannichfacher Art, die erforderlich erscheint.

Dies führt mich hinüber auf das Kapitel der Armenpflege in der Diaspora. Kirchliche Armenpflege, welch mächtige Errungenschaft ist gerade diese Einrichtung für die Gemeinde in der Zerstreuung! Unter kirchlicher Armenpflege selbstverständlich nicht eine Einrichtung verstanden, durch welche einige Thaler an arme Leute gegeben werden, sondern eine durch Wahl zusammengesetzte Kommission, welche als — man gestatte den Ausdruck — geistliche Adjutantur des Pfarramts Trägerin der Gemeindeliebe an die bedürftigen und treuen Glieder der Gemeinde nach ihren eingeteilten Bezirken wird, und welche wiederum aus diesen ihren Bezirken dem Pfarrer Mitteilung und Mahnung bringt, nach da- und dorthin mit seelsorgerlicher Hilfe zu kommen, auf diese Weise den Geistlichen mit der Gemeinde verknüpfend in Gabe und Aufgabe. Ich könnte in dieser Beziehung viele treue Manneskräfte rühmen, die mir zur Seite gestanden, könnte von mancher geretteten Menschenexistenz sagen, deren Dankesgruß die damals Zusammenwirkenden noch heute begleitet — aber das wiederholt sich überall; für die Diaspora jedoch ist das Gefühl von Wichtigkeit, welches bei derartiger Organisation allmählich auch das lose stehende Gemeindeglied durchdringt: wir haben nicht bloß einen Pastor, der tauft und konfirmirt, traut und begräbt, sondern wir haben mit ihm und hinter ihm eine Gemeinde, die uns Einzelne liebend trägt.

Unter solcher Erfahrung der thätigen Liebe mildern und verklären sich die Gegensätze des Standes und des Besitzes — es giebt noch eine Einheit in der getrennten Welt, das Evangelium Jesu ist die Liebesbrücken bauende Kraft, welche versöhnt — wie Gott und Mensch — so die Menschen unter einander. Die Kirche leitet durch ihre Armenpflege dazu an, daß in der Annäherung der Wohlhabenden und Besitzlosen der entsetzliche Zorn des Nichthabens gegen die Habenden gemindert werde. Der friedliche Kampf der Liebe gegen den Sozialismus ist aber in der Diaspora zugleich lebendige Erhaltung Zweifelhafter und Gewinnung Außenstehender für die Kirche des Evangeliums. Die Sozialdemokratie hat in der oberschlesischen Diaspora, selbst in den Hüttendistrikten nur geringen Boden, aber sie ist da, und eine ganze Zahl von Persönlichkeiten könnte ich nennen, die durch die Beweisung des Geistes und der Kraft seitens der liebenden Gemeinde hinzugerettet worden sind aus Feindschaft und Gleichgiltigkeit. In einer Armenpflege treibenden Diasporagemeinde werden Wenige nur sich finden, die nichts wissen wollen von ihrem evangelischen Christentum, und diese Wenigen gewiß zum geringsten Teile unter den Armen.

Es fragt sich, bis zu welchem Grade eine Gemeinde in der Verstreuung jenem Bedürfnis innerer Selbstpflege, zumal der Armut gegenüber, genügen kann durch ihre eignen Organe. Es

wird dies natürlich abhängig sein von ihrer Seelenzahl und Ausdehnung. Die von der Gemeinde gewählten Armenpfleger werden der Natur der Sache nach am Hauptorte oder an zwei oder drei Knotenpunkten der Parochie ihren Wirkungskreis haben. Zur Wirksamkeit nach andern Ortschaften fehlt ihnen Zeit, Ortskenntnis und Mandat. Da müssen denn die vorher erwähnten Vertrauensleute unter den Verstreuten zugleich mit ihren Besuchen auch die erforderliche Wirksamkeit als Armenpfleger übernehmen, insonderheit die Vorschläge zu Unterstützungen, zur Hilfe für arme Wöchnerinnen, zur Unterbringung und Bekleidung armer Konfirmanden u. dgl. — Umschickung einer fremden Kraft zur Suche nach den verarmten und verirrten Gliedern einer evangelischen Gemeinde, etwa Anstellung einer Art von Diasporamissionar, der auf Zeit in diese, dann wieder in eine andre Gemeinde kommt, um die Glieder der fremden Parochie zusammenzulesen und dem Parochus wie der Gemeinde zu zeigen, wen sie vergessen und versäumt haben, halte ich für ein recht bedenkliches Unternehmen. Wenn irgendwo, wirkt in der Diaspora das Eingreifen selbst einer vom Pastor autorisirten fremden Kraft verstimmend: „Haben wir denn nicht unsern Geistlichen und unsre eigne Gemeinde?“ Den Leuten ist die Kirche noch beim Kirchturm!

Etwas andres wäre es in einer wirklich zu großen Parochie mit einem speziell für sie engagirten und dauernd in ihr wohnenden Gehilfen der Kirche, einem Gemeindediakonen. Aber ist der Umfang wirklich zu groß geworden — nach meiner Erfahrung drängt die Diasporagemeinde, kräftig geleitet, selber zur Teilung hin. Die Gemeinde Gleiwitz entließ im Jahre 1874 ohne jede Entschädigung die sich von ihr ablösende Parochie Zabrze mit 1400 Seelen; die Evangelischen in Borsigwerk erklärten schon 1876, sie wollten gern 25 Prozent der Staatssteuern zahlen, wenn sie sich von der Parochie Beuthen selbständig machen könnten; und viele andre Beispiele könnte ich anführen. Nur auf die Organisirung ihrer Kräfte kommt es dann in jeder konstituirten Gemeinde an, daß sie sich selber übersieht und überwaltet. Man führe ihre Organe zum Bewußtsein ihrer Aufgabe — sie werden sie auch lösen. Sch-G

Unsre Kunst

4. Die Geschichtsmalerei

Hat man alle die Landschaften, Porträts und Genrebilder an sich vorüber ziehen lassen, so regt sich leicht der Gedanke: Es ist ja alles sehr ansprechend, aber im Grunde zeigt es uns doch nur, was wir auch selber sehen können. Der Naive faßt seinen Eindruck in die Worte (und oft genug ist es, als ob eben dieser Eindruck vom Künstler beabsichtigt wäre): Nein, wie geschickt sie sind, daß sie das alles so „abmalen“ können! — Immerhin bleibt es ein liebenswürdiges Talent, der Flucht der Erscheinungen Halt gebieten und, festgebannt vor unserm Auge, gereinigt von allem Störenden, die Reize unsrer Umgebung uns zeigen zu können, für die wir so leicht blind sind, und uns in einer jener Stimmungen zu wiegen, die wir ja aus unserm täglichen Leben kennen, die aber darin nur selten rein und voll ausklingen dürfen. Aber unberechtigt ist das Bedenken angesichts der bisher geschilderten Bilder doch nicht, daß sie über die kleine Welt der einzelnen Erscheinungen, über das eigne Erleben und individuelle Empfinden uns nicht hinausführen. Ja diese Kunstübung kann die Neigung zum Subjektivismus, zum Schwelgen in Stimmungen und zum Urteilen darnach, die Neigung, den kleinen Einzelereignissen des menschlichen Lebens zu viel Bedeutung beizulegen und in dem Kreise der sichtbaren Erscheinungen mit unserm Interesse gefangen zu bleiben, steigern. Damit kommt sie einer ziemlich mächtigen Strömung unsrer Zeit in nicht unbedenklicher Weise entgegen.

Billig erwarten wir von der Kunst auf ihrer vollen Höhe noch etwas Größeres. Sie soll uns über das Einzelne hinaus in die Welt des Allgemeingiltigen erheben, im Individuellen das Gemeinsame zur Darstellung bringen. Durch das Naturwahre soll bei ihren Schöpfungen das Ewigwahre durchleuchten, im Realen die Idee sich verkörpern. Mit andern Worten: sie soll uns die Wirklichkeit nicht einfach, wie die Sinne sie sehen, sondern so wie sie in des Menschen Geist sich spiegelt, zeigen, umflossen von dem Lichtglanz seiner Konzeptionen, durchwoben von den unsichtbaren Realitäten, die er in ihr entdeckt.

Diesem Beruf zu genügen, bieten sich der Kunst die Stoffe aus der Geschichte, aus der Welt der Phantasie und aus der Welt des Glaubens.

Noch ohne hinauszutreten aus dem Kreise des Wirklichen, kann sie zunächst von dem niedern Bereiche, der allen zugänglich, sozusagen der gemeinen Wirklichkeit, hinauf in jene Höhen menschlichen Geschehens steigen, auf welchen in einem Einzelereignis die Geschicke einer Gesamtheit beschlossen liegen, wo die geistigen Mächte, welche in der Menschenwelt walten, oder die großen äußern oder innern Konflikte, welche ihr Leben bewegen, wie in einem Brennpunkte, einem Urbilde in die Erscheinung treten. So entsteht die Historienmalerei. Indem sie jene „geschichtlichen“ Ereignisse, jene „geschichtlichen“ Gestalten so darstellt, daß ihre ideale Bedeutung hervortritt, hebt sie den Beschauer hinaus über die Welt einfachen Geschehens in die Welt des Geistes. Das Geschichtsbild ist so ein Mittelding zwischen Genrebild und Idealbild, jenem verwandt, sofern es konkrete Thatsachen schildert, diesem, sofern es nicht für die Thatsache als solche, sondern für die in ihr zur Erscheinung kommende allgemeine Idee interessiren will.

Die Gefahr liegt nahe, diese beiden Seiten nicht richtig gegen einander abzuwägen. Da ist es vielleicht nicht bedeutungslos, daß auf der jüngsten Ausstellung wenigstens für die eine Einseitigkeit, der früher viele erlegen sind, kein Beispiel vorhanden ist. Eine Zeit, die dem gedächtnismäßigen Wissen einen großen Wert beilegt, wird auch der Kunst die Versuchung bringen, einfach Wissen zu vermitteln. Geschichtsbilder solcher Tendenz sind dann nichts als Illustrationen irgendwelcher geschichtlichen Ereignisse. Die Kunst wird zur Handlangerin der Wissenschaft. Diese ist es, die eigentlich den Pinsel führt; ihr Zweck ist erreicht, wenn der Beschauer das Gewonnene dankbar quittirt in dem Bekenntnis: nun weiß ich also, wie es gewesen ist. Wenn solche Bilder fehlen, möchten wir darin gern ein günstiges Zeichen dafür erblicken, daß unter der Mitführung der Kunst wir von der Ueberschätzung des toten gelehrten Wissens, an der wir kranken, bald frei werden.

Auch eine andre Abart des Historienbildes, das historische Genrebild, ist, wie schon früher beiläufig erwähnt, wenigstens nur in einigen Beispielen, in Alma Tademas Kleopatra und zwei Rokokobildern von C. Seiler, dem „Vertrag vom Haag 1785“ und der „Verhaftung Voltaires in Frankfurt am Main,“ vertreten, welch letztere übrigens in ihrer Ausführung zu den Kabinetsstücken der Ausstellung zählten. Das historische Genrebild, das irgendein an sich anziehendes, aber jeder allgemeineren Tragweite entbehrendes Einzelereignis aus der Vergangenheit darstellt, muß an künstlerischem Eindruck hinter dem Genrebild aus der Gegenwart zurückbleiben. Es redet eine tote Sprache und kann den Mangel an unmittelbarer Verständlichkeit weder durch Antiquitäten, ob es auch damit kokettirt, noch durch das Fremdartige der Situation, ob es dadurch auch interessirt, ersetzen. Ja das Befremdende der Aeußerlichkeiten kann nur den Eindruck des Grundgedankens, den es zum Ausdruck bringen will, durch Ablenken der Aufmerksamkeit abschwächen. Das Zurückgehen dieser Gattung beweist gegenüber früherer Ueberschätzung des Vergangenen als solchen eine von gesunder Kraft zeugende Zunahme der Freude an der Gegenwart.

Vorsichtiger muß unser Urteil sich halten gegenüber dem wirklichen Historienbilde. Ein solches Bild zu schaffen, ist nicht die Arbeit von Tagen und Wochen; viele derselben, für irgend einen Monumentalbau bestimmt, werden auch am Ort ihrer Bestimmung ausgeführt. Darum wird es hier am wenigsten möglich sein, aus den zufällig zur Ausstellung gelangten Bildern Schlüsse zu ziehen. Doch ist, auch wenn man bekannte frühere Werke hinzuzieht, nicht zu leugnen, daß der wissenschaftliche auf der einen, der äußerliche Sinn unsrer Zeit auf der andern Seite dahin führt, daß allzuhäufig alle Kraft aufgewendet wird im Dienste der peinlichsten geschichtlichen Treue in allen Aeußerlichkeiten, dagegen die Kraft und Klarheit der Idee, die Tiefe und

Feinheit der psychologischen Motivirung weit zurückbleibt, ja dem Künstler überhaupt nicht dasselbe Maß von Interesse abzugewinnen vermag.

Es ist bemerkenswert, daß, ebenso wie auf der Jubiläumsausstellung, das Altertum nur mit einem einzigen Bilde vertreten ist. Es muß doch wohl so sein, daß das vorchristliche Altertum uns umso fremder berührt und umso kälter läßt, jemehr unser deutschchristliches Bewußtsein an Klarheit und Kraft zunimmt. Im Jahre zuvor sahen wir aus demselben wenigstens ein weltgeschichtliches Ereignis, das nicht nur durch diese seine umspannende Tragweite, sondern zugleich durch seine erschütternde Tragik ergriff, Alexanders Tod von Piloty. Diesmal hat es einen hochbegabten Künstler in eine seiner dunkelsten Partien verlockt. Ob auch mit Bravour gemalt, ob auch lebendig und gut charakterisirt in dem mannichfaltigen Ausdruck der Erregung des Volkes, ist Hildebrands „Tullia," wie sie, einer Furie gleich, dem erschreckten Führer ihres Gespanns befiehlt, die zurückbäumenden Rosse über des Vaters Leiche zu treiben, eine bedauerliche Verirrung. Wozu die Vergangenheit durchstöbern, um ihr nur unmenschliche Rohheiten als unwürdigen und widerlichen Gegenstand einer in ihren Mitteln so glänzenden Kunst zu entnehmen?

Die Bilder aus dem Mittelalter beschäftigen sich mit ganz konkreten Fragen, und zwar religiöser Färbung. Der Romantik, die sonst vor allem anzog und in H. Kaulbachs Jubiläumsbild noch einen ihrer zweifelhaften Triumphe feierte, wurde wenigstens in diesem Jahre kein künstlerisches Opfer gebracht. Die Stoffe sind beinahe alle der deutschen Geschichte entnommen. Zweimal tritt uns der Konflikt mittelalterlicher Frömmigkeit mit den natürlich-sittlichen Gefühlen entgegen. O. Friedrich zeigt uns den Abschied der Landgräfin Elisabeth von ihren blühenden Kindern im Kloster zu Marburg. Das Bild ist tief ergreifend. Die blasse, von langen Kämpfen ermattete Mutter, das blühende jüngste Kind von drei Jahren, das sich zärtlich an ihre Wangen schmiegt, auf dem Schoße, den ältern tiefer im Zimmer stehenden Kindern schon halb wie eine Fremde erscheinend, beobachtet von den lauernden, ungeduldigen Blicken Konrads von Marburg und der von diesem ihr zugewiesenen widerwärtigen Dienerin: sie thut halb mechanisch, was sie thut; das Herz ist gebrochen; sie fügt sich der Uebermacht des religiösen Gedankens, der ihr alles gilt. Aber warum hat uns der Künstler dies nicht verständlicher gemacht, indem er irgendwie neben den beiden Karrikaturen auch die ideale Seite der mittelalterlichen Religiosität uns zeigte, die hier über ein andres Ideal den Sieg gewinnt? Ohne dieses versöhnende Element behält die Szene etwas abstoßend Hartes, und der Beschauer wird zu der Ungerechtigkeit veranlaßt, kurzer Hand den Stab zu brechen nicht nur über die unnatürliche Mutter, sondern mehr noch über eine Religion, die solch Unmenschliches vermag.

Das zweite Bild, von Hellquist, versetzt uns vor die Thore von Konstanz: ein grauer Herbstmorgen; Hus wird von einem verkappten Henkersknechte zum Scheiterhaufen geführt. Welch dankbarer Gegenstand! Gewiß fehlerlos sind die Kostüme der zahlreichen Personen, treffend profilirt der Stadtprospekt im Hintergrunde; aber kalt wie die Luft ist die Stimmung. Hus selbst, eine hagere Gestalt, im grauweißen Mantel, die Ketzerkrone auf dem Haupte, mit Stricken um den Leib, faltet krampfhaft die Hände; er betet wohl den 31. Psalm. Aber seine Stimmung kommt nicht zu sicherm Ausdrucke. Man kann in diesen Zügen nicht lesen, wie der gewaltige Konflikt, dessen Opfer er ist, in seiner Seele sich spiegelt. Es ist rührend, wie er so einsam einherschreitet; aber er vermag uns nicht für sich zu interessiren, geschweige zu gewinnen. Sancta simplicitas schrieb der Künstler darunter. Wir sehen auch mehrere ganz in den Vordergrund gestellte Männer, offenbar Waldarbeiter aus der ärmsten Volksklasse, große Holzbündel zum Scheiterhaufen tragen. Aber sie kehren uns alle den Rücken; ihr Thun hat etwas so Geschäftsmäßiges, daß man auch denken kann, zumal für die übrige Menge, die tief im Hintergrunde durch Landsknechte zurückgedrängt eine Mauer bildet, der Platz versperrt ist, sie seien dazu beauftragt und werden dafür bezahlt. Nirgends eine Gelegenheit, in einem Gesichte die komplizirte Stimmung zu studiren, welche Hus nach der Legende so treffend in jenen Worten charakterisirt. Abgesehen davon, daß diese Umstände kein geistiges Interesse für das Bild aufkommen lassen, hat sich auch dieser Künstler dadurch die Gelegenheit entgehen lassen, diejenige Seite der mittelalterlichen Frömmigkeit zu zeigen, welche uns den geschilderten Vorgang überhaupt begreiflich macht und ihn dadurch über die einfache Thatsache zu einem „geschichtlichen" Ereignisse erhebt, in welchem ideale Konflikte sich spiegeln. Die Religion, sofern sie Gegnerin von Hus ist, zeigt sich auch hier nur von der abstoßenden Seite.

In die Reformationsepoche führen uns Hugo Vogel und Ernst Hildebrand, beide mit der Darstellung der ersten Abendmahlsfeier in beiderlei Gestalt, wozu jener Ernst den Bekenner und die Seinen, dieser eine ritterliche Familie versammelt zeigt. Viel ernster als Hildebrand, der den Pfarrer eben die Hostie reichen läßt und damit sichs unmöglich gemacht hat, die Stimmung im Augenblicke der höchsten Spannung darzustellen, hat H. Vogel sich bemüht, in der aus verschiednen Altern und Ständen beider Geschlechter gemischten Versammlung das religiöse Empfinden, wie es bei konzentrirtester Sammlung aus gläubiger Zuversicht und bangem Schauer gemischt den Augenblick begleiten mußte, da der Herzog den Kelch empfängt, in seiner Tiefe zu erfassen und zu individualisiren. Mit den Gestalten auf Holbeins Madonna darf man freilich keine Vergleiche ziehen.

Ein treffenderes Gegenbild zu diesen Szenen, auf welchen der tiefe Ernst der deutschen reformatorischen Bewegung sich zeigt, können wir Evangelischen uns nicht wünschen, als das in denselben Räumen die Aufmerksamkeit durch den Glanz der Darstellung und die schöne Gruppirung fesselnde Bild von A. Becker, das uns in eben derselben Zeit den römischen Papst Julius II., umgeben von einigen Kardinälen, zeigt, wie er, mit Bramante, Raffael und Michelangelo ganz versenkt in die antike Schönheit, die ausgegrabene Statue des Apoll von Belvedere betrachtet. Es ist die Macht der Schönheit, welche das Bild verherrlicht.

v S

Von der englischen Staatskirche

Kirchbauten in London — Kathedrale zu Truro — Sozialismus

Wie viel Reichtum und wie viel Opferwilligkeit sich für kirchliche Zwecke in der englischen Staatskirche findet, kann man aus einigen Daten ersehen. Ein kürzlich erschienenes Buch giebt die Zahlen für den Fortschritt der Kirche in London während der letzten fünfzig Jahre folgendermaßen an: 1837 waren 260 Kirchen und Kapellen vorhanden; 1887 deren 720. Von diesen sind 420 ganz neue Gebäude und müssen zusammen etwa vierundsechzig Millionen Mark gekostet haben. Die Zahl der Geistlichkeit hat sich im gleichen Zeitraume verviersacht. Welch ein beschämendes Bild für die großen Städte Deutschlands mit ihrem Kirchenmangel!

Ein Beispiel davon, mit welcher Schnelligkeit ein Teil dieser Kirchen emporgewachsen ist. Anfang 1882 wurde dem Bischof von Rochester, zu dessen Sprengel ein Teil Süd-Londons gehört, von einem Londoner Kaufmanne die Summe von 200000 Mark überwiesen, um damit Kirchenbauten zu beginnen, und der Bischof machte, dadurch ermutigt, bekannt, daß er im ganzen eine Million Mark für zehn neue Kirchenbauten brauche. Jetzt ist nicht nur das Geld bis auf 9000 Mark zusammengebracht, sondern die zehn Kirchen stehen bereits fertig da und sind im Gebrauch. In einem Teile Londons zehn Kirchen in fünf Jahren! Und dann darf man daneben die vielen Kirchen und Kirchlein nicht vergessen, die nicht zur Staatskirche gehören und an allen Ecken und Enden Londons sich finden. —

Am 3. November wurde die neuerbaute Kathedrale zu Truro, dem neuen Bischofssitz von Cornwallis, oder genauer das Innere dieser Kathedrale, in großer Feierlichkeit eingeweiht. Der Prinz von Wales, der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von London, viele andre Bischöfe, Hunderte von Geistlichen waren gegenwärtig und machten durch ihre Anwesenheit die Feier zugleich zu einem bunten und imposanten Schauspiel. Wenn man den Neubau von St. Pauls in London vor zweihundert Jahren nicht mitzählt, sind sechs Jahrhunderte verflossen, seit die englische Kirche die Einweihung einer neuen Kathedrale erlebte. In Truro ist die Pfarrkirche zum größten Teile niedergerissen und aus ihr die Kathedrale erbaut. In den acht Jahren seit der Grundsteinlegung ist zunächst der innere Bau ausgeführt, und schon übersteigen die Kosten zwei Millionen Mark. Der weitere Bau wird noch eine gleiche Summe verschlingen. Das Ganze ist in früh-englischem Stile gebaut; ein Mittelturm und zwei Westtürme sollen die Kathedrale krönen.

Gewiß nicht ohne Absicht wurde die Feier der Weihe mit großem Gepränge vollzogen. Hat doch seit einiger Zeit Gladstone die Entstaatlichung der Kirche von Wales bestimmt ins Auge gefaßt und sucht seine Partei für dies Ziel zu gewinnen. Das ist aber nur ein Schritt zur Entstaatlichung der Kirche von England. Denn die Kirche von Wales ist nichts weiter als ein Glied der Kirche von England, nicht

etwa selbständig neben ihr wie die früher entstaatlichte Kirche von Irland. Man kann sich nicht wundern, daß Gladstones Vorschlag die englische Kirche in große Unruhe versetzt. Denn die Entstaatlichung würde die Lebensbedingungen und die äußere Gestalt der englischen Kirche gründlich verändern. Und an solchen Gedanken kann sich noch kaum jemand in derselben gewöhnen. Man ist aufs äußerste über den Vorschlag entrüstet, der nur ein Lockmittel für Gladstones irische Politik sein solle, ihm die Stimmen der Dissenter zu sichern, und die Gesellschaften zur Verteidigung der Kirche sind in voller Thätigkeit, damit der gefürchtete Angriff sie gerüstet finde. Gewiß hat die glanzvolle Einweihung der neuen Kathedrale in Truro eine Antwort auf den Vorschlag Gladstones und ein Zeugnis von der Macht der Kirche sein sollen. —

Ein andersartiges Zeichen von Mut und Kraft hat die Kirche auf dem Kirchenkongreß zu Wolverhampton gegeben, indem man dort mit allgemeiner Zustimmung den Sozialismus und seine Ideen zu einem Hauptgegenstande der Verhandlungen machte und einem Verteidiger des Sozialismus, der zugleich ein treuer Anhänger der Kirche ist, mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte. Für die englische Staatskirche ein sehr bedeutsamer Schritt. J B

Aus Italien

(Weihnacht in Rom) In Rom hat sich seit 1870 viel verändert. Alte Sitten sind verschwunden mit einer Schnelligkeit; die in Erstaunen setzt. Rom hat sich modernisirt, und dieser Prozeß schreitet von Jahr zu Jahr fort. Zur Zeit des väterlich-päpstlichen Regiments war in den meisten Kirchen eine Messe um 12 Uhr in der heiligen Nacht, und wie es dann in den Kirchen herging, sagt das Volkslied eines gewissen Zanazzo: „Gehst du hin, um die Mitternachtsmesse zu hören? Nein! Im vorigen Jahre war ich dort; aber bei diesem Anlaß verlor ich den Schlaf einer ganzen Nacht, und ich frage dich, was hats mir genützt? Die Kirche war voll von Betrunkenen; Stöße, Lärm, schlechte Worte und . . .“ So lautet jenes Volkslied, dessen Uebersetzung wir aus Rücksicht auf den Leser nicht vollenden. Heutzutage ist die Mitternachtsmesse nur in vier Kirchen, aber bei verschlossenen Thüren und nur gegen Einlaßkarten. Geblieben ist dagegen in Rom dasjenige, was der dortige Dialekt er cenone nennt. Der römische Dialekt spricht den Artikel il wie er, und cenone ist (cena) die große Mahlzeit, also das Weihnachtsmahl, welches sich über den größeren Teil der Nacht erstreckt und woran sich in fast allen Familien die sogenannte Tombola (Dialekt Tommola) anschließt, das bekannte Lottospiel, wie es in Deutschland die Kinder spielen. Erst in neuester Zeit beginnt der Tannenbaum sich einzubürgern, und zwar durch die Königin Margherita, die jeden heiligen Abend im Quirinal einen Christbaum anzündet. Von den frühern Glanzfunktionen der päpstlichen Zeit ist geblieben die Prozession in der bekannten Basilika Sta. Maria Maggiore, wo die Reliquien der Krippe Christi gezeigt und umhergetragen werden.

Im Vatikan hatte man kaum Zeit, sich zu besinnen, daß Weihnacht vor der Thüre stehe. Tag für Tag langten dort schwere Kisten an, Tag für Tag empfing der Papst Besuche, Tag für Tag ließ er sich die kostbarsten Dinge unter den angelangten Geschenken zeigen; denn sie alle zu sehen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Wer kann z. B. 50 000 priesterliche Prachtgewänder sehen? Ueberraschend für den Vatikan war das Anlangen von 8000 Kilogramm Zucker, wofür das Zollamt 5000 Lire Steuer verlangte, eine Forderung, die auf Beschwerde schließlich gestrichen wurde, nachdem der Papst erklärt hatte, der Zucker werde den Hospitälern geschenkt werden. Müde und matt hat der Papst die Ruhe der Weihnachtstage begrüßt und sich für die Anstrengungen seiner Jubiläumsfeier gestärkt. T

(Eine Jesuiten-Universität) Daß eine von Jesuiten geleitete und gänzlich in ihren Händen befindliche Universität in Rom existirt, dürfte wenig bekannt sein. Ihr Name ist Università Gregoriana. Dieselbe hat am 3. November ihr neues Studienjahr unter dem Rektorate des Padre Lugari feierlich begonnen. Sie hat drei Fakultäten: Theologie, Jurisprudenz und Philosophie; sämtliche Professoren sind Jesuiten. Die Vorlesungen über Dogmatik befinden sich in Händen des Padre L. Billot aus Paris, sowie in denen des Padre De Augustinis, geboren in Neapel, eine Zeit lang Professor am College des heiligen Herzens in Woodstock (Amerika). Padre Cornely aus Köln wird Vorlesungen über die Bibel halten. Er ist der Dirigent einer jesuitischen Riesenarbeit, welche fünfzig Bände umfassen und hauptsächlich die Einleitungen in die biblischen Bücher, sowie die Exegese umfassen soll. Die Moraltheologie wird gelehrt vom Padre Bucceroni aus Neapel, die Kirchengeschichte vom Padre E. Balle. Dieser Herr wird ein ganzes Jahr brauchen, um die Geschichte des Papsttums vom Jahre 253 bis 461 zu behandeln! Ein andrer Professor lehrt geistliche Beredsamkeit. Lehrer der Astronomie ist Padre Ferrari, der kürzlich vom Papst zu wissenschaftlichen Studien (??) nach Rußland geschickt wurde. — Noch besitzt Rom auch ein großes Jesuiten-Gymnasium unter Leitung des Padre Massimo, der auf der Piazza Termini einen großartigen Schulpalast gebaut hat. T

(Kardinal Randi) ist in Rom verstorben. Keine Seele weint um ihn. Wir erwähnen diesen „Porporato,“ weil er von 1865 bis 1870 in Rom eine Rolle spielte. Er war nämlich beides: Kardinal und Polizeimeister. In letzterer Eigenschaft hatte er auch die Theaterzensur und übte sie im Sinne seines Gebieters, indem er alles, was eine politische Anspielung hätte sein können, strich. Als die französischen Truppen Anno 1870 Rom verließen, machte er dem Papste den Vorschlag, die öffentliche Sicherheit dadurch zu sichern, daß man 1500 Personen (lauter dem Regiment verdächtige) einsperre. Diese Maßregel stieß auf ein Hindernis: der Papst bemerkte, daß kein Raum in den Gefängnissen sei. Der Kardinal-Polizeimeister gab zur Antwort: „Heiliger Vater, wenn in den Gefängnissen der Raum fehlt, so giebt es leere Gräber.“ Bald darauf trat dieser Menschenfreund von seinem Posten ab; denn die Truppen Italiens besetzten Rom, und Viktor Emanuel übernahm die Besetzung der Polizeimeisterstelle, wodurch der Papst weiterer Mühe überhoben wurde. T

(Das Waldenser-Gesangbuch) Der Gesang in den italienisch-evangelischen Kirchen ist lebhaft und frisch, die Melodien erinnern vielfach an diejenigen unsrer heitersten Volkslieder. Im übrigen sind die betreffenden Gesangbücher geeignet, die Vorzüge deutscher Gesänge ins rechte Licht zu stellen. Die deutschen Kirchenlieder eines Luther, eines Gerhardt ꝛc. sind die im eigentlichsten Sinne klassischen Lieder, denen an Kraft und Geist kein einziges der italienischen Kirchenlieder an die Seite gestellt werden kann. Ein Teil der Waldenser Kirchenlieder bildet Uebersetzungen deutscher Lieder, darunter: Ein feste Burg ist unser Gott. Dieser Satz lautet: Forte Rocca è il nostro Dio — Ein fester Felsen ist unser Gott. Man sieht, daß der Sinn unsers deutschen Liedes nicht zum Ausdruck kommt. In einer Burg wohnt man; sie dient mit ihren Wällen der Mannschaft zur Verteidigung. Was aber soll ein nackter Fels? Er dient doch nur dazu, daß eine Burg darauf erbaut werde. — Wir kennen das herrliche Lied: Nein, nein, das ist kein Sterben, zu seinem Gott zu gehn. Die Uebersetzung lautet: Non è morir quel volo, d. h. kein Sterben ist dies Davonfliegen. Paul Gerhardt singt: Ich bin ein Gast auf Erden. Die Uebersetzung heißt: Son straniero in questa terra, d. h. ich bin fremd auf dieser Erde. — Ein Teil der Waldenser Lieder ist von Italienern gedichtet, und figurirt unter den Dichtern auch der bekannte Manzoni, Verfasser des Romans „Die Verlobten.“ Ein Weihnachtslied desselben beginnt: Ecco ci è nato il Parvolo — Siehe, uns ist der kleine Knabe geboren. Mit diesem Anfang vergleiche man: Lobt Gott ihr Christen allzugleich! — Die Melodien der Waldenser stammen aus aller Welt, aus Spanien, Frankreich, Irland und Deutschland. T

Verschiedenes

(Der Prozeß Thümmel in Kassel) Aus Kassel wird uns geschrieben: Am 4., 5. und 6. Januar wurde vor der Strafkammer I des hiesigen Landgerichts gegen Pfarrer Thümmel und Buchhändler Wiemann verhandelt. Der Zudrang des Publikums war, namentlich seitens der gebildeten Klassen, ein ganz enormer, und folgten die Zuhörer mit äußerster Spannung dem Gange der Verhandlung. Die königl. Staatsanwaltschaft vertrat Frh. v. Ditfurth. Derselbe hielt die Anklage auf Beleidigung des Gerichtshofes und des ersten Staatsanwaltes zu Elberfeld, sowie auf Beschimpfung der katholischen Kirche, ihrer Einrichtungen und Gebräuche in vollem Umfange aufrecht, wobei er jedoch von einer Beschimpfung des Cölibats, des Bußsakraments und der Marienverehrung absah. Er beantragte — in Uebereinstimmung mit dem Erkenntnis des Elberfelder Gerichts — neun Monate Gefängnis für Thümmel und zwei für Wiemann, hierzu Befugnis der Beleidigten, das Urteil in einem katholischen und einem protestantischen Blatte zu veröffentlichen. Die Worte der Bekenntnisschriften dürfe der evangelische Geistliche nur brauchen, wenn er seine Katechumenen unterrichten wolle, aber nicht, wenn er sich öffentlich in einer auch für Katholiken wahrnehmbaren Weise äußere. Die Beweisaufnahme gab dem Pfarrer Thümmel Gelegenheit, eine Menge höchst interessanter Einzelzüge beizubringen, welche das Gebahren der römischen Gegner kennzeichnen. Die Verteidigung führten die Herren Sello-Berlin und Klasing-Elberfeld. —

Weiter wird uns gemeldet, daß die Urteilsverkündigung erst am 13. d. Mts. stattfindet. Wir haben bei dieser Gelegenheit zu unsrer Notiz in Nr. 1 nachzutragen, daß eben um die Zeit, als diese Nummer ausgegeben wurde, dem Pfarrer Thümmel allerdings noch wegen der am 4. September (vier Monate zuvor!) in Weitmar bei Bochum gehaltenen Rede die Anklageschrift zugegangen ist, ebenso dem Buchhändler Wiemann wegen Abdruckes der Rede. Es steht also bereits wieder ein zweiter Prozeß Thümmel-Wiemann auf Grund von § 166 in Aussicht! Es ist also dafür gesorgt, daß die Frage des § 166 von der Tagesordnung nicht verschwindet.

An unsre Leser

Den neu hinzugetretenen Abonnenten zeigen wir hiermit an, daß der erste Jahrgang dieses Blattes, als Band geheftet, für 6 Mark unmittelbar oder durch jede Buchhandlung von der Verlagshandlung bezogen werden kann.

An die Abonnenten des vorigen Jahrganges richten wir die Frage, ob die Lieferung von Originaleinbänden zu demselben erwünscht ist. Wir würden solche zu 1,50 Mk. das Stück herstellen lassen. Wir sehen jedoch zunächst freundlichen Aeußerungen aus unserm Abonnentenkreise entgegen und bitten, vorhandene Wünsche unter der Adresse der Verlagshandlung auszusprechen.

Endlich ersuchen wir alle Leser und Freunde des Blattes, minder bescheiden als bisher von der Verlagshandlung Probenummern zu verlangen und ihre Verbreitung sich angelegen sein zu lassen.

D B D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 4 **Leipzig, den 22. Januar** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Aus dem Berufsleben des Herrn. 3 — Die neuen Forschungen im Morgenlande und das Alte Testament: 3. Beurteilung des gegenseitigen Verhältnisses — Rückblick auf die Provinzialsynoden der östlichen preußischen Provinzen. 1 — Die Berliner Stadtmission — Unsre Kunst. 5. Patriotische Kunst — Die Reichsfeinde, ein römisch-katholischer Tendenzroman aus der Zeit des Kulturkampfes — Nachklänge von der Papstjubelfeier in Deutschland — Zur kirchlichen Statistik der preußischen Landeskirche — Verschiedenes: Ablaß und Sündenvergebung; Verurteilung Thümmels

Aus dem Berufsleben des Herrn

3

Sorget nicht für den andern Morgen. Matth. 6, 34.

Alle menschliche Arbeit steht in einer gewissen Weise und bis zu einem gewissen Grade unter dem Bann des schweren Verhängnisses, das aus dem Paradiese zu uns herüberklingt: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist. Das macht die Sorge, die furchtsame, furchtbare, die, wie der Schatten hinter dem Licht, so hinter unsrer Arbeit hergeht und in Unsegen, ja in Fluch verwandelt, was zum Segen gegeben ist. Zweierlei Ursache liegt der Sorge zu Grunde.

Die erste Ursache schildert mit tiefster Kenntnis des menschlichen Herzens jene Strophe aus dem Abendliede des Wandsbecker Boten:

Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Wie oft ertappen wir uns darauf, daß wir gleich den Männern vom Turmbau zu Babel nach unserm Gefallen Luftschlösser bauen und dazu unsre Pläne schmieden. Kommt es aber anders, geht die Welt ihren Gang, schreitet das Leben unbarmherzig über die Saat unsrer feinsten und liebsten Gedanken hinweg, so ergreift uns vielgeschäftige Unruhe, schaut nach neuen und, wie sie hofft, bessern Entwürfen aus, versucht es hier, versucht es da, verwickelt sich immer tiefer in Irrtümer und verdirbt mit der Hast der Leidenschaft auch das, was an sich gut und recht war. Dann setzt sich die Sorge uns auf den Nacken und sticht uns in die Ferse.

Der Heiland kannte keine Sorge. Das empfindet jeder, der das Evangelium liest. Nirgends eine Unruhe in diesem Leben, nirgends ein ängstliches Wiegen und Wägen, nirgends ein ungewisses Fragen und Jagen, nirgends ein Anfangen und wieder Aufhören, ein Aufbauen und wieder Einreißen. Das Vielerlei menschlicher Gedanken, die immer auseinander streben, faßt der Heilige Gottes zur Einheit zusammen, zur Einheit des Einen, das not ist. „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Die gerade Linie des göttlichen Willens wird ihm zum kürzesten und sichersten Lebenswege. Und zu dem Einen gesellt sich das Heute. Heute — lautet die Parole seines Wirkens. Das Morgende wird der Vater lehren. Wer heute ganz auf das Gute gerichtet ist und nur an Pflichterfüllung denkt, wie der Heiland nur auf Gottes Willen und seine Berufspflicht gerichtet war, dem erwächst für morgen die Aufgabe von selbst; sie wächst ihm zu, ohne daß er sie suchte. Sein Wirken erhält einen geheimen Zusammenhang. Fortan bedarf es keiner Pläne. Heilige Geistesgegenwart fördert das Tagewerk; hohe Einfalt macht des Zieles bewußt. So steht das Bild des Heilands vor uns in der Glorie erhabenster Sorglosigkeit. Sie macht sein Wirken leicht und frei, natürlich und einfach, durch und durch angemessen.

Das Sorgen aber hat noch eine Ursache. Warum suchen wir viele Künste? Weil wir uns zur Unzeit mit dem Erfolg beschäftigen, der unsre Arbeit lohnen wird. Es giebt ein vorzeitiges Schwelgen im Erfolg: wenn man ihn sich ausmalt, ehe er da ist; wenn man gleichsam den Lorber rauschen hören möchte, dessen Blätter sich hernach zum ruhmreichen Kranz um unsre Stirn winden sollen; wenn man die Zeit nicht erwarten kann — da öffentlich erscheinet, wie treulich er es meinet. Die Strafe dafür bleibt niemals aus. Das Herz verzehrt sich in Furcht und Hoffen, die Kraft wird gelähmt, die Freudigkeit schwindet. Die Ersten werden die Letzten sein: sie haben ihren Lohn dahin.

Der Heiland kannte keine Sorge. Wohl denkt auch er der kommenden Tage und kann ein tiefes Wehgefühl nicht unterdrücken in der Vorausschau all des Schweren, wovon er immer deutlicher inne wird, daß es ihm nicht erspart sein werde. „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon.“ Aber weit entfernt, daß diese Vorausschau zur unerträglichen Sorgenlast würde und ihn zu dem stillen, einsamen Dulder machte, der sich von den Menschen zurückzuziehen sucht und bei Zeiten mit dem Leben abschließt, bleibt er sich unverändert gleich, von gleicher Treue und gleicher Güte, als ob er hoffen könne, daß aller Herzen ihm zufallen würden. Seine Speise ist die, den Willen Gottes zu thun. Ihn dürstet nicht nach eigner Ehre. Auch als er jenem Aussätzigen nachruft: „Sind ihrer nicht zehn rein worden? Wo sind aber die neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte und gäbe Gott die Ehre?“ — begehrt er offenbar nicht Dank für sich selbst, sondern Ehre für den, der ihn gesandt hat. Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen und danken lasse.

Erhabenste Sorglosigkeit unsers Herrn, die alles dem anheimstellt, der da recht richtet. Er wirds hinausführen; wenn nicht im Augenblick, dann zu der Zeit und Stunde, die er sich vorbehalten hat, und wenn nicht dem Augenscheine nach, dann im Geist und in der Wahrheit. Sch

Die neuen Forschungen im Morgenlande und das Alte Testament

3. Beurteilung des gegenseitigen Verhältnisses

(Erste Hälfte)

Wollte man die Nachrichten, die wir aus den Denkmälern des alten Orients erhalten, mit dem Alten Testament nur unter dem Gesichtspunkte vergleichen, ob sie mit dem Inhalt desselben übereinstimmen oder nicht, so würde man die Grenzen des Urteils viel zu eng ziehen. Leider geschieht dieses noch immer von sehr vielen Seiten. Man verringert aber dadurch nur den Genuß und die Freude, die gerade Bibelkenner und Bibelfreunde von diesem Fortschritt unsrer Kenntnisse haben können. Ein Beispiel soll uns die Lage der Sache erläutern.

Der Leser denke sich, daß wir über die Anfänge und die Ausbreitung der deutschen Reformation weiter keine Nachrichten hätten als unsre Bekenntnisschriften, unsre Kirchenlieder, einige Nachrichten über Leben und Thätigkeit der Reformatoren (z. B. Mathesius Leben Luthers) und ihrer Nachfolger — wie vielen irrigen Annahmen über die Bedingungen und den Hergang der Reformation würden wir uns zuneigen? Wir würden gewiß ebenso gute evangelische Christen sein; denn das Maß unsers Christentums ist ja das Wort Gottes im Neuen Testament, und ein mehr oder weniger von geschichtlichem Wissen über das sechzehnte Jahrhundert kann daran nichts ändern. Aber wie arm, wie lückenhaft, ja wir können ruhig sagen, wie falsch würde dann das Bild ausfallen, das wir uns von der Erneuerung des kirchlichen Lebens durch Luther und seine Genossen machen könnten? Wenn wir keine Nachrichten aus katholischen Kreisen hätten, so würden wir nicht in der Lage sein, die religiösen Zustände der Zeit, aus deren Schoße die Reformation entsprang, getreu zu schildern oder das Verhalten dieser Kreise gegenüber der neuen Bewegung richtig darzustellen. Wenn wir keine Nachrichten über die schweizerische Reformation hätten, so würden wir, vielleicht den bekannten Eindrücken Luthers folgend, namentlich über Zwingli ein ungerechtes Urteil fällen. Selbst in die Ereignisse der deutschen Reformation würden wir nicht einen so klaren Einblick haben, wie er uns dank unsern zahlreichen Quellen thatsächlich gestattet ist.

Ganz ähnlich geht es uns nun infolge der neuen Forschungen im Morgenlande mit unsrer Kenntnis über die Stellung Israels in seiner geschichtlichen Umgebung. Das innere Wesen der israelitischen Religion selbst lernen wir zwar aus den alten Denkmälern des vordern Orients durchaus nicht besser kennen. Hierfür bleibt das Alte Testament selbst die erste und in ihrer Art einzige Quelle. Wie sollte es auch anders sein? Wir können doch nicht erwarten, daß uns Nachrichten heidnischer, einer Naturreligion ergebener Völker über die höher stehende Religion Israels aufklären! Das hieße Trauben von den Dornen lesen wollen! Aber wie ein echter und schöner Edelstein vor unsern Augen ganz anders zu leuchten beginnt, wenn unechte und unschöne Steine daneben gehalten werden, so erscheint uns jetzt Israel auf der Höhe seiner religiösen Entwicklung in einem neuen Lichte, nachdem die Zustände und Anschauungen der ihm verwandten oder benachbarten heidnischen Völker deutlicher in unsern Gesichtskreis getreten sind. Wir lernen den Hintergrund erkennen, aus dem sich Israel dank jener Religionsstiftung emporringt, ebenso die großen und kleinen Mächte, neben denen das alte Israel vor dem babylonischen Exil seine Stelle auf der Bühne der Weltgeschichte einnimmt. Je voller und lebendiger das Gesamtbild jener Zeiten wird, desto merkwürdiger, ja wunderbarer wird die Erscheinung des kleinen alttestamentlichen Volkes, das in den langen Kämpfen der herrschenden Mächte jener Zeit verkleinert und aufgerieben wird, wie so mancher andre Kleinstaat des damaligen Syriens, dennoch aber durch und für seinen religiösen Beruf sich erneuert und aufersteht, als Träger des reinern Gottesgedankens und als Herold einer Zeit der Gottesherrschaft und der Vollendung.

Was das Verhältnis der Religion Israels zu den Religionen der heidnischen Nachbarvölker, namentlich der stammverwandten Assyrer anlangt, so kommen wir heute allerdings noch nicht weiter, als daß wir Zusammenhänge und Unterschiede in einigen, durchaus noch nicht in allen Punkten bestimmen können. Die Zukunft wird darüber gewiß noch mehr Licht verbreiten, wenn namentlich die Thontäfelchen religiösen Inhalts, die sich in der assyrisch-babylonischen Litteratur finden, zahlreicher und vollständiger entziffert sein werden. Anders steht es schon heute mit dem Zusammenhange, der zwischen der Geschichte des Volkes Israel und der Geschichte der Nachbarvölker besteht. Hier liegen sehr lehrreiche Aufschlüsse aus den alten Denkmälern schon heute klar zu Tage, die teils die Nachrichten des Alten Testaments ergänzen, bestätigen oder berichtigen, teils auch von ihnen wiederum ergänzt, bestätigt oder berichtigt werden. Indem wir jetzt die Einzelheiten, die besonders in dem zweiten Artikel mitgeteilt worden sind, mit dem Alten Testament vergleichen wollen, beginnen wir mit dem Geschichtlichen und wenden uns dann zu dem Religiösen.

Daß die zahlreichen ägyptischen Denkmäler uns bisher keine zuverlässigen Nachrichten über Israel gegeben haben, ist vielen sehr auffallend gewesen. Eine genauere Kenntnis der ägyptischen Geschichte läßt jedoch dieses Schweigen der Denkmäler begreiflich erscheinen. Wir erfahren nämlich mehr als einmal, daß semitische Einwandrer von Osten her Einlaß in das ägyptische Gebiet begehrt und erhalten haben. Die Bevölkerung an der Ostgrenze, der Viehzucht ergeben, war überhaupt beweglich; Einwanderung und Auswanderung waren in jener Gegend keine seltenen Ereignisse und wurden nicht zu den denkwürdigen, für die Geschichte des Reiches bedeutsamen Ereignissen gerechnet. Mit der eigentlichen Kultur des alten Aegyptens standen jene Hirtenstämme in keiner Verbindung; der kulturstolze Aegypter sah sie nicht für voll an. Was sich unter ihnen zutrug, wurde daher nicht zum ewigen Gedächtnis auf die Steine eingegraben.

Wenn man neuerdings jenes Pithom (und Suchot), das 2. Mos. 1, 11 (und 13, 20) bei dem Frohndienst und dem Auszuge Israels genannt wird, aufgefunden hat, so ist daraus zu schließen, daß der Verfasser der biblischen Erzählung, der etwa im siebenten oder achten Jahrhundert v. Chr. schrieb, die Grenzgebiete Aegyptens gegen Asien sehr wohl gekannt hat, sei es aus eigner Anschauung, sei es nach Mitteilungen andrer. Weitergehende Schlüsse, die von der geographischen Seite dieser Erzählung auf die geschichtliche Seite derselben hinüberspringen, können aber aus diesem Funde nicht mit Recht abgeleitet werden.

Auf die Aehnlichkeit des ägyptischen Märchens von den beiden Brüdern mit der Erzählung über den Aufenthalt Josephs im Hause des Potiphar möchte ich nicht viel Gewicht legen. Das Thema: die Unzugänglichkeit gegenüber der Versuchung, ist zu allen Zeiten von den verschiedensten Völkern behandelt worden, ohne daß deshalb die eine Behandlungsweise von der andern abhängig sein müßte. Findet sich doch z. B. bei den Chinesen eine Geschichte von dem weisen Urteil eines Richters, die unwillkürlich an Salomos Urteil 1. Kön. 3, 16 ff. erinnert (vgl. S. 272 und S. 350 des vorigen Jahrgangs d. Bl.). Soll man nun annehmen, die Chinesen hätten sie von den Israeliten oder die Israeliten von den Chinesen entlehnt? Das eine ist so unwahrscheinlich wie das andre. Es werden auch hier ähnliche Behandlungen eines solchen Themas vorliegen, das den Anschauungen der alten Völker überhaupt nahe lag und interessant war.

Ungleich wichtiger ist es, sich durch die Geschichte des vordern Orients über die Zustände des Landes Kanaan, als Israel in dasselbe einwanderte, belehren zu lassen. Zwischen den beiden ältesten Mittelpunkten der Kultur, zwischen Babylonien und Aegypten wohnend, hatten die Völker Syriens von beiden Seiten her Antriebe und Mittel zu einer feinern Gestaltung ihres Lebens erhalten. Daher stellt sich die Kultur des alten Syriens als ein gemischtes Erzeugnis babylonischer und ägyptischer Einwirkungen dar. Sie hatte schon feste Gestalt gewonnen, als Israel das Land Kanaan in Besitz nahm. Dieses Volk, bis dahin dem einfachen Hirtenleben ergeben, brachte an Bildung in Künsten und Wissenschaften nichts mit, das der dortigen Kultur überlegen oder auch nur ihr wirksam zu begegnen geeignet gewesen wäre. Israel mußte also in allen diesen Dingen, obwohl es Sieger wurde, von seinen Besiegten lernen, und hat von ihnen wirklich gelernt. Daß es trotzdem selbständig blieb und nicht in die an

Wissen und Können ihm überlegenen Kanaaniter aufging, ist eine bedeutungsvolle Thatsache. Wir können sie uns nur daraus erklären, daß Israel in seiner Religion ein Gut besaß, das es, soviel Kultur es auch sonst von seinen neuen Nachbarn annehmen mußte, doch weit über diese erhob und vor der Vermischung mit ihnen bewahrte. Die Versuchungen und Gefahren, die daraus für das junge Volk erwuchsen, die aber endlich, freilich nach langem Kampfe, siegreich überwunden wurden, können wir erst jetzt einigermaßen verstehen und würdigen, nachdem die Denkmäler uns über das hohe Alter der kanaanitischen Kultur belehrt haben.

Als Israel in Kanaan einwanderte, fand es keine das ganze Land umfassende, feste Macht vor, an der die rohe und ungeübte, wenn auch frische Kraft des Hirtenvolkes hätte zerschellen können. Die Macht des ältesten Kulturstaates in Syrien, nämlich der Hethiter, war durch wiederholte Kriegszüge der Aegypter geschwächt und nach Norden gedrängt. Die Herrschaft der letztern über Kanaan hatte sich ihrerseits wieder gelockert und gelöst. Die Assyrer hatten ihre Eroberungen gegen das südliche Syrien noch nicht begonnen. Bei der Auflösung der größern Mächte war die Herrschaft über das Land an eine Anzahl kleinerer Gewalthaber gefallen, deren Selbständigkeit und Uneinigkeit jede gemeinsame Abwehr der über den Jordan hereindringenden Israeliten hinderte. Unter diesen Umständen hat sich Israel des den Vätern „gelobten" Landes bemächtigt. Der Weg war zur rechten Zeit gangbar geworden. Gott, der allmächtige Leiter der Geschichte, hatte ihn für sein Volk frei gemacht. Hätten die alten Denkmäler des Orients nicht zu reden angefangen, so wüßten wir hiervon nichts zu sagen. G

Rückblick auf die Provinzialsynoden der östlichen preußischen Provinzen

1

In dem vergangnen Vierteljahre haben die Synoden der östlichen preußischen Provinzen nach einander getagt. Ihre Verhandlungen geben ein deutliches Bild der Licht- und Schattenseiten, der Nöte und Freuden, von welchen unsre Provinzialkirchen bewegt werden. Für die Dauer der Synoden war die kirchliche Fürbitte in den Gottesdiensten der Gemeinden angeordnet. Wir glauben zu beobachten, daß das öffentliche Interesse an den Arbeiten der Synoden gestiegen ist. Die große und kleine Presse brachte Berichte, und wir legen darauf besondern Wert. Nur dadurch wird das synodale Leben ersprießlich wirken, wenn hinter demselben die fürbittende und lebhaft interessirte Gemeinde steht. Daß darin noch manches anders werden muß, wollen wir uns nicht verhehlen. Traurig hat es uns berührt, daß z. B. die Gemeinde in Merseburg eine bedauernswerte Teilnahmlosigkeit bei Gelegenheit des feierlichen Synodalgottesdienstes an den Tag gelegt hat. Wäre nicht — so berichtet die Hallische Zeitung — eine Abteilung Husaren anwesend gewesen, die Kirche wäre trotz der verhältnismäßig wenigen Sitze, welche sie besitzt, nicht zur Hälfte gefüllt gewesen. Zur Hebung des allgemeinen Interesses an ihren Verhandlungen und Arbeiten können und müssen die Synoden noch viel thun. Das leidige Parteitreiben, das Mißtrauen, welches eine Partei gegen die andre oft bei recht nebensächlichen Personalfragen bekundet, die Tendenz, das Parteiprogramm als Richtschnur bei Abstimmungen und Anträgen hinzustellen, muß schwinden. „Die Kirche und nicht die Partei," mit diesem Grundsatze sollte voller Ernst gemacht werden. Die Bitte des D. Meinhold auf der pommerschen Synode, Gott möge dafür sorgen, daß nicht gar zu viel leeres Stroh gedroschen werden möchte, war uns aus der Seele gesprochen.

Im allgemeinen hat man nach diesen Grundsätzen im Geiste des Friedens und einmütig verhandelt. Die Synode der Provinz Sachsen, welche zuerst tagte, war darin ein gutes Vorbild für die andern. Auch von der pommerschen Synode hat ein Korrespondent der Protestantischen Kirchenzeitung den Eindruck mitgenommen, daß das Zusammentagen der entgegengesetzten Parteien nicht nur dazu beigetragen habe, die gegenseitige persönliche Achtung, sondern auch das gegenseitige innere Verständnis zu fördern. Am wenigsten konnten uns nach dieser Richtung die Verhandlungen der brandenburgischen Synode befriedigen. Brandenburg mit der Hauptstadt Berlin hat ja allerdings das traurige Privilegium, in politischen wie kirchlichen Fragen die heftigsten Parteikämpfe zu führen. Schon bei der Wahl der Beisitzer entbrannte der Kampf. Es hätte wirklich nicht viel Selbstüberwindung gekostet, den Streit bei dieser nicht belangreichen Personenfrage zu vermeiden. Auch das ist uns aufgefallen, daß die Rechte eine gedruckte Aufforderung an die brandenburgischen Synodalen zur Beteiligung an einer Jubelgabe für den der pommerschen Provinzialkirche angehörenden Superintendenten Meinhold ergehen ließ. Wenn in dieser Aufforderung gesagt wird, daß Meinholds Werk an der gesamten evangelischen Kirche gesegnet sei, so ist eine Parteidemonstration zu augenscheinlich. Man kann billigerweise fragen, wie die brandenburgische Synode dazu komme, sich an einer derartigen Ovation zu beteiligen.

Die Debatten über den Antrag Heffter, der Evangelische Oberkirchenrat wolle dahin wirken, daß die Schwierigkeiten, welche sich der Publikation des von der zweiten ordentlichen Generalsynode angenommenen und von dem Landtage bereits im vorigen Jahre genehmigten Kirchengesetzes, betreffend die Abänderung der Kirchengemeinde- und Synodalordnung, bisher entgegengestellt haben, thunlichst bald beseitigt werden, führte zu dem interessanten — bereits in diesen Blättern erwähnten — Schauspiel, daß ein Mitglied der Linken, Richter-Mariendorf, für den Fürsten Bismarck eintrat, bei dem das Gesetz hängen geblieben ist. Den Antrag selbst, der auch in andern Synoden anstandslos besprochen und genehmigt worden ist, halten wir für berechtigt. Es ist ein Stück Büreaukratie, wenn man über das Schicksal eines vor zwei Jahren beratenen Gesetzes noch nichts weiß. Das Ministerium mag das Gesetz bestätigen oder nicht, aber billig ist es, daß seine Entschließungen den kirchlichen Organen bekannt werden. Der Antrag Heffter ist unsers Erachtens ein Beitrag zu der Erkenntnis, daß der Apparat der kirchlichen Gesetzgebung recht schwerfällig arbeitet. Auch der Antrag Altmann von der schlesischen Provinzialsynode, betreffend die baldige Ordnung des Pfarrreliktenwesens, wozu die vorige Generalsynode bereits einen kirchengesetzentwurf angenommen hatte, weist auf einen ähnlichen Uebelstand hin. Wie derartigen Uebelständen abzuhelfen ist, ist freilich eine andre Frage.

In den Verhandlungen erscheinen uns am wichtigsten die Dinge, welche die Provinzialkirchen selbst berührten. Die Beratungen, Anregungen und Beschlüsse, welche auf Beseitigung von kirchlichen und sittlichen Notständen in der Provinz, auf Hebung des gottesdienstlichen Lebens, auf Ausübung des praktischen Christentums hinzielen, die Referate über den Stand der Heidenmission, der innern Mission, des Gustav-Adolf-Vereins in der Provinz, sind das eigentliche Arbeitsgebiet der Provinzialsynoden. Mögen oft die praktischen Erfolge ausbleiben und die Worte nicht schnell oder nur langsam oder vielleicht auch gar nicht zu Thaten werden, immerhin ist es dankenswert, wenn die berufenen kirchlichen Vertreter diese Fragen recht gewissenhaft durchberaten und für dieselben das Interesse zu wecken suchen. Der Raum gestattet uns nicht, diese Dinge ausführlich zu besprechen. Sie können auch ein allgemeines Interesse nicht immer beanspruchen. Auf einige anderwärts zu beherzigende Beschlüsse jedoch hinzuweisen, können wir nicht unterlassen. Wer die Gesangbuchsnot kennt, wird mit Freuden begrüßen, wie eine Provinz nach der andern sich anschickt, die schlechten Gesangbücher auszumerzen. Die Diskussion der ostpreußischen Synode über den Pastoral-Hilfsverein, welcher bewährte Geistliche in sektirerisch gefährdete Gemeinden sendet, während ihre eignen durch Hilfsprediger vikaristisch verwaltet werden, legt den Gedanken nahe, ob ein ähnliches Institut nicht auch für andre Provinzialkirchen empfehlenswert ist. Die pommersche Synode hat beschlossen, daß Kurse für Orgelspiel und Kirchengesang für im Amte befindliche Lehrer eingerichtet werden. Wer es erfahren hat, wie wenig unsre angehenden Lehrer als Organisten leisten, ja wie Schulamtskandidaten mit der Zensur „nicht genügend" im Orgelspiel in ein Dorf kommen, wo sie alle Sonntage Organistendienst zu verrichten haben, kann nur wünschen, daß dieser Beschluß nicht

ein Schlag ins Wasser sein, sondern vielmehr auch in andern Provinzen beherzigt werden möge. Auch neue gute Choralbücher sind in einzelnen Provinzen auf Beschluß der Synoden eingeführt worden, oder es steht ihre Einführung bevor. Aber zu einem guten Choralbuch gehören gute Organisten, deren es leider sehr wenige giebt. Als ein bemerkenswertes, aber erfreuliches Zeichen begrüßen wir, daß auch die Linke auf der brandenburgischen Synode für die Arbeiten der innern Mission reges Interesse bekundete. P. Rhode (Berlin) sprach warm dafür, daß die Hauskollekte für die innere Mission auch in Berlin eingesammelt werde, welche bisher, was uns unerklärlich ist, nur in der Provinz eingesammelt wurde.

Was die evangelische Kirche gegenüber der römischen Propaganda zu thun hat, ist in den östlichen Synoden nur sehr oberflächlich berührt worden. Darin halten die östlichen Synoden den Vergleich mit den westlichen nicht aus.*) Hie und da zeigte sich in einzelnen Anträgen eine Andeutung der Gefahren, die uns von römischer Seite drohen. Aber diese bekunden mehr ein unsicheres Tasten, als ein zielbewußtes Handeln. Die sächsische Provinzialsynode schied einen Fonds von 15 000 Mark aus der Provinzialnotstandskollekte aus zu besserer Besoldung von bewährten Geistlichen, welche auf dem katholischen Eichsfelde arbeiten. Gewiß ist es sehr dankenswert, daß tüchtige Geistliche einer bessern Besoldung wegen nicht mehr die Diaspora zu verlassen brauchen und jene so wichtigen Pfarreien weniger mit Neulingen im Amte besetzt werden. Nicht minder nötig ist eine Versorgung der Diaspora mit tüchtigen evangelischen Lehrern. Da sollte der Staat mit ausreichenderen Zuschüssen zum Lehrergehalte nicht kargen, aber auch nur tüchtige Kräfte dahin schicken. In der westpreußischen Synode wurde der Antrag auf Restituirung der Kabinetsordre vom 29. Januar 1847 mit Recht abgelehnt, derzufolge zur strafrechtlichen Verfolgung eines Geistlichen wegen ausschreitender Polemik die Genehmigung des Kultusministers erforderlich sein sollte. Aber die Synode unterließ es, die darauf bezüglichen wichtigen Beschlüsse der rheinischen und westfälischen Synoden sich anzueignen. Auf der schlesischen Synode wurde über den Antrag Treblin verhandelt, betreffend eine von Brautpaaren gemischter Konfession einzufordernde Erklärung, wie sie es mit der konfessionellen Erziehung der Kinder halten wollen. Dieser Antrag wurde mit Recht abgelehnt, da bereits nach der Trauungsordnung vom 29. Juli 1880 bei solcher gemischten Ehe, vor deren Eingehung der evangelische Teil die Erziehung sämtlicher Kinder in der römisch-katholischen Kirche zugesagt hat, die Trauung zu versagen ist. Dafür wurde der Evangelische Oberkirchenrat ersucht, daß derselbe der nächsten Generalsynode eine Mischehenordnung zur Beratung unterbreite. Einer Mischehenordnung werden wir nicht entraten können, nachdem der Staat auf die Durchführung seiner einst im Interesse des bürgerlichen Friedens geschaffenen Ordnungen verzichtet hat. Besser wäre es, wenn wir eine solche Ordnung nicht brauchten und der evangelische Teil eines jeden Mischpaares feststünde und sagte: Ich kann nicht anders, als daß meine Kinder evangelisch werden. Freilich ist es nicht zu verkennen, daß bei der jetzt üblichen römischen Praxis, welche keine Rücksichten kennt, beim Festhalten des evangelischen Bekenntnisses für die Kinder der Frieden, oft die Existenz der Familie auf dem Spiele steht.

Das war so ziemlich alles, was gegen die von Rom drohenden Gefahren gesagt und verhandelt wurde. Es wunderte uns, daß man auf den Synoden von Ost- und Westpreußen, wo doch die Diaspora stark bedroht ist, nicht mehr Anlaß hatte, sich mit dieser leidigen Sache zu beschäftigen.

Auf allen Synoden standen im Vordergrunde, wie nicht anders zu erwarten, Verfassungsfragen. Die Bewegung, welche vom Antrage Hammerstein ausging, mußte in den Provinzialsynoden sich wiederspiegeln. Das war auch zur Zeit der geeignetste Platz, wo über diesen Punkt verhandelt werden konnte. Streng genommen hatte ja die Linke — und ebenso der Oberpräsident von Westpreußen — Recht, nach deren Ansicht diese Materie nicht zur Kompetenz der Provinzialsynoden, sondern zu der der Generalsynode gehört. Aber es würde falsch gewesen sein, wenn man aus diesem Grunde einer Beratung aus dem Wege gegangen wäre und bis zum Zusammentreten einer außerordentlichen oder gar ordentlichen Generalsynode gewartet hätte, welche bekanntlich nur alle sechs Jahre tagt. Wir begrüßen es als einen Fortschritt, daß diese Fragen von den Parteiversammlungen und Pastoralkonferenzen vor das Forum der synodalen Körperschaften gewandert sind. Doch davon in einem zweiten Artikel mehr.

P B

*) Vergl. den Artikel „Die Provinzialsynoden in Rheinland und Westfalen" in Nr. 46 und 47 des vor. Jahrg., besonders S. 448.

Die Berliner Stadtmission*)

„Was hat denn die Kirche gethan, um das religiöse Leben in der Arbeiterwelt zu wecken und zu pflegen? Hier ist der Punkt, wo ich die schwersten Anklagen erheben muß. Wie viel da versäumt ist, das beweisen unsre kirchenlosen großen Städte und Industriemittelpunkte. Ich behaupte dreist, daß in der ganzen Kirchengeschichte kein zweites Beispiel solcher Vernachlässigung ganzer Schichten des Volkes zu finden ist. — Man klagt, daß das Wort Gottes keine Macht mehr ist in unserm Volke. Ja, wie soll es denn eine Macht werden, wenns nicht gepredigt wird, wenn ein Pastor so viel Tausende, ja Zehntausende zu versorgen hat?"

So schreibt Uhlhorn, dessen Forschung die Leistungen der Kirche in allen Jahrhunderten bis ins einzelne hinein abgewogen hat, wie kaum eines zweiten, und dessen Feder gewiß zu den vorsichtigsten gehört: Keine Zeit und keine Kirche hat in kirchlicher Versorgung der getauften Massen verhältnismäßig so wenig gethan, als unsre Tage und unsre Kirche. Nirgends aber ist der Notstand größer als in Berlin. Wir evangelischen Deutschen müssen es uns vorwerfen lassen: Berlin ist die kirchlich verwahrloseste Stadt auf der ganzen Erde. Dort, wo der fromme Greis im Kaiserglanze der Welt ohne Worte von Gottes bewahrender Gnade redet, wo die Schätze des Könnens und Wollens, wo auch Predigten von seltener Vollendung und Organisationen reichspendender Liebe sich häufen — dort sehen wir eine Bevölkerung, zahlreich wie ein ganzer Volksstamm, in ihrer Hauptmasse ohne Glauben, ohne Gottes Wort, ohne ernsteres Bedürfnis nach dem Ewigen und Lebendigen trostlos dahingehen. Zu Füßen des obersten Kirchenregiments schleicht die Kirche unter die wogende Menge, als hätte sie das Wort auf den Lippen: Christe, morituri te salutant! Wo allermindestens 150 Gotteshäuser ihre Pforten gastlich öffnen müßten, thun es nur etwa fünfzig; und wie viele von diesen sind bedauernswert klein, wie viele so oft — leer! Von tausend finden kaum zehn noch den Weg zur Kirche. Die Predigt ist ein verklungenes Lied, das wohl in hervorragend begabtem Munde sich noch einige Hörer anlockt, welches aber, von der Mehrzahl der Verkündiger vorgetragen, seinen Zauber, den es auf die Väter noch übte, verloren hat. Wie mag auch ein Geistlicher aus der Tiefe verinnerlichten Glaubens heraus sprechen, wenn es vorkommen kann, daß er an einem einzigen Tage mehr als zweihundert Kinder taufen muß? Wie können die kirchlichen Handlungen unter solchen Umständen ihre Weihe und Würde bewahren? Fast ist es kein Wunder mehr, wenn die Stadtmissionare im Jahre 1886 3188 ungetauft gebliebene Kinder auffanden und 1477 ungetraute Ehepaare. Es überkommt jeden ernsten Christen eine Angst des Herzens, wenn er der unabsehbaren Berliner Friedhöfe gedenkt und sich fragt, wie viele wohl von den Hundert-

*) Ein Wort von der Berliner Stadtmission wird vielleicht kaum je weniger auf unbefangne Leser haben rechnen dürfen, wie nach dem Zeitungsgeschrei der letzten Wochen. Umso zeitgemäßer ist es. Wir bitten unsre Leser, obige aus guter Kenntnis heraus von einem warmen Freunde der Stadtmission gegebene Darstellung einstweilen als das Zeugnis eines Sachkundigen hinzunehmen, für allerlei weitere Fragen aber, die sich an die Stadtmission und die Berliner kirchlichen Verhältnisse überhaupt knüpfen, die Mitteilungen abzuwarten, welche die nächsten Nummern d. Bl. bringen werden. Dort werden wir auch unsre eigenste Meinung über die Versammlung beim, Grafen Waldersee aussprechen. Für heute nur so viel, daß wir aus guter Quelle bestätigen können: Prinz Wilhelm hat, als er warm und öffentlich für die Stadtmission eintrat, nicht nur mit Genehmigung des Kaisers, sondern auch unter Zustimmung des Kronprinzen gehandelt. D H

tausenden derer, die dort schlafen, einer fröhlichen Auferstehung warten. Wenn diese Totenäcker dereinst sich beleben, wird die Verantwortung für den Befund nicht von der evangelischen Christenheit unsrer Jahrzehnte genommen werden können. Dann hilft kein Totschweigen des Schadens mehr.

Jährlich ziehen jetzt etwa 50000 Menschen aus der Provinz in die Hauptstadt. Meist bringen sie den treuherzigen, aber unselbständigen Gottesglauben unsers Landvolkes mit. Wer baut ihnen Kirchen, damit sie ihr Glaubenserbe nicht verlieren? Niemand!! Seit 1872 hat man nur die Dankeskirche vollendet; jetzt steigen zwei Gotteshäuser neu in die Höhe; ein Kapellenverein will schwache Hände mit anlegen — so baut man Dämme, während die Ueberschwemmung der Gottlosigkeit alles in einen See verwandelt, aus welchem kaum einige Glockentürme wankend emporragen. Die Berliner Christen sollten nicht ermüden, um Hilfe zu rufen, bis sie kommt, sollten sich durch keine Versprechungen, durch keine Scheinthätigkeit hinhalten lassen. Das ganze evangelische Deutschland muß den Jammer seiner kirchenlosen Hauptstadt in den Ohren gellen hören, bis es sich aufrafft, zu helfen.

Was kann noch helfen? Alle Schriftenverbreitung, Evangelisation, Vereinsseelsorge u. s. w. sind nur dünne Stützen, welche man an die sinkende Mauer lehnt, bis der Baumeister kommt. Nur wer mit einem male allerwenigstens hundert Kirchen mit dazu gehörigen Pfarrstellen gründen und jährlich fünf neue hinzufügen könnte, nur der würde wirklich als ein Helfer zu begrüßen sein. Geringeres vermag nur den Todkranken weiter hinzufristen, aber nicht ihn wieder zu beleben. Welche tiefbetrübenden Verhältnisse daran Schuld tragen, daß man nicht Kirche neben Kirche baut, wird von andrer Seite den Lesern vorgeführt werden. Aber ob auch Grund zur Anklage hundertfach vorhanden sei, nichtsdestoweniger sollten es alle Begüterteren unter den evangelischen Deutschen für eine Ehrenpflicht halten, der Stadt ihres Kaisers Kirchen zu weihen. O wer doch die Stimme dazu hätte, um es unwiderstehlich den Reichen in die Seele zu rufen, daß nun endlich auch für uns in Deutschland die Zeit des matten Tröpfelns im Geben und Opfern vorüber sein sollte! Es gilt ganze, volle Gaben! Wie man einst Klöster baute, ehe man sich hinlegte, um zu sterben, so sollten die Vermögenden heute womöglich noch bei Lebzeiten Vorstadtkirchen, Kapellen, Pfarreien errichten, um sich dann unter dem Segenswunsche ganzer Gemeinden zur letzten Ruhe zu bereiten. Gott war nicht kleinlich gegen euch; seid ihr nicht kleinlich gegen ihn!

Damit ist schon gesagt, daß wir die Stadtmission nicht als die wirkliche Abhilfe der vorhandenen Not ansehen können. Sie beansprucht auch selbst nichts zu sein als eine leichtbewegliche freiwillige Truppe neben dem ermattenden regulären Heere.

An ihrer Spitze steht seit 1877 Hofprediger Stöcker, welcher die seit 1859 vom Evangelischen Johannesstifte geübte kirchliche Hilfsarbeit mit der 1874 vom Generalsuperintendenten Brückner ins Leben gerufenen Organisation vereinigte. Erst durch ihn ist sie zu wirklicher Bedeutung gelangt. Unter der Leitung eines freien Komitees, welches er gleich bei der Uebernahme dieser Arbeit berief, stehen vier Inspektoren (ordinirte Geistliche der Landeskirche), 33 Stadtmissionare (meist aus Brüderhäusern, jetzt besonders aus dem Rauhen Hause), vier Stadtmissionsschwestern ꝛc., im ganzen über fünfzig Arbeiter. In vielen Dingen unterscheidet sich ihre Wirksamkeit nicht von der Stadtmissionsarbeit in unsern kleinern Großstädten. Die Stadtmissionare gehen in die Häuser, um Freunde derer zu werden, die kirchlichen Zuspruch oder Erinnerung an ihre Christenpflichten bedürfen. Im Jahre 1886 wurden über 61000 solcher Besuche gezählt. Was für Leibeselend, Schmutz und Blöße, was für Unzufriedenheit, Habsucht, Unzucht, Trunkenheit auf diesen Wegen den Brüdern entgegentritt, ist hier nicht im einzelnen zu beschreiben; es genüge zu sagen, daß man in einem einzigen Hause zwanzig wilde Ehen fand! Es ist wahrlich kein Wunder, wenn unter der Fülle solcher Eindrücke auch ein kräftiger, mutiger Mann zu seufzen beginnt.

Aber stärker noch als der Eindruck des Jammers ist die Freude, innerlich verhungerten Seelen wenigstens einige Speise zu bringen. Es giebt keinen Arbeiter der Stadtmission, der nicht von vielfältigem Dank zu erzählen wüßte, mit dem man seine Besuche aufgenommen. Besonders gern lenken sich die Besucher zu den Krankenbetten. In dem Gewirr und Getöse von Berlin zugleich arm und krank sein und sich vereinsamt fühlen, ist so herzbeschwerend, daß die Stadtmissionare als tröstende Brüder auch dem der Kirche Fremden freundlich willkommen sind. Weit schwerer ist oft ihre Aufgabe den Verächtern von Trauung und Taufe gegenüber; ist doch insbesondre die Trauung im Berliner Volke schon so aus der Sitte verloren gegangen, daß von hundert Ehepaaren noch immer vierzig ungetraut bleiben. Gerade auf diesem Gebiete zeigt es sich, wie die Stadtmission nichts andres will, als dem geordneten kirchlichen Amte dienen; sie stellt sich zum Zwecke der Tauf- und Trauerinnerungen allen Pastoren, gleichviel welcher theologischen Richtung zugehörig, vollständig zur Verfügung.

Einen entschiedneren Erfolg als die Wege, von denen wir eben sprachen, haben die Armenrecherchen gehabt. Von Kaiser und Kaiserin abwärts schicken nämlich zahlreiche Armenfreunde alle an sie gerichteten Bettelbriefe aus dem Stadtgebiete der Stadtmission zu, und diese macht nach Einsicht in die Verhältnisse der Bittenden ihre Vorschläge, welche bescheidner Armut Hilfe sichern, lügenhafter Spekulation auf gute Herzen aber immer erfolgreicher das Handwerk legen. Der früher häufige Fall, daß ein Bettler eine üppige Etage für seine Erholung und ein modriges Kellerloch für die Adressaten seiner wortreichen Bettelbriefe sich mietete, gehört jetzt schon zu den Seltenheiten, weil sich solches Doppelspiel nicht mehr lohnt.

Unermüdlich nimmt sich die Stadtmission der Kinderwelt an. Ihre Sonntagsschulen, neben welchen es zahlreiche andre giebt, werden von mehr als dreitausend Kindern besucht, und Kleinkinderschulen und Nähstuben bestehen oder blühen auf. Man vergegenwärtige sich einmal, welche Summe von Versuchungen bereits an zehn- oder zwölfjährige Knaben und Mädchen in den großen Kasernenwohnungen herantritt, um über jedes Kind Freude zu haben, welchem noch die Luft christlicher Gemeinschaft nicht völlig fremd geworden ist. Wenn es nur gelänge, die heranwachsende Jugend auch irgendwie festzuhalten, überhaupt die Masse der Menschen in allen Altern zu fesseln! Aber es ist auffallend, wie gering gerade in Berlin die Zahl derer ist, die sich in Vereinen und ähnlichem an die Stadtmission anschließen. Die Männervereine haben im Augenblick 272, die Frauenvereine 346, die Jünglingsvereine (deren es übrigens sehr kräftige giebt) 236, die Jungfrauenvereine 166, die Gesangvereine 220, die beiden Posaunenchöre 19 Mitglieder. Das ist ein geringer Ernteertrag vieler Mühe; denn was sind z. B. 166 unter den etwa 100000 jungen Mädchen Berlins?

Hiermit berühren wir aber eine Schwierigkeit, welche in Deutschland nirgends auch nur annähernd so stark zu Tage tritt wie in der Hauptstadt: es ist nicht mehr möglich, die Menschen auf irgend etwas aufmerksam zu machen. Der große allgemeine Lärm übertost jede einzelne Stimme. Keine Annonce, kein Flugblatt, keine Ansprache — nichts wirkt mehr. Wenn die Stadtmission zu ihren Versammlungen und Vereinen einladen will, so ist es, als ob sie das Meer überschreien sollte. Dafür bieten ein lehrreiches Beispiel die im großen Saale des evangelischen Vereinshauses veranstalteten christlichen Vorträge, für welche der mit der Stadtmission leider nicht organisch verbundene Evangelische Verein (Prediger Hülle) namhafte christliche Redner aufzufordern pflegt, damit sie vor einem bunt zusammengesetzten gebildeten Publikum allerlei Fragen des christlichen Glaubens mit apologetischer Tendenz behandeln. Diese Vorträge haben sich in Berlin weit schneller abgelebt, als in unsern andern Großstädten, so schnell, daß ein von auswärts gerufener Redner in dem Raume, der mehr als tausend Hörer faßt, ganze sechsundzwanzig Leute vorfand. Und wenn auch die in siebzehn Sälen regelmäßig abgehaltenen Bibelstunden der Stadtmission kleine, aber getreue Hörerscharen fesseln, so scheinen doch die in den letzten Jahren erst aufgekommenen Evangelisationsversammlungen, zu denen bestimmte Straßenkomplexe durch von Haus zu Haus ausgeteilte Karten eingeladen werden, auch schon ihre Zeit hinter sich zu haben. Erst waren sie durch den hie und da ziemlich tumultuarisch hervortretenden Widerstand

noch einigermaßen interessant für ein gemischtes Publikum; dann aber schwand der Gegensatz und mit ihm die Lebensfähigkeit der Versammlungen immer mehr. Nur die wöchentlich von Stöcker selbst im Stadtmissionshause gehaltenen religiösen Abendversammlungen ziehen noch dauernd eine beträchtliche Hörerschar herbei. Man wird sich darum je länger je mehr auf die schlichte, demütige Arbeit im kleinen Kreise beschränken müssen, was umsomehr Entsagung fordert, je mehr man sich der Riesenaufgabe innerlich bewußt wird.

Leichter zu bewerkstelligen als die mündliche Verkündigung ist die Predigt des gedruckten Wortes, und es wäre unrecht, wenn man in dieser leseeifrigen Periode nicht die Presse mehr benutzen wollte, als jemals früher. Freilich ist dabei vor Ueberschätzung der Wirksamkeit zu warnen; denn manches christliche Blatt wird dankbar entgegengenommen und doch nicht gelesen, und wenn es gelesen wird, wirkt es doch nicht mit der Kraft, die von Person auf Person hinüberströmt. Immerhin ist es eine höchst erfreuliche Thatsache, daß von den bekannten, seit erstem Advent 1887 wieder von Stöckers Feder geschriebenen Pfennigpredigten, deren Gesamtauflage 120 000 beträgt, wöchentlich rund 20 000 in Berlin verteilt werden, und daß der Sonntagsfreund (ganz abgesehen von dem nicht zur Stadtmission gehörigen Evangelisch-Kirchlichen Anzeiger u. s. w.) 25 000 Abonnenten hat, welche aber nicht alle in Berlin selbst zu suchen sind. Daß sich die Stadtmission auch sonst fleißig mit dem Vertriebe christlichen Lesestoffes befassen muß, liegt in der Natur der Sache und genügt schon, um die Existenz der umfassenden „Buchhandlung der Stadtmission“ (Buchhändler Müller) zu rechtfertigen. Im Zusammenhang mit dieser Buchhandlung soll auch vom 1. April dieses Jahres an ein besondrer Stadtmissionsschriftsteller thätig sein, der einerseits für Auswahl und Reichtum des unter das Volk zu bringenden Stoffes, anderseits für umfassende, öftere Berichte über das kirchliche Wesen Berlins zu sorgen haben wird. Der als Volksschriftsteller nicht unbekannte Pastor Evers aus Tettenbüll ist hierfür gewonnen.

Schließlich steht neben der sprechenden und schreibenden Mission eine singende, die Kurrende. Seit ein bis zwei Jahren nämlich haben sich sechs von Stadtmissionaren geleitete Singchöre gebildet, die aus je zwölf bis fünfzehn bezahlten armen Knaben bestehend von Hof zu Hof wandern, um zwischen den hohen Mauern kräftige Choräle und geistliche Volkslieder zu singen. Die Singeknaben in ihren besondern Mänteln und Hüten sind in vielen Straßen gern gesehene Gäste, und manches Geldstück für ihre Büchse fällt aus Küchenfenstern und Werkstätten herunter. Ein gutes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit dieser Kurrende ist auch der Umstand, daß am ersten Weihnachtsfeiertage vier ihrer Chöre von der Direktion des weltbekannten Zentralhotels zu einer Gesangsaufführung berufen wurden, welche den Sängern ein Weihnachtsgeschenk von hundert Mark einbrachte. Ohne Zweifel weckt das christliche Lied fromme Erinnerungen in mancher Seele, die sich andern christlichen Einwirkungen bewußt entzieht.

Der Geist der Stadtmission ist ein Geist unermüdlichster Arbeit. Es sind der Arbeiter zu wenig; aber auch wenn ihre Zahl sich verdoppelte, würden sie doch nicht zur Ruhe kommen. Unaufhörlich drängen sich neue Aufgaben, neue Versuche und Projekte wie von selbst heran, und während die großen Berliner Entfernungen die Zeit verkürzen und die Gemeinsamkeit hindern, eilt der Stadtmissionar von Straße zu Straße, von Verein zu Verein, von Betsaal zu Betsaal und opfert sein Mannesleben einem Werke, das ihm in Stunden des Zagens als Sisyphusarbeit erscheinen muß. Ehre allen den schlichten, treuen Männern, die bei karger Lebensstellung an ihrem bescheidnen Teile helfen, daß man in Berlin den Heiland und den Himmel nicht ganz vergesse!

Fragt man sie, was sie nächst ihrem Glauben an Gottes Treue am meisten aufrecht hält, so hört man den Namen Stöckers. Er ist es, welcher der Stadtmission das Gepräge giebt: den Blick auf die große Aufgabe, ganz Berlin zu gewinnen, die helle Siegesfreudigkeit, die rastlose Energie. Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier eine allseitige Charakterisirung Stöckers zu versuchen; auch zweifle ich nicht, daß die meisten Leser sich längst ein relativ fertiges Urteil über diesen Mann gebildet haben. Aber möge niemand wegen praktischer oder prinzipieller Differenzen seine einzigartige Bedeutung für unsre Reichshauptstadt verkennen! Die evangelische Kirche weiß dort schlechterdings keinen Mann ins Feld zu stellen, der auch nur annähernd das leistete, was er leistet. Ihm öffnen sich die gebenden Hände; ihm lauschen auch widerwillige Ohren. Man weiß, wie er redet: sobald er vor dem Volke steht, ist er drastisch, witzig, überaus reich an treffenden Anekdoten, herzlich, und doch nie im Gefühl überschwänglich; er benutzt die gegebene Situation und ist unberührt von der kleinlichen Empfindsamkeit geringerer Geister. Seine Unermüdlichkeit ist staunenswert. Wer hat in Deutschland durch ein Jahrzehnt hindurch so viel öffentlich gesprochen wie er? Und was die Hauptsache: so viel er sich bemüht, durch Besprechen mehr peripherischer Stücke die Volksseele Berlins aus ihrer Indifferenz zu wecken, so fehlen doch nie die klaren Töne wärmsten christlichen Innenlebens, freudigster christlicher Glaubenshoffnung. Ich kann es nur herzlich bedauern, daß man auch in bewußt christlichen Kreisen sich so oft die Freude an seinem Wirken durch engherzige Kritik von Einzelheiten verdirbt. Man nehme ihn doch erst einmal, wie er ist, und rechte nicht allzusehr mit ihm wegen seiner allerdings auch bisweilen verletzenden Eigenart; man danke vielmehr Gott, daß er dem großen Volke in Berlin wenigstens einen Mann gegeben hat, der zu ihm vom ewigen Heile reden kann und gehört wird!*)

Ein Zug weiser Zurückhaltung ist es, daß Stöcker durchaus vermeidet, seine politische Thätigkeit mit der Arbeit der Stadtmission zu vermengen. Dadurch ist es auch solchen möglich gemacht, die Stadtmission freundlich zu unterstützen, welche im politischen Leben seine Gegner sind, und glücklicherweise verstehen nicht wenige diese Vorsicht auf praktische Weise zu würdigen.

Den Mittelpunkt der Stadtmissionsarbeit bildet das von Frau Prinzessin Wilhelm wiederholt besuchte Stadtmissionshaus (Johannistisch 6), das alte Varieteetheater. Wo vor einigen Jahren noch leichtfertige Unterhaltung die Verführungskraft Berlins vermehrte, sind nun große und schöne Räume für alle oben erwähnten Zweige der Liebesthätigkeit und Wortverkündigung geschaffen. Insbesondre ist der mit allerlei netten Gartenhallen umgebene schattig grüne Garten inmitten der Stadt ein wahrer Schatz. In ihm spielen Tag für Tag die Kleinen aus der anliegenden Kinderbewahranstalt, und in ihm hält die Stadtmission ihre vielbesuchten volkstümlichen Sommerfeste. Ueberhaupt ist es Gewohnheit der Stadtmission, Orte des Unsegens in Stätten kirchlichen Segens umzuwandeln. Ich stand einst im Südosten Berlins in einem wohlthuenden Stadtmissionssaale, der als Restaurationssaal deshalb geschlossen wurde, weil an der Stelle, wo heute der Altar steht, ein Trinker vom andern erstochen wurde.

Eine besonders schwere Arbeit hat sich die Berliner Stadtmission mit ihrer Fürsorge für entlassene Sträflinge aufgebürdet. Sie bekommt dieselben von den Gefängnisgeistlichen zugewiesen und bringt sie jetzt meist in dem Internat im Stadtmissionshause unter. Hier sind sie an feste Arbeit und Hausordnung gebunden, werden mit Zigarrenmachen beschäftigt und können sich, wenn sie nicht von ihren alten Neigungen zu zeitig wieder in das Elend ihres frühern Lebens hineingezogen werden, ein kleines Anlagekapital für eigne Berufsgründung sparen.**)

---

*) Ich habe mich nicht entschließen können, an diesem warmen, persönlichen Zeugnis von Redaktions wegen herumzustreichen oder zu ändern. Es ist Wahrheit drin. Vgl. jedoch die nächste Nr. D H

**) Das schwerste, was im Bereich der Stadtmission liegt, ist der Kampf gegen die Prostitution. Die öffentliche Unzucht ist in Berlin zu einer solchen Großmacht geworden, daß gegen sie der offenste, rücksichtsloseste Kampf geführt werden muß, soll sie nicht die folgende Generation von Grund aus verderben. Man muß brechen mit der sündigen Prüderie, welche durch scheinheiliges Verschweigen erschreckendste Gefahren verschleiert. Männer und Frauen müssen zusammentreten, um das Volksgewissen zu beeinflussen, bis es von Polizei und Volksvertretung einen heiligen Ernst, eine eiserne Strenge in der Unterdrückung des Lasters fordert. Was ist damit geholfen, daß man von den fast 50 000 feilen Dirnen Berlins ein halbes Hundert zu zweifelhafter Besserung ins Magdalenenasyl schickt? Dabei dürfen wir uns nicht beruhigen, wir müssen fordern, daß der Lohn der Unreinigkeit nicht anders behandelt wird als jedes sonst unrechtmäßig erworbene Geld; wir müssen erlangen, daß die Verführung zittere und den Boden unter ihren Füßen wanken

Leider ist auch in Berlin ein geordnetes Zusammenwirken aller für den christlichen Glauben thätigen Kreise nur ein frommer Wunsch. In neuerer Zeit hat besonders eine Gründung pietistischer Art viel von sich reden machen. Auf Anregung des Grafen Pückler, der früher im Vorstande der Stadtmission thätig war, hat sich eine „christliche Gemeinschaft St. Michael“ gebildet, welche es sich zur Aufgabe macht, die christlich angeregten Kreise aus den verschiedensten Parochien der Stadt zu einem Bruderbunde zu vereinigen, der seine besondern erbaulichen Gemeinschaftsabende hat und auch bald in dieser, bald in jener Kirche gemeinsam das heilige Abendmahl feiert. Ohne Zweifel ist dies Unternehmen, dessen geistiges Haupt wohl eine gewisse innere Verwandtschaft mit Zinzendorf haben mag, von vornherein gut gemeint; aber vom Standpunkte des Aufbaues der Volkskirche liegt in ihm ein Element der Zersetzung verborgen. Denn statt die Gläubigen weltflüchtig abzusondern, sollte man sie unermüdlich auf ihre heilige Pflicht hinweisen, ihren glaubenslosen Freunden und Nachbarn auf Grund des bestehenden kirchlichen Organismus zu dienen. Eine Kirche, wie sie in Berlin arbeitet, kann kein einziges ihrer lebendigen Glieder entbehren; auch zeigt sich christliche Reife nicht darin, daß man besondern geistlichen Genüssen nachläuft, sondern darin, daß man demütig und eifrig sein Werk an dem Platze thut, wohin Gott jeden einzelnen gestellt hat.

Zum Schluß noch ein Wort über die Geldmittel der Stadtmission. Abgesehen von einer geringen Zahl einigermaßen fixirter Einnahmen, müssen alle Bedürfnisse durch freie Liebesgaben gedeckt werden. Wer zählt alle die Hände, welche 1886 zur Jahreseinnahme von 102000 Mark beigesteuert haben? Aber so viele auch gaben, es war zu wenig. Zum ersten male stand die Berliner Stadtmission vor einem Defizit von 30000 Mark. Soll sie ihre unzureichenden Arbeitskräfte noch mehr verringern? Soll sie mit Schulden und Sorgen kämpfen? Unser Leserkreis weiß, daß wir bisher von der innern Mission berichtet haben, ohne besondre Bitten um Gaben auszusprechen. Heute sei uns zum Schluß verstattet, uns an die Gabenfreudigkeit unsrer Freunde mit herzlicher Bitte zu wenden zu Gunsten der Stadtmissionsarbeit in der Reichshauptstadt Berlin.*) F N

Unsre Kunst

5. Patriotische Kunst

Eine Klippe bleibt für das Historienbild immer die zeitliche Ferne. Soll es nicht nur für den Geschichtskenner verständlich, sondern für jedermann künstlerisch wirksam sein, dann muß es die Idee, die es in seiner geschichtlich bestimmten Szene zum Ausdruck bringt, so deutlich vortragen, daß sie auch ohne erklärenden Text verständlich ist. Das Bild selbst, nicht der Katalog, muß erzählen, was es zu sagen hat. Ohne viel Forschen und Klügeln muß der Beschauer durch die geschichtliche Einkleidung durchleuchten sehen, was ihm als Kunstwerk allein das Recht giebt, aus dem Schattenreiche der Vergangenheit vor ihm aufzusteigen, das Unvergängliche in dem Vergangnen. Das ist viel verlangt. Die Jubiläumsausstellung bot dafür zwei Beispiele: den Einzug Alarichs in Rom (Lindenschmitt), wo jedem der Sieg der reinen Jugendkraft, die mit den Idealen im Bunde steht, über ein feiges, in äußerm Scheine hohl gewordenes Geschlecht entgegentrat, und den Empfang der vertriebenen Hugenotten beim Großen Kurfürsten (H. Vogel), wo die selbstbewußte imponirende Kraft in der Gestalt des Kurfürsten die erfahrne, innerlich gereifte, aber schutzlose fromme Tugend in ihren Schutz nimmt. Aber es giebt auch Gebiete der Geschichte, die nicht in weiter Ferne liegen, sondern jedem erreichbar sind, erreichbar auch und verständlich in ihrer historischen Bestimmtheit, die nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart angehört, Gebiete, in welchen nicht allgemein menschliche Konflikte oder Geistesmächte, in welchen des eignen Volkes Leben und Empfinden uns frisch entgegentritt. Es sind die großen Ereignisse der nähern oder fernern Gegenwart, in welchen sich seine Geschicke vollzogen haben, die hehren Gestalten, in denen es seine nationalen Ideale verkörpert sieht. Wenn die Kunst zu diesen Stoffen greift, dann entgeht sie der Gefahr, den Weg zum Herzen nicht zu finden und zu belehren, statt zu begeistern. Da weckt sie das edelste, rein menschliche Gefühl, in welchem das Individuum sich mit der Gesamtheit zusammen-, ja in sein Empfinden die ganze Vergangenheit und Zukunft einschließt: die Liebe zum Vaterlande; sie wird zur Priesterin, die heiliges Feuer pflegt, zur Prophetin, die ausspricht, was das ganze Volk empfindet. Gewiß kein besseres Mittel, das Kunstschaffen von dem Verfallen ins Kleine auf der einen und ins Vage auf der andern Seite zu bewahren, als die zugleich konkreten und idealen Stoffe, die ihm aus dem nationalen Leben sich darbieten.

Wir haben schon gesehen, wie sich die Steigerung unsers nationalen Selbstbewußtseins und die Freude an unsrer nationalen Eigenart in unserm Kunstleben in Landschaft, Genre und Historie geltend macht, zum Segen der Kunst selbst, deren Werke so einen unmittelbaren Genuß gewähren, da sie in unsrer eignen Sprache zu uns reden. Lauter noch reden und rühmen von unserm nationalen Hochgefühl und schwellen es immer aufs neue die Bilder und Bildwerke, welche das Erwachen und die Großthaten dieses nationalen Lebens in der Gegenwart darstellen. Hier stehen in erster Linie die Persönlichkeiten, die dabei an der Spitze stehen, der Kaiser und seine Paladine. Von ihnen zeigte die Jubiläumsausstellung eine imponirende Reihe, birgt auch unsre Ausstellung eine stattliche Zahl trefflicher Bildnisse und Bildwerke, in welchen es gelang, diejenigen Züge zum charakteristischen Ausdruck zu bringen, durch welche uns jene Gestalten zu Verkörperungen unsrer deutschen Art geworden sind. In G. Richters Oelgemälde, mehr noch in Bärwalds für das Kriegerdenkmal in Posen geschaffener Kolossalfigur des Kaisers verbindet sich mit der Heldengröße und Majestät der schlichte, freundliche Edelsinn, mit der Kraft das Gemüt zu jener wunderbaren Einheit, durch welche in unserm erhabenen Haupte des deutschen Geistes Eigenart die wunderbarste Verklärung gefunden hat. In Siemerings vier mächtigen Reiterstandbildern, welche Stücke des Kriegerdenkmals in Leipzig bilden, sind in dem deutschen Kronprinzen die kühne Entschlossenheit, in dem sächsischen König die kraftvolle Würde, in Moltke die rasche, alles überschauende, geistesscharfe Sicherheit, in Bismarck die unüberwindliche, trotzige Thatkraft in jeder Linie der gewaltigen Gestalten, ja in der Gestalt und Haltung der Pferde zu überwältigendem Ausdruck gekommen. Endlich zaubert uns Koppay — denn auch sie gehört sicher zu den Idealgestalten des deutschen Patriotismus — die Königin Luise vor Augen, diesmal als achtzehnjährige Braut, in knospender Jugend, in zartester Weiblichkeit, voll Liebreiz und Liebesglück. Auffallen muß dagegen, daß, wie schon die Jubiläumsausstellung bemerken ließ, jene Ereignisse der Jahre 1870 und 71, welche jede deutsche Brust höher schwellen, nur selten unsre Künstler zum Schaffen begeistern. Man könnte da etwa sagen, daß die großen weltgeschichtlichen Ereignisse, Sedan und Kaiserproklamation, in den Werken A. von Werners, der Ernst und die Weihe des Krieges in Schillings Friesen am Niederwalddenkmal ihre klassische Darstellung gefunden haben, daß die Gemälde des Berliner Zeughauses wertvolle, groß empfundene Schöpfungen nationalen Geistes sind. Aber sollte es nicht eine Mission der Kunst unsrer Tage sein, welche die Gestalten mit Augen schaut und die Ereignisse miterlebt hat, in denen kommende Geschlechter ihre patriotische Begeisterung noch lange nähren werden, aus der vollen Wirklichkeit des Lebens und Wahrheit des Empfindens heraus — ein Vorteil, den sie bei ihren sonstigen historischen Darstellungen schmerzlich entbehrt —, das in ihren Schöpfungen zu verewigen, was unserm Geschlechte zu erleben vergönnt war? Wie klein ist dieser ernsten und schönen Aufgabe gegenüber die Sammlung vaterländischer Bilder aus dem letzten Jahre! Den Hintergrund der großen Zeit zeigt uns in ergreifendem Bilde Heydeck: es stellt die

---

fühle. Dazu haben sich jetzt im Anschluß an die Stadtmission die Berliner Männer- und Frauenvereine zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit zusammengefunden und geben ein monatliches, von Pastor Niemann in Prötzel bei Berlin redigirtes „Korrespondenzblatt“ (Buchhandlung der Stadtmission) heraus, welches wir zwar nicht jedermann, aber allen ernsten, christlichen Männern dringend empfehlen.

*) Beiträge vermittelt gern D H

Fahrt der kranken Königin Luise von Königsberg nach Memel 1807 dar. Blaß von Kummer und Krankheit, aber still und ergeben liegt die Königin im offenen Reisewagen, von der Gräfin Voß ängstlich beobachtet. Hart am Meeresufer längs der Brandung auf dem weichen Sande geht die traurige Fahrt durch trostlose winterliche Oede. Welch ein Gegensatz, wenn auf einem Bilde von Schnee und Arnold im hellen Lichte eines schönen Herbsttages unser Kaiser im Jagdwagen am Portal des Schlosses Grunewald vorfährt, rings umher Jägervolk und Hunde, ein Bild behaglichsten Friedens. Aber wie dies geworden, von den gewaltigen Kämpfen und Thaten, erzählen uns nur zwei Kriegsbilder von Kolitz. Auf dem einen sehen wir Prinz Friedrich Karl vor Orleans bei durch Wolken halb verhülltem Mondschein durch die kriegsverwüstete Gegend auf Rekognoszirung reiten; auf dem andern im letzten Abenddämmern auf einer Höhe vor Paris in fein charakteristischer Stellung die Gestalten des Kaisers, Bismarcks und Moltkes sich abheben, wie sie die Truppenbewegungen in der dürftig erleuchteten Riesenstadt beobachten. Es ist nicht nur die Thatsache, die uns hier entgegen tritt; sondern unwillkürlich sehen wir dort den deutschen Heldenmut den Weg durch Nacht und Gefahren finden, hier die deutschen Schutzgeister auf hoher Warte wachen über ihres Volkes Heil. Es ist, als ob der Künstler, indem er beide Bilder in geheimnisvoll dämmernde Nacht getaucht hat, uns anregen wollte, uns nicht bei der Entschleierung der übrigens in schlichter Wahrhaftigkeit vorgetragenen Thatsache zu beruhigen, sondern solche Gedanken um die halbverschwimmenden Gestalten herumzuweben.

Daß wir keine Schlachtenbilder finden — wer wills tadeln; unser Volk ist ein Volk des Friedens. Aber es ist, es ist geworden, Gott sei Dank! ein Volk voll Nationalgefühl. Nur noch ein einziges Bild wird dem gerecht. Es zeigt uns dieses Gefühl in seinem unmittelbarsten, einzigartigen Ausdruck. Mit kräftigstem Realismus, aber mit viel Glück versetzt uns Skarbina an des Kaisers Seite an sein Fenster, in dem Augenblicke, wo die Wachtparade vorüberzieht, und zeigt uns, wie die Begeisterung für den kaiserlichen Herrn sich in den Gesichtern und Geberden der zahllosen hurrahrufenden Menge aus allen Ständen individualisirt.

Noch keine unsrer großen nationalen Entwicklungsphasen hat das Glück gehabt, zusammenzufallen mit einer Blütezeit der Kunst, und sich zu vollziehen im hellen Tageslicht voll entwickelten nationalen Bewußtseins. Darum ist es eine verhängnisvolle Schlußfolgerung aus den Tagen der Reformation und der Freiheitskriege, bei der so viele Künstler sich beruhigen, daß, wie ihrer einer sagt*), der patriotische Enthusiasmus wohl Lichterscheinungen im Leben der Völker bilde, zugleich aber die Eigenschaft habe, dasjenige Helldunkel zu verscheuchen, innerhalb dessen die künstlerische Phantasie sich mit der Erscheinungswelt auseinanderzusetzen liebe. Vielmehr fürchte ich, hier eben verrät die Kunst unsrer Zeit, daß sie zu wenig des Idealismus fähig, daß sie zu realistisch geworden ist. Sonst ließe sie es sich gewiß gerade in diesem Gebiet, in welchem unser Geschlecht mit Vorliebe das Bedürfnis nach Idealen befriedigt und welches so recht eigentlich der Einheitspunkt ist, in dem sich alle die sonst so weit auseinandergehenden Geister berühren und verstehen, nicht entgehen, ihrer Zeit das Banner vorzutragen.

Diese Versäumnis aber wird gerade in unsrer Zeit für die Kunst umso verhängnisvoller, als ihr das zweite Gebiet, das in der Vergangenheit der, um sie kurz zu bezeichnen, Idealkunst ein gutes Teil ihres stofflichen Materials bot, immer weniger Ausbeute gewährt — die Welt der Phantasie. v S

Die Reichsfeinde,

ein römisch-katholischer Tendenzroman aus der Zeit des Kulturkampfes

Ein typisches Bild zu entrollen von dem tendenziösen Machwerk eines römisch-katholischen Romanfabrikanten, dazu erbitte ich mir die freundliche Aufmerksamkeit des Lesers.

*) Vgl. „Grübeleien eines Malers über seine Kunst" von O. Knille.

„Die Reichsfeinde" lautet der Titel, Konrad von Bolanden ist der Verfasser dieses sogenannten historischen Romans aus der römischen Kaiserzeit. In einem Mainzer Druck und Verlag ist derselbe in dem gleichen Jahre 1874 erschienen, dessen Maimonat den preußischen Landtag seine vielberühmte Maigesetzgebungsarbeit vollenden, sowie den deutschen Reichstag durch ein ebenfalls vom Stapel gelassenes, vom Kaiser sanktionirtes Reichsgesetz den lieben Maigesetzen zu Hilfe kommen sah: — politische Vorgänge, als deren unabwendbare Folge dann später eine noch in demselben Jahre abgehaltene Generalversammlung der Katholikenvereine die bevorstehende soziale Lösung aller Bande frommer Scheu, dem deutschen Reiche aber seinen Untergang zu prophezeien sich gemüßigt fand. Mitten inne in diese Blütezeit des Kulturkampfes fällt die Herausgabe der „Reichsfeinde" Konrads von Bolanden. — Hase spricht an einer Stelle des den Kulturkampf behandelnden Paragraphen seiner Kirchengeschichte es aus:

> Die katholische Bevölkerung, von geistlichen Vereinen, öffentlichen und geheimen, durchflochten, in die Behaglichkeit katholischer Kasinos eingeladen, durch junge Hetzkapläne bearbeitet mit der Verwechslung von Katholizismus und Christentum, ließ sich erzählen von Neronischer und Diokletianischer Christenverfolgung.

Eine starke Probe solchen Erzählens von charakteristischer Art bietet der „die Reichsfeinde" betitelte, von Diokletians Kaiserregiment als seinem geschichtlichen Hintergrunde sich abhebende Roman uns dar.

Aus dem Johanneischen Evangelium hat der Autor das Motto für seine Dichtung entlehnt, und dieses Motto, das sich Joh. 15, 19 aufgezeichnet findet, lautet:

> Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch auserwählt habe von der Welt, darum hasset euch die Welt.

Natürlich irren wir, wenn wir behaupten wollten, in diesem „ihr" sei eine Apostrophe des Herrn von Bolanden an seine katholischen Glaubensgenossen gelegen, und wir unterliegen ohne Zweifel einem gleichen irrtümlichen Vorurteil gegen des Herrn Verfassers kirchenpolitische Unbefangenheit mit der Annahme, die hassende Welt sei in specie der preußische Staat. Es ist ja lediglich ein arglos gewähltes, gutgemeintes Bibelzitat, bar jeglichen tendenziösen Beigeschmacks!

Und die Geschichte selbst? — Sie ist, in kurzer Skizzirung wiedergegeben, etwa die folgende.

Gläubig an einen übernatürlichen Urquell seiner Herrschaft hat soeben der Jupitersohn Diokletian den Thron des Römerreiches bestiegen und beginnt, sich als den Herrn der Welt zu geberden. Er vollzieht die bekannte Scheidung seines unübersehbaren Reiches in eine östliche und in eine westliche Hälfte, deren jede er einem Augustus unterstellt: er selbst, der ursprüngliche Augustus, in dessen Person als in ihrer idealen Einheit die Machtfülle des römischen Kaiserreichbegriffes sich zusammenfaßt, er selbst der Jovius Diokletianus, von dem als dem Statthalter Jupiters auf Erden die gesamte Reichsgesetzgebung ihren Ausgang nimmt. Seine rechte Hand ist der allmächtige Minister Mark Trebon. Derselbe hat jener seit etwa drei Jahrhunderten an den Tag getretenen „verruchten Sekte der Christen," die einen gekreuzigten Gott anbeten oder nach andrer Variation gar einem Eselskopfe göttliche Verehrung erweisen sollen, Tod und Untergang geschworen, weil sich ihre religiöse Weltanschauung mit der Ausschließlichkeit des römischen Staatsbegriffes nicht verträgt, und Mark Trebon, energisch durchgreifend und staatsmännisch klug, wie er ist, beschließt, „dem Organismus des Christentums ein schleichend tötliches Gift einzuträufeln," das er auf genaue Kenntnis der Einrichtungen der katholischen Kirche hin erfunden zu haben behauptet und das in der Einführung von Staatsschulen, in der Begünstigung der Sekten und im Verbot des Gehorsams gegen die Obern der Kirche besteht. Doch nimmt er von diesem langsamer wirkenden Projekte Abstand, dem ungestümen Drängen eines nach Christenblut, nach thatkräftigster Ausrottung der Reichsfeinde lechzenden Cäsars Galerius nachgebend. Noch gilts, Diokletians persönliche Bedenken gegen eine Verfolgung der Nazarener, unter denen der alte Soldatenkaiser seine besten und erprobtesten Leute weiß, schlau zu beseitigen. Dem Meister staatsmännischer Kunst und diplomatischer

Schleichwege gelingt alles, und der zu feierlicher Sitzung einberufene römische Staatsrat beschließt eine allgemeine Christenverfolgung. Kaleidoskopisch ziehen, in buntester Fülle dargeboten und in allergrellste Beleuchtung gerückt, gegen die Christen gerichtete Ränkespiele, hin und wieder gesponnene Hofintriguen, Verfolgungsszenen, Martyrien und dergleichen mehr an des Lesers Augen vorüber.

Von Gewissensbissen gepeinigt, entsagt im weiteren Verlaufe des Romans Diokletian endlich seiner Imperatorenwürde und beschließt seine Tage in der Einsamkeit von Salona. Die Throninhaberschaft wechselt. Vorerst setzt die Bestie im Purpur, Galerius, den Verfolgungsgreuel weiter fort, bis derselbe bald in ekelerregendem Siechtum lebendigen Leibes verfault. Zwischen seinem Nachfolger Maxentius aber, dem wollüstigen Weiberhelden, und dem edlen, keuschen, feinfühlenden, ritterlichen Konstantin, dem Sohne des Konstantius Chlorus, entbrennt der weltgeschichtliche Entscheidungskampf. An das Labarum, das in stiller Nacht mit dem bekannten „In diesem Zeichen siege" dem vor seinem Zelte stehenden Konstantin als eine Gabe vom Himmel erscheint und ihm sodann im Traumbilde wiederkommend „Sieg im Kreuze" verheißt, kettet sich in der That vor den Mauern Roms der glänzendste Sieg. Maxentius, der Herr der Welt, verschwindet in den Fluten des Tiber auf Nimmerwiederkehr, und der Staatsmann Mark Trebon gerät flüchtend vor Konstantins christlichen Soldaten in ein Moorland: vor den Augen der „wie von Gottes Strafgericht" angewehten, ihm nachsetzenden Reiterschar versinkt der personifizirte böse Dämon der Diokletianischen Christenverfolgung in sumpfige Tiefe; die göttliche Gerechtigkeit hat ihn ereilt. Lorbergeschmückt hält Kaiser Konstantin seinen Einzug in Rom. Die katholische Kirche wird Staatsreligion. Papst Melchiades erhält vom Kaiser den Lateranpalast zum Geschenk,

der fast tausend Jahre Residenz der Päpste blieb und wiederholt die Bischöfe des Erdkreises um den Statthalter Christi versammelt sah.

In den so mit der Glorifizirung des römischen Papsttums gar würdevoll ausklingenden Roman ist — nur der Vollständigkeit halber seis erwähnt — außerdem noch eine überaus zartempfunden sein sollende, wenn schon etwas platonisch und mager ausgefallene Liebesgeschichte eingeflochten, von der wir jedoch in Anbetracht unsers gegenwärtigen Zweckes ohne Schaden absehen können.

Was wir nun aber von der Fabel unsers Romans mitgeteilt haben, nicht wahr, das alles klingt so unschuldig historisch und zugleich so wunderhübsch erbaulich, daß — nun daß es in der That an Geschicklichkeit jesuitischer Mache nicht das geringste zu wünschen übrig läßt und der bekannten schriftstellerischen Gewandtheit des Herrn Verfassers alle Ehre macht. Und doch glaube ich eben darum keineswegs den Vorwurf übereilter Jesuitenriecherei auf mich zu laden, wenn ich nun einmal dahinter Tendenz wittere, die Absicht eines puren, ultramontanen Faschingsscherzes merke und verstimmt werde. Ich lade ein, mir ins einzelne zu folgen, ein wenig hinter die kirchengeschichtliche Maske des Romans zu schauen, und ich halte dafür, wer immer, sei es als einigermaßen ästhetisch empfindender Beurteiler, sei es als einigermaßen protestantisch denkender Deutscher, dies thut, dem wirds auf alle Fälle schwer ankommen, nicht im höchsten Grade verstimmt zu werden. Der Roman ist geradezu staatsverräterisch gehässig. Nur allzu deutlich wird der Herr Romancier beispielsweise da, wo er auf bekannte Persönlichkeiten unserer unmittelbaren Gegenwart zu exemplifiziren anfängt.

Das deutsche Kind möchte ich sehen, welches nicht sofort zu erraten imstande wäre, wer zu dem Mark Trebon unsers saubern Romans Modell gestanden — zu dem Mark Trebon, der, wie bereits Erwähnung gethan, die ersten Hebel zur Diokletianischen Christenverfolgung in Bewegung setzt und schließlich, dank göttlicher Strafgerechtigkeit, auf der Flucht in einem Sumpfe sein so erbärmliches Lebensende findet. Er wird uns geschildert als ein hoher, breitschultriger Herr, gekleidet in die toga praetexta, die nur hohen Staatsbeamten zu tragen erlaubt war. Nicht geradezu abstoßend erscheinen die Gesichtszüge des Hochragenden, obwohl sie nicht im entferntesten auf männliche Schönheit Anspruch erheben können. Kahl sein Kopf, die breite Stirn von tiefen Furchen durchzogen und der Mund von starkem Schnurrbart überschattet. Aus den finster blickenden Augen, wie aus den Linien des Gesichts sprechen Härte und kalte Entschlossenheit.

Dieser Mann war Mark Trebon, des Kaisers vertrauter Ratgeber und leitender Minister, ein Mensch voll Dünkel und Hochmut, sowie von rücksichtsloser Fertigkeit zu jedem Thun. In der Heuchelei war er Meister und, obwohl tückisch und falsch, wußte er doch seinem Wesen das Gepräge derber Geradheit zu geben. Unbestreitbar lagen seine hohen Eigenschaften in der Kunst der Staatsleitung.

Der arme (Bis-) Mark!

Sogar auf jene längst als geflügeltes Wort umlaufende Theorie von Blut und Eisen beliebt der Autor der Reichsfeinde anzuspielen, indem er es ohne Scheu geradezu auf die Lippen seines Diokletianischen Staatsmannes legt.

Gegen die Katholiken hilft nur Blut und Eisen. — Nicht mit Philosophie, sondern mit Blut und Eisen zerstören wir den Katholizismus.

Nun, unser Fürst Reichskanzler hat schon manch einen schnöden Kladderadatschwitz über sein Haupt ergehen lassen müssen, und wenig hat er sich dadurch in seiner Seelenruhe inkommodiren lassen; ich denke, er wird auch diese in den Reichsfeinden enthaltene überaus geistreiche historische Maskerade, wenn anders er davon Kenntnis genommen, zu ertragen gewußt haben. Ueberdies hat sich ja das Blatt inzwischen gewendet. Vierzehn Jahre sind seit dem Erscheinen der „Reichsfeinde" verstrichen. Vierzehn Jahre bedeuten angesichts unsrer modernen Schnelllebigkeit eine geraume Zeit im Lebenslauf einer Nation, und manche politische Wandlung hat darin Raum. Grabesglocken haben wir im vorigen Jahre der ganzen Maigesetzgebung läuten hören. Geben wir darum bei solcher veränderten Sachlage der Hoffnung Ausdruck und dem Wunsche Raum, daß der Mark Trebon des hochseligen Kulturkampfes, das eigentliche Urbild unsers Diokletianischen Ministers, in Wirklichkeit unter dem Schutze seines guten Genius behütet und bewahrt bleibe vor dem grausigen Versumpfungsschicksal, das Herr von Bolanden in dem Mark Trebon seines originellen Hetzromans im düstren Kassandraton des Dichters, der zugleich Seher ist, einst im Jahrgang 1874 ihm prophezeit hat. Wer weiß, ob der Herr Poet seine Prophezeiung neuerdings nicht widerrufen möchte? Zum mindesten dürfte das prophezeite Schicksal nunmehr als ein Rom gegenüber von ihm unverdientes den preußischen Staatsmann ereilen — nunmehr, das will sagen: seit des Kulturkampfes Ende. Doch kehren wir zu unsrer Romandichtung zurück.

Wenn uns da des weitern in einem Saale des kaiserlichen Palastes zu Nikomedien eine Sitzung des römischen Staatsrats vor Augen geführt wird, der, verstärkt durch einige kaiserliche Statthalter aus den römischen Provinzen, zusammentritt, um Rats zu pflegen über die Staatsgefährlichkeit der katholischen Kirche, über die Reichsfeindlichkeit ihrer Anhänger und über die Art und Weise, das Reich vor ihr zu schützen, wenn uns eine malerische Darstellung gegeben wird, wie die Staatsmänner in erwartungsvoller Gruppirung dasitzen in ihren verbrämten Togen auf niedern, mit Polstern belegten Stühlen, wie eine gewaltige Spannung das Haus beherrscht, wie dann die Geister in erhitztem Wortgefecht auf einander platzen, wies aus den Reihen in die Sitzung hinein erschallt, Beifallsrufe wie „concedimus," „sehr gut," „sehr richtig," „treffend," „wahr," „Tod den Reichsfeinden" hier, widersprechendes Murmeln — „Unruhe" ist der moderne parlamentarische Kunstausdruck dafür — dort, bis schließlich Mark Trebon, der alte kahlköpfige, schnurrbärtige Schlaukopf von Minister, die kaiserlichen Bedenken in glänzender Rede besiegt und der Beschluß einer großen Diokletianischen Christenverfolgung heranreift — ich frage, wie dürfte solches alles uns nicht anmuten als die ernsthaft, ja bitter gemeinte Karikatur eines stenographischen Zeitungsberichtes aus dem Jahre 1874, worin der Leser orientirt wird über die letzte Herrenhausdebatte in Sachen der neuesten kirchenpolitischen Vorlage, worin er erfährt, wie da wieder einmal am gestrigen Sitzungstage die Perle von Meppen für nichts und wieder nichts im reinsten ultramontanen Glanze gestrahlt hat, kurz, eines Zeitungsberichtes, aus dem uns die schwüle Luft des dermaligen Kulturkampfes voll und ganz entgegenweht?

Und immer noch nicht genug des grausamen Spiels; Herr von Bolanden bemüht sich eben sichtbarlich, unmißverständlich zu sein.

Wir erinnern uns des Inhalts der Falkschen Maigesetze. Konrad von Bolanden aber nimmt die Gelegenheit seiner Schilderung des römischen Sklavenmarktes wahr und entblödet sich nicht, dabei zu bemerken:

Verbrennt und röstet auch der moderne Heidenstaat die Christen vorläufig nicht, wie es die alte Kaiserabgötterei gethan, so versteht er es desto meisterhafter, durch gesetzlich entstandene Folterwerkzeuge die Christen zu quälen und geistig zu erwürgen. Gelänge diese Henkerarbeit, fiele das göttliche Bollwerk christlicher Freiheit und Menschenwürde, auch der moderne Staat hätte bald sein forum boarium.

Auch Mark Trebon sucht anfänglich „gesetzlich entstandne Folterwerkzeuge" gegen die Reichsfeinde in Anwendung zu setzen.

Mein Erwürgungssystem — entwickelt er — gründet auf der Einrichtung der katholischen Kirche. Ich kenne den religiösen Organismus der Christen genau und weiß ihn tötlich zu treffen, nämlich so: wir nehmen durch ein Gesetz den Christen ihre Katechetenschulen, wir zwingen sie durch ein Gesetz in die Staatsschulen. So wächst die Jugend heran im Geiste der Staatsreligion. Ferner, wir lassen zwar den Christen ihre Tempel, aber wir bilden und wir erziehen die Priester, welche in den Tempeln lehren, so werden die Priester amten im Staatsgeiste. Ferner: wir töten nicht das Oberhaupt der Christen, den Bischof in Rom, aber ein Gesetz verbietet allen Priestern und Bischöfen des Reiches, vom Papste Weisungen anzunehmen, damit die organische Einheit zerfalle und das Ganze in winzige Teile sich auflöse. Ferner, wir bevorzugen und begünstigen jene christlichen Sekten, die vom Papste sich losgesagt, vorzüglich die Manichäer und Montanisten, damit heillose Verwirrung und Spaltung im Lager der Reichsfeinde entstehe. Dies in Kürze die Grundzüge meines Vernichtungsplanes.

Also: gesetzlich geräuschlose Lahmlegung des katholischen kirchlichen Organismus durch Trennung der Bischöfe vom Papst, durch Heranbildung der Priester im Geiste des Staates — beinahe hätte ich gesagt: auf deutschen Universitäten — durch Erziehung in Staatsschulen, durch Begünstigung — beinahe hätte ich gesagt: des Altkatholizismus, ich wollte aber nur sagen: des Montanismus und des Manichäismus.

Ich freue mich, der Mühe enthoben zu sein, noch eine weitere Deutung dieses Pamphlets in Romanform geben zu müssen: es ist die nahezu staatsverräterische Bezugnahme auf die als Maigesetze einst vielberufenen Gesetzentwürfe des weiland preußischen Kultusministers Falk zur Genüge ersichtlich, ja fast offenherzig naiv vom Verfasser selbst bloßgelegt. Und es ist, als ob derselbe unablässig an seinen Leserkreis die zwischen den Zeilen versteckt stehende Aufforderung richtete, im Unterlegen ebenso frisch und munter als im Auslegen zu sein.

Wie gern möchte ich jeden weitern Hinweis auf all die Feinheiten eines mustergiltigen Meisterwerkes katholischer Romanlitteratur dem Leser ersparen! An den Pranger gestellt zu werden verdient aber doch noch das wegwerfende Gutdünken, dem Herr von Bolanden huldigt angesichts unsers modernen Gelehrtentums, gegenüber dem Stolz und der Zierde unsrer Nation, dem sie ihren ganzen neuzeitlichen Aufschwung auf allen Gebieten wissenschaftlichen Erkennens zu danken hat. Meister von Bolanden kann eben deswegen seinen Grimm und seine Lichtscheu nicht verbeißen. Mit souveräner Verachtung wirft er sich in die Brust, und nicht gerade übertrieben sorgsam zu Werke schreitend in der Wahl seiner Ausdrücke, wenn anders solche nur hinreichend kräftig sind, expektorirt er sich folgendermaßen:

Augenscheinlich hatten die Sophisten jener totkranken Zeit viel gemeinsames mit dem liberalen Professoren- und Litteratentum der Gegenwart, das ebenso feil und charakterlos ist und auch bereit wäre, einem Tyrannen Lobreden zu halten oder zu schreiben, wenn es dafür bezahlt und bevorzugt würde. Und wie jene kläglichen Sophisten unsterbliche Verachtung im Urteil der Nachwelt sich verdient haben, so ist auch die ekelerregende Verachtungswürdigkeit moderner Sophisten und Reptilien unbestreitbar und für alle Zukunft gesichert.

Und nun frage ich: Ist das Poesie?

Gustav Freytag, der bekanntlich auch einige historische Romane geschrieben hat und mithin als Kenner und Fachmann etwas von der Sache versteht, der sich aber meines Erachtens zu Konrad von Bolanden ungefähr ähnlich verhält, wie unter den Historikern Leopold von Ranke zu Johannes Janssen — Gustav Freytag dürfte wohl Recht haben mit einem geharnischten Wort, das er zur Verurteilung all und jeder Tendenzromane in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben" jüngst geäußert hat:

Die Muse der Poesie vermag ihre Schönheit nur da ganz zu enthüllen, wo sie allein als Herrin gebietet. Wird sie Dienerin und Parteigenossin in solchen Kämpfen des wirklichen Lebens, welche die Menschen einer Zeit leidenschaftlich umhertreiben, so büßt sie gerade das ein, was ihr bester Inhalt ist, die befreiende und erhebende Einwirkung auf die Gemüter. Ja sogar, wenn dem Dichter gelänge, als ein Seher die beengenden Mißbildungen und die harten Konflikte der Politik und andrer realen Interessen wie in einem Schlußbilde als überwunden und versöhnt zu zeigen, er würde den stärksten Teil des Anteils, welchen er erregt, nicht der Poesie, sondern der Unzufriedenheit seiner Zeitgenossen mit dem Bestehenden verdanken. Politische, religiöse und soziale Romane sind, wie ernst auch ihr Inhalt sein möge, nichts besseres im Reiche der Poesie als Demimonde.

So Gustav Freytag. Aber im Catechismus romanus ultramontaner Dichterthätigkeit steht es anders. Heißt es da nicht vom Zwecke, daß er das Mittel heiligt? Und daher ist es möglich, daß Bolandens „Reichsfeinde" noch heute das römischerseits allgemein anerkannte Muster eines „katholischen historischen Romans" sind.

Wir beschränken uns mit unsrer Kritik auf den rein ästhetischen Gesichtskreis. Wir sind zu stolz dazu, im Namen des deutschen Nationalgefühls und des protestantischen Bewußtseins uns noch weiter über diese sogenannte Dichtung zu äußern.

Aus der gleichen Dichterwerkstatt aber, in die wir soeben einen Blick zu thun uns erlaubt und in der wir, die spitze Feder eines durch und durch tendenziösen Schaffens in der vielgewandten Aristokratenhand, einen verkappten Jesuiten vom reinsten Wasser am Schreibtisch haben sitzen sehen, aus dem gleichen Jesuitenatelier hervorgegangene Meisterschöpfungen sind noch „Canossa," historischer Roman in drei, und „Gustav Adolf," historischer Roman in vier Bänden. In allen diesen „Dichtungen" bewährt sich Bolanden auf dem Gebiete unsrer schönen Litteratur als das würdige Seitenstück zu dem, was Janssen für unsre Geschichtschreibung bedeutet.

Und nun sage niemand: Wer heißt dich alte Bücher aufstöbern? Aus dem Kulturkampf geboren, sind die „Reichsfeinde" mit dem Kulturkampf versunken und vergessen! — Dies Buch und sein Gefolge sind heute noch und heute mehr denn je die geistige Nahrung unsrer römisch-katholischen Volksgenossen, denen man die mit uns gemeinsame Freude an Schiller, Goethe ꝛc. geflissentlichst aus dem Herzen reißt. M—l

---

Nachklänge von der Papstjubelfeier in Deutschland

Einige zwanglose Erinnerungen aus den Tagen der Papstjubelfeier von einem protestantischen Leser auch katholischer Zeitungen!

Noch vor dem Feste begegnete man immer wieder in den verschiedensten Blättern einer Anpreisung von „Dekorationsinschriften für Kirche, Schule, Haus und Festlokale," nicht weniger als 30 Stück zur Auswahl. Ich würde als besonders tröstlich und erhebend folgende bestellt und aufgestellt haben, wenn ich ein papstgläubiger Katholik wäre:

21. Du bist unsers Glaubens Licht,
Du bleibst unsre Zuversicht.
Heil, Leo, dir!

27. Heil'ger Vater! Gott mit dir,
Du mit uns, dann siegen wir.

28. Heil Leo dir, du Hirt der Hirten, starker Leu,
Dir jauchzt und huldigt Gottes Herde heut aufs Neu!

Bei dem „starken Leuen" hat man nämlich an Offenbarung Joh. 5, 5 zu denken, wo es heißt: „Siehe, es hat überwunden der Löwe, der da ist vom Geschlechte Juda (lat.: leo de tribu Juda). Zwar wissen die Katholiken recht gut, daß der Löwe dort niemand anders als Christus ist, wie denn das Paderborner Sonntagsblatt „Leo" in seiner Festnummer gelegentlich zu berichten weiß, daß „ja Christus selbst in der hl. Schrift der Leo de tribu Juda — der Löwe aus dem Stamme Juda — genannt wird." Das hindert aber gleichwohl nicht, mit einem für unser protestantisches Empfinden völlig unbegreiflichen Mißbrauch den gegenwärtigen Papst als Löwen aus dem Stamme Juda zu begrüßen, und hat denn jener Spruch in allerlei Festgedichten, Festreden und sonstigen Festkundgebungen eine große Rolle gespielt. (Vgl. Nr. 33, S. 320 d. v. J.) —

„Aus dem Herzen Westfalens" brachte die Germania am 16. Dezember, und ihr nach viele katholische Zeitungen, angesichts der nahenden Jubeltage „von geschätzter Seite" eine Zuschrift, welche zur Abhaltung von Festversammlungen „auch selbst im geringsten Dorfe oder in der kleinsten Mission" und zur Absendung von Festtelegrammen nach Rom aufforderte (unter der Adresse des Kardinals Melchers, „damit sie durch die Hand dieses edeln Glaubensbekenners dem h. Vater übermittelt werden"). In dieser Zuschrift hieß es:

„Leider mischt sich in den Kelch der Freude für den hehren Priestergreis, sowie für alle seine guten Kinder ein bittrer Tropfen. Der Papst ist nämlich zur Zeit ein Papst in vinculis [in Banden]. Beraubt seiner weltlichen Macht soll er sich beugen unter der Regierung eines Landes, das seine Vorgänger seit mehr als anderthalbtausend Jahren mit Wohlthaten [?] zu überschütten nicht ermüdeten. Man will dem Papsttum und somit Christus [? Vgl. Joh. 18, 36] und der von ihm gestifteten Religion zumuten, daß sie nach Art wankelmütiger Menschen sich modernisiren und Grundsätzen unterwerfen soll, welche vom Heidentum entlehnt wurden [?!]. Dagegen lehnt jeder Katholik empört sich auf. Darum möge auch das der Telegraph dem h. Vater an seinem Jubeltage melden mit der Versicherung, daß wir für baldigste Herstellung seiner Freiheit beten wollen."

Kein Wunder, daß man z. B. in Münster (wo übrigens nach der Germania „sämtliche Andersgläubige" reichlich geflaggt haben, während „zur großen Ueberraschung" ihres Korrespondenten „an sämtlichen Staatsgebäuden jedes äußere Zeichen der Festfeier fehlte") folgende, den Weltfrieden hart bedrohende Resolution faßte:

„Wir verlangen für den heiligen Vater das Patrimonium Petri zurück und ruhen nicht eher, bis dieses Ziel erreicht ist."

Nun, man kann ja in der Welt sehr vieles „verlangen." Dem Papste wäre es ohne Zweifel lieber gewesen, wenn zum mindesten etwa die österreichische Regierung eine gleiche Resolution gefaßt hätte. Alle „Gefangnen" der Erde werden aber mit Neid ihren Leidensgefährten im Vatikan sehen, dem es vergönnt war, in vinculis eine so glänzende Jubelfeier zu begehen! —

Zugleich mit dem Papste vollendeten die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" einen Zeitraum von fünfzig Jahren. Sie konnten ihren Festartikel der letzten (12.) Nummer ihres hundertsten (Halbjahrs-) Bandes einverleiben und mit berechtigter Genugthuung darin bemerken, „daß an dem Tage, als Joachim Pecci in Rom zum Priester geweiht wurde, im Görresschen Hause zu München das Erscheinen des ersten Heftes dieser Blätter vorbereitet war."

Besagter Festartikel verherrlicht den „sozialen Papst." Er zieht des Weiteren mit beachtenswerter Begeisterung die internationale Flagge auf. „Die Nationalität ist eine natürliche Gabe und Würde; aber immerhin ist sie eine Folge der Sünde von Babel. . . . Nur Einen Fleck Erde giebt es noch, wo alle Nationalitäten einen gemeinsamen geistigen Vater begrüßen, nur Einen neutralen Boden, wo sie sich als Brüder begegnen, nur Ein Werk, zu dem sie alle vereint mitwirken können. Und das ist der Vatikan und die Ehrung des glorreichen Oberhaupts der allgemeinen internationalen Kirche. . . . Heute ist der Stuhl Petri die einzige und letzte Zuflucht aus dem unsäglichen Elend, das der verweltlichte Geist des Liberalismus und dessen Ausfluß in falschem Nationalismus über die Völker gebracht. . . .

„Wenn Leo XIII. an dem festlichen Tage die Freuden und Leiden seines bald zehnjährigen Pontifikats vergleicht und gegen einander abwägt, so wird er ohne Zweifel der deutschen Nation, dem germanischen Stamme den ersten Preis zuerkennen. Romanen und Slawen haben ihm wenig Freude und viel Leid, die Regierungen ihrer Länder nichts als Herzeleid bereitet. . . . Das schwerste Kreuz seines Vorfahrers ist zu einer Quelle des Trostes für Leo XIII. geworden: die Lage der Kirche in Preußen und im deutschen Reiche."

Fühlt der Artikelschreiber nicht, welche ungeheure Ironie in diesem Geständnis liegt? Das protestantische Preußen eine Quelle des Trostes für den von seinen katholischen Völkern verlassenen Papst! Endlich, endlich wird der Papst den Segen der Reformation noch erkennen! —

Aber das Beste kommt noch: Windthorst als Historiker. So ist er aufgetreten in Hannover, in Hamburg, wer weiß, wo sonst noch. Oeffentlich; man hätte es dem vorsichtigen Manne nicht zugetraut. Wozu in aller Welt unternimmt er es, für das Papsttum den Geschichtsbeweis zu führen? Er hat doch solche einigermaßen nach Protestantismus aussehende Arabesken nicht nötig. Aber Herr Windthorst tritt auf und führt ihn, den Geschichtsbeweis, für das Papsttum. Kurz und schneidig in Hamburg, gründlicher in Hannover. Die Germania giebt seine dortige Festrede „nach dem Stenogramm." Man höre:

„Ich werde vielleicht nur Bekanntes wiederholen, wenn ich aufmerksam darauf mache, daß das Papsttum eine unmittelbare [!] Gründung des göttlichen Heilandes ist, daß das Papsttum der Eckstein ist, auf welchen die Kirche Gottes gebaut wurde. Er sagte zu dem Apostelfürsten Petrus: »Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.« Er gab ihm [? Vgl. Matth. 18, 18] die Schlüssel des Himmelreichs und sagte: »Was du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset sein, und was du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein.« Und dann vor den andern Jüngern ihn auszeichnend [? Vgl. Joh. 21, 21 f.] sagte er: »Weide meine Lämmer, weide meine Schafe.« Das sind die in der h. Schrift wörtlich angeführten Sätze, mittelst deren der Heiland den h. Petrus zum Apostelfürsten [?] gemacht hat, und da es seine Absicht war, eine Kirche für alle Zeiten zu schaffen, selbstverständlich auch für alle Zeiten den Nachfolger des h. Petrus [!] zum Papste [!] gemacht hat. Man fragt, wie man dazu komme, den Papst vor andern Bischöfen auszuzeichnen, ja vor andern Priestern, und viele gehen sogar so weit, daß sie sagen, daß ein jeder Priester sei. Wollte Gott, es wäre so! [Vgl. Offenb. Joh. 1, 6. 5, 10. 1. Petr. 2, 5 und 9.] Die Antwort, die man solchen Zweiflern geben kann, ist in diesem Falle mit Unzweideutigkeit gegeben [?]. Ich wüßte nicht, wie man einen Zweifel an der göttlichen Institution des Papsttums haben kann [!]. Niemals ist darüber in der Kirche Zweifel gewesen [!!]. Die Apostel haben sofort den h. Petrus als ihr Oberhaupt anerkannt [wo? wann? Vgl. Gal. 2, bes. V. 11 und 14] und die ersten Christen gleichfalls [wo? wann?]. Und der deutlichste Beweis, wie unzweifelhaft dieses den Aposteln und ersten Christen war, ist in dem Umstande gelegen, daß, als zu Lebzeiten des h. Johannes [?!] ein Zweifel entstand, man sich nicht an ihn, sondern an den Bischof von Rom wandte, an den Nachfolger des h. Petrus. Alle Konzilien [?] haben denselben Satz als unzweifelhaft anerkannt, und die gesamte Kirche der Welt [?] hat ihn als solchen hingestellt. Schrift und Tradition gehen neben einander, und niemand kann den Zweifel aufrecht erhalten."

Also niemand kann den Zweifel aufrecht erhalten!! Ich empfehle Herrn Windthorst und andern Leuten, die Ehrfurcht vor der Geschichte haben, die kleine Schrift von Lic. theol. Mücke: Die Nichtigkeit der ganzen päpstlichen Nachfolgerschaft Petri samt ihren allumfassenden Ansprüchen in Staat und Kirche. Zehnte, verm. Auflage. (Brandenburg a. d. H., Wiesike, 1887; 32 S.; 30 Pf.)

Wird Windthorst mit seinen Zukunftsgedanken glücklicher sein wie mit seinen geschichtlichen Erinnerungen? Dann müßte einem für den Protestantismus bange werden, wenigstens für den Hamburger. Denn so schloß Windthorst nach der Germania seine Festrede in Hamburg:

„Noch einen Herzenswunsch habe ich, den ich nicht unausgesprochen lassen möchte. Es sind Vorbereitungen im Werke, hier eine neue katholische Kirche zu bauen. Die Gemeinde ist so im Wachsen begriffen, daß die jetzige nicht ausreicht. Aber nicht allein für Hamburg ist der Neubau nötig. Hamburg ist das Thor Deutschlands nach dem Auslande und von dem Auslande. Hier muß ein Tempel der katholischen Kirche gebaut werden, welcher allen Nationen imponirt. Er soll der heiligen Jungfrau geweiht sein und Stella Maris heißen. Gebe jeder, viel oder wenig, wie er kann. . . . So ehrt man den heiligen Vater. Hamburg, das jetzt noch eine Mission ist, wird mit der Zeit wohl ein stattliches Erzbistum werden."

So ungescheut tritt die römische Propaganda auf — selbst im Munde der klugen Perle von Meppen. Freilich wird auch Leo XIII. nicht müde, seine Gläubigen zur kräftigen Rekatholisirung der Welt anzufeuern. Die „Kirchliche Korrespondenz" knüpft daran „eine ernste Frage." Je charakterloser unsre sogenannte protestantische Tagespresse zum großen Teil bei Gelegenheit des Papstjubiläums geleitartikelt hat, umso angezeigter mag es sein, vorliegende zwanglose Betrachtungen mit dem vielleicht „inopportunen," aber in Wahrheit sehr zeit- und sachgemäßen Worte der K. K. zu beschließen.

„Die protestantische Christenheit hat vor vier Jahren ein gemeinsames Fest gefeiert, das Lutherfest, bei dessen kirchlicher Anordnung die Oberkirchenbehörden ausdrücklich an ihre Pfarrer und Gemeinden die Losung hinausgaben, alles zu vermeiden, was die andre Konfession verletzen könnte. Wenn nun aber, dem päpstlichen Vorgehen entsprechend, damals im Lutherjahre die evangelischen Oberkirchenbehörden sechsmal zum Gebet für die Ausrottung der katholischen abergläubischen Irrlehren aufgefordert und in der Anordnung der kirchlichen Begehung des Luthertages die Protestantisirung von ganz Deutschland, die Bekehrung der dem irrenden, „unfehlbaren" Papste folgenden irrenden Katholiken als notwendigen, mit Nachdruck zu verfolgenden Ausbau des Werkes der Reformation verkündet hätten, was hätten unsre evangelischen Landesbischöfe dazu gesagt? Das ist unsre Frage.

„Wir suchen sie zu beantworten. Unsre Kirchenbehörden hätten gar nicht so sprechen dürfen. Es wäre ihnen sicherlich untersagt worden — im Interesse des konfessionellen Friedens. Und wenn sie es je zum Konflikt mit Regierung und Landesbischöfen hätten treiben wollen oder können und dennoch jene Erklärungen hätten ergehen lassen: würden dann unsre Landesbischöfe mit demselben Wohlwollen sich an der Lutherfeier beteiligt haben, wie sie sich jetzt am Feste des uns verfluchenden und zur Propaganda aufreizenden Papstes gratulirend und Geschenke spendend beteiligen? Man wird ohne weiteres die Frage verneinen müssen. Die Frage mußte gestellt und beantwortet werden, um unsre kirchliche Lage zu klären. Wenn einmal — das ist die kirchenpolitische Grundlage zu unsrer Frage — wenn einmal von katholisch offiziellster Seite der seitherige paritätische Zustand von Deutschland fortgesetzt und in solch aufreizender Weise, wie in der Encyklika vom 1. Nov. 1885 und den [in der K. K.] oben genannten Kundgebungen in Frage gestellt, zur Vernichtung dieses seitherigen Zustandes aufgefordert wird, dann giebt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder erklärt man staatlicherseits dem Papste, daß dieses Thun dem innern Frieden Deutschlands im höchsten Maße abträglich ist, und sucht ihn direkt oder indirekt zum Innehalten in seinem Thun zu bewegen. Wenn die Regierungen das nicht thun, dann ist die evangelisch-kirchliche Antwort auf des Papstes Reden und Thun: Die Welt, und vorab Deutschland, muß protestantisch werden; das „Lebensblut des Evangeliums muß in die Adern des ganzen deutschen Volkes hineingeleitet" werden; mit einem Wort: entweder giebt der Papst und seine Anhänger den Gedanken der Propaganda in Deutschland endlich einmal auf, oder aber der ganze Protestantismus muß mit aller Macht zur Propaganda mobil gemacht werden. Das wäre die einzig richtige und würdige Antwort auf die päpstlichen Erlasse und Encykliken.

„Daß die evangelische Kirche unsre geschichtlich gewordenen paritätischen Verhältnisse aufrichtig anerkennt, das dankt ihr kein Mensch, weder der Staat, noch die propagandistische römische Kirche. Würde die evangelische Kirche dem Programm der katholischen Kirche ein Vertheidigungs- und Angriffsprogramm gegenüber setzen, dann würde die kirchenpolitische Lage bald ein andres Ansehen gewinnen." R

Zur kirchlichen Statistik der preußischen Landeskirche

Die soeben veröffentlichten statistischen Mitteilungen aus der Verwaltung des evangelischen Kirchenwesens der ältern preußischen Provinzen im Jahre 1886 enthalten manches, was auch in weitern Kreisen von Interesse sein dürfte.

Die Zahl der vorhandenen geistlichen Stellen betrug rund 6700. Bei 614 derselben trat eine neue Besetzung ein: 374 wurden mit bisher schon im Amte stehenden Geistlichen, Pfarrvikaren, Hilfspredigern oder Pfarrgehilfen, 240 mit neuangestellten Predigtamtskandidaten besetzt. 90 Stellen sind durch Ableben, 73 durch Emeritirung, 320 durch Versetzung des bisherigen Inhabers, 5 durch Amtsniederlegung erledigt worden. Neu begründet wurden 18 geistliche Stellen. Das durchschnittliche Lebensalter der im Amte verstorbenen Geistlichen betrug 61,44 Jahre, das der Emeritirten zur Zeit ihrer Emeritirung 70,66 Jahre. Die Zahl der Theologiestudirenden aus den ältern preußischen Provinzen hat sich gegen das Vorjahr um 125 erhöht und betrug im Winterhalbjahr 1886/87 2057. In der Gesamtfrequenz der evangelisch-theologischen Fakultäten Deutschlands hat sich eine annähernd gleiche Zunahme bemerkbar gemacht. Die Zahl der immatrikulirten evangelischen Theologen, welche im Wintersemester 1885/86 nur 4312 betrug, erhöhte sich im Wintersemester 1886/87 auf 4492. Am stärksten wurden während des letztern Semesters besucht die Fakultäten zu Leipzig mit 672, Halle mit 616 und Berlin mit 603, am schwächsten dagegen die Fakultäten in Rostock mit 78, Heidelberg mit 72 und Kiel mit 62 Theologen. Die Wahlfähigkeit haben durch Ablegung der zweiten theologischen Prüfung 308 Kandidaten erlangt, wozu noch zwei ausländische Kandidaten und Geistliche kommen, welche ein Kolloquium bestanden haben, wogegen die Zahl der zur Erlangung der Wahlfähigkeit Geprüften im Jahre 1885 nur 270, im Jahre 1884 nur 229 betrug. Eine noch größere Zunahme zeigt sich bei den in der ersten theologischen Prüfung bestandenen Kandidaten, deren Zahl sich von 293 im Jahre 1884 auf 405 im Jahre 1886 gesteigert hat.

Die Gesamtzahl der im Jahre 1886 getauften Kinder betrug 507319 gegen 501408 im Jahre 1885 und gegen 495092 im Jahre 1884. Es ist also eine stetige Zunahme der Taufen zu verzeichnen gewesen. Die Zahl der im Jahre 1886 lebend geborenen Kinder betrug 537915, einschließlich 24771 in Mischehen geborener, wobei von der Gesamtzahl der aus Mischehen geborenen Kinder die Hälfte als zur evangelischen Kirche gehörig gerechnet wird. In der Gesamtzahl der geborenen Kinder sind 52808 von evangelischen Müttern außerehelich geborene Kinder enthalten. Die Zahl der in der evangelischen Kirche vollzogenen Taufen bleibt also um 30596 gegen die Geburtszahl zurück: d. h. 94,31 Prozent haben die Taufe empfangen; 5,69 Prozent sind ungetauft geblieben. In der Zahl der letztern sind aber die im frühen Alter ungetauft verstorbenen mit enthalten, ebenso diejenigen Kinder aus Mischehen, welche, obwohl sie auf die evangelische Kirche gerechnet werden müssen, katholisch getauft worden sind. Immerhin ist bei den Taufen gegen das vorhergehende Jahr in allen Beziehungen ein Fortschritt eingetreten, indem sich dieselben bei Kindern aus rein evangelischen Ehen von 95,60 auf 96,00 Prozent, bei Kindern aus Mischehen von 81,06 auf 82,64 Prozent, bei unehelichen Kindern von 84,78 auf 85,09 Prozent erhöht hat. Die größte Prozentzahl der Taufen im Verhältnis zu der Zahl der Geburten hatte Westfalen aufzuweisen mit 97,03 Prozent. Es folgen demnächst Pommern mit 96,82 Prozent, Posen mit 96,44, Schlesien mit 96,04, Rheinland mit Hohenzollern mit 95,32, Ostpreußen mit 94,38, Westpreußen mit 93,62, Sachsen mit 93,54, Brandenburg ohne Berlin mit 93,29 und Berlin selbst mit 86,61 Prozent. Unter den größten Städten in jeder Provinz steht Magdeburg mit 79,05 Prozent von Taufen im Verhältnis zur Gesamtzahl der Geburten noch hinter Berlin zurück. Dagegen ist der Prozentsatz der evangelisch getauften Kinder aus Mischehen in Berlin der günstigste. Von der Hälfte der Kinder aus Mischehen sind in Berlin 101,86 Prozent Kinder evangelisch getauft worden, in Brandenburg ohne Berlin 94,40 Prozent. Besonders hervorgehoben wird die niedrige Zahl der Kinder aus Mischehen in den Provinzen Westfalen und Westpreußen, wo nur 60,54 bezw. 62,21 Prozent von der Hälfte der Kinder aus Mischehen evangelisch getauft wurden. In Rheinland mit Hohenzollern betrug die entsprechende Prozentzahl 77,41, in Ostpreußen 70,22, in Schlesien 88,58, in Pommern 83,86, in Sachsen 91,13. Es ergiebt sich daraus, daß in Westfalen und Westpreußen verhältnismäßig die meisten aus Mischehen geborenen Kinder an die katholische Kirche verloren gehen.

Die Gesamtzahl der bürgerlichen Eheschließungen betrug 111129 reinevangelische Paare, 15052 Mischehepaare, von denen die Hälfte, also 7526 Paare, der evangelischen Kirche zuzurechnen sind. Von den reinevangelischen Paaren haben 101240 die Trauung in der evangelischen Kirche empfangen, d. h. 91,10 Prozent. Um 9889 bleibt die Zahl der Trauungen hinter der der bürgerlichen Eheschließungen reinevangelischer Paare zurück. Von den im Jahre 1886 geschlossenen 15052 Mischehen waren 7071 solche, in denen der Bräutigam, 7981 (53,02 Prozent) solche, in denen die Braut der evangelischen Konfession angehörte. Von den erstgedachten Paaren haben nur 2810, von den letztgedachten dagegen 4013 Paare die Trauung in der evangelischen Kirche empfangen. Den größten Verlust erleidet daher die evangelische Kirche bei denjenigen Mischehen, in denen der Bräutigam der evangelischen Konfession angehört. In Betreff der Trauungen gemischter Paare walten die ungünstigsten Verhältnisse in den Provinzen Westpreußen, Pommern, Westfalen, wo nur 81,28 Prozent, 81,65 Prozent und 84,09 Prozent von der Hälfte der bürgerlich geschlossenen Mischehen die evangelische Trauung empfangen haben, wogegen die günstigsten Verhältnisse in dieser Beziehung in Posen und Schlesien bestehen. In der erstgenannten Provinz sind 110,32 Prozent, in der letztgenannten 104,34 Prozent von der Hälfte der Mischpaare evangelisch getraut worden. In der Provinz Brandenburg einschließlich Berlin sind 2878 Mischehen geschlossen worden, und nur 971 dieser gemischten Paare wurden evangelisch getraut. Der größte Teil dieses Ausfalles aber kommt auf Berlin, wo nur 58,01 Prozent von der Hälfte der Mischehen evangelisch getraut worden sind. Die Gesamtzahl der Mischehen im Verhältnis zu der Gesamtzahl der bürgerlichen Eheschließungen betrug im Jahre 1886 11,93 Prozent gegen 12,04 Prozent im Jahre 1885, ist also etwas gesunken; dagegen hat eine geringe Vermehrung der Mischehen in den Provinzen Brandenburg, Berlin, Schlesien stattgefunden.

An neuerbauten bezw. restaurirten Kirchen und Kapellen sind im Jahre 1886 vierzig eingeweiht worden, darunter sieben an Orten bezw. Parochien, wo bisher eine evangelische Kirche nicht bestanden hat. Der Gesamtertrag der in den ältern Provinzen einschließlich der Militärgemeinden gesammelten Kirchen- und Hauskollekten belief sich auf 1118970 Mk. An diesem Betrage ist die Rheinprovinz mit dem Höchstbetrage von 327411 Mk. beteiligt. Demnächst folgt Brandenburg mit 244787 Mk., Sachsen mit 124665 Mk., Schlesien mit 109864 Mk., Westfalen mit 108669 Mk., Pommern mit 78063 Mk., Ostpreußen mit 63562 Mk., Posen und Westpreußen mit je rund 31000 Mk. Abgesehen von der Kollekte für die dringendsten Notstände der evangelischen Landeskirche haben die Sammlungen für Diakonissen, Krankenhäuser und Hospitäler, sowie für Erziehungsanstalten und Waisenhäuser die höchsten Erträge geliefert. An Geschenken und Vermächtnissen einschließlich des Geldwertes geschenkter Gegenstände, soweit letzterer ermittelt werden konnte, sind im ganzen in den ältern Provinzen für evangelisch-kirchliche Zwecke 1864175 Mk. zu verzeichnen gewesen. Auch hier steht die Rheinprovinz wieder mit 672816 Mk. an der Spitze, während in Brandenburg einschließlich Berlin die in Geschenken und Vermächtnissen sich darstellende Summe 287984 Mk., in Schlesien 220173 Mk., in Sachsen 160119 Mk. beträgt.

Zur evangelischen Kirche sind 2496 Personen übergetreten gegen 2588 im Vorjahre; ausgeschieden aus derselben sind, soviel bekannt geworden, 1425 Personen gegen 1157 im Vorjahre; es sind mithin im Jahre 1886 mehr übergetreten als ausgeschieden 1219 Personen. Die große Mehrzahl der Uebergetretenen gehörte der katholischen Kirche an; Juden sind 170 übergetreten, wogegen 10 Uebertritte evangelischer Christen zum Judentum vorgekommen sind. B R

Verschiedenes

(Ablaß und Sündenvergebung) Zwischen Kreuzzeitung und Germania wurde in den letzten Tagen wegen der römischen Ablaßlehre ein kleines Scharmützel geführt. Die Kreuzzeitung hatte in Nr. 292 des vergangenen Jahres berichtet, bei dem jetzigen Papstjubiläum sei den Besuchern eines Jubiläumsgottesdienstes auch „völliger Ablaß der Sünden“ zugesichert worden. Sofort klagte die Germania dagegen auf „Beleidigung“ der römischen Kirche, da diese ja nur einen Ablaß der Sündenstrafen, aber keineswegs einen Ablaß der Sünden lehre. Die Kreuzzeitung versuchte darauf in Nr. 2 dieses Jahres diesen „thörichten Angriff“ abzuwehren durch Hinweis auf die betreffende offizielle Bekanntmachung, welche Plenaria Indulgenza, also „Ablaß von Sünden“ verheißen habe. Es ist betrüblich, daß die große evangelisch-konservative Zeitung in Sachen des römisch-kirchlichen Dogmas so übel unterrichtet ist; denn die Germania wird ihr mit leichter Mühe nachweisen können, daß nach den seit dem Tridentinum giltigen, also hier allein in Betracht kommenden Lehren allerdings unter vollkommenem Ablaß nur ein einmaliger vollständiger Erlaß der noch rückstelligen Sündenstrafen verstanden werden darf. Wir möchten hier feststellen, wie übel im allgemeinen unsre evangelisch-konservative Presse über kirchliche Fragen orientirt ist, sobald diese außerhalb des Gesichtskreises unsrer Durchschnittstheologie liegen; daher so manche Zurechtweisung, die sich dieselbe von den stets schlagfertigen und meist sachkundigen Theologen der römischen Presse holen muß. Anderseits möchten wir die Germania daran erinnern, daß der unter Evangelischen so weit verbreitete Irrtum, als wenn Ablaß Sündenvergebung bedeute, von niemandem anders als von den römischen Päpsten selbst verschuldet ist. Denn wer anders hat von einer venia peccatorum im Ablaß geredet, als Papst Bonifaz VIII. in seiner berühmten Jubiläumsbulle von 1300? Sind nun die katholischen Theologen so gefällig, diese päpstliche Redeweise nach korrekter Lehre zu „interpretiren“ und allgemein zu lehren, daß, wenn der heilige Vater „Sünden“ sage, er natürlich „Sündenstrafen“ meine, so könnten sie ja die gleiche Wohlthat auch den evangelischen Blättern, die sich gleicher Ungenauigkeit schuldig machen, angedeihen lassen. G K

(Verurteilung Thümmels) Wie unsre Leser bereits aus den Zeitungen wissen, ist Pfarrer Thümmel vom Kasseler Landgericht zu sechs Wochen, Buchhändler Wiemann zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt worden. Zwischen sechs Wochen und neun Monaten, zehn Tagen und zwei Monaten ist immerhin ein Unterschied. Wir kommen auf die Kasseler Verhandlungen zurück.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 5 **Leipzig, den 29. Januar** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Aus dem Berufsleben des Herrn. 4 — Die neuen Forschungen im Morgenlande und das Alte Testament: 4. Beurteilung des gegenseitigen Verhältnisses — Rückblick auf die Provinzialsynoden der östlichen preußischen Provinzen. 2 — Der kirchliche Notstand in Berlin, ein öffentliches Aergernis: 1. Die Versammlung beim Grafen Waldersee — Die innere Mission in der Diaspora: 2. Krankenbesuche, Kinderpflege, Waisen- und Konfirmandenhäuser — Vom Vatikan: Das Jubiläum — Unsre Kunst: 6. Mythologie und Allegorie — Von der Heidenmission: Zeitschrift für Missionskunde und Religionsunterricht; Missionskursus für angehende Geistliche; Römische Mission in Ostafrika — Verschiedenes: Giftblüten aus ultramontanen Blättern; Statistisches aus der sächsischen Landeskirche — Briefkasten der Redaktion — Anzeigen

Aus dem Berufsleben des Herrn

4

Wie können die Hochzeitsleute fasten, so lange der Bräutigam bei ihnen ist? Mark. 2, 19. —

Wie hat sich der Heiland zur Welt gestellt, zur Welt mit ihren Gaben und Gütern, zum täglichen Brot und was dazu gehört, als Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder — gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen?

Darauf antwortet mittelbar die Gegenfrage, welche wir obenan gestellt haben. In der That, niemand unter uns könnte sich den Herrn als einen Faster aus Grundsatz denken. Denn auch ganz abgesehen davon, daß das Fasten zu den Aufsätzen der Aeltesten gehörte und im Gesetz nicht vorgeschrieben war, so trägt dieser Gebrauch, wo er aus Grundsatz betrieben wird, immer etwas von Weltflucht an sich, sei es daß mehr die Furcht vor der Welt und ihren verführerischen Berührungen oder die Geringschätzung, die Verachtung des Kreatürlich-Natürlichen dabei im Spiele ist. Beides aber, Geringschätzung und Furcht und also auch die Weltflucht, zu der sie führen, lagen dem Heiland unendlich fern. Wie konnte er die Welt verachten, wenn er gekommen war, an ihr zu arbeiten, wie konnte er sich vor derselben Welt fürchten, der gegenüber seine kräftigste Waffe in der sorglos heitern Gewißheit einer überlegnen Geistesgegenwart bestand! Also zum vollen Eintreten in die Welt bereit, fand er für sein Kraft- und Siegesgefühl den Ausdruck, das Abbild an der hocherhobnen Stimmung eines Bräutigams im Kreise der Hochzeitsleute, aber nimmermehr im Fasten.

Zwar, nichts ist gewisser, als daß der Heiland für seine Person allem irdischen Bedürfen, Genießen, Besitzen mit vollkommener Anspruchslosigkeit gegenüberstand. Er ist auf Erden kommen arm, daß er unser sich erbarm. Armut war die Gefährtin seines Lebens. Nie hat er sich Schätze sammeln wollen; er hätte es ja auch nicht gekonnt, seit er das Handwerkskleid abgelegt hatte. Von milder Hand empfing er, was er zum Lebensunterhalt bedurfte. So wenig nannte er sein eigen, daß er nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, sondern auf Gastfreundschaft angewiesen war. Die Freuden des Hauses, eines Hauses etwa, das er sich selbst gegründet hätte, haben ihn nie gefangen genommen. Selbst der Verkehr mit seinen Anverwandten gehörte für ihn nicht zu den unentbehrlichen Dingen. „Wer ist meine Mutter und meine Brüder?“ Wer Gottes Willen thut, lautete die souveräne Antwort. Ob der Heiland Freundschaft genossen hat? Wohl kaum in dem eigentlichsten und tiefsten Sinne des Wortes. Ihr seid meine Freunde, sagte er vielmehr, so ihr thut, was ich Euch gebiete. Und dies alles hing aufs genaueste zusammen mit dem Bewußtsein seines Berufes. Die Fittige, die uns, stärker denn ein Adler, zum Herzen Gottes hinauftragen sollten, mußten frei sein von irdischer Belastung, von dem Ballast vor allem des Mammons, aber auch von der süßern Last der Sorge um den eignen Herd. Wie er denn den Jüngern auf ihre erste Reise die Mahnung mitgab: Weder Geld noch Beutel! wie er von jedermann die Bereitschaft verlangte, wenn es sein müsse, um des Himmelreiches willen auf Hab und Gut zu verzichten, ja Vater und Mutter zu hassen, dazu das eigne Leben.

Dennoch, wie weit war der Herr entfernt, aus seiner Anspruchslosigkeit ein Verdienst oder eine Methode zu machen. Unbefangen und ungezwungen hat er genommen, was ihm bescheert war. In aller Armut empfand er es als Genugthuung, daß er die Jünger fragen durfte: Habt ihr auch je Mangel gehabt? und sie antworten mußten: Nie keinen. Der Krämergesinnung trat er ernstlich entgegen, die jenes wunderköstliche Salböl, das fromme Liebe über ihn ausschüttete, mit kleinlicher Berechnung bei Heller und Pfennig der Armenkasse zugeteilt wissen wollte. Ihm schien gerade diese holde Verschwendung wert, daß ihr Gedächtnis verewigt werde. Ein ganzes Kapitel im Lukasevangelium, das vierzehnte, ist der Wiedergabe seiner Tischreden gewidmet. War er dort der Gast eines vornehmen Pharisäers, der noch dazu unter die Leiter der Partei gehörte, so kehrte er ein andermal bei Zöllnern ein und ließ sich an ihrer Tafel nieder. So wichtig erschien ihm die Tischgemeinschaft, daß er das letzte Zusammensein mit den Jüngern durch ihre Segnungen belebte. So fest hatte sich den Jüngern von Emmaus seine Haltung und Geberde bei Tische eingeprägt, daß sie ihn eben daran erkannten, wie er das Brot brach. So landeskundig war sein ungezwungenes Wesen, daß böse Zungen lästerten, er sei ein Fresser und Weinsäufer, während dieselben Lästerzungen in kindischer Launenhaftigkeit dem Täufer nachsagten, er habe den Teufel, weil er nicht aß und trank!

Gerade dem düstern Wüstenprediger, dessen Kleider von Kamelshaaren waren, dessen Speise aus Heuschrecken und wildem Honig bestand, steht in der That die Lichtgestalt des Heilands strahlend gegenüber. Wie konnte er sich auch anders stellen, er, der den Vögeln des Himmels lauschte und die Lilien auf dem Felde pries, der den heimlichen Wuchs des Samenkorns, die verborgene Kraft des Sauerteigs mit gleicher Teilnahme umspannte, der überall Bilder des Ewigen sah, dem also nichts Menschliches fremd und nichts Natürliches Sünde war? Sch

Die neuen Forschungen im Morgenlande und das Alte Testament

4. Beurteilung des gegenseitigen Verhältnisses

(Zweite Hälfte)

Die Eroberungszüge der Assyrer veranlassen seit dem achten Jahrhunderte die engste Berührung zwischen diesem Volke und Israel. Die von den Königsbüchern des Alten Testaments dargebotenen Nachrichten sind zu kurz, als daß sie den Zusammenhang der Dinge vollständig erkennen ließen. Ihnen steht nun eine große Menge an Nachrichten von assyrischer Seite her gegenüber. Bei ihrer Vergleichung ist allerdings Vorsicht geboten; Uebereilung kann leicht irre führen. Die assyrischen Inschriften sind durchaus nicht alle gleichwertig. Einige berichten zum Ruhme eines Königs alle seine Kriegsthaten hintereinander; ob die Reihenfolge richtig ist, kann bezweifelt werden; noch mehr, ob nicht Niederlagen und Verluste aus Ruhmredigkeit verschwiegen oder ins Gegenteil verkehrt sind. So weiß z. B. Sanherib von seinem Kriegszuge gegen Aegypten, Juda u. s. w. im Jahre 701, zur Zeit des Propheten Jesaja und des Königs Hiskia, nur Sieg und Ehre zu berichten. Aber das Alte Testament und auch der griechische Historiker Herodot (aus ägyptischen Quellen) melden von einem großen, plötzlich hereinbrechenden Unglück, das den sieggewohnten König zur raschen Umkehr nach seiner Heimat bewogen habe. Daß sein Zug das Ziel nicht erreicht hat, erscheint als zweifellos; dann ist es aber auch außer Frage, daß der soeben erwähnte Bericht Sanheribs die Wahrheit verschwiegen oder entstellt hat. Er muß also berichtigt werden.

Anderseits erweisen aber auch die assyrischen Inschriften einige Annahmen als irrig, die man bisher auf das Alte Testament gegründet hatte. So glaubte man allgemein nach 2. Kön. 17, 3—6, daß der assyrische König Salmanassar die Stadt Samarien erobert habe. Aber die assyrischen Nachrichten nennen ausdrücklich Sargon als den Eroberer derselben; von ihm müssen daher die Worte des Zeitgenossen Jesaja in Kap. 10, 11 verstanden werden. Der assyrische König Phul 2. Kön. 15, 19 war in den assyrischen Berichten durchaus nicht zu finden; man hat daher gestritten, ob derselbe mit Tiglatpileser identisch oder von ihm verschieden sei. In neuester Zeit hat man nun auch den Namen Phul in einer Inschrift gefunden und zwar als andern Namen für Tiglatpileser; er wird also mit ihm identisch und nicht eine andre Person sein, wie man nach dem Alten Testament allein annehmen mußte, da Tiglatpileser in demselben Kapitel (V. 29) auch genannt wird. Doch handelt es sich in diesen Fällen, streng genommen, nicht einmal um Berichtigung falscher, sondern nur ungenauer Angaben. Im allgemeinen muß man aber auch im Alten Testament zwischen zuverlässigen und nicht zuverlässigen Nachrichten zu scheiden verstehen. Solche, die aus alten Quellen entnommen sind, bestehen den assyrischen Inschriften gegenüber durchaus die Probe, und gerade sie haben für die Deutung der Inschriften unschätzbare Dienste geleistet. Daneben finden sich im Alten Testament jedoch auch Darstellungen, die offenbar erst geraume Zeit nach den Ereignissen, die sie behandeln, niedergeschrieben und von unsicherer Erinnerung an dieselben geleitet worden sind. Das gilt z. B. von 2. Kön. 18, 17 ff., wo von der Bedrohung der Stadt Jerusalem durch Sanherib geredet wird, um einige Aussprüche des Propheten Jesaja aus der damaligen Zeit geschichtlich einzurahmen. Es ist schade, daß der Bericht Sanheribs über diese Begebenheit uns nicht die volle Wahrheit sagt, wie wir früher gezeigt haben.

Eine recht schwierige Sache ist die Ausgleichung zwischen den assyrischen Zeitangaben und der israelitischen Zeitrechnung in den Büchern der Könige. Die Frage ist viel zu verwickelt, als daß sie hier kurz dargestellt und beantwortet werden könnte. Wie sich aus den Mitteilungen am Schlusse unsers zweiten Artikels ergiebt, ist der Annahme kaum aus dem Wege zu gehen, daß die biblische Berechnung gegen Ende der Königszeit eine Anzahl Jahre zu viel hat. Andre glauben die Schwierigkeiten dadurch beseitigen zu können, daß sie in der Reihe der israelitischen und jüdischen Könige Interregna und Mitregentenschaften annehmen, um so je nach Bedürfnis die Jahre der einzelnen Könige ineinander oder auseinander schieben zu können. Die jüdischen Gelehrten, die nachträglich die Regierungen der Könige Israels und Judas gleichzeitig berechneten, haben zweifellos die Aufgabe so gut wie sie konnten zu lösen versucht. Aber wahrscheinlich standen ihnen nicht mehr die genügenden Mittel zu Gebote, um Fehlerloses zu erreichen. Es wird vergebliche Mühe sein, den Buchstaben des Alten Testaments in diesen Zahlen retten und für irrtumslos erklären zu wollen. Es nötigt uns auch nichts zu dieser Aufgabe. Denn Christus hat den Seinen kein Gesetz des Glaubens an den Buchstaben des Alten Testaments auferlegt. Geschichtliche Fragen, wie diese und andre es sind, können nur auf wissenschaftlichem Wege beantwortet werden.

Das religiöse Urteil Israels tritt deutlich in der Auffassung der Personen des Nebukadnezar und des Cyrus hervor. Die ihnen gleichzeitigen Propheten erkannten in beiden die Personen, die Gottes Willen an Israel ausführen sollten. Die spätere Zeit aber sah in Nebukadnezar nur den Vernichter der heiligen Stadt und ihres Tempels, der Wohnung Gottes bei seinem Volke; der nationale und religiöse Haß verzerrte seine wahre Gestalt. Ganz anders bei Cyrus. Der ihm gleichzeitige Prophet, auf den der zweite Teil des Buches Jesaja zurückgeführt wird, bezeichnet ihn nicht nur als einen Diener („Knecht"), sondern als einen Verehrer Jehovas (Jahwes), Kap. 41, 25. 45, 1—7. Daß Cyrus dies wirklich gewesen sein sollte, kann einem Kenner der alten Geschichte an und für sich schon schwer beigehen; es wird nun durch die früher mitgeteilte Inschrift geradezu ausgeschlossen. Wie verstehen wir aber jene Aussprüche des Propheten? Der Prophet sieht in dem bevorstehenden Sturze des babylonischen Reiches das Zeichen, daß der allmächtige Gott Israels, vor dem die Völker der Erde nicht mehr bedeuten als „ein Tropfen am Eimer," endlich sein Volk Israel erlösen und in seine Heimat zurückführen will. Er knüpft daran die Erwartung, daß infolge dieses Ereignisses alle Völker der Erde den Gott Israels, als den einzigen wahren Gott, anerkennen und ihre Götzen verwerfen werden. Ist es einem solchen Glauben möglich, dem von Jehova (Jahwe) berufenen Cyrus allein die Erkenntnis dieses Gottes vorzuenthalten? Muß er, als Hirte und Gesalbter Jahwes (44, 28. 45, 1), nicht vielmehr der erste aus den Heiden sein, der den durch ihn wirkenden Gott Israels erkennt und anbetet? Das ist die Anschauung, die diesen Propheten beseelte, in der er die alte Welt umgestaltet. Sie ist durchaus richtig von seinem Gottesgedanken aus — wir teilen sie ja heute noch und sie ist die Kraft der christlichen Missionshoffnung (Joh. 10, 16) —, aber sie ist in der Zeit zu kurz und in der Person fehl gegriffen. Die träge und spröde Wirklichkeit, die ihr auch nach dem Sturze Babels gegenüberstand, lernen wir aus jener Inschrift des Cyrus kennen. Cyrus, durch Geburt und Erziehung ein Perser, erwies den Göttern des von ihm eroberten Babel Ehre, ganz wie sein Sohn Kambyses später in Aegypten dem Apisstiere opferte; er war und blieb Polytheist.

Und doch haben wir in der Hoffnung des Propheten, der von Cyrus so geredet hat, ein großartiges Zeugnis derjenigen Kraft, welche das Volk Israel von Anfang an über seine Nachbarn erhoben und aus allen seinen Niederlagen wieder aufgerichtet hat, welche aus den Büchern des Alten Testaments hervorleuchtet und uns dieselben wert und vertraut machen kann, der Kraft des Glaubens an den treuen Gott, dessen Gnade nicht weicht, an den Einzigen und Allmächtigen, der nicht müde noch matt wird, dessen Wege aber höher sind als die Wege der Menschen (Jes. 55, 8). Gerade der Unterschied zwischen der Anschauung des Propheten von Cyrus und dem wirklichen Verhalten des letztern läßt uns recht erkennen, wie lebendig sich diese Kraft in Israel regte. Sie ist es, die überall als das Unterscheidende hervortritt.

Denn was auch die Israeliten an alten Erinnerungen auf religiösem Gebiet mit Völkern ihres Stammes gemeinsam hatten oder was ein späterer Verkehr ihnen neues an religiösen Vorstellungen zuführte, es mußte dem eigentümlichen Gottesglauben Israels begegnen und sich entweder von ihm ausscheiden oder umgestalten lassen. Dies wird recht deutlich, wenn wir die früher erwähnte babylonische Flutsage mit der biblischen Erzählung

vergleichen. Dort beschließt der Rat der großen Götter gemeinsam das Verderben; doch einer, Ea, verrät dem babylonischen Noah den Plan der Götter und heißt ihn ein Schiff erbauen, um sich und die Seinen, seine Habe, „das Vieh des Feldes, das Wild des Feldes“ zu retten. Als das schreckliche Unglück über die Erde hereingebrochen ist, fürchten sich die Götter vor der großen Flut und suchen im Himmel des Gottes Anu Zuflucht. „Wie ein Hund auf seinem Lager kauern sich die Götter an dem Gitter des Himmels zusammen;“ die Göttin Istar wird von Schmerz über die Vernichtung der Menschen ergriffen. Als das Wasser sich verlaufen und der babylonische Noah das Schiff verlassen hat, bringt er den Göttern ein Opfer dar, und „die Götter sogen ein den wohlriechenden Duft; wie Fliegen sammelten sich die Götter über dem Opfernden.“ Istar will den Gott Bel, den eigentlichen Anstifter der Flut, von dem Genuß des Opfers ausschließen. Dieser ist unwillig, daß eine Seele dem Verderben entronnen ist. Der Verdacht, den einen gerettet zu haben, fällt auf Ea, den „Herrn der unerforschlichen Weisheit.“ Dieser legt Fürbitte für den Geretteten ein, rät dem Bel, nur den Sünder zu vernichten und statt der Flut in Zukunft andre Strafen über die Menschen kommen zu lassen. Bel beruhigt sich und hebt den babylonischen Noah samt seinem Weibe zu den Göttern empor.

Wie ernst und edel ist dagegen der Ton der biblischen Erzählung! Jede Spur von Vielgötterei ist aus derselben verschwunden. Nicht durch List wird das menschliche Geschlecht auf Erden erhalten, sondern durch die gnädige Fürsorge Gottes, der die Sünder straft, aber den Frommen erhält. Statt der uneinigen und streitenden Götter der eine, zweckvoll waltende Gott. Statt der Aussicht auf andre Strafen für die Menschen die gnädige Annahme des Opfers Noahs, die Zusage der Nachsicht mit den Menschen und des neuen Segens über dieselben. Wie ist doch das unschöne Naturgebilde zu einem glänzenden Edelstein umgeschliffen worden! Der Stoff ist derselbe, aber Israels Gottesglaube hat ihn geläutert.

Dieses Beispiel — das klarste, welches bis jetzt vorliegt — ist recht geeignet, zu zeigen, wie Israel, auch wenn es Fremdes sich aneignete, das Heidnische abzustreifen verstanden hat. Wir zehren heute noch von dieser geistigen Arbeit, die dem Anscheine nach keinen geringen Umfang gehabt hat. Denn wahrscheinlich geht der Stoff der bekannten Erzählungen im Anfange des ersten Buches Moses überhaupt auf solches zurück, das die Israeliten mit den Bewohnern der Gestade des Euphrat und Tigris entweder von jeher gemeinsam hatten oder später von ihnen übernahmen, dann aber umgestalteten. Wie unentbehrlich sind uns heute diese Geschichten, zumal für den Religionsunterricht! Wenn wir ihre Herkunft und ihren merkwürdigen Wandel bedenken, so erregen die alten Keilinschriften vom Euphrat und Tigris, lange verschüttet und jetzt wieder beredt, doch tiefe und ergreifende Gedanken über die wunderbaren Wege Gottes mit den Menschen! Wir alle kennen die Erzählungen von der Weltschöpfung, vom Paradiese, vom Sündenfall, vom Turmbau zu Babel von der frühesten Jugend an. Wer aber ahnt ihren entlegenen Ursprung und die Geschichte ihrer Gestalt? Durch den Geist Gottes ist aus der heidnischen Mythe eine Stütze und ein Schatz der wahren Gotteserkenntnis geworden, und wir haben dankbar den Sinn und die Hände derer zu ehren, die aus der unreinen Schlacke das edle Metall gewinnen und gestalten durften. G

Rückblick auf die Provinzialsynoden der östlichen preußischen Provinzen

2

Die Verfassungsfragen nahmen, wie schon bemerkt, das Hauptinteresse der Synoden in Anspruch. Die Anträge und Beschlüsse der sächsischen Provinzialsynode, welche zuerst tagte und auf welcher sich die positive Union und die Mittelpartei das Gleichgewicht hielten, wurden einmütig gefaßt und bildeten die Grundlage für die Beschlüsse der übrigen Synoden. Die Anträge der sächsischen Synode lauteten:

Hochwürdige Provinzialsynode wolle

I. den Evangelischen Oberkirchenrat ersuchen: bei der kgl. Staatsregierung zu erwirken, daß der evangelischen Landeskirche die für ihre dringendsten Bedürfnisse — namentlich zur Begründung neuer Parochieen und zum Bau neuer Kirchen, sowohl in übermäßig starken Gemeinden, als insonderheit in der Diaspora, zur Herstellung kirchlicher Seminare und zur Einführung von Vikariaten, zur Ablösung der Stolgebühren, zur entsprechenden Ausübung des Kirchenregiments und zur dauernden Bestreitung eines ausreichenden Einkommens, sowie einer entsprechenden Unterstützung der Geistlichen, und nach deren Tode zur Unterstützung ihrer Angehörigen — notwendigen Mittel gewährt und diese nicht bloß durch jährliche Etatsbewilligungen, sondern auf Grundlage eines Staatsgesetzes festgestellt werden.

II. 1. den Evangelischen Oberkirchenrat ersuchen: bei dem kgl. Staatsministerium dahin vorstellig zu werden, daß das Staatsgesetz vom 3. Juni 1876, betreffend die evangelische Kirchenverfassung in den acht ältern Provinzen der Monarchie, einer Revision, resp. einer Abänderung in der Richtung unterzogen werde:

a. daß der Umfang, in welchem nach dem gedachten Gesetz — Artikel 1*) — jede Abänderung der gegenwärtigen kirchlichen Organisation nur durch einen Akt der staatlichen Gesetzgebung möglich ist, näher bestimmt werde;

b. daß in Art. 13, Abs. 2,**) betreffend die ministerielle Erklärung hinsichtlich eines von der Synode beschlossenen Kirchengesetzes, die ursprüngliche Fassung des § 6 der General-Synodal-Ordnung wieder Aufnahme finde;

c. daß die durch Art. 16***) gezogene Schranke des kirchlichen Selbstbesteuerungsrechtes, sofern es sich dabei um die Mitwirkung des Landtages handelt, erweitert werde;

d. daß in Art. 23, Nr. 7 die „Mitwirkung“ der Staatsbehörden bei der Besetzung kirchenregimentlicher Aemter auf ein Einspruchsrecht beschränkt werde;

2. die in dieser Richtung gestellten Anträge der betreffenden Kreissynoden hierdurch für erledigt erklären.

III. den Evangelischen Oberkirchenrat ersuchen: die kirchliche Verwaltungsordnung vom 15. Dezember 1886 einer Revision zu unterziehen, resp. hinsichtlich der dieser Ordnung zu Grunde liegenden gesetzlichen Bestimmungen eine Revision herbeizuführen, durch welche den Einzelgemeinden ein größeres Maß selbständiger Verfügung gewährt werde.

Was den ersten Punkt, die Gewährung einer Dotation, anbelangt, so ist derselbe fast anstandslos in allen Synoden angenommen worden. Was ließe sich auch dagegen sagen? Unsre evangelische Landeskirche braucht dringend Mittel zur Erfüllung ihrer Mission. Man sehe die kirchlichen Zustände in den halb verheideten großen Städten an, welche die Gründung neuer Parochieen gebieterisch fordern; man bedenke, daß unsre Diaspora infolge des Freizügigkeitsgesetzes sich erweitert und dank der römischen Propaganda eine kräftigere Pflege verlangt; man denke an die vielen Gemeinden auf dem Lande, welche nicht das Glück haben, einen Patron zu besitzen, welcher nach dem Allgemeinen Landrecht zwei Drittel der kirchlichen Lasten zu tragen verpflichtet ist; man denke an die unzureichende Versorgung der Hinterbliebenen von Geistlichen: kurz, alle diese Uebelstände fordern gebieterisch eine Dotation. Wie groß die Notstände sind, erhellt für jeden Einsichtigen aus den Bittgesuchen der Gemeinden, welche um Zuwendungen aus den alljährlich einzusammelnden provinziellen Notstandskollekten bitten. Waren es doch in der Provinz Sachsen 63 Gemeinden, welche aus diesem Kollektenfonds Unterstützungen erbaten. Und doch gilt die Provinz Sachsen als eine reiche Provinz. Wie viel größer wird die Zahl der darbenden Gemeinden in den östlichen Provinzen sein! Die Provinzialsynode von Posen hat sogar nicht umhin gekonnt, den Dotationsantrag mit folgendem beachtenswerten

*) Art. 1: Die in der Kirchengemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873 und in der anliegenden General-Synodal-Ordnung vom 20. Januar 1879 bestimmten und nach diesen Vorschriften zusammengesetzten Synodalorgane üben die nachstehenden Rechte nach Maßgabe dieses Gesetzes.

**) Dieser Abs. 2 lautet: Bevor ein von einer Provinzialsynode oder Generalsynode beschlossenes Gesetz dem Könige zur Sanktion vorgelegt wird, ist durch eine Erklärung des Staatsministeriums festzustellen, daß gegen das Gesetz von Staatswegen nichts zu erinnern ist. In der Verkündigungsformel ist diese Feststellung zu erwähnen. — Die ursprüngliche Fassung des § 6 der General-Synodal-Ordnung setzte an die Stelle des Staatsministeriums den Minister der geistlichen Angelegenheiten.

***) Darnach dürfen Umlagen für provinzielle und landeskirchliche Zwecke vier Prozent der Gesamtsumme der Klassen- und Einkommensteuer der zur evangelischen Landeskirche gehörigen Bevölkerung nicht übersteigen. Kirchengesetze, welche diesen Prozentsatz überschreiten, bedürfen der Bestätigung durch ein Staatsgesetz. Dasselbe gilt, wenn Kirchengesetze eine Belastung der Gemeinden zu Gemeindezwecken anordnen oder zur Folge haben.

Zusatz zu versehen: Für den Fall, daß die augenblickliche Finanzlage des Staates die Dotirung der ganzen evangelischen Landeskirche nicht zulassen sollte, sei der Evangelische Oberkirchenrat zu bitten, dahin zu wirken, daß zunächst mit einer Dotation der evangelischen Provinzialkirche Posens, deren Bedürfnisse anerkanntermaßen die dringendsten seien, der Anfang gemacht werde. Auch der Evangelische Oberkirchenrat läßt aller zwei Jahre eine Haus- und Kirchenkollekte zu Gunsten der kirchlichen Notstände in der Landeskirche einsammeln. Man sage nicht, daß diese Kollekte, welche im Jahre 1886 einen Ertrag von 270 423 Mk. erbrachte, auch nur im entferntesten genügende Hilfe schaffen könne. Wohl aber möchten wir wünschen, daß diese Kollekten in ihrem größten Teile zur Unterstützung der evangelischen Gemeinden im Auslande, zur Unterhaltung der mannichfachen Anstalten der christlichen Liebesthätigkeit, zur Gründung von Konfirmandenanstalten in der Diaspora u. dergl. verwendet würden, während gegenwärtig sogar öffentliche Schulen in der Diaspora der Unterstützung aus dem landeskirchlichen oder dem betreffenden provinziellen Kollektenfonds nicht entraten können!

Man sollte doch meinen, daß der Staat wenigstens diese Last solchen Fonds sehr wohl abnehmen könnte. Auch halten wir dafür, daß die Gewährung der Dotation auf Grund eines Staatsgesetzes erfolgen und die Dotation selbst von der kirchlichen Zentralbehörde verwaltet werden sollte. Wir wünschen das wirklich nicht aus Mißtrauen gegen den Kultusminister. Aber erstens ist es nötig, daß der lange Instanzenzug etwas beschnitten werde. Zweitens ist die kirchliche Zentralbehörde allein in der Lage, nach kirchlichen und nicht nach politischen oder fiskalischen Gesichtspunkten zu entscheiden und vor allem rasch zu helfen. Sie muß daher selbständig über Mittel verfügen. Graf Posadowsky sagte auf der posenschen Synode sehr richtig, ein wesentlicher Nachteil der evangelischen Kirche gegenüber der römischen bestehe darin, daß sie nur Gemeinde-, aber kein Gesamtvermögen habe.

Daß durch Gewährung einer Dotation eine Auseinandersetzung von Staat und Kirche auf vermögensrechtlichem Gebiete herbeigeführt werde, wie die Linke auf der brandenburgischen Synode befürchtete, vermögen wir nicht einzusehen. Der Evangelische Oberkirchenrat ist und bleibt doch königlich. Wenn jetzt mit gleichem Recht ein Schuldotationsgesetz für Preußen gefordert wird, so würde es widersinnig sein, darin ein Verlangen nach Trennung von Schule und Staat zu sehen. Wenn außerdem gegenwärtig den königlichen Regierungen eine, wenngleich relative Selbständigkeit bei Gewährung von Zuschüssen an Lehrerbesoldungen und Schulbauten zusteht, so dürfte eine solche dem Evangelischen Oberkirchenrat noch mehr zu wünschen sein. —

Der Antrag 2 betreffend die Verfassung der Landeskirche wurde von der sächsischen Synode ebenfalls einstimmig angenommen. Er war das Ergebnis eines Kompromisses zwischen der Rechten und der Mittelpartei. Es ist gewiß erfreulich, daß durch dies Kompromiß die weitgehenden Forderungen der Hammersteinisch Gesinnten, besonders in der Professorenfrage, beiseite geschoben wurden.*) Diese ist jedoch in den Beschlüssen der pommerschen Synode nach den Wünschen der positiven Union enthalten. Schwer genug mag es gewesen sein, die zwei in Verfassungsfragen sehr entgegenstehenden Parteien unter einen Hut zu bringen. Das Kompromiß birgt, wie alle Kompromisse, eine gewisse Unbestimmtheit in sich. Sobald statt der sehr dehnbaren Ausdrücke unter II. 1, Absatz a „näher bestimmt werde" und unter II. 1, Absatz c „erweitert werde" eine feste, klare Formulirung gesetzt worden wäre, sofort würden, fürchten wir, die Parteien auseinandergegangen sein. Nichtsdestoweniger glauben wir, daß eine Revision der Kirchenverfassung in dieser Richtung erfolgen kann, ja muß. Denn allerdings will es uns bedünken, daß der kirchliche Gesetzgebungsapparat recht schwerfällig arbeitet. Ist es wirklich nicht möglich, daß an demselben einige Erleichterungen geschaffen werden? Eine andre Absteckung der Grenze zwischen Staat und Kirche braucht darum noch nicht als Trennung derselben betrachtet zu werden. Gott behüte uns vor dieser! Aber wenn der interkonfessionelle Landtag bei jeder geringsten Aenderung der gegenwärtigen kirchlichen Organisation gefragt werden muß, wenn derselbe interkonfessionelle Landtag, nicht die Staatsregierung, dem kirchlichen Selbstbesteuerungsrechte bestimmte Schranken setzt, so ist es wohl wünschenswert, daß hierin eine Aenderung eintritt. Ebenso vermag schon der Kultusminister und nicht das gesamte Staatsministerium festzustellen, daß von Staatswegen gegen ein Kirchengesetz nichts zu erinnern ist. Die Wirkung bleibt doch die gleiche, nämlich die, daß die Hoheitsrechte des Staates anerkannt werden; aber eine, wenn auch kleine Vereinfachung der kirchlichen Gesetzgebung wäre geschaffen. Die Linke machte nach der Protestantischen Kirchenzeitung auf der brandenburgischen Synode dagegen zwar geltend: es sei ein Dekorum, daß nicht der Ressortminister, sondern das Staatsministerium das Placet zu den Kirchengesetzen aussprächen; thatsächlich sei dieser Antrag bei der Einheit eines konstitutionellen Ministeriums ohne Bedeutung. Aber gerade deswegen ist von unserm Standpunkte aus nichts gegen die gewünschte Aenderung geltend zu machen. Auch der königliche Kommissar auf der pommerschen Synode gab zu: es sei freilich unleidlich an dem gegenwärtigen Zustande, daß zu jeder Veränderung oder Feststellung ganz unbedeutender, nebensächlicher Punkte der kirchlichen Organisation immer erst der ganze umständliche Apparat der Landesgesetzgebung in Bewegung gesetzt werden müsse und damit immer wieder dem Abgeordnetenhause Gelegenheit zum Dreinreden gegeben werde. Diese Kleinigkeitskrämerei müsse beseitigt werden; aber wie? das wisse er auch nicht zu sagen. Im übrigen beobachtete das Kirchenregiment gegenüber den Verfassungsfragen eine abwartende Haltung und ließ durch die Kommissare den Synoden raten, sich auf dem Gebiete des sachlich Erreichbaren zu halten. Die Anträge der Provinzialsynoden sind ja nur Wünsche; die Erfüllung derselben, welche in andern Händen liegt, wird nicht sobald erfolgen.

Indem wir den Beschlüssen und Anträgen in der vorliegenden Form recht wohl zuzustimmen vermögen, wollen wir nur wünschen und hoffen, daß sich nicht hinter denselben andre Gedanken und Ziele verbergen. Generalsuperintendent Schulze legte zwar auf der sächsischen Synode dagegen Verwahrung ein, als ginge die Bewegung auf Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments hinaus, als handelte es sich um episkopalistisch-hierarchische Ziele, die auf Kosten der synodalen Organisation der Landeskirche erfolgen sollten. „Episkopale Persönlichkeiten, wie im Kirchenregiment, so im Ephorat, so im Pfarramte, sind es, um die die Kirche zu bitten hat, nicht episkopale Institutionen." Das klingt anders, als das vom „Reichsboten" so fleißig behandelte Thema von der hirtenamtlichen Organisation. Es sind jedoch auch Aeußerungen von Hammersteinisch gesinnten Synodalen kund geworden, welche diese Anträge als Abschlagszahlungen betrachtet wissen wollen. So erklärte D. Meinhold auf der pommerschen Synode, daß er die Gewinnung von Bischöfen und die Verwandlung der Konsistorien in bischöfliche Behörden als Ziel wolle im Auge behalten wissen. Für dieses Ziel können wir uns nicht erwärmen. Denn damit würde die synodale Organisation nicht ausgebaut, sondern durchbrochen. Ein gedeihliches Zusammenwirken der verschiednen Kräfte und Richtungen, was wir zu unsrer Freude gerade auf den meisten Provinzialsynoden glauben beobachtet zu haben, wäre unmöglich. Denn die „Richtung" des Bischofs würde die ausschlaggebende sein, bis dann wieder die entgegengesetzte Richtung ans Ruder kommt. Gerade weil diese Ziele der Hammersteinisch Gesinnten im Laufe der Verhandlungen offenbarer wurden, fanden die sächsischen Beschlüsse, gegen welche wir an und für sich nichts einzuwenden haben, auf den später tagenden Synoden eine immer geringere Majorität. Auf der westpreußischen Synode wurde der Antrag sogar abgelehnt, als in der Kommission, wie die Kreuzzeitung zu berichten weiß, „von autoritativer Seite" Bedenken gegen den Antrag geltend gemacht wurden. Wir hätten es freilich lieber gesehen,

*) Bei dieser Gelegenheit möchte ich Herrn Professor Beyschlag gegenüber (vgl. Deutsch-ev. Bl., Jan.-Heft, S. 64) feststellen, daß wir ein Eingehen der Mittelpartei auf die berechtigten Stücke der Hammersteinschen Forderungen immer nur in dem Sinne gewünscht haben, daß ein Entgegenkommen und Verzichten auf der andern Seite damit selbstverständlich Hand in Hand ginge. Vgl. S. 224 d. v. J.: „Das sachlich Richtige auch an den Forderungen des Gegners anzuerkennen, aber gegen dahinterliegende weitergehende Tendenzen Bürgschaften verlangen — das würde nach unserm bescheidnen Dafürhalten ...." D H

wenn die Synodalen nicht unter dem Druck der angeblichen Autorität, sondern nur nach eignem Wissen und Gewissen gestimmt hätten.

Ob und wann diese Anträge Gesetzeskraft erhalten werden, steht dahin. Präsident von Tiedemann wies auf der posenschen Synode darauf hin, daß die Nationalliberalen und Freikonservativen im Landtage für den Antrag II nicht zu haben seien. Darum ist es uns ein Trost, daß an Verfassungsänderungen die Erneuerung des kirchlichen Lebens nicht gebunden ist. Hauptsache wird es stets bleiben, daß die Kirche, die wir glauben, gebaut werde durch Wort und Sakrament. So ist auch das Wort zu beherzigen, welches Generalsuperintendent Pötter auf der pommerschen Synode sprach: es stünden heute die Verfassungsfragen sehr im Vordergrunde; doch wolle man über dem Hause die Bewohner nicht vergessen — diese seien gläubige Christenseelen. Man spreche heute viel von Entstaatlichung der Kirche — man wolle darüber die Entweltlichung der Kirche nicht verabsäumen; erst dann würden sich die innern Kräfte zur Arbeit recht entwickeln. P B

Der kirchliche Notstand in Berlin, ein öffentliches Aergernis

Uebersicht: 1. Die Versammlung beim Grafen Waldersee; 2. Die Not; 3. Die Schuld; 4. Die Hilfe

1. Die Versammlung beim Grafen Waldersee

Ein wenig spät! denkt vielleicht mancher von unsern Lesern und hat sich schon lange gewundert, daß unser Blatt bisher an dieser cause célèbre vorübergegangen ist. Das war doch einmal ein „kirchliches" Ereignis, und zwar auf evangelischem Boden, an welchem die gesamte Tagespresse, bis in die entlegenen Winkel Deutschlands hinein, Anteil nahm.

Und was für Anteil! Ich bekenne offen: was mich bis dahin abhielt, ein paar Worte über die Versammlung beim Grafen Waldersee zu sagen, war ein schwer zu überwindender Widerwille gegen die Behandlung, welche dieselbe in der Oeffentlichkeit erfahren hat. Noch jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, sträubt sich etwas in mir, mich mit einer Sache zu befassen, welche nun Wochen lang im Getümmel der Parteileidenschaften hin- und hergezerrt worden ist, sodaß es jedem schwer werden muß, sich zur Unbefangenheit eines richtigen Eindrucks zu erheben. Wenn ich erwähne, daß ich Kreuzzeitung, Nationalzeitung und Germania regelmäßig und eine gute Anzahl andrer Blätter — kirchlicher und unkirchlicher; evangelischer, katholischer und jüdischer — gelegentlich darüber abgehört habe, so werden Kundige die Empfindungen begreifen, die mich in der Erinnerung an diese Marter bewegen. Der ganze Jammer unsrer Kirche faßte einen dabei an.

Welche Begebenheit war denn aber der Anlaß dieses Zeitungslärms? — Wir geben am besten den Bericht wörtlich wieder, welchen die D. Ev. Kz., ohne Zweifel aus Stöckers Feder stammend, in ihrer Nr. 50 vom vorigen Jahre gebracht hat.

Ein Hilfskomitee für die Stadtmissionen der evangelischen Landeskirche Preußens

Am 28. November fand bei dem Generalquartiermeister der Armee, Graf Waldersee, eine Zusammenkunft statt, welche in der Geschichte der innern Mission verzeichnet zu werden verdient und für die Stadtmission der großen Städte in unsern alten Provinzen von weittragender und nachhaltiger Bedeutung werden kann. Auf die Einladung Ihrer Königlichen Hoheiten des Prinzen Wilhelm von Preußen und seiner erlauchten Gemahlin hatte sich ein erlesener Kreis von Männern und Frauen zusammengefunden, in dem die Sache der Stadtmission zur Besprechung kommen sollte. Hochstehende Persönlichkeiten des Staatslebens: die Minister von Puttkamer, von Goßler; Graf zu Stolberg-Wernigerode; der Kabinetsrat Seiner Majestät des Kaisers von Wilmowski und der Generalintendant Graf Hochberg — Würdenträger der Kirche: der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats D. Hermes, [Generalsuperintendent von Berlin] D. Brückner, [Präsident des brandenburgischen Konsistoriums] D. Hegel, Generalsuperintendent Braun, [Hofprediger] D. Frommel — einige hervorragende Namen der hohen Finanz: von Hansemann, von Krause, R. Hardt, Schmidt — Vertreter verschiedner Richtungen aus dem Reichstage: Präsident von Wedell, von Kleist-Retzow, Frhr. von Hammerstein, Graf Behr-Behrenhof, von Benda Oechelhäuser — Pfr. Engel von der Presse, Dr. Töche aus der Geschäftswelt, Prof. Dr. Sell von der Universität, Prof. von Heyden aus den künstlerischen Kreisen — vom Stadtmissionsvorstande General von Bülow, Graf Bernstorff, Kaufmann Paasche, außerdem Graf Ed. Pückler — Graf vom Hagen und Graf von Wartensleben aus Sachsen, Graf Kanitz aus Pommern, Kommerzienrat Delius aus Westfalen, Kommerzienrat Colsman aus der Rheinprovinz waren erschienen; ebenso die Gemahlinnen des Grafen Waldersee, des Ministers von Puttkamer, des Grafen Hochberg. — Die Gräfin zu Stolberg-Wernigerode war gleichfalls eingeladen, aber am Kommen verhindert, ebenso Oberhofprediger D. Kögel, Graf Harrach aus Schlesien, Graf Zieten-Schwerin und Graf von Witzleben aus der Mark, von Puttkamer-Plauth aus Westpreußen, Frhr. von Albedyll aus Ostpreußen, von Alvensleben aus Posen, Oberbürgermeister Miquel vom Reichstage. — Immerhin war trotz des Fehlens dieser letzteren die Versammlung eine ansehnliche und hervorragende.

Als die Königlichen Hoheiten mit Gefolge erschienen, sprachen sie zuerst eine zeitlang mit den Anwesenden und ließen sich einige der ihnen nicht bekannten Persönlichkeiten vorstellen. Dann begann die eigentliche Verhandlung mit einer Ansprache des Grafen Waldersee, der aus langjähriger Kenntnis das Werk der Stadtmission schilderte und den Anwesenden ans Herz legte. Darauf ergriff Prinz Wilhelm das Wort, um in lebendiger entschiedner Weise für die Stadtmission einzutreten, ihre Bedeutung für Kirche und Gemeinde, für Volks- und Staatsleben hervorzuheben, die Versammelten zur Unterstützung des Werkes anzuregen, und zwar in der Weise, daß sich ein dauerndes Hilfskomitee bilden möge, zu dessen beiden Vorsitzenden er Minister von Puttkamer und Graf Waldersee sofort ernannte. Hofprediger Stöcker gab dann eine Uebersicht über die Finanzlage der Stadtmission und betonte das vorhandene Bedürfnis in den Provinzialhauptstädten, die ebenso wie Berlin der Hilfe bedürften. In der darauf folgenden Diskussion gaben Minister von Puttkamer, Präsident von Wedell, von Benda, Graf Kanitz, Exzellenz von Kleist-Retzow ihren Rat, wie vorzugehen sei. Man einigte sich dahin, daß auf dem Wege der privaten Sammlungen wie durch das Mittel allgemeiner Kollekten, ebenso in der kirchlichen Gesetzgebung die Hilfe gesucht werden müsse, und daß die Provinzialhauptstädte in den Kreis der Fürsorge einzuschließen seien. Ein Aufruf, den Graf Waldersee vorgelesen hatte, wurde dann im allgemeinen angenommen und unterzeichnet. Derselbe soll nach den Beschlüssen der Versammlung umgestaltet und dann, mit neuen Unterschriften versehen, veröffentlicht werden.

Damit schloß die Versammlung und trennte sich, nachdem die Königlichen Hoheiten noch in der huldvollsten Weise mit vielen der Anwesenden sich unterhalten hatten. Die Teilnehmer hatten den Eindruck, eine große und denkwürdige Stunde verlebt zu haben.

Was dieser Versammlung für weite Kreise ein ungewöhnliches Interesse gab, war die Teilnahme, das Vorangehen des Prinzen Wilhelm. Dasselbe mußte im evangelischen Deutschland auf jeden Unvoreingenommenen den erfreulichsten Eindruck machen. Gott sei Dank! jetzt tritt das preußische Königshaus offen in den Kampf gegen die kirchliche Verwahrlosung Berlins ein! Jetzt muß das Aergernis endlich beseitigt werden, welches auf dem ganzen evangelischen Deutschland liegt wie ein Alp! Denn die kirchliche Not in Berlin ist ein öffentliches Aergernis.

Natürlich nur für Christen. Aber allein von denen und für die reden wir. In Berlin selbst ist man auch in Kreisen, die ich für mein Teil zu den christlichen, ja zu den kirchlichen, zähle, darüber nicht völlig klar, wie außerhalb im Reiche die kirchlichen Zustände der Reichshauptstadt beurteilt werden. Jetzt mußte — die Hoffnung lag nahe — Dank dem Vorgehen des Prinzen Wilhelm, welches ja selbstverständlich ohne das vollkommne Einverständnis des Kaisers wie des Kronprinzen nicht möglich war, dieser wunde Punkt allen Beteiligten zum Bewußtsein kommen, und seine Heilung war die Aufgabe der nächsten, gemeinsamen Arbeit.

Dies meine ersten Gedanken über die Versammlung beim Grafen Waldersee. Und ich bin heute noch der Meinung: diese Wirkung mußte und muß jene allerdings denkwürdige Versammlung haben, und es ist Pflicht der gesamten aufrichtig kirchlichen Presse, mit allen Kräften an ihrem Teile dafür mit zu sorgen.

Zunächst ist die gute Sache ja durch ein wahres Fegfeuer der Parteipolemik gegangen. Ursache dazu gab, daß der Punkt, an welchem die Hilfe für Berlin (und andre preußische Großstädte, welche jedoch nur in zweiter Linie in Betracht kommen können, und daher diesmal für uns außer Rücksicht bleiben) einsetzen sollte, die unter Leitung des Hofpredigers Stöcker stehende Stadtmission war.

Infolge davon war Hofprediger Stöcker neben dem Prinzen Wilhelm die gegebene Hauptperson in der Versammlung. Und

das entfesselte Leidenschaften, welche sonst unser kirchlichen Unternehmungen gegenüber so gleichgiltiges Publikum bei Dingen, die auf Mission endigen, nicht aufzuwenden pflegt. Die Frage der Berliner kirchlichen Not und ihrer Abhilfe wurde im Handumdrehen zu einer neuen Affäre Stöcker.

Alle Feinde Stöckers traten auf den Plan. Sie sind es aus sehr verschiednen Motiven. Die Juden aus sehr naheliegenden. Stöcker selbst wird sich darüber nicht gewundert haben. Insbesondre der Wiederhall, welchen der Lärm um das Eintreten des Prinzen Wilhelm für die Berliner Stadtmission auch in der ausländischen Presse fand, zeigte deutlich den Einfluß der Alliance israélite. Daneben der politische Freisinn, bis tief in die Reihen des Nationalliberalismus hinein. Man sah einen Hohenzollernprinzen in offenem Bunde mit der Reaktion und glaubte die zum Grafen Waldersee mit eingeladenen liberalen Männer wie Puppen beiseite schieben zu können. Drittens die kirchlich Liberalen, die in Stöcker ihren Todfeind sehen, und mit Grund. Denn es sind Kundgebungen genug von ihm vorhanden, daß die Entfernung aller freier gerichteten Elemente von Kanzel und Katheder, aus Gemeindekirchenräten und Synoden für ihn mit zur Rettung der Kirche gehört. Endlich gesellten sich noch Stimmen aus der kleinen Schar derer hinzu, welche mit der ganzen Scheu christlicher evangelischer Innerlichkeit Stöckers geschäftiges, zuweilen gewaltthätiges Treiben argwöhnisch beobachten und durch ihn das Reich Gottes mehr als durch sonstwen gefährdet wähnen: so M. Baumgarten in der Lib. Meckl. Zeitung.

Dem gegenüber steht nun zweierlei fest. Erstens, daß Prinz Wilhelm bei seinem Hervortreten selbstverständlich nicht irgend welche politische oder kirchliche Parteibestrebungen hat fördern wollen. War dies schon durch seine Stellung von vornherein ausgeschlossen, so hatte es durch die Beiziehung liberaler Männer zu der Versammlung auch offenbaren Ausdruck gefunden. Der gleichsam offizielle Bericht der D. E. Kz. bestätigt das ausdrücklich. Es blieb, so viel wir wissen, dem Reichsboten vorbehalten, das Ereignis zuerst im engsten Parteiinteresse auszubeuten.

Zweitens aber steht fest, daß die Stellung des Hofpredigers Stöcker an der Spitze der Berliner Stadtmission allerdings eine verhängnisvolle Wirkung ausübt. Es ist diesem Manne in vor. Nr. aus dem Kreise der intimen Freunde der Berliner Stadtmission das Lob widerfahren, daß er die Seele des Ganzen ist, daß die Mitarbeiter Mut, Kraft und Verständnis durch ihn empfangen. Wir bezweifeln nicht, daß es so ist. Umso tiefer müssen wir es beklagen, daß ein für das gute Werk der Stadtmission so hervorragend begabter Mann sich in weiten Kreisen der Sympathien verlustig gemacht hat, welche er zum vollen Gelingen eben jenes Werkes doch wieder in Anspruch nehmen muß und in Anspruch nimmt. Die Stadtmission hat — nach Nr. 50 der D. Ev. Kz. — „mit Politik und Parteiwesen nichts, gar nichts zu thun." Es ist auch Stöckers Hoffnung, daß nach dem Wunsche des Prinzen Wilhelm und eben unter dem Einflusse seines Eintretens dafür die christliche Liebesthätigkeit „aus dem engen Rahmen der konservativen Kreise heraustrete und auch das gebildete liberale Bürgertum ergreifen möchte." Er trennte schon bisher „in weiser Zurückhaltung" dies eine Werk, die Stadtmission, von seinen andern, welche die ausgeprägteste Parteifarbe an sich tragen. (Vgl. vor. Nr., S. 30.) Und so dient auch die Stadtmission dem geistlichen Amte ohne Ansehen der theologischen Richtungen (vgl. ebenda).

Aber wenn Stöcker wirklich in seiner Seele diese Scheidung macht: als Stadtmissionsleiter für alle Christen ohne Unterschied der politischen und kirchlichen Partei, bei seiner sonstigen sozialen, politischen und kirchlichen Thätigkeit aber Parteimann durch und durch — wie kann er sich wundern, wenn die Menge, die öffentliche Meinung, nicht imstande ist, diese Scheidung mit zu vollziehen? Und ist nicht schließlich doch seine Lebensarbeit auch für ihn eine Einheit? Ja liegen nicht Zeugnisse genug vor, daß Predigtverteilung, Hausbesuch und was er sonst im Namen der innern Mission ins Werk setzt, auf der einen Seite, und Bekämpfung der Sozialdemokratie, des politischen Freisinns und der liberalen Theologie auf der andern Seite ihm als Arbeit für Christus und sein Reich auf einer Linie stehen? Die Magdeb. Z. hat mit Fug und Recht an jene Artikel im Daheim (1885, S. 118) erinnert, wo Stöcker die ganze sogenannte „Berliner Bewegung" in die denkbar innigste Verbindung mit dem Werke der Stadtmission gesetzt hat.*)

Es hat sich nun aber auch an der Aktion des Prinzen Wilhelm bitter gerächt, was uns bei aller Hochschätzung der guten Eigenschaften Stöckers als der Fehler seines Lebens erscheint, daß er die Vermischung des Christentums mit der Politik nicht nur nicht gescheut, sondern für sich und seine Anhänger zum obersten Grundsatz gemacht hat. Er, der herausfordernde politische und kirchenpolitische Parteimann, will an einem einzigen Punkte seiner Arbeit den Gottesfrieden verkündigen — da trauen die einen dem Frieden nicht, die andern sind schnell bei der Hand, aus solchem Mißtrauen Gewinn zu ziehen und das ihnen verhaßte und doch um Gottes willen notwendige Werk zu hindern.

Es verlautet neuerdings, daß Stöcker von der Leitung der Berliner Stadtmission zurücktreten wird. In der That kann es kaum anders kommen. Nicht wegen des Zeitungsskandals. Dergleichen kann einen Mann nicht anfechten, der eine unanfechtbare Sache vertritt. Aber eben wegen des innern Widerspruchs, an dem die Sache der Stadtmission krankt, so lange dieses Friedenswerk unter der Leitung des streitbarsten unter unsern Kirchenmännern steht. Ich vermute, daß jener Grundsatz, wonach die Stadtmissionare den Berliner Geistlichen zur Hand gehen ohne Unterschied der Richtung, vorstöckerischen Ursprunges ist; lasse mich aber gern eines andern belehren. Thatsächlich ist auch unter Stöckers Leitung darnach gehandelt worden. Auch solchen Berliner Geistlichen, welche Mitglieder des Protestantenvereins sind, haben sich Stadtmissionare zur Verfügung gestellt und sind von ihnen in Dienst genommen worden. Den innern Widerspruch, daß unter seiner Oberleitung stehende Leute das thun, muß gewiß Stöcker selbst am stärksten empfinden. Es liegt hier eine der Inkonsequenzen vor, die jedem aufmerksamen Beobachter der öffentlichen Wirksamkeit Stöckers auffallen und ihm schon manche harte Beschuldigung zugezogen haben. Ist der liberale Protestantismus so unerträglich auf dem Boden der Landeskirche, wie Stöcker es oft ausgesprochen hat, ist er neben dem Christentum Stöckers geradezu eine andre Religion (wie z. B. Lesern des Reichsboten bei jeder Gelegenheit gepredigt wird), so darf ihm auch die Stadtmission nicht dienen, gleichviel ob er ins Pfarramt eingedrungen ist, ja dann erst recht nicht. Denn, wohlgemerkt, es handelt sich bei der Stadtmission nicht zunächst um Liebeswerke, sondern um Seelsorge. Da wäre es folgerichtig — und Stöcker selbst würde diese Einrichtung zweifelsohne persönlich vorziehen —, wenn die Stadtmission als reines Parteiwerk von Stöcker und seinen kirchlich-politischen Gesinnungsgenossen betrieben würde: unabhängig von dem — in Berlin nun einmal vielfach in protestantenvereinlichen Händen befindlichen — Pfarramt, in offner Bundesgenossenschaft mit allem, was sonst die sogenannte „Berliner Bewegung" ausmacht. An der Spitze einer solchen Stadtmission wäre Stöckers Stellung unanfechtbar.

Da nun Stöcker diese Konsequenz bisher nicht gezogen hat und offenbar jetzt weniger ziehen will als je, so ist uns allerdings sein freiwilliger Rücktritt von der Leitung der Stadtmission wahrscheinlich. Und wenn eine ebenso thatkräftige als friedfertige Persönlichkeit an seine Stelle träte, so könnte es mit Gottes Hilfe jetzt in der That gelingen, die Stadtmission über den Kampf und das Mißtrauen der kirchlichen und politischen Parteien emporzuheben.

Keinen andern Sinn kann das Eintreten des Prinzen Wilhelm für das Werk haben. Daß Stöcker dazu die Hand geboten, müssen wir auch auf Rechnung jener Inkonsequenz setzen, die wir an dem sonst so furcht- und rücksichtslosen Manne wahrnehmen. Aber sie ist doch zugleich ein Beweis, daß er das Gute

*) Das hat auch Stöcker in seiner Rede „Die Stadtmission — ein Protest gegen die Lüge" in der christlich-sozialen Parteiversammlung am 13. Januar nur bestätigt. Ich habe selten eine Rede Stöckers gelesen, die ich so sehr bedauert hätte, und ich bin froh, obigen Artikel geschrieben zu haben, ehe mir der betreffende Bericht in Nr. 13 der Kreuzz. zu Gesicht kam.

wollen kann, auch in Formen, welche seinem Sinne widerstehen.*)

Möge nun das Hilfskomitee mit aller Energie den gebotenen Weg gehen und aus der Stadtmission immer mehr die freie, bewegliche Gehilfin des geistlichen Amtes in Berlin machen! Möge es ihm gelingen, bei allen aufrichtig kirchlichen Christen in der Reichshauptstadt selbst die falschen Begriffe von dem Werke zu zerstören und ihm opferfreudige Hilfe von allen Seiten zu erwecken! Dann wird auch draußen im Reiche die Sympathie dafür wachsen! Wir unsrerseits werden gern die Stadtmission, soviel wir können, unterstützen, gleichviel ob unter Stöckers oder eines andern Leitung, wenn wir nur die Bürgschaft einer rein evangelisch-christlichen, allem kirchlichen und politischen Parteitreiben entrückten, vom Geiste des seligen Wichern durchdrungenen Unternehmung haben.

Und in diesem Sinne hoffen wir von der Versammlung beim Grafen Waldersee, daß sie allerdings in der Geschichte nicht nur der Stadtmission, sondern der preußischen Landeskirche Epoche macht. Wir nehmen sie zum Zeichen, daß an den kirchlichen Notstand in Berlin Hand angelegt und dem protestantischen Deutschland ein öffentliches Aergernis endlich von der Seele genommen werden soll. Wir vertrauen, daß, nachdem ein Glied des preußischen Königshauses öffentlich in diese Frage eingetreten ist, nicht eher Ruhe werden wird, bis die rechte und voll befriedigende Antwort darauf gefunden ist. Auch an andern guten Zeichen, die den Morgen verkünden, fehlt es nicht: möchten nur die Wolken bald verschwinden, die sich noch immer darüber lagern.

Aber ehe wir hiervon deutlicher reden, müssen wir den Notstand selbst einmal klar ins Auge fassen. R

Die innere Mission in der Diaspora

2. Krankenbesuche, Kinderpflege, Waisen- und Konfirmandenhäuser

Aber wie steht es mit den übrigen Arbeiten der innern Mission auf dem Diasporagebiete? Ist Hausbesuch und Armenpflege Grundlage der kirchlich missionirenden Arbeit gerade dort, so ist Krankenbesuch und Krankenpflege eine ihrer wesentlichsten Beigaben.

Die Krankenkommunion wird in der Diaspora viel häufiger erbeten, als in evangelischer Gegend, aus Nachahmung der katholischen Sterbesakramente, auf Drängen der katholischen Verwandten, aber auch aus lebhafterm innern Drange. Rücksichten auf den Geistlichen bezüglich des Wetters, des Weges, der Tages- und Nachtzeit, der Krankheitsarten kennt man nicht. Wer vor Cholera, Blattern oder Typhus sich ängsten wollte, darf nicht dahin, wo auch der katholische Geistliche durchweg furchtlos auf seinem Posten steht. Möglichste Schnelligkeit des Kommens ist von den Leuten sonderlich gern gesehen. Es ist mir vorgekommen, daß am Sterbebette der Gattin der katholische Ehemann, dem ich auf sein Holen rasch gefolgt war, erklärte, er wolle evangelisch werden und mit zum heiligen Abendmahle gehen.

Eine Spezialität in dieser Beziehung ist die Abendmahlsfeier in den öffentlichen Krankenhäusern und Klöstern. In den letztern habe ich weit lieber und ungehemmter fungirt, als in den städtischen Hospitälern, auch wenn dieselben einen evangelischen Verwalter hatten. Im Kloster der Borromäerinnen zu Oppeln habe ich mich als gern gesehener Gast gefühlt. Die Schwestern holten mich gelegentlich zu einem Kranken, der schnell verlangte; sie machten am Bett im Krankensaal den Abendmahlstisch zurecht; die katholischen Kranken wie die Schwestern hörten andächtig zu. Aehnlich stellte sich die Bruderschaft im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Pilchowitz bei Gleiwitz; der Prior schickte den Wagen, wenn ein Kranker nach dem evangelischen Geistlichen verlangte. Wohl kam es einmal vor, daß die evangelischen Kranken klagten, sie seien von einem übereifrigen Bruder gepreßt worden zum alleinseligmachenden Glauben; man mußte auf der Hut sein, auch ungerufen kommen und zu den Betten treten; aber im ganzen herrschte ein friedlicher Ton. Der neugewählte Prior machte dem evangelischen Pfarrer in der Stadt Antrittsbesuch; ja er ging mit noch drei Brüdern an der Seite des Pastors zum katholischen Friedhof, als diesem der römische Ortspfarrer den Zutritt zum Grabe im Amtskleide verweigert hatte. Immer habe ich in den klösterlichen Krankenhäusern Verständnis fürs Geistliche gefunden; man nahm den Seelsorger selbst bei Geisteskranken in Anspruch, während nur zu oft in den unter städtischer Verwaltung stehenden Krankenhäusern das medizinische und das büreaukratische Element vorwog und die geistliche Einwirkung erschwerte oder gar verschloß. Ich führe dies an, weil ich das taktvolle, feste und warme Auftreten des Geistlichen am Krankenbett im Krankenhause für außerordentlich wesentlich und notwendig gerade in der Diaspora erachte: die einzelnen Evangelischen warten auf den Besuch ihres Pastors — die umgebenden Katholiken beobachten jedes Thun und Reden des Geistlichen. Leicht sind die Besuche nicht, oft auch nicht angenehm; aber sie müssen gethan werden. Es empfiehlt sich seitens des Geistlichen, einen festen Turnus der Besuche, abgesehen von außerordentlichen Fällen, einzuführen.

Auf die Inanspruchnahme katholischer Hospitäler seitens kranker Protestanten wird in der Diaspora nicht verzichtet werden können. In städtische Krankenhäuser überwiegend katholischer Bevölkerung Diakonissen zu bringen, würde sich gar nicht empfehlen, auch wenn es durchführbar wäre. Aber die einzelnen evangelischen Kranken in den Privathäusern — wie sind sie vielfach schlimmer dran, als die öffentlich verpflegten! Wie bedürfen die jahrelang Siechen und die Alten des geistlichen Zuspruchs und der äußern Hilfe oft so sehr! Wie selten sind heutzutage die Familien, in denen durch ihre Glieder selbst ausreichende körperliche Pflege und biblischer Trost dem Kranken zu Teil wird! Wie oft findet leibliche Verwahrlosung, entsetzliche Vereinsamung und trostlose Brotlosigkeit der Seele statt! Und wie dürfte da die Kirche des Evangeliums, die das Amt der Diakonissen nicht erfunden, sondern biblisch erneuert hat, hinter der Kirche zurückstehen, die jene dunkeln Gestalten werkgerechten Fanatismus oder apathischer Entsagung hervorbringt und ausschickt!

Es wird wohl jedem thätigen Geistlichen so gehen, daß er Gott preist insonderheit für seine Erfahrungen am Krankenbett. Aber nie im spätern Amtsleben habe ich Freude und Dank der Kranken bezüglich des geistlichen Besuches so erlebt, wie in der Diaspora — je katholischer die Umgebung, desto mehr. Da mischt sich mit einander das Gefühl, nun nicht mehr geistlich allein zu stehen, und der Stolz über die widerfahrne Ehre vor den Andersgläubigen, der Jubel über den zu Teil werdenden Trost aus Gottes Wort und die Freude über materielle Hilfe, die Liebe zur Kirche und die persönliche Zuneigung. Wer das im dankbar feuchten Auge des Kranken gesehen hat, der hat die besten Stunden seines Lebens hinter sich.

Allein, sobald die Gemeinde umfangreicher ist, geht gerade diese Thätigkeit des Geistlichen über seine Kraft. Die Männer der kirchlichen Armenpflege haben ihren eignen Beruf, sind auch gerade zum Krankenbesuche meist nicht geschickt und gefördert genug; die freiwilligen Helfer und Helferinnen treten hie und da ein, aber doch schwer außerhalb ihres Wohnorts und zur Nachtpflege; die Pfarrfrau hilft, wo die Not am größten — aber das reicht nicht aus! Wie viele Kranke, die der regelmäßigen sorgsamen Besuche zu äußerlicher Hilfe, wie zu geistlicher Aufrichtung bedürfen! Die größere Stadtgemeinde in der Diaspora bedarf der Diakonissen, zum mindesten zweier, die sich der ambulanten Kranken- und Gemeindepflege widmen — aber freilich nicht als einer Institution neben der Kirche, sondern um die Kirche zu ergänzen, um vom und zum Pastor geschickt zu werden. Die Diakonisse ist die Dienerin der Gemeinde, die Botin der Kirche Jesu an ihre elenden Glieder,

---

*) Oder sollten wir uns hierin täuschen? Sollte die Versammlung beim Grafen Waldersee wirklich nur den Zweck gehabt haben, für die Stadtmission „das Quellgebiet zu vergrößern“? Nach der neuesten D. Ev. Kz. (Nr. 3) muß man sich beinahe zu dieser Ansicht bekehren. Einstweilen aber halten wir aus guten Gründen an unsrer obigen Auffassung fest, bis uns von maßgebender Seite widersprochen wird.

von der Gemeinde angestellt, ernährt und gestützt, die beste Freundin im Pfarrhause, welche zu Kanzel und Altar sich hält und darum zu Kanzel und Altar hinweist, deren höchste Aufgabe ist: die kranken Leute zum Heiland hinzuziehen, der in der Kirche gepredigt wird. Was ist es doch ein köstlich Ding, wenn der Pastor solch ein im Herrn still, gesund und fröhlich gewordenes Mädchenleben zur Hilfe im Gemeindedienste hat, seinen immer bereiten, anspruchslosen und wirksamsten Beistand!

Und noch ein andres Gebiet der innern Missionsarbeit möchte ich nennen, wo das pastorale Amt in der Diaspora mit seinen naturgemäß ersten Gemeindeorganen nicht mehr ausreicht — ich meine die Kinderpflege im weitesten Sinne.

Von Kinderbewahranstalten u. dergl. als einer allgemeinen Einrichtung bin ich kein Freund, weil sie der christlichen Familie ihren Arbeitsgegenstand im Hause entziehen, weil sie die Frauenarbeit außerm Hause oder die Bequemlichkeit und Vergnügungssucht der Frauen zu befördern geeignet sind. Aber ich erkenne sie als notwendig an unter vielen Umständen, die aufzuzählen nicht hierher gehört. Und ist sie da, so ist es von größter Bedeutung, daß sie in christlichen Händen sei. — In der Diaspora aber geht vielfach die Prädestination für die katholische oder evangelische Schule bei den Kindern aus gemischten Ehen von der Wahl der Spielschule aus. Ist das Kind da der Barmherzigen Schwester übergeben worden, so drückt nun Kind und Schwester, auch die Sympathie der Eltern nach der katholischen Schule zu. Darum ist die Begründung einer evangelischen Kleinkinderschule in den Ortschaften gemischter Bevölkerung sehr oft ein dringendes konfessionelles Bedürfnis.

Geht es an und ist die Gemeinde nicht zu groß, so muß die Einrichtung seitens der Gemeinde in Verbindung mit der Krankenpflege betrieben werden, sodaß die eine Schwester sich den Kranken, die andre sich den Kindern widmet. Auf diese Weise wird auch eine lebendige Verbindung mit den Eltern erhalten, zumal in kranken Zeiten, wo die Kleinen am besten bei der Tante aufgehoben sind.

Ist es möglich, unter ausgedehnteren Verhältnissen eine dritte Schwester für die auswärtige Krankenpflege auf den Dörfern, in der eigentlichen Diaspora, anzustellen, so hätte das großen Segen und böte dem Pastor eine direkte Handhabe zur Verbindung mit den abgelegenen Gemeindegenossen; die Schwester wäre die fortwährende, stille, aber lebendige Predigerin der Liebe Jesu unter den Verstreuten und den Katholiken. Möchte der Ruf nach solchen Gemeindeschwestern aus der Diaspora recht häufig und dringlich kommen, und möchten unsre Diakonissenmutterhäuser gerade nach dieser Seite hin am schnellsten hören und helfen! —

Durch den Tod des evangelischen Teiles der Ehe gehen erfahrungsmäßig viele Kinder der evangelischen Kirche verloren. Es ist ein schwieriges Feld der Thätigkeit, welches hier sich auf Grund der kirchlichen Register eröffnet, aber ein Feld, welches mit den Organen der Kirche, insonderheit dem Gemeindekirchenrat, bearbeitet sein will. Jedes Kind für die Kirche festhalten, bez. gewinnen, welches nach Lage der persönlichen und sozialen Verhältnisse irgend zu halten ist, bleibt die Aufgabe, und zur Erreichung derselben ist anzuwenden Besuch, Zuschrift, Einwirkung durch Verwandte und Bekannte, nötigenfalls Anrufung vormundschaftlicher und gerichtlicher Hilfe. Von größter Wichtigkeit ist, daß der Vormund der Konfession des verstorbenen evangelischen Vaters angehöre und in schwierigen Verhältnissen möglichst nach den Vorschlägen des Pastors gewählt werde. Da treibe der Geistliche seine Aeltesten zu ob auch unangenehmen Wegen, da nütze er seinen persönlichen Verkehr, seine gesellschaftliche Stellung auch in den richterlichen Kreisen aus, da fasse er die Herren, wo er sie kriegen kann, mit seinen Anträgen, Bitten und Beschwerden! — In ärmlichen Verhältnissen wird sehr oft das materielle Angebot entscheidend in die Wagschale fallen — kann die Witwe das Kind in einer Anstalt unterbekommen?

Evangelische Waisenhäuser in der Diaspora, ebenso wie Konfirmandenhäuser — wer könnte ihre Bedeutung nicht aus den Verhandlungen des Gustav-Adolf-Vereins? Welchen Segen hat das von der seligen Gräfin Stollberg begründete, von Kaiserswerther Diakonissen geleitete Mädchenwaisenhaus in Altdorf bei Pleß seit vierzig Jahren gestiftet! Als ich vor vierzehn Jahren das von der seligen Oberhütteninspektorin Sch. in Gleiwitz dotirte Knabenwaisenhaus eröffnen durfte mit neun oder zehn Knaben — welcher Berg war überstiegen! Man wußte nun, wohin mit den gefährdetsten Waisen. — Wie erhaltend und sammelnd wirken die Konfirmandenhäuser in Tarnowitz und Bischdorf u. a. a. O. seit Jahrzehnten! Es ist schlichte, stille Arbeit, welche da die Gemeinden unter der Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins verrichten, aber außerordentlich wirksam — die evangelischen Kinder in katholischen Schulen gehen, sofern sie arm sind, unsrer Kirche unrettbar verloren, wenn nicht die Gemeinde sie faßt und wenigstens zum geordneten Konfirmationsunterrichte führt. Gerade diese Anstalten unterstützen, müßte deshalb noch viel mehr Aufgabe der evangelischen Christenheit, insbesondre der evangelischen Frauenvereine werden; und womöglich in jeder Diasporaparochie eine Veranstaltung zu schaffen, welche als Waisen- oder Konfirmandenhaus, oder in kleineren Verhältnissen als Pensionshaus für ein Jahr den entfernteren armen Konfirmanden Gelegenheit zum unentgeltlichen Wohnen, bez. Essen, am Orte des Unterrichts bietet, bleibt das Ziel desfallsiger Bestrebungen.

Bezüglich der Leitung dieser Anstalten lassen sich allgemeine Regeln nicht aufstellen. Daß im Vorstande derselben das geistliche Amt vertreten sein muß, versteht sich von selber und wird in der Diaspora niemals auf Schwierigkeiten stoßen. Aber ob christliche Hauseltern aus der Diaspora, vielleicht aus der Gemeinde selber mit dem Vorsteheramte betraut werden, oder aber Berufsarbeiter für innere Mission als Hauseltern nach dort gezogen werden, hängt von Verhältnissen und Persönlichkeiten ab. Ich neige mich, nach den von mir gemachten Erfahrungen, mehr der Anstellung von Berufsarbeitern zu. An den so für die Gemeinde gewonnenen und in die Gemeinde sich hineinlebenden Waisen- nnd Konfirmandenhauseltern erwirbt der Geistliche zugleich die geübtesten Helfer für alle andern Arbeiten in der innern Mission.

Sch-G

Vom Vatikan

Das Jubiläum

Am 2. März 1810 schenkte Anna geb. Prosperi ihrem Ehemann, dem Obersten und Grafen Ludovico Pecci in Carpineto, einen Sohn, der am nächsten Tage in der Taufe den Namen Gioachino (Joachim) erhielt. Genannte Stadt, etwa 5000 Einwohner zählend, liegt wie ein einsamer Adlerhorst hoch in den Volskerbergen, nicht weit von Velletri. Das Jahr 1810 sah die gräfliche Familie Pecci nicht mehr in demselben Glanze, wie frühere Jahrhunderte, als sie ein Schloß besaß; aber immerhin war sie eine wohlhabende und angesehene und konnte ihre Geschichte bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückverfolgen, wo eine ihrer Vorfahren, die Onorata Pecci, sich in Siena als Dichterin ausgezeichnet hat. Joachims Mutter, Anna Prosperi, wird als eine edle und geistvolle Frau gerühmt. — Kaum acht Jahre alt, mußte der kleine Joachim das väterliche Haus für immer verlassen, um in das damals berühmte Jesuitenkollegium zu Viterbo einzutreten. Hier trieb man mit Vorliebe klassische Studien, und Joachim eignete sich nicht nur einen guten lateinischen Stil an, sondern bildete auch eine gewisse Dichtergabe aus, die sich in manchen eleganten Versen offenbarte. Aus jener Zeit stammt z. B. ein Gedicht, welches den Schlußsatz enthält, daß allein die „Tugend“ imstande sei, ihn, den Verfasser Joachim Pecci, zum Himmel zu führen, oder wie er sich ausdrückt: ad superos, d. h. also zu den olympischen Göttern. — Nach Absolvirung seiner jesuitischen Studien erhielt Graf Joachim durch den damaligen Papst Leo XII. einen Platz in der Academia dei nobili ecclesiastici, die noch heute besteht und jungen Leuten von adeliger Geburt eine Bildung für den höhern Kirchendienst, also für die Diplomatie, gewährt. Ein wichtiger Zweig der Unterweisung ist in jener Anstalt das Kirchenrecht. Leser möge diese Anstalt nicht mit einer deutschen Universität verwechseln; jene Akademie ist eine Drillanstalt, wie

die katholischen Seminare, und wird dafür gesorgt, daß kein Geist sich dort frei entfalte und keiner dort singe, „wie ein Vogel singt.“ Graf Joachim war fähig und fleißig, sodaß er einst eine Prämie gewann, nämlich durch eine kirchenrechtliche Arbeit, betitelt: „Ueber die Appellation an die Person des Römischen Papstes.“ Die Prämie bestand in 45 Dukaten. — Das war Anno 1835. Zwei Jahre später wurde Joachim Pecci in einer Kapelle des Vatikans zum Priester geweiht, und am 1. Januar 1838 las er in einer Kapelle der Kirche St. Andrea seine erste Messe. Diese Kirche, vor 200 Jahren von den Jesuiten erbaut, ist, wie alle Jesuitenkirchen, reich an Marmorschmuck und bekannt durch die Kapelle des heiligen Stanislaus Kotska, eines Jesuiten, dessen Reliquien dort verehrt werden. Am Altar dieses Jesuitenheiligen zelebrirte der Jesuitenschüler Graf Joachim Pecci seine erste Messe. Wir bemerken, daß man in Italien spricht: er „sagte“ (disse) die Messe — ein Ausdruck, der für die Anschauung des Volkes bezeichnend ist.

Fünfzig Jahre später, am 1. Januar 1888, finden wir den greisen Joachim Pecci unter dem Namen Leo XIII. am Hochaltar der St. Peterskirche zu Rom, wo er vor den Augen eines nach Tausenden zählenden Publikums seine Jubiläums-Messe, la Messa d'oro, zelebrirt und bei seinem Erscheinen, angethan mit goldstrahlenden Pontifikalgewändern, von dem Publikum ähnlich begrüßt wird, wie letzteres in einem Theater einen berühmten Sänger zu begrüßen pflegt, nämlich durch Händeklatschen und Tücherschwenken. Blumenbouquets wurden nicht geworfen. Ursprünglich war es nicht die Absicht des Papstes, sich im St. Peter zu zeigen; aber wichtige Gründe veranlaßten ihn, diesen Raum zu wählen. Hatte doch der päpstliche Stuhl seit 1870 aller Entfaltung der seit vielen Jahrhunderten üblichen Pracht entsagt: nun hungerte der Vatikan nach Pomp und Pracht, nach Menschenmassen und Beifallsjubel. Deshalb wurde der Riesenraum der St. Peterskirche prächtig geschmückt, deshalb wurden 30 000 Billets ausgegeben und ein Prachtschauspiel arrangirt, wie es viele gerne sehen und wie es der Vatikan, darin geübt, bestens zu arrangiren weiß. Dem Papste hat das brillante Schauspiel des 1. Januar mit zahlreichem Publikum, mit Beifallsrufen und Tücherschwenken offenbar wohl gefallen, wie wir aus der Thatsache zu schließen berechtigt sind, daß am 5. Januar eine zweite Aufführung stattfand, allerdings mit einigen Abänderungen, aber immer noch großartig, glänzend, prächtig. Wenn ein römischer Kaiser dem kaiserlichen Rom das glanzvolle Schauspiel eines Triumphzuges gewährte, so fand eine Wiederholung nicht statt: es war nur einmal, damit genug. Aber der Vatikan hat so lange schon — seit 17 Jahren — alle effektvollen Schauspiele entbehrt, daß man es sicher erklärlich und entschuldbar finden wird, wenn die glanzvolle Jubiläumsmesse zweimal abgehalten wurde.

Im übrigen zeigte der Papst an seinem Jubiläumstage ähnliche Liberalität, wie die römischen Kaiser, welche an gewissen Glanztagen dem römischen Proletariat reiche Gaben zufließen ließen. Die römischen Weltherrscher hatten ja die Mittel; die Schätze der Welt strömten nach Rom. Auch Leo XIII. befindet sich in der angenehmen Lage, freigebig sein zu können, und nachdem er gewohnt war, alljährlich etwa 20 000 Lire an die Armen Roms zu schenken, hat er am 1. Januar 1888 denselben 150 000 Lire zugehen lassen. Zur selbigen Zeit empfing der genannte Jubilar zwei Millionen in Gold als Jubelgabe, kollektirt in aller Welt, dazu einige Millionen als Peterspfennig, dem Papst zu Füßen gelegt von solchen „Pilgern,“ denen dafür die Ehre zu Teil ward, dasselbe zu thun, was Kaiser Caligula einführte, nämlich seine Fußbekleidung zu küssen.

Im Hauptschiff der Peterskirche, überwölbt von der gigantischen Kuppel, welche Michelangelo baute, befindet sich das sogenannte Grab des „Apostelfürsten“ und über demselben der Hochaltar, welcher für den Nachfolger Petri reservirt ist. Vier geschmacklose, gewundene Säulen, aus Erz gegossen, tragen einen ehernen Baldachin und 89 „ewige“ Lampen umgeben den Raum, wo man zum Eingang des angeblichen Apostelgrabes niedersteigt. Das kaiserliche Rom bewahrte die angebliche Hütte des Faustulus, wo Romulus und Remus aufwuchsen; es zeigte den Feigenbaum, unter welchem die sagenhaften Knaben von der Wölfin gesäugt wurden, Reliquien zur Erinnerung an den Beginn der römischen Weltherrschaft: — das päpstliche Rom zeigt das angebliche Grab Petri, die Ketten, das Gefängnis Petri, Reliquien zur Erinnerung an den Beginn der zweiten, der päpstlichen Weltherrschaft Roms. Zweimal beginnt die römische Weltherrschaft mit einer Sage.

Wer den St. Peter betritt, findet als erste Seitenkapelle zur Rechten die Cappella der Pietà, wo die weltberühmte Statuengruppe des Michelangelo aufgestellt ist: Maria, die schmerzensreiche, hält auf dem Schoß den nackten Leichnam ihres Sohnes. Diese Kapelle diente am 1. Januar 1888 dem „Nachfolger Christi“ als Ankleidezimmer, um sich mit den seidenen und goldgestickten Pontifikalgewändern zu versehen. Schneidender Gegensatz! Dort die Gestalt dessen, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, dessen, der arm ward um unsertwillen, dessen, der seinen Jüngern eine demütigende, dienende Stellung anwies, dessen, der die Dornenkrone trug — und daneben sein angeblicher Nachfolger, dem man die von Edelsteinen strahlende dreifache Krone aufsetzte, den man mit solch reichen Gewändern umkleidete, wie sie nur von orientalischen Herrschern einst getragen wurden.

Von genannter Kapelle aus gelangte der Zug zur Sakramentskapelle und betrat von da das Schiff der Kirche: der Papst auf der sedia gestatoria, einem aus Neapel geschenkten prächtigen Tragsessel, ihm zur Seite die sogenannten flabelli, riesige aus Straußenfedern gefertigte Wedel. Der Zug entfaltete die denkbar höchste Farbenpracht. Man erblickte die verschiednen Garden des Papstes, die Schweizer-Söldner, die guardia palatina, die guardia nobile, die Hellebarden-Träger, die Kardinäle, Prälaten ꝛc.; es war ein Zug, wie kein König und kein Kaiser ihn prächtiger herstellen kann. Die gigantischen Räume der Kirche hallten von donnerndem Beifall wieder, und alle schauten auf das wachsbleiche Angesicht des Vikarius Jesu Christi, der auf seinem Tragsessel getragen wurde, wie man etwa in Prozession eine Heiligenstatue zu tragen pflegt.

Es folgte die Zelebration der Messe, dabei Gesang der päpstlichen Kapelle, sowie ein Gesang aus der Kuppel nieder wie von Engelsstimmen, schließlich der päpstliche Segen, die benedictio apostolica; dann kehrte der Papst auf demselben Wege zurück, auf dem er gekommen. Durch Seitenthüren war das „Publikum“ eingetreten und hatte daselbst, wie beim Eingang ins Theater, das Billet produzirt; zum Ausgang wurden die Hauptthüren geöffnet; das Publikum entfernte sich, froh, ein glänzendes Schauspiel gesehen zu haben.

Dreißig Tausend. So viele sollens gewesen sein. Der Vatikan liebt die Massen, und malt uns die letztern als begeisterte Anhänger des Vicario di Gesù Cristo, als von wahrhaft religiösem Enthusiasmus erfüllte. Fassen wir die sogenannten „Pilger“ etwas näher ins Auge. Die Regierung Italiens hatte für sogenannte Pilger den Preis der Eisenbahnfahrt auf die Hälfte des gewöhnlichen Preises herabgesetzt, also eine Fahrt nach Rom in jeder Weise erleichtert. Der Vatikan hatte ganz besondre Reizmittel hinzugefügt, nämlich Ablaß, viel Ablaß! Jeder Pilger „im Geist,“ jeder, der einen Pilgerhaufen zusammenbrachte, hatte außerordentlichen Ablaß zu genießen. Zu guterletzt hatte Leo XIII. allen Pilgern vollständigen Ablaß für die Todesstunde zugesagt. — Also die billige Eisenbahnfahrt, der reichliche Ablaß, das glänzende Schauspiel, diese drei Stücke haben selbstverständlich Hunderttausende allein aus Italien nach Rom gebracht!

Ja, man sollte es denken! Aber die Wahrheit lautet so: Anfang dieses Jahres waren reichlich 12 000 „Pilger“ in Rom, darunter Deutsche, Franzosen, Ungarn und einige Tausend Italiener! Eine Stadt wie Neapel, über eine halbe Million Einwohner zählend, hat nur den Erzbischof mit einigen Geistlichen und etlichen Privatpersonen zur Messa d'oro entsendet! Und Rom? Auf Befehl des Kardinal-Vikars haben alle Glocken geläutet; viele Römer haben sich, in Erinnerung früherer glanzvoller Schauspiele, Billete geholt und das Schauspiel im St. Peter betrachtet, haben dann gesagt, daß es in früheren Zeiten weit großartiger war, als der Papst von der Loggia des St. Peter aus den Segen spendete, haben sich aber sehr über die Pilger

gefreut, die mit viel Neugier und mit ebenso viel Geld nach Rom kamen, um erstere zu befriedigen und letzteres in Rom zu verzehren. Und der königliche Hof zu Rom? Tiefe Ruhe, tiefes Schweigen. Als die Karossen der Kardinäle vom St. Peter heimfuhren, fand im Quirinal Neujahrsempfang statt, wie immer.

Wenn jährlich einmal das Kolosseum in Rom bengalisch beleuchtet wird, so sind dort nicht etwa nur 30 000, sondern wohl hunderttausend Zuschauer, ebenso viele, wenn jährlich am Tage des „Grundgesetzes" auf der Engelsburg ein Feuerwerk abgebrannt wird. Ebenso viele Zuschauer fanden sich ein, als vor einigen Jahren der Brudrr der italienischen Königin in Rom glänzend Hochzeit feierte und ein Turnier aufgeführt wurde. Der Vatikan hat es trotz Ablaß und Preisermäßigung der Eisenbahnen auf solche hunderttausend nicht gebracht. —

Nachdem der Papst am 5. Januar das Schauspiel im St. Peter, wie oben bemerkt, wiederholt hatte, vereinigten sich mit dem letztern etwa 800 Eingeladene zu einem sogenannten Rinfresco, einer Erfrischung, und zwar in der Sakristei der St. Peterskirche, wo die Sozietät der Kanoniker dieser Kirche dem Papste als Gabe ein Reliquiarium von hohem Metall- und Kunstwert überreichte. Die riesige, mit vielen Erfrischungen besetzte Tafel bot einen ebenso glänzenden, als originellen Anblick. Man sah nämlich überall kunstvoll aus feinem Gebäck geformte Kardinalshüte und Bischofsmützen, mit dem päpstlichen Wappen besetzt, emporragen. Wunderbar schnell waren alle diese Herrlichkeiten verschwunden. Man ist im Vatikan gierig nach wirklichen und nach gebackenen roten Hüten! Daß der Papst bei dieser Gelegenheit einen höhern Sitz einnahm, als die übrigen Gäste, ist selbstverständlich; daß dieser Rinfresco dem Domkapitel des St. Peter gegen 30 000 Lire kostete, läßt uns den Schluß ziehen, daß die Herren Kanoniker anständige Mittel besitzen. —

Das Fest der heiligen drei Könige, zu den hohen Festen der katholischen Kirche gehörig, wandelte sich in den dritten Vatikanischen Festtag, an welchem der Papst die Vatikanische Ausstellung eröffnete. Diplomaten, Bischöfe, Präsidenten verschiedner Lokalkomitees, lauter Geladene, erfüllten den Zentralsaal der Ausstellung, als um Mittag der Papst mit seinem Hofstaat eintrat, begrüßt von dem Gesang seiner Kapelle: Tu es Petrus. Der Papst nahm Platz auf seinem Thron; ein Kardinal hielt eine Ansprache, worin er sagte, daß bis dato noch nie ein Fürst so glänzende Ehrenbezeugung erhalten habe, als Leo XIII. Dieser antwortete, daß er in den ihm gesandten Gaben die Einheit der Kirche zum Ausdruck gebracht schaue. Dann erklärte er die Ausstellung für eröffnet. Nachdem der Präsident des Zentralkomitees der Ausstellung ebenfalls zu Worte gekommen, wurde vom Papst und seinem Gefolge die Ausstellung in Augenschein genommen.

Also eine Ausstellung. Wie ist dieselbe zustande gekommen? Der Vatikan hat seine Ordres in alle Welt geschickt; die Bischöfe haben sich gehorsam vor dem Wink gebeugt; Komitees wurden gebildet, und so kam das Werk zustande. Ueberall wußte man, daß die öffentliche Ausstellung der Gaben beabsichtigt werde: so wurde der Wetteifer, die Eitelkeit, der Wettstreit rege, und aus Vatikanischem Befehl, aus bischöflichem Eifer, aus menschlicher Eitelkeit entstand dasjenige, was man die Esposizione Vaticana nennt, die vom Vatikan als Mittel zum Zweck gebraucht wird, um in die Welt hinauszurufen: Hosianna! Triumph! Sieg! — —

Was geschah in Rom einige Tage später? Carducci hielt vor einem zahlreichen Publikum verschiedner Stände einen Vortrag über Dante und zeigte die feindliche Stellung dieses großen Dichters zur Herrschaft des Papsttums. Mächtiger Beifall antwortete dem Redner, zugleich eine Antwort auf das Beifallklatschen und Beifallrufen der sogenannten Pilger im St. Peter.

T

Unsre Kunst

6. Mythologie und Allegorie

Am wenigsten wird unser Geschlecht den Phantasiegebilden, welche die Antike fertig darbietet, nachtrauern. Die Götter Griechenlands haben, so scheint es, nun auch aufgehört, die Welt des Schönen zu regieren. Die „Meerfahrt Neptuns" von O. Seitz, der sie noch einmal auftauchen läßt, erinnert an einen Theatervorhang, dessen Aufgabe es ist, die leere Bühne mit einem bunten Bilde zu verhüllen, ohne die Gefühle oder Gedanken des Beschauers irgendwie in Anspruch zu nehmen. Bei der „Bekränzung der Büste des Dionysos" durch ausgelassene halbnackte Menschenwesen von C. F. Weiger oder bei der „Nymphe, welche Haupt und Leyer des Orpheus findet" von A. Weiß, berührt am angenehmsten der Gedanke, daß wir das in Wirklichkeit nie sehen müssen. In zwei Bildern von Trübner, „Gigantenschlacht" und „Kampf der Lapithen und Kentauren," beunruhigt uns ein Knäuel von Köpfen, nackten Armen und Beinen, von Menschenfleisch, dessen organische Einheit, geschweige dessen Seele, wir nicht zu entdecken vermögen. Bei den „Nixen" von Volz und ihren nordischen Schwestern von Dahl ist unter einer abstoßenden Mischung von moderner Demimonde und halbwilder Barbarei die Grazie der holden Fabelwesen spurlos verschwunden. Wie eine Persiflage aber endlich auf die ganze mythologische Malerei, eine Offenbachiade in Farben, ihr den Charakter der Geschmacklosigkeit anzuhängen, wirkt das in gewaltigen Dimensionen und schmutzigster Farbe gemalte „Urteil des Paris" von Max Klinger, das offenbar eine Preiskrönung der Häßlichkeit darstellen will.

In der Bildnerei sind natürlich die Amors und Psychen, die Nymphen und Nixen nicht zu töten. Auch ein Amazonenkampf fehlt nicht. Eine reiche, gestaltungskräftige Phantasie (Weyr) hat sich gar wieder an einem Bacchuszug mit seinen ausgelassenen Gruppen, seinen häßlichen Silenen und widerlichen Mänaden genug gethan. Möchte sie diese Gesellschaft damit genug haben, die uns doch nur unangenehme Empfindungen hinterläßt. Wirklich zu fesseln vermag von allem nur die Psyche von Eberlein durch die in der ganzen Körperhaltung liegende keusche Verlegenheit, mit der sie, ich weiß nicht, ob vor die Götter oder in die fremde Welt hineintritt. Es ist die einzige „Seele," welche die Kunst dieses Jahres noch der Antike einzuhauchen vermochte.

Denn auf dem Uebergang zur Allegorie steht das sinnig erdachte „lebende Bild," das Thumann sich gestellt und glatt und sauber auf die Leinwand übertragen hat: „Die drei Parzen," eines der ausgesprochenen Lieblinge des Publikums. Nur schade, daß der jugendlich anmutigen, blonden Klotho, deren Oberkörper ihrem durchsichtigen Schleiergewand entsteigt, wie einem Traum, der sie umwogt, die Gedankenblässe eines „reizenden" Backfisches aus den Zügen lächelt, daß sich in der in üppiger Schönheit prangenden Lachesis, welche Blätter und Blüten im faltenreichen Gewande birgt, des Lebens Tiefe nur in einem Zuge verschwommener Sentimentalität spiegelt, sodaß beide nicht wirklich zu interessiren vermögen, so schön sie sind. Die Atropos aber, eine düsterblickende Greisin, zusammengekauert, das durchfurchte Gesicht von grauem Gewande überschattet, wirkt unheimlich, fast einer Hexe im Märchen ähnlich. In ihr erscheint der Tod, wie er dem in dieser Klotho und Lachesis charakterisirten Leben erscheinen muß, als kalte Schreckensnacht; sein erhabener Ernst oder gar sein heiliger Friede kommt nicht zum Ausdruck. Auch hier sind wir zuletzt froh, daß jene kalte Weltanschauung des „Geschickes," wie es sich in diesen regungslosen Gestalten verkörpert, die wie mechanisch, wie im Traum ihr einförmiges Werk treiben, für uns verschwunden ist vor der herzstärkenden Erkenntnis: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne," vor welcher, wenn auch nicht immer in der Höhe der Herr der Gerechtigkeit, der die Geschicke lenkt, so doch in der Tiefe die Welt persönlichen Ringens und persönlicher Verantwortlichkeit lebendig wird.

Wenn die Gestalten des antiken Denkens und Glaubens vor uns verblassen und aus den Hallen der Kunst verschwinden, nachdem sie den Himmel der Dichtkunst lange schon nicht mehr unsicher machen, sollten vielleicht von dem nationalen Geiste geweckt, dessen Hauch wir bisher in der Wahl der Stoffe der Kunst überall verspürten, die altgermanischen Gebilde der Phantasie an ihre Stelle treten, in denen wir Fleisch von unserm Fleisch erkennen, in denen lebensvolle Kraft mit sittlichem Ernst, großartige Leidenschaft mit tiefem Gemüt zu gewaltigen Schöpfungen

sich vereinigt haben? Unsre Ausstellung zeigt — denn die stimmungsvolle Nebellandschaft von Klever's, die er den „Vater mit seinem Kind" durchreiten und in deren Nebel und Weiden er die erschreckenden Spukgeschichten erkennen läßt, und die halbnackte weibliche Normalfigur von Max Ring, die durch ihr fliegendes Haar und ihren goldnen Kamm uns einbilden will, sie sei die Lorelei, in welcher des deutschen Gemütes mächtiges, dunkles Sehnen sich eine Gestalt geschaffen hat, können dabei nicht von Gewicht sein — nur einen Versuch, dieses Gebiet der Kunst zu erringen. Ueber den sterbenden Kriegern auf dem Schlachtfelde, zwei gewaltigen Hünengestalten, erscheint, hervorbrechend aus dem sich öffnenden Gewölk auf weißem Roß, Odin mit seinem Gefolge, ihre Heldenseelen hinüberzuholen nach Walhall (A. v. Rößler). Der Vorwurf ist bedeutend, die Konzeption groß, leider aber die Ausführung zu unvollkommen. Der dunkle Farbenton läßt die Szene kaum erkennen; die lichte Erscheinung im Gewölk erinnert an die Effekte der Laterna magica. Aber die Sprache, die dies Bild redet, verstehen wir alle. Es ist unsre Muttersprache. Ob wir sie auch einst in vollendeter Form des Vortrages werden hören dürfen?

Die freischaffende Phantasie, die sich Gestalten selber bildet zum Ausdruck einer Idee, hat, wie ja meistens, nur allegorische Figuren hervorgebracht. Die Schwäche dieser Kunstgattung ist bekannt: die Werke geben uns ein Rätsel auf, und oft hilft nur der Katalog zur Lösung; glücklich, wenn nicht, wie beim Rätsel, mit der Lösung das Interesse dafür zu Ende ist. Unerschöpflich war Renaissance und Rokoko in der Allegorie. Unsrer Zeit mit ihrem realistischen Zuge sind diese Gestalten, deren Seele ein Abstraktum ist, zu windig. Die Ausstellung zeigt nur drei Gemälde dieser Art, einen schwebenden, farbenschweren, geigenden Engel, in den Wolken zu seinen Füßen zwei schlafende Engelkinder — der Katalog erklärt „Adagio" (Herterich); dann eine weißgekleidete Jungfrau mit großen blauen Augen, die Palme in der Hand, an der Säule lehnend, das Schwert, vom Lorber umwunden, mit eisernem Kreuze geschmückt, im Hintergrunde der Prospekt einer deutschen Stadt, bis ins Kleinste sinnig ausgeführt: „Der deutsche Friede" (von Hößlin), und endlich, leider sehr hart in der Farbengebung, „Matthäus" vor dem Pergamente sitzend, lauschend auf eines hinter ihm schwebenden schneeweißen Engels Gesang zum Saitenspiel, den ihm ein kleiner Engelsknabe, wie es scheint, noch genauer deutet. Das nachdenkliche, gedankenschwere, ehrwürdige Haupt des Evangelisten, der nur aufnimmt, nicht grübelt, ist ausdrucksvoll, das Gesicht des Engels der Inspiration aber arm an Gehalt, beinahe leer. (A. von Heyden.) Es fehlt auch hier überall, wie bei Thumann, an psychologischem Reichtum; man bleibt auf der Oberfläche. Unter den allegorischen Bildwerken sind von hervorragendem Interesse nur die Auffassungen des Todes. Zu den fünf früher erwähnten Friedhofsgemälden kommen nicht weniger als sieben Friedhofsgestalten, ein Memento mori, das umso bedeutungsvoller erscheinen muß, als es von einer im großen Ganzen in den Realismus des Diesseits tief eingetauchten Kunst ertönt. Da aber mehr denn alle Darstellungen des Lebens gerade die Auffassung des Todes ein religiöses Bekenntnis enthält, sollen sie im Zusammenhang mit den Kunstwerken religiösen Inhalts, die zu besprechen nun allein noch übrig ist, Würdigung finden.

Rückblickend werden wir, ohne unbillig zu sein, bekennen müssen, daß die Kunst unsrer Tage, so reich in der Behandlung des Realen, in Landschaft, Porträt und Genre, der nötigen Vertiefung wie Begeisterung zu ermangeln scheint, um dem gerecht zu werden, was wenigstens bislang als die höchste, ja eigentlichste Aufgabe der Kunst gegolten hat, uns über uns selbst und die schlichte Wirklichkeit zu erheben in die Welt der Ideale.

v S

Von der Heidenmission

(Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft) Organ des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. Herausgegeben von Pf. D. E. Buß, Pred. Dr. Th. Arndt und Pf. J. Happel. Jährlich 4 Hefte; 3 Mk.

Neben der bekannten vortrefflichen „Allgemeinen Missionszeitschrift" von Warneck erscheint seit zwei Jahren unter obigem Titel eine gut redigirte Zeitschrift, welche sich die Aufgabe gestellt hat, im Sinne des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins die Missionskunde zu pflegen, und dabei neben gründlicher Behandlung der gegenwärtigen Missionsbestrebungen hauptsächlich die Religionswissenschaft, die Länder- und Völkerkunde und die Kolonisationsbestrebungen in den Bereich ihrer Darstellung zieht. Von den größern Artikeln des letzten Jahrganges seien nur erwähnt: Buddhismus und Christentum; Die geschichtlichen Voraussetzungen des Sieges des Christentums im römischen Reiche; Die vergleichende Religionswissenschaft und das Christentum; Die Hauptstufen des religiösen Lebens der Menschheit; Der Segen der Missionsthätigkeit für die einheimische Gemeinde; Das religiöse System der Parsen (Uebersetzung). Besondre Beachtung wird der Mission in den Kulturländern des Orients, hauptsächlich in Japan und China geschenkt, sodaß jeder, der ein Interesse an den Vorgängen daselbst hat, sich hier am besten orientiren wird. Eine fortlaufende Missionsrundschau behandelt die evangelische Mission der ganzen Erde, ständige Literaturbesprechungen unterrichten den Leser über alle wichtigeren Erscheinungen auf dem Gebiete der Mission. P

(Missionskursus für angehende Geistliche) Aehnlich wie für Kandidaten der Theologie und auch bereits im Amte stehende Geistliche an verschiednen Orten Unterrichtskurse über innere Mission stattgefunden haben, so ist jetzt — auf Veranstaltung der pommerschen Missionskonferenz — in Berlin ein Kursus über äußere Mission eröffnet worden. Missionsdirektor D. Wangemann hat die Leitung übernommen, während eine Reihe andrer Missionsarbeiter sich in den Unterricht teilen. Sieben Kandidaten sind zunächst zu diesem Zwecke ausgewählt, welche während des auf vierzehn Tage berechneten Kursus (10. bis 23. Januar) im Missionshause völlig freie Station auf Kosten der Missionskonferenz-Kasse und auch eine Entschädigung ihrer Reiseauslagen erhalten. Die Vorlesungen, welche nach dem Programm in Aussicht genommen sind, sind folgende: 1) Die Missionsgedanken der Bibel: Missionsinspektor Kratzenstein. 2) Die evangelisch-deutsche Missionsarbeit mit Ausschluß der Berliner Gesellschaften: Pastor D. Grundemann. 3) Die erste Berliner Missionsgesellschaft, ihre Geschichte; Länder und Völker Südafrikas; ein Gang durch die Hauptstationen; die chinesische Arbeit: Missionssuperintendent Merensky und Missionsinspektor Wendland. 4) Die Goßnersche Missionsgesellschaft: ein Nachmittag im Goßnerhause: Missionsinspektor Franz. 5) Der Frauenverein für China: Pastor Knak. 6) Der morgenländische Frauenverein: Hofprediger Schrader. 7) Die deutsche Kolonialmission: Missionsinspektor Pastor Büttner.

(Römische Mission in Deutsch-Ostafrika) Die vielbesprochenen römischen Missionare, welche unter Peter Amrheins Leitung in dem Missionshause zu Reichenbach, bez. St. Odilien, ausgebildet worden sind, haben die Reise nach Ostafrika angetreten. Ihren letzten europäischen Aufenthalt nahmen sie natürlich in Rom, wo am 21. November die vier Schwestern der Missionsexpedition im Campo Santo bei Tedeschi unter die Töchter des h. Benediktus aufgenommen wurden, um für ihr ganzes Leben das reine Kleid der Benediktiner zu tragen. Wie die Germania bei dieser Gelegenheit mitteilt, wird der Campo Santo an Stelle der alten Scola Francorum, welche in alten Zeiten die Herberge der deutschen Missionare war, künftig immer den deutschen Missionaren Ostafrikas zum Durchgangspunkte dienen. Die diesmaligen Sendboten wurden festlich dort verabschiedet. Der Ton, welcher bei dieser Gelegenheit angeschlagen wurde, war auch für unser Ohr ein erfreulicher. Rom scheint in der letzten Zeit doch etwas gelernt zu haben. In den Abschiedsreden wurde es als die Aufgabe der ausziehenden Missionare bezeichnet: „aus deutschen Heiden römisch-katholische Christen und brave deutsche Bürger zu machen." Das klingt schon wesentlich besser als bisher, wo die römischen Missionare, auch wenn sie Deutsche waren, alles andre pflegten, nur nicht deutsches Wesen und deutschen Patriotismus.

Der Papst hat übrigens für diese neubegründete Mission in Ostafrika eine neue apostolische Präfektur geschaffen. Dieselbe soll den südlichen Teil von Deutsch-Ostafrika einnehmen und die beiden wichtigen Hafenstädte Bagamoyo und Dar-es-Salam in sich begreifen. Man erwartet, daß Dr. Peters den Missionaren, sobald sie an ihrem Ziele angelangt sein werden, die versprochenen 10000 Morgen Landes unentgeltlich als Privatbesitz anweisen wird. Wir könnten es nur herzlich bedauern, wenn die in Rom getroffenen Bestimmungen über die katholische Missionsniederlassung von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in der eben bezeichneten Weise bestätigt würden. Denn Dar-es-Salam ist bereits der Hauptpunkt der evangelischen Mission geworden: Differenzen würden also auf die Dauer nicht zu vermeiden sein. Bis jetzt hoffen wir noch immer, daß eine schiedliche, friedliche Arbeit der evangelischen und römischen Missionare in Deutsch-Ostafrika möglich sein wird; eine räumliche Trennung ist aber bei der bekannten Weise Roms dazu unbedingt erforderlich. (Vgl. „Römische Heidenmission" in Nr. 25 und 26 des vor. Jahrg.) P

Verschiedenes

(Giftblüten aus ultramontanen Blättern) Die Germania schreibt in einem Feuilletonartikel in Nr. 12 d. J. über Luther und die Reformation wörtlich:

„Das was der schauerliche Mönch von Wittenberg vor 350 Jahren in die Wege geleitet, das ist nicht mehr Reformation, nein, es ist der Sturz ins Bodenlose, es ist die gewaltthätigste, die radikalste, die liederlichste Revolution, welche die Welt je gesehen; es ist die Revolution

auf dem kirchlichen, religiösen, sittlichen, auf dem politischen, sozialen, volkswirtschaftlichen, auf dem wissenschaftlichen und geschichtlichen Gebiete. Freilich, Herr Frickhöfer — (gegen den Pastor Frickhöfer in Bremen ist der betreffende Artikel zunächst gerichtet) — darf so etwas beileibe nicht öffentlich zugestehen; wie könnte er sonst noch so salbungsvoll von den »Segnungen der Reformation« reden und nebenbei mit Weib und Kind die fette Pfründe eines Pastor Primarius am Bremer Dom verzehren."

An einer andern Stelle heißt es: „Die Fundamente der »evangelischen Kirche« liegen seit Langem für alle Welt klar zu Tage. Dennoch ist aber der Protestantismus die platte Negation allen und jedes Supranaturalismus; da wird alles gestellt unter das Gesetz der natürlichen, der stofflichen Entwicklung; da ist für den Gott der Bibel und der Offenbarung kein Plätzchen mehr übrig, wo er auch nur den bescheidensten Unterschlupf fände; seine Fundamente sind die vollendete Gottlosigkeit und der religiöse Nihilismus, und auf solchen Fundamenten läßt sich eben nichts aufbauen als Haß und Phrase, als Verfall und Untergang, zeitlich und ewig."

Als die vorbildlichen Vertreter des wahren protestantischen Bewußtseins, auf dessen Neubelebung man in unsrer Zeit hindränge, und das man so vielfach betone, werden neben den „bluttriefenden Katholikenverfolgern Nero und Domitian [!], die Begründer der protestantischen Kirche Englands, der viehische Heinrich VIII. und die sogenannte jungfräuliche Königin Elisabeth ... Robespierre und Danton, diese Henker der katholischen Kirche Frankreichs, diese Schreckensmänner der französischen Revolution," und unmittelbar daneben „der teure Gottesmann Martin Luther selbst" aufgeführt, „dessen tägliches Gebet nach seinem eignen Geständnisse in den wildesten Flüchen gegen Rom und die katholische Kirche bestand." Nach dieser hier wörtlich zitirten Aufführung von Vertretern des „protestantischen Bewußtseins" fährt der Feuilletonist der Germania wörtlich fort: „Alle diese entmenschten Tyrannen, welche die Geschichte mit ewiger Schande gebrandmarkt hat, sie gingen in ihrem Hasse, in ihrer Brutalität, in ihrem Kampfeszorn gegen den Katholizismus bis zur Raserei — sie hatten demnach ein möglichst tiefes und umfangreiches protestantisches Bewußtsein, es waren Muster- und Urprotestanten, und unsre modernen Pygmäen könnten immerhin von diesen Riesenhassern unsrer heiligen Kirche noch etwas Erkleckliches lernen."

Soweit die Germania. Wo bleibt da für unsre Kirche der Schutz von § 166 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches? Wir brauchen und mögen ihn nicht — aber wenn er solchen fanatischen Ausbrüchen der Römischen gegenüber nicht anwendbar ist, giebt es keine Rechtsgleichheit im deutschen Reiche. —

Würdig reihen sich an jene Stilproben der Germania die folgenden Auslassungen des Leo an, der im Zusammenhange einer Mahnung an die Katholiken, sich vor Mischehen zu hüten, denselben folgendes Entweder-Oder zu bedenken giebt. „Wir stehen hier, lieber Leoleser — so schreibt Prof. Rebbert, Regens des Paderborner Priesterseminars, in einer dem katholischen Volke zum Evangelium am 2. p. Epiph. dargebotenen erbaulichen Sonntagsbetrachtung wörtlich —, vor einer wichtigen Entscheidung; jeder katholische Christ muß klar und bestimmt Stellung nehmen, ein Verschleiern und Vertuschen der Sache geht nicht mehr an: entweder hat Jesus Christus, Gottes Sohn, nur eine einzige wahre Religion, nur eine Kirche gestiftet, und diese Kirche ist unsre römisch-katholische, oder er hat es nicht gethan, es ist einerlei, in welcher Kirche man lebt. — Nur eins von diesen beiden Dingen kann wahr sein. Ist das letzte der Fall, ist es einerlei, in welchem Glauben ich lebe, dann mag alles gehen und treiben, wie es will; dann mag der Protestantismus sich ausdehnen, so weit er kann und will, dann sind wir Katholiken überhaupt Thoren und Narren, wenn wir noch an unsrer Kirche festhalten, wir könnten es ja viel bequemer und gemütlicher haben im Leben, ohne Fasten, Beichte und Sakramentsempfang — dann fort mit allem, was uns lästig ist, und hinüber mit Sang und Klang in jenes Lager, wo man »liebt Wein, Weib und Gesang und kein Narr bleibt sein Leben lang«."

Man wird vergebens in unsrer protestantischen Presse ein Gegenstück zu einer solchen Perfidie „konfessioneller" Auseinandersetzung suchen. Nebenbei ist merkwürdig, daß nach dem Geständnis des Leo Fasten, Beichten und Sakramentsempfang für den Katholiken unbequeme und lästige Dinge sind, denen man sich nur unterzieht, weil die Kirche sie gebietet. B R

(Statistisches aus der sächsischen Landeskirche) Wir entnehmen den jüngsten Mitteilungen des sächsischen Landeskonsistoriums über das Jahr 1886 Folgendes:

Zur evangelisch-lutherischen Kirche sind 185 Personen übergetreten gegen 133 im Vorjahre; ausgeschieden aus derselben sind 280 gegen 221; es sind mithin im Jahre 1886 mehr ausgeschieden als übergetreten 95. Die Mehrzahl (85) der Uebergetretenen gehörte der römisch-katholischen Kirche an; 29 waren Juden, wogegen Uebertritte zum Judentume nicht vorgekommen sind. Die meisten Austritte (119) geschahen zu den Methodisten.

Die Zahl der Kommunikanten ist mit 1455717 um 13395 gegen die Ziffer des Jahres 1885 zurückgeblieben (47,4 Prozent der Seelenzahl). Den höchsten Durchschnittssatz hatte die Oberlausitz (74,1 Prozent), den niedrigsten die Ephorie Leipzig-Land (21,2 Prozent).

Der Prozentsatz der Beerdigungen mit kirchlichem Geleit ist von 89,5 auf 92,3 gestiegen; nur 7595 sind ohne Mitwirkung der Kirche erfolgt.

Die Gesamtzahl der im Jahre 1886 getauften Kinder betrug 127961 gegen 120031 im Jahre 1885. Die Zahl der Taufen blieb um 5632 gegen die Geburtszahl zurück, und ist dieses Verhältnis gegen das Vorjahr von 96,9 auf 95,8 Prozent gesunken; bei den Kindern aus gemischten Ehen ist es von 83,9 auf 85 Prozent gestiegen (3029 von 3565), aber bei den unehelichen Kindern wiederum von 95,6 auf 94,4 Prozent gesunken (15538 von 16457). Die eigentlichen Taufverweigerungen haben sich von 54 auf 48 vermindert; im übrigen liegen Verzögerungen vor und dadurch veranlaßte Todesfälle ungetaufter Kinder. Der Prozentsatz der lebend gebornen unehelichen Kinder (16457 gegen 16005) ist sich beinahe gleich geblieben: 12,32 gegen 12,31 Prozent.

Die Gesamtzahl der bürgerlichen Eheschließungen betrug 28048 rein evangelische Paare, 1352 gemischte. Davon wurden getraut 27410, bez. 1112, d. i. 97 Prozent gegen 96,8 im Vorjahre; die Trauungsverweigerungen sind von 54 auf 50 herabgesunken. 13 Trauversagungen waren auszusprechen gegen 16 im Vorjahre. Die Ehescheidungen gingen von 700 auf 676 zurück.

Die kirchlichen Stiftungen repräsentiren einen Wert von 190921 Mark; die sieben Landeskollekten des Jahres 1886 ertrugen 93969 Mk., 20972 Mk. mehr, als die sechs 1885 gesammelten.

Im Jahre 1886 sind drei neuerbaute und zwanzig umgebaute Kirchen eingeweiht worden. Vier neue Parochien und Pfarrämter traten ins Leben, sowie acht Diakonate und Hilfspredigerstellen. S

Briefkasten der Redaktion

Die Herren Mitarbeiter ersuche ich, knappe Empfehlungen von Büchern, welche sich in hervorragendem Maße zu Konfirmationsgeschenken eignen, binnen drei Wochen freundlichst an mich einschicken zu wollen. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Missionskonferenz in Halle

Die diesjährige Versammlung der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen findet zu Halle

am 6. und 7. Februar

statt, und zwar sämtliche Versammlungen im Restaurant „Prinz Karl" (Leipziger Platz, in der Nähe des Bahnhofes).

Am 6. Februar. Abends 6 Uhr: Missionsgottesdienst in der Marktkirche. Superint. Büchsel aus Beetzendorf. — Abends 8 Uhr: Vorversammlung: a) Einige Fragen im Anschluß an den der vorjährigen Provinzialsynode erstatteten Bericht. Eingeleitet durch D. Warneck-Rothenschirmbach; b) Ist die „Missionsstunde" die zeitgemäßeste Weise, das Interesse der Gemeinden an der Mission zu wecken und zu pflegen? Referent Pastor Hoffmann-Rathmannsdorf.

Am 7. Februar. Hauptversammlung vormittags 10 Uhr mit folgender Tagesordnung: a) Biblische Ansprache. Pastor Funcke aus Bremen; b) Mitteilungen des Vorstandes; c) Hauptthema: In wieweit ist die Eingliederung der Mission in den amtskirchlichen Organismus berechtigt und ausführbar? Referent D. Warneck; d) Neuwahl des Vorstandes. — Abendversammlung um 6 Uhr: a) Einleitende Ansprache. Pastor Möring aus Naumburg; b) Bilder aus der Battamission. Inspektor Dr. Schreiber aus Barmen; c) Desgleichen aus der Berliner südafrikanischen Mission. Missionar Meyer; d) Schlußwort. Pastor Funcke.

Mittwoch den 8. Februar, abends 8 Uhr, allgemeine studentische Missionsversammlung, in welcher Dr. Schreiber, Sup. Merensky, Missionar Meyer und D. Warneck sprechen werden.

Der Vorstand:
D. Warneck

Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.

Soeben ist erschienen:

Im
Kampf um die Weltanschauung.
Bekenntnisse
eines Theologen.

Erste und zweite Auflage.
Klein 8°. In hübschem Einband. M. 2.80.

Von Freunden und Mitarbeitern der Christlichen Welt sind in meinem Verlage erschienen:

Bornemann, Kirchenideale und Kirchenreformen. Brosch. 1.20 M.
Drews, Pfarrer, Pirkheimers Stellung zur Reformation. Brosch. 2.50 M. — Humanismus und Reformation. —.60 M.
Kayser, Der Geistliche und die moderne Gesellschaft. —.60 M.

Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

„Hört ihr Herren, und laßt euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen:
Geht nach Haus und wahrt das Licht,
Daß dem Staat kein Schaden geschicht.
Lobt die Jesuiten!"

Chamisso.

Zur Anschaffung und Selbstprüfung wird erneut bestens empfohlen:

Graeber, H., Die berühmten **„monita secreta"**, d. h. **„die geheimen Vorschriften von und für Jesuiten, dem deutschen Volke zur Warnung mitgeteilt."** 2. A. 80 Pf.
Graeber, H., Der Jesuitenorden. 5. A. 50 Pf.

(Barmen, Verlag v. Hugo Klein.)

Demnächst erscheint in gleichem Verlage:

Zoeckler, O. (Prof. D.), **Der Jesuitenorden nach seiner Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Mönchtums.** (Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins, Heft 68.) 10 Pf.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage: Der Prediger in der Wüste

Nr. 6 **Leipzig, den 5. Februar** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Aus dem Berufsleben des Herrn. 5 — Die hannoversche Landessynode — Der kirchliche Notstand in Berlin, ein öffentliches Aergernis: 2. Die Not — Die innere Mission in der Diaspora: 3. Religionsunterricht, Jünglings- und Männervereine, Familienabende, Pfarrhaus — Zu den Studentenunruhen in Rußland — Bücher und Schriften: Die Flugschriften des Evangelischen Bundes; Nippolds Schrift zum Prozeß Thümmel — Verschiedenes: Eine Entscheidung des sächsischen Landeskonsistoriums; Prozeß Thümmel-Wiemann; Universitätsgottesdienst — Der zitternde Pontifex — Zur Beachtung

Aus dem Berufsleben des Herrn

5

Wer sagen die Leute, daß ich sei? Mark. 8, 27. —

Indem der Heiland unter seinen Zeitgenossen einherging, in ihrer Mitte lebte und wirkte, wie unsre letzten Betrachtungen davon gehandelt haben, so war sein Absehen darauf gerichtet, daß sie inne werden möchten, sein Thun und Lassen gehe sie alle irgendwie aufs nächste an. Es sollte ihnen aus seiner Lebensführung etwas in die Augen springen, wovon sie den Blick nicht mehr wenden könnten, etwas entgegentreten, was ihnen keine Ruhe ließe, was ihnen innerlich zu schaffen machte, ihnen zusetzte, sie bedrängte, sie hindrängte zu ihm. Sein Wollen und Wirken geht also immer mehr darauf, persönlichen Einfluß auszuüben, persönliche Anhänger zu werben, die durch ein Band festen Vertrauens zuletzt unlösbar mit ihm verbunden wären.

Deswegen sucht er nicht seine Ehre. Aber während sonst in der Welt bei jedem Berufe Person und Sache geschieden werden müssen, hier sind sie nicht zu trennen. Wie hätte er es wagen können, seine Sache, „wozu er gekommen war," wie ein Himmelreichs- oder Erlösungsprogramm unter die Leute zu werfen, die doch, innerlich völlig unvorbereitet, entweder nichts davon verstanden oder alles von Grund aus mißverstanden! Da blieb nichts übrig, als einfach zu sagen: Hier bin ich, hier habt ihr mich, kommt zu mir, nehmt mich — und alles wird sich finden und alles wird sich klären! Also war dies die große Frage, ob die Menschen aus seiner Gesamtlebensführung etwas herauslasen oder nicht, was sie in seine Arme und ihm zu Füßen triebe. So wird die Frage des Herrn nicht nur erklärlich, sondern zur hochwichtigen Lebensfrage: Wer sagen die Leute, daß ich sei?

Die Antwort lautet tief betrübend. Sehen wir einmal noch ab von dem, was die Jünger zu berichten haben, und halten uns an den Thatbestand der Evangelien, so kommt es auf das Wort des Heilands hinaus, daß sie mit sehenden Augen sehen und doch nicht erkennen und mit hörenden Ohren hören und doch nicht verstehen. Sie sehen seine Thaten und hören seine Worte. Alles an ihm ist urgewaltig und doch zugleich so holdselig. Sie haben auch eine Empfindung davon, sie entsetzen sich, verwundern sich, bewundern ihn, verbreiten die Kunde. Dennoch bleibt alles äußerlich und alles auf der Oberfläche. Kaum daß in ihnen die Ahnung aufsteigt von einer Kraft Gottes und einem Rat Gottes, die sich durch ihn verwirklichen. Sie finden keine Ursache, der Angelegenheit weiter nachzudenken. Sie suchen nicht, sie fragen nicht, sie bitten nicht, sie klopfen nicht an, daß ihnen aufgethan werde. Was Wunder, daß dieselben Leute ihn im Hause des Jairus verlachen. Was Wunder, daß seine nächsten Nachbarn in Nazareth sich an ihm ärgern, daß seine eignen Anverwandten meinen, er sei von Sinnen gekommen, daß niemand den Pharisäern zu widersprechen wagt, wenn sie sagen, er habe den Teufel.

Da klingt es wie frommes Glockenläuten, wenn die Jünger nun doch von Leuten wissen, die sagen: Er ist einer von den Propheten. Ein Prophet, das ist viel, ist die höchste Würde, die einem Volksgenossen widerfahren kann. Das hebt ihn hoch über den Lärm des Tages, hoch über die Weisheit auf der Gasse. Ein Prophet, welch erfreuliches Verständnis! Und doch nur ein Prophet, welches Mißverständnis! Nur ein Herold dessen, was kommen wird, wie jüngst noch der Täufer sich genannt hatte. Immer nur Weissagung, keine Erfüllung; Hinausblick in die Zukunft, aber keine Gewißheit der Gegenwart! War der Heiland nicht mehr, so hielt er nicht, was er versprochen und in Aussicht genommen. Der Vollklang des Prophetennamens erweist sich als ein Mißklang.

Wer sagen heute die Menschen, daß er sei? Sehen wir ab von Hohn oder Verachtung, die aus unheiligem Munde sich noch immer über ihn ergießen, so sagen die Bessergesinnten unsers Geschlechts: ein Menschenfreund — ein Heros der Sittlichkeit — ein religiöses Genie! Wohllautende Namen, nicht ohne Rührung, nicht ohne Erhebung des Gemüts zu nennen, die aber der Heiland sicherlich nur mit schwerem Seufzen vernommen hätte. Es sind Namen, die niemandem etwas helfen, die schlechterdings nicht zum Ausdruck bringen, was wir an Christo haben. Ueber den Menschenfreund, den Heros, das religiöse Genie schreitet unbarmherzig der Strom der Geschichte. Er war einmal, das ist dieser Weisheit letzter Schluß; jeder Tag bringt mehr und besseres im Fortschritte menschlichen Geisteslebens. Es giebt keine Erlösung außer der, mit welcher die Menschheit und jeder Einzelne sich stufenweise selbst erlöst. Wozu dann die großen Vorbilder, auch das Vorbild des Herrn, als Stützen oder, sagen wirs rund heraus, als Krücken dienen müssen. Als Krücken für Krüppel, für Krüppel am Geiste, die es so lange bleiben werden, als sie kein Sein kennen, sondern nur ein Werden, kein Haben, sondern nur ein Sollen.

Wer aber sagt ihr, daß ich sei? Sch

Die hannoversche Landessynode

Die Verhandlungen der im November und Dezember vorigen Jahres versammelt gewesenen Landessynode der evangelisch-lutherischen Kirche Hannovers sind nicht nur für die kirchlichen Verhältnisse der Provinz von hervorragender Bedeutung geworden, sondern dürfen in mehrfacher Hinsicht auch das Inter-

esse aller derjenigen in Anspruch nehmen, denen die Entwicklung des kirchlichen Lebens im deutschen Vaterlande am Herzen liegt. Die folgenden Mitteilungen sollen sich nur auf das allgemein Bemerkenswerte erstrecken.

Der mit musterhafter Sorgfalt erstattete ausführliche Bericht des Landeskonsistoriums über die Zustände und Verhältnisse der Landeskirche in dem seit der letzten ordentlichen Synode verflossenen Zeitraume zeigt, mit welcher Umsicht, Weisheit und Hingebung unsre oberste Kirchenbehörde ihres Amtes wartet. Das gottesdienstliche und das sittliche Leben der Gemeinde, die Rechte und der Besitzstand der Kirche, die Vorbildung der Geistlichen und ihre Amtsführung, ihre wirtschaftliche Lage und die Versorgung ihrer Witwen und Waisen, alles hat in vollem Maße Beachtung und Förderung gefunden. Die christliche Liebesthätigkeit wird ohne direktes amtliches Eingreifen in der dankenswertesten Weise gefördert und unterstützt; und wenn die Entwicklung auf diesem Gebiete bei uns auch insofern eine gesunde ist, als alle Vereine und Anstalten der innern Mission mit der Kirche in enger Verbindung stehen, sie nirgends hindernd, sondern ihr dienend, so ist das offenbar zum Teil die Folge jener richtigen Stellungnahme der Kirchenregierung. Wie sehr die oberste Behörde sich die Entwicklung des synodalen Lebens angelegen sein läßt, zeigen die vortrefflichen Anweisungen und Ratschläge, welche in dem Bericht den Bezirkssynoden gegeben werden, um ihre oft noch recht eintönigen Verhandlungen lebendiger, volkstümlicher und fruchtbarer zu gestalten. Von der Hermannsburgischen Separation erfahren wir, daß sie in merklichem Rückgange begriffen ist, besonders infolge der zahlreichen Spaltungen in den von ihr ergriffenen Kreisen. Der Einfluß der Sekten ist gering. Aber Rom ist auch hier ein gefährlicher Gegner. Die Zahl der Mischehen hat zugenommen, obgleich immerhin nur 44,8 solcher Ehen neben 1000 rein evangelische Ehen zu stehen kommen (gegen 114 in ganz Preußen). Kaum die Hälfte der gemischten Paare wird lutherisch getraut. Zwar werden 53 Prozent der Kinder evangelisch erzogen. Aber nur wenig mehr als die Hälfte der lutherischen Väter hat soviel kirchliches Bewußtsein, um die Erziehung sämtlicher Kinder in der eignen Konfession, die das Recht des Vaters ist, durchzusetzen. Noch weniger gut scheint es da zu stehen, wo, wie im Fürstentum Hildesheim, zahlreichere Katholiken wohnen. Diesen Uebelständen entsprechend hat denn auch die Synode eine Mahnung zu kräftiger evangelischer Predigt an die Pastoren und zu ernster Zuchtübung an die Gemeinden zu richten nicht versäumt.

Erfreulicher ist die Wahrnehmung, daß Tauf- und Trauungsverweigerungen selten vorkommen, abgesehen von einigen Städten, in denen es etwas weniger gut steht. Auch ist der bei uns bisher befolgte Grundsatz: „Keine Stadtmission, aber mehr Kirchen, mehr Gemeinden!“ in der Stadt Hannover insofern nicht ohne Wirkung geblieben, als in den letzten sechs Jahren drei neue große Kirchen gebaut sind, und der Besuch der Gottesdienste sich um etwa $1\frac{1}{2}$ Prozent der Bevölkerungsziffer gehoben hat. — Die Zahl der unbesetzten Pfarren belief sich nach den Mitteilungen des Landeskonsistoriums zu Anfang vorigen Jahres auf nicht weniger als 123. Damit scheint indessen die höchste Zahl erreicht zu sein, und in nicht ferner Zeit an Stelle des Kandidatenmangels ein Ueberfluß in Aussicht zu stehen. Im Zusammenhange mit dieser guten Aussicht steht die beabsichtigte Gründung eines neuen Predigerseminars und der Plan, demnächst für eine Anzahl ordinirter Predigtamtskandidaten ein Vikariat bei tüchtigen Geistlichen als eine Schule für das selbständige Pfarramt zu errichten.

Die erste Gesetzesvorlage, welche der Synode von seiten der Kirchenregierung gemacht wurde, betraf die Gottesdienstordnung. Der Entwurf des Landeskonsistoriums, welcher den sämtlichen Bezirkssynoden zur Begutachtung vorgelegen hatte, wurde der Landessynode mit denjenigen Aenderungen vorgelegt, zu welchen die Wünsche der Bezirkssynoden Veranlassung gegeben hatten, und im wesentlichen nach der Vorlage angenommen. Damit erhält die hannoversche Landeskirche ein vortreffliches liturgisches Formular, auf dem Grunde unsrer Kirchenordnungen der geschichtlichen Entwicklung und durchschnittlich geübten Praxis gemäß gestaltet, welches keiner Gemeinde aufgezwungen werden soll, aber für alle von jetzt an in der Ordnung des Gottesdienstes vorgenommenen Aenderungen maßgebend sein will. Auf diesem Wege wird eine im wesentlichen einheitliche Gestaltung des Gottesdienstes in der ganzen Landeskirche allmählich erreicht werden, ohne daß der evangelischen Freiheit in den Zeremonien zu nahe getreten würde, umso weniger, als für verschiedene Stücke der Gottesdienstordnung Parallelformulare geboten sind und das Landeskonsistorium die Erklärung abgegeben hat, daß es die neue Ordnung nicht als ein Buchstabengesetz zur Anwendung zu bringen gedenke.“

Eine solche Einmütigkeit wie bei der Beratung dieses Gesetzes ist gegenüber den meisten andern wichtigen Vorlagen der Kirchenregierung und Anträgen aus der Mitte der Versammlung nicht wieder erreicht worden.

Es fehlt bei uns in Hannover an einem allgemein eingeführten Katechismus, nachdem ein im Jahre 1862 der Landeskirche aufgedrungenes Buch nach heftigen, das gesamte kirchliche Leben erschütternden Kämpfen sich nicht hat durchsetzen können. Gegenwärtig macht man wohl überall den kleinen Katechismus Luthers zur Grundlage des Unterrichts, bedient sich aber daneben einer bunten Vielheit von Spruchbüchern und Erklärungen des kleinen Luther. Ein Teil der Synodalen hatte nun den lebhaften Wunsch, der Landeskirche das Geschenk eines neuen Katechismus zu machen, ähnlich wie die beiden vorhergehenden Synoden uns zu einem neuen einheitlichen Gesangbuche verholfen haben. Dem gegenüber machten sich jedoch mit Recht die stärksten Bedenken geltend, ob ein solches Werk bei der gegenwärtig herrschenden Unsicherheit über die rechte Gestaltung des Katechismusunterrichts schon angezeigt sei und ob es auf einem Boden sich ausführen lasse, der noch heiß sei von dem Brande von 1862. Man begnügte sich denn auch, indem man dem Vorschlage des Landeskonsistoriums, vorläufig nur der Flut von Katechismen durch ausschließliche Gestattung einer Auswahl derselben eine Grenze zu setzen, nicht zustimmte, mit der Niedersetzung einer Kommission, welche zu erwägen hat, wie geholfen werden kann. Damit ist die heikle Angelegenheit bis auf wills Gott bessere Zeiten vertagt.

In den Entwurf eines Gesetzes betreffend die Dienstvergehen der Geistlichen und niedern Kirchendiener hat die Synode die Bestimmung hineingebracht, daß bei der Entscheidung in zweiter Instanz in viel ausgedehnterem Maße, als es schon bisher der Fall gewesen ist, Abgeordnete der Synoden mit den Mitgliedern des Landeskonsistoriums zusammen wirken sollen. — In seltsamem Gegensatze zu diesem Beschlusse steht das Verfahren der Synode gegenüber einer von der Kirchenregierung beabsichtigten Neuordnung des Visitationswesens. Man wollte die Kirchenvisitationen, welche bisher nur in einem Teile der Landeskirche in Gebrauch sind und durch den Superintendenten in Verbindung mit dem Landrate des Kreises, die sogenannte Kirchenkommission, vorgenommen werden — eine ohne Zweifel segensreiche Einrichtung — in der Weise auf die ganze Landeskirche ausdehnen, daß man neben, bezw. an die Stelle des weltlichen Kirchenkommissars je ein geistliches und ein weltliches Mitglied der Bezirkssynode setzte, welche letztern zwar nicht den Geistlichen, wohl aber den Zustand der Gemeinde mit zu visitiren hätten. Gegen diese Vermehrung der Befugnisse der Bezirkssynoden, welche die Kirchenregierung denselben beilegen wollte, erhob sich nun der lebhafteste Widerspruch aus denselben Reihen, die für die Mitwirkung landessynodaler Elemente bei Disziplinarsachen erfolgreich eingetreten waren. Ja, man entfernte in dritter Lesung die anstößige Bestimmung aus dem Gesetz, auf die Gefahr hin, dadurch die Vorlage für die Kirchenregierung unannehmbar zu machen und der anerkannten Wohlthaten des Gesetzes verlustig zu gehen. Ohne das Gewicht mancher der vorgebrachten Ablehnungsgründe zu verkennen, insbesondre die Schwierigkeit, überall die geeigneten Männer unter den weltlichen Abgeordneten zu finden, darf doch gesagt werden, daß auch in dem Verhalten unsrer Synodalmehrheit den beiden genannten Gesetzen gegenüber jene Bestrebungen zum Vorschein kamen, welche darauf gerichtet sind, die synodalen Einrichtungen wohl an ihrer Spitze, aber ja nicht an ihrer Basis zu stärken. Und doch ist es gewiß, daß die Landes- und Generalsynoden

nur dann eine wirkliche Vertretung der Gesamtkirche darstellen können, wenn sie ein kräftiges Leben der untern Organe, der Gemeindevertretung in den Kirchenvorständen und Bezirkssynoden zur Voraussetzung haben.

Von der Stellung ähnlicher Anträge wie die Hammersteinschen, oder von einer Wiederholung der denselben verwandten, schon 1869 von der hannoverschen Landessynode gestellten sogenannten Brüelschen Anträge hat man diesmal abgesehen. Man hat sich — abgesehen von dem berechtigten Dringen auf immer reichlichere Nutzbarmachung des hannoverschen Klosterfonds für kirchliche Zwecke — damit begnügt, eine vom Kultusminister unabhängigere Stellung des Landeskonsistoriums wiederholt zu erbitten und die Auffassung geltend zu machen, daß die Mitglieder der Konsistorien gegenwärtig nicht mehr Staats-, sondern Kirchenbeamte seien, welcher Anschauung freilich der Präsident des Landeskonsistoriums, Mejer, auch als Kirchenrechtslehrer entschieden widersprach.

Dieselbe feste Haltung bethätigten der Präsident und die Mitglieder des Landeskonsistoriums, soweit sie der Synode angehörten, hocherfreulicher Weise gegenüber dem verhängnisvollen Antrage, durch welchen die Mehrheit gegen eine unter der jüngern Geistlichkeit ziemlich stark vertretene theologische Richtung vorgehen zu müssen meinte. Der heftige Angriff, welchen ein weltlicher Synodaler gegen die vermeintlichen „Irrlehren" des Göttinger Professors Ritschl richtete — in völliger Unkenntnis der Verhältnisse später dieselben sogar auf die ganze theologische Fakultät dort ausdehnend —, gab einer niedergesetzten Kommission Veranlassung zur Stellung folgenden Antrages:

Je geringer der Einfluß ist, welcher den Organen der Kirche auf die Vorbildung der angehenden Theologen vor deren Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie zusteht, und je schwerer es den jungen Theologen unter den mancherlei Einwirkungen der Gegenwart und der gegenwärtigen Lage der theologischen Wissenschaft wird, den lebendigen, heilskräftigen Glauben der Kirche festzuhalten, umso mehr müssen alle Organe und Glieder der Kirche die Pflicht erkennen und bethätigen, jedes ihnen zu Gebote stehende Mittel zu ergreifen und anzuwenden, diesen Glauben bei den Kandidaten vor deren Eintritt in das geistliche Amt zu frischem Leben und zu neuer Kraft zu erwecken. Die Synode vertraut, daß die königliche Kirchenregierung die Erreichung dieses Zieles insbesondre auch bei der Leitung und Ueberwachung der Predigerseminare und bei dem neuen Institute des Vikariats vornehmlich sich werde angelegen sein lassen. Nachdem die bezeichneten ungünstigen Wahrnehmungen angefangen haben, schwere Beunruhigung in weiten Kreisen unsers christlichen Volkes hervorzurufen, hat die Synode geglaubt, bei dieser Gelegenheit mit der vorstehenden offenen Erklärung nicht zurückhalten zu dürfen.

Die Verhandlungen machten es hinreichend klar, vor welcher Gestalt der theologischen Wissenschaft man vorzugsweise warnen wollte und welche theologische Richtung man als Unglauben zu brandmarken sich nicht scheute. Es half nichts, daß so angesehene und rechtgläubige Theologen wie der Abt Uhlhorn, der Oberkonsistorialrat Düsterdiek und der Vertreter der theologischen Fakultät, Professor Wiesinger, die angegriffene Theologie in Schutz nahmen und die Art und das Recht wissenschaftlicher Forschung in der protestantischen Kirche klar zu machen suchten; es half nichts, daß das Landeskonsistorium der jüngern Geistlichkeit des Landes ein gutes Zeugnis ausstellte und das Vorhandensein einer Beunruhigung in den Gemeinden wiederholt in Abrede nahm; es half auch nichts, daß eine starke Minderheit in der Synode den betretenen Weg nicht mitzumachen gesonnen war, obgleich die angegriffene Richtung selbst in der Synode keinen Vertreter hatte: man erhob den gestellten Antrag mit fünf Stimmen Mehrheit zum Beschluß, ohne sehen zu wollen, daß ein solcher Beschluß nicht geeignet ist, wie eine einmütige Erklärung einer mannichfach zusammengesetzten kirchlichen Versammlung es sein könnte, die Betroffenen zu ernster Einkehr und erneuter Prüfung ihrer Meinungen zu veranlassen, sondern viel eher dazu, als Herausforderung von seiten einer entgegengesetzten theologischen Partei zu erbittern und zu einer neuen kirchlichen Parteibildung zu treiben, die Gott verhüten möge. Am schmerzlichsten berührt an dem ganzen Verfahren die Wahrnehmung, wie schwer es unter Christen noch immer ist, nicht gleich den Glauben des andern in Zweifel zu ziehen, sobald die Worte und Lehren nicht mit den eignen übereinstimmen. Möchte diese bittere Erfahrung auf die Betroffnen keine andre Wirkung thun, als daß sie den lebendigen Glauben, den man ihnen bestreitet, nur umso freudiger in Wort und That, in Liebe und Demut bewähren und so auch ihre Feinde zu Freunden machen.

Die Mehrheit der Landessynode hat zum Schluß noch ihre Ueberlegenheit dadurch zur Geltung gebracht, daß sie den ständigen Ausschuß, welchem für die Zwischenzeit zwischen je zwei ordentlichen Landessynoden eine Reihe wichtiger Geschäfte zustehen, ohne jegliche Rücksicht auf die Wünsche der Minderheit aus denselben Männern wieder zusammensetzte, deren befremdliches Gutachten über die Lutherfeier des Jahres 1883 noch in Erinnerung ist. Aber die ungewöhnlich starke Minderheit, welche der herrschenden Richtung hier und bei verschiedenen andern Gelegenheiten entgegentrat, läßt die Zeit doch nicht mehr fern erscheinen, wo es mit der Herrschaft einer einzigen kirchlichen Richtung in Hannover vorbei ist und man vielleicht lernt, sich gegenseitig besser zu verstehen als heute. J-H

Der kirchliche Notstand in Berlin, ein öffentliches Aergernis

2. Die Not

In liberalen Kreisen Berlins pflegt man bittere Klage zu führen, daß die kirchlichen Zustände der Stadt durch die Reiseprediger der Stadtmission unter dem Vorgange Stöckers zu schwarz gemalt würden. Wirklich liegt die Gefahr der Uebertreibung nahe, wo ein Eindruck nicht nur auf das Gemüt der Zuhörer, sondern auf ihre Opferwilligkeit erzielt werden soll. Auch die kirchlichen Zeitungen und Sonntagsblätter wissen in der Regel nur die greulichsten Dinge aus Berlin zu berichten, einfach aus dem Grunde, weil vornehmlich diese auf den Leser von Wirkung sind. So schwebt denn in der That das evangelische Berlin vielen guten deutschen Christen wie ein unabsehbarer Sumpf vor, aus dem nur etwa die Stadtmission und einige wenige Kirchen mit gläubigen Predigern verloren emporragen. Wo aber sind die kirchlichen Blätter, welche es sich angelegen sein ließen, den Christen im Reiche ein vollständiges und genaues Bild des kirchlichen Zustandes in der Reichshauptstadt zu vermitteln?

Gleichwohl ist die Rede von einem kirchlichen Notstande in Berlin keine Sage, und das evangelische Deutschland hat Recht, wenn es ein herzliches Aergernis daran nimmt. Was die gekränkten Verteidiger der Berliner Kirche Uebertreibung nennen, ist vielleicht recht einseitige Schilderung, beruht aber doch auf trauriger Wirklichkeit. Und genauere Kenntnis wird manche falsche Vorstellung und manches vorgefaßte Urteil berichtigen, die Not selbst aber nicht geringer finden. So ist denn auch von kirchlich-freisinniger Seite das Unhaltbare des jetzigen Zustandes ebenso durch offizielle Kundgebungen und Maßnahmen der Stadtsynoden wie außerhalb dieser Körperschaften zur Genüge anerkannt worden.*)

Davon kann keine Rede sein, daß die Evangelischen Berlins von Haus aus für Christentum und Kirchlichkeit minder empfänglich und geschickt wären als die Leute sonstwo im Reiche. Hierfür haben sie Zeugnis von Männern aller Parteien.**)

Nicht minder gehen diejenigen fehl, welche die Fortschrittler und Sozialdemokraten Berlins einfach zu den Unchristen werfen, wie die Enthusiasten der „Berliner Bewegung" gern thun. So wenig der Berliner Fortschrittsmann, der seine Stimme für Eugen Richter oder Virchow abgegeben hat, oder der Arbeiter, der Singer und Hasenclever gewählt hat, darum auch aufgehört hat, ein königstreuer Preuße zu sein, so wenig hat er in kraft seiner politischen Stellung dem Christentum und der Kirche

---

*) Vgl.: Der kirchliche Notstand Berlins. Vortrag im Berliner Unionsverein [Protestantenverein] gehalten am 20. März 1885 von H. Schroeder, Kammergerichtsrat, Vorsitzendem der vereinigten Kreissynoden Berlins. Berlin, A. Haack, 1885; 28 S.; 50 Pf.

**) Vgl. besonders: Der Berliner Volkscharakter in der Seelsorge von Eugen Baumann, Pfarrer an der Dankeskirche in Berlin. 2. Ausg. Prenzlau, Th. Biller, 1887; 136 S.; 1,20 Mk.

Valet gesagt. Die Unkirchlichkeit und der Unglaube haben freilich in diesen Reihen ein großes Heer; aber sie beide machen auch nicht Halt vor den Grenzpfählen des Konservatismus oder Antisemitismus. Nirgends leichter als in Berlin kann man sich, wenn man will, davon überzeugen, daß christliche Frömmigkeit an die politische Parteistellung nicht gebunden ist. Nur Unkenntnis oder Verblendung kann den Stand des Christentums in Berlin an der Zahl der für die Kandidaten des C. C. C. oder des Kartells abgegebenen Stimmen abmessen wollen.

Zuzugeben ist ferner, daß ein Auszug aus dem Berliner Polizeibericht ein zutreffendes Bild von dem sittlichen Zustande der Stadt nicht giebt. Jeder wird schaudern, der die Fülle von Elend und Sünde überschaut, die da oft an einem Tage sich auf geringem Raume zusammendrängt, und furchtbar bleibt der Schluß von dem, was gemeldet und geahndet wird, auf das, was unerreicht von dem Auge und der Macht des städtischen Sicherheitsdienstes gesündigt wird. Aber man vergleiche die Sittlichkeit dieser Stadt von anderthalb Millionen mit der Sünde und Schande, die sonst innerhalb eines Bevölkerungskreises von anderthalb Millionen im Schwange geht! Man vergleiche mit Berlin das kirchenreiche London oder die gut kirchlichen Dörfer, wo kein erstes Kind in der Ehe geboren wird, offenbarer Ehebruch von der öffentlichen Meinung ungerügt bleibt und das Gebot „Du sollst nicht stehlen!“ in Bezug auf manche Sachen einfach außer Geltung gesetzt ist! Man lerne anderseits die moralische Tüchtigkeit des evangelischen Arbeiters, Bürgers, Beamten und Gelehrten gerade in Berlin (im Unterschiede z. B. von dem jedenfalls einen Grad tiefer stehenden katholischen Wien) kennen — und man wird aufhören müssen, in Berlin kurzweg ein neues Sodom und Gomorrha zu sehen.

Und dennoch bleibt der kirchliche Notstand — ich sage mit Stöcker im Landtage: „himmelschreiend“ und wird von dem deutschen evangelischen Volke mit Recht als ein unerträgliches Aergernis empfunden.

Ich nannte Berlin eine Anderthalb-Millionenstadt. In der That wird Berlin im Jahre 1889 die 1 500 000 Einwohner vollmachen, wahrscheinlich — nach einer Schätzung der Nationalzeitung — schon zum nächsten 1. Januar. In einer einzigen Woche (der am 29. Oktober vorigen Jahres endenden) wuchs die Stadt um 4477 Seelen; unter 1500 thut sie's wohl keine Woche. Bei der letzten Volkszählung bezifferte sich die Seelenzahl auf 1 315 297, heute etwa auf 1 430 000. Nach einer Prophezeiung, die Karl Emil Franzos neulich in der Wiener Neuen Freien Presse verständig begründet hat, wird Berlin dereinst nach London die volkreichste Stadt dieses Weltteiles sein: nicht das Glück, führt er aus, sondern mit dem Glück das Verdienst hat Berlin zu seiner heutigen Größe und Bedeutung gebracht, und seine nächste Zukunft wird unter demselben Sterne stehen, wie seine jüngste Vergangenheit. Also — sagen wir — wer ein Interesse dabei hat, mag sich darauf einrichten!

Ob unsre Kirche ein Interesse dabei hat? Sie hat das denkbar größte, daß die Versäumnis der jüngsten Vergangenheit nicht zu einem chronischen Uebel und damit die kirchliche Verwahrlosung der Reichshauptstadt schier unheilbar werde. Was in Deutschland ein Herz für die evangelische Kirche hat, muß aufstehen und den Verantwortlichen ins Gewissen rufen: Macht dem unwürdigen Zustande der Kirche in Berlin ein Ende! Holt das Versäumte nach, inwieweit und weil es eben noch Zeit ist, und häuft nicht Versäumnis auf Versäumnis! Soll denn der Schade ins Ungeheure wachsen?

Ueber zwei Drittel der Berliner Bevölkerung sind evangelisch, also zur Zeit etwa eine Million. Sie verfügen einschließlich aller Kapellen, Betsäle, Anstaltskirchen ꝛc. über einige siebzig gottesdienstliche Stätten; Kirchen sind viel weniger. Das macht einen kirchlichen Versammlungsort auf je 14 000 Seelen. Alle diese Räume zusammen weisen etwa 40 000 Sitzplätze auf. Rechnen wir mit einem vollen Drittel die Kinder ab, so haben wir 40 000 Kirchenstühle auf 666 000 erwachsene Protestanten Berlins. Man sage nicht: es steht trotzdem noch manche Kirche leer. Man bedenke einmal: das bietet Berlin Sonntag für Sonntag seinen evangelischen Bürgern. Und Predigt und Seelsorge? Sie ist, die Anstaltsprediger ꝛc. mitgerechnet, 120 evangelischen Geistlichen anvertraut; das giebt einen auf je 8000 Gemeindeglieder.

Gewiß böse Zahlen. Aber sie bringen noch nicht die eigentliche und ganze Not an den Tag. Diese liegt in der ungleichen Verteilung der Kräfte. In der innern Stadt liegt Kirche an Kirche — der fromme Sinn der Väter hat sie gebaut. Da finden sich Gemeinden mit wohl ausreichender kirchlicher Versorgung. Im Jahre 1880 (für welches in den Akten der vereinigten Kreissynoden mir eine offizielle Zusammenstellung begegnete, wie ich sonst keine gefunden) kam ein Geistlicher in Nikolai auf 2000 Seelen, in Werder auf 2400, in Marien auf 3000, in Petri auf 4250, in Matthäi auf 6300, in Georgen auf 7032, in Dorotheenstadt auf 8014. Dagegen stehen ganz anders die Thomasgemeinde mit einem Geistlichen auf 18 456, Zwölf Apostel auf 19 045, Heilig Kreuz auf 19 222, St. Paul auf 20 000, Zion auf 23 300, Markus auf 34 410! Seitdem haben sich die Verhältnisse der einzelnen Parochien verändert, teils zum Bessern (wie in Markus; vgl. nächste Nr.), teils zum Schlechtern. Moabit mit 45 000 Einwohnern hat heute noch nur zwei Geistliche und nur eine Kirche, diese faßt ganze 500, schreibe fünfhundert Sitzplätze. Man denkt aber wirklich ernsthaft daran, in diesem Stadtteil noch eine zweite Kirche zu bauen. Es ist alles Mögliche!

Wie muß doch alle Freudigkeit der Pastoren zu ihrem Amt unter solchen Verhältnissen erlahmen! Wie muß doch auch der Gewissenhafteste sein Arbeitsziel sich so viel niedriger stecken! Wie bald ist auch die frischeste und festeste Kraft abgenutzt! Für tastende Anfänger und Alternde ist eigentlich gar kein Raum, und doch zählen die auch mit.

Dazu nun der schreiende Vermögensunterschied der verschiednen Gemeinden: drin reiche Gemeinden, die nicht wissen, wohin mit ihrem Kirchenvermögen und sich dadurch zu allerhand Luxusausgaben verleiten lassen — draußen die Gemeinden arm wie eine Kirchenmaus, nicht imstande, die Gehälter ihrer spärlichen Geistlichen aufzubringen, geschweige die neuen Aufgaben zu lösen, welche die von Jahr zu Jahr unaufhaltsam ins Riesengroße wachsende Masse der Zugehörigen gebieterisch stellt.

Die völlige Unfähigkeit der Berliner Kirche (denn wir draußen in Provinz und Reich wissen nichts von dem Partikularismus der Parochien und sehen das evangelische Berlin als eine Einheit) — die Unfähigkeit der Berliner Kirche, ihren Gliedern in den rasch anschwellenden Vorstadtgemeinden ausreichende Andachtsstätten und geordnete geistliche Versorgung zu bieten — das ist die kirchliche Not in Berlin. Es ist in Wahrheit eine Kirchennot, zugleich aber eine Not an Pastoren und richtiger Verteilung der kirchlichen Kräfte. Hunderte und Tausende verlieren Kirche und Pastor aus dem Gesicht und müssen der Pflege entbehren, welche sie als Kinder evangelischer Eltern von der evangelischen Kirche zu beanspruchen haben. Man muß sich wundern, daß unter diesen Umständen die Zahl der Taufverweigerer und Trauverweigerer (vgl. Nr. 4, S. 36), daß die sittliche Verwilderung nicht noch größer ist. Ich verzichte darauf, diese näher zu schildern; der Artikel über die Stadtmission (Nr. 4, S. 28 ff.) hat einige bewegliche Daten beigebracht.*)

Auch anderwärts gedeihen gottloses und sittenloses Wesen — unter dem Schatten des Kirchturms; aber noch klingen die Glocken in jedes Ohr, noch öffnet sich jedem die Kirchthür, noch findet der Geistliche jeden oder ist doch von ihm zu finden: die Kirche thut ihre Schuldigkeit. Hier in Berlin ist sie einfach nicht imstande, ihre Schuldigkeit zu thun. Wir vergessen nicht, daß Christus uns heißt Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten und daß man das auch ohne das „Gotteshaus“ kann, und doch sagen wir: Je mehr Kirchen, je mehr Kirchgänger, je mehr Christen, und umgekehrt! Wir kennen wohl die Wahrheit vom

*) Ein Beispiel nur noch, wie unmöglich es für das geistliche Amt in der Weltstadt ist, seine Pflicht an den Gemeindegliedern zu thun, insbesondre auch wegen des unaufhörlichen Wechsels ihrer Zugehörigen, die, kaum zugezogen, die Parochie auch schon wieder verlassen. Baumann erzählt (a. a. O. S. 80): „Nicht einmal, sondern oft ist es geschehen, daß Eltern am Konfirmationstage ihr Kind vergeblich am Altar suchten und nachher vom Geistlichen erfuhren, es habe sich zwar gemeldet, sei aber nie im Unterricht gewesen.“

allgemeinen Priestertum aller Christgläubigen; aber ohne Bedienung mit Wort und Sakrament keine Gläubigen! Wir glaubens und bekennens, daß der Geist weht, wo er will; aber wie die Familie, der Staat, so ist die wohlgeordnete Kirchengemeinschaft die Stätte, die der Geist Gottes finden und erfüllen will, das von Gott seinen Kindern auf Erden gegebene Mittel und Werkzeug, seine ewige und unsichtbare Kirche, sein Himmelreich zu bauen. Und kurzum: die mit ihrem Pastor verbundne Gemeinde ist die Bedingung alles evangelisch-christlichen Lebens.

Fühlt und weiß man das in Berlin nicht auch? Rührt man sich nicht, der Not ein Ende zu machen, größerer Not vorzubeugen? Darf das evangelische Deutschland hoffen, die Last dieses Aergernisses bald loszuwerden?

Leider kann die Antwort nicht so gewiß und freudig lauten, wie zu wünschen wäre. Wir müssen erfahren, was oder wer die Schuld davon trägt. Irre ich nicht, so liegt hier erst das größte Aergernis. R

Die innere Mission in der Diaspora

3. Religionsunterricht, Jünglings- und Männervereine, Familienabende, Pfarrhaus

Doch es gilt auch für den evangelischen Religionsunterricht der Kinder zu sorgen, so lange sie in katholischen Schulen verbleiben. Die noch vor fünfundzwanzig Jahren vorkommende naive Art, daß der katholische Lehrer den evangelischen Kindern den Lutherschen Katechismus dazwischen einpaukte, und umgekehrt, ist wohl nun von der deutschen Erde verschwunden, übrigens nicht zum Schaden der Religion. Man muß deshalb Acht haben auf die vereinzelten evangelischen Kinder in katholischen Schulen und sie mit regelmäßigem Religionsunterricht versorgen, sei es, daß bei größerer Zahl die Kommune zur Einrichtung und Bezahlung des Lehrers genötigt wird, sei es, daß bei geringer Zahl oder bei auftretenden Schwierigkeiten die evangelische Gemeinde den Religionslehrer schickt, mit der dafür immer bereit stehenden Hilfe des Evangelischen Oberkirchenrates. Ich habe darum nie vergeblich gebeten. Man zögere doch in dieser Beziehung ja nicht: der daseiende evangelische Religionsunterricht erhält nicht bloß, nein, er gebiert evangelische Kinder — denn viele Eltern lassen die Kinder faktisch bloß darum katholisch werden, weil nichts andres da ist. Um einer Zahl von sieben evangelischen Kindern willen richtete ich evangelischen Religionsunterricht in Pielahütte bei Rudzinitz ein; als der Lehrer das zweite mal hinkam, waren bereits zwölf Kinder vorhanden.

Sammlung der evangelischen Kinder zum Religionsunterricht — aber bei aller Arbeit wie schwach in der Erkenntnis bleiben sie! wie leicht vergessen wird das Angenommene! Der Ruf der innern Mission hat deshalb allerorten die Vereine evangelischer Jünglinge und Männer hervorgezaubert. In der Diaspora sind sie erst recht notwendig! Denn wo bleiben des Pastors Konfirmanden? wo die vielen Neukonfirmirten, die in seine Parochie zuziehen? Wo die kräftigen, angeregten Jünglingsgestalten aus den treu evangelischen Familien? Wo die weichen, viel angefochtenen Naturen mit dem empfänglichen, leicht für das Gute wie für das Böse erregten Gemüte? Sollen sie der seichten oder liederlichen Art der Welt verfallen? Sollen sie als Anhängsel in den katholischen Gesellenvereinen verkommen? Sollen sie unklar, steif und weltverachtend im Hintergrunde stehen? Sollen sie ihr bischen gewonnene evangelische Erkenntnis einbüßen und dem großen gedankenlosen Religionsmischmasch in die Arme fallen? Diese Menschen halten, in der Gemeinschaft stärken, mit andern Gereifteren zusammenführen, sie die Süßigkeit eines christlichen Gedankenaustausches schmecken lassen, ihnen die Herrlichkeit des Christenwandels in der Freiheit der Kinder Gottes zeigen, und so sie heben zum Stolz und Trotz evangelischen Bekenntnisses, zum Ehrgefühl ihres konfirmirten Christenstandes, zur Fröhlichkeit in Ehren, zur Erfassung christlicher Freundschaft, zum Dienste der Liebe, zur Hilfe in allem, was die teure eigne Kirche treibt — das ist, dünkt mich, hervorragend Arbeit für die Diaspora. Inmitten meines Evangelischen Vereins in Oppeln, dem der Präsident der königlichen Regierung wie der Schlossergeselle angehörte, habe ich mich so recht eins mit der Gemeinde gefühlt. — O wäre doch der Mut in jeder Parochie der Verstreuten da, im kleinen oder großen Kreise, mit den Aelteren oder unter den Jüngeren allein, solch eine Genossenschaft zu gründen — im Pfarrhaus, im Schulhaus, im Vereinshaus, im Wirtshaus, je nach den Verhältnissen — ein Segen würde dabei sein! Und kriegen wir in rein evangelischer Gegend die Leute zusammen, wie viel williger und reger sind sie in der Verstreuung!

Aehnliches wäre zu sagen von den Vereinigungen evangelischer Mädchen — man denke nur an die evangelischen Dienstmägde, die bei katholischen Herrschaften dienen! Hier muß die Pfarrfrau, die Pfarrerstochter, die Lehrersfrau, die Patronatsfamilie, die Diakonissin helfen. Der Pastor suche sich, wen er brauchen kann.

Und wiederum hat uns die innere Mission dieser Tage mit kühnem, glücklichem Griff im christlichen Familienabend eine Gelegenheit gewiesen, aus dem Rahmen des Vereins mit dem Vereine selber heraus- und in die Gemeinde wieder hineinzutreten. Haben wirs vor zwanzig Jahren zaghaft gewagt — heut ists im christlichen Sinne Mode. Man nenne es Theeabend oder lasse auch Bier und Rauch zu nach der Andacht: der Mann des Vereins eint sich als Vater, Bruder, Sohn mit den Seinigen; die weiteren Kreise werden herangezogen; die Gäste sehen zu, wies bei den „Pietisten“ hergeht; der Katholik wagt schüchtern sich hinein — was kann ein richtig geleiteter christlicher Familienabend mit Choralgesang, mit kurzer Andacht, mit dem Aufsagen guter Gedichte, mit einem inhaltsvollen Vortrage, mit der Aufführung eines einfach netten und gesund frommen Stückes, mit bescheidenen Musikgenüssen, mit stillem Abendsegen für die Gemeinde in der Diaspora sein! Ablenken wird er die Gedanken vom elenden Theater und sittenlosem Wirtshaustanz, von Trinkerei und Esserei, von inhaltsloser Rederei; hinweisen wird er auf das eine Notwendige, und doch die Seele aufgeschlossen halten für alles Gute, was ihr frommt; verbinden und fördern wird er die Familien einer Gemeinde, die Hohen und die Niedern im einen Glaubensleben; zusammenführen wird er die Menschen in Liebe zu der Kirche, die sonst auf ihren gemieteten Stellen fremd einander gegenüber sitzen; locken wird er die Katholiken, die als Männer und Frauen aus gemischten Ehen mitkommen und zusehen, wie hier ein Pastor mit seiner Gemeinde lebt fromm und froh.

Wir dürfen uns keinen Täuschungen hingeben: die Verweltlichten werden sich von solcher Versammlung fern halten; es giebt dort kein Vergnügen in ihrem Sinne. Aber ich kenne — neben der Kirche — kein Mittel zur Einigung der Gemeindeglieder, welches so durchschlagend wirkte, als derartige Abende, und bin überzeugt, sie finden in der Diaspora mächtigen Anklang, wenn sie richtig geleitet werden.

Ueberdies scheinen sie mir der geeignete Boden zu sein, von dem aus das kirchliche Vereinswesen in der Diaspora maßvoll gepflegt werden kann. Ich sage maßvoll — weil ich allerdings der Meinung bin, daß in Gemeinden, wo die fünfundzwanzig Prozent der Staatssteuern als Kirchensteuer eine geringe Abgabe im Vergleiche mit den vierzig, fünfzig, achtzig Prozent andrer ist, man vorsichtig zu sein die Pflicht hat bezüglich christlicher Gründungen. Nicht als ob ich gerade eine Ueberspannung des Bogens fürchtete — nein, die christliche Liebe hat eine wunderbare Dehnbarkeit. Aber die Teilung der Vereine und die damit gegebene Konkurrenz der Vereinsinteressen scheint mir gerade für die Diasporagemeinde gefährlich. Sammlung muß doch auch mit dem Vereinswesen bezweckt werden. Daher möchte ich glauben: wenn in einer Diasporagemeinde neben der kirchlichen Armenpflege ein Verein für äußere Mission und ein Gustav-Adolf-Verein besteht, so könnten dann die übrigen Zwecke der innern Mission füglich unter einen Hut gebracht und als Verein für innere Mission mit der Tendenz auf Stadtmission, Schriftenverbreitung, Magdalenensache, Entlassenenfürsorge, Herbergssache ꝛc. konstituirt werden. Was etwa bei dieser Zusammenfassung an Mark verloren geht, gewinnt man in der Fröhlichkeit des Gebens und in der Eintracht, mit der

verschiednen Interessen gedient wird. Ueber alle obigen Dinge vortragsweise Auskunft geben und dafür Interesse wecken und erhalten, ist Sache des christlichen Familienabends.

Der gesunde Quellpunkt aber des sammelnden Arbeitsbaches, welcher durch die ganze Gemeinde lebendig rieselt, ist nach meiner Auffassung das evangelische Pfarrhaus, äußerlich und innerlich. Die Mietswohnung lähmt dem bestgewillten Pfarrer die Hände. Die Hagestolzerei raubt ihm die beste Helferin und Anregerin. Es ist doch der sinnenfälligste und zugleich innerlichste Vorzug, den wir vor dem römischen Pfarrer haben, daß wir ein rechtmäßig Weib unser nennen. Unter den Augen und Händen der frommen praktischen Pfarrfrau wird das Pfarrhaus zum Sammelort für die Verstreuten: das Haus, welches die müden Konfirmanden aufnimmt, welches die verlassenen Kranken speist, welches die zu Weihnachten nähenden Hände vereinigt, welches den Bedrängten ein Trost- und Zufluchtsort wird, welches einer nach geistigem Leben hungernden Gemeinde der Mittelpunkt ihres Lebens wird in einfacher, vergeistigter Geselligkeit, in fröhlich geübter Barmherzigkeit, in selig vorbildlicher Einigkeit — eine offene Pforte, von der die Gemeindeglieder zur Kirche den Weg des Dankes finden. Solche Pfarrhäuser thun der Diaspora Not.

Wir sammeln hier im Namen Jesu, wir schwachen Kinder, vor uns das Bild des guten Hirten. Uns selber von ihm sammeln lassen zu den ewigen Hürden — das ist die innerste Mission. Diaspora im Weltgetriebe, vergiß, bei allem Arbeiten für andre, der eignen Sammlung nicht! Die Kirche ist der Sammelort der verstreuten Kinder Gottes auf Erden. Im Vaterhause droben hört die Diaspora auf; der Same des ewigen Wortes, aufgegangen und zu gesammelten Garben gebunden, füllt die Scheuern. Das Wesen aber der stillen Seligkeit des geretteten Individuums, wie der Seligkeit der heiligen Gemeinde in der Verklärung, bleibt Sammlung. Sch-G

Zu den Studenten-Unruhen in Rußland

Die jüngsten Unruhen an den russischen Universitäten haben in nicht unerwarteter, aber wohl auffallend deutlicher Weise die Faulheit des gesamten gegenwärtigen Regierungssystems im Zarenreiche aller Welt vor Augen geführt. Es ist ihnen aber eine viel weiter tragende Bedeutung beizumessen als allem, wovon wir sonst in dem letzten Jahrzehnt aus Rußland gehört haben. Denn auf die in einem Lande befolgte Methode der Jugenderziehung kommt es mehr an als auf den vielleicht nur sporadischen Ausbruch von Gährungsprozessen innerhalb der Gesellschaft. Man würde aber gründlich fehlgehen, wenn man in den Studentenunruhen der letzten Zeit nur den Rückschlag gegen Maßregeln erkennen wollte, welche an den Hochschulen allein ergriffen worden sind. Das militärisch-polizeiliche Zuchtsystem, welches die Studenten so tief erbittert hat, reicht vielmehr bis in die unterste Klasse eines Progymnasiums hinab und findet seinen Weg sogar in die unschuldigen Räume einer Töchterschule. Aus mehrjähriger, persönlicher Erfahrung bin ich in der Lage, unsern Lesern darüber folgende Mitteilungen zu machen.

Schon die Uniform, welche sämtliche Schüler von Gymnasien, Real- und Handelsschulen zu tragen gezwungen sind, giebt ihnen einen militärischen Anstrich. Sie ist zugleich der deutlichste Beweis der Absicht, die militärische Zucht auch außerhalb der Schule im gesamten öffentlichen Leben der Zöglinge auszuüben. Die Verschiedenheit zwischen Sommer- und Winter-, zwischen festlicher und gewöhnlicher Uniform giebt zu endlosen Quälereien der Schüler Anlaß. Das Fehlen eines Knopfes am Rock, das verfrühte oder verspätete Tragen einer Wintermütze, das öffentliche Erscheinen in der Wochenbluse am Sonntag, für den der festanliegende Schößchenrock vorgeschrieben ist, sind Grund genug, den Schüler auf der Straße anzuhalten, ihm sein Schülerbillet (entsprechend unsern Studentenkarten) abzufordern und über den Fall dem betreffenden Direktor zur Maßregelung des Schuldigen zu berichten. Weitere Freiheitsbeschränkungen knüpfen sich an das Verbot des Besuchs öffentlicher Vergnügungsorte. Im Theater oder in Konzertsälen dürfen Schüler nur mit besondern für den betreffenden Abend ausgestellten Erlaubnisscheinen des Klassenlehrers erscheinen. Restaurationen, Gartenwirtschaften, auch anständigster Art und selbst außerhalb der Stadt, ist ihnen sogar in Begleitung von Eltern und Verwandten aufzusuchen untersagt. Die Schüler sind verpflichtet, die obersten Schul- und Militärbehörden, den Kurator des Lehrbezirks, den Stadt- und Generalgouverneur feierlich zu grüßen, wenn sie ihnen auf der Straße begegnen. Zuwiderhandelnde werden mit Ausschluß aus ihrer Lehranstalt bedroht. Und ich weiß von mehreren Fällen, in denen diesem Geschicke nur durch persönliche Intervention von höchststehender Seite vorgebeugt wurde. Man kann sich vorstellen, welche Menge von Personal zur Durchführung all dieser Maßregeln aufgeboten werden muß. Die Stadt Odessa ist in eine Anzahl von Schulbezirken eingeteilt, in deren jedem ein speziell zu diesem Zwecke angestellter und besoldeter Pedell zu Tages- wie Nachtzeiten regelmäßige Rundgänge durch die Straßen und öffentlichen Lokale zur Beaufsichtigung der Schüler zu machen den Auftrag hat. In alle von Schülern besuchten größern Theater- oder Konzertsäle werden Lehrer oder Lehrergehilfen zu gleichem Zwecke abgeordnet. Damit ist aber das Gebiet der Kontrole noch nicht abgeschlossen. Vielmehr ist das Lehrerkollegium jeder Schule gesetzlich beauftragt, in jedem Semester mehrmals jede Wohnung eines Schülers zu besuchen und sich hier besonders aufs genaueste nach der Bibliothek desselben umzusehen. Der in der Ferienzeit oder auch in Krankheitsfällen die Stadt verlassende Schüler bedarf zu diesem Zwecke eines besondern Urlaubsscheines von seiten des Schuldirektors.

Es wird aus all diesen Maßregeln verständlich, daß man von Lehrern, auch gerade von russischen, welche für die pädagogische Aufgabe ihres Berufs wirklich begeistert sind, immer wieder die bittere Klage hört, daß man sie zu Unteroffizieren und Schutzleuten erniedrige, es ihnen jedenfalls geflissentlich unmöglich mache, in menschenwürdiger Weise mit ihren Zöglingen zu verfahren und dadurch ihr Vertrauen zu erwerben. Der Unterricht selbst ist neben der äußern Disziplin zu etwas fast Gleichgiltigem herabgesunken. Der in der Schulstunde vom Lehrer befragte Primaner muß sich von seinem Sitze erheben, an das Katheder des Lehrers herantreten, die Antwort mit einer Verbeugung einleiten und in gleicher Weise beschließen. Unter den tadelnden Bemerkungen, welche jeder der zahlreichen Visitationen von seiten der Schulobrigkeit zu folgen pflegen, nehmen diejenigen über die Disziplin, über Haltung und Benehmen der Schüler und Lehrer regelmäßig den breitesten Raum ein.

Auch der Lehrer. Denn wer mit russischen Verhältnissen vertraut ist, der staunt gegenwärtig nur noch über die wirkliche Konsequenz, mit der dieses Knutensystem seine Anwendung findet. Es geht Hand in Hand mit einem unverhüllten Mißtrauen fast aller gegen alle. Direktoren und Inspektoren ist es untersagt, Schüler ihrer Lehranstalten als Kostgänger in ihr Haus aufzunehmen. Lehrern ist verboten, Schülern ihrer Klasse in den Lehrgegenständen, in welchen sie öffentlich unterrichten, Privatstunden zur Nachhilfe zu erteilen. In beiden Fällen läge die Möglichkeit einer Begünstigung der Betreffenden vor. Das Programm, welches ein Lehrerkollegium für den Schulaktus aufgestellt hat, bedarf der Bestätigung durch den Kurator des Lehrbezirks. Die Rede, welche bei dieser Gelegenheit einer der Lehrer zu halten gedenkt, muß vorher in wörtlicher Abschrift vorgelegt und begutachtet werden. Ich habe es erlebt, daß eine solche Rede über das Thema: „Beschäftigung von Schülern mit Handarbeiten“ (tischlern, drechseln u. dergl.) beanstandet wurde, ohne daß irgend ein andrer Grund dazu vorlag, als daß der Verfasser, ein tüchtiger Lehrer der Geschichte, im Geruche des Nihilismus stand. Auf dem gleichen Programm wurde der Vortrag einer Szene aus Puschkins „Boris Godunoff“ gestrichen, weil in derselben zwei Mönche, übrigens in würdigster Weise, auftreten. Die deklamatorische Vorführung derselben durch Schüler hätte zu einer Entweihung des Klosterheiligtums führen können. Endlich wurde der Gesang eines russischen Kirchenhymnus untersagt, weil der Kurator bei einer Probe, der er beiwohnte, fand, daß der Gesang der Schüler nicht die musikalische Auffassung

erkennen lasse, welche der derzeitige Erzbischof von Odessa gutheiße. Der Schulaktus mußte unter diesen Umständen einfach unterbleiben.

Zu scharf gespannte Bogen brechen. Der geübte Druck soll die Unantastbarkeit des Zaren und seiner hohen Beamten, der Kirche und ihrer Würdenträger den jugendlichen Gemütern einprägen. Aber er untergräbt zugleich, oder vielmehr er hofft seinen Zweck zu erreichen durch Untergrabung jeder andern näherliegenden Autorität. Die Eltern sind thatsächlich nicht mehr Herren ihrer Kinder, wenn die polizeiliche Aufsicht der Schule ihnen bis in das Heiligtum des Hauses den Umfang von Freiheit oder Zwang vorzuschreiben sich herausnimmt, welchen sie in der Erziehung ihrer Kinder obwalten lassen sollen. Freilich gehören russische Eltern aus den gebildeten Ständen, die sich der Erziehung ihrer Kinder wirklich widmen, zu den größten Seltenheiten. Die Kirche fehlt, welche nach Luthers Art sie unterwiese: „Warum leben wir Alten anders, denn daß wir des jungen Volkes warten, lehren und aufziehen?“ Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß der Vater nicht einmal über den Wohnort seines Sohnes, den dieser außerhalb des elterlichen Hauses zu wählen für gut befunden hat, unterrichtet ist, geschweige daß er die häusliche Arbeit oder die Erholungszeiten desselben zu beaufsichtigen sich für verpflichtet achtete. Aber es ist doch verständlich, daß die Eltern unter den obwaltenden Verhältnissen der allumfassenden Schulzucht sich dieser Aufgabe nur immer mehr entbunden fühlen und daß damit zugleich ihre Autorität in den Augen der Kinder in immer weiterm Schwinden begriffen ist. Und sollte es mit der Autorität der Lehrer anders sein? Man wird nicht meinen, daß das Ansehen eines Direktors dem Lehrerkollegium gegenüber dadurch gestützt wird, daß ihm zu öffentlicher Kundgebung an das letztere ein scharfer Verweis über den von ihm erteilten deutschen Sprachunterricht in schriftlicher Form zugestellt wird. Der Direktor stammte aus Dorpat und war der deutschen Sprache in vollkommenstem Maße mächtig; der Visitator, der die Rüge veranlaßt hatte, war ein Pole, der sein Deutsch aus russischen Uebungsbüchern erlernt hatte.

Der Bogen bricht aber noch in andrer Weise. Was wird aus jener großen Zahl von relegirten Studenten, denen der Eintritt in einen wissenschaftlichen Beruf unmöglich gemacht ist und die doch schon zu viel wissenschaftliche Kost in sich aufgenommen haben, um im Kaufmanns- oder Handwerkerstande Genüge zu finden? Und diese Frage gilt wiederum nicht erst Zöglingen der hohen Schule. Vor der Maturitätsprüfung brachen sieben Schüler einer Realschule in Odessa nachts in das Zimmer des Direktors ein und entnahmen aus dem gewaltsam geöffneten Schrank die in vereinzelten Umschlägen aufbewahrten Themata zu den schriftlichen Examenarbeiten. Das ist in Rußland etwas durchaus Gewöhnliches. An der betreffenden Realschule war der Fall zum ersten male vorgekommen. Das Lehrerkollegium mußte selbstverständlich strenge Bestrafung eintreten lassen und verfügte Ausschluß aus der Schule unter dem Vorbehalt, daß den Schuldigen der Eintritt in eine Anstalt außerhalb Odessas gestattet werden solle. Das Urteil wurde vom Kurator dem Minister der Volksaufklärung zur Bestätigung vorgelegt. Dieser verwarf dasselbe und ordnete vielmehr an, daß die sieben Primaner in gar keine Lehranstalt des ganzen Reiches aufgenommen werden dürften. Unter ihnen befand sich keiner, dem ein durchaus schlechtes, hingegen zwei, denen ganz vortreffliche Zeugnisse von ihren Lehrern ausgestellt wurden. Die Beklagenswerten sind für einen schweren Fehltritt, zu dem die Luft der Korruption, welche sie atmen, sie verführt hatte, für Zeit ihres Lebens aus jedem ihren Kenntnissen entsprechenden Berufe ausgewiesen. Und das ist ein Fall unter vielen.

Liegt nicht da die Wurzel für so manches, was das weite Reich in seinen Grundvesten scheint erschüttern zu wollen, offen zu Tage? Die unvernünftige Strenge der militärischen Zucht und die stete Zunahme der Unzufriedenheit, das Anwachsen der nihilistischen Bewegung stehen in genauestem Verhältnis zu einander. Das System des Mißtrauens und der Spionage erzeugt mit Notwendigkeit jene innere Verderbnis, deren schreckenerregende Auswüchse in den Intendanturprozessen nach dem türkischen Kriege hervortraten. Und wenn das System sein beabsichtigtes Ziel erreicht, so muß ja stummes Beugen unter die despotische Selbstherrschaft des Zaren und das Machtgebot der orthodoxen Kirche Hand in Hand gehen mit einem blinden Haß gegen alles, was von Westen her kommt. Das aber sind die drei Dogmen der altrussischen Partei oder des Panslawismus. S E

Bücher und Schriften

(Die Flugschriften des Evangelischen Bundes) erfreuen sich einer stetig wachsenden Beliebtheit. In der That wird Tüchtiges in denselben geboten und es will uns scheinen, daß jede folgende die vorhergehende an Gediegenheit und gemeinverständlicher Darstellung überholt. Nr. 11 unter dem Titel: Zehn Jahre preußisch-deutscher Kirchenpolitik von Kirchenrat Professor Lipsius in Jena (Preis 20 Pf.) bringt eine Darstellung und Kritik der preußischen Kirchenpolitik bis zum bekannten Friedensschlusse mit Rom, zugleich mit dem Hinweise auf die Geschicke und Erfolge der römischen Kirche in andern deutschen Staaten. Nr. 12 unter dem Titel: Die Reformation und das deutsche Volkstum von Julius Werner, Pfarrer in Hohenthurm bei Halle a. S. (Preis 20 Pf.), führt uns aus der Gegenwart in die Zeit der Reformation und bringt im Gegensatze zu der von dem Frankfurter Prälaten Janssen und seinen Jüngern beliebten Darstellung die Verdienste Luthers und seiner Reformation um das deutsche Volkstum zum Ausdruck. Die erste Schrift der zweiten Serie mit dem Titel: Der Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Sittlichkeit, gemeinverständlich dargestellt von Lic. Dr. G. Schulze, Pastor zu Erfurt (30 Pf.), ist ein dankenswerter Beitrag zu der Erkenntnis, daß die sittlichen Anschauungen der Römischen andre sind, als die unsern. — Es besteht die Absicht, jedes Jahr eine Serie von zwölf Flugschriften herauszugeben. Man abonnirt auf eine solche Serie zum Pränumerationspreise von 2 Mark in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger Eugen Strien in Halle a. S. Jedes Stück wird selbstverständlich auch einzeln abgegeben.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zwei Predigt-Broschüren. Die eine führt den originellen, aber darum nicht unwahren Titel: Luther, der Nachfolger Petri, von Konsistorialrat Leuschner in Merseburg (Halle, Strien, 1887; 20 Pf.), und die andre: Drei Hammerschläge an die Thür der deutsch-protestantischen Kirche von Dr. Katzer, Pastor Prim. in Löbau i. S. (Pirna, Glöckner, 1887; 25 Pf.). Es sind das Zeitpredigten, welche die gegenwärtig von Rom drohende Gefahr kennzeichnen und eindringlich auf die Waffen hinweisen, mit welchen wir uns gegen diesen Feind zu rüsten haben. P B

(Nippolds Schrift zum Prozeß Thümmel) Eine mit Spannung erwartete Schrift ist nunmehr erschienen: Die Thümmelschen Religionsprozesse vom kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Standpunkte beleuchtet von D. Fr. Nippold, Professor der Theologie in Jena. Halle, Strien, 1888; 84 S.; 80 Pf.

Bevor wir unsern Lesern über den Prozeß Thümmel vor dem Landgericht in Kassel berichten, möchten wir dringend einladen, die vorstehende Broschüre aus der Feder einer Autorität auf dem Gebiete der neueren Kirchengeschichte zu lesen. Nicht als Sachwalter des Pfarrers Thümmel, sondern als Historiker nimmt Nippold das Wort und rückt die Thümmelschen Prozesse und alles das, was als Zeichen der Zeit auf kirchlichem und politischem Gebiet aus Anlaß dieser Prozesse zu Tage getreten ist, in das gebührende Licht. Wie die ultramontanen Blätter geifert, voran die Germania, welche sich als höhere Instanz des rheinischen Konsistoriums geberdete; wie politische Zeitungen nationaler Färbung benutzt wurden, Stimmung gegen Thümmel zu machen; die Resolutionen der westlichen Synoden, die Einigkeit der Kirchenzeitungen aller Richtungen in der Beurteilung des Falles: das alles wird uns in lebendiger Weise vorgeführt, nicht minder jedoch das Verfahren des Elberfelder Staatsanwalts und die eigentümlichen Umstände, von welchen die Elberfelder Verhandlungen begleitet waren. Besonders wertvoll ist es uns, daß auch Nippold die prinzipielle Rechtsungleichheit der verschiednen Kirchen bei Anwendung des vielbesprochenen § 166 des Strafgesetzbuches konstatirt, und daß die Rechtlosigkeit der Reformation und des evangelischen Bekenntnisses auf der einen und die Machtlosigkeit des Staates gegenüber den päpstlichen Verfluchungen auf der andern Seite in den Kasseler Verhandlungen, besonders an dem Plaidoyer des Kasseler Staatsanwalts, erst recht augenscheinlich gemacht wird. Im übrigen sind die Kasseler Verhandlungen noch nicht in den Bereich dieser Schrift gezogen. P B

Verschiedenes

(Eine Entscheidung des sächsischen Landeskonsistoriums) Ein römischer Konvertit hat jüngst die Veranlassung zu einer Entscheidung des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums in Sachsen gegeben, welche verdient, in weitern Kreisen bekannt zu werden. Aus der Vorgeschichte teilen wir nur das Wichtigste mit; wer zu ernsten Zwecken nähere Einzelheiten zu erfahren wünscht, dem stellen wir das uns zugegangene zuverlässige Material zur Verfügung.

Vor Jahren überraschte ein Herr v. Sch. auf T., der evangelisch-lutherische Patron von acht oder mehr Kirchen und Pfarren, die Welt

und seine Familie damit, daß er als zweite Frau eine blutarme Katholikin heimführte, deren Vater, ein Maler, in der Hoffnung auf besseres Fortkommen, in Italien vom evangelischen Glauben abtrünnig geworden war. Ein durch seinen Uebertritt zur römischen Kirche bekannt gewordener Graf v. Sch.-W. hatte sonderbarerweise seit dem Tode der ersten Frau v. Sch. viel mit dem Witwer verkehrt. Seit seiner zweiten Verheiratung wohnte ein katholischer Hauskaplan im Schlosse; doch blieb der Schloßherr selbst lutherisch, und Eingriffe in die kirchlichen Angelegenheiten der Patronatsgemeinden wurden nicht versucht. Anders sollte es werden, als er gestorben war.

In den Ehepakten war ausdrücklich die Erziehung aller Kinder im lutherischen Bekenntnis festgesetzt. Das hinderte nicht, die zwei Töchter ohne weiteres im römischen Glauben erziehen zu lassen. Der Majoratserbe war bereits über das zwölfte Jahr hinaus, mußte also notgedrungen bis zur Erlangung der Mündigkeit bei der Landeskirche verbleiben. Welche Gesinnung ihn erfüllte, geht aus dem Hinausschieben der Konfirmation bis zum achtzehnten Jahre hervor, sowie aus dem Bescheide, den er dem Superintendenten auf die Anfrage gab, welcher Konfession der zukünftige Patronatsherr eigentlich angehöre? Gar keiner! war die Antwort. Und kaum war seine Erziehung im Auslande vollendet, kaum die Mündigkeit erlangt, so fiel er, trotz der Vorstellungen seiner lutherischen Großmutter, der übrigen Verwandten und des zuständigen Superintendenten, vom Glauben seiner Väter ab.

Es dauerte nicht lange, so machten insbesondre die Fräulein v. Sch. Konvertiten; um die Uebertritte der Oeffentlichkeit zu entziehen, erfolgten sie in Berlin. Da die Personen zum Teil dem reformirten Bekenntnisse angehörten, erschienen sie nicht in der Tabelle über Konfessionswechsel innerhalb der sächsischen Landeskirche. Bei dem benachbarten Adel und bei den Dorfbewohnern hatte das eifrige Werben der Damen allerdings keinen Erfolg; so beschränkte man sich schließlich auf das Schloß. Selbstverständlich wurde darin katholischer Hausgottesdienst eingerichtet.

Das Lutherfest im Jahre 1883 gab der Patronatsherrschaft Gelegenheit, ihre Gemeinden den Unterschied des Bekenntnisses fühlen zu lassen. Der damals in Tirol weilende Besitzer des Schlosses gab strengsten Befehl, daß „keine Blume, kein Blatt aus herrschaftlichen Gärten und Wäldern" zum Feste Verwendung finden dürfe; seine Frau Mutter, die über keinerlei Patronatsrechte verfügt, verbot das Einläuten der für die sächsische Landeskirche durch die in evangelicis beauftragten Staatsminister angeordneten zweitägigen Feier. Um unliebsame Differenzen an den so erhebenden Tagen zu vermeiden, sah der Pfarrer vom Festgottesdienste in der Schloßkirche ab.

Um diese Schloßkirche aber handelt es sich gerade bei dem Falle, der uns zu unserm Berichte veranlaßt. Das ältere Fräulein nämlich hatte sich mit einem ultramontanen Grafen aus Tirol verlobt, und nun sollte die selbstverständlich katholische Trauung mit allem Prunk vor einem großen Kreise Geladener in der laut Stiftungsurkunde nur für evangelisch-lutherischen Gottesdienst gegründeten Schloßkirche stattfinden. Besonnene Bekannte machen den Schloßherrn und Kirchenpatron darauf aufmerksam, daß ohne erbetene und erhaltene Genehmigung die katholische Trauung im lutherischen Gotteshause nicht statthaft sei. Hierauf schreibt Herr v. Sch. mit Uebergehung des zuerst zu hörenden Superintendenten an den weltlichen Koinspektor (Amtshauptmann) der Ephorie: 1. er gedenke am 11. Januar d. J. seine Schwester katholisch in seiner Kirche trauen zu lassen; 2. er gedenke von nun an regelmäßig katholischen Gottesdienst in seiner Kirche halten zu lassen. Die weltliche Koinspektion war geneigt, unter gewissen Vorbehalten dem Ansuchen nachzugeben; der mit zuständige Superintendent aber berichtete unter Berufung auf königlichen Befehl vom 16. Februar und 26. Mai 1807, demzufolge römisch-katholische Patrone aller Eingriffe in das evangelisch-lutherische Kirchenwesen ꝛc. sich gänzlich zu enthalten haben, an das Landeskonsistorium nach Dresden. Kurz vor dem Trauungstage traf von dort die Entscheidung ein. Das Konsistorium erklärte auf Grund jener gesetzlichen Bestimmungen die katholische Amtshandlung in der Schloßkirche für durchaus unzulässig, und so untersagte unter Hinweis auf die durch fortgesetzte katholische Umtriebe des Herrn v. Sch. hervorgerufene hochgradige Aufregung der Gemeinde der Superintendent demselben jede Benutzung der Kirche unter Androhung der strafrechtlichen Verfolgung wegen Hausfriedensbruchs auf das Strengste.

Nicht nur innerhalb der sächsischen Landeskirche wird die Haltung des Landeskonsistoriums mit freudiger Genugthuung begrüßt werden.

(Prozeß Thümmel-Wiemann) Pfarrer Thümmel und Buchhändler Wiemann haben gegen das Urteil des Kasseler Landgerichts Revision eingelegt.

(Universitätsgottesdienst) Seit einiger Zeit geht der preußische Kultusminister damit um, wie an andern preußischen Universitäten, so auch an der Kieler Hochschule Universitätsgottesdienst einzurichten. Daß ein Projekt, welches eine neue gottesdienstliche Stätte der kirchenarmen Stadt erschließen will, hie und da auf Gleichgiltigkeit oder gar auf Abneigung stoßen würde, war ja nicht eben verwunderlich. Aber nicht vorauszusehen war, daß sich die Allgem. Ev.-Luth. Kirchenzeitung, deren Begründer selber ein gefeierter Universitätsprediger ist, dazu hergeben würde, den Absichten des Ministers Widerstand und Widerspruch entgegenzusetzen. *) Nicht allein daß die Ersprießlichkeit solcher Gottesdienste und das Bedürfnis derselben rundweg im Namen der kirchlichen Kreise wie im Namen der Studentenschaft bestritten ward, sondern es wurde auch die Verdächtigung nicht gescheut, als gerate die Landeskirche in Gefahr, wenn Mitgliedern der theologischen Fakultät solche Predigtthätigkeit gewährt werde. Wunderliche Leute! Sie verlangen nach kirchlicher Qualifikation der theologischen Professoren; sie schlagen ein Mittel nach dem andern vor, um die theologische Wissenschaft kirchlich zu machen, und wenn nun eins der besten Mittel in Anwendung gebracht werden soll, um die Zugehörigkeit der theologischen Fakultät zur Landeskirche zu dokumentiren, um Zeugnis abzulegen, daß sie im Dienste der Kirche arbeitet, ists ihnen wieder nicht recht. Ob Universitätsgottesdienste, selbst wenn sie wirklich nur „Gottesdienste für Gebildete" wären, wie jener Artikel der Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung befürchtet und beklagt, so wertlos für das kirchliche Leben und insbesondre für die religiöse Anregung der studentischen Kreise sind, darüber mögen diejenigen urteilen, die mit herzlichem Dank sich der Predigten erinnern, die sie einst von den Universitätspredigern Tholuck, v. Zezschwitz, Steinmeyer, Kahnis u. a. gehört haben. Daß die Landeskirchen dadurch gefährdet worden wären, ist bisher nicht bekannt geworden. G K

*) So ein Artikel in Nr. 51 d. v. J. Der Korrespondent in Nr. 3 nimmt den Gedanken in Schutz. D H

Der zitternde Pontifex

Evviva! schallts im Petersdom
Vieltausendstimmig auf zu dir.
Von Weihrauchduft und Purpurglanz
Berauscht, umjubelt dich das Volk
Und beugt das Knie dem Pontifex,
Der dreigekrönten Majestät.

Nichts Herrlichstes der Erdkreis hegt:
Es ziert des Jubelgreises Fest.
Dein Gnadenblick, dein Segen ist
Des Volks Begehr, sein Heil, sein Stolz.
Die Könige von Ost und West,
Von Süd und Nord sich huldgend nahn.

Wie wird sie beugen dich, die Gunst
Der Mächtigen! Wie wird der Dank
Der Armen rühren dich zum Dank!
Wie wirst in Demut Ehr und Pracht
Du legen nieder vor dem Thron
Des Herrn, deß Knecht du gern dich nennst!

Doch wie? Du zitterst? Sprich: Was hemmt
So schmerzlich deiner Rede Fluß,
Die scheltend, dräuend sich ergießt?
Gewitterschwüle auf der Stirn;
Das Antlitz zuckt, es zuckt der Leib
Im Zorn: „Empörung! Schnöder Raub!"

* * *

Ein Auge wacht — viel klarer ists
Als deins. So heilig-mitleidsvoll
Von ewger Höh' es niederschaut
Auf deine Pracht und deinen Grimm.
„Roms Bischof! Nenn Ich dir umsonst
Sanftmut und Demut? Sieh, Ich bins,

Deß Herrschaft du zu üben meinst;
Mein Reich ist nicht von dieser Welt!
Längst wies ich selbst dem Kaiser zu,
Was Kaisers ist. Ist der ein Dieb,
Der endlich deinem Stuhl entzog,
Was stets Mein Wort ihm hat versagt?

Sei ers — doch wisse: Petrus zog
Das Schwert zu Unrecht! Häufe du
Nicht neuen Zorn zum Tag des Zorns!
Dann zittre! Denn zu Tausenden
Stehn dann sie auf und klagen an,
Die Romas Fluch stieß in den Tod!"

So sprach des treuen Zeugen Mund;
Kein Echo hat der Vatikan.
In düsterm Schweigen brütet er —
Ahnt ihm das kommende Gericht? —
Heil uns! Wir atmen fröhlich auf:
Uns machte Christus selber frei! Mch

Zur Beachtung

Einbanddecken zum ersten Jahrgang der „Christlichen Welt" (dunkelgrüne Leinwand mit Schwarz- und Golddruck) für 1,60 M. das Stück, auch gebundene Jahresbände für 7,60 M., sind durch jede Buchhandlung oder von der Verlagshandlung direkt zu beziehen. — Die beiliegenden Prospekte bitten wir zur Propaganda zu verwerten.
D D D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 7 **Leipzig, den 12. Februar** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Aus dem Berufsleben des Herrn. 6 — Lesefrüchte aus Augustin. 4 — „Im Kampf um die Weltanschauung": Brief an den Herausgeber; Antwort des Herausgebers — Der kirchliche Notstand in Berlin, ein öffentliches Aergernis: 3. Die Schuld — Paul Lindaus Berliner Romane: 1. Der Zug nach dem Westen — Unsre Kunst: 7. Die religiöse Kunst (Erste Hälfte) — Zur Auseinandersetzung mit den „Deutschen Enthaltsamkeitsvereinen" — Bücher und Schriften: Der Prediger in der Wüste; Drei Lebensbilder aus der bairischen Kirche; Die Glaubenseinheit der Evangelischen gegenüber Rom — Verschiedenes: Zur konfessionellen Statistik in Preußen; Taufen und Trauungen in den drei neuen preußischen Provinzen; Eine Entscheidung des Reichsgerichts; Todesfall — Quittung — Anzeigen

Aus dem Berufsleben des Herrn

6

Du bist Christus. Mark. 8, 29. —

Das Bekenntnis des Petrus: Du bist Christus, welches er im Namen der Jünger ablegt, bildet den Höhepunkt im Berufsleben des Herrn. Es war der Lohn seiner Treue. Der Hirt hat seine Schäflein gefunden, er „kennt die Seinen und ist bekannt den Seinen." Noch freilich ist es nicht der Schlußpunkt. Noch mußte es kommen, daß derselbe Petrus den Herrn in einer dunklen Stunde verleugnete, daß der Hirt sein Leben für die Schafe ließ. Aber dennoch bildet jenes Bekenntnis den Höhepunkt, den Lohn, die bleibende Frucht seines Lebens.

Fragen wir, wie es zustande kam, so muß aller Nachdruck darauf gelegt werden, daß der Heiland es weder den Jüngern vorgesprochen hat, damit sie es wie einen göttlichen Sprachgebrauch, wie einen heiligen Wortlaut ihm nachsprächen, noch es ihnen abgedrungen hat wie eine leidige Pflichterfüllung, eine fällige Dankesschuld. Er hat gefragt — sie haben geantwortet; freiwillig geantwortet, aus eignem Antriebe. Sie haben einfach zum Ausdruck gebracht, wie ihnen inwendig zu Mute war. Was sie sagen, ist nichts weiter als die Wiederholung dessen, was sie denken. Und was sie denken, ist nicht von ihnen ausgedacht, ein Fünklein ihrer Phantasie, ein Ergebnis ihres berechnenden Verstandes, sondern überwältigende Gewißheit des Herzens und Wahrheit des Gewissens. Sie sind gewillt, ihm in allem zu trauen und schlechthin zu gehorchen. Ihr Bekenntnis ruht also auf nichts mehr und nichts weniger als auf dem Gehorsam des Glaubens.

Fragen wir, was das Bekenntnis bedeutete, so kann darüber kein Zweifel sein. Sie haben an dem Herrn gefunden, was sie für ihr Leben bedurften, um sich gerettet zu wissen und selig zu sein. In ihm ist all ihr Sehnen gestillt. Keine Lücke mehr, kein leerer Raum in ihrer Seele, den er nicht vollkommen ausfüllt. Aber auch kein leerer, unausgefüllter Raum mehr in der Geschichte des Volkes, welchem sie angehören. Der Tag Jehovahs ist da. Alle Barmherzigkeit und Treue, die Gott den Vätern gelobt, daran sie ihn erkennen sollten als den Gott Abrahams, Israels und Jakobs, hat sich unverkürzt und ohne Maß in Jesus von Nazareth herabgelassen, hat in ihm Wohnung aufgeschlagen, — dazu auch alle Himmelskräfte, deren es zur Umwandlung einer sündigen Welt und zur Aufrichtung des Reiches Gottes bedarf. Wohl geht vieles ganz anders, als sie erwarteten. Statt der Worfschaufel zum Gericht trug er den Oelzweig in den Händen. Auch fernerhin scheint manches anders gehen zu sollen. Dennoch atmen sie Morgenluft. Dennoch war der Anfang gemacht. Dennoch mußte der Fortgang kommen. Dennoch konnte die Vollendung nicht ausbleiben. Denn Gott war in Christo, und Jesus war der Christ.

Die Christenheit hat zu allen Zeiten das Bekenntnis des Petrus zu dem ihrigen gemacht.

Allerdings ist die Versuchung oft an sie herangetreten, sich mit dem zufrieden zu geben, was der Heiland gewollt hat, ihn selbst aber außer Betracht zu lassen. Sie soll die Lehre Christi predigen, vom Reiche Gottes als einem Reiche der Gerechtigkeit und des Friedens und von der Bestimmung der Welt, in ein solches Reich umgewandelt zu werden, vom Gutesthun, von der Pflichterfüllung, von Selbstverleugnung und Nächstenliebe. Darin liege ja der bleibende Wert und die ewige Würde des Evangeliums. Hingegen sei das Bekenntnis zu Christus, die Verpflichtung des Glaubens auf seine Person, nur eine Notwendigkeit für die Jünger gewesen, eine Notwendigkeit des Anfangs, wie denn jede große und gute Sache zuerst mit der Person dessen, der sie vertrat, zu stehen und zu fallen schien. Wir Spätergeborenen aber dürften versuchen, Person und Sache zu scheiden.

Die Kirche wird solchen Versuchungen nie erliegen. Ihr ist das Vertrauen zu Jesus als dem Christ, als dem, in welchem Gott war, und der Gehorsam, den dieses Vertrauen in sich schließt, die eigentliche Triebfeder, die geheime Kraft, die letzte Ursache jeder Arbeit am Reiche Gottes, jedes wirklichen Gutesthuns. Denn sie allein giebt die Gewißheit, inmitten einer sündigen Welt und angesichts unsrer eignen Sünde — dank der Macht Gottes, welche vermag, uns nicht nur die Sünde zu vergeben, sondern auch wieder gut zu machen, was Menschen böse zu machen gedachten —, daß doch zuletzt das Gute den Sieg behält und das Reich Gottes kommt. Ohne diese Gewißheit des Glaubens ist alles Werk der Selbst- und Weltverbesserung entweder Sklavendienst oder Scheinwerk — oder heimliche Anleihe bei dem Glauben, den man öffentlich verschmäht. Und so schließen wir mit dem Bekenntnis des Apostels, das alle Zungen bekennen sollen, gleichviel in welcher geistlichen Mundart, ob weiblich zurückhaltend, ob männlich frei, ob kindlich einfältig oder tiefer Gedanken voll, daß Jesus Christus der Herr ist zur Ehre Gottes des Vaters. Sch

Lesefrüchte aus Augustin

4*)

Wie kann es vor der Gnade ein Verdienst des Menschen geben, durch welches er Gnade erlangen könnte, da ein jegliches wahre Verdienst, welches wir besitzen, nur die Gnade in uns schafft, und da Gott, wenn er unsre Verdienste krönt, nichts andres krönt als seine Geschenke?

So hat Augustin in einem ausführlichen Briefe an den römischen Priester Sixtus, den nachmaligen Papst, geschrieben (ep. 194, c. 19). Es ist eine eigentümliche Fügung, daß es ein römischer Bischof gewesen ist, welcher diese Belehrung entgegennehmen mußte, um gegen die Anläufe der Pelagianer gewappnet zu sein. Die römischen Päpste haben später nie gewagt, offen und ausdrücklich jenen Satz des Augustin zu verleugnen, aber noch weniger haben sie gewagt, ihn zuversichtlich zu vertreten. Noch heute lehrt die römische Kirche zwar, daß die Gnade die Bekehrung beginnt und das neue Leben vollendet; aber sie hat es doch verstanden, daneben den andern Gedanken festzuhalten, daß der freie Wille des Menschen sich die Gnade Gottes verdient. Augustin ist während des ganzen Mittelalters und noch in den folgenden Jahrhunderten bis zum vatikanischen Konzil der treue Zeuge in der katholischen Kirche gewesen, welcher die Gewissen gewarnt und jedem römischen Christen zugerufen hat: „Was hast du, das du nicht empfangen hast!"

Jener Satz Augustins war der kirchlichen Theologie seines Zeitalters fremd. Er war eine Entdeckung Augustins. Wohl war ihm der große Lehrer Ambrosius schon nahe gekommen; aber wirklich gefunden oder erfaßt hatte er ihn noch nicht. Die Theologie der damaligen Zeit sah in der göttlichen Gnade nur eine Unterstützung des freien Willens; sie wußte es nicht, daß der Wille erst frei wird, wenn er sich binden läßt an die Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott; sie wußte es nicht, daß es eine Freiheit zum Guten nur für den giebt, der von Gott, dem Guten, ergriffen ist und dessen Leben durch Jesus Christus hineingezogen ist in das Leben Gottes.

Augustin war diese Grundthatsache des religiösen Lebens aufgegangen. Erfahren hatten sie Tausende vor ihm; zum Bewußtsein gebracht hat erst er sie sich nach einer langen Nacht der Unwissenheit. Vorbereitet auf diese Entdeckung hatte ihn eine bittere Schule des Lebens; dann waren es die Psalmen und die Briefe des Apostels Paulus gewesen, die ihm das Licht gebracht hatten: „Gott schafft jegliches wahre Verdienst in uns."

Der Apostel Paulus — seine Theologie ist nicht die Theologie der Kirche geworden; aber sie hat doch eine unermeßliche Bedeutung für sie gewonnen. Was Augustin der katholischen Kirche — leider müssen wir sagen — gewesen ist, das ist Paulus der Christenheit von Anfang an bis heute und für alle Zukunft: das Gewissen ihrer Theologie. Die Geschichte des kirchlichen Dogmas und der kirchlichen Theologie ist die Geschichte der paulinischen Reaktionen. Als die Heidenchristen anfingen, die Moral über die Religion zu setzen, kam der Paulusschüler Marcion; als die griechischen Apologeten das Christentum mit dem Rationalismus der Stoa versetzten, trat der Paulusschüler Irenäus auf; als die großen Kirchenlehrer des vierten Jahrhunderts die Dogmatik endgiltig mit einer Ethik zu verbinden schienen, die von der Freiheit sehr viel und von Wiedergeburt und der persönlichen Gemeinschaft mit Gott sehr wenig wußte, erschien der Paulusschüler Augustin, und so ist es fortgegangen in der Geschichte des Christentums bis zu den Reformatoren und über sie hinaus bis zu dem Jansenismus. Paulus ist stets der wahre Reformator der Kirche in ihren Reformatoren gewesen. „Was hast du, das du nicht empfangen hast."

Aber ist der Satz Augustins, den wir an die Spitze gestellt haben, durchweg paulinisch und evangelisch? Ein rechtschaffener evangelischer Christ schöpft Verdacht, wenn er neben dem Worte „Gnade" das Wort „Verdienst" stehen sieht, mag die Verbindung noch so unschuldig aussehen, und dieser Verdacht ist berechtigt. Warum braucht Augustin so paradoxe Wendungen: „Die Gnade schafft in uns Verdienste," „Gott krönt in unsern Verdiensten seine Geschenke"? Geschenke sind doch nimmermehr Verdienste, und die Gnade kann wohl aus einem verzagten Manne einen freudigen Mann schaffen — aber wie soll sie ihm „Verdienste" beibringen? Man sieht leicht, Augustin will die „Verdienste" nicht preisgeben, mögen es auch gar keine Verdienste im eigentlichen Sinne des Wortes sein. Woher das? Nun daher, weil er, obgleich ein Schüler des Apostels Paulus, nicht entdeckt hat, was der Glaube ist, weil ihm das ausschließliche Verhältnis, in welchem Gnade und Glaube stehen, niemals klar geworden ist, und weil er deshalb auch die Gnade nicht in ihrer vollen Kraft erkannt hat. Ihm stellte sich die Gnade Gottes in Jesus Christus als ein Schatz dar, aus welchem der Mensch erst wenig, dann mehr und immer mehr erhält; indem er in der Gnade wächst, wird er allmählich ein besserer — das sind seine „Verdienste" —, und dieser Besserung, wenn sie eine gewisse Vollendung erreicht hat, wird der Gnadenlohn, die Krönung in der Ewigkeit, zu Teil. Wo bleibt hier der Glaube? er ist nur ein Vorläufiges. Wir aber wissen, daß der Gott, der uns durch das Evangelium ergreift, sich uns ganz zu eigen giebt und uns zu sich nimmt als seine Kinder. Seine Gnade schafft den Glauben, d. h. die herzliche Zuversicht, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder. Wo bleiben da die Verdienste? sie fehlen; aber was wird und lebt, ist das gute Werk, welches solche Gnade und solcher Glaube im Leben schaffen.

Also „evangelisch" ist Augustins Spruch nicht. Evangelisch müßte es heißen: „Weder vor der Gnade noch nach der Gnade giebt es ein Verdienst des Menschen; aber die Frucht des Geistes (d. h. der Gnade und des Glaubens) ist Liebe, Freude, Friede, Geduld" und was Gal. 5, 22 zu lesen steht. A H

*) Vgl. Nr. 2, 8 und 13 des vorigen Jahrgangs.

„Im Kampf um die Weltanschauung"

Brief an den Herausgeber

Lieber Freund,

Kennen Sie schon das herrliche Büchlein: „Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen"? Oder haben Sie's damit gemacht, wie ich zuerst, da ich es auf dem Weihnachtstische fand? Ich sah hinein, ich merkte die schöne, gefühlte Ausdrucksweise, ich fand in diesem neuen Gewande alte Erkenntnisse der freieren Theologie und — legte es beiseite: wir kennen das, dacht' ich! Aber, mein Erstaunen, als mir von vielen Seiten, zuerst von einem Freunde der Vermittlungstheologie, dann von einem Historiker, dem die Kirchenluft sonst zu enge ist, dann von einem Freunde, der sich von der lutherischen Kirche zwar gelöst, aber die wärmste Pietät dagegen bewahrt hat, endlich von einer warmfühlenden Frau gesagt ward: So etwas haben wir kaum je gelesen! ein wahrhaft befreiendes Wort für die Kämpfe zwischen moderner und christlicher Weltanschauung! Und ich las von neuem und konnte nicht mehr davon lassen und fand Wärme, wo meine Erkenntnis erleuchtet, und Licht, wo mein Gemüt erbaut ward.

Ja, das müssen sie kennen, Ihre Leser der „Christlichen Welt," alle, die ihre Bildung mit dem Glauben der Väter, die ihr Denken mit ihren Gemütsbedürfnissen versöhnt sehen möchten, alle, die mit frommem und wahrhaftem Sinne den Kampf aufnehmen, den Gott unsrer Zeit verordnet hat! Und alle dürfen es lesen; denn es wird keinen verletzen, auch beim größten Widerspruche nicht; es wird denen, die mit der freien Wissenschaft gehen müssen und doch gern warm werden möchten im Sinne ihres Gemüts, zeigen, wie die innerlichste Frömmigkeit die stärkste, tiefste Prüfung und Erschütterung alter Vorstellungen erträgt und im Grunde nicht geschieden werden kann von den frommen, einfältigen Seelen; es wird denen, die vor allem das Eine fühlen, das not thut, und dabei so viele, die sie hochschätzen, zu ihrem Kummer weichen sehen von dem alten Grunde, zu verstehen geben, daß nicht Stolz der selbstgewissen Wissenschaft, nicht Unglaube, sondern ein inneres Müssen, ein

Drang des Gewissens, eine eigenartig gründliche Frömmigkeit die Freieren — leider nicht die Meisten, aber die Besten! — auf ihre einsamen Wege treibt. Denn das eben ist die Kraft dieses Kampfes: das Fragen müssen, wo so viele sich leicht beruhigen, das Nicht anders können, als bis man, auf den Grund bohrend, die Wirklichkeit, die Thatsachen, das gemeine Erkennen ausgesöhnt hat mit Gottes Walten. Und nicht Vorwitz, nicht Kaltsinn, nicht Radikalismus führt den Verfasser bis zu den fortgeschrittensten Ansichten, sondern ehrlicher Gehorsam gegen die Wahrheit, die von Gott ist und zu Gott führt. „Ich wollte meine Augen vor diesen Thatsachen verschließen, aber ich hörte die Stimme meines Gewissens, die sprach: du sollst nicht lügen! Ja, wenn ich Gottes Ehre durch eine Lüge retten zu müssen glaubte, würde ich sie aufs schlimmste schänden."

Und so hört er denn auf die Zweifel, die zuerst das Auseinandergehen von Gut und Fromm, dann der Widerspruch von Naturgesetz und persönlichem Gott, dann der Widerstreit des unverschuldeten Elends — „sie waren verloren, noch ehe sie denken konnten" — gegen Gottes Liebe ihm erregen; ja er hört sie an bis aufs letzte, herbste Wort und beschwichtigt sie nicht durch geschickte Ausflüchte, sondern läßt sich die Wasser bis an die Seele gehen und die Widersprüche seine altgläubigen Vorstellungen zwingen, ihre vergänglichen Formen abzustreifen. Es liegt eine Energie des Denkens, aber auch der religiösen Antriebe, ein Mut der Wahrheit und Aufrichtigkeit, aber auch eine Innigkeit der Empfindung, eine rücksichtslose Folgerichtigkeit und zugleich eine zarte Empfindsamkeit für „das geheimnisvolle Etwas" darin, die ich kaum je so vereint gefunden habe. Drum hat er so viele im Tiefsten ergriffen, drum hat er auch solchen, die nicht mit ihm zum Letzten durchgehen müssen, so wohlgethan: die Lauterkeit seiner parteifreien Gesinnung, die Innigkeit seiner Frömmigkeit, der Mut seiner Ueberzeugung und die Demut in deren Aussprache: „Es muß ein gar lieber, prächtiger Mensch sein!" schrieb mir eine Frau, fügte aber bei: „nur muß ich mir vieles hinzusetzen!"

Und auch die Mehrzahl Ihrer Leser, sofern sie mit der allgemeinen Haltung des Blattes einverstanden sind, wird sich bei den Lösungen des Unbekannten nicht beruhigen können, die so oft nur Feststellungen unlösbarer Widersprüche sind; vielen wird es gehen, wie mir, daß ihnen der Bescheidung und des Abbruchs an alten Lieblingsanschauungen zu viel zugemutet wird. Nicht alle Dissonanzen, die so tief hier das teilnahmsvolle Herz treffen, sollten so ohne Auflösung stehen bleiben; öfters dürfte auch denen, die zu viel zu verlieren fürchten, entgegengekommen werden durch Aufnahme trauter, biblischer Anschauungen in einem bestimmten Sinne. Aber das ist nur die Kehrseite des bedeutsamsten Vorzugs: der Energie, der Treue, der Stärke dieser Frömmigkeit, die nie nach Strohhalmen greift, sondern den kräftigsten Angriffen Stand hält auf dem beschränktesten, aber gesichertsten Terrain. Täuschen wir uns nicht! Wir Theologen, die wir durch langwierige, geschichtliche Studien, durch vielerlei Mittelbegriffe und Anempfindungen die Brücke schlagen vom modernen Denken und Fühlen zur Sprache und Praxis der Ueberlieferung, übersehen zu leicht, daß solches unsern ehrlich, mit ganzem Herzen suchenden Laien, die aber die Religion nicht als Wissenschaft, sondern als Leben und Erhebung betreiben, nicht zuzumuten, daß ihnen nur mit einfachen, eindeutigen, klaren — absoluten, nicht historischen — Abrechnungen gedient ist. Glauben Sie mir, eben darum wird der rücksichtslose Gang dieser Auseinandersetzung, die mit lauter einfachen, allgemeingiltigen Begriffen arbeitet, Unzähligen zum Segen werden, ihnen Frieden bringen, während sie sich bei den theologischen Vermittlungen nie beruhigen können!

Aber, Sie erwiedern, wir haben genug schon gelitten unter der Schonungslosigkeit der Aufklärer und Reformer! Beides ist unser Verfasser nicht: er fühlt mit den Armen im Geiste weit mehr als mit den Vornehmen; er mahnt zur „heiligen Weitherzigkeit" vor allem auch gegen diejenigen, welche „nicht duldsam sein können, wenn nach ihrer Meinung Gottes Ehre angetastet und das Heil der Menschheit gefährdet wird"; er warnt davor, vorhandene Heiligtümer zu zerstören, wenn wir nicht etwas Besseres darauf zu bauen vermögen; bei nichts wird er so warm, als wenn er seine Erinnerung an „die reinen, frommen Seelen" ausspricht und seinen Glauben an den Vater, seine Liebe zum Erlöser, seine gewisse Hoffnung auf ein ewiges Leben bezeugt. Und so werden auch Sie und viele, die sein Entweder-Oder nicht mitmachen können, doch tief ergriffen werden von den Kräften religiöser Wärme, mit denen der Verfasser alle Verhältnisse des praktischen, gemeinen Lebens durchdringt, von den tiefempfundenen Schilderungen menschlichen, zumal moralischen Elends, von den durchgehenden Tönen der Liebe und Ehrfurcht vor allem, was ringt, leidet und zagt; und Sie werden merken, daß nicht in den Negationen, sondern in der Vertretung der Frömmigkeit als der Blüte des Menschenwesens seine Absicht liegt. „Ich weiß," sagt er, „daß der Geist des Christentums kein Licht des klaren Denkens zu scheuen hat. Ich habe in ihm die reine Frömmigkeit gefunden, die Wahrheit des Gemüts, die Wärme des Geisteslebens. Wie sollte die Wärme mit dem Lichte unvereinbar sein, die Gemütswahrheit nicht neben der Verstandeswahrheit bestehen können? Warum sollte ich mir das Denken verbieten müssen, um fromm zu sein, oder unfromm sein, um zu denken?"

Noch vieles hätte ich Ihnen zu rühmen an diesem Büchlein: seine Achtung vor allem Menschlichen, die gesunde Stellung zur Welt und ihren Aufgaben, die hohe Auffassung von der Natur, die tiefe Durchbildung seiner theologischen Ansichten zumal durch die Religionsgeschichte, die Ersetzung der unverständlichen, von Laien nur halb verstandenen Schulausdrücke durch die Sprache des gebildeten Gemüts. Aber für heute — nicht wahr, Sie lassens nicht das letzte Wort darüber sein? — nur noch eins! Nicht der geringste Zauber dieser Selbstgespräche liegt in ihrer edeln, deutschen Form und Sprache! Ja, das ist die getreue Wiedergabe tiefster Seelenkämpfe mit den Eindrücken, die von außen und innen das Gemüt bestürmen. Das ist kein künstliches System nach wenigen Grundgedanken, sondern eine vielseitige, aus dem Leben erwachsene Weltanschauung, die ihre Einheit mehr im Gemüt als in der Idee besitzt. Daraus kommt diese Kraft der Komposition, diese Stärke der Gemütssprache, diese Klarheit der Begriffe und Bezeichnungen, das wechselvolle Reden mit den Zweifeln des sittlichen, denkenden, darbenden Menschen, diese Fülle von Bildern und Schilderungen aus dem Leben, die ebenso durch die schlichte Klarheit der Zeichnung als durch die Wärme der Farbengebung fesseln: alles der vollauf entsprechende Ausdruck des innern Lebens eines Mannes, der viel gelesen, noch mehr im Leben beobachtet, dann das mit liebevollem Interesse Aufgenommene lange still in sich bewegt hat und es nun uns darbietet als ein völlig Eigenes, ohne störende Seitenblicke auf Worte und Gedanken andrer.

Und soll ich Ihnen nun noch verraten, was mein Interesse so besonders erregt hat? Der Verfasser, der solche tiefste Fragen vor den Gebildetsten in ihrer Sprache verhandelt, wirkt still und im Segen schon manches Jahr in einer abgelegenen Landgemeinde und fühlt und lebt so ganz im Volke, dessen tiefere Regungen er herausspürt aus den rauhesten Formen. Ja, das thut uns not, daß wir, ohne der Sittlichkeit unsers Denkens — der Konsequenz — das Mindeste zu vergeben, mit dem Verfasser sprechen können: „Ich will neben dem geringsten meiner Brüder vor dem Vater knieen und den Saum seines Gewandes küssen, mir wohl bewußt, daß ich mit allem meinem reifern Denken ihm nicht näher stehe, als das Kind, das mit liebendem Herzen seinen Namen lallt!"

Sie spüren, da ist nicht Erkenntnis, die sich überhebt und die Frommen scheidet, sondern Lebenswahrheit, die zugleich frei und demütig, entschieden und weitherzig macht.

Lassen Sie uns mit diesem Geiste eines Sinnes sein!

Ihr herzlich ergebener Mitarbeiter

O B

Antwort des Herausgebers

Lieber Freund,

Ich bin Ihnen dankbar. Ohne Ihren kräftigen Antrieb wäre ich nicht so schnell dazu gekommen, das Buch zu lesen. Nun habe ich es gelesen.

Es ist ein feines, liebenswürdiges Buch. Es ist keine Abhandlung, sondern ein Gedicht. Ich bin stolz darauf, daß das ein Landpastor gemacht hat. Und Sie haben Recht, wenn Sie den unerbittlichen Ernst der Wahrhaftigkeit vor allem daran rühmen. Wie viele weiß ich, denen es sein wird wie ein befreiendes Wort; denn sie kämpfen den gleichen Kampf und haben den Frieden noch nicht gefunden: nun trifft der Unbekannte vielleicht für sie den rechten Ton. — Ob auch die Meute der schnellfertigen Kritiker, welche den Lebensfragen eines modernen Gemüts nie ins Gesicht geschaut, über das Büchlein herfallen wird und sagen: „Weg, denn du trägst meine Farbe nicht“? Ich kann mir nicht denken, daß jemand mit dem Verfasser anders reden wird als ehrfürchtig.

Aber Sie sind darauf gefaßt, daß ich gleichwohl den Lösungen des Büchleins — wie manchmal! — nicht habe beistimmen können. Ja ich muß Ihnen bekennen, daß inmitten der feinen Gedanken, auf welchen der Dichter mit dem entzückenden Wohllaut seiner Sprache meinen Geist wiegte, ein leises und immer stärker werdendes Mißbehagen mich überkam, anfangs in seiner Ursache mir nicht klar, bald aber völlig klar. Was denkt und sinnt der Mann so lange, und denkt nicht an — Christus? Ja es that mir weh, als ich hundert Seiten lang gelesen hatte und traf zum erstenmale auf den Namen des Gottessohnes — in welchem Zusammenhang! Als dann das Schlußkapitel von Christus redete — so radikal es klang, dennoch fromm, keusch, demütig und liebreich — wurde meine Freude an dem Buche wieder inniger, und ich sagte mir: er schreibt doch als ein Christ — warum will er doch nicht von Anfang an ein Christ scheinen? Und ich beklagte an dem Büchlein vornehmlich das eine: es wird manche Suchende, manche Gebildete in dem Irrtum befestigen, als könne man über all die hohen Lebensfragen unsers Gemüts etwas ersinnen und dabei absehen von dem Vorzug, daß wir Jesum Christum erlebt haben. Ich glaube, es giebt keinen größern Dienst, den wir unsern im Kampf um die Weltanschauung stehenden Mitchristen thun können und müssen, als ihnen diesen Irrtum abzugewöhnen. Welch eine Wirkung sollte es thun, wenn eben der Verfasser dieser Bekenntnisse mit der ganzen Feinheit seiner Gedankenentwicklung, mit seiner ganzen überredenden Einfalt und Wahrhaftigkeit dies den ernstlich Suchenden zu Gemüte führte, daß sie ohne den Blick auf die Thatsache Jesu Christi keinen Weg durch das Labyrinth des Welträtsels finden werden? Wie manche werden denken, sie machen es dem Verfasser nach, wenn sie bloß weise, fromm, menschlich reden, aber ja nicht „christlich,“ den „Unendlichen“ anbeten, aber ja nicht den Vater unsers Herrn Jesu Christi? Ich weiß, das ist bei dem Verfasser nur Schein, den zu erkennen er selbst in seinem letzten Kapitel uns die Mittel an die Hand giebt — aber ist es nicht eben der Schein, der so leicht irreführt? Und würde nicht auch der Verfasser selbst manchen Widerspruch löslicher finden, manche Zuversicht gewisser hegen, wenn er nicht gleichsam mit Fleiß so lange vorüberginge an dem, der doch auch für ihn der Grund aller seiner religiös-sittlichen Gewißheit ist?

Ich wünsche dem Büchlein viele denkende Leser, die auch noch weiter fragen und suchen. Für mich selber heiße ichs herzlich willkommen. Es verlangt ja nicht, daß ich überall ihm beistimme; es heißt mich nur die Augen klar halten und die Waffen blank. Es bereichert mich, auch wo ich mich schon reich fühlte, und macht mir meinen Besitz gewisser. Es bereichert mich aber noch mehr mit unzähligen guten Gedanken und Wahrheiten, die ich vorher nicht besaß. Und es gehört zu den seltenen Büchern, die kein empfängliches Gemüt lesen kann, ohne dadurch besser zu werden!

Irre ich nicht, so wird es die gebildeten Kreise, die mit dem Christentum (der Verfasser würde sagen: mit der Religion) nicht gebrochen haben, lange und tief beschäftigen. Auch unser Blatt soll sich — das verspreche ich Ihnen — viel und gründlich damit auseinandersetzen: besser weiß ich dem ehrwürdigen Unbekannten Dank und Achtung nicht zu beweisen. Ich zähle auf Sie, lieber Freund, daß Sie uns dabei helfen, wärs auch nur, indem Sie darüber wachen, daß wir im Eifer des Kampfes um die Weltanschauung dem Manne niemals Unrecht thun.

Nächste Woche, so Gott will, lese ich das Buch zum zweitenmale.*) Wie freue ich mich darauf!

In herzlicher Einigkeit des Geistes immer der Ihre

R

Der kirchliche Notstand in Berlin, ein öffentliches Aergernis

3. Die Schuld

Wer ist an dem geschilderten Notstande schuld? Die Kirche, sagt man. Ja wer ist das in diesem Falle, die Kirche? An dieser Frage gehen gemeiniglich die vorüber, welche über die kirchliche Not in Berlin Klage führen, oder sie beantworten sie aus möglichst einseitiger Parteigesinnung heraus.

Zustände wie die der kirchenarmen Riesengemeinden in Berlin sind das Erbe einer für kirchliche Bedürfnisse unaufmerksamen und verständnislosen Vergangenheit. Es waren aber früher die Patrone der Parochien, welche für das Kirchenwesen zu sorgen hatten und zu Berlin in der alten guten Zeit auch so gründlich und reichlich gesorgt haben, daß von einer Kirchensteuer daselbst niemals die Rede gewesen ist. Nun umfaßt Berlin zwölf Gemeinden städtischen und zweiundzwanzig königlichen Patronats.**) Auf dem Magistrat und auf dem königlichen Konsistorium, bez. Ministerium, bleibt also die Verantwortung für das während der letzten Jahrzehnte Versäumte haften. Als Berlin Weltstadt wurde, sorgte der Magistrat zwar für Schulen, Gas, Wasser, Straßenpflaster ꝛc. und wußte die gesamte öffentliche Einrichtung der Stadt mit einer vielgerühmten Verwaltungskunst zu ihrer jetzigen Höhe zu erheben; auch die altherkömmlichen fortlaufenden Pflichten seines Kirchenpatronats besorgte er nebenbei und gab gelegentlich unmißverständliche Beweise davon, daß er den protestantischen Charakter der Stadt nicht verleugnen wolle — ich erinnere nur an die Lutherfeier. Aber daß ihm aus dem steten Wachstum der städtischen Kirchgemeinden täglich neue und überaus dringende Pflichten erwuchsen, daran dachte er nicht. Und wer wollte nun über ein säumiges, gleichgiltiges Stadtregiment schelten, wo doch der königliche Patron (Konsistorium und Ministerium) auch unter sehr konservativen und rechtgläubigen Ministern und Konsistorialräten ein so schlechtes Beispiel gab? Wo sind die Kirchen, welche die Mühler, Hoffmann und Hegel gebaut, die Parochien und Pfarrstellen, die sie begründet haben? Freilich, auch die evangelische Bürgerschaft trägt ihren Anteil an der alten Schuld: hätte in der Gemeinde selbst eine starke öffentliche Meinung die Aufmerksamkeit auf die schnell und sicher anschwellenden Mißverhältnisse hingelenkt, so würden weder Rat noch König sich der ernsten Forderung entzogen haben. Angesichts der heute noch vorhandenen Gleichgiltigkeit gegenüber Religion und Kirche übersehen wir leicht, daß wir Zeiten viel schlimmerer Gleichgiltigkeit Gott sei Dank hinter uns haben.

Inzwischen hat die preußische Landeskirche im Jahre 1873 eine neue Kirchenverfassung erhalten und Berlin Synoden. Neue Organe sind damit geschaffen, welche zweifelsohne keinen dringenderen Beruf haben, als dem kirchlichen Notstande ein Ende zu machen. Und hier gewinnt die Frage nach der Verantwortung für die gegenwärtigen Zustände der Berliner Kirche erst ihr praktisches Interesse. Die Zeit der Patronate ist vorüber; die Gemeinden treten mehr und mehr in deren Pflichten und Rechte ein. Die Berliner Gemeinden aber besitzen eine rechtmäßige Vertretung in ihren Kreissynoden. Was haben diese zur Hebung des von ihnen vorgefundenen Notstandes und zur Vorbeugung größern Aergernisses gethan?

Die Berliner Synoden haben in manchen Kreisen einen sehr schlechten Ruf. Die unglückliche Apostolikumsdebatte und andre mißliche Auseinandersetzungen der gerade in Berlin in umgekehrter Stärke wie sonst vertretenen Parteien sind für viele das einzige, was ihre Beachtung auf sich gezogen hat. Sieht

---

*) Es ist erschienen bei J. C. B. Mohr in Freiburg; 154 S.; 2,80 M. gebunden.

**) Hierzu erst neuerdings zwei patronatsfreie Gemeinden: Dankeskirche und Emmaus. Vgl. unten.

man genauer zu, so macht man die erfreuliche Wahrnehmung, daß sie eine durchaus einsichtsvolle und wirksame Thätigkeit zur Hebung des kirchlichen Wesens zu entfalten begonnen haben. Sie haben zunächst, was für Berlin unerhört war, eine Kirchensteuer eingeführt, welche seit dem 1. Oktober 1881 als ein Zuschlag zur Klassen- und Einkommensteuer — anfänglich in der Höhe von 3, jetzt von $5\frac{1}{2}$ Prozent derselben — von allen denjenigen evangelischen Einwohnern erhoben wird, die über 1500 Mark Jahreseinkommen haben. Während der erste Beschluß der vereinigten Kreissynoden in der Bürgerschaft lebhaften Widerspruch hervorrief, ist die Einziehung, die der Magistrat bereitwilligst übernommen hat, auf keinerlei Hindernisse gestoßen. Nach dem Etat von 1887/88 belaufen sich die zur Zeit jährlich erhobenen Kirchenumlagen auf 350 000 Mark. Aus der so gewonnenen Synodalkasse wurde nun den Geistlichen und Kirchenbeamten der Ausfall ersetzt, der ihnen durch die Aufhebung der Stolgebühren erwachsen war, und damit die Berliner Kirche über eine Klippe hinweggehoben, über welche ungezählte Stadt- und Landgemeinden der preußischen Landeskirche noch immer nicht hinwegkommen können. 135 000 Mark setzt der Etat auf 1887/88 zur Entschädigung für aufgehobene Stolgebühren an. Daneben verschlingt alljährlich eine unverhältnismäßige Abgabe zum landeskirchlichen Pensionsfonds einen guten Teil der Berliner Kirchensteuer: 100 230 Mark nach dem jüngsten Etat. Es bleibt mithin nur ein geringer Rest der Synodalkasse zur Abstellung sonstiger kirchlicher Mißstände in Berlin zu verwenden: Etat 1887/88 „Beihilfen zu Bauten, Reparaturen und andern sachlichen Ausgaben“ 20 348,13 Mark; „Zur Deckung von Gehalts- und andern Ausfällen“ 50 597 Mark; Summa 70 945 Mark.

Mit Hilfe dieses geringen Restes haben die vereinigten Kreissynoden einiges Notwendige geleistet. Und sie würden ungleich Bedeutenderes geleistet haben und leisten, wenn sie nicht von einer Seite gehemmt worden wären, von der man die entschiedenste und kräftigste Förderung jeder durch die evangelische Bürgerschaft ins Auge gefaßten guten Maßregel hätte erwarten sollen. Hier kommen wir an den Punkt, wo für den Kundigen gegenwärtig das schlimmste Aergernis liegt.

Am 29. Mai 1883 — d. i. vor nunmehr fünf Jahren — erstattete vor den vereinigten Kreissynoden ihr Vorsitzender, Kammergerichtsrat Schröder, Bericht über „den kirchlichen Notstand in Berlin.“ Er begründete damit einen vom Synodalvorstande, zu welchem auch der Generalsuperintendent D. Brückner gehört, einstimmig gefaßten Antrag, welcher von den vereinigten Kreissynoden mit großer Mehrheit angenommen wurde. Der Beschluß lautet:

In Erwägung der kirchlichen Notstände, welche sich in der Stadt Berlin dadurch entwickelt haben, daß bei dem Wachstum der Stadt von den damals allein für die entsprechenden Maßnahmen berechtigten und daher auch dazu verpflichteten staatlichen und städtischen Behörden nicht regelmäßig und rechtzeitig auf die Abgrenzung und Bildung neuer Parochien Bedacht genommen worden ist, erklären die vereinigten Kreissynoden:

I. Auch nach dem Inslebentreten der neuen Kirchenverfassung kann den vorhandenen Notständen nur bei opferwilligem Zusammenwirken der genannten Behörden, der verfassungsmäßigen kirchlichen Gemeindeorgane und der vereinigten Kreissynoden von Berlin abgeholfen werden.

II. Die vereinigten Kreissynoden sind bereit, bei solchem Zusammenwirken der genannten Behörden kirchliche Umlagen zum Zwecke der Abstellung jener Notstände zu bewilligen, wenn 1) ihnen eine Mitwirkung bei der Bildung und Abgrenzung neuer Parochien eingeräumt und 2) die als notwendig zu erkennende Neubildung von Parochien und Dotation neuer geistlicher Stellen patronatsfrei ins Leben gerufen werden.

Ein dritter Punkt thut nichts zur Sache. Der Sinn des Beschlusses aber ist der: das evangelische Berlin will die zur Schaffung gesunder kirchlicher Verhältnisse, insbesondre zur Bildung neuer Parochien und zur Gründung neuer Pfarrstellen, nötigen Mittel selbst aufbringen. Nun muß ja alles gut werden. So groß die Not sein mag: werden nur die im Schoße der Gemeinden selbst vorhandnen Kräfte entbunden, so ist sie mit Gottes Hilfe noch zu überwinden. Die Bedingungen aber, welche die Synode der staatlichen und städtischen Behörde stellt, um in der gewiesenen Richtung mit ihnen zusammenzuwirken, sind selbstverständlich: die Synode will für die rein aus Gemeindesteuern begründeten und ausgestatteten Stellen auch das Gemeindepatronat haben; sie beansprucht Wahl der zu berufenden Prediger durch die betreffenden Gemeindeorgane. Sie hat nichts dagegen, daß Stadt und Landesherr ihrerseits Gemeinden abtrennen und Stellen gründen und dann über solche auch ihre Patronatsrechte behaupten, nachdem sie Patronatspflichten erfüllt; aber sie sieht keine Veranlassung, der Stadt oder dem Staat Patronatsrechte zu gewähren, wo sie, d. i. die Gemeinde, die Pflichten übernimmt.

Auf die durchaus berechtigte Forderung geht die Stadt als Patron ohne weiteres ein. Im Zusammenwirken mit dem Magistrat nimmt sich die Synode (ich meine immer die vereinigten Kreissynoden) der Riesengemeinden von St. Thomas und St. Markus mit ihren 120—140 000 Seelen an, und so sehen wir bereits 1884 in der bedürftigsten Markusgemeinde zwei neue Predigerstellen begründet und 1887 von Thomas eine neue Gemeinde, Emmaus, mit zwei neuen Predigerstellen abgezweigt, während eine gleiche Abtrennung von Markus zur Zeit noch im Werke ist.

Gleichzeitig mit Markus und Thomas hat die Synode in einem Beschluß vom 29. Oktober 1883 — vor nunmehr viereinhalb Jahren — die Gemeinden von Zion und St. Simeon ins Auge gefaßt, je eine Pfarrstelle für sie bewilligt und bei Zion, wie bei Markus und Thomas, die Teilung für „ein dringendes kirchliches Interesse“ erklärt. Aber da Zion und Simeon königlichen Patronates sind, nahm die Sache einen andern Verlauf. Das königl. Konsistorium der Provinz Brandenburg, bez. der Evangelische Oberkirchenrat, gingen darauf nicht ein, für die von der Synode beschlossenen, aus Gemeindemitteln zu begründenden Stellen das Patronat in Wegfall kommen zu lassen. Es versagte also dem Beschlusse, zunächst an Simeon eine patronatsfreie Predigerstelle ins Leben zu rufen, die Bestätigung. Die Antwort der Synode war, daß sie die Ausstattung eben dieser Stelle als einer königlichen ablehnte (16. Juni 1884). Eine Vorstellung ihres Vorstandes an den Kultusminister als höchsten berufenen Vertreter des landesherrlichen Patronats (30. September 1884) hatte keinen Erfolg, weil derselbe „die gewünschte Einwirkung auf den Evangelischen Oberkirchenrat zur Aenderung seiner kirchenregimentlichen Entschließung“ für „außerhalb seiner amtlichen Befugnis liegend“ erklärte.

Seitdem stockt bei den Gemeinden königlichen Patronats die kirchliche Reform. Und doch sind gerade davon die meisten der Vermehrung geistlicher Kräfte dringend bedürftig, außer Zion und Simeon: Heilig Kreuz, Philippus Apostel, Golgatha, Zwölf Apostel, Nazareth. Das brandenburgische Konsistorium, welches von den kirchlichen Behörden in erster Linie verantwortlich ist, hält der Synode gegenüber das Patronatsrecht fest, während es doch an eine Erfüllung der entsprechenden Pflicht nicht denkt und nicht denken kann! Denn das wird man im brandenburgischen Konsistorium so wenig hoffen wie irgendwo, daß der preußische Landtag unter dem Titel des landesherrlichen Patronats Gelder zur Gründung von geistlichen Stellen und Abzweigung neuer Parochien in Berlin bewilligen werde. Stöcker hat zwar im Abgeordnetenhause dahingehende Anträge gestellt; aber der Landtag wird sich hüten, zu Zwecken, für welche die evangelischen Kirchengemeinden Berlins selbst die Mittel freiwillig dargeboten haben, dem ganzen preußischen Volke Opfer zuzumuten — allein dem durch seine eigne Schuld veralteten königlichen Patronate zuliebe.

Fragt man nach den Gründen der Haltung des brandenburgischen Konsistoriums, so ist nur ein einziger auffindbar: die Besorgnis, es möchten in die patronatsfreien Stellen kirchlich freisinnige Pastoren gewählt werden. Lieber keine Vermehrung der Geistlichen, lieber keine Neubauten von Kirchen, als daß Theologen der verabscheuten Richtung ins Amt kommen! Diese Richtung ist nicht die unsre, und wir haben wahrlich nicht den Wunsch, daß der Konfirmandenunterricht nach dem Leitfaden des Herrn Schramm in Bremen die Begriffe des heranwachsenden Geschlechts vom Christentum beherrschen möge. Aber erstens zählt nicht auch jene Richtung Geistliche, die in Segen wirken? Ich für mein Teil kenne solche. Und hat nicht in der Reihe der zum

Besten des Luthervereins in Berlin erst jüngst gehaltenen Vorträge ein zum Protestantenverein gehöriger, gut Jenaischer Theologe, Prediger Kirmß, neben dem Oberhofprediger D. Kögel und von derselben Kanzel der Dreifaltigkeitskirche seinen Vortrag gehalten? Gerade in Berlin ist unter den freier gerichteten Predigern keineswegs die extreme Art die überwiegende. Zweitens: woher weiß man denn, daß die Wahl protestantenvereinlicher Männer in die patronatsfreien Stellen so sicher ist? Sind nicht auch in Gemeinden städtischen Patronats mehr als einmal recht konservative Männer gewählt worden? Es widersteht mir, eine Uebersicht über die seit Einführung der Kirchenverfassung erfolgten Predigerwahlen nach der Richtung der Gewählten hier einzuschalten; sie würde beweisen, daß in städtischen und patronatsfreien Stellen eine ganze Reihe teils der Mittelpartei angehören, teils zur positiven Union sich haltende Pastoren gewählt worden sind. Drittens: werden nicht die Stellen und Kirchen für eine weite Zukunft gegründet, welche ohne Zweifel derjenigen Richtung gehört, welche an Kraft und innerm Leben überlegen ist? Oder ich sage lieber, den Männern von mancherlei Richtung, welche den rechten Glauben haben. Hat man im Schoße derjenigen Partei, welcher die ausschlaggebenden Persönlichkeiten des brandenburgischen Konsistoriums angehören, so geringes Zutrauen zu seiner eignen Zukunft, daß man mit so ärmlichen Mitteln, wie die Paragraphen des kirchlichen Patronatsrechts sind, seine Stellung in Berlin sichern und befestigen möchte? Man nehme sich doch ein Beispiel an den gut Lutherischen Kirchenbehörden der sächsischen Landeskirche, welche Hand in Hand mit einem viel angefochtenen, ausgesprochen liberalen Pfarrer in Chemnitz und Dresden nicht weniger als sieben Kirchen teils gebaut haben, teils zu bauen im Begriff sind! Die Gemeinden aber haben den Segen davon. Man nehme sich ein Beispiel am Gustav-Adolf-Verein: der baut Kirchen, gründet Pfarrstellen und schafft Gemeinden, ohne zu fragen, wer zuerst da als Pastor wirken und predigen wird; er überläßt es Gott, der im Regimente sitzt, daß er zur rechten Zeit die rechten Männer sendet. Hat man sich denn statt dessen im brandenburgischen Konsistorium den Papst zum Muster genommen, der zur Zeit des Kulturkampfs ungerührt die Gemeinden an Hirten und Gottesdienst darben ließ und gegenüber den billigen Forderungen des preußischen Staates, deren Erfüllung aller Seelennot ein Ende gemacht hätte, jahrelang sein Non possumus sprach? — Verzeihung, wenn ich bitter werde; aber die Sache ist darnach.

Auch an einem andern Punkte hat das Konsistorium den guten Willen der Stadtsynode nicht ermutigt. Doch weil eben jetzt, wie verlautet, eine Wendung zum Bessern eingetreten ist, so wollen wir hierüber nicht lange klagen. Seit 1884 (oder noch länger) begehren die vereinigten Kreissynoden das Recht, Anleihen aufzunehmen. Endlich hat das brandenburgische Konsistorium und der Evangelische Oberkirchenrat es ihnen zugesprochen, und liegt diese Entscheidung jetzt, wenn wir recht berichtet sind, dem königlichen Ministerium zur Genehmigung vor. Erfolgt diese, woran wir nicht zweifeln, so wird die Synode in der Lage sein, zu Gunsten der vernachlässigten Riesengemeinden Berlins über Summen zu verfügen, mit denen sich in der That viel Versäumtes nachholen läßt.

Aber noch zwei Bemerkungen, ehe wir dieses Kapitel verlassen. Zuerst eine Frage, auf die wir gern Antwort hätten. Warum schweigt die in besonderm Sinne kirchliche, gläubige, positive Presse so ganz gegenüber der schweren Schuld, die eine preußische Kirchenbehörde durch die Hemmung der durchaus anerkennenswerten Bestrebungen der Berliner Synode auf sich geladen hat? Warum haben die Anhänger des Hammersteinschen Antrages insbesondre niemals von diesem klaren Beispiele Gebrauch gemacht, um die Unhaltbarkeit der jetzigen kirchlichen Verfassung daran zu beleuchten? Ein Generalsuperintendent mit einer Synode geht mit Ernst und Besonnenheit an die Abstellung des kirchlichen Notstandes in Berlin — und eine königliche Kirchenbehörde macht jahrelange, zum Teil nicht abzusehende Schwierigkeiten! Hier wäre eine treffliche Gelegenheit, Freiheit und Selbständigkeit für die Kirche zu fordern. Aber großes Schweigen auf Seiten der ganzen — Partei.

Zweitens darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch im Schoße der liberalen Mehrheit der Berliner Synoden Elemente sich befinden, deren kirchliches Verständnis so ziemlich gleich Null zu sein scheint. Ich rechne dazu Herrn Dr. Langerhans, stellvertretenden Vorsitzenden der Stadtverordneten und Mitglied des Vorstandes der Kreissynode Berlin-Kölln-Stadt, der am 22. September v. J. im Eifer für die Wahl fortschrittlicher Kandidaten zu Stadtverordneten sich nach der Nationalzeitung zu folgenden Aeußerungen verstieg:

> Die neueste Forderung der Bürgerpartei ist nun, die Stadt solle neue Kirchen bauen.... Die Stadt hat hierzu keine Verpflichtung. Wer mit seiner Religiosität prangen will, mag auch das Geld dazu geben. (Bravo!) Ein solcher Beschluß würde uns bald aller unsrer Schmuckplätze berauben, denn nicht die Stadt, sondern die Kirchenbehörde würde die Wahl der Plätze bestimmen.

Es blieb dieser Höhe fortgeschrittener Bildung vorbehalten, zu behaupten, daß Kirchengebäude die freien Plätze einer großen Stadt verderben. Nun das mögen die Schmuckverständigen mit Herrn Langerhans ausmachen. Der Lützowplatz z. B. würde ungemein verlieren, wenn man eine Kirche dahin baute!! Uns ist nur rätselhaft, wie ein solcher Mann in den Vorstand einer kirchlichen Vertretung und in die vereinigten Kreissynoden geraten konnte. Aber weil die Beschlüsse der letztern beweisen, daß auch in der liberalen Mehrheit derselben andre Männer den Ausschlag geben als dieses Schreckenskind, überlassen wir es seinen Kulturidealen.

Und was sind solche Ausschreitungen einer modernen Seele gegenüber der Verschuldung einer Kirchenbehörde? Hoffen wir indessen, daß die nämlichen Erwägungen, welche zur Bewilligung der Anleihebefugnis kräftig gewesen sind, auch die Velleitäten der Patronatsansprüche*), noch ehe es zu spät ist, hinwegfegen werden. Denn die Stockung der kirchlichen Reform in den königlichen Gemeinden kann nur zu leicht auf den erfreulichen Anfang derselben in den städtischen lähmend zurückwirken.

Die Hilfe kann über die so groß gewachsenen und so unablässig wachsenden Nöte nur dann Herr werden, wenn von allen Seiten Verständnis, guter Wille und entschlossenes, thatkräftiges Entgegenkommen da ist. Daran fehlt es noch in Berlin. Und doch ist schon vieles in den letzten Jahren besser geworden. Das ermutigt uns, in einem letzten Artikel abschließend zu zeigen, wie wir uns die Hilfe denken. R

Paul Lindaus Berliner Romane

1. Der Zug nach dem Westen

Paul Lindau ist damit beschäftigt, Berlin in einer Reihe von Romanen darzustellen, von denen bisher zwei erschienen sind, einer schon 1886, der andre 1887. Für heute begnügen wir uns, über den ersten Bericht zu erstatten.

Der Titel hängt mit dem Inhalt ziemlich lose zusammen. Zwei oder drei von den Hauptfiguren des Romans sind lange vor Beginn der Handlung aus dem Osten Berlins, wo überwiegend arme Leute wohnen, nach dem vornehmen Westen gezogen; eine von ihnen zieht schließlich sogar wieder nach dem Osten zurück; eine andre, die aber gewiß nicht als Repräsentantin des Ostens gelten soll, wird im letzten Kapitel begraben, d. h. eröffnet „den traurigen Zug nach dem Westen“ — der Kirchhof der Matthäigemeinde liegt nämlich im äußersten Westen der Stadt. Vielleicht hatte Lindau die Idee, diejenigen Berliner Kreise nach ihrem Denken und Treiben zu schildern, die, ohne innere Bildung, durch Glücksumstände große Reichtümer erworben und Eintritt in die vornehme Welt gewonnen haben — aber müssen solche aus dem Osten hergezogen sein in die feinen Quartiere?

Der Stil des Verfassers ist von tadelloser Glätte, der Aufriß des Romans bis ins kleinste wohl gearbeitet: man wird nicht den geringsten Verstoß bezüglich des lokalen und chronologischen Beiwerks entdecken, und Lindau bewährt sich als ein

*) Ich rede immer nur von den Berliner Patronen unter den dortigen Verhältnissen. Den Vorzug einer fürsorglichen Patronatsherrschaft weiß ich sonst sehr wohl zu würdigen.

guter Beobachter, der seine Beobachtungen trefflich wiederzugeben weiß. Von ungemeiner Treue ist seine Schilderung einer Nachtstunde im Café Bauer, eines Abends im Zirkus oder bei einer Premiere im Opernhause, des Treibens in einer Gesellschaft bei Kommerzienrats in der Tiergartenstraße; aber auch die Stimmung eines Frühlingsmorgens im Tiergarten hat er fein nachgemalt. Gleiche Naturtreue setze ich voraus für die mancherlei Szenerien, an die meine Erfahrung nicht heranreicht. Und indem der Verfasser in seiner Erzählung hie und da etwas von treuer Herzlichkeit oder von behaglichem Spott einmischt, so ist Ermüdung beim Leser ausgeschlossen. Im Unterschied von Spielhagen meidet Paul Lindau alles, was einen Stand oder eine Partei verletzen könnte; er will den Verschiedensten gerecht werden und kein Tendenzstück schreiben: — so weit sind wir schon in unsrer Litteratur, daß das etwas ungewöhnliches ist und besondres Lob verdient. Von der politischen Stellung seiner Helden läßt er überhaupt nichts verlauten; ebenso bleibt das Religiöse außer Diskussion, und der Pastor, der eine nicht unwichtige Rolle spielt, ist ein Wupperthaler von strengster Orthodoxie und doch kein Heuchler, kein fanatischer Pfaffe, sondern, man staune: ein herzensguter, edler Mensch.

Aber soweit diese Vorzüge nicht negative sind, machen sie wohl einen trefflichen Feuilletonisten — das ist Lindau zweifelsohne —, einen amüsanten Gesellschafter, einen liebenswürdigen Causeur, aber noch nicht einen Dichter. Als solcher hat sich Lindau in diesem *ersten* Romane sicher nicht erwiesen. Seine Erfindung ist arm, seine Handlung dürftig (sie reicht auch nur über anderthalb Jahre bei 396 Seiten); vor allem: seine Menschen sind nicht aus einem fruchtbaren Dichtergemüt geboren, sondern künstlich gemacht. Darum ist wenigstens für mich auch die psychologische Entwicklung der Hauptcharaktere eine unwahrscheinliche; gerade an den entscheidenden Punkten versagen die plausibeln Motive.

Die Handlung ist dürftig: sie besteht darin, daß ein junger Komponist ein Liebesverhältnis mit der noch jüngern reizenden Frau eines fünfzigjährigen Parvenüs anknüpft und, als sie von ihrem Gatten auf seinem Zimmer überrascht und so der Bruch unvermeidlich wird, sie heiratet, auch ein überglückliches Jahr mit ihr verlebt, bis sie im ersten Wochenbett stirbt und ihm ein Töchterchen hinterläßt. Dagegen wäre nun nichts einzuwenden, wenn die Phantasie unsers „Dichters“ nur nicht so arm wäre, daß er fast nur von solchen Liebesverhältnissen zu berichten weiß. Während Frau Ehrike mit dem Musiker Georg Nortstetten einen Herzensbund schließt und durchführt, hat ihr Mann sich an eine junge Schauspielerin angeschlossen; vorher hat Nortstetten bereits in einem unerlaubten Verhältnis zur Frau des Kommerzienrates Wilprecht gestanden, und deren Mann wieder wirbt aufs gierigste, wenn auch erfolglos, um die Gunst der Frau Ehrike; nachher gehen bedenkliche Gerüchte um betreffs der Frau Stephanie Wilprecht und des Botschafters Grafen Pracks: also Ehebruch und Verwandtes von Anfang bis zu Ende. Ist doch selbst der Pastor Nortstetten in Barmen halb unbewußt verliebt in die schöne Sünderin, die er behufs Besserung in sein Haus genommen hat. Sollten die betreffenden Kreise Berlins dies einzige Interesse haben, welches Lindau bei ihnen voraussetzt, so verdienen sie jedenfalls nicht in einem Roman so fleißig geschildert zu werden. Allein Lindau hat uns seine Geschichte nicht glaubhaft gemacht. Die Toilette der Frau Stephanie hat er meisterhaft beschrieben, ebenso die Ausstattung des Fremdenzimmers im Pfarrhause zu Barmen; aber weder Stephanie noch der Pastor Nortstetten, weder Ehrike noch seine Frau, weder der Musiker Nortstetten noch sein späterer Schwager, der Gymnasiallehrer Dr. Mölldorf, sind Menschen von Fleisch und Blut: höchstens sind sie Typen, aber mit einer starken Neigung zur Karikatur. Lindau vergröbert, gleichviel ob ins Engelhafte oder ins Lächerliche. Der Herzschlag des individuellen Lebens fehlt. Von dem Prediger und dem Philologen gilt das am meisten; beide sind, wenn auch in gutmütiger Färbung, der pietistische orthodoxe Pastor, wie er im Buche steht, und der Schulmeister-Pedant, wie er ebenfalls im Buche steht. In der Natur sind beide ganz anders beschaffen. Doch auch Maximilian Wilprecht und Gustav Ehrike sind lediglich Schablonen, welche die Züge einer großen Menschenklasse an sich tragen, und nichts weiter. Stephanie ist die ehrgeizige Frau des reichen Kaufmanns, welche um jeden Preis bewundert werden und als vornehm gelten will: ihre Schönheit, ihr Aufwand, gut angebrachte Wohlthätigkeit, schlaue und herzlose Lügen — alles muß ihr dazu dienen. Sie zu Georg Nortstetten in zarte Beziehungen zu setzen, war übrigens ein ebenso überflüssiges als verfehltes Unternehmen. Denn nichts stimmt schlechter zu ihrem ganzen Wesen als solch eine Erniedrigung zu dem jungen, noch unberühmten Manne.

Georg Nortstetten ist der Künstler par excellence, ein Talent, wenn nicht Genie, bis in alle Fasern; sein Spiel jederzeit hinreißend, seine Oper Bath-Seba — deren Text mir mehr lächerlich als erhaben erscheint — ein von Beifallsstürmen empfangenes Meisterwerk. Linkisch und unbeholfen ist er nur, wo das zum Genialen gehört; sonst lernen wir ihn als erstaunlich gewandten Mann kennen: Frau Ehrike küßt er schon achtzehn Stunden, nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht, in ihrem Salon auf die Stirn und flüstert ihr wieder ein paar Stunden später im Zirkus, während der Gemahl hinter ihr sitzt, Dinge zu, über deren Kühnheit sie entsetzt ist. Aber trotz alledem und dem, was folgt, bleibt er der Abgott des Dichters und — der anständigen Leute; bloß die Gesellschaft trägt ihm seinen Streich etwas nach. Und Lolo Ehrike? Sie knüpft hinter dem Rücken ihres Mannes ein Liebesverhältnis an, führt es ungescheut durch — ohne je den Gedanken einer Schuld zu haben, die sie damit auf sich lüde; vielmehr hält sie sich nun berechtigt, ihren Mann von ganzer Seele zu verachten. Der Pastor Nortstetten läßt sich von ihr erklären, sie habe eine schwere Schuld begangen, aber nicht jetzt erst, sondern vor fünf Jahren, als sie den ungeliebten Mann heiratete! „Daß ich Georg liebe, bekenne ich frei vor aller Welt, und *es hat mein Gewissen nie bedrückt!*“ Darauf weiß der Feind des Protestantenvereins, der Pietist, nichts zu antworten! Sie trägt demselben Manne ihr Urteil über die christliche Traktatlitteratur vor; die letztere Hälfte davon lautet:

> Einzelne Wendungen und Wörter aus der Bibel, die aus einer ganz andern Kulturzeit mit andern Sitten stammen, sind, wenn sie in diesen Schriften unsrer Tage wieder gebraucht werden, aufs äußerste anstößig und verletzen unser Gefühl. Sie sind aus der Sprache der guten Gesellschaft [!] verschwunden. Und diese Thatsache bleibt bestehen, wenn sie auch von den Verfassern jener Schriften, die sich mit der Autorität der Bibel decken, nicht anerkannt wird. Jene Verfasser haben durch ihren vertrauten Umgang mit der biblischen Sprache offenbar das Gefühl für die Forderungen der unsrigen verloren. Aber ich werde rot, wenn ich diese Worte, die ich niemals auszusprechen wagen würde, lese; und ich möchte mich an diese Rauhheiten nicht gewöhnen und das Erröten nicht verlernen.

Diese Abhandlung wirkt aus dem Munde einer Frau, einer so jungen und naiven wie Lolo Ehrike doppelt, komisch: und dieselbe Frau wagt beim Lesen von Bibelworten rot zu werden, die nicht errötete, hinter dem Rücken ihres Mannes einen Fremden zu besuchen?

Man merkt, wie der Dichter zu den Dingen, die er uns erfahren läßt, selber steht. Ernste Leute läßt er die Angelegenheit Lolo-Nortstetten mißbilligend besprechen, aber nicht, weil sie etwas an sich Unrechtes gethan hätten, sondern ein Unrecht an der Gesellschaft. Die muß auf Ordnung halten und kann derartiges nicht dulden. Aber wer auf die Anerkennung der Gesellschaft verzichtet, braucht sich, wie Figura zeigt, durch deren Vorwürfe in seinem Glücke nicht behelligen zu lassen. Es fehlt dem Werke ganz der sittliche Ernst; dadurch kann und muß es verderblich wirken. Die Liebeleien des jungen Nortstetten und die des alten Ehrike werden jene geradezu mit Anerkennung, diese mit lustigem Witze geschildert, damit der Leser lache; das sittliche Urteil wird, statt herausgefordert, gewandt abgestumpft; man wird gewöhnt, Vergehen gegen die Heiligkeit der Ehe ganz anders anzusehen als etwa Handlungen boshafter Eifersucht, Angeberei u. dergl. Daß diese Anschauung weit verbreitet ist, wissen wir wohl, und so wird Paul Lindau, der diesen Roman seiner lieben Frau Anna gewidmet hat, begeisterte Leser finden, wie er begeisterte Rezensenten gefunden hat: wir Christen, gleichviel, ob wir zu Johannes Nortstettens Richtung oder zum Protestantenverein gehören, können nur protestiren gegen solche Heiligsprechung der Zügellosigkeit und warnen vor

angeblichen Dichtungen, in denen das Unmoralische mit Wohlgefallen in seinem Siegeslaufe geschildert wird. „Nichts Menschliches achten wir uns fremd;“ aber der wahre Dichter muß etwas göttliche Weihe zur Behandlung des Menschlichen mit heranbringen. J

Unsre Kunst

7. Die religiöse Kunst

(Erste Hälfte)

Jede Zeit hat ihre eigentümlichen Aufgaben, hinter welchen für sie andre, an sich vielleicht größere und wichtigere zurücktreten. Die malerischen Mißerfolge der Cornelianer, durch welche bei vielen selbst ihre großartigen Konzeptionen in Mißkredit gerieten, stellten die Maler der jüngsten Jahrzehnte vor die dringliche Aufgabe, vor allem in dem, was man im weitern Sinne zur Technik ihrer Kunst rechnet, Meister zu werden, ebenso in der Behandlung von Farbe, Luft und Licht, als in der naturwahren Wiedergabe der Formen der Wirklichkeit. Es galt die Natur und immer wieder die Natur zu studiren. Man muß das erwägen, um nicht ungerecht zu urteilen, wenn dieser mit rühmenswerter Energie und sittlichem Ernst erfaßten Aufgabe gegenüber, was jenseits der Natur lag, die Welt des Idealen, mehr und mehr dem Blicke sich entzog und an Interesse verlor, ja wenn man überhaupt unvermerkt weniger darnach fragte, was gemalt wurde, als darnach, daß es richtig, naturwahr gemalt werde. Die vollendete Form und nicht der Gegenstand war es mehr und mehr, was ein Kunstwerk zum Kunstwerk machte. Diese so begreifliche Einseitigkeit konnte durch die Richtung des ganzen Zeitgeistes auf das Formale nur noch gesteigert werden. So kam jener „Realismus“ zur Herrschaft, der das Kunstschaffen unsrer Zeit charakterisirt, der da und dort ausartet zum Naturalismus, zum geistlosen, alle Gesetze der Schönheit grundsätzlich ignorirenden Abmalen der Wirklichkeit.

Ein, wenn auch verkehrtes, Korrektiv hat diese Ueberschätzung des Objektiven hervorgerufen in dem sogenannten Impressionalismus. Er wählt wohl auch nichts zum Vorwurf als die realste Wirklichkeit und verpönt auch jede Abklärung des Geschauten an den Gesetzen des Schönen; aber dennoch will er nicht das objektiv Wahre, sondern das subjektiv Wahre, er will mit ängstlicher Absperrung jeder sich dazwischen drängenden Reflexion den augenblicklichen Eindruck malen, den das Geschaute hervorbringt, nicht das Geschaute selbst. Er fühlt den kalten, luftleeren Raum in den Gebilden des Realismus; aber statt ihn auszufüllen aus der geistigen Welt, statt den Gestalten ein Herz zu geben, gießt er um sie her die subjektiven Empfindungen des Beschauers.

Von diesen Strömungen, und darum müssen sie hier erwähnt werden, bleibt das Gebiet der religiösen Malerei natürlich nicht unberührt; vieles, was Unkundigen als Mangel religiösen Sinnes, Taktes, Verständnisses erscheinen könnte, ist vielmehr nur Folge jener einseitigen Auffassungen der Aufgaben der Kunst. Sodann aber liegt auch auf der Hand, daß jene Strömungen ihrer Natur nach die Kunst der Gegenwart nicht gerade auf das religiöse Gebiet hinführen, sondern eher ihm entrücken. Es wäre also voreilig, in dem Maße religiöser Kunstübung einen sichern Gradmesser für die Bedeutung der Religion bei dem Durchschnitt der Gebildeten unsers Geschlechts zu vermuten.

Suchen wir aber der Kunst unsrer Zeit, abgesehen von ihren Leistungen auf dem eigentlich religiösen Gebiete, den religiösen Puls zu fühlen, so dürfen wir wohl sagen, daß Elemente, aus denen ein gesundes, sittlich religiöses Leben sich entfaltet, durch ihre Adern ziehen, und daß krankhafte Dispositionen früherer Zeiten beinahe ganz geschwunden sind. Der Sinn für das Individuelle, ja für das Seelische, der sich vor allem in der Genremalerei, der Zug zur Innerlichkeit, der sich in der Stimmungsmalerei verrät, die Neigung zur Versenkung in des Lebens ernste Seiten belegen das erstere. Das andre begründen noch erfreulichere, durch Ausnahmen nicht aufgehobene Zeichen: da sind keine Nuditäten, ist keine historische Fäulnismalerei, die verletzen, und selten nur begegnen uns hohles Pathos, alte, für uns sinnlos gewordene Phrasen oder leere, tändelnde Spielereien, uns zu langweilen und zu ermüden. Sondern was gemalt ist, ist nicht nur wahr gezeichnet, sondern auch wahr empfunden, und rechnet nicht auf den Beifall der Gemeinheit oder der Blasirtheit, die beide gekitzelt sein wollen, sondern auf den Beifall der das vielgestaltige Leben kennenden und liebenden gesammelten Geister und Herzen, die etwas suchen, womit sie sich beschäftigen, woran sie sich erquicken, worein sie sich versenken können.

Suchen wir nun aber nach den Bildern speziell religiösen Inhalts, so begegnen uns religiöse Motive, abgesehen von den früher besprochenen Historienbildern, unter denen nicht weniger als vier kirchlich-religiöse Stoffe behandelten, auf einer nicht geringen Zahl von Genrebildern. Mag jenes aus dem vorwiegend religiösen Charakter der mittelalterlichen Geschichte begreiflich, dieses bei der Lust an allem Genre nicht auffallend erscheinen, so bekennt der Künstler damit doch, daß ihm die religiösen Stimmungen der Menschenseele und die Szenen, welche durch sie charakterisirt werden, ein besonders anziehendes Thema sind, daß innerhalb der religiösen Bestimmtheit des Empfindens das Stimmungsleben zu seinem konzentrirtesten und tiefsten und erhabensten Ausdruck kommt. Diese religiösen Genrebilder vertreten heute den Platz der mittelalterlichen Andachtsbilder. Ob nun, was damals in erster Linie die religiöse Kongenialität schuf, heute bei manchen vor allem der Virtuosität in der Auffassung des Charakteristischen überhaupt gutzuschreiben sein mag, immerhin dürfen wir feststellen, daß, wenn wir die damaligen Meisterwerke, wie das Genfer Altarbild und die Holbeinsche Madonna, ausnehmen, die besten Darstellungen religiösen Lebens der Gegenwart an Ernst, Wahrheit und Tiefe hinter dem Durchschnitt der alten Andachtsbilder kaum zurückbleiben. Bei dem zur „Abendglocke“ inmitten seiner Schafe betenden Schäfer von Mali und bei den beiden Bildern von Keinke und Piltz, die uns das Abendläuten selbst im Kirchturme zeigen, liegt der Schwerpunkt auf der Stimmung des Abendfriedens. H. Neuhaus war es bei seiner Straßenszene aus München: Betendes Volk vor der Mariensäule, wohl mehr um die derben Stiefel und blauen Blusen und struppigen Haare, die nun einmal den Geschmack des Naturalismus anziehen, zu thun, als um den Ausdruck der Andacht, der in den zwei einzigen Gesichtern, in die wir blicken können, nur zu vagster Darstellung kommt. Aber schon die mit dem feinsten Verständnis für die erbauende Wirkung der architektonischen Formen gemalten kleinen Kircheninnern von Paul Gräb bringen durch Stein und Licht eine ausgeprägte religiöse Stimmung zum Ausdruck. Beinahe religiös inhaltlos sind vier Bilder katholischer Frömmigkeit, zwei Nonnen, eine an der Orgel und eine auf den Knieen, und zwei große figurenreiche Bilder: die „Erste Kommunion“ von M. Fleischer und eine „Kommunikantenprozession auf dem Lande“ von Th. Frank. Hier ist kaum eine Spur zu entdecken, daß die Religion Geist und Leben ist. Doch sei der Billigkeit wegen hervorgehoben, daß auf der Jubiläumsausstellung C. F. Smith uns „in der Dorfkirche“ eine kleine katholische Meßgemeinde von trefflich individualisirter Frömmigkeit vorführte, wenn auch freilich in dem zerstreuten Mädchen, dem sentimentalen Backfisch, den schwärmerischen Nonnen und den devoten alten Weiblein überall nicht das eigenste Wesen der Frömmigkeit zur Geltung kam und nur die eine Nonne in der Mitte wirkliche, ernste, innere Sammlung verriet. War dagegen schon in der Jubiläumsausstellung in der „Morgenandacht in einem holländischen Waisenhause“ von Firle, und tiefer noch in dem „Tage der Einsegnung“ von Scheurenberg evangelische, aus der Persönlichkeit quellende Frömmigkeit zu sinnigem, mannichfaltigem Ausdruck gebracht, so zeigt uns diesmal Suf. v. Nathusius ein sächsisches hellängiges Bauernmädchen „während der Predigt“ mit dem Ausdrucke hingebender Andacht, und Schlabitz einen köstlichen, frommen, alten Lehrer, der, am Spinet sitzend, mit seiner Dorfjugend zur Morgenandacht einen seiner Lieblingschoräle anstimmt, während die Morgensonne freundlich durchs Fenster leuchtet, ein Bild voll echter Innigkeit, und Klara Fischer läßt uns in der Dachwohnung das Morgengebet zweier Kinder belauschen, zu dem eine fromme Großmutter sie anleitet.

Hierher gehört endlich das neueste Bild von Fritz von Uhde, das den Lesern dieses Blattes nicht mehr unbekannt ist.

(Vgl. Nr. 44, S. 425 d. v. J.) Nachdem derselbe in den „Jüngern von Emmaus“ und dem „Abendmahl“ zu Darstellungen aus der heiligen Geschichte übergegangen war, hat er diesmal wieder die frühere Idee aufgenommen, welcher seine zwei ersten religiösen Bilder: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ und „Komm Herr Jesu, sei unser Gast,“ ihre Entstehung verdanken. Man mag sich durch den Naturalismus, der Uhdes Kunst charakterisirt und der auf dem neuesten Bilde bis zur Karikatur der Natur gesteigert erscheint, abgestoßen fühlen, man mag die von ihm beliebte Konzeption der äußern Erscheinung Jesu eine Verirrung nennen: hier müht sich eine ernste und tüchtige Künstlernatur um das Problem, die religiöse Kunst dem Geschmack und der Auffassungsweise der Gegenwart, so wie er beide voraussetzt, nahe zu bringen, ohne an dem sittlichen Ernst, ja der Herbigkeit der religiösen Thatsachen irgend etwas abzubrechen, ohne mit der Sentimentalität oder mit idealistischer Oberflächlichkeit zu rechnen, ohne durch Farbenpracht oder irgend welche ästhetische Reize zu bestechen. Dies gilt es zunächst zu konstatiren; zumal Uhde in diesem Bestreben nicht allein steht, sondern eine Reihe verwandter Geister ähnliche Ziele verfolgt. Erkennt man dies voll und ganz an, so bleibt es freilich nur übrig zu beklagen, daß er von neuem auf einen Weg zurückgekommen ist, der in sich selbst verfehlt erscheint. Uhde führt in jenen zwei ersten und seinem neuesten Bilde Christus mitten in unsre Zeit hinein. In einer modernen Bauernstube läßt er unsre Dorfkinder um Jesus sich sammeln; in einer unsrer Handwerkerwohnstuben läßt er ihn auf das Tischgebet hin eintreten als Gast; inmitten unsrer deutschen Landschaft läßt er ihn auf einer Holzbank die von der Feldarbeit heimkehrenden Arbeiter aufhalten, zu ihnen zu reden. Die Wahl der Motive legt nahe, daß Uhde hierbei nicht die Absicht hat, in reflektirter Nachahmung der Naivität der frühern Jahrhunderte uns in den Formen unsrer Zeit jene geschichtlichen Szenen darzustellen, da Jesus zu seinen Jüngern sagte: Lasset die Kindlein zu mir kommen, oder da er dem Volk von Genezareth predigte: Selig sind, die geistlich arm sind. Dieser Naivität sind wir nicht mehr fähig; eine gemachte Naivität ist aber das Gegenteil der Naivität und wirkt dem entsprechend. Der Gedanke des Künstlers ist vielmehr ohne Zweifel der, in solchem Bilde auszudrücken, daß Jesus jene Worte auch unsrer Zeit sage, beziehungsweise, daß Jesus noch heute bei denen, die ihn laden, einkehre. Ohne Frage ist dies ein ausnehmend religiöser Gedanke. Aber verträgt gerade eine so realistische Zeitrichtung, die mit sicherm Gefühl die Welt des im engern Sinne Thatsächlichen von der idealen Welt unter- und diese mit peinlicher Nüchternheit von jener ausscheidet, die Verkörperung dieses Gedankens in einem noch dazu realistischen Bilde? Ueber den Zwiespalt, daß hier wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut und eine ideale, nicht wirkliche Gestalt sich begegnen, kommen wir nicht weg. Die Vorstellung die uns zugemutet wird, ist für uns unvollziehbar; wie denn auch bei allen drei Bildern die Situation nicht zu voller Klarheit kommt. Ja sie widerstrebt nicht nur unsrer Phantasie, sondern, wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, auch unserm (evangelischen) religiösen Empfinden. Den geschichtlichen Christus, wie er mächtig und unvertilgbar in seinen Wirkungen in unsre Welt eingegriffen hat, möchten wir immer wieder vor Augen sehen in aller seiner Geistesmacht und Liebesfülle. Eben an diesen geschichtlichen Christus lehnt sich unsre Frömmigkeit an. In der Gegenwart ist er für uns der Geist, der nicht vor uns erscheint, sondern in uns wirkt. Um uns ist nur die „Wirklichkeit“ wirklich. Kein Wunder darum, daß es Uhde nicht gelingen will, in den Figuren seiner drei großen religiösen Genrebilder — denn dies sind sie in Wahrheit und nicht religiöse Geschichtsbilder — wirkliche klare Frömmigkeit zum Ausdruck zu bringen, und wo dies annähernd gelingt, nur der katholische Typus anklingt, die Devotion, nie aber innere geistige Sammlung. Die Leute, groß und klein, wissen nicht recht, was sie aus der Erscheinung vor ihnen machen sollen. Dabei erschwert sich freilich der Künstler überdies die Aufgabe, ächte, lebendige Frömmigkeit darzustellen, noch dadurch, daß er für seine Szenen besonders unentwickelte, seelisch und geistig vernachlässigte, womöglich auch körperlich unförmige Menschen sich aussucht. Dies ist nicht nur ein künstlerischer Fehler, weil solche Gestalten nicht Typen, sondern, gottlob seltene, verkommene Exemplare der menschlichen Gattung sind. Sondern dadurch sind Uhdes Bilder, wenn dies auch keinesfalls des Künstlers Absicht ist, auch geeignet, das Vorurteil zu bestärken, daß Religion im Grunde etwas für inferiore Geister sei.

v S

Zur Auseinandersetzung mit den „Deutschen Enthaltsamkeitsvereinen“

Vorbemerkung. Der Redaktion hat es schon lange am Herzen gelegen, über den Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, das Blaue Kreuz und die Enthaltsamkeitsvereine zu berichten. Als eine Einleitung dazu bitten wir den folgenden Briefwechsel hinzunehmen, den zu veröffentlichen wir keinen Anstand nehmen, da wir mit der Ansicht des Einsenders völlig übereinstimmen. Insbesondre erstreckt sich diese Uebereinstimmung mit auf die Achtung, welche auch Herr Oberpfarrer Martius der Ueberzeugungstreue und Tapferkeit des Führers der Enthaltsamen zollt. D H

1

Schreiben des „Zentralverbandes der evangelisch-christlichen Enthaltsamkeitsvereine in Deutschland zur Bekämpfung der Trunksucht“ durch den Vorsitzenden Pfarrer Dr. Rindfleisch an den Oberpfarrer Dr. Martius in Dommitzsch

Trutenau, den 14. Januar 1888

Geehrter Herr Bruder!

Sie sind aufs neue so gütig gewesen, mir die Mitteilungen des „Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ pro Oktober, November und Dezember a. pr. zu senden, wofür ich Ihnen bestens danke. — In dem Novemberheft S. 106 finde ich leider wieder die seltsame Bemerkung, die Sie in Barmen in einer öffentlichen Versammlung ausgesprochen haben: „Da die früheren Enthaltsamkeitsvereine jetzt — nicht ohne eigne Schuld — fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken seien, so sei eine Lücke und müsse das »Blaue Kreuz« dieselbe ausfüllen.“

Wen Sie eigentlich damit beschuldigen wollen, weiß ich nicht, denn die bestehenden Vereine, die ich mit Gottes Hilfe zu einem „Zentralverbande“ vereinigt habe, bestehen eben, und wirken nach ihren Kräften; für die eingegangenen aber können wir nicht einstehen.

Anstatt daß Sie nun das Wirken der bestehenden, die trotz aller Ungunst der Zeit über fünfzig Jahre Treue gehalten haben, anerkennen sollten, wovon ja auch unser „Zentralblatt,“ das Sie lesen, Ihnen Zeugnis giebt, werden dieselben mit der einfachen Bemerkung abgefertigt: „daß sie bis zur Unbedeutendheit herabgesunken sind,“ und wird das fremdländische, schweizerische Gewächs dafür auf den Thron erhoben, wiewohl die Schweizer, denen ich ja auch nahe stehe, unter ganz andern Verhältnissen arbeiten, als wir in Deutschland, worüber ich ja auch mich mit ihnen hinlänglich ausgesprochen habe.

Ich würde mich sehr freuen, wenn die Schweizer Art, wonach auch völlige Enthaltsamkeit von Bier und Wein verlangt wird, in Deutschland Eingang fände; deshalb braucht man aber unsre Vereine, die nur die Enthaltsamkeit von Branntwein fordern, während für Bier und Wein das Prinzip der Mäßigkeit gilt, nicht so herabzuwürdigen, zumal wir das Wirken des „Deutschen Vereins“ gar nicht verkleinern wollen. Es ist doch christlich, die Gabe jedes Vereins anzuerkennen und jeden in seiner Weise wirken zu lassen.

So sehr ich mich freute, daß Sie wenigstens für die von uns herausgegebenen „Warnungstafeln“ in Ihrem Züricher Vortrage*) ein anerkennendes Wort hatten, so sehe ich mich veranlaßt, Sie zu ersuchen, sich jeder uns öffentlich herabwürdigenden Verunglimpfung künftig enthalten zu wollen, da wir nach Kräften unsre Schuldigkeit thun.

Es zeichnet mit freundlichem Gruß

in Hochachtung ergebenst
im Namen des Zentralverbandes
Dr. Rindfleisch, Pfarrer

2

Antwort des Oberpfarrers Dr. Martius an den „Zentralverband,“ z. H. des Pfarrers Dr. Rindfleisch in Trutenau bei Danzig

Dommitzsch, 18. Januar 1888

Geehrter Herr Bruder!

In meinem am 18. Oktober 1887 zu Barmen gehaltenen Referate habe ich allerdings gesagt: „daß die Enthaltsamkeitsvereine — nicht ohne eigne Schuld — fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken seien.“ Allein daß dies eine „Abfertigung,“ „Herabwürdigung,“ „öffentlich herabwürdigende Verunglimpfung“ sei, kann ich nicht anerkennen. Der Satz enthält nur die Konstatirung einer geschichtlichen Thatsache unter Andeutung einer leisen Kritik, wie sie an geschichtlichen Thatsachen jedermann üben darf. Das Ersuchen, welches Sie offiziell „im Namen des Zentralverbandes“ in Ihrem Schreiben vom 14. Januar 1888 an mich gerichtet haben, ich solle mich künftig solcher herab-

*) Auf dem Kongreß im September 1887

würdigenden Verunglimpfung enthalten, muß ich daher als unberechtigt zurückweisen.

Daß die Enthaltsamkeitsvereine gegenwärtig thatsächlich „fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken sind," beweist schon ihre äußerst geringe Zahl. Es gab 1845 nicht weniger als 872 Vereine mit 60000 Mitgliedern in Deutschland. Die Enthaltsamkeitsbewegung war damals wirklich eine Macht im öffentlichen Leben. Jetzt existiren nach Ihren eignen Angaben nur noch 11 Vereine. Aber selbst diese Zahl, die Sie 1887 bei dem fünfzigjährigen Jubiläum der Vereine angaben, ist noch zu hoch gegriffen. Es ist dabei nämlich der Verein zu Bublitz in Pommern mitgerechnet. Wenn die mir von dort gewordenen Nachrichten richtig sind, so ist dieser Verein schon seit etwa zwei Jahren eingegangen, hat überhaupt nur ein bis zwei Jahre bestanden und nur sechs Mitglieder gehabt.

Daß die zehn kleinen Vereine jetzt keine nennenswerte Bedeutung mehr beanspruchen können, wo es sich in der zweiten deutschen Mäßigkeitsbewegung um Bekämpfung eines riesengroßen Schadens handelt, liegt klar zu Tage. Dieselben haben ja zweifellos nicht einmal soviel Mitglieder, als in Deutschland jährlich Trinker am Delirium tremens zu Grunde gehen, und in ganzen Provinzen und Ländern (Rheinprovinz, Kgr. Sachsen, Württemberg, Baiern ꝛc.) giebt es nicht einen Verein mehr. Bei dieser Gelegenheit möchte ich den Vorstand des „Zentralverbandes" aber recht dringend bitten, endlich einmal eine Zählung der wirklich vorhandenen Mitglieder vorzunehmen und zu veröffentlichen. Meine eignen Nachforschungen haben kein sicheres Resultat ergeben und nur bewiesen, daß die Mitgliederzahl sehr gering sein muß. Auffallenderweise giebt das „Zentralblatt" seit Jahren nur immer die Zahl der Vereine, niemals die der Mitglieder an, während doch alle andern Vereinsgruppen der innern Mission, wie die Jünglingsvereinsbündnisse ꝛc., regelmäßig statistische Angaben veröffentlichen. Es wurde schon öfters die Vermutung ausgesprochen, daß der etwas anspruchsvoll klingende Titel des Vereinsorgans: „Zentralblatt. Organ des Zentralverbandes der evangelisch-christlichen Enthaltsamkeitsvereine in Deutschland" in einem nicht ganz passenden Verhältnis zu den wenigen hundert Personen steht, deren Vertretung das Blatt bildet. Selbst die rund achthundert Jünglingsvereine in Deutschland, die so vorzüglich organisirt und geleitet sind, haben den Titel Zentralblatt und Zentralverband lieber vermieden.

Ich kann Ihnen übrigens die Versicherung geben, daß mein Urteil über die jetzige Bedeutung der Enthaltsamkeitsvereine in den weitesten Kreisen der evangelischen Kirche geteilt wird. Der Hofprediger Stöcker z. B. sagte 1887 in einem Berliner Vortrage nach dem Berichte des Reichsboten vom 25. Mai: „Auch in Berlin besteht noch ein Enthaltsamkeitsverein; aber er hat keine Lebenskraft mehr. Die Sache hat in dieser Form keinen Haken mehr in der Gesellschaft." Ich führe gerade diesen Zeugen an, weil er zu Ihren Vereinsbestrebungen die wohlwollendste Stellung einnimmt. Hat er sich doch sogar 1887 entschlossen, Ihnen die Jubiläumspredigt im Berliner Dom zu halten, freilich, was ihm sicherlich noch niemals passirt war, vor recht schwach besetzten Bänken!

Wenn ich nun gesagt habe, die Vereine seien „fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken," so liegt darin die Anerkennung, daß dieselben einmal Bedeutung gehabt haben und auch jetzt noch in ihren kleinen lokalen Kreisen segensreich wirken, wie ich dies z. B. von dem Vereine zu Schönbruch bestimmt weiß. Dabei bleibt aber allerdings die Thatsache bestehen, daß die Früchte der Vereinsthätigkeit im großen und ganzen viel zu unbedeutend sind, als daß sie eine spürbare Besserung in dem trostlosen Trinkerelend Deutschlands hervorzubringen vermöchten. Ganz dasselbe hat V. A. Huber schon 1861, als die Vereine noch ungleich wirkungskräftiger waren als jetzt, in seinen berühmten Branntweinthesen gesagt, freilich ohne daß ihm diese Behauptung als „herabwürdigende Verunglimpfung" ausgelegt worden wäre.

In dem von Ihnen inkriminirten Satze hat nun besonders die Parenthese Ihr Mißfallen erregt: „Nicht ohne eigne Schuld." Allein auch diesen wohlüberlegten Ausdruck muß ich festhalten.

Zunächst deutet die von mir gewählte Form des Ausdrucks an, daß nicht die Vereine allein, sondern daß auch die ungünstigen Zeitverhältnisse einen Teil der Schuld tragen, wenn die Vereine dahinsiechen. Aber es wäre verkehrt, die Schuld lediglich in den äußern Verhältnissen zu suchen. Das Jahr 1848, welchem gewöhnlich seitens der Enthaltsamkeitsvereine alle Schuld an dem Untergange der großen Bewegung der vierziger Jahre beigemessen wird, hat nicht vermocht, die übrigen Werke der innern Mission, wie die Rettungshäuser, Diakonissenhäuser ꝛc., zu zerstören. Nur die Enthaltsamkeitsvereine gingen seit jener Zeit mit stets wachsender Eile zurück und sind auch durch die Gründung Ihres „Zentralverbandes" nicht zahlreicher geworden. Die Schuld muß also auch bei den Vereinen selbst gefunden werden. Daß sie sogar hauptsächlich in den seit langen Jahren vorgetragenen irrigen oder schiefen Ansichten derselben liegt, ist keinem Kenner der Enthaltsamkeitssache zweifelhaft. Das eben erschienene, neueste Heft des „Zentralenthaltsamkeitsberichts für Schlesien" (1888, Nr. 1), welches mir derselbe Postbote brachte, der mir Ihren Brief übergab, bietet hierfür wieder einen deutlichen Beleg. Der Herausgeber wendet sich auf S. 6 in einer Besprechung meines Schriftchens: „Das Rote und das Blaue Kreuz" (Leipzig, 1887; 50 Pf.) direkt an meine Person mit der gesperrt gedruckten Behauptung: „Das Alkoholische in allen Branntweinen ist ein durch satanische Kunst [!] aus der Brotfrucht [Kartoffelbranntwein?] und dieselbe verderbend hervorgezaubertes [!] Gift, welches Leib und Seele schädigend und zu trinken sündhaft ist. Wenn diese Erkenntnis vom Alkohol in Deutschland verbreitet wird, dann wird Satan sein gefährliches Spiel mit dem Gift Alkohol verloren haben." Die Sache liegt gerade umgekehrt. So lange diese und ähnliche Behauptungen, namentlich in den von Schreiberhau ausgehenden Enthaltsamkeitsberichten als unumstößliche Grundwahrheit mit größter Hartnäckigkeit Monat für Monat in die Welt geschickt werden, entzieht sich die Enthaltsamkeitssache immer mehr die Sympathien der evangelischen deutschen Christen, und an ein kräftiges Wiederaufblühen der Vereine ist leider nicht zu denken. Wenn der Vorstand des Zentralverbandes Einfluß auf seinen eignen Zweigverein besitzt, sollte er hier zuerst Wandel schaffen!

Daß ich schon früher — in meiner Schrift „Die zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung"*) — diesen und alle andern Gründe ausführlich besprochen habe, welche den Rückgang der deutschen Enthaltsamkeitsbewegung herbeiführten, ist Ihnen bekannt. Ich kann daher hier einfach auf jene Darstellung verweisen. In der genannten Abhandlung erlaubte ich mir, auch diejenigen Wünsche und Bitten in entgegenkommendster Form vorzutragen, deren Erfüllung nach meiner Ueberzeugung die Grundlage zu einem neuen, von mir lebhaft gewünschten Aufschwung der Vereine sein würde. Ich sprach dabei die Hoffnung aus, daß diese Bitten und Wünsche seitens der berufenen Vertreter der Enthaltsamkeitssache nach rein sachlichen Gesichtspunkten ohne persönliche Empfindlichkeit geprüft werden möchten.

Diese Hoffnung ist aber leider nicht in Erfüllung gegangen. Sie antworteten (im Zentralblatt 1886, Nr. 11 und 12) auf meine sorgfältig motivirten Bitten und freundlichen Vorschläge schlechthin abweisend und behaupteten: „Jene Schrift sucht die frühere Mäßigkeitsbewegung herabzusetzen [?] . . . Wir finden uns durch die ungerechtfertigten Angriffe [?] des Herrn Dr. Martius keineswegs veranlaßt, von unsern bisherigen bewährten Maximen abzuweichen." Sie erklärten, die „historisch vorgezeichnete Weise" nicht aufgeben zu wollen.

Die deutschen Enthaltsamkeitsvereine behalten also die Irrtümer früherer Zeiten unverbesserlich bei, sie haben seit vierzig Jahren wenig oder nichts gelernt, verknöchern infolgedessen mehr und mehr und werden nur durch den Eifer weniger Personen am Leben erhalten, ein Eifer, der an sich bewundernswert, leider aber doch mit einem gewissen Mangel an Einsicht verbunden ist, sodaß die gute Sache darunter nur leidet. Aus diesen Gründen kann ich zu meinem Leidwesen denen nicht widersprechen, welche den Enthaltsamkeitsvereinen, wenn sie bleiben, wie sie sind, ihr baldiges Verschwinden voraussagen und behaupten, wenn die beiden Enthaltsamkeitsblätter nicht wären, durch welche ab und zu eine Nachricht von der Existenz des „Zentralverbandes" in die Oeffentlichkeit dringt, so würden die Vereine schon jetzt gänzlich vergessen sein.

Die gute Sache, welche sie vertreten, darf aber auf keinen Fall aus dem öffentlichen Leben der evangelischen Kirche verschwinden. Sie muß vielmehr jetzt mehr als je zuvor aufs lebhafteste unterstützt werden. Es ist ganz unerläßlich, daß neben dem „Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke," der auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der humanen Wohlfahrtseinrichtungen den Alkoholismus so vortrefflich bekämpft, eine Arbeit zur sittlich-religiösen Pflege des einzelnen Trinkers einhergehe und seitens der innern Mission aufs nachdrücklichste gepflegt werde. Da nun die Enthaltsamkeitsvereine sich, wie Ihr Schreiben wieder zeigt, in Verkennung ihres eigensten Interesses den freundlichsten Bitten und Mahnungen verschließen, so müssen diejenigen wohlgesinnten christlichen Freunde des Volkswohls, welche die individuelle Trinkerpflege auf evangelischem Grunde befördern möchten, ihre Hand nach einer andern Seite ausstrecken, welche ihnen verständnisvoll entgegenkommt.

Ich meine damit das „Blaue Kreuz." Dasselbe ist eine junge, lebenskräftige, von wahrhaft evangelischem Geiste beseelte Stiftung, welche gelernt hat, die Fehler der ersten Enthaltsamkeitsbewegung zu vermeiden, dabei rein biblische, nicht forcirt-temperenzliche Ansichten vertritt, mit großem Erfolge arbeitet und doch bescheiden von sich denkt. „Wir haben hier die durch die läuternde Macht der Zeit und der Erfahrung verbesserte, wirklich evangelische Gestalt eines rechten Enthaltsamkeitsvereins vor uns, wie er sein soll." („Die zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung," S. 69.) Daß der „Zentralverband" selbst es unternehmen könnte (wie ich es noch 1886 hoffte, vergl. S. 70), die schweizerische Bewegung auf deutschen Boden herüberzupflanzen und so den Enthaltsamkeitsvereinen wieder einen frischen Antrieb zu geben, darf ich allerdings nicht mehr hoffen, da Sie in Ihrem Schreiben das „fremdländische schweizerische Gewächs" unmißverständlich abweisen, obwohl Sie hinzufügen, Sie würden sich freuen, wenn (natürlich ohne Ihre Mitwirkung) die Schweizer Art in Deutschland Eingang fände. Es muß daher von andrer Seite der Versuch gemacht werden, in ähnlicher Weise, wie die Schweizer es thun, die Rettung gefährdeter Trinker durch eine besondre Vereinsthätigkeit auch in Deutschland zu ermöglichen. Aus dem neuesten Kalender des Blauen Kreuzes können Sie ersehen, daß bereits an fünfzehn Stellen im Reiche Vereinsbildungen nach Art des Blauen Kreuzes ins Leben gerufen sind. Es kann dies umso leichter geschehen, als das Blaue Kreuz keine vierzigjährigen „historisch vorgezeichneten Maximen" als Fessel und Hemmschuh mit sich schleppt, sondern seinen Zweigvereinen in den verschiednen Ländern eine vollkommen freie Entwicklung nach den jedesmal vorhandnen Bedürfnissen und Verhältnissen gestattet, eine Freiheit der Bewegung, welche sich mit dem Festhalten des biblischen Bodens vollkommen verträgt.

*) Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Heft 78. Heilbronn 1886; 72 S.; 1,20 Mk. Das Schriftchen sei hiermit angelegentlich empfohlen.

D H

In Ihrem Briefe vom 14. Januar fehlt übrigens bei der Charakterisirung des „Blauen Kreuzes“ ein wichtiger Punkt, auf den ich grade das Hauptgewicht legen muß. Die Enthaltsamkeitsvereine verlangen wie die englischen Temperenzler von jedem, der ein rechter Christ sein will, völlige Enthaltung von Branntwein. „Branntweintrinken ist Sünde.“ Das „Blaue Kreuz“ unterschreibt diesen allgemeinen Satz nicht und richtet jene Forderung nur an die Trinker und diejenigen aufopferungsfähigen Christen, welche den Beruf übernehmen, durch Wort und Vorbild an der Rettung der Trinker zu arbeiten. Daher suchten auch die großen Vereine vor vierzig Jahre durch Massenversammlungen eine Volksbewegung zu schaffen, während das „Blaue Kreuz“ in kleinen Kreisen den Trinkern einen Rettungs- und Bruderbund öffnet.

Zum Schlusse möchte ich noch einmal betonen, daß meine mündlichen und schriftlichen Aeußerungen über die Geschichte und die Bedeutung der deutschen Enthaltsamkeitsvereine nicht bloß auf einer sorgfältigen Beschäftigung mit denselben, sondern auch auf aufrichtiger Liebe zu der großen und schweren, aber wichtigen und notwendigen Sache beruhen, welche von denselben gefördert werden soll, und daß ich namentlich die Begeisterung, Unermüdlichkeit und Thatkraft der Führer jener ersten großen deutschen Mäßigkeitsbewegung vor vierzig Jahren bewundere, welche trotz Spott, Hohn und Anfeindung aller Art entschlossen ihr Ziel verfolgten. Auch das „Wirken der bestehenden Vereine, die trotz aller Ungunst der Zeit über fünfzig Jahre Treue gehalten haben,“ erkenne ich gern an und habe mich schon 1886 entschieden gegen den großen Irrtum verwahrt, als ob mir das Eingehen der Enthaltsamkeitsvereine lieb wäre. („Die zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung,“ S. 66.) Es sollte mich ungemein freuen, wenn diese Zeilen dazu beitrügen, Sie und die andern Mitglieder des „Zentralverbandes“ wenigstens zu einer genauen und sachlichen Prüfung der Aussetzungen zu bewegen, die ich an den jetzigen Enthaltsamkeitsvereinen notgedrungen machen mußte.

Um auch in weitern Kreisen solche Prüfung herbeizuführen, ist diese Antwort an den „Zentralverband“ eine öffentliche. Zu einer solchen glaube ich umso mehr berechtigt zu sein, als sich Ihr Brief vom 14. Januar selbst als ein offizielles Tadelsvotum des Zentralverbandes darstellt, also keinen Privatcharakter trägt. In Hochachtung

ergebenst

Oberpfarrer Dr. Martius

Bücher und Schriften

(Der Prediger in der Wüste) Dies ist der Titel eines kleinen Monatsblattes, welches seit dem 1. Oktober 1887 in Hamburg erscheint. Eine große Bedeutung wird es voraussichtlich nie bekommen, und man ist sogar versucht, ihm nur kurze Lebensdauer zu verheißen. Aber charakteristisch sind die uns vorliegenden Nummern doch. Sie stellen ein Programm auf, wie es größer nicht leicht gedacht werden kann: unter allen Konfessionen und Parteien, kurz unter allen Getauften, soll die Wiederkunft Christi vorbereitet werden. Aber mit welchen Mitteln wird nun gearbeitet! Mit höchst wunderlicher allegorischer Schriftverwendung, mit Polemik gegen das „Behemoth“ des Kirchentums und den „Leviathan“ der Weltmacht, mit ungeschichtlicher Begeisterung für die Anfangszeiten der christlichen Kirche und den bei allerlei besondern Heiligen vorhandenen Zukunftshoffnungen sinnlicher Art. Besonders schlecht geht es der theologischen und sonstigen Wissenschaft, deren schlüpfrigen Irrwegen nachgegangen werden muß, weil sie den Schein der Weisheit zur Schau tragen.

Und warum nennen wir das alles charakteristisch? Weil wir hinter dem einen Hamburger Herausgeber eine Menge ähnlich gerichteter Gemüter sehen, die in allerlei Irrwegen religiöser Art wandeln und wandeln müssen, weil die Kirche in unsern Großstädten zu schwach wird. Ich höre in allen den absonderlichen christlichen Reden des Predigers in der Wüste eigentlich nur den Weheruf der kirchlich Verlassenen. Hätte Hamburg Predigten, Bibelstunden, Andachten, seelsorgerliche Hausbesuche so zahlreich und volksmäßig, daß jeder irgendwie noch den Zusammenhang mit der Kirche fühlen müßte, so würde es keinen Prediger in der Wüste brauchen. Unsre armen Riesenstädte! Daß sich Gott ihrer erbarme!*) F N

(Drei Lebensbilder aus der bairischen Kirche) Die drei Artikel, welche der Konsistorialpräsident der evangelisch-lutherischen Kirche Baierns, v. Stählin, für die zweite Auflage der Herzogschen Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche über Löhe, Thomasius und Harleß geschrieben hat, sind als Sonderabdruck in gemeinsamem Bande herausgegeben worden. (L., Th., H., drei Lebens- und Geschichtsbilder. Leipzig, Hinrichs, 1887; 2 Mk.) Es sind drei sehr bedeutende Persönlichkeiten, aus der bairischen Landeskirche hervorgegangen und ihr in erster Linie dienend, welche der Verfasser uns schildert. Löhe, der Pfarrer von Neuendettelsau, tritt vor uns als der geniale Organisator auf dem Gebiete der weiblichen Diakonie und zugleich als ein Meister in der Seelsorge. Seine Schwärmereien für eine lutherische Freikirche, sowie die katholisirenden Anwandlungen, die er ab und zu hatte, werden wohl niemanden mehr erwärmen. Wir vergessen sie im Blick auf das, was dieser Landpfarrer auf dem Gebiete werkthätiger Christenliebe geleistet. Thomasius, der Erlanger Theologe, hat durch seine Lehr- und Predigerarbeit auf unzählige Schüler einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Harleß, erst Professor und Präsident der obersten Kirchenbehörde in Sachsen und zuletzt in Baiern, stand wie kaum ein zweiter als das anerkannte Haupt der lutherischen Richtung in den politischen und kirchlichen Kämpfen und Wehen seiner Zeit. Er hat der Massen Gunst und Haß erfahren. Seine Lebensgeschichte ist von großem kirchengeschichtlichen Interesse. Immerhin sind die drei Lebensbilder mehr zum Studium als für den Familientisch geeignet. P B

(Die Glaubenseinheit der Evangelischen gegenüber Rom) In der „Germania“ waren vor einiger Zeit folgende aus der Feder des Leipziger Theologen Kahnis stammende Worte zu lesen: „Wir teilen mit der römischen Kirche das apostolische, das nicäno-konstantinopolitanische, das athanasianische Symbol — das ist eine gewaltige Summe von Wahrheiten. Darum sollen wir den Konsensus höher anschlagen und tiefer durchfühlen lernen, als es bisher geschehen ist. Darnach sollten wir die grünprotestantische Polemik endlich einmal aufgeben und aufhören mit Freuden zu begrüßen, was auf Roms Untergang hinarbeitet. In einer Zeit, wie die unsrige, fällt ein Stück Christentum, wenn irgend ein römisches Institut fällt.“ Soweit Kahnis und ihm nach mit unverhohlenem Behagen die Germania. Auch sonst konnten römische Publizisten es sich nicht versagen, das freilich einer vergangnen Zeit angehörige, aber auch damals recht kurzsichtige Wort des lutherischen Theologen gegen den „Evangelischen Bund“ gründlich zu verwerten. Der ultramontane Polemiker Sebastian Brunner thuts in seinem neuesten Werke („Die vier Großmeister der Aufklärungstheologie: Herder, Paulus, Schleiermacher, Strauß“) S. V und VI und fügt die für seine ganze Schreibweise charakteristischen Worte bei: „dieser Ausspruch eines edeln, ehrenhaften und die Zeit verstehenden Protestanten könnte für die neu auftauchenden Hetzer gegen die katholische Kirche [gemeint ist der „evangelische Nihilistenbund“] sehr beschämend sein, wenn ihnen durch die Feuersbrunst ihres Fanatismus nicht das Hirn verbrannt wäre.“

Wer sich nun darüber Klarheit verschaffen will, was für eine Bewandtnis es mit jener „gewaltigen Summe von Wahrheiten“ hat, welche der römischen und der evangelischen Kirche in den alten Symbolen noch gemeinsam sein sollen, dem empfehlen wir angelegentlichst die Lektüre der ersten „Flugschrift des hessischen Landesvereins des Evangelischen Bundes: Die Glaubenseinheit der Evangelischen gegenüber Rom“ von Dr. J. Gottschick, Professor der Theologie in Gießen. Ihre Grundgedanken sind kurz folgende:

Trotz der verschiednen Richtungen innerhalb des Protestantismus ist doch noch ein Einheitsband vorhanden, das wahr und stark genug ist, um ein Zusammengehen aller Evangelischen gegen den gemeinsamen römischen Erbfeind möglich zu machen, ja zu fordern. Dieses Einheitsband ist nicht etwa nur der nationale Gesichtspunkt im Kampfe wider Rom, auch nicht der Protest gegen die gefährdete Gewissensfreiheit, sondern es sind einerseits die sittlichen Kerngedanken der Reformation, die den Protestanten, welcher Farbe er sein mag, durch eine tiefe Kluft auch vom gläubigen Katholiken scheiden, anderseits ein Grundstock positiver, religiöser Anschauungen, welche den Protestanten aller Richtungen (die total negirende natürlich immer ausgeschlossen) dem Katholizismus gegenüber gemeinsam sind. So besteht faktisch zwischen dem gesamten Gebiet des Protestantismus und dem Katholizismus eine Kluft, viel tiefer, viel prinzipieller als zwischen den einzelnen Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche. Diese Thatsache wird auch durch den Hinweis auf die alten, beiden Kirchen gemeinsamen Symbole nicht umgestoßen. Denn besieht man sich die Sache näher, so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß diese Gemeinsamkeit eine sehr äußerliche ist, da unleugbar jenen in den Symbolen niedergelegten Grundwahrheiten hüben und drüben eine wesentlich andre Bedeutung zukommt.

Wir hätten nichts dagegen einzuwenden, wenn der Verfasser noch einen Schritt weiter gegangen wäre und den Satz ausgesprochen hätte: In dem nachvatikanischen offiziellen Katholizismus, der ein und dasselbe ist mit dem widerchristlichen Jesuitismus, haben die Grundwahrheiten jener Symbole überhaupt gar nichts mehr zu bedeuten. Oder was für einen Wert hat denn noch, um nur ein Beispiel anzuführen, etwa das Bekenntnis zu dem Einen Gott und dem Einen Mittler angesichts der jesuitisch-römischen Lehren vom Papste, von der „Miterlöserin“ Maria und den Heiligen? Gebe man sich doch auf protestantischer Seite darüber keiner Täuschung mehr hin, daß zwischen dem Protestantismus und dem in der römischen Kirche mehr denn je zur Herrschaft gelangten Jesuitismus in religiöser, sittlicher, nationaler und kultureller Beziehung eine Kluft sich aufthut, welche durch nichts, auch nicht durch die ältern Symbole, überbrückt werden kann. So ist denn der Appell der Gottschickschen Broschüre an alle Protestanten, auch die der „Rechten,“ sich zu gemeinsamer kräftiger Abwehr des gemeinsamen Feindes zu vereinigen, ein wohl begründeter. Möge er auf allen Seiten die verdiente Beachtung und Würdigung finden, damit die Welt nicht länger das unwürdige Schauspiel mit ansehen muß, daß die jesuitische Presse ihre giftigsten Waffen gegen den „Evangelischen Bund“ aus dem protestantischen Lager bezieht!*) E

*) Diese auf Grund der drei ersten Nummern des Blattes geschriebene Anzeige ging uns zu, ehe Nr. 4 desselben als Beilage zu unsrer Nr. 5 ausgegeben wurde. Ich erkläre auf mehrere Anfragen, daß diese Beilage ohne mein Wissen angenommen worden ist. Doch wird das kryptoirwingianische Blatt unter unsern Lesern wohl keinen Schaden angerichtet haben. D H

*) Vgl. den Artikel „Das christliche Bekenntnis und die Germania“ in Nr. 38, sowie den Bericht über die Gründung des Hessischen Landesvereins in Nr. 50 des vor. Jahrg. D H

Verschiedenes

(Zur konfessionellen Statistik in Preußen) Wir sind genötigt, noch einmal auf die in Nr. 4 d. Bl. enthaltenen Mitteilungen aus der kirchlichen Statistik der preußischen Landeskirche zurückzukommen, insbesondre auf die zum Teil tief beschämenden Zahlen, welche sich auf die Taufen der in Mischehen geborenen Kinder beziehen. In der Protest. Kirch.-Ztg. hat Pfarrer Lorenz aus Brieg diese Zahlen einer Beleuchtung unterzogen, welche den Nachweis zu führen versucht, daß das für die evangelische Kirche sehr ungünstige Bild, welches man in Betreff der evangelischen Taufen aus Mischehen aus der Zusammenstellung des Evangelischen Oberkirchenrats gewinnen muß, den thatsächlichen Verhältnissen nicht entspreche.

Die erwähnten Zahlen besagen, so führt Pastor Lorenz aus, daß im gesamten Gebiete der preußischen Landeskirche im Jahre 1886 49 542 Geburten aus Mischehen stattgefunden haben. Davon wäre die Hälfte, also 24 771 Geburten, als zur evangelischen Kirche gehörig zu rechnen. Von dieser Hälfte sollen nach der Zusammenstellung des Evangelischen Oberkirchenrats im ganzen 20 470 Kinder, d. h. 82,64 Prozent, die evangelische Taufe empfangen haben. Es wären also von dieser der evangelischen Kirche zufallenden Hälfte 4301 Kinder an die katholische Kirche verloren gegangen. Den 82,64 Prozent von der Hälfte der Kinder aus Mischehen Getauften stehen 96 Prozent der aus rein evangelischen Ehen geborenen Kinder gegenüber, welche die Taufe empfangen haben. Zehn Jahre vorher waren es 60,28 Prozent aus Mischehen geborene Kinder gegenüber 94,97 Prozent aus rein evangelischen Ehen. Dazu bemerkt Pastor Lorenz: „Es gehört wirklich ein naiver Glaube dazu, anzunehmen, in den zehn Jahren hätten sich die Mischehen in so hohem Maße evangelisirt; solche Wundererscheinungen am hellen Tage begeben sich in heutiger Zeit nicht. Die Sache verhält sich vielmehr einfach so, daß zunehmend die Pfarrämter sorgfältiger die Religion der Eltern feststellen; und da die Zunahme von 1885 zu 1886 sich abermals von 81,06 auf 82,64 Prozent fortgesetzt hat, so hat niemand das Recht zu der Annahme, der Höhepunkt in dieser Bewegung zu richtigerer Zählung sei schon erreicht." — Es wird weiter auf den allerdings auffallenden Umstand hingewiesen, daß Berlin nach der Zusammenstellung des Evangelischen Oberkirchenrats neben nur 87,80 Prozent Taufen aus rein evangelischen Ehen 101,86 Prozent evangelische Taufen von der Hälfte der aus Mischehen geborenen Kindern aufweist, sodaß Berlin in diesem Punkte als das reine Eldorado für die evangelische Kirche erscheinen würde. Denn wenn von 100 Kindern aus rein evangelischen Ehen immer nur 87,80 und also von 200 immer nur 174,60 Prozent getauft werden, so bleiben (bei doch höchstens gleichem Taufbegehr in Mischehen) der katholischen Kirche von 200 Kindern aus Mischehen nur 174,60 weniger 101,86 = 73,44. In der Provinz Brandenburg ohne Berlin ist das Verhältnis ebenfalls noch günstig, da neben 94,28 Prozent aus rein evangelischen Ehen 94,40 Prozent aus der Hälfte der Mischehen stehen. Dann folgen, schon ungünstig, Sachsen mit 94,76 bezw. 91,13 Prozent und Posen mit 96,95 bezw. 92,35 Prozent. Dagegen weisen Ostpreußen, wo nur 70,22 Prozent, Westpreußen, wo nur 62,21 Prozent, Westfalen, wo nur 60,54 Prozent von der Hälfte der aus Mischehen geborenen Kinder die evangelische Taufe empfangen haben sollen, geradezu beschämende Zahlen auf. Zum Beweise aber, daß diese Zahlen die Kritik nicht aushalten, weist Pastor Lorenz auf folgendes hin: „Die drei Provinzen, Schlesien, Rheinland und Westfalen, weisen allein 34 823 Geburten aus Mischehen auf, mehr als zwei Drittel der sämtlichen in den ältern preußischen Provinzen aus Mischehen geborenen Kinder. Nun findet es sich, daß vorzugsweise diese drei Provinzen für die Taufen aus rein evangelischen Ehen unmögliche Zahlen haben, nämlich Westfalen 100,01 Prozent, Rheinland 98,43 Prozent, Schlesien 98,11 Prozent. Diese drei Provinzen haben doch, abgesehen von ihren großen Städten mit ihren gewiß unausbleiblichen Ausfällen an Taufen, jedenfalls auch eine große Anzahl von ungetauft gestorbenen Kindern, die überall vorkommen." Es sei daher undenkbar, so folgert Pastor Lorenz, daß die Zahl der ungetauften Kinder in diesen Provinzen so gering sein sollte; vielmehr glaubt er nach allgemeinen statistischen Grundsätzen auch hier einen Ausfall an Taufen von mindestens 4 Prozent der in rein evangelischen Ehen geborenen Kinder annehmen zu müssen. Daraus ergebe sich für die drei Provinzen Schlesien, Rheinland und Westfalen, daß an Taufen aus rein evangelischen Ehen zu viel gezählt sind: 1123 bezw. 872 bezw. 1514, zusammen 3509. Es gebe, so behauptet Pastor Lorenz, keine andre Erklärung für dieses Zuviel, als daß diese 3509 Taufen auf die in Mischehen geborenen Kinder in Anrechnung gebracht würden. Dadurch allein schon erhöhe sich für die Landeskirche der Prozentsatz für die Taufen aus der Hälfte der Mischehen von 82,64 auf 96,80 Prozent, wozu außerdem noch die den rein evangelischen Ehen fälschlich angerechneten, aber in Wirklichkeit aus Mischehen stammenden Taufen in den übrigen Provinzen hinzukämen.

Es wäre ja in hohem Maße zu wünschen, daß Herr Pastor Lorenz mit seinen Ausführungen Recht hätte und daß die der evangelischen Kirche aus den Mischehen erwachsenden Nachteile nicht den Umfang hätten, den sie nach der Zusammenstellung des Evangelischen Oberkirchenrats zu haben scheinen. Unter allen Umständen aber ist eine amtliche Richtigstellung der Sachlage dringend erwünscht. B R

(Taufen und Trauungen in den drei neuen preußischen Provinzen) Der Nordd. Allg. Ztg. entnehmen wir folgende Mitteilungen:

Die Gesamtzahl der 1886 in Schleswig-Holstein lebend gebornen Kinder betrug 36 937. Hiervon stammen aus Mischehen 473 und waren 3496 uneheliche Kinder. Die evangelische Taufe haben empfangen 3440, nämlich 31 439 aus rein evangelischen Ehen, 200 aus Mischehen, 2801 uneheliche evangelischer Mütter. Gegen das Vorjahr hat sich das Prozentverhältnis der evangelischen Taufen verbessert. Bürgerliche Eheschließungen evangelischer Paare und von Paaren gemischter Konfession fanden statt 8811, davon rein evangelische Paare 8558, gemischte 253. Evangelisch trauen ließen sich 8400; von den rein evangelischen Paaren 96,49 Prozent, von der Hälfte der Mischpaare 112,25 Prozent gegen 97,42 bezw. 97,40 Prozent des Vorjahres.

Die entsprechenden Verhältnisse in den Provinzen Hessen-Nassau und Hannover veranschaulichen wir in folgender Tabelle — die Zahlen in Klammern gelten für das Vorjahr —:

1886	Hessen-Nassau	Hannover
	Prozent	Prozent
Von Kindern rein evangelischer Ehen wurden evangelisch getauft (98,61 und 97,68)	98,80	97,83
Von der Hälfte der Geburten aus Mischehen wurden evangelisch getauft (93,64 und 85,05) . . .	94,94	93,34
Von den unehelichen Kindern evangelischer Mütter wurden evangelisch getauft (87,15 und 92,03) .	85,40	92,45
Von rein evangelischen Paaren ließen sich evangelisch trauen (94,95 und 97,35)	95,49	97,91
Von der Hälfte der Mischpaare ließen sich evangelisch trauen (90,63 und 90,51)	88,03	97,34.

Verbessert hat sich also das Verhältnis der evangelischen Taufen und Trauungen durchweg in Hannover, während Hessen-Nassau in den Taufen unehelicher Kinder und in den evangelischen Trauungen von Mischpaaren etwas ungünstigere Verhältnisse als das Vorjahr aufweist.

(Eine Entscheidung des Reichsgerichts) Das Leipziger Tageblatt schreibt unter dem 26. Januar:

Der Redakteur der in Heiligenstadt erscheinenden katholischen Zeitung „Eichsfeldia," Paul F., war von der Strafkammer beim dortigen Landgericht in zwei Prozessen sowohl von der Anklage der Beleidigung des Fürsten Bismarck als des Evangelischen Bundes und des Grafen von Wintzingerode freigesprochen. Die Revision des Staatsanwalts gegen beide Urteile kam heute (26.) vor dem dritten Strafsenate des Reichsgerichts zur Verhandlung und wurde vom Reichsanwalt für begründet erachtet. Derselbe gebrauchte u. a. die schwerwiegenden Worte: „das ganze Urteil zeigt nur die Tendenz freizusprechen; von Begründung ist keine Rede." Das Reichsgericht hob dann auch beide Urteile auf und verwies die Sachen dem gestellten Antrage gemäß an das Landgericht Magdeburg zurück.

(Todesfall) Am 31. Januar starb plötzlich in Leipzig der Professor der Theologie D. Woldemar Schmidt, 51 Jahre alt, 1886/7 Rektor der Universität. Noch am 30. hatte er Vorlesungen gehalten; er las Exegese des Neuen Testaments. Wir betrauern in ihm einen der Garanten unsers Blattes. R

Quittung

Für die evangelische Kirche in Bethlehem: 6 M. von P W in Berlin, je 3 M. von E P in Geithain und Gemeinde Neusalza, gesammelt am dritten Weihnachtsfeiertage, 2 M. von P M in S; Summa 14 M.

Für die Berliner Stadtmission: 100 M. von N N in Bonn, 20 M. von N N in Bautzen, 10 M. von N N in Dresden, je 5 M. von P W in Bischofswerda, A F in Hameln, R B in S bei Löbau, je 3 M. E R in Niesky, P H in R bei Rastenberg, 1 M. J Cl. in Hv. (Schlesw.), 0,50 M. N N in Goldberg; Summa 152,50 Mark.

Indem ich für diese Gaben herzlich danke, bin ich zum Empfang weiterer gern bereit. Der Dame in Dresden, welche anfragt, ob sie für Berlin, bez. die Stadtmission, noch etwas andres thun kann als zahlen, empfehle ich, sich mit einem der Stadtmissions-Frauen-Vereine in Berlin in Verbindung zu setzen, z. B. dem des Frl. A. v. Bonin, Nollendorfplatz 9, oder mit dem Evangelischen Frauenverein Edelweiß, dessen Vorsitzender Prediger Hülle ist (SW. Oranienstraße 104). Weitere Auskunft giebt das bereits im vorigen Jahrgang zweimal empfohlene Handbuch des Edelweiß: „Was sollen wir thun?" (Berlin 1888, i. K. b. M. L. Matthies, W. Wilhelmstr. 91; 251 S.; 1,50 M.). D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Das „Korrespondenzblatt des evangelischen Kirchengesang-Vereins für Deutschland" ist das offizielle Organ des gedachten, über ganz Deutschland verbreiteten Vereins. Dasselbe erscheint monatlich und enthält, außer den amtlichen Kundgebungen des Vorstandes, Berichte aus den Vereinsgebieten, Gutachten der Katalogkommission, kirchenmusikalische Abhandlungen und Aufsätze 2c. Der jährliche Abonnementspreis beträgt zwei Mark incl. Zusendungsporto.

Bestellungen werden an den Vereinsvorsitzenden Geh. Staatsrat Hallwachs oder an die Buchhandlung Waitz in Darmstadt erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine litterarische Beilage von Wilhelm Engelmann in Leipzig

Nr. 8 **Leipzig, den 19. Februar** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Passionsbilder: 1. Gethsemane — Drei Briefe über den Wunder- und Dämonenglauben der Gegenwart 1 — Der kirchliche Notstand in Berlin, ein öffentliches Aergernis: 4. Die Hilfe — Zum Verständnis der Sache Thümmels. Vom Rhein — Aus Italien: Eine polnische Predigt; Der letzte General; Zur Geschichte des Papsttums; Religiöse Litteratur Abessiniens; Deutsche Lehrerinnen — Verschiedenes: Adresse an den Zaren in Sachen der baltischen Religionsverfolgung; Aus Baden

Passionsbilder

1. Gethsemane

Die Passionswochen sind wieder gekommen. Die Christenheit rüstet sich, indem sie ihren Herrn auf seinem Leidenswege begleitet, aufs neue in sein Herz und damit in ihres Gottes Herz einen Blick zu thun und so ihrer Erlösung gewiß und froh zu werden.

Die Stunde in Gethsemane ist der Anfang der Passion, aber noch mehr als nur ein Anfang. Was weiter in jener Nacht und am Karfreitag von dem Herrn gelitten ist, war nur die allmähliche Verwirklichung dessen, was er in Gethsemane über sich genommen hatte. Sein Ringen dort ist ein Ringen um den Entschluß, sich dem Leiden zu überlassen. Daß es seines Vaters Rat sei, ihn der Menschen, der Sünder Händen zu übergeben, das hatte er längst gewußt. Manches Wort an seine Jünger, zuletzt noch die Einsetzung des Abendmahls, bezeugt es. Aber auch wie schwer dieser Weg ihm sein werde, hatte er gefühlt und war davor erbebt: „Ich muß mich taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis daß sie vollendet werde.“ Und wenn er in augenscheinlicher Erregung den wohlgemeinten Rat des Petrus, sich zu schonen, zurückgewiesen und ihn einen Satan genannt hatte, so erkennt man, daß er darin eine Versuchung empfand, daß jenes Wort in ihm einen Anknüpfungspunkt und Wiederhall fand. Eben darum die Schärfe, mit der er es abweist: sie richtet sich im Grunde gegen ihn selbst. Aber da nun die Stunde gekommen war und sein Geschick sich vollenden sollte, gewann der Kampf, den er mit sich selbst zu bestehen hatte, eine ganz andre Schwere. Denn etwas andres ist es, ein schweres Leid aus der Ferne kommen sehen, als es wirklich erdulden. Zwar das ist dem Herrn nie, auch nur für einen Augenblick, zweifelhaft gewesen, ob er dem Willen seines Vaters Gehorsam leisten solle. Das Wort: „Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe,“ ist auch in der Stunde des Kampfes seine Losung gewesen. Nur das war ihm die Frage, ob es nicht einen Weg gebe, um das Schwere herumzukommen, *ohne* den Willen Gottes zu verletzen; ob nicht des Vaters Wille selbst ein andrer sein könne, als er bisher sich ihm geoffenbart hatte.

Was war das Schwere, vor dem ihm so graute, der Inhalt jenes Kelches, dessen er überhoben sein wollte? Natürlich nicht der Hingang von dieser Erde an sich: wußte er doch, daß er zum Vater gehe. Nicht das Gestorbensein, sondern nur das Sterben selbst konnte ihm Gegenstand des Schauderns sein. Denn freilich, wenn das Sterben darin besteht, daß alle die tausend und abertausend Fasern zerschnitten werden, durch die wir mit diesem Leben verknüpft sind, ja die sein Gewebe, seinen Inhalt gebildet haben: wie sollte das nicht weh thun? Aber doch mußte dieser Schnitt für den Herrn viel leichter sein, als für uns andre. Denn wenn doch sein ganzes Leben in ausschließlichem Sinne im Dienste seines Vaters gestanden hatte, wenn sein Bürgertum noch in ganz andrer Weise als bei uns im Himmel gewesen war, so mußte seine Lösung von allen irdischen Verhältnissen ihm in demselben Maße leichter sein. Nicht der *Akt*, sondern die *Art* seines Sterbens muß es gewesen sein, was ihn mit solchem Grauen erfüllte. Wir haben kein Recht, ihm weniger physischen und psychischen Mut zuzutrauen, als seinen Aposteln und den Märtyrern; wir haben vielmehr das Recht, von ihm gewiß zu sein, daß er mit Paulus alle Leiden dieser Zeit der Herrlichkeit nicht wert achtete, die an ihm sollte geoffenbart werden.

Was wirklich das Schwere für ihn war, was ihn betrübt machte, bis zum Tode, d. h. so, daß es ihm war, als müsse er vor Betrübnis sterben, das ging gerade *aus seiner Liebe* hervor. Sein ganzes Leben war ein Wirken und Arbeiten am Reiche Gottes im Dienste der Liebe gewesen. Nun aber sollte sich an ihm das Wort von der Nacht erfüllen, in der niemand wirken kann. Bisher hatte er in jedem Augenblicke sich als den Herrn der Situation gefühlt, als den Sieger im Kampfe, dem seine Gegner stets hatten weichen und sich als überwunden erkennen müssen. Das sollte nun aufhören. Er sollte so in der Sünder Hände gegeben werden, daß er willenlos in ihrer Macht war. Der Menschen Sünde sollte über ihn triumphiren, und er sollte sie widerstandslos triumphiren lassen. Nicht nach wohl vollbrachtem Tagewerk sollte er seinen Hirtenstab hinlegen, sondern sein ganzes Tagewerk an seinem Volke sollte sich als vergeblich ausweisen. Und nicht nur als vergeblich. Der Segen, den sie von sich stießen, sollte sich in Verderben verkehren. Was ihn so erschütterte, war nicht der Undank, den er erfuhr, nicht der Schmerz über verkannte und zurückgestoßene Liebe, sondern der Gedanke an die furchtbare Schuld, die das Volk auf sich zu laden im Begriff stand, an die Folgen, die seine Verwerfung für das Volk haben würde. Das war es gewesen, was ihm schon im voraus auf dem Oelberge Thränen erpreßt hatte: der Gedanke an das Gericht, in welches Israel hineinstürzte, weil es die Tage seiner Heimsuchung nicht erkannt hatte. Alle Reden seiner letzten Tage beschäftigten sich mit diesem drohenden, unabwendbar werdenden Geschick seines Volkes. Und wieder ist es noch auf dem Wege zum Kreuz dieser Gesichtspunkt, unter dem er die nachfolgenden Weiber zum Klagen auffordert: nicht um sein, sondern um ihr Geschick sollen sie weinen. Daß er, der sie hatte retten wollen, nun umgekehrt die Ursache ihres Verderbens werden soll; daß gerade *an ihm* die widergött-

liche Gesinnung Israels sich vollenden und um seinetwillen es seine Stellung im Gottesreich, den von den Vätern ererbten Beruf, verlieren soll; daß er, der Erretter, der Mittler des Heils, der Vermittler des Unheils für sein Volk werden muß: das ists, was ihm in der Seele brennt, was ihm so entsetzlich ist. Nie hat die Macht seiner Liebe zu seinem Volke sich so bewährt als in dem Entsetzen, das ihn in Gethsemane befiel.

Darum die Bitte, daß diesen Kelch sein Vater vor ihm vorübergehen lassen möge, darum das Zurückbeben vor dem Entschluß. Und doch kam es auf solchen Entschluß an, wenn sein Leiden eine sittliche That sein sollte. Nicht ein Widerfahrnis, das ihn wider seinen Willen traf, sondern ein Akt seiner Freiheit sollte es sein und ist es gewesen. „Niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich lasse es von mir selbst." Die Magnetnadel bleibt trotz seines Bittens unbewegt stehen; der Gottesrat bleibt unverändert. Er muß sich ihm beugen, und er thut es. Da hat er nach dem Worte des Hebräerbriefes gelernt, was es um das Gehorchen sei. Sein ganzes Leben war Gehorsam gewesen; aber wie leicht war es, da seines Vaters Wille stets mit dem seinen zusammenfiel. Nun aber galt es, seinen Willen, den seiner Liebe zu seinem Volke entsprossenen, aufzugeben und zu wollen, was er selbst nicht wollte. Und er hat es gelernt und hat es gethan.

Das ist ein Blick in das Herz des Herrn, in die Liebe zu seinem Volke und den Gehorsam gegen seinen Gott, den uns die Stunde in Gethsemane eröffnet. E H

Drei Briefe über den Wunder- und Dämonenglauben der Gegenwart

1

Ein Mißgeschick, verehrtester Freund, hat Ihnen das Länginsche Buch*) in die Hand gespielt, das Sie mit Ihrem letzten Briefe mir übersandten. Aber können Sie sich über Ihren Buchhändler wundern? Als vor drei Jahren die „Briefe moderner Dunkelmänner" erschienen, hat der Titel Sie gelockt, das Buch zu bestellen. Haben Sie dem Buchhändler damals gesagt, wie sehr Sie enttäuscht gewesen sind? Hat er erfahren, wie sehr Sie sich geärgert haben über jene lieblose Karikatur der Orthodoxie, deren langweilende Gleichförmigkeit dem Titel der alten Satire wenig Ehre machte? Ich muß es fast als einen glücklichen Zufall preisen, daß Ihnen nicht auch die von dem Verfasser der Dunkelmännerbriefe herrührende Uebersetzung des englischen Buches über „die Religion im Lichte der Darwinschen Lehre" (von Savage) zugeschickt worden ist. Der Buchhändler hat mit dem Länginschen Buche Ihnen eine Freude zu machen gedacht. Er las die Anpreisung der Dunkelmännerbriefe auf dem Umschlage, und ahnte so, was Sie bei der Lektüre mit Schmerz bemerkt zu haben meinen — eine Geistesverwandtschaft zwischen den beiden Publikationen. Ich will diese Verwandtschaft nicht ganz in Abrede stellen. Es giebt mancherlei Fanatismus — nicht nur in den Regionen der Dunkelmänner, auch „auf den lichten Höhen des germanischen Geistes" (um eine Phrase des Deutschkatholiken Ronge zu gebrauchen). Solche „Aufklärungsfanatiker" sind unter den Theologen jetzt zwar selten; aber ausgestorben sind sie noch nicht, und populär sind sie noch heute. Der „Bildungsphilister," der in beschränktem Autoritätsglauben gegenüber dem „Wissen der Gegenwart" sich selig fühlt im Lichte des Tages, welcher auf die finstern Zeiten gefolgt ist — er ist stets auf ihrer Seite. Aus einem derartigen Fanatismus nur kann ich die Dunkelmännerbriefe mir erklären, durch ihn nur sie entschuldigen. Und so etwas von diesem Fanatismus wird man auch dem Pfarrer Längin nicht absprechen können. Vielleicht, wenn sein Buch noch bekannter wird, zeigt ihm das selbst der Beifall der Kreise, denen ein ordentliches Gruseln vor der abergläubischen Finsternis früherer Zeiten ein ebenso großes Sonntags- (oder Sabbaths-) Vergnügen ist als ein Krieg in der Türkei.

Allein, wenn ich auch zugebe, daß man von einer Geistesverwandtschaft zwischen dem Länginschen Buche und den Dunkelmännerbriefen reden könnte, so muß ich doch Ihnen gegenüber des Buches mich annehmen. Sie thun ihm Unrecht, wenn Sie mit dem Hinweis auf jenen häßlichen Verwandten es in der anständigen Gesellschaft gänzlich diskreditiren wollen. Haben Sie es gar nicht empfunden, daß hier ein ernsterer Geist waltet als dort? Können Sie daran zweifeln, daß es dem Pfarrer Längin um etwas andres zu thun gewesen ist, als um die Beseitigung von Mißständen, die den Siegeslauf des Evangeliums hindern? Von dem bekannten Bischof Henri Grégoire von Blois († 1831), der als mutiger Bekenner seines Glaubens und zugleich als Revolutionär — er war zeitweise Präsident der konstituirenden Versammlung, Präsident auch des Konvents — in die Geschichte der ersten französischen Revolution eng verflochten ist, las ich dieser Tage ein gegen die abergläubischen Frömmigkeitsexerzitien der Jesuiten gerichtetes Wort: „Wenn man die Religion liebt, so muß man sich davor fürchten, den Gefühlen, die sie eingiebt, Kindereien beizumischen, die sie verächtlich machen können, indem sie ihr den Stempel des Lächerlichen aufdrücken" (Histoire des sectes religieuses, II. S. 246). Wenn Sie dieselbe Gesinnung dem Pfarrer Längin zutrauen, werden Sie billiger denken über sein Buch. Ja ich hoffe, Sie davon zu überzeugen, daß die Schrift, die Sie zunächst unangenehm berührt hat, dennoch nicht nur im einzelnen mannichfach lehrreich und aufklärend ist, sondern auch als Ganzes heilsam wirken kann.

Sie lächeln über diese Hoffnung? Ich errate, weshalb. Sie werden an Sokrates erinnert, der nicht nur die Haltlosigkeit der gegen ihn gerichteten Klagen behauptete, sondern auch auf Staatsbelohnung Anspruch machte; und der Vergleich, den Sie in Gedanken vollziehen, zwingt Ihnen ein Lächeln ab. Allerdings will auch ich zunächst Ihre Bedenken beseitigen, sodann für eine positive Würdigung des Buches Sie zu gewinnen versuchen; aber fürchten Sie nicht, daß ich das Buch überschätze. Gewiß, es ist eine Publikation, der kein großes Unrecht geschähe, wenn sie totgeschwiegen würde; allein da sie einmal Ihren Weg gekreuzt hat, ist sie mir eine ganz willkommene Gelegenheit, mich mit Ihnen über einige Fragen, die sie anregt, zu unterhalten. Doch mein heutiger Brief wird noch bei der eben bezeichneten Vorarbeit stehen bleiben müssen; das Weitere verspare ich auf das nächste mal.

Sie tadeln zunächst die ganze Anlage des Schriftchens, eine Inkongruenz zwischen Absicht und Ausführung, die Sie beobachtet zu haben glauben, äußern sodann Zweifel an der Richtigkeit mancher Einzelheiten und vermuten, falls eigentliche Unrichtigkeiten nicht sollten nachgewiesen werden können, wenigstens eine parteiliche Zustutzung und Beleuchtung des Gegebenen. Lassen Sie mich diese drei Klagepunkte einzeln vornehmen. Sie werden gestatten, daß ich dabei — Ihnen zur Erinnerung, mir zur Erleichterung — eine Zergliederung des Buches einflechte.

Sie haben Recht, den Grundgedanken desselben giebt der Verfasser S. 77 an, wenn er sagt:

> So wälzt sich seit Anfang der fünfziger Jahre ein Strom mittelalterlichen Geister-, Gespenster-, Dämonen und Wunderglaubens durch die römische und protestantische Welt, der trotz der Naturwissenschaften, aller Bildungs- und Aufklärungsmittel der modernen Welt immer weiter um sich greift.

Und zunächst scheint die Disposition eine strenge Durchführung dieses Hauptgedankens zu gewährleisten. L. geht davon aus, daß die fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts ein Wendepunkt seien im gesamten geistigen, religiösen und kirchlichen Leben der Gegenwart. Die Reaktion, welche dem Revolutionsjahre folgte, habe die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse um mehr als ein Jahrhundert zurückgeworfen. Unter Nichtachtung dessen, was Naturwissenschaft und Theologie inzwischen erarbeitet, habe man angeknüpft an die Traditionen des siebzehnten Jahrhunderts. Ein erster Teil (S. 2 bis 43) zeichnet den Entwicklungsgang in der römischen Kirche. Die Furcht vor einer Wiederholung der Schrecken der Revolution rehabilitirte die Kirche. Ihre Hier-

*) Der Wunder- und Dämonenglaube der Gegenwart im Zusammenhange mit Religion und Christentum. Ein Beitrag zur Charakteristik der herrschenden Strömungen in der römischen und protestantischen Kirche. Von Georg Längin, protestantischem Pfarrer in Karlsruhe. Leipzig, Otto Wigand, 1887.

archie erschien als eine Säule der Autorität, der Jesuitenorden als Pfleger der Frömmigkeit, ein Bollwerk der Throne. Wie aber ist die „Frömmigkeit“ beschaffen, welche die Jesuiten fördern? Das schildert der Rest des ersten Teiles. L. spricht von dem Aberglauben, der mit Skapulieren, Medaillen und heiligen Wassern getrieben wird, erzählt von den albernen Wundern, mit denen die jesuitische Frömmigkeit genährt wird, den Madonnenerscheinungen — in Lourdes 1858, im Elsaß 1872, in Marpingen 1876 und andernorts —, den Stigmatisationen, d. h. der Nacherlebung der Wundenmale Jesu, die man neuerdings u. a. in der widerlichen Krankheitsgeschichte der Louise Lateau (seit 1868) konstatirt zu haben meinte, den wunderbaren Erscheinungen, die man Heiligen und andern Verstorbenen nachsagt, und wendet sich endlich zu den massiven Vorstellungen vom Teufel, vom Besessensein u. dergl., die, wie er meint, seit den fünfziger Jahren neu aufgelebt sind und jetzt, von angesehenen Theologen begünstigt und begründet, durch Broschüren, durch Flugschriften und Kalender unter dem Volke verbreitet werden. — Einen ähnlichen Verlauf der Entwicklung in der protestantischen Kirche will der zweite Teil (S. 43 bis 77) schildern. Hier führte die Revolution die Herrschaft der Orthodoxie herbei, und L. erläutert zunächst den Satz:

> Was das Zeitalter der Orthodoxie an Streitsucht, an Beschimpfung der Gegner, an Haß gegen die Reformirten, an scholastischen Spitzfindigkeiten und Narrheiten, an theologischer Herrsch- und Verketzerungssucht, an katholisirender Amtsüberschätzung und Verachtung der Gemeinderechte, an Verfolgung jedes selbständigen Denkens und der unabhängigen Wissenschaft ausgeheckt hatte, das trieb neue Blüten und wurde zugleich als Heilmittel für die kranke und betäubte Gesellschaft angepriesen

(S. 43 bis 48). Dann zeigt er (S. 48 bis 63), „daß bei diesem Hexensabbath veralteter, mit Fanatismus hervorgeholter Anschauungen auch der Teufel nicht fehlte.“ Hier spricht er von der Eisenacher Kirchenkonferenz von 1854, welche die Wiederherstellung der Abrenuntiationsformel empfahl: „Entsagest du dem Teufel und allen seinen Werken?“, von dem bairischen Agendenkern von 1855, der badischen Generalsynode von 1855 mit ihren Verhandlungen über den Teufel, von Professor Vilmar in Marburg, der „des Teufels Zähnefletschen aus der Tiefe“ gesehen haben wollte, ja ausdrücklich versicherte: „mit leiblichen Augen gesehen, ich meine das ganz unfigürlich,“ von den „Zeitbetrachtungen über die christliche Lehre vom Teufel“ in Hengstenbergs Kirchenzeitung von 1859 u. dergl. Es folgen zwei kleine Abschnitte über „Wundersympathien“ und „Geistererscheinungsglauben der orthodox-pietistischen Kreise.“ Hier ist — um das gleich zuzugeben — eine Stelle, wo Ihre Klage über mangelnde Ordnung berechtigt ist. Was sollen *hier*, so muß man fragen, die Schauderbeispiele wiederauflebenden Hexenglaubens aus den *katholischen* Ländern Frankreich und Mexiko? Wußte L. ähnliche Beispiele auf protestantischem Kirchengebiete nicht zu nennen, so mußte er hier davon schweigen. Eine *allgemeine* Anklage mit diesen Beispielen belegen zu wollen, die L. vorliegenden Büchern entnimmt — das ist nicht nur ein Grund zur Klage über mangelnde Ordnung in der Ausführung: es ist beinahe unredlich.

Den dritten Teil (S. 77 bis 102) gebe ich Ihnen gleich preis. Hier ist allerdings von einer ganz bedenklichen Inkongruenz zwischen Absicht und Ausführung zu sprechen. L. will hier reden von der „Stellung der jetzigen, herrschenden Richtungen in der protestantischen Kirche zu den beschriebenen Anschauungen.“ Ich will es nicht betonen, daß das logische Verhältnis zwischen diesem dritten Teile und dem zweiten fragwürdig bleibt — das schadet nichts; aber es ist kaum glaublich, daß L. dem Thema dieses dritten Teiles genügt zu haben meint, wenn er nach einigen sehr allgemeinen Herzensergüssen gegen Orthodoxie und Pietismus (S. 78 bis 81) nur die Stellung der Pastoren Splittgerber, Mühe und Röschen zu Teufelsglauben, Mirakel- und Wundergeschichten vorführt. Sie haben Recht, zu fragen: Wer sind Franz Splittgerber, Ernst Mühe und Friedrich August Röschen? Sie kennen sie nicht, und auch viele Theologen „der herrschenden Richtung“ werden von ihren inferioren Werken noch nichts gelesen haben. Mit Buchhändlerreklamen kann L. nicht beweisen, daß die Aeußerungen jener Herren „in den orthodox-pietistischen Kreisen allenthalben kolportirt, empfohlen und bis in den Himmel erhoben werden.“ Man möchte Herrn Längin wünschen, daß er einmal einige Wochen den Frieden Ihres Gutes kennen lernen und den Verkehr mit den Geistlichen der Nachbarschaft genießen könnte. Er scheint die „herrschende Richtung“ in der That ebenso wenig zu kennen, wie jene gebildeten Laien sie kennen, die, wenn sie von Orthodoxen und Pietisten hören, stets ähnliche Gefühle haben, wie der Pharisäer im Tempel gegenüber dem Zöllner. Und wenn gar Längin, um die drei Säulen der herrschenden Richtung, die er nennt, wenigstens nicht ganz allein stehen zu lassen, neben dem kurz und unsicher eingeführten Basler Stadtmissionar auch — *Charles Kingsley* als einen Prediger denunzirt, der mit Ausführungen über den Zustand nach dem Tode, die „des Jesuitenpaters Roh würdig“ seien, seine Gemeinde „regalirt“ habe, so haben Sie nicht nur Grund, darüber zu klagen, daß Kingsleys eigentümliche Gedanken „der herrschenden Richtung“ in die Schuhe geschoben werden: hier ist vielmehr ein Punkt, wo ich ebenso scharf über L. urteilen könnte wie Sie. Anstatt aus dem Theologischen Jahresbericht (1884, S. 354 ff.) abzuschreiben, was er von Kingsley und seiner Bedeutung sagt, hätte der Herr Pfarrer besser gethan, wenn er den liebenswürdigen englischen Theologen aus seinen Briefen kennen zu lernen sich bemüht hätte. Er würde sich dann wahrscheinlich geschämt haben und klein geworden sein vor diesem Manne — würde vielleicht auch überrascht sein, wenn er erkannt hätte, daß dieser Mann mit dem jesuitischen Teufelsglauben von der Naturwissenschaft und andern Bildungsmitteln der modernen Welt zweifellos mehr gewußt hat, als er selbst. Kingsley hatte umfassende naturwissenschaftliche Kenntnisse und ein Interesse für die Natur, wie es außerhalb der Forscherkreise selten ist. Darwin gehörte zu seinen Korrespondenten. „Ach könnte ich doch von vorne anfangen — so schrieb er einst an Darwin —, die Natur zu studiren, nun Sie mir dieselbe aus einem toten Namensverzeichnisse zu einem lebendigen Wesen gemacht haben! Mein Beruf liegt ja heute auf anderm Felde, und doch hilft der Ihre dem meinen auf Schritt und Tritt.“ Von Kingsley würde L. dann vielleicht auf dessen Freund Carlyle gewiesen worden sein, und würde auch gegenüber dem „Mittelalterlichen“ in den Gedanken dieses großen Mannes erkannt haben, daß die dürftigen Maßstäbe der Aufklärung die Welt des Geistes nicht ausmessen.

Also über den dritten Teil bin ich völlig mit Ihnen einverstanden. Aber auch in Bezug auf die beiden ersten kann ich Ihnen Zugeständnisse machen. Sie empfinden es als eine Inkongruenz zwischen Absicht und Ausführung, daß L., während er doch erst das Jahr 1848 als den Wendepunkt ansieht, während er den vierziger Jahren nachrühmt, daß „damals Schule und Kirche gleichmäßig dahin wirkten, den gefährlichen Aberglauben zu bekämpfen“ (S. 32), dennoch in seine chronique scandaleuse eine ganze Reihe älterer Vorkommnisse aufnimmt: die Wiederherstellung des Jesuitenordens (1814), die Gründung des „Apostolats des Gebets“ (1844), die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier (1844), die Madonnenerscheinung zu La Salette (1846), die Stigmatisation der Katharine Emmerich (gest. 1824) u. a. In dem Abschnitte über die protestantische Kirche ist dergleichen vermieden, doch würde L., wenn er die Geschichte des neuern Pietismus besser kännte — hier aber fehlten ihm Vorarbeiten —, auch auf protestantischem Gebiete den Teufel und allerlei Mirakel schon eher haben antreffen können. Doch aus alle diesem können Sie nicht schließen, daß L. durch jene Inkongruenzen zwischen seinen Behauptungen und seinen Beweisen die Unhaltbarkeit der ersteren selbst darthue. Allerdings glaube ich, daß er irrt, wenn er den Umschwung, von dem er redet, erst seit den fünfziger Jahren datirt. Er ist, zumal in der katholischen Kirche, ältern Datums, beginnt schon gleich nach den Freiheitskriegen. Das Jahr 1848 bringt in seinen Folgen eine Beschleunigung der begonnenen Entwicklung, eine Steigerung ihrer Schroffheiten; einen Epochepunkt aber bildet es nicht. L. hat sich dieser Erkenntnis nicht ganz entziehen können und hat eben dadurch seine eignen Kreise gestört. Doch das berechtigt nicht dazu, die Erwägungen, die er uns zuschieben will, ganz abzuweisen. Daß seit den Anfängen

dieses Jahrhunderts in immer fortschreitendem Maße mit der Wiederbelebung christlichen Glaubens auch „Ueberglaube und Aberglaube“ in einzelne kirchliche Kreise eingedrungen sind, das ist unleugbar. Und daß diese Thatsache einer ernstlichen Erwägung wert ist, hoffe ich Ihnen ein andermal zu zeigen. Für heute muß ich, da ich reichlich lang geworden bin, selbst darauf verzichten, auf Ihre Frage nach der Richtigkeit und Unparteilichkeit der einzelnen von L. mitgeteilten Thatsachen einzugehen. Ich bleibe auch dies Ihnen schuldig. L

Der kirchliche Notstand in Berlin, ein öffentliches Aergernis

4. Die Hilfe

Es mag auf den ersten Blick anmaßend erscheinen, wenn jemand, der kein Berliner ist und nicht einmal der preußischen Landeskirche angehört, der Berliner Kirche mit gutem Rat an die Hand gehen will. Indessen, Berlin gehört nicht mehr den Berlinern, sondern dem Reiche, und obwohl in kirchlicher Beziehung die Verhältnisse anders liegen als in politischer, eine Reichskirche mit Berlin als Hauptstadt des deutschen Protestantismus weder im Bereiche einer absehbaren Möglichkeit noch im Bereiche besonnener Wünsche liegt, so kann Berlin ebenso als Reichshauptstadt wie als größte evangelische Stadt des europäischen Festlandes sich der besondern Aufmerksamkeit und Teilnahme des gesamten deutsch-evangelischen Volkes auch in kirchlicher Hinsicht nicht entziehen, es mag wollen oder nicht. In Berlin erscheinen von den vier Hauptkirchenzeitungen, die wir z. B. in Deutschland haben, drei; in Berlin ist der Sitz sowohl des Protestantenvereins als auch der Hammersteinschen Bewegung, in welcher die Lutherisch-Konfessionellen und die Positive Union neuerdings ihre Kräfte vereinigt haben. Eine Art Vorort des deutschen Protestantismus ist die Stadt unsers evangelischen Kaisers thatsächlich eben doch! Und wie in Berlin die Aufgaben gelöst werden, die unsre Hunderttausend-Einwohner-Städte der Kirche stellen — oder ob sie dort ungelöst bleiben, das muß auf die Arbeit anderwärts im höchsten Grade fördernd oder lähmend wirken.

Und wie sollten wir in Provinz und Reich nicht ernstlich nach Hilfe ausschauen, wo ein Hilferuf nach dem andern uns an Ohr und Herz klingt? Oder was ist der inzwischen erschienene Aufruf zum Besten der Stadtmission andres, als eine öffentliche Urkunde von der Hilflosigkeit des evangelischen Berlin, sich selbst zu helfen? Man wird nichts dagegen haben, wenn nicht nur „die Freunde in der evangelischen Kirche Preußens“ mit steuern und sammeln. Wer aber zahlt, darf auch mit raten. Ja wer zahlt, hat sogar die Pflicht, zum Rechten zu sehen, damit er sein Geld nicht am unrechten Orte ausgiebt und dringendere Not anderswo inzwischen ungestillt bleibt.

Endlich: es kann sich hier nicht darum handeln, neue Fündlein vorzubringen, wie dem kirchlichen Notstande in Berlin beizukommen sei, sondern nur darum, die Hilfskräfte, die sich regen, zu überschauen und ein Gesamtbild von dem, was im Werke ist oder mit Aussicht auf Erfolg gefordert werden kann, zu entwerfen. Denn daß es für einen so großen, auch in der nächsten Zukunft jedenfalls noch wachsenden Schaden kein Universalheilmittel geben kann, leuchtet ein.

Jene 728 preußischen Notabeln, welche den Aufruf für die Stadtmission unterschrieben haben — ihre Zahl ist nachträglich noch gewachsen —, sehen die nächste und schnellste Hilfe für die kirchliche Verwahrlosung der Berliner Riesengemeinden offenbar in der Arbeit der Stadtmission. Es bedarf unserseits nach dem, was wir in Nr. 4 und 5 darüber gesagt haben, keiner ausdrücklichen Zustimmung. Die Stadtmission hat von allen freien Vereinigungen, welche in Berlin ähnliche Ziele verfolgen (vergl. unten), dies voraus, daß sie grundsätzlich im Anschluß an das Pfarramt arbeitet, also nur Dienerin der vorhandenen organisirten Kirche, die freiwilliger Hilfskräfte bedarf, sein will. Daß Laienkräfte herbeigezogen werden, wo der Pastor nicht durchkommt, ist ganz in der Ordnung; daß sie zumeist aus dem Rauhen Hause herübergenommen werden, kann nur den Erfolg verbürgen, da eine gewisse Vorbildung zu diesem geistlichen Hilfsamte jedenfalls sehr dienlich sein wird und freiwillige Helfer aus der Berliner Bürgerschaft, die Lust, Mut, Zeit und Zeug dazu hätten, wie es scheint, nicht zu haben sind. Kein Wunder, da innerhalb unsrer Kirchen überhaupt die sogenannten Laien Jahrhunderte lang von kirchlicher Selbstthätigkeit gleichsam mit Fleiß ferngehalten worden sind. In der Richtung aber, in welcher schon jetzt der Vorzug der Stadtmission liegt, wird sie ohne Zweifel noch viel entschiedner ausgebildet werden müssen: der Grundsatz, „dem Gemeindeleben und dem geistlichen Amte unmittelbar zu dienen“ (Worte des Aufrufs), läßt sich fraglos so klar und folgerichtig durchführen, daß die Möglichkeit von Mißverständnissen und Mißdeutungen, wie wir sie jüngst erlebt haben, künftig ausgeschlossen bleibt. Ein Aufgehen der Stadtmission als selbständiger Anstalt in die Zerteiltheit der Kirchgemeinden — sodaß die letztern, ähnlich wie ihre Diakonissinnen, auch ihre Diakonen oder Stadtmissionare hätten — scheint unzweckmäßig in Anbetracht des Hin- und Herflutens der Bevölkerung und des leider vorhandnen Gemeindepartikularismus. Der natürliche Vorsitzende der Stadtmission wäre der Generalsuperintendent. Da nun D. Brückner im Anfange an ihrer Spitze gestanden, später aber die Leitung dem Hofprediger Stöcker überlassen hat, so muß man annehmen, daß der Generalsuperintendent von Berlin nicht imstande ist, diese Nebenarbeit zu leisten. Aber eine möglichst innige Verbindung der Stadtmissionsleitung mit der Generalsuperintendentur, wie eine möglichst innige Unterordnung der Stadtmission unter das geistliche Amt — das ist es, was die Freunde der Stadtmission als das gewiesene Ziel der nächsten Entwicklung ansehen müssen und was die Unterzeichner des Aufrufes gewissermaßen durch ihre Unterschrift mit verbürgt haben.*)

In einer Stadt wie Berlin wird neben dieser besondern Art Gemeindedienst, den die Stadtmission leistet, die freie christliche Vereinsthätigkeit Raum haben, sich in den verschiedensten Formen zu entfalten. Aelter wie die Stadtmission ist der unter dem Vorsitz des Konsistorialpräsidenten D. Hegel bestehende, vom Prediger Hülle geleitete Evangelische Verein, der ein „Sammelpunkt von christlichen Liebesarbeiten zur wirtschaftlichen, sittlichen und religiösen Hebung der Angehörigen des vierten Standes“ sein will und mit seinen vier Vereinshäusern, zwei Herbergen, zwei Sonntagsschulen, zwei Jünglingsvereinen, zwei Bürgervereinen, seinem Lehrlings- und Frauenverein, seiner Verlagsanstalt und Schriftenverbreitung, insbesondre seinem ungemein verbreiteten „Berliner Evangelischen Sonntagsblatt“ auch wirklich ist. Auch die Christliche Gemeinschaft St. Michael geht grundsätzlich keineswegs darauf aus — wie der Artikel über die Stadtmission in Nr. 4 ihr schuldgiebt —, „die Gläubigen weltflüchtig abzusondern,“ sondern ist vielmehr in erster Linie ebenfalls eine Arbeitsorganisation, welche gläubige Christen zu einer gemeinschaftlichen Arbeit unter den entkirchlichten Arbeitermassen vereinigen will. Sofern sie die durch ihre Thätigkeit zurückgewonnenen Glieder der Kirche und ihren geordneten Organen

---

*) Ich weiß mich hier in wesentlicher Uebereinstimmung mit der Zuschrift von einem Berliner Geistlichen in Nr. 32 der Nationalzeitung, welche mir von unbekannter Hand zugesandt und in Nr. 6 der Prot. Kz. abgedruckt worden ist. Ich kann aber bei der Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es ein wenig würdiges Schauspiel war, wie im Laufe des Zeitungskrieges über die Stadtmission bald in diesem, bald in jenem liberalen oder freikonservativen Blatte „ein evangelischer Geistlicher“ auftrat und — unter dem Schirme der Anonymität — seinen Pfeil gegen Stöcker, die Stadtmission und die Versammlung beim Grafen Waldersee abschoß. Zur Ehre des Pastorenstandes nehme ich an, daß gewisse Redaktionen, z. B. die Wiener Neue Freie Presse, diese geistlichen Korrespondenten ganz wo anders her bezogen haben als aus den Pfarrhäusern. Ruhige sachliche Ausführungen, wie die oben erwähnte, soll mein Vorwurf nicht treffen.

Eine ganz wunderliche Verirrung ist dem Verfasser eines sonst sehr besonnenen, ganz in unserm Sinne gehaltenen Artikels in Nr. 3 der Evangelischen Kirchenzeitung für Oesterreich begegnet. Derselbe beschwert sich in längerer Rede über die Teilnahme des Grafen Waldersee am Werke, der darüber seine Pflichten im Generalstab versäume! „Gott bewahre jede Armee vor einem Generalstab, dessen Offiziere . . . in Konventikel laufen!“ Köstliche Besorgnis eines österreichischen Bundesgenossen! Aber der Humor darf auch nicht fehlen.

zuführt, muß sie an ihrem Teile als Mithelferin am Aufbau der Volkskirche anerkannt werden.*)

Fast zahllos sind natürlich die kleinen Vereine, die sonst noch irgendwie helfend, rettend, versöhnend eintreten, wo die Kirche versagt. Hat sich anderwärts die werkthätige Frömmigkeit aus den organisirten Gemeinden in die freien Vereine hinübergezogen, wie sollte es in Berlin anders sein? Einen besondern Beruf gegenüber dem kirchlichen Notstande hat offenbar der seit mehr als zwanzig Jahren bestehende Kirchbauverein; aber derselbe führt eine so bescheidne Existenz, daß ich trotz allem Nachfragen von seinen Leistungen nichts zu berichten weiß. Neuern Ursprungs ist der mit der Stadtmission in Verbindung stehende Kapellenverein. Derselbe kauft — nach dem kirchlichen Rundschauer der Kreuzzeitung — „Grund und Boden und will Kapellen bauen, welche keine Pfarrkirchen, sondern nur Predigtkirchen sein und direkt von der Stadtmission besetzt werden sollen, sodaß sie nicht dem Protestantenverein in die Hände fallen können." Letzteres würde ich an sich nicht weiter beklagen, kann aber diese Tendenz des Kapellenvereins mit der Bestimmung der Stadtmission, „dem Gemeindeleben und dem geistlichen Amte unmittelbar zu dienen," vor der Hand nicht in Einklang finden.

Hilfe sollte aber bringen eine um vieles größere Freigebigkeit der Reichen in und außer Berlin. Warum kommt das nicht vor, daß ein kirchlicher Mann, eine fromme Frau, die Gott mit Ueberfluß gesegnet, Berlin eine Kirche stiften? Haben wir keine solche reichen Leute in unsern Gemeinden? Oder herrscht noch zu sehr der Wahn, daß das keine gemeinnützige Anlage sei, ein Gotteshaus von Stein zu bauen? Ich wünsche Berlin nur ein Dutzend Wupperthaler Stiftungen, gleichviel ob sie aus Berlin selbst kommen oder aus dem Wupperthal oder sonstwoher.

Damit sind wir bei der Frage angelangt, inwieweit überhaupt unsre Glaubensgenossen in Berlin — als eine moderne Diaspora gleichsam mitten im Herzen der evangelischen Christenheit — Anspruch haben auf die Hilfe der Evangelischen in Preußen und im Reich.**) Einen solchen Anspruch versucht der Aufruf der 728 mindestens für die preußischen Provinzen zu begründen; diese Begründung würde aber, wenn stichhaltig, auch für weitere Kreise bindend sein. Es heißt dort:

> Die bei weitem größere Hälfte der hauptstädtischen Bevölkerung ist aus den Provinzen zugezogen: viele Tausende kommen jährlich aus allen Teilen des Vaterlandes und bedürfen des Rats und der Hilfe. Wenn die Provinzen die Stadtmission unterstützen, so sorgen sie zum allergrößten Teil für ihre eignen Kinder.

Aber zugegeben, daß der Zuwachs an Seelen, welchen die Einwanderung aus Provinz und Reich der Stadt Berlin unablässig zuführt, an sich keinen Gewinn für dieselbe bedeutete, so steht er doch in Wechselwirkung mit Vorteilen, welche die Reichshauptstadt allerdings vor den Provinzen und ihren Städten voraus hat. Vorteile so groß, daß die verhältnismäßig geringe Last, die eine mit fortschreitende Fürsorge für die kirchlichen Bedürfnisse aller Konfessionen auferlegen würde, wohl zu tragen wäre. Die Kirchenlast würde nie so schwer ins Gewicht fallen, wie die Schullast, welche Berlin ohne Weigern trägt. Aber so wollen wir nicht rechnen. Eine Liebespflicht erkennen wir an. Christliche Liebe hilft, auch wo sie große Unterlassungssünden, ja ernste Verschuldung beklagen muß. Wie wir für die Stadtmission sammeln, so sind wir bereit, falls solch ein Aufruf kommt, den Berlinern auch mit Kirchen zu bauen. Daß nur das Aergernis endlich ein Ende nehme!

Nur die Bedingung muß das evangelische Deutschland stellen, wenn es den Berliner Gemeinden helfen soll, ihre kirchlichen Versäumnisse zu tilgen, daß Berlin selbst thut, was es kann. Und daß die zuständigen Kirchenbehörden es thun lassen, was es kann.*)

Was das erste anlangt, so sollten alle einsichtigen Männer darauf hinarbeiten, daß die Sonderwirtschaft der verschiednen Berliner Gemeinden der Rücksicht auf die Wohlfahrt der Berliner Gesamtgemeinde so viel als irgend möglich untergeordnet werde. 75000 Mark, welche die Matthäusgemeinde zum Bau der Dankeskirche geschenkt, und 1000 Mark, welche die Neue Kirche der Synodalkasse übergeben hat, das sind die vereinzelten Opfer, die von den reichen Parochien für das notleidende Ganze gebracht worden sind.

Wichtiger aber ist ohne Zweifel das andre, nämlich, daß vollständige Entbindung der in der Berliner Gesamtgemeinde ruhenden und sich regenden Kräfte die Losung für die leitenden Kirchenbehörden werde. Wenn irgendwo der Büreaukratismus, der Kampf um formale Rechte, die Nachgiebigkeit gegen Parteipläne vor dem Ernst der kirchlichen Lage weichen müssen, so sollte man meinen, in Berlin. Und wer für die Berliner Kirche wirbt, zahlt, betet, der soll nicht ablassen zu fordern, daß jedem Entschluß der Berliner Synode zu selbsteignen Leistungen mit Unterdrückung aller etwaigen Bedenken

---

*) Ueber beide, Evangelischen Verein und Gemeinschaft St. Michael, behalte ich mir weitere Mitteilungen vor. Ueber die letztere habe ich von gleich zuverlässigen Gewährsmännern so widersprechende Auskunft erhalten, daß ich mich augenblicklich jeden Urteils enthalten muß. Doch berichtige ich einen auf Seite 51 mit untergelaufenen Irrtum dahin, daß die von Graf Pückler ins Leben gerufene Gemeinschaft St. Michael bereits bestand, als derselbe in das Komitee der Stadtmission eintrat.

**) Ich muß hier eine kleine Geschichte einschalten. Es war in Frankfurt am ersten Tage der Evangelischen Bundesversammlung. Bei Tische kam eine Gruppe von Männern durch eine leicht zu erratende Gedankenverbindung auf den Aufruf zu sprechen, welchen zu Anfang August Fürst Ferdinand Radziwill, Kochann und Legationsrat v. Kehler im Namen eines „provisorischen Komitees" zu Gunsten des Baues von katholischen Kirchen in Berlin veröffentlichten. Es kann nichts schaden, wenn ich den begründenden Teil desselben hier mitteile:

„Die katholische Bevölkerung Berlins zählt heute 110000 Seelen und ist nächst München und Köln die größte Stadtgemeinde im deutschen Reiche. Die vorhandnen neun Gotteshäuser, meist nur Kapellen, fassen 10- bis 11000 Gläubige, sodaß, wenn in allen an jedem Sonn- und Festtage drei heilige Messen gelesen würden, doch nur etwa ein Viertel der Katholiken seiner kirchlichen Pflicht genügen könnte. Dabei sind nur fünf Kuratgeistliche vorhanden. Daß Tausende von Seelen bei dieser Sachlage verloren gehen, ist unvermeidlich, anderseits aber auch zu begreifen, daß die Berliner Katholiken sich nicht mit eignen Mitteln die notwendigen Kirchen schaffen können, da die stets steigende Einwandrung meist nur aus armen Arbeitern besteht und reiche Stiftungen, wie sie uns in von Alters her katholischen Gegenden Wohnenden von frommen Vorfahren überkommen sind, mangeln." —

Die Nutzanwendung von dieser Erinnerung auf das evangelische Berlin lag nahe. Der Evangelische Bund sollte in Berlin eine Kirche bauen! Das wäre nicht nur auch eine Antwort auf jenen Aufruf der Katholiken, eine Antwort edeln Wetteifers in der Beweisung kirchlichen Sinnes, sondern ein schönes Symbol des innern und wichtigern Teils der vom Evangelischen Bunde zu leistenden Arbeit! Die kleine Gruppe war des Gedankens voll, und unter der Losung: Nur Gold! war schnell eine Sammlung für den Bau einer evangelischen Kirche in Berlin im Gange. Aber die Ankündigung, die, um das Werk zu fördern, hätte zünden müssen wie der Blitz, versagte: um die ersten Goldstücke versammelten sich einige verlorne Silberstückchen — die meisten Tischgenossen, ganze Reihen, ließen den Teller, halb erstaunt, halb entrüstet, unbenutzt weiter kreisen. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen . . ." — das erfuhr auch jener schöne, wahrlich nicht vom Rheinwein eingegebene Gedanke der Freunde Berlins.

Weshalb ich diesen Frankfurter Zwischenfall hier erzähle? Es waren Rheinländer und Württemberger, welche ganz überwiegend den Saal füllten. Die meisten erfaßte über der ihnen gemachten Zumutung ein ehrlicher Unwille: Was? Wir sollen Berlin Kirchen bauen? Berlin soll sich selbst Kirchen bauen! — Sie hatten ja Recht; aber wie viele kannten die Not und ihre Ursachen?

Damals nahm ich mir vor, diese Artikel zu schreiben.

*) Obiges war niedergeschrieben, als ich aus der preußischen Rheinprovinz einen Brief erhielt, dessen Hauptsätze ich hier mitteilen muß:

Sehr geehrter Herr! Infolge Ihres Ausrufes in Nr. 4 zur Unterstützung der Berliner Stadtmission habe ich Ihnen gerne einen Beitrag gesandt, halte es aber für Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß der vor einigen Tagen in rheinischen Blättern erschienene Aufruf zu Beiträgen für diesen Zweck vielseitig ungünstig beurteilt wird. Man sagt, wohl nicht mit Unrecht, daß die große und reiche Stadt Berlin, der Sitz des Hofes und der Staatsregierung, sowie der reichsten Finanzmänner des Landes, wohl die Mittel aufbringen müßte und könnte, allein für ihre kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen, und sich eigentlich schämen sollte, die Hilfe von ganz Deutschland in Anspruch zu nehmen.

Wenn bisher die Berliner zur Erfüllung dieser Pflicht nicht genügend angehalten wurden, so liegt die Frage sehr nahe, ob es seitens der hierzu berufenen amtlichen und privaten Organe nicht an der rechten Art und Weise gemangelt hat, um die vielfachen und reichen Hilfskräfte der Hauptstadt zu wirksamer Hilfe willig zu machen . . . . .

In dem Aufrufe werden die Provinzen zur Mithilfe angerufen, weil die Provinzen viele Familien nach Berlin senden; dagegen erwiedert man mit vollem Recht, daß die Provinzen der Residenz sehr viel zu verdienen geben und viele Millionen Kapital dorthin senden . . . . .

das äußerste Entgegenkommen und die schleunigste, thatkräftigste Förderung seitens aller Behörden zu teil werde. Nicht nur Anleihefähigkeit also — so dankbar wir diesen Schritt begrüßen —, sondern auch Patronatsfreiheit für die durch Gemeindemittel ausgestatteten Stellen und Gemeinden! Schade um jedes Jahr, jeden Monat, die über solchen Verhandlungen verloren gehen! Man redet so viel von der kirchlichen Unfruchtbarkeit des liberalen Protestantismus: nun so hindre man ihn doch nicht, wenn er sichtlich Positives leisten will. Es ist Sünde, Gutes zu unterlassen, größere Sünde, das Gute zu hindern, das ein andrer thun will. Möchte die zuständige Kirchenbehörde dieser einfachen christlichen Erwägung sich nicht entziehen! Das Gegenteil kann nur zerrüttend wirken!

Man lasse den Berliner Generalsuperintendenten (als Bischof meinetwegen — ich bin in dieser Sache ganz Hammersteinianer) einmal eine Zeit lang mit den vereinigten Kreissynoden zusammen schaffen, so wird ein gut Teil von dem geleistet werden, was auch der Aufruf der 728 Notabeln als das schließlich allein Wirksame und — vielen gewiß etwas ganz Neues — als das bereits hoffnungsvoll Begonnene hinstellt:

Gewiß kann nur die organisirte Kirche selbst durch die Gründung von Gemeinden, durch die Berufung von Geistlichen, durch den Bau von Gotteshäusern dem Uebelstande wirksam und dauernd begegnen. Sie ist in den Anfängen einer hoffnungsreichen Arbeit begriffen. . . .

Nun denn, wer das unterschrieben hat, möge dazu helfen, daß diese hoffnungsreichen Anfänge einer normalen Ordnung der Berliner Kirchenverhältnisse einen ungehinderten Fortgang finden!

Und wollte man in dieser Richtung etwas Außerordentliches, etwas Durchschlagendes thun, so liegt auch da die Gelegenheit vor der Thür: man erhebe die vereinigten Kreissynoden von Berlin zur Provinzialsynode! Das ist längst vorgesehen und der Berliner Kirche verheißen. § 4 der Generalsynodalordnung aus dem Jahre 1873 lautet:

Königlicher Verordnung bleibt vorbehalten, die Aussonderung der Residenzstadt Berlin mit ihrer Umgebung aus dem Synodalverbande der Provinz Brandenburg, die Einrichtung einer besondern Provinzial-(Stadt-) Synode Berlin und die Verteilung der Mitglieder anzuordnen, welche demnächst die Synoden der Provinz Brandenburg und der Stadt Berlin nach dem Maßstabe der in ihnen vorhandenen evangelischen Bevölkerung in die Generalsynode zu entsenden haben.

Und Artikel 8 des Staatsgesetzes vom 3. Juni 1876, wodurch die preußische Kirchenverfassung die landeskirchliche Sanktion erhalten hat, sieht vor:

Zur Uebertragung der in diesem Gesetze den Provinzialsynoden zugestandenen Rechte auf die demnächst zu bildende Provinzialsynode Berlin bedarf es eines Staatsgesetzes.

Seit zwölf Jahren warten die Freunde des evangelischen Berlin auf die Erfüllung der hiermit urkundlich gegebenen Verheißung. So lange allerdings in der Bürgerschaft selbst sich der kirchliche Sinn so wenig regte, daß man von keinerlei Opfern für die von Stadt und Staat vernachlässigte Kirche etwas spürte, mochte das Kirchenregiment Bedenken tragen, Berlin den Vorzug einer Provinzialsynode zu verleihen. Seit das anders geworden, beweise man Vertrauen, und es wird nicht getäuscht werden. Erst eine Berliner Provinzialsynode wird stark genug sein, das kirchliche Wesen der Stadt von Grund aus und hinreichend zu ordnen. Sie wird ferner imstande sein, die Reform auch über die Vororte zu erstrecken, deren kirchlicher Notstand zum Teil ein noch viel jämmerlicherer ist, als der der zur Stadt gehörigen Außengemeinden (vergl. oben § 8 der G.-S.-O.: „Residenzstadt Berlin mit ihrer Umgebung"). Ich behalte mir über den Zustand der Vororte weitere Mitteilungen vor.

Die Gründe, weshalb man trotz allem zögert, das Versprechen der Generalsynodalordnung einzulösen, kenne ich wohl. Aber ich gestehe, daß sie mehr Rücksicht auf Parteibedenken als auf das Wohl der Kirche verraten. Der Kampf der theologischen und kirchlichen Richtungen darf nicht mit solchen Mitteln durchgeführt werden, als es die — man kann es nicht anders bezeichnen — künstliche Verlängerung der Berliner Kirchennot ist. Ohne Mitwirkung der freisinnigen Kreise Berlins, soweit sie mit für die Kirche thätig sein wollen, ist der Notstand nicht zu heben; also nehme man diese Mitwirkung an und besinne sich auf andre Wege, den Kampf um die Wahrheit auszufechten. In freier und lebendiger Mitarbeit an der Ordnung ihres Kirchenwesens wird die Berliner Bürgerschaft selbst wachsen an kirchlichem Sinn und Verständnis. Das evangelische Deutschland aber wird ein großes Aergernis los werden. Gott gebe bald und völlig! R

Zum Verständnis der Sache Thümmels

Vom Rhein

Die Geschichte des Prozesses Thümmel-Wiemann hat inzwischen durch die bei Strien in Halle erschienene Broschüre Nippolds eine weitreichendere Erklärung gefunden. Durch das in dem Anhange wiedergegebene Material erfährt namentlich der Umstand eine breitere Darstellung, daß zwei starke Gegner der Beurteilung der beschlagnahmten Schrift eine abfällige Richtung zu geben bemüht waren. Die Macht der Elberfelder Staatsanwaltschaft, deren Verbot jede Kenntnis und aufklärende Besprechung der Schrift unterdrückte, und die Macht der Presse, nicht nur der ultramontanen, sondern gerade der nationalen, die über ein ungekanntes Buch mit beneidenswertem Rezensentenmute die für den Fall interkonfessioneller Streitigkeiten stets bereite Fülle von Toleranzredensarten ausschüttete. Es ist unleugbar, daß die durch ein derartiges Preßunisono erzeugte öffentliche Anschauung unbewußt, aber nicht minder kräftig, auch die Anschauungen der Richter, die über eine solche durch polizeiliche Beschlagnahme der Oeffentlichkeit vorenthaltene Schrift zu richten hatten, ergreifen und mit bestimmen mußte, ehe sie noch selber an die Lesung der Schrift herantraten.

Unter diesen ungünstigen Zeichen begannen die erneuten Verhandlungen des Prozesses in Kassel.*) Dazu kam noch ein andres. Als das Elberfelder Urteil mit seinem Strafmaße von neun, bez. zwei Monaten gefällt war, wußte und sagte jedermann: Das bleibt nicht bestehen! Aber zu Gunsten der rheinischen priesterlichen wie richterlichen Interessenten war in Elberfeld ein so starker Anlauf genommen, so hoch gegriffen worden, daß jedes, auch ein erhebliches Zurückgehen doch noch immer genug übrig ließ!

So standen die Kasseler Verhandlungen von vornherein zu sehr unter dem Zeichen der Notwendigkeit, „eine Milderung herbeizuführen." Eine ganz frisch anfangende Untersuchung und klare Herausstellung der beiden Behauptungen der angefochtenen Thümmelschen Schrift scheint uns auch dort nicht mit der nötigen Schärfe vorgenommen zu sein.

Welches sind denn die beiden Behauptungen, welche Thümmel in seiner Schrift der Oeffentlichkeit vortragen wollte?

Der erste Teil der Thümmelschen Schrift: „Rheinische Richter und römische Priester" behauptet, daß das Urteil vom Jahre 1886, wodurch er zu drei Wochen Gefängnis verurteilt war, ein ungerechtes gewesen wäre. Der römische Priester in Remscheid hatte Thümmel, den evangelischen Pfarrer daselbst, in der Presse hämisch und heimlich angreifen lassen, und als Thümmel mit Namensunterschrift und starker Hervorhebung seines evangelischen Standpunktes, aber selbst in den Worten genau innerhalb des Rahmens der Bekenntnisschriften antwortet, schreibt derselbe römische Priester an die Staatsanwaltschaft, „er sei in seinen religiösen Gefühlen gekränkt." Er findet die Staatsanwaltschaft bereit, sein gekränktes katholisches Gefühl, welches doch selbst angegriffen hatte, zu verteidigen, und er findet ein Gericht, welches das ihm erwünschte Urteil spricht. War das Urteil nun, wie Thümmel behauptet, ein ungerechtes oder nicht? Darum handelt es sich bei Beurteilung des ersten Teiles der Schrift! Wenn nicht, dann thue man es Thümmel mit klaren Worten dar. Insbesondre hätten unsrer Meinung nach die angeblich beleidigten Elberfelder Richter nicht nur nach Strafe rufen, sondern sich selbst mit hellen klaren Gründen gegen Thümmels Vorwürfe verteidigen müssen. Wenn aber das Urteil

*) Soeben ist die genaue stenographische Aufnahme derselben erschienen: „Der Prozeß Thümmel-Wiemann vor dem Landgerichte zu Kassel am 4., 5. und 6. Januar 1888." (Barmen, D. B. Wiemann; 317 S.; 2 M.) — Vgl. übrigens die zwei Artikel in Nr. 30 und 35 d. vor. Jahrg. D H

ein ungerechtes war — und jeder Jurist, dem wir das Erkenntnis von 1886, wie es in Thümmels Schrift abgedruckt ist, vorlegten, hat es bis jetzt ein ungerechtes genannt —, dann sollten doch die Elberfelder Richter nebst dem ersten Staatsanwalt nicht nur lange Erörterungen darüber anstellen lassen, ob dort gestanden hat „unterdrückt" oder „unterschätzt," und wie das Wort „ignorirt" zu verstehen wäre u. dergl. m., sondern sie sollten zunächst sich darüber erklären, warum sie diese wichtigste, ihr Urteil vernichtende, beschworne Zeugenaussage „unterschätzt" und ausgelassen haben? So lange sie das nicht thun, geben sie die Unhaltbarkeit ihres Richterspruches zu, und dann sollten sie die Rüge, die Thümmel in seiner Schrift über sie verhängt hat, ruhig einstecken; denn sie war verdient. Darauf also wird eine neue Verhandlung zu achten haben, ob das Urteil 1886 ein ungerechtes war, und wenn ja, dann sind die angeblich Beleidigten mit einer Abbitte zu belegen, die sie dem Pfarrer Thümmel, der durch ihren Irrtum ins Gefängnis mußte, zu leisten haben. Wir Deutschen sollten in diesem scharfen Gerechtigkeitsgefühl nach jeder Seite hin nicht hinter unsern englischen Vettern zurückstehen, deren Parlament im vorigen Jahre zwei volle Sitzungen daran wandte, um einer armen, von einem Richter in ihrer Ehre gekränkten Putzmacherin, Elisabeth Caß, wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das Volk der Habeas-Corpus-Akte läßt sich die Grundlage seines gesetzlich-freien Wesens auch nicht durch Richtersprüche nehmen; warum wollen wir nicht üben, was wir drüben bewundern? Insbesondre aber sollte unsre deutsch-evangelische Gewissenhaftigkeit anerkennen, daß die Amtsehre des Pfarrers Thümmel nicht geringer geschätzt werden durfte, als die Amtsehre der Richter und Staatsanwälte. Haben jene ungerecht geurteilt, so ist Thümmel daraufhin ins Gefängnis gegangen; hat er sie dann angeblich beleidigt, was wird ihm jetzt dafür, daß er ungerechterweise in seiner Ehre gekränkt ist?

Der zweite Teil der Thümmelschen Schrift kämpft unter noch erschwerenderen Hindernissen. Er will mit religiösen Gedankengängen die römische Messe angreifen trotz § 166 des Strafgesetzbuches! Er vergaß, wie viel Terrain gerade auf diesem Gebiete schon verloren war. Die rheinischen Richter hatten sich nicht gescheut, Grundsätze aufzustellen, nach welchen künftige Richtersprüche in Anwendung des § 166 sich zu richten hätten. So das Prinzip des Elberfelder Erkenntnisses vom Jahre 1886: „Jede Bezeichnung einer kirchlichen Einrichtung als Götzendienst ist eine Beschimpfung." Das Kasseler Urteil hat es in der üblichen protestantischen Toleranz nicht gewagt, diesem Prinzip gegenüber als evangelische Norm auszusprechen: „daß jede mit den Symbolen sich deckende Aussprache frei von Strafe bleiben müsse." So versucht das Clever Urteil vom Jahre 1882 die alte polemische Bezeichnung der Fronleichnamshostie — nicht des Abendmahlsbrotes — als „gebackener Gott" für immer aus der Welt zu schaffen, indem dieser Ausdruck als „objektive Beschimpfung" für allen und jeden Gebrauch unmöglich gemacht wird. Dieses Terrain, dieser Ausdruck muß wieder erobert werden; es ist ein Ausdruck ingrimmigster Verzweiflung, entstanden in den Kreisen der ärmsten, der linksrheinischen Protestanten und in den Zeiten, als die dortigen evangelischen Gemeinden eine wirkliche „Kirche unter dem Kreuze" bildeten. Als jeder Protestant „hart gebrüchtet" wurde, der vor diesem „gebackenen Gott" der Fronleichnamsprozession, vor dem Geßlerhute römischer Macht und Lehre etwa nur „die Haube zog" und nicht auch in die Kniee sank.*) Da machte sich der von gewissenloser Uebermacht bedrängte Protestantismus in diesen und ähnlichen Ausdrücken heiligen Spottes Luft, wie deren Nippold mehrere anführt. Und wenn Thümmel jetzt diese Ausdrücke wiederbelebt hat, so hätte er allein das wahrlich nicht gekonnt; aber, wie damals, lebt in dem protestantischen Volke überall, wo es in der Minderheit lebt und leidet, ein heiliger Ingrimm über die zahllosen Quälereien, welche die katholische Uebermacht tagtäglich an ihnen verübt. Die Verteidigung, wie man sie sich in den kompakten evangelischen Gegenden Mitteldeutschlands vorstellt, die lehrhafte Hervorhebung der geistlichen und sittlichen Güter des Protestantismus reicht dagegen nicht aus; hier, wo die Gegensätze so hart aufeinander platzen, gilt es für den Protestantismus selbst anzugreifen, will er nicht untergehen.

Aber was angreifen? Die Wallfahrten, den Bilderdienst, die Werkheiligkeit, die Priesterfurcht, die Gewissensertötung des Katholizismus? In den Kasseler Verhandlungen kam die Tendenz des zweiten Teiles der Thümmelschen Schrift klarer als vorher zur Darstellung: die Messe ist der zusammenhaltende Punkt des ganzen römischen Wesens; sie allein giebt dem Priester seine Macht, und sie allein erzeugt die das Gewissen unterdrückende Werkgerechtigkeit. Und es kann nicht hoch genug anerkannt werden, daß der Kasseler Gerichtshof, dessen vornehme Art so vorteilhaft von der des andern sich abhob, dem Angeklagten freiesten Raum gewährte, sich gerade über diesen Punkt in seiner Verteidigung ausführlich zu verbreiten. Die Richter sind diesen Ausführungen Thümmels in den meisten Punkten beigetreten; was sie trotzdem (nur drei Stellen gegen einundzwanzig, welche die Anklage hervorgehoben hatte!) als eine religiöse Beschimpfung unter Urteil gestellt haben, mag wohl für Thümmel der Grund gewesen sein, daß er auch gegen das Kasseler Urteil das Rechtsmittel der Revision durch das Reichsgericht ergriffen hat.*) Wir verstehen es, daß die strenge Durchführung der ersten Absicht Thümmels, die Freiheit der evangelischen Aussprache wiederzugewinnen, ihn bestimmt, bis zum letzten Siege oder ehrenvollen Unterliegen den Kampf nicht aufzugeben.

Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß eine nochmalige Verhandlung des Prozesses — so aufreibend sie für die beiden Angeklagten sein müßte — eine letzte, vielleicht entscheidende Bresche in den vielberufenen § 166 des Strafgesetzbuches legen würde. Denn wenn der Kasseler Staatsanwalt bei einem Rückblicke von der Warte dieses § 166 auch Martin Luther zeitlebens im Gefängnisse und die symbolischen Bücher amtlich vernichtet sah, und wenn er bei Besprechung der Möglichkeit einer einstigen Aufhebung dieses Paragraphen sich für jetzt nur darauf zurückzog, daß dann die Angeklagten eben „ein Opfer ihrer Zeit" wären, so haben die evangelischen Kreise am Rhein aus diesen Aeußerungen nur umso fester die Ueberzeugung gewonnen, daß es jetzt zuerst darauf ankomme, diesen ganzen § 166 aus dem Strafgesetzbuche auszumerzen. Denn die katholischen Richter werden stets geneigt sein, ihre Entscheidungen aus § 166 in immer engern Bogen um das protestirende Wort der Wahrheit zu ziehen. Aber nicht jeder Pfarrer in der Diaspora kann die Sache so weit treiben, wie sie jetzt im Prozeß Thümmel-Wiemann gekommen ist; und nicht jedem aus § 166 Verurteilten wird das Glück zu Teil werden, zur abermaligen Verhandlung an einen Gerichtshof wie den in Kassel verwiesen zu werden. Nur der dortige Staatsanwalt schien die Elberfelder Auffassung des § 166 zu teilen; denn er fand es so einfach, daß man religiös polemisiren könne, ohne zu beschimpfen. Daß die Schwierigkeit damit nur eine Frage weiter zurückgeschoben sei: wo hört die Polemik auf und wo fängt die religiöse Beschimpfung an? — schien dort nicht angenommen zu sein. N

*) Vergl. die neueste Schrift des evangelischen Pfarrers Müller: „Aus den Eifelbergen"; Langenberg, Joost, 1887; S. 241.

*) Nach zuverlässiger Erkundigung ist die Revision nur angemeldet wegen der drei Stellen der Thümmelschen Schrift, welche auf Grund von § 166 verurteilt sind. D H

Aus Italien

(Eine polnische Predigt) wird jedes Jahr in Rom in der Kirche S. Andrea delle Fratte gehalten und zwar in der Epiphaniaszeit. In diesem Jahre bestieg Padre Lechert die Kanzel und wandte das Evangelium von den drei Weisen auf Leo XIII. an. Wie die drei Magier nach Bethlehem kamen, um das Kindlein Jesus anzubeten und ihm Gaben zu bringen, so haben sich Scharen von Pilgern aus aller Welt aufgemacht, um sich vor Leo XIII. zu neigen und ihre Gaben ihm darzubieten. Hierauf ging Redner auf die Bedeutung des Papsttums über und fand, daß die dreifache Krone den Papst bezeichne als untrüglichen Lehrer, als obersten Priester und als König der Seelen. — Redner hatte also den neugebornen König zu Bethlehem gänzlich vergessen. Christus verschwindet im römischen Katholizismus; es bleibt der Papst im goldnen Gewande mit der diamantenstrahlenden Krone.

Zur selben Zeit wurde eine sogenannte Academia gehalten im prachtvollen Palast der „apostolischen Cancelleria" (Kanzlei), wo sich

700 Personen, zum Teil der römischen Aristokratie angehörig, eingefunden hatten und der durch seine blühende Beredsamkeit berühmte Bischof von Capua nachzuweisen suchte, daß Leo XIII. der verheißene „Friedefürst" sei. Aehnlich lauteten die Themata bei sämtlichen „Akademien," die in fast allen Seminarien gehalten wurden. Man vernahm jedesmal eine „polnische" Predigt. T

(Der letzte General) Das war Kanzler, der letzte General der päpstlichen Söldnertruppen, die es nicht hindern konnten, daß die italienische Armee siegreich durch die Porta Pia in Rom einzog. Der Name Kanzler ist für immer mit dem Zusammensturz des Kirchenstaates verbunden; denn Kanzler war es, der die Kapitulation unterzeichnete, durch welche Rom der Nation Italiens und dem König Viktor Emanuel als Hauptstadt zufiel. Er starb seltsamerweise in den Tagen, als Leo XIII. seinen Jubiläumsglanz entfaltete. Auch der genannte „letzte General" hatte seinen Glanztag, nämlich damals, als die päpstlichen Söldner die Schlacht von Mentana gewannen. Da kehrte der General im Triumph heim, zog feierlich durch Rom und legte seinen Degen zu den Füßen des Papstes nieder. Pio Nono saß bei diesem Anlaß auf dem Throne: Kanzler trat ein; der Papst stand auf, streckte dem Sieger seine Arme entgegen und deklamirte die Anfangszeilen aus Tassos Lied vom „Befreiten Jerusalem." Im Jahre 1870 wurde der letzte General pensionirt. Pius IX. gab ihm Wohnung im Vatikan; Leo XIII. aber ersuchte ihn, anderweitig Logis zu nehmen. Kanzler war von Geburt ein Württemberger, dann aber in die Schweiz eingewandert und seit 1848 päpstlicher Söldner. Nun sind sie beide tot: Kardinal Randi, der letzte Polizeimeister, und Kanzler, der letzte General. T

(Zur Geschichte des Papsttums) Ein kürzlich erschienenes Buch: „Römische Schauspiele im siebzehnten Jahrhundert" bringt auf Grund allseitiger Quellenforschung Dinge an den Tag, welche bisher nur wenig oder gar nicht bekannt waren. Die beigebrachten Thatsachen werfen ein trauriges Licht auf den Geist, welcher in jenem Jahrhundert in den Kreisen der höchsten Geistlichkeit herrschte. Die Kardinäle fröhnten einem durchaus weltlichen Treiben; sie waren es, welche die üppigsten Feste veranstalteten; sie waren es, welche es verstanden, die Karnevalstage in Rom glänzend zu machen. Aber nicht nur das. Unter allen Festlichkeiten standen die Schauspiele obenan; diese aber trugen nur zu oft einen mehr als zweideutigen Charakter, waren sogar von einer Sorte, die man nur als schmutzig bezeichnen muß. Bei solchen Schauspielen sah man Kardinäle und sonstige hohe Geistliche als Zuschauer. Die Kardinäle verhielten sich genau so wie die reiche Aristokratie: in ihren Palästen fanden sich stattliche Theater, und auf der Bühne herrschte eine verschwenderische Pracht; nichts fehlte, was damals die szenische Kunst kannte. Es war, wie ein Augenzeuge sagt: Magnificenza veramente Romana. — Heutzutage haben die Kardinäle keine Theater mehr, verstehen es aber doch, zu leben. Das beweist z. B. der kürzlich öffentlich versteigerte Nachlaß des verstorbenen Kardinals Bertolini. Diesem reichen Kirchenfürsten mangelte weder duftiges Zahnpulver noch eine Gemäldesammlung, weder die goldne Schnupftabakdose noch die vergoldete Vase. T

(Religiöse Litteratur Abessiniens) Da sich Italien mit Abessinien auf dem Kriegsfuße befindet, so ist leicht erklärlich, daß man sich viel mit den Zuständen des letztern beschäftigt. Kürzlich hielt Professor Lucio Scolart in Neapel einen öffentlichen Vortrag über die religiöse Litteratur genannten Landes, und erfuhr man, daß dieselbe sich nicht mit derjenigen andrer alter Völker messen kann. Erst im vierzehnten Jahrhundert bildete sich eine Litteratursprache aus, die sehr von der äthiopischen Ursprache abweicht und in der alle in Staat und Religion wichtigen Dinge geschrieben werden. Aber aus noch früherer Zeit stammen Synodalverhandlungen, von denen der Vatikan ein Exemplar besitzt. Als sehr heilig gelten dort uralte Handschriften mit Legenden der Märtyrer, sowie Aufzeichnungen von religiösen Gebräuchen. Uralt und sehr heilig ist auch eine Sammlung von Gebeten, alle poetisch geformt. Es fehlt in Abessinien nur die Bibel und die Litteratur über die Bibel. Insofern besteht eine seltsame Aehnlichkeit mit der römisch-katholischen Kirche. Diese hält ebenfalls auf Heiligenlegenden und gewisse Gebete — die Bibel tritt gänzlich zurück. Das italienische Volk zeigt in Hinsicht der biblischen Geschichte eine bodenlose Unwissenheit, und es geschieht nichts, um diesen traurigen Zustand zu ändern. T

(Deutsche Lehrerinnen) Die Zahl junger Lehrerinnen, welche aus Deutschland nach Italien wandern und dort, vorzugsweise auch im Süden, Stellung in italienischen Familien suchen, wird immer größer, obgleich nur ein kleiner Teil eine seinen Hoffnungen entsprechende Stellung findet. Im ganzen hat man deutsche Lehrerinnen gern; man schätzt ihre guten Eigenschaften und freut sich, wenn die Kinder Deutsch lernen. Aber niemals sind italienische Eltern damit einverstanden, wenn eine deutsche Lehrerin mit deutscher Strenge und deutscher Zucht gegen die Kinder auftritt. Geschieht dies, so hat sie es mit den Eltern alsbald gründlich verdorben. Die Erziehung liegt kaum irgendwo so im Argen, als im Süden Italiens, wo gewöhnlich nicht die Eltern, sondern die Kinder Herren im Hause sind. Die häusliche Stellung solcher Lehrerinnen ist keineswegs immer eine familiäre, oft sogar das Gegenteil, und werden in dieser Hinsicht viele Klagen laut. Was sagen deutsche Familien zu der Thatsache, daß eine italienische Familie z. B. einer Lehrerin zehn Lire monatlich giebt, um sich davon den Bedarf an Wein, Früchten und Brot selbst zu kaufen? Natürlich erhält sie außerdem Honorar sowie Beköstigung. Jene zehn Lire beweisen, daß man die Lehrerin den Dienstboten gleichstellt. Schreiber dieses warnt alle deutschen Lehrerinnen auf Grund seiner Erfahrung vor Auswanderung nach Süditalien. Hier wachsen zwar Orangen und Zitronen, aber auch Dornen und Disteln, wovon man im Norden keine Ahnung hat. Das Lied der Mignon ist zwar sehr schön; aber eine deutsche Lehrerin ist keine Mignon. T

Verschiedenes

(Adresse an den Zaren in Sachen der baltischen Religionsverfolgung) Das „Evangelical Christendom" in London veröffentlicht in seiner Januarnummer eine Mitteilung aus Genf von weitreichender Bedeutung, der wir das Wesentliche entnehmen.

Die Evangelische Allianz hatte bereits auf der Weltversammlung zu Kopenhagen im Herbste 1885 Anregung zur Bildung eines permanenten internationalen Komitees gegeben, dem die dauernde Fürsorge für verfolgte Brüder übertragen werden sollte. Dies Komitee kam zu Stande und versammelte sich im August 1886 zu Genf unter Teilnahme der bedeutendsten Zweige der Allianz und ihrer Führer. Es beschäftigte sich ganz besonders mit der Frage, ob und wie den verfolgten Evangelischen in den baltischen Provinzen Zuspruch oder Beihilfe dargereicht werden könnte. Man beschloß eine Adresse an den Zaren, die auch vom Genfer Komitee nachmals entworfen und von sämtlichen Beteiligten unterzeichnet worden ist. Sie enthält einen dringenden Appell an die Gerechtigkeit und Toleranz des russischen Kaisers für seine schwer bedrängten Unterthanen. Als Ueberbringer gingen im August 1887 Graf Wilhelm St. George von Genf und Oberst Roosmale Heyven, ehemaliger Adjutant des Prinzen Friedrich der Niederlande, nach Kopenhagen, wo damals der Kaiser weilte. Trotz hoher Sympathien gelang es nicht, eine Audienz zu erlangen, vielmehr erschien bei den beiden Herren ein kaiserlicher Ordonnanzoffizier, um die Adresse für den Kaiser in Empfang zu nehmen und zu überbringen.

Ohne Zweifel ist sie an ihre Adresse gelangt, ob aber mit Erfolg? Fast schien es gleich nach des Kaisers Heimkehr, als würden mildere Saiten gegen die Bedrängten aufgezogen; wenigstens sind einige Angeklagte außer Verfolgung gesetzt worden. Allein für einen durchschlagenden Eindruck fehlt bisher der Nachweis der Thatsachen.

Die Evangelische Allianz hat gethan, was sie konnte, und was sie anderwärts mit reichem Erfolge gethan hat. Was bleibt noch übrig, als die Mahnung an die baltischen Glaubensgenossen, sich in Geduld und Standhaftigkeit zu beugen und sich ernstlich zu prüfen, wo die baltische Kirche einer Buße und Besserung bedarf, die sicherlich der göttliche Endzweck ihrer schweren Heimsuchung ist.

(Aus Baden) Baden hat zur Zeit die Probe zu bestehen, wie weit es sich der in neuerer Zeit aufgekommenen Artigkeit gegen die römisch-katholische Kirche anschließen will. Es liegt den Ständekammern der Entwurf einer Verständigung mit der Kurie vor, der von dem liberalen Minjsterium vertreten, in der Thronrede empfohlen und in der konservativen Presse wie in der katholischen freundlich aufgenommen worden war, aber mehr und mehr abmahnende, warnende Stimmen wach rief, besonders gegen den Inhalt der letzten der vier vorgelegten Paragraphen. Der erste Paragraph gestattet wieder die Erziehung des künftigen Klerus in Knabenseminarien. §§ 2 und 3 ordnen das Strafverfahren gegen Geistliche. § 4 läßt nach dem Ermessen der Regierung in Bedürfnisfällen auswärtige Mitglieder geistlicher Orden zur Aushilfe in der Seelsorge zu.

Bei der bisherigen Freundschaft zwischen Regierung und Kammermajorität konnte man sich die Annahme der Vorlage durch die Landstände als wahrscheinlich denken. Es wurde dafür in der Presse geltend gemacht, die Zugeständnisse gewähren nur Rechte, die die katholische Kirche allüberall besitzt und in Baden bis 1872 besaß; die Regierung habe ja durch § 11 des Kirchengesetzes von 1860 das Recht, Klöster zuzulassen, es sei also nichts besondres, wenn der neue § 4 der Regierung einräume, die Verwendung von Ordensgeistlichen zu gestatten; eine gänzliche oder auch nur teilweise Ablehnung der Vorlage würde den kirchlichen Frieden verhindern, den Ultramontanen den Vorwand zu neuem Kriege geben und den Liberalismus schädigen. Bald aber wurde die Stimmung — mit Ausnahme der Ultramontanen selbst — in der Bevölkerung der Vorlage mehr und mehr ungünstig.

Unterdessen machte sich die Kommission der zweiten Kammer an ihre Arbeit. Drei ihrer Mitglieder waren an der Teilnahme verhindert; die übrigen faßten mit der Majorität von 7 gegen 3 in Uebereinstimmung mit dem Berichterstatter Kiefer, einem Führer der liberalen Partei, den Beschluß, den § 4 wegen Zulassung von Ordensgeistlichen zur Aushilfe in der Seelsorge zu streichen. Die drei übrigen Paragraphen wurden genehmigt, der erste, wegen der Knabenseminarien, mit wesentlich verschärften Bestimmungen in Bezug auf die Staatsaufsicht. Diese Verschärfung erhielt 8 Stimmen gegen 2, welche der ultramontanen Partei angehörten. Innerhalb der Kommission gab es nicht unbedeutende Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und der Kommissionsmehrheit. Es gab Leute, welche schon von einer Ministerkrisis sprachen.

Die Plenarverhandlung steht nun bevor. Wir haben alle Ursache, diesmal der liberalen Richtung den Sieg zu wünschen, und wir befürchten nicht, daß ein solcher der Regierung eine wesentlich schlimmere Lage bereiten wird; denn wir glauben, daß auch nach Genehmigung der Paragraphen bald neue Forderungen aufgehäuft wären, welche dann auch der Regierung unannehmbar erschienen. Der Kommissionsbericht Kiefers ist in Arbeit. Die geplanten Abänderungen des § 1 wegen der Knabenseminare sollen nur solche sein, welche die Bestimmungen des Gesetzes für die Elementarschulen auch auf jene Anstalten anwenden. A E

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 9 **Leipzig, den 26. Februar** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Passionsbilder: 2. Gethsemane — Drei Briefe über den Wunder- und Dämonenglauben der Gegenwart 2 — Ein Lebenskampf um die Wahrheit — Der Prozeß Thümmel-Wiemann vor dem Landgericht zu Kassel — Ein Bild aus Berlin — Unsre Kunst: 8. Die religiöse Kunst (Zweite Hälfte) — Bücher und Schriften: Auch für Männer; Eine unterhaltende Ethik — Aus dem Gustav-Adolf-Verein: Die badische Diaspora; Aus dem bairischen Walde; Die Orgel von Rellinghausen — Aus Siebenbürgen: Der Kampf der evangelischen Landeskirche A. B. um das Recht der Portofreiheit — Verschiedenes: Zur Auseinandersetzung mit den „Deutschen Enthaltsamkeitsvereinen"; Die Huldigung protestantischer Fürsten zum Papstjubiläum — Dank

Passionsbilder

2. Gethsemane

Noch einmal kehren wir nach Gethsemane zurück, um von einer andern Seite einen Blick in das Herz des Heilands zu gewinnen. Ist doch der Reichtum, den diese Stunde in sich schließt, so groß, daß immer neue Gesichtspunkte sich der Betrachtung darbieten und man gleichwohl das Gefühl behält, nur den Saum des Gewandes ergriffen zu haben. Wir fassen heute den Herrn seinen Jüngern gegenüber ins Auge.

Die drei vertrautesten Jünger hatte er in seiner Nähe zurückgelassen; sie aber waren und zwar vor Trauer, wie Lukas hinzufügt, eingeschlafen. Es war die natürliche Reaktion gegen die gehäuften Gemütseindrücke und Erschütterungen jenes Abends. Die Fußwaschung, die Ankündigung des Verrats, die Einsetzung des Abendmahls, die Abschiedsreden, die Weissagung ihrer Untreue, zuletzt der ihnen unbegreifliche, sonst nie wahrgenommene Gemütszustand des Herrn: das alles war Schlag auf Schlag auf sie eingestürmt. Nun ist ihre geistige Spannkraft zu Ende; die verschiednen Eindrücke verschwimmen in ein dumpfes Gefühl der Trauer, und in dem ersten Augenblicke, in dem kein neuer Eindruck sie festhält, in dem sie allein sind, entschlummern sie. Es war jene tiefe Bewußtlosigkeit der vollkommenen Abspannung, durch die selbst der mächtigste Eindruck paralysirt wird: die Seele ist nicht mehr fähig ihn aufzunehmen; ihre Organe versagen den Dienst.

Da kehrt der Herr zu ihnen zurück. Um seinetwillen hatte er die drei in seiner Nähe haben wollen: allein wollte er sein, und doch wieder nicht ganz allein. Nun hat er den schweren Kampf durchgekämpft, den schweren Entschluß gefaßt; jetzt sucht er bei ihnen einen Augenblick der Erquickung, ein Aufatmen in ihrer Teilnahme, in der Gemeinschaft der Liebe. Aber vergebens. Und da ist es, wo uns ein neuer Blick in sein Herz wird. Es ist die höchste Vollendung seiner Hingebung an andre, ein Triumph der Selbstlosigkeit und Liebe, daß er imstande ist, sich selbst, seine Not und sein Bedürfnis, ganz zu vergessen und nur um sie und ihr Heil sorgt. Es war etwas Großes gewesen, daß er einst auf dem galiläischen Meere, als die Jünger im Sturm ihn aus tiefem Schlummer weckten, die vollkommene Ruhe und Sammlung keinen Augenblick verlor, weder zürnte über die Störung noch betroffen war über die Gefahr, sondern nur an die Seelsorge an seinen Jüngern dachte; aber wie viel größer ist die Geistesmacht und Liebesmacht, die es fertig bekam in der Stunde, da die ganze Seele in tiefster Erregung war, so erfüllt von dem Gedanken an das Furchtbare, das es zu erleiden galt, dies alles niederzudrücken und nicht an sich zu denken, sondern nur an die Gefahr, welche den Jüngern aus ihrem Schlaf erwuchs. Allerdings mit einem erschütternden Worte der Klage beginnt der Herr: „In solchem Grade ist es euch unmöglich gewesen, auch nur eine Stunde in Gemeinschaft mit mir zu wachen?"*) Aber welche Milde spricht doch aus diesem Worte: kein Schelten, kein Unwille, nur Wehmut — aber eben darum geht es durch die tiefste Seele. Dann aber tritt dem Herrn alsbald der Gedanke an sich selbst ganz in den Hintergrund: „Wenn nicht um meinetwillen, so wachet doch um euretwillen." Die Sorge der Liebe ist stärker als der Gedanke an den Kelch, den er selbst zu trinken hat. Er sieht die Stunde der Versuchung ihnen nahen, da das Entsetzen über den unverständlichen Gottesrat, die Sorge, in sein Geschick hineingezogen zu werden, sie überwinden kann. Dann bei ihm auszuhalten, dann an ihm und seiner Sendung nicht irre zu werden, dann gegen das laute Nein der Thatsachen das Dennoch des Glaubens festzuhalten, das war etwas Gewaltiges, fast Unmögliches. Wohl war ihr Geist dazu bereit — das Wort: „Herr, wohin sollten wir gehen? ... Und sollte ich mit dir sterben ...," es klingt noch durch ihre Seele; aber „das Fleisch war schwach." Nicht darauf nämlich bezieht sich dieses Wort Jesu, daß sie wegen ihrer Schwäche jetzt geschlafen haben, obwohl sie gern hatten wachen wollen, sondern nach dem Zusammenhang auf den Kampf gegen die Versuchung, dem sie entgegengehen. Wie ist das Fleisch, die niedere Natur des Menschen, doch so stark, so übermächtig, wenn es gilt, die eignen Interessen, weltliche Ziele durchzusetzen; aber wie so schwach, wenn umgekehrt der Geist seine der Himmelswelt zugewandten Ziele verfolgen will! Da giebt es nur ein Mittel, die Schwachheit des Fleisches zu überwinden: das Gebet. Um dieses Gebetes willen sollen sie wachen. Das ist die Seelsorge des Herrn an seinen schlafenden Jüngern, die gewaltigste Probe der Herrschaft, die er über sich, der Liebe, die er zu ihnen hatte, aber auch der Berufstreue, die auch da noch an den Jüngern arbeitet, als er ihre Niederlage vor Augen sieht. Er muß es thun um ihretwillen, um seinetwillen, um Gottes willen: er will, und nur so kann er ein gutes Gewissen haben.

Aber noch ein andrer aus der Zahl der Apostel tritt in Gethsemane hervor: der Verräter. Und auch das kurze Wort des Herrn an ihn eröffnet uns einen Blick in das Innere des Herrn. Daß Judas gerade einen Kuß zum Zeichen des Verrats wählt, wird man schwerlich anders als aus seiner Heuchelei und Verlogenheit erklären können. Diese geht schon daraus hervor, daß die Mitjünger selbst nach den Andeutungen des Herrn nicht auf den Gedanken gekommen sind, er sei ein absichtlicher Ver-

*) Dies die genaue Umschreibung von Matth. 26, 40.

räter. Er wollte den Jüngern auch bei dem Verrat selbst als unschuldige Ursache der Gefangennahme Jesu erscheinen. Was war es Besondres, wenn er, nachdem er eine Zeit lang abwesend gewesen war, Jesum mit einem Kusse begrüßte, der, wie das ganze Neue Testament zeigt, einer ganz unauffälligen Gewohnheit entsprach? Was konnte er dafür, wenn die Häscher, die zufällig zugegen waren, daran Jesum erkannten? Es kam auf einen unglücklichen Zufall hinaus, bei dem er unschuldig war. Das mochte etwa seine Rechnung gewesen sein. Und gerade dies war das Schwerste für den Herrn, nicht der Undank des Jüngers, nicht die Größe des Vergehens, sondern daß er die Lüge an seine eigne Person heranlassen, in, wenn auch nur passive, Gemeinschaft mit der Heuchelei kommen, seine Person damit beflecken lassen mußte. Das verträgt seine Lauterkeit und Heiligkeit nicht: er muß die Sünde aufdecken, ihre Schleier zerreißen; klar sagt er dem Judas sein Verbrechen ins Gesicht: „Du verrätst des Menschen Sohn mit einem Kuß." Damit ist der Heuchler entlarvt und die Wahrheit zu ihrem Rechte gekommen. — Aber das Wort hat noch eine andre Wirkung. Es ist nicht nur die Reaktion der Lauterkeit gegen die Unlauterkeit; es ist in dem tiefen Schmerze, der es durchzittert, der gehaltenen Trauer, die hindurchklingt, ein letztes Wort seelsorgerlicher Liebe. Und diese Liebe hat ihres Eindrucks nicht ganz verfehlt. Wenn Judas seine Sünde durch Rückgabe des Blutgeldes wieder gut zu machen sucht: ob es nicht unter dem Eindruck jenes Wortes geschehen ist? Und wenn er nachher verzweifelt: jenes Wort des Herrn mit dem Schmerz der Liebe, es hätte auch ihn retten können, wenn er für diese Liebe noch ein Organ gehabt hätte.

Wohin wir in Gethsemane schauen, immer dasselbe Ergebnis: eine Macht der Liebe, die durch nichts überwältigt werden kann, sondern auf dem dunkelsten Hintergrunde nur umso heller leuchtet.

Das, Gemeinde Christi, ist ein Blick in deines Heilands Herz, und das heißt Gottes eignes Herz erkennen. E H

Drei Briefe über den Wunder- und Dämonenglauben der Gegenwart

2

Sie danken für meine Ausführungen, ohne zunächst auf die Sache weiter eingehen zu wollen. Sie wünschen erst zu erfahren, ob ich der Gelehrsamkeit des Pfarrers Längin traue, die Richtigkeit seiner Angaben Ihnen verbürgen, entstellenden Einfluß parteilicher Auffassung in Abrede stellen kann.

Die erstere Frage ist allerdings etwas persönlich zugespitzt. Aber ich gebe es zu: wer Steine wirft gegen Unbildung und engherziges Sichverschließen vor der Bildung der Zeit, muß gewärtig sein, daß sein eignes Haus ihm sehr genau untersucht werde. Nun, gläsern ist es zwar nicht, dünn aber sind doch hie und da die Wände. Das freilich schlage ich nicht hoch an, daß L. sich einige Blößen gegeben hat, die, wenn sie nicht dem Setzer zur Last fallen, auf die Grenzen seines gelehrten Wissens hinweisen. Das Buch will ja kein gelehrtes Werk sein, und L. macht kein Hehl daraus, daß er vielfach die Arbeiten andrer verwertet. Nur eins würde ich, wenn ich mit L. selbst zu thun hätte, ihm vorrücken. S. 94 klagt er darüber, daß die historische Kritik des berühmten Hallenser Theologen Joh. Sal. Semler († 1791) „an dem Menschenschlag," gegen den er polemisirt, spurlos vorüber gegangen sei. Wer so grob schelten kann, sollte nicht durch falsche Schreibung des Namens Semlers („Semmler") den Verdacht erwecken, daß ihm selbst des Bäckers Leistungen bekannter sind als die des Hallenser Kritikers.

Bedenklicher als derartige Kleinigkeiten ist die Art, wie die Vorarbeiten benutzt sind. An sehr vielen Stellen schreibt L. wörtlich seine Quelle aus. Er verweist dann zwar auf sie, doch auf die wörtliche Herübernahme, auf die Entlehnung deutet er nicht hin. Das kann ich nicht für ganz tadellos halten. Und noch schlimmer ist es, daß L. versäumt hat, bei der Korrektur seine Quelle selbst zu vergleichen; auf diese Weise hat der Setzer in der aus Kurtz' Kirchengeschichte entlehnten Beschreibung des heiligen Rocks den grauen Wollstoff zu einem grünen gemacht (S. 12), und an einer andern Stelle, wo ein Aufsatz aus „Im neuen Reich" (1874, S. 535 ff.) exzerpirt wurde (S. 15), ist aus dem Dorfe Krüth ein Dorf Kräth geworden. — Eine andre Ungenauigkeit (auf S. 14) hat offenbar nicht erst der Setzer, sondern der Verfasser selbst verschuldet. L. berichtet hier wiederum fast wörtlich nach Kurtz über die Entstehung des Herz-Jesu-Kultes. „Fast ein volles Jahrhundert" — so berichtet Kurtz — seien die Bemühungen der Jesuiten, die päpstliche Approbation des Kultes zu erlangen, vergeblich geblieben. Diese Angabe kann man kaum richtig nennen, denn wie wir durch Papst Benedikt XIV. selbst wissen, sind nur drei Anträge abschläglich beschieden 1697, 1727 und 1729; 1765, nicht siebzig Jahre nach der ersten Bitte, hat Klemens XIII. der wunderlichen Andacht die Sanktion erteilt. Wenn nun L. das „fast" bei Kurtz ausläßt, so ist sein Satz: „Ein volles Jahrhundert waren die Bemühungen der Jesuiten ... vergebens" entschieden unrichtig. Sie sehen daraus, daß die Zuverlässigkeit des Einzelnen ihre Schranken hat an der oft mannichfachen Vermittlung, durch welche L. seinen Stoff erhalten hat. Da er aber gute und im ganzen zuverlässige Vorarbeiten benutzt hat, werden Unrichtigkeiten nur in Kleinigkeiten vorkommen. Im großen und ganzen dürfen Sie auf die Richtigkeit der Angaben sich verlassen. Auch die Angabe, die vornehmlich Ihren Zweifel angeregt hat, die aus der Kirchlichen Chronik von 1856 entlehnte Nachricht, in dem streng orthodoxen Mecklenburg seien „in einem der letzten Jahre in 79 Ortschaften alle Geburten, und in 100 Orten die Hälfte derselben unehelich gewesen" (S. 44), ist richtig. Wichern brachte die bedauerliche Thatsache auf dem Lübecker Kirchentage (Oktober 1856) zur Sprache, und Hengstenberg wiederholte die Klage darüber in seiner Kirchenzeitung (1856, Nr. 86).

Allein — so höre ich Sie einfallen —, ist es nicht Parteilichkeit sonder gleichen, wenn eine alte Schande zur Schmach der Gegner als eine neue erzählt wird? Das führt mich auf das Dritte, und ich kann im allgemeinen gelten lassen, was ich in diesem besondern Falle zu sagen habe. Ich glaube, Sie thun dem Pfarrer L. Unrecht, wenn Sie irgendwo bewußte Parteilichkeit, absichtliches Verschweigen oder Zustutzen von Thatsachen annehmen wollten. Daß ich ihn aber von dem Vorwurfe parteilicher Unachtsamkeit nicht freisprechen kann, zeigt die Stelle, von der wir eben sprachen. Handelte es sich nicht um eine die Gegenpartei kompromittirende Thatsache, so würde L. gewiß die Zeitferne derselben bemerkt und hervorgehoben haben. Eine derartige Parteilichkeit, die blind ist gegen das, was den Gegner entschuldigt, kann man mehrfach beobachten. Sie erinnern sich der langen Ausführungen (S. 54 ff.), welche die „Zeitbetrachtungen über die christliche Lehre vom Teufel" in Hengstenbergs Kirchenzeitung besprechen. Da referirt und zitirt L., wenn auch nie unredlich, so doch, wie ers eben brauchen kann; das aber verschweigt er, daß selbst diese Zeitbetrachtungen die von ihm selbst eben (S. 52) gegeißelten massiven Phantasien Vilmars abweisen. „Wenn Luther — so heißt es hier (1859, S. 964) — in der bekannten handgreiflichen Weise sich wider den bösen Feind zu wehren hatte, so wird daraus schwerlich folgen, daß auch heutzutage einer des »Satans Zähnefletschen« in buchstäblichem Sinne geschaut haben müsse, um mitsprechen zu können." Also eine gewisse Parteilichkeit räume ich ein; sie ist die unvermeidliche Begleiterin jedes Fanatismus. Allein das Maß der Parteilichkeit ist eben auch nicht größer, als bei der ganzen Art des Buches unvermeidlich war. Ich würde ein Buch derart Ihnen nie empfehlen; ich halte es nicht für geeignet, wirklich zu bauen; denn es ist weit entfernt von dem, was der Apostel fordert, dem „Zurechthelfen mit sanftmütigem Geist" (Gal. 6, 1). Aber da Sie das Buch einmal gelesen haben, möchte ich Ihnen zeigen, daß es heilsam wirken kann; da es einmal da ist, wollen wir es nutzen zum Guten.

Damit wäre ich so weit gekommen, um Gehör für meine positiven Ausführungen erbitten zu können. Was Sie außerdem noch an sachlichen Bedenken geäußert haben, hoffe ich nebenbei zu erledigen.

Sie müssen gestatten, daß ich meine Aufgabe mir abermals beschränke. „Der Wunder- und Dämonenglaube der Gegenwart,"

so betitelt L. seine Schrift. Ich lasse den Teufel erst einmal ganz aus dem Spiele und bleibe nur bei den Wundern.

Sie sind durch das, was L.s Schrift über den Wunderglauben ausführt, abgestoßen, weil Sie meinen, L. bekämpfe überhaupt „den einfachen Glauben," der, was die Schrift von Wundern erzählt, undisputirlich hinnimmt. Sie haben den Eindruck, als polemisire er gegen die neumodischen „Wunder" der katholischen Kirche und exzentrischer pietistischer Kreise nur deshalb, um zugleich die biblischen Wunderberichte als unhaltbar erscheinen zu lassen. Sie berufen sich darauf, daß L. offenbar die Erzählungen von Jesu Geburt durch die Jungfrau Maria (S. 91), von dem Einsturz der Mauern Jerichos, von dem Stillstehen der Sonne auf Josuas Geheiß, von dem Reden der Eselin Bileams (S 92) für Sagen halte. Allein hier möchte ich Sie bitten, der Grenzen sich bewußt zu bleiben, die dem Urteil des Laien gesteckt sind. Sie haben es nie anders gewußt, als daß die Schrift, weil durchaus göttlich und inspirirt, auch in den Dingen, die nicht den Ratschluß Gottes über unser Heil betreffen, untrüglich und irrtumslos sei. Es ist Ihnen daher unmöglich, dem Gedanken, in der Schrift sei Sage enthalten, Raum zu geben. Die Schwierigkeiten dieser Ihrer Meinung — ich sage absichtlich nicht „Ihres Glaubens"; denn christlicher Glaube ist ja etwas ganz andres als solcher Historienglaube — — die Schwierigkeiten dieser Ihrer Meinung also haben Sie nie bemerkt. Das hat der fromme Laie, der in der Stille ländlicher Abgeschlossenheit oder in dem Frieden eines gleichgesinnten Gesellschaftskreises lebt, vor dem Theologen voraus, der den Wind der Zeit sich um die Nase wehen lassen soll. Sie sind glücklich in Ihrem festen Glauben, und es fehlt Ihnen an jeder Veranlassung dazu, die Haltbarkeit der mancherlei Vorstellungen zu untersuchen, die Sie zugleich mit diesem Glauben überkommen haben. Es wäre m. E. Unrecht, gegen solche Ueberzeugung, so lange sie nicht aggressiv wird, zu polemisiren. Wenn Sie je unsicher über sie werden sollten, bin ich zu einer Diskussion jener ernsten Prinzipienfrage gern bereit. Lassen Sie mich zum mindesten heute davon absehen. Allein das muß ich schon jetzt Ihnen jedenfalls zumuten dürfen, daß Sie gegenüber denjenigen, welche zwischen der heiligen Schrift und dem Gotteswort in ihr unterscheidend, weltliche Dinge weltlich gerichtet, historische Dinge historisch untersucht sehen wollen, mit einem absprechenden Urteil zurückhalten. Vielleicht bewegt Sie schon dies dazu, daß ich selbst nicht anders zu urteilen vermag. 2. Kor. 13, 8.

Von diesem Standpunkte aus — der also auch der meinige ist — muß man zugeben, daß eben die Wunder, auf deren Geringachtung durch L. Sie hingewiesen haben, eine durchaus andre Stellung einnehmen, als beispielsweise die Auferstehung des Herrn. Das lediglich historische Urteil über eine berichtete Thatsache ist eben bedingt vor allem durch das Maß zeitlicher Nähe zwischen dem Bericht und dem, was er erzählt. Man kann in Bezug auf die in Rede stehenden Geschichten L.s Zweifel verstehen, ja für berechtigt halten, und doch nicht nur in tiefstem Herzen ein rechter Christ sein, sondern auch andern besser beglaubigten Wundern gegenüber ebenso denken wie Sie. Nun scheint es allerdings, als ob L. es für notwendig hielte, daß man aus Respekt vor den Naturgesetzen alle Wunder aufgebe; allein er sagt das hier nicht ausdrücklich, und es würde unsre Auseinandersetzung nur unnötig erschweren, wenn wir auch diese Frage hier in die Erörterung hineinziehen wollten.

Setzen Sie im Gegenteil einmal voraus, L. denke über die Auferstehung des Herrn und über seine Heilungswunder ebenso wie wir: eben dann hoffe ich Ihnen zeigen zu können, daß und in welcher Weise L.s Auseinandersetzungen heilsam wirken können.

Sie haben in L.s Ausführungen gesehen, daß nicht nur die katholische Kirche noch jetzt vieler im Bereiche ihres Einflusses geschehenden Wunder sich rühmt, daß vielmehr auch in manchen protestantischen Kreisen von Wundern neuesten Datums geflissentlich geredet wird. Eine treue Christin, die in einem Leben voller Wechselfälle durch die Sorge für ihre Kinder in eine ernste Gebetsschule genommen war, aber kaum je mir davon sprach, so nahe ich ihr stand, sagte mir einst in bewegter Stunde, sie habe es oft erfahren, daß der Glaube noch jetzt Wunder schaue. Des Wortes habe ich oft gedacht; es ist mir wie ein Klang aus einem Heiligtum, dessen Schwellen ich nur betreten habe. Und Sie werden ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Woran liegts, daß demütig vertrauliche Aeußerungen dieser Art uns ehrwürdig sind, während die modernen Wunder, deren Lobpreis L. angreift, uns zum größten Teile albern erscheinen, unser religiöses Gefühl verletzen? Liegt es nicht daran, daß dort die Beurteilung der Thatsachen eine rein religiöse, nicht eine, wenn ich so sagen darf, naturwissenschaftliche ist, hier aber umgekehrt? Ich will deutlicher reden. Eine Mutter, die dankbar eines Wunders Gottes gedenkt, das sie erfahren, reflektirt nicht darüber, ob ihr der Kausalzusammenhang des Ereignisses erkennbar ist oder nicht; selbst wenn sie ihn übersähe, dennoch würde sie für ein Wunder danken, wo sie in überraschender Weise die „gleichgiltige" Natur dienen sieht dem guten und gnädigen Willen ihres Vaters im Himmel. Welche Beziehungen aber haben jene neumodischen Wunder zu den sittlichen und religiösen Zielen, die uns gesteckt sind? Oft gar keine, oft geradezu eine gegensätzliche. Oder meinen Sie, daß rechtes Gottvertrauen gestärkt werden würde durch jenes Träumesuchen und Zeichenfordern? Das Wunderbare ist hier nur das Unerklärliche; Wunder ist hier Mirakel. Und die Lehre, meine ich, könnte man aus dem Länginschen Buche sich entnehmen: man soll die Wunder Gottes nicht zu Mirakeln, sittlich gleichgiltige Mirakel nicht zu Wundern des Gottes machen, dessen größtes Wunder an uns das ist, daß er sündige Menschenherzen wandelt und fröhliche Gotteskinder macht aus armen, von Sünde und Tod gefesselten Menschen. Das letztere bedarf keiner nähern Erläuterung; über das erstere nur noch wenige Bemerkungen.

Der Rationalismus, der im Anfang dieses Jahrhunderts die Kanzeln beherrschte, vermochte die biblischen Wunderberichte nur als Hüllen und Träger religiöser und moralischer Ideen zu verwerten; die neu erwachende Gläubigkeit aber war nicht wunderscheu wie er — was war natürlicher, als daß von seiten der Gegner der Rationalisten an den Wundern eben das Wunderbare besonders betont wurde? Eine Verirrung derart kann man entschuldigen durch den Kampf, in dem man damals stand. Jetzt aber würde nichts unentschuldbarer sein, als wenn diese Verirrung anhielte. Es ist unsre Pflicht, immer und unermüdlich zunächst die religiös-sittliche Bedeutung der biblischen Wundererzählungen zu betonen; denn ihrem Eindrucke kann auch der moderne Mensch sich nicht entziehen, und erst, wenn er von dieser Seite die Wunder verstanden hat, wird es möglich sein, ihn zu einer richtigen Stellung zu denselben zu bringen. Die Erkenntnis hiervon fehlt leider noch gar zu sehr. Noch vor wenigen Tagen erzählte mir ein Herr, daß er am 25. September vorigen Jahres in Berlin durch einen der namhaftesten Prediger der Hauptstadt aufs unangenehmste abgestoßen worden sei, da dieser in der Einleitung zu seiner Predigt die Auferweckung des Lazarus deshalb über alle andern Wunder erhoben, deshalb als weit herrlicher geschildert habe als die Auferweckung des Töchterleins des Jairus und die des Jünglings zu Nain, weil Lazarus bereits in Verwesung übergegangen gewesen sei (was, nebenbei gesagt, aus der Vermutung der Martha — Joh. 11, 39 — nicht gefolgert werden kann). Heißt das nicht die Wunder mit Mirakelmaßstab messen? Augustin meinte — und viele denken noch heute so —, die Wunder seien nicht „gegen die Natur" [=Gesetze], sondern nur gegen die uns bekannte Natur. Da würden also, wenn jene Messung der Wunder nach dem Maße der Wunderbarkeit richtig wäre, Gottes Wunder desto größer — je unwissender wir sind. So gehts den „Wundern" des Taschenspielers auch. Ist es nicht unwürdig, mit solchen Maßstäben zu messen? Es wird hohe Zeit, daß man auf den Unterschied zwischen Wunder und Mirakel sich besinnt. Das zeigt m. E. die Länginsche Schrift. Ist es nicht demütigend, daß sie, wenn auch mit mancherlei Ungerechtigkeiten, den Albernheiten katholischer Frömmigkeit protestantische Gegenstücke zur Seite stellen kann? Auch hier darf man von einem Gegensatze zwischen katholischer und echt evangelischer Anschauung reden. Papst Gregor der Große († 604) sagt in seinen vielgelesenen Dialogen, die von Erzählungen abgeschmacktester Mirakel wimmeln: „Es dürfte kaum als Schaden erachtet werden können, wenn deshalb

[nämlich weil wir jetzt mit Wundererzählungen uns beschäftigen] das Studium der Schriftauslegung unterbrochen wird; denn nicht geringere Erbauung erfolgt aus der Erinnerung an geschehene Wunder." Luther hingegen sagt in seiner Vorrede zum Neuen Testament (vergl. Nr. 31 d. v. Jg. d. Bl. S. 295): „Wo ich je der eins ermangeln sollte, der Werke oder der Predigt Christi, so wollte ich lieber der Werke, denn seiner Predigt ermangeln. Denn die Werke — hier ist natürlich nicht an Christi Tod, sondern eben an die Wunder gedacht — helfen mir nichts; aber seine Worte die geben das Leben, wie er selbst sagt."

Doch nun genug für heute: ich wollte, ich wäre gleich bei Ihnen, um in mündlicher Aussprache mich dessen zu versichern, daß Sie mich recht verstehen. Aber ich vertraue darauf, daß Sie, wie ich oft erfahren habe, dem kirchlichen Parteigetriebe fern, aus dem Innern der Sache heraus zu urteilen wissen. Mein nächster Brief soll sich mit der Frage des Dämonenglaubens beschäftigen. L

Ein Lebenskampf um die Wahrheit

Er liegt uns allen ob, der Kampf um die Wahrheit; und wenn je Narben ein Ehrenzeichen sind, so sind es die, welche aus diesem Kampfe stammen. Der Kampf mag heutzutage besonders gefährlich sein — es hat jedenfalls Zeiten gegeben, wo er leichter war —; aber wir sollen nicht meinen, wir zuerst fühlten ihn in ganzer Schwere. Freilich ist es unberechtigt und nur das Zeichen eines engen Gesichtskreises, wenn man die Personen der Vergangenheit modernisirt, wenn man heutige Gegensätze und Fragestellungen zurückdatirt in Zeiten, denen sie fremd sind: ein wahrhaft historisch gebildeter Mann wird der Versuchung zu solcher Effekthascherei nicht erliegen; umso fesselnder aber ist es, wenn da, wo wirklich ein geschichtlicher Entwicklungsgang uns an unsre eigenen Kämpfe erinnert, eine kundige Hand denselben zu zeichnen unternimmt.

Es mögen in den Zeiten der alten Kirche gar manche einen Kampf um die Wahrheit gekämpft haben, der ein Gegenbild bietet zu unserm Zweifeln und Ringen; doch niemand vermag in des andern Seele so zu lesen, daß er völlig treu dessen geistigen, sittlichen und religiösen Entwicklungsgang zu schildern imstande wäre. Wie wir — wenigstens die meisten unter uns — das Beste von dem, was wir in unserm Kampfe um die Wahrheit erlebt haben, für uns behalten, so haben Tausende vor uns es mit sich ins Grab genommen. Und wenn wir es mitteilen wollten — wie viele würden es können? Goethe rühmt es an Tasso als ein Dichtervorrecht, daß er zu sagen vermöge, was er leide. In dem Sinne, wie ich glaube, ist kürzlich das schöne Büchlein „Im Kampf um die Weltanschauung" — und ist dieser Kampf nicht ein Kampf um die Wahrheit? — in diesen Spalten ein „Gedicht" genannt worden, und in diesem Sinne mit Recht.

Ein ähnliches „Gedicht" haben wir aus den Zeiten der alten Kirche: Augustins Konfessionen. Wer es verstehen will, daß man auch sie „Im Kampf um die Weltanschauung" betiteln könnte, dem sei — und das ist der Zweck dieser Zeilen — der eben erschienene Vortrag von Professor Dr. A. Harnack in Marburg auf das wärmste empfohlen.*)

Der Verfasser dieses Vortrags hat in diesen Tagen die häßlichsten Angriffe von seiten einiger Berliner Kirchenblätter erfahren müssen — Angriffe, deren offenbarer Zweck es ist, Professor Harnacks Berufung auf den Berliner Lehrstuhl der Kirchengeschichte zu verhindern. Wir halten es für unangemessen, schwebende Universitätsangelegenheiten dieser Art, die nur gerüchtweise bekannt sein können, vor der Oeffentlichkeit zu erörtern. Daher schweigen wir über jene unwürdigen Angriffe, solange die Entscheidung nicht erfolgt ist. Aber es ist uns eben deshalb eine Freude, gerade jetzt in diesen Spalten eine allgemeinverständliche Arbeit unsers angegriffenen Herrn Mitarbeiters empfehlen zu können.

*) Augustins Konfessionen. Ein Vortrag von Dr. Adolf Harnack, Professor der Kirchengeschichte in Marburg. Gießen, Ricker, 1888.

Oder bedarf es für die Leser der „Lesefrüchte aus Augustin" solcher Empfehlung nicht mehr? Umso besser; wunderbar wäre es nicht — denn auch die „Lesefrüchte" zeigen dem einsichtsvollen Leser, wo das Geheimnis der anregenden Lehrthätigkeit liegt, die Professor Harnack — wie Schreiber dieser Zeilen vor zehn Jahren es selbst erfahren hat — vom Katheder aus entwickelt: nicht in der großen Gelehrsamkeit, die er besitzt, sondern in dem sympathischen Verständnis für alles ernste Ringen nach Wahrheit und in der stets unverkennbaren Gewißheit der Ueberzeugung, daß wir freilich nach Wahrheiten zu suchen haben unser Leben lang und irren und straucheln während des Suchens, daß aber die Wahrheit, die Wahrheit, die uns selig macht, uns gebracht ist durch Jesum Christum.

Ich glaube, wenige wären so geeignet gewesen, in das Verständnis der Konfessionen Augustins einzuführen — und zwar ein weiteres Publikum einzuführen —, als Harnack es ist. Es liegen da manche Fußangeln für den, der dieser Aufgabe sich unterzieht. Augustin war ein geistreicher Mann, und wer nur etwas ihm darin gleicht, dem wird gerade hier die Versuchung zu Pikanterien nahe liegen. Auch Harnack kann sonst eine spitze Feder führen und hat sie geführt. Es ist oft schwer, nicht satirisch zu werden, wenn man sieht, wie menschlich, wie gewöhnlich, wie niedrig so manches in Wirklichkeit war, das doch einer spätern Zeit nur im heiligsten Lichte erschien; der Kirchenhistoriker hat oft Veranlassung, dies zu empfinden: ich erinnere nur an die vielen „heiligen Synoden." Doch Augustin gegenüber wären Satiren und Pikanterien schlecht am Platze. Er gehört zu denen, über die ein wirklich religiöser Mensch „nicht anders reden wird als ehrfürchtig" (vgl. Nr. 7, S. 60). Die Rationalisten freilich verkannten Augustin; sein Gegner Pelagius, der Anwalt der menschlichen Freiheit, der Prediger eines von wirklich religiösen Motiven entleerten Moralismus, der war ihr Mann. Auch uns scheidet manches von Augustin; aber wir empfinden es: es sind die Grundtöne aller rechten christlichen Frömmigkeit, die Augustin anschlägt. Der Satz Augustins, den Pelagius am frühesten angriff (er steht auch in den Konfessionen): „Gieb, o Herr, was du befiehlst, und dann befiehl, was du willst" — er ist uns allen lieb und bekannt wenigstens in der Anwendung, die ihm Spitta giebt:

Man sieht nicht seine Arbeit an
Als Müh, vor der uns bangt;
Der Herr hat stets in uns gethan,
Was er von uns verlangt.

In gedankenreicher, formvollendeter, aber schlichter Weise legt Harnack die Bedeutung der Konfessionen dar. Sie sind ein gar eigenartiges Buch, in ihrer Art ebenso einzig, wie Augustin selbst. Harnack weiß das mit kurzen Strichen zu zeichnen. Ihre Form, die Kraft ihrer Darstellung, ihr Gedankenreichtum — das alles wird in überzeugender Anschaulichkeit hervorgehoben. Vornehmlich ist es der Inhalt, der diese „Bekenntnisse" bedeutsam macht, und ihm geht Harnack besonders nach. Die Konfessionen zeichnen den geistlichen, sittlichen und religiösen Entwicklungsgang Augustins; darauf vor allem ruht ihre Bedeutung. Und je größer dieser Augustinus war, je genauer er zu beobachten, sich selbst zu beobachten wußte, und je meisterhafter er sagen konnte, was er lebhaft fühlte, desto reizvoller ist es, diesem Entwicklungsgange zu folgen. Und das umso mehr, da derselbe trotz der einzigartigen Vielseitigkeit Augustins doch nicht einzigartig ist; er ist im Gegenteil typisch auch für kleinere Geister jener Zeit.

Ich kann hier nicht auf das Einzelne eingehen. Nur das sei erwähnt, daß Harnack von der sehr berechtigten Berichtigung eines sehr verbreiteten Irrtums ausgeht. Augustin, der „Sohn vieler Thränen" seiner Mutter, gilt im großen und ganzen noch heute als ein von den ärgsten Lasterwegen durch Gottes Gnade zurückgeholter Sünder. Diese Meinung giebt einem Eindrucke nach, den die Konfessionen leicht auf den Leser machen. Aber er ist irrig. Wir sehen in diesen Bekenntnissen, daß von früh an ein idealer Zug den Jüngling trägt. Freilich auch den Teil der Welt hat er als Jüngling kennen gelernt, wo wir Faust sündigen sehen — die Welt achtete das damals nicht für Sünde —, und auch nachher noch gleicht er dem Faust längere

Zeit: auch seine „eine" Seele hielt sich „an die Welt mit klammernden Organen"; aber die andre strebte los von ihr, und durch den philosophischen Idealismus und Moralismus hindurch, hindurch dann weiter durch die stolze Scheinweisheit derer, welche die Welt in ihren Spekulationen zu umfassen glaubten, hindurch durch den Skeptizismus langt er schließlich beim Neuplatonismus an, jenem „Testament der griechischen Philosophie," jener Weisheit, die, „einem Sterbenden gleich, der sich mit den Dingen dieser Welt nur noch notgedrungen befaßt, alle ihre Gedanken auf das Höchste und Heilige, auf Gott, richtet." Der Neuplatonismus hat den Augustin bis an die Schwelle des Heiligtums geführt, ja in dasselbe ihn hineinbegleitet. In der Kirche hat er dann schließlich die Wahrheit gefunden, die er im Lebenskampfe gesucht hatte; er hat sie gefunden, indem er, wie die katholische Kirche es forderte und seit Augustin noch mehr zu fordern gelernt hat, unter ihre Autorität sich beugte. Beides ist seitdem untrennbar bei Augustin verbunden: die lebendigste, kräftigste persönliche Frömmigkeit, die nichts andres weiß als dies, daß das unruhige Herz Ruhe gefunden hat in Gott, der schwache Geist eine Lebenskraft in seiner Liebe, selige Freiheit in der Gebundenheit an ihn — und daneben der entschlossenste Autoritätsglaube. Diese Doppelseitigkeit der spätern Stellung Augustins ist, darauf weist Harnack am Schlusse hin, ein Merkmal katholischen Christentums bei dem großen Kirchenlehrer.

Wir Protestanten können und dürfen die Autorität der Kirche nicht so beurteilen. Evangelisches Christentum stellt uns auf eigne Füße. Wohl haben auch wir geschichtlich gewordne Normen des „Lehrens," und jeder Geistliche wird sie achten als Menschensatzungen, deren erziehende Bedeutung niemand verkennen wird. Doch in unserm Glauben kennen wir keine andre Norm, keinen andern Inhalt, als das Evangelium, und in unserm Forschen, in unserm Lebenskampf um die Wahrheit — um die Wahrheiten, deren Besitz in dem der einen Wahrheit noch nicht gegeben ist — brauchen wir nicht zu kapituliren wie Augustin; nein, selbst wenn er uns in Konflikt brächte mit liebgewordnem eignen Meinen und mit dem Denken derer, an deren Achtung uns liegt: dennoch ist es nicht nur unser Recht, sondern auch unsre Pflicht, ihn auf uns zu nehmen — den Lebenskampf um die Wahrheit. Auch die höchste Wahrheit hat niemand, der sie nicht im Kampfe erwarb. L

Der Prozeß Thümmel-Wiemann vor dem Landgericht zu Kassel

Obwohl dem Schreiber dieses bekannt ist, daß die Leser der Christlichen Welt von einem rheinischen Freunde mit einem Beitrage zum Verständnis der Sache Thümmels bedacht werden sollen, kommt er doch erhaltenem Auftrage gern nach, über die Kasseler Verhandlungen insbesondre ein Wort zu sagen. Es war uns vergönnt, dem größten Teile jener merkwürdigen Sitzungen persönlich beizuwohnen. Die Fülle der Eindrücke und Gedanken, die wir mit davon hinwegnahmen, hier wiederzugeben, mangelt der Raum. Auch liegt für den, der sich näher damit befassen will, die stenographische Aufnahme der Westdeutschen Zeitung zur Hand (Barmen, Wiemann; 317 S.; 2 Mk.). Nur ein knappes Bild vom Verlaufe des Prozesses zu zeichnen, kann hier unsre Aufgabe sein, mit Hervorhebung der Punkte, die uns besonders wichtig scheinen. Für die Vorgeschichte des Prozesses verweisen wir auf Nr. 30 und 35 des vorigen Jahres dieser Zeitung.

Mit sichtlichem Interesse folgte ein zahlreiches, zum Teil vornehmes Publikum den Verhandlungen. Ohne Zweifel waren es in erster Linie die Ausführungen des Pfarrers Thümmel, welche die Aufmerksamkeit der Zuhörer weckten und rege hielten. In liberalster Weise gestattete der Vorsitzende des Gerichts, Freiherr von Dinklage, dem Angeklagten, die in Anspruch genommenen Sätze der verbotenen Broschüre „Rheinische Richter und römische Priester" zu erklären und alles dasjenige Material beizubringen, was zu seiner Entlastung dienen konnte. Besonders gab die Beweisaufnahme dem Pfarrer Thümmel Veranlassung, eine Menge interessanter Details vorzuführen, welche zur Beurteilung des rheinischen Richterstandes und des modernen Katholizismus von Belang waren. Thümmel hat bekanntlich in seiner Broschüre den Richtern den Vorwurf gemacht, daß sie ultramontan seien, und zwar in dem Grade, daß sie sich auch bei seiner Verurteilung nicht von ihrem Ultramontanismus hätten loslösen können. Nun erfuhren wir, daß ein Komitee der Zentrumspartei zur Anfertigung gerichtlicher, den § 166 betreffender Denunziationen mit dem Sitz in Köln existirt. Der eine Verteidiger, Dr. Klasing aus Bielefeld, machte Mitteilungen über den katholischen Juristenverein, welcher die Forderung an die katholischen Rechtsgelehrten richtet, ihr Wirken und ihre Studien mit den Lehren der Kirche in Einklang zu bringen und auf diesen fortzubauen. Mag die Broschüre Beleidigungen gegen die Elberfelder Juristen enthalten oder nicht (wir wollen das erstere annehmen), jedenfalls ist ein katholischer Juristenverein nicht so harmloser Natur, daß Evangelische nicht stutzig zu werden brauchten.

Weit mehr aber geht uns das an, was Thümmel wider § 166 des Strafgesetzbuches gesündigt haben soll. Verschiedner Beschimpfungen der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen sollte er sich in der inkriminirten Schrift schuldig gemacht haben. Die Broschüre selbst wurde ja verlesen. Da haben wir allerdings den Eindruck bekommen, daß Thümmel den Gegner nicht mit zarten Worten angreift. Wir wissen aber sehr wohl den Grund zu würdigen, den Thümmel dafür angiebt:

> Man wird mir den Vorwurf machen, daß der Ton meiner Schrift niedrig sei. Nein, der Ton ist nicht niedrig; die Sachen, die ich besprechen mußte, sind niedrig, und es ist ein Jammer, daß unsre evangelischen Polemiker bisher sich in dem farblosen und, wenn es hoch kam, nur in dem hochgelehrten akademischen Tone gehalten haben, statt in das praktische Leben, in die Verzerrung des Lebens, in die Früchtenzweige hineinzugreifen und diese sittlichen Früchte vorzubringen und die Polemik zu treiben von dem Grundsatze aus: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.

Von diesen Früchten, wie sie der Katholizismus gezeitigt, tischte uns Thümmel eine reiche Auslese auf. Immer aber sprach er gewandt und packend. Mochte er an die päpstlichen Ketzerverfluchungen erinnern, mochte er hinweisen auf den Ton, in welchem die römische Presse und Litteratur gegen Luther und die evangelische Kirche Krieg führt, oder mochte er Selbsterlebtes und von andern Erlebtes erzählen, überall merkte man es ihm an, daß es ihm um die Sache zu thun war; er wollte die Gefahr zeigen, die uns droht, wenn die Freiheit unsers Bekenntnisses, zu welcher notwendig auch die dem Volke verständliche Polemik gegen Rom gehört, durch eine Reihe von Gerichtserkenntnissen aus dem § 166 eingeengt wird zu einer Zeit, wo Rom gegen uns mit allem Nachdruck kämpft. Dabei legte Thümmel mit Recht auf den Wortlaut der Bekenntnisse selbst Gewicht, auf welche er ja verpflichtet ist und nach welchen er zu lehren hat.

Nicht unbekannt dürfte es sein, daß nicht nur die Gemeinde in Remscheid, sondern auch die Mehrzahl der Evangelischen in den westlichen Provinzen für Thümmel Partei genommen hat. Die evangelischen Arbeitervereine des Kohlenreviers Bochum-Essen, vor die Wahl gestellt, Thümmel zu Vorträgen einzuladen oder auf die von der Regierung für den Verbandsvereinsagenten bewilligten 300 oder 400 Mark zu verzichten, haben das letztere gewählt; sie wollten sich die Freiheit vorbehalten, auch den Pfarrer Thümmel einzuladen. Woher diese Sympathien für Thümmel gerade unter den Arbeitern? Augenscheinlich empfinden diese Kreise den Druck der römischen Kirche im sozialen Leben am meisten, und sie begrüßen in Thümmel den beredten Anwalt einer Sache, welche sie selbst angeht.

Doch das wollte der Staatsanwalt von Dittfurth, welcher übrigens die Anklage in maßvoller und sachlicher Weise vertrat, nicht zugeben. Die Stimmung für Thümmel setzte er auf Rechnung gefärbter Preßberichte. Er gab Thümmel zu, daß er für eine gute Sache eingetreten sei: er habe aber seinen Gegnern eine ungeheuer bequeme Handhabe gegeben, gegen ihn vorzugehen, und sei nicht freizusprechen von jugendlicher Unbesonnenheit und persönlicher Eitelkeit. Auf die Anklage selbst eingehend, stellte sich der Staatsanwalt im wesentlichen auf den Boden des Elberfelder Erkennt-

nisses, indem er ausführte: Wenn Einrichtungen der katholischen Kirche beschimpft sind, muß auch eine Bestrafung aus § 166 eintreten, so lange dieser Paragraph im Strafgesetzbuche steht. So hielt die Staatsanwaltschaft nicht nur die Anklage wegen Beleidigung der Elberfelder Richter und des Staatsanwaltes aufrecht, sondern auch die wegen Beschimpfung des katholischen Altarsakraments, der Messe und der Maiandachten.

Charakteristisch war dabei mancherlei. Thümmel hatte sich darauf berufen, daß von der katholischen Seite noch schlimmere Ausdrücke gebraucht würden, und daß der § 166 nur zum Schutze der katholischen Kirche da sei. Dagegen wußte der Staatsanwalt nur den Rat zu geben, Thümmel möge dafür sorgen, daß derartige gemeine Angriffe zur Kenntnis der zuständigen Staatsanwaltschaft gebracht würden. Aber da müssen wir doch mit allem Nachdruck darauf hinweisen, daß die ultramontane Presse in der Beschimpfung der Reformation und des Reformators offenkundig ihr möglichstes leistet. Sollte das der Staatsanwaltschaft so unbekannt sein, daß sie erst von Thümmel darauf aufmerksam gemacht werden müßte? Und dann: wie weit kommen wir mit diesem Rate, wenn der Papst uns feierlichst verflucht und seine Verfluchungen feierlichst auch den deutschen Katholiken kund gethan werden? Nippold hat ganz Recht, daß diese Rechtsungleichheit bei Anwendung des § 166 in den Kasseler Verhandlungen erst recht zu Tage getreten ist. Sie wird mit dem an Thümmel erteilten Rat nicht aus der Welt geschafft. — Weil Thümmel sich darauf berufen hatte, daß die von ihm gebrauchten Ausdrücke zum großen Teile auch in Luthers Schriften und in den Bekenntnisschriften vorkämen, so gab dies dem Staatsanwalt Anlaß, darauf einzugehen, wie weit wir ungestraft scharfe Ausdrücke aus diesen Schriften noch jetzt gebrauchen dürften. Er sagte: Dem Angeklagten soll nicht das Recht bestritten werden, daß er nach den Bekenntnisschriften *lehre*; er mag auch, soweit das nicht zum Eintritte in die weite Oeffentlichkeit bestimmt ist, namentlich soweit es nicht bestimmt ist, auch von katholischer Seite gelesen und wahrgenommen zu werden, diese Ausdrücke gebrauchen; er mag seinen Pfarrkindern und Konfirmanden sagen, daß in den Schriften Luthers und überhaupt der Reformatoren die Messe als Abgötterei und Götzendienst bezeichnet werde; das mag er thun. Denn das ist eine nicht öffentliche Bezeichnung, und vor allen Dingen wird damit die Belehrung bezweckt. Daraus ergiebt sich natürlich das weitere, daß scharfe Ausdrücke der Bekenntnisschriften als beschimpfend werden angesehen werden müssen, wenn sie katholischen Kreisen vernehmbar sind und in diesen die allerpeinlichsten Gefühle hervorrufen. So konnte es uns nicht wundern, daß auch ein Zitat aus Spurgeon nach den Ausführungen des Staatsanwaltes eine Beschimpfung enthielt. Es konnte uns ferner nicht wundern, daß der Staatsanwalt vor der Folgerung nicht zurückschreckte: Wenn Luther heute lebte, unter dem Geltungsbereiche des § 166 des Strafgesetzbuches, und er alles dasjenige sagte, was vor dreihundert Jahren gesagt worden ist, so würde er ganz gewiß ebenfalls unter den § 166 gezogen werden, weil heutzutage diejenigen Ausdrücke, welche nach der vor dreihundert Jahren geltenden Anschauungsweise nicht beschimpfend waren, durch den Geschmack und die Richtung der folgenden Zeit beschimpfend geworden sind. Auf den katholischen Juristenverein und seine Tendenzen kam der Staatsanwalt nicht zu sprechen, was doch sehr zu wünschen gewesen wäre. Er setzte einfach von katholischen Beamten dieselbe preußenfreundliche und staatstreue Gewissenhaftigkeit voraus, wie von jedem protestantischen Beamten.

Es war zu erwarten, daß die gewandten Verteidiger zu den Ausführungen des Staatsanwaltes entschieden Stellung nahmen. Zunächst sprach Dr. Sello-Berlin. Hinsichtlich der ultramontanen Richter blieb er fest darauf bestehen, daß sie als ultramontane Katholiken von den Anschauungen ihrer Glaubensrichtung sich nicht frei machen könnten, wie ein Katholik immer und immer wieder in erster Linie Katholik und nur in zweiter Linie etwas andres ist. Das aber sei die Gefahr für die evangelische Lehrfreiheit, daß katholische Richter sich nicht frei machen könnten von der Ueberzeugung: es giebt nur eine alleinseligmachende Kirche; wer gegen sie spricht und schreibt, ist ein Häretiker und, wenn es geht, zu verbrennen oder sonst aus § 166 zu bestrafen. Thümmel habe den katholischen Juristenkreisen einmal die Konsequenzen ihrer Grundsätze in protestantischer Formulirung vorgehalten. Noch wirkungsvoller waren die Ausführungen über den § 166. Das Wort „Beschimpfung" im Sinne dieses Paragraphen trage eine Proteusnatur an sich gerade nach den Ausführungen des Staatsanwaltes. „Beschimpfung ist alles, Beschimpfung ist nichts." Wenn der eine es sagt, ist es keine; wenn der andre es sagt, kann es eine Beschimpfung sein.

Wir haben es mit einem so heikeln Begriffe zu thun, daß wir meinen möchten, in recht eigentlich konfessionellen Streitigkeiten kann diesen schwierigen, flüssigen Begriff unmöglich oder wenigstens höchst unwahrscheinlich ein katholischer Richter evangelischen Christen gegenüber richtig und dem Gesetze entsprechend anwenden.

Auf die Höhe ihrer Aufgabe jedoch kam die Verteidigung, als sie gegenüber den Ausführungen des Staatsanwaltes hinsichtlich der Symbole die Frage aufwarf:

Wozu sind die Symbole festgelegt worden? Doch dazu nur, daß sie unsre Symbole im Kampfe und im Bekennen unsers Glaubens Andersgläubigen gegenüber sein sollen. Darum sage ich, der Herr Staatsanwalt steht nicht auf dem Standpunkte unsrer Bekenntnisschriften, wenn er sagt: wir dürfen sie nur unter uns bekennen, den Katholiken gegenüber dürfen wir sie nicht bekennen, denn sie könnten daran Anstoß nehmen.

Wir können dem Verteidiger hierin nur beipflichten und ausdrücklich bezeugen, daß die Auffassung des Staatsanwaltes von der Geltung der Symbole unhistorisch ist. Wozu hat Luther die Schmalkaldischen Artikel verfaßt? Etwa, um künftigen Lehrern einen Leitfaden für die Religionsstunden in die Hand zu geben? Sollten sie nicht vielmehr das Bekenntnis der Evangelischen auf dem zu erwartenden allgemeinen Konzil sein? Ja sie waren für den Papst und die Katholiken bestimmt, damit diese wußten, was *wir* glauben und bekennen. Sie waren also für die weiteste Oeffentlichkeit bestimmt. Es ist auch heute noch zu wünschen, daß sich die Katholiken ihre Kenntnis der evangelischen Lehre aus unsern Bekenntnisschriften holen möchten. Auf das Umgekehrte aber läuft die Behauptung des Staatsanwaltes hinaus, gegen welche wir uns mit aller Entschiedenheit zu verwahren haben. Sehr richtig sagte der andre Verteidiger Dr. Klasing:

Noch ist das nur eine Behauptung der königlichen Staatsanwaltschaft, aber wenn es Rechtens würde in Preußen und in Deutschland, daß die evangelischen Bekenntnisschriften nicht mehr offen verkündet werden dürfen, dann würde sich ein Sturm der Entrüstung erheben, und es würde eine Bewegung entstehen, vor der der § 166 des Strafgesetzbuches nicht Stand halten würde.

Der Urteilsspruch des Kasseler Gerichts ist bekannt. Dasselbe ging mit dem Strafmaß bedeutend herunter. Eine Reihe von Stellen der angefochtenen Broschüre, welche das Elberfelder Gericht für beleidigend, beziehentlich für beschimpfend gehalten hatte, erachtete das Kasseler Gericht als nicht belastend. Trotzdem blieben verschiedne Stellen übrig, aus welchen auch das Kasseler Gericht nicht nur die Beleidigung der Richter und des Staatsanwaltes in Elberfeld, sondern auch die Beschimpfung von Einrichtungen der katholischen Kirche ableitete. Auch nach der Auffassung dieses Gerichtes erschienen nicht nur verschiedne Ausdrücke über die Messe, sondern auch die Beurteilung der Maiandachten als einer „Wiederbelebung des heidnischen Venusdienstes" beschimpfend.

Einer Kritik des Kasseler Urteils können wir uns füglich enthalten. Aber eines wollen wir zum Schluß nicht unbemerkt lassen: auch die Kasseler Verhandlungen haben mächtig dazu beigetragen, vielen vertrauensseligen Evangelischen die Augen über das Wesen und die Ziele des Ultramontanismus zu öffnen. Darum ärgerten und entrüsteten sich verschiedne Katholiken, daß die Verhandlungen öffentlich waren. Ihnen wäre es lieber, wenn Thümmel längst hinter Schloß und Riegel säße und auch die stenographischen Berichte von seinen Prozessen, wie die verurteilte Schrift von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt, dem öffentlichen Urteil der evangelischen Welt entzogen würden.

P B

Ein Bild aus Berlin

Die Protestantische Kirchenzeitung druckt in Nr. 6 aus dem Christlichen Bundesboten unter dem Titel „Ein Bild aus unsrer Zeit" folgende ergreifende Geschichte ab.

Das Schöffengericht der 98. Abteilung war versammelt; eine Reihe von Delinquenten hatte man schon verhandelt; es ging dem Ende zu. Da führte man eine Frau vor.

Sie mochte vielleicht dreißig Jahre zählen; ihre Kleider waren anständig und reinlich, ihr Gesicht aber blaß und abgezehrt. Der Hunger sah ihr aus allen Zügen. Müde schleppte sie sich herein, ein kleines Kind auf dem Arm, das, in den todähnlichen Schlaf der völligen Entkräftung versunken, ihr an der Schulter lag. Bittend sah sie den Vorsitzenden des Gerichts an, indem sie nach der Anklagebank schaute.

Setzen Sie sich, sagte dieser; die Frau that es mit dankendem Ausdruck in den jammervollen Zügen.

Der Vorsitzende schlug die Akten auf.

Sie sind Frau Luise Elbers?

Ja, Herr Präsident.

Sie sind angeklagt, am Abend des letzten Mittwochs in ein Café gegangen zu sein und dort den Rentier Neumann angebettelt zu haben. Was sagen Sie dazu?

Ich habe den Herrn nicht gekannt.

Sie gestehen also ein, gebettelt zu haben?

Ja!

Haben Sie etwas zu Ihrer Verteidigung anzuführen?

Die Frau öffnete die Augen weit, ein paar Thränen liefen ihr über die Wangen; sie ließ den Kopf sinken.

Es hilft mir ja doch nichts, flüsterte die Frau.

Fassen Sie Mut, Frau, sagte der Präsident fast gütiger, als sein Richteramt gefordert hätte; teilen Sie dem Gericht mit, was Sie zu der Gesetzesübertretung veranlaßt hat; es kann Ihnen doch vielleicht noch manches nützen.

Die Frau begann, ohne aufzublicken: Mein Mann hat seit einem halben Jahre mich verlassen und ich mußte für zwei Kinder sorgen. Mein älteres Kind ist gestorben — es ist verhungert, und das, welches ich hier habe, wird auch nicht lange mehr zu leiden haben. Ich habe tagelang, wochenlang gesucht, Arbeit zu erhalten; es war umsonst. Ehrlich und rechtschaffen wollte ich bleiben: so konnte ich nichts als Hungers sterben. Für mich wäre es nicht so schwer gewesen; wenn man zwei Tage gehungert hat, spürt mans nicht mehr; der Tod kommt, wie ich glaube, leicht heran.... Ich mußte Arbeit haben. Zuletzt fand ich Arbeit als Ausnäherin in einer Damenkonfektion. Ich hatte täglich von früh 6 Uhr bis nachts 12, auch 1 bis 2 Uhr zu arbeiten.

Und was verdienten Sie da? fragte der Staatsanwalt eifrig.

Wenn es hoch kam, 60 Pfennige im Tag, meistens nur 50 und 25, erwiderte die Frau ruhig. Ich gebe Ihnen die Adresse des Geschäfts; übrigens kann Ihnen jede der hundert Arbeiterinnen dasselbe bezeugen.

Eine Pause entstand. Richter und Schöffen blickten nur einander an. Ein Schöffe sagte zum andern leise: Ob da nicht der Herr dieses Geschäfts hierher gehörte, statt seiner Arbeiterin?

Auf einen Wink des Richters fuhr das Weib fort:

Von diesen 50 bis 60 Pfennigen täglich muß ich Miete, Essen, Licht und Kleidung bezahlen; außerdem muß ich auch noch den Faden vom Geschäft selbst beziehen, wo er dreimal teurer ist, als ich ihn überall haben kann.... Sie begann zu weinen. Ich hätte wohl vielleicht eine kleine Begünstigung finden können, wenn ich meine Ehre und eheliche Treue daran gegeben hätte; die Herren im Geschäft haben mir unverschämte Zumutungen gemacht — aber lieber verhungern als...

Nach einer neuen Pause fuhr die Frau fort:

So habe ich vor acht Tagen mein Geschäft verloren. Ich habe meine Herren in dem Komptoir auf den Knieen um Gnade gebeten, sie möchten mich wenigstens um 30 Pfennige arbeiten lassen — umsonst. Ein halbes Dutzend vornehmer Damen, welche aus Langeweile arbeiten oder um ein Taschengeld nebenher zu verdienen, machten die Arbeit besser als wir und ebenso billig, ward mir gesagt; ich ward entlassen. Und als ich zum Chef wollte, hieß es, der sei abgereist auf seine neuen Besitzungen.... Seine armen Arbeiterinnen haben sie mit Blut und Schweiß verdienen müssen, endete sie bitter ihre Verteidigung.

Und so sind Sie vor acht Tagen brotlos geworden?

Ja, und da ich mein Kind nicht verhungern sehen konnte und da mein Mann gewissenlos uns sitzen läßt und sich anderswo herumtreibt, so wußte ich mir nicht anders zu helfen, als indem ich in das Café hineinging und die Hand zum — Betteln ausstreckte; — es ist das erste mal in meinem Leben, schluchzte sie, und hätte mir der Herr Rentier 20 Pfennige gegeben, statt mich anzuzeigen, so wäre mir geholfen gewesen.

Ein Bild aus unsrer Zeit, flüsterte einer der Schöffen.

Und ein andrer murmelte: Das ist himmelschreiend, das ist unmenschlich, barbarisch!

Item, der Richter konnte nichts finden, was die Frau völlig entschuldigte. Sie hatte gebettelt und war schuldig.

Der Richter beriet sich mit den Schöffen. Dann erhob er sich nochmals und verurteilte die Frau zu drei Mark Strafe oder einem Tag Haft.

Es ist die mildeste Strafe, fügte er hinzu, und das Gesetz verlangt es.

Die Frau aber sagte schwach: Ich danke Ihnen, meine Herren, und wollte gehen.

Der Präsident des Gerichts aber sagte laut: Das Betteln ist zwar gesetzlich verboten, nicht aber das Geben. Bitte, treten Sie hierher, Frau Elbers.

Als die Frau vor ihm stand, gab er ihr ein Geldstück und sagte mit weicher Stimme: Hier gebe ich Ihnen etwas; bezahlen Sie damit die Strafe und kaufen Sie sich etwas zu essen.

Die arme Frau traute ihren Augen und Ohren kaum. Zitternd nahm sie das Geld, und ein Strahl seliger Ueberraschung und Freude flog über das abgehärmte Antlitz.

Vergelts Gott tausendmal! wollte sie sagen; aber schon streckten sich ein halbes Dutzend andre Hände aus, und jeder bot der Bettlerin eine Gabe an. Richter, Schöffen, Staatsanwalt und selbst der Schreiber ließen sie nicht leer abziehen.

Die Frau konnte nur weinen und weinend gegen den Himmel deuten, während sie, sich vielmal verneigend, abging.

* * *

Hierzu bemerkt der Herausgeber der Protestantischen Kirchenzeitung:

Ehe man für die Stöckersche Stadtmission steuert, steure man diesen himmelschreienden Notständen, die der grauenvollen Großstadtpest der Prostitution immer neue Opfer zuführen! „Ohne Bedienung mit Wort und Sakrament keine Gläubigen!" sagt ein wohlmeinendes Blatt, das die christliche Welt für die Berliner Stadtmission aufruft. Gewiß: ohne Bedienung mit Wort und Sakrament kein kirchlicher Christ; aber — ohne ehrlich erworbenes tägliches Brot kein Mensch! Nebenbei bemerkt: wenn es der Weisheit unsrer Recht und Gerechtigkeit liebenden Regierung gelänge, die gewissenlose Ausbeutung schutzloser Armut unmöglich zu machen, so bedürfte sie schwerlich einer Verschärfung der Sozialistengesetze!

Ich bin mit dem Herausgeber der Protestantischen Kirchenzeitung vollkommen einverstanden, auch mit seiner Bemerkung gegen die Verschärfung (und Verewigung) des Sozialistengesetzes. Aber eine Frage möchte ich mir erlauben. Warum hat denn der liberale Protestantismus in Berlin zu jenen himmelschreienden Notständen so lange geschwiegen und es dem Hofprediger Stöcker und seinen Parteigenossen überlassen, immer wieder darüber Klage zu führen? Wir haben bereitwillig, ja mit Freuden, die ernsten Bemühungen der liberalen Synodalmehrheit Berlins um Besserung der kirchlichen Verhältnisse anerkannt; wir würden ebenso gern von ihrer sozialen Arbeit berichten. Wir kennen die segensreiche Thätigkeit, welche einzelne freisinnige Geistliche Berlins im kleinen Kreise ausüben, und wir messen christliches Wirken nicht mit dem Maße des Lärms, der davon gemacht wird. Aber die kirchlich Liberalen in Berlin dürfen sich nicht wundern, wenn die Evangelischen im Reiche für einen Stöcker trotz seiner Ecken und Kanten mehr Sympathie haben als für die Richtung der Berliner Mehrheit; denn Stöcker sehen sie — ob auch vielleicht nicht immer mit den rechten Waffen — im heißen Kampfe mit jenen „himmelschreienden Notständen," von denen in den Organen der Berliner Mehrheit nur selten einmal die Rede ist. Ein wenig mehr positive Thätigkeit auf dem sozialen Gebiete wäre für die kirchlich freier gerichteten Elemente in Berlin eine bessere Verteidigung, als alle noch so schneidigen Proteste gegen „Stöckerei und Muckerei."

Was aber insbesondre die Prostitutionsfrage anlangt, so hätten wir unserseits uns über diesen wunden Punkt längst gern eingehend verbreitet, wenn die Natur des Gegenstandes uns nicht dem prüden Teile unsers Leserkreises gegenüber eine leider nicht zu umgehende Beschränkung auferlegte. Kirchenzeitungen wie die Protestantische werden diese Rücksicht nicht zu nehmen brauchen. Einstweilen gab uns die Arbeit der Stadtmission Veranlassung, auf die Sache hinzuweisen (Nr. 4, S. 30, Anm. 2), und werden wir jede Arbeit auf diesem Gebiete unterstützen, wo und wie wir können. R

Unsre Kunst

8. Die religiöse Kunst

(Zweite Hälfte)

In allen diesen Bildern ist die menschliche Frömmigkeit in irgend welchem Akte dargestellt; aber die Kunst besitzt auch die Mittel, eine religiöse Stimmung oder Idee zum unmittelbaren Ausdrucke zu bringen. Dort läßt sie uns nur

erkennen, in wie weit sie den Aeußerungen religiösen Lebens kongeniales Verständnis entgegenbringt; hier würde sie uns ein Bekenntnis der Art und Tiefe des eignen religiösen Empfindens bieten. Unsre Ausstellung ist nicht reich an derartigen Arbeiten. Die realistische Richtung unsrer Kunst ist für solche Darstellungen rein geistiger Wahrheiten und Ereignisse, die auf allegorische oder frei erfundene Idealgestalten angewiesen sind, ungünstig. Es ist bezeichnend für die Neigung zum Ernsten, daß die einzigen Versuche in diesem Gebiete sich mit dem Tode beschäftigen, wenn auch ohne Zweifel praktische Rücksichten hierbei mitbestimmend waren. Und zwar finden wir deren nicht weniger als sechs. Wenn wir nicht mehr zu sagen hätten, als daß kein einziges dieser Kunstwerke unsern religiösen Glauben verletzt, daß keines den Tod darstellt als den Mann der Schrecken — der Knochenmann erscheint gottlob nur auf einer grellen, derb realistischen Federzeichnung „Das Floß des Todes“ von Lippisch, wie er die im Strom der Zeit Ertrunkenen mit einem Haken auffischt und dem aus Toten bestehenden Floß angliedert — oder als die fatalistische Macht, der gegenüber nur Resignation oder Verzweiflung möglich ist, so wäre das schon erfreulich. Aber es ist mehr geleistet. Der weibliche Engel von Götschmann, den Palmzweig in der Hand, mit liebender Anhänglichkeit niederblickend und das Grab mit der Rechten segnend, trägt die Züge gesammelter Ergebung, in der Ernst und Schmerz leise verklärt wird: das ist christliche Trauer. In dem „Genius,“ einem Flachrelief von Piper, einem geflügelten Jüngling, der an einen Grabstein gelehnt, auf den ein schlichtes Kreuz gemeißelt ist, sinnend, aber ohne irgend dadurch noch berührt zu werden, zurückschaut auf das vollendete Tagewerk, tritt uns die „Ruhe des Todes“ entgegen; es ist in Marmor der Spruch: Sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. In leider etwas flüchtiger Arbeit hat R. Neumann einen schwebenden Engel, zu körperlich in den Umrissen, geschaffen, der, im aufwärts gewandten Gesicht eine Mischung von Bitte und Zuversicht, eine geknickte Lilie zu Gott empor trägt. Kaffsack hat im Bronzerelief über einem von einem schwarzen Tuch drapirten Syenit-Sarkophag die „befreite Seele,“ eine von leichtem Schleiergewand umhüllte weibliche Figur mit Schmetterlingsflügeln, dargestellt, die mit ausgebreiteten Armen und dankbar und hoffend aufwärts geneigtem Haupte der Sonne entgegenschwebt. Hätte der Künstler die zwei kleinen Engel, die zu beiden Seiten, noch dazu in etwas unruhigen Bewegungen, mit emporschweben, fortgelassen, so hätte sein gediegenes Werk noch an Ruhe und Größe gewonnen. Auch die schwebende Figur möchte man wohl ätherischer, in der ganzen Haltung durchgeistigter wünschen. Gern würde man endlich die Urne zu Häupten des Sarges, aus der die Flammen schlagen, das letzte Ueberbleibsel der „klassischen“ Welt, entbehren. Aber trotzdem ist es uns, als hörten wir: Süßes Licht, süßes Licht, Sonne, die durch Wolken bricht! Der Preis aber gebührt — denn von dem „Grabdenkmal“ von Hilgers ist nur ein kleines Modell aufgestellt, woraus man den Wert desselben nicht beurteilen kann — der Arbeit von Pohle. „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,“ hebt das alte Kirchenlied an. Als junger Mann in den edelsten Körperformen steht er hier vor uns; das Bewußtsein seines heilig ernsten Berufes beherrscht seine gemessenen Bewegungen. Ohne Sentimentalität, mit der ruhigen, hoheitvollen Sicherheit eines Auftrags vom Höchsten hat er seines Amtes gewaltet und reicht die abgeschnittenen Blumen mit hochemporgestrecktem Arm und ernstem Aufblick hinauf zu „dem himmlischen Garten, auf den alle wir warten,“ wie dort die Blümlein singen. Dieser Kunst ist der Tod nicht der Allgewaltige, dem sich alles beugt, sondern hier verkündet es jede Linie: „er hat Gewalt vom höchsten Gott.“

Der Aufgabe, den religiösen Glauben selbst in irgend welcher Bestimmtheit zum künstlerischen Ausdruck zu bringen, tritt für die religiöse Kunst die andre zur Seite, das Objekt, den Quellpunkt des religiösen Glaubens darzustellen. Die ideale Lösung dieser Aufgabe wird eine Darstellung sein, welche in dem Beschauer jenen Glauben weckt, weil sie selbst aus ihm geboren ist. Innerhalb des Christentums handelt es sich hier zunächst für den katholischen Glauben um Madonnen, für den evangelischen um Kruzifixe. Wie schon in der altchristlichen Kunst, fügt sich dem noch das Bild vom guten Hirten bei. Die Ausstellung hat alle drei Darstellungen aufzuweisen. Am wenigsten können die Madonnen befriedigen. Pfannschmidts „Maria mit dem Kinde“ und Bocheneks Madonna mit Engeln lassen völlig kühl; Schönherrs heilige Gruppe ist ein lieblich anmutiges Idyll mit Raffaelischen Reminiscenzen; Peschkes plastische Gruppe, Madonna von Engeln umkniet, mit kleinen zierlichen Linien, ist religiös gleichgiltig. Auch der einzige gemalte Kruzifixus von Bocheneck — denn die vorzüglich ausgeführte Körperstudie eines am Kreuze hängenden kräftigen Mannes von Stauffer-Bern will nicht den gekreuzigten Christus darstellen, sollte freilich darum auch die Bezeichnung Kruzifixus nicht für sich in Anspruch nehmen — ist eine schwache Imitation von Dürer. Dagegen hat F. Pfannschmidt sein für die Berliner Dankeskirche ausgeführtes Kruzifix aufgestellt, ein Werk voll erhabener Ruhe, die leider durch geflügelte Engelsköpfchen in den drei Zwickeln des Kreuzes gestört wird: der Friede der Verklärung auf dem toten Antlitz verkündets noch einmal, nachdem die Lippen sich geschlossen: Es ist vollbracht. Den Sterbenden, im Augenblick des schwersten Leidens, als wollten sich den leicht geöffneten Lippen die Worte entringen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? hat Th. Litke in einem Medaillon und in ganzer Figur am Kreuze hängend, ergreifend durch seinen edeln Ernst, dargestellt; aber der Glaube vermißt doch das versöhnende Moment des Ueberwindens, der Schmerz hat zu sehr die Oberhand. Es ist aber nicht das Erdulden des Todes allein, sondern der Sieg über den Tod, was der Christ in seinem gekreuzigten Heiland schauen möchte. — Den guten Hirten endlich haben Plockhorst (in Oel) und Schönherr (in Kreide) dargestellt. Ich kann mich mit dem Gedanken nicht befreunden, das ursprüngliche Gleichnis dadurch in halbe Geschichte umzusetzen, daß statt eines idealen Hirten der Christustypus eingesetzt wird, sodaß Christus dargestellt wird, wie er einem Lamm seine zärtlichste Liebe erweist. Das Schiefe in der Vorstellung kommt doppelt zum Bewußtsein, wenn, wie bei Plockhorst, eine ganze Herde von Schafsgesichtern wie in liebender Verehrung zu Christus aufschaut, oder, wie bei Schönherr, das kleine Schafsgesichtchen sich an Jesu Wange schmiegt. Aus der Unvollziehbarkeit der Vorstellung mag es zum Teil seine Erklärung haben, daß auf beiden Bildern der Liebe Jesu das Männliche fehlt; das Antlitz ist zu weich, beinahe süßlich, und das Ganze ist von Sentimentalität nicht frei.

Dies führt uns aber schon in das letzte Gebiet der religiösen Kunst hinüber, in das Gebiet der heiligen Geschichte, sozusagen das klassische Gebiet für die christliche religiöse Kunst.

Hier treffen die Aufgaben zusammen, welche die drei bisher behandelten Gattungen derselben einzeln zu lösen haben, zusammen auf dem dankbarsten Boden, dem Boden weltgeschichtlicher Wirklichkeit. Wenn das religiöse Genrebild die Frömmigkeit der Menschen darzustellen versucht: hier bieten sich urbildliche Gestalten in Augenblicken einzigartiger religiöser Anregung, um in ihnen die Typen der Frömmigkeit in deren höchster und innerlichster Entfaltung darzustellen. Wenn sodann die letztbetrachtete Gattung gleichsam in ruhender Form darzubieten sucht, was Objekt und Quell jedes Glaubens ist: hier zeigt es sich in seiner ursprünglichen Wirksamkeit, in lebendigster Bezeugung. Und wenn endlich die Kunst, wo sie die Gedanken und Stimmungen des Glaubens zum Ausdruck bringen will, wie in den Werken, die wir als zweite Gruppe zusammengestellt haben, von sich aus auf Allegorien angewiesen ist: die Bilder und Szenen der heiligen Geschichte bieten die anschaulichste Verkörperung derselben in der Form von geschichtlichen Thatsachen, welche selbst, abgesehen von ihrer Thatsächlichkeit für alle Zeit die höchste symbolische Wahrheit behalten. Dennoch werden die biblischen Stoffe von der Kunst der Gegenwart, soweit die Ausstellung davon Zeugnis ablegte, nicht nur verhältnismäßig selten, sondern im ganzen auch mit besonders wenig Glück behandelt, wobei übrigens immerhin zu erwähnen ist, daß auch hier, ähnlich wie bei den großen Historienbildern, viele Werke, die für Kirchen oder verwandte Räume gemalt werden oder sonst sofort in Privatbesitz übergegangen sind, nicht zur Ausstellung gelangen. So malt z. B. v. Gebhardt eine Reihe biblischer Bilder für das lutherische

Kloster Lokkum; A. v. Heyden, Amberg und Löffz sind mit Altargemälden beschäftigt; Diez hat eine Flucht nach Aegypten, G. Max „Jesus bei Lazarus Schwestern," E. Zimmermann „Jesus, wie er den Armen predigt" gemalt, lauter biblische Bilder, die nicht ausgestellt waren. Aber dieser Umstand vermag das Manko nicht zu erklären, das auch durch die Erinnerung an die etwas zahlreichern biblischen Bilder der Jubiläumsausstellung nicht gehoben wird.

Zwei kleine Bilder von Pfannschmidt, die drei Marien am Grabe und Magdalena am Ostermorgen, haben nichts, was die Aufmerksamkeit fesseln könnte; Schmerz und Freude sind gebunden durch die Konvention der „heiligen Gestalten." Zwei große Zeichnungen von P. Händler, Christus am Teiche Bethesda und Christus den Sturm stillend, bieten pathetische, fast manierirte Figuren; die Gegenwart Jesu übt keinerlei klärenden, moderirenden Einfluß auf das exaltirte Empfinden seiner Umgebung; er selbst, mit auffallend spitzer Kopfform, läßt aber auch die Wärme der die Personen fassenden Liebe vermissen. Plockhorsts „Kinderfreund" ist hinwiederum zu süßlich und weich; in der Kinder freudige Zuneigung mischt sich darum auch keine Spur von scheuer Ehrfurcht. Kein Zug in dem Bilde macht die Auffassung unmöglich, der freundliche, milde Mann wolle den Kindern schöne Geschichten erzählen oder gar etwas Süßes geben. Graf Harrach zeigt uns in beinahe bengalischer Abendbeleuchtung eine müde, am Wege hingesunkene Mutter, deren etwa zwölfjähriger Sohn, ein etwas überspannt aussehender Jüngling, schwärmerisch gen Himmel blickt und steil den Arm mit ausgerecktem Zeigefinger aufwärts streckt: „Heimkehr von Jerusalem" steht im Katalog. Und jedermann fragt sich: Soll das Jesus sein? Man kann es sich kaum anders deuten. Und doch ist in dem sentimental himmelnden Knaben kein Zug von dem Manne zu entdecken, welcher, der Nähe seines Gottes allezeit gewiß, mitten in der Wirklichkeit stand, voll innern Friedens, voll gesunder Kraft. Aus diesem Knaben kann vielleicht ein Dichter oder wahrscheinlicher noch ein idealer Mönch werden. Durch ähnliche Beleuchtung, die vermuten läßt, das Nachbarhaus stehe in Flammen, lockt ein Bild von Heynacher das Auge auf sich. Diese in der Anordnung byzantinische Gruppe, Jesus und die Emmausjünger, ist ohne Zweifel gut und ernst gemeint. Aber solch ein geistesabwesender Christus kann nicht den geistig verklärten Herrn darstellen. Diese pathetisch erschreckten zwei Jünger zu seinen beiden Seiten haben sich vielleicht etwas Aufregendes erzählen lassen; aber ihre Seele schaudert nicht halb selig vor der aufleuchtenden Ahnung zusammen, daß ihr Gast ihr Herr und sein Tod nicht der Tod ihres Glaubens, sondern der Anfang seiner Erfüllung sei. Ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so unnatürliches Pathos, mit viel Farbe verbunden, kennzeichnet das ziemlich große Gemälde von Behmer: Christus am Teiche Bethesda. Christus selbst ist in kühler Bewegung; die begleitenden Jünger scheinen voll Spannung, ob es ihrem Herrn gelingen wird; nur in dem Kranken kommt zuversichtliches Vertrauen, freilich so, wie er es auch einem berühmten Arzte gegenüber haben könnte, d. h. ohne ein religiöses Moment, zum Ausdruck. Am besten gelungen von allem ist die Emmausgruppe, die Schönherr gezeichnet hat. Die Stimmung der Jünger ist lebendig und wahr; Jesus blickt ruhig und gesammelt nach oben; doch den Frieden und die Erhabenheit des Verklärten läßt auch dies Gesicht vermissen. In einem Relief hat endlich Friedrich Pfannschmidt Christus und die Samariterin am Brunnen dargestellt. Jesus erzählt ihr wohl eben von ihren sieben Männern; wenigstens ist sein Gesicht nicht von himmlischen Dingen bewegt, und auch sie ist mehr frappirt als versenkt.

Damit sind alle Bilder aus der heiligen Geschichte aufgezählt. Man ist erstaunt über diese Armut, die auch durch die im Anfange dieses Artikels (vgl. Nr. 7, S. 64) angestellten Erwägungen nicht erklärt ist. Man kann denselben den Hinweis auf das im Realismus mitbegründete und unsrer Zeit eigentümliche Verlangen nach historischer Wahrheit beifügen. Diesem Verlangen nachkommend, schwanken die Künstler zwischen althebräischen, beduinischen, modern orientalischen und polnisch-jüdischen Typen, für welche alle die Jubiläumsausstellung Beispiele geboten hat. Keiner dieser historisirenden Versuche vermochte bis jetzt allgemein zu überzeugen, keiner auch nur zu befriedigen. Der Grund davon liegt auf der Hand. Wer für ein heiliges Bild Interesse hat, der ist gleichgiltig gegen die äußere Einkleidung und deren geschichtliche Wahrscheinlichkeit; er verlangt von ihr nur, daß sie ihn nicht befremde, nicht seine Aufmerksamkeit abziehe von dem, was er in einem solchen Bilde sucht, der religiösen Wahrheit. Und in dem Maße, als diese letztere erreicht ist, macht sie mit jeder Einkleidung vertraut, wenn diese sich nur nicht selbständig aufdrängen will, indem sie ihren verklärenden Wahrheitsschimmer über dieselbe ergießt. Eben darum aber will das religiöse Interesse durch die Aeußerlichkeiten nicht gestört sein, ist es in allen äußern Dingen konservativ. Das Altgewohnte ist ihr das Liebste. In den hergebrachten Formen schaut die religiöse Phantasie die Gestalten des religiösen Glaubens, und von der Kunst verlangt sie nur einen immer mehr vertieften Ausdruck des unerschöpflichen Wahrheitsgehalts, den ihr jene Formen bergen, nicht eine, wenn auch noch so gut gemeinte, aber aus keinerlei religiösen Motiven stammende Korrektur jener Formen selbst, ob sie auch deren pietätvolle Umbildung, sobald dadurch religiöse Vertiefung erreicht wird, nie zurückweist. Dies gilt insbesondre von Christus. Man mag an dem traditionellen Gesichtstypus Jesu eigentümliche Kraft und lebendige Individualität vermissen; willkommen, wem es gelingt, dies entsprechend dem Bedürfnis unsrer Zeit zu ergänzen, ohne der Erhabenheit und Leutseligkeit einen Abbruch zu thun. Aber es darf nicht vorkommen, wie es vor Uhdes Bild begegnete, daß eine christliche Frau mit gesunden Augen und guter Fassungskraft vermutet, der ernste hagere Mann sei wohl ein Missionar, der die Leute bekehren wolle. Es ist auch einfach geschichtswidrig, Jesus das Harmonische, Freudige des überkommenen Typus, an dessen Abklärung die fromme Kunst aller christlichen Jahrhunderte gearbeitet hat, zu nehmen und ihm dafür einen Zug des Lebensmüden, Geisterhaften, Mönchischen zu geben, wie es die modernen Realisten lieben; während andrerseits das fromme Gefühl seiner selbst gewiß ist, wenn es, wiederum im Gegensatz zu den modernen Christusgestalten, voraussetzt, daß sich die reine Schönheit und lichte Klarheit der Seele Jesu auch in seinem Angesicht, ja in seiner ganzen Art, sich zu tragen, gespiegelt hat. Nicht die Zauberformel der historischen Wahrheit, nicht der Bannkreis eines naturalistischen Realismus wird die heilige Kunst für unsre Zeit lebendig machen, sondern ihre Gebilde werden leben, in jeglicher Luft leben — nicht, wie man heute hören kann, „selbst," sondern „vor allem" in den geweihten Kreisen der herkömmlichen Formen, wenn immer ein gottbegnadeter Künstler ihnen ihre Seele einzuhauchen vermag, religiöse Wahrheit.

Und dies wird kommen. Die technischen Mittel stehen nun zur freien Verfügung; sie zu erringen nimmt nicht mehr die beste Kraft hinweg. Die geistige Disposition ist vorhanden. Ueberall im Bereiche der Kunst zeigen sich die Ansätze gleich dem ersten zarten Grün des Saatfeldes. Und sind erst die Nebel des Naturalismus und Historizismus weg, bricht erst die Sonne der religiösen Begeisterung durch, so kann die Ernte nicht fehlen. Dann wird wieder, wie zu allen Zeiten, die Kunst ihre Vollendung finden im Bunde mit der Religion. Diesem Bunde sind die Werke der Kunst entsprossen, die vor allen nie veralten, die stets verstanden werden. Denn was die Kunst darzustellen berufen ist, das Ewige im Zeitlichen, das Normale im Individuellen, das Unsichtbare im Sichtbaren: in der Religion offenbart es sich. In den Momenten religiösen Lebens verklärt sich der Mensch, seine geheimsten Tiefen thun sich auf, das Ewiggiltige tritt hervor, während zugleich das Individuelle sich am konzentrirtesten ausprägt. In den Gestalten des Glaubens verkörpert sich der Menschheit Ideal, dem niemand sich verschließen kann, das jedermann versteht. Wenn es aber der Protestantismus ist, der diese Welt der Ideale hereinglaubt in die Welt der Wirklichkeit, der um eine immer konkretere und menschlich wahrere Erfassung der heiligen Gestalten sich müht, dann wird im vollen Gegensatze gegen das weitverbreitete Vorurteil, das eine trügerische Abstraktion aus der in der Natur der Sache begründeten bisherigen geschichtlichen Entwicklung ist, gerade innerhalb des Protestantismus jene Hoffnung sich erfüllen —

und wer will sagen, wer dann durch ihren Bund die gesegnetere sein wird von den beiden: die Kunst oder die Religion? v S

Bücher und Schriften

(Auch für Männer) nicht nur lesbar, sondern interessant und innerlich bereichernd ist ein Roman „In der Hauptstadt," den Deborah Alcock, die Verfasserin der „Spanischen Brüder," englisch geschrieben und Elis. Klee deutsch bei Wallmann in Leipzig herausgegeben hat. Er spielt in dem für die Revolution reif werdenden Frankreich des vorigen Jahrhunderts und läßt auf einem von Gottlosigkeit unterhöhlten Boden ungefärbte, thatkräftige Gottseligkeit erblühen. Die Erfindung der Handlung und die Darstellung einzelner Situationen ist besser, als man sie in den landläufigen Romanen trifft. Besondern Genuß bereiteten uns aber einige episodenhaft ausgedehnte Gespräche über religiöse Dinge, in denen wirklich Geist mit Geist sich auseinandersetzt, und die psychologische Vertiefung der Schriftstellerin in einige ihrer Hauptcharaktere, welche in gutem Sinne zu leibhaftigen Predigten werden. Am meisten gilt das von der Gestalt eines blutarmen, dienstthuenden Diakonen, der einst die Zeit der Wunderheilungen am Grabe des Diakon Franz von Paris voll gläubiger Schwärmerei mit durchlebt hat, dann von der jesuitischen Kirche drei Jahre zu Narren und Geisteskranken geschickt, Illusion und Wahrheit scheiden lernte, und nun weder Jansenist noch Klerikaler durch ein Leben der Mühsal einsam fortschleicht, bis er sein altes Erdendasein opfern darf, um einen von den frivolen Philosophen verdorbenen Burschen äußerlich und innerlich zu retten, damit dieser wieder eines in der Bastille schmachtenden Musikers guter Engel werde. — Dieser Roman ist nun — vielleicht fürs deutsche Publikum nicht mit Recht — mit der Biographie des Vaters der Schriftstellerin, eines um die evangelische Kirche in Irland wohl verdienten Geistlichen, und mit einigen Proben von dessen Predigtweise zu einem einzigen Bande vereinigt, der den Titel „Weltleben und Gottesleben" führt. Ohne Zweifel war es eine schöne Aufgabe für die kindliche Pietät, das geweihte geistliche Wirken des von vielen verehrten Vaters zu beschreiben; aber wir haben in Deutschland viele Biographien bewährter Seelsorger zu lesen, welche uns mit ihren Interessen und Erfahrungen näher stehen. Wir nennen in dieser Beziehung nur die „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen" von Generalsuperintendent Büchsel in Berlin. F R

(Eine unterhaltende Ethik) Systematische Werke über Sittenlehre werden natürlich vom größern Publikum kaum gelesen, und vor populärer Moral hat man eine nicht ganz unberechtigte Scheu. Wie also bietet man den Gebildeten die Ethik dar? Man kann es versuchen durch eine interessante Zusammenstellung von Anekdoten, Aphorismen, Epigrammen, Sprüchen ꝛc. aus dem reichen Gebiete der unter moralischen Gesichtspunkten stehenden Weltliteratur. Diesen Weg ist der Engländer Smiles gegangen und hat bei seinen Landsleuten mannichfache Anerkennung gefunden. Sein Buch „Der Charakter" war aber wegen allzu intensiver englischer Färbung nicht ohne weiteres für die deutsche Lesewelt zu verwerten. Deshalb ist es von W. Rudow einer Umarbeitung unterzogen worden, die es in Wort und Geist verdeutschen soll (Heidelberg, bei Weiß; 319 S.; 2,80 Mk.). Die Bearbeitung scheint uns nicht schlecht; ob aber derartige moralische Lektüre einem allgemeinern Bedürfnisse entgegenkommt, mag abgewartet werden. F R

Aus dem Gustav-Adolf-Verein

(Die badische Diaspora) Die Diaspora Badens zählt zur Zeit in 56 Gemeinden nebst der achtfachen Zahl von Nebenorten 17088 Seelen, also über 3 Prozent der Evangelischen des Landes, mit 2085 Schulkindern. Mit Achtung muß uns erfüllen, daß in den 1555 gemischten Ehen immerhin über 44 Prozent rein evangelische Kindererziehung haben, ebenso daß diese Diaspora für ihre kirchlichen Bedürfnisse 13534 Mk. im Jahre 1886/87 aufgebracht, zumal wenn man bedenkt, daß solche Sammlungen hauptsächlich nur in den Hauptorten stattfinden können. Der Zuwachs an Kapital und die Abnahme der Schulden (welche in zehn Gemeinden zur Zeit 64247 Mk. betragen) zusammengenommen, ergiebt einen Zuwachs von 24297 Mk.

Am meisten mit Gaben bedacht worden ist im vergangenen Jahre Zell im Wiesenthal, indem man dieser Gemeinde ihre Niederlage bei der Bewerbung um das große Gustav-Adolf-Liebeswerk in Düsseldorf zu versüßen suchte; von Gaben, die ihr zu teil wurden, nennen wir hier noch ein Legat von 8000 Mk. und eine Sendung von Ungenannt aus Preußisch-Schlesien im Betrage von 2500 Mk. in vierprozentigen Konsols; dazu das Liebeswerk der Frauen mit bis jetzt 1700 Mk. — Waldkirch empfing von der Baumwollspinnerei Kollnau 1000 Mk., Villingen von dem Nebenorte Nordstetten zusammen 700 Mk. für Pfarrsonds und Orgelschuld; in Säckingen stiftete Kaufmann O. Bally 400 Mk. zum Bau einer Sakristei.

Die Orte Waldkirch, Neustadt und Lausenburg rüsten zur Kirchweih: die beiden letzten Orte haben unter dem Zwange der Notlage mit sehr geringen Mitteln ihren Bau beginnen müssen und werden daher mit 9000 bezw. 12000 Mk. Schulden ihre Baurechnung abschließen; Neustadt sind 100 Mk. von der Kaiserin geworden, von der Großherzogin kostbare Altar- und Kanzelbekleidung. Offenburg, Stockach, Waldshut bedürfen eines Pfarrhauses, Meßkirch möchte seinen abgetragenen Kirchturm wieder aufrichten, Philippsburg und Langenbrücken verlangen ebenfalls nach Turm und Glocken. In Gengenbach und Wolfach ist Kirchbau dringend not; auch in Wehr kann der enge Rathaussaal der Gemeinde zu ihrer Erbauung nicht mehr Genüge thun; in Furtwangen ist zu gleichem Zwecke der Gebrauch der Gewerbehalle nur ein unsicherer; in Markdorf macht sich die Nähe der Gasthausstallungen lästig.

Besondre Aufmerksamkeit verdient die evangelische Diaspora im Murgthale. In Gaggenau im Murgthale soll ein bescheidnes evangelisches Gotteshaus sich erheben, den Protestanten des Ortes und der Umgegend ein Sammelort zur sonntäglichen Erbauung. In einer Ausdehnung von neun Wegstunden, von Kuppenheim bis Schönmünzach, giebt es nur eine evangelische Kirche, in Gernsbach: der altehrwürdige Rest der einstens im ganzen Thale eingeführten Reformation und die Zeugin der evangelischen Treue eines ausgestorbenen Grafengeschlechts, der Grafen von Eberstein. Zu ihr gehören die evangelischen Gemeinden von Gernsbach, Staufenberg und Scheuern, ehemalige Lehensbesitzungen jener Grafen. Alle eigentümlichen Besitzungen (Allodien), von Muckensturm im Norden bis Schönmünzach im Süden, sind im Beginn des dreißigjährigen Krieges und infolge eines ungerechten Erbprozesses den evangelischen Grafen verloren gegangen und wieder katholisch geworden. Rothenfels und Gaggenau waren aber nicht ebersteinisch, sondern lange vor der Reformation ausschließlich baden-badische Orte. Die Kirche zu Rothenfels war das erste und älteste christliche Gotteshaus im Murgthale. Sie war die Mutterkirche sämtlicher Ortschaften, und bis ins 16. Jahrhundert hinein flossen die Kirchenzehnten im Thale teils dem Domstift Speier, welches die Diözesanrechte besaß, teils der Pfarrkirche von Rothenfels zu. Erst allmählich erhoben sich die Kapellen der Ortschaften zum Range von Pfarrkirchen. 1556, als die Markgrafschaft Baden, sowohl Durlacher als Badener Linie, samt der Grafschaft Eberstein der Reformation beitrat, wurde auch die Kirche zu Rothenfels mit den damaligen Filialen Bischweier, Gaggenau und Ottenau von einem evangelischen Pfarrer bedient. Ein trauriges Verhängnis brachte schon nach 13 Jahren die erste Gegenreformation. Der regierende Markgraf von Baden-Baden, Philibert, ließ sich, obwohl evangelisch, in ein Bündnis mit dem Könige von Frankreich zur Bekämpfung der Hugenotten ein. In dem Treffen bei Moncontour zum Tode verwundet, starb der Markgraf auf französischer Erde. Für seinen unmündigen Prinzen Philipp trat eine vormundschaftliche Regierung ein, und der Vormund war — der katholische Herzog von Baiern, der den Prinzen in Innsbruck durch die Jesuiten erziehen ließ! Alsbald nach seiner frühen Mündigkeitserklärung ging der junge Philipp II. ans Werk der Gegenreformation. Auch Rothenfels verlor seinen evangelischen Pfarrer, und nicht einmal in der Grafschaft Eberstein wollte der Markgraf als Mitbesitzer die evangelische Religion ferner dulden. Wohl trat noch einmal ein günstiger Rückschlag ein. Philipp II. starb früh und sein Nachfolger Eduard Fortunat zeigte sich als so unfähiger Regent, daß das Haus Baden-Durlach angezeigt fand, die Regierung von Baden-Baden an sich zu nehmen. Alsbald wurde der evangelische Gottesdienst wieder hergestellt. Auch das benachbarte Michelbach, dem Kloster Frauenalp gehörig, wurde damals der evangelischen Konfession zugewendet. Aber nun kam der dreißigjährige Krieg und mit ihm schon in den ersten Anfängen der völlige Verlust der Markgrafschaft Baden-Baden für die evangelische Kirche. Denn der Markgraf Georg Friedrich von Durlach, der mit entschlossenem Mute ein namhaftes Heer gegen die katholische „Liga" aufgestellt hatte, wurde bei Wimpfen am 26. April 1622 (6. Mai neuen Stils) von Tilly geschlagen. Das Haus Durlach mußte auf Baden-Baden verzichten, und Fortunats Sohn, Markgraf Wilhelm, übernahm hier die Regierung. Die Wiederherstellung des katholischen Kultus war die nächste Folge. Dabei blieb es durch dritthalb Jahrhunderte.

Aber Städte und Dörfer lassen sich nicht auf die Dauer der evangelischen Bevölkerung verschließen, zumal wenn das Land schön ist und die Wasser so lustig fließen, daß man gern mit ihrer Kraft allerlei Gewerbe betreibt. Nahe bei Rothenfels in malerisch schöner Lage am Fuße der steilen „Schwedenschanze" liegt ein herrschaftliches Gut, im Anfange unsers Jahrhunderts der Reichsgräfin von Hochberg, später deren Sohn, dem Markgrafen Wilhelm von Baden gehörig. Ein Markgraf Wilhelm von Baden hat dem evangelischen Gottesdienste zu Rothenfels ein Ende gemacht; ein Markgraf Wilhelm von Baden sollte ihn wieder wach rufen. Dem alternden Herrn wurde der Weg nach Gernsbach zu weit. 1859 ließ er sich durch den Hofprediger Beyschlag von Karlsruhe einen Gottesdienst in seinem Saale halten, ein andermal von dem Seminardirektor Stern in Karlsruhe, ein drittes mal durch den damals eben aufgezogenen Stadtpfarrer von Gernsbach. Ihm drückte der Markgraf seinen Wunsch aus, einen regelmäßigen, monatlichen Gottesdienst für die Protestanten der Umgegend in dem Saale des ländlichen Schlosses abzuhalten. Es war sein Testament. Denn schon im Oktober desselben Jahres 1859 rief Gott den edeln und frommen Fürsten ab. Sein Wunsch wurde erfüllt. Es bildete sich in der Folge eine kleine Diasporagenossenschaft Rothenfels-Gaggenau, welche mit dankbarer Freude sich in dem geräumigen Saale einfand, der noch mehrere Jahre hindurch bis zum Tode der fürstlichen Witwe, Markgräfin Elisabeth, geborne Prinzessin von Württemberg, als Stätte des Gottesdienstes eingeräumt blieb. Als diese wahrhaft demütige, gläubig fromme Fürstin starb, ging das schöne Gut an ihre Tochter, die jetzt regierende Fürstin zu Lippe-Detmold über. Nun wurde das Schlößchen umgebaut; indessen blieb der evangelische Gottesdienst nach wie vor unter dem gastlichen Dache der Fürstin, welche einen auf Fels gebauten Pavillon mit hübschem Saale und zwei Seitengemächern zum Gebrauch stellte. Ein Harmonium

und Kruzifix war angeschafft. Eine schöne Altardecke stiftete der Fürst von Lippe-Detmold. Noch heute wird Gottesdienst dort gehalten. Aber schwierig bleibt die Entfernung vom Wohnorte der allermeisten Gemeindeglieder. Selbst von Rothenfels aus ist es ein gutes Stück Weges zur Kapelle, die am Walde, beinahe versteckt, durch die Bäume schimmert. Zur Sommerszeit ist der Weg ein lieblicher Spaziergang. Im Winter bei Schnee und Eis ist er ungebahnt und das Lokal trotz des Ofens im Nebenzimmer so kalt, daß nur ganz gesunde Leute es wagen, den Gottesdienst zu besuchen. Immerhin war er wenigstens vorhanden, ohne Kosten für die Gemeinde, mit Ausnahme der Fahrkosten und der Entschädigung für den Kantor, wozu die Oberkirchenbehörde alljährlich einen Beitrag aus der „Reformationsfest-Kollekte" bewilligte. Da gab sich eines Tages die Gelegenheit mit Freiherrn von Magnus, dem Bruder des verstorbenen Besitzers des „Amalienberges" bei Gaggenau, über die Gemeindeverhältnisse zu sprechen. Der Amalienberg mit seinem wunderschön gelegenen herrschaftlichen Wohnhause liegt etwa ebenso weit von Gaggenau entfernt, wie das fürstliche Gut von Rothenfels. Er hatte mehrere Besitzer evangelischer Konfession nach einander. Der letzte Besitzer hinterließ das schöne Gut seiner einzigen, jungen Tochter, und auch diese starb nicht lange nachher. Die Erben ergriffen bereitwillig den ihnen nahe gelegten Gedanken, zum Andenken an die Erblasserin der evangelischen Diasporagenossenschaft eine Wohlthat zu erweisen, wozu sich nichts so sehr empfahl, als deren gottesdienstliche Versorgung in Gaggenau.

Gaggenau war seit lange der Sitz industrieller Werke, einer Glashütte, eines Eisenhammerwerks. Der Eisenhammer ist jetzt einer Fabrik für Metallwaaren gewichen, welche mehrere hundert Personen beschäftigt. So fanden sich bei der letzten Volkszählung in Gaggenau 119 Einwohner evangelischen Bekenntnisses, während in Rothenfels deren nicht 50 waren. Das religiöse Bedürfnis weckte den Gedanken, in Gaggenau selbst, statt nur in der ziemlich weit entfernten Kapelle bei Rothenfels evangelischen Gottesdienst einzurichten. Aber wo und wie? Zwar in dem Orte Forbach dient dazu seit 25 Jahren die Wohnung des Oberförsters Herrn Hagenmeyer. Aber in Forbach genügt ein Raum für zwanzig Personen, während in Gaggenau für fünfzig bis sechzig gesorgt werden muß. Der Gedanke an ein eignes Gotteshaus wäre nun freilich ohne alle Aussicht auf Erfüllung, wenn diese mit eignen Mitteln der kleinen evangelischen Genossenschaft erreicht werden müßte. Da kamen 1886 die Glieder der Familie von Magnus, unter ihnen Freiherr Karl von Magnus und General von L'Estocq aus Schlesien, mit dem Anerbieten entgegen, eine Geldsumme auszusetzen und einen Acker als Bauplatz zu schenken, wenn ein Betsaal für Gaggenau gebaut werde. Innerhalb fünf Jahren solle der Bau ausgeführt werden.

Hier also nun gilt es, das noch fehlende Baukapital aufzubringen, und schon auch sind einige Erstlingsgaben eingegangen.

An Anfeindungen fehlt es auch der badischen Diaspora nicht. Da wird berichtet, daß in einer Gemeinde des Mittellandes barmherzige Schwestern in einem städtischen Hospital Bekehrungsversuche an den evangelischen Kranken machen; daß in der Baar ein Gläubiger seine Macht über den Schuldner benutzt, um dessen Kinder in den katholischen Religionsunterricht zu drängen; daß in einer Stadt des Mittellandes in den an sich harmlosen Händeln der Schulkinder unter einander die gereizte konfessionelle Stimmung der katholischen Familien sich unverkennbar vergiftend bemerklich macht; daß im Unterlande ein Priester gewohnheitsmäßig in den ehrenrührigsten Ausdrücken von den evangelischen Schulkindern redet und im Diasporagebiet Singen ein evangelischer Grenzaufseher seine Kinder aus dem katholischen Unterricht wegnimmt, damit sie nicht die fortgesetzten Schmähungen des Glaubens ihres Vaters mit anhören müssen. H

(Aus dem bairischen Walde) Im obern bairischen Walde, hart an der böhmischen Grenze, in und um Zwiesel wohnen etwa dreihundert Protestanten verstreut unter mehr als achtzehntausend Katholiken. Nur zweimal im Jahre kann ihnen der evangelische Geistliche aus Straubing, welcher mit der Bahn dreiundachtzig Kilometer entfernt ist, Gottes Wort und Sakrament mitteilen, und auch dazu können der weiten Entfernung wegen viele nicht kommen. An Anfeindungen seitens der Römischen fehlt es nicht, und manche geben dem Drängen nach und treten zur alleinseligmachenden Kirche über. Es bedarf deshalb auf diesem vorgeschobenen Posten eines Reisepredigers. Die Gemeinde hat bisher nur einen Fonds von wenig über 1000 Mark. H

(Die Orgel von Rellinghausen) Die aus der Reformationszeit stammende evangelische Gemeinde zu Rellinghausen (Rheinprovinz) ist in vielfacher Beziehung eine Märtyrerin. Noch immer befindet sie sich finanziell in drückender Notlage. Augenblicklich bedarf sie besonders einer Orgel, welche etwa 3750 Mk. erfordern wird. Noch nie während ihres mehrhundertjährigen Bestandes hat die Gemeinde sich einer neuen Orgel erfreuen können. Nachdem schon im Beginn des dreißigjährigen Krieges der Besitz der Kirchspielskirche der Gemeinde durch spanische Gewaltthat verloren gegangen war, hat sie in dem 1663 erbauten ersten Kirchlein lange Zeit die Begleitung des Kirchengesanges entbehren müssen. Als es ihr dann endlich im Jahre 1691 gelang, eine kleine Orgel zu beschaffen, wurde dieselbe alsbald auf Befehl der katholischen Landesherrin, der Fürstäbtissin von Essen, konfiszirt, und alle Vorstellungen wegen Rückgabe derselben, auch die kräftige Fürsprache der kurbrandenburgischen Regierung in Kleve, blieben erfolglos. Etwa fünfzig Jahre später wurde der Gemeinde von dem benachbarten Königssteele ein altes Orgelwerk zum Geschenk gemacht. Aber kaum hatte man dasselbe in der Kirche aufgestellt, so erfolgte auch schon wieder ein Befehl der fürstlichen Kanzlei, es binnen vierundzwanzig Stunden bei einer Strafe von hundert Goldgulden zu entfernen. Erst auf ein nachdrückliches Schreiben Friedrichs des Großen hin sah sich die Fürstäbtissin veranlaßt, das Verbot zurückzunehmen, und am 12. September 1743 konnten nun zum ersten male in dem kleinen Kirchlein die Töne der langentbehrten Orgel zur größten Freude der Gemeinde erklingen. Das sehr dürftige Werk wurde in die jetzige, 1775 erbaute Kirche herübergenommen und hat dort noch lange Zeit seinen Dienst thun müssen, bis die jetzige Orgel am Anfang dieses Jahrhunderts, ebenfalls alt, von einem Elberfelder Kaufmann, der sie für seinen Privatgebrauch hatte bauen lassen, angekauft wurde. Diese ist gegenwärtig in einem Zustande, daß nach sachverständigem Urteile eine Reparatur nicht mehr möglich ist und sobald wie möglich für eine neue gesorgt werden muß. H

Aus Siebenbürgen

Der Kampf der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen im Jahre 1887 um das Recht der Portofreiheit amtlicher Postsendungen ihrer Schul- und Kirchenbehörden

In dem Rundschreiben an alle Bezirkskonsistorien, Presbyterien und Mittelschuldirektoren der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen vom 28. Mai 1887, Z. 1075, 1887 setzte das Landeskonsistorium sämtliche Schul- und Kirchenbehörden der Landeskirche davon in Kenntnis, daß es in einer begründeten Vorstellung an Se. Exzellenz den königlich ungarischen Minister für Kultus und Unterricht das Ersuchen um gesetzlichen Schutz unsrer Kirchenbehörden in dem ungehinderten Gebrauche ihrer Amtssprache auch hinsichtlich der Adressen portofreier amtlicher Postsendungen gestellt habe, und sprach dabei zugleich — im Hinblick auf den klaren Wortlaut des Gesetzes — seine Zuversicht aus, daß den Forderungen desselben Genüge geschehen werde.

In dieser Vorstellung vom 28. Mai 1887, Z. 1075, heißt es unter anderm: Die evangelische Kirche A. B. in Siebenbürgen ist seit ihrem Bestande im freien Gebrauche ihrer Amtssprache niemals beeinträchtigt worden. Alle ihre in den alten siebenbürgischen Religionargesetzen und Staatsverträgen wurzelnden Rechte, sonach auch das Recht auf freien Gebrauch ihrer Amtssprache, erhielten eine neue gesetzliche Bürgschaft durch § 14 des XLIII. G.-A. von 1868: „Ueber die detaillirte Regelung der Vereinigung Ungarns und Siebenbürgens," welcher wörtlich also lautet:

„Alle jene Gesetze Siebenbürgens, welche auf siebenbürgischem Gebiete und in den ehemals sogenannten ungarischen Teilen die Religions-Ausübungs- und Selbstregierungs-Freiheit der gesetzlich inartikulirten Religionsgenossenschaften, Kirchen und Kirchenbehörden, so auch deren Gleichberechtigung, gegenseitige Verhältnisse und beziehungsweise deren Wirkungskreis gewährleisten, werden nicht nur unberührt aufrecht erhalten, sondern gleichzeitig auf die griechisch-armenisch-katholische, so auch auf die griechisch-orientalische Kirche ausgedehnt." In den §§ 14, 15 und 16 lauten die gesetzlichen Bestimmungen, wie folgt:

§ 14. „Die Kirchengemeinden können — mit Wahrung der gesetzlichen Rechte ihrer Kirchenobrigkeiten — die Sprache bei der Führung ihrer Matrikel und bei Erledigung ihrer kirchlichen Angelegenheiten, ebenso auch innerhalb der Grenzen des Schulgesetzes — die Unterrichtssprache in ihren Schulen nach Belieben bestimmen."

§ 15. „Die höhern kirchlichen Körperschaften und Behörden bestimmen selbst ihre Beratungs-, Protokolls-Amtsführungs- und Verkehrssprache mit ihren Kirchengemeinden. . . .

Wenn verschiedne Kirchen und höhere kirchliche Behörden mit einander verkehren, gebrauchen sie entweder die Amtssprache des Staates oder die Sprache jener Kirche, mit welcher sie in Berührung treten."

§ 16. „Die höheren und höchsten kirchlichen Behörden gebrauchen in ihren an die Staatsregierung gerichteten Eingaben ihre Amts- oder Protokollsprache, und auf der andern Spalte die Amtssprache des Staates, in ihren an die Jurisdiktionen oder deren Organe gerichteten Eingaben die Staatssprache, oder wenn mehrere Protokollssprachen sind, eine derselben; die Kirchengemeinden aber gebrauchen in all ihren amtlichen Berührungen gegenüber der Staatsregierung und ihrer eignen Jurisdiktion die Amtssprache des Staates oder ihre eigne Amtssprache; andern Jurisdiktionen gegenüber aber können sie irgend eine der Protokollssprachen der betreffenden Jurisdiktionen gebrauchen." —

In offenbarem Widerspruch mit diesen klaren Gesetzesbestimmungen, denen zufolge unsre Kirchenbehörden zwanzig Jahre lang ihre portofreien Postsendungen unbeanstandet in deutscher Sprache adressirten, ordnete das hohe königlich ungarische Ministerium für öffentliche Arbeiten und Verkehrswesen unterm 25. April 1887, Z. 15084, an, „daß die vaterländischen Behörden bei ihren mittels Post beförderten portofreien Korrespondenzen den Namen der aufgebenden Behörde, die Bezeichnung des Adressaten und die Portofreiheitsklausel auf der Adresse des Briefes in der amtlichen Sprache des Staates kenntlich zu machen haben."

Unterm 25. August 1887, Z. 31967, gelangte eine Verordnung des königlich ungarischen Ministers für öffentliche Arbeiten und Verkehrswesen an die königlichen Postämter, welche, abweichend von der oben mitgeteilten, zwar nicht ausschließlich magyarische Adressirung, sondern nur auch magyarische Adressirung der portofreien amtlichen Postsendungen forderte, dafür aber die Behandlung der nicht auch in magyarischer Sprache adressirten portofreien amtlichen Postsendungen als Privatsendungen und die Belastung derselben mit Porto- und Zuschlagsgebühr anordnete.

Infolge dessen richtete das Landeskonsistorium, obgleich seine erste Vorstellung noch nicht erledigt war, eine zweite Vorstellung an Se. Ex-

zellenz den königlich ungarischen Minister für Kultus und Unterricht unterm 9. September 1887, Z. 1938. Darin wird nachgewiesen, daß die widergesetzliche Verordnung des Ministers für öffentliche Arbeiten und Verkehrswesen vom 25. August 1887 nur geeignet ist, Verwirrung in die Verwaltung, Verbitterung der Gemüter und Störung des Friedens hervorzurufen, welche in so ernster Zeit unmöglich dem Gesamtinteresse förderlich sein kann. Sollte wirklich die Durchführung der widergesetzlichen Verfügung ins Werk gesetzt werden, so würde es von allen Behörden dieser Landeskirche als ein ihr zugefügtes schweres, durch nichts verschuldetes Unrecht empfunden werden, daß sie durch Zwang zur Entrichtung des Postportos verhalten werden, weil sie sich an das bestehende Gesetz halten, zur Entrichtung des Portos selbst in den zahlreichen Angelegenheiten, welche diese kirchlichen und Schulbehörden im übertragenen Wirkungskreise, also für den Staat besorgen.

Die Folge dieser widergesetzlichen Verordnung war eine unbeschreibliche Verwirrung, welche zeitweilig die kirchliche Verwaltung zu fast gänzlichem Stillstand brachte. Einige königliche Postämter verweigerten überhaupt die Annahme deutsch adressirter portofreier amtlicher Postsendungen, andre sandten dergleichen Amtssendungen an die vorgesetzte k. Postdirektion, die meisten königlichen Postämter belegten aber die nach dem Gesetze portofreien deutsch adressirten Postsendungen, nachdem dieselben zwischen Aufgeber und Adressaten hin- und hergeschickt worden waren, mit Porto und Zuschlaggebühr und zwangen so die Schul- und Kirchenbehörden, welche ihrem gesetzlichen Recht auf ungehinderten Gebrauch ihrer Amtssprache nicht entsagen wollten, zu bedeutenden Portoauslagen und Strafgebühren.

Nunmehr wandte sich das Landeskonsistorium unterm 15. Oktober 1887, Z. 2134, 1887, an Se. Exzellenz den königlich ungarischen Ministerpräsidenten Koloman von Tißa um gesetzlichen Rechtsschutz in dieser Angelegenheit. Nach kurzer Darstellung der diesbezüglichen Rechts- und Sachlage heißt es: „Unsre Zuversicht, daß dieses zu Recht bestehende Gesetz auch im vorliegenden Falle unter Eurer Exzellenz Amtswirksamkeit unverletzt aufrecht bleiben werde, beruht endlich auf dem erhabenen Worte, welches Allerhöchst Seine k. und apost. k. Majestät am 23. September dieses Jahres in Klausenburg zur Huldigungsdeputation dieser treugehorsamsten Landeskirche Allergnädigst zu sprechen geruhten: »Es ist insbesondre Mein Wunsch, daß alle Bewohner, ohne an dem Gebrauch und der Pflege ihrer Sprache gehindert zu sein, durchdrungen von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, jene Eintracht vereinige, welche in den Tagen friedlicher Arbeit zur Förderung ihres Werkes ebenso notwendig ist, als sie in ernsterer Zeit jedem Einzelnen den kräftigsten Schutz gewährt.«"

Eine Erledigung dieser Vorstellung ist bis zum Schlusse des Jahres 1887 nicht erfolgt.

Dagegen billigte Se. Exzellenz der königl. ungarische Minister für Kultus und Unterricht unterm 8. November 1887, Z. 37863 — in einer Antwort auf die Vorstellung vom 9. September 1887, Z. 1938, 1887 — nicht nur die Verordnung des königl. ungarischen Ministers für öffentliche Arbeiten und Verkehrswesen vom 25. August 1887, Z. 31967, vollkommen, sondern teilte dieselbe in Abschrift „zur Kenntnisnahme und kompetenten weitern Verfügung" mit.

Diesem Erlaß und dem Vorgange der königl. Postbehörden gegenüber sah sich das Landeskonsistorium gezwungen, um weitern unerträglichen Stockungen und Verwirrungen im Geschäftsverkehr der Schul- und Kirchenbehörden vorzubeugen — in einem Rundschreiben vom 11. November 1887, Z. 2314, 1887 —, diesen bis auf weiteres anheim zu stellen, „ihre amtlichen Postsendungen entweder frankirt, also mit Entrichtung der geforderten Postgebühr, unter deutscher Adresse zur Post zu geben, oder, falls sie nicht in der Lage sind, diese Postgebühr zu entrichten, behufs Erlangung der Portofreiheit auf den amtlichen Postsendungen außer und neben der deutschen Adresse den Namen der aufgebenden Behörde, die Bezeichnung des Adressaten, die Portobefreiungsklausel und den Bestimmungsort auch in magyarischer Sprache anzugeben."

Dasselbe offenbare Unrecht, welches die hohe königl. ungarische Regierung in dieser Angelegenheit der evangelischen Landeskirche A. B. oder den Sachsen in Siebenbürgen zufügte, mußten sich auch alle übrigen nicht magyarischen Völkerschaften Siebenbürgens und Ungarns gefallen lassen. H N

Verschiedenes

(Zur Auseinandersetzung mit den „Deutschen Enthaltsamkeitsvereinen") in Nr. 7 d. Bl. füge ich eine berichtigende Ergänzung hinzu, die ich leider im Korrekturbogen nicht mehr vornehmen konnte. Das „Zentralblatt" hat 1885 und 1886 die Mitgliederzahl der Enthaltsamkeitsvereine veröffentlicht, und zwar die Gesamtzahl 1885 auf 582, 1886 auf 619 angegeben. Dagegen fehlt meines Wissens jede Nachricht darüber, wie viel nur zahlende, wie viel wirkliche Mitglieder der Verband hat; wie viele derselben an den Trinkern arbeiten und wie viele gerettete Trinker sind; ferner welchem Geschlecht, Alter und Stand die letztern angehören. Nur aus solchen statistischen Angaben läßt sich ein zuverlässiger Schluß auf die Wirksamkeit und Entwicklung des Verbandes machen. Meine Bitte um Veröffentlichung solcher genauen Angaben bleibt also bestehen. Es scheint mir übrigens recht charakteristisch zu sein, daß einer der ältesten Führer der Vereine, Herr Pastor em. Vetter, in seinem „Mancherlei" (1887, Nr. 2) die Thatsache der jetzt so geringen Bedeutung der Enthaltsamkeitsbewegung einfach zugiebt, indem er sein Bedauern darüber ausspricht, „daß die Enthaltsamkeitsvereine in Deutschland ihre Mission verloren haben." Ich hätte kaum gewagt, mich so entschieden zu äußern. Martius

(Die Huldigung protestantischer Fürsten zum Papstjubiläum) Das Februarheft der Deutsch-evangelischen Blätter Beyschlags brachte einen lesenswerten Bericht von der päpstlichen Jubelfeier. Darin heißt es:

... Die Prachtgeschenke kamen immer reichlicher. ..... Aber o Schmerz! es kam auch eine Mitra, schwer von leuchtendem Gestein, schwerer um deswillen, was sie bedeutete. Es kam ein wundervolles Becken mit entsprechendem Krug in getriebenem Gold von der Königin von England, welches gleichfalls bei der Messe zu dienen sofort vom Papste ausersehen ward. — In tiefer Betrübnis haben wir, die wir an der Evangelisation Anteil nehmen, unser Haupt verhüllt vor den erstaunten Fragen der liberalen, vor der schmerzlichen Entrüstung der evangelischen Italiener. Das also ist die Ueberzeugungstreue jenes Deutschlands, welches Luther gezeugt und die Reformation geboren hat, das der Protest des bibelfesten Englands: — in einer Stunde, wo alles davon abhängt, einen Standpunkt einzunehmen und zu wahren! —

In seiner Kirchlichen Chronik kommt Professor Beyschlag darauf noch einmal zurück. Nachdem er einige Proben davon gegeben, wie das deutsche Römertum das Jubiläum und den Anteil protestantischer Fürsten daran für unsre katholischen Volksgenossen fruchtbar macht, fährt er fort:

Welche Empfindungen die Huldigung deutsch-protestantischer Fürsten, vor allem unsers teuern Kaisers, gegen den römischen Papst in allen treu-protestantischen Herzen hervorgerufen hat, das lassen wir lieber unbeschrieben. Selbstverständlich legt die Ehrerbietung, welche wir kirchlichen deutschen Protestanten gegen Kaiser und Obrigkeit nicht bloß auf den Lippen, sondern im Herzen tragen, unsrer Kritik der ganzen papstfreundlichen Politik, welche auch in diesen Ehrenbezeugungen wieder hervorgetreten ist, eine gewisse Zurückhaltung auf. Aber unsre Ehrerbietung gegen Kaiser und Obrigkeit trennt sich nicht von der Wahrhaftigkeit und von der Furcht Gottes, und um dieser Wahrhaftigkeit und Furcht Gottes willen darf es nicht unausgesprochen bleiben: wir wissen solche Huldigungen gegen den Erbfeind unsers evangelischen Glaubens, durch welche derselbe in seinen schriftwidrigen Prätensionen bestärkt und sein Ansehen in der Welt und in Deutschland befördert wird, mit dem persönlichen Bekenntnis zum lauteren Evangelium der Reformation und mit der Rechts- und Pflichtstellung an der Spitze der evangelischen Landeskirchen nicht zu vereinigen. Siebenmal in einer Ansprache von fünf Sätzen hat der Jubiläumsgesandte des Kaisers das „Ew. Heiligkeit" anzubringen gewußt, und — als wäre auch das noch nicht genug — das kaiserliche Glückwunschschreiben in Sr. Heiligkeit „geheiligte Hände" übergeben. Und doch singt unser Domchor allsonntäglich aus der Agende Friedrich Wilhelms III. das altkirchliche: „Denn Du allein bist heilig, Du allein bist der Herr, Du allein bist der Allerhöchste." ... Hätten die deutschen Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts in dieser Weise ihr persönliches Bekenntnis der Politik untergeordnet — sie wollten aber ihre Häupter lieber auf den Block legen, als das thun, was jetzt die Repräsentanten unsrer Regierungen bei jeder Inthronisation eines römischen Bischofs thun müssen, nämlich in die römische Messe gehen —, es wäre nie eine große deutsche Reformation zu stande gekommen. Auch heute ist diese Politik eine handgreiflich falsche, die, statt zu begütigen und zu befriedigen, die römische Begehrlichkeit nur immer höher anschwellt. Schon hat der Westfäl. Merkur sich darüber beschwert, daß des päpstlichen Jubiläums in der preußischen Thronrede nicht gedacht worden sei: wir werden bereits als ein katholisches Gemeinwesen behandelt. In einer gegen die ihn beschenkenden protestantischen Fürsten geradezu grausamen Weise hat Leo XIII. in seinen Festansprachen die ihm dargebrachten Huldigungen nicht auf seine Person, sondern auf das Papsttum als solches gedeutet, und in der Antwort an den Ueberbringer des kaiserlichen Glückwunschschreibens den Kaiser aufgefordert, sein Werk der Freilassung der römischen Kirche in Preußen zu „krönen," d. h. über alle geschehenen Nachgiebigkeiten hinaus dem preußischen Staate noch weitere Fesseln anzulegen und dem Papsttum die Thore unter uns noch weiter aufzuthun. Und dieselbe Zumutung, verbunden mit dem immer stärker werdenden Geschrei nach Wiederherstellung der „weltlichen Macht," nach einem europäischen Schiedsspruche, der dem geeinigten Italien das Herz ausbrechen und in Rom das schlechteste verlebte Staatswesen Europas herstellen soll — ist auch innerhalb der deutsch-römischen Kreise, soweit wir deren Kundgebungen übersehen können, der einzige Dank, den man sich durch die kaiserliche Beteiligung an der päpstlichen Jubiläumsfeier erworben hat.

Dank

Herzlichen Dank sage ich dem unbekannten Freunde in Bremen, von dem ich am 18. d. M. 500 Mark zu Gunsten unsers Blattes empfing. Und einen besonders herzlichen Dank auch noch für die Begründung dieses Geschenks, welche die Absicht unsrer Arbeit mit so ermutigendem Verständnis getroffen hat. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Hugo Neumanns Buchhandlung in Erfurt

Nr. 10 **Leipzig, den 4. März** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Passionsbilder: 3. Vor dem Hohenpriester — Drei Briefe über den Wunder- und Dämonenglauben der Gegenwart. 3 — Vom Lesen unsrer jungen Mädchen. 1 — Geschenke für die Konfirmanden — Von der Heidenmission: Evangelische Mission in Ostafrika; Spracharbeiten der Missionare; Missionskonferenzen — Verschiedenes: Waldenserkirche — Anzeigen: Eröffnung

Passionsbilder

3. Vor dem Hohenpriester

Vor der höchsten jüdischen Obrigkeit steht der Herr. In höchster Eile ist noch während der Nacht die zu einem giltigen Beschlusse nötige Anzahl der Mitglieder des Hohen Rates zusammengebracht. Man hat sich zunächst die Sache leicht machen wollen, indem man durch Zeugen irgend ein verfängliches Wort des Herrn festzustellen versuchte. Der Versuch war mißlungen. So viel feile Seelen auch zu einem beliebigen Zeugnis bereit sein mochten, es war nicht Zeit genug gewesen, sie im voraus genügend zu instruiren: ihr Zeugnis hatte nicht im erforderlichen Maße übereingestimmt. Man hatte sodann versucht, Jesum selbst zum Reden zu veranlassen, ob man etwa dadurch eine bequeme Handhabe für eine Anklage gewönne. Der Versuch war gleichfalls mißlungen. Der Herr hatte geschwiegen. Da greift der Hohepriester zu einem letzten Mittel. Er stellt die entscheidende Frage, ob Jesus der verheißene Messias sein wolle, der Sohn des Hochgelobten: durch Zuschiebung eines Eides soll die Antwort erzwungen werden. Und Jesus antwortet wirklich.

Aber so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint, war die Antwort für den Herrn nicht. Darüber freilich war er selbst nie im Zweifel gewesen, daß er derjenige sei, durch den der alte Bund seine Erfüllung, die vorbereitende Geschichte Israels ihre Vollendung finden sollte, auf den die Weissagung hingewiesen hatte. Aber anderseits war er nie gewillt gewesen, in dem Sinne der Messias zu sein, wie das jüdische Volk es erwartete. Man dachte sich das vollendete Gottesreich nach dem Muster des Davidischen Königtums, nur ungleich herrlicher und umfassender; zwar sollte es religiöse Vollendung bringen, dabei aber doch die Art dieser Welt an sich tragen. Dagegen tritt bei dem Herrn von vornherein nicht nur der nationale, sondern auch der politische Gesichtspunkt völlig zurück; es ist auch nicht eine Stelle in den Evangelien, welche ihn irgend dafür zugänglich zeigte. Sein Reich ist ihm stets ein überweltliches gewesen, zwar in dieser Welt, aber nicht von ihr, d. h. nicht deren Art an sich tragend, mit ihren Maßstäben zu messen. Nur den sittlich-religiösen Charakter desselben betont er; in welchen Formen es sich ausprägen würde, bleibt außer Betracht. Bei dieser Sachlage begreift sich, daß er den Messiasnamen geflissentlich vermieden hat. Denn derselbe würde alsbald die irdisch-weltlichen Erwartungen der Juden aufgeregt und damit die eigentlichen Ziele des Herrn zerstört haben. In welchem Sinne er Messias sein wollte, das konnte nicht aus den hergebrachten Namen entnommen werden, sondern nur aus dem, was er über die Art des Gottesreiches und sein Wesen sagte. Darum hat er erst, als er sein Angesicht wandte, um zum Todespassah gen Jerusalem zu ziehen, von den Aposteln das Bekenntnis zu seiner Messiaswürde verlangt, aber auch da noch ihnen verboten, andern von dem Anspruch, den er mache, etwas zu sagen. Demgemäß gebraucht auch er selbst diesen Namen bis zuletzt nur in dem engsten Kreise seiner Jünger.

Nun aber ist die Entscheidung gekommen. Nun muß das Volk vor die Alternative gestellt werden, ob es in ihm den Verheißenen erkennen will, trotzdem er seinen weltlichen Erwartungen so gar nicht entspricht, oder ob es an diesen weltlichen Erwartungen festhalten und ihn fallen lassen will; ob es erkennt, daß in ihm mehr gegeben ist, als in dem hergebrachten Bilde des Messias, oder für dies Höhere keinen Sinn hat. Im alten Bunde war das eigentlich religiöse Element zusammengebunden mit dem national-weltlichen; nun muß sich entscheiden, welches von beiden dem Volke die Hauptsache ist. Diese Entscheidung führt der Herr durch seine Antwort auf des Hohenpriesters Beschwörung herbei. Er bejaht, daß er der Messias ist; aber er erklärt zugleich, in welchem Sinne er es sei. Die Zeit seines Königtums ist gekommen: das sagt sein „von nun an." Aber dies Königtum ist kein weltliches, sondern ein überweltliches: „von nun an werdet ihr sitzen sehen des Menschen Sohn zur Rechten der Kraft," — nicht als Stellvertreter Gottes auf Erden, sondern aufgenommen in dessen himmlische Glorie. Das ist etwas viel höheres, als sie gedacht, aber doch etwas sehr andres. Kein Wort von politischer Freiheit, von Davidischer Herrschaft, von irdischem Glück. Und worin besteht denn sein königliches Thun? „Von nun an werdet ihr ihn kommen sehen mit des Himmels Wolken." Das kann sich nicht auf eine leibliche Wiederkehr auf die Erde beziehen. Nicht allein, weil eine solche nicht geschehen ist, also die Juden sie auch nicht haben sehen können, sondern weil jene Erklärung durch den Zusammenhang der Worte selbst unmöglich gemacht wird. Denn ist es nicht das leibliche Auge, das ihn zur Rechten Gottes sieht, so wird es auch nicht das leibliche Auge sein, dem das hier verheißene „Kommen" wahrnehmbar wird. Das Sehen muß in dem zweiten Satze ebenso gemeint sein wie in dem ersten, also von einer geistigen Wahrnehmung. In der Danielstelle, an welche das Wort des Herrn anknüpft, kommt einer, wie eines Menschen Sohn aussehend, in des Himmels Wolken, zum Alten der Tage, um ein ewiges Reich zu empfangen. Gegenüber den Weltreichen, die unter dem Symbol von Tiergestalten der Tiefe entsteigen, sind des Himmels Wolken das Zeichen, daß des Menschen Sohn einer höhern Ordnung angehört. Dieser Menschensohn will Jesus sein, und des Himmels Wolken, mit denen er auf die Erde kommt, sind ihm der symbolische Ausdruck für die höhere Art des Reiches, das er aus des Himmels Herrlichkeit, in die er geht, auf die Erde bringen wird. Vom Himmel her wird er ein himmlisch geartetes Reich gründen: das ist der Sinn, in dem er des Hohenpriesters Frage bejaht. Er ist der Messias, aber nicht,

wie sie es meinen. Und das werden sie erleben und haben sie erlebt; denn die Gründung seiner Gemeinde, einer Gemeinde überweltlicher Güter, Gaben und Kräfte, einer Gemeinde, die im Himmel ihre Heimat, ihr Bürgertum, ihr Ziel hat, wird sein, des Erhöhten, Werk und öffentliche, göttliche Bestätigung sein.

Diese Aussage des Herrn ist aber nicht nur während seiner Passion geschehen, sie ist vielmehr der Mittelpunkt derselben. Daß der Zorn des Kaiphas über die vermeintliche Gotteslästerung nur Vorwand war, liegt am Tage: seine kühle, politisch berechnende Natur paßt wenig zu dem Echauffement, das er hier zeigt. Aber davon abgesehen, ist dies gerade das Verhängnisvolle, daß den Juden für die überweltlichen Gedanken des Herrn das Verständnis abging und ihnen daher das Höchste, das er von sich zu sagen hatte und ihnen zu bieten wußte, nur als die Anmaßung eines Schwärmers erscheinen mußte. Daß der Herr den Hoffnungen der jüdischen Nation entgegentrat und an der überweltlichen Art seines Reiches festhielt, das hat ihm den Tod gebracht, aber damit auch Israel den Verlust seiner Stellung im Gottesreiche.

Das Bekenntnis Christi muß aber auch das seiner Gemeinde sein. Auch sie wird immer von neuem vor die Frage gestellt, ob sie ein Reich weltlicher Art in irgend einem Sinne begehrt oder sich rein auf den Glauben bauen will, der die gewisse Zuversicht ist des, das man nicht siehet. Manches mal hat sie das gute Bekenntnis verleugnet. Die Reformation hat sich wieder zu dem Bekenntnis ihres Herrn bekannt, und auch sie hat darum seinen Kelch getrunken und muß ihn weiter trinken: äußere Niederlage der Preis, aber auch das Mittel innern Sieges.

Wo stehen wir? Zur Seite des Hohenpriesters mit seinem weltlichen Gottesreiche oder auf Seiten des verworfenen, aber zur Rechten Gottes vom Himmel her herrschenden Christus?

E H

Drei Briefe über den Wunder- und Dämonenglauben der Gegenwart

3

Sie sind mir gar zu sehr Theologe geworden, verehrtester Freund! Als im Jahre 1815 die heilige Allianz vorbereitet wurde, hat Kaiser Franz dem Zaren entgegengehalten, wenn es bei dem Bunde um Religion sich handle, müsse er seinen Beichtvater, wenn es um Politik sich handle, seinen Kanzler fragen. Gefällt Ihnen das? Mir gefällts nicht; aber ich finde diese Handlungsweise bezeichnend für einen katholischen Fürsten. Wenige katholische Laien übersehen, was die Kirche zu „glauben" und zu thun befiehlt; katholische Frömmigkeit ist zum guten Teile pietätvolle Selbstbescheidung gegenüber der Kirche, gegenüber dem Priester. Aber ist das auch evangelisch?

Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich über den freundschaftlichen, von Ehrfurcht getragenen Verkehr, den Sie mit den nächstbenachbarten Pfarrern pflegen, etwas andres als herzliche Freude empfinde. Auch das kann ich nur mit Vergnügen sehen, daß Sie durch diesen Verkehr für mancherlei theologische Fragen interessirt werden. Ja wollte Gott, wir hätten solcher Laien viele! Allein eine Gefahr ist dabei; und ich will offen heraus sagen, welche: Sie dürfen sich Ihre religiöse Selbständigkeit nicht beschränken lassen! Sie dürfen nicht meinen, mit einem gesunden Laienurteil zurückhalten zu müssen, sobald Sie die Runzeln auf der Stirn des lieben Pastor X wahrnehmen. Ists denn ein Märlein gewesen, was Luther vom allgemeinen Priestertum gesagt hat? Ist nur vor achtzehnhundert Jahren christlicher Glaube ein einfach Ding gewesen, das den Unmündigen geoffenbart werden konnte? Nein, mein verehrtester Freund! Ich möchte nicht Theologe sein, wenn ich nicht die Freiheit hätte, zu jeder Zeit den Schulsack theologischer Bildung abzuwerfen und wie ein „Laie" christlicher Gemeinschaft mich zu erfreuen mit andern Laien, mit denen ich, wenn sie theologisiren wollten, mich vielleicht nie verständigte.

Doch zur Sache! Sie können, wie Sie schreiben, nicht umhin, dem, was ich über Wunder geäußert, in gewisser Weise zuzustimmen. Obgleich es zu Ihrer Tradition nicht ganz paßt, so hat doch die Erfahrung des Lebens und eignes Nachdenken in Ihrem Herzen einen Resonanzboden für meine Ausführungen geschaffen — — aber es ist Ihnen „bedenklich," daß ich die Erneuerung des sündigen Herzens als das größte Gotteswunder bezeichnet habe. Sie scherzen: Ungefähr sagt das der Nachbar auch, nur mit ein bischen andern Worten. — Ob Pastor X es ungefähr oder ganz ebenso sagt, das ist m. E. für Sie gleichgiltig. Oder macht es für Sie gar viel aus, wenn ich Ihnen schreibe, daß Luther nicht nur ungefähr so, sondern genau so gesprochen hat? Ich hoffe nicht. Wollen wir, um das „größte Wunder" festzustellen — sofern es sich um eine religiöse Frage handelt —, auf eine Entscheidung des Oberkirchenrats warten, sofern es dabei um eine naturwissenschaftliche Frage sich handeln könnte, eine Aeußerung des Naturforscherkongresses provoziren? Gestatten Sie, daß ich an Kaiser Franz erinnere. Hier kann jeder urteilen. „Ein andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe und selbst zu prüfen Gelegenheit habe; ein andres sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen gesehen haben. Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch wohl nichts einzuwenden?" — so schrieb Lessing in seiner ersten kleinen Schrift gegen den Direktor Schumann in Hannover, und Sie werden gewiß ihm zustimmen. Dann aber ist jene andre Frage entschieden: was ich selbst erlebe — und die Erneuerung des sündigen Herzens sollen wir alle erfahren —, das ist mir ein größeres Wunder als alles, von dem ich nur höre.

Ich schicke dies alles nicht aus Rechthaberei voraus, sondern um mir den Boden zu bereiten für den eigentlichen Gegenstand meines Briefes. Sie verraten, daß Sie „gespannt" sind auf das, was ich über den Dämonenglauben schreiben werde. Sie vermuten, daß ich hier gänzlich anders denke als Pastor X. Kann sein, kann auch nicht sein; jedenfalls wollen wir den Nachbar hier aus dem Spiele lassen und von dem ausgehen, was der Erfahrung auch des christlichen „Laien" unterliegt.

Wann werden Sie einen Menschen, den Sie genau kennen zu lernen Gelegenheit haben, für einen rechten Christen halten? Mit der Frage möchte ich beginnen. Die Augsburgische Konfession von 1530 sagt:

> Christliche Vollkommenheit ist, daß man Gott von Herzen und mit Ernst fürchtet, und doch auch eine herzliche Zuversicht und Glauben, auch Vertrauen fasset, daß wir um Christus willen einen gnädigen, barmherzigen Gott haben, daß wir mögen und sollen von Gott bitten und begehren, was uns not ist, und Hilfe von ihm in allen Trübsalen gewißlich nach eines jeden Beruf und Stand erwarten, daß wir auch indes sollen äußerlich mit Fleiß gute Werke thun und unsers Berufs warten. Darinnen steht die rechte Vollkommenheit und der rechte Gottesdienst.

Urteilen Sie nicht ganz ebenso? Sie sahen, wie treulich die Frau N N in ihrer Armut um ihre Kinder sich müht, am Krankenbette der seit Jahren siechen Tochter stickt und näht, um das tägliche Brot zu schaffen. Das zwang Ihnen Achtung ab. Als Sie dann anfingen, sich um die Familie zu kümmern, als Sie merkten, woher die schlichte Frau ihren Mut schöpft, als Sie sehen mußten, daß die Frau vielleicht besser als wir beide die Kunst des Betens versteht, da schon waren Sie voll Lobes über die Frau. Und neulich, als Sie gebeten wurden, einzugreifen in die traurige Geschichte, welche die Frau an dem Manne ihrer ältesten Tochter erlebt, als Sie aus den Briefen der Frau an ihren Schwiegersohn erkannten, wie einfach und herzlich die Frau die Botschaft von Gottes Gnade in Christo auszusprechen weiß, wie demütig sie sich selbst nur unter die Gnade stellt, da rühmten Sie mir die Frau als die beste Christin im ganzen Orte. Aber wissen Sie auch, wie sie über den Teufel denkt? Nein. Nun, dann wollen wir konstatiren, daß die Frage nach der Existenz und Wirksamkeit des Teufels für den eigentlichen rechten Christenglauben keine große Bedeutung hat.

„Oho! — werden Sie sagen — ich weiß zwar nicht, welche Gedanken Frau N N sich über den Teufel macht; aber ich bin überzeugt, daß es ihr nicht im geringsten einfällt, anders zu denken, als unser Pfarrer predigt." Das will ich Ihnen zugeben. Aber ich bitte Sie, bemerken zu wollen, daß nur der Mangel an Bildung und Weltkenntnis, den Sie der Frau N N zutrauen müssen, Ihnen die Berechtigung zu Ihrer Behauptung giebt. Einem unsrer Gebildeten gegenüber, ja schon gegenüber einer Frau des städtischen Bürgerstandes würden Sie die Sicher-

heit der Behauptung aufgeben müssen. Und Sie werden doch nicht leugnen, daß eine Frömmigkeit wie die der Frau N N auch unter Städtern vorkommt? Also wird meine Schlußfolgerung doch wohl stichhaltig sein?

Oder wollen Sie ihr mit dogmatischen Erwägungen ausweichen? Ich kann erraten, was Sie im Gespräch mir entgegenhalten würden; darum will ich Ihnen zuvorkommen. Sie würden an Luthers Erklärung des zweiten Hauptstückes erinnern: das ist Glauben — Glauben, „daß Jesus Christus sei mein Herr, der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels."

Gut! ich will darauf eingehen. Der bekannte Gegner des Christentums, David Friedrich Strauß, hat geäußert:

Die Dämonen sind als notwendige Bestandteile der ganzen Weltanschauung Jesu und der Apostel zu begreifen, [denn] ist Christus gekommen, um die Werke des Teufels zu zerstören, so brauchte er nicht zu kommen, wenn es keinen Teufel gab; giebt es einen Teufel, aber nur als Personifikation des bösen Prinzips, gut, so genügt auch ein Christus als unpersönliche Idee.

So werden Sie nicht urteilen — nebenbei gesagt, auch deshalb nicht, weil die Erlösung durch Christus Ihnen gewisser ist als das Dasein des Teufels; aber Sie werden vielleicht behaupten, daß in dem Bewußtsein des Christen neben dem Erlöstsein von der Sünde auch das Erlöstsein aus der Macht des Teufels eine Rolle spiele. Luther hat das zweifellos gemeint. Und bei ihm war es auch so, weil er selbst vorher das Gebundensein durch den Teufel erfahren zu haben überzeugt war. Aber ist es auch bei uns so?

Eines wird zweifellos sein: Nur dann, wenn wir neben der Knechtschaft der Sünde oder in derselben auch das Gebundensein durch den Teufel empfinden, nur dann offenbar kann auch das Erlöstsein aus der Macht des Teufels als etwas Besondres in unser Bewußtsein treten. Also haben wir zu fragen, ob wir neben oder in der Gebundenheit durch die Sünde auch die Fesseln des Satans fühlen.

Die erstere Annahme ist ernsterer Erwägung kaum wert: daß Sünde und Teufel nicht nebeneinander wirken, werden alle Besonnenen zugeben. Wer „des Teufels Zähnefletschen mit leiblichen Augen gesehen" haben will (Vilmar), ist in diesem Punkte — ein abergläubischer Phantast. Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eignen Lust gereizet und gelocket wird, sagt auch die Schrift. Nur mit denen kann man verhandeln, welche davon ausgehen, daß der Teufel nicht direkt, sondern durch die Welt und unser Fleisch uns betrüge, verführe und knechte. Das werden auch Sie zugeben.

Also nur darum noch handelt sichs, ob wir in der Knechtschaft der Sünde auch von dem Teufel gefesselt zu sein überzeugt sind. Hier ist zu fragen: Wann steht, wenn es so ist, der Teufel hinter den Lockungen der bösen Lust in unserm Herzen? Bisweilen? oder immer? Ersteres haben manche lasterhafte Heuchler behauptet: die ärgsten Sünden hatten sie nicht selbst verschuldet, der Teufel hatte sie eingegeben. Dergleichen richtet sich selbst, es heißt die Sündentiefen des eignen Herzens mit einer „frommen" Phrase zudecken. Also bleibt nur das zweite annehmbar. Steht aber der Versucher hinter einer jeden Versuchung — wie kann man das erfahren? und welche Bedeutung kann es dann haben, darauf die Aufmerksamkeit zu richten?

Sie werden mir antworten können, wenn Sie sich des erinnern, was Sie am einundzwanzigsten Trinitatissonntage, wenn Pastor X über die Epistel (Eph. 6, 10—20) predigt, oft gehört haben müssen: „Es soll uns zu größerm Ernst bestimmen, zu entschiednerem Kampfe aufrufen, daß wir wissen, »wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen,« sondern mit einer geistigen Macht, die ihre Lust an der Sünde hat u. s. w." Dergleichen habe ich oft gehört. Aber es ist eine gedankenlose Rede, die durch die Worte des Epheserbriefes, wie ich nachher zeigen werde, nicht gerechtfertigt wird. Ihre Grundlosigkeit kann leicht durch vernünftiges Nachdenken und durch einen Hinweis auf die Geschichte dargethan werden. Ich bleibe zunächst bei ersterm. Das Hemd ist mir näher als der Rock. Mir selbst kann nichts gefährlicher sein als ich selbst. Gerade das ist der Ernst des Kampfes mit der Sünde: es gilt einen Kampf mit dem eignen Ich. Lassen Sie sich ein Beispiel gefallen. Einem Fabrikherrn wird verraten: Der Arbeiter, der allmorgentlich vor Tagesgrauen in dein Haus kommt, die Kleider zu reinigen, dem du voller Vertrauen seit Jahren den Schlüssel deines Hauses in die Hand gelegt hast — eben der will heute Nacht dich ermorden. Ein zweiter Brief teilt ihm mit, der betreffende Arbeiter habe seit langer Zeit anarchistischen Verkehr gehabt; von dieser geheimen anarchistischen Gesellschaft sei er zu dem Mordplan gedungen. Was wird den Bedrohten mehr ängstigen: der Umstand, daß die Gefahr von einem Hausgenossen ihm droht? oder der, daß hinter dessen schändlichen Plänen eine ganze Gesellschaft steht, die derartige Pläne begünstigt? — — Nicht nur Heuchler, auch ernste Christen, wie z. B. Luther, haben bisweilen sich damit getröstet, daß ein recht häßlicher, schwarzer Gedanke ihres Herzens, über den sie erschraken, vom Teufel stamme. Liegt darin ein Trost — und ich gestehe, daß ich das Tröstliche dieser Ueberzeugung so wohl verstehe, daß ich ihr das Wort reden würde, wenn ich sie nicht für gar zu gefährlich hielte, wie ich oben schon sagte —, liegt, sage ich, darin ein Trost, so ist doch offenbar, daß die andre Wendung des Gedankens, derzufolge die diabolische Herkunft der Sünde den Kampf mit der Sünde furchtbarer machen soll, keine Berechtigung hat. Auch die Geschichte zeugt vernehmlich gegen diesen Gedanken. Daß der Teufel den frommen Klosterbrüdern allerlei Versuchungen nachtrage, auch in die geweihte Stille ihres beschaulichen Lebens, das hat man im ganzen Mittelalter gewußt. Man hat trotzdem die Macht der Sünde gewaltig unterschätzt. Ja eben deshalb hat man sie unterschätzt. Der Teufel war bald wegzubringen, wie man meinte. Wer kann zählen, wie oft er nach mittelalterlichem Glauben von den Heiligen arg geprellt worden ist! In der Zelle ist zuerst wieder die furchtbare Macht der Sünde geahnt, in der Martin Luther erkannte, daß wir, eben weil wir so sind, wie wir sind, eben weil wir, wie Goethe sagt, „uns nicht entfliehen können," von Natur Gott nicht recht fürchten und lieben können.

Wohin führen also die ethischen und religiösen Erwägungen, zu denen Luthers Erklärung des zweiten Artikels uns veranlaßte? Sie nötigen m. E. zu demselben Eingeständnis, das ich vorhin auf anderm Wege Ihnen abzugewinnen versuchte: für die Frömmigkeit und Sittlichkeit des einzelnen ist die Frage, ob es ein Reich der Dämonen giebt, ist die Stellung, die jemand zu dieser Frage einnimmt, gleichgiltig. So sagt auch einer der bedeutendsten kirchlich konservativen Dogmatiker der Gegenwart:

Die Wirkungsmacht der bösen Geistwesen in ihrer Beziehung auf das persönliche Leben ist eine vermittelte und fällt durchaus unter den Begriff der Versuchung. Für das Verständnis des Einzellebens in seinem Verhältnisse zu Sünde und Heil bleibt darum das Wissen um diesen verborgenen Einschlag in das Gewebe versuchender Einwirkungen entbehrlich. (Kähler, Die Wissenschaft der christlichen Lehre, S. 314.)

Die Fortsetzung will ich nachher verwerten, ohne sie wörtlich einzuführen. Bleiben wir hier erst einmal stehen. Ist dies richtig, so folgt daraus, daß niemand durch die Gedanken, die er über Sein oder Nichtsein des Dämonenreiches hat, sich in seinem Glauben soll stören lassen; so folgt weiter, daß wir niemandes Christentum, je nach dem, was er über den Teufel denkt, für schlechter oder für besser halten dürfen.

Oder wollen Sie mir auch hier die Schriftautorität entgegenhalten? Ungern gehe ich darauf ein, weil es unmöglich ist, in kurzen Worten die Sache zu erledigen. Nur soviel will ich sagen, daß Sie genötigt werden, zuzugestehen, man könne ein Christ sein, auch ohne durch diesen Appell an die Schrift sofort zu einer entschiednen Meinung über den Teufel gebracht zu werden. In frühern Zeiten fruchtete dieser Appell, mußte fruchten. Denn wenn die heilige Schrift Wort für Wort von Gott so eingegeben ist, daß das selbständige Denken der heiligen Schriftsteller durch diese göttliche Beeinflussung mehr oder minder ganz absorbirt wurde, dann fordert die Demut, daß ich diesem Worte Gottes mich unterordne, gleichwie ich in seine Schickungen mich demütig fügen soll, auch wenn ich sie nicht verstehe. Ist aber diese alte, keineswegs ursprüngliche Annahme nur in einem

Punkte durchlöchert — und das ist sie auch bei Ihnen, wie ich leicht zeigen könnte —, so genügt an keinem einzigen Punkte die bloße Berufung auf die Schrift. Und so geht denn auch die gesamte neuere Theologie, auch die kirchlich konservative, darauf aus, bei jedem einzelnen Punkte unsrer christlichen Glaubensüberzeugung den Zusammenhang desselben mit dem Ganzen darzuthun. Ohne dies wäre die Schrift ein papierner Papst. — Eine andre Frage ist, ob unsre Vorstellungen von Christus uns die Annahme gestatten, zu der diejenigen genötigt werden, die von einem Reiche des Teufels nichts wissen wollen, die Annahme, Jesus sei, wo er vom Teufel redet, bewußt oder unbewußt der Volksvorstellung seiner Zeit gefolgt. Die Frage kann ich hier nicht in der Kürze erledigen; es mag Ihnen die Versicherung genügen, daß es nicht wenige wirklich christgläubige Menschen gegeben hat, die jene Annahme mit demütigstem Glauben an Jesum zu verbinden wußten. — Das also halte ich, ganz abgesehen von meiner eignen Stellung zu der Frage, entschieden aufrecht: für die individuelle Frömmigkeit ist weder diese noch jene Stellungnahme zu der Frage wertbestimmend.

Anders freilich liegt die Sache, wenn man von dem Einzelleben und seinem Kampfe mit der Sünde den Blick hinwendet auf die Gesamtheit der Sünde. Scheints nicht oft so: es ist System darin!? Scheint nicht oft das Gewebe der Sünde, das ein ganzes Menschenleben, ganze Menschenklassen umstrickt, so planvoll, daß manchem denkenden Menschen der Gedanke kommt, „die Bösen" seien nicht verständlicher dadurch geworden, daß man „den Bösen" loszusein meint? Selbst Längin (S. 51) zeigt ein gewisses Verständnis für den „spekulativen Sinn" des Dämonenglaubens. Doch ist der Gedanke der einzelpersönlichen Zusammenfassung der Sündenmacht in der Welt wahrlich nicht nur ein spekulativer. In diesem Zusammenhange ist Eph. 6, 10—20 an seinem Platze. Denn das will der Apostel den Christen sagen: nicht mit Fleisch und Blut, diesen und jenen vergänglichen Menschen, haben wir zu kämpfen; es ist eine Macht des Bösen, die hinter ihnen steht, die stets wieder neue Truppen vorschieben wird, wenn wir die ersten überwunden haben.

Ich will meine Gedanken hierüber niemandem aufdrängen; es ist auch Zeit, daß ich schließe. Caeterum censeo: Es ist lieblos oder ein Zeichen engherzig ungesunden Christentums, die Anerkennung des Daseins eines Dämonenreiches von jedem Christen zu fordern; aber das Vorhandensein solcher Anerkennung als ein Zeichen von Obskurantismus und Unbildung anzusehen, das ist ein Beweis oberflächlicher, philiströser Aufklärung.*) L

*) Jetzt, am Schluß des dritten Briefes werden die freundlichen Leser mir, hoffe ich, verzeihen, daß ich in dem ersten Artikel mit dem Längin'schen Buche mich länger beschäftigt habe, als es die Bedeutung desselben verdient. Ich wollte das Buch nicht mit kurzem Stoß nur als Sprungbrett benutzen; denn ein Mann, der, wie der Verfasser dieses Buches, offenbar bei besten Absichten, in blinden Fanatismus sich verrannt hat, würde eine kurze abweisende Bemerkung über sein Buch für ein Zeichen parteilicher Selbstgenügsamkeit halten. Ganz schweigen aber konnten wir nicht. Denn wenn auch die altbackene Aufklärung, der dies Buch das Wort redet, in den Kreisen, die überhaupt noch ein Interesse für Religion haben, seltener wird, so ist doch leider auch in den Kreisen „jüngerer Liberaler" die praktische Haltung, die Pfarrer Längin gegenüber der Orthodoxie, gegenüber dem „Pietismus" und gegenüber der innern Mission einnimmt, nur allzusehr verbreitet.

Was L. S. 80 gegen die innere Mission beibringt — es sei ihr durch die Gründung des deutschen Reiches mit seinen Gesetzen über Freizügigkeit, über den Unterstützungswohnsitz, über das Armenwesen, durch die sozialen Reformen Bismarcks u. s. w., abgesehen von den übergroßen Städten, der reale Boden zu einer fruchtbaren Wirksamkeit entzogen; sie sei zur Zeit daran, vorherrschend das Aushängeschild für die pietistische Propaganda zu werden: das erinnert mich daran, daß, wie ich neulich im „Neuen freireligiösen Sonntagsblatt" las, der alte Aufklärer Uhlich († 1872) das Diakonissenwesen als eine Erneuerung überwundener Zustände einer finstern Zeit beurteilt hat. — Es giebt jetzt Gottlob! nicht wenige „liberale" Geistliche, die mit warmer Liebe eingehen auf die Bestrebungen der innern Mission; aber manchen „Parteigenossen" ist das nicht recht, sie tadeln mehr oder weniger ähnlich wie L. Sollte dies Buch ihnen nicht zeigen, daß es eben der Parteifanatismus ist, der so urteilt? Wir wollen den Liberalen, die ihr Gewissen nötigt, so zu denken wie der anonyme Verfasser des in Nr. 7 besprochenen Büchleins („Im Kampf um die Weltanschauung"), über alle Verschiedenheit der theologischen Ansichten hinweg gern die Hand reichen zur Verständigung und zu gemeinsamem Wirken auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens, auf denen sie mit uns bauen wollen, umso rücksichtsloser aber müssen wir — und verträte sie auch der redlichste Mann — der Aufklärung entgegentreten, die in ihrem blinden Fanatismus es nicht zu würdigen weiß, wie die ganze Geschichte der innern Mission ein Beweis dafür ist, daß der geschmähte „Pietismus" bislang weit mehr Liebe geübt hat, als irgend eine andre kirchliche Richtung. L

Vom Lesen unsrer jungen Mädchen

1

„Das Lesen ist die hassenswerteste aller Künste. Kinder sollen bis zum zwölften Jahre nicht wissen, was ein Buch ist." So lautet ein Ukas Rousseaus. Und Goethe schreibt 1794 in den Horen: „Wahrlich, wären mir der Mädchen ein Dutzend im Hause, niemals wär' ich verlegen um Arbeit, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres über die Schwelle mir kommen." Klaus Harms dagegen urteilt: „In einem Buche reden die zu uns, welche vor hundert und tausend Jahren lebten, als wären sie noch unter uns. Was wir für unsern Geist brauchen, das führen Bücher uns zu von nah und fern. Durch ein Buch spricht der Weise zu den Weisen und zu denen, die es werden wollen. Durch ein Buch redet das erfahrene Alter zur Jugend und zu den Kindern selbst. Darum wollte auch unser Herr, daß seine Worte geschrieben und gelesen würden. Paulus ermahnt seinen Timotheus, er möge anhalten mit Lesen, und die Offenbarung Johannis rühmt selig den, der da lieset die Worte der Weissagungen und behält, was darin geschrieben ist." Damit stimmt Luther überein, denn er sagt: „Die Bücher müßte man wenigern und erlesen die besten; dann viel Bücher machen nit gelehret, viel Lesen auch nit, sondern gut Ding und oft lesen, wie wenig sein ist, das macht gelehret in der Schrift und frumm dazu. Und wollte Gott, ein iglich Stadt hätte auch ein Maidschulen, darin des Tages die Maidlein ein Stund das Evangelium höreten. Sollt nit billig ein iglich Christenmensch bei seinen neun oder zehn Jahren wissen das ganze Evangelium, da sein Nam und Leben inne stehet? O wie ungleich fahren wir mit dem armen Haufen, der uns befohlen ist zu regieren, zu unterweisen! Und schwere Rechnung dafür muß geben werden. . . ."

Da werden wir Eltern und Erzieher denn von Luther zugleich hingewiesen darauf, daß wir verantwortlich sind für das, was wir den jungen Seelen darbieten. Diese Verantwortlichkeit schärft eine Ministerialverfügung (Berlin, 17. Januar 1885) den Direktoren der höhern Knabenschulen ein, indem sie ihnen für die Jugendbibliotheken „die sorgfältigste Auswahl zur Pflicht macht" und redet von der „hohen Bedeutung des Gegenstandes," von dem „Einfluß, welcher auf die sittliche und geistige Entwicklung der Schüler durch die Leitung ihrer Privatlektüre geübt werden kann." Die höhern Schulen sollen darum die Verzeichnisse ihrer Sammlung von Jugendschriften veröffentlichen und damit jedermann Rechenschaft geben von der Treue, mit der sie über diesen Gegenstand wachen.

So wichtig ist die Sache für Knaben. Weit wichtiger und weit schwerer ist sie für Mädchen. Der Knabe ist mehr Selbstbehauptung, das Mädchen mehr Hingebung; der Knabe neigt mehr zur Sammlung, das Mädchen mehr zur Zerstreuung. Des Knaben inneres Wachstum ist gewiß auch bedingt durch das, was er genießt, was er thut, was er liebt, aber bei weitem nicht in dem Maße, wie das des Mädchens. Der Knabe ist sehr geneigt, abzulehnen, herb zu beurteilen und zu verurteilen, das Mädchen sehr geneigt, aufzunehmen, zu bewundern, zu verehren. Es ist darum von der größten Bedeutung, welche Nahrung wir der jungen Mädchenseele darbieten. Sie muß gesund sein, nicht lecker; nahrhaft, nicht reizend; lieber etwas schwer als zu leicht, völlig ausgereift und gar.

Was aber bietet man heutzutage unsern Mädchen? Was sollen sie nach den Wünschen vieler Schriftsteller und Schriftstellerinnen lesen?

Vor uns liegt ein Brief über das Lesen an eine junge Freundin, gedruckt in den „Blüten und Aehren." Dies Buch nennt sich ein „Schatzkästlein für die junge Mädchenwelt von vierzehn Jahren an"; es ist versehen „mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen" und herausgegeben von Marie Beeg (Stuttgart und München, Richter und Kappler, ohne Jahr). Wir erinnerten uns der Abhandlung

über das Lesen in den „Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches für das deutsche Haus“ (Halle, Niemeyer, 1886, 2. Band, S. 108 ff.) verfaßt von einer Frau. Der vorliegende Brief ist verfaßt von einer „mütterlichen Freundin.“ Auch was Herder, Jacobi, Döderlein, Hiecke u. a. über diesen und verwandte Gegenstände geschrieben, tauchte wieder auf, besonders deutlich Ludwig Eckardts „Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen.“

In dem Briefe der „Blüten und Aehren“ wird den Mädchen empfohlen „Schillers hochsittliche Poesie“; Herders Parabeln und Lehrgedichte, Klopstocks wundervolle Oden sollen sie kennen lernen.

Die geistreichen und doch von so hoher Menschenliebe beseelten Schriften Lessings dürft ihr zum großen Teile lesen. ... Die Klassiker nicht kennen, heißt sich das größte Armutszeugnis ausstellen. Erzähle deinen Freundinnen, liebe Else, als warnendes Beispiel, wie unsterblich sich im vergangnen Winter die schöne Bertha v. W. blamirte. Isolde nannte sie als den Namen ihrer Lieblingsheldin in den Schillerschen Dramen, und Maria Stuart ließ sie die rührendste Gestalt Goethes sein. ... Als Unterhaltungslektüre eignen sich für euch am besten die Bücher, die eigens für junge Mädchen geschrieben sind ... [denn] ihr lernt da, ohne es zu wissen, unter lauter Amüsement.

Die Briefschreiberin ist gewiß, diese Bücher werden die jungen Leserinnen so interessiren, daß sie, wie schon manches Backfischchen, kühn sich hinsetzen, um an die Verfasserin zu schreiben und zu fragen: ob Leoni wirklich nicht mehr in den alten Fehler zurückgefallen sei. Die Empfängerin des Briefes, die leselustige Else, das erfahren wir aus demselben, muß zur Kräftigung ihrer Gesundheit ein Jahr auf dem Landgute ihres Oheims leben. Sie hat sich bei der Schreiberin darüber beschwert, daß ihre kerngesunden Basen keine Lust zum Lesen haben. Ists ihr gegangen wie der Verfasserin, die uns berichtet, daß ihre Leselust in Lesewut ausartete und sie krank machte? Ists wirklich wahr, daß die Mädchen, die nicht die „Geistesheroen unsrer klassischen Litteratur lesen, sich um die schönsten und reinsten Genüsse des Lebens bringen“?

Was sollen wir aber dazu sagen, daß die Blüten und Aehren eindringlich warnen vor dem Romanlesen, und eine Romanblüte unangenehmster, verwerflichster Art den jungen Mädchen auftischen?

Warum sind so viele unsrer Mädchen ohne ausgeprägte Eigenart, von der leisesten Bewegung der Meinung, der Mode mitbewegt, so gedankenlos, willenlos? Und manche Frauen? Es ist betrübend, Aussprüche zu lesen wie folgenden, der uns ganz neuerdings in einer sonst trefflichen Zeitschrift begegnete:

Das Buch — es wird ein neuer Roman besprochen — liebt es, jeden, der redend auftritt, in volltönenden, oft schwülstigen Jamben reden zu lassen. Das ist doch Unnatur in höchster Steigerung; dadurch leidet notwendigerweise die Klarheit des Satzbaues und des Gedankens. Diese beklagenswerte Geschmacklosigkeit schädigt das Buch auf das Empfindlichste. Trotzdem mag es im Frauenkreise, für den es bestimmt ist, zufriedene Leserinnen finden.

Wir wollen kein Wort verlieren über dies Urteil aus dem Munde eines Mannes, wollens einfach als Thatsache hinnehmen und fragen: Wenn unsre Frauen wirklich diese geringschätzige Meinung verdienen, wie kommt das? Liegts in ihrer Natur und ists also unvermeidlich? Liegts im Gange ihrer Bildung? Wir nehmen das letzte an und glauben, es liegt mit daran, daß sie von früher Jugend auf wahllos sind im geistigen Umgang, namentlich dem mit Büchern. Und doch ist dieser weit gefährlicher als der mit Personen. Denn bei ihm ist in jedem Falle, bei jedem Worte, jedem Bilde ein Verweilen möglich — hier eilt alles flüchtig vorüber. Alle Erziehung beruht auf möglichst genauer Kenntnis des Seeleninhalts; wahlloses, weil von den Erziehern nicht gewissenhaft geleitetes und beobachtetes Lesen muß das Werk der Erziehung und Bildung in ganz außerordentlicher Weise stören. Man glaube doch ja nicht, daß alles vergessen werde, alles wieder verloren gehe. Für das Gedächtnis des Verstandes, das mag sein; für das Gedächtnis des Willens, des Gefühls, der Phantasie bleibt stets alles das, was mit dem darin schon Vorhandenen verwandt war. Wenn ein Kind liest, so guckt ihm dabei allemal ein Engel oder ein Teufel über die Schulter, weist mit dem Finger bald auf dieses, bald auf jenes Wort und flüsterts noch einmal ins Ohr — und das haftet. Von größerer Macht, als man meist bedenkt, sind die in der Seele unbewußt schlummernden Vorstellungen, die an allem teilnehmen und sich in alles mischen, der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schlafen und die unser Leben mehr beeinflussen, als der bewußte Inhalt der Seele. Und wenn unsre Mädchen alles, Titel, ja Verfasserin, vergessen hätten; dieser bedeutsame Niederschlag bleibt in der Tiefe der Seele zurück, und eine einzige solche Vorstellung kann nach Jahren des Kindes Engel, des Kindes Teufel werden.

Wir wollen darum in dem Folgenden mit Fleiß versuchen, die gesunde Nahrung ihrer Seelen von der ungesunden zu unterscheiden.

Ungesund der Form nach ist alles sprachlich Nachlässige, Fehlerhafte, Unsaubere, Phrasenhafte, alles, was uns durch die Form bestechen will, alles Aufgeputzte, jegliche gereimte Ungereimtheit. Ungesund dem Inhalte nach ist alles, was dem wirklichen Leben entfremdet, was nach der schlechten Wirklichkeit gezeichnet ist, alles, was die Phantasie einseitig erregt, alles Gefühlsselige, alles bloß auf ästhetische Wirkung, alles bloß auf sittliche Ausbesserung hinauslaufende, alles Frömmelnde, Bildungstrunkene, Seichte.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die sprachliche Seite! Da lesen wir in den „Blüten und Aehren“ in einem Gedicht: „Ganz versunken, wonnetrunken, weil' ich in Natur“ — vielleicht in natura? Weiter heißt es: „Knospen springen jäh in Lenzes Hauch.“ In einer Darstellung des Lebens der Königin Luise ist „die ganze Stimme des Volkes einig,“ und Luise giebt „ein glorreiches Beispiel an Mut.“ Sie war die Tochter „des Prinzen, nachmaligem Großherzog.“ — „Manchen gelehrten Vater, manchen fahrenden Schüler, manchen Kaplan machte es Spaß.“ „Dieser erste Schmerz des Lebens warf auch den ersten Schleier über dasselbe.“ „Das Zeitalter Ludwigs XVI. drückte seinen Stempel der Gesellschaft noch immer auf.“ „Reisen wurden hie und da gemacht, so nach Straßburg.“ „Die köstliche, frohmute Frau Goethe.“ „Der Ruf der Schönheit war ihr zu sehr vorangegangen, als daß ...“ „Sie hatte sich den Sittenkodex für ihr Benehmen zu ihrem Volke bewahrt.“ Natürlich findet sich auch jene fehlerhafte Wortstellung: „ihre Schönheit wird von allen anerkannt und sollen selbst die besten Bilder ...“ Von den Kirchen Nürnbergs hören wir: „Wunderwerke der Gothik selbst und in sich bergend.“ Doch genug!

Weit wichtiger wird die Sache, wenn wir auf den Inhalt sehen. Den Reigen eröffne die erste Geschichte — der oben erwähnte Roman — aus Blüten und Aehren: „Jugendfreundschaft.“ Ueber denselben berichtet Dr. Fritz Rehorn in der Einladungsschrift der Elisabethschule zu Frankfurt am Main 1886 unter der Ueberschrift „Der Kinderroman,“ wie folgt:

Reginald ist der elfjährige Sohn eines reichen Bankiers. Er ist gelähmt. Von dem Vater gleichgiltig übersehen, von der „Stiefmutter“ verachtet, von dem flatterhaften Schwesterchen vernachlässigt, von der gelangweilten Gouvernante so obenhin versorgt, entbehrt sein Herz der teilnehmenden Liebe. Er gewinnt die Freundschaft einer gleichaltrigen Försterstochter, und es entspinnt sich nun ein schwärmerisches Verhältnis. Wie man sieht, ist alles Material zu einem Roman vorhanden. Der Bankier, die Stiefmutter, die Gouvernante, die Försterstochter — alles wohlbekannte Figuren aus dem Kaleidoskop. Das Wort Liebe wird selbstverständlich nicht gebraucht; allein es ist auch nicht nötig; die Sache ist dieselbe. Alles wäre ja auch in der Ordnung, wenn nur nicht die Helden im zarten Alter von elf Jahren stünden. Die Geschichte ist einfach und rührend erzählt; selbst einem Erwachsenen, wenn er sie in einer glücklichen Stunde liest, können sich wohl einmal die Augen mit Thränen füllen. Die Liebenden werden getrennt; erst an das Sterbebett Reginalds eilt die inzwischen zur Jungfrau heran gereifte Lili zurück, um ihm die Augen zuzudrücken. Sie ist einer Tante, bei der sie sich in einer entfernten Stadt aufhält, — wie soll ich sagen? — durchgegangen und kommt zum Freunde. Im Parke wird er begraben, und jeden Morgen kommt Lili, um sein Grab zu schmücken. „Sie grübelte über den wunderbaren Rätseln des Lebens und freute sich auf die selige Zeit, wo alles Dunkel sich lichten, wo sie ihn wieder finden sollte. So wurde ihre Jugendfreundschaft ein Band, das Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit mit einander verknüpfte.“

Ist dies etwa kein Roman, weil Kinder darin die Hauptrolle spielen? Rehorn hat Recht, wenn er gerade darin etwas ganz besonders Gefährliches erkennt. In den wirklichen Romanen sinds wenigstens Erwachsene, die sich ihre Liebe gestehen, hier Kinder; dort ists eine Welt, der das Kind noch fern steht, hier die eigne, gegenwärtige. Die Fliegenden Blätter witzelten neulich:

Fritzchen sagt: Elschen, willst du nicht einmal einen Roman lesen? und reicht ihr einen über den Zaun. Aber sie antwortet: Lesen? Nein, lieber selbst erleben.

Ein Mädchen äußerte sich mir gegenüber einmal ganz erzürnt über alle Märchen und Geschichten mit bösen Stiefmüttern. „Ich habe eine Stiefmutter, sagte sie, und sie ist so gut mit mir.“ Aber nicht immer, ja selten nur ist die Leserin das Stärkere; meist ists das Gelesene und richtet schweren Schaden an. Da liest ein vierzehnjähriges Mädchen:

Ein zwangloses Leben war es vor allem, was ihrer heitern Seele behagte. Sie folgte stets den Impulsen (!) ihres warmen Herzens. Nun endlich konnte sie ihr Leben ganz nach ihrem Geschmack einrichten.

Und die kleine Leserin darf das nicht? Aber warte nur, ist sie nur erst größer! Denn hat sie nicht Geschmack? Ist ihr Herz nicht warm, ihre Seele nicht heiter?

Ihr hatten — so heißts im Buche weiter — die Götter die Gabe zu entzücken in reichem Maße verliehen.

Solches und ähnliches thun hier die Götter; ein andermal wirds „bestimmt im Schoße des Schicksals.“ Von unerbittlicher Strenge, von stillem, augenblicklichem Gehorsam schweigt die Geschichte. Solch lügnerische Darstellungen des Lebens sind Gift für junge Mädchen. Hierher gehören noch solche, wie ein Trotzkopf, wie „Brauseköpfchen“ (!), wie eine ungezogene Stieftochter geheilt werden, nicht etwa durch Strenge, Gehorsam, Demut oder die heilsame Birke, nein, durch das Leben, das Schicksal, die Zeit, vor allem durch die unendliche Geduld ihrer Umgebung. Von der Pflicht der Selbstüberwindung, der unablässigen Arbeit an sich selbst verlautet nichts. Wie du von Natur bist, so bist du; denn die Natur ist gut und dein Glück kommt von selbst. Da schickt ein Knabe seinen Kater übers Meer, und der bringt ihm „einige Tonnen Goldes“ und eine reiche Kaufmannstochter ein. Das Gegenteil erzähle man: wie tüchtiges Arbeiten an sich selbst endlich mit Gottes Hilfe überwindet, und wie tüchtiges Streben unbelohnt bleibt, ja verkannt wird! Selbst eine junge Seele wird gewiß innern Wert trennen von äußerm Erfolge und den braven Helden herzlich lieb gewinnen. — Von den Geschichten, in denen Kinder, Mädchen, die Hauptpersonen sind, halten wir die allermeisten eben darum schon für ungesund und verderblich. Die Kinder müssen sich so wichtig vorkommen, wie sie es als Erwachsene nie sein werden. Die anspruchsvolle Verknüpfung von eigner Gutthat und Lohn ist eine bedenkliche sittliche Krankheit. Sie liegt in unsrer Natur und ist nicht zu pflegen, sondern mit allen Mitteln zu bekämpfen.

Für ungesund müssen wir weiter alles erklären, was das Gefühl einseitig erregt. Da lesen wir in einem Buche für Mädchen wahre Rühr- und Schauergeschichten. Da hat die Katze einen Kanarienvogel erwürgt, und wir müssen die unter einem Strome von Thränen hervorbrechende Klage anhören: „So lange ich lebe, werde ich um dich weinen! Warum bin ich nicht mit dir gestorben!“ — Da fällt ein Knabe in einen Keller, in einen Brunnen, bleibt an einem Pflock in demselben hängen, lange, lange; endlich entdeckt man ihn, macht Versuche mit Stangen, mit Stricken — vergeblich! .... man murmelt Sterbelieder. .... Das nennt man dann „Pflege des Gefühlslebens.“ Gefühle sind nichts in der Seele für sich allein Bestehendes, nichts Ursprüngliches, folgen aufs Empfinden und Vorstellen und hängen aufs engste zusammen mit dem Denken, Urteilen, Wollen. Würden wir unbekümmert um diesen Zusammenhang nur die Einwirkung auf das Gefühl im Auge haben, so würden wir einen schweren Fehler begehen. Wie es z. B. auch ein Lustspiel thut, das die Blüten und Aehren darbieten, „Die Geburtstagsgratulanten“ genannt. Dasselbe, von einer Dame, der Herausgeberin, verfaßt, geht darauf aus, das Gefühl der Lust zu erregen durch Verhöhnung einer alten Lehrerin, also auf Kosten des sittlichen Urteilens und Wollens. Jene Rühr- und Schauerstücke aber, die aus einer veralteten Litteraturperiode in Mädchenbüchern heute noch fröhlich fortwuchern, die das Gefühl reizen, innere Vorgänge breit und übertrieben zur Schau stellen, gewöhnen an Affekte. Darin liegt aber eine ganz ungeheure Gefahr, vor der verständige Eltern und Erzieher ihre Kinder nicht genug behüten können. Solches Lesen erzeugt jene Lesewut, die am Schauerlichen, Giftigen, Gemeinen sich labt und dessen bald nicht genug bekommen kann. Man kennt die Erfahrungen des Bücherverleihers!

Wollte man doch auch hier lernen von der heiligen Schrift! Sehen wir doch einmal ihre Weise an! Die Sünde mit all ihren Schrecken erzählt sie, die Hinrichtung des Johannes auf Bitten eines Mädchens, aber — wie keusch! Und Schnorr malt das Schreckliche, aber — wie keusch! Man vergleiche doch auch einmal, wie Dichter obern, mittlern und untern Ranges dergleichen behandeln: Schillers Ibykus, Chamissos Gedicht: Die Sonne bringt es an den Tag, und Auerbachs Erzählung: Die Posaune des Gerichts, welch letztere einen Raubmord ausmalt. Unkeusch sind solche Geschichten; denn sie enthüllen, was das natürliche Schicklichkeitsgefühl verhüllt. F D

Geschenke für Konfirmanden

Wiese, Wie wird ein Jüngling seines Weges unsträflich gehen? Berlin, Wiegandt und Grieben, 1888; 2,75 Mk.

Ein treffliches Buch, eben zur rechten Stunde erschienen. In scheinbar losem, aber genau zugesehen strengem Zusammenhang, sodaß eine kurze Besprechung einzelnes nicht hervorheben kann, übergiebt darin ein Vater seinem Sohne als ein Vermächtnis zu freier und gesegneter Aneignung, was ihm selbst seines Lebens Grund und Ziel gewesen: den Glauben an Christum und eine darauf gegründete sittliche Ausgestaltung des Lebens nach innen und außen. Vierzehn Lebensbilder von hervorragenden Männern aus den verschiedensten Zeiten und Berufsgebieten wollen den Nachweis liefern, daß das christliche Leben nicht bloß eine unmögliche Forderung ist, sondern Fleisch uud Blut werden kann bei denen, die sich vom Geiste Gottes treiben lassen. K-L

Priscilla an Sabina. Briefe einer Römerin an ihre Freundin aus den Jahren 29 bis 33 nach Chr. Geb. von W. Pressel; Hamburg; 3. Auflage; 3 Abteilungen; 800 Seiten; elegant geb. 7,50 Mk. — Die Geschichte unsers Heilands, lebenswahr und farbenreich, in Briefen einer Frau, die zuerst nur mit Erstaunen den wunderbaren Boden Palästinas betritt, dann aber, von Christo mehr und mehr gewonnen, eine seiner ersten Jüngerinnen in der Welthauptstadt wird. Die Phantasie rankt sich mit zarter Treue und heiliger Scheu an dem unvergänglichen Mauerwerk der Evangelisten empor, um seine ewige Schönheit auch dem modernen Auge vertraut zu machen. Besonders reifere Konfirmandinnen werden bald dies Buch zu ihrem liebsten Besitztum rechnen. F N

Allerlei aus dem Leben für das Leben. Von Cöl. Freyer, Ag. d. Rauhen Hauses; 180 S.; geb. 2,50 M. — Von diesem Büchlein habe ich gern einige Stück auf Lager, denn es verschenkt sich gut. Was es über Sonn- und Festtage, Tages- und Jahreszeiten, Häusliches und Alltägliches plaudert, ist ungemein schlicht und einfach, aber wahr, heilsam, erbaulich und gar nicht langweilig. Es ist auch Humor drin und sogar ein Kapitel vom Heiraten; es bleibt aber doch und eben darum auch ein treffliches Konfirmationsgeschenk. R

Gebetswort mit Gotteswort auf alle Tage des Jahres, jungen Christen dargeboten von C. A. Kolde, vierte (bald fünfte) Auflage; Hamburg; 404 S.; mit Goldschnitt 2,20 Mk. — Beten will gelernt sein. Hier betet ein schlichter, treuer Christ mit ungezählten jungen Freunden und Freundinnen. Er knüpft jedes Gebet an einen kurzen Bibelspruch an und bietet Gebete für alle Kalendertage, alle Festtage und für die wichtigsten Ereignisse des Lebens. Wo man ein Kind aus dem Elternhause ziehen läßt, gebe man ihm diesen Mahner zur Andacht mit. F N

Zehn Predigten von Hermann Scholz, Professor am königl. Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin. Merseburg, Verlag von Fr. Stolberg, 1883; geb. 1,50 Mk. — Der Verfasser, gegenwärtig erster Prediger an St. Marien in Berlin, hat diese kleine Predigtsammlung seiner ersten Gemeinde, St. Maximi in Merseburg, zum Abschied gewidmet. Sie dürfte als Konfirmationsgeschenk zumal für die gebildete christliche Jugend vorzüglich geeignet sein. Obwohl, wie das Vorwort ausdrücklich besagt, vorwiegend ethische Themata behandelt werden, leuchtet doch der Kern und Stern des Evangeliums, die Herrlichkeit der Gnade und Wahrheit in Christo, überall auf herzerquickende Weise hervor. Man lese die Predigt „vom freien Willen,“ wie zwar erstens viele ihn leugnen, aber zweitens jeder ihn hat, oder jene über „Gemeinsamkeit und Einsamkeit,“ „von der Freundschaft,“ über „Schuld und Vergebung.“ Ich möchte diese Predigten am kürzesten durch die Wahrnehmung kennzeichnen, daß die bekannte Klage des frommen Geibel hier in erfreulicher Weise keine Bestätigung findet:

Statt sich des Wissens der Welt zu bemächtigen, zieht sich die Kirche
Von den Gedanken des Tags weiter und weiter zurück;
Lebt in vergangener Zeit und spricht in verschollenen Zügen,
Ach! und verwundert sich dann, wenn sie der Tag nicht versteht!

H-Sch

Achelis Predigten (fein geb. 4,50 Mk.; Marburg, 1886/88) können aufs wärmste als Konfirmationsgabe, namentlich für Gymnasiasten und „höhere Töchter,“ empfohlen werden. Das gesunde, männliche Christentum, die echt evangelische Glaubensinnigkeit und Freudigkeit, die fröh-

liche, sittliche Thatkraft, deren Wiederhall in allen Predigten erklingt, sich an die geschichtliche Gestalt Jesu Christi eng anschließend, macht dieses Buch zu einer gesunden Kost für unsre Gebildeten und bildet zugleich einen scharfen Gegensatz gegen die — man verzeihe den Ausdruck — weichmütige Gefühlsduselei, durch welche viele der verbreitetsten Konfirmationsbücher auf den Fernerstehenden oft abstoßend wirken. Ich sagte eben „für unsre Gebildeten.“ Das ist nicht gemeint, als sei die Sprache zu abstrakt, die Auffassung zu hoch; nein, beides ist frei und klar, aber die behandelten und gestreiften Probleme dieser Predigten gerade sinds, welche in der gebildeten Welt gähren und welche eben diese Kreise leider nur zu selten von echt evangelischem Glauben aus beleuchtet sehen. — Wer dieses Buch einmal zu lesen begonnen hat, der wird es — soviel ist gewiß — oftmals wieder lesen. J N

Ich darf wohl auch aus dem Briefe, der vorstehende Empfehlung begleitete, noch einige Sätze mitteilen:

... Ich wüßte kaum ein Buch, von dessen weitgehender Verwendung zur Konfirmationsgabe ich so sehr abraten möchte, als Thomas a Kempis' Nachfolge Jesu. Zwar wird es schwer halten, dies unsre Jugend mit, wenngleich inniger, so doch katholischer Glaubensart tränkende Werkchen zu verdrängen, ehe wir ein evangelisches Buch gleichen Wertes an die Stelle setzen können. Aber bis eine bessere Zukunft uns dieses schenkt, müssen wir eben unter der erbaulichen Litteratur wählen, so gut es angeht. Ich halte persönlich sehr viel von Achelis Predigten. ... Es ist ein warmer Hauch männlich entschlossenen Christentums darin. ...

Ich erinnere meinerseits noch an des zu früh verstorbenen Ninck bereits in dritter Auflage erschienene Beschreibung seiner Palästinareise: Auf biblischen Pfaden (Hamburg; 436 S. in Quart; geb. 10 M.), warm geschrieben und reich illustrirt; ferner an die drei Bände Martin Luther als deutscher Klassiker in einer Auswahl seiner kleineren Schriften (Bockenheim, Heyder und Zimmer; zus. 9 M., geb. 12 M.) und an die zwei Bände Martin Luthers Schriften in Auswahl hrsg. von Dr. Joh. Delius (Gotha, Perthes; geb. 4,80 M.; der zweite Teil trägt den Titel: Martin Luthers Trostschriften). Endlich mag es erlaubt sein, die mit für diesen Zweck geschriebenen drei Bände Dr. Martin Luthers Leben, Thaten und Meinungen, auf Grund reichlicher Mitteilungen aus seinen Briefen und Schriften dem Volke erzählt, von dem Herausg. d. Bl. in diesem Zusammenhange mitzunennen (Neusalza i. S., Oeser; zus. 2300 S.; geb. 18 M.). R

Von der Heidenmission

(Evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika) An zwei Punkten Ostafrikas hat die von Berlin aus unternommene evangelische Mission sich zu dauernder Arbeit niedergelassen, in Dar-es-Salaam und Sansibar. An ersterm Orte mußte bisher eine Mietswohnung zu vorläufiger Unterkunft genügen; am vergangnen 10. Dezember aber hat Missionar Greiner einen Vertrag mit dem Sultan Said Bargasch von Sansibar geschlossen, durch welchen die Mission auf hundert Jahre ein großes Grundstück in der Nähe des Hafens erpachtet hat. Dieses schon kultivirte Land ist mit hundertfünfzig Kokospalmen und einigen schönen Mangobäumen bestanden und wird allgemein für den besten, schönsten und gesundesten Bauplatz von Dar-es-Salaam gehalten. Dort wird in der malerischen Tropenlandschaft sich nun bald das erste Missionshaus erheben. Greiner ist mit seiner Frau und Nichte nicht mehr allein, wie im Anfang. Missionar Goban Desta und der Diakon Krapinski kamen zu seiner Unterstützung am 11. Dezember an, sodaß diese erste Station jetzt als mit europäischen Missionskräften gut besetzt bezeichnet werden kann. Nun gehen sie zusammen rüstig an den Hausbau. Eiserne Träger werden von Berlin geschickt und erleichtern die Arbeit wesentlich; Steine liefert ein alter, unvollendet gebliebener Palast, welchen Said Bargasch zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt hat. Dieselben werden, wie auch das Holz, durch Wangamuesi-Arbeiter herbeigetragen oder mit dem von der deutschen Plantage geliehenen Ochsenwagen angefahren. Missionsarbeit im eigentlichen Sinne des Wortes ist das ja noch nicht, aber die notwendige Vorarbeit dafür. Gesunde Wohnungen und systematische Gewöhnung an das Klima sind erfahrungsgemäß die sichersten Grundlagen für eine Missionsthätigkeit in den Tropen, welche so wie so schwere Opfer an Menschenleben fordert. Bis auf eine glücklich verlaufene Krankheit der Frau Greiner sind übrigens die Missionsgeschwister in Dar-es-Salaam bisher gnädig verschont geblieben.

In Sansibar hat die Missionsgesellschaft die erste Station für Krankenpflege errichtet, welcher sie bekanntlich in ihrem Programm eine ebenbürtige Stellung neben der Missionspredigt eingeräumt hat. Es waren ursprünglich verschiedne andre Orte für eine Krankenhausniederlassung in Aussicht genommen, welche auf deutschem Gebiete lagen. Allerlei trifftige Gründe aber gaben den Ausschlag für Sansibar. Zwischen den einzelnen Stationen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft besteht noch durchaus kein regelmäßiger und bequemer Verkehr; nicht einmal die Küstenhäfen haben Verbindung miteinander. Wenn also auf einer dieser Stationen ein Krankenhaus bestünde, so müßten die Patienten von den andern Stationen erst nach Sansibar geschafft werden, dem nun einmal gegebenen Mittelpunkte für alle Verkehrslinien, und von dort nach der Krankenhausstation. Schon aus diesem Grunde war Sansibar vorzuziehen. Außerdem aber ist noch keine der neuangelegten Stationen so weit entwickelt, daß sie die schnelle Anlage eines Krankenhauses mit den von ihm beanspruchten Bequemlichkeiten gestattet. In Sansibar dagegen ist alles Notwendige käuflich oder wenigstens leicht zu beschaffen.

Schwierigkeiten waren allerdings bei der Anlage der Krankenpflegestation zu überwinden. Dieselben kamen aber von einer Seite, von der man sie am wenigsten erwartet hatte. Unsre Leser werden sich erinnern, daß zugleich mit der Aussendung Greiners nach Ostafrika auch Fräulein von Bülow nach Sansibar ging. Wir waren in dem guten Glauben, daß dieselbe sich Hand in Hand mit der Mission der Einrichtung eines Krankenhauses und der Krankenpflege widmen wollte. Jetzt erfährt man, daß zwischen dem deutsch-nationalen Frauenbunde, welchen Fräulein von Bülow vertritt, und zwischen der Missionsgesellschaft leider ein gespanntes Verhältnis besteht. Fräulein von Bülow hat für sich ein Haus gemietet, um dort im Interesse des Frauenbundes Krankenpflege zu üben. Dr. Karl Peters unterstützt sie dabei, und hier liegt die Erklärung für das seltsame Benehmen dieses Herrn bei der Begründung des Krankenhauses durch die evangelische Missionsgesellschaft, welches ja durch die Aussendung zweier Diakonissen von langer Hand vorbereitet war. Als nämlich der deutsche Konsul Michahelles in Sansibar die angesehensten dort ansässigen Deutschen versammelt hatte, um ein Lokalkomitee für das in Aussicht genommene deutsche Krankenhaus zu bilden, ließ Dr. Peters durch einen seiner Beamten erklären, daß er mit Rücksicht auf Fräulein von Bülow und das Krankenhaus der französischen (römischen) Mission die Kranken der ostafrikanischen Gesellschaft nicht dem deutschen Krankenhause übergeben würde.*)

Trotz des befremdlichen Verhaltens von dieser Seite wurde die Einrichtung des Krankenhauses beschlossen und ausgeführt; den Deutschen in Sansibar, welche selbst gegen tausend Mark beisteuerten, war es hochwillkommen. Von einem kostspieligen Neubau konnte vorläufig abgesehen werden, da ein günstig gelegenes Haus für 2100 Mark Jahresmiete zur Verfügung gestellt wurde. Die Schwestern, Marie und Auguste, beide schon erfahrene Krankenpflegerinnen, sind gegenwärtig mit der Einrichtung des Hauses beschäftigt. Daneben haben sie noch eine andre ganz unerwartete Missionsarbeit überkommen. Der englische Konsul überraschte sie neulich mit dem Geschenk von mehreren Negerkindern. Englische Kreuzer hatten an der Ostküste Afrikas zwei Sklavenschiffe eingefangen und die befreiten Insassen nach Sansibar gebracht. Die unglücklichen Kinder sollen nun bei den Schwestern eine christliche Erziehung empfangen. So findet sich ein Stück Arbeit nach dem andern.

Der Gesundheitszustand auf Sansibar scheint leider gar nicht günstig zu sein. Beide Schwestern haben schon Fieberanfälle zu überstehen gehabt. Nach den neuesten Nachrichten ist auch Fräulein von Bülow erkrankt und von einer der Schwestern in Pflege genommen worden. Glücklicherweise ist die Missionsgesellschaft in der Lage, demnächst wieder eine Aussendung vorzunehmen. Am 15. Februar ist bei Gelegenheit der für die Mission stattfindenden Gebetsversammlungen in Berlin der Diakon Hüge für die Krankenpflege in Sansibar abgeordnet worden. Gebe Gott, daß der Missionsgesellschaft auch die helfenden Freunde in der Heimat nicht fehlen. Die Einnahmen des letzten Jahres haben etwa 30000 Mark betragen; dieselben müssen selbstverständlich noch bedeutend wachsen, wenn die Missionsarbeit in Ostafrika kräftig gefördert werden soll. Dabei zu helfen sind wir nicht bloß der Ehre der evangelischen Kirche, sondern auch der Ehre des deutschen Namens schuldig. P

(Sprachарbeiten der Missionare) Welche großartigen Dienste die Missionare der Sprachforschung leisten, davon erhält man eine Ahnung, wenn man hört, welche Sprachарbeiten allein eine einzige englische Missionsgesellschaft jährlich liefert. Die „Gesellschaft für Verbreitung christlicher Kenntnis“ hat im Jahre 1887 neue Uebersetzungen von Bibelteilen, Andachts- und Lesebüchern in neunundzwanzig fremden Sprachen herausgegeben. Darunter sind zwölf mehr oder weniger bekannte asiatische Sprachen, neun Sprachen Afrikas, von denen die meisten uns kaum dem Namen nach bekannt sind, sechs Sprachen der eingebornen Völker Amerikas und zwei von der Inselwelt Ozeaniens. Exemplare von vielen dieser einzigartig dastehenden Uebersetzungsarbeiten sind den großen Bibliotheken Europas zugesandt worden und werden dort von der großen kulturgeschichtlichen Bedeutung der Missionsarbeit Zeugnis ablegen.

Noch mehr Aufsehen dürfte die literarische Arbeit des englischen Baptistenmissionars Holman Bentley machen, welcher vor kurzem eine Grammatik und ein Wörterbuch der Kongosprache herausgegeben hat. Dieses Buch kommt bei der Erschließung des Kongostaates einem großen Bedürfnis entgegen. Es ist dem Könige der Belgier gewidmet, welcher dem Missionar seinen königlichen Dank übermitteln ließ für eine Arbeit, welche „in schätzenswertester Weise zur weitern Entfaltung der Zivilisation in Innerafrika und zur Förderung der materiellen Interessen der Kongovölker beitragen werde.“ P

(Missionskonferenzen) Vor kurzem haben die beiden bedeutendsten der deutschen Missionskonferenzen ihre Jahresversammlungen gehalten. Die der Provinz Brandenburg, welche unter der Leitung des D. Grundemann steht, versammelte sich am 30. und 31. Januar im evangelischen Vereinshause, Oranienstraße 106, zu Berlin. In der am Abend stattfindenden Vorversammlung hielt zuerst Prof. Prediger Scholz eine erbauliche Ansprache, worauf Pastor Schmidt aus Saatzke einen interessanten Reisebericht erstattete. Die brandenburgische Missionskonferenz

---

*) In der neuesten Nummer der Deutschen Kolonial-Zeitung erläßt der Gesamtvorstand des Deutsch-Nationalen Frauenbundes folgende Bekanntmachung: „Zu unserm großen Bedauern haben wir uns veranlaßt gesehen, der Freiin Frieda v. Bülow die Vollmacht zu unsrer Vertretung in Deutsch-Ostafrika zu entziehen.“

schreibt von Zeit zu Zeit Preisarbeiten aus mit der Bedingung, daß der errungene Preis zu einer Studienreise im Interesse der äußern Mission verwendet wird. Der obengenannte Geistliche hatte die Missionskreise in Württemberg aufgesucht und manche interessante und lehrreiche Beobachtungen gemacht, welche er nun den Konferenzmitgliedern mitteilte. Am nächsten Morgen hatten zunächst die Helfer der Missionskonferenz eine Zusammenkunft, in welcher nach einer Ansprache von Pastor Kolbe aus Nowawes der Vorsitzende, Pastor D. Grundemann, über die Missionsgaben und die allgemeine Christenpflicht, die Mission materiell zu unterstützen, sprach. Darnach folgte die Hauptversammlung. Sie wurde mit einer biblischen Ansprache des Oberhofpredigers D. Kögel über Joh. 12, 20—24 eröffnet. Nach den geschäftlichen Mitteilungen, aus welchen wir nur hervorheben wollen, daß auch die brandenburgische Missionskonferenz demnächst Missionskurse für Kandidaten und Geistliche zu halten gedenkt, folgte der Hauptvortrag vom Missionsinspektor Pastor Dr. Büttner über „die Bedeutung der Mission für die Sprachen," welcher in außerordentlich interessanter und von viel persönlicher Erfahrung zeugender Weise die Verdienste und Erfolge der Missionare um die Sprachforschung und Sprachbildung darlegte. Den Beschluß des Tages bildete eine öffentliche Missionsversammlung mit populären Ansprachen.

Vom 6. bis 8. Februar tagte die Missionskonferenz für die Provinz Sachsen unter der Leitung ihres allbekannten Begründers D. Warneck in Halle. Wie in frühern Jahren, hatten sich auch dieses mal viele Hunderte von Geistlichen und andern Missionsfreunden aus der Provinz Sachsen und den Nachbarprovinzen eingefunden. Die Feier begann mit einem Missionsgottesdienst in der Marktkirche, wo Superintendent Büchsel aus Beetzendorf vor einer überaus zahlreichen Gemeinde die ebenso tief empfundene, wie den Kern der Sache treffende Predigt hielt. Bei der darauf folgenden Versammlung im „Prinz Karl" hielt nach einigen geschäftlichen Mitteilungen Pastor Hoffmann von Rathmannsdorf das Hauptreferat über die Frage: Ist die Missionsstunde die zeitgemäße Weise, das Interesse der Gemeinden an der Mission zu wecken und zu pflegen? Er beantwortete diese Frage in der Weise, daß allerdings das Interesse an der Mission durch die Missionsstunde gepflegt werden könne und in dieser Hinsicht dieselbe vor allen andern Mitteln den Vorzug verdiene; aber um das Interesse an der Mission zu wecken, sei die Missionsstunde nicht zu empfehlen: dazu könnten andre Mittel, wie freie Versammlungen und dergleichen, bessere Dienste leisten. Die Hauptversammlung am 7. Februar eröffnete Pastor Funcke aus Bremen mit einer biblischen Ansprache in seiner bekannten gemütvollen und ansprechenden Art, worauf D. Warneck den Vortrag hielt über das Thema: Inwieweit ist die Eingliederung der Mission in den amtskirchlichen Organismus berechtigt und ausführbar? Mit staunenswerter Sachkenntnis und praktischem Blick legte er in seinem Vortrage den kirchlichen Organen ihre Pflichten der Mission gegenüber ans Herz, indem er doch der Mission die notwendige freie Bewegung wahrte. Die sich anschließende Aussprache wurde durch die Beteiligung hervorragender Missionsmänner sehr interessant. Am Abende dieses Tages wurde noch eine allgemeine Versammlung mit populären Ansprachen gehalten; am nächsten Abende aber schlossen die Festtage mit einer studentischen Missionsversammlung, wie sie schon seit Jahren gehalten worden, wodurch Halle vor andern deutschen Universitäten den Vorzug genießt, daß hier auch die studirende Jugend für die Mission begeistert wird. P

Verschiedenes

(Waldenserkirche) Ueber das Evangelisationswerk der Waldenser in Italien und der französischen Riviera liegt der Jahresbericht vom September 1886 bis September 1887 vor. Das Arbeitsfeld erstreckt sich über die ganze Länge der Halbinsel vom Montblanc im Norden bis Reggio di Calabria im Süden, Sizilien und Elba mit eingeschlossen, umfaßt zur Zeit 43 Kirchen, 38 Stationen und 178 von Reisepredigern besuchte Orte und beschäftigt 37 ordinirte Pfarrer, 6 Evangelisten, 10 Lehrer-Evangelisten (wo es unmöglich ist, neben dem Schullehrer noch einen Pfarrer zu unterhalten, sodaß also der dafür besonders ausgewählte Lehrer Sonntags auch predigt), 5 Kolporteur-Evangelisten, 56 Lehrer und Lehrerinnen, 6 Bibel(vor)leser und -Leserinnen, 2 Kolporteure und einen Bibelwagenführer. Unter diesen 124 Arbeitern (85 Männern und 39 Frauen) sind Waldenser von Geburt 46, außerhalb der Thäler geborne Protestanten 5, vom Katholizismus übergetretene 52, Söhne von Konvertiten 21.

Der Bibelwagen macht jetzt seine vierte Reise durch Italien, indem er südwärts der Mittelmeerküste folgt und am Adriatischen Meere entlang nordwärts zieht: alle Umwege nach möglichst vielen Orten eingerechnet eine Straße von nahezu 3000 Kilometern. Das italienische Gesetz verbietet die Straßenpredigten, wie sie in England üblich sind. (Wir meinen, es thut recht daran.) Kommt der Mann mit dem Bibelwagen in einen Ort, so geht er aufs Rathaus, mietet für einen oder mehrere Tage einige Quadratfuß des städtischen Bodens, fährt dort seinen Wagen auf, kramt dessen Inhalt aus, legt den Leuten seine Bücher vor, liest daraus vor, verteidigt ihren Inhalt und erreicht so ungefähr dasselbe, als wenn er eine öffentliche Bibelstunde oder Predigt hielte.

Was das Schulwesen angeht, so hat der kluge Mann, der jetzt auf dem römischen Stuhle sitzt, dessen Bedeutung wohl erkannt, und seinem Drucke nachgebend, macht seine Geistlichkeit in dieser Richtung große Anstrengungen. Die letzten Statistiken geben von den klerikalen Erfolgen dieses Bild: 137 Elementarschulinternate mit 8972 Schülern stehen unter Regierungsaufsicht; dagegen 556 Anstalten mit 28352 Schülern unter Obhut der Bischöfe. Während die Regierungsanstalten 3000 Schülerinnen zählen, haben die Nonnen 30000 junge Mädchen. — Die Waldenser haben in ihren Wochen- und Abendschulen 2935, in ihren Sonntagsschulen 2482 Schüler; die übrigen protestantischen Denominationen haben in Schulen jener Art 2507, in Sonntagsschulen 2450; rechnet man die ersten Ziffern, also die eigentlichen Schulkinder und jungen Leute zusammen, so ergeben sich deren 5442 unter evangelischem Einfluß. Der Bericht urteilt, daß dies nur wie ein Wegweiser sei, was den Anforderungen gegenüber bei größern Mitteln zu erreichen sein würde.

Zuhörer der sonntäglichen Predigt waren 5923, gelegentliche Zuhörer 47191, ja dies im weitesten Sinne genommen vielleicht 80000; Gemeindeglieder 4005; in Jahresfrist neu aufgenommen 558, Katechumenen 450. — Die Ausgaben haben betragen 259815,61 Lire, die Einnahmen 246638,48; während am 9. August 1886 über 22000 Lire in Kassa waren, waren am 10. August 1887 nicht 10000 darin. An Beiträgen sind aus Amerika etwa 9000, aus Australien 174, aus Dänemark 357, aus Deutschland etwas über 18000, aus England über 58000, aus Frankreich etwas über 4000, aus Holland 10000, aus Irland 6000, aus Italien 35000, aus Schottland über 80700, aus Schweden und Norwegen fast 5000, aus der Schweiz fast so viel wie aus Deutschland eingegangen — um hier nur runde Zahlen zu geben.

Wenn der Kampf gegen die religiöse Unwissenheit und die Anfeindungen des Beichtstuhles ein sehr schwerer ist, so weiß der Bericht doch auch des Ermutigenden außerordentlich viel anzuführen. Die Predigt, welche um des entwickelten ästhetischen Gefühls der Italiener willen wohl durchdacht und in edler Form geboten sein will, entschlägt sich durchweg am besten der Polemik und bietet nur aufbauenden, rein evangelischen Inhalt. Gewiß übt die Kontroverse wohl auch eine Anziehungskraft; aber die meisten von denen, die den Redner umdrängen, „haben gar nicht nötig, eine von ihnen bereits gering geachtete Priesterschaft noch mehr verdächtigt zu sehen."

Der Bericht, welcher gegen Schluß noch die Pfarrer samt Adresse und die Kirchen der besuchtesten Orte namhaft macht, ist wert, ganz gelesen zu werden. Auch die „Nachrichten über die Ausbreitung des Evangeliums in Italien," welche von Herrn Johannes Rominger sen. in Stuttgart unentgeltlich und franko zu beziehen sind, mögen unsre Freunde zu verbreiten sich angelegen sein lassen. H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Eröffnung
des
Hospiz der Berliner Stadtmission
Berlin W., Mohren-Straße 27,
am Gensdarmenmarkt,
am 7. März 1888

Allen Gönnern und Freunden der Berliner Stadtmission machen wir hierdurch die erfreuliche Mitteilung, daß das obengenannte Haus demnächst in den Dienst der Berliner Stadtmission gestellt werden soll. — Ein langjähriger Freund unsrer Sache hat dieses Hospiz errichtet und die Ueberschüsse desselben der Stadtmission zur Verfügung gestellt. Aus dem Komitee der Stadtmission ist der unterzeichnete Vorstand des Hauses gebildet. Bei Leitung des Hospizes werden die Erfahrungen, welche in Häusern ähnlichen Charakters gemacht sind, Verwertung finden. Das Haus wird sich an bewährte Einrichtungen anlehnen, und gleichfalls seine ganze Leitung ein entschieden christliches Gepräge tragen. Im übrigen ist dasselbe derart eingerichtet, daß es auf die Gattung eines **Hotels ersten Ranges** Anspruch erheben kann. Seine Lage ist nach dem Urteile eines Jeden, der Berlin kennt, eine ebenso günstige, wie besonders ruhige. Der von den Baumeistern Herren Schwartzkopff & Theissing aufgeführte stattliche Bau enthält zunächst, außer einem geräumigen Speisesaal und einem Konferenzsaal, 46 reich ausgestattete Zimmer, welche sämtlich mit Dampfheizung und elektrischer Beleuchtung eingerichtet sind.

Bei völligem Ausschluß des Trinkgeldgebens, sowie der Kosten für Heizung und Beleuchtung, belaufen sich die Zimmerpreise auf 2,25 bis 7,50 Mark täglich, je nach Wahl.

Der Tag der **Eröffnung** ist auf den **7. März d. J.** festgesetzt, und bleibt uns nur übrig, um freundlichen Besuch und geneigte Empfehlung des Hospizes in Bekanntenkreisen herzlich zu bitten.

Anmeldungen wolle man gefl. richten an das **Hospiz der Berliner Stadtmission, Berlin W., Mohren-Straße 27.**

Der Vorstand des Hauses:

Ad. Stöcker, Hofprediger. **von Bülow,** Generalmajor. **Johannes Gerold,** Kaufmann.
K. J. Müller, Buchhändler. **Otto Paasche,** Kaufmann.

NB. Anmeldungen können schon jetzt erfolgen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu zwei litterarische Beilagen: von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig und vom Rauhen Hause in Hamburg

Nr. 11 **Leipzig, den 11. März** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Passionsbilder: 4. Vor dem Landpfleger — Der christliche Glaube und das sittliche Leben. In Veranlassung von Wundts Ethik. 1. Die empirische Methode — Aus dem Rettungshause — Vom Lesen unsrer jungen Mädchen. 2 — Römisches: Rom und die Bibel; Aus der Germania — Verschiedenes: In Sachen der Enthaltsamkeitsvereine; Kongreß gegen den Mißbrauch geistiger Getränke; Die Heilsarmee in Berlin; Zu unsern Artikeln über die Berliner Kirchennot; Bitte und Erklärung — Anzeigen

Passionsbilder

4. Vor dem Landpfleger

„Gelitten unter Pontius Pilatus," so heißt es von dem Herrn im apostolischen Glaubensbekenntnis. Daß allein dessen Name genannt ist und nicht auch der des Kaiphas, begreift sich leicht: war doch der Römer die höchste Instanz im jüdischen Lande; nicht nur eine Zeitangabe ist also jener Ausdruck, sondern bezeichnet zugleich die Autorität, auf deren Rechnung das Geschick des Herrn schließlich gesetzt werden muß. Und nicht nur unter ihm, auch durch ihn hat der Herr gelitten. Nicht nur mittelbar trägt er die Verantwortung, wie etwa jedes Urteil bei uns „im Namen des Königs" ergeht, sondern auch unmittelbar ist das Schwerste, was der Herr zu dulden hatte, Geißelung und Kreuzestod, eben von ihm verhängt worden. Aber freilich ist während seiner ganzen Passion das äußerliche Leiden, die körperliche Qual nicht das eigentliche und tiefste Leid für den Erlöser gewesen, sondern das, was er innerlich dabei durchzumachen hatte. Kann man auch in dieser Hinsicht sagen, Pilatus habe den Kelch des Herrn besonders bitter gemacht? Scheint es doch, als wenn selbst das bitterste Unrecht, das ihm durch den Heiden angethan werden konnte, ihn bei weitem nicht so schmerzlich habe treffen können, wie die Verkennung und Verwerfung, die er durch sein eignes Volk erfuhr. Wenn nun aber gar der Landpfleger sich anfänglich weigert, den Herrn zu verurteilen, vielmehr seine Unschuld rückhaltlos anerkennt; wenn er sodann in mannichfacher Weise versucht, wenigstens das Aeußerste von dem Herrn abzuwehren: so könnte der Eindruck entstehen, als wenn der Blick auf den Landpfleger für den Herrn nicht eine Erhöhung und Erschwerung, sondern eher eine wenn auch nur sehr relative und vorübergehende Erleichterung gewesen wäre. Und doch wäre dieser Eindruck ein durchaus irriger. Wir versuchen das eigentliche Leid in den Leiden jener Stunden zu erkennen.

Der Blick dafür wird gewonnen, wenn wir die völlige Selbstlosigkeit des Herrn im Auge behalten. Ihm, der niemals seine eigne Ehre, sondern nur die seines Vaters, nie sein Wohl, sondern nur der Menschen Heil gesucht hatte, war auch im Blick auf Pilatus nicht das die entscheidende Frage, ob derselbe ihn verurteilen oder lossprechen werde, sondern wie sich dieser Mensch zu seinem Gott und dessen Willen stelle. Auch ihm gegenüber denkt er nicht an sich, sondern an ihn. Wie seinem Volke gegenüber es nicht sein Schmerz war, daß sie ihm ein Unrecht anthaten, sondern daß sie überhaupt unrecht thaten; wie seinen Jüngern gegenüber er das Unrecht gegen ihn vergaß über der Versuchung, in die sie selbst dadurch fielen: so auch hier. Wenn er so mit seinem scharfen Blick für Recht und Unrecht, für den Willen der niedern und der höhern Natur im Menschen das Thun des Pilatus beobachtete, konnte er sich desselben freuen, oder mußte er nicht vielmehr trauern über eine verlorne Menschenseele? Er, mit dem durchdringenden Blick für das, was in dem Menschen war, er, dem jeder, mit dem er in Berührung trat, alsbald wie ein aufgeschlagnes Buch vor seinem innern Auge stand, er hat nicht einen Augenblick an die Standhaftigkeit des Pilatus geglaubt. Und wie mußte er bei seinem absolut normalen sittlichen Bewußtsein über die Versuche des Pilatus urteilen, dem von ihm geforderten Todesurteil auszuweichen? Eben dies Ausweichen war schon eine Ungerechtigkeit. Hielt er den Herrn wirklich für unschuldig, so wäre es ein Gebot der Gerechtigkeit gewesen, diese seine Ueberzeugung zu vertreten und zur Geltung zu bringen. Daß Pilatus Jesum zu Herodes schickte, war eine Feigheit und konnte zu einer großen Ungerechtigkeit werden. Daß er dem Volke die Wahl zwischen Jesus und Barrabas ließ, war eine Ungerechtigkeit: denn einen Schuldlosen hätte er gar nicht zur Wahl stellen dürfen. Als er Jesum geißeln ließ, was nach dem Zusammenhang nicht die Einleitung zur Kreuzigung, sondern eine Disziplinarstrafe sein sollte, mit der die Sache abgethan sein sollte, da war es erst recht eine Ungerechtigkeit. Jesus hätte nicht der Heilige und Reine sein müssen, der er war, wenn nicht dies ganze haltlose und unsittliche Gebaren ihn tief betrübt hätte. Und dazu kam das wirklich Tragische in der Entwicklung des Landpflegers: bei relativ gutem Willen durch die ihm überlegne Entschlossenheit und den Fanatismus der Hohenpriester von einer Stufe zur andern hinabgedrängt und schließlich überwunden durch die Bande, welche frühere Schuld um ihn geschlungen hatte: er wußte, daß nur noch ein Tropfen dazu gehörte, um sein Maß beim Kaiser voll zu machen. Und der mit dem Auge der Liebe alles verfolgte, was auf seinem Wege ihn traf, von der Lilie des Feldes bis zu den Zöllnern und Sündern, der hätte nicht leiden sollen, als an seiner Person der Weg des Pilatus den Anlaß empfing, immer weiter in die Tiefe zu versinken?

Aber damit ist das innere Leid des Herrn in jenen Stunden nicht erschöpft. Die geistige Bedeutung jedes Menschen zeigt sich in dem Maße, wie er versteht, in dem Einzelnen, das er erlebt, ein Allgemeines zu begreifen und zu ergreifen. Ist es z. B. nicht des Dichters Art, in den individuellen Erlebnissen ein Allgemeines, das bei jedem anklingt, zur Anschauung zu bringen? Nie aber ist diese Kunst in dem Maße geübt worden wie von dem Herrn. Es ist das Charakteristische für seinen Verkehr mit andern, was sich an jedem einzelnen Falle bewährt, daß er das kleinste Ereignis, den einzelnsten Fall augenblicklich verallgemeinert und darin einen Typus und ein Spiegelbild großer Gesetze und Gesichtspunkte findet. Diese seine Art bewährt sich auch in seiner Passion. In dem Verhör vor Kaiphas sind

es nicht die Individuen gewesen, die sich so feindselig gegen ihn stellten, sondern diese kamen ihm als Bild des Volkes in Betracht: in ihnen hat sich der irdisch-fleischliche Sinn des Volkes ausgeprägt.

Nicht anders bei Pilatus. In dem Hohen Rat erfuhr der Herr den Haß derer, die ein Gottesreich nur schätzten, wenn es ihrem natürlichen Menschen Gewinn brachte: da standen sich zwei entgegengesetzte Formen der Religion gegenüber. Nun hat er es mit der Weltmacht zu thun: wie stellt sie sich zu dem überweltlichen Gottesreich, das in ihm sich darstellt? Verständnis hat sie dafür nicht, nur Achselzucken über den Schwärmer; für ihre weltlichen Gesichtspunkte und Ziele ist der Herr nicht zu gebrauchen. Aber sie hat auch keinen Haß gegen ihn; ihretwegen mag er sein Himmelreich bauen, wenn er nur die weltlichen Kreise nicht stört. Die Menschheit des bloßen Diesseits, wie sie in Pilatus sich darstellt, scheint zunächst unbefangener und freundlicher über das ihr völlig fremde Gottesreich mit seiner überweltlichen Art zu urteilen, als die Vertreter eines weltlich gedachten Gottesreiches. Aber dann weiter? Gerade weil die Welt jenes nicht zu fürchten braucht, darum hat sie dafür weniger Interesse als für die Vertreter eines weltlich gearteten Gottesreiches. Dieses ist wirklicher Konkurrent der Weltmacht auf ihrem eigensten Gebiet, darum haßt sie dasselbe, aber rechnet mit ihm, paktirt unter Umständen mit ihm und liefert den ungefährlichen Christus der gefährlich werdenden Theokratie aus. Gerade weil der Herr Träger eines Reiches ist, das nicht von dieser Welt ist, darum ist das weltliche Gottesreich und die gottlose Welt (im biblischen Sinne) gleicherweise für ihn nicht zu haben. Der Preis, die Welt zu verleugnen für den Himmel, ist den einen ein Aergernis, den andern eine Thorheit, aber beiden zu hoch. Das war das eigentliche Leid des Herrn, daß Theokratie und Welt ihn nicht wollen: im einzelnen sich verschieden stellend, im letzten Ergebnis eins — „für ihn haben wir kein Opfer übrig, denn mit einem »bloßen« Himmel können wir nichts anfangen." Ja, gelitten nicht nur unter, auch durch Pilatus.

Die Passionsgeschichte des Herrn hat sich fortgesetzt in seiner Gemeinde: sein Kampf mit dem weltlich gearteten Gottesreiche des Kaiphas, — aber nicht auch des Pilatus Stellung zu ihm? E H

Der christliche Glaube und das sittliche Leben

In Veranlassung von Wundts Ethik

Uebersicht: 1. Die empirische Methode — 2. Der Entwicklungsgedanke — 3. Subjekt und Ziel der Sittlichkeit.

Die wissenschaftliche Verteidigung des Christentums sucht heute ihre Anknüpfungspunkte vor allem in der Ethik. Denn im sittlichen Bewußtsein und Leben der Menschen sind die Thatsachen gegeben, welche das Evangelium voraussetzt, an die es selber anknüpft. In irgend einem Maße hat daher immer etwas ähnliches stattgefunden. Und doch ist es heute nicht mehr wie früher. Früher stand andres voran. So vor allem der Schluß, daß, wie alles in der Welt, so auch die Welt eine Ursache haben müsse, und daß diese Weltursache um der zweckvollen Ordnung willen, die in der Welt herrscht, als ein intelligenter Urheber, als Gott im Sinne des christlichen Glaubens zu denken sei. Dieser Schluß entsprach den Erkenntnisformen, welche das Christentum vorfand und welche Jahrtausende lang das Denken der Menschen beherrscht haben. Daher eine solche Rede Gehör fand und den allgemeinen Einklang von Glauben und Vernunft zu erweisen diente.

Heute dürfen wir darauf nicht mehr rechnen. Die Wissenschaft faßt ihre Aufgabe anders. Sie sucht nicht einen derartigen Abschluß. Sie verfolgt einen unendlichen Weg, und was ihr als das letzte, freilich ideale unendliche Ziel vorschwebt, das ist nicht die Entdeckung einer Ursache der Welt, welche selbst nicht mehr Welt ist, sondern die Zurückführung alles Wirklichen auf die nach einem Grundgesetz sich bewegenden Atome. Auf diesem Wege findet sie Gott nicht, kann ihn so nicht finden. Und doch hat sie Recht, wenn sie sich die Bahn in dieser Weise absteckt. Heißt das nun, daß die Wissenschaft über den Gottesglauben hinaus ist?

Nichts weniger als das. Wir können und dürfen es heute so wenig als früher aufgeben, zu zeigen, daß der christliche Gottesglaube eine Erkenntnis der ersten Ursache und des letzten Zwecks der Welt einschließt. Wir müssen nach wie vor den Nachweis führen, daß sich die menschliche Erkenntnis erst in diesem Glauben vollendet. Kein Zweifel auch, daß es gezeigt werden kann, da es so die Wahrheit ist. Aber mit jenem bequemen Schluß von der Wirkung auf die Ursache richten wir heute nichts mehr aus. Wenigstens bei den berufenen Vertretern der Wissenschaft nicht. Die direkten Anknüpfungspunkte müssen wir in der Geisteswissenschaft, in der Ethik vor allem, suchen. Wer sich daher zum christlichen Glauben bekennt und damit die Aufgabe anerkennt, demselben zur vollen Herrschaft im geistigen Leben der modernen Welt zu verhelfen, der muß auf die Ethik sein besondres Augenmerk richten.

Gemeint ist aber die philosophische, die allgemeine Ethik, welche wir von der theologischen Disziplin gleichen Namens unterscheiden. Bei der letztern versteht es sich von selbst, daß sie das sittliche Leben der Menschen im Lichte des Evangeliums auffaßt. Das ist hier von vornherein in die Aufgabe aufgenommen. Anders in der allgemeinen Ethik, welche ohne alle Voraussetzungen an ihr Werk zu gehen versucht. Sie hat um des apologetischen Interesses willen besondre Bedeutung für den Christen, da sie die Auffassung der sittlichen Dinge bei unsern Zeitgenossen kennen lehrt. Ihr müssen wir die Frage entgegenbringen, ob diese Auffassung Anknüpfungspunkte für das Christentum bietet, und wie es demnach um die Aussichten einer derartigen Verteidigung des Christentums steht, auf welche wir heute vor allem angewiesen sind.

In diesem Sinne möchte ich das Nachdenken der Leser auf die Ethik von Wilhelm Wundt richten, welche im Jahre 1886 erschienen ist und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen hat.*) Das Buch eignet sich besonders gut für unsern Zweck. Der Verfasser hat, wenn ich nicht irre, ursprünglich in den Naturwissenschaften gearbeitet und ist, durch Neigung und Talent dahin gezogen, durch die Psychologie zur Philosophie gekommen. Er hat also in hervorragender Weise Fühlung mit den Naturwissenschaften und ihrer Methode, d. h. mit derjenigen Seite des wissenschaftlichen Geistes, welche in unsrer Zeit den Ton angiebt. Die Gedanken, die sein Buch beherrschen, sind moderne Gedanken im eigentlichen Sinne des Wortes. Wir dürfen annehmen, daß hier eine Auffassung der Ethik vorgetragen wird, die sich in wissenschaftlichen Kreisen Anerkennung zu verschaffen imstande ist, die dem entspricht, was heute weite Kreise beherrscht; ein Stück des Zeitbewußtseins also, an das wir uns mit der Befürwortung des Christentums zu wenden haben.

Und noch aus einem andern Grunde ist das Buch für den eben erwähnten Zweck geeignet. Es nimmt eine freundliche Stellung zu Religion und Christentum ein. Das ist aber die Bedingung einer Verständigung. Man kann zwar einwenden, es sei die Aufgabe, auch bei denen Anknüpfungspunkte zu suchen, die von der Religion nichts wissen wollen, es sei daher besser, ein Werk dieser Gattung zu wählen. Allein, das wäre nicht richtig. Eine Ethik, die von Religion und Christentum nichts wissen will, ist einfach eine schlechte Ethik. Ich meine: nicht bloß eine Ethik, mit der wir als Christen nichts zu thun haben können, sondern eine Ethik, die als solche nichts taugt, weil sie von den elementaren Erscheinungen des sittlichen Lebens nichts versteht und vor den gewaltigsten Thatsachen desselben die Augen verschließt. Da könnte es sich nur um eine Kritik handeln, die ihrerseits auch vom Christentume ganz absähe, und mit einer solchen wäre in solchem Falle dem Christentume selbst am Besten gedient. Sie läge aber den Lesern dieses Blattes fern.

Also das Buch eignet sich für unsern Zweck, weil der Verfasser eine freundliche Stellung zum Christentume einnimmt. Er würde auf die berühmte Frage von Strauß, ob wir noch Christen sind, von seinem Standpunkte aus etwa sagen: Gewiß, und je mehr und in je höherm Sinne wir es werden, desto

---

*) Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Stuttgart, Enke, 1886; 588 S.; 14 M.

besser; aber freilich — würde er hinzufügen — wir müssen das Recht haben, das Christentum in unserm Sinne zu verstehen, d. h. nicht etwas Fremdes ihm unterzuschieben und den Namen des Christentums daran zu heften, wohl aber es von demjenigen in ihm selbst gegebenen Punkte aus zu verstehen und zu würdigen, den wir für den maßgebenden und wichtigsten in ihm halten. Dieser Punkt ist aber *der sittliche Geist* des Christentums. Nicht als wollten wir von der Religion im Christentum nichts wissen; sondern wir erkennen es als Thatsache an, daß echte Sittlichkeit sich in der Religion vollenden muß, und schätzen das Christentum als die *Religion* der vollendeten Sittlichkeit: nur mit den Dogmen der Kirche, mit dem Uebernatürlichen, dem Wunder und alledem möchten wir nicht zu thun haben; das bleibe unter uns der freien Meinung des Einzelnen überlassen, und wer in der Wissenschaft lebt, kann sich mit diesen Dingen nicht mehr befreunden. So etwa würde die Rede lauten.

Und was haben wir darauf zu antworten? Zunächst doch zu einem großen Teile: So meinen wir es auch; das ist der Punkt, von dem aus man vorzüglich das Evangelium erfassen muß, wenn man den Segen des Christentums zu eigen gewinnen will. Auch wollen wir nicht über Dogmen streiten, noch das Uebernatürliche, was man so darunter versteht, in die erste Linie stellen — wenn wir zwar der Meinung sind, eins wie das andre gehöre mit dazu. Aber *eins* müssen wir daneben stellen und betonen: das ist der christliche *Glaube*, der Glaube an *Gott in Christo*, an den Gott, der durch Christum zu uns gekommen und durch ihn mit uns handelt. Und zwar so, daß dieser Glaube von allem Anfang und bis zu allem Ende im sittlichen Leben *mit dabei ist und mit dabei sein muß*. Wohlverstanden, nicht als eine *Idee*, in der sich zwar das sittliche Bewußtsein vollendet, mit welcher es aber ins Ungewisse und Unbestimmte verläuft, sodaß man nur in symbolischer Weise davon reden kann — das meint Wundt auch, das bestreitet er nicht —, sondern rund und nett als eine *klare, deutliche Erkenntnis*, welche Kern und Stern der Sittlichkeit wie unsrer gesamten Weltanschauung ist. Anders können wirs nicht! Um der *Wahrheit* willen nicht!

Aber auch um der *Sittlichkeit* willen muß es sein Bewenden dabei haben. Denn ohne diesen Glauben hat die Sittlichkeit, nämlich was wir heute als Kinder der christlichen Gesellschaft darunter verstehen und was auch Wundt darunter versteht, keinen Halt und Bestand. Sie ist ohne dies nicht zu haben und zu üben. Und mag es noch so viele Einzelne geben, welche sie haben und üben, ohne diesen Glauben als den ihren zu bekennen, so bleibt es doch dabei, daß jener Zusammenhang im großen und ganzen besteht. Die menschlich-geschichtlichen Dinge sind viel zu verwickelt, als daß nicht ein solcher Zusammenhang sich in manchen, ja in vielen verschieben kann, ohne daß er deshalb aufhört, die Wahrheit zu sein. Es giebt auch theoretische Materialisten, welche sittlich höchst ehrenwerte Männer sind. Sollen wir deshalb sagen, daß es keine Gefahr für das sittliche Leben in sich schlösse, wenn der Materialismus zur allgemeinen Herrschaft über die Gemüter gelangte? So giebt es manche unter unsern Zeitgenossen, welche selbst den Christennamen nicht abthun; und denen wir diesen Namen abzusprechen uns schämen müßten, welche dabei aber den christlichen Glauben nicht voll und überzeugt bekennen. Nichtsdestoweniger bleibt es die Wahrheit, daß mit dem christlichen Glauben auch das zu Grunde gehen müßte, was jene am Christentum schätzen und um dessen willen sie sich Christen nennen, weil es das Höchste und Beste ist, was sie kennen und haben. Und zwar: *in der Sache* ist dieser Zusammenhang gegeben. Nicht bloß in dem Unvermögen der meisten Menschen, beides zu trennen, hat er seinen Grund, sodaß für die Männer der Wissenschaft eine Ausnahme festgestellt werden könnte. In der Sache liegt er, und aus dem Recht der Sache heraus ist es geurteilt, wenn wir sagen, daß eins ohne das andre nicht ist und nicht sein kann. Eine Betrachtung der Wundtschen Ethik kann und soll uns das bewähren.

Aber noch eine Bemerkung vorab. Es handelt sich hier nicht um eine Kritik des Buches. Was mir an demselben als lehrreich erscheint, daß der Ethiker daran zu lernen hat, und welche Bedenken ich gegen andres aus rein wissenschaftlichen Gründen habe, das lasse ich an und für sich beiseite. Es soll nur insofern Erwähnung finden, als es in die Besprechung des eigentlichen Themas eingreift. Unser Thema ist eine Erörterung über den *Zusammenhang des christlichen Glaubens und des sittlichen Lebens* innerhalb der Grenzen, welche der Betrachtung durch den Anschluß an das *Wundtsche* Buch gegeben sind.

1. Die empirische Methode

Die Ethik Wundts wird allererst dadurch charakterisirt, daß sie sich auf einer Untersuchung der Thatsachen des sittlichen Lebens aufbaut. Das kündigt schon der Titel an, welcher besagt, daß es sich um „eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens" handeln soll. Das heißt, daß die Betrachtung des thatsächlich Gegebenen den Ausgangspunkt bilden und von ihr aus der Weg zu den Normen unsers sittlichen Lebens gesucht werden soll. Dem entspricht auch der Inhalt. Der *erste* Abschnitt, ein reichliches Drittel des Buches, handelt von diesen *Thatsachen*. Auch das Einzelne und Kleine, das scheinbar Zufällige und Geringfügige wird behandelt, ohne daß irgendwo der Zweck aus dem Auge gelassen oder der große Gang der Untersuchung unterbrochen wird. Darin bewährt sich der umsichtige Forscher. Der *zweite* Abschnitt behandelt die *moralphilosophischen Systeme* von den Anfängen dieser Wissenschaft bei den Griechen bis in die neueste Zeit. Dann sucht der *dritte* und letzte Abschnitt *die Prinzipien der Sittlichkeit*. In ihm herrscht wieder der gleiche Geist wie im ersten. Auf das Thatsächliche und Gegebene wird überall hingewiesen, daran wird angeknüpft, darauf wird aufgebaut.

Ich wüßte nun nicht, was richtiger und erfreulicher sein könnte als diese Methode. Sie muß mehr und mehr zur Herrschaft in der Ethik kommen, wenn es mit derselben vorwärts gehen soll. Denn so allein wird ein objektiver Boden für Verhandlung und Verständigung über die Probleme und Prinzipien des sittlichen Lebens gewonnen. Und denke niemand, das sei ja so selbstverständlich, daß es gar nicht als ein besondrer Vorzug betrachtet werden könnte. Selbstverständlich ist es eben nicht. Statt dessen gilt es noch vielfach als ein unumstößlicher Satz, daß die empirische Methode sich für die Ethik nicht eigne. Denn, sagt man, was sollte aus der Würde des Sittlichen werden, wenn man bei dessen Ermittlung von der Erfahrung ausgehen wollte? Wobei man supponirt, als lehrte uns die Erfahrung nur etwas vom Thun und Lassen der Menschen, woraus wir freilich unsre sittlichen Ideale nicht entnehmen dürfen. Aber vielmehr lehrt uns die Erfahrung auch etwas von den *sittlichen Idealen*, welche die Menschen aufgestellt und an denen ihre Herzen sich je und je erwärmt haben. Alle diese sittlichen Ideale vom niedrigsten bis zum höchsten sind uns in der Geschichte gegeben. Die gehören vor allem mit zu dem thatsächlich Gegebenen, worum es sich in dieser Wissenschaft handelt. Kein Zweifel daher, daß die empirische Methode es gestattet, die Betrachtung *auf ein Ideal* hinauszuführen, *dessen Würde und Majestät den höchsten Forderungen genug thut*. Kein Zweifel aber auch, daß es das allein Richtige ist, so zu verfahren, mit der Erörterung des Gegebenen zu beginnen und darauf hin die Verständigung zu suchen. Im andern Falle läuft es darauf hinaus, daß jeder *sein* Ideal als Voraussetzung mitbringt — sein Ideal, wie es zumeist der Lehre einer philosophischen Schule entsprungen ist. Auch die Thatsachen werden dann nur unter der damit gegebenen Voraussetzung aufgefaßt und beurteilt. Das ist aber die Umkehr des Richtigen. Handelt es sich um Wissenschaft, dann muß die Erörterung der Thatsachen die Voraussetzung bilden. Und auf dieser Grundlage kann dann eine Verständigung über die Ideale und Prinzipien gesucht werden. Daß es diesen Weg einschlägt, ist ein Vorzug des Wundtschen Buches.

Namentlich ist es auch deshalb ein Vorzug, weil damit der Boden gegeben ist für eine *der Wirklichkeit entsprechende Würdigung des Christentums* und seiner Bedeutung für die Entwicklung des sittlichen Lebens der Menschheit. Mag nun der Ethiker Meinungen und Ideale haben, welche er will: betritt

er den eben bezeichneten Weg und thut als wissenschaftlicher Forscher seine Pflicht, dann kommt er um das Christentum nicht herum. Er muß es dann in seiner das sittliche Leben umgestaltenden Kraft irgendwie würdigen. Und ich möchte nicht behaupten, daß Wundt das nicht thut. Aber ich glaube nicht, daß das genügt, was er darüber sagt. Der Bedeutung der Religion freilich für die Anfänge des sittlichen Lebens wird er in jeder Weise gerecht. Man könnte fragen, ob er sie nicht vielleicht bisweilen zu hoch anschlägt. Aber das Christentum wird nicht so hervorgehoben, wie es die Sache — nicht unsre christliche Ueberzeugung etwa bloß, sondern die Sache — fordert. Und das hängt mit einem allgemeinen Fehler seiner Untersuchung der Thatsachen zusammen. Es fehlt ihr an der nötigen Zusammenfassung. Sie zersplittert sich zu sehr. Was oben als Vorzug gerühmt wurde, das Eingehen auf das Einzelne und Kleine, es hat diese Kehrseite — zum Schaden der Sache. Es fehlt eine Betrachtung der Stadien in der Entwicklung des sittlichen Geistes, ich möchte sagen, im großen Stil. Mag dann immerhin außer Betracht bleiben, was nicht in unsre, der abendländischen Völker, Vergangenheit gehört. Mag hier der Blick sich auf diese Linie der Entwicklung beschränken, in der wir alle unser sittliches Ideal suchen und finden werden. Zu entbehren ist eine solche Betrachtung nicht. Die Vorführung der moralphilosophischen Systeme kann nicht, wie es beabsichtigt erscheint, als ein wirklicher Ersatz dafür gelten. Die Moralisten machen nicht das sittliche Leben. Auch spiegeln ihre Schriften es nicht vollkommen ab, da es doch mehr oder weniger zufällig bleibt, was sich in dieser Weise am nachdrücklichsten geltend zu machen weiß. Vor allem entspricht es der ungemeinen Bedeutung des Christentums für das sittliche Leben nicht, wenn es in der Reihe der moralphilosophischen Systeme auf zehn Seiten kurz erörtert wird. Wäre dagegen eine Betrachtung wie die oben geforderte angestellt worden, dann hätte ganz anders zur Geltung kommen müssen, daß die Wurzeln unsrer sittlichen Ideale, auch des von Wundt anerkannten, geschichtlich im Christentum liegen. Und dann hätte diese Ethik vielleicht noch bestimmter christlichen Charakter gewonnen, als es so der Fall ist. Ich will das an einem Beispiele erläutern, an einem solchen, das in der Mitte der Dinge liegt.

Daß das von Wundt vertretene sittliche Ideal im allgemeinen das christliche ist, scheint mir außer Zweifel zu stehen. Das entgegengesetzte Urteil von Hugo Sommer in den Preußischen Jahrbüchern halte ich für ungerecht und irrig. Wundt hat Recht, wenn er dem gegenüber in seiner Streitschrift*) für sich in Anspruch nimmt, das werkthätige Christentum zu vertreten. Ich denke dabei nicht bloß an das Allgemeine, an die Ideale der Humanität, welche ja wohl heute kaum einer verleugnen wird und die schließlich doch nichts andres sind als das christliche Gebot der Nächstenliebe, wenn auch ohne seinen religiösen Zusammenhang. Es ist ein ganz bestimmter Punkt, den ich im Auge habe, an dem der eigentlich christliche Charakter dieser Ethik sich durchsetzt. Und das ist dieser: Wundt zweifelt nicht daran, daß die sittlichen Werte, welche im sozialen Leben entstehen, allen Gütern der Kultur unbedingt übergeordnet werden müssen. Er weiß, daß alles, was Kunst und Wissenschaft leisten, so wertvoll es ist, unter sittlichem Gesichtspunkte hinter dem guten Willen zurücktreten muß, der nichts für sich begehrt, aber alles für die Brüder erstrebt. Daran erkennt man aber in der Ethik das christlich-sittliche Urteil. Andre urteilen anders. Bis zum Ueberdruß kann man von manchen Skribenten den sittlichen Wert der Kultur preisen hören. Ich habe einmal in der Kölnischen Zeitung eine Korrespondenz gelesen, welche „die sittliche Förderung" rühmte, deren sich die Zuhörer eines Häckelschen Vortrages über irgend welche Formen der niedern Tierwelt zu erfreuen gehabt. Allbekannt ist das Urteil von Strauß, welcher einen Mangel an der sittlichen Größe des Heilands darin findet, daß Wissenschaft, Industrie u. s. w. nicht durch ihn gefördert worden sind. Tiefer greift, daß die philosophische Sittenlehre Schleiermachers darauf angelegt ist, der Herrschaft der Vernunft über die Natur den ersten Platz unter den sittlichen Werten anzuweisen, und daß die Nachwirkungen davon besonders durch Rothe auch in die theologische Ethik hineinreichen. In Wahrheit widerspricht ein solches Urteil dem christlichen Ethos. Und zwar ist diese Ueberschätzung der Kultur wenn nicht der einzige, so doch der vornehmste Gegensatz, in welchen die christliche Auffassung des sittlichen Lebens heute tritt. Nicht in der Kultur — sagen wir dem gegenüber —, nicht in der natürlichen Herrschaft des Geistes über die Natur, auf welcher die Kultur beruht, sondern in dem Zusammenleben, in der Gemeinschaft erwächst alles, was unmittelbar sittlichen Wert oder Unwert hat. Was das Verhältnis zur Natur betrifft, ist die sittliche Gesetzgebung direkt nur eine einschränkende. Das ist es, was dem Evangelium entspricht. Wird statt dessen die Herrschaft des Geistes über die Natur für das Sittliche und der Kulturfortschritt für den sittlichen Fortschritt erklärt, so ist das die dem Evangelium entgegengesetzte Anschauung. Natürlich nicht, als wäre der Gegensatz ein ausschließender. Auch wer die Kultur für das Sittliche erklärt, wird niemals die sittliche Bedeutung der Gemeinschaft verkennen. Aber jenes ist ihm das Wichtige und dieses das zweite. So weiß auch der Christ die Kultur zu schätzen. Aber niemals als etwas, was aus und durch sich selbst sittlichen Wert hätte. Die Kultur ist etwas Natürliches, etwas, was sich ohne sittliche Arbeit um des Lebens willen von selbst entwickelt. Eine gewisse Entwicklung derselben ist zwar die Voraussetzung der höhern Formen des sittlichen Lebens. Aber darüber hinaus ist oft fraglich, ob dieser oder jener Fortschritt der Kultur das sittliche Leben fördert oder hemmt. Sie ist nie selbst das Sittliche, sondern eine natürliche Voraussetzung des Sittlichen und manches aus ihr ein Mittel zum Guten und daher indirekt von sittlichem Wert. So urteilt im wesentlichen auch Wundt, und deshalb scheint er mir in diesem durchgreifenden Gegensatz auf Seiten der christlichen Auffassung zu stehen.

Allein, wem verdanken wir nun doch wohl dieses sittliche Ideal, dessen höhern Wert allen Kulturidealen gegenüber zu empfinden wir jedem Gewissen unter uns zumuten? Wem verdanken wir die Form, in der wir es haben, so nämlich, daß es nicht auf die Kreise der engern Gemeinschaft beschränkt ist, sondern die ganze Menschheit umspannt, so wiederum, daß es nicht bloß alles Unrecht zu meiden, sondern Liebe gegen alle Menschen zu üben gebietet? Liegt nicht der Ursprung dieses Ideals im Evangelium? Ist es nicht die Predigt des Herrn vom Gottesreiche, in welcher der Menschheit dies Ideal strahlend aufgegangen ist, und zwar so, daß es derselben nun nicht wieder verloren gehen kann?

Vielleicht wird hiergegen eingewandt, daß auch die spätern Stoiker im römischen Weltreiche das Ideal der allgemeinen Humanität verkündigt haben. Vielleicht weist man weiter darauf hin, daß diese ihre Lehre in der Gesetzgebung der römischen Kaiser einen nachhaltigen und wirksamen Ausdruck gefunden hat. Wenigstens liegt es nahe, dies in Betracht zu ziehen und darauf hin zu fragen, ob es wirklich das Evangelium ist, dem wir jenen Fortschritt oder — sagen wir lieber — jene prinzipielle Vollendung unsrer sittlichen Erkenntnis verdanken. Aber wir brauchen die Frage nicht zu scheuen. Denn nichts ist gewisser, als daß es doch bei dem erst Gesagten sein Bewenden hat und daß diese gleichzeitige Entwicklung im römischen Weltreiche dem Evangelium gegenüber nur als eine Vorbereitung auf dieses und seine Ideale in Betracht kommen kann.

Dasselbe Weltreich, in welchem diese Blüte der sittlichen Erkenntnis gezeitigt worden ist, war zu eben jener Zeit bereits in seinen innersten Grundfugen erschüttert. Es herrschte daneben eine große Verderbnis aller sittlichen Verhältnisse. Die großen Kaiser des zweiten Jahrhunderts haben den drohenden Verfall aufgehalten; aber sie haben ihn nicht zu hindern vermocht. Die Einführung der humanen Gedanken in die staatliche Gesetzgebung hat unter diesen Umständen auch nicht Stich gehalten. Aber das Evangelium hat das sittliche Ideal, dessen Licht uns heute noch leuchtet, durch die Stürme der Völkerwanderung hindurchgerettet. Und das hat das Evangelium deshalb zu leisten vermocht, weil es die Weltkirche in der Geschichte aufgerichtet

*) Zur Moral der litterarischen Kritik. Eine moralphilosophische Streitschrift. Leipzig, Engelmann, 1887; 77 S.; 1,20 M.

und in derselben die abendländischen Völker zu dem Ganzen einer sittlichen Gesellschaft zusammengefügt und vereinigt hat. Das sittliche Ideal, dessen Wurzeln im römischen Weltreich als solchem und nur in diesem lagen, wäre mit dem Boden, auf dem es erwachsen, wieder zu Grunde gegangen. Das Evangelium hat auf dem Boden dieses Weltreichs und in den Formen desselben die Weltkirche geschaffen. Diesem Umstan deverdanken wir, daß eine Völkergesellschaft erwachsen ist, in welcher das sittliche Ideal der Menschheit eine Stätte gefunden, in welcher es so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß es nicht wieder entschwinden kann. Das ist die einfache thatsächliche Wahrheit, welche die Geschichte lehrt.

Aber freilich, man kann das alles anerkennen und doch die Folgerung ablehnen, daß dieses sittliche Ideal und der christliche Gottesglaube für immer zusammengehören. Es liegt z. B. kein Grund zu der Annahme vor, daß nicht auch unser Ethiker dem oben Gesagten zustimme, wenn er es gleich nicht in dieser Weise hervorhebt und betont. Was sich fragt, ist, ob jener thatsächliche Gang der geschichtlichen Entwicklung nicht auf einen innern notwendigen, in der Sache gegebenen Zusammenhang hinweist. Das aber, meine ich, sei der Fall. Die Kirche hat das sittliche Ideal der Menschheit wirksam in die Geschichte einzuführen und in ihr zu erhalten vermocht, weil sie nicht bloß dies Ideal zu verkündigen hatte, sondern zugleich und vor allem eine Sphäre schuf, in welcher es wirklich einen realen Zusammenhang aller Menschen ohne Ansehen der sozialen Stellung oder der Volkszugehörigkeit gab. Lassen wir den Apostel reden: Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu. Und wiederum: Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs; Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe. Das war die Ausrüstung der Kirche. Durch diese Ideen, durch diese Kräfte des göttlichen Geistes hat sie das Band um die in ihr vereinigten Völker geschlungen, hat sie den Mächtigen und Starken das heilige Gebot des Himmelsherrn als Joch auf die Schultern gelegt und die Niedrigsten und Unwertesten dessen gewiß gemacht, daß sie denselben Vater im Himmel haben und zu demselben ewigen Ziel berufen sind wie der König auf seinem Throne. Dadurch ist das Evangelium aus einem Wort zu einer wirksamen Macht in der Welt geworden. So ist es gekommen, daß das sittliche Ideal des Christentums eine Stätte in der Welt gefunden hat und daß es so fest steht, daß die meisten unter uns — mögen sie handeln, wie sie wollen — es jedenfalls nicht Wort haben wollen, dieses Ideal zu verachten.

Nicht als wenn diese Kirche selbst eine ideale Verkörperung des Gottesreiches in der Welt gewesen wäre, oder als wenn sich in der Verwirklichung dieser Kirche die Absicht des Evangeliums erschöpft hätte. Die Mängel und Gebrechen dieser Kirche liegen am Tage. Sie werden heute öfter aufgezählt, als ihre durch nichts aufzuwiegenden Verdienste. Aber das ist nun einmal nicht anders. Die göttliche Wahrheit muß in der Welt selber weltliche Form annehmen. Und dann nisten sich in dieser weltliche Zwecke und dem Evangelium widersprechende unsittliche Leidenschaften ein: das alles hier doppelt verwerflich, weil es hier zugleich auf Heuchelei oder Fanatismus hinausläuft. Dadurch wird aber niemals aufgehoben, was der Geist Gottes trotz alledem durch die Macht der Wahrheit wirkt. Ebenso hat es bei dieser Kirche nicht bleiben sollen. Als die Zeit gekommen, ist die Form zerbrochen. Für einen großen Teil der Christenheit wenigstens. Und für den andern, der die Reformation abwies und bei der alten Kirche verblieb, hat sich doch auch die Gestaltung des Lebens seither verändert. Für die protestantische Christenheit und einen großen Teil der Katholiken ist an die Stelle der römischen Weltkirche die christliche Völkergesellschaft des Abendlandes getreten, als auf welchem Boden das Menschheitsideal seine Stätte hat und von welchem aus es die Welt zu erobern bestimmt ist.

Nun fragt sich aber, ob dadurch jener innere Zusammenhang zwischen dem sittlichen Ideal und dem christlichen Glauben aufgehoben ist, von welchem feststeht, daß er die Gedanken der Humanität einzubürgern das Mittel gewesen ist. Für eine solche Meinung dürfte man sich jedenfalls auf die oben erwähnten, den christlichen verwandten sittlichen Ideen der spätern Stoiker nicht berufen. Denn es ist nicht an dem, daß dieselben hier außer dem religiösen Zusammenhang begegneten. Diese Philosophen haben auch Gedanken von Gott und von der gemeinsamen ewigen Bestimmung der Menschen ausgesprochen, welche an das Christentum anklingen. Das widerlegt also nicht, sondern beweist gerade, daß beides notwendig zusammengehört. Auch dadurch erweisen sich jene Gedankenbildungen als eine Vorbereitung auf das Christentum, welches ihnen allererst durch die Gewißheit eines auf Offenbarung gegründeten Glaubens volle wirksame Lebenskraft eingeflößt hat. Ist denn aber sonst irgendwo die Probe gemacht, ob das Ideal ohne den christlichen Glauben bestehen und die Gemüter beherrschen kann? Ich meine nicht die Probe an einem Einzelnen oder auch an Vielen, die im Vergleich mit dem Ganzen doch immer eine Minderzahl bilden. Denn das trägt nichts aus, wie oben gezeigt ward. Ich meine die Probe an einem Ganzen der sittlichen Gesellschaft. Ja, hört man die Ethiker reden, welche der christlichen Religion fern stehen oder ihr abgeneigt sind, dann kommt es auf eine solche Probe gar nicht an, dann versteht es sich von selbst, daß dergleichen möglich ist. Als wenn es nur so ein Kinderspiel wäre, aus diesem lebendigen Ganzen, welches noch mit seinen Ideen die christliche Völkergesellschaft beherrscht, den leitenden Gedanken zu beseitigen, im übrigen aber das Ganze zu erhalten, ja wohl gar nun erst recht zur vollen Blüte zu führen! Aber das trägt nichts aus. Solche Reden beweisen nur, daß es kurzsichtige Menschen giebt, in deren Gedanken sich so etwas natürlich und ohne Umstände giebt, Ethiker, die nicht von dem wirklich gegebenen, sondern von selbsterdachten abstrakten Ideen ausgehen.

Achten wir statt dessen auf das, was die Geschichte zeigt, so müssen wir sagen: die Probe ist nicht gemacht. Und wir fügen mit aller Ueberzeugung hinzu: wenn sie gemacht wird, dann wird sich unzweideutig herausstellen, daß das etwas innerlich Unmögliches ist. Das christlich-sittliche Humanitätsideal und der christliche Glaube bilden zusammen ein Ganzes: eins ist ohne das andre auf die Dauer nicht zu haben und zu halten. Vielleicht, daß es zu dieser Probe kommt. Die Zunahme der Masse, welche dem Evangelium der Sozialdemokratie lauscht und folgt, weist auf diese Möglichkeit hin. Nun wohl denn, die Alternative ist die: entweder es kommt dahin, daß die alte und unverkürzte Wahrheit des Evangeliums nicht bloß die Herrschaft behauptet, die sie annoch hat, sondern wieder die alles andre beherrschende Macht in allen, auch in den geistig hochgebildeten Schichten des Volkes wird. Oder wir gehen dem großen Umsturz entgegen, aus dem schließlich wieder nichts andres erretten wird als das unvergängliche Evangelium, dessen Ursprung in Gott ist. Aber mit welchem Verlust von sittlichen und geistigen Gütern würde das verbunden sein! Welche Gefahr der Erneuerung katholischer Kirchenideale auch in unsrer Mitte würde daraus entspringen! Gott behüte uns davor!

Auch dies zuletzt Gesagte weist aber auf den Grund hin, um dessen willen das sittliche Ideal und der christliche Glaube so unzertrennlich zusammenhängen. Er ist darin gegeben, daß die Menschen ein Evangelium haben müssen und ein solches weder entbehren können noch wollen. Entweder daher sie behalten das alte Evangelium: dann werden sie auch das heilige Gottesgesetz behalten und pflegen, welches in diesem Evangelium enthalten ist; oder sie geben es auf und jagen den andern Zielen nach, welche das neue Evangelium vom sozialistischen Zukunftsstaat ihnen vorhält. Dann werden sie sich Gesetze schreiben, welche diesem Evangelium entsprechen, und eine Weile wird es um das alte Gottesgesetz geschehen sein. Für eine Weile — vielleicht wird es während dem keine öffentliche Predigt des alten Evangeliums mehr geben. Aber wenn nicht, so wird Gott selbst unmittelbar diesem Geschlecht predigen, bis es durch viel Sünde und Schuld, durch viel Thränen und Not zur Umkehr kommt. Noch einmal: Gott behüte uns davor!

Oder daß ich dasselbe auch auf eine mehr abstrakte und überlegte Weise sage. Der Grund ist dieser: das sittliche Ideal

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

welches darauf hinausläuft, alle Menschen durch das Gesetz der Liebe zu verbinden, hat zur Voraussetzung, daß es etwas giebt, was allen Menschen gemeinsam ist, worin sie alle gleich stehen, und daß das nicht etwas Nebensächliches und Geringfügiges ist, sondern das Höchste, Letzte, was dem Leben aller Inhalt und Richtung giebt, geben sollte. Diese Voraussetzung aber trifft nur zu, wenn der christliche Glaube an Gott als unser aller Vater im Himmel und an sein ewiges Reich als unser aller höchstes Ziel die Wahrheit ist. Denn in der Welt giebt es nichts, was dieselbe zu erweisen dient. Ohne die Wahrheit des christlichen Glaubens ist das christliche Ideal der Sittlichkeit ein unwahrer und übertriebener Gedanke. Ist es das nicht, sondern vielmehr die Wahrheit, von der wir unmittelbar überzeugt sind und die wir, ohne uns selbst aufzugeben, nicht lassen können, dann ist auch der christliche Glaube wahr. Und alle Pflege der Sittlichkeit muß mit der Einprägung und Pflege dieses Glaubens verbunden sein. Nicht bloß so, wie auch Wundt will, daß sich der sittliche Gedanke schließlich in der religiösen Idee vollendet, sondern so, daß dieser Glaube an Gott in Christo, an den Gott, der durch Christum mit uns handelt, Anfang und Ende aller sittlichen Erziehung und Uebung bildet.

Ich meine also, es sei ein großer Vorzug der Wundtschen Ethik, daß sie sich auf einer Untersuchung der sittlichen Thatsachen aufbaut, weil dies sowohl von der Sache gefordert wird, als auch die Vorbedingung für eine Verständigung über das Christentum auf dem Boden der Ethik ist. Ich finde aber, daß in der Ausführung eine zusammenfassende Betrachtung über die Entwicklung des sittlichen Geistes zu vermissen bleibt, und behaupte, daß eine solche zu einer noch bestimmteren Würdigung des Christentums geführt haben würde, insbesondre zu der Erkenntnis, daß wir das auch von Wundt anerkannte sittliche Ideal einfach dem Christentume verdanken und daß es ohne den christlichen Gottesglauben als Grundlage aller Sittlichkeit weder theoretisch noch praktisch aufrecht erhalten werden kann.

J K

Aus dem Rettungshause

Die Rettungshäuser sind zur Zeit noch in ihrer segensreichen Wirkung gehemmt durch ein tiefgewurzeltes Mißtrauen, das besonders in den gebildeteren Kreisen gegen sie herrscht. Mögen die folgenden Zeilen dazu helfen, dieses Mißtrauen zu überwinden.

1

Eine wohlhabende, ehrenhafte Familie muß es erleben, daß ihr Sohn auf schlechten Wegen wandelt. Schon in seinem zehnten Jahre hat er öfter gestohlen. Damals wurde er gestraft; man vergab ihm und vergaß dann die unerquickliche Geschichte. Jetzt nach drei weitern Jahren bricht über die armen Eltern ein schrecklicher Tag der Enthüllungen herein. Der Junge hat sie hintergangen, wie sie es nicht für möglich gehalten hätten: auf einmal sind sie seinetwegen in der peinlichsten Weise zum Stadtgespräch geworden. Was thun? Der Knabe muß fort. Aber wohin? Eigentlich giebt es auf diese Frage nur eine Antwort: ins Rettungshaus. Aber schon der Name Rettungshaus klingt den Eltern so hart und rauh in den Ohren. Nein, fürs Rettungshaus paßt ihr Söhnchen nicht. Statt dessen wird er zu einem Pastor aufs Land gethan. Der Pfarrer und die Pfarrerin sind gute Leute, die alles thun, was sie für ihren Pflegling thun können. Aber mit aller ihrer Fürsorge hindern sie nicht, daß dieser immer roher, immer verschlossener, immer begehrlicher wird. Endlich geht es beim besten Willen in der Dorfpfarre nicht mehr; der Pfarrer schickt ohne Zuversicht und Freudigkeit den nun fünfzehnjährigen Knaben ins Elternhaus zurück, weil er seine eignen Kinder vor ihm schützen muß. Der Heimgekehrte ist froh, vom Lande weg zu sein, und bittet seine Eltern hoch und hehr, ihn bei sich zu behalten: er wolle von nun an gut werden. Aber das Gutwerden ist dadurch wesentlich erschwert, daß die Schulkenntnisse, die er vom guten Herrn Pastor mitbringt, ihn nicht befähigen, in eine seinem Alter entsprechende Klasse einzutreten. Alt und groß sitzt er mit kleinen Bürschchen auf derselben Bank, oft wegen seiner ungefügen und unwissenden Art von ihnen verlacht. Solche Situation birgt hundert Versuchungen in sich, denen der sittlich so unreife junge Mensch zum Opfer fällt. Eines Morgens kommt ein Briefchen vom Direktor, das dem Vater rät, zur Vermeidung größerer Ungelegenheiten seinen Sohn von der Schule abzumelden. Was nun? Zu Schiff! Es sind trübe Tage, in denen der Vater mit dem Sohne in der Hafenstadt bei mehr als zehn Kapitänen anfragt, ob sie ihn nicht für Geld und gute Worte als Schiffsjungen nehmen wollen. Endlich nimmt ihn ein Australienfahrer an, und hin ist hin. Zwar besucht der breitschultrige Matrose später von Zeit zu Zeit die Seinigen; aber der Herzenston, der Familienklang ist für immer verklungen.

Wer nicht selbst in Rettungshausarbeit gestanden hat, weiß nicht, wie ungezählte male sich diese Geschichte mit geringen Abänderungen in Deutschland abspielt. Die Zahl der halb oder ganz verlornen Söhne aus „bessern" Ständen ist sehr groß. Ja, was noch unbekannter ist, die Zahl der verlornen Töchter aus denselben Kreisen ist auch nicht klein. Meist ist bei ihnen der Zeitpunkt verfehlt, wo man sie an Leib und Seele hätte erhalten können, wenn man sie in die richtigen Hände gethan hätte: in die des Rettungshausvaters.

Warum that man aber dies nicht? Einmal ist hier zu nennen die elterliche Eitelkeit, welche nicht klar genug sieht, um den rechten Augenblick für entscheidendes Handeln zu erkennen. Ja wenns nicht das eigne Kind wäre, würde man nicht zaudern! Solche elterliche Schwäche ist die größte Unbarmherzigkeit gegen das eigne Kind. Andrerseits kommt aber in Betracht, daß man sich ganz falsche Vorstellungen vom Rettungshause macht.

Man sieht in ihm eine Art Unterkunft für arme, verlumpte, schmutzige Jungen und Mädchen. Die Kinder der Gasse und des Armenhauses sind da gut aufgehoben; denn sie finden da ein reines Bett, gesunde Kost, ordentliche Arbeit und so viel Aufsicht, daß sie fernerhin fremden Leuten nicht zur Last fallen. In diesem Sinne giebt man dem Sammelboten einen milden Beitrag für das Rettungshaus, ohne je daran zu denken, daß dasselbe auch einmal die Heimstätte der eignen Kinder werden kann. Und in Wahrheit entsprechen leider viele Rettungshäuser dieser Auffassung nur zu gut. Sie sind Sammelhäuser für arme Kinder der verschiedensten Art, für Waisen, Halbkranke, Bettelarme, junge Vagabonden, stehlende Knaben u. s. w. Daß in solche Umgebung eine Familie gebildeter Stände keines ihrer Glieder geben will, bedarf keiner Rechtfertigung. Aber man sollte auch ein Haus dieser Art nicht Rettungshaus nennen; es ist im besten Falle ein Armkinderhaus.

Ein rechtes Rettungshaus — und es giebt deren in Deutschland genug — hat keinen andern Zweck, als zu erziehen. Es will keine Armen- und Waisenhäuser ersetzen; es will gar nicht im nächsten Wortsinne eine mildthätige Anstalt sein; es nimmt erziehungsbedürftige Kinder auf und erzieht sie, d. h. es thut das, was die Eltern wegen der besonders schwierigen Charakterart des Kindes nicht selbst vollenden können.

Was aber verleiht der Rettungshauserziehung das Uebergewicht über die Hauserziehung? Im Rettungshause giebt es eine pädagogische Erbweisheit, eine Tradition erziehlichen Geistes, wie sie kein Elternhaus aufweisen kann. Hier giebt es eine Gleichmäßigkeit in Strenge und Milde, eine Folgerichtigkeit der Behandlung, die insbesondre bei den Müttern gewöhnlich nur frommer Wunsch bleibt. Hier ist Unterricht und Hauspflege in ungestörtem Einklang: der Lehrer ist zugleich Erzieher. Hier ist eine Heimat jugendlicher Sangeslust, Spielensfreudigkeit und einfacher Frömmigkeit, wie nicht leicht im Elternhause. Hier können fremde, schlechte Einflüsse mit fast ausnahmsloser Sicherheit fern gehalten werden. Hier fühlt und weiß der Knabe selbst in jeder Stunde, daß es sich um sein Besserwerden handelt, ein unter richtiger Leitung sehr nützliches, heilsames Bewußtsein.

Freilich es giebt auch Gefahren der Rettungshauserziehung. Zwar daß sie, wie auch schon gesagt ist, zur Heuchelei führe, kann nach vielfachen Erfahrungen nicht zugegeben werden. Eine Pfarrhauserziehung ist dieser Gefahr viel mehr ausgesetzt. Aber ein Bedenken ist nicht gegenstandslos: muß sich nicht inmitten von zehn, zwölf oder mehr Rettungshausknaben eine Atmosphäre

der Sünde entwickeln, die den Einzelnen ansteckt und schädigt? Ja, wo die Hausväter nicht die rechten Leute sind, wird dies der Fall sein; wo aber der Hausvater ein Mann ist mit Kindessinn und doch mit festem Geiste, fromm, treu, ein Pfleger der Seelen, ein offener Charakter, der Offenheit weckt, da wird die Gefahr nicht groß werden; er bannt die giftigen Winde. Auch soll man nicht vergessen, daß leider die Atmosphäre der Sünde auf vielen Klassen unsrer höhern Schulen nicht weniger drückend lastet, als auf einem matten, schlaffen Rettungshause.

Wie es überhaupt verschiedne Stufen des sittlichen und intellektuellen Zustandes der gefährdeten Knaben giebt, so paßt natürlich nicht jedes Rettungshaus für jeden Knaben. „Welches Rettungshaus wird gerade für diesen Knaben passen?“ Da schreiben Sie, bitte, an den Provinzial- oder Landesverein für innere Mission in Ihrer Provinz oder in Ihrem Lande. Sobald dieser Verein den Zustand Ihres Kindes einigermaßen kennt, wird er Ihnen gern und gut raten, wohin Sie dasselbe schicken sollen. Je mehr sich die Eltern in solcher Weise an die Zentralorgane der innern Mission fragend wenden, desto mehr werden auch diese Veranlassung nehmen, der Rettungshausarbeit an Kindern der gebildeten Stände ihre besondre Aufmerksamkeit zu widmen. Vorbildlich für solche Arbeit ist bis jetzt vor allem das Pensionat des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg, das augenblicklich eine Heimat für achtzig bis neunzig Knaben bietet.

2

Welche Kinder gehören ins Rettungshaus? Die bisherige Praxis antwortet fast ausnahmslos: solche, die durch irgend welche besondre Unthat sich in dem Lebenskreise ihrer Eltern unmöglich gemacht haben, mit denen es zu einem Eklat gekommen ist. Wir halten diese Praxis für naheliegend, aber unrichtig; denn es kommt beides vor: in manchen Fällen ist eine entehrende Einzelthat doch noch lange nicht ein Zeugnis dafür, daß der betreffende Knabe unter den bisherigen Verhältnissen bei größerer Sorgsamkeit nicht gut gedeihen könnte; in den meisten Fällen aber ist leider die erschreckende Einzelthat nur als Symptom einer schon allzu tief eingewurzelten Seelenkrankheit anzusehen, mit deren Heilung man sich längst hätte befassen sollen. Das rechte Verfahren wäre dies, daß Eltern sich immer wieder in aller Nüchternheit und Sachlichkeit die Frage vorlegten, ob sie nach Beruf, Bildungsgrad, Zeit und erzieherischer Fähigkeit noch imstande seien, gerade ihrem so oder so gearteten Sohne eine Erziehung zu bieten, die den Namen Erziehung verdient. Je ernster sie sich so fragen, desto klarer werden sie den Zeitpunkt erkennen, wo eine Loslösung des Kindes von ihrer Hand nötig wird, und werden damit sich unsäglichen Kummer und ihrem Kinde weitere Irrgänge ersparen.

Vielleicht dienen folgende allgemeine Charakteristiken dazu, einigen Eltern beim Blick auf ihre Kinder zur Klärung zu verhelfen.

Heinrich spielt den Genialen. Er weiß alles besser, korrigirt Vater, Mutter, Geschwister und Dienstmädchen ohne Unterlaß; in Zeitungen und Büchern schreibt er seine Meinung an den Rand; seine Lehrer sind ohne Ausnahme beschränkte Köpfe; selber die Helden der Geschichte sind doch genau betrachtet recht ärmliche Kreaturen; er aber brauchte eigentlich gar nicht mehr zu lernen: es ist nur um des jugendlichen Alters willen, daß er noch auf der Schulbank sitzt. Fragt man Heinrichs Lehrer, so nennen sie ihn einen ganz unerträglichen, vorlauten Schwätzer und zeigen seine Hefte, die keineswegs nur Erfreuliches bieten. Was braucht dieser Junge? Er muß aus der Sphäre derer heraus, die sich von ihm imponiren lassen, muß unter die Pflege eines Mannes, der ihm auf allen seinen wissenschaftlichen Gebieten gewachsen ist und unnachsichtlich seine Hohlheit und sein Phrasentum als das behandelt, was es ist, und der dabei Autorität genug hat, um nicht auch sich auf das Niveau der unverständigen Menge herabdrücken zu lassen, über welche sich Heinrich himmelhoch erhaben dünkt.

Otto ist ein guter blasser Junge. Er ist so weich, so anschmiegend, daß man ihn lieb haben muß; aber doch bietet er der Erziehung die größten Schwierigkeiten, denn er lebt neben dem wirklichen Leben ein Phantasieleben, das ihn völlig beherrscht. Er ist durch die Indianergeschichten und ähnliches verdorben worden und skalpirt nun in Gedanken des Nachts und am Tage. Streitäxte fliegen um ihn herum: das Blut fließt in Bächen; bald denkt er sich unter dem Wasser schwimmend und bald auf einem alten Baume den Feind erlauernd. Von solchem Phantasieleben erzählt Otto so gut wie nichts; selbst wenn man ihn darum fragt, ist er verschlossen; aber man braucht ihm nur ins Auge zu schauen, um zu wissen, daß er abwesend ist. Im Unterricht ist er gedankenlos: er „faselt“; tags ist er gern allein, nachts kann er stundenlang nicht schlafen; über sein ganzes Wesen ist etwas wie Mattigkeit gebreitet. Wie will man diesem Knaben helfen? Wir wissen nur ein Mittel: der Erzieher muß Ottos Vertrauter in so hohem Grade werden, daß dieser ihm sein ganzes Wesen und Gedankenleben wirklich einmal öffnet. Je weniger erzwungen diese Seelenöffnung vor sich geht, desto besser ist sie. Von ihr aus beginnt ein gemeinsames Arbeiten zur Unterdrückung der gefährlichen Gedankenmassen, welches eine der schwersten, aber auch interessantesten Erzieheraufgaben bildet. Sobald der Erzieher die Offenheit des Zöglings verliert, hat er überhaupt seine Macht über ihn verloren; Offenheit gewinnen können aber schon wenige, Offenheit erhalten von diesen kaum die Hälfte. Ist nun ein Vater unter dieser kleinen Schar, dann soll er sein Kind in Gottes Namen behalten; ist er es nicht, dann suche er Erzieher von Beruf, welche schon längere Zeit sich mit schwierigen Knaben befassen. Uebrigens giebt es viele Dinge, die das Phantasieleben in noch weit bedenklicherer Weise füllen können als der Indianertraum.

Max ist leichtsinnig. Es ist, als hätte sein Kopf keine Fähigkeit, Gesetze, Gebote, Anordnungen festzuhalten. Er ist keineswegs böswillig, und doch thut er fast nie, was er soll. Unzählige male hat die Mutter geboten: Max, du sagst mirs immer, wenn du auf die Gasse gehst; er thuts nie. Alles Strafen ist unnütz und macht nur allen Beteiligten das Leben unerträglich. Man kann den Knaben durch Ermahnungen bis zu Thränen rühren; man kann hundertmal von ihm die besten Versprechungen bekommen — alles vergeblich. Heute vergißt er sich und läßt sich von ein paar alten schlechten Kameraden zu einem Zechgelage mitnehmen, das weit über seine Kräfte geht; morgen macht er ohne besondern Grund seine Schularbeiten nicht; übermorgen verschenkt er Dinge, über die er gar nicht verfügen darf. Solcher Naturen giebt es sehr viele, und sie sind — offen gestanden — in gewissem Sinne unheilbar. Kein pädagogisches Verfahren wird die seelische Disposition ändern können, aus welcher der Leichtsinn hervorgeht; aber gute Erziehung kann auch ihn sehr einschränken. Dazu sind die Hauptmittel eine fast militärisch genaue Hausordnung und beständige Aufsicht: beides Dinge, die von einer Anstalt viel leichter beschafft werden können als von einem Privathaus. Auch darf der Leichtsinnige nicht, wie es Väter leicht thun, mit tiefem, schwermütigem Ernst niedergedrückt werden.

Bernhard ist ein Grübler. Er und seinesgleichen wachsen am liebsten in frommen Häusern auf, die etwas pietistischen Anhauch, aber keine hausbackene Moral haben. Der Knabe atmet von klein auf doppelte Luft: während ihn besonders von Tanten und Basen her die süßen Töne der Jesusfreundschaft umsäuseln, sieht er an sich und seinen Geschwistern viel ungehemmte und ungeordnete Begehrlichkeit; ja er sieht wohl auch recht bedauerliche Ausbrüche bei denen, die erst so sanft singen konnten. Das kann ein stumpfer, gedankenloser Knabe ohne großen Schaden ertragen: er bleibt dabei eben nur höchst unentwickelt und wirr. Aber für einen begabten Knaben ist solche Zwiespältigkeit Seelengift. Er vergleicht Worte und Thaten und wird vor der Zeit mißtrauisch gegen alle Menschengröße. Daß er selbst ein Leben unter dem Drucke eigner Sünde führt, weiß er sehr gut: man hat ihm ja den Gedanken der allgemeinen Sündhaftigkeit in hundert Wendungen von klein auf vorgeredet; aber dies Sündenbewußtsein treibt ihn keineswegs „in Jesu Arme,“ sondern zu den gewagtesten Experimenten der Selbstbesserung. Bald will er heilig sein wie Joseph; bald will er unheilig sein, natürlich wie die Griechen. Seine innere Disharmonie wächst mit jedem Jahre, so lange er in der Luft des Elternhauses bleibt; denn

je mehr die Seinigen ihn für „unwiedergeboren“ halten, desto mehr peinigen sie seine Seele mit Vorstellungen, die, an sich ganz berechtigt, gerade diesen Jungen immer tiefer in den praktischen Pessimismus stürzen. Leider sind unter allen Eltern die einseitig frommen am wenigsten geneigt, ihre Unfähigkeit zum Erziehen einzusehen. Meist geben sie ihr Kind erst dann aus den Händen, wenn es zu spät ist. Wohin soll man den Knaben thun? Auf jeden Fall an einen Ort, wo der christliche Glaube Lebensmacht ist, an einen Ort mit einfacher, natürlicher, evangelischer Frömmigkeit. Die Erzieher, welche sich mit ihm beschäftigen wollen, müssen sich selbst sehr beherrschen können, müssen selbst reflektirende Naturen sein und doch dabei frei von aller religiösen Kleinlichkeit. Gelingt es ihnen, den Knaben zu retten, so haben sie in den meisten Fällen einen künftigen Erzieher gerettet.

Es sind dies einige Haupttypen aus dem Rettungshause. Natürlich ist dabei nicht zu denken, daß dieselben gewöhnlich unvermischt und klar auftreten. Es giebt unter den Rettungskindern aus bessern Ständen die wunderlichsten Mischungen.

3

Der Unterschied zwischen Rettungshaus und Korrektionsanstalt kann nicht oft genug dargelegt werden. Die Korrektionsanstalt will und muß strafen: bei ihr ist die Erziehung im besten Falle ein Nebengeschäft. Darum hat sie etwas ödes, unheimliches. Schon durch ihre Korridore zu gehen, weht einen unbehaglich an. Man sieht in ihr meist nur graue Wände, blaue Jacken und trübe, trotzige Gesichter. Ganz anders das Rettungshaus. Es denkt nicht daran, ein Ort der Strafe sein zu wollen; über seinem Eingangsthor steht unsichtbar geschrieben: Das Alte ist vergangen, siehe, es soll alles neu werden! Hier will man nur bessern und helfen, und schon darum kann im Rettungshause keine Leichenbittermiene herrschen, denn die bessert niemals. Ein Rettungshaus sieht nicht aus wie ein Gefängnis. Nein, unter schattigen Bäumen, umgeben von gut gepflegten Gärten, liegt ein trauliches Haus, eine stille, liebe Heimat, ein Zuhause, wie es wenige Eltern ihren Kindern bieten können.

Ein betrübter Vater bringt seinen Sohn, spricht lange und ernst mit dem Hausvater, nimmt kurz Abschied und fährt davon. Nun nimmt der Hausvater den neuen Ankömmling in sein Zimmer und fragt ihn unter Benutzung alles dessen, was er vom Vater erfahren hat, nach allerlei aus seinem frühern Leben. Dieses Fragen geschieht nicht im Tone des Beichtverhörs, sondern in dem der Unterhaltung, und sehr oft weiß der Hausvater nach einer solchen ersten Unterhaltung schon mehr von dem Knaben, als der Vater desselben; wie denn gar nicht beschrieben werden kann, wie wenig manche Väter von dem wirklichen Seelenleben ihrer Kinder wissen. Der Schluß der ersten Unterhaltung ist der, daß dem Knaben gesagt wird: „Dieses dein bisheriges Leben mit allem seinem Unrecht ist nun abgeschlossen; ich werde ohne Not nie davon reden, und du darfst unter keinen Umständen von alten bösen Dingen zu deinen neuen Kameraden reden.“ So ruht alle Rettungshauserziehung auf der Vergebung.

Mit dem erleichternden Gefühl der erlangten Vergebung tritt der Neuling in die „Familie,“ d. h. in den Kreis von acht bis fünfzehn Knaben seines Alters, der vom Hausvater geleitet und von einigen andern Erwachsenen, vielleicht zwei „Brüdern,“ mit beaufsichtigt wird. Tausenderlei Neues strömt auf ihn ein; das Neueste ist aber der ruhige, sichere Ton, der das Ganze durchwaltet: es giebt nicht viel Scheltens und Zankens, sondern jeder weiß, was er zu thun hat, und mehr als Worte wirkt der Gesamtgeist des Anstaltslebens. — Acht Tage sind vorbei. Das Neue ist alt und bekannt geworden. Da regt sich meist der alte Adam in erkennbarer Weise, je nach Umständen und Personen verschieden gestaltet. Entweder der Knabe will den Brüdern nicht gehorchen, oder er verwickelt sich mit den Kameraden in Streit, oder er trägt souveräne Verachtung der ganzen Anstalt zur Schau, oder er hält Brandreden über Essen, Arbeiten, Aufsicht u. s. w. Was es auch sei, der Hausvater wird solche ersten Versuche zur Unbotmäßigkeit benutzen, um ein erstes ernsthaftes Erziehergespräch mit dem Knaben zu halten, welches oft der Anfang eines sich allmählich vertiefenden Freundschaftsverhältnisses zwischen Erzieher und Zögling wird.

Nun giebt es freilich auch junge Herren, die erst den Ernst des neuen Lebens thatsächlich fühlen wollen, ehe sie sein mildes Joch auf sich nehmen. Für sie muß der Hausvater eine feste Hand haben und hat sie auch meist. Aber alle Rettungshausstrafe ist mit vollem Bewußtsein eingegliedert in das erziehliche Gesamtverfahren. Sie straft nicht, um Uebles mit Ueblem zu vergelten, sondern um zu bessern. Darum wird sie mit ganz andrer Freiheit und mit ganz anderm Verständnis gehandhabt werden können, als etwa in einer staatlichen Korrektionsanstalt, in der alles nach Paragraphen geordnet ist. Ein Strafen aus Zorn oder Nervosität darf nicht vorkommen. Sobald gestraft ist, ist die Sache erledigt; der Uebelthäter darf wieder mit dem Hausvater plaudern und scherzen wie ehedem, denn dieser weiß, daß nichts das Kinderherz (auch bei großen Kindern) so verbittert als das „Nachtragen.“ Das sind nun zwar Dinge, die für die Privaterziehung auch gelten; aber einem Vater und einer Mutter ist es meist innerlich unmöglich, pädagogisch zu strafen, während bei dem Rettungshausvater Uebung und Pflichtbewußtsein alle persönlichen Gefühle beim Strafen zurücktreten lassen. Uebrigens ist es Thatsache, daß in allen guten Rettungshäusern weit weniger gestraft zu werden braucht, als selbst in normal organisirten Privatfamilien. Ein Spielen mit der Strafe, ein Schwanken vom Gewitter zum Sonnenschein und wieder zum Gewitter kommt aber in denselben nicht vor, und darum bleibt die Strafe, was sie ihrem Begriff nach ist: letztes Mittel.

Von besondrer Wichtigkeit ist, daß der neue Zögling im Rettungshause etwa denselben Unterricht vorfindet, den er bisher genoß. Damit ist eine Schwierigkeit ausgesprochen, welche bis jetzt im allgemeinen noch nicht hinreichend beseitigt ist. Am meisten kann zur Zeit das schon genannte Pensionat des Rauhen Hauses den verschiednen Wünschen in unterrichtlicher Beziehung gerecht werden, weil es etwa zehn akademisch gebildete Lehrer hat. Aber es ist zu erwarten, daß auch nach dieser Seite hin die Rettungshäuser sich in dem Maße vervollkommnen, als wohlhabendere Eltern ihre schwer zu behandelnden Kinder ihnen anvertrauen. Oft ist freilich der unterrichtliche Zustand der neuen Zöglinge so, daß sie in keine ordentliche Schulklasse der ganzen Welt irgendwie hineinpassen.

Neben dem Unterricht und der mit ihm zusammenhängenden Arbeit ist ein Haupterziehungsmittel das Spiel und der Gesang. Beides nennen wir zusammen, weil beides in mannichfachster Weise zusammenhängend auftritt. Es wird wohl nirgends so viel, so frisch und fröhlich gesungen, als in den Rettungshäusern des evangelischen Deutschlands. Sie haben ihre Sangeslust von ihrem nun verstorbenen „Vater Wichern“ geerbt, dessen „Unsre Lieder“ auch jedem sonstigen Familienkreise auf das Wärmste empfohlen werden können. Was das Spiel anbetrifft, so lernen viele hundert Kinder überhaupt nicht spielen, weil schon die Eltern nicht spielen konnten. Arme Kinder von armen Eltern! Wie selten tritt in das Rettungshaus ein Kind ein, das spielen kann! Spielende Kinder haben einen Schutzengel mehr als andre. — Neben Spiel und Gesang stellen wir die Gartenpflege, welche für Gemüt und Körper gleich dienlich ist. Es ist die helle Freude zu sehen, wie bei innerlich toten, blasirten Burschen gerade durch gut geleitete Gartenpflege der Sinn am eignen Herstellen von etwas Edlem und Schönem sich belebt.

Und welches sind im allgemeinen die Erfolge unsrer Rettungshäuser? Für den, der mit den Menschen rechnet, wie sie sind, der nicht ohne weiteres von den Dornen Trauben lesen will, sind sie überraschend gut. Zwar eine Anzahl geht mit und ohne Rettungshaus verloren; aber viele nehmen aus demselben einen guten Samen mit, der später, oft viel später gute Früchte bringt, und auch viele fangen schon im Rettungshaus an, ihrer Erzieher und ihrer Eltern ungetrübte Freude zu sein.

Was aber den Rettungshäusern vor allem fehlt, ist das richtige Interesse von seiten des gebildeten christlichen Volkes. Darum sei jeder Leser gebeten, bei nächster Gelegenheit sich persönlich eines der etwa zweihundert unsrer Anstalten anzusehen. Es ist gewiß nicht jedes eine Musteranstalt; aber von den meisten wird er nicht weggehen ohne den Eindruck, welchen hohen Wert gerade sie für die ganze christliche Volkserziehung haben.

F N

Vom Lesen unsrer jungen Mädchen

2

Ungesund ist alles, was nicht versöhnend wirkt, versöhnend mit uns selbst, versöhnend mit dem Nächsten, versöhnend mit Gott. Wie viele Jugendschriften vertreten jene aristokratische Selbstsucht, die leichthin die eine Klasse von Menschen zum Genießen, die andre zum Arbeiten und Entbehren bestimmt glaubt! Und dabei hat man ja den Aristoteles für sich! — Nicht nur der Bediente mit seinen großen Händen, nein, auch die Erzieherin — die freilich, so weit ich sehe, von allen Schriftstellerinnen gar wunderlich und schrullig dargestellt wird! — sind Menschen zweiten Grades, die man foppen, kränken kann. Man sollte auch die vornehmsten Kinder auf das sorgsamste vor solchen Darstellungen warnen, zumal in unsern Tagen die Zerklüftung der Gesellschaft ohnehin rasch fortschreitet, und zumal die höhern Stände die Mühen und Entsagungen der niedern schon von Haus aus viel zu niedrig anschlagen.

Nicht aufgeregt, nicht gereizt sollen unsre Mädchen werden durch das Lesen, sondern lernen, *stille zu sein*. Das äußere Wesen der Mädchen soll gemessen, ruhig, anmutig sein; das aber kann es nur sein, wenn es der Wiederschein innern Maßes, innerer Ruhe, innerer Anmut ist. Das Innere kann aber durch Lesen leicht aufgeregt, unbändig, weinerlich, schwärmerisch werden. Ich habe Mädchen gekannt, die sich überspannt, emanzipirt, die sich dumm gelesen hatten.

Das kommt, glaube ich, daher, daß unsre Mädchen so viele Bücher lesen, bei denen sich durchaus nichts weiter denken läßt, als was sie selber sagen. Das macht denkfaul, erweckt Langeweile, Ueberdruß, Ekel. Da wird denn drüberhin gelesen. Diese Oberflächlichkeit aber ist die Feindin alles ästhetischen Genießens und von großem sittlichen Schaden. Ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt: diese Leserei und die Sucht so vieler schriftstellernder Männlein und Weiblein, dieses oberflächlichste Alltagsbedürfnis zu befriedigen, zehren am Marke unsers Volkes.*) Es wird bei uns viel zu viel gelesen, und die Erziehung hat die Aufgabe, den Mädchen einen Abscheu beizubringen vor jedem Buche, bei dem sich nichts selbständig denken, nichts Erhebendes fühlen, nichts Hohes, Heiliges wollen läßt, die vielmehr alles vorsagen, vordenken, vorfühlen. Ein Buch soll uns begeistern, erquicken, unwillig, zornig machen; aber nicht erhitzen, reizen, aufgeregt, gierig machen. Es muß uns zwingen, zu verweilen, nicht teilnahmlos vorüberzueilen.

Soll ein Lesestoff segensreich wirken, so muß er auf einer gesunden, festen Lebensanschauung beruhen. Welche das sei, ist aus der Erfahrung zu bestimmen. Diese aber verkündigt laut: sie ist enthalten allein im *Worte Gottes*. Selbst die weisen Griechen, führt Lotze aus, die das Problem der Pflicht am gründlichsten untersuchten, knüpften ihre Sittenlehre an theoretische Spekulation und deren Ungewißheit:

> Sie kamen bei allem Scharfsinn nicht zu dem einfachen Satze, daß gut nur die lebendige Liebe ist, die die Seligkeit andrer will.

Gott ist die Liebe und er will nicht, daß jemand verloren werde; darum sandte er seinen Sohn, der für die Seligkeit andrer sein Leben gab. Ein andrer Grund ist bis heute nicht gelegt, auf den der Mensch so fest, so sicher sein Haus bauen könnte. Jedes Buch also, das nicht auf diesem Grunde steht, müssen wir für unsre Mädchen verwerfen. Also jene Anschauung von Menschen erster und zweiter Klasse, oder die vom edeln Herzen, das allein und endgiltig alles entscheidet, oder die, welche offen oder verborgen die persönliche Verantwortung, die Willensverpflichtung leugnet, welche nicht Sünde, sondern nur Mängel kennt, welcher der Böse nicht böse, sondern höchstens krank ist, den man nicht bestrafen, sondern nur bemitleiden müsse, oder jene Ansicht, der das Schöne alles, das Sittliche nichts, oder doch erst das Zweite ist, oder jene Lehre von einem vernünftigen Egoismus, einer vernünftigen Genußsucht sind vom Uebel. Denn weit mehr als das, was im Buche geschrieben steht, wirkt der Geist auf uns, der es geschrieben hat.

Was wir demnach auch in unsrer Frage zu allerhöchst stellen, das ist die *Persönlichkeit*. Sie allein hat das Recht, zur Jugend zu sprechen. Die Persönlichkeit, d. h. der einheitlich ausgeprägte Wille. Das ist ein Mensch, aber immer nur gerade so viel, als er durchdrungen ist von Einem. Und wäre dies Eine ein Irriges, es hat persönbildende Kraft. In Wahrheit und auf die Dauer hat sie freilich nur das höchste Eine, Gott, der selbst *die Persönlichkeit* ist. Der Zauber, den eine ganz von einer reinen und großen Sache durchdrungene Persönlichkeit und ihre freie Aeußerung ausübt, der ist es, der bei allem, was wir von ihr vernehmen, auch wenn wir ihre Aeußerungen mit dem Verstande nicht ganz faßten, eine geheimnisvolle, unwiderstehliche Kraft ausübt und unmittelbar persönbildend wirkt, bei Mädchen noch mehr als bei Knaben. Was die Persönlichkeit uns giebt, hat sie mühsam errungen; aber ohne jeglichen Zeugen der Mühsal giebt sie es uns: frei, aus des Geistes Tiefe entsprungen steht es vor uns. Wenn daher dem Mädchen Beschreibungen, Erzählungen, Abhandlungen geboten werden, in denen alles richtig und alles gut ist, die aber die Mühsal des Erwerbs und der Darstellung noch blicken lassen, so wirkt dergleichen persönzerstörend. Solche Lesestoffe *müssen* ordentlich dazu verleiten, daß die Leserin keck sich hinsetzt und, wie wir oben hörten, an die Verfasserin schreibt, oder ohne Scheu ähnliches zusammenzuschreiben sich getraut.

Da liegt wirklich vor uns eine Zeitschrift, die das geradezu verlangt und darauf einen Preis setzt: *Die Jahreszeiten*. Illustrirte Vierteljahrsschrift für die weibliche Jugend. Wien und Teschen, Karl Prochaska, 1887. 2. Heft. Diese Zeitschrift bringt ein Bild und ladet die Leserinnen ein, dazu aus eigner Phantasie eine Erzählung zu erfinden.

> Wir rechnen — heißt es — umso sicherer auf eine recht zahlreiche Beteiligung an dieser Konkurrenz, als ja jetzt in den Ferienmonaten sich leichter Gelegenheit, Zeit und Lust zu dergleichen Arbeiten findet. Die beste Erzählung wird im ... Heft erscheinen, und erhält die Verfasserin [auch hier die oben gerügte fehlerhafte Wortstellung] das Honorar, sowie als Preis eine Bücherspende.

In der Disziplinarordnung für die höhern (Knaben-) Lehranstalten der Provinz Westfalen vom 19. April 1879 wird im § 18 untersagt: die Benutzung von Leihbibliotheken, selbständiges Abonnement auf Zeitungen und Zeitschriften, *die Veröffentlichung eigner litterarischer Produktionen*. So ins einzelne gehen die gesetzlichen Bestimmungen für Knaben; für Mädchen giebt es unsers Wissens dergleichen noch nicht.

Was bleibt aber bei so strengem Maßstabe? Viel, sehr viel, ja noch weit mehr, als unsre Mädchen bewältigen können. Wir wenden uns auch hier wieder an die Erfahrung und sagen: nur was durch die Zeit sich als gesund bewährt hat, das ist gut für unsre Mädchen; das Allerneueste dagegen, das für Mädchen besonders Geschriebene und die Kindergeschichten sind es in der Regel nicht.*)

Da steht obenan die heilige Schrift in so vielen und so köstlichen Ausgaben**) und der ganz unerschöpfliche Reichtum, der

---

*) *Rudolf Hildebrand* sagt in seinem vortrefflichen Buche: Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt, 3. Aufl., 1887, S. 45: Das rasche Augenlesen hilft nebst andern Einflüssen der Zeit unser gesundes Empfinden und Denken zernagen, an dem doch aller Fortschritt hängt, alle Rettung aus den schweren Gefahren unsrer Zeit.

*) Als Ratgeber empfehlen wir den Christlichen Hausschatz, herausgegeben von *Gustav Schlosser*, und den Katalog für Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten, nach Stufen und nach Wissenschaften geordnet von Dr. *Georg Ellendt*, Prof. am Kgl. Friedrichs-Kollegium zu Königsberg i. Pr. Dies Buch bringt fünf Seiten lang Titel solcher Bücher, die sich mit der Jugendschriftenfrage beschäftigen, und dann neun Seiten lang ein Verzeichnis derjenigen Bücher, welche die Jugend nicht lesen soll. Das meiste aus diesem Kataloge ist auch für Mädchen gut zu gebrauchen. So eingehend ist gearbeitet über die Knabenlitteratur, über die für Mädchen fast noch nicht.

*) Die Bibel denke ich mir freilich zuerst und am liebsten in der Hausandacht vom Vater oder von der Mutter vorgelesen. Es ist wunderbar, wie viel selbst die Kleinsten davon haben. Sonst empfehlen wir die Glarner Familienbibel [vgl. Nr. 8 d. v. J., wozu wir nachträglich bemerken, daß nur durch ein Versehen unausgesprochen geblieben ist, wie wir die Verkürzung des *Neuen Testaments* bedauern. D H] oder Rudolf Hofmanns Schulbibel oder eine größere Biblische Geschichte; die Vollbibel ist nur für ganz Reife. Ich kenne eine Familie, in welcher die erwachsenen Töchter ihr tägliches Bibellesestück von der Mutter erfragen und täglich vor dem Schlafengehn mit ihr in wenigen Worten besprechen. Der Vater ist längst gestorben; die Mutter ist —

aus ihr entquollen ist: der Strom der Dichtung vom ältesten Kyrie über Luther, Gerhardt bis auf Knapp, Sturm, Gerok; die heilige Geschichte vom Heliand bis zu den Darstellungen des Lebens Jesu von Gerok, Weitbrecht; die Erzählungen aus dem Leben unsrer Kirche — wie wenig sind die „Gebildeten" meist damit vertraut! Von Luther kennt man Bibel und Katechismus, Arnd, Spener, Francke kaum dem Namen nach: aber Voltaire und Racine — das ist was andres! Und doch sind ohne gute Kenntnis der Heiligen- und der Kirchengeschichte so viele der wichtigsten Tagesfragen, so viele Kunstwerke, so viele alltägliche Symbole unverständlich!

Nun nach Bibel und Kirchengeschichte käme die deutsche Geschichte. Welch eine Fülle schönster Sagen breitet sie vor uns aus, und wie mannichfach und gut bearbeitet liegen sie vor uns, aufs einfachste und aufs glänzendste ausgestattet! Auch von Märchen und Volksliedern kann mit vorsichtiger Auswahl vieles geboten werden, vom leichten Trällerliedchen bis zum ernsten Klagegesang.*) Nun erst kämen wir zur Geschichte des deutschen Volkes, der deutschen Litteratur, der deutschen Kunst. Wie reich sind wir heute an Darstellungen aus allen diesen Gebieten. Odyssee und Ilias, Shakespeare, Nibelunge und Kudrun, die alle in geeigneten Ausgaben vorliegen, die letzten am liebsten in der Ursprache, müßten unsre Mädchen anfangen, sich anzueignen. Die größten Zeiten der deutschen Geschichte: 1521, 1813, 1870, ganz besonders auch die Geschichte der engern Heimat müßten sie durch eignes Lesen kennen lernen; an Hilfsmitteln gebricht es nicht.

Wir haben bisher nur Geschichte betont; wir stellen Schilderungen von Land und Leuten, Reisebeschreibungen, Naturkundliches gleich daneben und übergehen absichtlich alles rein Abstrakte, Theoretische. Würde dies in jungen Jahren, dem vierzehnten bis achtzehnten etwa, bevorzugt, so könnten wir darin nur etwas Krankhaftes sehen, dem gewehrt werden müßte. Nach Geschichte hungert die gesunde kindliche Seele; große Charaktere, große Thaten fesseln sie. Groß ist nur, was für die Ewigkeit gethan ist. Das aber zeigt ihnen die Geschichte, ganz besonders die Geschichte des Reiches Gottes. Denn das Größte wird hier geleistet und das Stillste und Verborgenste zugleich; dies aber gerade muß dem Mädchen — im Unterschied vom Knaben — nicht verborgen bleiben. Und nicht etwa nur die Geschichte edler Frauen, sondern gerade für Mädchen auch die Geschichte edler großer Männer!

Nun die Werke unsrer Dichter, Künstler, Forscher, Denker. Sammlung aller Kraft in einem Punkte und eine in sich übereinstimmende Auffassung des Lebens hat die Werke der Meister hervorgebracht und ihrem eignen Leben Halt gegeben.

Was nun noch an Zeit übrig wäre, könnte verwendet werden auf die Litteratur und die Geschichte fremder Völker, insbesondre des englischen und des französischen.

Das Lesen von Jugendzeitungen halten wir im allgemeinen für bedenklich. Es widerstreitet so leicht dem Gesetz der Aneignung, nach welchem nur das behalten und innerlich verarbeitet wird, was mit dem Vorstellungs- und Gedankenkreise verwandt ist. Sie sind daher so leicht geeignet, zu zerstreuen. Oft auch kommen in ihnen Leute verschiedner Lebensauffassung zum Worte und tischen halbreife Früchte auf. Wo alles dies verneint werden kann — und wir haben solche —, mag man sie brauchen. Sie haben unter andern den Vorzug, daß sie manches bringen, was das Interesse des Tages für sich hat: aus der Geschichte des Vaterlandes, der Kirche, der Mission, der Entdeckungen, Erfindungen u. a.

Die Frage nach dem Wieviel könnte man wohl kurz so beantworten: so viel, daß Geist und Leib dadurch zu neuer Pflichterfüllung erfrischt, ermuntert werden. Denn es scheint uns wichtiger, daß unsre weibliche Jugend eine gute Suppe kochen, mit Wolle und Lein gern und fein umgehen lerne, als mit Königstöchtern und Zauberern und Auf der Höhe.

Nicht so kurz läßt sich die Frage beantworten nach dem Wie? Nichts ohne die Feder in der Hand! Wie erfreulich, wie verwunderlich oft, wie fruchtbar immer, nach Jahren die Gedanken, Empfindungen, Urteile wiederzulesen! Das Schreiben bekämpft die Flüchtigkeit — drum mögens die Wenigsten! — Sodann können wir nicht dringend genug empfehlen, das laute Lesen, das Vorlesen. Es müßte von unsern jungen Mädchen weit mehr geübt werden als z. B. das Klavierspielen, mit dem so viel Zeit und Kraft verloren geht. Wir kennen mehrere sehr beschäftigte und sehr gelehrte Väter, denen es nicht zu gering ist, sich regelmäßig von ihren Töchtern vorlesen zu lassen. Goethes Iphigenie z. B. wird jedes Jahr gelesen, dann besprochen, Kudrun in der Ursprache. Die Kunst des Unterhaltens, des Schweigens, des Sammelns und Redens zur rechten Zeit, des gewandten, richtigen Ausdrucks werden auf diese Weise angeeignet. Es ist uns oft unangenehm aufgefallen, daß Mädchen oft zu zweien und dreien auf einander los sprechen. Die oben erwähnten Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches, von einer Frau verfaßt, sagen:

> Die Kunst des Zuhörens wird bei Männern häufiger gefunden als bei Frauen, und es ist ein feines Lob, wenn von einer Frau gesagt wird: sie versteht zu hören.

Das Verstehen ist eine feine sittliche Kunst, die auf Selbstentsagung beruht. Denn Zuhören und Verstehen heißt sich bemühen, des andern Gedanken zu durchdringen mit zeitweiligem Verzicht auf eignes Rechthaben und Besserwissen. Im Alten Testament wird von Elihu, der der Rede so voll war wie der Most, der die neuen Schläuche zerreißet, gerühmt, daß er doch wartete, bis die Alten ausgeredet hatten, und im Neuen Testamente kommts, wenn wir nicht irren, nur einmal vor, daß der Herr in seiner Rede unterbrochen wird, und das thut Martha von Bethanien.

Wichtiger aber als dies ist Luthers Rat: Gut Ding und oft lesen, so wenig sein ist! Jedenfalls die Bibel regelmäßig täglich. Alles gewohnheitsmäßige Thun wirkt festigend; regelmäßiges Bibellesen, das nicht ohne Gebet denkbar ist, wirkt heiligend auf den Willen, klärend auf den Verstand — denn es will alles geistlich gerichtet sein —, reinigend auf das Gefühl, die Phantasie. Wie von selbst wehrt der also Gewöhnte alles ab, was den lieben Umgang stören, den lieben Freund verdächtigen könnte. Denn aus regelmäßigem Umgang wird Freundschaft. Und welche Freundschaft könnten wir unsern Mädchen lieber wünschen als die mit dem Freunde ihrer Seelen? Das dürfen wir freilich unsern Mädchen nicht sagen und wieder sagen, auch mit dem Vormachen ists nicht genug, sondern wir müssens ihnen vorleben. Dann geben wir ihnen einen festen Schild mit, an dem unzählige feurige Pfeile verlöschen, die andre zum Tode verwunden. Hier empfängt demnach auch die Antwort auf die Frage: Was sollen unsre Mädchen lesen? eine andre Beleuchtung: nichts, was den gewohnten Bibelumgang stören könnte. Sonst gilt auch hier: Alles ist euer, ihr aber seid Christi.

F D

Mutter, Stellvertreterin Gottes an ihren Kindern, dabei eine Frau von feiner und umfassender Bildung: aus beiden Gründen hat sie wenig Zeit übrig für Dinge, die außer dem Hause liegen.

*) Wir sagen „mit vorsichtiger Auswahl"; denn wir stimmen Martensen bei, der in seiner Ethik III § 121 sagt: Man füllt die Lesebücher mit einem Uebermaß von Märchen, Sagen, abenteuerlichen Erzählungen und will die Kinder sozusagen mit Bonbons und Zuckerwerk füttern, was eine Mißform der ästhetischen Erziehung ist. Der Zweck des Lesens ist nicht, daß die Kinder sich ausschließlich belustigen, sondern daß sie gebildet werden.

Römisches

(Rom und die Bibel) Einem Artikel der D. E. Kz. entnehmen wir Folgendes:

Am Vorabende des Papstjubiläums wurde es bekannt, daß die französische Uebersetzung „der heiligen Evangelien" von H. de Monzie-Lasserre von der „heiligen Gesellschaft des Index" für ein verbotenes Buch erklärt sei. Das Dekret überraschte auch in katholischen Kreisen auf das höchste. Der davon betroffene Verfasser ist ein streng gläubiger Katholik und weit bekannt durch seine Geschichte von „Notre-Dame de Lourdes". Wunderbar genug hat er der „Himmelskönigin" auch seine Evangelien-Uebersetzung gewidmet. Dieselbe ist eine in durchaus katholischem Geist gehaltene. Lasserre sagt in der Vorrede des 1886 nach fünfzehnjähriger Arbeit erschienenen Buches, daß es nötig wäre, den Glauben des katholischen Volkes vor allen protestantischen Bibelübersetzungen zu schützen; darum hat er es auch vorgezogen, nur die vier Evangelien, nicht auch die Episteln des Neuen Testamentes zu übersetzen. Seine Arbeit war nicht nach dem griechischen Urtext gemacht, sondern nach der Vulgata, der allein kirchlich anerkannten lateinischen Uebersetzung, und zeigte an vielen Stellen den unverkenn-

baren Einfluß katholischer Exegese; ja sie war zum Ueberfluß in allen bedenklichen Punkten mit ganz orthodoxen Anmerkungen und Auszügen aus Schriften von katholischen Theologen höchsten Ansehens ausgestattet. Lasserres Uebersetzung schien daher mehr als andre der geistlichen Approbation sicher zu sein.

Und so war es in der That. Mit dem Imprimatur des Erzbischofs von Paris versehen, wurde das Werk veröffentlicht, und Papst Leo XIII. ließ dem Verfasser unter dem 4. Dezember 1886 durch seinen Staatssekretär, Kardinal Jakobini, sein Interesse an der Schrift, wie seine Zustimmung, ja seine besondre Anerkennung aussprechen über die lobenswerte Absicht, welche Lasserre bei der Ausführung und Publikation beseelt habe, und seine besten Wünsche für die völlige Erreichung des vorgesteckten Zieles übermitteln. Kirchliche Würdenträger und autorisirte Blätter sprachen eine gleiche Anerkennung aus. Im Laufe des verflossenen Jahres kamen von katholischen Bischöfen und Priestern, von Professoren und Direktoren großer Seminare in Frankreich zahlreiche Zuschriften voll Dank und Freude über die für die Kirche wie für das Volk so wichtige Arbeit. Selbst die französischen Geistlichen, welche anfänglich Bedenken gegen das Buch gehabt hatten, überzeugten sich davon, „daß die Schwierigkeiten glücklich überwunden und die Gefahren vermieden wären." Die gesamte katholische Presse Frankreichs stimmte dem Urteil des Klerus bei. In gleicher Weise äußerten sich katholische Stimmen der Schweiz.

Dank dieser warmen Empfehlungen höchster Autoritäten bahnten sich die „Heiligen Evangelien" ihren Weg durch die katholische Welt und wurden vielen frommen Christen täglich zur geistlichen Speise. In katholischen Schulen wurden sie der Jugend als Preisschrift gegeben. In zehn Monaten erschienen 25 Auflagen. Die General-Gesellschaft des katholischen Buchhandels bereitete eine neu durchgesehene und verbesserte Ausgabe für Weihnachten 1888 vor, die ein Prachtwerk in Quart zu 25 Frs. mit Illustrationen nach Meisterwerken, mit Karten und Ansichten vom heiligen Lande werden sollte.

Da erfuhr man plötzlich in Paris am Neujahrstage durch ein Telegramm an den Univers von Rom, daß durch Dekret der „heiligen Gesellschaft des Index" vom 7. September, gebilligt durch den heiligen Vater am 20. September, die neue Uebersetzung der Evangelien durch den sehr orthodoxen Verfasser von Notre-Dame de Lourdes in das Verzeichnis der verbotenen Bücher eingesetzt sei — neben dem großen Werk des gelehrten Katholiken, des verstorbenen François Lenormant „über die Anfänge der Geschichte nach der Bibel und die Traditionen der orientalischen Völker" und der „Geschichte Israels" des frühern Abtes E. Ledrain. Der Redakteur des Univers konnte nicht glauben, daß zum ersten male Leo XIII. ein größerer Dunkelmann sein sollte als er selbst, und meinte anfänglich, daß sich das Verbot nicht auf die Quartausgabe der Uebersetzung beziehen könne, weil dieselbe von Lasserre der Kritik verschiedener Freunde unterworfen und zahlreichen Korrekturen unterzogen, überdies noch gar nicht erschienen war. Der Kasse der General-Gesellschaft des katholischen Buchhandels drohte ein bedeutender Verlust. So wagte es das ultramontane Organ, die Depesche seines Korrespondenten aus Rom in diesem beschränkenden Sinne auszulegen. Aber bereits am zweiten Tage kam ein neues Telegramm aus der ewigen Stadt, welche diese kühne Deutung widerlegte. Alle 26 Ausgaben sind in gleicher Weise verdammt! Man mußte sich unterwerfen: Rom hatte gesprochen; damit war die Sache zu Ende.

So steht Rom zur Bibel! Wer sich davon überzeugen will, daß es sich hier um keine Zufälligkeit und kein Mißverständnis handelt, dem empfehlen wir das in zweiter Auflage erschienene Büchlein des kaiserlichen Botschaftspredigers in Rom, K. Rönneke: Rom und die Bibel (Nr. 3 der bei D. B. Wiemann in Barmen erscheinenden „Freundschaftlichen Streitschriften"; 47 S.; 50 Pf.). R

(Aus der Germania) Das sozusagen vornehmste ultramontane Blatt in Deutschland bringt in seinem sozusagen ernsthaften, politischen Teile (Nr. 39, 2) folgende Zuschrift „Aus Baden":

Rätselaufgabe für Herrn Thümmel und seine „evangelische Ehre". Bekanntlich ist im Jahre 1873 der Priester J. Ricks von der römisch-katholischen zur „altkatholischen Kirche" und sodann am 25. Januar d. J. (Fest Pauli Bekehrung) von der altkatholischen zur „protestantischen Kirche" abgefallen, also zwei Stufen herab [!]. Obgleich er nun bei jedem „Abfall" jedesmal eine beträchtliche Portion seines vorherigen „Glaubens" zurücklassen mußte, so hat man doch zuletzt noch einen ganz annehmbaren Protestanten und sogar protestantischen Pastor aus ihm machen können. Auf welcher gewaltigen Höhe, Herr Thümmel, muß doch so ein römisch-katholischer Priester stehen, wenn man aus ihm, nachdem er von der römisch-katholischen und dann noch von der „altkatholischen Kirche" als unbrauchbar ausgestoßen wurde, im Handumdrehen einen brauchbaren protestantischen Pastor machen kann, der als Amtsbruder mit Herrn Thümmel, Beyschlag und Konsorten auf vollständig gleicher Ebene steht. Wo bleibt da, Herr Thümmel, die „evangelische Ehre"? — —

Dieselbe Germania wütet neuerdings mit verstärkten Kräften gegen den Altkatholizismus und dabei fallen wiederum einige recht beachtenswerte Liebenswürdigkeiten auch für unsre evangelische Kirche ab. So schreibt sie in Nr. 45, 2:

Fürst Bismarck .... sollte wirklich so ohnmächtig sein, nicht seine durchaus richtige Ansicht auch bezüglich der katholischen Dissidenten durchzusetzen, daß sie selbst für ihre kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen haben? Wir erwarten [!] vom Fürsten Bismarck, daß er da endlich durchgreift! Unsre Geduld ist zu Ende [!]; die Stellung der preußischen Regierung zur katholischen Kirche überhaupt sehen wir nur und können sie nur sehen im Spiegel der Behandlung des Altkatholiken-Gesetzes, im Vergleich mit der absolut andern Behandlung der protestantischen Dissidenten. Wir verlangen, daß man sie als Nicht-Katholiken behandelt [!], als eigne Religionsgesellschaft. Und will man sie dann, im Gegensatz zu der Behandlung protestantischer Dissidenten, auch noch weiterhin außerordentlich fördern, dann nicht auf unsre Kosten, sondern auf Kosten des Staates und eventuell — der protestantischen Kirche [!!]. Zur katholischen Kirche, der einigen in Lehre, Kultus, Sakramenten, Hierarchie, können sie, bei ihren Abweichungen in allen diesen Beziehungen, nicht gehören. Das wird jetzt jede vernünftige, ruhige, gerechte Ueberlegung auch von Protestanten uns zugeben. Wir unserseits haben die Altkatholiken stets Neuprotestanten genannt [!] und sie als solche behandelt [!]. Sie waren im Prinzip von Anfang an protestantisch und sind es auch mit der That in jedem Jahre mehr geworden und treten ja auch mehrfach zum Protestantismus über. . . . Herr Reinkens selbst ist die Abendmahlsgemeinschaft wenigstens schon mit den Anglikanern, wenn auch, soviel wir wenigstens wissen, noch nicht mit den deutschen Protestanten eingegangen! Und diese Neuprotestanten sollten noch weiter als Katholiken gelten und katholisches Kirchengut inne haben? Möge man sie doch auf Kosten der protestantischen Kirche versorgen! [!!] — —

Endlich noch ein Beispiel von der übermütigen Sprache, mit welcher dieselbe Germania (Nr. 50, 1) den sichern einstigen Sieg Windthorsts in der Schulfrage prophezeit:

Wir erreichen die Entstaatlichung des Religionsunterrichtes und der religiös-sittlichen Erziehung ganz bestimmt, und nach den Erfolgen, die wir gegenüber dem Uebermut der Kulturkämpfer in den letzten Jahren bereits errungen haben, ist es nicht nur unmotivirt, sondern geradezu Galgenhumor, wenn die Köln. Ztg. z. B. [meint, Windthorst habe sich mit seinen jüngsten Schulanträgen im Abgeordnetenhause einen Scherz erlaubt.] Nur zu! Das geschah bei dem Windthorstschen Antrage über die Straffreiheit von Messelesen und Sakramentespenden anfangs auch, und jetzt — haben wir bereits viel mehr erreicht, als jener Windthorstsche Antrag zunächst forderte. — —

Ich bemerke noch, daß der Sperrdruck überall genau nach der Vorlage beibehalten ist. R

Verschiedenes

(In Sachen der Enthaltsamkeitsvereine) sind uns zwei Entgegnungen auf die Offene Antwort des Herrn Oberpfarrers Dr. Martius an den Zentralvorstand der Enthaltsamkeitsvereine in Nr. 7 d. Bl. zugegangen. Wir bringen, um auch den andern Teil noch weiter zu Worte kommen zu lassen, hiermit den Brief zum Abdruck, den Herr Pastor emer. Vetter in Schreiberhau als für Herrn Martius bestimmt zu öffentlicher Wiedergabe an diesem Orte eingeschickt hat.

„G. H. B. Indem ꝛc., halte ich es für meine Pflicht, allein den Satz des Schlesischen Zentralenthaltsamkeitsvereins, den Sie, ohne ihn mit Gründen aus der Schrift zu widerlegen, als allen Erfolg unsrer Bestrebungen hindernd dargestellt haben, den Lesern d. Bl. gegenüber zu rechtfertigen.

„Wer die Wirkungen des Alkohols an der Trunksucht ergebenen Personen beobachtet hat, wird nicht leugnen können, daß der Alkohol in seiner Wirkung einem betäubenden Gifte, wie Opium, Morphium, Haschisch, Chloroform u. s. w., gleichkommt und gleich ihnen eine tötliche Wirkung hat. Wird Alkohol in geringerm Maße genossen, so wird ebenso, wie bei jenen Giften, seine Wirkung noch keine tötliche sein; doch ist damit nicht gesagt, daß er zur Erhaltung unsers Lebens beitrage und nicht vielmehr, da dem stärkern Reize, in welchem das Wesen des Alkohols mitbesteht, eine umso größere Erschlaffung folgt, schädlich wirke. Ist der Alkohol also ein lebenverkürzendes Getränk, so darf man sich darüber nicht wundern, wenn christliche Aerzte denselben unter die Gifte rechnen und von akuter und chronischer Alkoholvergiftung zu reden wissen. Denn Gift ist eine schädliche Substanz, welche die Lebensgeister angreift, die Lebenskräfte verdirbt und sie wohl gar tötet; diese Begriffsbestimmung findet aber auf den Alkohol ihre durch seine verderblichen Wirkungen gerechtfertigte Anwendung. Der Alkohol ist hervorgegangen aus der Brotfrucht — zu welcher auch die Kartoffeln zu zählen sind, da Brot im weitern Sinne wie Speise zu nehmen ist —, und es ist also aus einer ursprünglich guten Gottesgabe etwas Verderbliches geworden, und zwar nicht durch natürliche Entwicklung, sondern durch einen in der Brennerei stattgehabten künstlichen Prozeß. Die Schrift lehrt (Jak. 1, 16—17), daß von Gott nur gute und vollkommene Gaben herkommen. Der verderbliche Alkohol kann nicht mehr in seinem veränderten Zustande als eine solche gute vollkommene Gabe von Gott angesehen werden. Wenn derselbe eine tötliche Wirkung hat, so müssen Christen wissen, daß der Tod durch den Teufel in die Welt gekommen ist, der auch des Todes Gewalt hat, ja welcher der Mörder von Anfang ist. Seiner Verderben bringenden Einwirkung auf die Kreatur können allein deren tötliche Wirkungen zugeschrieben werden. Ist der Alkohol durch künstlichen Prozeß entstanden, so liegt es nahe, anzunehmen, daß bei solchem künstlichen Prozesse Satan seine Hand im Spiele gehabt hat, der nach der Schrift (Epheſ. 2, 2) zu dieser Zeit ja sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, besonders in denen, die seine Existenz leugnen. Es ist also auch nicht ohne Grund, wenn wir die Kunst, bei welcher Satan als Anstifter mitgewirkt hat, als eine satanische bezeichnen. In 1. Sam. 15, 23 lesen wir, daß Ungehorsam eine Zaubereisünde ist. Verstehen wir unter Zauberei ein Hinwegsetzen über die von Gott gesetzten Schranken, so ist es dem Wesen des Alkohols entsprechend, wenn wir ihn als ein aus der Brotfrucht hervorgegangnes Gift erkennen; dabei

ist die Brotfrucht, die zu unsrer Ernährung und Lebenserhaltung uns von Gott dargereicht wird, verderbt und zu einem Mittel des Todes geworden.

„Wollen Sie, g. H. B., nunmehr unsern Satz aus der Schrift gefälligst zu widerlegen suchen oder Ihre bisherigen Bedenken dagegen fallen lassen? Vielleicht wird durch dieses Schreiben ein Weg gebahnt, um über Unwesentliches in Liebe hinweggehend, wie es Christen geziemt, zu einer Einigung zu gelangen. Ist es aber ein verschiedner Standpunkt, der unsre Differenz herbeiführt, dann muß ich freilich die Hoffnung zu einer Einigung mit Ihnen zu gelangen aufgeben." — —

Herr Dr. Martius hat diesen Brief bereits in seiner Schrift „Die zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung" beantwortet: S. 48 und 49: „Endlich ist bei der einseitigen Polemik der Alkoholgiftgegner gegen den Schnaps die Gefahr nicht immer vermieden worden, die Sünde in die Materie des Branntweins zu verlegen, während sie doch in der Handlung des unmäßigen Genusses besteht" 2c. 2c. Wir verweisen unsre Leser darauf. Welchen Wert wir aber der Einführung des Teufels in die ganze Branntweinfrage beimessen können, werden unsre Leser aus dem, was die vorige Nummer gebracht hat (S. 90 ff.), unschwer entnehmen. D H

(Kongreß gegen den Mißbrauch geistiger Getränke) Die Verhandlungen des Internationalen Kongresses gegen den Mißbrauch geistiger Getränke in Zürich sind nahezu fertig gedruckt. Auf den über 250 Seiten starken Band kann man noch bis zum 20. März zu dem außerordentlich billigen Preise von 2 Fr. bei Herrn Theodor Pestalozzi, Bleicherweg 15, Zürich, subskribiren. Der nächste internationale Kongreß soll 1889 stattfinden und zwar in Norwegen, wo Dr. Onar Nissen die Organisation desselben übernommen hat. M-s

(Die Heilsarmee in Berlin) Die Heilsarmee ist denn glücklich in Berlin eingezogen! Die Zeitungen wissen viel von ihrem „Fiasko" zu erzählen: wir haben davon nichts wahrnehmen können. Denn der Skandal, der diese erste Versammlung begleitete, war doch für die Heilsarmee kein Fiasko! Der Berliner Methodismus sorgte dafür, daß es den Herren Offizieren auch an verständnisinnigen Zuhörern nicht fehlte, und er wird, wenn die Polizei nicht den weitern Feldzug unmöglich macht, auch künftig dafür sorgen. Einem methodistischen Verein gehören auch die „Diakonissen" oder „Bethanienschwestern" an, deren Erscheinen in der Versammlung bei kirchlich Gesinnten so große Verwunderung erregt hat: mit der Diakonissenanstalt „Bethanien" in Berlin haben sie nichts zu thun. R

(Zu unsern Artikeln über die Berliner Kirchennot) liegen Aeußerungen der beiden Berliner Gemeindeblätter vor. Der (liberale) Neue Evangelische Gemeindebote ist mit unsern Ausführungen im wesentlichen einverstanden und druckt den dritten Artikel („Die Schuld"), insoweit er ihm angenehm ist, ab. Wenn wir den Raum erübrigen könnten, würden wir mit einem sehr ruhigen, klaren und „kirchlich korrekten" Aufsatze, den der N. Ev. Gmb. eine Nummer früher gebracht hat: „Der kirchliche Notstand Berlins und die Stadtmission" das Gleiche thun; derselbe ist inzwischen auch in die Nr. 8 der Protestantischen Kirchenzeitung aufgenommen worden. Erfreulicher und bedeutsamer ist, daß der sonst in so scharfem Gegensatze zum N. Ev. Gmb. befindliche Evangelisch-Kirchliche Anzeiger von Berlin diesen nämlichen Artikel in durchaus zustimmendem Sinne behandelt. Es sind also die beiden feindlichen Blätter über die Not selbst und die allein wirksame Abhilfe (Bau neuer Kirchen, Anstellung neuer Geistlichen, Errichtung neuer Gemeinden) vollkommen einig.

Der Ev.-K. Anz., das Organ des Konsistorialpräsidenten Hegel, wendet sich dann zu unserm Artikel in Nr. 7 und bemerkt Folgendes:

„. . . . . so müssen wir uns doch der Klage [des N. Ev. Gmb.] anschließen, daß die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse Berlins im Wege der Büreaukratie einen so unerwarteten und zähen Widerstand findet. Auch . . . »Die christliche Welt« führt . . . über diese Verschleppung der notwendigen Hilfe bittere Klage, nur daß der Verfasser des Artikels den Schuldigen an falscher Stelle sucht. Es scheint eine Art stillen Uebereinkommens zu bestehen, zunächst das Brandenburgische Konsistorium für diese Uebelstände verantwortlich zu machen und eine Entrüstungspolemik gegen diejenige Partei ins Werk zu setzen, »welcher die Ausschlag gebenden Persönlichkeiten des Brandenburgischen Konsistoriums angehören.« Davon, daß die Frage der patronatsfreien Gemeinden im Evangelischen Oberkirchenrat und die Frage der Anleihefähigkeit im Staatsministerium stecken geblieben ist, scheinen die Urheber solcher Anklagen gegen das Konsistorium keine Kenntnis zu haben; ebenso falsch ist die Adresse für ihre Beschwerden, welche sie gegen die kirchliche Presse richten. So fragt z. B. »Die christliche Welt«: . . . [Folgt unsre Frage S. 62, Sp. 1, vorletzter Absatz — ohne daß eine Antwort darauf auch nur zu geben versucht würde. Denn unmittelbar nach diesem Zitat fährt der Artikel fort:]

„Wir hoffen, daß unsre Ausführungen über diese leidige Angelegenheit genügen werden, um allenthalben die Ueberzeugung zu befestigen, daß die langsame und verschleppte Abhilfe des kirchlichen Notstandes in Berlin als eine Verschuldung weder auf das Konto des Brandenburgischen Konsistoriums noch auf das Konto einer kirchlichen Partei gesetzt werden darf, sondern hauptsächlich dem traurigen Abhängigkeitsverhältnis von den Staatsbehörden zuzuschreiben ist, in welchem sich die evangelische Kirche befindet, und daß dies auch gar nicht anders sein kann, wenn auf der einen Seite der Gedanke der Parität und der neuerrichteten Selbständigkeit der Kirche durch ihre Verfassung den Staatsbehörden jede Fürsorge für so schreiende Notstände, wie sie in Berlin existiren, verbietet, während auf der andern Seite die Furcht vor der Selbstverwaltung und einer selbständigeren Regung auf kirchlichem Gebiete bei denselben Staatsbehörden wieder zum büreaukratischen Hemmschuh wird, um die aus kirchlicher Initiative hervorgehende Abhilfe so lange wie möglich zu erschweren und hinauszuschieben.

„Gegen solche Verhältnisse, die weniger durch die Institutionen, als durch die Personen in einen so großen Nachteil für die evangelische Kirche verkehrt werden, dürften weder falsche Rekriminationen gegen die untern kirchlichen Instanzen, noch Anschuldigungen gegen die kirchliche Presse, noch wehklagende Zeitungsartikel viel helfen. Da müssen noch ganz andre Mächte aufstehen, um Wandel zu erzwingen; die stärkste ist und bleibt der unerträgliche Zustand in Berlin selbst und das Gewicht der Thatsachen, welchem auf die Dauer keine Person und keine Behörde sich wird entziehen können." —

Es folgt in der neuesten Nummer des Ev.-K. Anz. ein gleichzeitig in der Kreuzz. abgedruckter Briefwechsel zwischen dem Generalsuperintendenten D. Büchsel und dem Konsistorialpräsidenten D. Hegel. Büchsel schiebt auch die Verantwortung für den Notstand dem Brandenburgischen Konsistorium zu; Hegel rechtfertigt sich diesem Vorwurf gegenüber. Wir werden auf diese Veröffentlichung zurückkommen; so dankenswert sie ist, so wenig können wir in ihr das letzte, alles Dunkel erhellende Wort begrüßen. Unsrerseits haben wir schlechthin kein Interesse daran, gerade dem Brandenburgischen Konsistorium, bez. seinem Vorsitzenden, eine Verschuldung nachzuweisen. Wenn wir die Schuldfrage überhaupt aufwerfen, so doch nur, weil ihre richtige Beantwortung erst befähigen wird, mit Erfolg Hilfe zu suchen. Der Ev.-K. Anz. hat gar keinen Grund, darüber unwillig zu werden, daß man angesichts solcher Not nach dem Schuldigen fragt, zumal wenn das Brandenburger Konsistorium ein so gutes Gewissen haben kann. R

(Bitte und Erklärung) Während mir bis dahin zu unsern Berliner Artikeln nur zustimmende Aeußerungen und bestätigende Ergänzungen zugegangen waren, für die insgesamt ich herzlich danke, habe ich jüngst von geschätzter Seite ein Gutachten erhalten, welches unsre Darstellung keineswegs Lügen straft, aber doch auf die verworrenen Berliner Verhältnisse vielfach ein neues Licht wirft. Ich nehme von da her den Anlaß, an kundige Freunde unsers Blattes und der Wahrheit die herzliche und dringende Bitte zu richten, mir ihre Meinung zur Sache und jedes darauf bezügliche zuverlässige Material zur freien Verwertung oder zur vertraulichen Einsicht freundlichst eröffnen zu wollen. Ich werde in der denkbar unbefangensten Weise jeder Erwägung zugänglich sein.

Gleichzeitig erkläre ich, daß ich das Kapitel über die kirchlichen Verhältnisse in Berlin, das ich noch werde schreiben müssen, erst nach Einholung vollkommen neuer Informationen schreiben und daher zu allen öffentlichen Erörterungen, die sich etwa an unsre Artikel in Nr. 5—8 anschließen mögen, eine Zeit lang mich schweigend verhalten werde. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Im Verlage von **Heinr. Feesche** in **Hannover** erschien und wird als Passionsandachtsbuch angelegentlichst empfohlen:

Kleines Passionale,

das ist:

Geschichte des Leidens und Sterbens unsers Herrn Jesu Christi nach Dr. Bugenhagens Zusammentragungen aus den 4 Evangelien 2c. 2c.

Von

Gustav Carl Albert Schulze,

luth. Pastor.

Preis 1 M. 20 Pf., geb. 1 M. 80 Pf.

Konfirmations- und Ostergabe.

Im Rauhen Hause zu Hamburg ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu haben:

Priscilla an Sabina,

Briefe einer Römerin

aus den Jahren 29—33 nach Christi Geburt.

Von **W. Pressel.**

Dritte Auflage.

830 Seiten br. 6 M. — Elegant gebunden 7 M. 50 Pf.

Zur Verteilung an die Konfirmanden eignet sich vorzüglich das

Gedenkbüchlein für konfirmirte Christen. 26. Auflage.

Preis 20 Pf.; 20 Expl. 3 Mk.; 100 Expl. 14 Mk.

(Auch Separat-Ausgabe mit sächsischer Gottesdienstordnung.)

Buchhandlung von Heinr. Feesche, Hannover.

Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.

Soeben ist erschienen:

Im Kampf um die Weltanschauung.

Bekenntnisse eines Theologen.

Erste und zweite Auflage.

Klein 8°. In hübschem Einband. M. 2.80.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 12 **Leipzig, den 18. März** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Kaiser Wilhelm † — Passionsbilder: 5. In der Dornenkrone — Der christliche Glaube und das sittliche Leben. In Veranlassung von Wundts Ethik. 2. Der Entwicklungsgedanke — Von der Würdigkeit beim heiligen Abendmahl — Tagebuchblätter aus Italien: 6. Die Kirchenbauten der Normannen in Palermo — Paul Lindaus Berliner Romane: 2. Arme Mädchen — Die Bedeutung der innern Mission in der gegenwärtigen Zeitlage der evangelischen Kirche — Bücher und Schriften: Untergegangne deutsche Universitäten; Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz — Verschiedenes: Luther in der russischen Legende; Emin Pascha ein Christ; Reliquienverehrung in einer protestantischen Kapelle; Zur preußischen Kirchenpolitik — Anzeigen

Kaiser † Wilhelm

Der Tod unsers geliebten Kaisers durchzittert noch alle deutschen Gemüter. Das Naturgemäßeste — daß eines neunzigjährigen Greises sterbliche Hülle brach — wirkte auf uns mit der Gewalt eines unerhörten Schicksals. Denn mit dem Jahr um Jahr so sicher zunehmenden Alter des teuren Fürsten hatte sich unser allmählich ein Gefühl bemächtigt, wie wenn seine wunderbare Lebenskraft allen Gesetzen der Vergänglichkeit trotzen müßte: sorgenvoll schauten wir nach Süden und dachten kaum der ernsten Gefahr, die im Norden schlummerte! Und noch heute, da wir uns an das Geschehene hätten gewöhnen können, sind alle Bedingungen vorhanden, aus denen eine sagenfreudigere Zeit einen zweiten Kyffhäusertraum spinnen würde; ja in einem gewissen Sinne wird es sich doch erfüllen: Dieser Jünger stirbt nicht.

Niemand wartet auf unser Blatt, um von ihm das rechte Wort über die weltgeschichtliche Größe, über den menschlich ergreifenden Lebensgang des Entschlafenen zu vernehmen. Eine Saite nur möchten wir anklingen, weil sie noch viel zu wenig sich durchhören ließ durch alle die guten Worte der Tagesblätter, welche doch für unser Gedenken den Grundton geben muß. Wie viel Dank sind wir Gott dafür schuldig, daß er uns diesen Kaiser so lange ließ! Daß er uns in dem ersten Haupte des jungen Reiches eine Persönlichkeit schenkte, an welche alle Ehrfurcht, alle Begeisterung edler, vaterlandsliebender Herzen sich anheften konnte, ja die ein Mittelpunkt wurde für die Gedanken und Leidenschaften des ganzen Volks, wie eine Idee, und wäre es die heilsamste, das nimmermehr sein kann! Sein einfaches Dasein hat diese siebzehn Jahre hindurch zur Einung der Nation und zur Befestigung des Reiches so viel gethan, als unsers Kanzlers große Staatskunst. Wie manchmal in der Weltgeschichte hat eines Menschen unerwarteter Tod merkwürdige Wandlung geschafft: hier sahen wir eines Menschen ungehofft langes Leben seine wunderbare, segensreiche Wirkung thun. Das war Gottes Werk, Gottes Barmherzigkeit. Man muß an Luthers Wort gedenken, da er sagt: Es liegt nicht an Büchern noch Vernunft; es liegt daran, daß Gott Leute auf Erden schickt. Wenn Gott einem Volke hat wollen helfen, hat ers nicht mit Büchern gethan, sondern nicht anders denn daß er einen Mann oder zween hat aufgeworfen, die regierten besser, denn alle Schriften und Gesetze.

Das gemeinsame Leid um unsern Kaiser verbindet uns mit unsern katholischen Brüdern, ein willkommenes, auch von unsrer Seite mit Fleiß zu hütendes Band. Dennoch bleibt es uns eine besondre Freude — und wir dürfen sie auch aussprechen, weil wir niemandem damit wehe thun wollen —, daß dieser erste deutsche Kaiser im neuen Reiche gelebt hat und gestorben ist als ein evangelischer Christ. Das überragt in seinem unermeßlichen Werte für den Protestantismus weit allen Wechsel kirchenpolitischer Konstellationen. Und eben auch das hat uns Gott gegeben, daß wir in einer glaubensarmen Zeit dies persönliche Zeugnis evangelischer Frömmigkeit und Pflichttreue erleben durften auf unserm deutschen Kaiserthrone, dem ersten Throne der Welt.

Trotz der vielen und schweren Sünde überall, bei Hoch und Niedrig, hat Gott unser Volk noch nicht verworfen. Solche Erkenntnis muß alle die stärken und ermutigen, die daran arbeiten, ihm seine edelsten, höchsten Güter zu erhalten. Thun wir unsre Pflicht: Gott rechnet auf uns.

Passionsbilder

5. In der Dornenkrone

Nicht nur die geistliche und weltliche Obrigkeit hat den Herrn verworfen: auch die niederen Schichten sind nicht müde geworden, mit den oberen gegen ihn gemeinsame Sache zu machen. Die vor dem Palaste des Pilatus versammelte Menge stellt ihr „Kreuzige" den Hohenpriestern willig zur Verfügung, und auch die Einzelnen aus dem Pöbel, mit denen der Herr in Berührung kommt, wetteifern in Aeußerungen der Rohheit und Nichtswürdigkeit. Die Evangelien haben gerade diese Seite seiner Passion mit besondrer Anschaulichkeit und Genauigkeit zur Darstellung gebracht. Zuerst sind es die Knechte des Hohenpriesters, welche ihren Spott mit Christo treiben, indem sie ihn erst mit Schlägen bedecken und sodann höhnisch verlangen, er solle seine prophetische Gabe bewähren und ihnen sagen, wer von ihnen ihn geschlagen habe. Sodann berichtet Lukas von dem Hohn der Diener des Herodes, und endlich treiben die Soldaten des Landpflegers das Spiel am weitesten, indem sie dem Herrn die Insignien der Königswürde anlegen, einen Dornenkranz als Krone, einen Stock, der soeben bei der Geißelung verwandt worden, als Szepter, und dann im Spott die Kniee vor ihm beugen und ihm als Judenkönig huldigen.

Auch hier könnte der Eindruck entstehen, als wenn innerlich diese pöbelhafte Behandlung ein weit geringeres Leiden für den Herrn gewesen wäre, als was er von den Priestern und dem Pilatus erfuhr. Ist es doch das allgemeine Urteil, daß Beleidigungen in demselben Maße empfindlicher sind, als der Beleidiger nach seinem sozialen, Bildungs- und sittlichen Standpunkte höher steht. Die Rohheit eines Gassenbuben berührt mich nicht tief, ja ich fühle mich dadurch überhaupt nicht in meiner Ehre gekränkt, während eine an sich viel unbedeutendere ungerechte Behandlung, die ich seitens eines Gleichstehenden erfahre, meine Ehre sehr tief verletzen kann. Aber auch hier ist diese Beurteilung des Eindrucks, welchen die Rohheit des Pöbels auf den Herrn machen mußte, dessen, was er innerlich dadurch zu leiden hatte, eine oberflächliche, weil sie auf unzureichender Würdigung seiner sittlichen Vollkommenheit beruht.

Das erste, was wir ins Auge fassen müssen, ist folgendes. Unverständnis für das, was ich vertrete oder beanspruche, erregt wohl mein Bedauern und Mitleid, ist aber gar keine persönliche Kränkung; sachlicher Widerspruch, sogar fanatischer Haß gegen die Wahrheit, die ich vertrete, kann wohl Unwillen und Zorn erregen, aber auch das ist zu ertragen. Jenes fand dem Herrn gegenüber bei Pilatus, dies bei Kaiphas statt. Aber viel empfindlicher ist es, wenn das, was mir das Höchste und Heiligste ist, nicht nur verkannt und verworfen, sondern mit Füßen getreten und in den Schmutz gezogen wird, wenn das, was mir das Zentrum meiner ganzen Persönlichkeit ist, dasjenige, was meinem Leben seinen wahren Inhalt giebt, zum Gegenstande des Witzes und Spottes gemacht wird. Das ist die empfindlichste Kränkung, die es überhaupt giebt. Und sie erfuhr der Herr gerade durch den Pöbel. Eben weil er nicht seine, sondern seines Vaters Ehre suchte, mußte ihm der Hohn über das, was sein Vater ihm gegeben, über sein himmlisches Königtum, die bitterste Kränkung sein, die ihm widerfahren konnte. Das war mehr als bloßer Gegensatz, mehr als ausgesprochene Feindschaft, mehr selbst als Verachtung: das Höchste und Heiligste wurde entweiht und lächerlich gemacht.

Dazu kam aber die Gesinnung, von der dieser Haß der Kriegsknechte Zeugnis ablegte. Bei den Priestern war doch ein Grund ihres Hasses vorhanden: sie oder er, das war die Frage; seine Verwerfung war für sie ein Akt der Selbsterhaltung. Und auch das Verhalten des Pilatus läßt sich verstehen: er fürchtet, daß ein freisprechendes Urteil einen Aufruhr zur Folge haben könne, dem er gerade beim Passah, wo von allen Seiten das Volk zusammengeströmt war, nicht gewachsen sei; er fürchtet schließlich die Denunziation beim Kaiser. Anders war es schon bei dem „Kreuzige" der Menge. Da galt wirklich das Wort: Was habe ich dir gethan, mein Volk, und womit habe ich dich beleidigt? Er, der nichts als Wohlthaten gespendet hatte, der gerade den Armen und Geringen, den Parias der Theokratie sich hingegeben und sie an sein Herz gezogen hatte, nun so einmütig verworfen! Aber auch das begriff sich am Ende noch. Es war ihnen eingeredet, er sei ein Gotteslästerer, und sie meinten mit ihrem „Kreuzige" Gott einen Dienst zu thun; auch sie sind von der Leidenschaft verblendet. Noch ungleich furchtbarer ist die Gesinnung, aus welcher der Hohn der Diener der Hohenpriester fließt. Woher diese Rohheit, mit der sie gegen den Gebundenen, Verurteilten wüten? Es ist die Gemeinheit, die den geistig und sittlich Hochstehenden entgelten lassen will, daß er so beschämend hoch steht, die ihn eben wegen seiner Höhe haßt und der es ein Genuß ist, ihn ihre äußere Uebermacht fühlen zu lassen, nachdem sie so oft seine geistige Uebermacht haben fühlen müssen. Indes selbst ihnen kommt noch eine Entschuldigung zu gute: er ist ja von ihren Herren verurteilt, und darin sehen sie ein Recht, um auch ihrerseits in der ihrem sittlichen Standpunkte entsprechenden Weise sich gegen ihn zu wenden. Noch viel gemeiner ist das Benehmen der Kriegsknechte. Ihnen fehlt jeder religiöse Fanatismus, der die Juden etwa entschuldigen konnte, ihnen auch der Vorgang ihres Herrn, denn Pilatus hatte keinen Haß gegen Jesum gezeigt. Und wenn nun nach der Geißelung die blutüberströmte Gestalt vor ihnen stand, die wenigstens Mitleid beanspruchen konnte, und ihr gegenüber sie statt dessen ihren Witz üben: so ist das eine solche Bestialität und tiefe Gemeinheit, daß man sagen muß: dieses Maß von sittlicher Fühllosigkeit mußte dem Herrn das tiefste Leid sein, weil hier der Umfang und die Tiefe der Verderbnis der Menschheit ihm am grellsten und entsetzlichsten vor das Auge trat.

Und wie verhält er sich dem gegenüber? Nicht in flammendem Zorneswort hat er ihre Sünde gegeißelt; denn es wäre ihnen nur Ursache zu neuem Hohn, also neuer Sünde, geworden. Er schweigt. Aber in welcher Gesinnung? Nicht in dem Stolze des Stoikers, der verachtend die Kläffer ignorirt. Auch nicht in dem Sinne des Psalmworts: „Richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk;" er hat nicht Gottes Gericht herabgefleht. Vielmehr auch ihnen gegenüber war in ihm die Bitte lebendig: „Vater, vergieb ihnen." Das ist etwas Großes; aber das Größte ist es noch nicht. Auch dieser höchsten Gemeinheit stand er gegenüber mit dem freudigen Bewußtsein des Siegers: auch für dies Maß von Sünde giebt es eine Erlösung und gilt meine Erlösung. Keine Macht der Sünde, so sehr sie sich an ihm erschöpfte, hat vermocht, seine Liebe zu überwinden, sondern seine Liebe hat das alles überwunden: Mein Blut und Leben gegeben zur Vergebung der Sünden. Und in diesem Sieg der Liebe fasse ich das Herz meines Gottes: so ist er gesinnt, wie Jesus Christus auch war. Und darum ist die Kreuzes- und Dornengestalt des Herrn durch die Jahrtausende hindurch das Heiligtum seiner Gemeinde und ihr Trost in Gewissensnot gewesen und geblieben. Denn in ihr habe ich nicht nur ein sittliches Ideal, sondern in ihr überwindet mich die Liebe Gottes, und ich ergreife die Gewißheit der Vergebung auch meiner Schuld. Und darum ist diese Dornenkrone zugleich seine höchste Ehrenkrone und die Gestalt des Verspotteten das, was ihm alle Kniee beugt und alle Zungen sich ihm zuschwören läßt.

Du zogst durch deine Schmerzen
Aus allen wunden Herzen
Die Dornen aus,
Und wohst in Schmach und Hohne
Dir deine Ehrenkrone
Am Kreuz daraus.

E H

Der christliche Glaube und das sittliche Leben

In Veranlassung von Wundts Ethik

2. Der Entwicklungsgedanke

Eine andre und durchgehende Eigentümlichkeit der Wundtschen Ethik ist die Betonung der Entwicklung, dessen, daß die sittlichen Werte als solche, und gerade die höchsten, in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit entstanden sind. Er bezeichnet „die Heterogonie der sittlichen Zwecke" als ein wich-

tiges Grundgesetz der sittlichen Entwicklung. Darunter versteht er aber, daß bei vielen Handlungen der Effekt über das Motiv hinausgreift, daß daraus neue Motive entstehen, und daß sich so die Entwicklung zur Erzeugung eines immer wachsenden Reichtums sittlicher Lebensanschauung gestaltet. Mit andern Worten: der Entwicklung, der Geschichte wird von ihm schöpferische Bedeutung für die Entstehung der sittlichen Werte zugeschrieben. Diese entstehen wirklich in der Geschichte; sie sind nicht von Anfang an fertig gegeben und treten nur allmählich hervor, sondern es wird Neues, und gerade das so Gewordene ist das, dem wir alle auf sittlichem Gebiete den höchsten Wert zuschreiben. Die Geschichte der Menschheit, wie sie sich in der Wechselwirkung der einzelnen Subjekte unter einander und mit der sinnlichen Welt zuträgt, sie ist der eigentliche Mutterboden der sittlichen Werte.

Wiederum aber erscheint mir das als ein Gedanke, welcher alle Billigung verdient. Ob nicht die nähere Ausführung in mancher Beziehung anders zu wünschen wäre, ob das von Wundt so bezeichnete Gesetz der Heterogonie der sittlichen Zwecke wirklich das wichtigste ist, was hier Beachtung fordert, das lasse ich dahingestellt sein. Wir haben es hier mit dem allgemeinen Grundgedanken selbst zu thun. Und der ist es, welcher alle Billigung verdient.

Zunächst und vor allem deshalb, weil er den Thatsachen entspricht. Es ist wirklich so und liegt einem jeden, der sehen will, vor Augen. Die geschichtliche Entwicklung, nicht die einzelne Menschenseele ist der Ort, an dem die sittlichen Ideale und Werte entstehen. Das ist eben der Vorteil der empirischen Methode, daß sie sich an entscheidenden Punkten einfach auf das Wirkliche, auf das Gegebene berufen kann, d. h. auf die Instanz, welche in wissenschaftlichen Untersuchungen stets den Ausschlag giebt. So auch hier. Es ist uns zwar nicht vergönnt, die Geschichte unsers Geschlechts als Ganzes zu überblicken. Wir müssen uns der äußersten Zurückhaltung und Vorsicht befleißigen, wenn und wo wir ein Urteil über die Anfänge irgend welcher menschlichen Entwicklung wagen. Aber wir übersehen doch ein gutes Stück dieser Geschichte und können daraus entnehmen, daß es sich so verhält, wie oben gesagt wurde. Nicht als wäre die Entwicklung immer ein reiner Fortschritt zum Bessern, oder gar als sollte behauptet werden, daß die Menschen immer besser würden. Fragt man darnach, so ist das ein völlig andrer Gesichtspunkt, als der, um den es sich hier handelt. Hier ist nur gemeint, daß die sittliche Lebensanschauung sich in der Geschichte entwickelt und an Reichtum gewonnen hat, daß der Menschheit im Fortschritt ihrer Geschichte immer höhere sittliche Ideale aufgegangen sind. So wenig ist beides dasselbe, daß vielleicht in derselben Periode der Geschichte, in welcher der Menschheit ein höheres sittliches Ideal aufgeht, die realen sittlichen Verhältnisse sich nicht zum Bessern, sondern zum Schlimmern entwickeln — ein Auseinandergehen, welches freilich nicht das normale ist und an dem Doppelten seine Grenze findet, daß der thatsächliche sittliche Verfall mit der Zeit auch das Gewissen verdunkelt und daß ein Volk, in welchem er unaufhaltsam zum Vollzuge gelangt, eben damit zu Grunde geht oder wenigstens vom Schauplatz der Geschichte verschwindet. Also nur das ist gemeint, daß die sittlichen Ideale und Werte in der Geschichte entstanden sind. Nicht überall und wo nur geschichtliche Entwicklung vorhanden ist, wirft sie auch notwendig solche Frucht ab. Nein, es muß nicht sein, und oft ist es nicht der Fall. Wohl aber gilt, daß diese Frucht nur am Baume der geschichtlichen Entwicklung wächst und anderswo nicht gezeitigt wird, nicht gezeitigt werden kann.

Aber, kann man fragen, ist diese Betonung des Entwicklungsgedankens nicht Darwinismus? In der That hat der schon erwähnte Kritiker in den Preußischen Jahrbüchern Wundt etwas derartiges zum Vorwurfe gemacht und ihn herbe darum angelassen. Aber das ist ein ungerechter Vorwurf. Wundt ist Idealist im strengsten Sinne, während man unter dem „Darwinismus“ eine dem Idealismus entgegengesetzte materialistische Gesamtansicht zu verstehen pflegt. Er wird sich zu den Gedanken Darwins, die vom „Darwinismus“ wohl zu unterscheiden sind, etwa so verhalten, daß er sie als ein überaus wichtiges und bedeutsames Forschungsprinzip ansieht, dessen Einführung in die Wissenschaft seinem Urheber zum unsterblichen Ruhme gereicht, daß er für geboten hält, dieses Prinzip ebenso weit anzuwenden, als es die Thatsachen zu ordnen, zu erklären und bisher unbekannte Thatsachen zu entdecken dient, daß es aber falsch wird in dem Augenblick, wo man die Thatsachen darunter beugt und ihre Auffassung dadurch verfälscht. Das heißt: er wird Darwin, soweit er ersteres gethan, zustimmen, aber den Darwinismus, welcher das letztere Verfahren einmischt, schon deshalb verwerfen. Vollends aber, weil der Darwinismus Materialismus ist, während Wundt sich zum Idealismus bekennt und es weiß, daß der Materialismus eine Fiktion mangelhafter Philosophie ist. Und was wäre denn doch wohl gegen eine solche Stellung zu Darwins Lehre und zum Darwinismus einzuwenden? Weiß jemand es besser zu machen oder besseres anzuraten? Wäre es nicht an der Zeit, daß wir Christen die Scheu vor allem, was Darwin gelehrt, einmal aufgäben? Oder meint irgend jemand, der wissenschaftlichen Forschung diese Gedanken im eben präzisirten Sinne jemals wieder ausreden zu können? Wer es meinen wollte, würde sich zuverlässig irren. Der Entwicklungsgedanke wird als Forschungsprinzip nicht wieder aus der Wissenschaft verschwinden. Und wir haben als Christen kein Interesse daran, daß es geschieht. Wir haben hier nur dasselbe Interesse, welches die Wissenschaft auch hat. Einmal nämlich, daß das Forschungsprinzip, welches berechtigt ist, so weit es sich an den Thatsachen bewährt, nicht zu einer dogmatischen Weltkonstruktion werde, welche die Thatsachen vergewaltigt. Und dann, daß es sehr streng damit genommen werde, was Thatsache und was Hypothese ist, viel strenger, als die Forscher oft geneigt sind und als Darwin selbst in seiner Lehre über die Abstammung des Menschen es gethan hat. So gefaßt, hat das alles mit der Frage nach dem Christentum und seiner Wahrheit gar nichts zu thun. Und deshalb wollen wir uns auch die Erkenntnis der sittlichen Entwicklung und ihrer schöpferischen Bedeutung, was die sittlichen Werte betrifft, nicht dadurch rauben oder beeinträchtigen lassen, daß unkundige Leute deshalb die Klage auf Darwinismus stellen und damit etwas die Sache treffendes gesagt zu haben glauben.

Aber eben diese Erkenntnis, verträgt sie sich mit der christlichen Auffassung und Beurteilung des sittlichen Lebens? Manche werden die Frage zu verneinen geneigt, ja vielleicht ohne weiteres bereit sein. Zwar, daß die geschichtliche Entwicklung der Menschheit von der größten Bedeutung für das richtige Erkennen und Erfassen unsrer höchsten, auch der sittlichen Interessen ist, das wird kein Christ leugnen. Denn unser Glaube stützt sich auf Christum, auf die Offenbarung Gottes in der Geschichte. Er weiß also jedenfalls von geschichtlichen Ereignissen zu sagen, durch welche ein Wendepunkt in der sittlichen Entwicklung der Menschheit bezeichnet wird. Und so denn auch im einzelnen Menschen, was seine Entwicklung und seinen Charakter betrifft. Als natürlicher Mensch wird er geboren, Christ soll er werden. Das kann er aber nur durch die Bekehrung werden, die jedenfalls, ob sie nun plötzlich oder allmählich geschieht, eine Katastrophe in seinem sittlichen Leben bedeutet. Der neue Mensch wird in der geschichtlichen Entwicklung durch den Geist Gottes geschaffen, schöpferisch ins Leben gerufen. Darin berührt sich die christliche Auffassung also jedenfalls mit der allgemeinen Ansicht, welche die Entstehung der sittlichen Werte in die Geschichte als solche verlegt. Ich glaube nicht, daß das von irgend jemand auf irgend welchem Standpunkte innerhalb der christlichen Gemeinde geleugnet werden kann, geleugnet werden wird. Trotzdem scheint diese allgemeine Ansicht der christlichen Anschauung zu widersprechen, thut es nach weit verbreitetem Urteil — oder Vorurteil.

Jene Erneuerung nämlich, welcher der Christ durch Gottes Geist im Glauben teilhaftig wird, soll dann andrerseits nichts andres als die Wiederherstellung der anerschaffenen Gottesebenbildlichkeit sein. Und unser Herr Christus, so groß seine Bedeutung für uns ist — so groß, daß wir Sünder ohne ihn nicht selig werden können — er soll andrerseits doch nichts andres gethan als den Schaden wieder gut gemacht haben, der durch Adams Fall entstanden war. So will es die überlieferte Dogmatik; das ist es, was in allen Kirchen gelehrt wird und was bis auf diesen Tag die christlichen Denkgewohnheiten bestimmt,

in dem Maße bestimmt, daß eigentlich nicht der geschichtliche Christus, sondern die anerschaffene Gottesebenbildlichkeit der alles beherrschende Grundbegriff des christlichen Denkens ist. Nicht als wenn es die Meinung wäre, das Christentum damit von der Person Christi loszulösen! Sind wir nach Gottes Bilde geschaffen, so ist eben Christus, der ewige Sohn des Vaters, das Bild Gottes. In ihm und durch ihn sind wir geschaffen. Keine Rede also davon, wird man sagen, daß die Betonung der anerschaffenen Vollkommenheit die Bedeutung Christi irgendwie schmälerte. Scheint es im Zusammenhange der überlieferten Lehre Adam und seine Vollkommenheit zu sein, worauf alles ankommt, so ist es doch in Wahrheit Christus, dessen Bild der Erstgeschaffene trug. Und in der That, das ist recht geredet, so hat es die Kirche von Anfang an gemeint. Wir fassen den eben erwähnten Gegensatz daher etwas anders und sagen: im überlieferten System, in der kirchlichen Unterweisung, in den christlichen Denkgewohnheiten liegt der Schwerpunkt — auf den innern Zusammenhang gesehen — weniger in dem geschichtlichen Christus, als in dem ewigen Sohne des Vaters: jener hat wiedergebracht und wiederhergestellt, was in diesem und durch diesen ursprünglich geschaffen war, aber durch die Sünde verloren gegangen ist. Deshalb verträgt sich die hierdurch bestimmte christliche Anschauung nicht mit der Ansicht, welche der geschichtlichen Entwicklung schöpferische Bedeutung für die Entstehung der sittlichen Werte beilegt. Deshalb muß es in der christlichen Beurteilung des sittlichen Lebens sein Bewenden dabei haben, daß das Entscheidende ist, was im menschlichen Geiste durch die Schöpfung gegeben ist, nicht was in der Geschichte wird.

Allein, sehen wir einmal näher zu, ob das wirklich für so ausgemacht gelten darf, als wofür es genommen wird. Jedenfalls kommt hierdurch ein tiefgreifender Widerspruch in das christliche Denken. Denn das andre, wovon oben die Rede war, daß es nach unserm Glauben die geschichtliche Gottesoffenbarung ist, auf der alles beruht, und daß es die nur in der Geschichte zu erlebende Bekehrung ist, auf die alles ankommt, das ist nun doch so leichten Kaufs nicht los zu werden. Es behauptet sich daneben als ein Moment von selbständiger Bedeutung. Und nicht das allein. Wer die Augen aufthut, entdeckt leicht überall in der christlichen Weltanschauung und Geschichtsbeurteilung die verwandten Züge. Es ist nicht bloß der Eine, unser Herr Christus, auf den wir sehen, wenn wir Gott in der Geschichte suchen. Das Alte Testament lehrt uns auch die vorangehende Gottesoffenbarung unter dem alten Bunde als eine geschichtliche Entwicklung kennen. Gott hat je und je — das bezeugt jeder Christ — in der Geschichte und durch die Geschichte mit den Menschen gehandelt und geredet, bis auf die Fülle der Zeit, da er seinen Sohn in die Welt gesandt. Und es ist nachher nicht anders geworden. Gottes Geist ward ausgegossen über alles Fleisch in der Gemeinde des Herrn. Die Zeugnisse dieses Anfangs liegen als ein Erzeugnis der Geschichte vor. Unsre lutherische Kirche hat endlich in jeder Weise und immer betont, daß es Wort und Sakrament — d. h. geschichtliche Mittel — seien, durch welche der Geist fort und fort in der Gemeinde wirkt. Sie hat die entgegengesetzte Ansicht, nach welcher diese Mittel zwar die gewöhnlichen, aber nicht an und für sich unentbehrlich sind, stets aufs schärfste verurteilt. Kurz, überall begegnen dem Auge die Züge einer Gesamtanschauung, welche dahin lautet, daß es die Geschichte der Menschheit ist, in welcher der Geist Gottes von Anfang schöpferisch gewaltet, sodaß in ihr und aus ihr alles entsprungen ist, was unserm Leben ewigen Wert verleiht, vor allem auch alles, dem wir als Christen sittlichen Wert beilegen.

Das ist der Widerspruch, von dem ich sagte, daß er um jener andern Anschauung willen durch das christliche Denken gehe. Denn diese verhält sich im Grunde gleichgiltig gegen die Geschichte, findet den entscheidenden Faktor nicht in der durch Gottes Geist beherrschten geschichtlichen Entwicklung, sondern in der Schöpfung, in dem, was anerschaffen ist und was sich daraus kraft innerer Nötigung entwickeln muß. Beide Betrachtungsweisen sind im christlichen Denken ineinander geschoben. Was sie mit einander zu vermitteln dient, ist der Sündenfall. Der soll überhaupt erst bewirkt haben, daß es das giebt, was wir die Geschichte nennen. Ohne ihn wäre die Entwicklung eine völlig andre geworden, eine solche, davon wir uns kein Bild machen können, da unser Denken an das Gegebene und Wirkliche gebunden ist. Um dieser geschichtslosen Grundanschauung willen wird daher auch immer wieder an der christlichen Wertschätzung der Geschichte gerüttelt. Zweimal hat es die Kirche erlebt, daß herrschende Richtungen und theologische Schulen in ihr über die geschichtliche Offenbarung und den geschichtlichen Christus zur Tagesordnung gegangen sind. So in der Zeit der Aufklärung und des Rationalismus, welche nur von den in der Schöpfung begründeten geistigen Vorzügen des Menschen zu sagen wußten, die zwar durch die Sünde beeinträchtigt, aber doch durch eigne Kraft des Menschen sich durchzusetzen imstande sind. Und dann wieder in der spekulativen Theologie unsers Jahrhunderts, welche die Geschichte, ja die Weltentwicklung, in einen Prozeß innerer notwendiger Entwicklung des Geistes auflöst, sodaß kein Raum bleibt für eine prinzipielle Bedeutung und Wertschätzung der geschichtlichen Gottesoffenbarung. Es habe diesen Richtungen an der Erkenntnis der Sünde gefehlt — so pflegt man zu sagen. Und das ist auch unzweifelhaft richtig: hier lag ein offenbarer Mangel derselben. Aber solche Gegenrede genügt nicht. Man muß sich andrerseits weisen lassen, daß dergleichen in unserm christlichen Denken selber seine Anknüpfungspunkte hat, so lange wir in demselben nicht Ernst machen mit der in Gottes Geiste wurzelnden schöpferischen Bedeutung der Geschichte als einem charakteristischen Grundgedanken des christlichen Glaubens, den dieser in das Denken der Menschen eingeführt und der anderseits durch die Thatsachen aufgedrängt wird — wie unter anderm Wundts Ethik bezeugt.

Und achten wir nun weiter einmal auf den eigentlichen Inhalt des Begriffs, der hier in Rede steht. Es ist das der Begriff der christlichen Vollkommenheit. Denn es versteht sich von selbst, daß wir von keiner andern Vollkommenheit wissen als der, welche in der Gottesebenbildlichkeit besteht. Aber diese Vollkommenheit, ist sie nach evangelischer Erkenntnis etwas, was sich als anerschaffen denken läßt? Hat sie nicht eine reiche, soziale Gliederung zur Voraussetzung, in welcher alle durch das Gesetz der Liebe verbunden, die besondern Bande insgesamt durch die Liebe verklärt sind? Besteht nicht ein Hauptstück derselben in der Stellung, die wir in Arbeit und Beruf einnehmen? Läßt sich aus ihr hinwegdenken die Wendung vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, in der wir die Welt lassen, um Gott anzuhangen, und kann jemand diese Wendung erleben, ohne vorher seine Erfahrungen mit dem Sichtbaren gemacht zu haben? Ist es darnach überhaupt ein möglicher Gedanke, sie als anerschaffen vorzustellen? Können wir aus ihr soziale Beziehungen und Weltverhältnisse hinwegdenken, welche im wesentlichen denen gleichen, die wir aus Erfahrung kennen? Nicht als wenn irgendwie geleugnet werden sollte, daß der Anfang ein unbefleckter war, daß die Sünde in der Menschheit herrscht, daß der Abfall mit dem ersten Menschen begonnen und daß dadurch die ganze Entwicklung sich anders gestaltet hat, als wenn sie eine reine Verwirklichung des göttlichen Weltplanes geworden wäre. Bei diesen Sätzen muß es freilich sein Bewenden haben. Was wir meinen, ist dies: Gesetzt, die Entwicklung der Menschheit hätte sich ohne Abfall und Sünde vollzogen, auch dann hätte ihr Höhepunkt in der Mitte und nicht am Anfang gelegen; auch dann hätte ihr Höhepunkt in der Erscheinung Christi bestanden, darin, daß durch ihn und mit ihm das Reich Gottes in die Geschichte eingeführt worden, welches alle Völker in sich aufzunehmen bestimmt ist. So drücke ich es aus, nicht weil ich meine, daß dieser Satz an und für sich irgend welchen Erkenntniswert hätte — die Sünde ist eine so furchtbare Realität, daß es nicht nützt, erkennen zu wollen, wie es ohne Sünde geworden wäre —, sondern weil dadurch die Beurteilung des wirklichen Verlaufes der Dinge am besten beleuchtet wird, welche mir die vom Christentum geforderte zu sein scheint. Sie lautet dahin, daß, was immer über den Anfang zu lehren sei, jedenfalls in der geschichtlichen Entwicklung und nicht in der anerschaffenen Ausrüstung der entscheidende Faktor liegt; daß dieser Entwicklung eine schöpferische Kraft einwohnt; daß in ihr wirklich Neues wird, ganz besonders auch auf sittlichem Gebiete.

Wenn aber, so folgt, daß die allgemeine Ansicht, welche Wundt hier vertritt, nicht dem Christentum zuwiderläuft, sondern ihm entspricht.

Aber — wird man sagen — die heilige Schrift. Ja, die heilige Schrift! Wäre sie wirklich maßgebend für das Denken der Christen, so wäre das oben Gesagte längst erkannt und anerkannt. Die heilige Schrift weiß schlechterdings nichts davon, daß der Gedanke von einer anerschaffenen Vollkommenheit in der Auffassung und Beurteilung der sittlichen Dinge zum maßgebenden gemacht werden soll. Sie sagt von den ersten Menschen vor dem Falle, daß sie noch keine Erkenntnis von gut und böse hatten. In ihr ist das Urteil über die Sünde nirgends durch die Beziehung auf den Fall der Menschen, sondern überall durch den je erreichten Stand der göttlichen Willensoffenbarung bestimmt. Die heilige Schrift muß es sich nur immer wieder gefallen lassen, daß man jene eingewurzelte Betrachtungsweise in sie hineinträgt. Wird diese einmal aus den Denkgewohnheiten der Christen verschwinden, so wird das von der Schrift aus als ein wesentlicher und wichtiger Fortschritt der christlichen Erkenntnis beurteilt werden müssen. Nicht die Schrift liegt diesem Unterrichte und diesen Denkgewohnheiten zu Grunde, sondern das kirchliche Dogma, wie es in der alten Kirche aus der Vermählung des christlichen Glaubens mit der hellenischen Philosophie entstanden ist. Denn eben der letztern ist es ebenso eigentümlich, auf die Schöpfung (oder den Ursprung aller Dinge) das entscheidende Gewicht zu legen, als es zum eigentümlichen Wesen des Christentums gehört, auf die Geschichte und ihr Ziel, auf den darin waltenden Gottesgeist als das Ausschlaggebende hinzuweisen.

Aber das können wir hier nicht weiter verfolgen. Hier soll nur geltend gemacht werden, daß von jenen beiden Anschauungen, von welchen gesagt wurde, sie seien im christlichen Denken ineinander geschoben, die der Geschichte zugewandte die eigentlich christliche ist, die andre aber von Hause aus nichtchristlichen Ursprungs, obwohl im kirchlichen Dogma aufs engste mit den christlichen Gedanken verbunden und verwebt.

Also ist gegen diesen Grundgedanken der Wundtschen Ethik nichts einzuwenden. Im Gegenteil: wir können nur wünschen, daß er überall in der Ethik zur Geltung komme, wie dazu um der Thatsachen willen — ich sehe von der speziellen Fassung bei Wundt ab — alle Aussicht vorhanden ist. Kommt es dahin, so wird dadurch der Verteidigung des christlichen Glaubens eine neue wertvolle Grundlage geboten. Die Thatsachen bestätigen, was ein leitender Gedanke aller christlichen Religion und Sittlichkeit ist, daß es in der höchsten Sphäre des geistigen Lebens so wesentlich auf die Geschichte ankommt. Aber es handelt sich nicht bloß um eine Bestätigung dessen, was wir auch christlicher Weise zu lehren haben. Es muß dann weiter heißen, daß dieser thatsächliche Befund im sittlichen Leben auf eine Ergänzung führt, wie sie der christliche Glaube bietet.

Zweierlei habe ich dabei im Sinne. Einmal dies: es kann schlechterdings nicht geleugnet werden, daß die sittliche Entwicklung sich nicht bloß in der Geschichte vollzieht, sondern daß sie recht eigentlich den Kern der Menschengeschichte bildet. Kein Mensch bleibt von ihr unberührt. Indem er in der Geschichte Mensch wird, gewinnt er Teil daran. Entzieht er sich ihr, so giebt er seine Würde preis. Setzt er sich wider sie, so läßt sie ihn doch nicht los. Er hat nicht Macht über diese Entwicklung, in die er hineingezogen wird, sondern sie hat Macht über ihn. Er muß sie anerkennen und sich den Normen, die aus ihr entspringen, innerlich beugen, selbst wenn er sie übertritt. Das ist nicht bloß christliche, sondern allgemein menschliche Erfahrung, tausendfältig durch alle Zeiten hindurch bezeugt. Eben deshalb will man nicht davon lassen, das Sittliche in der oben besprochenen und zurückgewiesenen Weise an die Schöpfung selbst und dadurch an Gott zu knüpfen. Denn die Bedeutung dieser Erfahrung scheint herabgesetzt zu werden, wenn sie der Geschichte hingegeben wird, da die unwahre Wortverbindung „geschichtlich zufällig“ wie zu einem Axiom unter uns geworden ist. Aber vielmehr muß jener Thatsache auf andre Weise in der Theorie vom Sittlichen Rechnung getragen werden. So nämlich, daß wir uns klar machen, daß es sich im Sittlichen eben um die Bestimmung des menschlichen Geschlechts handelt und daß diese Erfahrungen deshalb von so besondrer Art sind — wie es wiederum gerade dem Christentume entspricht, die ewigen Beziehungen unsrer Gedanken nicht zuerst rückwärts im Ursprung der Dinge, sondern zuerst vorwärts in unserm ewigen Ziel zu suchen. Fragen wir aber, was für eine Bestimmung unsers Geschlechts sich denn in den sittlichen Thatsachen ankündigt, so möchte ich wissen, wer eine andre Antwort darauf hat als diese: das Reich Gottes! Denn handelt es sich nicht in allem Sittlichen einmal um unser Verhältnis unter einander und dann um unser Verhältnis zur Sinnenwelt? Und ist es nicht so, daß jenes im Gedanken vom Gottesreiche auf den letzten und vollkommenen Ausdruck gebracht wird — dieses aber in der Unterwerfung alles Sinnlichen unter unsre geistigen Zwecke zur Vollendung kommt, darin, daß dasselbe nicht vernichtet, aber auch niemals für Zweck, immer nur für Mittel erkannt wird? Und ist dies beides nicht wiederum in dem Gedanken vom Gottesreiche als dem ewigen Reiche der vollendeten Geister zusammengefaßt?

Ich sage dies nicht gegen Wundt, sofern auch er die Vollendung des sittlichen Gedankens im religiösen fordert und von der Weltanschauung erklärt, daß sie unsre sittliche Ueberzeugung mit der gesicherten Erkenntnis der Welt in Einklang zu bringen habe. Und doch sage ich es gegen ihn, sofern er dergleichen abschließende Gedanken nicht ganz bestimmt in die Theorie vom Sittlichen aufnimmt. Gewiß, man soll nicht damit beginnen. Wir treiben Wissenschaft, d. h. wir untersuchen das Gegebene und dringen mit allen Mitteln so gut wir können in dessen Verständnis ein. Aber hier ist das Gegebene derart, daß es selber ohne diesen Abschluß unverständlich bleibt. Man muß hinzunehmen, was über das unmittelbar und thatsächlich Gegebene hinausgreift. In der Ethik vollzieht sich eben der Uebergang von der strengen Wissenschaft zu einer Erkenntnis, welche notwendig vor allem persönliche Ueberzeugung sein muß. Und als persönliche Ueberzeugung wird sie erst vollständig und wohl begründet in der eben geltend gemachten Ergänzung durch den höchsten Gedanken des christlichen Glaubens.

Noch ein Zweites aber wollte ich nennen. Es ist dies, daß in dem sittlichen Erlebnis, in der Macht, die es über uns hat, ein Rest bleibt, der in keine verständige Erklärung aufgeht. Wie vieles ist, was wir wie die Anfänge des sittlichen Lebens zunächst in der Erziehung aufnehmen und überkommen, das wir aber später als Vorurteil abwerfen, wenn der Geist innerlich frei und selbständig zu werden beginnt. Aber das Gewissen wird niemand wieder los. Auch wenn es schläft, wie wir zu sagen pflegen, ist es noch da und, wenn seine Stunde kommt, wieder furchtbar lebendig. Wie vieles giebt es, das dem Sittlichen ähnlich sieht: innere Billigung und Mißbilligung, mahnende und warnende Stimmen. Wir verwechseln es auch wohl mit dem Gewissen. Aber nicht oft und nicht für immer. In ernsten Krisen der innern Entwicklung weicht jede Täuschung. Und fortan wissen wirs gewiß: es giebt nichts, was dem Gerichte des Gewissens an unbedingter Kraft gleichkommt, denn es ist Gottes Gericht; es giebt nichts, was dem Sittengesetz an heiliger Majestät gleichkommt, denn es ist Gottes Gesetz. Oder nüchtern und objektiv geredet: es ist so, ich komme nicht darum herum; wenn ich die Dinge ganz nehme, wie sie liegen, unbefangen, ohne etwas davon zu nehmen oder dazu zu thun, wenn ich sie aufs schärfste und feinste untersuche, so muß ich doch sagen: das sind Vorgänge, welche schließlich und überall in mystische Zusammenhänge verlaufen. Oder weiß jemand es anders? Und liegt denn in dieser Thatsache nicht wieder etwas, das die Deutung des christlichen Glaubens fordert, dem ich erst gerecht geworden, wenn ich mit diesem sage: das Gewissen ist die Stimme Gottes im Menschen —? Nicht in dem äußerlichen und groben Sinne, in welchem Wundt das Wort mit Recht kritisirt und abweist. Wohl aber in dem Sinne, in welchem der christliche Glaube es uns verstehen lehrt, daß es der Geist Gottes, unsers, des lebendigen und wahren Gottes ist, der in der sittlichen Entwicklung waltet. Wie er es macht, und wie es möglich ist, daß so ein und dasselbe unser persönliches Erleben ist und doch

eine Wirkung seines, des persönlichen Gottesgeistes — fürwahr, wir wissen es nicht. Und wenn wir vorgeben wollten, es zu wissen, so hätten wir es frevelnd verleugnet, weil es seiner Art nach nicht gewußt werden kann, sondern geglaubt werden muß. Aber daß es so ist, des sind wir gewiß und fröhlich. Auch hier werden wir in der wissenschaftlichen Erkenntnis den gegebenen Thatsachen nur gerecht, wenn wir sie auf die von diesen Thatsachen selbst geforderte persönliche Ueberzeugung des Glaubens hinausführen.

Ich bin also der Meinung, daß dieser Grundgedanke der Wundtschen Ethik, die Betonung der geschichtlichen Entwicklung in ihrer schöpferischen Bedeutung für das sittliche Leben, richtig und wahr ist. Ja ich glaube, daß derselbe eine noch bestimmtere Durchführung vertragen würde, was jedoch hier beiseite bleiben kann. Es scheint mir darin auf keine Weise etwas zu liegen, was dem christlichen Glauben widerspricht. Vielmehr ist durchaus zu wünschen, daß diese Ansicht in der wissenschaftlichen Ethik zur Herrschaft kommt. Denn dann würden in ihr umso bestimmter die Anknüpfungspunkte für den Nachweis gegeben sein, daß sich die Sittlichkeit unter uns nur im christlichen Glauben vollenden kann, und daß die wissenschaftliche Erkenntnis des sittlichen Lebens an entscheidenden Punkten zur Ergänzung im Sinne der christlichen Weltanschauung auffordert. J K

Von der Würdigkeit beim heiligen Abendmahl

In „Dichtung und Wahrheit" bekennt Goethe, nachdem er von seiner Konfirmation erzählt hat, seine Zweifel am heiligen Abendmahl.

In der Folge trat jedoch bei mir das Uebel hervor, welches aus unsrer durch mancherlei Dogmen komplizirten, auf Bibelsprüche, die mehrere Auslegungen zulassen, gegründeten Religion bedenkliche Menschen dergestalt anfällt, daß es hypochondrische Zustände nach sich zieht und diese bis zum höchsten Gipfel, zu fixen Ideen steigert. Ich habe mehrere Menschen gekannt, die, bei einer ganz verständigen Sinnes- und Lebensweise, sich von dem Gedanken an die Sünde in den heiligen Geist und von der Angst, solche begangen zu haben, nicht losmachen konnten. Ein gleiches Unheil drohte mir in der Materie vom Abendmahl. Es hatte nämlich schon sehr früh der Spruch, daß einer, der das Sakrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, einen ungeheuern Eindruck auf mich gemacht. Alles Furchtbare, was ich in den Geschichten der Mittelzeit von Gottesurteilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen, flammendes Feuer, schwellendes Wasser gelesen hatte, selbst was uns die Bibel von der Quelle erzählt, die dem Unschuldigen wohl bekommt, den Schuldigen aufbläht und bersten macht, das alles stellte sich meiner Einbildungskraft dar und vereinigte sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, alles bei der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten schien, welches umso schrecklicher war, als ja niemand sich für würdig erklären durfte und man die Vergebung der Sünde, wodurch zuletzt alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt fand, daß man nicht sicher war, sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen.

Dieser düstere Skrupel quälte mich dergestalt, und die Auskunft, die man mir als hinreichend vorstellen wollte, schien mir so kahl und schwach, daß jenes Schreckbild nur an furchtbarem Ansehen dadurch gewann und ich mich, sobald ich Leipzig erreicht hatte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar los zu winden suchte. Wie drückend mußten mir daher Gellerts Anmahnungen werden [nämlich fleißig die Kirche zu besuchen und das Abendmahl zu genießen], den ich bei seiner ohnehin lakonischen Behandlungsart, womit er unsre Zudringlichkeit abzulehnen genötigt war, mit solchen wunderlichen Fragen nicht belästigen wollte, umso weniger, als ich mich derselben in heitern Stunden selbst schämte und zuletzt diese seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar völlig hinter mir ließ.

Man sieht in Goethe mit Vorliebe den Mann, der in hervorragendem Maße den Geist seiner Zeit zum Ausdruck gebracht habe. In dem eben mitgeteilten Bekenntnis von seinen Zweifeln bezeugt er jedenfalls für sich eine Erfahrung, die außer ihm viele andre gemacht haben und noch immer machen.

Wenn man oft die Klage hört, daß der Besuch der Abendmahlsfeier abnehme und unerfreulich spärlich sei, so ist gewiß als ein Grund davon auch die Thatsache in Rücksicht zu ziehen, daß viele ernste Menschen dieselben Zweifel erleben, welche Goethe schildert. Darf man diese tadeln, weil ihr Gewissen ihnen die Zurückhaltung von einer heiligen Handlung anrät, an der sich nur solche beteiligen zu sollen scheinen, welche nicht unwürdig an den Tisch des Herrn zu treten sich bewußt sind? Ihr Beweggrund ist doch ein andrer, als derjenige, welcher die Mitglieder verschiedener separatistischen Kreise zu der gleichen Zurückhaltung veranlaßt hat, die in der Meinung, die Kirche werde durch die Teilnahme Unwiedergeborener am Abendmahl befleckt, lieber gar nicht, als mit diesen zusammen das Sakrament des Altars hinnehmen wollten.

Aber welche Bewandtnis hat es denn mit der Würdigkeit als der notwendigen Voraussetzung eines rechten Abendmahlsgenusses? Wir sind vom Unterricht im Katechismus her gewohnt, vor der Feier des Abendmahls an uns die Frage nach unsrer Würdigkeit zu stellen. Diese Frage spielt in der Erklärung jenes Hauptstücks in beiden Katechismen Luthers eine hervorragende Rolle. Wollen wir ihr also näher treten, so müssen wir zuerst einmal die Belehrungen betrachten, welche Luther uns in diesen Unterweisungsschriften bietet. Im Kleinen Katechismus finden wir zunächst folgende Aussprüche über die beim Abendmahl notwendige Haltung dessen, der es genießt, und über dasjenige, was ihm in der Teilnahme an jener heiligen Handlung gegeben wird. Es heißt:

Der ist recht würdig und wohl geschickt, wer den Glauben hat an diese Wort: Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden. Wer aber diesen Worten nicht gläubet oder zweifelt, der ist unwürdig und ungeschickt. Denn das Wort „Für euch" fordert eitel gläubige Herzen. . . . . Wer denselbigen Worten gläubet, der hat, was sie sagen und wie sie lauten, nämlich Vergebung der Sünden. . . . . Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.

In diesen Sätzen wird nun der ganze Kern der christlichen Heilsverkündigung auch als der Inhalt des Altarsakraments bezeichnet. Es geschieht das, indem das Hauptgewicht auf das bei der Austeilung gesprochene Wort Christi: „Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden" gelegt wird. Deutlicher spricht sich Luther darüber im Großen Katechismus aus:

Nu ist je das ganze Evangelion und Artikel des Glaubens: Ich gläube eine heilige christliche Kirche, Vergebung der Sünden ꝛc. durch das Wort in dies Sakrament gesteckt und uns fürgelegt.

Die Sündenvergebung ist nämlich in der evangelischen Heilsverkündigung überhaupt die Hauptsache und der Grund, aus welchem alle andern christlichen Güter hervorgehen, in denen wir der göttlichen Gnade teilhaftig werden. Vermittelt wird uns aber das gesamte christliche Heil durch das Wort der Predigt.

Denn obgleich das Werk am Kreuz geschehen und die Vergebung der Sünde erworben ist, so kann sie doch nicht anders denn durchs Wort zu uns kommen. Denn was wüßten wir sonst davon, daß solchs geschehen wäre oder uns geschenkt sein sollte, wenn mans nicht durch die Predigt oder mündlich Wort fürtrüge? (Gr. Kat., vgl. die Erklärung des dritten Artikels im Kl. Kat.).

Nun ist dieselbe Verkündigung von der uns in Christo geschenkten Sündenvergebung, des Grundes alles unsers Heils, durch das Wort „Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden" in das Altarsakrament hineingelegt. Also enthält dieses auch in Kraft jenes Wortes „das ganze Evangelion und Artikel des Glaubens." Zugleich aber „macht" erst das Wort die Handlung selbst zu einem Sakrament. Indem Luther dies behauptet, beruft er sich auf den Ausspruch Augustins: „Wenn das Wort zum äußerlichen Ding kommt, so wirds ein Sakrament."

Demnach ist das Sakrament des Altars eine besondre Einkleidung des Worts von der Sündenvergebung, feierlich und heilig, weil wir damit das Gedächtnis des Herrn begehen, der bei seinem letzten Mahle die Jünger auf seinen Tod vorbereitet und sie gelehrt hat, diesen als notwendig zu erkennen, als das Mittel, wodurch all den Seinen die Sündenvergebung zu Teil wird. Indem wir nun diese heilige Feier wiederholen, wird uns einmal durch das Wort des Herrn die Versicherung gegeben, daß unsre Sünden vergeben sind; anderseits bekennen wir uns dadurch selbst zum Tode des Herrn, der dieses unser Heil begründet hat. Wie wir aber überhaupt nur durch den Glauben die göttliche Gnade erfassen und uns aneignen, so ist auch beim Abendmahl unsrerseits allein der Glaube, daß wir darin die Sündenvergebung erlangen, erforderlich. Darum ist nach Luther auch nur derjenige recht würdig und wohl geschickt zum Abendmahl, der diesen Glauben hat. Wir müssen das feste Vertrauen haben, dann wird uns im Abendmahl, wie sonst

im göttlichen Worte, der Trost zu teil, dessen unser Gewissen bedarf, welches durch Sündenbewußtsein und Schuldgefühl gebeugt ist. „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," diesen Lockruf des Herrn wendet Luther gerade auf das Abendmahl an. Und ebenso den andern:

Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken, das ist, die mühselig und beschweret sind mit Sünde, Furcht des Todes, Anfechtung des Fleisches und Teufels. Bistu nu beladen und fühlest deine Schwachheit, so gehe fröhlich hin und lasse dich erquicken, trösten und stärken, denn willtu harren, bis du solchs los werdest, daß du rein und würdig zum Sakrament kommest, so mußtu ewig davon bleiben. Denn da fället er das Urteil und spricht: Bistu rein und fromm, so darfstu mein nichts, und ich dein wieder nichts. Darum heißen die allein unwürdig, die ihr Gebrechen nicht fühlen, noch wöllen Sünder sein.

Derselbe Gedanke ist in folgenden weitern Ausführungen enthalten:

Sprichstu aber: Wie denn, wenn ich fühle, daß ich nicht geschickt bin? Antwort: Das ist meine Anfechtung auch, sonderlich aus dem alten Wesen her unter dem Papst, da man sich so zumartert, daß man ganz rein wäre und Gott kein Tädlin an uns fände, davon wir so schüchter dafür worden sind, daß flugs sich jedermann entsetzet und gesagt hat: O weh, du bist nicht würdig. ... Aber wenn du das willt ansehen, wie fromm und rein du seist, und darnach arbeiten, daß dich nichts beiße, so mußt du nimmermehr hinzukommen. ... Darum sollen solche Leute lernen, daß die höchste Kunst ist, daß man wisse, daß unser Sakrament stehet nicht auf unsrer Würdigkeit; denn wir lassen uns nicht täufen, als die würdig und heilig sind, kommen auch nicht zur Beichte, als seien wir rein und ohne Sünde, sondern das Widerspiel als arme, elende Menschen und eben darum, daß wir unwürdig sind; es wäre denn ein solcher, der keine Gnade und Absolution begehret, noch sich dächte zu bessern. Man muß je das Sakrament nicht ansehen als ein schädlich Ding, daß man dafür laufen solle, sondern als eitel heilsame, tröstliche Erznei, die dir helfe und das Leben gebe, beide an Seel und Leib. Denn wo die Seele genesen ist, da ist dem Leibe auch geholfen; wie stellen wir uns denn dazu, als sei es ein Gift, daran man den Tod fresse?

Diese Belehrungen des Großen Katechismus sollten jedermann zeigen, was denn Luther eigentlich mit der Würdigkeit meint, welche er in Anlehnung an das Wort des Paulus (1. Kor. 11, 28 f.) von den Kommunikanten fordert. Er lehnt es auf das bestimmteste ab, dabei an einen Zustand zu denken, welcher für gewöhnlich mit dem Worte „Würdigkeit" bezeichnet wird. Nicht in der Verfassung sittlicher Reinheit und Rechtbeschaffenheit treten wir an den Altar, von wo uns unter der Gabe des Brotes und Weines mit den Worten des Herrn die tröstende Zusicherung ertönt, daß uns unsre Sünden vergeben sind. Wenn wir bereits rein und vollkommen wären, bedürften wir ja dieser gar nicht mehr. Da wir aber im Abendmahle die Sündenvergebung zu erlangen begehren, so bekennen wir uns eben damit als Sünder, als Unwürdige. Und je mehr wir unsre Unwürdigkeit empfinden, umso besser sind wir zum Abendmahl vorbereitet, in welchem wir Gnade um Gnade von dem Herrn empfangen. Und wenn jemand wirklich, was für einen protestantischen Christen unmöglich sein sollte, in dem vollen Bewußtsein seiner Würdigkeit zum Altar treten könnte, um die Gabe des Herrn zu empfangen, so dürfte auch dieser kein andres Bekenntnis im Herzen hegen als das: „Ich bin ein unnützer Knecht; ich habe gethan, was ich zu thun schuldig war." Das Gefühl der Unwürdigkeit ist also die rechte Würdigkeit zum Abendmahle. Das lehrt uns Luther, das lehrt uns Christus. Und demgemäß ist es eigentlich ein Widerspruch gegen den Sinn der heiligen Handlung, daß überhaupt mit ihr der Gedanke der Würdigkeit in Verbindung gebracht wird, da diese gerade in dem Gegenteil dessen bestehen soll, was für gewöhnlich unter jenem Worte verstanden wird.

Wenn die soeben mitgeteilten Belehrungen Luthers über die rechte Art der Vorbereitung zum Abendmahle wirklich im vollen Maße in der protestautischen Kirche zur Geltung gekommen und Gemeingut unsers Volkes geworden wären, so würden wir gewiß seltener den Zweifeln begegnen, welche Goethe aus der Seele so vieler aufrichtigen Christen heraus in seiner Lebensbeschreibung darstellt. Daß jenes nicht der Fall gewesen ist und daß es auch evangelische, ja lutherische Geistliche giebt, welche trotz dem Großen Katechismus nicht gelernt haben, jene Zweifel im Keime zu ersticken, scheint mir nun vornehmlich an zwei Umständen zu hangen.

Einmal ist das heilige Abendmahl in der lutherischen Kirche von Anfang an mit dem Sakrament der Beichte verbunden gewesen.*) Wenn es freilich auch in diesem nach den Anleitungen unsrer Reformatoren nicht darauf ankommt, den sittlichen Zustand der Beichtenden zu ergründen und durch die Absolution sittliche Reinheit und Rechtbeschaffenheit der Sünder herzustellen, sondern deren Glauben zu erregen und zu stärken (Apologie der Augsburgischen Konfession V, 34. 42. 46. 89), so wird doch diese echt protestantische Auffassung nicht immer genügend betont, um das naheliegende Mißverständnis zu verhüten, als handle es sich bei der Beichte darum, die sittliche Unvollkommenheit durch das Wort der Absolution auszugleichen. Da nun vor dieser als Voraussetzung eine ernste Selbstprüfung und der Vorsatz der Besserung verlangt wird, wobei der Beichtende nicht, wie in der katholischen Kirche, durch die persönliche Aussprache mit dem Geistlichen unterstützt wird, so kann er, nachdem dann sein Bekenntnis und darauf die Absolution erfolgt ist, leicht zu dem Zweifel kommen, als habe er sich nicht genau genug geprüft, nicht ernst genug den Vorsatz der Besserung gefaßt. Trotz der Absolution, bei der sich sein Gewissen nicht beruhigt, liegt ihm dann der Gedanke nahe, er sei nicht würdig, und da er hört, dem Unwürdigen gereiche das Abendmahl zum Gericht, findet er in diesem keinen Trost, sondern den Grund zu Gewissensangst und zu bedrückenden Selbstquälereien.

Eine andre Art von Zweifeln an der Würdigkeit entspringt aus der konfessionellen Verschiedenheit in der Auffassung der Einsetzungsworte des Abendmahls. Je mehr Gewicht darauf gelegt wird, daß auch die Laien das richtige Verständnis von dem Zusammenhange zwischen Brot und Leib, Wein und Blut haben, umsomehr tritt die Bedeutung des Wortes: „Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden" zurück. Nun schleicht sich der Irrtum ein, als komme es nicht vor allem auf den Glauben an die im Abendmahl verkündigte Sündenvergebung, sondern auf die richtige Auffassung der Einsetzungsworte an. Dann wird hierauf der Satz des Katechismus bezogen: „Wer aber diesen Worten nicht glaubet oder zweifelt, der ist unwürdig und ungeschickt." Und mancher Kommunikant, der auf die konfessionelle Lehre vom Abendmahl mehr als auf dessen Heilswert zu achten gelehrt worden ist, faßt Zweifel an seiner Würdigkeit, weil er jene Lehre nicht zu verstehen oder sich nicht anzueignen vermag. Er meint, er hätte nicht den Glauben, der die rechte Würdigkeit zum Abendmahl ausmacht, während ihm nur die Einsicht in theologische Begriffsbestimmungen abgeht. Aber in echt Lutherschem Sinne ist der Glaube gar nicht eine verstandesmäßige Erkenntnis, sondern herzliches Vertrauen zu Gott und seiner Gnade gegen die Sünder, eine feste Zuversicht zu ihm, welche gerade diejenigen am besten zu hegen vermögen, die als geistlich Arme in der Bergpredigt selig gepriesen werden. —

Aber wie die Zweifel an der Würdigkeit beim Einzelnen auch zu erklären sein mögen, ihre Nahrung ziehen sie immer aus der Verheißung des Gerichts, welches dem Unwürdigen gedroht wird. Da steht das Wort in der Schrift in seiner ganzen erbarmungslosen Härte:

Der Mensch prüfe aber sich selbst, und also esse er von diesem Brote und trinke von diesem Kelche. Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn.

Deutlicher scheint ja gar nicht die Berechtigung und die Notwendigkeit dessen ausgesprochen sein zu können, daß man sich prüfe und nur, wenn man sich hierbei würdig gefunden habe, hintrete zum Tische des Herrn.

Aber ist damit dieses Wort auch richtig ausgelegt? Sollte wirklich diese grause Drohung den Zusammenhang der christlichen Heilsverkündigung zerreißen und die Gnade Gottes unwirksam machen können, welcher das Heil des Sünders, aber nicht sein Verderben will? Sollen wir annehmen, daß Gott

*) Die regelmäßige Beichte vor dem Abendmahl hat 1523 Bugenhagen in Wittenberg eingeführt. Luther selbst trug auch nach dem Ausbruch der Schwarmgeisterei Bedenken gegen den Beichtzwang und empfahl als bessere Abendmahlsvorbereitung die persönliche Anmeldung beim Pfarrer. D H

sonst immer gnädig die Sünder zu sich heranziehe, aber nur bei dem Mahle des Herrn trotz der darin verheißenen Sündenvergebung sie wegen ihrer Unwürdigkeit nicht nur zurückstoße, sondern sogar dem Gerichte übergebe? Wer den rechten Glauben an den Gott Jesu Christi, d. h. herzliche Zuversicht und Vertrauen zu ihm in allen Dingen hat, der kann einen solchen Zwiespalt für die göttliche Heilsordnung nicht zugeben, der weiß, daß ihn keine feindliche Macht von der Liebe Gottes scheiden kann, geschweige denn das Mahl, in welchem der Herr seine Liebe gefeiert hat, in der er sich zum Heil der Sünder in den Tod gab. So hat Luther nur in seinem Takte aus der Tiefe seiner christlichen Gesamtanschauung heraus die verhängnisvollen Worte des 1. Korintherbriefes zu einem richtigen Sinne umgedeutet, indem er gerade die entgegengesetzte Verfassung der Seele, das Gefühl der Unwürdigkeit statt dessen der Würdigkeit, als Bedingung eines rechten Abendmahlsgenusses fordert. Aber das Recht dazu werden ihm viele nicht zugeben, die sich an den Buchstaben der Drohung halten. Seine Auslegung wird diesen kühn und gewaltthätig erscheinen, und sie werden den Trost, den Luther ihnen geben wollte, als eine Einbildung von sich weisen. Aber diese mögen doch nur das Kapitel in dem Korintherbriefe, dem jene Worte angehören, im Zusammenhange lesen. Die Bibel ist ja keine Sammlung von Orakelsprüchen, deren einer den andern aufhebt. Man hüte sich, die einzelnen Stellen aus dem Zusammenhange zu reißen, dem sie angehören! Denn dies Verfahren rächt sich immer, und in dem vorliegenden Falle wandelt es die heilige, heilsame Verkündigung der Sündenvergebung, die der Herr in das Abendmahl gelegt hat, zu einem Fluche.

Wovon handelt denn eigentlich das 11. Kapitel des 1. Korintherbriefes? In der alten Kirche feierte man das Mahl des Herrn nicht in der Weise, in der wir es jetzt begehen. Damals versammelten sich die christlichen Gemeinden täglich nicht nur am Morgen, sondern auch am Abend zum Gottesdienst. Der Abendgottesdienst bestand außer in Gebet und Gesang in einer gemeinschaftlichen Mahlzeit, zu welcher jeder nach seinen Kräften beisteuerte und in welcher die Unterschiede zwischen Reich und Arm durch die Gemeinschaft in der christlichen Liebe ausgeglichen wurden. Deshalb hießen diese Mahlzeiten Liebesmahle, Agapen, und mit ihnen war die Feier des heiligen Abendmahles verbunden, als der Höhepunkt des Abendgottesdienstes. Nun war diese schöne Einrichtung, in welcher die christliche Liebesgemeinschaft einen so sinnigen Ausdruck fand, in Korinth entartet. Dort teilten bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten die Reichen nicht von ihrem Ueberfluß den Armen mit, sondern sie selber schlemmten und ließen jene hungern. Gegen solchen Mißbrauch des Gottesdienstes durch die Reichen wendet sich nun der Apostel Paulus: „Habt ihr denn nicht Häuser, da ihr essen und trinken möget? Oder verachtet ihr die Gemeinde Gottes und beschämet die, so da nichts haben?“ Er verweist sie dagegen auf die Bedeutung der heiligen Handlung, die sie durch jene Lieblosigkeit entweihen. Der Sinn der Abendmahlsfeier ist, daß in ihr die Teilnehmer daran des Herren Tod verkündigen. Das ist eine ernste und heilige Handlung, welche würdig begangen werden soll. Unwürdig nehmen aber an ihr diejenigen Teil, welche sie benutzen, um in ihrem Uebermut die Armen zu kränken, statt ihnen Liebe zu erweisen, indem sie sie an ihrem Ueberfluß teilnehmen ließen. Und diesen Frevlern hält Paulus entgegen, daß sie sich hierdurch an dem Leibe und Blute des Herrn schuldig machen, welches aus Liebe und zur Gründung der christlichen Liebesgemeinschaft von dem Herrn in den Tod gegeben worden ist. Deswegen droht er ihnen mit dem Gericht über ihr unwürdiges Essen und Trinken, das heißt über die unwürdige Teilnahme an dem Gottesdienst, der die Gemeinschaft aller Christen in der Liebe ihres Herrn darstellen soll. Und worin sieht Paulus das Gericht, welches die Frevler an der christlichen Liebe treffen soll? Er meint damit nicht das Endgericht; er legt auch nicht im entferntesten nahe an die Schreckнisse zu denken, die Goethes Phantasie beunruhigt haben. Er redet nur von Uebeln, wie sie täglich im menschlichen Leben vorkommen, Schwachheit, Krankheit und vorzeitigem Tode. In diesen besteht das Gericht, das er droht; sie sind Strafen, von Gott über diejenigen verhängt, welche sich nicht selbst prüfen, indem sie den Leib des Herrn nicht unterscheiden, d. h. das heilige Abendmahl von einer gewöhnlichen Mahlzeit nicht unterscheiden. Aber jene Strafen bedeuten auch keine Entfernung von Gott und keine Vernichtung des Sünders; vielmehr zeigt das griechische Wort dafür, welches etwa unserm „züchtigen“ entspricht, an, daß Gott nach der Meinung des Paulus dadurch die Frevler erziehen und zur Besserung anleiten will, und gerade zu dem Zwecke, daß sie „nicht samt der Welt verdammet werden.“ So kann man diesem „Gericht“ zuvorkommen, indem man sich selber richtet, das heißt sich prüft und in seinem Verhalten das Heilige von dem Unheiligen unterscheidet, nämlich beim Liebesmahl einander aufwartet und mitteilt, aber zu Hause ißt, um seinen Hunger zu stillen.

Das ist der Zusammenhang, in welchen das Wort von der Unwürdigkeit beim Abendmahl und von dem Gericht hineingehört, und in dem es allein richtig verstanden werden kann. Wir sehen also, daß alle Angst und aller Schrecken, welcher so manches ernste und gewissenhafte Christenherz bei dem Gedanken an das Abendmahl ergreift, nur auf der falschen Deutung eines mißverstandenen, weil aus dem Zusammenhange gerissenen Bibelwortes beruht. Halten wir uns daher, wenn wir das heilige Mahl nehmen, an die herrlichen Weisungen Luthers, dann werden wir in jenem Erbauung, Trost, Frieden, Vertrauen zu Gott, Antriebe zur Besserung erfahren! Gott ist ein Gott der Gnade und der Liebe, aber nicht ein Gott der Rache und der Unbarmherzigkeit. Wenn er uns straft, züchtigt er uns in Liebe, daß unsre Zuversicht auf ihn wachse, daß unsre Kraft zu dem guten Werke, zu dem er einen jeden berufen hat, erstarke und gute Frucht bringe, ein Zoll unsers Dankes, ein Tribut seiner Ehre. O R

Tagebuchblätter aus Italien

6*)

Palermo, 9. März

Schnell und ruhig war die Seefahrt. Schon nach fünfzehn Stunden sind wir in Sizilien gelandet. Im Scheine der Abendsonne erglänzend schwand allmählich Neapel dem Blicke; zauberhaft schön lag der Golf hinter uns, wie mit mächtigen Armen nach den Flüchtigen fassend, die rastlos weitergetrieben wurden. Eine stille, schöne Nacht folgte. Lange begleitete uns mit hellem Scheine der Leuchtturm von Capri; endlich tauchte auch er unter die Wasser. Nur dunkle Fluten um uns, auf ihnen gleitend Mond- und Sternenlicht. Auf Deck regte sich nichts. Am Ruder tauchte von Zeit zu Zeit eine dunkle Gestalt auf: der Steuermann hielt treue Wacht. Nach Süden ging die Fahrt. Droben am schwarzblauen Himmel standen, gerade über uns, glänzend die sieben Sterne des Bären, darüber der Polarstern, nach Norden die Gedanken weisend. Großartige Meeresstille ringsum. Die aufgehende Sonne des nächsten Morgens zeigte uns noch flüchtig zur Seite die Liparischen Inseln, vor uns aber langgestreckt, hochgipfelig, vielgezackt eine Bergkette, teilweise im Schnee, die Küste Siziliens. Nicht lange, und die merkwürdig schönen Formen des Monte Pellegrino traten deutlich hervor, eine weite Bucht öffnete sich vor uns, eine glänzende Stadt mit Kuppeln und Palästen am Strande, über ihr am Berge eine andre, von hohem Kastell überragt — der Steuermann bestätigt, was wir ahnen: Palermo ists, unser Reiseziel, die Hauptstadt Siziliens.

Die Kirchenbauten der Normannen in Palermo

Goldmuschel wird die von gewaltigen Bergen im Halbkreise umschlossene Ebene genannt, welche die größte Stadt der Insel umgiebt. Fast quillt das Land vor Fruchtbarkeit über. Die Palmen gedeihen in tropischer Ueppigkeit; meilenweit ziehen sich Orangen- und Zitronenpflanzungen. Strahlend in Goldpracht ist auch das kunstgeschichtliche Bild der Stadt. Zwei Perioden sind es, deren Gepräge vor allen Palermo trägt. Als die spanischen Vizekönige hier ihre Residenz aufgeschlagen hatten, regte sich mächtige Bauthätigkeit. Adel und Geistlichkeit wetteiferten miteinander in der Errichtung kirchlicher Gebäude. Der

*) Vgl. Nr. 26, 27, 34, 36, 37 des vorigen Jahrgangs.

Barock feierte glänzende Triumphe. Nirgends sind seine Formen üppiger, toller. Schaffenskräftig wie er ist, begnügt er sich nicht damit, das Alte zu erweitern, mit seinem bunten Gewebe zu überspinnen. Jede schaffenskräftige Zeit ist zerstörungslustig und zerstörungskräftig. Aber doch hat er uns noch genug übrig gelassen, um eine lebendige Anschauung seines großen Vorgängers zu geben. Es ist, als ob er vor den Kleinoden bewundernd still gestanden hätte, die Palermo seiner glorreichsten, friedlichsten Zeit verdankt. Er hat es nicht gewagt, Hand anzulegen an die Kirchenbauten der normannischen Könige.*)

Eng begrenzt ist der Zeitraum, in dem diese Anlagen entstanden sind. Sie gehören alle den mittlern Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts an, verteilen sich auf keine fünfzig Jahre. Kaum ist Roger II. nach dem Aussterben der Linie Robert Guiscards in den Alleinbesitz der Normannenherrschaft gekommen, kaum hat er sich in Palermo zum Könige krönen lassen (1130), so beginnt auch schon eine reiche, gesegnete Zeit künstlerischen Schaffens. Des Krieges Stürme sind vorüber; Völker und Fürst erfreuen sich des Friedens, der durch die seltsame Zusammensetzung der Bevölkerung nicht im mindesten gestört wird. Siziliens politische Geschicke sind so wechselvoll bewegt, wie seine physikalische Geschichte. Die Brücke von Europa nach Afrika ist der Tummelplatz aller Nationen gewesen. Römer wie Byzantiner, letztere mit größerm Erfolge, warben um sie. Dann schritten im frühen Mittelalter mit Sturmschritt die Araber über die Insel. Ihr Erbe tritt jene Handvoll normannischer Abenteurer an. Wie ihre Vorgänger die vorgefundenen Kulturelemente nicht zerstört, sondern geduldet hatten, so lassen auch sie die reiche Kultur der Araber unverletzt. Ein merkwürdiges friedliches Nebeneinander der Nationen ists, das wir unter der Normannenherrschaft antreffen. Vier Sprachen gelten neben einander als gleich offiziell: griechisch, lateinisch, arabisch, französisch; auf drei Stützen gründet sich die öffentliche Rechtsprechung: auf den Justinianischen Kodex, den Koran und die normannischen Gewohnheiten; eine dreifache Zeitrechnung ist im allgemeinen Gebrauche: seit der Erschaffung der Welt, seit Christi Geburt und seit der Hedschra. Thatsächlich wurde diese Gleichberechtigung bald aufgegeben. Die neuen Eroberer ließen die hochentwickelte Kultur ihrer Unterworfenen auf sich wirken. Vor allem ists die arabische Welt mit ihrer Poesie und Pracht, welche sie vollständig gefangen nimmt. Ein hochgebildeter Araber unternahm 1185 eine Reise nach Mekka und berührte dabei auch Sizilien. Er wird nicht müde, die Herrlichkeit Palermos, seiner Lage wie seiner durch königlichen Willen geschaffenen Bauten zu bewundern. Aus seinem Reiseberichte gewinnen wir auch ein anschauliches Bild des Hoflebens. Der König ist mit Moslemen ganz umgeben; Mosleme haben die wichtigsten Aemter inne, sind bei der Kunstthätigkeit hervorragend beschäftigt. Der König lebt mehr als moslemischer Fürst denn als christlicher König.

Es läßt sich erwarten, daß uns auch die Denkmäler der Kunst aus jener Zeit Zeugnis ablegen von dem Nebeneinander der verschiednen Kulturkreise, von ihrer gegenseitigen Berührung und Verschmelzung, und die Bestätigung geben, daß gerade der friedliche Wettstreit der Völker mit ihrer gänzlich verschiedenen Veranlagung und Erfahrung es war, welcher jene vollendete Blüte zeitigte.

Alle Inselbewohner halten dank ihrer größern Abgeschlossenheit von der Außenwelt viel zäher an den Ueberlieferungen fest, als die Insassen des Festlandes. So sind wir auch in Sizilien imstande, die deutlichen Spuren der Einwirkung antiker Monumente bis weit in das Mittelalter zu verfolgen. Der Wechselverkehr mit den Byzantinern blieb vollends lebendig. Beließen doch auch die Araber ihren Unterthanen Glauben und Sitten und erlaubten ihnen die Fortbenutzung der ererbten Gotteshäuser, die Ausbesserung der beschädigten. Es kann darum nicht überraschen, wenn noch die normannischen Bauten zum Teil die Einwirkung byzantinischer Bauweise erkennen lassen. Ja man darf sagen, daß in der ersten Hälfte der normannischen Bauperiode der streng byzantinische Geschmack in der Architektur der herrschende war. Gerade die vier auf hervorragenden Punkten der Stadt errichteten Kirchen, von denen drei uns noch gut erhalten sind, weisen als Grundriß ein regelmäßiges Quadrat auf, in dessen Mitte sich die Kuppel erhebt, von Säulen mit Spitzbogen getragen. Die gleiche Anlage zeigen nur noch byzantinische Kirchen. Anders sind die Bauten der zweiten Hälfte. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts siedelten sich von Unteritalien her Zisterzienser in Palermo an. Mit ihnen kommt der abendländische spätromanische Typus. Das Langhaus wird dreischiffig angelegt; daran schließt sich ein nicht stark ausladendes, erhöhtes Querschiff. Das ist im großen und ganzen der damals auch in Sizilien heimische spätromanische Baucharakter, wie schon der Grundriß der einige Jahrzehnte vor der Niederlassung des nordischen Mönchsordens begonnenen Cappella Palatina beweist. Doch tritt diese nach ihrer konstruktiven Bedeutung vollständig hinter den andern Mustern dieser architektonischen Weise zurück. S. Spirito, berühmt als die Kirche, bei welcher die sizilianische Vesper ausbrach, neuerdings bei der sechshundertjährigen Feier jenes Befreiungsaktes restaurirt,*) hat noch eine besondre Eigentümlichkeit. Sie wurde von einem Engländer, Walter of the Mill, einem Hofkaplane König Heinrichs II. von England, der in Palermo Erzbischof geworden war, in dem achten Jahrzehnt des Jahrhunderts gegründet und erinnert mit ihren plumpen Rundpfeilern und Spitzbogen an Vorbilder in England. Weitaus die bedeutendsten Vertreter sind aber die beiden Dome zu Palermo und zu Monreale. Bei aller Verschiedenheit, die namentlich in der Turmanlage hervortritt — in Monreale flankiren zwei wuchtige Türme die Westseite; in Palermo erheben sich vier leichte Türme an Fassade und Chor —, sind doch die beiden zu ganz gleicher Zeit ausgeführten Bauten in ganz gleicher Weise angelegt. Namentlich ist interessant, daß in beiden die Apsiden sich nicht unmittelbar an das Querschiff anlehnen, sondern daß sich zwischen diese beiden Teile ein Raum in der Breite des Querschiffes einschiebt.

Der Palermitaner Dom ist jetzt im Innern, dank den Zerstörungen besserungssüchtiger Späterer, kahl und giebt nicht im entferntesten den ursprünglichen Eindruck. Eins nur wirkt darin mächtig. Im rechten Seitenschiffe ruhen unter gewaltigen granitnen und porphyrnen Baldachinen in Tempelform in majestätischen Porphyrsarkophagen unsre großen Hohenstaufen Friedrich II. und sein Vater Heinrich VI.; hinter den Särgen dieser beiden stehen die Sarkophage, welche König Roger und dessen Tochter, die Kaiserin Konstanze, bergen. Kaiser Friedrichs Sarg ruht auf vier Löwen. Am Giebel des Deckels prangt die Kaiserkrone; Reliefs schmücken die Seiten: links der Engel und der geflügelte Stier, zwischen beiden Maria mit dem Kinde; rechts der geflügelte Löwe und der Adler, in der Mitte Christi Büste. Es ist eine würdige Ruhestätte. Gerade die schmucklose Umgebung steigert den Eindruck. In dem Dome zu Monreale kommen die Gräber der Normannenfürsten wegen der glänzenden Umgebung wenig zur Geltung.

*) Schon diesen Anlaß benutzen wir, um auf die unterdes erschienene zweite Auflage der „Bilder aus der Kunstgeschichte“ von Anton Springer aufmerksam zu machen. Sie bilden eine Reihe der interessantesten kulturgeschichtlichen Betrachtungen und schließen in vielen Fragen geradezu ab. Das gilt auch von dem fünften Aufsatze „Die mittelalterliche Kunst in Palermo,“ und deshalb lehnt sich in Einzelheiten die folgende Darstellung an diesen an.

*) Die Jubiläumsinschrift ist nicht ohne Interesse. „Am 31. März 1282 erhob sich angesichts des benachbarten, dem lebendigen Geiste Gottes geweihten Heiligtumes das sechzehn Jahre hindurch niedergedrückte und zu Boden getretene sizilianische Volk einmütig, um das verhaßte Joch der Anjous zu brechen, welches die gewohnte Begünstigerin fremder Invasionen, die römische Kurie mittels der gemißbrauchten priesterlichen Waffen ihm auf den Nacken gelegt hatte, und heute setzt es zum sechsten Säkulum, in Trauern eingedenk und stolz auf die blutige, aber notwendige Rachethat, zum ewigen Zeugnis dessen, was die Ueberschreitung eines irrenden Priestertumes und der gerechte Zorn eines Volkes vermag, im Namen des freien Italiens dieses Denkmal, am 31. März 1882.“

Paul Lindaus Berliner Romane

2. Arme Mädchen

Dieser zweite Roman „Berlin“ von P. Lindau hat mit dem ersten: „Der Zug nach dem Westen“ wohl so große Aehn-

lichkeit, wie sie zwischen den beiden „armen Mädchen“ Grete Lessen und Regina von Sellnitz besteht, verdient aber unsers Erachtens unter jedem Gesichtspunkt den Vorzug.

Die Handlung ist reicher, die Entwicklung spannender und anregender, das Niedrige wird nirgends zu komischen Wirkungen benutzt, sondern mit dem nötigen Ernste gezeichnet. Die glänzenden Eigenschaften der Feder Lindaus aber treten hier auch deutlicher heraus. Er führt uns in den Norden und das Zentrum von Berlin, in die Gegenden, wo die kleinen Leute wohnen. Er ist da so gut zu Hause wie im Tiergartenviertel. Wie es in einem Hause oben in der Ackerstraße aussieht und hergeht, welchen Eindruck ein Umblick von der Inselbrücke hinterläßt, welch stickige Schwüle ein heißer Sommertag auf den Straßen Berlins zuwegebringt, mit welchem Schmuck sich die gute Stube bei Wörbers präsentirt und welche sittlichen Grundsätze und welche Erwerbsverhältnisse die Mädchen aus den untern Ständen der Hauptstadt durchschnittlich haben, das kann niemand schärfer beobachten und anschaulicher schildern als Lindau. Die Kunstgriffe der Blumenverkäuferinnen, die Gebräuche der Hazardspieler im Klub, die nobeln Passionen der jungen Kavaliere sind ihm so wenig fremd wie die Hausordnung in der städtischen Irrenanstalt zu Dalldorf — auch die kleinste, nebensächlichste Notiz zeichnet sich aus durch Akribie.

Das Bild, das wir von gewissen Kreisen der Hauptstadt bekommen, ist grausig, und doch spielen Hunger und Seuche noch nicht einmal mit hinein; — ob es unwahr ist? Eine Antwort geben, mithin mit dem Bilde, dem Buche überhaupt sich beschäftigen, darf nur einer, der die ganze Wahrheit zu erfahren verträgt. Die Prostitution ist der Begriff, um den sich zuletzt alles dreht — war es im ersten Bande im Grunde nicht ebenso? —: die Bereitschaft dazu, die Freude daran, die Verlockung dazu, das Leben darin, der Gebrauch davon — das ist alles.

Die Moral der Geschichte scheint zu sein: In Berlin kann ein armes Mädchen, falls sie nicht aus guter Familie ist und durch ihre Familie gehalten, bezw. gehoben wird, nicht rein und brav bleiben; selbst eine höhere Bildung und das zurückhaltendste Auftreten schützt sie nicht davor, daß von den verschiedensten Seiten die Selbstverständlichkeit des Leichtsinns ihr unverhüllt ausgesprochen wird. Nicht bloß fremder Egoismus legt ihr das Aergste nahe; die es gut mit ihr meinen, Freundinnen und Schwestern, reden ihr zu, und die Eltern hassen ihr Kind und zerstören ihm immer aufs neue die gewonnene Stellung, bloß weil es ihm wider die Natur geht, sich wegzuwerfen. Die Heldin des Romans ertränkt sich zuletzt in der Spree, nachdem ihr Vater, ein durch Trunk bis zum Delirium verkommener Schneider, sie durch öffentliche Beschimpfung der scheußlichsten Art als Pflegerin in Dalldorf unmöglich gemacht hat und sie inne geworden ist, daß sie da, wo sie Liebe genießt, dieselbe nicht erwiedern kann, da aber, wo sie sie glühend empfindet, eine andre ihr den Vorrang abgewonnen hat. Und warum? Bloß weil deren Vater ein adliger Offizier war, der ihrige aber — dem Anscheine nach; denn der Dichter läßt ahnen, daß sie mit Regina von Sellnitz den gleichen Vater hat — ein widerwärtiger Proletarier ist. So geht die Tugend zu Grunde, während das arme Mädchen aus „guter“ Familie Gräfin wird, obwohl sie in einer Stunde wahnsinnigen Taumels fast gewaltsam ihre Ehre zerstört hat. Solch eine Sünde sogar wird verziehen — der „Stand des Vaters“ wird nicht verziehen.

Ich möchte doch an der Richtigkeit dieses Gesamtbildes meine Zweifel äußern. Ich glaube nicht, daß in Berlin die Unschuld, die sittliche Hoheit nur um peinlicher Familienverhältnisse willen unrettbar verloren sein müssen. Ich ziehe Religion und Kirche noch nicht einmal herbei mit ihren helfenden Mächten und Persönlichkeiten: es versteht sich ja bei einem populären Romanschriftsteller der Gegenwart von selbst, daß die in seiner Schilderung nicht verwendet werden; da sie auf weite Kreise in Berlin nicht den mindesten Einfluß besitzen, hat er auch ein Recht, sie beiseite zu lassen. Aber die Grete Lessen als Ganzes ist mir eine unwahrscheinliche Figur, und fast möchte ich dasselbe von sämtlichen Hauptgestalten des Romans behaupten. Es fehlt das Maß: bei ihnen ist alles in höchster Potenz vorhanden. Schon Oskar Bössow, der mit Regina den abenteuerlichen Abend verbracht hat, der soll zugleich ein Ausbund von Sittenlosigkeit sein und ein Ausbund von Noblesse? Auch der Graf Bruno, seine Mutter, seine nachherige Braut Regina, sein Vater sind Nonplusultras, sei es von Gutmütigkeit, sei es von Hochsinn, sei es von Talent und Grazie, sei es von Reichtum. Und Grete ist schlechthin ein Engel, so wunderschön, so lauter, so heilig, so treu, so taktvoll, so voll des feinsten Ehrgefühls, der erhabensten Tapferkeit, aber auch so merkwürdig geführt: gleich zu Anfang im Laufe von 48 Stunden Kragennäherin, Blumenverkäuferin und auf Kosten des Grafen Bruno Pensionärin bei Frau von Sellnitz; nachher gerade immer dann von den Mitgliedern ihrer Familie betroffen, wenn diese Begegnung ihr den schwersten Schaden bereiten mußte — sind das Gebilde der Wirklichkeit? Wird solch ein Mädchen, wenn man ein Ansinnen an sie stellt, wie es Bössow thut, statt ihm den Rücken zu wenden, eine lange Ansprache an ihn halten? Charaktere sich voll und klar entfalten zu lassen, scheint Lindaus Gabe nicht zu sein; auch hier wieder geht die Gesamtentwicklung in riesiger Eile vor sich, in anderthalb Jahren ist die ganze Tragödie abgespielt. Etwas effekthascherisch ist die Ertränkungsszene geschildert, wo wir über die Gedankenwogen und Willensregungen im Haupte der Ertrinkenden noch ganz genau unterrichtet werden; noch weniger vielleicht verträgt das Gespräch einen kritischen Leser, in welchem Regina der Gräfin, Brunos Mutter, über den dunkeln Punkt in ihrer Vergangenheit ein ziemlich zweideutiges Geständnis ablegt und Absolution erhält.

Doch ich will niemandem im voraus den Genuß an diesem Roman verderben, man wird ihn mit ganz anderm Gefühl als den ziemlich seichten „Zug nach dem Westen“ lesen; doch wird man gut thun, die Ueberzeugung zur Lektüre mitzubringen, daß in Berlin die gemeine Sinnlichkeit nicht so der ausschlaggebende Faktor ist, wie es nach diesen beiden Romanen scheinen könnte, anderseits aber auch die Engel in Menschengestalt hier mehr in der Phantasie gutsituirter Schriftsteller existiren als in der Acker- oder der Regentenstraße. J

Die Bedeutung der innern Mission

in der gegenwärtigen Zeitlage der evangelischen Kirche

Die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause,“ das Organ des Zentralausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche,*) bringen an der Spitze ihres Januarheftes einen längern Aufsatz aus der Feder des Oberkonsistorialrats Prof. D. Weiß, Vorsitzenden des Zentralausschusses, über die Bedeutung der innern Mission in der gegenwärtigen Lage der evangelischen Kirche. Mit umfassendem Blicke von hoher Warte aus wird die kirchliche Welt gemustert und nach den „Zeichen der Zeit“ gespäht, unter denen das neue Jahr heraufzieht. Da zeigt sich Sturm am Horizont, und zwar Sturm von Rom her, von der „Schwesterkirche,“ die doch nie geschwisterlich mit der evangelischen „gemeinsam an dem Aufbau des Gottesreiches in unserm Volksleben arbeiten wird.“ Warum nicht? Weil sie es nicht kann, weil sie, „so lange sie ihrem Wesen treu bleibt, den Anspruch nicht aufgeben kann, den sie über die von ihr abgefallenen Glieder zu besitzen glaubt,“ weil sie „mit allen Mitteln darum kämpfen muß, dieselben in den Schoß der allein selig machenden Kirche zurückzuführen,“ weil sie gerade jetzt, nachdem das Glaubensleben in der Welt wieder erwacht ist, eben „dieses ihres Wesens sich mehr denn je bewußt“ ist, und weil sie dabei, nachdem mit dem Staate der Frieden geschlossen, freie Bahn vor sich hat. So steht sie „zum Kampf bereit und im voraus ihres Sieges froh.“

Das heißt den Gegner scharf gefaßt haben. Es gilt, die Waffen zu wägen. Herrschaft über die Gewissen, bindend nicht

*) Es sei hier darauf hingewiesen, daß in diesem Blatte, welches jetzt seinen 45. Jahrgang beginnt, das reichhaltigste Archiv für alle Seiten der innern Mission gegeben ist. Jährlich 12 Hefte von je 32 Seiten zu 3 Mark. Einzelne Hefte sind für 30 Pf. von der Agentur des Rauhen Hauses zu beziehen. [Das Beiblatt der Fliegenden Blätter: „Geschichten und Bilder zur Förderung der innern Mission“ — monatliche Lieferungen für 1,20 M. jährlich — bietet vortrefflichen Lesestoff für das Volk. D Hj

nur im religiösen Gebiet, sondern auch im staatlichen und sozialen, das ist die furchtbare Macht der Priesterkirche, eine Macht, die unsrer Kirche versagt ist und bleibt, nach der „sie auch nicht einmal schielen" darf. Was haben wir dagegen einzusetzen, welche Waffe hat uns unser König in die Hand gegeben? Das Tu es Petrus ist in den vergangnen Festwochen wieder und wieder bis zur Ermüdung in Rom erklungen, das Hirtenwort aus Matth. 16 in Musik gesetzt als das Triumphlied der siegreichen Papstkirche. Das Wort ist auch zu uns gesprochen und ist auch unser Triumphlied. Der bekennende Petrus ist der Erstling der gläubigen Gemeinde, welcher die Verheißung zugehört, daß sie die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. Die Gemeinde der Gläubigen, innerhalb der evangelischen Kirche, ist nach D. Weiß die Macht, die wir allein Rom entgegenstellen können, und diese Macht flüssig, diese Gemeinde zu einer lebendig wirksamen zu machen, das ist das andre Zeichen der Zeit, die Aufgabe, die uns das neue Jahr stellt. Das Mittel aber zu ihrer Lösung heißt innere Mission.

Entsprechend der Auffassung D. Wicherns, des Herolds der innern Mission, wird ihr Gebiet so weit gefaßt, wie es das Wort verlangt. Wäre innere Mission nur Barmherzigkeitsübung, wie man so oft versteht, so würde man sich allerdings billig verwundern, daß einer ihrer berufensten Vertreter in der Kirche der Werkheiligkeit einen tötlichen Gegner erkennt. Da aber „innere Mission" nur verstanden werden darf als der an alle Gläubigen ergangne Auftrag Christi, sein Evangelium von der Gnade innerhalb seiner Kirche mit Liebeswort und Liebesthat zu verkündigen und zur Geltung zu bringen, so ist sie in der Wurzel durch den Romanismus angegriffen. Vielleicht findet sich an andrer Stelle Gelegenheit, über solche Bestimmung ihres Wesens ein näheres Wort zu sagen. Von einem Gegensatz gegen das eigne organisirte Kirchenwesen kann bei solcher Deutung gar keine Rede sein und ist auch jetzt, Gott sei Dank, nicht mehr die Rede. Nur den rechten Zusammenschluß, das rechte Verhältnis beider zu regeln ist seit Jahrzehnten das Streben der innern Mission und auch heute noch ihre dringende Aufgabe. Ein andrer Ruf aber erschallt in der gegenwärtigen Zeitlage noch dringender: Die innere Mission hat ihre erste, wichtigste Arbeit an der Gemeinde der Gläubigen selbst. Diese müssen selbst erst ihr Gegenstand sein, um dann ihre Träger zu werden. Sie müssen zu rechten „Berufsarbeitern für die innere Mission herangebildet" werden, wohlverstanden — nicht zu „Predigern im Talar oder Gehrock," aber wohl zu wahrhaft lebendigen Zeugen der Gnade im täglichen Handel und Wandel, die da „die Sache der Kirche zu ihrer eigensten persönlichen Sache machen."

Die innere Mission ruft nach Hausvätern und Hausmüttern, die den Kindern und dem Gesinde predigen durch die Liebe, die aus einem durch die Liebe Christi wahrhaft überwundenen und erneuerten Herzen stammt, und die, wenn auch mit dem schlichtesten Wort, auf die Quelle solcher Liebe hinzuweisen wissen. Sie ruft nach Männern und Frauen, die durch Wort und Wandel in ihrem geselligen Kreise bezeugen, daß es höhere Dinge giebt als allen Reichtum der Kultur, mit dem unsre Geselligkeit prunkt; daß die Kirche nicht ein Luxusartikel ist für die, welche nun einmal das Bedürfnis haben, am Sonntag Vormittag eine Predigt zu hören, sondern die gottgeordnete Lebens- und Heilsquelle für die höchsten Bedürfnisse und die tiefsten Nöte unsrer wie aller Zeit. Die gläubigen Glieder der Gemeinde dürfen nicht glauben, ihrer Pflicht genügt zu haben, wenn sie mitzahlen und mithelfen bei irgend einem Zweige christlicher Liebesthätigkeit; sie müssen wissen, daß sie mit verantwortlich sind für die Entwicklung des Gemeindelebens, daß sie mit eintreten müssen mit ihren Gaben und Kräften, ein jeder an der Stelle, die ihm Gott in Amt und Beruf, im privaten und öffentlichen Leben angewiesen hat, für die heiligsten Interessen unsrer evangelischen Kirche, nicht um kirchenpolitische Parteiansichten zu vertreten, sondern aus brennender Liebe zu den Seelen, die ohne Gott und ohne Hoffnung dahinleben; in der heißen Liebe zu unserm ganzen Volke, das untergehen muß, wenn in ihm nicht die rettende Macht des Glaubens wieder eine Lebensmacht wird. (S. 8.)

Aber die innere Mission hat noch eine zweite Hauptbedeutung in unsrer Zeit, und daß D. Weiß diese hervorgehoben, danken wir ihm besonders. Rom ist stark durch seine Einheit in Lehre und Verfassung, die evangelische Kirche ohnmächtig durch ihre innere und äußere Spaltung. Soll man uns die tote Einförmigkeit der römischen Kirche wünschen?

Besser ein frischer, fröhlicher Kampf, in dem zuletzt doch die Wahrheit ihre Siegesmacht nur reicher entfaltet, als ein fauler Frieden, der dem schweigenden Unglauben gestattet, wie ein Krebsgeschwür um sich zu greifen.

Und Gerechtigkeit auch dem Streite theologischer Wissenschaft gegenüber: sie

steht in einer Zeit der Krisis, deren Zeichen die am wenigsten verstehen, welche jede Abweichung von hergebrachten Ansichten sofort auf Unglauben anklagen, obwohl jene Ansichten trotz ihrer angeblichen Rechtgläubigkeit oft genug die Probe an unsern Bekenntnisschriften, geschweige denn am Worte Gottes selbst keineswegs aushalten.

Das ist freilich gewiß, die Notwendigkeit der Abwehr gegen Rom erfordert Zusammenfassung, nicht Zersplitterung der Kräfte. Ob es gelingen wird, die Parteien in der evangelischen Kirche zu einem „evangelischen Bunde" gegen jenen Feind zu einigen, muß die Zukunft lehren. In der praktischen Arbeit der innern Mission, der keine Kirche und keine Partei die Berechtigung abstreitet, kommt die Einheit der evangelischen Kirche schon jetzt zum Ausdruck. Warum hier? Weil die innere Mission es nicht zu thun hat mit einer theologischen Gedankenreihe oder einem dogmatischen Außenwerk, sondern allzeit mit dem Herz- und Mittelpunkte des christlichen Glaubens, der Rettung des Sünders, der Heilung des erschütterten Gewissens durch das Evangelium vom rechtfertigenden Glauben an die Gnade Gottes in Christo. Es sind sehr schöne Worte des Friedens, die hier ausgesprochen werden und die einen lauten Wiederhall bei vielen wecken werden.

Nur einige Hauptgedanken wollten wir herausheben, es findet sich des Guten und Beherzigenswerten noch vieles, das selbst zu lesen wir einladen möchten. Die christliche Welt wirklich zu einer christlich-evangelischen Welt zu machen, daran mitarbeiten zu wollen, kündigt das Gemeindeblatt durch seinen neuen Namen an. Nichts andres will die innere Mission. Drum darf auch hier zum Schlusse die Aufforderung stehen, in der dort zusammengefaßt wird, was die Gegenwart von den Arbeitern der innern Mission verlangt: „Mobilmachung der gläubigen Gemeinde und dann hoch voran die Fahne des Evangeliums von der freien und freimachenden Gnade Gottes in Christo! In diesem Zeichen werden wir siegen." H v S

Bücher und Schriften

(Untergegangene deutsche Universitäten) Jenen Hochschulen, deren vierarmiger Leuchter nach und nach von der Stelle gerückt worden, hat Lic. Dr. Bernhard Riggenbach in der Aula zu Basel einen inhaltsreichen, unterrichtenden, aber auch unterhaltenden und stellenweise selbst humoristischen Nachruf gewidmet. Es sind: Köln und Erfurt, Wittenberg und Ingolstadt, Frankfurt a. O. und Neustadt an der Hardt, Altdorf, Helmstedt, Rinteln und Duisburg, die hier an uns vorüberziehen: eine ganze Geschichte der Universitäten in nuce. Der fesselnde Vortrag ist zunächst im „Kirchenblatt für die reformirte Schweiz" und gesondert bei Detloff in Basel erschienen. Nur der Mangel an Raum kann uns abhalten, hier einen starken Auszug aus demselben zu geben. H

(Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz) Die jüngste unter den deutschen Missionskonferenzen, die der sächsischen Landeskirche, hat als erste Frucht ihres Daseins ein „Jahrbuch für das Jahr 1888" herausgegeben (Leipzig, Bh. d. Vereinsh.; 111 S.; 1 M.). Dasselbe enthält Nachrichten über die Konferenz, einen Missionskalender, Stoff für Missionsstunden, fast ausnahmslos dem Interessenkreise der Leipziger Mission unter den Tamulen entnommen, den Anfang einer kritischen Uebersicht der wichtigeren Missionslitteratur und eines Verzeichnisses von Missionsschriften, die sich besonders zum Verkaufen, Verteilen und für Volksbibliotheken eignen. Es ist alles praktisch und gut, besonders für solche, welche im Halten von Missionsstunden oder auf dem Gebiete der Tamulenmission noch Neulinge sind. Für künftige Jahrgänge darf man hoffen und fordern, daß das Jahrbuch auch wenigstens einen streng wissenschaftlichen Aufsatz enthalte; der Verfasser des Artikels „Das Arbeitsfeld der Leipziger Mission" hat z. B. das Zeug dazu. R

Verschiedenes

(Luther in der russischen Legende) H. Dalton hat 1866 im zweiten Jahrgange des „Daheim," S. 447 folgende russische Volkslegende nach der Erzählung eines Popen mitgeteilt, welcher sie aus dem Munde von griechisch-orthodoxen Bauern in der Nähe des alten Nowgorod am Ilmensee vernommen.

„Nikolaus, der Wunderthäter, einer der bedeutendsten russischen Heiligen, dem das kostbare Kirchlein auf der Nikolaibrücke in St. Petersburg geweiht ist, begegnet eines Tages dem Dr. M. Luther. Es entspinnt sich eine Unterredung, in welcher der heil. Nikolaus zugiebt, daß Luther zwar ein frommer Mann sei, aber im Fasten vermöge Luther es doch nicht mit ihm aufzunehmen. Luther erklärt sich bereit, mit dem Heiligen um die Wette zu fasten. Drei Tage wandern sie, ohne einen

Bissen zu sich zu nehmen, nur geistliche Unterhaltung mit einander pflegend. Am dritten Tage aber wird es dem h. Nikolaus allzu flau im Magen, und er muß Luther, der immer noch rüstig neben ihm herschreitet, bitten, ein wenig zu rasten. Kaum sitzen die beiden frommen Männer auf dem Steine, so steigt süßer Wohlgeruch einer trefflichen Wurst dem Heiligen in die Nase; hungrig, wie er ist, sucht er nach dem Leckerbissen und findet endlich — o Wunder —: Luthers Wanderstab hat sich in eine schöne Wurst verwandelt! Zuerst ist natürlich der Heilige entrüstet über den Betrug; er kann nicht anders denken, als daß der Deutsche die ganze Zeit über von der Wurst gegessen. Luther beteuert: nein, er habe nur Gott gebeten, jetzt seinen Stock in eine Wurst zu verwandeln, da sein Begleiter so hungrig sei, und Gott habe seine Bitte erfüllt. Der h. Nikolaus erkannte daraus, daß Luther im Schutze des Herrn stehe und daß er sich mit ihm in keinen Wettkampf mehr einlassen dürfe."

Des deutschen Reformators Riesengestalt hat also ihren Schatten bis in jenes ferne Volksgebiet geworfen. Die Kunde von ihm war dorthin höchstwahrscheinlich durch deutsche Kaufleute und Gewerbtreibende gedrungen, die mit dem einst hochberühmten hanseatischen Kaufhofe in Nowgorod in Verbindung standen, und sie war mächtig genug gewesen, das Gemüt des russischen Volkes zu beschäftigen. Im Fasten und Wunderthun sieht dasselbe die höchsten Erweisungen besondrer Heiligkeit; daß es in diesen Erweisungen Luther über Nikolaus siegen läßt, ist, bei aller sonstigen Naivität der Legende, ein Beweis von dem mächtigen Eindruck, welchen die Kunde von Luthers Person und Werk auf diese Gemüter gemacht hat. N—t

(Emin Pascha ein Christ) Die Zeitungen haben vielfach den Irrtum verbreitet, Emin Pascha habe nicht nur seinen Namen, sondern auch seinen Glauben verleugnet und sei ein Muselman geworden. Die Freunde des tapfern Mannes, welche ihm soeben in der bei Brockhaus erschienenen Sammlung seiner Briefe und Berichte ein Denkmal gesetzt haben, treten diesem Gerüchte scharf entgegen. Emin Pascha gehört nach ihrem Zeugnis nicht zu jenen Blasirten des Christentums, die den Vorzügen des Islam als Kulturmittel in Afrika das Wort reden; im Gegenteil spricht aus vielen seiner Briefe die lebhafteste Anteilnahme an den Bestrebungen der Missionen. R

(Reliquienverehrung in einer protestantischen Kapelle) In den „Briefen über die vatikanische Weltausstellung," welche die Germania bringt, steht zu lesen:

Der Herzog von Cumberland sandte ein wertvolles Reliquiar aus dem Welfenschatze mit einer großen Reliquie des h. Blasius, wie sich ja in der Hauskapelle des protestantischen Herzogs noch viele Reliquien befinden und sich angemessener Verehrung erfreuen. Das Reliquiar ist eine prächtige Arbeit und stellt einen Arm mit schön modelirter Hand dar. —

Wie hat man sich jene angemessene Verehrung zu denken? Aufklärung darüber, oder noch lieber ein entschiedenes Dementi, wäre sehr am Platze. R

(Zur preußischen Kirchenpolitik) Aus Schlesien berichtet der Reichsbote, und die Kreuzz. druckt es nach — wir hoffen und wünschen aber dennoch, daß eine thatsächliche Berichtigung nicht ausbleibe —:

Es ist bekannt, daß unter unsrer polnischen Bevölkerung ein kleiner Bruchteil evangelisch ist, und daß diese Gemeinden, durch große Frömmigkeit und Kirchlichkeit sich auszeichnend, auch ihrem irdischen Könige und Vaterlande im Gegensatze zu dem ultramontanen Polentum mit dankbarster Treue anhangen. Und gerade diese loyalen Gemeinden werden gegenwärtig durch eine überstürzte Germanisirung aufs schwerste geschädigt. So hat die königliche Regierung in Breslau verfügt, daß in einem evangelischen Kirchspiel mit 4000 polnischen Kommunikanten die polnischen Gottesdienste möglichst einzuschränken sind. Zwar hat der Gemeindekirchenrat Bedenken der schwerwiegendsten Art dagegen geltend gemacht; er hat darauf hingewiesen, daß von der erwähnten Maßregel die katholische Kirche, die, von der Regierung unangefochten, die polnische Sprache aufs eifrigste hegt und pflegt, den alleinigen Nutzen haben und ihre Propaganda an diesem Punkte sogleich einsetzen würde. Aber da sowohl das Patronat als auch das königliche Konsistorium, welch letzteres bei Vakanzen die Pfarrstellen des betreffenden Ortes schon längst als rein deutsche, die Kenntnis der polnischen Sprache nicht erfordernde ausschreibt [!], die Einwendungen des Gemeindekirchenrats kaum unterstützen dürfte [!], so ist anzunehmen, daß in unsrer Zeit, wo deutsche Missionare überall den Heiden das Evangelium in ihrer Sprache predigen, evangelische Gemeinden in Deutschland vor die Alternative gestellt werden, entweder in aller Eile so vollständig Deutsch zu lernen, daß sie sich an der deutschen Predigt erbauen können, oder — in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche, die vom Staate keine Direktiven entgegennimmt, „zurückzukehren." Wir meinen, das mindeste, was verlangt werden kann, ist doch eine annähernd gleiche Behandlung der beiden Konfessionen, wenigtens ein idem cuique. Statt dessen wird die fügbare evangelische Kirche, die, wie man in Mittelschlesien und im Wendenlande sehen kann, einer allmählichen Germanisirung niemals widerstrebt, sondern dieselbe im Gegenteil befördert hat, von Behörden und Privaten mit Mißtrauen beobachtet und in ihrer Wirksamkeit gehemmt: der direkt polonisirenden Geistlichkeit Roms aber begegnet man mit allergrößter Zuvorkommenheit! Und dann wundert man sich noch, daß die Zahl der Evangelischen in Schlesien von Jahr zu Jahr abnimmt!

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Die zu der unirten Waldeckschen Landeskirche gehörige Pfarrstelle in der Stadtgemeinde **Sachsenhausen**, mit welcher der Pfarrdienst in den Gemeinden Alraft, Ober- und Nieder-Werbe verbunden, soll alsbald neubesetzt werden. Das Einkommen beträgt nach dem Anschlage neben freier Wohnung und 60 Raummetern Brennholz etwa 2000 Mark jährlich.

Meldungsgesuche sind mit Lebenslauf und Zeugnissen innerhalb 3 Wochen an uns einzusenden.

Arolsen, den 5. März 1888

Fürstlich Waldeckisches Konsistorium
gez.: **Ebersbach**

Konfirmations- und Ostergabe.

Im Rauhen Hause zu Hamburg ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu haben:

Priscilla an Sabina,

Briefe einer Römerin
aus den Jahren 29—33 nach Christi Geburt.
Von **W. Pressel.**
Dritte Auflage.
830 Seiten br. 6 M. — Elegant gebunden 7 M. 50 Pf.!

Die nachstehenden so sehr beliebten Konfirmations-Bücher (Verlag von **M. Heinsius** in **Bremen**) halten wir auch für Ostern 1888 bestens empfohlen:

Spittas Psalter und Harfe.

50. bis 54. Aufl. In 7 verschiedenen neuen Ausgaben. Sämtliche Ausgaben sind hoch eleg. geb. und mit verschiedenen Decken nach Original-Zeichnungen von Prof. Wanderer versehen. Preis der 7 Ausg. à 2, 3, 4, 5, 5, 6, 20 Mk.

Auf die von Prof. Plockhorst u. Wanderer reich illustr. Jubiläums-Ausgabe (Gr. 4°, eleg. geb. 20 M.) sei noch ganz besonders hingewiesen.

Julius Sturm, Palme u. Krone.

Lieder zur Erbauung. 1888. 37 Bogen. Eleg. geb. mit Goldschn. 6 Mk.

Diese neue reichhaltige Sammlung Sturmscher Lieder, welche die letzte christlicher Richtung des verehrten Dichters sein soll, eignet sich ganz besonders zu einem würdigen Konfirmationsgeschenk und wird sicher für die Folge eine hervorragende Stellung unter den beliebtesten deutschen Konfirmationsbüchern wie „Psalter und Harfe" einnehmen.

Dieffenbachs Wort u. Sakrament.

Eine Unterweisung z. rechten Gebrauch der Gnadenmittel als Mitgabe fürs Leben. 4. Aufl. Eleg. geb. mit Goldschn. 4,20 Mk. — ohne Goldschn. 3,50 Mk.

Holtzhey, Der Jungfrau Leben, Lieben, Leiden. Ein Buch der Weisheit und Erfahrung als Brevier allen deutschen Jungfrauen gewidmet. Eleg. geb. m. G. 4,20 Mk.

Bei diesem Buch ist jeder exklusiv konfessionelle Standpunkt vermieden. Es steht auf rein poetischer Grundlage und hat sich außerordentlich in der Gunst des Publikums festgesetzt.

Allen Theologen, besonders aber den ins Amt tretenden
jüngeren Geistlichen
empfehle ich meinen soeben ausgegebenen Katalog Nr. 33, der **über 500 evangelische Predigtbücher** enthält. Ich bitte, denselben zu verlangen.

Georg Nauck (Fritz Kühe).
Berlin SW. 12,
Friedrich-Straße Nr. 52/53.

Zur Verteilung an die Konfirmanden eignet sich vorzüglich das
Gedenkbüchlein für konfirmirte Christen. 26. Auflage.
Preis 20 Pf.; 20 Expl. 3 Mk.; 100 Expl. 14 Mk.
(Auch Separat-Ausgabe mit sächsischer Gottesdienstordnung.)
Buchhandlung von **Heinr. Feesche,**
Hannover.

Soeben erschien bei **Georg Reichardt Verlag** in **Leipzig:**
Die
Ritschl'sche Theologie
von
D. R. A. Lipsius,
Geh. Kirchenrat in Jena.
80 Pf.

Bei **Arno Peschke** in **Glauchau** erschien:
Die soziale Gefahr in Sachsen
von
Diak. Guido Wächter.
Preis 1 Mk. 20 Pf.

Wir ersuchen um ungesäumte Erneuerung des Abonnements und um Zuführung neuer Freunde für das neue Vierteljahr.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 13 **Leipzig, den 25. März** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Passionsbilder: 6. Am Kreuze — Der christliche Glaube und das sittliche Leben. In Veranlassung von Wundts Ethik. 3. Subjekt und Ziel der Sittlichkeit — Tagebuchblätter aus Italien: 7. Die Kirchenbauten der Normannen in Palermo — Die Schwierigkeiten der Basler Mission in Kamerun — Konfirmandenanstalten — Verschiedenes: Berichtigung — Quittung

Passionsbilder

6. Am Kreuze

Die stille Woche ist angebrochen. Aus dem Vorhofe treten wir in das innere Heiligtum der Passion. Nie hat es ein Sterben gegeben wie dieses Sterben. Ein Kyrie eleison und ein Halleluja in einander gewoben, das ist die eigentümliche Signatur des Karfreitags. Denn dieses Sterben ist einerseits die höchste Bethätigung der Menschheitssünde, darum erschütternd wie kein andres, und anderseits die höchste Offenbarung der Gottesgnade, darum voll Trost und Seligkeit wie kein andres. Das Kreuz des Herrn ist der Mittelpunkt unsers Glaubens, weil Gott darin uns nicht nur die Versöhnung anbietet, sondern uns auch zum Glauben an dieselbe bringt.

Daß es sich um ein einzigartiges Sterben handelt, hat sich schon unter dem Kreuze selbst an dem Eindrucke bewährt, den der Sterbende auf die Zeugen seines Todes machte. Wohl war sein ganzes Leben eine Offenbarung der Gnade und Wahrheit gewesen; aber doch war seine heilige Unschuld nicht unangetastet geblieben. Mehr als einmal hatten die Pharisäer ihm Ungehorsam gegen das Gesetz vorgeworfen, weil er den Sabbat nicht nach ihren Satzungen hielt; einen Fresser und Weinsäufer hatte man ihn gescholten, seine Wunder auf Verbindung mit dem Teufel zurückgeführt, ihn der Gotteslästerung geziehen. Gerade am Karfreitag aber scheint der Herr vollends alle Macht verloren zu haben, einen überwältigenden Eindruck hervorzubringen: die Schädelstätte hallt wieder, wie vorher Gabbatha, von Lästerungen und Bosheit. Aber es kommt anders. Je länger er am Kreuze hängt, desto stiller wird es um ihn, und als er seinen Geist in seines Vaters Hände befohlen hat, herrscht allgemeine Erschütterung: „sie schlugen an ihre Brust und gingen heim." Ja selbst der heidnische Hauptmann kann sich der Erkenntnis nicht entziehen: „Wahrlich, dieser ist ein frommer Mann gewesen." Und so ist es geblieben bis auf diesen Tag. Zu allen Zeiten hat es solche gegeben, die an dem Leben des Herrn nicht nur kalt, sondern sogar geringschätzend vorübergegangen sind und es verstanden haben, unberührt von dem Glanze der Herrlichkeit, der darüber ausgebreitet ist, allerlei Vorwürfe gegen ihn zu schnitzeln. Noch die Stunde in Gethsemane hat dazu Anlaß gegeben. Aber ein Heiligtum giebt es, an das niemand zu rühren wagt, ohne der Verachtung zu verfallen; kein Witz ist so frech und kein Hohn so giftig, daß ihm nicht hier Halt geboten würde: sein Sterben. Nicht was er erduldet, bringt einen so überwältigenden Eindruck hervor, sondern wie er gelitten hat. Darin liegt eine Hoheit, der sich selbst der Böswillige nicht entziehen kann.

Indes ist dieser Eindruck noch weit entfernt von dem wirklichen Glauben an die im Kreuze des Herrn gegebene Versöhnung, an die dadurch wiederhergestellte Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch. Eine gewisse Gemeinschaft zwischen beiden hat es freilich auch schon vorher gegeben. Manchmal und auf mancherlei Weise hätte Gott zu den Vätern geredet, hier durch das Gesetz, dort durch die ganze Wolke der Propheten. Und das war nicht ohne Frucht geblieben: der Psalter ist der schönste Wiederklang jener göttlichen Offenbarungen. Aber doch waren diese nur einzelne Strahlen aus der göttlichen Wesensfülle gewesen, nur präludirende Anfänge der vollen Offenbarung. Da erschien der eingeborne Sohn vom Vater und auf seinem Angesicht die Klarheit des göttlichen Wesens: „Philippe, wer mich siehet, der siehet den Vater." Und doch, war es wirklich schon die vollendete Offenbarung? Doch wohl kaum, wenn noch in der Nacht des Verrats Philippus hatte bitten können: Herr, zeige uns den Vater! Nein, es giebt etwas noch Höheres als das Leben des Herrn, eine Stätte, wo wirklich Gott in seiner ganzen Herrlichkeit, der vollen Glorie seines Wesens sich uns enthüllt: das Kreuz Jesu Christi. Denn was ist Gottes tiefstes Wesen? Liebe. Und welche Sprache redet das Kreuz zu uns? Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab. Darin hat seine Liebe das Größte und Höchste für uns gethan, eben darum aber auch sein ganzes Wesen sich uns erschlossen. Das Kreuz Christi erfassen heißt Gott selbst erfassen, ihm in sein innerstes Herz hineinsehen, das den Tod des Sünders nicht will, sondern zu ihm spricht: Mich jammert dein, darum will ich dich erlösen.

An diese erlösende Liebe Gottes lehrt uns das Kreuz des Herrn glauben; der einfache, schlichte Blick auf den Gekreuzigten erzeugt den Glauben. Kein Mensch kann bekanntlich erklären, wie Leben entsteht: das ist ein Geheimnis. Der Glaube ist ein neues Leben, darum läßt sich auch von ihm nicht erklären, wie er zustande kommt. Der Wind wehet, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Aber wenn sich auch nicht erklären läßt, wie die Flamme des Glaubens sich entzündet — eins läßt sich sagen: woran sie sich entzündet. Was hat uns zum Glauben gebracht? Etwa die Wunder des Herrn? Gewiß nicht, denn in ihnen haben wir nicht die Versöhnung. Oder seine Auferstehung? Auch sie nicht, vielmehr kann ich an sie erst glauben, wenn ich in Christo den Erlöser schon erkannt habe. Nein, wenn in einer Welt, die vom Zweifel durch und durch zerfressen ist, es doch eine Schar giebt, die ihrer Erlösung in Christo gewiß ist, wenn wir selbst aus aller Anfechtung uns immer wieder zurechtfinden — es ist ganz allein durch die Macht geschehen, die der Anblick des Gekreuzigten auf uns ausübt. Aber auch hier ist es nicht so, daß wir erklären könnten, wie in dem Tode Jesu die Sündenvergebung erwirkt ist, das Geheimnis des göttlichen Erlösungsratschlusses, in das selbst die

Engel zu schauen gelüstet, begreifen könnten. Wohl hat menschlicher Scharfsinn zu allen Zeiten darüber nachgedacht und sich in tiefsinnigen Spekulationen ergangen. Aber der Weg zum Glauben ist das nicht und kann es nicht sein. Es bleibt auch für uns bei dem Wort, daß das Wort vom Kreuz eine Thorheit ist, eine Paradoxie, bei der uns der Verstand stille steht. Aber zugleich ist es eine Gotteskraft. Wenn wir das Bild des Gekreuzigten auf uns wirken lassen, so beugen sich unsre Kniee von selbst, und wir erfahren darin die Kraft der Erlösung. Wäre der Glaube eine Frucht von der Einsicht, warum Gott so und nicht anders habe handeln müssen, um uns zu erlösen, so wäre das Evangelium nur für die Weisen und Klugen vorhanden, nicht aber für die Unmündigen. Gott sei gelobt, daß es so nicht ist. In wem das Zöllnergebet mächtig geworden ist: „Gott, sei mir Sünder gnädig," wer unter dem Banne des bösen Gewissens einhergeht und auf der ganzen weiten Welt nicht den Frieden für seine Seele findet, in dem wirkt das Wort vom Kreuz, was er begehrt, und giebt ihm, was er sucht: die Gewißheit seines Heils und die offnen Liebesarme seines Gottes.

„Du hast mich überwunden, und ich habe mich überwinden lassen," das ist die rechte Umschrift um das Kreuz des Herrn. In ihm erfahren wir immer aufs neue die Wirklichkeit unsrer Erlösung, die Gewißheit der Sündenvergebung, mit einem Worte: unsre Seligkeit. E H

Der christliche Glaube und das sittliche Leben

In Veranlassung von Wundts Ethik

3. Subjekt und Ziel der Sittlichkeit

Wir haben bis jetzt solche Punkte der Wundtschen Ethik betrachtet, in welchen wir wesentlich unsre Zustimmung erklären, an welche wir in dem Interesse anknüpfen konnten, zu zeigen, daß und wie die Sittlichkeit und der christliche Gottesglaube zusammengehören. Andre Punkte sind, in welchen wir nicht beistimmen können. Und denen oder doch den wichtigsten unter ihnen soll noch eine letzte Betrachtung gewidmet werden.

Da ist aber allererst die Ansicht Wundts über das Verhältnis des Gesamtwillens und des Individualwillens zu einander zu nennen. Er sagt nämlich, daß jener die gleiche Realität habe wie dieser. Immerhin will er das wieder so verstanden wissen, daß der Gesamtwille nur in den einzelnen Willen ist und durch dieselben wirkt. Aber doch soll er gleich real sein wie sie. Sagen wir dem gegenüber — wie denn ein solcher Einwand nahe liegt —, daß der Gesamtwille nur in den einzelnen Willen Realität habe, ja daß, was wir so nennen, schließlich und bei Lichte besehen nicht mehr und nicht weniger als ein abstrakter Begriff sei, so erwiedert Wundt, dasselbe müsse genau genommen auch von dem einzelnen Willen und Bewußtsein, sofern wir dabei an ein Ganzes oder an eine konstante Größe denken, gesagt werden. Was wirklich ist und existirt, dem also Realität zukommt, sei nicht der einzelne Wille, sondern das einzelne Wollen und die daraus entspringende Aktion mit allem, was in ihr liegt und sie begleitet. Aber gerade das einzelne Wollen sei nun der Art, daß in ihm ebenso gut ein Gesamtwille wie der Individualwille des bestimmten einzelnen Subjektes liege. Und deshalb müsse es heißen, daß der Gesamtwille ebenso viel Realität habe als der Individualwille.

Aber das ist nun eine Lehre, welche der christlichen Auffassung und Beurteilung des sittlichen Lebens widerstreitet. Es gehört zu den unveräußerlichen Wahrheiten des christlichen Glaubens, daß der einzelnen Menschenseele ewiger Wert und ewige Bedeutung zukommt. Nicht dem Einzelnen als solchem, sondern den vielen, wie sie wieder im Reiche Gottes unter sich zu einer Einheit verbunden sind. Aber eben den vielen Einzelnen, und nicht einer Allgemeinheit oder einem Prozeß, einer Entwicklung, zu welcher der Einzelne nur einen mehr oder minder erheblichen Beitrag liefert. Deshalb ist uns auch der Einzelne das eigentliche und einzige Subjekt des sittlichen Lebens, wie und weil das Ziel, das „Zweckobjekt" desselben ein solches ist, daß der Einzelne mit seinem Lebensinteresse darin einbegriffen werden muß. In diesem Widerspruch treffen wir mit Sommer, dem öfter erwähnten Kritiker des Wundtschen Buches in den Preußischen Jahrbüchern, zusammen.

Allein, wenn wir denn so auf christlichem Standpunkte dabei bleiben, daß es der Einzelne ist, um den es sich im sittlichen Leben handelt, und den Satz Wundts von der gleichen Realität, welche dem Gesamtwillen und dem Individualwillen zukomme, rundweg verwerfen: muß es uns dann nicht bedenklich erscheinen, daß ein Forscher, dessen Methode und wichtigstem Grundgedanken wir selber Anerkennung gezollt, hier zu einem entgegengesetzten Ergebnisse kommt? Ich meine nicht. Die betreffende Lehre Wundts widerspricht nicht bloß dem Christentum, sondern ebenso sehr den Thatsachen. Ja, so sehr scheint mir dies der Fall zu sein, daß ich die Frage geradezu so fassen möchte: Wie ist Wundt zu diesem Irrtume gekommen? Vielleicht führen wir so auch am ersten eine Kritik, welche dem Gegner gerecht wird. Jedenfalls ist es eine solche Erörterung, die dem Zwecke unsrer Betrachtung am besten dient.

Daß die Aufmerksamkeit in der Ethik auf den Einzelnen gerichtet, daß sie, wie man sagt, als Personalethik bearbeitet wird, das ist das Hergebrachte: die Gemeinschaft wird erst in zweiter Linie, als Produkt der einzelnen Willen, in Betracht gezogen. Daß sich dagegen eine Betrachtung erhebt, welche von vornherein, d. h. schon bei der Bearbeitung der ethischen Grundprobleme, die Vielen, die Gemeinschaft, die Geschichte mit ins Auge faßt, das gehört erst der neuern Zeit an. Wundt hat sich in seinem Buche auf diese Seite gestellt, wie die bisherige Betrachtung gezeigt hat. Und das ist es, was die Sache fordert. Nur auf diesem Wege werden wir in der Ethik vorwärts kommen. Ist es nun aber nicht überaus begreiflich, daß die Vertreter dieser Richtung zunächst die unveräußerliche Wahrheit der ältern entgegengesetzten Auffassung, wenn nicht zu übersehen, so doch in ihrem Gewicht zu unterschätzen geneigt sind? Vielmehr aber wird es sich darum handeln, beides mit einander zu vereinigen. Es ist wahr, daß die sittlichen Werte in der Entwicklung entstehen. Es ist wahr, daß in der Geschichte, gerade auch was das sittliche Leben betrifft, eine schöpferische Kraft liegt. Aber der Wert, welcher so entsteht, hat seine Wirklichkeit nur in den Einzelnen und für sie; das Produkt dieser schöpferischen Kraft ist nur in ihnen real gegeben. Insofern dürfen wir nie den Einzelnen, die Person, als Subjekt des sittlichen Lebens aus den Augen verlieren. Das fordern die Thatsachen so gut wie jenes andre, daß wir von Anfang in der Erörterung des Sittlichen die Gesamtheit und ihre Geschichte mit ins Auge fassen. Keine Rede davon, daß eins das andre ausschließt, wenn beides doch in und miteinander in den Thatsachen liegt. Es scheint aber mit Schwierigkeiten verbunden, hier das Rechte zu treffen. Wie die Vertreter der Personalethik — das beweist auch das Beispiel Sommers — vielfach blind sind gegen das Wahre und Richtige in der neuen Auffassung, so hat wieder der Vertreter der letztern in der Betonung desselben über das Ziel hinausgeschossen. Daher der Irrtum Wundts in der Beurteilung des Verhältnisses, in welchem Gesamtwille und Individualwille zu einander stehen.

Dazu kommt etwas andres. Der Verfasser hat Gesichtspunkte, die in der Psychologie am Platze sind, in die Ethik übertragen, wohin sie nicht gehören. Auch dies hat den hier besprochenen Irrtum mit veranlaßt, wie denn die Begründung desselben aus der Psychologie entnommen ist. An und für sich freilich sind die psychologischen Erörterungen ein Vorzug des Buches. Sie verraten den Forscher, der auf diesem Gebiete besonders zu Hause ist. Auch wüßte ich gegen dieselben und die Methode, welche darin befolgt wird, nichts einzuwenden. Sie sind nämlich nach dem Grundsatze eingerichtet, nicht zu konstruiren, nichts hineinzutragen, vielmehr alles auszuscheiden, was eine unwillkürliche Zuthat des gewöhnlichen Bewußtseins zu sein scheint, streng scharf und genau nichts als das Gegebene zu fassen, zu untersuchen und zu erklären. Das ist gewiß der richtige Standpunkt für die psychologische Untersuchung; die so geordnete Arbeit wird hier die Erkenntnis fördern. Für diesen Standpunkt giebt es nun aber keine Seele, sondern nur Erscheinungen des Seelenlebens, kein Bewußtsein, sondern nur bewußte Vorgänge, keinen Willen, sondern nur einzelnes Wollen. Jenes andre alles sind Zuthaten und Ergänzungen des gewöhnlichen

Bewußtseins, welche dasselbe zum eigentlich Gegebenen hinzufügt. Als solche sind sie selbst psychische Vorgänge, die der Erklärung bedürfen, aber nichts weiter als das. Indem Wundt sich nun auf diesen Standpunkt des Psychologen stellt, urteilt er, der Gesamtwille habe dieselbe Realität wie der Individualwille; die Begründung aber lautet dahin, daß ja auch dieser nichts andres ist, als ein abstrakter Begriff, und daß was als wirklich gegeben vorliegt, das einzelne Wollen, sich seinem Inhalt nach teils als ein Gesamtwollen, teils als ein individuelles Wollen charakterisirt.

Allein, damit ist die Grenze überschritten, innerhalb deren die Resultate der psychologischen Betrachtung in die Ethik herübergenommen werden dürfen. Der Standpunkt muß hier in der Ethik von vornherein anders gegriffen werden. Denn wir müssen nun wiederum in der Ethik unser Objekt, das sittliche Leben und Bewußtsein, Wollen und Handeln, so fassen und nehmen, wie es uns für diese Betrachtung im geistig-geschichtlichen Leben der Völker gegeben ist. Es ist uns aber hier so gegeben, daß die Realität dessen, wovon eben gesagt wurde, daß der Psychолog es als Zuthat des gewöhnlichen Bewußtseins beiseite stelle — der Seele, des einheitlichen Subjekts mit seinem dauernden Bewußtsein und seinem sich gleich bleibenden, beziehungsweise sich verändernden Willen — die Voraussetzung bildet. Wir befinden uns in der ethischen Untersuchung in einem Zusammenhang, in welchem sich alles, die elementaren wie die zusammengesetzten Erscheinungen, auf dieses einheitliche Subjekt und seine Verantwortlichkeit bezieht. Dieses — und nicht der Gesamtwille — empfindet Lust und Unlust und erfährt sich darin als etwas Reales. Ihm gilt das innere Gericht des Gewissens. Sein ist die Freiheit, deren Vorhandensein auch Wundt anerkennt und darthut. Ihm wird verboten und geboten. Sagen, daß der Individualwille nur in demselben Sinne Realität habe wie der Gesamtwille, heißt die Voraussetzung der Ethik aufheben und ist ein Widerspruch in sich selbst. Vielmehr muß es heißen, daß der individuelle Wille und das einzelne Subjekt die Realität ist, auf die sich alles bezieht, während von einem Gesamtwillen und einem Gesamtsubjekt reden eine übertragene Redeweise ist, die nur so lange einen guten Sinn hat, als man sich dabei bewußt bleibt, daß in Wahrheit nur der einzelne Wille und das einzelne Subjekt existirt.

Aber, ist denn, wie es darnach scheinen könnte, ein und dasselbe in der Psychologie richtig und in der Ethik falsch? Gewiß nicht. Wohl aber ist der Standpunkt und der Zweck beide male ein andrer. Und zwar so, daß die psychologische Untersuchung das Seelenleben nur von einer ganz bestimmten Seite auffaßt und erörtert, von der Seite eben seines psychischen Zustandekommens. So also, daß der Standpunkt der Ethik der höhere, der übergeordnete ist und daß die Ergebnisse der Psychologie für sie nie eine andre Bedeutung haben als die, das Objekt von jener rein formalen Seite aus zu beleuchten. Der Standpunkt der Psychologie ist ein Produkt der wissenschaftlichen Kunst, die einem bestimmten Zwecke des Erkennens dient, darüber hinaus aber keine Bedeutung weiter hat. Daß der Psychолog nichts von der Seele und vom Bewußtsein als Realitäten zu wissen erklärt, bedeutet nicht, daß ihn die Thatsachen dem allen die Existenz abzusprechen berechtigen, sondern daß er sie von seinem, absichtlich im Interesse einer bestimmten wissenschaftlichen Aufgabe eingenommenen, Standpunkte aus nicht zu erreichen vermag.

Vielleicht dürfen wir sagen, der Fall liege auch hier ähnlich wie oben, daß es nämlich schwierig ist, die rechte Mitte zu treffen und über dem Gewinn einer neuen Erkenntnismethode nicht die Wahrheit der ältern Auffassung zu verkennen. Die ältere Psychologie verfuhr konstruktiv. Sie war der Ethik von vornherein verwandt, und ihre Ergebnisse konnten ohne weiteres in diese herübergenommen werden. Dem gegenüber beschränkt die neuere Psychologie, wie sie namentlich auch Wundt vertritt, die Aufgabe in der vorhin beschriebenen Weise. Und sie thut Recht daran; die Lösung ihrer bestimmten Aufgabe wird dadurch gefördert. Aber sie muß sich dann auch bewußt bleiben, daß ihre Resultate eine entsprechend eingeschränkte Bedeutung haben und nur in einer darnach bemessenen Weise den andern Disziplinen dienen können. Das hat Wundt übersehen. Der Psychолog ist hier, daß ich so sage, mit dem Ethiker durchgegangen. Und so ist er zu jenem Irrtum gekommen, welcher demnach nicht bloß dem Christentum widerspricht, sondern auch abgesehen davon deutlich als Irrtum erkennbar ist.

Und dieser Irrtum ist auch nicht ohne nachteilige Folgen für sein Werk geblieben. Wir vermissen in demselben eine eingehendere Würdigung der sittlichen Entwicklung des Einzelnen. Ueber das sittlich Böse, über die unsittlichen Zwecke und Motive wird verhältnißmäßig leicht hinweggegangen. Was es um Sünde und Schuld ist, kommt kaum zur Sprache. Man wird zwar von einer philosophischen Ethik nicht verlangen dürfen, daß sie alle diese Fragen so eingehend wie die theologische Ethik behandelt, da sie sich nicht wie die letztere an solche wendet, die dem Berufe der Seelsorge sei es obliegen, sei es entgegengehen, sondern an den weitern Kreis aller derer, die wissenschaftlich interessirt sind und irgendwie im öffentlichen Leben zu wirken haben. Aber ohne eingehendere Erörterung jener Fragen bleibt doch auch die allgemeine Ethik unvollständig. Wir können nicht zugeben, daß dieselben bei einem wissenschaftlich allgemeineren Standpunkt und freierem Ausblick, wie ihn die philosophische Ethik in Anspruch zu nehmen pflegt, verschwinden. Wir glauben, daß das Fehlen solcher Erörterungen auch hier ein Mangel ist und bleibt, und zwar ein Mangel, der sich, was Wundts Ethik betrifft, auf den oben erörterten Irrtum zurückführt. Wir betonen es deshalb, weil sich aus diesem Mangel erklärt, daß in unserm Buche mancherlei Anknüpfungspunkte für den christlichen Glauben fehlen, welche in der Ethik stets vorhanden sind, sobald sie auch nach dieser Seite hin ihre Aufgabe vollständig und den Thatsachen entsprechend löst. —

Noch in einem andern Punkte aber müssen wir gegen Wundts Betrachtung Einsprache erheben und seinem Kritiker Recht geben. Ich meine seine Lehre von dem Fortschritt der sittlichen Entwicklung ins Unendliche, nach welcher Lehre die zu irgend einer Zeit, also z. B. auch in der Gegenwart, gegebenen sittlichen Ideale nur eine Etappe auf dem Wege zu immer höhern Zielen sind. Auch das ist etwas, womit wir uns als Christen schlechterdings nicht befreunden können. Aber auch hier wird gesagt werden dürfen, daß es der Lehre an der nötigen Begründung mangelt.

Zwar, in gewissem Sinne ist sie unbedingt richtig und wird jeder Christ ihr von Herzen zustimmen. Ich meine insoweit, als sie besagt, daß die sittlichen Ordnungen unter uns keineswegs vollkommen sind und daß, was wir an Besserung derselben zunächst erstreben, immer nur ein später wieder zu überwindendes und überbietendes Ziel sein kann, daß auch voraussichtlich niemals die Stunde erscheint, wo es sich damit anders verhalten wird. Alles, was Wundt in diesem Sinne sagt und urteilt, verdient volle, ausdrückliche Billigung. Und wenn er z. B. andeutet, daß die gegenwärtige Ordnung der Besitzverhältnisse schwere sittliche Schäden in sich schließe und daß uns die Zukunft vielleicht in dieser Beziehung einen sittlichen Fortschritt bringen werde, wenn er überhaupt betont, daß die geltenden Rechtsformen nicht der sittlichen Kritik entnommen werden dürfen, daß es vielmehr Pflicht ist, Kritik daran zu üben, sobald sie dem sittlichen Inhalt nicht mehr entsprechen — aus welchem allen ihm Sommer einen Vorwurf zu machen geneigt ist —, so vermag ich ihm darin nur beizustimmen. Und ich glaube, daß es so den Grundsätzen des Evangeliums entspricht. Es ist ja richtig, daß dasselbe allem, was Revolution heißt, schlechtweg widerstrebt. Anderseits befiehlt es aber, niemals mit dem Erreichten zufrieden zu sein, immer das Bessere, d. h. das dem Willen Gottes besser Entsprechende, zu erstreben. Und wir werden dies auch auf das Gebiet des öffentlichen Lebens anwenden dürfen, ja müssen. Insofern also wollen wir uns freudig zu dem Grundsatze bekennen, daß die sittliche Entwicklung niemals stille stehen darf, daß sie bis in das für uns Unübersehbare fortschreiten muß und wird.

Aber folgt daraus auch, daß wir dem sittlichen Ideal als solchem gegenüber dieselbe Stellung einzunehmen haben? Daß wir vorbehalten müssen, das Ideal, welches wir erkennen, könne von der Entwicklung überholt werden: es sei nicht das endgiltige und letzte? Doch wohl nicht. Zwar, es soll nicht

geleugnet werden, daß es einen Fortschritt in der sittlichen Erkenntnis giebt. Das ist ja auch eigentlich mit dem eben Gesagten schon an und für sich gegeben. Denn der Fortschritt in der sittlichen Ordnung aller unsrer Lebensverhältnisse, den wir eben anerkannten, auf den wir hoffen müssen, schließt einen Fortschritt der sittlichen Erkenntnis unmittelbar ein. Es wäre abstrakt und unwahr, beides auseinanderhalten zu wollen. Ueberdies lehrt uns die Geschichte unzweideutig, daß ein solcher Fortschritt stattgefunden hat, auch seitdem das sittliche Ideal des Christentums der Menschheit leuchtet. Aber dürfen, ja müssen wir nicht sagen, daß dieser Fortschritt, und was man nur derart nennen kann, bei Lichte besehen doch nichts andres als eine bessere Anwendung des christlich-sittlichen Ideals auf die je und je gegebenen Verhältnisse ist? Ist, was immer wir in den von Wundt angedeuteten Richtungen von der Zukunft hoffen dürfen, etwas andres als dies?

Und im Ernst geredet: muß es nicht so sein? Wird nicht jeder so urteilen, mag er nun anerkennen, welches sittliche Ideal er will? Ist es nicht ein Widerspruch in sich selbst, ein sittliches Ideal zu haben und anzuerkennen mit dem Vorbehalt, daß es im weitern Fortschritt wieder unterzugehen bestimmt sei? Oder sollen wir sagen, es möge zwar dem Menschen als Subjekt des sittlichen Lebens unentbehrlich sein, einen solchen Standpunkt einzunehmen, aber dem Ethiker, dem Manne der Wissenschaft, gezieme, sich nicht durch solches Vorurteil den freien Blick trüben zu lassen, sondern wie die Vergangenheit uns einen Fortschritt der sittlichen Ideale zeige, so auch für die Zukunft einen solchen vorauszusehen? Nun, diese Unterscheidung ist auf ethischem Gebiete ein mißliches Ding. Es ist schon öfter vorgekommen, daß die Wissenschaft für Vorurteil erklärte, was das einfache Gemüt nicht fahren lassen wollte, und daß das letztere Recht behielt. Aber auch abgesehen davon scheint mir, wie früher schon angedeutet, die Möglichkeit gegeben, den Beweis für ein bestimmtes sittliches Ideal und zwar für das des Christentums als das definitive und für immer giltige zu führen.

Blicken wir auf das sittliche Leben der Menschheit, wie es sich in der Geschichte ausbreitet, so ist der erste Eindruck, den wir erhalten, der einer unübersehbaren Mannichfaltigkeit. Es ist leicht, Unterschiede hervorzuheben, ja Widersprüche aufzuzeigen. Dennoch lassen sich im großen und ganzen gemeinsame Tendenzen ermitteln, welche überall das sittliche Urteil bestimmen und die Normen, welche Anerkennung finden, regeln. Und diese Tendenzen sind wiederum in und mit den einfachsten Verhältnissen, in welchen sich menschliches Leben entwickelt und gestaltet, ohne weiteres gegeben. Der Mensch wird, was er ist, nur unter Menschen. Gesetze, deren die Gemeinschaft bedarf, um zu bestehen, und dann weiter um zu blühen, sie müssen ihre Autorität innerlich geltend machen, wo Menschen leben und sich entwickeln. Auf der andern Seite aber kommt es überall zu einer Selbstunterscheidung im Menschen, kraft welcher er sich in seinem geistigen Wesen und mit seinen geistigen Interessen der sinnlichen Natur in ihm selbst und ihren momentanen Reizen überordnet. Sehr elementar mag es sein. Oft scheint es uns ganz zu fehlen, weil es in den Formen und mit den Folgen, in und mit welchen wir es kennen, nicht vorhanden ist. Doch aber fehlt es nicht. Derselbe kulturlose Mensch z. B., der sich unbedenklich jedem sinnlichen Genusse bis zum Uebermaß hingiebt, hält es für eine Schande, unter den Qualen der Feinde ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben. Kurz, etwas der Art, sodaß von einer vorhandenen gemeinsamen Tendenz in Urteilen und Normen geredet werden darf, ist überall vorhanden. Ich glaube: das ist nicht apologetisches Postulat, sondern etwas thatsächlich Gegebenes. Sobald aber eine soziale und geistige Entwicklung stattfindet, gewinnen diese Tendenzen festere Formen, werden Urteile und Normen einander immer ähnlicher und fließen zusammen. Weil es sich nun so verhält, deshalb ist es auch möglich, einen objektiven Beweis für ein bestimmtes sittliches Ideal zu führen. Dasjenige ist das höchste sittliche Ideal, dem definitive und ewige Bedeutung zukommt, in welchem sich diese gemeinsamen Tendenzen aller sittlichen Entwicklung erschöpfend auswirken, so nämlich, daß ein Fortschritt darüber hinaus der Natur der Sache nach unmöglich ist.

Und giebt es nun ein andres sittliches Ideal, von welchem das gesagt werden kann, als das christlich-sittliche Ideal vom Reiche Gottes? welches alle Menschen umspannt und jeden Menschen an den andern durch das höchste Gebot der Liebe bindet; welches alle sittlichen Gemeinschaftsverhältnisse in sich aufnimmt, sie nicht vernichtet — wie Platos Staat die Ehe —, sondern verklärt; welches eine alles umspannende, im höchsten ewigen Gute sich krönende Abstufung der Güter kennt und daher niemals mit dem leeren Gedanken des Glückes oder des allgemeinen Wohles operirt; welches die Menschen über die Welt erhebt und sie daher die sinnliche Welt als Mittel für höchste ewige Zwecke erkennen lehrt. In der That, ein Fortschritt darüber hinaus ist nicht möglich, kann nicht gedacht werden, weil, wenn der Gedanke des Sittlichen überhaupt einen Sinn hat, derselbe von den eben bezeichneten Tendenzen bestimmt wird, und weil diese Tendenzen im sittlichen Ideal des Christentums zu einer sich erschöpfenden Auswirkung gelangen.

Aber vielleicht ist auch unser Ethiker nicht gewillt zu bestreiten, daß es in diesem Sinn ein definitives und immer giltiges sittliches Ideal giebt. Vielleicht hat er, was er von dem niemals rastenden Fortschritt der sittlichen Entwicklung und sittlichen Erkenntnis sagt, nur in demselben Sinne gemeint, in welchem auch wir es anerkennen mußten. Wenigstens scheint mir die Notwendigkeit, hier nicht in das Unbestimmte und Ungewisse zu verweisen, eine so dringende zu sein, daß ich mirs kaum anders denken kann. Aber freilich, in der Weise, wie es die Sache fordert, kommt es jedenfalls nicht zur Geltung.

Und damit mag es genug sein. Alle Gedanken auszusprechen und zu erörtern, welche durch die Lektüre eines groß angelegten und ernsthaften Buches über die sittlichen Dinge wie Wundts Ethik geweckt werden, das würde zu weit führen. Möchte, was hier ausgesprochen worden, die Ueberzeugung zu befestigen dienen, daß in dem sittlichen Leben der Menschen und in der Ethik, welche davon handelt, die Anknüpfungspunkte für die Verteidigung unsers christlichen Glaubens gegeben sind, und daß durch eine Richtung in der ethischen Forschung, wie sie Wundts Ethik einschlägt, daran nichts geändert wird. J K

Tagebuchblätter aus Italien

7

(Die Kirchenbauten der Normannen in Palermo)

Der Prachtbau von Monreale ist unversehrt. Wie König Wilhelm II., der ihn sofort, nachdem er mündig geworden war, begann und ihm seine ganz besondre Liebe zuwandte, den in seinem Todesjahre (1189) vollendeten uns hinterlassen hat, spricht der Bau heute noch zu uns. Aber auch hier treten die konstruktiven Elemente viel mehr, als wir es anderwärts gewohnt sind, hinter dem Reichtume, der Mannichfaltigkeit und der Feinheit der Dekoration zurück, sowohl der architektonischen Außendekoration, als der malerischen und plastischen Verzierung im Innern. In jener berührt sich wieder der Dom von Monreale ganz eng mit dem Palermitaner. Die spitzbogigen Fenster, von farbigem Friese überragt, sind mit farbigen Zickzack- und Schachbrettrahmen eingerahmt. Zwischen sie sind Blendfenster eingespannt mit Rosetten, von denselben Ornamenten umschlossen. Noch reicher ist die Choranlage. Die Hauptapsis erhebt sich in drei Stockwerken. Das unterste ist einfach; Steine in wechselnder Farbe sind aneinandergesetzt. Im folgenden werden die sich durchschneidenden Spitzbogen von erhöht gestellten Säulen getragen. Bogen und Säulenpiedestale sind von den zierlichsten geometrischen Ornamenten übersponnen. Farbige Querbänder und Rosetten heben sich von dem Grunde ab. Alles wechselt zwischen weißer und schwarzer Farbe. Das ist in der Hauptsache der Ausdruck arabischen Kunstgeschmackes. Bunter, leuchtend in Gold und satten Farben, spricht er aus der Innendekoration. Hier sind die Cappella Palatina und der Dom von Monreale auf das engste verwandt.

Das Schatzkästlein der Dekorationskunst ist die Kapelle im Schlosse, die König Roger II. in dem vierten Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts erbaute. Früher umgab sie auf allen

Seiten ein Portikus; jetzt liegt sie ziemlich versteckt in der Schloßanlage. Zauberhaft ist der Eindruck, den sie auf den Besucher macht. Es strahlt alles in Gold und reichen Farben, die sich von dem Goldgrunde lebendig abheben. Durch kleine Fenster nur fällt ein mildes Licht herein. Nichts wirkt grell. Der Bau wird von antiken Säulen mit sarazenischen Spitzbogen getragen. Die hölzerne Decke besteht aus stalaktitenartigen Zellen, welche an einander gereiht sind, und ist mit matten Farben bemalt. Arabische Inschriften ziehen sich an ihr hin. Schon eine zeitgenössische Homilie eines griechischen Theologen feiert den Märchenbau, welcher

durch die frische Schönheit hervorragt, wie durch den Glanz des Goldes, den Schimmer des edeln Gesteins und die blühende Pracht der Gemälde. Erinnert die Decke, geschmückt mit überaus feinem goldreichen Schnitzwerke, an den Sternenhimmel, so gemahnt der aus bunten Steinen zusammengesetzte Fußboden an eine blumige Wiese im Frühlinge, nur daß die Blumen in der Natur verwelken, hier aber unvergänglich blühen. Von den Wänden strahlt kostbarer Marmor; wo aber in den obern Teilen nicht ehrwürdige Gemälde auf uns blicken, da verliert sich das Auge in dem mattgoldigen Grunde.

Den bedeutendsten Schmuck bilden die Mosaiken. Ernst, aber nicht düster, blickt den Beschauer aus der Rundung der Apsis das riesige Brustbild Christi an, der in seiner Linken ein aufgeschlagenes Buch hält mit der Inschrift: Ich bin das Licht der Welt. Darunter ist die Madonna mit den Apostelfürsten und zwei Schutzpatronen der Kirche dargestellt. In der Kuppel über der Vierung thront Christus noch einmal, von Engeln umgeben. Die Vierung selbst und das Querschiff sind der Geschichte Christi bis zu dem Einzuge in Jerusalem gewidmet, während die Bogenzwickel Raum ließen für Darstellung von Evangelisten und Propheten. Das Mittelschiff ist benutzt zur Behandlung der alttestamentlichen Geschichte: in der obern Reihe entwickelt sich die Schöpfungsgeschichte; ihr entsprechen unten die Vorgänge aus Noahs, Abrahams, Jakobs Leben. Mächtige Einzelgestalten von Kirchenvätern unterbrechen die einzelnen Szenen. Stellt sonach das Mittelschiff die Vorbereitung dar, Vierung und Kreuzschiff die Geschichte des erschienenen Heiles, so sind die beiden Seitenschiffe der Schilderung des Lebens der beiden Hauptapostel, Petrus und Paulus, gewidmet, bis dahin, wo sie sich in Rom treffen „und Frieden mit einander schließen," bis zu ihrem Märtyrertode.

Die innere Ausstattung des Domes zu Monreale ist fast ganz ein und dieselbe mit der eben geschilderten. Es ist die gleiche Pracht auf Dekoration des Fußbodens in den buntesten Farben verwendet, der gleiche Reichtum in Ornamentkanten, den eleganten bunten Ranken auf dem Goldgrunde, den verschlungenen Arabesken. Nur daß hier alles der veränderten Bestimmung zufolge mächtiger angelegt ist, helleres Licht zuströmt. Der Bilderkreis ist ebenfalls derselbe, doch auch er breiter behandelt. Die Passion Christi ist in den Kreis der Darstellungen aufgenommen. „Jesus Christus, der Allherrscher," thront auch hier in der Tiefe der Apsis, in der rechten Seitenapsis „der Apostel Paulus, der Prediger der Wahrheit und der Lehrer der Heiden," in der linken Petrus, „der Apostelfürst, dem die Schlüssel des Himmelreiches übergeben sind." Jesu Geschichte ist auch hier wieder in den Chorteilen, seiner Hauptapostel Erlebnisse in den Seitenschiffen dargestellt. Das Mittelschiff gehört wieder dem Alten Testamente. Kein Teil des Raumes ist ohne bildlichen Schmuck geblieben. Zieht sich an der Decke der Wand des Mittelschiffes eine Reihe von Engelmedaillons hin, so sind die Zwickel, die Leibungen der Bogen mit Heiligenbüsten verziert. An den hervorragendsten Stellen ist die Darstellung Christi wiederholt, sodaß der Beschauer den Mittelpunkt des Glaubens immer vor Augen hat. Und zwar ist er nicht immer in dem Typus der Apsis gehalten. So sieht man ihn im linken Seitenschiffe unbärtig. Schon dies weist darauf hin, daß die Entstehung der Mosaikbilder auf verschiedenartige Einwirkung zurückzuführen ist.

Eine nähere Betrachtung der einzelnen Kompositionen bestätigt das. Es ist kein Zweifel, daß die Mosaikthätigkeit in Palermo in der Hauptsache von byzantinischen Künstlern geübt wurde. Die byzantinische Kunst hat ununterbrochen diese Weise gepflegt. Nur tüchtig geschulte Meister konnten so glänzende Leistungen ausführen. Wir wissen auch vom italienischen Festlande, daß bau- und schmucklustige Aebte sich Mosaikkünstler von Byzanz erbaten. Die typische Ausprägung der einzelnen Figuren in der Palermitaner Kunst, so der Apostelköpfe, beweist schon allein die östliche Herkunft. Ganz streng knüpften auch die ältern unter den Mosaikbildern an frühere Muster an. Die jüngern aber, in der Ausführung weniger vollendet, in der Auffassung aber frischer, weichen ab. Einzelne Züge, die an unmittelbare Naturbeobachtung erinnern, springen mit großer Lebendigkeit aus dem Rahmen der Ueberlieferung heraus. Dazu werden die Inschriften lateinisch; die Gestalten der griechischen Kirchenlehrer treten hinter denen der abendländischen zurück. Das alles weist auf ein Selbständigwerden einheimischer Künstler, und so ist nur zu bedauern, daß der sizilianischen Kunst ein so jähes Ende bereitet wurde. Wir würden sonst jene Bestrebungen noch weiter verfolgen können und einen neu komponirten Bilderkreis begrüßen, der für die volkstümliche Anschauung noch näher gerückt wäre.

Aber jene mächtigen Darstellungen haben auch heute noch ihren großen praktischen Wert. Das Wort eines der praktischsten unsrer alten Kirchenväter, Gregors des Großen, daß die Bilder die Lektüre für die des Lesens unkundige Menge seien, gewinnt in diesen Räumen, in diesem Lande ganz besonders lebendige Bedeutung, wo noch vier Fünftel der gesamten Bevölkerung weder lesen noch schreiben können. Wir waren auch eines Sonntags Nachmittags in Monreale. Da hatte sich, wie es immer geschieht, aus weiter Umgegend das Volk gesammelt. Manche Leute bringen viele Stunden im Dome zu. Sie gehen auf und nieder, die Bilder betrachtend, der Mann mit seiner Frau, die Eltern mit den Kindern, eins das andre aufmerksam machend, abwechselnd erklärend, eifrig zuhörend; die Freude an den schönen Bildern wächst mit jedem neuen Schritte, und immer regerer Eifer leuchtete aus den Augen der einfachen Menschen.

Weniger verständlich möchten heutzutage den Leuten aus dem Volke die Schöpfungen sein, welche die dekorative Plastik der Palermitaner Kunst um dieselbe Zeit geschaffen hat. Ja auch wer in der Kunstgeschichte bewandert ist, hat Mühe, alle jene Einzelheiten auszulegen, aus denen der glänzendste Ausdruck der Steinskulptur, der Schmuck des Klosterhofes von Monreale, sich zusammensetzt. Freilich steht auch hier die Frage nach dem Stofflichen erst in zweiter Reihe.

Wer den sich südlich an die Kirche anschließenden Hof betritt, der ist zuerst von der wundervollen Pracht und Reichheit des dekorativen Gesamteindruckes hingenommen. Wie gewöhnlich ist der Hof im Quadrat angelegt; 216 Säulen tragen die spitzbogigen Arkaden, derart, daß an den Ecken je vier, sonst nur je zwei zusammengekuppelt sind. Die Säulenschäfte selbst sind zum größten Teile ganz malerisch behandelt. Teils in geraden, teils in gewundenen Kannelüren sind sie mit eingelegten Ranken und Zickzackmustern in den buntesten Farben ausgelegt. Die Eckäulen entbehren dieser malerischen Zieraten, sind aber dafür mit plastischem Ornamente reich und anmutig übersponnen, Ranken, die auch mit figürlichen Motiven durchzogen sind, mit pickenden Vögeln, traubenlesenden Kindern.

Dadurch, daß man die Säulen zu zweien verband, gewann man größern Raum für die bildliche Darstellung. Diese setzt aber erst an über dem Kranze von Akanthusblättern, welcher an jedem Kapitäle sich findet. Hier ist nun eine bunte Welt verkörpert worden. Vieles ist aus der Bibel entnommen; aber ohne festen Plan folgen die einzelnen Darstellungen aufeinander. So zeigen die dem Eingange zunächst befindlichen Eckäulen die zwölf Apostel, den drachentötenden Michael, die Darstellung im Tempel und die Flucht nach Aegypten, die entsprechenden Kapitäle in der Südostecke die Synagoge mit zerbrochener, die Ecclesia (Kirche) mit hoch erhobener Fahne. Auf der Ostseite schildert ein Kapitäl den Sündenfall, die Vertreibung aus dem Paradiese, Adams und Evas Arbeit, das erste Opfer, Abels Mord, und das in der Nordostecke die Verkündigung, Heimsuchung, Geburt Christi; ein andres die vier Evangelistensymbole, eine Sirene, den Bethlehemitischen Kindermord, Simsons Geschichte, die Predigt Johannes des Täufers und die Taufe Christi, zuletzt Lazarus in Abrahams Schoße. Auf der Westseite finden

wir die Jakobsleiter, einen Löwen, welcher seinen Jungen das Leben einhaucht, den Bau der Arche, die Sintflut und Noahs Verspottung. Daneben ist eine ganze Reihe von Bildern dem symbolisirenden und moralisirenden Zuge des Mittelalters entsprungen, wie er besonders im Norden rege war. Alle jene abenteuerlichen Fabelwesen treffen wir hier wieder, von denen die Phantasie des Mittelalters belebt war. Wir finden die Personifikationen der Laster, Kämpfe, Ungeheuer mit sich und mit den Menschen im Streite, sind verkörpert. Oft ist eine tiefere Auslegung unmöglich, ja verboten. Sicher hat der organisch belebende Kunstsinn des Mittelalters, welcher jedes Bauglied in seiner Funktion lebendig zu verkörpern strebte, und nichts weiter die Figuren geschaffen.

Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß wir es in diesen phantastischen Wesen, die ihre Analogien nur im Norden finden, mit Schöpfungen nordischer, lombardischer Meister zu thun haben. Somit tritt noch ein neues Element in die sonderbare Nationalmischung. Die Normannen haben jener Kunstthätigkeit den Namen geliehen. Sie sind aber nicht weiter denn als die Herrscher und Veranlasser der Bauten beteiligt. Die Konstruktion ist den Byzantinern und den nordischen Mönchsorden zu verdanken; die Mosaikmalerei geht auch auf byzantinische Künstler zurück. In die übrige Dekoration teilen sich Lombarden und Araber. Doch haben die letztern weitaus den größten Einfluß auf jene Kulturentwicklung gehabt, ihr jenen märchenhaften Zauber verliehen, welcher der mittelalterlichen Kunst und Kultur in Palermo ihre einzigartige Bedeutung giebt.

Knüpft auch die weitere Entwicklung nicht an die sizilianische Kultur an, so bezeichnet doch die Herrschaft der Normannen und der Hohenstaufen den Höhepunkt der Bildung des zwölften Jahrhunderts. J F

Die Schwierigkeiten der Basler Mission in Kamerun

Das deutsch-evangelische Volk begleitet mit Recht die Mission in den deutschen Schutzgebieten mit seiner besondern Teilnahme. In Kamerun waren bekanntlich schon kleine Christengemeinden gesammelt, bevor das Land unter deutsche Hoheit kam, durch die englischen Baptisten, welche mit ihren neugewonnenen Christen durch spanische Intoleranz von der gegenüberliegenden Insel Fernando Po vertrieben worden waren. Unter den Missionaren ragte besonders Alfred Saker hervor, der die Eingebornen in allerlei Handwerken unterrichtete und die ganze Bibel in die Dualla-Sprache übersetzte. Allein in neuerer Zeit hatten die Baptisten nur noch schwarze Missionsarbeiter daselbst angestellt, und als das Land in deutschen Besitz kam, wollten sie nicht länger dort arbeiten und waren bereit, ihre Mission an eine deutsche Gesellschaft abzutreten. Auf der Konferenz der deutschen Missionsgesellschaften in Bremen 1884 wurde die Basler Missionsgesellschaft, welche zwar ihren Sitz in der Schweiz hat, aber ihrem Personal und ihrem ganzen Charakter nach eher die württembergische genannt werden kann, einstimmig gebeten, in dieses Arbeitsfeld einzutreten.

Nicht ohne Bedenken übernahm das Basler Komitee dieses neue Todesland, welches auch bald sich als solches bewährte, denn schon die erste Nachricht war die vom Tode eines soeben ausgesandten Missionars. Aber es waren noch andre Bedenken, weshalb die Missionsgesellschaft nicht so rasch auf die Sache einging, wie manche Freunde in vaterländischer Begeisterung wünschten. Man fürchtete, die nach baptistischen Grundsätzen gesammelten Gemeinden würden nicht so leicht in eine deutsch-evangelische Kirchenform sich finden, es werde Lehrstreitigkeiten geben u. dergl.

Die Schwierigkeiten sind nun in ganz andrer Weise aufgetreten, als man erwartet hatte. Die Kindertaufe war kein Hindernis: der eingeborne Prediger Dibundu ließ sogleich seine Zwillinge taufen, ohne daß die Missionare ihn dazu aufforderten. Aber während die Baptisten in Europa in unsern heimatlichen Kirchen den Mangel an Kirchenzucht als ein Hauptgebrechen scharf beurteilen, finden die Basler Missionare nach den Berichten im „Heidenboten“ (dem offiziellen Organe der Baseler Mission) vom März d. J. bei den Gemeinden in Kamerun einen so erschreckenden Mangel an Zucht und Ordnung, daß die Redaktion des „Heidenboten“ sagt:

> Das Urteil der Reisenden Zöller und M. Buchner entspricht ungleich mehr der Wirklichkeit, als die Vorstellung, welche wir hegten und schriftlich und mündlich da und dort verbreiteten, so lange wir nur auf Quellen angewiesen waren, die auf baptistischen Ursprung zurückgingen.
>
> Die Missionare nehmen an, es habe zu Sakers Zeiten besser gestanden, aber jetzt finde man von einem Handwerke oder von Ackerbau bei den Dualla-Christen nichts mehr.
>
> Heutzutage leben die Christen ganz wie die Heiden vom Handel, d. h. der Hauptsache nach vom Branntweinhandel.

Die Basler Mission hat auf der Goldküste mit großen Kosten Werkstätten für Schreiner, Zimmerleute, Schlosser, Schuster, auch Plantagen errichtet und immer wieder Brüder ausgesendet, welche die Neger zur Arbeit erziehen sollten, obgleich manches teure Leben bei solcher Berufsarbeit in tropischer Hitze vom Fieber schnell weggerafft wurde. Man hat ihr schon manchmal vorgeworfen, sie schone das Leben der europäischen Arbeiter zu wenig. Allein das Beispiel von Kamerun scheint ihre Praxis zu rechtfertigen. Es kann wohl ein einzelner europäischer Missionar, der ein großes Organisationstalent besitzt, eine Reihe von Eingebornen zu allerlei nützlichen Beschäftigungen heranziehen und so die Kulturarbeit betreiben, welche mit der Verkündigung des Evangeliums Hand in Hand gehen muß; aber wenn nicht mehrere europäische Missionare dasselbe thun, wenn die Schwarzen in der nächsten Generation sich selbst überlassen bleiben, sinken sie in ihre Arbeitsscheu zurück und geben sich dem gewinnbringenden Handel hin, zu dem sie, wie die Juden, von Natur mehr Neigung haben.

Was den Branntweinhandel betrifft, so haben die Missionare in den Verordnungen der Baptisten von 1884 gefunden, daß derselbe damals den Christen verboten worden ist; aber schon 1885 wurde er wieder gestattet, und der schwarze Missionar Fuller, ein Westindier, der noch jetzt in Kamerun wohnt, als Vertreter der baptistischen Missionsgesellschaft, weil der große Grundbesitz bei der Station Viktoria, den die Basler Mission mit in den Kauf nehmen mußte, noch nicht abgetreten werden konnte, denn der Besitz der Baptisten wird von Eingebornen bestritten — dieser schwarze Missionar behauptet, man könne in Kamerun seine Waare nicht anders von den Eingebornen bekommen und an die Weißen verkaufen, als wenn man auch Branntwein dafür gebe und nehme. Die Missionare konnten ihm aus den Erfahrungen an der Goldküste, wo die Basler Missionshandelsgesellschaft gute Geschäfte macht, ohne mit Branntwein und Pulver zu handeln, wie auch durch Besprechungen mit Kaufleuten in Kamerun beweisen, daß das nicht richtig sei. Fuller berief sich auch darauf, daß einzelne Christen als Stadthäuptlinge Gesandtschaften ausrichten müssen, wobei sie Branntwein geben und nehmen müssen. Auf der Goldküste sind allerdings die Christen bis jetzt von Häuptlingsstellen ausgeschlossen, weil sie keine Aemter annehmen dürfen, mit welchen heidnische oder sündliche Pflichten verknüpft sind; aber es sind trotzdem siebentausend Christen gewonnen. Die Basler Mission hat eine ausführliche, vom Inspektor Josenhans in Verbindung mit einigen Missionaren bearbeitete Gemeindeordnung, welche über alle die Fälle, in welchen es gilt, heidnischen Unsitten entgegenzutreten und christliche Volkssitten einzuführen, bestimmte Regeln aufstellt, immerhin mit Berücksichtigung der verschiednen Verhältnisse, aber so, daß nicht ein Missionar eine lagere, der andre eine strengere Praxis befolgen kann. In dieser Gemeindeordnung ist den Christen der Branntweinverkauf verboten; denn auch gesetzt, daß die Christen selbst sich nicht betrinken, ist es doch Thatsache, daß die unkultivirten Völker durch die Einfuhr des Branntweins an Leib und Seele ruinirt werden, und wenn eine Missionsgesellschaft gegenüber den europäischen Handelshäusern nichts ausrichtet, so ist sie doch gewiß berechtigt und verpflichtet, ihren eingebornen Christen hierüber strenge Vorschriften zu geben, damit diese wenigstens die Bedenklichkeit dieses Handels erkennen. Die von den Baptisten gegründete Gemeinde in Kamerun setzt bis jetzt den Forderungen der Missionare beharrlichen Widerstand entgegen. Allein das Basler Komitee

hat beschlossen, an dieser Bestimmung der Gemeindeordnung festzuhalten, auch wenn die Kamerunchristen sich deswegen von der Basler Mission lossagen sollten, und hofft, daß die Missionare deswegen doch ihre Gemeinden gründen können.

Es ist merkwürdig, wie bei diesem Anlaß der Unterschied zwischen deutscher und englischer Missionsleitung zu Tage tritt. Die independentischen Grundsätze scheinen von den Baptisten auch auf neugewonnene Gemeinden angewendet zu werden. Die Missionare klagen, daß es an Organen fehle, welche Ordnung und Zucht halten. Es gebe wohl Aelteste, aber niemand wisse, wer wirklich dazu bestellt sei; jede Liste bringe wieder neue Namen, und alle Entscheidungen werden in der Gemeindeversammlung, auch ohne den Missionar, durch Stimmenmehrheit getroffen. Selbst Ehebruchssachen und dergleichen werden in der Gemeindeversammlung in Anwesenheit von vierzehnjährigen Knaben und Mädchen verhandelt.

Von den ungefähr 330 Gliedern der Bethelgemeinde waren und sind mehr als die Hälfte ausgeschlossen; eine Reihe wird regelmäßig alle paar Jahre ausgeschlossen. Fast jede monatliche Gemeindeversammlung brachte und bringt Ausschließungen, und viele werden nach wenigen Monaten wieder aufgenommen. Von einem Meiden auch der nahezu hoffnungslos Ausgeschlossenen ist keine Rede, sondern Sonntag für Sonntag mußten wir eine Anzahl derselben in den ersten Bänken der Kirche sehen. Wir legten daher den Aeltesten unsre Ordnungen bezüglich der Ausschließungen und Kirchenzucht im allgemeinen vor und befürworteten unter anderm das Besondersitzen der Ausgeschlossenen als den äußern Ausdruck der Kirchenzucht und als Prüfstein für die Ausgeschlossenen. Ziemlich bereitwillig gingen alle darauf ein. Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als sie in der nächsten Sitzung ihre Zustimmung ableugneten!

Auch in Bezug auf die Zulassung zur Taufe klagen die Missionare über die laxe Handlungsweise von eingebornen Predigern, während man doch nach baptistischen Grundsätzen eher das Gegenteil erwarten sollte. Vielweiberei scheint auch bei getauften Christen noch geduldet zu werden, während die Gemeindeordnung der Basler Mission die Entlassung der Nebenfrauen als Bedingung der Taufe verlangt, wenn nicht ganz besondre Verhältnisse dies als eine große Härte erscheinen lassen.

Dieses parlamentarische Regiment in einer Gemeinde, welche hierzu keineswegs reif ist, macht also den Basler Missionaren, welche an eine den württembergischen kirchlichen Verhältnissen nachgebildete Zentralisation und ein strammes Regiment von seiten des heimatlichen Komitees gewöhnt sind, besonders große Not.

Daß die Schulen unter dieser parlamentarischen Leitung der Negergemeinde wenig leisten, läßt sich denken. Regelmäßigen Schulbesuch verlangt niemand. In der „höhern Knabenschule“ sind ungefähr 25 Schüler, die aber besser der Elementarschule zugeteilt wären.

Es herrscht große Unordnung und nicht geringer Lärm trotz der häufigen Benutzung des Stockes; denn auch die ältern Kinder, von denen viele weder Tafel noch Schreibzeug haben, sind nie ordentlich beschäftigt. Da die Lehrer selbst nie ordentlich lesen und schreiben gelernt haben, so ist auch von den Schülern kaum einer imstande, einen ordentlichen Buchstaben zu schreiben oder ordentlich zu lesen, obwohl viele schon Jahre lang die Schule besuchen.

Gerechnet wurde nur in englischer Sprache, während die Schüler in ihrer Muttersprache nicht bis auf zwanzig zählen konnten, also gar keinen Zahlbegriff hatten. Der Gesang wäre eher ein Geschrei oder Geheul zu nennen. Am meisten Mühe wurde auf das Englische verwendet und viele englische Bücher gelesen, aber nicht verstanden, weil sie nicht in die Muttersprache übersetzt wurden. Obgleich Saker die Bibel in die Dualasprache übersetzt hat, wird in den Sonntagsschulen ausschließlich die englische Bibel benutzt. Beim Gottesdienst wird aus englischen Liederbüchern gesungen, während zwei Drittel der Gemeinde fast nichts davon verstehn. Auch haben die Missionare in der letzten Zeit nur englisch gepredigt. Sakers Bibelübersetzung ist offenbar zu schnell fertig geworden, ehe der Uebersetzer die Sprache völlig bewältigt hatte. Ein eingeborner Prediger erklärte dem Missionar Munz, er müsse sich jedesmal auf das Vorlesen des Textes präpariren, weil die Leute es nicht verstehen, wie es gedruckt sei. Selbst das Englische scheint deswegen, weil es ihnen nicht in die Muttersprache übersetzt wurde, so wenig wirklich verstanden zu werden, daß Missionar Bizer schreibt, man könne mit den Schülern fast ebenso gut deutsch als englisch reden, weil sie keines von beiden verstehen.

So ist es keine leichte Aufgabe, vor welcher die deutschen Missionare in Kamerun stehen; aber der Herr, welcher sich zu der gründlichen, aufopfernden Arbeit der Basler Mission auf der Goldküste bekannt hat, wird auch im deutschen Schutzgebiet seinen Segen nicht vorenthalten. P W-B

Konfirmandenanstalten

Die Konfirmandenanstalten dienen — als freie Helferinnen des Gustav-Adolf-Vereins — der evangelischen Kirche zur Rettung und Bewahrung solcher ihrer jungen Glieder, welche in der Heimat keine Gelegenheit haben, in der evangelischen Lehre unterrichtet zu werden, oder auch durch anderweitige Verhältnisse konfessionell gefährdet sind. Da giebt es sorgenschwere Tage, sagt ein uns vorliegender Bericht mit Recht, wenn Knaben und Mägdlein das zwölfte Lebensjahr oder darüber erreicht haben und nicht zum Konfirmationsunterricht gehen können, weil der Pfarrort gar zu weit entfernt liegt, wenn sie dazu vielleicht überhaupt noch keinerlei gründlichen evangelischen Unterricht genossen, nicht Katechismus noch Kirchenlied gelernt, ja von evangelischem Gottesdienste und evangelischem Leben und Wesen noch keinen Eindruck erhalten haben. Ueberdem sind die Fälle nicht selten, daß Kinder aus gemischten Ehen der (römischen) Propaganda anheimgefallen sind und — wofern sie nicht den heimischen Verhältnissen entrückt werden — der evangelischen Kirche völlig verloren gehen. Aber da thut nun die Konfirmandenanstalt ihre Thüren auf, nimmt solche Kinder in leibliche und geistliche Pflege, läßt ihnen evangelischen Schulunterricht erteilen und diesem, sobald sie die nötige Grundlage und das erforderliche Verständnis erworben haben, den pfarramtlichen Unterricht folgen.

Die Sorge für die Konfirmandenanstalten liegt innerhalb des Gustav-Adolf-Vereins besonders dessen Frauenvereinen ob. Aber noch in einer andern Weise sollte da kräftige Hilfe geschafft werden: nämlich durch Sammlungen am Konfirmationstage oder unter den Konfirmanden in den rein evangelischen Gemeinden. Gewiß werden treue christliche Eltern, welche für ihre Kinder daheim Schule und Kirche haben, gern dazu einen Beitrag geben, daß auch die Eltern in der Diaspora (Zerstreuung) sich eines Konfirmationstages ihrer Kinder erfreuen dürfen. Und hier ist ja auch ein besondrer Anlaß gegeben, die Herzen der Konfirmanden aus einem ihnen so naheliegenden Liebeswerke für die Notstände der Diaspora überhaupt zu erwärmen.*)

Es liegen uns die Berichte von zwei solchen Konfirmandenanstalten vor, von der Ost- und Westgrenze unsers Vaterlandes.

Die eine ist die Rheinische Diaspora-Konfirmandenanstalt auf dem Schmiedel bei Simmern. Die rheinische Diaspora ist an sich sehr ausgedehnt; neuerdings traten aber an ihr Konfirmandenhaus, das Friedrichs- und Gustav-Adolf-Haus, auch noch immer größer werdende Ansprüche aus Lothringen und dem Großherzogtum Luxemburg heran. Viele der Evangelischen in Lothringen sind dorthin gesandt im Dienste des Vaterlandes, aber damit zugleich gleichsam als verlorne Posten der evangelischen Kirche, sodaß die ganze evangelische Christenheit deutscher Nation allerdings eine Pflicht hat, für die Kinder so Ausgesandter mit einzutreten. Der seit dreißig Jahren auf dem Schmiedel wirkende Hausvater, Karl Röhrig, schreibt:

Sehe ich mir der Kinder und ihrer Eltern Geburtsorte an, so zieht sich ein Kreis durch Belgien, Luxemburg, Frankreich, Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Württemberg, Schlesien, Pommern, Brandenburg, Westfalen und die Rheinprovinz.

Die Pfleglinge von jenseits der Sprachgrenze in Lothringen schreiben gemeiniglich an ihre Eltern deutsch, an die Geschwister und jüngern Freunde aber, und zwar besser, französisch, woraus der Hausvater folgert, daß sie sich lieber in der französischen Sprache unterhalten, als in der Sprache ihrer Väter.

Die Arbeit an diesen Kindern hat darum nicht bloß eine konfessionelle, sondern auch eine entschieden nationale Bedeutung.

*) Möchte diese wohlgemeinte Erinnerung in dieser Zeit der Konfirmationen willige Leser finden! Ich will gern Gaben sammeln und befördern. D H

Die dem Hausvater zur Verfügung gestellten Gelder werden gerade besonders für diese Kinder verwendet; für wenigstens einen großen Teil der rheinischen tritt der Düsseldorfer Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung ein mit Mitteln eines Konfirmandenfonds, der aber jetzt nahezu erschöpft und daher neu zu speisen ist. Man übe doch, so bittet der Hausvater, in der Fürsorge für diese Kinder eine über die kirchlichen und provinziellen Grenzen gehende Liebe! Und für was alles ist da zu sorgen: für Pflege- und Kleidergeld, doch auch für Weihnachtsgaben an Kinder, die das Christfest fern vom elterlichen Hause verleben müssen, und endlich oft selbst für Reisegeld!

Ostern 1887 befanden sich in der Konfirmandenanstalt zweiundfünfzig Zöglinge, wovon elf am Sonntage vor Pfingsten eingesegnet wurden; im ganzen sind hier bisher dreihundertundfünfzig Kinder zur Konfirmation vorbereitet worden; vier Mädchen aus dieser Zahl haben sich dem Diakonissenberufe gewidmet. Hausvater Röhrig teilt aus den reichlich einlaufenden Bittbriefen um Aufnahme von Kindern mancherlei Bewegliches mit; zwei Stellen seien hier ausgezogen. Ein weit südlich von Metz stationirter Grenzbeamter schreibt u. a.:

Es ist ein wirklich betrübender Zustand hier. . . . In der Schule werden die Kinder der evangelischen Religion halber von den Schulschwestern zurückgesetzt, und ich weiß: einige, die dieses verhüten wollten, ließen die Kinder katholisch taufen, welches mir von den Schulschwestern auch angetragen ist. . . .

Eine Mutter, ebenfalls in Lothringen, deren Heimat aber der ferne Ostseestrand ist:

Da wir evangelisch sind, so leben wir hier in den denkbar schlimmsten Verhältnissen, und wir würden uns von unserm einzigen Töchterlein nicht trennen, wenn wir nicht fürchten müßten, daß, je länger wir hier bleiben, je größer der Einfluß der katholischen Umgebung wird. Der Katholizismus hier hat mich zum Verständnis des großen Reformators Luther geführt und zur Liebe zu unserm evangelischen Glauben.

Nach dem ganzen Briefe zu schließen, besitzt die Briefschreiberin, — welche beifügt, das Kind in ein großes Pensionat zu thun, dazu reichten ihre Mittel nicht aus — einen höhern Grad von Bildung, als man ihn sonst etwa in dergleichen Diasporaverhältnissen vermutet; aber, wie der Hausvater bemerkt:

Es wird eben nicht immer an der Wiege der Menschenkinder gesungen, in welche Verhältnisse sie die Geschicke verschlagen! —

Die evangelische Waisen- und Konfirmandenanstalt für Ermland zu Wartenburg in Ostpreußen hat ihren vierzigsten Jahresbericht ausgehen lassen können. Mit Recht hat man die beiden Häuser — das Knabenhaus „Haus der Barmherzigkeit" und das Mädchenhaus „Emmaus" — beredte Zeugen segensreichen Gottvertrauens in unsrer Zeit genannt: sie sind schuldenfrei, sind mit 53760 Mark gegen Feuerschaden versichert, besitzen dreizehn Hektaren besten, fruchtbarsten Ackers, dazu einiges Vieh: die Anstalt ist in der glücklichen Lage, nur um Vermehrung des Freistellenfonds zu bitten, welcher bereits eine Höhe von 20700 Mark erreicht hat, während gleichzeitig eine im Jahre 1883 gegründete, auf 4000 Mark schon angewachsene Lutherstiftung es ermöglicht, mit ihren Zinsen entlassenen Zöglingen zu weiterer Ausbildung behilflich zu sein. Besonders auch die Gustav-Adolf-Frauenvereine haben zu diesen Erfolgen beigetragen.

Jene Bitte haben wir doch mit Absicht gesperrt gedruckt. Man muß wissen, daß dort im Ermlande (Aermellande, dem zu beiden Seiten der Passarge, eines Küstenflüßchens des frischen Haffs und der obern Alle, des größten linksseitigen Nebenflusses des Pregels, gelegenen spitzwinkligen ärmelartigen Landstriche) die durchweg polnisch redenden Bewohner der weitaus größten Mehrzahl nach römisch-katholisch sind und zwar so, wie kaum sonst irgendwo in der Welt; nur etwa neun Prozent sind evangelisch. Aber auch die Geschichte der Wartenburger Anstalten kann wohl zur thatkräftigen Teilnahme an ihnen erwecken. Es war im Jahre 1846: im engen, niedrigen Betsaal feierte die evangelische Gemeinde Wartenburg den Weihnachtsfestgottesdienst. Auf den Stufen des Altars saß, ängstlich dreinblickend um der vielen Augen willen, die es musterten, und doch wieder voll kindlicher Neugier, was mit ihm geschehen werde, ein Kindlein. Da stellt der Pfarrer Dr. Zimmermann — er ist jetzt nicht mehr unter den Irdischen — das Kind vor: eine arme Waise, von den Pflegeeltern verstoßen; der Pfarrer hat sie am Abend vorher auf der Straße umherirrend, in der Stadt Hilfe suchend, angetroffen. Im eignen Hause richtet der wackere Mann eine Stube zur Aufnahme von Waisenkindern ein; 1847 beherbergt er fünf, im folgenden Jahre schon dreizehn Kinder. Freiwillige Gaben aus der Gemeinde, geringe Unterstützungen von auswärts beschaffen Speise und Trank; ein Frauenverein sorgt für Kleidung; Verdächtigung und Verunglimpfung vermögen das Werk nicht zu hindern. Als 1849 eine leere Brandstätte zum Bau ausgeboten wird, kauft diese Zimmermann, ohne Geld, für 400 Thaler; 350, als Schuld auf dem Grundstück eingetragen, lassen die Gläubiger stehen; die übrigen fünfzig Thaler geben gute Freunde, voran der Gustav-Adolf-Verein der Provinz Preußen. Der Grund zum Hause der Barmherzigkeit war gelegt. 1852 ist die Zahl der Zöglinge auf siebenunddreißig gestiegen; die Sonderung der Geschlechter wird notwendig: nicht umsonst läutet der Gustav-Adolf-Verein der Provinz seine Not- und Bittglocke. Ein zweiter Baugrund wird angekauft. Noch fehlen die Fundamentsteine. Da stößt der Spaten beim Graben auf etwas hartes. „Herr Pfarrer, ein großer Stein!" rufen die Kinder. Und siehe, Grundstein an Grundstein wird gefunden. Und so ists fortgegangen mit Gottes- und Menschenhilfe. An Zimmermanns Stelle trat Keßler, dann Haß, der auch das schöne Gotteshaus der Gemeinde gebaut hat. Die Typhuswaisen des ostpreußischen Notjahres 1867/68 mehrten die Zahl der Kinder auf fast das Doppelte. Ins Jahr 1887, das einundvierzigste Anstaltsjahr, sind achtundfünfzig Pfleglinge eingetreten; im ganzen haben sie 343 Kindern, 223 Knaben und 120 Mädchen, gedient. Seit 1874 leitet Pfarrer Richter die Anstalten, jetzt in zwei stattlichen Häusern. H

Verschiedenes

(Berichtigung) In Nr. 40 des vorigen Jahrgangs (S. 389) haben wir ein Begebnis aus Halle als Beispiel hervorragender Intoleranz von seiten eines römisch-katholischen Geistlichen berichtet. Dasselbe war einem Protokoll des Amtsgerichts Halle entnommen, welches die römisch-katholische Germania ohne irgend welche Randbemerkung mitgeteilt hatte (in Nr. 180, 1 d. v. J.). Während jedoch in diesem Protokoll nur von „dem katholischen Geistlichen" die Rede, haben wir von der nähern Bezeichnung dieses Geistlichen Gebrauch gemacht, die wir in einer zu Halle erscheinenden Zeitung fanden, und den „Pfarrer Woker" daselbst als bei der Geschichte beteiligt eingeführt. Wir bedauern lebhaft, daß wir damit dem Herrn Dechant Dr. Woker Unrecht gethan haben: derselbe ist, wie aus der uns leider erst am 7. d. M. zu Gesicht gekommenen Germania Nr. 51, 2 vom 2. d. M., sowie aus später erhaltenen Privatmitteilungen hervorgeht, bei der fraglichen Begebenheit durchaus unbeteiligt gewesen.

Was den Thatbestand selbst anlangt, so wird dieser laut Nr. 48 der Saale-Zeitung demnächst Gegenstand neuer gerichtlicher Erhebungen sein, und möchten wir das Ergebnis derselben abwarten, ehe wir uns noch einmal zur Sache äußern. D H

Quittung

Für die evangelische Kirche in Bethlehem (vgl. Nr. 7, S. 68): P. em. J in Dresden und R B in S je 2 M.; Summa 18 Mark.

Für die Berliner Stadtmission (vgl. Nr. 7, S. 68): 20 M. E F, Post Bismark (Pr. S.), 10 M. A N, Darmstadt, 5 M. Abonnenten in Gandersheim (Brschw.), 1 M. K M, Brackwede (Westf.); Summa 188,50 Mark.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Wir ersuchen angesichts des Vierteljahrsschlusses um ungesäumte Erneuerung des Abonnements und Zuführung neuer Freunde. Prospekte und Probenummern sind jederzeit von der Verlagshandlung unentgeltlich zu beziehen.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 14 **Leipzig, den 1. April** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Ostern — Das Ostergeheimnis. Nach einer wahren Begebenheit — Die Stellung des Reichstags zu Speier von 1526 in der Reformationsgeschichte — Das Denkmal für Giordano Bruno in Rom — Die deutschen Kolonien in Südwestrußland: 1. Ursprung und Allgemeines — Nachklänge von der Kaisertrauer: Die Trauerfeier in Berlin; Am Abend von Kaisers Geburtstag; Nachruf des Zentralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung an weiland Seine Majestät Kaiser Wilhelm; Gedächtniskirche für Kaiser Wilhelm; Kindermund in den Tagen der Kaisertrauer; Des Volkes Dank — Bücher und Schriften: Eine Kirchengeschichte von einem Juristen; Daltons Verfassungsgeschichte der lutherischen Kirche in Rußland; Lebensbilder von Wilhelm Baur; Die deutsche Litteratur in römischer Beleuchtung; Ein „Deutsches Lesebuch für Prima"; Alte Geschichten aus dem Sachsenlande; Drei neue „grüne Hefte" aus Württemberg; Englische erbauliche Novellen; Eine Dichtung von Bayard Taylor — Verschiedenes: Schorers Familienblatt; Jesuitische Moral; Eine juristische Stimme zu den Thümmel-Prozessen — Zur Beachtung — Anzeigen

Ostern

Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Hebr. 13, 8. —

Dem himmlischen Königtum des lebendigen Erlösers gilt die Osterfeier seiner Gemeinde. Kein christliches Fest will nur geschichtliche Erinnerung an eine Thatsache der Vergangenheit sein. Eine solche hat nur soweit wirklich religiösen Wert, als darin ein Heilsgut für uns beschlossen ist, wir dadurch in der Gegenwart und für die Gegenwart etwas haben. So auch Ostern. Nicht daß der Herr für seine Person aus des Kreuzes Schmach und des Todes Banden durch seine Auferstehung in ein Leben überweltlicher Herrlichkeit eingetreten ist, macht Ostern zu einer Heilsthatsache, sondern daß er als der so Erhöhte auch jetzt noch sein Heilandswerk übt und jetzt erst im vollsten Maße und weitesten Umfange es üben kann. Das Bewußtsein, daß sein Beruf nicht nur auf die kurze Spanne seiner Erdentage beschränkt sei, sondern durch alle Zeiten hindurchgehe, hat der Herr selbst gehabt und wiederholt ausgesprochen. „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende"; „wenn ich erhöht sein werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen." Was er von seiner Wiederkunft sagt — es wird erst durch seine Abschiedsreden im Evangelium Johannis in seinem ganzen Umfange klar gemacht —, hat die Bedeutung, daß er nicht nur der Anfänger des neutestamentlichen Gottesreiches sein will, sondern sich bewußt ist, daß auch dessen Fortgang und endliche Vollendung von ihm ausgehe und zu seinem Berufe gehöre. Was er aber jetzt uns ist und leistet, ist nichts andres, als was er schon auf Erden den Seinen gewesen ist und geleistet hat. Daher giebt das Wort des Hebräerbriefes: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit," obschon die Osterthatsache darin gar nicht erwähnt wird, doch den eigentlichen Heilsgehalt derselben an.

Das Gestern des apostolischen Wortes bezieht sich auf die Erscheinung Christi auf Erden. Was war er in derselben und kraft derselben für die Seinen? Zunächst einer, der Erbarmen mit den Sündern hatte. Er kam als der gute Hirte, der dem verlorenen Schafe nachging, bis er es fand; als der Arzt, der den Kranken, Verkommenen, Mühseligen und Beladenen sich darbot; als der Sanftmütige, der das zerstoßene Rohr nicht zerbrach und das glimmende Docht nicht auslöschte. Und eben dies ist es, was wir noch heute brauchen. Ach, Menschenurteil ist so hart und scharf und Menschenherz so erbarmungslos. Wie wenig Verständnis finden wir da für das Ringen und Kämpfen unsrer Seele, wie wenig Trost, wo wir uns selbst nicht trösten können. Da brauchen wir den Glauben, daß dasselbe Herz, das einst so warm für die Sünder schlug, auch jetzt noch für uns offen steht, daß er auch heute noch ist, der er damals war. — Und was war er weiter für die Seinen? Derjenige, der nicht nur selbst Gottes Wohlgefallen hatte, sondern auch ihnen Gottes Wohlgefallen verbürgte. Darum heißt er und ist er der zweite Adam. Indem er durch seinen vollkommenen Gehorsam im Leben und im Sterben dem göttlichen Willen genügt hat, hat er bewirkt, daß alle, die zu ihm kamen und an ihn sich hielten, um seinetwillen von Gott als gerecht und angenehm angesehen wurden, um seinetwillen Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens wurden, er der Bürge ward für Gottes Liebesgesinnung gegen sie. Und einen solchen Bürgen gebrauchen auch wir, wenn wir trotz aller unsrer Sünde und Schuld an das Wohlgefallen Gottes glauben sollen, daran glauben sollen, wenn auch unser Gewissen uns bezeugt, daß ein solches Wohlgefallen an uns unmöglich ist. Auch nach dieser Seite muß er noch heute sein, was er damals war. — Und endlich noch einmal: was war er für die Seinen? Der ihnen einen neuen Sinn einpflanzte. Durch sein Wort wurden ihnen nicht nur neue Gedankenkreise kund, sondern sie wurden dadurch des Geistes, der in seinen Worten sich offenbarte, teilhaftig und durch ihn in des Herrn eignen Sinn hineingebildet. Während von Natur wir alle unter die Interessen des Diesseits verhaftet sind und in uns selbst den höchsten Lebenszweck sehen, hat er seine Jünger in das Gottesreich hineingestellt und ihnen damit neue Maßstäbe für ihr Urteil, neue Normen für ihr Handeln, neuen Inhalt für ihr Leben gegeben. Und diesen neuen Sinn brauchen auch wir. Nach allen Seiten kann uns Christus nur etwas helfen, wenn er auch heute derselbe ist wie ehemals, als der Erhöhte uns leistet, was er damals leistete.

Und wie kommen wir zu solcher Gewißheit und damit zu rechter Osterfeier? Der „Jesus Christus gestern" ist der Weg zu dem „Jesus Christus heute." Wer mit jenen Bedürfnissen, die wir vorher als diejenigen erkannt haben, die uns und seinen einstigen Jüngern gemeinsam sind, das Evangelium von ihm hört oder liest, der wird durch das Wort, das von ihm handelt, innerlich in derselben Weise angefaßt, wie es seine ersten Jünger wurden. Denn noch jetzt sind seine Worte Geist und Leben, in ihnen offenbart sich er selbst und läßt noch heute von ihnen ebenso wie damals eine Kraft ausgehen. Das Wort von ihm ist nicht nur der Gegenstand des Glaubens, sondern auch der Weg zum Glauben: es wirkt und erzeugt den Glauben. Und das ist das

Eigentümliche, daß wir, wenn sein Wort so an uns wirkt und uns seiner als unsers Heilands vergewissert, zugleich inne werden, daß nicht nur die Erinnerung an einen, der einst war, solche Wirkung an uns hervorbringt, sondern wir dadurch innerlich genötigt werden, ihn als den gegenwärtig Wirkenden zu glauben. Wir werden sein inne nicht nur als eines, der einmal früher etwas gewirkt hat, das noch bis in unsre Zeit nachwirkt, sondern als eines, zu dem wir und der zu uns ein lebendiges Verhältnis hat. Im Lichte dieser innern Gewißheit erkennen wir unsre ganze innere Entwicklung im Glauben als sein Werk. Wir sind uns zwar in jedem einzelnen Falle wohl bewußt, wie jeder Fortschritt unsers Lebens durch äußere und innere Fügungen, durch das Wort der Schrift oder der Gemeinde von Christo, vermittelt ist; aber in allen diesen Vermittlungen erlebt doch der Glaube ein Thun des erhöhten Christus und weiß sich mit demselben als einem Lebendigen und auf seine Gemeinde Wirkenden verbunden. So kommen wir von dem „Christus gestern" zu dem „Christus heute," von dem irdischen zu dem erhöhten Herrn.

Das Osterfest hat aber noch eine andre Seite. Es ist das Fest der christlichen Hoffnung. „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit." Darin ist zugleich Wesen und Bürgschaft unsrer Hoffnung angegeben. Ihr Wesen zunächst. Einer unfruchtbaren Neugier über das Jenseits thut die heilige Schrift nirgends irgend welche Genüge. Auch dasjenige Buch nicht, welches ausschließlich von der Zukunft der Gemeinde handeln will. Wie es im Jenseits sein wird, wissen wir schlechterdings nicht. Es wird wohl richtig sein, was jene hübsche Geschichte von den beiden Mönchen lehren will. Sie hatten sich hienieden vielfach über das Jenseits unterhalten, und wer von ihnen zunächst sterben würde, sollte dem andern Bescheid geben, ob er es taliter oder aliter (so oder anders) gefunden habe. Und der Erstverstorbne bringt den Bescheid: Nec taliter nec aliter, sed totaliter aliter.*) Oder wie es die Schrift ausdrückt: was kein Auge je gesehen und kein Ohr je gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben. Aber eins sagt uns die Schrift, daß wir bei dem Herrn sein werden. Der Christus, der hier unser Heil gewesen ist, wird es auch dort sein, und in ihm werden wir sicher sein vor dem Gericht, und er, der uns hienieden der Weg zum Vater gewesen ist, wird es auch dort sein. Der uns hier Anteil an seinem Leben gegeben hat, wird uns auch dort Anteil an seiner Vollendung und Herrlichkeit geben. Und die Bürgschaft für den „Christus in Ewigkeit" haben wir in dem „Christus heute." Man kann nicht glauben, daß man jetzt in seiner Hand ist und ein Gegenstand seiner fürsorgenden Liebe, ohne zugleich zu glauben an die Dauer dieser seiner Liebe. Wessen „starke Glaubenshand wird in ihn gelegt befunden," der ist des in gewisser Zuversicht, „daß ihn auch kein Todesbann ewig von ihm trennen kann." Denn wo er ist, da soll sein Diener auch sein.

So entwickeln sich die drei Glieder unsers apostolischen Wortes jedes aus dem andern, und in ihnen zusammen haben wir den Osterglauben, die Osterhoffnung, die Osterfreude.

Christus ist erstanden,
Sieghaft sein Panier;
Los von allen Banden
Ihm nur folgen wir
Aus Aegyptens Dienst und Bann
Auf, hinauf gen Kanaan. E H

Das Ostergeheimnis

Nach einer wahren Begebenheit

Es war in der Osterwoche des Jahres 18**, daß in dem Städtchen O. zu abendlicher Stunde bei dem Kaufmann R. eine Theegesellschaft stattfand, zu welcher die Honoratioren des Ortes mit ihren Frauen geladen waren. Es war eine immerhin ausgesuchte Gesellschaft, wie man sie in solchen Orten nur selten findet, Doktors, Amtsrichters, ein benachbarter Rittergutsbesitzer nebst Gemahlin, ein pensionirter unverheirateter Gymnasialprofessor und die Frau Pastorin, deren Gatte eben zu einer Krankenkommunion aufs Land geholt worden war, aber so bald als möglich nachzukommen versprochen hatte. Für den gewöhnlichen Stadtklatsch war in diesem Kreise kein Raum, desto mehr für alles Gute und Schöne, alles Edle und Heilige. Ohne daß dem gesunden Humor sein heiteres Spiel verwehrt gewesen wäre, herrschte doch in der Gesellschaft, die zur Winterszeit bald in dem, bald in jenem Hause abgehalten wurde, ein ernster, vornehmer Ton, der kein Geschwätz aufkommen ließ. Sämtliche Personen repräsentirten eine harmonische Verbindung von Bildung und einem gewissen Interesse an den Angelegenheiten der Religion und Kirche; und so konnte es nicht fehlen, daß auch an diesem Gesellschaftsabend die Rede auf Dinge kam, wie sie sonst leider zumeist außerhalb des Rahmens derartiger geselligen Zusammenkünfte zu liegen pflegen.

Was bemerkten Sie, lieber Herr von S., soeben über das **er Tageblatt? Es interessirt mich! fragte die geistig regsame Wirtin den ihr gegenübersitzenden Rittergutsbesitzer, der eben mit seinem Nachbar ein sehr lebhaft geführtes Gespräch beendet hatte.

Ich erzählte von dem entsetzlichen Artikel zum Osterfeste, der vorgestern an der Spitze des Blattes abgedruckt war, entgegnete der Angeredete. Der Aufsatz trug den Titel: Das Ostergeheimnis. Etwas Alberneres habe ich nie in meinem Leben gelesen! Bis auf den heutigen Tag — das war die Quintessenz des elenden Machwerks — wisse man nicht, woher und wozu ein Osterfest. Die Mythen der Bibel habe man längst über Bord geworfen. Dennoch habe das Osterfest einen schönen Sinn, als Fest der verjüngten Natur, als Termin des Abgangs und der Aufnahme unsrer Schüler. Und dergleichen mehr. Daran möge man sich halten, da das sogenannte Ostergeheimnis ohnehin im Lichte der Kritik in Nichts zerfließe. — Es ist empörend, daß ein Amtsblatt seinen christlichen Lesern am höchsten Feste der Christenheit etwas so Triviales, Konfuses und geradezu Lästerliches zu bieten wagt. Möchte nur wissen, wer dieses unsaubere Zeug gemacht hat!

Das wissen Sie nicht? fiel ihm der Professor ins Wort. Ich bin früher einmal bei der Presse beschäftigt gewesen und habe da manchmal tiefe Blicke hinter die Kulissen gethan. Solche Festartikel werden in Berlin an einer litterarischen Zentralstelle verfaßt und dann nach allen Richtungen der Windrose an die Redaktionen der kleinen Blätter versandt. Natürlich sinds die Söhne Israels, die auch dieses Geschäft in Händen haben und es äußerst schwunghaft betreiben. So haben wir hier die kuriose und tief traurige Thatsache vor uns, daß das christliche deutsche Volk von jüdischen Federn sich seine Weihnachts-, Oster- und Pfingstartikel schreiben läßt. Ich habe den Artikel vom Ostergeheimnis auch gelesen und erkannte sofort in der ganzen Schreibart die jüdische Spur wieder.

Dacht' ichs doch, versetzte der Landwirt erregt, nur ein Jude konnte so etwas schreiben — das Ding giebt mir wirklich zu denken! — Ein Christ würde nie so frivol über das Osterfest geredet haben.

Nun, frivol ist mirs nicht gerade vorgekommen, fügte die liebenswürdige Hausfrau hinzu, die das Gespräch angeregt hatte. Ich glaube eine gute Christin zu sein; aber ich trage kein Bedenken zu sagen, die Menschheit wird eben nie hinter das Geheimnis kommen, das über dem Osterfeste wie ein Schleier verbreitet liegt. Halten wir uns an seine Poesie!

Damit kann ich allerdings nicht übereinstimmen, antwortete Herr von S. Mag man mich auch einen Verstandesmenschen nennen, ich bleibe dabei: Wissen wir nicht, warum wir Ostern feiern, so haben wir auch kein Recht, es zu feiern. Ich verlange festen Grund unter die Füße, und der feste Grund heißt in diesem Falle: vollständige, unumstößliche Sicherheit über das geschichtliche Ereignis der Auferstehung Jesu. Hab' ich die, so bin ich zufrieden, so feiere ich beruhigt mein Osterfest; mehr brauch' ich nicht.

So gab denn ein Wort das andre, das Gespräch wurde immer lebhafter und zog nach und nach alle Anwesenden in seinen Bereich. Die verschiedenartigsten Ansichten wurden über das Osterfest laut. Mancher gute Gedanke wurde ausgesprochen.

*) Das Wortspiel läßt sich etwa annähernd wiedergeben: nicht „ganz so," auch nicht „noch anders," sondern „noch so ganz anders."

Der hohe Gegenstand weckte in den Herzen aller eine Wärme und religiöse Begeisterung, wie sie sogar in diesem Kreise sonst nicht leicht durchbrach. Doch kam man, wie vorauszusehen, zu keinem allgemein befriedigenden Ergebnis; ja zuletzt fand man, daß man das ursprüngliche Thema nicht einmal geradlinig verfolgt hatte und eigentlich mehr um den Gegenstand herumgegangen war, statt herzhaft auf ihn loszusteuern und das Rätsel wirklich zu lösen. Während man so lebhaft genug hin und her redete, da that sich plötzlich die Thür auf, und herein trat der Pfarrer, der soeben von seinem Amtsgange zurückgekehrt war.

Sie kommen wie gerufen! begrüßte ihn der Doktor mit lauter Stimme. Seit einer Stunde schlagen wir uns mit Problemen herum, die keiner von uns zu lösen vermag, selbst unser gelehrter Professor nicht. Kommen Sie, hier ist ein Plätzchen für Sie bereit: lange genug schon haben wir auf Sie gewartet!

Probleme! wiederholte der geistliche Herr etwas gedehnt. Ich weiß in der That nicht, ob ich der Mann bin, der sie der Lösung näher bringen könnte. Was denn für Probleme?

Nun, wir haben versucht, in das Geheimnis der Auferstehung, in das Ostergeheimnis einzudringen. Aber wir sind nicht weit gekommen. Von allen Seiten legten sich unserm Denken Widersprüche in den Weg, die wir nur teilweise aus dem Wege zu schaffen wußten.

Der Geistliche wurde ernst; es war ja eine Saite angeschlagen, die in seinem Herzen allezeit ein heiliges Echo fand.

Ich weiß nicht, bemerkte er, ob allzuviel dabei herauskommen würde, wenn wir jetzt alle die Ansichten und Hypothesen besprechen wollten, die man über die Auferstehung des Herrn zumal in neuester Zeit ausgesponnen hat. Davon hat der Theologe nicht viel, geschweige der Nichttheologe. Ich meinerseits habe mich ja genug damit beschäftigt seit den Tagen, da ich dem seligen Neander zu Füßen saß; aber jetzt habe ichs allgemach aufgegeben, meine kostbare Zeit mit unfruchtbaren Spekulationen hinzubringen, ich habe Nötigeres zu thun! Ich halte mich an die biblischen Berichte und an die felsenfeste Gewißheit der Thatsache, an der mich niemand irre machen kann. Lassen Sie drum die Skrupel und fassen Sie einstweilen die Sache von einer andern Seite an, von der Seite, die für unser religiöses Bedürfnis bei weitem ergiebiger ist! Spüren Sie einem andern Ostergeheimnis nach — meiner Ueberzeugung nach dem rechten Haupt- und Grundgeheimnis, — und lassen Sie sich dazu eine kleine Geschichte erzählen, welche gestern durch einen merkwürdigen Brief, den ich empfing, ihren schönen Abschluß erhalten hat.

Eine Geschichte — o das ist ja prächtig! rief die leicht entzündliche Hausfrau aus; sie hörte Geschichten so gern und las ihrer noch mehr. — Eine Geschichte — bitte, Herr Pastor, erzählen Sie!

Der Pastor nahm eine Tasse Thee, und nachdem er seiner Gattin, welche die Geschichte bereits kannte, einen verständnisinnigen Blick zugeworfen, begann er ernst und gemessen:

In meiner frühern Gemeinde, weit von hier, hatte ich unter meinen Kirchkindern eine Frau, die von schweren Leiden heimgesucht war. Nie habe ich eine Person kennen gelernt, die von ihrem Gotte so furchtbar geprüft wurde wie sie. In einem Alter von dreißig Jahren, im sechsten Jahre ihrer mit zwei Kindern gesegneten Ehe, wurde sie plötzlich von einem heftigen Nervenleiden befallen, dem die Aerzte ratlos gegenüberstanden. Alle Glieder wurden so schlaff und matt, daß man hätte meinen können, es fließe kein Tropfen Bluts mehr durch die welken Adern; kein Bissen feste Nahrung kam über ihre Lippen; kaum daß sie eine Nacht in der Woche ein wenig zu schlafen vermochte. Jeder irgendwie ungewöhnliche Geruch fiel ihr auf das gereizte Nervensystem und brachte sie einer Ohnmacht nahe, ein Zustand, von dem sie sich immer nur schwer wieder erholte. Mit einem Worte, es war ein bejammernswertes Geschöpf, so recht ein armer Lazarus, wie sie sich selber nannte.

Ein Glück war es noch, daß sie einen guten, liebevollen Mann, einen schlichten Schuhmacher, an der Seite hatte. Er verlor auch im größten Leide nicht seinen Mut und sein Gottvertrauen; er hob und pflegte seine arme Gattin mit unermüdlicher Geduld und Ausdauer, Liebe und Zartheit.

Im zehnten Jahre ihres Kreuzes starb der Mann! Die Kinder waren noch unselbständig, und so lag sie mutterseelenallein auf ihrem Krankenlager! Manchmal besuchte und tröstete ich sie in ihrem Leid und wurde oft selbst zu Thränen gerührt, wenn ich das Jammerbild im Bette liegen und weinen sah.

Noch aber war das Maß des Elends nicht voll. Stufe für Stufe ging es abwärts! Kurz nach dem Tode ihres Mannes verlor sie infolge des vielen Weinens ihr Augenlicht, und geringe Zeit darnach wurde sie taub. Den Anblick vergesse ich nicht, als ich ihr meinen Abschiedsbesuch machte und sie die Hände rang und wahrhaft herzzerreißend schluchzte. Ich segnete sie und ging bewegt von dannen. In meinen Gebeten flehte ich den Herrn an, ihr doch Genesung des Körpers zu schenken, besonders aber ihr die Seele zum vollen, alles überwindenden Christenglauben zu erwecken, zu dem sie trotz aller Religiosität, die sie unleugbar besaß, noch nicht hindurchgedrungen war.

Lange, lange Zeit, fast acht Jahre, habe ich wenig oder nichts von ihr gehört. Oft aber schweiften meine Gedanken hin nach B., und ich dachte: Was mag jetzt die arme Frau N. wohl machen? ob sie wohl leiblich und geistlich weiter vorwärts gekommen ist? In diesem Frühjahr wachte die Erinnerung an sie wieder ungemein lebendig auf, und als ich heute morgen von einem Spaziergange zurückgekehrt war, lag ein Brief aus B. auf meinem Schreibtische, dessen Handschrift mir völlig unbekannt war. Ich öffnete ihn rasch — und siehe da, er rührte von meiner Patientin her! Hier ist der Brief.

Damit hatte der Pfarrer seine Brieftasche geöffnet und ein sauber geschriebenes Blatt entfaltet, folgenden Inhalts:

Mein lieber Herr Pastor!

Sie werden sich wundern, heut von mir selbst einen Brief zu erhalten. Ein Wunder Gottes ist an mir geschehen! Seit zwanzig Jahren, wie Sie wissen, an schwerer Krankheit leidend, dazu taub und blind, habe ich von meinem Gotte meine Sinne und meine Gesundheit in völlig unerwarteter Weise wiedererhalten! Zehn Wochen lang bin ich bereits außer Bett und kann umhergehen, als ob mir niemals etwas gefehlt hätte. Aber das ist nur ein Teil der Nachricht, die ich Ihnen heute jubelnd bringen möchte. Am ersten Osterfeiertage, wo draußen so linde Frühlingslüfte wehten, wagte ich mich nach zwanzig Jahren einmal hinaus ins Freie. Mein erster Gang galt dem Gotteshause, das ich zwanzig Jahre hatte meiden müssen. Was da mein Herz durchbebte bei den Klängen der Osterlieder, das kann ich nicht beschreiben! Wie oft hatte ich auf meinem Lager Ostern gehalten, als gläubige evangelische Christin, wie ich meinte — jetzt habe ich zum ersten male Ostern erlebt! Völlig neue Erfahrungen sind es, die ich an diesem Osterfeste gemacht habe. Wie mein Leib die Frühlingsluft einsog, so fühlte ich auch an meiner Seele die Kräfte des auferstandenen Lebensfürsten, der mich auch geistlich zu einem neuen Leben im Glauben erweckt hat. Kurzum, ich habe Ostern erlebt und möchte die ganze Welt nicht eintauschen um dieses große Erlebnis!

Der Pastor hatte den Brief vorgelesen und hielt darnach ein wenig inne. Alles schwieg. Nach kurzer Pause fuhr er fort:

Ostern erlebt zu haben — das ist das große Geheimnis, das ich Ihnen mitteilen wollte. Sich die Thatsache der Auferstehung mit dem Kopfe aneignen, sich eine schöne Hypothese schmieden oder eine fertige Formel gedankenlos nachsprechen — das ist keine Kunst, dazu hat Gott Ostern gewiß nicht gegeben. Pectus est, quod facit theologum, sagte mein alter seliger Lehrer Neander: Das Herz ist es, was den Theologen, was den Christen macht! Mit kindlich gläubigem Gemüte will die geschichtliche Thatsache der Auferstehung Jesu aufgenommen und innerlich noch einmal erlebt sein, wenn sie für unser religiöses Leben Gewinn und Segen abwerfen soll. Es giebt ein schönes Sprüchlein von einem alten Dichter:

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren
Und nicht in dir — du bleibst noch ewiglich verloren!*)

Dasselbe gilt auch von der Auferstehung! Wäre Christus tausendmal vom Grabe auferstanden, und wäre ers nicht in dir, hätte er nicht in deinem Herzen Gestalt gewonnen und dich zu einem neuen Menschen gemacht — du bliebst doch ewiglich verloren! Nicht bloß jene Auferstehung Christi aus dem Grabe, auch diese Auferstehung Christi in unserm Herzen ist ein Wunder Gottes, und Luther hat letzteres das größere genannt. Daß

*) Dies der genaue Wortlaut des in hundert Varianten umlaufenden Spruches von Angelus Silesius [Johann Scheffler, † 1677] in seinem „Cherubinischen Wandersmann“ 1, 61. D H

diese Auffassung aber durchaus biblisch ist, geht unzweideutig z. B. aus Eph. 2, 5. 6 hervor, wo es heißt: Da wir tot waren in den Sünden, hat er uns samt Christo lebendig gemacht und hat uns samt ihm auferwecket und samt ihm in das himmlische Wesen gesetzt, in Christo Jesu.

Armer Mensch, der das Geheimnis der Auferstehung nur mit dem Hirn ausmißt! Glücklich aber jeder, der wie das Weihnachts- und Pfingst-, so auch das Ostergeheimnis an seiner eignen Seele erlebt! —

Eine neue Stille folgte diesen Worten des Geistlichen. Auf allen Gesichtern malte sich tiefer Ernst. Ein jedes hielt stilles Zwiegespräch mit sich selber: Habe ichs erlebt, das Ostergeheimnis? Darüber vergaßen sie, auf die Hypothesen und den Streit ihrer Meinungen zurückzukommen.

Hast du es erlebt? — F B

Die Stellung des Reichstags zu Speier von 1526

in der Reformationsgeschichte

Der Reichstag zu Speier vom Jahre 1526 nimmt in der Geschichte der deutschen Reformation eine sehr bedeutsame Stellung ein. Hier war es, wo jener oft erwähnte Beschluß gefaßt wurde, daß ein jeder Stand des heiligen römischen Reiches deutscher Nation sich in Sachen der Religion und das Wormser Edikt betreffend so halten solle, wie er es vor Gott und kaiserlicher Majestät verantworten könne. „Diese Worte, so sagt Ranke in seiner Reformationsgeschichte, sind unendlich wichtig geworden, sie enthalten die gesetzliche Grundlage für die Ausbildung der deutschen Landeskirchen. Es sind die für die deutsche Geschichte entscheidenden Worte. Der Katholizismus würde sich nicht haben behaupten lassen, wenn das Wormser Edikt förmlich wäre zurückgenommen worden. Die evangelische Partei hätte sich nicht auf legalem Wege ausbilden können, wenn man auf der Ausführung desselben bestanden hätte."

Man hat sich in jüngster Zeit mehrfach mit dieser Frage, ob der Abschied eine rechtliche Grundlage für die Entstehung der Landeskirchen gebildet habe, beschäftigt, und man hat die Ansicht Rankes jetzt wohl ziemlich allgemein aufgegeben. Johannes Janssen bestritt in seiner Geschichte des deutschen Volkes gestützt auf zeitgenössische Urteile die Giltigkeit jenes Rankeschen Satzes, und auch unparteiische protestantische Forscher sind ihm darin gefolgt. Aber erst neuerdings vermögen wir auf Grund einer umfassenden, auf den sorgfältigsten archivalischen Studien beruhenden Arbeit, welche uns Friedensburg über die Geschichte dieses Reichstages geliefert hat, die Entstehung und damit auch die Bedeutung jener Formel völlig zu erkennen.*)

Am 25. Juni 1526 wurde in Speier der Reichstag durch die kaiserlichen Kommissare, an deren Spitze Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, der Bruder des Kaisers, stand, eröffnet. Die kaiserliche Botschaft forderte von den versammelten Ständen an erster Stelle eine Beratung über die Frage: auf welche Weise der christliche Glaube und die althergebrachten christlichen Gebräuche bis zu einem freien Konzil einmütig gehandhabt, das Wormser Edikt zur Ausführung gebracht und die Widersetzlichen gestraft werden könnten. Beim Beginn des Reichstages besaß die katholische Partei, da die evangelischen Fürsten sich verspätet hatten, eine unbeschränkte Majorität. Als man daher in den einzelnen Kurien — eine Vorberatung durch einen Gesamtausschuß hatte man abgelehnt — über diese Frage beriet, da schien es, als ob sich eine schärfere Handhabung des Wormser Edikts werde durchführen lassen. Zum Glück kam es nicht sofort zu festen Beschlüssen. Beide Parteien gerieten heftig über die Feststellung der Mißbräuche in der Kirche aneinander. Schließlich einigte man sich wenigstens soweit, daß die strengen Katholiken zugaben, daß überhaupt über die Mißbräuche verhandelt werden solle, die Reformfreunde aber gestatteten, mit der Verhandlung dieses Punktes bis zur Erledigung der andern Aufgaben des Reichstages zu warten.

Man ging also zu andern Dingen über, die namentlich dem Erzherzoge vorläufig mehr am Herzen lagen, als die Glaubenssache. Er wünschte ausgiebige Mittel zum Kriege gegen die Türken, die gerade seine österreichischen Länder fortdauernd bedrohten, bewilligt zu sehen. Allein es zeigte sich da bald, daß man nicht hierüber verhandeln könne, ohne die Glaubensfrage zu berühren; denn ohne genügende Garantieen in Bezug auf die Religion wollten sich die Evangelischen auf Bewilligungen naturgemäß nicht einlassen. Die Städte waren es vor allen, welche auf das Dringendste die Abschaffung der Mißbräuche gefordert hatten; jetzt wie früher in Nürnberg hatten sie sich offen gegen eine fernere Aufrechterhaltung des Wormser Edikts erklärt. Beim Beginn des Reichstages waren sie fast allein die Vertreter des protestantischen Prinzips in Speier; im Laufe desselben trafen dann auch die evangelischen Fürsten ein. Man begann nun abermals in den verschiedenen Kurien mit der Feststellung der Mißbräuche sich zu beschäftigen. Obwohl die Opposition sich seit dem Wormser Reichstage bedeutend verschärft hatte und mit viel weitergehenden Forderungen auftrat, war man doch einer Vermittlung nicht abgeneigt und eine ungestörte Wirksamkeit des großen Ausschusses — der auf Betreiben der Städte nun doch gebildet worden war und der sich gerade mit diesen Fragen beschäftigen sollte — hätte vielleicht einen beiden Parteien erwünschten Ausgleich herbeiführen können.

Aber dieser Lauf der Verhandlungen lag durchaus nicht im Interesse der habsburgischen Politik. Erzherzog Ferdinand trat daher mit einer bisher sorgfältig geheim gehaltenen kaiserlichen Nebeninstruktion hervor und eröffnete, noch ehe der Ausschuß seine Thätigkeit hatte beginnen können, den einzelnen Kurien am 1. August einen Befehl des Kaisers, daß die Stände, weil der Kaiser selbst bald nach Deutschland zu kommen hoffe, inzwischen auf dem Reichstage nichts vornehmen sollten, was dem christlichen Glauben oder den Gesetzen und Ordnungen der Kirche entgegen sei.

Die Stände waren überrascht und ratlos. Man glaubte zunächst, daß jenes Aktenstück, das der kaiserlichen Botschaft ganz entgegen dem Reichstage die Erörterung der kirchlichen Mißbräuche zu entziehen schien, auf einer Fälschung beruhe. Auch über eine Antwort an die Kommissare war man in Verlegenheit. Die Kurfürstenkurie, von der man zunächst eine Aeußerung darüber erwartete, fand nach langen Beratungen einen Ausweg. In der Sitzung vom 4. August beschloß sie, wohl infolge eines Wortes des Erzbischofs Richard von Trier, den kaiserlichen Kommissaren zu antworten: der Ausschuß beschäftige sich vorläufig noch nicht mit der Glaubenssache; bei Behandlung derselben werde man sich aber des Anbringens der Kommissare erinnern und ein jeder sich in diesen Dingen so halten, wie er gegen Gott, den Kaiser und das Reich verantworten könne. Hier taucht also jene bedeutsame Formel, ein Ausdruck der Verlegenheit, zum ersten male auf. Bei der Beratung durch die Fürstenkurie fand diese Antwort nur Stimmengleichheit; ein Majoritätsbeschluß war nicht zu erzielen. Doch erklärten die Kurfürsten dies für genügend, um die Formel als Willensmeinung der beiden obern Kurien erscheinen zu lassen.

Es schien also, als ob Ferdinand seinen Plan erreichen, der Reichstag die Beratung über die kirchlichen Schäden abbrechen und sich andern Fragen zuwenden werde. Daß dies nicht geschah, daß die Stände nicht auseinander gingen, ohne über diesen wichtigsten Punkt irgend welche Bestimmungen getroffen zu haben, ist das Verdienst der Städte. Der kaiserlichen Instruktion gleichsam zum Trotz übergaben sie jetzt den Ständen ihre inzwischen ausgearbeiteten Beschwerden gegen die Geistlichen. Zugleich erklärten sie aber in einer Eingabe, wohl dem wichtigsten Aktenstücke des ganzen Reichstages, daß es ohne schwere Schädigung des Reiches nicht möglich sei, in Betreff der Zeremonien und Mißbräuche auch nur bis zu diesem Konzil bei dem Wormser Edikt zu verharren. Das würde der Kaiser, wenn er jetzt auf dem Reichstage anwesend wäre, selbst erkannt haben. Darum, so lautet ihr Vorschlag, soll man eine Gesandtschaft an den Kaiser senden, welche die Sachlage schildern und ihn bitten solle, in kürzester Zeit durch ein Provinzialkonzil die Religionssache entscheiden zu lassen, oder wenigstens bis zu einem

*) Friedensburg, Der Reichstag zu Speier 1526 im Zusammenhang mit der kirchlichen und politischen Entwicklung Deutschlands im Reformationszeitalter. Berlin, Gärtner; 1887.

Generalkonzil die Ausführung des Wormser Edikts zu suspendiren.

Diese Forderung der Städte wurde sofort am 5. August vom Ausschuß beraten, gebilligt und bald darauf von sämtlichen Ständen angenommen. Nun drängte sich aber naturgemäß die Frage auf, wie sich das Reich in kirchlichen Dingen so lange verhalten solle, bis, unter Mitwirkung des Kaisers, die Entscheidung erfolgt sei. Man mußte sich da mit allgemeinen Bestimmungen helfen; definitive Entscheidungen konnte man ja in diesen Fragen nach Annahme des Vorschlags der Städte nicht mehr treffen. Wieder bot jetzt jene Formel der Kurfürsten einen bequemen Ausweg aus der Verlegenheit, und am 7. August wurde bestimmt, daß bis zu einer Entscheidung jeder Reichsstand in Dingen, welche den Glauben und die kirchlichen Einrichtungen betreffen, sich so verhalten solle, wie er es vor Gott und kaiserlicher Majestät zu verantworten sich getraue. Mit geringen rein stilistischen Aenderungen fand diese Formel Aufnahme in den am 7. August erteilten Abschied.

Alles kam darauf an, wie man die Formel verstand. Daß sie nicht, wie man wohl behauptet hat, bloße Phrase war, liegt auf der Hand; denn der Kaiser hatte sehr wohl, wenn er in das Reich kam, die Macht zu strafen: mit ihm mußte man rechnen. Noch weniger aber läßt sich jene Ansicht Rankes aufrecht erhalten, daß den protestantischen Fürsten durch dieselbe das Recht zu reformiren gegeben sei; daß dies nicht der Fall war, zeigt die Entstehungsgeschichte der Formel auf das Deutlichste.

Gerade darin, daß eine Entscheidung nicht gegeben, sondern hinausgeschoben wurde, liegt die Bedeutung jener Bestimmung. Nach keiner Seite hin machte man durch dieselbe Zugeständnisse. Sie bedeutete einen Waffenstillstand, der die Hoffnung auf einen beiden Parteien genehmen Vergleich nicht aufhob.

Aber jene Gesandtschaft an den Kaiser kam ebenso wenig zu stande wie das geforderte Konzil. Die gesetzlichen Faktoren, welche die Entscheidung hätten bringen müssen, versagten. Da war es natürlich, daß die territorialen Gewalten sich berechtigt und verpflichtet hielten, in den zum Teil zerrütteten, zum Teil unfertigen Verhältnissen Ordnung zu schaffen. Und erst nun finden wir bei den Evangelischen eine Berufung auf den Speierer Abschied, den sie jetzt allerdings so auslegten, als ob es einem jeden Reichsstande überlassen sei, nach seinem Gewissen zu handeln. So ist es begreiflich, daß sie dagegen protestirten, als man diesen Beschluß im Jahre 1529 wieder aufheben und wieder das Wormser Edikt zur vollen Giltigkeit bringen wollte.

„Nicht der Speierer Abschied, so sagt Friedensburg, hat bereits den Sieg des Territorialismus entschieden, noch den Satz sanktionirt: Cujus regio, ejus religio, sondern in Speier haben ganz im Gegenteil die Reichsglieder noch einmal den Versuch gemacht, die kirchliche Einheit zu bewahren. Daß dies mißlungen ist, lag zumeist nicht an ihnen. Die Schuld an der kirchlichen Spaltung unsrer Nation werden wir in erster Linie dem Kaiser Karl V. und dem Hause Habsburg aufbürden müssen; den Interessen der habsburgischen Weltmonarchie ist die kirchliche Einheit der deutschen Nation zum Opfer gebracht worden." A W

Das Denkmal für Giordano Bruno in Rom

Die Gegensätze, welche das moderne Italien bewegen, sind bei der Frage der Errichtung eines Denkmals für Giordano Bruno auf dem Campo dei fiori, dem Orte seiner Verbrennung, in Rom zum sprechenden Ausdruck gekommen.

Giordano Bruno ist einer der originellsten Geister Italiens und der neuern Zeit überhaupt. Wie der Hahnenschrei, welcher den Tag verkündigt, so sagt er selbst, ist seine Philosophie gegenüber der erwachenden Bewegung im Reiche der Geister. Was nur der Renaissance Bedeutung gegeben hat, das faßt sich, zugleich weissagend für die Zukunft, in diesem Denker und Dichter (denn er ist beides) zusammen, der am Ausgange dieser Periode steht: eigne Forschung und Versenkung in die Antike; was im Mittelalter über die Scholastik emporstrebt und was der Neuzeit ihren Charakter giebt; Plato und Kopernikus, besonders der letztere und mit ihm das Interesse für Natur überhaupt. Die verschiedensten aus dem Zusammenwirken dieser Faktoren hervorgegangenen Erscheinungen bis auf Schelling und die moderne Naturphilosophie finden bei ihm Anklänge. Begeisterter ist nie von den Werken Gottes in der Natur, wie von der Größe des menschlichen Geistes geredet und gedichtet worden.

Diesen Mann hat die Inquisition am 17. Februar 1600 verbrannt. Er lebte als Dominikanermönch in Neapel, nahe bei seiner Vaterstadt Nola; aber er verließ sein Kloster, weil er mit den Lehren und Ordnungen der Kirche zerfallen war. So hat er ein Wanderleben geführt, das ihn nach Paris, London, auch nach Frankfurt, Prag, Wittenberg, Helmstedt führte. Doch wie die Mücke zur Flamme, so zog es ihn nach seinem geliebten Italien zurück, wo er zu Venedig in die Hände der Inquisition und von da dem Papste überliefert wurde. Von ihrem Standpunkte aus hatte die römische Kirche gewiß das Recht, ihn zu verurteilen. Denn nicht nur, daß seine religiöse Anschauung eine wesentlich pantheistische, den Dogmen der Kirche fern, wenn nicht feindlich gegenüber stehende war: einzelne seiner Schriften sind voll der schärfsten Angriffe gegen Päpste, Mönche, Scholastiker. Ein Vorwurf aber, den man ihm machte, der schwerste, daß er nämlich heimlicher Lutheraner gewesen sei, ist sicher nicht begründet. Vielmehr war er zu sehr Renaissancemensch, um die sittlichen Voraussetzungen der evangelischen Lehre zu verstehen. Obschon er während seines Aufenthaltes in Deutschland Luther als Bringer einer andern Zeit würdigen lernte und Wittenberg das deutsche Athen genannt hat, hat er doch zumal in frühern Schriften dem evangelischen Glauben, welchem er eine Trägheit, schlimmer als die der Mönche, vorwirft, die bittersten Worte gesagt: ja des Feuertodes hat er ihn für würdig erachtet! Aus Genf, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, ist er besonders darum hinweggegangen, weil er sich mit seinen edlen Landsleuten, die des Glaubens halber dorthin geflohen waren, nicht verstehen konnte. Es zeigt sich in ihm, diesem größten Denker seines Volkes, das ganze Verhängnis des modernen Italiens, daß es für die religiöse Frage im tiefsten Sinne, gerade wie die Reformation sie gefaßt hat, kein Verständnis finden kann.

Giordano Brunos Name ist in Frankreich, England, besonders in Deutschland, hier am verständnisvollsten von Carriere, gefeiert worden, und die Lektüre besonders seiner italienischen Schriften ist überaus anregend und spannend. In Italien selbst hat Domenico Berti, später Unterrichtsminister, nachdem die Entdeckung seiner Prozeßakten in Venedig durch Ranke neue Quellen aufgeschlossen hatte, ein vorzügliches Buch über ihn geschrieben, in welchem er der Größe des Mannes gerecht wird, aber auch seiner Schranken gedenkt. Das junge Italien aber, das in Haß gegen das Papsttum aufgewachsen ist und in demselben den Repräsentanten der Religion sieht, hat den Namen Giordano Bruno zum Losungswort in seinem Kampfe gemacht. Eine Studentenverbindung in Neapel mit völlig antireligiöser Richtung nennt sich nach ihm. Er selbst wünschte es, die Geister nach der Richtung in Bewegung zu setzen, in welcher er dachte und schrieb. Man kann nicht in Abrede stellen, daß auch jene auf viele seiner Aeußerungen sich berufen können. Aber es wäre so ungerecht als möglich, um dieser durch das Verfahren Roms erklärlichen Bitterkeiten willen zu verkennen, wie seine Hingabe an die Ideale, sein Streben nach Wahrheit, was er alles mit dem Wort „Liebe," im Sinne Platos oder auch Spinozas, zusammenfaßte, nicht nur einen ernst sittlichen, sondern auch wahrhaft religiösen Hintergrund hätte.

Als darum Italien an seine Ehrenschuld dachte, diesem seinem großen Sohne ein Denkmal zu setzen, und zwar auf dem Platze, wo er verbrannt wurde, da schloß sich den Italienern ein Comitato internazionale d'onore an, welches auf das mannichfaltigste zusammengesetzt war: aus Frankreich unter andern Viktor Hugo, E. Renan, P. Bert; aus England Herbert Spencer, Max Müller; aus Deutschland E. Häckel, L. Büchner, E. Erdmann, R. Ihering, K. Fischer, E. Zeller*); aus Spanien Castelar, Salmeron u. a.; aus Oesterreich L. Hamerling, E. Kossuth;

*) Hierzu kamen später als adesioni D. Bergmann, M. Carriere, Heinze, Peipers, Sigwart, Strümpell.

aus der Schweiz Monnier, Dufour; aus Schweden-Norwegen H. Ibsen; einzelne auch aus Griechenland, Belgien, Rumänien, Amerika. Dazu die ersten wissenschaftlichen und litterarischen Namen Italiens, z. B. Berti, Bonghi, Cairoli, Mamiani, Minghetti; auch Moleschott, Nicotera u. a. Dem Aufruf, welcher am 1. März 1885 ausging, war eine höchst interessante Festschrift unter dem Titel: »Giordano Bruno dormitantium animorum excubitor« (Giordano Bruno, der Wachrufer der schlummernden Geister) beigegeben, welche Beiträge, Briefe, Facsimiles aus allen Nationen, von Kossuth, Renan unter andern enthielt. Aber während der Aufruf z. B. in Deutschland von den ersten Philosophen — mit vollem Rechte — unterschrieben war, zeigt schon die Festschrift in der Wahl ihrer Mitarbeiter eine ausgeprägte Richtung nach links. In Italien vollends, wo ja einerseits treffliche, auch religiös gesinnte Patrioten sich der Angelegenheit annahmen, wurde sie von andern Kreisen je länger je mehr als eine Demonstration gegen das Papsttum, wenn nicht gegen die Religion überhaupt, aufgefaßt. Das darf man sich nicht verhehlen, wenn man die nun folgenden Vorgänge verstehen will.

Daß die römische Kirche alle nur erdenkbaren Hindernisse entgegenstellen würde, war selbstverständlich. Am entschiedensten trat der Franzose Desdouits auf, Professor zu Versailles, welcher die Verbrennung Giordano Brunos einfach für nicht geschehen erklärte. Das hatten andre, z. B. Bayle, gethan, weil damals nur ein Zeugnis, ein Brief des Konvertiten Kaspar Schuppius, dafür vorlag; aber angesichts der neu erbrachten Beweise ist es mehr als kühn, zu behaupten, daß nur die Milde des Papstes, der Bruno nicht in den Händen der grausamen Venetianer lassen wollte, seine Auslieferung verlangt habe. Aber auch die Vertreter der Stadt Rom, unter Billigung selbst von Professoren wie Bonghi, machen Weiterungen, einen Platz herzugeben, und schon mehr als zweijährige Verhandlungen haben zu keinem Ziele geführt.

Man sollte hier nicht, wie auch deutsche liberale Zeitungen, über den „lendenlahmen Liberalismus“ und „die heuchlerische Leisetreterei“ dieser Männer spotten. Italien und besonders Rom haben in ihrem Verhältnis zum Papsttum genug Schwierigkeiten, um durch Demonstrationen sie nicht unnütz zu vermehren. Wir verstehen es, wenn konservative Patrioten, deren es auch in Italien giebt, nicht wollen, daß die Radikalen, die nun einmal Bruno zu dem ihrigen gemacht haben, das einige Italien ganz für sich beanspruchen. Und wenn es wahr ist, was jüngst italienische Blätter schrieben, daß, als vor der Einigung des Landes in Perugia der politische Kampf hochging, der dortige Erzbischof Pecci zu dem liberalen Advokaten Crispi, dem Führer der Gegner, in Bewunderung seines Taktes wie seiner Begabung gesagt hat: „Wird Italien einig, so werden Sie sein erster Minister,“ und daß dann Crispi geantwortet hat: „Dann werden Sie Papst sein,“ so wird jetzt, da beides sich erfüllt hat, auch Crispi um solcher einzelnen Dinge willen den Gegensatz nicht unheilbar verschärfen. Denn so gewiß eine völlige Versöhnung zwischen beiden feindlichen Mächten unmöglich ist, ein modus vivendi ist im Interesse beider wünschenswert.

Gegenwärtig gehen freilich die Wogen hoch. Der Sindaco von Rom ist bekanntlich wegen seines Benehmens bei dem Papstjubiläum abgesetzt worden. Man hat seinen Vertreter, den Marchese Alessandro Guiccioli, einen Neffen der Geliebten Lord Byrons, mit Petitionen um einen Platz für das Denkmal bestürmt: umsonst. Auf den 20. Januar kündigte Bonghi, der ja den Aufruf mit unterzeichnet, aber dann aus den genannten Opportunitätsgründen eine andre Stellung eingenommen hatte, einen Kursus von Vorlesungen über „die Geschichte des Papsttums“ an. Obwohl in Voraussicht des Kommenden der stellvertretende Rektor der Universität, Blaserna, ihn begleitete, wurde er von seinen Zuhörern mit Zischen und Poltern empfangen. Als er, gezwungen, das Katheder zu verlassen, nach der Aula Maxima geleitet wurde, hatten sich fünf- bis sechshundert Menschen versammelt, die ihn mit dem Rufe: Hinaus mit dem papistischen Pulcinello! Hoch Giordano Bruno! Hoch Italien! empfingen. In der Mitte von Gendarmen mußte Bonghi in einen Wagen gebracht werden, um ihn vor der aufgeregten Studentenschaft zu retten.

Am 17. Februar, dem Todestage Giordano Brunos, fanden Gedächtnisfeierlichkeiten in verschiednen Städten Italiens statt, in Rom erst nachträglich, am 26. Februar, als an einem Sonntage. Von einer Versammlung, welche nicht nur die Aula und die Korridore des Collegio Romano, sondern auch den Platz vor demselben füllte, sprach zuerst einleitend Professor Moleschott; dann schilderte in zündender Rede Professor Morselli aus Turin Brunos Leben und seine Lehre. Der stellvertretende Sindaco hatte unter Berufung auf die Polemik liberaler Blätter die Einladung abgelehnt. Dagegen war, von stürmischem Jubel begrüßt, Crispi nebst dem Unterrichtsminister Boselli und dem Unterstaatssekretär Mariotti erschienen. Es bleibt abzuwarten, ob man das Erscheinen Crispis so zu deuten hat, als werde er nun mit seiner ganzen Kraft für sofortige Errichtung des Denkmals eintreten. Sollte er anders gewillt sein, so hätte er durch seine Teilnahme in geschickter Weise Verdächtigungen vorgebeugt, als wolle die Regierung die Mächte verleugnen, welchen sie selbst ihr Dasein verdankt. Auch scheint Morselli gewandt und nicht agitatorisch in Bezug auf die brennende Frage gesprochen zu haben. Nach der Feier strömte die Menge auf den Campo dei fiori, wo Professor Pierantoni in kurzen Worten das Recht, hier dem Vorkämpfer der Zivilisation ein Denkmal zu errichten, aussprach. Dann ging es, obschon dieser letzte Redner zur Ruhe ermahnt hatte, nach dem Kapitol, um gegen die Munizipalität, die dort ihren Sitz hat, zu demonstriren. Gendarmen und Bersaglieri hatten die Zugänge besetzt. Nach einigen Verhaftungen, denen aber sofortige Entlassung folgte, zerstreuten sich die Massen.

Man kann auf die weitere Entwicklung der Angelegenheit, die durch solche Vorgänge gewiß nicht gefördert wird, gespannt sein. Wir sind überzeugt, Giordano Bruno ist es wert, daß seine Nation ihm ein Denkmal setzt; auch haben wir zu den Männern an der Spitze derselben das Vertrauen, daß sie sich, so wenig wie in andern Dingen, von päpstlichen Anmaßungen verblüffen lassen. Daran würde ein für den Augenblick ablehnendes Verhalten in der Denkmalsfrage, das wir aus den entwickelten Gründen nicht für unmöglich halten, nicht irre machen. Ob dieses Denkmal einige Jahre früher oder später gesetzt wird, davon hängt weder die Ehre des Landes, noch die Freiheit seiner Wissenschaft ab. B H

Die deutschen Kolonien in Südwestrußland

Uebersicht: 1. Ursprung und Allgemeines. 2. Entstehung und Ausbreitung der Brüdergemeinschaften. 3. Einfluß derselben auf das gesamte Leben. 4. Kirche, Schule, Barmherzigkeitsanstalten. 5. Sekten. Aussichten für die Zukunft

1. Ursprung und Allgemeines

In fast ununterbrochener Folge vollzieht sich seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Einwanderung deutscher Kolonisten in die verschiedensten Gegenden des russischen Reiches. Während ihre Zahl im Norden und in der Mitte des europäischen Rußlands eine verhältnismäßig geringe ist, finden sich ihre Ansiedlungen in kompakten Massen im Osten an beiden Ufern der Wolga, im ganzen Süden vom Kaukasus bis her an den Pruth und endlich neuerdings im Westen des Reiches in den ehemals polnischen Provinzen Wolynien und Podolien. Man kann sich von dem Umfange dieser Kolonisation eine Vorstellung machen, wenn man folgende Zahlen neben einander stellt: In den Wolgakolonien siedelten sich nach dem Jahre 1763 etwa 25000 Kolonisten an. Heute wird ihre Zahl auf 283000 geschätzt. Im zweiten Propstbezirke Südrußlands, von der Krim an ostwärts, hat sich die Seelenzahl der deutschen Ansiedler in den Jahren 1848 bis 1881 um das Dreifache vermehrt: sie ist in diesem Zeitraume von 19070 auf 56856 gestiegen; im ganzen Süden zählt man deren 130000. Am augenfälligsten aber ist diese Vermehrung der deutsch-evangelischen Bevölkerung im Westen in dem Gouvernement Wolynien. Hier zählte man im Jahre 1839: 1200, 1859: 4825, im Jahre 1883 aber 74306 Lutheraner.

Das Mißtrauen, welches die panslawistische Presse dieser deutschen Kolonisation entgegenbringt, wird ja aus diesen Zahlen einigermaßen verständlich. Es ist aber, wie bekannt, erst sehr jungen Datums, und richtet sich vor allem gegen die neuesten, in schnellem Wachsen begriffenen Ansiedlungen in Wolynien, die als über die Grenze hinausgeschobene Vorposten deutschen und evangelischen Wesens den Haß der deutsch-feindlichen Presse reichlich zu erfahren haben: ein Haß, der ja neuerdings auch zu einschneidenden Regierungsmaßregeln geführt hat. Es war früher anders. Wenn die wolynischen Einwanderer, wesentlich von den Schrecken der polnischen Revolutionsbewegungen getrieben, in den dichten Wäldern und ungangbaren Sümpfen der an Polen angrenzenden Provinzen einen Bergungsort suchten, also doch aus eignem Antriebe an die Urbarmachung jener Gegenden gingen, und nun jenen ersten aus den vierziger Jahren andre, aber auch ungerufen von den Herren des Landes, folgten, so haben dagegen an die Wolga und in den Süden kaiserliche Manifeste, erlassen von Katharina II. und Alexander I., in der zweiten Hälfte des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts Scharen von Kolonisten gerufen. Nicht ungebetene Gäste also waren es, die in den südwestrussischen Gouvernements Bessarabien und Cherssón auf den endlos sich hinziehenden Steppen die Moldauer Schafzüchter den Ackerbau lehren oder in Odessa und andern Städten sich als Handwerker niederlassen und damit den Grundstock eines soliden Bürgerstandes abgeben sollten. Und wenn man noch heute schon aus der Ferne das Gespann des Deutschen von demjenigen des Russen, wenn man auch die ärmste deutsche Ansiedlung auf gepachtetem Lande doch auf den ersten Blick von dem schmutzigen russischen Dorfe unterscheiden kann, so wird man diesen Kolonisten sicher das Ehrenzeugnis auszustellen bereit sein, daß sie das Gastrecht in dem fremden Lande nicht mißbraucht haben. Daß die kleinrussischen und Moldauer Bauern von ihren deutschen Vorbildern nicht noch mehr gelernt haben, als thatsächlich immerhin der Fall ist, dürfte doch wohl in größerm Maße den Fähigkeiten der Schüler als der Art der Lehrer zur Last geschrieben werden.

Denn leicht ist es den Ansiedlern nicht geworden, sich bis zu dem Wohlstande und der Ordnung hindurchzuarbeiten, die man heute doch in dem größten Teile der Kolonien Südrußlands wenigstens äußerlich antrifft. Sie haben anfangs einen harten Kampf ums Dasein führen müssen. Das wilde, sich unglaublich schnell vermehrende Unkraut der Steppe, bis zu beträchtlicher Höhe anwachsendes Dorngestrüpp, wich nur langsam geduldiger Arbeit. Und es waren gar nicht nur alte Männer, die mir aus eigner Erfahrung von Fahrten erzählten, auf denen sie sich durch solches Gestrüpp hindurch mit der Axt den Weg bahnen mußten, während man heute dort fast unabsehbar sich hinziehende Weizen- und Maisfelder überblickt. In Erd- und Lehmhütten, halb unterirdisch, feucht und dumpfig, an denen die russischen Bauern jener Gegenden volles Genüge finden, haben anfangs auch sie sich niederlassen müssen, während heute ihre Dörfer stattliche Häuser mit allen nötigen Anbauten aufweisen. Und bei alledem sind nachweisbar die Zusagen nicht durchweg gehalten worden, welche die Regierung den Ankömmlingen gemacht hatte. War doch auch der Weg, den diese von der Residenz des Zaren bis in jene fernen Winkel des Landes zurückzulegen hatten, gar zu lang und derer zu viele, welche dieselben den Fremden zu übermitteln oder deren Verwirklichung zu überwachen hatten. So haben viele von den Einwanderern die ersten Jahre im fremden Lande als Knechte der Eingebornen bei harter Arbeit und ungewohnter Kost verbringen müssen, während heute aus ihnen ein stolzes Bauerngeschlecht herangewachsen ist, dessen Männer zum mindesten, auch verarmt und in gedrückte Lage geraten, es verschmähen, durch Dienst bei fremden Herren sich ihr Brot zu verdienen. Man findet jetzt in den deutschen Kolonien recht viele russische, aber nur sehr selten einen deutschen Knecht.

Ein Glück für die jungen Kolonien war es, daß sie als Ansiedlungen auf der Krone gehörigem Lande nicht den allgemeinen Staatsbehörden, also vor allem nicht den russischen Polizei- und Verwaltungsorganen, unterstellt wurden, sondern unter der Oberleitung des Ministeriums der Reichsdomänen für sie ein „Fürsorgekomitee für die deutschen Kolonisten in Südrußland“ (ähnlich auch an der Wolga) eingesetzt und diesem die Verwaltung vollständig, die Gerichtsbarkeit in weitem Umfange übertragen wurde. Bis in die geringsten Einzelheiten hinein müssen diese zum großen Teile aus deutsch-russischen Männern bestehenden Komitees ein patriarchalisches, sichtlich segensreiches Regiment geführt haben. Dem Hineinwuchern russischen Wesens, speziell russischer Bestechlichkeit und Korruption war durch diese Verwaltung ein fester Riegel vorgeschoben. Durch einzelne „Inspektoren“ übten die Komitees ihr Regiment aus, die zwar von der Regierung ernannt waren, aber ihr Amt im Geiste und nach den Weisungen ihrer Oberbehörde aufgefaßt haben müssen. Denn sie haben sich in den Kolonien, soweit ich mich erkundigte, im ganzen eines guten Rufes erfreut. Die Lokalbehörden gingen aus der Wahl der landbesitzenden Dorfbevölkerung hervor. Neben dem Dorfschulzen wurden zwei Beisitzer auf je drei Jahre gewählt und diese dann dem gleichfalls durch Wahlen gebildeten Gebietsamte, dem sogenannten Oberschulzen und seinen Beisitzern, unterstellt.

Im Jahre 1871 wurden jene Fürsorgekomitees und damit diese ganze Sonderverwaltung aufgelöst. Die Kolonien sind dadurch in Anbetracht ihrer Verwaltung und Gerichtsbarkeit vollkommen auf den Fuß einer russischen Dorfgemeinde gestellt. Aber so einschneidend diese Maßregel an sich ist, hat sie vor der Hand doch das Gesamtbild jener Ansiedlungen nur wenig verändert. Das Maß der Selbstverwaltung, dessen sich dieselben erfreuen durften, ist dadurch vergrößert worden. Da nun einerseits sowohl in den Dörfern selbst, als in den Dorfgebieten (kleinen Gruppen von Dörfern, die einem gemeinsamen Gebietsamte unterstehen) eine strenge Scheidung von Russen und Deutschen von der Regierung gebilligt wird, anderseits innerhalb von fünfzig Jahren sich doch eine bestimmte Tradition gebildet hat, so bleibt trotz der Neuerung vorläufig das meiste beim Alten. Aber freilich ist die gesetzliche Möglichkeit einer gründlichen Umwälzung gegeben.

Am deutlichsten läßt sich bis jetzt diese „neue Zeit“ im Leben der Kolonien an der Einführung der russischen Geschäftssprache erkennen. Bis in die Mitte der siebziger Jahre wurde bei allen in Betracht kommenden Behörden deutsch geschrieben und verhandelt. Die Kolonisten hatten daher nur in seltenen Fällen, viele in ihrem ganzen Leben nie, Veranlassung, sich die russische Sprache anzueignen. Das Russisch, das man in den Kolonien sprechen hört, ist demzufolge auch heute noch ein durchaus mangelhaftes. Nur einzelne russische Ausdrücke, besonders auf den Geschäftsverkehr bezügliche, haben sich in nicht geringer Zahl in die Umgangssprache eingeschlichen, und die schwäbische oder plattdeutsche Mundart, welche im ganzen von den Leuten geredet wird, erhält dadurch doch ein eigentümlich fremdartiges Gepräge. Darin werden die nächsten Jahrzehnte wohl starke Wandlungen hervorrufen. Sowohl die Einführung der russischen Sprache bei allen, auch den Lokalbehörden, als die allgemeine Wehrpflicht werden einen starken Zwang zur Erlernung der Reichssprache ausüben. Von Maßregeln der Schulverwaltung noch ganz abgesehen, wird der Gebrauch des Russischen zu-, derjenige des Deutschen abnehmen.

Deutsch ist vorläufig noch auch die weit überwiegende Mehrzahl der Ortsnamen. Erinnerung an die ursprüngliche örtliche Heimat der Kolonisten giebt sich in denselben kaum zu erkennen. Wohl aber sind sie zum Teil wie in die Ferne gerückte Gedenksteine der großen Zeit von 1812 bis 1815, vor oder kurz nach welcher die ersten Kolonisten in Bessarabien eintrafen. Dahin gehören die Namen: Tarutino, Beresina, Borodino, Leipzig, Dennewitz, Katzbach, Brienne, Arcis (Arcis sur Aube), Fere Champenoise, Paris, Waterloo. Daneben kommt eine Anzahl deutscher Städtenamen vor: Kassel, Worms, Wittenberg, Straßburg, sogar Berlin, und endlich Neubildungen wie Liebenthal, Freudenthal, Hoffnungsthal, Bergdorf, Lustdorf, Güldendorf, Rohrbach, Neuburg, Mannsburg. Nur in ganz wenigen mag sich eine Erinnerung an die Not oder Freude der ersten Ansiedlungszeit erhalten haben, wie in Alexanderhülf, Eigenheim, Eigenfeld, die beiden letzgenannten übrigens erst in den letzten Jahrzehnten gegründet. Ganz fremdartigen Klang

haben für uns nur sehr wenige der vorkommenden Namen, wie Wjigoda, Prischib, Malojaroslawetz. Unter ihnen allerdings der Name einer der bedeutendsten Kolonien: Sarata. S E

Nachklänge von der Kaisertrauer

(Die Trauerfeier in Berlin) Die politischen Zeitungen haben so eingehende Berichte über alle Einzelheiten der Trauerfeierlichkeiten gebracht, daß es sich hier für die Leser dieses Blattes nur um Wiedergabe einiger persönlicher Eindrücke handelt. Und selbst diese Eindrücke tragen keinen besondern religiösen oder gar protestantischen Stempel. Denn von vornherein muß gesagt werden: Keiner, der unbefangen die Berliner Trauertage auf sich hat wirken lassen, wird mit Recht von einer besondern protestantischen Trauer um den allgeliebten entschlafenen Fürsten und Vater seines Volkes reden können. Vielmehr ist der Begriff „Landestrauer" in jenen Tagen zu einer ergreifenden Wirklichkeit gelangt, die alle ohne Unterschied des Bekenntnisses und Standes zu einer großen Trauergemeinde zusammen schloß. Weil jeder Deutsche diesem väterlichen Herrscher in seinem besondern Sinne mit persönlichstem Empfinden in Verehrung und Dankbarkeit ergeben war und ist, wäre jede Trennung und Unterscheidung innerhalb dieser gewaltigen Trauergemeinschaft gewaltsam und ungerecht.

Noch ehe man die Hauptstadt selbst erreichte, bemerkte man an den riesenlangen Zügen, deren Fahrgäste fast sämtlich schwarze Kleidung trugen, daß alles einer gemeinsamen Trauerstätte zueilte. Die Stadt selbst konnte diesen Eindruck nur verstärken. Noch am späten Abend bewegte sich ein mächtiger Strom immer zu demselben Ziele, den Linden und dem Dom. Trotz des schneidendsten Ostwindes und der bittern Kälte von neun Grad hielten Tausende bis nach zwei Uhr nachts, wie ich selbst noch gesehen habe, an demselben Flecke aus, um durch irgend einen günstigen Zufall doch noch in den Dom zu gelangen. Diese Hoffnung schien umso berechtigter, als bis um diese Nachtstunde unablässig Einzelne und ganze Gruppen vom Dome zurückkehrten. Allein die absperrenden Schutzleute und Soldaten waren in der Regel unerbittlich, sodaß es vorkam, daß solche, welche bis vier Uhr morgens Sturm und Frost getrotzt hatten, doch noch unverrichteter Sache den Platz räumen mußten. Keinen Augenblick dagegen ruhten die ganze Nacht hindurch die mit großer Hast betriebenen Arbeiten zur Ausschmückung der großen Trauerstraße vom Dom bis zur Siegesallee.

Am folgenden Tage — es war der Tag vor der Beisetzung — gelang es mir endlich, den Eintritt zum Dom zu gewinnen. Freilich nicht ohne entscheidende Unterstützung durch einen befreundeten Offizier. Jedem, der das Glück hatte, dort zum letzten male die geliebten, nun im Tode erbleichten edlen Züge des Kaisers Wilhelm sehen zu dürfen, wird dieser Augenblick der geweihteste in jenen Trauertagen gewesen sein. Wie zum Schlafe leicht nach links geneigt, ruhte dort das müde Haupt auf einfacher erhöhter Bahre. Rings umher hielten hervorragende Mitglieder des Militärs und Zivils die Ehrenwache; alle regungslos, kaum eine Miene verziehend, standen sie da. Nur kurz — denn keiner durfte auch nur einen Augenblick stehen bleiben — bot sich dies ergreifende Bild dem Auge dar; aber unauslöschlich wird es sich jedem in das tiefste Herz gesenkt haben. — Beim Weggang erblickte man in dem übrigen Teile des Doms ein Riesenbeet von Tausenden prächtigster Kränze und Blumen. Keine menschliche Stimme, kein Geflüster vernahm man in dem feierlichen Raume trotz der unablässig durchströmenden Menschenmassen. Nur die Orgel gab in gedämpftem leisem Spiel der hier waltenden hehren Trauerstimmung Ausdruck.

Ein Vorkommnis ganz andrer Art, das auch an diesem Tage noch stattfand, möchte ich hier nicht verschweigen. Als gegen Mittag Fürst Bismarck bei der englischen Botschaft vorfuhr, vergaß einen Moment die Menge die Ruhe und Gemessenheit der Trauer. Begeistert stürzte alles hin zum Wagen des Reichskanzlers, und unter den stürmischen, leidenschaftlichen Hochrufen der Versammelten sah man den größten und treuesten Diener des Verstorbenen langsamen schwankenden Ganges die Treppenstufen hinaufsteigen.

Wenn ich ganz ehrlich sein soll, so hat mir der Tag der Beisetzung selbst nicht diesen gewaltigen einheitlichen Eindruck allgemeiner tief ernster persönlichster Trauer gemacht, wie die vorangegangenen Tage. Nicht nur das feierliche Gepränge des glänzenden Aufzuges ließ die gesammelte ernste Stimmung zurücktreten. Es ist auch menschlich begreifbar, daß die hochgradige Spannung der Gemüter, die gerade in Berlin nun schon mehr als acht Tage gewaltet hatte, allmählich erlahmte und nach einer gewissen Auslösung verlangte. So kam es, daß man an diesem höchsten, schmerzlichsten Trauertage nicht nur unfeierliche, sondern geradezu widerliche, das Gefühl empörende Szenen erleben mußte. Es war ein Triumph der rohen, pietätlosen Triebe unter den Massen, wenn unmittelbar, nachdem der Trauerzug das Brandenburger Thor passirt hatte, Polizei und Militär einen harten Kampf mit dem zügellosen, widerspenstigen Pöbel zu kämpfen hatten. Auch während des Vorbeiziehens des Zuges vermißte man wiederholt unter den Zuschauern die dem Ernste und der Feierlichkeit angemessene würdige Haltung. Auch der Trauerzug selbst machte nicht ganz den erwarteten überwältigenden Eindruck. Am stärksten kam derselbe bei dem Militär zu seinem Recht, und als die ersten Klänge des Chorals „Was Gott thut, das ist wohlgethan" ertönten, da wurde es in der gewaltigen, unübersehbaren Menge noch ein mal totenstill, da wirds einen jeden bis auf den Grund der Seele durchschauert haben. Einen tiefernsten, hervorragenden, schmerzlichst wehmütigen Eindruck machte es auch, als Kronprinz Wilhelm ganz allein mit bleichem Antlitz, aber in strammster militärischer Haltung unmittelbar hinter der sterblichen Hülle seines Großvaters einherschritt.

Bevor dieser Zug sich in Bewegung setzte, hatte bekanntlich Kögel im Dom die Trauerrede gehalten. Von seinen einzigartig feierlichen, erhebenden, die Trauergefühle zu unvergleichlich wahrem und schönem Ausdruck bringenden Worten reden alle, die sie gehört haben, nur mit der tiefsten Bewegung. Unsern protestantischen Herzen darf es zur Genugthuung gereichen, daß hier das Andenken des ersten protestantischen Kaisers von Deutschland in einer ebenso großartigen, wie schlichten, echt evangelischen Weise gefeiert worden ist. Die ganze Veranstaltung des Gottesdienstes sowohl als insbesondre die gottbegabte Rede des Geistlichen haben die Art unsrer Kirche vor allen Gesandten und Völkern zum gewaltigen Ausdruck gebracht.

Auch die vom Architektenverein aufs geschmackvollste und würdigste ausgestattete Feststraße zierten zahlreiche Sprüche, die mit feinem Verständnis für die religiöse Eigenart des großen Toten ausgewählt waren. Sie klingen noch in unsern Herzen wieder: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben —" „Der Gerechte wird seines Glauben leben."

Gr

(Am Abend von Kaisers Geburtstag) Unter dieser Ueberschrift schreibt uns ein Freund aus der Schweiz:

Das Glück bewundern zu dürfen, harmlos, neidlos, dies Glück, das wir nicht immer haben können mit gutem Gewissen, oft nicht haben wollen in kleinlicher Eitelkeit — in diesen Wochen der Trauer ist es unserm Volke reichlich geschenkt und dankbar genossen worden. Beides erhebt das Herz zu freudiger Hoffnung.

Es ist Wonne, einen großen Mann zu sehen, einen großen, der gut sein will, also recht groß. So ganz, so männlich und kindlich, so menschlich und christlich haben wir uns schon lange nicht mehr dem Segen der Bewunderung hingeben dürfen. Der ist arm, der nicht hinaufsehen kann und den Größeren klein macht. Aber wie oft wird die Lust am Bewundern gestört nicht durch die eigne Kleinheit, sondern durch die Flecken der Großen; oder bewundert man doch, man thut es dem eignen Unvollkommnen zu lieb. Darum ists eine große Gnade, daß wir so rein uns des Kaisers freuen dürfen, der schlichten Größe, der anspruchslosen Güte.

Und es ist ebenso ein Grund zum Danken, daß so viele diese Bewunderung teilen. Also trotz der Wolken des Scheines, die uns umgeben, lebt so viel Sinn für wahre, einfache Größe in den Herzen unsers Volkes, aller Völker. O Seele, die du von Natur eine Christin bist, warum so oft nicht mit Wissen und Willen! Wem hat nicht, was wir erleben durften, den Glauben gestärkt? Die Züge der Einfalt stammen von dem Bilde des Einzigen; nur in der christlichen Welt giebt es solche Heldengröße. Und daß die Einfalt noch so hoch im Werte steht, das muß dem Siege des Einzigen dienen, der nicht nur Bewunderung, der Glauben weckt.

Th H

(Nachruf des Zentralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung an weiland Seine Majestät Kaiser Wilhelm)

Der Unvergleichliche starb! Wie niemals zuvor trauerte mit dem deutschen Volke die ganze Welt, so weit die Kunde gedrungen. Werden wir wert erfunden werden, ihn besessen zu haben?

Gott war des selig Heimgegangenen feste Burg, Pflichttreue und Arbeit war sein Leben, Liebe zu seinem deutschen Volke, das er einte, seine Kraft, Besonnenheit seine Begeisterung, fromme Demut im Glück und Unglück das Schwert, mit dem er sich selber überwand und seine Feinde, Gerechtigkeit und Milde gegen jeden der Stern seiner Siege ohnegleichen und das Geheimnis des Friedens, den er mit starker Hand der Welt erhielt.

Werden wir sein Vermächtnis wahren? — Wir wollen und geloben es mit Gottes Hilfe!

Aber der heimgegangene edle Fürst war auch der erhabene Protektor und der reichbewährte, huldvolle Freund unsers Vereines und seines ganzen Helferwerkes. Er war dessen vornehmstes Glied, unsre Ehre und unser Stolz auch hier, der erste protestantische Kaiser der Weltgeschichte. Hunderte von Gemeinden der Diaspora haben noch neben seinem reichen jährlichen Beitrage an den Verein in ihm ihren sich nimmer versagenden Wohlthäter verloren.

War seine gnädige Hand auch für Andersgläubige in Milde und Liebe geöffnet: er hat doch sein evangelisches Bekenntnis immer hoch gehalten und laut betont. Auf der Hauptversammlung zu Potsdam 1875 hat er persönlich die Versammlung mit gedoppeltem huldvollen Gruße begnadigt und erhoben; keine Hauptversammlung hat stattgefunden, wo der Verein es sich hätte nehmen lassen, seinem hohen Protektor Dank und ehrerbietigste Wünsche zu Füßen zu legen, und wenn nicht außerordentliche Hindernisse dazwischen traten, ist er bis mit der letzten Versammlung zu Nürnberg (1887) niemals ohne die huldreichste Antwort geblieben.

Auch in der Geschichte unsers Vereines wird der große Kaiser, der treue Bekenner des reinen Evangeliums, der erhabene Schirmherr unsrer evangelischen Kirche unserm heißen Danke unvergeßlich bleiben!

Und wir sind dessen gewiß, daß sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Friedrich III., längst schon der Liebling des ganzen deutschen Volkes, die gleiche Huld und Gnade unserm evangelischen Vereine des Friedens und der Hilfe für die bedrängten Glaubensgenossen zuwenden wird. Unsre heißesten Gebete stehen jetzt zumal für ihn vor dem Angesichte Gottes, der unser Trost, unsre Stärke und unsre große Hilfe ist.

So sind wir denn überzeugt, daß wir im Geiste und aus dem Herzensbedürfnisse des ganzen Vereins handelten, als wir am Sarge

unsers erhabenen Protektors und großen Wohlthäters bescheiden auch unserseits einen Kranz niederlegen zu dürfen uns erbeten haben.

„Wohl dem Lande, des König edel ist." Sein Andenken wird ein unvergänglicher Segen bleiben für unser ganzes Volk, und nicht bloß für dieses!

Leipzig, den 18. März 1888.

Der Zentralvorstand des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung
D. G. Fricke, Vorsitzender. Lic. Dr. von Criegern, Schriftführer.
Carl Voerster, Kassirer

(Gedächtniskirche für Kaiser Wilhelm) Ueber ganz Deutschland in Nord und Süd will man das Andenken Kaiser Wilhelms durch Denkmäler ehren; ein Nationaldenkmal, das in Berlin sich erheben wird, hat unter dem einhelligen Beifall aller deutschen Herzen der Reichstag beschlossen. Aber ist nicht daneben noch Raum für eine Stiftung, die das evangelische Deutschland dem ersten evangelischen Kaiser widmet: eine Gedächtniskirche? Nur schüchtern hat erst der Wunsch sich hervorgewagt; auch aus unserm Leserkreise sind Anfragen deshalb ergangen; der Ev.-Kirchl. Anz. f. Berl. hat daran erinnert, daß man dasselbe einst einer Kaiserin Sophie, einer Elisabeth von Hessen that. Nun wäre freilich die einzige würdige Ausführung dieses Gedankens ein neuer Berliner Dom. Aber das längst begehrte und geplante Werk kann nur von allerhöchster Stelle aus unternommen werden. Daß schon eine Wilhelmskirche steht, die Dankeskirche, wird hoffentlich niemand einwenden. Sie erinnert wohl an jene gnädige Bewahrung des teuren Hauptes, aber zugleich an den Abgrund von Sünde, der unter dem Regiment dieses besten Fürsten sich vor unsern erschrockenen Augen aufthat: es ist zu viel Schatten in solcher Erinnerung. Nein, das Gotteshaus, welches wir meinen, soll ein lichtes Dankeszeichen für die lichte Gottesgnade sein, die wir erfahren haben. Nicht um der Kirchennot in Berlin zu steuern, sollen wir bauen: ihr wäre damit nicht geholfen, und der Grund ist zu elend. Nein, als reiner Dank für Kaiser Wilhelms frommes Leben und Sterben, für den Uebergang der deutschen Kaiserkrone auf ein protestantisches Fürstenhaus, daß sie nun strahlt im Lichte aller der Segnungen, welche Alldeutschland — unsre katholischen Brüder mit — der Reformation verdankt: so müßte das protestantische Gotteshaus, das wir meinen, zur Mit- und Nachwelt reden. Wird man in Berlin sich rühren? Werden dort und auch draußen im Reich überall, wo man evangelisch nicht nur predigt, sondern auch denkt und empfindet, die rechten Männer schnell den rechten Entschluß und das rechte Wort finden? R

(Kindermund in den Tagen der Kaisertrauer) In den Tagen, wo des Kaisers Tod Jung und Alt bewegte und alle Zeitungen schwarz umrändert erschienen, kam auch ein Blatt ohne solchen Trauerrand auf den Tisch. „Mama, fragte da verwundert ein kleines Mädchen, warum trauert denn das Blatt nicht? Das sind wohl Heiden?"

Des Volkes Dank

Nun ist von uns geschieden
Der kaiserliche Held!
Der uns den güldnen Frieden
Zu schirmen war bestellt
Von Gott im höchsten Throne,
Den ew'gen Frieden fand
Und trägt der Selgen Krone
Im obern Vaterland. —

Aus deiner goldnen Wolke
Noch einmal blick herab,
O Kaiser, zu dem Volke,
Das Gott der Herr dir gab.
Du schaust in aller Augen
Der heißen Thränen Spur —
Doch mehr als Thränen taugen
Mag dir der Herzen Schwur:

Der du im heilgen Kriege
Mit scharfem Schwertesstreich
Zum schönsten Lohn dem Siege
Erstritten hast das Reich:
Wir schwören dir, zu wahren
In Treuen unerschlafft
Den Mut in den Gefahren,
In schwerster Not die Kraft.

Der du mit Vatergüte
Aussprachst das hehre Wort:
Des Staates Hand behüte
Den armen Mann hinfort! —
Wir schwören dir, zu spenden
Den Armen Wein und Brot
Und brüderlich zu wenden
Seelen- und Leibesnot.

Du sprachst mit frommem Walten
In bischöflicher Pflicht:
Dem Volke bleib erhalten
Des Glaubens Himmelslicht! —

Wir schwören — nein! wir flehen:
O Gott, Du höchster Hort,
Laß unter uns bestehen
Dein Reich, Dein heilig Wort.

So bringt dir, fest in Trauer,
Im Schmerz der Liebe voll,
O deutschen Reichs Erbauer,
Dein Volk des Dankes Zoll.
So bist du nicht geschieden,
So lebst und wirkst du fort,
So lange noch hienieden
Erklingt ein deutsches Wort.

Rr

Bücher und Schriften

(Eine Kirchengeschichte von einem Juristen) In seinem neuesten Schriftchen, in welchem er „die Thümmelschen Religionsprozesse vom kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Standpunkte beleuchtet," erinnert D. Nippold daran, „wie auch seit den Tagen der Reformation und ihrem Bruch mit dem sogenannten kanonischen Recht immer wieder eine Reihe von Männern hervorgetreten ist, die als Juristen für die Gedanken der fortschreitenden Reformation und die Humanitätsidee überhaupt sich die größten Verdienste erworben haben." Wenn er hierauf nun eine lange Reihe von illustren Namen vorführt, so dürfen wir diesen wohl noch denjenigen Rudolph Sohms hinzufügen, welcher in der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift unlängst eine Reihe von Aufsätzen und neuerdings deren Sammlung im Verlage von Georg Böhme hat erscheinen lassen unter dem Titel: Kirchengeschichte im Grundriß (294 S.; Mk. 2,80, geb. 3,60; in angenehm handlichem Format und deutlichem Druck). Nach so vielen Kirchengeschichten größern und geringern Umfanges aus theologischer und pastoraler Hand ist es interessant und schätzenswert, nun auch den Umriß einer solchen einmal von einer (freilich nichts weniger als laienhaften) Laienfeder und speziell einer juristischen gezeichnet zu sehen. Und er ist in kräftigen, gut überschaubaren und fesselnden Strichen gezeichnet. Begreiflich ja und auch willkommen, daß der Rechtsgelehrte gerade die Rechtsformen und Verfassungsangelegenheiten besonders in den Vordergrund treten läßt. Darum verlieren wir uns nicht in Rechtsklaubereien, und die großen lehrhaften und sittlichen Grundgedanken gehen nicht darüber verloren. Vielmehr gerade in den Schlußbetrachtungen über die Gegenwart treten sie bei weiter Umschau von hoher Warte mit erschütterndem Ernste hervor, wo sie die ganze Schwere des Kampfes wider den Materialismus ins Licht stellen. Nicht alles können wir unterschreiben, was der geehrte Verfasser sagt, wir haben hier oder dort geschichtliche, auch anderweite Bedenken — ganz sind wir eins mit ihm, wenn sein letztes Wort lautet: „Aber eins ist sicher: nicht unsre Bildung wird uns retten, sondern allein das Evangelium!" H

(Daltons Verfassungsgeschichte der lutherischen Kirche in Rußland) Eine „Verfassungsgeschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland" ist in Gotha bei Fr. A. Perthes erschienen (XVI und 344 S.; 6 M.).

Mit dieser Schrift stattet Hermann Dalton, reformirter Pfarrer in St. Petersburg, der evangelisch-theologischen Fakultät zu Marburg „ein bescheidnes Dankeszeichen" für die ihm am 10. November 1883 verliehene Würde eines Doktors der Theologie ab. Er hat damit zugleich für die Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche innerhalb eines sonst wenig bekannten und beachteten Gebietes höchst wertvolle, aus gründlichen Quellenforschungen hervorgegangene Beiträge geliefert.

Ueberraschenderweise fallen die Anfänge evangelisch-lutherischen Gemeindelebens im eigentlichen Rußland — abgesehen von den baltischen Provinzen — in die Zeit Iwans des Schrecklichen (vgl. Nr. 4 d. vor. Jahrg., S. 37), welcher kriegsgefangene Livländer um 1560 in Moskau, Wladimir, Kostroma, Uglitsch und Nischnij-Nowgorod ansiedeln ließ; zwei treue Geistliche, Pastor Brackel und Wettermann, theilten das Los ihrer Gemeindeglieder. Als der rastlose Jesuit Possevin den Zaren 1583 dazu bringen wollte: „die giftigen lutherischen Magister, welche der Mutter Gottes und den Heiligen keine Verehrung zollen," zu vertreiben und nur römischen Priestern Aufenthalt und freie Religionsübung zu gestatten, da antwortete ihm Iwan: „in unserm Reiche leben viele Andersgläubige und wir belassen sie bei ihrer Ueberzeugung; nur dürfen sie dieselbe unter unserm Volke nicht verbreiten." Unter dem „falschen Demetrius" konnte sogar am 10. November 1606 im Kreml zu Moskau von Pastor Beer ein protestantischer Gottesdienst gefeiert werden. Ein treuer Freund der moskauischen Lutheraner war der fromme Herzog Ernst zu Sachsen-Gotha und Altenburg, welcher u. a. 1667 den gothaischen Landarzt Dr. Blumentrost nach Moskau gehen ließ, wo derselbe als Leibarzt der Zaren Alexei Michailowitsch und später Peters des Großen segensvoll für die dortige lutherische Gemeinde wirkte. Dieser aufrichtig fromme, bekenntnistreue Arzt ist auch der Schöpfer der ersten festen Kirchenordnung für jene Gemeinde gewesen (1678). Von größtem Interesse, zumal für die Gegenwart, sind die von Dalton S. 171 f. angeführten weitherzigen Toleranz-Verkündigungen Peters des Großen vom Jahre 1702, sowie der Zarin Anna von 1735 und der Zarin Katharina II. von 1762. Vorzüglich gelungen ist dem Verfasser die Darstellung des Einflusses, welchen Pietismus und Rationalismus nach einander auch auf jenes ferne Gebiet der evangelisch-lutherischen Kirche ausgeübt haben (S. 211 bis 214); dem Einfluß des Rationalismus ist es zuzuschreiben, daß u. a. im Jahre 1768 in der

lutherischen Gemeinde zu St. Petersburg ein „kirchliches Fest zum Andenken der an der Kaiserin und dem Großfürst-Thronfolger glücklich vollzogenen Blatterneinimpfung" gefeiert und von Pastor Grot daselbst zwei Bände „Kanzelreden über die Rechtmäßigkeit der Blatterneinimpfung" veröffentlicht werden konnten, sowie daß in einem von dem kaiserlichen Juristen Sahlfeld bearbeiteten Entwurf einer lutherischen Reichskirchenordnung die Bibellektionen beim Gottesdienste als „zwecklos" gestrichen, die Bedeutung der Konfirmation in der Ableistung des russischen Unterthaneneides gefunden und schließlich gar die Spendung des heiligen Abendmahls an Kranke von der Erlaubnis des Kreisbezirksarztes abhängig gemacht wurde (S. 221 bis 249). Trefflich versteht es dann aber auch Dalton, das wiedererwachende Glaubensleben innerhalb der evangelischen Kirche Rußlands seit Anfang unsers Jahrhunderts zu schildern; überhaupt ist der an und für sich trockne Stoff einer „Verfassungsgeschichte" durch fortwährende geistvolle Herbeiziehung allgemeiner kirchen- und kulturgeschichtlicher Züge und Gesichtspunkte belebt und fesselnd gestaltet; dies trifft besonders zu bei der Schilderung des uralten Kampfes um die baltischen Provinzen (S. 43 ff.; 86 bis 94; 131 ff.), sowie der tief religiösen geistigen Bewegung in Rußland unter Alexander I. seit dem Siege über Napoleon (1812) (S. 250 bis 266).

Daß sich freilich wie ein roter Faden durch das ganze Buch eine Hervorhebung des synodalen Verfassungsprinzips der evangelisch-reformirten zu Ungunsten des konsistorialen Prinzips der evangelisch-lutherischen Kirche hindurchzieht, ist bei der Zugehörigkeit des Verfassers zu ersterer Kirche wohl verständlich, aber zuweilen störend und nicht immer gerecht. — Dem Umstande, daß Dalton sowohl seinem Bekenntnisse als seiner Abstammung nach der lutherischen Kirche der baltischen Provinzen fern steht, ist es wohl auch zuzuschreiben, daß er für letztere in der Einführung der „Allgemeinen lutherischen Kirchenordnung für das russische Reich" vom Jahre 1832 einen Fortschritt glaubt begrüßen zu können und den Widerwillen der Balten gegen dieselbe als Partikularismus tadeln zu müssen. In Wirklichkeit bedeutet, wie wir bereits im vorigen Jahrgange Nr. 4, S. 39 nachgewiesen haben, die Einführung jener Kirchenordnung von 1832 für die lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen keinen Fortschritt, sondern einen sehr bedauerlichen Rückschritt, nämlich ihre Herabsetzung von der Stufe einer mit der griechisch-katholischen Kirche mindestens gleichberechtigten auf die Stufe einer nur geduldeten Kirche.

Jedenfalls müssen wir dem Verfasser für seine fleißige und hochinteressante Arbeit, die durchgehends von warmer brüderlicher Liebe zur Schwesterkirche beseelt ist, bestens Dank sagen. — Ergänzend sei noch hinzugefügt, daß Dalton bereits 1865 eine „Geschichte der reformirten Kirche in Rußland" hat erscheinen lassen. M—t

(Lebensbilder von Wilhelm Baur) Lebensbilder aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes. Von Wilhelm Baur, Doktor der Theologie, Generalsuperintendent der Rheinprovinz. Bremen und Leipzig; Müller, 1887; 447 S.; Mk. 6.

„Unglaube und Kosmopolitismus zerstören die Grundlagen alles naturwüchsigen Daseins." Dieses Wort des katholischen Ludwig Richter könnte in gewissem Sinne als Motto für dieses neue Buch des bekannten evangelischen Theologen gelten. Was diese elf Lebensbilder aus den verschiedensten Zeiten zu einem Ganzen verbindet, ist die heilige Ueberzeugung, „daß unsers Staates Kraft auf der protestantischen Lehre vom Staat und unsers Volkes Heil auf der Erfüllung mit dem Evangelium beruht." Dies Zeugnis legt der Verfasser ab mit der ganzen Glut seines Herzens, und seine Sprache erhebt sich dabei oft zu einer fast prophetischen Kraft. Liebe zum Vaterlande und freudiger, evangelischer Glaube, dieser Akkord klingt durch das ganze Buch hindurch, leise erst angeschlagen, so lange wir in vergangnen Zeiten uns bewegen, desto voller und herzerfrischender, je mehr wir uns der Gegenwart nähern. Neben der treuen Bekennerin evangelischen Glaubens, der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, tritt, „eine erschütternde Warnung vor dem Opfer des Gewissens zur Erreichung weltlicher Macht," Heinrich IV. von Frankreich, der den Thron „einer Messe wert hielt," aber dadurch einen Fluch auf sein Land brachte, der heute noch kräftig ist. — Wohlthuend und lehrreich ists, zu sehen, wie gerechter Sinn die Sangesweise des frommen Jesuiten Spee († 1635) mit der unsers Paul Gerhardt vergleicht. Es kann nur zur Schärfung des religiösen Urteils dienen, wenn gezeigt wird, wie der Unterschied katholischer und evangelischer Frömmigkeit auch in der Poesie sich verraten muß. — Wer läse nicht mit Wehmut und zur Erbauung das vierte Bild: des Kaisers Mutter? Dieses Bild der edelsten aller deutschen Frauen darf nie erbleichen in unsers Volkes Erinnerung. Drum nehme ich mit Freuden die Gelegenheit wahr, auf eine Auswahl von Briefen der Königin hier hinzuweisen, die Adolf Martin uns geboten hat (Berlin, Friedr. Luckhardt, 1887; Preis Mk. 2,40). — Wie tief im deutschen Herzen die Liebe zu Kaiser und Reich wurzelt, melden uns die Kaiserherolde Walther von der Vogelweide und Max von Schenkendorf. Daß wir auch Arndt hier begegnen, wer könnte sich wundern? Was Baur will, fühlt und bezeugt, das lebt ja in Arndt, dem Patrioten und Christen. „Arndt über Stein" und „Arndt als evangelischer Christ," diese beiden Aufsätze sind so recht aus dem Vollen geschrieben. „Es verlangt mich herzlich, »den deutschesten aller Deutschen« als evangelischen Christen zu preisen," so beginnt der letztere Aufsatz. Es klingt auch wie ein Jubellied; doch kann die Klage nicht verstummen, „daß die Mehrzahl der deutschen Männer, welche in der Gründung des deutschen Reiches die Erfüllung ihrer Hoffnung begrüßt haben und für die Einheit und Kraft unsers Volkes mit Gut und Blut einzustehen bereit sind, nicht bloß der Kirche kühl gegenüberstehen, sondern auch mit dem Christentum keinen Ernst machen." — Am interessantesten sind ohne Zweifel die vier letzten Lebensbilder, in welche die eignen Erlebnisse und Erinnerungen des Verfassers verwoben sind. In hessischem Lande treten wir zuerst in die ländliche Pfarre Rudolf Oesers, weithin bekannt als Volksschriftsteller unter dem Namen O. Glaubrecht. Besonders dankbar sind wir dem Verf. für das Ehrendenkmal, das er dem „deutschen Theologen" Hundeshagen gesetzt hat, von dem auch wir noch dankbar gelernt haben und lernen. Endlich zum Schluß die Lebensbilder zweier Offiziere: Julius Köniker und Wilhelm von Plönnies; ersterer als Militärschriftsteller bekannt, dem Preußens Beruf für Deutschland klar vor der Seele stand, der aber das tragische Geschick hatte, 1866 durch eine preußische Kugel zu fallen. Letzterer eine poetische Natur, der auch ein langes, schweres Krankenlager die Flügel nicht lähmen konnte, denn sie wußte auch von Christenhoffnung zu singen und zu zeugen. — Wer dieses Buch liest, dem wird das Herz wärmer und der Blick weiter. Das thut Not in unsrer Zeit. Möchte das „Zeugnis," das der Verfasser abzulegen sich berufen fühlt, weithin gehört werden. P D

(Die deutsche Litteratur in römischer Beleuchtung) Von Dr. Richard Weitbrecht. Barmen, Hugo Klein; 0,40 M.

Janssens Lorbeeren lassen andre gleichgesinnte katholische Schriftsteller — meist Brüder der „Gesellschaft Jesu" — nicht ruhen, sich durch fortgesetzte Verunglimpfung unsrer großen Klassiker die Sporen zu verdienen, welche jener durch seine berüchtigte Kritik an den Reformatoren sich erobert hat. „Das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehen," scheint dieser Welt von Litteraten beliebte Grundmaxime zu sein. Die ganze klassische, sowie auch die moderne, wesentlich auf dem Boden des Protestantismus erwachsene Litteratur wird Stück für Stück als „unmoralisch" abgeschlachtet, ihre Lektüre verpönt als im höchsten Grade „seelengefährlich" für katholische Gemüter. In dieser neuen Bekämpfungsweise des Protestantismus ist Methode, System: man hofft, das deutsch-katholische Volk vom Vaterlande dadurch loszulösen, daß man ihm die schöngeistigen Schätze, an welchen es bisher in Gemeinschaft mit den Evangelischen geistige Bildung und Erquickung suchte und fand, in den Schmutz zieht und allmählich verleidet. So soll auch das letzte Band, welches die Deutschen beider Konfessionen bisher umschlang — der gemeinsame Besitz litterarischer Werke von klassischem Werte —, durchschnitten werden. Je mehr das gebildetere katholische Volk von den Quellen allgemeiner Weltbildung abgeschlossen wird, desto besser für die Zwecke der Gesellschaft Jesu; denn dann ist es ein umso gefügigeres, brauchbareres Werkzeug in den Händen der Jesuiten, welche auf den Trümmern der deutschen National-Litteratur mit bestem Erfolge ihre römisch-internationale Litteratur etabliren können. Hauptmacher auf diesem dunkeln Gebiete der Litteraturgeschichtsmacherei sind der Mainzer Bischof Dr. Paul Haffner, der Herausgeber der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren," und der Professor und Doktor der Theologie in Innsbruck, Joseph Jungmann, S. J., in seiner Broschüre „Gefahren belletristischer Lektüre," und last not least Alexander Baumgartner, S. J., welch letzterer namentlich sich über Goethe hergemacht hat. Bis zu welcher Klassizität der Kritik es diese Litterarhistoriker des Jesuitenordens bringen, davon nur ein Beispiel. Dr. Haffner schreibt: „Ein einziger Vers der vielfach poetisch bearbeiteten Legenden, welche das Mittelalter uns überließ, bietet unvergleichlich viel mehr sittliche Kraft und geistige Erhebung dar, als alle neun Musen über »Hermann und Dorothea« auszugießen vermochten." Das genügt. Mit solchem blinden Legendenglauben werden freilich die griechischen Götter selbst vergebens kämpfen. Es ist eine verdienstliche Arbeit des bekannten Pfarrers Weitbrecht, das finstere Treiben und Schreiben dieser modernen Dunkelmänner ein wenig ans Licht gestellt zu haben. Das kleine Schriftchen verdient die sorgfältigste Beachtung der Litterarhistoriker nicht nur, sondern aller vaterlandsliebenden Freunde deutscher Geisteswerke. Auch können alle Brüder der Freimaurerloge daraus lernen, welches Ordens Brüder ihre schlimmsten Widersacher sind; denn gelegentlich macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß „durch alle derartigen Schriften der Ultramontanen die fixe Idee geht, daß sowohl unsre Klassiker als unsre modernen Schriftsteller ihre Erfolge zum allergrößten Teile der Freimaurerloge verdanken." Sapienti sat! A M

(Ein „Deutsches Lesebuch für Prima") hat Dr. Paul Cauer, Oberlehrer am Gymnasium zu Kiel (Berlin, bei Jul. Springer, 1887) herausgegeben. Bei der regen Teilnahme, welche die christliche Kirche allezeit an der Entwicklung der Schule genommen hat und der Natur der Sache nach nehmen muß, wird es einer Entschuldigung kaum bedürfen, wenn in diesen Spalten auch einmal auf ein zunächst nur für die Schule, und zwar für die höhere Schule bestimmtes, neu erschienenes Buch hingewiesen wird. Das vorstehend näher bezeichnete Lesebuch will dem Primaner des Gymnasiums (und der Realschule) nicht nur eine Reihe mustergiltiger, klassischer Aufsätze darbieten und durch Beispiel und Lehre der Ausbildung sprachlicher und stilistischer Festigkeit dienen; sondern es will zugleich eine Welt von Gedanken über die verschiedensten Gebiete menschlichen Wissens und Könnens und menschlicher Kultur- und Geistesentwicklung vor den Augen des Schülers entfalten, und das besonders auch mit Rücksicht auf das bevorstehende akademische Studium und die eintretende Berufswahl. Zur Erreichung der genannten Zwecke sind in vorzüglicher Auslese und meist trefflicher Gruppirung 45 in der Regel größern Werken entnommene, aber doch je ein in sich abgerundetes Ganze darstellende Arbeiten einer Reihe der hervorragendsten Größen deutscher Wissenschaft und Kunst zusammengetragen, und es ist auf diese Weise ein Sammelwerk entstanden, das wohl geeignet ist, weit über den Kreis derer hinaus, welchen es zunächst dienen will, Interesse zu erregen. Unter den Verfassern der Aufsätze finden wir

außer Goethe und Schiller, Herder, Lessing und Jean Paul auch Winckelmann, Kant, Fichte, Herbart, Lotze, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Georg und Ernst Curtius, Jakob Grimm, Ranke und Droysen, Savigny und Ihering, Helmholtz, Schnaase, Lazarus, Erdmann u. a. vertreten. Wenn wir nun an dieser Stelle die Frage nicht umgehen dürfen, inwieweit in dem vorliegenden Buche einmal die Theologie und sodann Religion und Christentum zu ihrem Rechte kommen, so können wir allerdings hinsichtlich der erstern nicht umhin, unser Bedauern darüber auszusprechen, daß, abgesehen von Herder, kein einziger Theologe das Wort erhält. Aus Schleiermachers Schriften oder aus Martensens Ethik hätte sich wohl das eine oder andre verwerten lassen. Dagegen werden wir dem Herausgeber beistimmen müssen, wenn er bezüglich des religiösen Lebens einerseits in der Vorrede sagt, dasselbe „in seiner höchsten Entwicklung darzustellen, sei nicht Sache des deutschen Unterrichts," anderseits aber für geboten erachtet, es „in seinen Vorstufen und in seinen äußern Bedingungen" zur Anschauung zu bringen, und wenn er dann hierfür zwei so gediegene Aufsätze wählt, wie die aus Lotze und Ranke über „die Formen des religiösen Lebens" und über den „Ursprung des Christentums." Auch die Stellung dieser beiden Aufsätze am Ende des ersten, die geschichtliche Entwicklung des Völkerlebens behandelnden Abschnittes darf wohl als ein Zeugnis der Achtung angesehen werden, welche Dr. Cauer auch seinerseits der Religion und dem Christentum zollt. P Gr

(Alte Geschichten aus dem Sachsenlande) Unter diesem Titel hat Franz Blankmeister, Archidiakonus zu Schneeberg, zwei Bändchen der in Barmen bei Hugo Klein erscheinenden Familien-Bibliothek fürs deutsche Volk, Nr. 89 und 97/98, geschrieben (100 und 162 S.; ½ u. 1 Mk.). Der Verfasser versteht es vorzüglich, den Volkston zu treffen, anregend und packend zu erzählen. Nicht bloß „das Volk" im eigentlichen Sinne, auch der Gebildete liest diese alten Geschichten gern und legt sie erst weg, wenn er sie zu Ende gelesen hat, mögen es nun schon bekanntere Geschichten sein, wie in der „zweiten Reihe" die von Prinz Lieschen („Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen") oder die vom Ueber- und Rücktritt des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz („Treu dem Bekenntnis"), der wir überhaupt den Preis zuerkennen möchten, oder auch weniger bekannte aus des Verfassers Familiengeschichte: „Priester und Kornet" und die erschütternde „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten." Es sind eben alles wahre Geschichten, und darum wirken sie so ergreifend, mag, wie in der letzten, mächtiger Ernst, oder, wie in „Ueberlistet," „Eine teure Hochzeit oder Hoffart muß Zwang leiden" und „Die Pelzmütze vor Gericht" (letztere aus der Zeit der Kleiderordnungen), köstlicher Humor die Feder führen. S

(Drei neue „grüne Hefte" aus Württemberg) Von dem mehrfach empfohlenen Unternehmen der „Mitteilungen über die konfessionellen Verhältnisse Württembergs" liegen wieder drei neue Stücke vor: Heft 8: Der Etat des Kirchen- und Schulwesens und die Parität (12 S.; 30 Pf.); Heft 9: Aus einer Gemeinde (21 S.; 40 Pf.); Heft 10: Römische Angriffe auf Württemberg aus vier Jahrhunderten (98 S.; 70 Pf.; sämtlich bei Eugen Strien in Halle).

Die Niederlage Preußens im „Kulturkampfe" hat wie allerwärts im Reiche so auch in Württemberg die maßlosesten Ansprüche der Ultramontanen entfesselt. Trotzdem in Württemberg die römische Kirche in Beziehung auf die Ausrüstung mit staatlichen Geldern eine auffallend bevorzugte Stellung einnimmt, wie Heft 8 im einzelnen nachweist; trotzdem die römische Kirche durch die Dutzende von Konviktorenbeamten in der Lage ist, das bekannte katholische „Lebensblut" in alle Adern des Staatskörpers zu leiten; trotzdem sie die doppelte Zahl von Geistlichen besitzt als die evangelische Kirche: römischerseits ist man mit dem Erreichten nicht zufrieden. Das Stuttgarter „Katholische Sonntagsblatt" fordert für die katholische Kirche „eine vor andern Kirchen privilegirte Stellung," und um diese Stellung in nicht allzuferner Zukunft zu erreichen, dazu wird neuerdings die Einführung von Mönchsorden mit aller Energie erstrebt. Die evangelische Bevölkerung des Landes hat denn auch richtig erkannt, um was es sich bei dieser Forderung der Orden im letzten Grunde handelt: um einen zunächst noch verhüllten Angriff auf den Glauben der evangelischen Mehrheit, um Wiederaufnahme der Gegenreformation.

Es ist daher eine sehr zeitgemäße und dankenswerte Arbeit, wenn Heft 10 die „römischen Angriffe auf Württemberg aus vier Jahrhunderten" sachkundig zusammenstellt und unserm Geschlechte wieder ins Gedächtnis zurückruft. Seit der Reformation hat der jesuitische Versucher bei Fürst und Volk immer wieder die Hebel angesetzt, um die verlorne Provinz für Rom zurückzugewinnen; geheime Sendboten machten bei einflußreichen Persönlichkeiten Umtriebe, säten Zwietracht, spiegelten Geld und hohe Würden vor, köderten mit der laxen Jesuitenmoral, predigten Feuer und Schwert, „bis daß die Ketzer allzumal ausgerottet und vertilget seien" (S. 38 f.). Das Haus Habsburg und selbst der allerchristlichste König Ludwig XIV. waren Werkzeuge der Württemberg zugedachten Gegenreformation. Ausführlich sind die Konkordatskämpfe der Jahre 1857—61 geschildert und der Nachweis geführt, was für Zuständen die evangelische Kirche des Landes entgegen gegangen wäre, wenn das Konkordat Gesetzeskraft erlangt hätte. Wohlthuend ist nun aber, wie alle diese römischen Angriffe an der Glaubenstreue des evangelischen Volkes scheiterten; trotz der namenlosen Bedrängnisse, besonders im dreißigjährigen Kriege (S. 46—48), hat es an seinem Glauben unerschütterlich festgehalten. Eine schlagende Widerlegung Janssens, der auch die württembergische Reformationsgeschichte nach dem bekannten Rezepte darstellt: die Reformation sei „von oben herab" dem Volke aufgedrängt, das nur mit Widerstreben die neue Lehre genommen habe. — Wir hoffen zuversichtlich, daß die neuesten Angriffe Roms auf das evangelische Württemberg das Schicksal ihrer Vorgänger teilen werden.

Heft 9 giebt „Aus einer Gemeinde" (Nieder-Stotzingen bei Ulm mit 670 evangelischen, 507 katholischen Einwohnern) im kleinen ein Bild der rührigen, in der Wahl der Mittel nie verlegenen ultramontanen Propaganda; leider könnte noch manche Gemeinde des Schwabenlandes eine ähnliche Leidensgeschichte erzählen.

So liefern auch diese neuesten „grünen Hefte," die im übrigen einer besondern Empfehlung nicht bedürfen, den Beweis, daß es für uns Protestanten hohe Zeit ist, uns zu regen, zu sammeln und kräftig zu handeln. E

(Englische erbauliche Novellen) Von Frauen geschrieben, übersetzt und auch gelesen, füllen englische und amerikanische „christliche" Geschichtenbücher die Kataloge der christlich gerichteten Buchhandlungen. Die Novellen der Miß Kennedy, welche vor mehreren Jahrzehnten in Deutschland viele Freunde fanden, waren die ersten Wellen einer immer breiter werdenden Strömung. Was dieser Literatur Eingang verschaffte, war eine weiche religiöse Stimmung ohne lehrhafte Klarheit. Die Leserin kann sich hineinträumen in die Wonne eines Lebens mit Jesu, ohne sich die Frage nach Art und Kraft seiner Erlösung scharf stellen zu müssen, und ohne sich des Ernstes der hohen sittlichen Anforderungen des Christentums bewußt zu werden; sie sieht wechselnde Figuren vor ihrem Geiste auf- und niedersteigen und läßt sich von ihren frommen Worten und liebenswürdigen Thaten gern ein wenig bezaubern, während ihr die Schlichtheit und Herbheit des alten Evangeliums der Apostel nicht zusagt.

Was uns jetzt zu diesen Bemerkungen veranlaßt, ist die Zusendung eines gut ausgestatteten Büchleins: Higham, Wie wir uns fanden, übersetzt von M. Morgenstern (Leipzig, bei Naumann; 3,50 Mk. geb.; 288 S.). Es ist um nichts schlechter als sonst ähnliche Bücher; aber ohne Bedenken konnten wir es nicht lesen. Abgesehen von der unsäglichen Breite in Ausführung nebensächlicher Situationen, auch abgesehen von dem fast völligen Mangel fortschreitender Handlung — dem Haupterfordernis lesbarer Novellen —, beklagen wir die schematische oberflächliche Charakterzeichnung. Das sind keine Menschen von Fleisch und Blut mit wahren Sünden und wahren Kämpfen, sondern matte Schatten. Ein nur als Staffage behandelter Vater und eine allgütige weisheitsvolle Mutter haben vier Töchter: die häusliche, die heilige, die unfertige, welche uns in das Familienleben einführt, und die kleine. Die erste und letzte bleiben wie sie sind; die zweite stirbt, nachdem sie einen zellosen, ungläubigen Lebemann durch ihre bereits halb überirdische Erscheinung und Lebensführung auf die Bahn des Heils gebracht hat; die dritte aber landet nach mancherlei innern Irrfahrten geläutert am Altare, wo sie einem jungen Idealpastor die Hand reicht. Bei alledem bildet eine nette Küstenlandschaft und das Haus einer christlichen Modedame einen nicht eben konkret gemalten Hintergrund. Man lese eine einzige der spätern Novellen von Riehl, und man wird unser abfälliges Urteil über das englisch-amerikanische Gemächte für nicht zu hart halten. Ohne den Namen Christi an der Stirn zu tragen, sind Riehls Novellen zehnmal mehr christlich als jene „christlichen" Lesestoffe, denn — sie haben den Geist, ohne welchen alle Worte armselige Hülsen sind. F N

(Eine Dichtung von Bayard Taylor) Lars. Norwegisches Idyll von Bayard Taylor, deutsch von Margarete Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz, 1887; 110 S.; ungeb. 2,50, geb. 3 Mk.

Seitdem zuerst Björnstjerne Björnson durch seine Novellen auf den Zauber der norwegischen Natur und auf das eben durch diese Natur mit ihren großartigen Gegensätzen in seiner Charaktergestaltung beeinflußte Volksleben die Blicke hingelenkt hat, darf eine Dichtung wie die vorliegende sicherlich auch in Deutschland auf eine sympathische Aufnahme und volles Verständnis rechnen. Bayard Taylor steht hinsichtlich der plastischen Anschaulichkeit und farbenreichen Lebenswahrheit der Schilderung Björnstjerne Björnson nicht nach, hinsichtlich der psychologischen Feinheit und vor allen Dingen der ethischen Tiefe, übertrifft er ihn. Die dichterische Schilderung der norwegischen Bergnatur, jener eigentümlichen Vereinigung von Fjord und Fjeld, der Meerfahrt, der Volkssitte in ihren Aeußerungen bei Kirchgang, Hochzeit, Tanz und Kampf ist ihm in hinreißender Weise gelungen. Einzelnes erinnert an Björnsons Synöve Solbakken. Wie fein die psychologische Beobachtung ist, mag aus einem Zuge hervorgehen. Abner Klaut, der Widersacher des Lars, sucht ihn zu reizen, indem er über das Heldengeschlecht der nordischen Vorzeit verächtlich redet. In der That vermag man einen Norweger aus dem Volke kaum mehr aufzubringen als durch die Herabsetzung dessen, was noch immer in zahlreichen Heldensagen aus der Vorzeit im Volke lebt und seinen Stolz schwellt. Was den ethischen Gehalt der Dichtung angeht, so gereicht er eben deswegen zur vollen Befriedigung, weil er durch die Wahrheit des Christentums seinen Wert empfängt. Der Konflikt kommt wirklich zu einer Lösung, und die Macht, welche die Lösung herbeiführt, ist die von Christo durch Wort und Werk gelehrte Nächstenliebe, die sich selbst hingiebt, um die Seele des in Schuld verzweifelnden Nächsten zu retten. Daß die innere Umwandlung des mit Blutschuld beladenen Lars auf einem Quäkermeeting zum Hervorbrechen kommt, erscheint amerikanisch-fremdartig. Doch liegt darin kein poetischer Verstoß; vielmehr ist die idealisirende Schilderung der Versammlung wirkungsvoll und die Rede und das Gebet des alten Quäkers ergreifend in ihrer Schlichtheit und christlichen Tiefe.

Wir wollen die Dichtung in ihren Einzelheiten nicht zergliedern, sondern zum Lesen derselben auffordern. Die Uebertragung ist gewandt

und bis auf einige Härten wohllautend. Als Vorwort dient eine biographische Skizze über Bayard Taylor, dessen sympathisches Bildnis auch das wohl ausgestattete Büchlein ziert. Aber einige Irrtümer in den Anmerkungen müssen in etwaigen spätern Auflagen getilgt werden. Weder ist Olaf der Heilige der erste christliche König Norwegens, noch der Krake die „mystische" Seeschlange, noch ein Viking ein altnordischer „Seekönig." J Cl

Verschiedenes

(Schorers Familienblatt) sind wir eine Erklärung schuldig. In Nr. 25 und 26 des vorigen Jahrgangs hatten wir dieses Blatt romanisirender Tendenzen beschuldigt. Ein ausführlich gekennzeichneter Artikel „Die Verfehmten" behandelte den Jesuitenorden in der That mit einem Enthusiasmus, welcher diesen Verdacht nahe legte. Daß wir eine geschichtlich gerechte Würdigung auch des Ignaz von Loyola und seines Werkes wohl vertragen, beweist unsre warme Empfehlung der Gotheinschen Schrift über jenen Mann in Nr. 30 d. vor. Jahrg. Aber „Die Verfehmten" konnten auf diesen Ruhm nicht Anspruch machen. Gleichwohl sind die weitgehenden Schlüsse, die auf Grund nicht stichhaltiger anderweiter Beobachtung von andern Blättern an jenen Artikel geknüpft und von uns wiedergegeben wurden, falsche gewesen. Wir stehen nicht an, das zu erklären, nachdem uns durch den verantwortlichen Redakteur von Schorers Familienblatt, Herrn Dr. Franz Hirsch, in zwei Aufsätze Einsicht gegeben worden ist, welche in Nr. 26 und Nr. 39 desselben Blattes (vor. J.) erschienen sind, von denen der eine „Lutherfestspiel und Volksbühne," der andre unter dem Titel „Ein evangelisches Liebeswerk" die Diakonissensache behandelt. Wir geben daraufhin gern die verspätete Erklärung ab, daß von romanisirenden Tendenzen bei Schorers Familienblatt nicht die Rede sein kann.

Ueberhaupt muß zugegeben werden, daß gegenüber dem sich verschärfenden konfessionellen Bewußtsein unsre profanen Unterhaltungsblätter in einer üblen Lage sind. Sie wollen aus katholischen wie evangelischen Kreisen Abonnenten gewinnen, katholische wie evangelische Leser befriedigen und festhalten. So gehen sie denn möglichst um Gegenstände herum, welche das religiös-kirchliche Gebiet berühren. Aber ganz durchführen läßt sich das nicht; denn die Zeit tiefster Gleichgiltigkeit gegen diese Dinge ist beim Publikum — wir sagen Gott sei Dank! — vorüber. Da wird es denn heißen Farbe bekennen! Heute einen begeisterten Lutherartikel, morgen eine Verherrlichung des Jesuitenordens — das wird nicht angehen. Die K. K. brachte in ihrer Oktobernummer v. J. einen eingehenden Artikel: Protestantismus und Katholizismus in „Ueber Land und Meer." Wir verweisen darauf, weil wir in unsrer Nr. 25 auch Ueber Land und Meer neben Schorers Familienblatt des Romanisirens beschuldigt haben. Nehmen wir an, daß auch bei dieser Zeitschrift eine eigentliche Absicht derart nicht vorliegt: genug, daß die Zeit vorüber ist, wo Glorifikation römischen Wesens von protestantischen Lesern ohne Protest hingenommen wurde. D H

(Jesuitische Moral) Aus Oesterr.-Schlesien wird uns geschrieben: ....Ich darf wohl voraussetzen, daß der zur Zeit bei uns in Oesterreich alle Gemüter in hohe Aufregung versetzende „Antrag Liechtenstein," der sich für eine konfessionelle — das heißt mit andern Worten römisch-katholische — Volksschule einsetzt, auch von den Protestanten des deutschen Reiches mit Interesse beachtet wird.*) Ueberall werden gegenwärtig Volksversammlungen abgehalten; Reden für und gegen die „lex Liechtenstein" werden allerorts gesprochen; römische Priester bewerkstelligen mit merkwürdiger Ausdauer Massenpetitionen und sammeln zu diesem Zwecke Unterschriften aller schreibkundigen „guten Katholiken;" von Revolutionen pro und contra hört man unaufhörlich; — und so ist denn auch neulich in einer Volksversammlung zu Prag der „Antrag Liechtenstein" von verschiedenen Rednern gehörig bearbeitet worden und zwar, wie aus dem nachstehenden Artikel der „Evanjelické listy" [einer böhmisch geschriebenen kirchlichen Monatsschrift] hervorgeht, mitunter ohne alle Schonung des Klerus, welchem die „lex" gern aufs hohe Roß verhelfen möchte: „In einer Volksversammlung, die am 22. Februar d. J. in Prag auf der Sophieninsel abgehalten wurde, ergriff der Vorsitzende derselben, Dr. Strakaty, ein (römisch-katholischer) Prager Notar, das Wort und sprach sehr energisch gegen den »Antrag Liechtenstein.« Als Beleg dafür, welch sonderbare Ansichten in gewissen geistlichen Kreisen über den Begriff der Moral herrschend seien, wies Redner auf verschiedene schamlose Ränke hin, deren sich die Ordensgeistlichen besonders bei Käufen von Häusern zu Ordenszwecken schuldig machten, indem sie zur Erreichung ihrer Ziele Namen fremder Privatpersonen unterschöben. — Ihn selbst (den Dr. Strakaty) soll ein in hohen Würden stehender Ordensgeistlicher um Rat angegangen sein, wie es am besten und vorteilhaftesten anzustellen wäre, damit bei Buchungen von Immobilien nicht die Kirche als Eigentümerin genannt zu werden brauche! Als hierauf Dr. Strakaty dem Ordensgeistlichen entgegnete, eine solche Praktik verträge sich nicht mit seinem Gewissen und er könne auch als Notar unmöglich darauf eingehen, bot ihm der Prälat allen Ernstes und in aller Unbefangenheit päpstlichen Ablaß an!!" — Wahrlich, eine recht interessante notariell beglaubigte Enthüllung, die vielleicht auch die Germania interessiren dürfte, da sie ja so gern „Rätselaufgaben für die evangelische Ehre" aufgiebt.....

*) Wir gedenken demnächst darüber zu berichten.

(Eine juristische Stimme zu den Thümmel-Prozessen) Endlich! Wie lange hat es doch gedauert, ehe auch ein Jurist einmal sich über die juristische Seite der Thümmelschen Prozesse geäußert hat. Wir gestehen, daß wir mit Spannung darauf warteten. Dafür sind wir nun im Besitze einer vorzüglichen knappen, klaren und entschiednen Schrift. Sie ist bei Strien in Halle erschienen: Randglossen zu den Thümmel-Prozessen von einem altpreußischen Juristen (20 S.; 30 Pf.). Wir kommen noch näher darauf zurück, wollten aber schon heute darauf hinweisen, denn wir wüßten diese Blätter gern in der Hand eines jeden, der für die Sache Interesse hat. R

Zur Beachtung

Der gebundene erste Jahrgang d. Bl. kann nicht, wie ich auf Grund eines Mißverständnisses in Nr. 6 angezeigt habe, für 7,60 M. abgegeben werden, sondern kostet 9 Mark. Einbanddecken allein sind, wie dort mitgeteilt wurde, für 1,60 M. zu beziehen. —

Ein Brief des Herausgebers nach Darmstadt ist wegen ungenügender Adresse als unbestellbar zurückgekommen. Ich bitte freundlichst, allen Briefen an mich die genaue Adresse des Absenders beizufügen. Vor allen Dingen aber bitte ich, nicht anonym zu schreiben, da ich mich auf Briefkastenorakel im Blatte nicht einlasse und doch oft den Wunsch habe, solche Briefe zu beantworten, auch wenn der Absender so rücksichtsvoll war, das nicht zu begehren. —

Da ich **vom 5. April bis 10. Mai** verreist bin, bitte ich minder dringende Zuschriften und Manuskripte erst nach Ablauf dieser Frist an mich zu schicken, Unaufschiebbares aber an die „Redaktion der Christlichen Welt" unter der Adresse der Verlagshandlung Fr. Wilh. Grunow in Leipzig einzusenden. Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig sind soeben folgende Broschüren von Mitarbeitern der Christlichen Welt erschienen:

Leo XIII. und sein Jubiläum.
Neues und Altes aus dem Vatikan
von **Th. Trede.**
Brosch. M. 1,20.

Die Auferstehung Jesu Christi.
Eine historische Untersuchung für die Gebildeten
von **Lic. theol. E. G. Steude.**
Brosch. M. 2,—.

Zur Aufgabe des Evangelischen Bundes.
Brosch. M. 0,40.

Für's ganze evangelische Deutschland von höchstem Interesse!

Soeben erschien bei **R. Herrosé** in Wittenberg:

Das Priesterjubiläum des Papstes.
Erinnerungen und Mahnungen
von
Ernst Keil.
3 Bg. geh. 60 Pf.

„Mit größter Spannung," schreibt ein hochangesehener Geistlicher, „habe ich diese Schrift gelesen und mich daran wahrhaft erfrischt und gehoben. Sie ist ein Ruf von deutscher Warte, ein Heroldsruf an das gesamte evangelische Deutschland."

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Materialien
aus dem Katechumenen-Unterricht
von
Dr. H. Eltester.

Zweite Auflage,
herausgegeben und ergänzt
von
H. Ritter.
Preis broch. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Verlag von v. Zahn & Jaensch in Dresden.

Die Machtstellung des evangelischen Glaubens
in der Gegenwart
von
Dr. Richard Löber,
evangel. Hofprediger in Dresden.
2. Auflage. 1 M.

Einstimmigem Urteil gemäß ist dieses machtvolle Zeugnis das bedeutendste und klärendste, was über die Stellung des evangelischen Glaubens in der Gegenwart gesagt worden ist. Wir verweisen u. a. auf die glänzende Besprechung von Prof. Hermann in Marburg.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 15 **Leipzig, den 8. April** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Von der christlichen Hoffnung: 1. Ihr Grund — Mehr Achtung unserm Volke. 2 — Die Präexistenz der Maria — Max Nordau und „die religiöse Lüge der Kulturmenschheit" — Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Leon Wallace — Die deutschen Kolonien in Südwestrußland: 2. Entstehung und Ausbreitung der Brüdergemeinschaften — Aus der innern Mission: Freiwillige Krankenpflege im Kriege — Verschiedenes: Papst und Kaiser; Mitarbeiter — Zur Beachtung — Anzeigen

Von der christlichen Hoffnung

1. Ihr Grund

Nun aber ist Christus auferstanden und der Erstling worden unter denen, die da schlafen. 1. Kor. 15, 20. —

„Ich lebe, und ihr sollt auch leben," spricht der Herr bei Johannes (14, 19). „Jesus, er mein Heiland lebt, ich werd' auch das Leben schauen," so heißts im Kirchenliede, und dem Bekenntnis der Auferstehung des Herrn im zweiten Artikel entspricht der Glaube an das ewige Leben im dritten. Osterglaube und Christenhoffnung stehen im engsten Zusammenhange. Das ists, was Paulus im fünfzehnten Kapitel seines ersten Korintherbriefes ausführt, und der wesentlichste Inhalt dessen, was er gerade hierüber sagt, tritt hervor in dem Worte: Nun aber ist Christus auferstanden und der Erstling worden unter denen, die da schlafen.

Das „aber" weist hin auf den Gegensatz, dem der Apostel in dem ganzen Kapitel begegnet. Es gab in Korinth Leute, welche sagten: die Auferstehung der Toten sei nichts (V. 12). Daß der in Staub zerfallende Leib erneuert werden, daß das irdische Gehäuse der Seele eine Bestimmung für das Jenseits haben sollte, das war der griechischen Denkart, welcher der Leib als der Kerker der Seele erschien, gänzlich zuwider; und offenbar waren es Nachwirkungen oder Einflüsse hellenischer Weisheit, welche jene Korinther irre machten. Wie begegnet nun Paulus ihrer Einrede?

Paulus weiß es, daß irrige Vorstellungen über die Auferstehung an den Zweifeln Anteil hatten. Noch heute begegnen wir in der Geschichte der ältesten Christenheit irdisch beschränkten Auffassungen des ewigen Lebens. Es finden sich Grabschriften, wie die: „Zerstreue nicht meine Gebeine, daß ich nicht Mühe habe am Tage der Auferstehung." Solchen Glauben traf erklärlicher Spott der Heiden: bei der Christenverfolgung zu Lyon im Jahre 177 verbrannten sie die Leichen der Märtyrer und streuten die Asche in die Rhone: „Nun laßt uns sehen, ob sie auferstehen." Selbst in unser sogenanntes apostolisches Glaubensbekenntnis, das im zweiten Jahrhundert entstanden ist, wirft diese irrige Auffassung ihren Schatten: „Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches." Wie Luther dem entgegengetreten ist im Großen Katechismus: „Auf recht deutsch würden wir also reden: Auferstehung des Leibes," so hat vor ihm Paulus das irdisch und irrig Menschliche solchen Glaubens durchschaut: Du Narr, was du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn (V. 36); Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben (V. 50). Mit überlegenem Hinweis auf die Mannichfaltigkeit der göttlichen Schöpfung (V. 38—41) beschämt der Apostel die kleinen menschlichen Gedanken: Was du säest, ist nicht der Leib, der werden soll . . . Gott aber giebt ihm einen Leib, wie er will.

Also Paulus weiß wohl die Anstöße zu beseitigen, die nur eine irrige Meinung über die Auferstehung schafft. Doch nicht dabei setzt seine Entgegnung ein. Etwas andres giebt er den Korinthern zu bedenken: er zeigt ihnen, daß sie mit sich selbst in Widerspruch treten, wenn sie sagen, die Auferstehung der Toten sei undenkbar, während sie doch selbst glauben und bekennen, daß Christus auferstanden ist. Er schiebt ihnen die Frage zu: Wollt ihr auch die Auferstehung Christi leugnen, den Grund aller Christenhoffnung in Zweifel ziehen? Das wollten sie nicht: sie wollten nicht vom Evangelium abtreten (V. 14), nicht den Glauben verleugnen (V. 17), nicht die Apostel zu falschen Zeugen (V. 15) und die Christen zu den elendesten aller Menschen machen (V. 18). So begegnet der Apostel den Zweifeln hinsichtlich der Christenhoffnung mit dem Hinweis auf die Auferstehung Jesu, den festen Grund aller Christenhoffnung. Dieser Hinweis wird natürlich niemanden überzeugen, der — was eben bei den Korinthern auch nicht der Fall war — an Jesu Auferstehung zweifelt. Und es kann ja nicht anders sein. Der Person Jesu gegenüber muß sich zeigen, was im Menschen ist: wer da nichts empfindet von einem Leben, das nicht von dieser Welt ist, von einem Leben, das der Tod nicht fesseln, von einer Liebe, die am Grabe nicht aufhören kann, der ist noch nicht reif für Christenglauben und Christenhoffnung.

Wem aber Christus nicht nur eine weltgeschichtliche Größe ist, sondern das erhöhte Haupt der Gemeinde, der Heiland und Freund seiner Seele, dem ists der festeste Grund der christlichen Hoffnung: Nun aber ist Christus auferstanden und der Erstling worden unter denen, die da schlafen. Ein Grund nicht nur für die Möglichkeit, sondern auch für die Gewißheit seiner Hoffnung. Christus ist der Erstling geworden unter denen, die da schlafen — damit wird er nicht nur als der bezeichnet, vor welchem kein Toter je zu unvergänglichem Leben auferstanden ist, sondern auch als der Anfänger und Urheber der Auferstehung der Seinen, als der Vorgänger, der, wie Luther sagt, „den ganzen Haufen mit sich führt."

Von Adam her sind alle Menschen Kinder des Todes. Christus ist der Anfänger einer neuen Menschheit, „der Mensch, durch welchen die Auferstehung der Toten kommt" (V. 21); durch ihn sind alle Gläubigen Kinder des Lebens: der Tod, das Erbteil aller Adamskinder, darf nur für eine Zeit lang Hand an sie legen, um dann auf ewig in den Sieg des Lebens verschlungen zu werden.

H K

Mehr Achtung unserm Volke!

2*)

„Deinen ersten Artikel habe ich mit Interesse gelesen, aber du idealisirst das Volk.“ Ich war erstaunt, dieses Urteil aus dem Munde eines Freundes zu hören, der, wenn einer, Verständnis und Herz für meine Gedanken haben mußte. Ich ging mit mir zu Rate und muß gestehen, daß jener Vorwurf mich in meiner Ueberzeugung nur zuversichtlicher gemacht hat.

Idealisiren kann man auf doppelte Weise. Entweder man übertreibt die Vorzüge oder verschweigt den Schatten, der neben dem Lichte nirgends fehlt. Daß es keine Uebertreibung war, wenn ich behauptete, daß unser Volk arbeitet, arbeitet im Schweiße seines Angesichts und darum von seiten der Gebildeten mehr Achtung verdient, als ihm gemeinhin gezollt wird, giebt jeder zu, der das Volk kennt. Freilich weiß ich — und ich that es absichtlich —, daß ich von den Tagedieben im Volke, die sich vor der Arbeit scheuen wie vor dem Feuer und nur unter dem Drucke der Not die Hand rühren, daß ich von der Genußsucht geschwiegen habe, die von den höhern Kreisen in unser Volk herabgesickert ist und an seiner Kraft erschreckend zehrt. Aber warum habe ich davon geschwiegen? Weil das heutigen Tages die Sperlinge von den Dächern singen, weil es geradezu Modesache zu werden droht, über unser Volk nur im Tone der Klage und Anklage zu reden. Ueber die Schäden des Volkslebens wächst eine ganze Litteratur heran. Dies ist zwar mit Genugthuung zu begrüßen. Aber welche Folgerung wird, so fürchte ich, von der Mehrheit der Gebildeten daraus gezogen? Doch wohl die: Solchem Massenelend gegenüber kann der Einzelne nichts thun, da müssen „umfassende Maßregeln“ ergriffen werden, sei es vom Staate, von der Kirche, von den berufsmäßigen „Volksfreunden“ sonst. Und von neuem fühlt sich das Gewissen beruhigt. Mit solchem Volke sich einzulassen, kann einem wirklich nicht zugemutet werden.

Wenn wir nur den Ton der Klage über unser Volk anstimmen, singen wir die Gewissen unsrer Gebildeten — denn von ihnen muß die Hilfe ausgehen — nur weiter in den Schlaf. Wir befördern den Pessimismus, der als eine Zeitkrankheit auch hier seine lähmende Wirkung gezeigt hat und immer mehr zu zeigen droht. Bezeichnend in dieser Beziehung erscheint mir z. B. die Besprechung des neuesten Romanes von Zola: La Terre in der Nationalzeitung. Nur daher kenne ich den Roman. Er behandelt das französische Bauernleben: Nachtbilder, Zerrbilder einer krankhaften Phantasie. Die werden, so dachte ich, auf deutsche Gemüter wohl keinen Eindruck machen. Aber was erwartet der Rezensent? Er erwartet, daß Zola nur das Vorbild für eine weitere Litteratur über das ländliche Leben des Volkes sein wird. Vor solcher Ungerechtigkeit gegen unser Volk behüte uns Gott! Wenn unsre Gebildeten in dem verführerischen Licht eines geistvollen und meinetwegen künstlerisch vollendeten Cynismus unser Volk anschauen und im Lehnstuhl liegend aus Romanen „studiren“ wollen, um sich damit das Gewissen einzuschläfern, statt mit warmem Herzen, mit suchendem Blick und liebreicher Hand dem Volke im Leben sich zuzuwenden, dann wird die Katastrophe, vor welcher das Jahrhundert bangt, hereinbrechen als ein gerechtes Gericht über unverantwortliche Saumseligkeit.

Gegen den Pessimismus gilt es zu kämpfen: er ist Lüge und Selbstbetrug, und es giebt eine Waffe dagegen, den Idealismus der christlichen Liebe. Denn die christliche Liebe, so scharf sie alle Sünde sieht und bekämpft, ist doch ihrem ganzen Wesen nach Idealismus, praktischer Idealismus. „Die Liebe glaubt alles, sie hofft alles.“ Das ist ihr ganz natürlich. Wenn sie das höchste Wohlgefallen am sittlich Guten in sich schließt, wenn sie „sich nicht der Ungerechtigkeit, aber der Wahrheit“ freut, so sucht sie auch kraft innern Dranges in jedem Menschen nach dem Punkte, wo er achtenswert ist, um so das Gute zu beleben, zu stärken und ihm den Sieg über das Böse zu verschaffen. Darin besteht ganz eigentlich die Kunst der christlichen Liebe, darin ist sie geradezu der Kunst selbst verwandt. Ein Künstler entdeckt da, wo ein ästhetisch blindes Auge nichts oder nur Gleichgiltiges sieht, eine Fülle von Schönheit, von reizenden Formen und entzückender Farbenpracht, die ihn zum Schaffen anregt. Unwillkürlich sucht das Künstlerauge nach dem Schönen, und es entdeckt dasselbe überall. So sieht auch der Christ mit neuen Augen und kann es nicht lassen, nach dem Guten und Göttlichen in jeder Menschenseele zu suchen.

So nahe verwandt aber die christliche Art, die Welt zu betrachten, immerhin der ästhetischen sein mag, so darf sie durch die letztere nie verdrängt, kann durch sie nicht ersetzt werden. Und da finde ich nun, daß unsre Gebildeten zum guten Teil viel mehr nach ästhetischen, als nach sittlichen Maßstäben urteilen. Daher dicht neben zu großer Toleranz gegen das Laster, wenn es nur hinter gewandten Formen sich zu verbergen weiß, die ungerechte Härte, sobald der Sünde dieses Gewand fehlt. Viele sogenannte sittliche Entrüstung ist in Wahrheit doch nichts weiter als ein lebhafter Widerspruch des ästhetischen Geschmacks.

Ohne Zweifel, unser Volk ist roh und derb. Geradezu verblüffend tritt einem in Wort und Lebensart oft die Derbheit entgegen. Es kostet Selbstüberwindung, bis man hinter dieser rohen Außenseite einen edeln Kern entdeckt hat. Aber vorhanden ist er. Es ruht im Herzen unsers Volkes eine reiche, köstliche Welt, die es zu wecken und zu beleben gilt. Das aber ist die Aufgabe unsrer Gebildeten. Man muß das Volk lieben, um es kennen zu lernen; man muß es kennen, um es zu lieben.

Ich lernte das arbeitende Volk näher kennen und begegnete in ihm so viel sittlicher Kraft und einem so reichen Gemütsleben, daß ich erstaunte. Und ich fand in den Kreisen der höchsten Bildung und der erhabensten Berufsarten vielfach eine so betrübende Gemeinheit und Herzlosigkeit, daß ich die Verschiedenheit der Stände ganz anders beurteilen lernte.*)

Das sind goldne Worte, für die ich dem unbekannten Schreiber dankbar bin, und ich wünschte, sie fänden unter den Gebildeten ein recht offnes Ohr.

Denn so fand ich es auch: auf glattem Parkett, bei musikalischem, ästhetischem Kunstverständnis, bei sprudelnder Geistreichigkeit eine Herzlosigkeit und Leere, daß es sich mir wie ein Alp auf die Seele legte, und in der Hütte der Armut bei einem Mangel an allem Aeußern einen Reichtum der Empfindung, eine Zartheit, Innigkeit und Selbstlosigkeit, daß ich mich selbst daran bereichern konnte. Plump ist der Ausdruck, verletzend die Form; aber dahinter pulsirt das warme Leben und die Macht der Empfindung. Auch dafür habe ich die Zustimmung meines lieben Unbekannten:

Und fehlt es ihnen etwa an Nahrung für ihr Gemüt? Stehen nicht die ergiebigsten Quellen derselben allen offen? Für die Natur haben sie oft ein tieferes Verständnis; ihr Familienleben ist inniger, ihr gegenseitiger Verkehr in Freude und Leid lebendiger, als in Kreisen, wo das Sonnenlicht durch die Lampe ersetzt und die Sprache des Herzens durch künstliche Laute verdrängt wird. Vor allem aber tritt die Bedeutung der Religion nirgends augenfälliger hervor, als in dem Leben der sogenannten niedern Volksschichten, und ich habe die freundlichsten Erfahrungen davon gemacht, daß sie eine Herzensbildung erzeugt, die durch nichts erreicht wird, was man sonst Bildung nennt.

Ja, so ists. Um nur eins herauszuheben: Wie herzerfreuend ist die gegenseitige Barmherzigkeit der Leute! Damit ich nicht idealisire, seis gesagt: Es giebt der lässigen Hände und verschlossenen Taschen genug. Eine Dorfgemeinde bleibt trotzdem der bestorganisirte Verein gegenseitiger Hilfeleistung. Trifft man auf Fälle, wo sich die Liebe gegen einen bedürftigen Nachbar oder Dorfgenossen gar nicht regen will, so liegt gewiß irgend eine Verschuldung seinerseits vor, die ihn um die allgemeine Achtung und darum auch um die Liebe gebracht hat.

Und nun die Religion! Leider Gottes kann es ja nicht von allen Teilen unsers Landvolkes mehr gelten, aber von vielen gilt es doch noch: Die Religion ist unter ihnen eine heiligende, bildende Macht, deren Einfluß sich die wenigsten ganz entziehen. Schon der harte Kampf mit dem Leben stimmt die Herzen religiöser und lenkt den Blick aufwärts. Selbst rauhe Gemüter tragen den ewigen Schatz in irdischen Gefäßen. Freilich die Gefahr liegt nahe, daß Gott ihnen nur als der Helfer in äußerer Not,

*) Vergleiche Nr. 40 des vorigen Jahrganges.

*) Aus „Im Kampf um die Weltanschauung,“ S. 73.

als die Macht, die das Irdische besitzt und verteilt, vor Augen steht. Jedoch ist auch diese Art Frömmigkeit ein zartes Pflänzlein, das der Pflege begehrt und sie verdient, und bei nicht wenigen entwickelt es sich doch zur echten, sittlichen Religiosität, in welcher sie Herzensreinheit als das höchste Gut von Gott erbitten. Glaube und fromme Sitte erziehen noch immer im Volke Charaktere. Neben den Männern von altem Schrot und Korn stehen schlichte, demütige Frauen, die in der Schule des stillen Duldens klein und doch stark und groß geworden sind.

Da kommt eines Sonntag-Nachmittags — es war im Sommer — ein älterer Mann zu mir. Ich kannte ihn wohl. Droben am Berge hatte er sich als Zimmermann sein Häuschen selbst gebaut, und weithin konnte er von seiner Hobelbank aus ins Land schauen. Er hatte ein weites Herz und einen weiten Blick. Er bat mich, ihm einige Bücher zu besorgen: eine Bibel, Arnds Wahres Christentum und Knapps Liederschatz. Jedes Buch sollte ein Weihnachtsgeschenk für eines seiner Kinder sein. Jetzt schon sorgte er aufs Fest, weil er glaubte, Gott werde ihn vielleicht bald heimholen. Dann sollten doch die Geschenke bereit liegen. Er erlebte Weihnachten und damit zugleich seinen letzten Geburtstag. Diesen „Ehrentag" wollte er mit seinen Kindern und Enkeln feiern. Er lud sie um sich am ersten Festtag Nachmittag und zündete den Baum an und hielt Bescheerung und Geburtstagsfeier. Der Höhepunkt der Feier war eine Ansprache: ohne „Rede" kann bei uns zu Lande das Volk sich eine rechte Feier nicht denken. Er, der alte Großvater selbst, war der Festredner; Monate vorher hatte er sich aufgeschrieben, was er sagen wollte. Du lächelst, lieber Leser? Lies hier selbst unverkürzt, was der Alte gesprochen:

Nun, meine Kinder, ich habe euch zu mir versammelt, um mit mir Weihnachten zu feiern. Der liebe heilige Christ hat unter unserm Baum beschert Speise, leibliche, aber auch geistliche, die da satt macht bis ins ewige Leben, wofür wir ihm von Herzen danken. — Wie nun eure Kinder gern kommen und aus den kleinen hölzernen Bausteinen ein Haus bauen, so will ich auch durch Gottes Gnade in euern Häusern und Herzen ein geistliches Haus bauen, und dazu hat uns der liebe heilige Christ die Bausteine gebracht. Dich aber, gütiger Gott, bitten wir, du wollest das gute Werk, das du in uns angefangen hast, selbst vollführen, du wollest selbst das Haus bauen, denn ohne dich arbeiten umsonst, die daran bauen. Du wollest auch die Herzen öffnen, damit das Licht des göttlichen Wortes hineinscheinen möge. Das verleihe uns der heilige Christ! Nun wollen wir, um diesen Bausteinen die würdige Weihe zu geben, aus einem jeden einen Abschnitt vorlesen.

Nun wurden aus dem 37. Psalm einige Verse und aus Arnd das ganze 21. Kapitel vom rechten Gottesdienste gelesen. Dann fuhr der Alte fort:

Wir gedenken aber auch meines Geburtstages, den mich der liebe Gott noch hat erleben lassen. Wie ich zuversichtlich hoffe, ist das mein letzter. Ich freue mich aber auch auf meinen Abschied; ich habe Lust abzuscheiden, um bei Jesu Christo zu sein. So wollen wir denn zu dieser Feier aus dankbaren Herzen mit dem Psalmisten im 103. Psalm ausrufen: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen u. s. w.

Aus Knapps Liederschatz betete er zum Schlusse zwei durchaus passend gewählte Lieder. Wenige Wochen darnach ist er still und sanft heimgegangen, das Angesicht auf einen Spruch gerichtet, den er sich dem Bette gegenüber hatte aufhängen lassen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat." Dasselbe Wort hat er sich zum Leichentexte gewählt. Ja ihr Hochgebildeten, vom Zweifel Angekränkelten, ihr stolzen Herzen, könnte ich euch an solche Sterbebetten führen, ihr würdet euch gewiß mit mir arm und gering fühlen: ihr würdet unser Volk achten lernen!

Und neben der Rede des frommen Zimmermannes liegt vor mir das Gedicht eines schlichten Leinewebers mit der Ueberschrift: Meine Hoffnung. Was hofft der Mann?

Ich hoffe, wenns wird trüb und Nacht,
Die Welt mir bange Sorgen macht
Und meines Glaubens spottend lacht —
Dein Morgenstern mir Hoffnung macht:
Ich hoffe.

Ich hoffe, kommt der Tod ins Haus,
Nimmt Lieben oder mich hinaus.
An deinem Liebes-Ankerseil
Find ich und auch die Meinen Heil —
Ich hoffe.

Ich hoff' auf dich, o Herr, allein;
Und stellt das Herz den Blutlauf ein,
Verzehrt der Moder mein Gebein —
Lebst du, Herr, werd auch ich noch sein!
Ich hoffe.

Herr Gott, du meiner Hoffnung Licht,
Trostwort, Fels, Grund und Zuversicht!
Halt, daß mir nicht der Anker bricht;
Laß mich zu Schanden werden nicht!
Ich hoffe.

Ist der schlichte Sänger dieses Liedes, das ihm kunstlos aus dem Herzen quoll, nicht beneidenswert, nicht reich vor Tausenden? Muß nicht der Gelehrteste wünschen, ebenso fest, so freudig hoffen zu können, wie dieser Einfältige? Muß ihm nicht all sein Wissen für diesen frommen Sinn feil sein?

Doch ich höre den Einwand: Das sind ja eben nur Ausnahmen; daneben bleibt doch die Rohheit und Herzlosigkeit und Glaubenslosigkeit die Großmacht, die unserm Volke den Stempel aufdrückt. Gewiß sind das — ich will nicht sagen Ausnahmen — aber seltene Erscheinungen im Volke; gleichwohl, zwingen sie uns das Geständnis ab: Wenn in unserm Volke solches möglich ist, wenn auf diesem Boden so liebliche Blumen erblühen können, dann kann der Boden doch so schlecht nicht sein. Um dieser fünf Gerechten willen verdient unser Volk schon eine freundlichere Beurteilung von seiten der Gebildeten, als es in der Regel der Fall ist. Man nehme getrost an, daß solche Frömmigkeit auf die Umgebung einen tiefen Eindruck macht. Mancher rohe Geselle in der Großstadt trägt doch noch das verblaßte Bild solcher herzenswarmen Frömmigkeit in seiner Seele. Wenns nur durch freundliches Wort wieder klar und hell gemacht würde! Unser Volk braucht den Glauben, und würde nur mehr in den kirchenarmen Städten gepredigt — mit oder ohne Kanzel, von Geistlichen oder „Laien" —, würde den dürstenden Seelen nur der lebenspendende Becher gereicht, sie wären dankbar dafür.

Es ist die heilige Pflicht aller, welche das Volk haben kennen und lieben lernen, auch weitere Kreise zu dieser Liebe zu ermutigen und sie von der Richtigkeit des Wortes eines warmen Volksfreundes zu überzeugen: „Vertrauet dem Volke — das Volk liebt seine Idealisten." P D

Die Präexistenz der Maria

In Innsbruck erscheint, von Priestern der Gesellschaft Jesu herausgegeben, seit 1865 eine Monatsschrift, welche für die Erkenntnis moderner katholischer Frömmigkeit sehr lehrreich ist: „Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" (Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck). Der Titel dieses Blattes wird den meisten unsrer Leser, wenn nicht gar wahnwitzig, so doch jedenfalls ganz unverständlich erscheinen. Denn so oft auch, wo von modern katholischer Frömmigkeit die Rede ist, die „Andacht zum heiligsten Herzen Jesu" erwähnt wird (vgl. z. B. Nr. 33 d. vor. Jg. d. Z., S. 319): für Protestanten wird diese Andacht stets ein unbegreifliches Ding sein; ja sie werden die Andacht für widersinniger halten, als sie ist. Wir werden deshalb demnächst unsern Lesern diese „Andacht zum heiligsten Herzen Jesu," ihre Entstehung, Verbreitung und Bedeutung näher zu bringen versuchen; sie verdient gekannt zu werden, denn so abgeschmackt ihre Form zu sein scheint, so empörend für unser Gefühl nur zu oft ihre Ausübung ist, dennoch ist ihre Verbreitung ein bedeutsames und auch keineswegs bloß bedauernswertes Kennzeichen der Richtung, welche die Entwicklung der katholischen Frömmigkeit neuerdings genommen hat.

Für heute handelt es sich nur um eine Mitteilung aus dem „Sendboten."

Von Maria und dem „unerschöpflichen Schatze im Herzen der Maria" ist in den frühern Jahrgängen des Sendboten natürlich oft die Rede gewesen; denn die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu hängt eng zusammen mit der Verehrung „des unbefleckten Herzens Mariä." Doch im 1887er Jahrgang fing der Sendbote von vorn an, um in einer Reihe von Artikeln seinen Lesern „von dem Leben, Leiden und Freuden unsrer

lieben Frau und Mutter Einiges der Reihe nach zu erzählen.“ Die Reihe der Artikel ist noch nicht zu Ende gekommen, wird auch zweifellos ihren Abschluß so bald noch nicht finden. Doch wozu warten? Die Marienlegende, bei welcher die Artikelreihe jetzt angekommen ist, kennen auch gebildete Protestanten, sei es auch nur aus Dürers Marienleben, Tizians Himmelfahrt Mariä und andern Denkmälern der Kunst; die ersten Artikel aber, welche lediglich dogmatisch sind, werden den meisten Protestanten Neues lehren — Neues in Bezug auf Maria, Neues in Bezug auf die unglaublichen Fortschritte, welche der Marienkult macht. Nicht daß der Verfasser dieser Artikel auf eigne Faust Dogmatik triebe; er würde gewiß für jeden einzelnen Satz „berühmte Muster“ aufweisen können; — aber vor fünfzig Jahren wäre dergleichen in Deutschland nicht möglich gewesen.

„Von Ewigkeit zu Ewigkeit“ so lautet in dem ersten Artikel nach der „Ankündigung“ die Ueberschrift des ersten Teilstückes. Jedes Bild präexistirt im Geiste des Künstlers, wir alle in den Gedanken Gottes (Eph. 1, 4). Also hat auch Maria „in der Ewigkeit Gottes ihre Vorgeschichte.“ — Das geben wir alle zu. Doch würden wir deshalb keine Abhandlung schreiben über das Thema: „Maria in Gott.“ Der Sendbote aber läßt ein so überschriebenes zweites Teilstück folgen: In Gottes Gedanken lebt alles, was geschaffen werden soll, eben so, wie es werden soll. So lebt Maria von Ewigkeit her in Gottes Geiste als die, welche der ganzen Welt zum Segen werden sollte.

Und wie nun Gott wirklich daran ging, die Welt und die Menschen zu erschaffen, so ist Maria als die große Mutter der Menschen vor seinen Augen gegenwärtig gestanden. Und nach der Erschaffung der Menschen ist sie fortwährend in der Vorsehung Gottes und bei seiner Leitung der Weltgeschäfte gegenwärtig gewesen; er hat sie nie aus den Augen verloren, bis sie endlich selbst von ihm erschaffen und auf die Welt gekommen ist.

Da ist streng genommen nicht mehr von Maria gesagt, als was wir Theologen „ideale Präexistenz“ nennen. Man könnte diese von jedem Menschen aussagen. Allein wenn auch unsre Leser den Inhalt dieses Begriffes erraten werden — der Probe wegen ist der Begriff hier eingeführt —: die Leser des Sendboten werden zwischen „idealer“ und „realer“ Präexistenz wohl nicht so sicher unterscheiden, und ich meine, der Verfasser hat es den Lesern auch leicht gemacht — ihn mißzuverstehen. Absichtlich offenbar hat er Worte gewählt, die mehr auszusagen scheinen als eine „ideale“ Präexistenz. Denn also fährt er fort:

Und jetzt wirst du etwas verstehen. Beinahe an allen Festtagen Mariens kommt im Brevier des katholischen Priesters und öfter auch in der Epistel bei der Messe eine ganz wundersame Erzählung vor. Sie ist aus der heiligen Schrift des Alten Testaments genommen; die unfehlbare Kirche Gottes legt sie auf Maria aus. Und so ist es im Geiste der Kirche Maria selbst, welche uns ihre Geschichte erzählt. Sei jetzt recht still, und horche andächtig und gläubig auf, was sie sagt: „Der Herr hat mich am Anfang seiner Wege besessen, bevor er etwas bildete vom Anfange an. Von Ewigkeit her bin ich gesetzt, und von der Urzeit her, bevor die Erde wurde. Noch waren die Tiefen nicht, und ich war schon empfangen. Die Wasserquellen waren noch nicht hervorgebrochen, und die Berge standen noch nicht da in ihrer schweren Last; eher als die Hügel ward ich geboren. — Als er die Himmel bereitete, war ich dabei. Als er die Tiefen mit bestimmtem Gesetze und Schranken umzog, als er die Lüfte oben befestigte und die Wasserquellen ausglich, ... als er die Grundfesten der Erde einsetzte, da war ich bei ihm, alles ordnend; und ich freute mich jeden Tag, spielend vor ihm alle Zeit, spielend auf dem Erdkreise; und meine Wonne war es, bei den Menschenkindern zu sein. (Sprichwörter Sal. 8, 22—31.)

Diese Ausführung ist für den, der die Geschichte der Entstehung der kirchlichen Dogmen kennt, vom allergrößten Interesse, und um dem Leser die Bedeutung derselben nur einigermaßen verständlich zu machen, muß ich ihn für einen Augenblick hineinführen in die Geschichte der Lehre von der Person Christi. Die neutestamentlichen Schriftsteller, zum Teil ja Augenzeugen des Lebens Jesu, gehen in allem, was sie von der Person Jesu Christi sagen, von dem Eindruck aus, den ihnen die lebendige Persönlichkeit des auf Erden wandelnden Herrn gemacht hatte. „Wir sahen seine Herrlichkeit — voller Gnade und Wahrheit“ (Joh. 1, 14). „Einen Propheten mächtig von Thaten und Worten“ meinten sie zu finden, als sie zu ihm kamen; sie fanden mehr, sie fanden den verheißenen Messias ihres Volkes, sie fanden Gott in Christo. „Mein Herr und mein Gott,“ bis zu diesem Thomasbekenntnis führt die Entwicklung des Glaubens im Evangelium Johannis (20, 28). So wuchs die Person Jesu den Jüngern hinaus über diese Erde und ihre zeitlichen Schranken, und ein Lichtstrahl der Herrlichkeit, die von dem historischen Christus ausstrahlte, fiel zurück in die Zeit vor seiner zeitlichen Erscheinung. Und in diesem Lichte verstanden sie das Wort: „Verkläre mich, Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war“ (Joh. 17, 3); in diesem Lichte erkannten sie in Christo den Zweck und den Mittler der Weltschöpfung (Joh. 1, 3; Kol. 1, 16). Aber sie waren keusch genug, in ihren Gedanken zurückzuhalten mit weitern Spekulationen. Das Auge ihres Glaubens war auf die Person des erschienenen und erhöhten Herrn gerichtet; was sie über seine Präexistenz dachten und lehrten, das begrenzte gleichsam den Horizont ihrer Glaubensgedanken. Aber so blieb es nicht. Im zweiten Jahrhundert verschob sich die Anschauung. Die philosophisch gebildeten christlichen Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts meinten das, was sie als heidnische Philosophen von der halbpersonifizirten göttlichen Vernunft, als dem Werkzeuge der Weltbildung und -Erhaltung, angenommen hatten, in Verbindung bringen zu können mit dem, was sie über die Präexistenz Christi in der heiligen Schrift lasen. So erschien ihnen Christus als die Vernunft Gottes, die von Ewigkeit her in Gott gewesen, zum Zweck der Weltschöpfung aus ihm hervorgegangen sei. Dabei weilten nun ihre Spekulationen; der historische Christus trat darüber ganz zurück. Es giebt zwei Apologien aus dem zweiten Jahrhundert, in denen der Name Christi gar nicht vorkommt: nur von der göttlichen Vernunft ist da die Rede.

So wurde die Aufmerksamkeit der Theologen von dem historischen Leben Jesu abgelenkt auf Fragen, welche sein vorirdisches Sein betrafen und bis in die Ewigkeit hineinreichten. Und je offenbarer die heilige Schrift nur andeutend hierüber spricht, desto notwendiger war es, daß über das Verständnis dieser nur andeutenden Stellen erbitterte Kämpfe geführt wurden. In diesen Kämpfen suchte erklärlicherweise jeder Teil den Schriftbeweis zu führen, und da jene andeutenden Stellen nicht ausreichten, wußte man geheimnisvolle Aufklärung über die strittigen Fragen auch aus den Stellen herauszulesen, die ihrem eigentlichen Sinne nach von etwas ganz anderm redeten. Zu diesen Stellen gehörte auch die von dem „Sendboten“ benutzte Stelle der Sprichwörter. Sie redet, wie jeder Leser durch einen Blick auf den Zusammenhang sich überzeugen kann, von der göttlichen Weisheit. Und je zweifelloser auch der Verfasser der Sprüche Salomonis diese göttliche Weisheit fast personifizirt; er hat doch ebenso zweifellos, als er jene Worte schrieb, nicht an den Messias gedacht, den mit andern Juden auch er erwartete. Doch im dritten und vierten Jahrhundert dachte man anders: die Weisheit Gottes ist die Vernunft Gottes, die Vernunft Gottes ist Christus, also ist an jener Stelle von Christo die Rede. Und nun wurde diese Stelle eifrigst hineingezogen in die Kämpfe jener Tage. Ja ich glaube behaupten zu können, daß in den dogmatischen Streitigkeiten über die Person Christi kaum eine Stelle der heiligen Schrift häufiger benutzt ist, als jene. An der Stellung, die jemand zu diesen Bibelworten nahm, entschied sich, ob er in Bezug auf die Person Christi den rechten oder unrechten „Glauben“ habe. Sehr deutlich zeigt das eine urkundlich verbürgte Geschichte aus dem Sommer des Jahres 361. Es war nicht lange vor dem Tode des in die dogmatischen Streitigkeiten seiner Zeit tief verflochtenen Kaisers Konstantius. Der Kaiser weilte in Antiochien, das eben in Meletius einen neuen Bischof erhalten hatte. Ob der Kaiser dessen Gesinnung prüfen wollte oder was ihn sonst bewog, wissen wir nicht; genug, auf des Kaisers Befehl mußten Meletius und zwei der Hofbischöfe nacheinander über Sprichwörter 8, 22 predigen. Dabei mußte sich zeigen, wie die Bischöfe über die Lehre von der Person Christi dachten, — und in der That hat die Predigt des Meletius, die noch erhalten ist, ihm sein Amt gekostet.

Dieselbe Stelle bezieht also jetzt die unfehlbare Kirche auf Maria! Uebereinstimmend gewiß nicht; aber es ist schon viel, wenn die Jesuiten so urteilen. Sollen etwa in künftigen Jahrhunderten über das Wesen Mariens ähnliche dogmatische Bestimmungen getroffen werden, wie in früherer Zeit über Christus? Der Anfang ist bereits gemacht: das „Empfangen vom heiligen

Geiste“ hat bereits seine Parallele, seit Pius IX. die unbefleckte Empfängnis der Maria zum Dogma erhoben hat (1854). Vielleicht folgt dann: „geboren von der Jungfrau Anna“ u. s. w. Ich will es dem Leser anheimstellen, das weiter auszudenken, will auch nicht weitläufiger davon handeln, wie im zweiten und dritten der Marienartikel, von denen wir sprechen, die „marianischen Weissagungen,“ wenn ich so sagen darf, behandelt werden: — Gott verheißt die Maria schon im Paradiese als das Weib, das der Schlange den Kopf zertreten soll (vgl. Nr. 2 d. v. Jg. d. Z., S. 21, Anm. 18) und verkündigt sie voraus in mancherlei Bildern des Alten Testaments. Ich komme vielmehr zum Schluß noch einmal auf den ersten Artikel zurück. Es ist ihm ein Bild beigegeben, ein hübscher Holzschnitt, der die Unterschrift trägt: „Maria, von Gott im Plane der Schöpfung vorherbestimmt zum Segen der ganzen Erde.“ Die Beschreibung des Bildes mag der Artikelschreiber selbst geben, und Randbemerkungen zu machen, will ich dem Leser überlassen.

Da siehst du oben Gott den Vater, wie er eben die Sonne, den Mond, die Sterne und die Erde erschafft; aber es ist, als wenn er das nur so nebenbei thäte. Sein Augenmerk ist dabei auf Maria gerichtet. Sie ist bei ihm und vor ihm. Sie steht auf der Erde, ragt aber über sie weit in den Himmel hinauf bis zu Gott dem Vater. Ihre Augen sind liebreich, gütig und süß und mild zur Erde hinabgesenkt; man sieht es ihr wohl an, „es ist ihre Wonne, bei den Menschenkindern zu sein.“ Ihre Hände sind nach ihnen ausgestreckt, als wollte sie die ganze Welt an ihr Herz hinaufheben, um ihr dort wohl werden zu lassen. Und von diesen Händen gehen Segenstrahlen [wie Lichtstrahlen gezeichnet] auf die Erde hinab; ganz mit Recht, denn diese Hände werden sich in mütterlichem Gebete oft und oft falten für die Menschenkinder, um ihnen von Gott Gnade und Erbarmung, Heil und Segen zu erflehen.

L

Max Nordau

und „die religiöse Lüge der Kulturmenschheit“

1

Gelegentlich der Beratung des Sozialistengesetzes im Reichstage am 13. Februar rief der sozialdemokratische Abgeordnete Bebel in das Haus:

Ist der Atheismus eine sozialistische Erfindung? Nie und nimmer. Schon lange vor der Sozialdemokratie sind in Bezug auf die Religion und das höchste Wesen, und zwar von den ersten Geistern aller Zeiten, solche Anschauungen und Gedanken ausgesprochen. ... Soll ich an neuere wissenschaftliche Schriften erinnern? Ich will hier nur ein Buch erwähnen, das in den letzten Jahren erschienen und in den gebildeten und besitzenden Klassen geradezu rasend gekauft worden ist. Es ist dies das bekannte Buch des Schriftstellers Max Nordau, betitelt: Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit. Es werden sehr wenige unter Ihnen sein, die das Buch nicht gelesen haben, und es werden sehr viele unter Ihnen sein, die es mit großem Genuß und vielem Vergnügen gelesen haben. (Widerspruch im Zentrum.) Und was wird in diesem Buche gesagt? In diesem Buche werden Urteile über die heutige Ehe, über den Adel und das Fürstentum, über die Religion und sogar über das Eigentum gefällt, daß alles, was die Sozialdemokratie darüber gesagt hat, nicht schlimmer sein kann. Und nun frage ich wieder: wie können Sie da kommen und gerade der Sozialdemokratie den Atheismus, die Irreligion als Kapitalverbrechen an den Kopf werfen!

Wir können dem Abgeordneten Bebel nicht Unrecht geben; denn die Thatsache steht fest, daß das berüchtigte Buch Nordaus in einer überaus großen Anzahl von Auflagen verbreitet ist und daß die Kreise, in denen es vorzugsweise gelesen wird, sich keineswegs zu den Sozialdemokraten zählen. Eher als ein sozialdemokratisches könnte man das Buch ein pessimistisches nennen; jedenfalls gehört es zu jener Gattung von Büchern, deren Hauptreiz vor allem in der Opposition und Kritik, in der Verneinung und Zerstörung liegt und die deshalb allerorten so ansprechen, weil in jedem Leser irgendwo auch jene Neigung zur Kritik liegt, die er an dem Bestehenden anwenden möchte und nun von dem Schriftsteller klarer und nackter ausgesprochen sieht, als er es selbst zu denken, geschweige denn auszusprechen wagen würde. Kaum dürfte es ein zweites Buch geben, das in dieser Lust am Verneinen und Vernichten so grundstürzend und rücksichtslos vorgeht wie dieses. Dem Schriftsteller Max Nordau ist eben alles, was heute besteht, Lüge und darum des Untergehens wert. Mit wahrem Vergnügen verzeichnet er alle die Zeichen der Zeit, die von einer Verbitterung und Verstimmung unsers Geschlechts Kunde geben, und er findet gar nicht genug grelle Farben, um diesen unleidlichen Seelenzustand der Kulturmenschheit recht schauerlich darzustellen. Ueberall sieht er Unbehagen, Skeptizismus, Pessimismus, überall den nagenden Wurm, überall das nahe Verderben. Und woher kommt — so fragt er — dieses Mißbehagen, diese allgemeine Unzufriedenheit in unsrer Zeit? Von der Lüge unsers Geschlechts, von dem „Gegensatze zwischen unsrer Weltanschauung und allen Formen unsers individuellen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens.“ Er behauptet:

Ein unüberbrückbarer Abgrund klafft zwischen unsrer Erkenntnis, zwischen dem, was wir als Wahrheit empfinden, und den herkömmlichen Einrichtungen, unter denen wir zu leben und zu wirken gezwungen sind.

Fragen wir nun aber verwundert: was ist denn diese unumstößliche Wahrheit, um derentwillen wir unser ganzes Leben völlig umgestalten müßten? so wird uns zur Antwort: der Darwinistische Materialismus. Derselbe Mann, der — wir können nicht leugnen — mit Geist und Denkschärfe über unser Zeitalter als Ankläger und Richter zugleich sein vernichtendes Urteil spricht und aller Sitte, allem Glauben, allem, woran die Menschheit hängt, jegliches Recht auf Bestehen abspricht, derselbe Mann ist ein fanatischer Anhänger jener Weltanschauung, die er die naturwissenschaftliche nennt. An alles legt er den strengen Maßstab seiner Kritik, überall setzt er die Hebel an, um zu verneinen und zu stürzen; aber mit dem naivsten Glauben betet er als unumstößliche Wahrheit das an, was man sonst eben Materialismus nennt, also doch auch nur eine Weltanschauung unter vielen. „Unsre Weltanschauung ist die naturwissenschaftliche,“ so orakelt er und zieht mit brutalem Eifer die Folge dieses Dogmas, das er sich anschickt, mit demselben bittern Haß gegen Andersgläubige zu verteidigen, welchen er uns Christen zum Vorwurf macht.

Diese [d. h. die naturwissenschaftlich-materialistische] Weltanschauung ist ein Elementarbestandteil unsrer Kultur geworden. Es ist unmöglich geworden, sich gegen sie abzuschließen.

Das ist der Ausgangspunkt Max Nordaus. Und weil er nun wahrnimmt, daß unser Geschlecht noch gar nicht Miene macht, diese unfehlbare Wahrheit unbedingt anzuerkennen (vermutlich weil eben dies Geschlecht weiß, daß solche Predigt nicht eben etwas Neues, sondern nur etwas Modernes, darum auch Vorübergehendes ist), so findet er überall eitel Lüge und verdammenswürdige Irrtümer. Die ganze Kulturmenschheit lebt seiner Ansicht nach in lauter Lügen, und so redet er denn in seinem Buche der Reihe nach von der religiösen, der monarchisch-aristokratischen, der politischen, der wirtschaftlichen und der Ehelüge. Dann behandelt er noch „allerlei kleine Lügen“ und bietet schließlich auf wenigen Blättern eine „Schlußharmonie,“ d. h. etwas wie einen positiven Aufbau seiner Weltanschauung, der freilich gegen die vorhergehende ausführliche Kritik alles Bestehenden dürftig genug ausfällt.

Uns, die Genossen der christlichen Welt, mag hier vorzugsweise beschäftigen, was Max Nordau über die religiöse Lüge zu sagen weiß.

R B

Ben Hur

Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Leon Wallace. Mit Genehmigung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von B. Hammer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 2 Bde. 3. Aufl. 1888

Von 1880 bis 1887 sind 185000 englische Exemplare dieses Romans verkauft worden, der einen General und Gesandten der nordamerikanischen Vereinigten Staaten zum Verfasser hat. Die Fabel, eine freie Erfindung hineinverwoben in die historischen Thatsachen, ist sehr ansprechend; die Verwicklungen sind spannend, die Charaktere mannichfaltig, wahr und ausgeprägt. Stoff und Darstellung zeugen von einem reinen, edlen Geiste, dem alles Gemeine zuwider ist. Die Menschen sind nicht Spielball ihrer Empfindungen und Einfälle, wie in den meisten Romanen unsrer Tage: sie haben Ueberzeugungen, sie sind Charaktere, sie wissen, was sie sollen, sie überlegen, was sie wollen. Vortrefflich ist der Ton getroffen. Durch moderne Empfindungsweisen oder gar Ideen wird man nirgends aus seiner Versenkung in die Menschen

jener Zeiten aufgeschreckt. Einige kleine geschichtliche Irrtümer in Nebendingen werden nur den genauen Kenner der Geschichte stören. Eine Fülle von Bildern und Szenen zieht in glänzender Anschaulichkeit, unser volles Interesse in Anspruch nehmend, vor uns vorüber: das häusliche Leben in Jerusalem und das Römerwesen in den Provinzen mit seiner politischen und sozialen Art, der Großkaufmann in Antiochien und der Araberscheik unterm Zelte im Palmenhain, die Grotte der Daphne- und die Rennspiele im Cirkus, das Schicksal der Galeerensträflinge und das Seekriegswesen der Zeit. Treffend ist die Denkweise eines vornehmen jungen Römers jener Tage, zumal der Eindruck, den jüdisches Denken und Wesen auf ihn macht, und nicht minder fesselnd das eigenartige Selbstbewußtsein der vornehmen Juden, zumal in Jerusalem, dargelegt. In ihrer ganzen packenden Macht tritt uns die messianische Idee der Juden unterm Römerjoch mit ihren tiefsten Trieben, dem Nationalstolz und der Rachegluth, entgegen.

Bei so großen Vorzügen ist es doppelt schmerzlich, an diesem ernst denkenden und hochgebildeten Schriftsteller zu sehen, wie heute noch in weiten Kreisen, um es auf ein Schlagwort zu bringen, Platonismus als Christentum umgeht. Jesus selbst bildet eigentlich nur den Hintergrund unsrer Geschichte. Er selbst wirkt in keiner Weise ein, auch nicht auf die Anschauungsweise ihrer Gestalten. Die Entwicklung derselben geht ihren eignen Weg; ihr Leiter ist ein edler Aegypter, Balthasar. Er legt den übrigen — an den Einen Gott, den andern Pol dieser Weltanschauung, glauben sie alle schon von Haus aus — die Existenz, die Unsterblichkeit der Seele und deren Erlösungsbedürftigkeit dar, wobei er auch einmal von dem „gefallenen Zustande der Menschheit" spricht, ohne sich genauer zu erklären, was er sich darunter denkt, und führt von hier aus durch, daß der erwartete Messias ein Erlöser, und zwar ein Erlöser der Seelen, — nur einmal sagt er „Erlöser der Menschen von ihren Sünden" — sein werde und müsse. Es existirt ein Reich, ein Reich der Seelen, von dem nimmt Jesus Besitz und öffnet dann die geheimnisvolle Pforte ins Paradies, d. h. er schafft ihnen die Unsterblichkeit. Daran will er den kommenden „Messias" erkennen, daß er „ihm und allen Menschen den Weg zum ewigen Leben, zum reinen, herrlichen Leben der Seele zeigt." Man staunt, daß es dieses Erlösers überhaupt bedarf, wenn man ihn sagen hört:

Die Idee einer Seele beraubt den Tod seiner Schrecken, indem sie uns das Sterben als einen Wechsel zum Bessern und das Begrabenwerden als ein Pflanzen zu einem neuen Leben vorstellt. ... O welch eine Seligkeit liegt für mich in dem Gedanken, daß, wenn sich das Grab öffnet, um meine abgetragene Hülle aufzunehmen, die jetzt unsichtbaren Thore der Wohnung Gottes sich aufthun werden, um mich, meine befreite, unsterbliche Seele, aufzunehmen. ... Alles Schöne in dieser Welt stammt aus seiner Hand, er kleidet die Lilie, malt die Rose, ruft den Thautropfen hervor; er schuf die ganze Harmonie der Natur: mit einem Worte, er schuf uns für dieses Leben und setzte demselben gewisse Bedingungen; diese sind mir eine Bürgschaft, sodaß ich ihm vertrauensvoll meine Seele überlasse, samt der Verfügung darüber nach meinem Tode. Ich weiß, daß er mich liebt.

Aber dennoch — erfahren wir später — war es

des Nazareners Sendung, diejenigen, die ihn lieben, über die Grenze des Irdischen hinaus in jenes Reich zu führen, das ihm und den Seinigen bereitet war. ... Als dieser von den Toten auferstanden war, sah Ben Hur ein, daß sein Tod notwendig gewesen zur Bestätigung des Glaubens an die Auferstehung, ohne welche das Christentum der Grundlage entbehren würde.

Menschlicherseits vermittelt ist diese „Erlösung" „durch Glauben, Hoffnung, Liebe und gute Werke," was Balthasar schon weiß, als er den „neugeborenen König der Juden" erst sucht. Jesus erscheint als „Wunderwirker"; die Wunder legitimiren ihn als Erlöser. Wodurch die Erlösung geschieht, wird nicht klar. Die Wunder sind überhaupt die Quelle des Glaubens. Balthasar beruft sich für seinen Glauben durchs ganze Buch hindurch auf die wunderbare Art, wie er nach Bethlehem gerufen wurde: eine Stimme Gottes, der Stern, das wunderbare Zusammentreffen mit einem Griechen, Kaspar, und einem Brahmanen, Melchior, zur selben Stunde, unter derselben Palme in der Wüste, das wunderbare Zusammensprechen desselben Gebetes bei ihrem Mahl. Diese Ereignisse sind eigentlich der rote Faden, der sich durch das ganze Buch zieht, um den sich der Glaube allmählich herumspinnt. Ueberall tritt in dieser Auffassung des Christentums das „Uebernatürliche" wie ein deus ex machina ein, wo es sich in Wahrheit um Wirkung geistig sittlicher Kräfte handelt.

Die Person Jesu, sein Leben und Wirken kommt ebenso wenig als die den Glauben weckende Macht zur Geltung, wie auf der Seite der Menschen das Bedürfnis nach Versöhnung als die eigentliche Triebkraft, die zu ihm hinzieht. Infolge dessen war es auch dem Dichter unmöglich, worauf doch das Buch angelegt scheint und was man mit Spannung erwartet, für den Konflikt zwischen den jüdischen Messiasideen des Ben Hur und seiner Genossen und dem, was Jesus wirklich brachte, eine psychologisch tiefgehende und befriedigende Lösung zu bieten, und was man nach den lebendigen Bildern jüdischen und heidnischen Denkens doppelt vermißt, am Schluß ein Bild des eigentümlich Neuen zu geben, wozu die Helden des Buches als Christen nun durchgedrungen sind. v S

Die deutschen Kolonien in Südwestrußland

2. Entstehung und Ausbreitung der Brüdergemeinschaften

Zur Schilderung und Beurteilung des geistigen und religiösen Lebens wird uns gerade diese Kolonie — Sarata — zum geeigneten Ausgangspunkte dienen können. Von Odessa aus etwa hundert Kilometer westwärts nach der rumänischen Grenze zu gelegen, bildet dieselbe ungefähr den geographischen Mittelpunkt der bessarabischen Ansiedelungen. Nach langer Fahrt auf den durchweg mit verschwenderischer Raumvergeudung angelegten breiten Fahrstraßen, die den Reisenden im Sommer in ihre dichten Staubmassen hüllen, während im Winter Pferd und Wagen in dem klebrigen Kot der schwarzen Erde zu versinken drohen, bietet das Dorf Sarata dem Ankommenden einen höchst erfreulichen, einladenden Anblick dar. In einer sanften Thalböschung gelegen, rings von einer niedrigen, reich mit Wein bepflanzten Hügelkette umgeben, breitet sich dasselbe in unregelmäßiger Kreuzform um die im Mittelpunkte derselben sich erhebende geräumige Kirche aus. An den Häusern ist Holz, das weither beschafft werden muß, möglichst gespart. Auf einer Unterlage von festen Feldsteinen werden die Mauern teils aus Lehm, teils aus gesägten Sandsteinblöcken gefügt und die Bedachung aus dem reichlich vorhandenen Schilfrohr hergestellt. Neben und hinter der Kirche wird man mehrere stattlichere Bauten gewahr: neben dem Pfarrhaus steht das Gebäude der Werner-Schule, die der Ausbildung von Küstern und Lehrern dient, während nach der entgegengesetzten Seite hin sich das Diakonissenhaus erhebt mit seinen Zweiganstalten: dem Alexanderasyl, einer Anstalt für Blöde und nun auch für Taubstumme, und einem auf Kosten der evangelischen Gemeinden erbauten, aber von dem Kreislandtag unterstützten und der ganzen Bevölkerung ohne Unterschied des Bekenntnisses dienenden Hospital.

Daß wir hier an einem Mittelpunkte des geistigen und religiösen Lebens der deutschen Ansiedelungen stehen, ist schon aus diesen Angaben deutlich. Noch mehr wird das hervortreten, wenn wir in Kürze die Geschichte der Kolonie erzählen. Sie hat nicht den Ruhm, die älteste zu sein. Zwei andre Kirchspiele: Tarutino nördlich, Arcis südwestlich gelegen, waren schon früher entstanden; 1815 war in Tarutino, 1820 in Arcis der erste Pastor eingesetzt worden. Aber diese beiden Kräfte reichten bei weitem nicht aus, den Anforderungen zu entsprechen, welche gerade die ersten Ansiedelungsjahre stellten. Den schützenden, vorbeugenden Ordnungen der Heimat enthoben, galt es für diese Ansiedler eine Neuschöpfung gemeindlichen Lebens, welche einerseits den Verhältnissen des fremden Landes angepaßt, anderseits doch soweit möglich die geistige Art der Heimat zu bewahren bestrebt wäre. Es ist ja ohne weiteres deutlich, daß bei solcher Arbeit die spontane Mitwirkung der betreffenden Gemeinden und Gemeindeglieder unentbehrlich war. Mit bloß gesetzlichen Maßregeln oder behördlichen Verordnungen war da wenig auszurichten. Der Sinn für Ordnung und Gesetz, die freie Bereitwilligkeit, sich ihnen zu fügen, mußte vorhanden sein oder, wenn sie nicht vorhanden war, erst geweckt werden, sollte es zu einer

gedeihlichen Entwicklung kommen. Es scheint nun, daß anfangs in Tarutino und Arcis weder das eine noch das andre der Fall war. Aus dem preußischen Polen, wo sie sich zuletzt aufgehalten, hatten diese Ansiedler wenig geistiges Leben mitgebracht. Die schwere Not der ersten Ansiedelungsjahre, das mühselige Ringen um das tägliche Brot hatte dann zunächst eine arge Verwilderung der großen Masse zur Folge. Und Mißwachs, Heuschrecken, Viehseuchen, verheerende Krankheiten konnten wohl einzelne zur Besinnung bringen, aber im großen und ganzen für sich allein schwerlich viel andres bewirken als volle Mutlosigkeit bei den einen, ein wildes In-den-Tag-hineinleben bei den andern. Den beiden angestellten Pastoren aber mag Kraft und Einsicht gefehlt haben, diesem wüsten Wesen mit Erfolg entgegen zu arbeiten.

Da erschien, gefolgt von zahlreichen Anhängern aus Württemberg und Baiern — es waren vierzig Familien —, der separirte, früher katholische Pfarrer, Ignaz Lindl in Bessarabien und gründete im Jahre 1821 die Kolonie Sarata. Gleichzeitig mit Boos, Goßner u. a. an der herrschenden Richtung der katholischen Kirche irre geworden, hat sich Lindl nicht wie Boos mit einer Sonderstellung innerhalb der angestammten Kirche begnügt, noch ist er wie Goßner zur evangelischen übergetreten, sondern hat sich, jedenfalls unter dem Zusammenwirken von individueller Disposition und der Zustimmung enthusiastischer Anhänger, dem Separatismus zugewandt. Dabei ist aber von vornherein nicht ganz deutlich, in wie weit diese Anhänger voll auf seine Intentionen eingegangen sind. Jedenfalls aber hatten hier, anders als bei den übrigen Ansiedelungen, religiöse Motive zur Auswanderung getrieben, und religiöse Interessen waren es denn auch vornehmlich, welche in der neuen Ansiedelung unter der Leitung ihres geistlichen wie weltlichen Vorstandes Lindl verfolgt wurden. Des letztern mächtige Bußpredigten wirkten aber weit über die Grenzen seines Pfarrorts und Kirchspiels hinaus. Aus ganz Bessarabien strömten ihm die Kolonisten zu. Schon am Samstag pflegte das Dorf von Kirchgängern überfüllt zu sein. Der Gottesdienst mußte ihrer großen Zahl wegen im Freien gehalten werden. Die am entschiedensten von seinen Gedanken Ergriffenen trugen dieselben, auf eigne Faust missionirend, nach allen Richtungen in die übrigen Kolonien hinaus, und die Folge war ein sich weithin erstreckendes Umsichgreifen separatistischer Schwarmgeisterei. Hätte dies Wesen Bestand gewonnen, so wäre der letzte Schaden wohl schlimmer geworden, als der erste. Allein die Regierung, auf die Bewegung aufmerksam geworden, setzte derselben bald durch die Landesverweisung Lindls ein Ziel.

Mit dem Verschwinden des Urhebers war aber die Sache selbst nicht unterdrückt, sondern wurde nur teils beschränkt, teils in andre Bahnen gelenkt. Die ernsten und entschiedenen Anhänger der separatistisch-asketischen Ziele Lindls kommen dabei am wenigsten in Betracht. Zwar sind sie mit Lindl in brieflichem Verkehr geblieben, haben sich auch im Anfange der vierziger Jahre als „Neue apostolische Kirche“ vollends von der evangelischen getrennt und dabei den katholischen Ursprung ihres „Vaters,“ wie sie Lindl nannten, in Eidverweigerung, Fastengeboten und Cölibatsbestrebungen deutlich genug offenbart. Allein eben mit ihren offenbaren mönchischen Interessen hat diese Bewegung keinen nachhaltigen Einfluß auf die evangelische Bevölkerung zu üben vermocht. Seit dem Jahre 1846 ist sie im Verschwinden begriffen. Einzelne Separirte finden sich wohl hin und wieder noch heute in den bessarabischen Gemeinden, aber ohne ausgeprägte religiöse Eigenart und ohne in ihrer Vereinzelung einflußreich, geschweige denn gefährlich zu sein.

Hingegen ist anzunehmen, daß einerseits Lindls Anhänger, oder wenigstens ein großer Teil seiner ursprünglichen Genossen, die evangelisch-religiöse Art ihrer Heimat, den württembergischen Pietismus, unter seinem oder trotz seinem Einfluß bewahrt, und daß anderseits die Bußpredigten Lindls auch in den sonstigen Ansiedelungen pietistische Erweckungen zur Folge gehabt und dementsprechende Gemeinschaftsbildungen hervorgerufen haben. Ich denke in beiden Fällen nur an eine mittelbare anregende Wirksamkeit des frühern katholischen Pfarrers, aber eine solche, welche alle seinen Zielen irgend verwandten Regungen inmitten der evangelischen Kolonialbevölkerung weckte oder anzog, sodaß die einmal erwachten sich nun selbständig ausbreiten und in den bis dahin religiös gleichgiltigen Gemeinden festsetzen konnten. Denn eine sehr entschiedene Art pietistischer Frömmigkeit giebt fortan bis auf den heutigen Tag dem religiösen Leben der deutschen Ansiedler Südrußlands sein Gepräge.

In sämtlichen Gemeinden Bessarabiens und Chersons bilden sich Kreise von Angeregten oder Erweckten oder Bekehrten, welche sich „christliche Gemeinschaften“ nennen und unter einander durch alljährliche größere Versammlungen, „Bruderfeste“ genannt, sowie durch einzelne aus eignem Antrieb umherreisende, die Gemeinschaft an allen Orten aufsuchende Männer in Verbindung stehen. Ihre Gesamtheit bietet, wiewohl ohne eigentliches Statut oder Gesetz und vollends ohne eine an bestimmte Personen gebundene Leitung, das Bild eines fest und einheitlich organisirten Bundes. Dieser Bund von „Bekehrten“ ist allmählich zu einer Macht herangewachsen, mit der dort in allen Fragen von kirchlichem oder religiösem Interesse gerechnet werden muß, und es ist ihm durchaus gelungen, die Anschauung seiner Glieder von christlichem Leben in den Kolonien zur vollen Herrschaft auch in den nicht unmittelbar beteiligten Kreisen zu bringen.

Ihren Einfluß üben die Brüder — wie sie sich mit Vorliebe nennen und dann auch von den andern genannt werden —, wie überall, zunächst durch ihre Versammlungen aus. Allwöchentlich finden deren drei in einem oder für größere Ortschaften in mehreren Häusern statt. Sie grüßen sich gegenseitig, Männer wie Weiber, mit dem heiligen Kusse. Unbekehrte werden gern gesehen, sogar fleißig eingeladen. In offenbare grobe Sünde Geratene werden ausgeschlossen und erst nach bestimmter Bußzeit wieder aufgenommen, aber auch dann natürlich als minderwertig geschätzt und mit Mißtrauen beachtet. Die Versammlungen beginnen mit dem Gesang eines Liedes, wobei in letzter Zeit leider die sogenannten Jubiläumslieder und andre Erzeugnisse englisch-methodistischen Ursprungs stark in Aufnahme gekommen sind, deren wild aufregende Melodien einen besondern Reiz auf die Mehrzahl dieser Bekehrten ausüben. Eine willkürlich aufgeschlagene Stelle der Bibel wird sodann verlesen und ein sich zum Worte meldender Bruder, wenn nicht einer der etwa anwesenden umherreisenden Stundenhalter, knüpft nun an das Verlesen seine Betrachtungen. Eigentlich erbauliche Schrifterklärung ist das, schon bei dem geringen Bildungsstande der Leute, natürlich in den seltensten Fällen. Ehrenwerte Ausnahmen giebt es ja gewiß. Es finden sich Männer unter diesen Bauern, vor deren Bibelkenntnis ebenso wie vor ihrem praktischen Christentum man nur die höchste Achtung haben kann. Meist aber wird schnell über den Text hinweg zu den Kardinalbegriffen — Welt, Sünde, Bekehrung, Gnade — übergegangen und in eintönig schematischer Weise der grauenhafte Zustand ehemaliger Sünde in der Welt der Seligkeit der Bekehrten, zur Gemeinschaft Gehörigen gegenübergestellt. Von der Ansprache und einem etwa noch folgenden Liede angeregt, wird dann von Männern wie Weibern ohne Unterschied, jedoch nach einander, gebetet. Mit dem öffentlichen Weibergebet ist man in den betreffenden Kreisen selbst nicht durchaus einverstanden. Aber die Meinungen weichen doch nur insoweit von einander ab, als dasselbe von den einen direkt befördert, von den andern leise angefochten und schließlich geduldet wird. Der Inhalt des Gebets ist wieder im wesentlichen feststehend. Zwar jedes irgendwie seinem Wortlaut nach formulirte Gebet, auch das des Herrn, wird durchaus gemieden. Es muß entschieden aus dem Herzen gebetet werden. Dabei aber ergiebt sich kein andrer Inhalt, als der für die Ansprachen schon kurz angegebene: eine schauerliche Schilderung des frühern Sündenzustandes und der Dank für die durch die Bekehrung erfolgte Befreiung aus demselben.

Bei der Schilderung des Sündenzustandes ist zugleich eine Einwirkung auf etwa anwesende Unbekehrte beabsichtigt. Nicht immer natürlich ist diese Absicht von Erfolg gekrönt. Als sie nach Schluß einer Versammlung den anwesenden Lehrer der Gemeindeschule fragten: was er nun zu alledem sage?, antwortete der ihnen richtig, es sei ihm bei der Schilderung all ihrer Bosheit und Sünde das Wort des Apostels nicht aus dem Sinn gekommen: Was hattet ihr nun zu der Zeit für Frucht?

Welcher ihr euch jetzt schämet! (Röm. 6, 21.) Aber der erwünschte Erfolg tritt auch ein, und es wird dann von aufregenden Szenen berichtet. Der Angeregte wird vom Teufel ergriffen, der ihn festzuhalten sucht, während die Gebete der Brüder seine Seele ihm zu entringen streben. Oft wird dann die Versammlung bis in die Nacht hinein fortgesetzt, wenn möglich in dem Hause des Betreffenden. Oft muß man doch der Zeit die Arbeit überlassen, wie mir berichtet wurde, daß in einer Gemeinde in einer Nacht dreizehn bekehrt wären: „aber," fügte der Berichterstatter hinzu, „sieben Stück stecken noch in der Buße."

S E

Aus der innern Mission

(Freiwillige Krankenpflege im Kriege) Das uns vorliegende zweite Mitgliederverzeichnis der Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege (Hamburg, Rauhes Haus) enthält zwar nichts als Namen und Zahlen, ist aber für jeden, welcher hinter statistischem Material geschichtliche Entwicklungen zu entdecken weiß, sehr interessant, denn es giebt den aktenmäßigen Beleg, daß die von uns bereits ausführlich besprochene (vgl. Jahrgang 1887, Nr. 12) gemeinschaftliche Gründung des Roten Kreuzes und des Rauhen Hauses die Anfangskrisen glücklich überwunden hat. Es ist ihr gelungen, zahlreiche hochgestellte Männer aller Wirkungskreise unter dem Titel von Ehrenmitgliedern in ihren Interessenkreis hineinzuziehen und einen soliden Anfangsbestand ausgebildeter Pfleger zu schaffen. Unter den Ehrenmitgliedern finden wir Unterstaatssekretär Lucanus, Ministerialdirektor Greiff, Geh. Rat Dr. von Bergmann, Oberhofprediger Kögel, Oberkonsistorialrat Weiß, die Generalsuperintendenten Hesekiel und Baur, Professor Curtius, den Chefarzt des großen allgemeinen Krankenhauses in Hamburg, mehrere Generalärzte 1. Klasse u. a. Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt 807. Davon fungiren 174 als Ehrenmitglieder und außerordentliche Mitglieder, 131 als Delegirte und Depotverwalter, 502 als ordentliche Mitglieder. Unter den letztern befinden sich 262 Studenten und Kandidaten verschiedner Fakultäten. In schönem Eifer hat sich die militärfreie akademische Jugend der neuen christlich-patriotischen Aufgabe angenommen. Bei ihr, wie überhaupt in Universitätskreisen, ist teilweise an dem evangelisch konfessionellen Gepräge der Genossenschaft Anstoß genommen worden, weil man interkonfessionelle Liebeswerke für ausführbar hält, sobald das patriotische Moment das religiöse ersetze, eine Meinung, welche bis jetzt von der Erfahrung nicht begünstigt wird. Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Vorgang an der Universität Göttingen, über den wir der Kreuzzeitung folgendes entnehmen:

Die hiesige Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger läßt ihre Mitglieder von jetzt ab nicht mehr hier, sondern in Hamburg ausbilden, weil die Direktoren der hiesigen chirurgischen und medizinischen Universitätskliniken die fernere freiwillige Ausbildung der Mitglieder abgelehnt haben. Der Grund dieser Ablehnung ist ersichtlich aus einer vom Geh. Medizinalrat Professor Dr. König und Professor Dr. Ebstein erlassenen Veröffentlichung, in welcher es heißt: „Nachdem uns bekannt geworden, daß ein geachteter Dozent jüdischer Konfession von der Genossenschaft zurückgewiesen wurde auf Grund einer die Juden ausschließenden Bestimmung, lehnen wir es ab, freiwillig uns in der Folge bei einer Genossenschaft zu beteiligen, welche, indem sie an den allgemeinen Patriotismus appellirt, eine ganze Kategorie von Staatsbürgern, weil sie Juden sind, als Mitglieder ausschließt. Wir glauben uns als Direktoren eines Staatsinstituts nicht berechtigt, ohne von Sr. Exzellenz dem Herrn Minister dazu aufgefordert zu sein, mit dem fraglichen Privatverein antisemitische Ziele zu verfolgen." Darauf hat einerseits die Genossenschaft folgenden Beschluß gefaßt: „Die anwesenden Mitglieder der Genossenschaft erklären, daß sie, ohne sich über die Zweckmäßigkeit des ausschließlich christlichen Charakters der Genossenschaft auszusprechen, derselben treu bleiben wollen." Anderseits veröffentlichen die außerordentlichen Mitglieder des hiesigen Verbandes (also sämtlich Leute in bürgerlicher Lebensstellung) in der Göttinger Zeitung folgende Erklärung: „Wie aus dem Protokoll über die Generalversammlung des hiesigen Verbandes ersichtlich ist, hat der hiesige Verband es ausdrücklich abgelehnt, über die Zweckmäßigkeit des ausschließlich christlichen Charakters der Genossenschaft ein Urteil abzugeben. Seine Mitglieder waren sich darüber ganz einig, nicht deswegen von einem guten Werke die Hand zurückzuziehen, weil diesem oder jenem, vielleicht sogar den meisten, eine Bestimmung in den Satzungen nicht genehm wäre, die sie nicht gemacht hatten und nicht zu ändern befugt sind Die Genossenschaften werkthätiger Liebe tragen zumeist einen streng konfessionellen Charakter, zum Teil außerdem noch einen ständischen; aber niemand wird es einfallen, den Johannitern oder Maltesern, den Diakonissen oder Grauen Schwestern deswegen eine Feindseligkeit wider Andersgläubige oder Bürgerliche vorzuwerfen, weil sie Mitglieder allein aus ihren Glaubens- oder Standesgenossen wählen. Wenn also die Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger die Grenze weiter zieht und jedem Christen den Zutritt gestattet, so ist es schlechthin unerfindlich, wie daraus eine konfessionelle Engherzigkeit abgeleitet werden könnte; daß nun vollends die Genossenschaft »antisemitische Ziele verfolge,« ist eine durch nichts gerechtfertigte Unterstellung, gegen welche wir aufs ernstlichste Verwahrung einlegen müssen. Wir verfolgen keine andern Ziele, als die, welche wir selbst als solche bezeichnen, in erster Linie die Anwerbung und Ausbildung von freiwilligen Krankenpflegern, in zweiter Linie persönliche Dienstleistung im Kriegsfalle." Unter den Unterzeichnern befinden sich die Professoren Geheimrat Dr. Bertheau, Dr. M. Heyne, Dr. von Kluckhohn, Dr. von Könen, Dr. Johannes Merkel, Geheimrat Dr. Regelsberger, Dr. H. A. Schwartz, Dr. Wagner, Dr. Weiland und Dr. von Wilamowitz-Möllendorf.

Verschiedenes

(Papst und Kaiser) Man hat viel darauf geachtet, daß die „Friedensbischöfe" in ihren Tischreden Papst und Kaiser in dieser Rangfolge leben ließen. Wer wird sich noch darüber wundern, da Leo XIII. selbst in seinem Handschreiben an Friedrich III., alle Regeln der Höflichkeit vergessend, dieselbe Ordnung innehält? Es heißt da: „Wir bitten Gottes Güte, daß er Uns und Deine Majestät durch das Band vollkommener Liebe verknüpfen möge (ut perfectae caritatis vinculis Nos et Majestatem Tuam conjungere dignetur)." Recht deutlich geredet ist es auch, was der Papst von den größeren Hoffnungen, die er noch auf Kaiser Wilhelm gesetzt habe, schreibt: Haud pauca enim nec levia proni in Nos animi testimonia ab Eo accepimus, nec minora in posterum sperabamus. R

(Mitarbeiter) Der heutigen Nummer liegt ein Verzeichnis aller seit Bestehen d. Bl. beteiligten Mitarbeiter bei. Es ist keineswegs unsre Meinung, die Verfasser der einzelnen Beiträge zu verschweigen; vielmehr sollen die Buchstaben, mit denen jeder Artikel gezeichnet ist, dem, der darnach fragt, die Herkunft verraten. Wenn wir nicht mit vollem Namen zeichnen, so geschieht das allein in der Absicht, die Person hinter die Sache zurücktreten zu lassen.

Das Mitarbeiterverzeichnis wird von jetzt ab jeder Probenummer beigelegt. Als Probenummer kann jede beliebige Nummer verlangt werden, soweit der Vorrat reicht.

Eine Uebersicht unsers Leserkreises nach Ortschaften, wie wir sie in Nr. 22 d. v. Jg. gegeben haben und wie sie mehrfach wieder gewünscht worden ist, soll auch in diesem Jahre gelegentlich aufgestellt werden. Unsre Abonnentenzahl betrug im vergangnen Vierteljahre gegen 1800. D H

Zur Beachtung

Briefe und Manuskripte an die Redaktion werden **bis zum 10. Mai** unter der Adresse der Verlagshandlung Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erbeten. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Das von dem Herausgeber der „Christlichen Welt" verfaßte, ursprünglich im Verlage von Herrmann Oeser in Neusalza erschienene Volksbuch

Doktor Martin Luthers Leben, Thaten und Meinungen

auf Grund reichlicher Mitteilungen aus

seinen Briefen und Schriften

(3 Bde, zus. 2288 S., 1884—87)

ist in meinen Vertrieb übergegangen.

Ich lasse das Werk zur Zeit im ganzen evangelischen Deutschland in Heftform (24 Hefte à 50 Pf.) kolportiren, verkaufe es aber auch auf buchhändlerischem Wege oder durch direkte Franko-Zusendung in 3 Bände geb. zu M. 13,50, auf besserem Papier gedruckt zu M. 18,—. Den Reinertrag der Heft-Ausgabe, der nach Deckung der Geschäftsspesen erübrigt, gebe ich unter Rechnungsablage zum Besten der Innern Mission und erfolgt die Verteilung an die betreffenden Provinzen je nach dem Absatz des Werkes. Bis jetzt habe ich bereits 1200 Mark abliefern können.

Für Volksbibliotheken, für den Familienkreis, für die Herren Lehrer und Geistlichen halte ich das Werk bestens empfohlen.

Ich kann mich dabei auf die vielseitigste, öffentliche Anerkennung des Buches berufen, genannt seien nur die Anzeigen in Luthardts Theologischem Litteraturblatt und in der Theologischen Litteraturzeitung, und habe außerdem die warmen Empfehlungen der Herren Generalsuperintendent D. Baur in Koblenz, Prälat D. v. Gerok in Stuttgart, Konsistorialrat D. von Hase in Königsberg i. Pr., Konsistorialrat D. Krummacher hier und zahlreicher andrer hervorragender Vertreter des praktischen Amts, sowie die der Herren Professoren Dr. Baumgarten in Straßburg, D. Harnack in Marburg, D. Kawerau in Kiel, Dr. Loofs in Halle a. S. und D. Müller in Gießen.

Stettin, den 26. März 1888.

A. Stattelmann.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu als Beilage das Verzeichnis der Mitarbeiter

Nr. 16 **Leipzig, den 15. April** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Von der christlichen Hoffnung: 2. Ihr Inhalt — Max Nordau und „die religiöse Lüge der Kulturmenschheit." 2 — Die deutschen Kolonien in Südwestrußland: 3. Einfluß der Brüdergemeinschaften auf das gesamte Leben — Vom Vatikan: Neue Heilige — Aus der innern Mission: Das Haupt der evangelischen Sonntagsfreunde; Christliche Liebe unter den Taubstummen; Volksküche — Bücher und Schriften: Der stille Teilhaber; Spanien; Ein Choralbuch für Gemeinde und Haus — Zur Beachtung

Von der christlichen Hoffnung

2. Ihr Inhalt

Ein jeglicher aber in seiner Ordnung: der Erstling Christus; darnach die Christo angehören, wenn er kommen wird; darnach das Ende, wenn er das Reich Gott und dem Vater überantworten wird. 1. Kor. 15, 23. 24. —

Man nennt wohl Paulus den Apostel des Glaubens, Petrus den Apostel der Hoffnung, Johannes den Apostel der Liebe. Diese Bezeichnungen haben ihre Wahrheit. Nur darf man sie nicht so verstehen, als ob nicht jeder von den dreien von allem wüßte und zeugte, was zur Begründung und Entfaltung des Lebens aus Gott gehört. Was insbesondre den Apostel Paulus betrifft, so beweist das eine 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes zur Genüge, daß er auch ein Herold der Liebe ist; und daß er auch ein Prediger der Hoffnung ist, dafür haben wir ein vollgiltiges Zeugnis an unserm 15. Kapitel, welches eigens von den Gründen und Gegenständen der Christenhoffnung handelt.

Vornehmlich ist es der eine große Gegenstand christlicher Hoffnung, die Auferstehung des Leibes, von welcher der Apostel mit den Korinthern zu reden hat. Aber er bleibt nicht dabei stehen, von der großen Osterstunde zu reden, in welcher alle, die Christo angehören, auferstehen werden. Nicht nur was am Ende der Tage geschehen wird, verkündet er, sondern auch was nach dem Ende sein und ewig währen wird: er weissagt von dem letzten Endziel aller Wege Gottes, von dem ewigen Feiertag, da Gott alles in allem sein wird.

Die große Osterstunde muß kommen, nicht nur weil die Glieder des verklärten Hauptes nicht unverklärt bleiben können, sondern auch weil keiner von den Feinden des erhöhten Herrn unvernichtet bleiben kann. Der Tod ist ein Feind, ein Zerstörer der ursprünglichen Gottesordnung, nach welcher Seele und Leib harmonisch zusammengehören. Darum wenn die Stunde kommt, wo der Fürst des Lebens allen feindlichen Gewalten ein Ende macht, dann wird er auch den letzten Feind, den Tod, aufheben, indem er die in ihm Entschlafenen auferweckt und so das letzte, was sie sterbend von der gegenwärtigen argen Welt ins jenseitige Leben mit hinübergenommen haben, die Geschiedenheit von Leib und Seele, auf ewig hinwegthut.

Diese große Osterstunde wird schlagen, „wann er kommen wird. — Darnach das Ende." Es bricht dann der ewige Feiertag an, da Gott alles in allen sein wird. Er wird eingeleitet dadurch, daß „Christus das Reich Gott und dem Vater überantwortet." Es ist nicht etwa ein Augenblick schmerzlichen Verlustes, sondern ein Augenblick seligsten Triumphes, wenn Christus Gott und dem Vater das Reich heimgiebt. Denn dieser Augenblick erscheint, wenn alles erfüllt ist, was er als die Frucht seiner Leiden und seiner Siege im hohenpriesterlichen Gebet erbeten hat: wenn er in seinem Gnadenreiche das ewige Leben gegeben hat allen, die ihm der Vater gegeben, daß sie geheiligt werden durch den Glauben an ihn; wenn er seine Gläubigen alle zum Schauen und Haben der Herrlichkeit geführt hat, die ihm der Vater gegeben; wenn der letzte Feind, der Tod, und mit ihm alle feindselige Gewalt, Obrigkeit und Herrschaft aufgehoben und aus der erlösten Menschheit, ja aus der gesamten Gotteswelt hinausgethan ist. Wenn so die ganze Welt in Christo ihr einigendes und allbeherrschendes Haupt gewonnen hat und damit alles in die rechte Einheit und Harmonie, welche durch die Macht der Sünde und des Todes aufgelöst war, zurückgebracht ist, dann ist alles Gott unterthan, und „alsdann wird auch der Sohn selbst unterthan sein dem, der ihm alles untergethan hat, auf daß Gott sei alles in allen (V. 27)."

Gott alles in allen — großes und tiefes Wort! Es ist wie ein Brunnen, der unter dem Wasser, mit dem er uns labt, eine unergründliche Tiefe verbirgt. Verkehrter kann es nicht gedeutet werden, als wenn man es von einer Auslöschung alles persönlichen Lebens, vom Untergang aller persönlichen Wesen in Gott versteht. Dieser Wahngedanke, nach welchem die ganze Welt- und Reichsgeschichte zu einem leeren grausamen Spiel würde, hat in der Schrift keinen Raum und in unserm Schriftwort keinen Anhalt. Gott alles in allen — das Wort zeigt uns vielmehr als das herrliche Ziel der Wege Gottes: das vollendete Reich Gottes, die vollkommene gottgemäße Gemeinschaft gottgeheiligter Persönlichkeiten. H K

Max Nordau

und „die religiöse Lüge der Kulturmenschheit"

2

Naturgemäß ist die religiöse Lüge dem Herzen Nordaus die verhaßteste; denn sie widerstreitet am meisten seiner gott- und glaubenslosen Weltanschauung. Darum jammert er denn auch:

> Wir, die wir überzeugt sind, daß alle Weltvorgänge von unabänderlichen und keine Ausnahme duldenden physikalischen Gesetzen bestimmt werden, müssen sehen, wie der Staat Priester besoldet, deren erklärte Aufgabe es ist, Zeremonien aufzuführen, die angeblich einen die Naturgesetze überwiegenden und unterjochenden Einfluß auf die Weltvorgänge üben sollen; wir müssen gelegentlich feierlichen Messen oder Gottesdiensten anwohnen, in denen für unser Gemeinwesen besondre geheimnisvolle Begünstigungen von einer der naturwissenschaftlichen Auffassung unfaßbaren übernatürlichen Kraft erbeten werden, und wir weisen den Individuen, die solche widersinnige Gaukeleien verüben, im Staate und in der Gesellschaft einen hohen Rang an.

Man wird zugeben, daß hier nicht eben wohlwollend von der Religion und ihren Dienern geredet wird. Aber einen andern Ton als den des Hasses und der Verachtung hat Max Nordau überhaupt diesen Dingen gegenüber nicht. Er findet die „religiöse Lüge“ am weitesten verbreitet in der Kulturmenschheit und daher ihrem Fortschritt am hinderlichsten.

Die verbreitetste und mächtigste unter den Einrichtungen, welche uns die Vergangenheit hinterlassen hat, ist die Religion. Unter ihrem Banne steht die ganze Menschheit. Sie nimmt den Kulturmenschen bei seinem Eintritt ins Leben in Empfang, sie ist seine hartnäckige aufdringliche Begleiterin durchs ganze Dasein und läßt selbst bei seinem Tode noch nicht von ihm.

Wir bemerken schon hier einen Grundfehler, an dem die ganze Betrachtungsweise Nordaus leidet. Er kennt die Religion nur als eine Summe äußerlicher Gebräuche, als eine Kette von Zeremonien: der wahre Kern der Religion, ihr eigentliches tiefinnerliches Wesen ist ihm fremd. Es ist, wie wenn er sie nie anders als in der äußerlichen Auffassung der römischen Kirche kennen gelernt hätte. Er, der Gottesleugner auf der Höhe moderner Bildung, kanns nicht begreifen, daß dieses Gaukelwerk der Religion noch so viel Anhänger zählt. Er müht sich ab, Gründe für diese Verbreitung der Religion zu finden, die er widerwillig anerkennen muß.

So mächtig — sagt er selbst — ist der Einfluß der Religion auf jeden Geist, so schwer ist es, sich der Gewohnheit des Konfessionalismus zu entschlagen, daß selbst die Gottesleugner, wenn sie im Gemüte der Menschen den Glauben durch ein andres, unsrer Weltanschauung angepaßtes Ideal ersetzen wollen, schwach genug sind, für ihre vernünftigen Konzeptionen die an die Albernheiten des Kindesalters der Menschheit erinnernde Bezeichnung Religion beizubehalten.

Darum ärgert sich Nordau auch über solche Freidenker wie David Friedrich Strauß, der für seinen Idealismus, dessen Wahrheit das Nichtvorhandensein einer übersinnlichen Religion sei, den Namen einer „Religion“ der Zukunft beibehalten konnte.

Sehr bezeichnend für Nordaus naturwissenschaftliche Auffassung alles Geschehens sind nun die Gründe, welche er für die leider! nicht zu leugnende Zähigkeit und Verbreitung der Religion sich zurechtlegt. Vererbung und Feigheit sind darnach die Mächte, durch welche die Religion noch immer Bestand hat. Die Vererbung des Gedankens, des Seelenlebens ist der Bann, dem wir uns nicht entziehen können; sie erklärt das Fortleben abergläubisch religiöser Vorstellungen auch heute, jene „Züge des Aberglaubens, die uns häufig selbst bei sehr hellen Geistern mit schmerzlichem Staunen überraschen.“ Darum wird es auch leider noch lange dauern, bis die Religion ganz verschwunden sein wird.

Diese Quelle sinnlicher Vorstellungen, die Vererbung, werden wir nur allmählich, durch die aufgehäufte Arbeit vieler Generationen, versiegen machen, und erst in Jahrtausenden wird der Mensch von Geburt angelegt sein, die Erscheinungen der Welt und des Lebens naturwissenschaftlich und vernünftig zu betrachten, weil hundert Geschlechtsfolgen ihm so vorgedacht haben werden, wie wir von Geburt angelegt sind, diese Erscheinungen abergläubisch und irrationell anzuschauen, weil hunderttausend Generationen vor uns die Gewohnheit des fehlerhaften Denkens gehabt haben.

Das sind ja immerhin ganz erfreuliche Zugeständnisse, die Herr Nordau der Zukunft der Religion macht, und wir sind ihm recht dankbar dafür, daß er der Religion gütigst gestattet, wenn auch an Wirkung und allgemeiner Achtung abnehmend, noch einige Jahrtausende existiren zu dürfen.

Der andre Grund dieses fatalen Weiterbestandes der Religion ist also die natürliche Feigheit des Menschen, —

der nicht gern auf mächtige Bundesgenossen verzichtet und nicht leicht den Gedanken verträgt, ganz allein auf sich selbst gestellt zu sein, sich bloß auf die eigne Kraft verlassen zu dürfen. ... Welch eine Beruhigung, sich einbilden zu können, daß man mitten im gefährlichsten Lebensgewühle unter dem besondern Schirm eines Gottes oder Schutzengels steht! Man hat auf diese Weise die Genugthuung, als simpler Schneider oder Tagelöhner das Privilegium des Achilles zu teilen, den im Getümmel der Trojaschlacht der unsichtbare Schild der Pallas Athene schirmte. ... Und welch ein Kraftgefühl zieht man aus dem Bewußtsein, in jeder Lebenslage mit einer mächtigen Waffe ausgerüstet zu sein — dem Gebet. ... Die Menschenseele hat kein teureres Gut als die Illusion. Und welche großartigere und tröstlichere Illusion könnte es geben, als die Selbsttäuschung durch den Glauben und das Gebet. ... Der Anhänger der naturwissenschaftlichen Weltanschauung wird in Bedrängnissen bei seinen Nebenmenschen und nicht bei unfaßbaren überirdischen Gewalten nach Hilfe ausschauen.

Ich fürchte nur, daß der Anhänger der naturwissenschaftlichen Weltanschauung in Not und Leid bei seinen Mitmenschen nicht die Hilfe und den Trost finden wird, den der Fromme bei seinem Gotte sucht und von ihm empfängt. Aber für jene selbstbewußte, hochmoderne sogenannte „Naturwissenschaft“ giebt es nichts höheres als Menschenkraft und Menschenwitz, und die Vorstellung von Gott ist eine völlig unnötige:

Gott ist eine ebenso willkürliche, ebenso unerweisbare Annahme eines ewigen Willens, oder Intellekts.

Weil nun Max Nordau trotz aller Naturwissenschaft doch noch rings um sich Frömmigkeit und Gottvertrauen, Gebet und Glauben findet, auch selbst eingestehen muß, daß das noch einige Jahrtausende hindurch nicht besser werden wird, so bequemt er sich zu dem Geständnis, daß das Festhalten an der alten Religion, d. h. „dem Gottes-, Seelen- und Unsterblichkeitsglauben,“ bei den meisten Menschen „keine bewußte Lüge, sondern eine ehrliche Schwäche, ein aufrichtiges Gebrechen, eine alte Gewohnheit, eine poetische Sentimentalität“ sei.

Die „eigentliche religiöse Lüge“ ist etwas andres, nämlich „die Verehrung, welche auf der Höhe der Kultur stehende Menschen den positiven Religionen, ihren Glaubenssätzen, Einrichtungen, Festen, Symbolen und Priestern zollen. Das ist Heuchelei.“ Summa Summarum: jedes Kind unsrer Zeit, das naturwissenschaftlichen Unterricht genossen hat und doch religiös, ja christlich oder gar kirchlich gesinnt bleibt, das lügt und heuchelt. Denn alles, was die positiven Religionen, das Christentum voran, als wertvoll und zum Heile führend preisen, ist eitel Schwindel, Aberglauben und Gaukelwerk.

Man höre z. B., was Nordau von der Bibel zu sagen sich erkühnt. Weil sie eine Sammlung von verschiednen Schriften verschiednen Inhalts ist, so vergleicht er sie zunächst — und dieser Vergleich ist mehr albern und geschmacklos als gerade unwahr — einem Buche, das z. B. die Nibelungen, eine Zivilprozeßordnung, Mirabeaus Reden, Heines Gedichte und einen Leitfaden der Zoologie enthalten würde.

An poetischem Wert steht sie hinter allem zurück, was selbst Dichter zweiten Ranges in den letzten zweitausend Jahren geschaffen haben, und nun gar sie mit den höchsten Leistungen Homers, Sophokles', Goethes vergleichen zu wollen, könnte nur einem fanatisirten Geiste einfallen, der auf den Gebrauch seiner Urteilskraft verzichtet hat.

Gegen diese Verurteilung des poetischen Wertes der heiligen Schrift ließe sich nun wohl verschiednes einwenden — nicht geringe Geister haben sich über die Poesie der Bibel in durchaus entgegengesetztem Sinne ausgesprochen —, aber seit wann ist denn dieses Buch uns heilig um seiner Poesie willen? Das ist eine falsche Auffassung, welche Nordau kühnlich den Gläubigen unterschiebt. Freilich, er hält auch nichts von dem religiösen Werte der heiligen Schrift.

Ihre Weltanschauung — so sagt er — ist kindisch [d. h. nicht materialistisch!], und ihre Moral, wie sie sich im Alten Testament in der nachtragenden Rachsucht Gottes, im Neuen in der Parabel des Arbeiters der letzten Stunde, in den Episoden Magdalenens und der Ehebrecherin, im Verhältnis Christi zu seiner Mutter ausdrückt, empörend.

Wir fragen empört: Ist das alles, was Nordau gegen die Moral der heiligen Schrift, insonderheit des Neuen Testamentes, vorzubringen hat? Meint er wirklich mit diesen Redensarten der Bibel ihren unvergänglichen Wert absprechen zu können? Wie kann sich jemand, der oberflächlich und völlig verständnislos in die heiligen Blätter hineinschaut, erdreisten, dem Christentum und seiner Lehre jegliche Bedeutung abzusprechen? Mir widerstrebt es, näher auf die angeführten Beispiele einzugehen; jeder, der nur einigermaßen unbefangen und ohne argen Willen diese Erzählungen und Worte liest, spürt ihren herrlichen Sinn. Nordau redet davon wie der Blinde von der Farbe, und blind macht ihn seine Zerstörungswut, sein Haß gegen alles, was nicht Materialismus heißt. Darum überlassen wir ihn auch dem Gericht seiner eignen Worte, mit denen er den Abschnitt über die Bibel schließt.

Und dennoch heucheln Menschen, die gebildet und urteilsfähig genug sind, dies alles zu erkennen, unbegrenzte Ehrfurcht vor diesem alten Buche und geben vor, selbst erbaut und erhoben zu sein, wenn sie darin lesen.

Das ist wahrlich nicht mehr besonnene Urteilsfähigkeit, sondern wahnwitzige Auflehnung und blindwütender Haß, der heiligen Schrift ihren durch Jahrtausende bewährten, erbauenden und die Seele erhebenden Wert einfach mit einem Federstrich wegdiktiren zu wollen. Einer ernstlichen Widerlegung bedarf solches Eifern im Unverstand nicht. R B

Die deutschen Kolonien in Südwestrußland

3. Einfluß der Brüdergemeinschaften auf das gesamte Leben

Der erfolgreiche Vollzug der Bekehrung ist also erfahrungsmäßig festzustellen und wird als in bestimmten Zeitgrenzen abgeschlossen gedacht. Nach rückwärts hin bilden ihre Voraussetzung grobe Sünden und Laster. Fast durchweg ist die Anschauung verbreitet, als sei christliches Leben ohne einen Durchgang durch diese sternlose Nacht undenkbar. Bei einem Blick in das Leben der benachbarten russischen Dörfer oder noch mehr auf das Bild, welches eine russische Provinzialstadt oder ein Flecken an Markt- und Feiertagen bietet, wird man zugeben, daß diese Anschauung eines gewichtigen lokalen Untergrundes nicht entbehrt. Hier ist die Schenke, meist vom Juden gehalten, in schmutzigem, verfallenem Zustande, der Ort, in dem und um den her sich alles versammelt. Und in trunknem Zustande wird dann abends oder nachts der Heimweg angetreten, oft mit verhängten Zügeln unter Lebensgefahr, oft auch in unruhigem Schlaf auf dem Wagen, während die Pferde oder Ochsen sich selbst ihren Weg suchen. Man kann sich vorstellen, wie bei solcher Lebensweise Familien- und Gemeindeleben trefflich gedeihen mögen! Daß der Gefahr des Hineinwucherns solchen Wesens in die deutschen Ansiedelungen durch die bezeichnete Bekehrungsmethode der Brüder ein starker Damm vorgebaut wird, muß mit entschiedner Anerkennung hervorgehoben werden. Und gerade wenn man diese Verhältnisse ins Auge faßt, wird man auch geneigt sein, dieser Methode eine gewisse psychologische Berechtigung zuzusprechen. Wo solch wüstes Wesen sich einmal eingebürgert hat, da wird gewiß in vielen Fällen nur durch plötzliche Gewaltmaßregeln mit demselben aufgeräumt werden können.

Aber die Sache hat doch ihre im höchsten Grade bedenkliche Kehrseite. Nach rückwärts hin war die Voraussetzung der Bekehrung ein in grobem, rohem Lasterleben sich äußernder, aber doch eben nun völlig irre geleiteter Geselligkeitstrieb. Dieser sucht und findet nur bei den Bekehrten seine Befriedigung lediglich in den Gemeinschaften und deren Versammlungen, d. i. in absichtlich und ausschließlich religiösem Verkehr. An einem milden Sommerabend saß ich mit einigen Männern im Freien, und der wundervolle sternhelle Himmel gab Veranlassung, so gut es eben ging, etwas Astronomie zu treiben. Mitten in lebhafter Unterhaltung fällt mir ein Bruder ins Wort: „Ja, Herr Pastor, aber dadurch wird man doch nicht selig.“ Das Leben in den Gemeinschaften und in dem von ihren Versammlungen dargebotenen Gedankenkreise ertötet alle andern Interessen.

Und hier ist nun der Punkt, an welchem in gefährlicher Weise die Brüder einen durchgreifenden Einfluß auf das gesamte Leben in den Kolonien erlangt haben. Es ist ihnen gelungen, jede Volkssitte bis auf geringe Spuren zu vertilgen und dem Leben der Ansiedler dadurch ein eintönig gesetzliches Gepräge zu verleihen. Es versteht sich, daß ein gewisses Familienleben gepflegt, daß daher auch Familienfeste, Kindtaufen und Hochzeiten gefeiert werden. Aber auf der Hochzeit soll der Bräutigam sein Sträußchen am Rock, die Braut ihren Kranz im Haare nicht tragen: das ist weltlicher Tand nach der Meinung der Strengern unter den Brüdern. Im Hause wird die Hochzeit durch ein Mahl mit zahllosen Schüsseln begangen. Gesondert sitzen da Alte und Junge. Die Unterhaltung stockt fortwährend. Aber der Jugend ist strengstens verboten, andre als geistliche Lieder zu singen. Und nun vollends ein Tanz: sie haben es deutlich gesehen, wie da stets der Teufel den Takt schlägt.

Diese Anschauungen sind durchgedrungen. Es war unmöglich, ein neues Lesebuch in den Schulen einzuführen. Denn in demselben waren einige Märchen, unter andern das von Rotkäppchen, aufgenommen. Ein Buch mit solchen „Lügen“ sollten die Kinder nimmermehr in die Hand bekommen. Mühsam, mit peinlichster Schonung pietistischer Aengstlichkeit hatte Pastor Becker in Hoffnungsthal einen Liederstrauß bearbeitet und herausgegeben. Seiner Einführung in den Schulen widersetzten sich die Gemeinden vielfach mit Gewalt. Denn es hatten in demselben auch einige weltliche Lieder Raum gefunden, wie „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“; „Ich hatt' einen Kameraden“ und andre. Getanzt wird ja nun trotz aller Verbote. Aber nur im Geheimen und mit dem Bewußtsein, daß verbotene Früchte gepflückt werden. Und wenn das alles wäre! Aber bei solchem Tanz im Geheimen mag ja freilich in Wahrheit der Teufel der Tanzmeister sein. Es war vielfach Sitte, am ersten Mai Maibäume zu pflanzen; hohe Stangen, mit allerlei Fähnchen und Bändern geschmückt, werden auf freiem Platz, am Ausgange der Dorfstraße oder auch dem Schatz zu Ehren vor dessen Hause errichtet. Wo die Brüder das Heft in den Händen haben, und das ist doch in den meisten Kolonien der Fall, da verbieten Schulz und Oberschulz diese unschuldige Sitte aufs strengste. Sie rauben sich die Nachtruhe, um die Burschen an der Ausführung ihres Werkes zu verhindern. Der Jubel ist natürlich umso größer, wenn es trotz aller Verbote und Wachen gelingt. Aber es geschieht schon immer seltener. Es ist interessant, aber für ein evangelisches Bewußtsein doch nur schmerzlich interessant, zu beobachten, wie einerseits der völlig veräußerlichten Anschauung von Buße und Bekehrung eine ebenso empirische, an gleichgiltigen Einzelheiten haftende Anschauung von Sünde und Heiligung entspricht, und wie anderseits in einer so völlig abgeschlossenen, auf sich angewiesenen Bevölkerung eine derartige Betrachtungsweise durchdringt und auch die Gewissen derer beschwert, welche sich ihr nicht vollständig hingeben können oder wollen.

Dieses Verbannen jeder Volkssitte, das durchgängige Fehlen eines Verständnisses für das Bedürfnis nach einer freien Geselligkeit irgend welcher Art, zumal bei der Jugend, fällt noch aus zwei Gründen besonders schwer ins Gewicht. Der Sonntag wird in allen Kolonien mit fast puritanischer Strenge gefeiert. Auch die leichteste Häkelarbeit in der Hand der mit der Sitte unbekannten Frau Pastor wird dieser zu schwerem Verbrechen gestempelt. Streng wird darauf gehalten, daß keinerlei Feldarbeit gethan werde. Wer am Sonntage „fährt,“ zahlt unweigerlich dem Schulzenamte seine Geldstrafe. Und es ist ein immer wiederholter verächtlicher Vorwurf gegen den Russen, daß er nicht einmal einen Sonntag kennt, sondern an diesem Tage ruhig in die nahe Stadt zum Markte fährt. Und daß sie ganz zu Russen geworden seien, ist dann auch das Urteil, welches über Kolonisten gefällt wird, die sich von der Sitte der Sonntagsruhe zu emanzipiren wagen. Wenn nun auch eine leise Lockerung dieser Verhältnisse sich anzubahnen scheint, so ist es doch charakteristisch genug, daß man auf den weiten Marktplätzen der Kreisstadt Ackermann am Sonntage im Gewimmel der Russen und Moldauer kaum hie und da einen deutschen Kolonisten bemerkt, während ihre Wagen am Montage und Freitage sich dort in langen Reihen aufgestellt finden. Der Fremde, der an Sonn- und Feiertagen, zu denen auch die Apostteltage zählen, eine Kolonie besucht, ist davon aufs Freudigste überrascht, nach dem Lärm in russischen Dörfern und Flecken eine vollkommene Ruhe bei den Deutschen vorzufinden. Aber der Sonntag ist lang. Nach der Kinderlehre, nachmittags von eins bis zwei, weiß die Jugend sich lediglich keine Beschäftigung zu verschaffen. Turnen ist unbekannt; Kegelschieben und andre Spiele sind als weltliche Dinge untersagt. Wie unwillkürlich, um der gähnenden Langeweile zu entgehen, wird hinter den Scheunen Unfug getrieben oder der eine nach dem andern schleicht heimlich zur Schenke des Juden hinüber. Und den ganzen Winter hindurch tritt derselbe Schaden vielleicht noch in verstärktem Maßstabe hervor. Von Anfang März bis Mitte November haben diese Bauern übermäßig zu schaffen. Im Sommer gönnen sie sich kaum mehr als drei bis vier Stunden Schlaf. Früh morgens zwischen zwei und drei Uhr gehts auf die Steppe hinaus; erst nach Sonnenuntergang kehrt man heim. Im Winter folgt dann die Zeit der Ruhe, aber nun auch einer vollständigen

Ruhe. Die Frauen haben ja wohl immer zu thun. Aber Männer und Burschen haben Pferde und Vieh bald besorgt und huldigen alsdann einem vollkommen beschäftigungslosen Nichtsthun. Die Spinnstuben sind so gut verpönt wie der Tanzboden, und der Versuch eines deutschen Arztes, in einer der größern Kolonien, in Großliebenthal, einen freien Verein für Unterhaltung und Belehrung aller Art zu gründen, kam alsbald in Verruf, weil einerseits nicht regelmäßige Bibelstunden eingeführt und anderseits auch ein Schachbret und andre Spiele im Vereinslokal zugelassen werden sollten.

Gelesen wird im ganzen herzlich wenig. In einzelnen Kolonien hat man neuerdings den Versuch gemacht, Volksbibliotheken, natürlich in kleinem Maßstabe, anzulegen. Wie schwierig das ist, wird man sich vorstellen, wenn man erwägt, daß alle Bücher aus Deutschland verschrieben werden müssen. Mit russischem Gelde bezahlt, richtet sich der Preis nach dem Rubelkurse. Mit Einschluß des Portos zahlt man dann leicht das Doppelte des ursprünglichen Preises. Es tritt aber, abgesehen von geringer Gewöhnung an regelmäßige Lektüre, noch ein weiterer erschwerender Umstand hinzu. Weltlich und geistlich wird auch hier scharf gesondert. Erbauungsblätter, besonders das Stuttgarter Sonntagsblatt und der Christenbote, finden verhältnismäßig reichlichen Absatz. Hier finden sich eben Anschauungen vertreten, die sich im wesentlichen mit denjenigen der Brüder decken oder wenigstens nach ihren Wünschen gedeutet werden können. Wird man es nun auch nicht zu sehr zu beklagen haben, daß die „Deutsche Odessaer Zeitung," ein Tagesblatt gewöhnlichster Art, nicht übermäßigen Anklang findet, so ist es doch klar, daß jene Württembergischen Erbauungsblätter ein Ersatz durchaus ungenügender Art sind. Denn zur Besprechung lokaler Verhältnisse und Bedürfnisse der Kolonien findet sich in denselben kein Raum. Aber die Gründung und Erhaltung eines eignen Blattes, des „Christlichen Volksboten für die evangelischen Kolonien Süd-Rußlands" hat fortwährend mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Mit richtigem Blicke für das Bedürfnis der Kolonisten hat der Redakteur, Pastor Becker, früher in Hoffnungsthal, jetzt in Odessa, neben dem nie fehlenden erbaulichen Teile die Spalten seines monatlich erscheinenden Blattes auch der Besprechung weltlicher Dinge geöffnet. Vielfach wird der Volksbote aus diesem Grunde gemieden und gehaßt.

Unter all diesen Umständen wird der lange Sonntag und der noch längere Winter zu einer rechten Landplage der Kolonien. Das viele Schweinefleisch im Winter, meinte ein dortiger Geistlicher, mache die Leute sektirerisch. Man wird mit gleichem vollem Rechte sagen dürfen, die überall hervortretenden pietistischen Anschauungen und Forderungen schlagen mit Notwendigkeit in ihr Widerspiel um. Oder vielmehr: die Jugend wird durch die bezeichneten Verhältnisse zur Aufnahme in die Gemeinschaften durch die gewaltsame Bekehrung allerdings direkt vorbereitet. Es soll das Leben geteilt sein zwischen Arbeit und Erbauung. Ein Mittelglied zwischen diesen beiden findet keine Geltung. Da nun jene Zweiteilung nur den wenigsten einleuchtet, ein unschuldiges Gebiet der Erholung aber im ganzen unbekannt ist, so tritt zunächst eine andre Zweiteilung in Arbeit und Schenkenbesuch ein und damit ist nun allerdings gerade im Sinne der Brüder die Notwendigkeit des Rückschlages für alle, welche nicht ganz versinken wollen, gegeben. Gewiß giebt es ja in den Kolonien, innerhalb wie außerhalb der Gemeinschaften eine ganze Menge tüchtiger Männer und Frauen, die sich in der Schablone von Welt und Brudertum nicht vollständig fangen lassen. Aber zur Zeit bilden sie jedenfalls eine so geringe Minorität, daß durch ihr Dasein das gezeichnete Bild schwerlich eine Aenderung erfahren müßte.

Bei alledem wird sich kaum behaupten lassen, daß eine wirkliche Wertschätzung der Arbeit als solcher mit der Unterdrückung des freien Erholungsbedürfnisses Hand in Hand ginge. Es wird ja in den Kolonien wirklich fleißig gearbeitet. Aber durch das in allen Verhältnissen sich vordrängende erbauliche geistliche Interesse wird der Raum für weltliche Bestrebungen in ungebührlicher Weise beschränkt. Man hat reichlich Gelegenheit, zu beobachten, wie eine veräußerlichte pietistische Lebensanschauung in sich das Bedürfnis weder fühlt noch die Kraft findet, das weltliche Gebiet der Arbeit selbst in christlichem Sinne zu adeln. Man findet freilich fast gar keine Bettler in den Kolonien. Aber die Scheu, in dienenden Verhältnissen zu leben, ist zumal bei dem männlichen Teile der Bevölkerung eine fast ausnahmslose. Die Folge ist, daß die ärmern Kolonisten durchweg tief in Schulden geraten. Ganze Gemeinden, die auf gepachtetem Lande wohnen, gelangen so in die drückendste Abhängigkeit. Aber das Traurige ist, daß ihnen diese Abhängigkeit immer nur augenblicklich eben zum Zahlungstermine zum Bewußtsein kommt." Hilfe sucht und findet man dann bei den Juden, die zu unglaublich hohem Zinsfuß jederzeit Geld vorzustrecken bereit sind. Zehn bis zwölf Prozent sind der niedrigste landesübliche und als äußerst milde beurteilte Zinsbetrag. Aber derselbe steigt bis zu sechsunddreißig und fünfzig Prozent. Mit fast cynischem Leichtsinn werden derartige Schuldscheine unterschrieben. Die Folge ist, daß Summen, die zu geringerm Prozentsatze geliehen wurden, gar nicht zurückgezahlt werden. Denn der Schluß trifft thatsächlich zu: wer zu billigerem Zinsfuße Gelder verleiht, hat dieselben entweder nicht dringend nötig, dann wird er jederzeit darauf eingehen, den Termin der Rückzahlung weiter hinauszuschieben, oder er thut es aus gutem Herzen, dann wird er an die harte Maßregel einer gerichtlichen Eintreibung nicht denken. Mehrere deutsche Bankhäuser in Odessa, die früher große Summen Kolonisten vorzustrecken gewohnt waren, halten jetzt streng darauf, Deutschen wohl Geld zu schenken, aber nie zu borgen. Denn die Schuldner ließen sich bei den Gläubigern nicht blicken, geschweige daß sie an Rückzahlung dachten. Als 1882 eine vollständige Mißernte Südwestrußland heimsuchte, wurden durch Vermittlung von Propst Bienemann Tausende, teils in barem Gelde, teils in Fruchtbeträgen, an Einzelne wie an ganze Gemeinden verteilt. Viele hatten die empfangene Summe als geliehene hingenommen, Schuldscheine ausgestellt oder doch mündlich die Rückzahlung feierlich versprochen. Es haben nur wenige sich dieses Versprechens im folgenden Jahre erinnert, nur ganz vereinzelte es wirklich erfüllt.

In kaum einer andern Beziehung wird man so deutlich, wie an diesem Punkte, den verderblichen Einfluß der umgebenden Bevölkerung auf die deutschen Ansiedler verfolgen können. Die Städte Südwestrußlands sind von Juden, Griechen und Armeniern überschwemmt. Kischineff ist zur Hälfte, Odessa zum vierten Teile von Juden bewohnt. Und im schwunghaften Betriebe von Wuchergeschäften überbieten womöglich Griechen und Armenier die erstern. Daß das ansteckend wirkt, wo von seiten der Regierung kaum etwas zur Hebung oder Eindämmung dieses Schadens geschieht, kann niemand Wunder nehmen. Deutsche Ansiedler, die, zu größerm Wohlstande gelangt, aus den Kolonien in die Städte übersiedeln, genießen daher leider nicht selten den Ruf, es schlimmer zu treiben als ihre Vorbilder. Es ist aber das, wie mich dünkt, immer noch der kleinste Schaden. Schlimmer erscheint mir, daß sich aus diesen Verhältnissen ein Schwinden des Rechtsbewußtseins mit Bezug auf Erwerb und Eigentum entwickelt, das seine Analogie wohl nur in den Verhältnissen russischer Dorfgemeinden zu ihrer Guts-, bezw. Pachtherrschaft besitzt. Noch sieht in seinen Reden der deutsche Kolonist mit Verachtung auf diese Russen herab, die ihren Pachtzins niemals zur rechten Zeit zu entrichten wissen. Aber es sind leider Anzeichen genug vorhanden, daß auch die deutschen Bauern in gleiche Bahnen geraten, sich der Verantwortlichkeit für pünktliche Erfüllung eingegangener Vertragsbedingungen zu entschlagen und leichten Herzens sich mit augenblicklicher Not zu entschuldigen.

Hand in Hand damit geht eine weit über erlaubte Grenzen hinausgehende Erwerbssucht. Für die Verhältnisse einer kleinen Bauernwirtschaft in Deutschland hat der südrussische Ansiedler gar kein Verständnis. Er hat Land genug. Da der Boden mit seiner üppigen schwarzen Erde bei einigermaßen günstigen Witterungsverhältnissen überreiche Ernten bietet, so läßt sich auch der Arme durch diese Hoffnung verlocken, weit über das Maß seiner Kräfte und seines Besitzes hinaus zu säen. Die Folge ist nach dem Urteil von Sachverständigen eine sehr leichtsinnige, oberflächliche Bearbeitung des Ackers. Düngen ist etwas

durchaus unbekanntes. Erst in den allerletzten Jahren hat hin und wieder das Eintreten wiederholter Mißernten dazu geführt, Ackerstücke als Brachland ruhen zu lassen oder wenigstens in der Wahl der auszusäenden Feldfrüchte einen Wechsel eintreten zu lassen. Zieht man bei diesem Doppelschaden von Leichtsinn und Ungenügsamkeit in Betracht, daß einerseits auch auf dem besten Ackerlande ein solcher Raubbau seine Grenzen haben mag und daß anderseits dem südrussischen Weizenhandel in Amerika und Indien übermächtige Konkurrenten erstanden sind, so wird man nicht zu viel thun, wenn man hier von allerernstesten Gefahren für die Zukunft der deutschen Ansiedlungen in Südrußland spricht. Es ist nun aber, meine ich, charakteristisch genug, daß sich in den letzten Jahren ein sehr starker Trieb zur Auswanderung nach Amerika kund giebt. Von einer Uebervölkerung als Grund dazu kann gar nicht geredet werden. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht kommt ernstlicher in Betracht. Entscheidend ist aber für die Mehrzahl der Auswanderer wohl die Unzufriedenheit mit den von Jahr zu Jahr schwieriger werdenden Ackerbauverhältnissen und die sehr unbestimmte, unklare Hoffnung, es drüben in der neuen Welt leichter haben, d. h. es in der von Südrußland her gewohnten Weise des bequemen Raubbaues weiter treiben zu können.

Mag man nun auch für diese mannichfachen schweren Schäden die lokalen Verhältnisse: jüdischen Wucher und russische Korruption, die im allgemeinen durchaus unbefriedigenden Verkehrsbedingungen und im besondern die krankhafte Lage der ackerbautreibenden Bevölkerung in Rußland verantwortlich machen, man kommt doch nicht um die Frage herum, in welcher Weise die Brüdergemeinschaften bei ihrer in den Kolonien dominirenden Stellung diesen zu Tage tretenden Uebeln entgegenwirken. Und kann man nun hierauf keine Antwort geben, d. h. betreffen die gerügten Uebelstände die Brüder so gut wie die Weltkinder — um mich dieser Bezeichnung zu bedienen —, so ergiebt sich, daß dieser Pietismus jedenfalls unfähig ist, die Forderung evangelischen Christentums zu erfüllen, gerade das weltliche Leben in Arbeit und Verkehr nach sittlich-religiösen Normen zu regeln. Wenn aber doch die Mehrzahl der tüchtigsten Ansiedler sich innerhalb der Gemeinschaften findet, so wird man sagen müssen, dieser Pietismus trägt unmittelbare Mitschuld an den geschilderten Verhältnissen. Denn er nimmt die vorhandenen Kräfte ausschließlich für seine äußerlich-erbaulichen Zwecke in Anspruch, entwickelt und befördert in ihnen eine weitgehende Gleichgiltigkeit gegen das weltliche Leben, worein sich unvermerkt zugleich eine Gleichgiltigkeit gegen die sittliche Gestaltung dieses Lebens einschleicht. Und wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden? Als ein wirkungsvolles, Fäulnis abwehrendes und Gesundheit erhaltendes Salz haben sich die Brüder in den Kolonien nicht bewährt. Wo aber das von solchen ecclesiolis in ecclesia [Kirchlein in der Kirche] nicht erwiesen werden kann, da sind sie mindestens wertlos, denn sie haben den von ihnen selbst beabsichtigten Zweck: Darstellung und Förderung reinen Christentums, verfehlt. Es wird sich dann fragen, ob sie nicht direkt schädlichen Einfluß üben? S E

Vom Vatikan

Neue Heilige

Das Volk Israel besaß ein beim Heiligtum verwahrtes Heldenbuch, welches zweimal im Alten Testament (z. B. Josua 10, 13) zitirt wird, später aber spurlos verschwunden ist. Im Mittelpunkte der römisch-katholischen Kirche, im Vatikan, befindet sich seit vielen Jahrhunderten ebenfalls ein Heldenbuch, oder sagen wir lieber das Heldenbuch, dem Jahr für Jahr einige Blätter, mit Heldennamen und Heldenthaten beschrieben, hinzugefügt werden. Diesem Buche einverleibt zu werden, gilt nach römischen Begriffen als die höchste Ehre; die Zuerkennung derselben aber geschieht in hochfeierlicher Weise durch den Papst; der Akt, den wir meinen, heißt Kanonisation, will sagen: Eintragen in das Verzeichnis der Sancti.

Die Offenbarung des Johannes berichtet Kapitel 5 von einer Vision des letzten, als er einen goldnen Thron und auf demselben einen Erhabenen schaute, dem ein Buch überreicht ward, in welchem die Namen und Werke derer verzeichnet standen, die vor dem Thronenden erschienen, um ihren Richterspruch zu empfangen. Zu Anfang dieses Jahres benutzte der Papst sein Jubiläum, um jene Johannesvision in einem lebenden Bilde der staunenden Welt vorzuführen, indem er auf goldnem Throne sitzend den feierlichen Richterspruch fällte, wodurch sechs Personen zum Range der Heiligen, fünf andre zum niederen Range, dem der Beati oder Seligen, erhoben wurden. Weltliche Fürsten beschenken nur Lebende mit Orden und Ehrentiteln, eine Funktion, welche auch der Papst ausübt, der verschiedne Orden zu vergeben hat, z. B. den Christusorden, den Orden Gregors des Großen; aber die Würde des Papstes geht nach seinem eignen Dafürhalten weit über diejenige der weltlichen Fürsten hinaus: er behauptet demnach, die Machtbefugnis zu besitzen, auch die Gestorbenen mit Ehrentiteln und Rangerhöhung zu begaben. Des Papstes Regiment umfaßt nicht nur das Diesseits, sondern auch das Jenseits. Wie er nach seiner Meinung imstande ist, durch die von ihm verwalteten Schätze der überflüssigen guten Werke Seelen aus der Pein des Fegfeuers zu erlösen, wie er imstande ist, Altären jenes Privilegium zu erteilen, daß bei jeder an denselben zelebrirten Messe eine Seele aus dem Fegfeuer befreit wird, ein Privilegium, welches viel Geld einbringt, folglich auch mit Geld zu erwerben ist, so hat er nach seiner Meinung die Machtbefugnis, gewissen Verstorbenen eine höhere Rangstufe im Jenseits anzuweisen, ihnen die Ehre eines Kultus zu verleihen und sie zum Range von Schutzmächten, oder sagen wir Schutzgottheiten, zu erheben, an die sich ein jeder in seinen Angelegenheiten wenden darf. Solchem schützend waltenden Heiligen kommt dann das Prädikat divus (vergöttlicht) zu, wie zahllose Kircheninschriften auf Marmortafeln melden: z. B. Divus Januarius, Divus Josephus. Weltliche Fürsten verleihen verdienstvollen Männern den Titel: Hofrat, Geheimrat, Etatsrat, Exzellenz ꝛc.; aber solche Verleihung geht nicht über das Reich der Lebenden hinaus. Des Papstes Machtgebiet umfaßt Lebende und Tote; er schafft also einen Adelstand nicht nur unter Lebenden, sondern auch unter den Abgeschiedenen, und die Aristokratie unter den letzten bilden diejenigen, welche für venerabilis (ehrwürdig), dann — höher — für beatus (selig) und — noch höher — für sanctus (heilig) erklärt werden. Wir haben also nach päpstlicher Dogmatik auch im Jenseits Rangstufen, ganz so wie im Diesseits, wo ein Fürst einem Unterthan das adlige „von" verleiht, einem andern aber den Titel eines Barons, einem dritten den Titel eines Herzogs.

Nun ist es eine bekannte Sache, daß man sich gewisse Ehrentitel kaufen kann. Ehre ist ja unter Umständen Geld wert. Warum sollte denn eine Rangerhöhung im Jenseits kein Geld kosten? Wir wollen hier von vornherein die Versicherung geben, daß eine Rangerhöhung im Jenseits viel, sehr viel Geld kostet! Wäre letztere umsonst oder billig, so würde der Vatikan am Ende so überlaufen werden, daß er schließlich seine ganze Thätigkeit auf die Prüfung solcher Anträge verwenden müßte, in denen man für einen Vater, Bruder, Onkel, Tante ꝛc. jene jenseitige Rangerhöhung verlangte. Wer möchte nicht gern seinem Angehörigen nach dessen Tode im Jenseits eine einflußreiche Stellung und dem Namen desselben bleibende Ehre verschaffen? Also um dem Andrang zu wehren, hat man im Vatikan Geld, viel Geld verlangt. Zudem braucht der Vatikan Geld, viel Geld: die Kardinäle wollen anständig leben, und dazu gehören 30 000, 50 000 Lire jährlich; auch die Advokaten des Vatikans, welche sich mit dem einer Heiligsprechung vorhergehenden „Prozeß" befassen, wollen leben. Also Geld! — Zwar wissen wir, daß Petrus einst sagte: „Gold und Silber haben wir nicht"; aber der „Nachfolger Petri" hat viel Gold und Silber.

Der Nachfolger des „Apostelfürsten" beruft sich, wenn er jemand in den Adelstand des Jenseits erhebt und die himmlische Aristokratie um ein Mitglied vermehrt, auf die Autorität Petri und Pauli, wie dies soeben wieder durch Leo XIII. geschehen ist. Haben also schon Petrus und Paulus kanonisirt? Da Leo XIII. ein gelehrter Mann sein soll, so wird er vielleicht

wissen, daß genannte Apostel nur eine einzige Rangstufe kannten: Wir sind allzumal Sünder — diese Rangstufe für das Diesseits; für Jenseits die andre: Gerecht aus Gnaden, ohne Verdienst! Wie gesagt, dies sollte der Papst billigerweise wissen. Er sollte auch billigerweise diejenigen Dokumente kennen, welche einzig und allein uns mit den Gedanken eines Petrus und Paulus bekannt machen, nämlich die Briefe derselben. Aber letztere stehen in der Bibel, und eine Bibel befindet sich im Vatikan nicht, dort ist ein andres Buch, das Ruhmesbuch der römischen Kirche, das Heldenbuch, das Buch der Beati und Sancti, und Leo XIII. ist überzeugt, daß das in der Offenbarung Johannis erwähnte Buch des Lebens eine Kopie jenes Ruhmesbuches ist und daß der ewige Weltenrichter sich richtet nach dem Buche, worin der Papst, der infallible Richter über Lebendige und Tote, die Namen seiner Heiligen einträgt!

Die sicherste und schlagendste Beurteilung der Kanonisation wird uns geboten, wenn wir sie erklären, d. h. wenn wir ihre Abstammung untersuchen.

Rom ist die Stadt der Ruinen, jener stummen Zeugen einer Vergangenheit, welche die Sprache der Steine zu uns redet. Wundersam nah tritt uns römisches Heidentum, wenn wir z. B. das Riesenwerk des Kolosseums, die Thermen des Karakalla, die Triumphbögen und dergleichen betrachten, und der flüchtig Reisende muß sich damit begnügen, daß solche stumme Zeugen ihm längst verschwundene Tage nahe bringen. Wer aber lange im Lande dieser Trümmer weilt, macht allmählich die Erfahrung, daß auch das heutige Menschenleben noch Spuren antikheidnischer Vergangenheit zeigt, und jemehr er beobachtet, jemehr er sich an der Hand der Geschichte, an der Hand antik-römischer Litteratur in die Vergangenheit versetzt, je klarer wird es ihm, daß das moderne Menschenleben Italiens, am meisten in religiöser Hinsicht, nicht etwa ruinenhafte Trümmer, nicht etwa vereinzelte Bruchstücke aus antikem Leben bewahrt, sondern daß letzteres in seinen Grundzügen und zahllosen Einzelheiten durch neue Formen und veränderte Namen durchscheint und diese Formen sogar durchbricht. Napoleon sagte von den Russen: Nimm ihnen die Haut, und du findest den Heiden. Das Wort findet seine volle Anwendung auf Italien, am meisten auf den Süden. Wer dies nicht weiß oder nicht wissen will, versteht den heutigen römischen Katholizismus nicht; ihm fehlt der Schlüssel zum Verständnis der Sinnesweise, der Glaubensanschauung, welche dem letztern zu grunde liegt. „Die Menschen sind, was Menschen immer waren." Das ist ein ernstes Wort, dessen traurige Wahrheit dem Beobachter in Italien auf Schritt und Tritt begegnet.

Im vorstehenden ist bereits der Geburtsschein der sogenannten Kanonisation enthalten, ihr Geburtsschein aber spricht ihr das Urteil. — Die Heiligsprechung kann auf Originalität nicht den mindesten Anspruch erheben, denn ihr innerstes Wesen, ihre gesamte Tendenz stammt aus jenen Zeiten hellenisch-römischen Heidentums, als dasselbe eine Welt der Halbgötter schuf, welche vermittelnd zwischen der Menschenwelt und dem Olymp standen. Zu ihnen rechnen wir vor allen Dingen die vergöttlichten Kaiser Roms, die das Prädikat divus erhielten, um dann als schützende Mächte weiter zu walten. Ein zum Divus gewordener Kaiser erhielt seinen Tempel, seine Priester, seine Statue, seinen Altar, seinen Kultus, genau so wie ein heutzutage mit dem Prädikate divus begabter Heiliger. Pompeji zeigt ein Heiligtum des vergöttlichten Augustus; mehrere Kaiserinnen erhielten gleichfalls ihren Kultus, wie z. B. heutzutage eine St. Theresa zahllose Kirchen und Altäre besitzt. — Die Vergöttlichung der Kaiser geschah feierlich durch den Senat, der also im klarsten Sinne des Wortes eine Kanonisation vollzog, wie solche bis auf den heutigen Tag nach Beratung der Kardinäle, also des Senatus im Vatikan, durch den Papst geschieht. — Die Kanonisation eines Kaisers brachte ein großartiges Schauspiel mit sich. Auf kostbarem Scheiterhaufen wurde die Leiche verbrannt, und ein Adler schwang sich dann vor den Augen der staunenden Menge vom Scheiterhaufen zum Himmel auf. Eine Kanonisation heutiger Zeit ist ebenfalls mit großartigem Pomp verbunden. — War ein Kaiser, um in vatikanischer Sprache zu reden, kanonisirt, so pflegten bildliche Darstellungen desselben sich allgemein zu verbreiten, wie z. B. vom Kaiser Markus Aurelius bekannt ist. Genau so hält man es mit den Heiligen, die der Papst kanonisirt: ihre Bilder dringen in kleinere und größere Kreise; von manchen Heiligen sieht man in jeder Hütte und Wohnung ein Bild. — Kaiser Hadrian verordnete den Kultus seines schönen Lieblings, des Antinous, that also genau dasselbe, was Leo XIII. that, indem er für N. N. und andre den Kultus anordnete. Antinous hatte zahlreiche Tempel, unter ihnen einen in Neapel, der sich später in die Kirche des Täufers Johannes, eines der ältesten Kirchenheiligen, verwandelte. Johannes trat an die Stelle des Antinous: der Name ward geändert, die Sache aber nicht. Antinous war für seinen Herrn, den Hadrian, zum Märtyrer geworden — ein Märtyrer war auch Johannes. Der Theseustempel in Athen wandelte sich in die Kirche des heiligen Georg: ein Held zog aus, ein andrer zog ein; die Sinnesweise und Anschauung der Menschen aber blieb genau dieselbe.

Die Tendenz, ein Reich von Zwischengottheiten zu schaffen, prägt sich ferner aufs klarste aus in der antiken Dämonenlehre, welche von der gläubigen Philosophie im zweiten Jahrhundert ausgebildet und zur Dogmatik vieler Gebildeten gemacht wurde. Die Dämonen wurden als übermenschliche Wesen gedacht, als Vermittler zwischen Menschheit und Gottheit. Ein solcher Dämon war z. B. Asklepios, der nach seinem Tode seinen Beruf als Arzt fortsetzte, indem er die ihn Anrufenden heilte, genau ebenso wie z. B. der im Süden Italiens hochgeehrte St. Ciro, der als Santo jetzt zahllose Heilungen vollbringt und die Stelle des Asklepios vertritt. — Dem Dämonenglauben verwandt war der spezifisch römische volkstümliche Genienglaube. Ein jedes Haus, jede Stadt, jede Familie, Land, Körperschaft, Verein hatte ihren Genius, eine helfende, schützend waltende Macht. Die Zahl der Genien anzugeben, war nicht möglich, denn sie vergrößerte sich beständig, genau ebenso, wie sich die Zahl der Heiligen ins Endlose vermehrt und dann erst abgeschlossen sein wird, wann der letzte Papst die letzte Kanonisation vollzogen hat.

Die unter Konstantin und seinen Nachfolgern äußerlich christianisirte Welt hat jene Tendenz bewahrt: kein Schließen der Tempel, kein Opferverbot sogenannter christlicher Kaiser hat sie ausgetrieben. Jene Tendenz, welche einst die aus vergöttlichten Kaisern, Dämonen und Genien bestehende Halbgötterwelt geschaffen, formte alsbald aus den Märtyrern, diesen christlichen Heroen, eine ähnliche Welt der Halbgötter, und als die Zeit der Märtyrer vorbei war, stellten sich andre Heroen zur Verfügung, die Helden der Entsagung, der Askese. Die Welt des Mönchtums lieferte neue Genien, neue Dämonen, und nicht darauf kam es an, daß man diese heidnischen Namen beiseite ließ, sondern darauf, daß diese christlichen Halbgötter dieselbe Funktion übernahmen, welche einst die Genien ꝛc. gehabt hatten. Von einer Kanonisation durch den Papst war keine Rede, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es in den ersten vier Jahrhunderten keine Päpste gab, sondern nur einfache Bischöfe Roms. Das äußerlich christianisirte Volk besorgte die „Kanonisation" selbst, und auf diese Weise entstand z. B. ein St. Martin, ein St. Johannes, ein St. Petrus, ein St. Januarius u. s. w. Die Geschichte des Papsttums beginnt erst mit Leo I. (440—461), aus dem das heidnisch-christliche Volk sofort einen Heiligen, d. h. einen schützenden Genius, einen vergöttlichten Cäsar schuf, wie denn der genannte Papstkaiser bis auf den heutigen Tag seinen Kultus in der St. Peterskirche besitzt. Die erste päpstliche Kanonisation geschah im Jahre 993, als Bischof Ulrich von Augsburg zum Genius, wollte sagen zum Heiligen, gestempelt wurde; aber erst, nachdem Gregor VII. das Papsttum auf die neue Machtbahn gewiesen, erst im zwölften Jahrhundert, nahm der Papst die Kanonisation als sein ausschließliches Recht in Anspruch. Eben dies thut auch Leo XIII., der Jesuitenschüler, der bei seinem Jubiläum der Welt alle seine Pracht und Macht offenbaren wollte.*) Das

*) Zur Beurteilung der verschiedenen Akte des Jubiläums verweist Verfasser auf seine soeben erschienene Schrift: Leo XIII. und sein Jubiläum. Neues und Altes aus dem Vatikan von Th. Trede. (Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; 76 Seiten.) Genannte Schrift behandelt in ihren drei Abschnitten: 1. den Gefangenen, 2. die Erfolge, 3. Leo XIII.

gesamte Zeremoniell, welches einer Kanonisation vorhergeht und nachfolgt, der herkömmliche Prozeß, welcher ungeheure Summen verschlingt, alles dies hat sich im Laufe von sechshundert Jahren ausgebildet; der jetzige Papst hat es überkommen und wird es auf seinen Nachfolger vererben. Indem wir für den Akt der Kanonisation auf unten genannte Schrift verweisen, wollen wir uns nur die neuen Heiligen, deren Sternseite Anfang dieses Jahres leuchtet, noch ein wenig ansehen.

Wenn die Hellenen einen Heroen zum Halbgott erhoben, also z. B. einen Theseus, einen Herkules, einen Asklepios, so handelte es sich durchweg um solche, die sich große Verdienste um Land und Volk erworben hatten und mithin ihre außerordentlichen Gaben und Kräfte zum gemeinen Besten verwendeten. Dasselbe kann man im ganzen von den neuen Heiligen Leos XIII. nicht sagen. Die Prüfungskommission muß jedesmal den Beweis liefern, daß die in das Heldenbuch zu schreibenden Heiligen Tugenden heroischen Grades besaßen und daß einige Wunder durch ihre Vermittelung geschehen sind. Fehlt eines, so kann man nie und nimmer zur himmlischen Aristokratie hinzugezählt werden. Ueber den heroischen Grad, sowie über die Tugend hat natürlich der Vatikan seine eignen Ansichten und sein eignes Maß. Vor Jahrhunderten ward St. Clara kanonisirt und ihr der heroische Tugendgrad deshalb zuerkannt, weil sie dreimal in der Woche auf bloßer Erde liegend fastete und andre Kasteiungsmittel anwendete, ein Verfahren, welches Gott so angenehm war, daß er ihr die Wundergabe verlieh! Der vor Jahrhunderten kanonisirte Hilarius wusch den Sack nie, welcher sein einziges Kleidungsstück bildete. Vor einigen Jahren kanonisirte der Papst einen gewissen J. Labre, dessen Heroismus in dem denkbar größten Maß der Unreinlichkeit, sowie darin bestand, daß er oft bittere Orangenschalen aß und mit einem Sack voll von Steinen beladen endlose Bußwanderungen machte. Man fand seinen Leichnam in einem Winkel des Kolosseums, bedeckt mit Ungeziefer. Was die zu Anfang dieses Jahres kreirten Heiligen betrifft, so berichten wir der Wahrheit gemäß, daß dieselben sich nicht durch jenen auch bei den cynischen Philosophen einst vorhandenen Heroismus der Unsauberkeit auszeichneten, wohl aber teilweise den Vorzug besaßen, daß sie Jesuiten waren. Da auch Leo XIII. zu dieser „auserlesenen Schar“ (militia eletta) gehört, so ist es in seinen Augen von vornherein eine Empfehlung, Jesuit zu sein, wie es drei unter den neuen Heiligen waren: Rodriguez, Berckmans, Claver. Wer Neigung verspürt, dem Spruch des Vatikans zu glauben, möge annehmen, daß auf diese drei Jesuiten das Pauliniſche Wort keine Anwendung findet: Wir sind allzumal Sünder. Zur hohen Empfehlung gereichte es diesen Jesuiten, daß sie eine glühende Verehrung für die Santissima Madonna zeigten und den vom Jesuiten Leo XIII. empfohlenen Rosenkranz so fleißig brauchten, daß z. B. Rodriguez vom fleißigen Berühren der Kugeln des Rosenkranzes schwielige Finger bekam. Daß dies ein Heroismus der Tugend sei, meint der jetzige Papst, den seine Schmeichler als Leuchtturm der Wissenschaft, als Licht der Welt bezeichnen. Selbstverständlich haben diese Santi auch Wunder gethan; der Vatikan hat solche feierlich konstatirt. Wir bedauern, unserseits konstatiren zu müssen, daß der Vatikan in der Wahl solcher Wunder nicht immer glücklich ist. Vor etwa sechzig Jahren wurde durch Leo XII. ein gewisser Julianus kanonisirt und stellte man dabei, wie üblich, das Wunder des neuen Heiligen im Auftrage des Papstes bildlich dar. Man sah also einen Bratspieß, an demselben steckten gerupfte tote Vögel — aber Julianus machte sie lebendig!! — Was wir hier berichten, ist kein Scherz, sondern traurige Wahrheit. Wer ein Wunder kennen lernen will, das der Jesuit, Papst Leo XIII., soeben approbirt hat und auf einem Gemälde öffentlich darstellen ließ, den verweisen wir auf die in der Anmerkung bereits erwähnte Schrift.

Ob nun diese neuen Genien, Santi genannt, als Sterne letzter Größe unter andern unzählbaren Sternen verschwinden, oder ob durch Volksgunst einer derselben die Rolle eines glänzenden Kometen übernehmen wird, muß sich zeigen. Nach Meinung des Jesuiten Leo XIII., des „erleuchteten“ Mannes, haben die Heiligen im Himmel verschiedenen Einfluß, der eine mehr, der andre weniger. Mit der Kometenrolle wird es seine Schwierigkeiten haben, denn die meisten Posten sind besetzt. In Neapel feierte man jüngst z. B. das Fest des S. Biagio (Blasius), einer berühmten Heilgottheit, die es mit der Kehle des Menschen und ihren Krankheiten zu thun hat. So hat jeder Genius, oder Santo, bereits seinen Wirkungskreis. Möglich, daß alle neuen Genien oder Santi zu den müßigen, stellenlosen, vergessenen Halbgottheiten gehören werden. T

Aus der innern Mission

(Das Haupt der evangelischen Sonntagsfreunde), Alexander Lombard, der „Sonntagslombard,“ ist, wie seinerzeit von den Tagesblättern gemeldet wurde, am 28. Mai vorigen Jahres in Genf verstorben. Sein Werk war die Gründung des bereits dreimal abgehaltenen internationalen Kongresses für die Sonntagssache, und ihm ist es in erster Linie zu verdanken, wenn es heute bereits eine wirkliche Sonntagsfrage giebt. Wie in andern Dingen (Rotes Kreuz), so bewährte Genf seine weitherzige, praktische Art auch in seiner Teilnahme an Lombards Kampf für den Sonntag, welcher nicht einseitig vom kirchlichen oder vom sozialistischen Standpunkte, sondern in Erfassung aller religiösen, humanen und praktischen Gründe für die Sonntagsruhe geführt wurde. Aus einer alten italienischen Familie stammend, welche vor Zeiten um ihres evangelischen Glaubens willen nach der freien Schweiz entfliehen mußte, wurde Lombard 1810 geboren und übernahm als junger Mann das angesehene Bankgeschäft seines Vaters. Ein Sonntagstraktat, den er einmal auf einer Reise in Südfrankreich erhielt, und eine Sonntagsrede des Professor Godet (1861) waren entscheidend für sein weiteres Wirken. Im Kreise der Genfer Gesellschaft für Sonntagsfeier ist er bis zum letzten Atemzuge unermüdlich gewesen, für einen wirklichen Sonntag der Lohnarbeiter, Bäcker, Verkehrsbeamten, Dienstmädchen u. s. w. zu sorgen und weitern Kreisen für die ungeheure Wichtigkeit des Sonntags im sozialen Kampfe die Augen zu öffnen. F N

(Christliche Liebe unter den Taubstummen) Im Verlage des evangelischen Vereinshauses zu Leipzig hat ein treuester Freund der Taubstummen, Th. Etter, Taubstummenerzieher in Riga, „ein Wort an solche, die nicht taub sind“ (80 S.; 75 Pf.) erscheinen lassen. Es ist eine Predigt der Thaten, die uns geboten wird; denn in langer Reihe ziehen die verschiedensten Anstalten für Taubstumme an unserm Geiste vorüber; wir hören von ihrer Entstehung, ihrem jetzigen Bestande, von Geldsorgen und freudigen Erfahrungen, das eine mal mehr, das andre mal weniger. Einiges sei herausgegriffen, um das Ganze zu kennzeichnen:

An der Taubstummen-Anstalt zu Siena wirkte sechzig Jahre lang, bis ins 84. Lebensjahr, der unermüdliche Pendola, welchem von dem Gemeinderat seiner Heimat ein Ehrenbegräbnis auf öffentliche Kosten gewährt wurde. Er gab eine Zeitschrift Dell' Educazione dei Sordo-Muti in Italia heraus.

Der Dechant Ignaz Holzapfel in Reifnitz (Oesterreich) machte folgendes Testament: „Meine Seele Gott, den Staub der Erde. Zum Erben meines Vermögens setze ich die für Krain zu errichtende Taubstummenanstalt ein.“ Um dies Testament machen zu können, hatte der sparsame Mann 60000 fl. gesammelt.

Ein Vater der Taubstummen war der selbst taubstumme Geh. exped. Sekretär im Finanzministerium zu Berlin Fürstenberg, welchem allein 51 taubstumme Mündel zur Pflege anvertraut waren. Er gründete den „Zentralverein für das Wohl der Taubstummen,“ richtete die jährlichen Feste für seine Leidensgenossen ein, zu welchen sich 1200 bis 1800 Taubstumme zu versammeln pflegen, gab seit 1872 den „Taubstummen-Freund“ heraus und konnte sogar von seinen taubstummen Freunden eine Theatervorstellung geben lassen, durch welche die Mittel zu einem Krankenhaus für Taubstumme beschafft wurden.

Das Büchlein will nicht Fachleuten dienen, sondern Liebeseifer bei allen denen wachrufen, in deren Hände es gelangt.

Uebrigens erscheint seit dem 1. Oktober eine neue Zeitschrift: „Blätter für Taubstummenbildung“, im Verlage von E. Staude in Berlin, herausgegeben von dem Direktor und dem ersten Lehrer an der Kgl. Taubstummenanstalt in Berlin, E. Walther und F. Töpler. Zweimal monatlich eine Nummer für 2 Mk. auf das Vierteljahr. F N

(Volksküche) Neulich waren wir in der Volksküche zu D. Durch einen Thorweg, über einen Hof gelangte man zu einem Gebäude, das an Kunstlosigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Hier also soll eine Volksküche gedeihen können? Ja, hier in diesem Winkel gedeiht sie so, daß sie sich pekuniär selbst erhält. Das einzige, was umsonst gegeben wird, ist die Arbeit derjenigen Damen, welche abwechselnd das Küchenregiment führen. Heute ist es Frau Dr. Æ., welche den herzuströmenden Männern — Frauen erscheinen seltner in der Volksküche — ihre ganzen und halben Portionen austeilt und für dieselben das Geld einkassirt. Wir sind überzeugt, daß es für das Gemüt der speisenden Maurer, Klempner, Holzarbeiter, Fabrikleute u. s. f. von größter Bedeutung ist, ihre Graupen oder sauern Flecke mit einem freundlichen Wohl bekomms! aus der Hand einer Frau zu empfangen, die in Kleidung und Bildung ihnen allen auf den ersten Blick als übergeordnet erscheinen muß. Nicht Almosen ist es hier, was die Stände versöhnen soll, sondern ein wirklicher Freundschaftsdienst. Das Benehmen der Essenden war — wenn

man nicht Unbilliges verlangt — ein durchaus gutes; sie waren in guter Weise wie zu Hause.

Sollte nicht noch manche Mittelstadt — denn in einer solchen fanden wir diese — das Bedürfnis nach Volksküchen haben? Damen, welche Zeit und Geschick haben, ihrer Erhaltung hin und wieder einige Vormittagsstunden zu widmen, wird es überall geben, wo überhaupt eine Mehrzahl gebildeter Familien vorhanden ist.

Um ein wenig aus dem Haushaltplan einer Volksküche zu verraten, geben wir folgende Zahlen aus dem letzten Jahresberichte einer derartigen Anstalt in Dresden: Es wurden in einem Jahre beinahe 142 000 Portionen gekocht und verabreicht, d. h. täglich etwa 400. Darunter waren etwa 60 000 Portionen Gemüse mit Fleisch von $^3/_4$ Liter für je 15 Pf., etwa 46 000 Portionen ohne Fleisch auch von $^3/_4$ Liter für je 10 Pf., 32 000 Portionen Kartoffeln mit marinirten Heringen à 15 Pf., 4000 Portionen Braten und Klops für je 30 Pf. an Sonntagen — eine Fülle von kräftiger Nahrung, die insgesamt ungefähr den Wert von 20 000 Mk. repräsentirt. F N

Bücher und Schriften*)

(Der stille Teilhaber), frei nach dem Englischen der Miß Stuart Phelps nacherzählt von A. v. Schaeffer. Hameln, Th. Fuendling, 1887; 3,50 M., geb. 4,50 M.

„Lies, um zu prüfen und nachzudenken." So mahnt uns das dem Buche vorgedruckte Motto. Nachdem wir die ungemein fesselnde Erzählung gelesen, möchten wir noch ein Motto hinzufügen, und zwar ein Wort des Herrn: „Gehe hin und thue desgleichen." Die Erzählung bietet uns ein Bild amerikanischen Fabriklebens mit seinen tiefen Schatten. Die soziale Frage tritt vor uns im Kleide einer Erzählung, welche auch formell vollendet ist. Alle Charaktere sind scharf und wahr gezeichnet. Es fehlt nicht der reiche Fabrikherr, welcher sich mit seinen Arbeitern nur auf dem Boden des Geschäfts berührt, im übrigen aber sich um das Wohl derselben nicht kümmert; es fehlen nicht die Arbeiter jeden Alters vom kranken, verbitterten Greis herab bis zu dem acht Jahre alten Taugenichts Bob Mell. Umso heller auf diesem dunkeln Hintergrunde hebt sich die Gestalt der Miß Kelso ab. Aufgewachsen im Reichtume, merkte sie wenig vom Elend derer, die für ihren Wohlstand arbeiten, bis sie mit dem Fabrikmädchen Sip Garth zusammentrifft und durch dieses die Sorgen und Nöte der Arbeiter kennen lernt. Da erfaßt es Miß Kelso als ihre Lebensaufgabe, an dem Wohl ihrer neidischen, armen und elenden Untergebenen zu arbeiten. Sie sucht ihre Pflichten in dem Kreise auf, in den sie Gott gestellt, und findet ihrer vollauf. Seit sie ihre Pflichten kennt und übt, ist sie glücklich und froh. Sip Garth aber, die in tiefer Verbitterung gegen die besitzende Klasse ihr und ihrer Genossen Elend der Miß Kelso vor die Augen gerückt hat, bleibt zwar ein Fabrikmädchen; aber sie wird eine treue Zeugin Christi für viele. Wir wünschen herzlich, daß das treffliche Buch den Weg besonders in die Salons unsrer wohlhabenden Damen finde und dazu beitrage, daß ein jedes in seinem Stande in unsrer an Neid und Elend reichen Zeit sich ernstlicher frage: Wer ist mein Nächster?

P B

(Spanien) Von unsern Aufsätzen „Spanien" in Nr. 30, 32 und 33 des vorigen Jahrgangs ist ein Sonderdruck in der „Evangelischen Bruderliebe" als siebenter Band, erstes Heft (bei Hugo Klein, Barmen) erschienen. Als eine erfreuliche Bestätigung, Ergänzung und gleichsam Fortsetzung derselben können wir jetzt nennen und empfehlen einen in der Buchhandlung der Berliner Stadtmission (Berlin SW., Johannistisch 6) erschienenen Reisebericht des Grafen Andreas Bernstorff: „Evangelisches Leben in Spanien" (16 S.; 10 Pf., mit Porto 13 Pf.). Fliedners Sendung nach Spanien war einstmals die Folge einer ersten Reise Bernstorffs nach Spanien. Jetzt schreibt der Graf:

„Was nun speziell uns Deutsche betrifft, so ist es meine vollste Ueberzeugung, daß die Art, wie bisher von Deutschland aus die Sache des Evangeliums in Spanien unterstützt worden ist, im wesentlichen durchaus richtig war. Wir wollen auf der betretenen Bahn fortfahren und unsern Landsmann Pastor Fliedner, den offenbar der Herr selbst auf diesen Posten gestellt und für denselben ausgerüstet hat, weiter mit Gebet und Gaben stärken... Unverkennbar geht ein tiefer religiöser Zug durch das Volk. Man sieht dies auch in den katholischen Kirchen... Von den vielen aber, die in der katholischen Kirche keine Befriedigung finden und ihr jetzt nur noch äußerlich angehören, dem Protestantismus aber günstig sind, werden manche öffentlich zur evangelischen Kirche sich bekennen, wenn diese sich einmal länger bezeugt hat. Einen eigentümlichen Beweis giebt der Umstand, daß die evangelischen Kapellen am Karfreitag immer überfüllt sind, und nicht etwa bloß dadurch, daß die Mitglieder zahlreicher kommen, sondern weil viele Katholiken, die mit ihrer Kirche gebrochen haben, doch das Bedürfnis haben, an diesem Tage nicht ohne religiöse Erbauung zu bleiben..." H

(Ein Choralbuch für Gemeinde und Haus) Wie man sich davon überzeugt hat, daß der Verwirrung auf dem Gebiete des evangelischen Kirchenliedes zunächst nur provinziell zu steuern ist, indem man versucht, durch gute Provinzialgesangbücher für den Umkreis der einzelnen Provinzen eine Einheitlichkeit des Liederschatzes und vor allem des Liedertextes zu schaffen, so erkennt man auch, daß der jetzt noch waltenden Ungleichmäßigkeit in den Melodien zunächst nur provinziell entgegen gearbeitet werden kann. So ist die Herstellung von Melodienbüchern eine Aufgabe unsrer Provinzialsynoden geworden. Vor drei Jahren hatte die sächsische Provinzialsynode im Anschluß an das Provinzialgesangbuch diese Arbeit ausgeführt, und nunmehr hat auch die von der brandenburgischen Synode eingesetzte Kommission die gleiche Arbeit beendet. In beiden Provinzen traf es sich so, daß unter den hochgestellten Theologen derselben ein für diese Arbeit auch musikalisch besonders befähigter Mann sich fand, in Sachsen in der Person des Generalsuperintendenten D. Schultze, in Brandenburg in der Person des Konsistorialrats D. Kleinert. Die brandenburgische Kommission hat im Unterschied von der sächsischen neben Mitgliedern der Provinzialsynode auch eine Anzahl bewährter Kirchenmusiker zur Mitarbeit herangezogen, während in Sachsen die Kommissionsmitglieder selbst nur Theologen waren, denen ein angesehener Musiker der Provinz nur als beratendes Mitglied zur Seite stand.

Nun hat soeben einer der musikalischen Teilnehmer an den Arbeiten der brandenburgischen Synode, Herr Kawerau, Organist und Kantor an St. Matthäus in Berlin, ein Choralbuch ausgehen lassen (Berlin 1888, Wiegandt und Grieben), welches genau in Uebereinstimmung mit der für die Provinz festgestellten Form der einzelnen Melodien gearbeitet ist. Wenn unser Gemeindeblatt auf dieses Buch hier mit einigen Worten eingeht, so geschieht es aus zwiefachem Grunde. Zunächst ist nämlich hervorzuheben, daß die brandenburgische Kommission mit einer alten Tradition, wie ich meine mit gutem Rechte, gebrochen hat, nämlich mit der üblichen Tonhöhe, in der bisher viele Choräle gesungen wurden. Gerade die Fachmusiker in jener Kommission haben mit großer Entschiedenheit sich dahin ausgesprochen, daß bisher der Fehler gemacht sei, die Choräle in zu hoher Lage singen zu lassen, und daß der Gemeindegesang erheblich gewinnen werde bei größerer Berücksichtigung der auch für die Männerstimmen bequemsten Tonlagen. Demgemäß findet man hier zahlreiche Choräle tiefer gesetzt, als sonst üblich ist. Dadurch empfiehlt sich dieses Choralbuch besonders für den Gebrauch in den Christenhäusern, in welchen man noch gern bei Morgen- und Abendandacht Gott den Herrn im Liede preist. Daß namentlich des Morgens unsre Stimmen in den höhern Tönen sich behindert fühlen und daß daher der Choralgesang der Hausgenossen nicht recht vorwärts will, diese Erfahrung werden viele von uns gemacht haben: den Choral aber in tiefere Lage zu transponiren, das ist eine Kunst, die in unserm klavierspielenden Zeitalter doch immer nur eine recht kleine Zahl unsrer Hausorganisten — ich denke vornehmlich an Frauen und Töchter — auszuüben wissen. Darum wird es manchem lieb sein, ein Choralbuch zu wissen, das einen tiefern, bequemern Satz darbietet.

Sodann: ein Choralbuch wird sehr verschieden zu arbeiten sein, je nachdem der Musiker an vierstimmigen Choralgesang oder an Gemeindegesang mit Orgelbegleitung denkt. In ersterm Falle wird er sich bemühen, die Mittel- und Unterstimmen möglichst selbständig zu führen und reiche Bewegung nach dem Vorbilde der Bachschen Choralsätze hineinzubringen. In dieser Weise ist das vom Konsistorium der Provinz Sachsen empfohlene Choralbuch gehalten; es bietet künstlerisch verzierte, aber auch recht subjektiv empfundene Auffassungen der einzelnen Choräle und ist eben darum für den Gemeindegesang nur mit starken Einschränkungen zu empfehlen. Viel bescheidner ist die Aufgabe, wenn es sich darum handelt, dem Gesang der Gemeinde ein Choralbuch zu bieten. Dann gilt es, nur diesen Gesang begleiten zu wollen; je klarer diese Aufgabe vom Musiker erkannt wird, umsomehr Selbstbeschränkung übt er, umso schlichter und anspruchsloser muß sein Satz werden. Ein Choralbuch für die Gemeinde muß so beschaffen sein, daß es auch bei sehr bescheidenem Können des Organisten in kleiner Landgemeinde sich brauchbar erweist. Diesen Zweck des Buches hat der Verfasser fest im Auge behalten, in diesen bescheidnen Grenzen nun aber seinen Satz nach den Regeln des strengen Kontrapunktes ausgearbeitet. Der Verfasser, der den Berliner kirchlichen Kreisen als Chordirigent in den schönen liturgischen Andachten der St. Matthäigemeinde, auch jüngst als Orgelspieler bei dem gewaltigen Festgottesdienste des Kirchengesangsfestes, den musikalischen Kreisen aber als Organist bei den Konzerten der Berliner Singakademie bestens bekannt ist, hat in den hier bezeichneten Grenzen seine Aufgabe mit feinem Verständnis gelöst.

Eine wertvolle Beigabe hat D. Kleinert beigesteuert, indem er hier die Ergebnisse seiner ausgedehnten Studien über die Geschichte und die ältesten Drucke der einzelnen Melodien niedergelegt hat. N

*) Gegenüber den Verfassern und Verlagshandlungen erklären wir hiermit, daß wir eine Verpflichtung zur Anzeige uns eingesandter Bücher durchaus nicht übernehmen können.

Denjenigen Lesern, welche eine vollständige Berücksichtigung des gesamten deutschen Schrifttums, wie wir sie in Rücksicht auf Raum und Zweck unsers Blattes nicht geben können, begehren, empfehlen wir das von W. Herbst begründete, z. Z. von Dr. Rudolf Pfleiderer in Ulm herausgegebene, bei F. A. Perthes in Gotha erscheinende „Deutsche Litteraturblatt" (vierteljährlich 1,50 M.). D H

Zur Beachtung

Briefe, Manuskripte u. s. w. für die Redaktion werden **bis zum 10. Mai** an Herrn Professor Lic. Dr. Loofs in Halle a. S. erbeten.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 17 **Leipzig, den 22. April** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Altes Gold in neuer Fassung. Von Julius Sturm. 1. Besser Kampf als fauler Frieden — Von der christlichen Hoffnung: 3. Ihr Einfluß auf unser Wirken — Gustav Jahn und seine Brautlieder — Max Nordau und „die religiöse Lüge der Kulturmenschheit." 3 — Die deutschen Kolonien in Südwestrußland: 4. Kirche, Schule, Barmherzigkeitsanstalten — Von der Heidenmission: Verein für evangelische Mission in Kamerun; Studentische Missionsvereine — Verschiedenes: Eine neue Marienandacht; D. Eduard Riehm † — Quittung — Zur Beachtung

Altes Gold in neuer Fassung

Von Julius Sturm

1

Besser Kampf als fauler Frieden

(Nach Dr. Luther)

Wenn Glaube frisch im Schwange geht,
Weil Christus wieder aufersteht
Aus Herzen, drin er tot gelegen,
Wird stets der böse Feind sich regen
Und wieder frech mit Spott und Hohn
Verfolgen Gottes ein'gen Sohn
Und alle seiner Gläub'gen Seelen,
Und auch ein Judas wird nicht fehlen.
Doch solche Zeit ist Gnadenzeit,
Denn besser ists, voll Mut und Streit
Für den erstandnen Heiland kriegen,
Als säh'n wir noch im Grab ihn liegen.

Von der christlichen Hoffnung

3. Ihr Einfluß auf unser Wirken

Was stehen wir alle Stunden in Gefahr? Bei unserm Ruhm, den ich habe in Christo Jesu unserm Herrn, ich sterbe täglich! Habe ich menschlicher Meinung zu Ephesus mit den wilden Tieren gefochten, was hilft es mir? (so die Toten nicht auferstehen). 1. Kor. 15, 30—32. —

Der Apostel ist auch hier damit beschäftigt, die Korinthischen Zweifler zu überführen, daß sie auf der Irrfahrt sind. Hat er ihnen früher gezeigt, daß ihr Zweifel an der Totenauferstehung am Grunde des christlichen Glaubens rüttelt, so zeigt er ihnen hier, daß derselbe auch dem christlichen Leben und Wandel die Wurzeln zerschneidet. Er beruft sich zur Besiegelung der Christenhoffnung auf ihre sittlichen Wirkungen und Früchte, wie sie im Leben der Apostel und in seinem eignen Leben sich offenbaren.

Wir stehen jede Stunde in Gefahr! sagt der Apostel. Warum war es so? Weil die Diener des Evangeliums es nicht lassen konnten, zu reden von dem, was sie gesehen und gehört hatten, es nicht lassen wollten, das Wort vom Kreuz Juden und Heiden zu verkündigen. Das Wort des Herrn: „Ich sende euch!" hatte ihnen die Arbeit ihres Lebens vorgezeichnet. Und wie haben sie an diese Arbeit ihre ganze Person gesetzt, wie ist das Leben des Paulus in seiner Berufsarbeit aufgegangen! (S. 2. Kor. 11, 25—28.)

Woher diese Thatkraft, die sie nicht müde werden ließ in ihrer Arbeit, nicht träge in ihrem Gehorsam gegen den Befehl Christi? Das Ziel der christlichen Hoffnung war vor ihren Augen; die Kraft der christlichen Hoffnung wirkte in ihren Herzen. Das machte sie freudig und eifrig in ihrer Arbeit. Sie hatten ja die Gewißheit, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war. Ihr hoffender Blick sah den Tempel des Gottesreiches, an dem sie mit ihrem Werke bauten, schon vollendet. Ihr hoffendes Auge sah auch die unvergängliche Krone schon winken, nach welcher sie mit ihrer Arbeit im Dienste Christi, mit ihrem Kämpfen gegen alle Fleischesträgheit rangen. Die Hoffnung befeuerte ihren Mut, daß die Gefahren ihres Berufes sie nicht schreckten; die Hoffnung stählte ihre Ausdauer, daß die Anstrengungen ihrer Arbeit sie nicht müde und laß machten; die Hoffnung beflügelte ihre Thatkraft, daß sie sich über Berge von Hindernissen hinwegschwangen.

Wie thöricht urteilen die, welche meinen, die christliche Hoffnung lähme die Thatkraft, das Hoffen auf den Himmel mache untüchtig und träge zum Wirken auf Erden! Aber wie verkehrt handeln auch die, welche so auf den Himmel hoffen, daß sie dadurch untüchtig und träge werden! Solches Hoffen ist nicht das auf den Felsen Christus gegründete Hoffen, welches die Apostel beseelt hat; es ist ein willkürliches Träumen, mit dem sich die Träumer selbst betrügen.

Lebt die christliche Hoffnung in unsern Herzen, dann muß sie auch bei uns die Frucht haben, daß sie uns zur That spornt und stählt. Apostel sind wir nicht, aber Nachfolger der Apostel sollen wir sein, Nachfolger ihres Lebens im Glauben, in der Liebe, Nachfolger auch ihres Lebens in der Hoffnung. Nicht bloß der Apostelberuf, sondern jeder Beruf will in Treue gegen den Herrn ausgerichtet sein; die Christentreue in jedem Beruf ist ein Dienst des Herrn, ein Arbeiten an der eignen Heiligung, ein Ringen nach der unvergänglichen Krone. Der Hoffnungsblick auf diese Krone muß auch uns antreiben und stärken zur ausdauernden Thatkraft, zur selbstverleugnenden Berufstreue.

Es gilt aber auch allen Christen — und nicht bloß den Aposteln — das Wort des Herrn: „Ich sende euch!" Zur Mitarbeit an der Pflanzung, Pflege und Förderung des christlichen Lebens im Hause und in der Gemeinde, in der Christenheit und in der Heidenwelt sind alle berufen, und jede Mitarbeit am Werke des Herrn ist ein Bauen an dem Reichstempel Gottes, dessen herrliche Vollendung die christliche Hoffnung vor Augen sieht. Wen diese Hoffnung beseelt, den erweckt, spornt und

stärkt sie auch zu thätigem Eifer und ausdauernder Treue in diesem Berufswerke. H K

Gustav Jahn und seine Brautlieder

Viele derer, die im Laufe der letzten zweiunddreißig Jahre an den Brautliedern von Gustav Jahn sich erfreut haben — groß ist ihre Zahl nicht gewesen —, haben von dem Dichter nicht mehr gewußt als seinen Namen. Jetzt, da er als ein siebzigjähriger Greis aus seiner reichen Wirksamkeit abgerufen ist, wird es ebenso viele geben, die es nicht wissen, daß der verdiente Direktor der Züllchower Anstalten für Innere Mission kein andrer ist als der Dichter der Brautlieder.

Der „Reichsbote" vom 1. April brachte zugleich mit der Todesanzeige einen Nekrolog, der fast ausschließlich mit der Thätigkeit Jahns auf dem Gebiete der Innern Mission sich beschäftigte. Zwar war sehr kurz auch der schriftstellerischen Thätigkeit des Entschlafenen gedacht; Jahn wurde gerühmt als der poetische Bearbeiter des Hohenliedes, als der einstige Mitarbeiter des Hallischen „Volksblattes für Stadt und Land," als der Volksschriftsteller, dem man eine anschauliche und volkstümliche Darstellung der Kriege von 1866 und 1870 verdanke — allein die Brautlieder waren hier nicht erwähnt; ebenso wenig in einigen andern Nekrologen, die mir zu Gesicht gekommen sind; sie sind, wie ich mehrfach — selbst in Leipzig — erfahren habe, sogar den Buchhändlern unbekannt geworden.

Und doch müssen, wie ich meine, diese Brautlieder in einem Nachruf für Gustav Jahn ganz besonders hervorgehoben werden. Wenigstens in diesen Spalten. Denn zweifellos ist unter den litterarischen Werken Jahns keines, das ebenso bedingunglos wie die Brautlieder gerade unserm Leserkreise empfohlen werden kann.

Und ich glaube, auch unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich hier auf diese Lieder aufmerksam mache. Oder giebt es unter den Büchern, die von Liebe singen und reden, so gar viele, die wir gern, ja mit dem Bewußtsein, daß sie erfreuen und zugleich fördern, einer Braut auf den Geburtstagstisch legen? Es ist ganz erklärlich, daß ihre Zahl gering ist. Denn an kaum einem andern Punkte ist das christliche Ideal, das evangelisch-christliche Ideal oberflächlichem Denken so unerreichbar, so undemonstrirbar als da, wo es um die Liebe von Mann und Weib sich handelt.

Ein Beispiel nur dafür: Einige unsrer Leser kennen vielleicht die unglaubliche, aber bezeichnende Charakteristik, welche Rudolf von Gottschall, der einst unter den Aposteln des jungdeutschen Evangeliums seine litterarische Laufbahn begann, Emanuel Geibels Liebesliedern zuteil werden läßt:

> In der That sind alle diese Lieder sangbar; denn kein störender Lärm der Reflexion, kein vorlauter Gedanke, der mit Manneshöhe aus dem Gewühle dieser niedlichen Gefühlchen emporragte, unterbricht den harmonischen Eindruck. Man merkt es diesen zartstengeligen Empfindungsblüten an, sie brauchen Noten, um sich an ihnen emporzuranken. (Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts III, 187.)

Es soll nicht geleugnet werden, daß einige der ältern Liebeslieder Geibels solchen Spott verdienen. Aber mit solcher Charakteristik Geibels Liebeslieder abthun, der „Tagebuchblätter" nicht gedenken, in denen rechte, reine Liebe den edelsten Ausdruck gefunden hat, das heißt einen Mangel an Verständnis bekunden für das, was christlichem Sinne an Geibels Liedern besonders wertvoll ist. — Noch bezeichnender für diesen Mangel ist die Art, wie Geibels spätere Lieder beurteilt werden:

> Der Dichter sonnt sich am Wiederschein vom Glück der Jugend; einen Anakreon, Hafis und den alten Goethe selbst, der auf dem westöstlichen Divan im Arm der Suleika so wonnig geruht hat, belehrt der Dichter der „blonden Minna," von der nur Gott im Himmel weiß, eines Bessern:
>
> Minneglück will Jugendblüte,
> Und du änderst's nimmermehr. (Nationallitteratur III, 191.)

Gottschall hätte auch einen andern Vers aus den „Gedichten und Gedenkblättern" zitiren können:

> Daß holde Jugend nur zur Liebe tauge,
> Ich weiß es wohl, und daß mein Lenz entschwand;
> Doch sehn' ich mich nach einem treuen Auge,
> Doch sehn' ich mich nach einer weißen Hand. (Werke III, 137.)

Bei diesem Zitat wäre dem Leser der Nationallitteratur vielleicht der erschütternde Vers der „Tagebuchblätter" eingefallen:

> Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
> Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
> Was schlägst du noch? O Gott, sie haben
> Mein Weib und all mein Glück begraben. (Werke III, 119)

und man hätte dann den Gegensatz zwischen anakreontischer Liebe und dieser Liebe wenigstens deutlich vor Augen.

Dies Beispiel zeigt, wie wenig Verständnis eine durch Frömmigkeit verklärte Liebe auf dem litterarischen Markte findet. Denn, so berechtigt auch die Geringschätzung der Gottschallschen Litteratur„geschichte" ist, sein Urteil teilen weite Kreise; — und hat er Unrecht, wenn er sich auf den „Altmeister" beruft? Eine Liebe, die etwas völlig andres ist als Venuskult und doch sehr verschieden ist von dem schwindsüchtigen Ideal der „platonischen Liebe," das in der Litteratur ihr nicht selten als das allein mögliche Zweite entgegengestellt wird, eine Liebe, die durch und durch keusch ist und doch die Prüderie nicht kennt, die nichts ist als das Gesellschaftskleid einer verehrten Unschuld, eine Liebe, die fromm ist und doch allem süßlichen Frömmigkeitsgetändel herzlich gram — sie hat wohl ihr Heim in den Herzen vieler christlichen Brautleute und Eheleute; in der Litteratur kommt sie selten zum Wort. Es gilt hier, was der Prophet sagt: „Ueber allem Herrlichen ist eine Hülle" (Jes. 4, 5); und nicht nur dichterische Begabung gehört dazu, hier „zu sagen, was man lebhaft fühlt."

Jahn hat dies gekonnt. Ich will nicht sagen, daß die Gedichte alle den Dichter verrieten; vielen aber fehlt es keineswegs an leichter, gefälliger Form, echt poetischem Empfinden und harmonischer Geschlossenheit:

> O gieb dich ganz an mich und völlig,
> Und alles, alles, was du hast!
> Nicht eher sind' ich Ruh noch Rast,
> Bis wir einmütig und einhellig.
>
> Bis wir einander so verstehen,
> Bis so vollkommen unser Bund,
> Daß ich in deiner Seele Grund
> Kann jeglichen Gedanken sehen. . . .
>
> Um solche Liebe will ich ringen
> Mit Waffen guter Ritterschaft;
> Mit meiner Seele ganzer Kraft
> Will ich dich so zu lieben zwingen.
>
> Ich will dich zwingen so zu lieben,
> Mit aller Kraft in meiner Brust;
> Des Sieges bin ich mir bewußt:
> Gott hat ihn mir ins Herz geschrieben.

Und welcher Leser sähe nicht, daß solche Lieder rechte Brautleute nicht nur erfreuen, sondern auch fördern müssen. Hier wird das Beispiel zur Mahnung:

> Eins möcht' ich recht ans Herz dir legen,
> O, geh auf meine Bitte ein:
> Und laß uns immer offen sein,
> Wenn je sich Zweifel sollten regen.

Und auch die ängstlichste Mutter darf diese Lieder mit gutem Gewissen in den Händen ihrer Tochter sehen: sie sind keusch durch und durch; ein reines Herz wird nirgends Anstoß nehmen. In edler Weise weiß sich Jahn auch in dieser Hinsicht hineinzudenken in das Herz einer Braut, einer Braut, die es zwar weiß, wie frühe sie derjenigen eine Sorge war, die sie einst unter dem Herzen trug, die aber die Grenzen ihres Wissens selbst nicht kennt und alle Fragen und Zweifel niederschlägt im Vertrauen der Liebe. Man vergleiche das zarte Gedicht „Der Besuch":

> Still tritt ans Bett der jungen Mutter
> Mit leisem Gruß die junge Braut,
> Seit beider bängsten Freudenstunden
> Hat sich ihr Auge nicht geschaut.
>
> Wie blicken so verständnisinnig
> Sie lang sich an und unverwandt!
> Es wechseln beide keine Rede,
> Sie drücken stumm sich nur die Hand.
>
> Ums Antlitz spielt der jungen Mutter
> Ein Lächeln mild und frühlingsklar,
> Als dächte sie der frohen Tage,
> Da selbst beglückte Braut sie war.

Sie fühlt, was sich im Herzen reget,
Daß sie's der Freundin sagen muß;
Da neigt sich jene — und die Worte
Ersterben unter ihrem Kuß.

Drauf, als sie wieder sich erhoben,
Nimmt aus dem Bettlein weich und warm
Die junge Braut mit stillem Sinnen
Das zarte Kind auf ihren Arm.

Sie schaut es an mit feuchten Augen,
Mitfühlend seiner Mutter Glück,
Und legt — erfaßt von süßen Schauern —
Es in die Kissen stumm zurück.

Auch hinsichtlich des Hervortretens der christlichen Gesinnung entsprechen diese Lieder durchaus dem, was ein gesundes christliches Gefühl verlangt und erträgt. Selbst das Lied: „Seelenbräutigam" ist, abgesehen von diesem Titel, auch für diejenigen unanstößlich, welche Ausdrücke derart nicht lieben:

Dies wunderbar gewalt'ge Dringen,
Das, dich zu lieben, mich erfaßt —
Und jenes rätselhafte Zwingen,
Dem bald du nachgegeben hast:
Mir ist, als ob der Schleier sänke,
Der über dem Geheimnis ruht,
Wenn ich mir unsre Liebe denke
Als Abglanz seiner Liebesglut.

Bezeichnend für die keusche Art, in der das religiöse Empfinden mit dem der Liebe verwoben ist, sind die Schlußverse des Gedichtes „Die Braut":

O Herr, mein Gott! Du weißt, Dich hat gefragt
Mein ratlos Herz im stummen Blick nach oben:
Der Du der Angst mich da enthoben,
Verlasse nimmer deine schwache Magd!

Zogst Du mich da aus meiner Kümmernis,
Wußt ich, daß ich nach Deinem Willen thue:
So gieb auch jetzt mir wieder Ruhe!
Erhalte mir das Herz fest und gewiß.

Du weißt, nicht eitle Lust, nicht Ehr und Glanz,
Nicht gute Tage sinds, die ich erflehe;
Nur daß der einst dies Herz versehe,
Dem ichs hingeben möchte voll und ganz!

Nimm meine Lieb in Deine Vaterhut,
Von allen Zweifeln gnädig mich entbinde;
Gieb vollen Frieden Deinem Kinde,
Den Frieden, der in Deinem Willen ruht!

Der Dichter dieser Lieder war ein Mann ohne gelehrte Bildung, ein „Laie" trotz all seiner theologischen Sympathien. Er war am 23. Februar 1818 zu Sandersleben in Anhalt-Dessau geboren als Sohn eines dortigen Gerbermeisters und Landwirts. Fünfzehnjährig schon trat er in das Geschäft des Vaters als Lehrling ein. Da blieb nur die Freizeit der weitern geistigen Ausbildung — und den poetischen Liebhabereien. Schon mit 25 Jahren trat er als Schriftsteller auf, und zwar als Mitarbeiter an dem von dem Pastor von Tippelskirch in Giebichenstein begründeten „Volksblatt für Stadt und Land." Jahn (der „Schulze Gottlieb") und der „Vollspänner Friedrich Warmholz" (d. i. Friedrich Ahlfeld, der spätere Leipziger, damals Pfarrer an der Hallischen Neumarktkirche) „korrespondirten im Volksblatt munter darauf los, und ehe man sichs versah, war ein wichtiges Zeitthema aus verschiednen Gesichtspunkten abgehandelt oder eine ergreifende Geschichte war fertig" (vergleiche den wertvollen Aufsatz von G. Emil Barthel im Hallischen Tageblatte vom 8. April: Vor vierzig Jahren. Eine Erinnerung an Gustav Jahn, den „Schulzen Gottlieb von Sandersleben."). In der gleichen Zeit bearbeitete und vollendete Jahn, von König Friedrich Wilhelm IV. durch ein Geldgeschenk dazu ermuntert, sein „Hoheslied in Liedern", das 1873 die fünfte Auflage erlebt hat. Nicht gar lange nach seiner ersten Heirat (21. Februar 1848) ward Jahn, der unbeirrt durch seine schriftstellerischen Erfolge als Landwirt in Sandersleben zu wirken fortfuhr, Bürgermeister seiner Vaterstadt. 1858 erst verließ er diesen Wirkungskreis und übernahm die Leitung des Rettungshauses in Züllchow bei Stettin. In dieser Stellung hat er nicht nur um die dortigen Anstalten, sondern überhaupt um das kirchliche Leben der Provinz Pommern sich verdient gemacht, und hat neben aller Arbeit auch hier noch die Feder geführt, wie die erwähnten Schriften über die Kriege von 1866 und 1870 beweisen. Noch am 21. Dezember 1886 konnte er in voller Gesundheit der Einweihung der Lutherkirche in Züllchow beiwohnen, deren Bau und schnelle Vollendung nach dem Reichsboten hauptsächlich seiner Energie zu danken war. Bald darnach erkrankte er. Nach einem Leben voller Arbeit und Mühe hat er am Abend des Lebens auch noch im Dulden seinen Glauben beweisen müssen. Am Gründonnerstage ist er zu seiner Ruhe eingegangen.*)

L

Max Nordau

und „die religiöse Lüge der Kulturmenschheit"

3

Eine weitere Offenbarung der religiösen Lüge findet Nordau in der Feier der Gottesdienste, in dem Begehen kultischer Handlungen.

Die Liturgieen aller positiven Religion beruhen auf Vorstellungen und Gebräuchen, die in der ältesten Barbarei Asiens und Nordafrikas ihren Ursprung haben. Und die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts machen es nach. Je mehr man sich in diese unwürdige Komödie vertieft, je mehr man sich den grotesken Gegensatz zwischen der Zeitbildung und den positiven Religionen verdeutlicht, umso schwerer wird es, mit Gleichmut über diesen Gegenstand zu sprechen.

Es ist allerdings nicht Gleichmut, sondern boshafte und verständnislose Gegnerschaft um jeden Preis, welche Nordau leitet, da er über die gottesdienstlichen Gebräuche schreibt und spottet, also daß er zu dem Schluß kommt:

Jede einzelne Religionshandlung wird zur sträflichen Komödie und lächerlichen Satire, wenn der Bildungsmensch des neunzehnten Jahrhunderts sie übt. ... Am Gebrauch von Weihwasser, an Kniebeugungen und Messen — man nimmt daran Teil und geht dadurch auf die Voraussetzung ein, daß es einen Gott gebe, der durch Anrufungen, Bewegungen, Weihrauchdüfte und Orgelklänge angenehm berührt werde, jedoch nur dann, wenn die Anrufungen in bestimmten Worten, die Bewegungen in bestimmten Formen geschehen und wenn das Zeremoniell von Personen in bestimmter bizarrer Kleidung, in Mäntelchen und Roben von einem Schnitt und einer Farbenzusammenstellung, wie sie kein vernünftiger Mensch tragen würde, geübt wird.

Wir wollen nicht ungerecht sein. Max Nordau hat, wenn er von der Religion und ihren Gebräuchen redet, wesentlich das Christentum vor Augen, wie es in dem erstarrten Formenwesen des Katholizismus in die Erscheinung tritt. Er kritisirt die Religion mit dem Blicke eines Katholiken, der für die Zeremonien des katholischen Gottesdienstes kein Verständnis besitzt und sich auch von dem Sinnenfälligen dieses Pompes nicht berauschen läßt. Was er gegen diese Weise der Religion sagt, muß an mancher Stelle ein Protestant nur billigen, und in der Art, wie er gegen „das Puppenspiel mit Sr. Heiligkeit" eifert, werden wir viel bittere Wahrheit nicht leugnen können. Es begreift sich so auch, daß bei den oben (S. 145) angeführten Worten Bebels der Sitzungsbericht gerade „Widerspruch im Zentrum" verzeichnet. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, daß wir Evangelischen in Max Nordau einen Bundesgenossen besäßen. Er kennt die Religion nur in dem Zerrbilde des veräußerlichten Katholizismus, und weil ihm dieses nicht zusagt, schüttet er das Kind mit dem Bade aus und verwirft alle Religion, ohne erst nach ihrem wahren Wesen zu fragen, ohne ernstlich zu prüfen, was denn eigentlich das Christentum seiner innersten Bedeutung nach sei. Darum hat er auch nicht das geringste Verständnis

---

*) Zum Schluß stehe hier ein Verzeichnis der Werke Jahns: Gesammelte Schriften, 3 Bde. Stettin, 1847—49. 4,20 M. — Der Brautstand. Halle. 1,50 M., geb. 2 M. — Erzählungen fürs Volk. 4 Hefte. Halle. à 20 Pf. — Flick- und Stückwerk aus den Tagebüchern und Briefen des Schneidergesellen Franz Schwertlein. 2. Aufl. Halle, 1861. 60 Pf. — Neuer Frühling, Brautlieder. 1. Aufl. 1856. 2. Aufl. 1878. Magdeburg, Heinrichshofen. 2,25 M., geb. 4 M. — Der Gratulant. Sammlung ernster und launiger Gedichte. Halle, 1849. 1,50 M. — Das Hohelied in Liedern. Halle. 5. Aufl. 1873. 1,50 M., geb. 2,20 M. — Der deutsche Krieg und Preußens Sieg im Jahre 1866, dem Volke erzählt. Halle. 3. Aufl. 1867. 1,20 M. — Der Krieg von 1870 und 1871 dem deutschen Volke erzählt. Mit einer chromolithographischen Karte von Frankreich. Halle, 1872. 3,60 M. — Das schöne Louisle, oder dreimal verlobt. Eine Erzählung. Halle, 1870. 2 M.

für den Protestantismus. Ueber denselben urteilt er vielmehr in absprechendster Weise also:

Um ein weniges geschah es, daß die Skepsis und Zerrissenheit, die erst unsrer Zeit eigen sind, vierhundert Jahre früher in die Gemüter einzogen. Die Menschen ließen sich indes ihre lieben Illusionen nicht ohne Widerstand rauben, sondern machten eine große Anstrengung, um sie noch festzuhalten. Diesen Kampf um ein tröstliches Ideal nennt die Geschichte die Reformationsbewegung. Sie hatte die Wirkung, das Erwachen der Menschen aus einem angenehmen Dusel auf Jahrhunderte zu stunden.

Für die treibenden Kräfte der Reformation, für Gewissenspein und erfahrene Gottesgnade hat Nordau eben nicht das leiseste Verständnis. Er hat keine Ahnung von dem, was der Fromme erfährt und durchlebt, also auch nicht von dem, was die Reformatoren zum Kampfe gegen Rom trieb. Nur gelegentlich mag ihm die unbestimmte Ahnung aufdämmern, daß die evangelische Kirche nicht so recht unter jenes Schema des Zeremonienwesens und der Priesterherrschaft paßt, das er sich zu Gunsten seiner religionswütigen Stimmung zurecht gemacht hat. Aber solche aufsteigenden, höchst unbequemen Gedanken weist er kurz entschlossen zurück, indem er, wie schon Heine, Ruge u. a. es thaten, den Protestantismus hinter den Katholizismus stellt — ein Bestreben, würdig dieses großen Wahrheitshelden! Er sagt:

Der Katholizismus ist konsequent, der Protestantismus willkürlich. Jener giebt seinem Oberhaupt das Recht zu verkünden, was geglaubt werden muß, und verbietet jede Kritik dieser Anordnungen. Dieser gestattet die Kritik des Glaubens an der Hand der Bibel, untersagt aber die Kritik der Bibel selbst.

Was ist das für eine Auffassung des Protestantismus! Als ob es überhaupt auf die Quantität der Glaubenssätze ankäme! Als ob „Kritik der Bibel" nicht wie leider vom Unglauben, so auch vom Glauben geübt würde seit Luthers Tagen!

Noch unerträglicher und empörender als die religiöse Lüge des Einzelnen findet Nordau die des religiösen Gemeinwesens. Es ärgert ihn, daß derselbe Staat, welcher Universitäten, Schulen, Bibliotheken errichte, auch Kirchen erbaue; daß derselbe Staat, der Professoren anstelle, auch Priester besolde; daß dasselbe Gesetzbuch, welches die Schulpflichtigkeit der Kinder verfüge, zugleich Gotteslästerung und Verspottung der Religion bestrafe.

Das will sagen: Du behauptest, daß du an das Dasein eines Gottes nicht glaubst, daß der Gott der positiven Religionen die Ausgeburt kindischer oder gemeiner oder bis zum Blödsinn beschränkter Geister sei, und du setzest dich gerichtlicher Verfolgung aus, obwohl für das Dasein Gottes noch nie ein ernster wissenschaftlicher oder vernünftiger Beweis beigebracht wurde. [Nordau gehört also auch zu den naiven Leuten, die meinen, es sei für ihre materialistische Weltanschauung ein wissenschaftlicher oder vernünftiger Beweis beigebracht worden! Und als ob das Bestehen der Religion auf den Beweisen für das Dasein Gottes beruhte! Immer wieder der Blinde, der von der Farbe redet.] Der Staat ernennt Professoren, die den direkten Auftrag haben, zu lehren und zu beweisen, daß die Weltvorgänge von natürlichen Gesetzen regiert werden und daß zwei mal zwei gleich vier sei; daneben ernennt er auch Professoren der Theologie, welche den ebenso direkten Auftrag haben, zu lehren, daß die neugeborenen Menschen mit einer Erbsünde behaftet seien, daß bei zahlreichen Anlässen die Naturgesetze aufgehoben werden, daß sich ein Mehlteig durch einige darüber gemurmelte Worte in Fleisch, und zwar in das Fleisch eines bestimmten, nach ihrer eignen Behauptung vor bald zwei Jahrtausenden verstorbenen Menschen verwandeln könne, und daß drei gleich eins sei und eins gleich drei. Und beide Lehrer bezahlt der Staat mit dem Steuerpfennig des Bürgers. Wem soll dieser Bürger glauben? Dem Theologen? Dann lügt ja der Physiologe und der Staat besoldet einen Lügner? Oder dem Physiologen? Dann ist der Theologe ein Lügner.

Mit solchen demagogischen Phrasen glaubt Nordau die Religion abthun zu können. Zunächst hat er auch wieder Katholisches vor Augen. Aber auch abgesehen davon — weiß Max Nordau nicht, daß auch die Vertreter „exakter Naturwissenschaft" sehr häufig ganz gegenteilige Dinge lehren und „beweisen"? Läßt sich denn überhaupt die Forschung so in eine Uniform zwängen, daß etwa der Staat sagen könnte: dies und das darfst du lehren, das andre zu sagen, ist dir untersagt? So forderts freilich Rom von den Männern seiner Wissenschaft, und — wunderbar — der Lügenstürmer und Freiheitsheld Nordau verlangt gleicherweise die Knechtung der Forschung. Es ist das alte Lied von der Illiberalität des radikalen Liberalismus. Wie oft kommt es doch vor, daß Vertreter einer und derselben Wissenschaft bei ihren Forschungen auf ganz entgegengesetzte Ergebnisse kommen: ist einer von ihnen immer ein Lügner, und welcher? Zwei Aerzte am Krankenbett verschiedene Diagnose stellend, Staatsanwalt und Verteidiger im Gerichtssaale, über einen und denselben Angeklagten redend, politische Gegner im Parlamente bei der Verhandlung desselben Gesetzes — ist einer von ihnen immer ein Lügner? Und ganz abgesehen von diesen allerorten sich in Wissenschaft und Leben wieder offenbarenden Widersprüchen: es besteht zwischen Theologie und Naturforschung auch nicht einmal der leiseste Gegensatz, wenn beide innerhalb ihrer Grenzen bleiben.

Aber was weiß überhaupt Herr Nordau von dem, was die Theologie lehrt, von dem, was das Christentum ist? Nichts, gar nichts. Es kommt ihm ja auch nicht auf ernste Prüfung und redliche Untersuchung an, sondern allein auf Zerstörung und Vernichtung durch pikante oder grobe Redensarten. Fort mit der Religion: denn sie verträgt sich nicht mit dem Materialismus (und darin hat er Recht!) — das ist seine Losung, und um die zur Geltung zu bringen, scheut er die oberflächlichsten Urteile nicht. Denn wahrlich ein oberflächlicheres giebts nicht, als jenes Argument von den einander widersprechenden Männern, von denen der eine ein Lügner sein muß. Das sind Dinge, die sich etwa der Volksredner erlauben darf, der von der Tribüne herab die Menge gewinnen, reizen, aufwiegeln will; aber in ein Buch, das doch ernsthaft genommen werden möchte, gehören sie nicht. Und es zeugt für die Beweisführung Nordaus, der gern ein Buch über die Lügen schreiben will und nun selber die Unwahrheit redet, wenn er sagt:

Die religiöse Lüge durchdringt und demoralisirt unser ganzes Dasein. Der Staat lügt, wenn er Bittgänge verordnet, Priester anstellt; die Gemeinde lügt, wenn sie Kirchen baut; der Richter lügt, wenn er Verurteilungen wegen Gotteslästerung und Beleidigung von Religionsgenossenschaften ausspricht; der neuzeitlich gebildete Priester lügt, wenn er sich dafür bezahlen läßt, daß er Handlungen vornimmt und Worte spricht, von denen er weiß, daß sie alberner Hokuspokus sind; der aufgeklärte Bürger lügt, wenn er für den Priester Verehrung affektirt, zum Abendmahl geht, sein Kind taufen läßt. Das Hereintragen der alten Kultusformen in unsre Zivilisation ist eine monströse Thatsache, und die Stellung, welche der Geistliche unter uns einnimmt, ein insolenter Triumph der Feigheit, Heuchelei und Geistesträgheit über die Wahrheit und Gesinnungsfestigkeit.

Gut gebrüllt, Löwe!

Seltsam, derselbe Herr Nordau, der sich über alle diese Lügen kultischer Handlungen so ereifert, sinnt doch darüber nach, wie solche Gottesdienste wohl ersetzt werden könnten, wenn erst die alte religiöse Lüge aus der Welt geschafft sein wird. Schon D. F. Strauß hatte ja für den abzuschaffenden Gottesdienst als Ersatz den Kultus der Kunst, insonderheit der Musik empfohlen. Strauß' „Wir" waren aber mehr die obern Zehntausend, welche feinere Genüsse beanspruchten. Der Volksfreund Nordau will lieber dem Volke, der großen Menge einen Ersatz bieten. Da macht er nun folgende Entdeckungen.

Für den gemeinen Mann muß die neue Kultur einen Ersatz für die Gemütsbewegungen und bescheidenen Befriedigungen seines menschlichen Selbstbewußtseins bieten, die er immerhin (!) bisher in der Religion fand. Dieser Ersatz wird geboten werden, wird es zum Teil jetzt schon. Das Wort des Dichters und Denkers wird das des Predigers, der Theater-, der Konzert- oder Versammlungssaal die Kirchenhallen überflüssig machen. An Wahltagen fühlt sich dort, wo das allgemeine Stimmrecht besteht, der gemeine Mann mit noch ganz anderm Stolze als Vollmensch, denn in den gemeinsamen Kultushandlungen des Abendmahls. In den vielerorten bestehenden Vereinen, welche Vorträge oder Vorlesungen aus poetischen Werken veranstalten, spricht ein menschlicheres und verständlicheres Wort zu der Masse, als es die Predigt ist. Diese Keime werden sich entwickeln. Gemeinsame Handlungen der Wohlthätigkeit werden auf die Handlungen des Kultus folgen. Den Erklärungen eines Gelehrten, der die Erscheinungen der Natur auseinandersetzt, der Rede eines Politikers, der die Tagesfragen der Gemeinde und des Staates behandelt, bringt der Zuhörer ein lebendigeres und unmittelbareres Interesse entgegen als dem schwülstigen Gewäsch eines Kanzelredners, der Mythen erzählt oder Dogmen verwässert.

Die Adoption von Waisen durch die Gemeinde, die Verteilung von Kleidern und andern Geschenken an arme Kinder und Ehrenerweisungen an verdiente Mitbürger in festlichen Räumen, im Beisein der Bevölkerung, unter Begleitung von Gesang und Musik, unter Beobachtung feierlicher Formen, giebt dem Teilnehmer eine ganz andre Empfindung der wechselseitigen Verpflichtungen der Bürger, der Menschen gegeneinander und ihrer Verknüpftheit durch ein Band der Zusammengehörigkeit, mit einem Worte der Solidarität, als gemeinsames Eintauchen schmutziger Finger in ein Weihwasserbecken oder gemeinsames Beten und Singen. So stelle ich mir die künftige Kultur vor.

Es kann recht hübsch werden in dieser Kultur! Wahltage, um sich als Vollmensch zu zeigen, Belehrungen über die Elektrizität, um in Not und Leid getröstet zu werden; öffentliche Schaustellungen von Wohlthätigkeit mit Posaunenblasen an den Straßenecken als Zeichen der Bruderliebe; Stiftungsfeste, Bürgerkronen, Denkmälereinweihungen und dergleichen, um das menschliche Selbstbewußtsein zu stärken — von unwahren Gesinnungen, lügenhaftem Scheinwesen, pharisäischer Selbstgerechtigkeit aber natürlich keine Spur in jenen gesegneten Zeiten künftiger Kultur.

Ich denke, man braucht wirklich nicht erst ernstlich auf den Widersinn und den Unsinn hinzuweisen, der aus solchen Ersatzvorschlägen herausleuchtet. Sie richten sich von selbst für den, der das Volk und sein Bedürfen kennt.

Wir ersehen aus allem immer wieder von neuem, daß Nordau für das eigentliche Wesen der Religion, die er wild bekämpft, überhaupt gar kein Verständnis hat. Er denkt an allerlei metaphysische Spekulationen oder mystische Zeremonien, wenn er vom Christentum spricht, und weiß nicht, daß dasselbe vielmehr eine Gotteskraft und Lebensmacht ist, etwas, was nicht den Intellekt zu bilden sucht, sondern den Willen zu bestimmen und das Herz zu erfüllen uns gegeben ist. Von dieser ethischen Seite des Christentums redet Nordau kaum je. Oder doch, einmal thut er es, und zwar in der „Schlußharmonie" seines Werkes, in demselben Kapitel, wo er schließlich an die Stelle alles dessen, was er zerstört hat, nichts besseres zu setzen weiß — als die Moral des Evangeliums. Freilich will er das nicht Wort haben. Im Gegenteil, er zieht auch hier noch einmal kräftigst über die religiöse Moral her, die er eine „unsittliche" nennt. Denn — so sagt er — diese religiöse Moral

erklärt nicht, weshalb sie diese Handlungen gute und jene schlechte nennt; als Grund, weshalb man das Gute thun soll, giebt sie an, daß man sich dafür einen Platz im Paradies sichere, und als Grund, weshalb man das Schlechte lassen soll, daß man dafür in der Hölle brenne [!!]; und damit man nicht in Versuchung gerate, zu betrügen, im Geheimen schlecht und offen gut zu sein, macht sie weiß, man sei immer beobachtet und immer überwacht. Das ist also die religiöse Moral: ihre Triebkräfte sind Eigennutz und Angst vor Leibesstrafen; die Hoffnung auf paradiesische Vorteile oder die Furcht vor dem Schwefelfeuer des Teufels. Es ist eine Moral für Egoisten und Feiglinge, namentlich aber für Kinder. ... An die Stelle dieser Moral, welche an die erbärmlichsten Triebe im Menschen appellirt, setzt die Aufklärung einen allgemeinen Grundsatz: die Solidarität der Menschheit, aus welcher sich eine ungleich tiefere, erhabenere und natürlichere Moral ergiebt. Diese gebietet: Thue alles, was das Wohl der Menschheit fördert; unterlasse alles, was der Menschheit Schaden oder Schmerz zufügt. Die natürliche Moral ist die einzige, welche die Menschheit immer wirklich empfunden hat; alle andern Moralprinzipien waren und sind äußerliche Heuchelei, Selbstbetrug und Betrug andrer. Sie ist ausgedrückt in Rabbi Hillels [!]: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst," in des Evangeliums Gebote, auch dem Feinde zu vergeben und ihn zu lieben, in Kants kategorischem Imperativ. Glücklich die später geborenen Geschlechter, denen es beschieden sein wird, umspielt von der reinen Luft der Zukunft, übergossen von ihrem helleren Sonnenschein, in diesem Bruderbunde zu leben, wahr, wissend, frei und gut!

Das also ist die neue Moral der Aufklärung, die Nordau an die Stelle der alten, erbärmlichen setzt! Seltsam — derselbe Mann, der im heftigen Zorn und Haß die Sittenlehre des Neuen Testaments „empörend" findet, er bietet selbst wieder eine Moral, die nichts ist, als eine neue, etwas verwässerte Auflage dieser verpönten Ethik. Denn wenn wir statt des unglückseligen Rabbi Hillel lieber mit etwas mehr Wahrheit setzen: Jesus Christus, so haben wir gerade das, was eben das verachtete Evangelium uns lehrt. Setzen wir statt „Solidarität" das verständlichere Wort „Liebe" (was doch wohl in seiner Bedeutung auf eins herauskommt) und für den Begriff der „Gattung" Jesu Lehre vom „Reiche Gottes," als einem Reiche höchster, sittlicher Gemeinschaft — so haben wir etwa das, was man Moral Jesu, christliche Sittenlehre nennen kann. Und so weiß denn der neue Herostrat, nachdem er die verheerende Brandfackel in den Tempel geschleudert, schließlich nichts besseres zu thun, als auf dem rauchenden Brandschutt den vernichteten Tempel neu zu errichten — nur etwas kahler und nüchterner, eine Art Ruine oder Notbau ohne Dach und festes Fundament. Und dieser Schluß ist bezeichnend für das ganze Auftreten Max Nordaus, der groß ist im Niederreißen und schließlich nichts aufzubauen die Fähigkeit besitzt.

Das hat er auch in seinem neuesten Werke gezeigt, einem Roman, dem er aus unerfindlichen Gründen den pomphaften Titel: „Die Krankheit des Jahrhunderts" voransetzte. Darin begegnet ihm, nebenbei gesagt, das Sonderbare, daß der Leser den eigentlichen, von Nordau gepriesenen Helden, einen willensschwachen, kraftlosen, phrasenhaften Naturforscher, nur bemitleiden, ja verachten lernt, während der zweite Held, welchen der Verfasser in den Augen der Leserwelt herabzusetzen gedachte, da er ihn als einen thatkräftigen, königstreuen Landwirt schilderte, die Sympathien des Lesers in viel höherm Grade erwirbt. Aber das thut für unsre Zwecke hier nichts weiter zur Sache. Uns interessirt hier nur, wie sich Nordau in diesem Tendenzroman, welcher eine Ausführung der in den „Lügen" gebotenen Kritiken und Theorien sein soll, zu der „religiösen Lüge" stellt. Wir müssen ihm da das Zeugnis geben, daß er wesentlich vorsichtiger und milder urteilt. Die Religion ist seinen modernen Kulturhelden natürlich auch eine gänzlich abgethane Sache; aber wie Nordau in diesem Buche alle seine weltstürmenden Gedanken überhaupt etwas zahmer, gemäßigter kundgiebt, so wagt er es doch auch nicht, in derselben massiven Weise über die Religion herzuziehen, wie er das in seinem andern Werke mit besondrer Vorliebe und rohester Kraftsprache that. Er macht wohl einmal eine abfällige Bemerkung über die „Judenbibel" und spottet über die Lehre von der Erbsünde, die ihm, dem energischen Vertreter der Darwinschen Vererbungstheorie, merkwürdigerweise ein besondres Gräuel ist; im allgemeinen jedoch hütet er sich vor allzustarken Ausfällen.

Aber wie charakteristisch ist auch dieser Roman für Nordaus halt- und kraftlose Weltanschauung. „Ouden horizo, ich entscheide nichts" — so schließt er das Buch, d. h. nachdem er seinen Helden trotz aller Naturwissenschaft und Skepsis, aller negirenden Kritik und aller phrasenhaften Redereien hat untergehen lassen, ohne daß er der Menschheit irgendwie genützt hätte, überkommt ihn leise das Gefühl, ob der andre geschmähte Held, der thatkräftige Dutzendmensch, nicht schließlich das bessere Teil erwählt habe. Er entscheidet nichts: d. h. er zerstört die Welt des Bestehenden, aber er wagt nicht dieser Zerstörung ernstlich das Wort zu reden: Am Ende ists doch vielleicht besser, wie es jetzt ist! Dies das mutlose Endergebnis des tapfern Windmühlenkampfes gegen die Lügen der Kulturmenschheit. „Ich entscheide nichts" — mit andern Worten: ich habe den Mund sehr voll von kühnen Reden und klingenden Phrasen, aber für dieselben wirklich einzustehen bin ich zu — mutlos.

Ich habe bei der Lektüre der Nordauschen Werke nicht einen Augenblick das Gefühl gehabt, als ob in ihm dem Christentum ein besonders gefährlicher Gegner erwachsen sei; es war zu viel frivoler Spott, zu viel landläufig Phrasenhaftes, zu viel tendenziöser Haß in seiner Feindschaft — nachdem ich aber den Schluß des neuen Romans gelesen, bedaure ich nur alle die zahlreichen Tausende aus den „gebildeten und besitzenden Klassen," die sich von der gewandten Darstellung und der brutalen Aufrichtigkeit Nordaus haben gefangen nehmen lassen und das Buch nach Bebels Ausdruck „rasend gekauft" und „mit großem Genuß" gelesen haben. Ein Himmelsstürmer, der nicht einmal den Mut oder die Fähigkeit hat, auch nur leise anzudeuten, was an Stelle des brüchigen Alten zu setzen sei — ihn stellt man in eine Reihe mit Nihilisten und Anarchisten, als eine sanftere, mutärmere Abart dieser Gattung zerstörungslustiger Leute; aber man fürchtet ihn nicht, ja man achtet ihn nicht einmal, wie man einen echten, entschlossenen Feind achtet. R B

Die deutschen Kolonien in Südwestrußland

4. Kirche, Schule, Barmherzigkeitsanstalten

Mancherlei nicht in der Sache selbst liegende Umstände haben dazu geführt, daß die pietistische Bewegung in den evangelischen Gemeinden Südrußlands zu einer solchen Stärke herangewachsen ist. Zur Zeit der Gründung der Kolonien war von einer einheitlich organisirten evangelischen Kirche im russischen Reiche noch kaum die Rede. Eine rein weltliche Behörde, die

nur in Ehesachen und bei Lehrstreitigkeiten einen Geistlichen zur Beratung herbeizog, ordnete selbständig und zum Teil unter Anmaßung weitgehender Rechte die Angelegenheiten der evangelischen Kirche. Sie hatte von Anfang an wohl schwerlich ein Interesse an der Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse der neuen Ankömmlinge in Südrußland. Der in den zwanziger Jahren von dem damaligen Pastor in Odessa befürwortete und ausgearbeitete Plan der Bildung eines selbständigen Konsistoriums in Odessa kam nicht zur Ausführung. Hingegen wurden durch das vom Kaiser Nikolaus im Jahre 1832 sanktionirte „Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland" die sämtlichen Kolonien des Südens vom Kaukasus bis zum Pruth ebenso wie alle evangelischen Gemeinden östlich von Polen und westlich von Moskau dem St. Petersburger Konsistorium untergeordnet. Es begreift sich, daß die Herren vom hohen Norden von den Bedürfnissen oder Schäden der Gemeinden im fernen Süden sich selten eine ganz klare Vorstellung zu machen wußten. Wenn der Generalsuperintendent auf seinen Visitationsreisen diese Gegenden in wenig Wochen — dem Buchstaben des Gesetzes nach in je sechs Jahren wenigstens einmal — berührte oder durchreiste, so fand er Sonntags oder bei den an Wochentagen veranstalteten Visitationsgottesdiensten natürlich meist alles in musterhafter Ordnung. Woran das ganze Zarenreich so schwer krankt, an der Unmöglichkeit, den Koloß von der Petersburger Zentralstelle aus zu übersehen, geschweige denn wirklich zu lenken, das wiederholt sich hier in kleinerem Maßstabe bei den Notständen der evangelischen Kirche. Es ist in den Kreisen der evangelischen Geistlichkeit Südrußlands noch bis heute die immer erneute Klage, daß man sie im Norden fast nicht kennt, ihnen daher unausführbare Gesetze auferlegt oder für die von ihnen ausgesprochenen Wünsche kein Ohr hat. Als, wie ich meine, bezeichnendes Beispiel für diese Verhältnisse führe ich nur an, daß zu der im Jahre 1886 abgehaltenen funfzigsten Predigersynode des Petersburger Konsistorialbezirks an die Prediger im Süden, wiewohl sie offiziell d. i. dem Buchstaben des Gesetzes nach dieser Synode angehören, keinerlei amtliche Einladung erfolgte!

Die Prediger im Süden waren also und sind zum großen Teil noch — denn Eisenbahn und Telegraph haben ja freilich mancherlei geändert — ganz auf sich selbst angewiesen. Ihre Zahl aber ist bis heute eine viel zu kleine, um den an sie herantretenden Forderungen genug zu thun. Die Seelenzahl in den einzelnen Kirchspielen, in denen je ein Pastor angestellt ist, schwankt zwischen drei- und zehn Tausenden. Und das sind noch glänzende Verhältnisse, verglichen mit denen in Wolynien. Hier existiren nur drei Kirchspiele mit je einem Pastor: Heimthal mit 14 688 Seelen, 322 Konfirmanden und 4276 Kommunikanten, Roschischtsche mit 21 680 Seelen in 250 Ortschaften, 703 Konfirmanden und 12 563 Kommunikanten, endlich Shitomir mit 37 938 Seelen, 1019 Konfirmanden und 14 630 Kommunikanten. So schlimm ist es in Bessarabien und Cherssón nie gewesen. Aber schlimm genug war es auch da. Weniger noch die große Zahl der Pfarrkinder als das weite Auseinanderliegen der zu einem Kirchspiele gehörigen Ortschaften erschwert eine fruchtbringende gottesdienstliche und seelsorgerliche Bedienung der Gemeinden. Wochenlang sind diese immer sich selbst überlassen und auf die Lesegottesdienste des Schullehrers angewiesen. Daß da das Bedürfnis nach Erbauung sich in den Gemeinschaften so breiten Raum geschafft hat, ist nur erklärlich, ja unter den gegebenen Verhältnissen sogar ein erfreuliches Zeichen christlicher Regsamkeit.

Aber auch unmittelbar wurde das Umsichgreifen der pietistischen Bewegung durch diese Verhältnisse befördert. Mit Württemberg, als der Heimat wohl der Mehrzahl unter ihnen, standen diese Kolonisten von Anfang an in Verbindung. Württembergische Erbauungsbücher — Bengel und Oetinger sind in Bessarabien bekannte Namen —, das württembergische Gesangbuch hatten sie zum großen Teil aus der Heimat mitgebracht. Und in den Lesegottesdiensten der Schullehrer waren es dann die Predigten von Rieger, Fresenius, Brastberger, welche ihnen als geistliche Nahrung geboten wurden. Sie sind ihnen noch bis auf den heutigen Tag die liebsten. Denn sie kommen ihren Anschauungen vom christlichen Leben unmittelbar entgegen und haben dann gewiß in reichem Maße das Ihrige zur Herbeiführung der Gleichförmigkeit der religiösen Ansichten in den Kolonien auf dem Fuße des Pietismus beigetragen. Mit wie einseitiger Vorliebe sie an diesen Predigtbüchern hängen, ergiebt sich daraus, daß neben ihnen neuerdings zwar auch Hofackers Predigten in Aufnahme gekommen sind, aber die etwas frischere Luft, welche diejenigen Geroks durchzieht, von ihnen alsbald vermerkt wurde und mehreren Schullehrern, die auf den Rat ihres Pastors auch diese einzuführen suchten, mit dem Verlassen des Gottesdienstes gedroht wurde, falls er sie nicht abthue.

Die Pastoren selbst werden dem pietistischen Konventikelwesen bis zum Ende der vierziger Jahre schwerlich irgendwie entgegengetreten sein. Denn bei dem Mangel an Einheimischen, bei der Schwierigkeit, deutsche Theologen mit Universitätsbildung für den Dienst in diesen fernen Gegenden zu gewinnen, waren es fast ausschließlich Baseler Missionszöglinge, welche in den ersten vier Dezennien als Pastoren in den Kolonien angestellt wurden. Die Mehrzahl von ihnen war ursprünglich zum Missionsdienste in den Kaukasus entsandt worden. Von hier verwiesen — denn die orthodoxe Kirche duldet ja innerhalb ihres Gebietes keine evangelische Missionsthätigkeit —, fanden sie dann dauernde Anstellung als Prediger in den Ansiedlungen Südrußlands. Daß nun diese aus einer in wesentlich pietistischem Geiste geleiteten Anstalt hervorgegangenen Prediger dem Konventikelwesen, das sie vorfanden oder das sich unter ihren Augen bildete und ausbreitete, mit irgend welcher Entschiedenheit sollten entgegengetreten sein, ist nicht anzunehmen. Von mehreren unter ihnen, wie z. B. Joh. Bauekemper, aus dem Wupperthal gebürtig, von 1823 bis 1848 evangelischem Prediger in Rohrbach, wird vielmehr das Gegenteil berichtet. Das Kirchengesetz von 1832 freilich verbot mit lakonischer Kürze in Privatandachtsversammlungen jede freie Rede und jedes freie Gebet und verlangte die Einholung der Genehmigung des Konsistoriums für dieselben. Allein als dasselbe erschien, war die Bewegung längst soweit erstarkt, daß sie sich über solche Verfügungen kurzer Hand hinwegsetzen konnte, wenn dieselben von den damaligen Predigern überhaupt beachtet worden sind.

Ein neues Geschlecht von Pastoren trat gegen Ende der vierziger Jahre in den Kolonien auf. Die ersten Dorpater Theologen — es waren Kronstipendiaten, welche beim Empfang des eigens zu diesem Zwecke gestifteten Stipendiums sich zum Dienste an Gemeinden in den entferntern Gegenden im Süden und Osten des Reiches verpflichtet hatten —, diese ersten Dorpater Theologen wurden in den Kolonien mit entschiednem Mißtrauen aufgenommen. Und dieses Mißtrauen ist bei den Brüdern bis auf den heutigen Tag nicht überwunden. Begreiflicherweise. Denn die schwere Arbeit, welche diese Männer zu thun hatten, konnte nur in stetem, wenn auch nicht immer offenbarem Kampfe gegen die kirchenauflösenden Tendenzen der Gemeinschaften gethan werden. Die Brüderfrage ist ein stehendes Thema auf allen Predigersynoden, die alljährlich in Odessa abgehalten werden. Leider herrscht nur in der Beurteilung der ganzen Bewegung unter den Predigern selbst nie volle Einigkeit. Das wird nicht am wenigsten dazu beigetragen haben, die Brüder in ihrem Widerstande gegen die Maßregeln der Pastoren zu bestärken und einen geistlichen Hochmut in geringschätzigem Aburteilen über dieselben großzuziehen, der schon manchem sein Amt und Leben in den Kolonien verkümmert und verbittert hat. Mehr als einer hat nach langjähriger Wirksamkeit im Süden sich genötigt gesehen, das Feld zu räumen.

Die schwierigste Arbeit wohl war und ist auf dem Gebiete der Schule zu thun. Da kein von der Regierung anerkannter Schulzwang besteht, so ist den Predigern die Möglichkeit benommen, gegen den Willen der Gemeinden Maßregeln in den Schulen zur Durchführung zu bringen. Auf den Predigersynoden wird wohl in dieser Beziehung alljährlich viel beklagt und beraten, aber nur selten gelangt man weit über die gefaßten Beschlüsse hinaus. Etwaigen Widerstand der Gemeinden zu brechen, giebt es kein andres Mittel, als das sehr ungenügende verständiger Darlegung und Ueberredung. Denn bei wirklich ausbrechendem Streite ist immer zu besorgen, daß sich die Regierung ins Mittel lege und vor der Zeit, die man so fern

wie möglich hinausgeschoben sehen möchte, in ihrem Sinne und dann gewiß nicht in deutsch-evangelischem Geiste eine Regelung dieser Verhältnisse herbeiführe. So ist denn hier wenig Erfreuliches zu berichten.

Ich habe schon erwähnt, wie sich die Kolonisten meist eben unter Leitung der Brüder gegen die Einführung zweckmäßiger Schulbücher sträuben. Bis heute ist in der Mehrzahl der Kolonien das Neue Testament das einzige gebräuchliche Lesebuch. Dem Takte der Schullehrer bleibt es dabei in den meisten Fällen überlassen, für ihre Schüler eine Auswahl innerhalb desselben zu treffen. Gut noch, wenn diese Wahl auf Abschnitte der Synoptiker oder der Apostelgeschichte fällt. Aber es bedarf wohl kaum einer Schilderung, welchen Eindruck es hervorruft, wenn neun- bis zehnjährige Kinder, die eben aus der Abc-Klasse „ins Testament," wie der offizielle Terminus lautet, versetzt sind, einem nun Abschnitte aus dem Johannesevangelium oder dem Römerbrief vorbuchstabiren. Daß sie sich in ihrem künftigen Leben gelegentlich der Stellen entsinnen werden, an denen der Stock des Lehrers, der reichlich gebraucht wird, sie getroffen hat, dürfte ihnen schwerlich zu besonderm Segen gereichen. Aber das Wort Gottes soll den Kindern unter keinen Umständen genommen werden, am wenigsten durch ein weltliches Lesebuch ersetzt werden. In der That wird auf diesem Wege eine Kenntnis des Schriftbuchstabens erzielt, der bei dem Maße der sonstigen Schulbildung den Fremden in Erstaunen setzen kann. Aber diese Kenntnis ist ein rein mechanischer Besitz und verhindert gerade, was evangelischer Bibelglaube erstrebt: ein wirkliches Verständnis des Schriftwortes. Eine durchaus geradlinige Fortsetzung findet vielmehr diese Methode in der zum Teil sinnlosen Art der Bibellesung, welche die Brüder in ihren Versammlungen üben.

Ebenso wie an diesem Punkte sind die Bemühungen der Prediger um Vermehrung der Lehrkräfte wie um Verlängerung der Schulzeit bisher nur an wenigen Orten von Erfolg gekrönt gewesen. Es giebt Kolonien genug, in denen ein Lehrer drei- bis vierhundert Schüler gleichzeitig in einem Schulraume zu unterrichten hat. Und dabei dauert die Schulzeit überhaupt nur von frühestens Mitte Oktober bis längstens Anfang März. Die wiederholt angestrebte Einführung von Unterricht in den Sommermonaten hat bisher noch kaum irgendwo zum Ziele geführt. Bei der jedes verständige Maß überschreitenden Ausdehnung, in welcher auch der kleinere Kolonist den Feldbau betreibt, müssen alle irgend verfügbaren Kräfte vom Frühjahr bis zum Herbst auf der Steppe, oft viele Kilometer vom Dorfe entfernt, thätig sein. Und da die Bevölkerung doch verhältnismäßig dünn gesät, der Arbeitslohn dementsprechend für den Aermern ein unerschwinglich hoher ist, so müssen auch alle Kinder mindestens vom neunten und zehnten Jahre an als Pferdetreiber und Handlanger mit zugreifen. Nur die Jüngsten, die eigentlichen Abc-Schützen, könnten nach Beginn der Arbeitszeit die Schule besuchen. Aber hier tritt nun der weitere Uebelstand ein, daß die Mehrzahl der Schullehrer so gering besoldet wird — „gedungen", sagt der Kolonist —, daß sie genötigt sind, neben ihrer eigentlichen Berufsarbeit noch förmlich Ackerbau zu treiben. Der Unterricht vertritt dann bei manchem leicht die Stelle einer nützlichen Nebenbeschäftigung während der arbeitslosen Wintermonate. Die Gemeinden aber sind nur in den seltensten Fällen zu einer Gehaltserhöhung zu bewegen. Es ist vorgekommen, daß eine Gemeinde sich weigerte, einem Lehrer, der über vierzig Jahre in Treue seines Amtes gewaltet hatte, eine Pension auszusetzen, vielmehr verlangte, der Ergraute müsse auch ferner wenigstens als Gehilfe des Nachfolgers einen Dienst in der Schule verrichten, wenn für seinen Unterhalt gesorgt werden solle.

Bestätigt sich nun hier im besondern Falle, was im allgemeinen schon von der Habsucht der Kolonisten erwähnt wurde, so dient die Gleichgiltigkeit und Widerspenstigkeit, welche die bessarabischen Brüder in Schulsachen an den Tag legen, zugleich dazu, die Richtigkeit des Urteiles zu erproben, welches sonst schon ausgesprochen worden ist, daß nämlich Kindererziehung die schwächste Seite der ganzen Richtung sei. Bei alledem aber sind wenigstens des Schreibens und Lesens unkundige Kolonisten doch eine Seltenheit. Und in einem Lande, in dem bei der Bauernbevölkerung diese wunderbaren Kenntnisse etwas recht Ungewöhnliches sind, weiß der deutsche Ansiedler sich mit viel Stolz dem Russen gegenüber seiner Schule zu rühmen. Es verdient wohl auch hervorgehoben zu werden, daß die Schulbildung dem Kolonisten immerhin eine solche Ueberlegenheit über den nationalrussischen Bauern verschafft, daß er im Militärdienst gewöhnlich nur kurze Zeit als Gemeiner zubringt, um dann teils eine Unteroffiziercharge zu erhalten, teils im Schreiberdienste und im Musikkorps des Regiments verwendet zu werden. Freilich ist damit eben nur die noch viel niedrigere Stufe gekennzeichnet, auf welcher die eigentlich russische Landbevölkerung steht.

Auf dem ganzen Gebiete des Schulwesens nun stehen in nächster Zeit durchgreifende Aenderungen bevor. Seit dem Jahre 1872 sind de jure, aber bis jetzt noch nicht de facto die Schulen der deutschen Ansiedlungen dem „Ministerium der Volksaufklärung" unterstellt und damit das gesetzliche Recht ihrer Leitung der Kirche und ihren Vertretern entzogen worden. Bis jetzt hat diese Neuerung bei den Gemeindeschulen nur zu gelegentlichen Besuchen der Schulinspektoren, sowie zu einer Revisionsreise eines Herrn vom sogenannten Gelehrtenkomitee aus Petersburg geführt. Ueber Resultate dieser Reise vom Winter 1884 bis 1885 ist bis jetzt noch nichts verlautet. Aber freilich sind die Prediger nun auf diesem Gebiete vollends unsicher geworden, da sie weder wissen, wie weit ihre Rechte in dieser Beziehung noch reichen, noch auch, wie lange dieselben ihnen sollen erhalten bleiben.

Die Regierung scheint mit der Russifizirung bei den zur Ausbildung von Küstern und Lehrern bestimmten Anstalten beginnen zu wollen. Ein eigentliches Lehrerseminar besteht nicht. Wiederholt angestellte Versuche zur Errichtung eines solchen sind teils am Mangel an Mitteln, teils an der Schwierigkeit gescheitert, eine förmliche Bestätigung von seiten der Regierung zu erlangen. Die Gemeinden erhalten ihre Lehrer, Schreiber und Organisten aus sogenannten Zentralschulen, deren es im Süden im ganzen sechs giebt, vierklassigen Schulen, die von den Zöglingen im zwölften bis sechzehnten Jahre besucht werden. Die älteste unter denselben ist die Werner-Schule in Sarata, entstanden aus einer Stiftung, welche einer der ersten Sarataer Ansiedler, der Kaufmann Christian Friedrich Werner aus Giengen in Württemberg, „zur Ausbreitung des Reiches Gottes" der Gemeinde hinterlassen hatte. Entstanden im Jahre 1844, hatte die Werner-Schule bis zum Jahre 1879 151 Zöglinge entlassen. Sie erfreut sich noch bis heute eines wohlbegründeten Rufes. Wohl zum Teil dank einem glücklichen Zufall, der einen Deutschrussen aus Petersburg als Schulinspektor nach Bessarabien führte, ist die Russifizirung dieser ältesten Anstalt vorläufig nicht über die Einforderung sämtlicher Schulakten von seiten des Ministeriums hinaus gediehen. Hingegen zeigen Vorkommnisse in der benachbarten Zentralschule in Großliebenthal, was in Zukunft zu erwarten steht. Hier maßte sich ein ehrgeiziger Russe, der als Lehrer der russischen Sprache angestellt war, plötzlich und widerrechtlich den Vorsitz im Schulvorstand an, der gesetzlicher Wahl zufolge dem Pastor der Gemeinde zustand. Proteste, die bis ans Ministerium gingen, wurden zurückgewiesen oder überhört. Der russische Lehrer nahm aus eigner Machtvollkommenheit die Schlüssel der Kasse an sich, schrieb Sitzungen aus, zu denen niemand erschien, führte ohne Beschluß des Schulvorstandes und ohne eigentlichen Befehl der Schulobrigkeit die russische Sprache als Unterrichtssprache ein, ließ die deutschen Kolonistensöhne in den von ihm erteilten Unterrichtsstunden das Schulgebet auf russisch hersagen, kurz, geberdete sich, als sei er berufen, im Sturme die Russifizirung der ganzen Anstalt herbeizuführen. Wurde nun auch, nachdem ein Abgesandter der Gemeinde persönlich in Petersburg erschienen war und der Generalsuperintendent die Angelegenheit dem Minister unmittelbar unterbreitet hatte, der Russe in seinen angemaßten Rechten nicht bestätigt, so blieben doch die von ihm eingeleiteten Maßregeln zum Teil in Geltung, und man konnte schließlich nur den Eindruck gewinnen, als sei die Regierung im Grunde durchaus mit allem Vorgefallenen einverstanden.

Weit erfreulichere Erfolge hat die Arbeit der evangelischen Prediger auf dem Gebiete der Barmherzigkeitsübung zu

verzeichnen. Mit nur sehr geringen Mitteln ausgestattet, beriefen dieselben zu Anfang der sechziger Jahre zwei Diakonissen aus Neuendettelsau nach Sarata. In einer kleinen Mietswohnung widmeten diese sich zunächst der Ausbildung von bessarabischen Kolonistentöchtern im Diakonissenberuf. Anfangs standen die Gemeinden fragend und abwartend der neuen Arbeit gegenüber. Aber sie haben sich bald für dieselbe gewinnen lassen, und das noch im Laufe der sechziger Jahre erbaute Alexanderasyl für Blöde und Taubstumme, in dessen Räumen die Schwestern zugleich ihr Mutterhaus haben, ist jetzt ein Lieblingskind der dortigen evangelischen Gemeinden geworden. Längst sind die fremden Lehrmeisterinnen aus Deutschland wieder heimgekehrt. Die Töchter der südrussischen Kolonien haben sich in die neue Arbeit bald gefunden. Während des letzten russisch-türkischen Krieges haben sie in einem großen Kriegslazareth in Bender ihre Feuerprobe bestanden. Damals haben sie sich die Anerkennung russischer Generale und Aerzte, aber noch mehr die Liebe und Teilnahme ihrer evangelischen Gemeinden, von denen sie berufen und ausgesandt waren, erworben. Das photographische Bild jenes Kriegslazarethes findet man unter Glas und Rahmen in sehr vielen Kolonistenhäusern zu treuer Erinnerung aufbewahrt und dasselbe wird gewiß bei vielen nicht nur das Gedächtnis jener schweren Zeit auffrischen, sondern etwas auch um thatkräftige Mitarbeit an den Werken erbarmender Liebe werben.

Diese haben indessen eine immer größere Ausdehnung gewonnen. Von Sarata aus sind Gemeindediakonissen in Kieff und Kischineff angestellt. Im Waisen- und Pfründhaus in Odessa ebenso wie in der Barmherzigkeitsanstalt in Großliebenthal sind Schwestern aus dem Alexanderasyl thätig. Die Mutteranstalt selbst ist im Jahre 1880 durch den Bau eines schönen Krankenhauses erweitert worden. Auf demselben lastet leider noch eine drückende Bauschuld von 11000 Rubel. Aber trotzdem ist noch im vorigen Jahre eine neue Zweiganstalt in dem benachbarten Arcis eröffnet und der Gedanke an den Bau einer selbständigen Taubstummenanstalt mit Entschiedenheit aufgenommen worden, sodaß er seiner Verwirklichung nahe sein dürfte.

Es ist gewiß das schönste Blatt aus der Geschichte des kirchlichen Lebens der bessarabischen Gemeinden, auf welchem diese Liebesarbeit verzeichnet steht; und man kann nur mit dem Wunsche von ihr scheiden, daß es ihr gelingen möchte, nicht nur in ihrem gegenwärtigen Bestande sich zu erhalten, sondern mehr noch zu einer wirksamen Macht sich auszugestalten im Kampfe gegen die selbst- und gewinnsüchtigen Triebe der Kolonisten. Dann würde sie wohl auch zur entschiedensten Fürsprecherin der evangelischen Kirche werden, aus deren Schoß sie hervorgegangen ist und von deren Vertretern sie geleitet wird. S E

Von der Heidenmission

(Verein für evangelische Mission in Kamerun) Wir haben seinerzeit darauf hingewiesen, daß in Stuttgart unter der Leitung des Herrn Landgerichtsrat Nestle ein Verein entstanden ist, welcher sich die spezielle Aufgabe gestellt hat, der Basler Missionsgesellschaft bei der Beschaffung der für die Kamerun-Mission nötigen Geldmittel hilfreiche Dienste zu leisten. Daß sein Bemühen nicht vergebens gewesen ist, zeigt der soeben ausgegebene erste Jahresbericht. Es sind dem Vereine bisher 11041 Mark zugeflossen, wovon 4521 Mark jährliche und 6520 Mark einmalige Beiträge sind. Sowohl Kaiser Wilhelm als auch das württembergische Königspaar haben Beiträge zu spenden geruht. So erfreulich diese Erfolge des jungen Vereins sind, sieht derselbe sich doch noch lange nicht am Ziele seiner Wünsche. Bis Ende 1887 waren die Ausgaben der Basler Missionsgesellschaft für die Mission in Kamerun um 22000 Mark höher, als die für den gleichen Zweck eingegangenen Beiträge. Der genannte Verein spricht deshalb den berechtigten Wunsch weiterer kräftiger Unterstützung aus und wendet sich insbesondre an alle diejenigen, welche vom nationalen und kolonialpolitischen Gesichtspunkte aus ein Interesse an unsern Schutzgebieten haben. Wir denken, daß dieser letztere Gesichtspunkt allein nur sehr wenige zum Geben veranlassen wird und wenden uns mit der Bitte an alle unsre Leser, welche ein Herz für die geistliche und sittliche Not der armen Heiden im deutschen Kamerun haben. Vergl. Nr. 13 d. Bl. Gaben nimmt der Rechner des Vereins, Herr Staatshauptkassenbuchhalter Oehler in Stuttgart, Olgastraße 57, wie auch die Redaktion d. Bl. entgegen. P

(Studentische Missionsvereine) In Nr. 10 unsers Blattes hatten wir bei Besprechung der diesjährigen Hallischen Missionskonferenz darauf hingewiesen, daß dieselbe durch eine studentische Missionsversammlung auch akademische Kreise für die Mission zu begeistern sucht. Dies ist, wie wir hören, fälschlich dahin verstanden worden, als ob an andern Universitäten die studirende Jugend sich gar nicht an den Missionsbestrebungen unsrer Tage beteilige. Wir fühlen uns dadurch veranlaßt, mitzuteilen, daß dem durchaus nicht so ist. Es pulsirt vielmehr an vielen deutschen Universitäten ein frisches Missionsleben, wie man an der Begründung immer neuer studentischer Missionsvereine erkennt. Zu den ältern Vereinen dieser Art in Erlangen und Leipzig sind in den letzten Jahren noch solche in Königsberg, Jena, Berlin und Bonn gekommen. Die drei letztern sind zugleich Zweigvereine des allgemeinen protestantischen Missionsvereins. Auch in Rostock besteht unsers Wissens eine Vereinigung zur Pflege des Missionssinnes. P

Verschiedenes

(Eine neue Marienandacht) Wie oft man auch glauben möchte, der moderne Marienkultus könnte nicht mehr überboten werden, treibt der in dieser Beziehung schier unerschöpfliche Katholizismus doch immer wieder neue Blüten. Das neueste ist wohl „die Beherbergung Mariä." Diese neue Uebung, deren Einführung auf die Servitenmönche Tirols zurückzuführen sein wird, hat um das Fest der „Erwartung Mariä" (!!) am 18. Dezember, genauer neun Tage vor dem Weihnachtsfeste, zu beginnen. Sie dient dem „Ersatze für jenes harte Abweisen von den Thüren auf ihrer beschwerlichen Reise nach Bethlehem." Zu dem Ende verbinden sich Gruppen von je neun Personen, um die hl. Jungfrau je einen Tag und eine Nacht bei sich aufzunehmen. Das Loos bestimmt die Reihenfolge. Wen das Loos zuerst getroffen hat, der schmückt sein bestes Zimmer zum Empfang der hl. Jungfrau, zieht die besten Kleider an, errichtet ein Altärchen und stellt das Bild der Maria, in der Regel eine Statue U. L. Frau von Lourdes, darauf, zündet ein Lämpchen zu ihren Ehren an und verrichtet nun davor mit den Hausgenossen seine Andacht. Am nächsten Abend nach dem Angelusläuten wird das Marienbild in feierlicher Weise zu der nächsten Person getragen. Die Hausgenossen empfangen dasselbe an der Hausthüre mit Lichtern in den Händen und „mit jenem Glauben und Gefühlen, wie wenn die liebe Mutter Gottes jetzt persönlich auf ihrer harten Wanderschaft käme, um da in diesem Hause einen Tag und eine Nacht zu rasten und Herberge zu nehmen." Der bisherige Herbergsvater übergiebt das Bild dem neuen mit den Worten: „Nimm sie auf, lieber Freund, die reinste Mutter Jesu, auf ihrer kalten Wanderschaft!" Nachdem der neue Wirt sie geküßt, wird die Statue auf ihrem neuen Altärchen aufgestellt u. s. w. Besonders Eifrige sorgen dafür, daß immer jemand da ist, um seine Andacht zu verrichten, „um die liebe Gottes-Mutter nicht allein zu lassen." So geht es fort von einem zum andern bis Weihnachten, an einzelnen Orten auch bis Lichtmeß, und, darin liegt die Bedeutung der Sache, jeder Hauswirt wird dadurch zum unmittelbaren Priester der Maria gemacht. „Wie groß wird da," so schließt ein katholischer Bericht, „die Freude des heiligen Joseph gewesen sein, der immer bemüht war, der Mutter Gottes ein gutes Plätzchen herzurichten." Beachtenswert ist übrigens, daß auch diese neue Andacht wie immer von den Mönchen direkt bei den Laien angeregt ist, denn derselbe Bericht, der von dem Erfolge dieser Andacht in einem Dorfe erzählt, erwähnt mit Genugthuung, daß der hochwürdige Herr Pfarrer auch nicht hinter dem Eifer seiner Pfarrkinder zurückbleiben wollte und sich schließlich auch beteiligt habe. So erntet die römische Geistlichkeit, was sie Jahrhunderte lang gesät, und wird durch die Laien immer weiter in die Abgötterei getrieben. Th K

(D. Eduard Riehm †) Am 5. April starb nach längerer Krankheit der ordentliche Professor für alttestamentliche Theologie an der Universität Halle, D. Eduard Riehm. Weithin über den Kreis derer, denen die wissenschaftliche Arbeit am Alten Testament obliegt, war der Verstorbene bekannt als der Herausgeber des Handwörterbuchs der biblischen Altertümer, als Mitredakteur der Theologischen Studien und Kritiken und durch seine aufopferungsreiche Thätigkeit in der Kommission zur Revision der Lutherschen Bibelübersetzung. Die Universität Halle verliert in ihm einen ihrer beliebtesten und treuesten Lehrer. L

Quittung

Für Gaggenau in Baden (vgl. Nr. 9, S. 86 f.) 10 M. von Dpf. F, Oranienstein; für die Konfirmandenhäuser auf dem Schmiedel und in Wartenburg (vgl. Nr. 13, S. 127 f.), 51 M. Kollekte am Konfirmationstage in der Kadettenanstalt Oranienstein. Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Bis zum 10. Mai wolle man alle Sendungen für die Redaktion adressiren an

Professor Dr. **Loofs**, Halle a. S., Händelstraße 28.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage: Allgemeine Konservative Monatsschrift (Verlag von Georg Böhme in Leipzig)

Nr. 18 **Leipzig, den 29. April** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Altes Gold in neuer Fassung. Von Julius Sturm. 2. Das Herz — Von der christlichen Hoffnung: 4. Ihre Bedeutung für unser Leiden — Luthers Einfluß auf seine katholischen Zeitgenossen. 1 — Das Leben Karl Sievekings — Die deutschen Kolonien in Südwestrußland: 5. Sekten. Aussichten für die Zukunft — Gedichte von Gottlob Kemmler — Ein Notbild aus Mähren — Das Ende der Thümmelschen Prozesse? — Aus Italien: Fastenprediger; Don Bosco; Die Kirchenzehnten; Das Grab Pius IX.; Die Türken und der Papst; Eine neue Kirche in Rom; Ein Polizeimeister — Verschiedenes: Eine „Leokirche in Berlin" eine Schmach für die Evangelischen der Reichshauptstadt; Vom Evangelischen Bunde; Ein neuer Kirchenbauplan; D. Karl Semisch †; Berichtigung — Zur Beachtung — Anzeigen

Altes Gold in neuer Fassung

Von Julius Sturm

2

Das Herz

(Nach Bernhard von Clairveaux)

Das Herz ist von Natur ein eitel Ding,
Das Nicht'ges hochschätzt, Wertvolles gering;
Beständig wechselt's Rat und Willen gern;
Nach Ruhe suchend, bleibts der Ruhe fern;
Es fürchtet da, wo ihm Gefahr nicht droht,
Und stürzt doch in Gefahr sich ohne Not;
Es dünkt sich frei und fröhnt als Knecht der Lust,
Und ist des Widerspruchs sich nicht bewußt.
So ist das Herz des Menschen von Natur,
Und was es fest macht, ist die Gnade nur;
Die macht es frei vom ew'gen Widerspiel,
Giebt ihm die Richtung nach dem höchsten Ziel
Und schenkt zum Leben ihm hier Kraft und Mut,
Bis es in Gott und seiner Liebe ruht.

Von der christlichen Hoffnung

4. Ihre Bedeutung für unser Leiden

Was stehen wir alle Stunden in Gefahr? Bei unserm Ruhm, den ich habe in Christo Jesu unserm Herrn, ich sterbe täglich! Habe ich menschlicher Meinung zu Ephesus mit den wilden Tieren gefochten, was hilft es mir? (so die Toten nicht auferstehen). 1. Kor. 15, 30—32. —

Paulus sagt im Namen der Apostel: Wir stehen stündlich in Gefahr. Und von sich selbst sagt er: Ich sterbe täglich; — täglich sehe ich dem Tod ins Angesicht, täglich bin ich gerüstet, Leib und Leben zu verlieren. Die stündliche Gefahr, die tägliche Todesnähe war keine Einbildung, sondern harte Wirklichkeit. Der Apostel erinnert an ein jüngstvergangenes Erlebnis, wenn er sagt, daß er zu Ephesus mit wilden Tieren gekämpfte habe; mag nun der Ausdruck buchstäblich zu nehmen sein oder als bildliche Bezeichnung grimmiger jüdischer und heidnischer Widersacher: immer war es eine ernste Gefahr, eine Lebensgefahr, in der Paulus gestanden hatte. Hätte er hier eine Aufzählung der Leiden und Gefahren seines Berufslebens geben wollen, wie viel hätte er zu berichten gehabt von Krankheit und Mangel, von Frost und Blöße, von Schmähungen und Beleidigungen, von Schlägen und Gefängnissen, von mehrfacher Steinigung und Stäupung, von Ueberfallenwerden und von Schiffbruchleiden! Der Apostel hat das alles „unverzagt und ohne Grauen" ertragen; wir finden ihn allezeit gewappnet mit getrostem Mut, mit stiller, fester Geduld.

Dieses Heldentum der Geduld ist eine Frucht der Christenhoffnung, die sein Herz erfüllt. Wenn der Apostel fragt: „Habe ich menschlicher Meinung zu Ephesus mit wilden Tieren gekämpft, was hilft es mir? (so die Toten nicht auferstehen)", so sagt er damit, daß er ohne die Hoffnung der Auferstehung zum vollendeten seligen Leben die Kämpfe, Gefahren und Leiden seines Amtes nicht hätte aushalten können. In dieser Hoffnung aber war die Gewißheit beschlossen, nicht nur, daß sein Kreuz und Leid ein Ende nehmen werde, sondern auch daß es mithelfen müsse, ihn zuzubereiten und reif zu machen für die zukünftige Herrlichkeit. „Unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit — uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare" (2 Kor. 4, 17 f.): mit diesen Worten enthüllt der Apostel das Geheimnis seiner Geduld.

Eine solche Leidenslast wie der Apostel haben nur wenige zu tragen; aber allen, die Christo angehören, ist dasselbe Erbteil bereit wie ihm. Wie sollten sie also nicht das ihnen auferlegte Kreuz in der Aussicht auf dieses Erbe mit Geduld tragen?

Schön weist uns Ph. Spitta hin auf diesen Zusammenhang zwischen der christlichen Hoffnung und der rechten christlichen Geduld:

Es zieht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland,
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde sanfte Huld,
O folg ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld!

Er führt dich immer treulich
Durch alles Erdenleid
Und redet so erfreulich
Von einer schönern Zeit.
Denn willst du ganz verzagen,
Hat er doch guten Mut;
Er hilft das Kreuz dir tragen,
Und macht noch alles gut.

Die christliche Hoffnung ist die gewisse Zuversicht der Kinder Gottes, daß es mit ihnen durch Züchtigung zur Läu-

terung, durch Kreuz zur Krone, durch Leiden zur Herrlichkeit geht. Wo solche Zuversicht wahrhaftig im Herzen ist, da muß sie auch Geduld lehren und wirken. Je mehr die Losung: „Fröhlich in Hoffnung!“ bei uns Wahrheit ist, umso mehr wird es auch die andre sein: „Geduldig in Trübsal!“ (Röm. 12, 12). Unser Herz wird umso freier von Ungeduld und Leidensscheu, von Vergrämtheit und Verzagtheit, je reicher es wird an der Hoffnung, welche die Gewißheit hat:

Dort ist mein Teil und Erbe
Mir prächtig zugericht;
Wenn ich gleich fall und sterbe,
Fällt doch mein Himmel nicht.

H K

Luthers Einfluß auf seine katholischen Zeitgenossen

1

Der berühmte Erasmus hat einmal den bezeichnenden Ausspruch gethan: „Wie viele macht doch der arme Luther reich!“ Dieses Wort bewährt sich als richtig, schon wenn man nur an die zahlreichen Gegner des Wittenbergers denken wollte, die sich einst durch Bekämpfung desselben Ehren und Ehrenstellen, klingenden Lohn und Beförderung verschafft haben. Aber das Wort ist noch in einem ganz andern Sinne wahr. Denn wie haben sie alle von ihm gelernt, wie viele neue Gedanken sind von ihm auch zu den Gegnern hinübergeströmt, wie zeigt die katholische Litteratur der Reformationszeit, verglichen mit der des Mittelalters, den befruchtenden und bereichernden Einfluß Lutherscher Gedanken!

Ein Gebiet, auf welchem sich dies besonders nachweisen läßt, sind die katholischen Katechismen des sechzehnten Jahrhunderts, oder, um genauer zu reden, aus der Zeit vor dem Erscheinen der katechetischen Arbeiten des Jesuiten Canisius. Wir verdanken es dem bekannten Mainzer Domkapitular Moufang, daß uns diese Katechismen in bequemer Zusammenstellung zur Hand sind (Mainz, 1881). Wir finden bei ihm eine Sammlung von nicht weniger als vierzehn Lehrschriften in deutscher Sprache, deren erste hier freilich ausgeschieden werden muß, da sie noch dem Ende des Mittelalters angehört, auch nicht ein Büchlein für den Jugendunterricht, sondern für die Erwachsenen ist. Ebenso müssen die letzten Nummern außer Betracht bleiben, da sie bereits der Thätigkeit der jesuitischen Gegenreformation angehören. Mustern wir ein wenig die übrigbleibende Hauptmasse des Buches auf den Einfluß Lutherscher Gedanken, der in ihr bemerkbar wird.

Schon das ist sehr bemerkenswert, daß alle hier in Betracht kommenden Schriften spätern Datums sind als Luthers Katechismus. Die Reformation ging mit derartigen Lehrbüchern für die Jugend voran, und die katholische Kirche Deutschlands mußte sich dieser Bewegung anschließen, mußte durch ähnliche Schriften die Wirkung der evangelischen Katechismen unschädlich zu machen suchen. Auch das ist interessant, daß die katholischen Schriftsteller den von Luther zuerst in dieser Bedeutung verwendeten Namen „Katechismus“ alsbald auf ihre eignen Lehrbücher übertrugen. Wohl hatte auch die mittelalterliche Kirche sich dieses Wortes schon bedient, aber in ganz andrer Bedeutung. Sie bezeichnete mit Katechismus den Teil der Taufliturgie, in welchem die Paten im Namen des Kindes Antwort gaben, und daher dann weiter geradezu die Gevatterschaft, sodaß die Theologen jener Zeit über die Frage verhandeln konnten, ob der Katechismus ein trennendes Ehehindernis sei. Erst Luther hatte den Namen auf ein Handbüchlein angewendet, welches den Kinderglauben darlegt, und bereitwilligst entlehnten die katholischen Theologen jetzt diesen Gebrauch des Wortes von ihm.

Doch sehen wir näher zu, ob auch der Inhalt dieser Bücher uns Luthers Einfluß verkündigt und greifen dafür zwei Hauptpunkte heraus: Was heißt glauben? und: Was ist die Kirche?

Wollen wir eine gut katholische Definition des Glaubensbegriffes haben, so müssen wir beim Jesuiten Canisius nachfragen, der uns folgendermaßen belehrt:

Glauben heißt, festiglich das alles fassen, so Gott der Herr offenbart hat und durch die christliche Kirche uns zu glauben vorstellt, es sei solches in den heiligen Schriften ausdrücklich begriffen oder nicht (Moufang S. 562).

Wie ganz anders hatte Luther des Glaubens Wesen erfassen gelehrt, als er 1520 seine Auslegung des Glaubensbekenntnisses mit folgenden Worten einleitete:

Hie ist zu merken, daß zweierlei Weise geglaubt wird: zum ersten von Gott, das ist, wenn ich glaube, daß wahr sei, was man von Gott sagt . . : dieser Glaube ist mehr eine Wissenschaft oder Merkung, denn ein Glaube. Zum andern wird in Gott [an Gott] geglaubt, das ist, wenn ich nicht allein glaube, daß wahr sei, was von Gott gesagt ist, sondern setze mein Vertrauen in ihn, begebe und erwäge mich mit ihm zu handeln und glaube ohne allen Zweifel, er werde mir also sein und thun, wie man von ihm sagt. . . . Solcher Glaube, der es wagt auf Gott, wie von ihm gesagt wird, es sei im Leben oder Sterben, der macht allein einen Christenmenschen und erlanget von Gott alles, was er will (Erl. Ausg. 22, S. 15).

Mit diesen grundlegenden Ausführungen Luthers vergleiche man nun einmal den Katechismus des Bischofs Johann von Meißen, welcher 1542 zu Mainz erschien. Schon das mutet uns evangelisch an, daß auch diese Schrift gleich jener Luthers der Auslegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses eine Erörterung über das Wesen des Glaubens voraufschickt. Und diese Erörterung ist nichts andres, als eine Umschreibung jener Lutherschen Sätze. Denn nachdem voraufgeschickt ist, daß man unter Glauben die Anerkennung verstehe, daß ein Gott sei, der die Welt erschaffen, sie auch erhalte und regiere, wird folgendermaßen fortgefahren:

Aber an dem Glauben ist gleichwohl nicht genug, sondern das Herz muß auch dazu kommen, also daß man in Gott glaube, welches soviel ist, als daß wir neben angezeigtem Glauben unser Vertrauen in ihn setzen, auch ihm uns ganz ergeben und befehlen, mit ungezweifelter Zuversicht, er werde uns alles Gute mitteilen . . .: dieser Glaube ist der wahre, ungefälschte Glaube, der das Herz in Gott richtet u. s. w. (Moufang S. 136).

Daß hier Luthers Einfluß zu Tage tritt, kann nicht bezweifelt werden. Und wenn es in derselben Schrift weiter heißt, daß wir dadurch, daß wir aus Grund unsers Herzens glaubeten, durch das Verdienst und kraft der Gnaden Christi, um Christi willen von Gott für gerecht angenommen würden (S. 147), so bedarf es nicht längern Nachweises, daß diese Ausdrucksweise nicht auf römischem Boden gewachsen ist. Was für ein Abstand ferner, wenn wir etwa die Ausführungen des letzten Scholastikers Gabriel Biel über die Verdienstlichkeit der guten Werke mit den Ausführungen vergleichen, die wir hier auf Seite 152 antreffen. Hier lesen wir:

Die Sünde und das Arge ist aus uns; alles Gute aber, das wir üben, stammt aus Christo und der Mitwirkung seines heiligen Geistes. Da er uns mit seinem Blute teuer erkauft hat, so sind wir schuldig, in seinem Dienste Gutes zu thun. Daher dürfen wir uns keines Verdienstes rühmen, sind vielmehr verpflichtet, wenn wir gleich alles gethan hätten, das wir thun sollten, uns für unnütze Knechte zu achten. Gleichwohl will Christus seiner Zusage nach nichts Gutes unbelohnt lassen, auch nicht einen Trunk Wassers, welchen wir in seinem Namen unserm Nächsten reichen. Doch geschieht solche Belohnung niemals eigentlich aus Pflicht, sondern aus Barmherzigkeit und Erbarmung Gottes.

Gewiß zeigen solche Ausführungen zum mindesten, wie ernstlich man sich in deutschen katholischen Kreisen bemüht zeigte, die Anstöße der katholischen Heilslehre zu beseitigen und sich mit der durch Luther wieder erschlossenen Schriftwahrheit in Einklang zu bringen.

Nicht minder lehrreich ist, wie diese Katechismen das Lehrstück von der Kirche behandeln. Darin besteht ja der charakteristische Unterschied zwischen katholischer und evangelischer Fassung dieses Begriffes, daß nach katholischer Auffassung die Kirche als die über den Gläubigen stehende, die Gläubigen erzeugende und erziehende Heilsanstalt gedacht ist, nach Luther dagegen als die aus den Gläubigen sich bildende Gemeinde der Christen. Nach ersterer Auffassung giebt es Christen, weil es eine Kirche giebt, nach letzterer eine Kirche, weil es Christen giebt. Welcher Auffassung entspricht es nun, wenn wir Seite 158 lesen:

Der heilige Geist wohnet in einem jeden rechten und wahren Christen, vereinigt auch die Christen dermaßen, daß sie in ihm ein Haus und ein Leib werden. Dieses Haus ist nun die Kirche des lebendigen Gottes und der Leib, dessen Haupt Christus ist.

Oder wenn wir Seite 124 in einem andern Katechismus lesen:

Ich bin überzeugt, daß eine Vereinigung der Christen besteht, heilig durch den Glauben an das Evangelium und selig durch das Bekenntnis desselben, und daß eine Gemeinschaft aller sei und demnach alle ein Leib seien, dessen Haupt Christus, der Erlöser.

Da dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn wir auf Seite 161 der Lutherschen Lehre von der Unsichtbarkeit der Kirche „ihrer geistlichen Art nach" begegnen. Aber mehr noch: ist es nicht wunderbar, daß wir hier „katholische" Katechismen vor uns haben, die auch Mousang harmlos als katholische gelten läßt, die doch nicht mit einem einzigen Wörtlein des Papsttums Erwähnung thun? die nur von einer katholischen, das heißt allgemeinen, aber gar nicht von der römischen Kirche reden? Ein Canisius vergißt natürlich den Papst nicht in seiner Definition der Kirche (S. 565); aber jene setzen die Einheit der Kirche nur in die Gemeinschaft der Sakramente, des Glaubens und kirchlicher Ordnungen (S. 164). Wohl wollen auch diese Katechismen den Christen zum Gehorsam gegen die kirchlichen Ordnungen anleiten; aber sie vergessen nicht die Mahnung hinzuzufügen, daß Gottes Gebote stets wichtiger seien als die Satzungen der Kirche, „und so sichs zuträge, daß sie wider einander liefen, so sollen wir der Kirchen Gebot fahren lassen und Gottes Gebot anhangen" (S. 218). Ist das nicht bedenklich, wenn eine katholische Schrift so Gottes Gebot gegen die Anordnungen der Kirche ausspielt? Aber freilich wir begegnen auch auf Seite 211 der ganz neuen Erkenntnis, daß die Predigt des göttlichen Wortes das vornehmste Amt sei, welches der Kirche Gottes übertragen sei, ja der friedlichen Scheidung zwischen geistlicher und weltlicher Regierung, zwischen Kirche und Staat, daß erstere es mit den Seelen und deren Leitung, der letztere dagegen mit dem äußerlichen Regimente zu thun habe. Daher auch die Machtmittel, die beiden zur Verfügung stünden, verschiedner Art sein müßten.

Bei einer so starken Beeinflussung durch Luthers Gedanken wird es uns nicht verwundern, wenn wir dann auch in geringfügigen Dingen einer auffälligen Abhängigkeit von Luther bis auf den Wortlaut begegnen. „Wir sollen andrer Knechte und Mägde nicht abspannen" (S. 240), klingt das nicht wie eine Reminiszenz aus Luthers Erklärung des zehnten Gebotes? Der Satz auf Seite 187: „Denn eines jeden Gott ist das, worauf er sich in seiner Not und Anliegen allein verläßt," erinnert den kundigen Leser sofort an ein bekanntes Wort in Luthers Großem Katechismus. Wenn Seite 189 die Stellung der Christen zu den Heiligen dahin bestimmt wird: „Wir sollen ihrer gedenken, Gott danken und bitten, daß er gleiche Gnade wie jenen zum Heil der Seelen uns verleihen wolle," ist das nicht eben die Stellung, welche die Augsburgische Konfession in dieser Frage einnimmt? Nur schüchtern wagt sich daneben eine Lehre von der Anrufung der Heiligen hervor, und zwar mit ausdrücklicher Verwerfung des beliebten Argumentes, mit welchem man sonst die Anrufung der Heiligen katholischerseits zu begründen pflegt:

Es hat die Meinung mit Gott nicht, wie mit einem weltlichen Fürsten, zu dem die Unterthanen ohne seiner Räte und Amtleute Förderung nicht kommen oder Zutritt haben mögen. Aber zu Gott bedarf es solcher Vermittlung von Not wegen nicht (S. 194).

Wie deutlich bekundet sich endlich Luthers Einfluß in der Auslegung des dritten Gebotes, die wir hier antreffen! Es sind ganz genau Luthers Gedanken, wenn hier das Bedürfnis gewisser Ruhezeiten auf das Gesetz der Natur zurückgeführt wird, die Festsetzung des Tages aber für ein Zeremonialgesetz erklärt wird, an welches wir vermöge göttlichen Gebotes ebensowenig gebunden seien, wie an irgend ein andres Zeremonialgesetz. Die Feier bestimmter Tage beruhe innerhalb der Christenheit lediglich auf kirchlichen Verordnungen. Die eigentliche, innerliche Bedeutung des Sabbatgebotes bestehe aber darin, daß der Christ ohne Unterlaß von seinen Sünden feire.

Alles, was wir hier aufgeführt haben und sich im einzelnen noch viel weiter ausführen ließe, dient schon zum Beweise unsrer Behauptung, daß eine starke Abhängigkeit von Luthers geistiger Arbeit in dieser Katechismusliteratur nachweisbar sei. Wir gedenken aber den Leser noch einen Schritt weiter zu führen und ihm in einem nächsten Artikel zu zeigen, in welch hohem Maße damals Luthers katechetische Arbeiten von seinen Gegnern direkt ausgeschrieben und geplündert worden sind, um auch in dieser Beziehung des Erasmus Wort zu erhärten: „Wie viele macht doch der arme Luther reich!" G K

Das Leben Karl Sievekings

Die Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg veröffentlichte im Jahre 1884 Wilhelm Baurs Geschichts- und Lebensbilder aus den Befreiungskriegen in vierter, sehr veränderter Auflage. Die Veränderung bestand hauptsächlich darin, daß diese Auflage das Leben des Barons von Kottwitz und eine eingehende Darstellung der Jugendjahre des Hamburger Syndikus Karl Sieveking brachte. Aus denselben Quellen, welche W. Baur zu Gebote standen, stammen die „Bilder aus Karl Sievekings Leben," welche den zweiten Teil der „Bilder aus vergangener Zeit" bilden und im vorigen Jahre in gleichem Verlage erschienen sind. Wenn auch dieser zweite Teil ein selbständiges Ganze bildet, so wird man doch erst recht denselben zu würdigen wissen, wenn man den ersten Teil, die „Bilder aus Peter Poels Leben" und „Rists Leben," herausgegeben von Gustav Poel, hinzunimmt.*)

Die genannten drei Biographien erstrecken sich fast über vier Generationen, in welchen sich der geistige Umwandlungsprozeß, den das religiöse Leben in Deutschland durchgemacht, abspiegelte. Der Wolfenbüttler Fragmentist Hermann Samuel Reimarus, gestorben 1768, ist nämlich der Urgroßvater Karl Sievekings, welcher 1787 geboren wurde. Dessen Mutter, geboren 1760, gestorben 1832, war die Tochter des 1814 gestorbenen Arztes Johann Albert Heinrich Reimarus, eines Sohnes des Fragmentisten. Karl Sieveking verlor als zwölfjähriger Knabe schon seinen Vater Georg Heinrich Sieveking, der, einer der ersten Kaufleute seiner Vaterstadt, den Mittelpunkt eines geistig höchst angeregten Lebens bildete, in dessen gastlichem Landhause in Neumühlen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich versammelte, was nur durch Rang, politische Stellung und litterarische Bedeutung hervorragte. In religiöser Beziehung herrschte der Geist des Fragmentisten, Lessings und Mendelssohns, doch auch Klopstock, Claudius, die Stolberge und Fr. H. Jacobi waren aus- und eingehende Gäste. Poels und Rists Leben führen uns mehr in diesen Kreis ein, dem sie selbst angehörten, „dessen Glieder noch in späteren Nachkommen der ursprünglichen Gemeinschaft eingedenk, wo und wie sie sich getroffen, dem Gefühle einer geistigen Gemeinschaft Raum gegeben und damit ein Zeugnis der Kraft und Dauerhaftigkeit eines Gewebes der Liebe abgelegt haben, dessen erste Fäden in Zeiten eingeschlagen waren, über die sich hier die Nacht der Vergangenheit ausgebreitet hatte" (Peter Poels Leben, S. 3). Einen Beweis dieser Gemeinschaft mag man auch daran erkennen, daß Malchen Sieveking in Emma Poel eine Biographin erhalten hat, während wir ihrem Bruder Gustav Poel die Biographie des Syndikus verdanken.

Da Karl Sieveking so frühe des Vaters beraubt war, so lag die Erziehung der vier Söhne und einer Tochter ganz in den Händen der Mutter, einer hervorragenden Frau. Heinrich Steffens schreibt von ihr:

Nie habe ich eine Frau gekannt, die mich so ganz beherrschte, deren stets milde Gegenwart dennoch eine unwiderstehliche Gewalt über mich ausübte. Von ihrer frühesten Jugend an hatte sie in der großartigsten Umgebung gelebt. Alle geschichtlichen Bewegungen Europas, geistige wie politische und kommerzielle, umgaben sie durch würdige Repräsentanten, die in ihrer Nähe erschienen. Zwar die religiöse Ueber-

*) Vgl. Wilhelm Baur, Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen. 2 Bände, 432 und 480 S., je 4, gebunden 5 Mk. Band 2, S. 233 bis 277: Karl Sieveking.

[G. Poel,] Bilder aus vergangener Zeit nach Mitteilungen aus großenteils ungedruckten Familienpapieren. Erster Teil: 1760—1787. (Aus Peter Poels Zeit.) Hamburg 1884. 467 S.; 7 Mk. Zweiter Teil: Bilder aus Karl Sievekings Leben, 1787—1847. Ebenda 1887. 367 S.; 11 Mk.

zeugung, die in ihrem Kreise herrschte, war nicht die meinige. Die Ansicht, die mit Reimarus [dem Fragmentisten] anfing und mit Strauß in unsern Tagen den höchsten Gipfel erreicht hat, bildete, wenn auch weniger entwickelt, doch die Grundlage ihrer Religiosität, und dennoch herrschte in diesem Kreise eine Pietät, ja eine Andacht, die ich mit voller Ueberzeugung eine christliche nennen muß. Das mannichfaltige, wechselnde Leben, durch die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit gehoben, hatte eine feine, im edelsten Sinne vornehme Darstellung der Geselligkeit, eine Sicherheit in jeder Aeußerung, ein anmutiges Maß, welches niemals überschritten wurde, erzeugt, und eben dasjenige, was am waffenlosesten zu sein scheint, die weibliche Zartheit, erschien hier als das Gebietende. Es war eine wunderbare Vereinigung bürgerlicher, unbefangener Vertrautheit, durch welche die freimütigsten Geständnisse hervorgelockt wurden, mit den sichersten Formen der höhern Kreise, die den Umgang stets anregte und zugleich mäßigte.

Die zahlreichen Mitteilungen aus den Briefen dieser Frau gehören zu den anziehendsten Seiten in der Biographie des Sohnes.

In den Anschauungen, die in dem elterlichen Kreise herrschten, groß geworden, zeigte Karl Sieveking eine bemerkenswerte Selbständigkeit und Eigentümlichkeit, die aber des Halts und der Beharrlichkeit entbehrte: „Er ist — wie die Mutter schreibt — immer in seinem Betragen seinem Alter voraus, wodurch eine Disharmonie hervorgebracht wurde.“ In solcher Geistesverfassung blieb er eigentlich, bis er 1820 zum Syndikus seiner Vaterstadt erwählt wurde. Es ist eine Sturm- und Drangperiode, welche er durchzukämpfen hat. Wir sehen ihn, wie der ihm befreundete Biograph II, 21 sagt, „unsicher umherschwanken, bald nach diesem, bald nach jenem greifend, seinen Kräften mißtrauend, voll banger Zweifel, von wechselnden Stimmungen abhängig, und, ohne beharrlich ein festes Ziel zu verfolgen, geneigt, augenblicklichen Impulsen nachzugeben.“ In dieser Zeit der Unschlüssigkeit, der Unfertigkeit, des jugendlichen Werdens enthalten seine Briefe oft „dunkle, orakelmäßige Verkündigungen, welche auf ein Suchen deuteten, dem das Finden versagt war.“ Durch das „Gefühl des Unbehagens, das jene brieflichen Ergüsse diktirt, und dasselbe auch in der Seele des Empfangenden wachrufen mußten,“ möge sich der Leser aber nicht an der Lektüre des ersten Teils, der „Zeit der Saat“ überschrieben ist, abschrecken lassen. Entschädigt doch diese Schilderung der Jugendjahre durch die mannichfaltigsten Bilder aus reichbewegter Zeit. Allgemeinstes Interesse dürfte das, was über den Verkehr mit dem spätern General Leopold von Gerlach und aus dessen Briefen mitgeteilt wird, manches über Sievekings Besuch bei Graf Schlabrendorf in Paris 1811, über seine Stellung bei seinem Oheim Reinhardt in Kassel, Sievekings Umgang mit den Gebrüdern Grimm daselbst, beanspruchen. Trotzdem Reinhardt es Sieveking nahelegte, in die diplomatische Laufbahn und in den Dienst Napoleons zu treten, so wählte er den akademischen Beruf, den er in Göttingen mit Vorlesungen über die Medizäer betrat. Noch später sprach Niebuhr sein Bedauern aus, daß Sieveking „der Stellung eines Diplomaten und Weltmannes den Vorzug vor der eines Gelehrten gegeben.“

Deutschlands Erhebung rief ihn zur Vaterstadt zurück, und diese sandte ihn 1815 in das Hauptquartier Wellingtons, mit welchem er in Paris einzog. Und nach Beendigung des Krieges finden wir ihn wieder in ratloser Unschlüssigkeit in Berlin. Es ist aber nicht das ehrenvolle Amt des Syndikus, welches ihm nach wenigen Jahren zu Teil wurde, dasjenige, wodurch er Befriedigung gefunden. Dazu war denn doch seine Natur eine zu edle, geistig angelegte. Man möchte sagen, das elterliche Erbteil, die innerliche Seite, die in der Mutter Briefen so wohlthuend erscheint, war auch ihm zu Teil geworden, und diese verlangte Frieden. Schon bei Gelegenheit, als er den General Moreau, der gerade von Amerika zurückgekehrt war, kennen lernte, schreibt Sieveking:

> Eine Unterredung, die ich mit ihm hatte, bleibt mir unvergeßlich. ... Die Ueberzeugung aber, daß den Menschen doch nur die Wiedergeburt ihrer Seele recht helfen könne, befestigt sich mir immer mehr.

Und auf einen herrlichen Brief seiner Mutter (2, 231) antwortete er von Berlin aus:

> Eine Ueberzeugung, die ich keinem Lehrgebäude, sondern sittlichen Erfahrungen verdanke, lehrt mich, daß nur die Kräfte einer zukünftigen Welt unser Herz wahrhaft zu erwärmen und zu beseligen vermögen. Ich glaube, daß der vertraute Umgang mit den Worten des ewigen Lebens diese Kräfte in uns zu wecken und zu erhalten vorzüglich geschickt sei.

Derjenige, welcher ihn in dieser Ueberzeugung bestärkt hat, wird Neander gewesen sein, mit dem Sieveking in den Jahren seiner Gymnasialzeit schon befreundet gewesen war. Wenn im Jahre 1889 die hundertjährige Wiederkehr von Neanders Geburtstage etwa auch durch eine Biographie gefeiert werden sollte, so wird man die Mitteilungen über seine Beziehungen zu Sieveking, die hier ausführlicher als bisher gegeben wurden, nicht übersehen dürfen. Derselbe schreibt von Berlin aus an seine Mutter:

> Die Hoffnung, mit meinem Freunde Neander wieder in eine heilsame Berührung zu kommen, hat nächst der Aussicht zu einem festen Beruf nicht wenig zu meinem Entschluß beigetragen, hierher zu kommen.

Zwischen den Zeilen ist es wohl zu lesen, daß der Umgang mit Neander wesentlich dazu beitrug, den bisher unsteten Bestrebungen des Freundes Gestalt und Ziel zu geben.

In den Hamburg ferner stehenden Kreisen ist Sievekings Andenken eigentlich erst durch die fünfzigjährige Jubelfeier (1883) des Rauhen Hauses und durch Oldenbergs Biographie von Wichern wieder erneuert worden. Denn, wie schon oben bemerkt, gehen auch W. Baurs Beiträge als „Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen“ nicht über die Jugendzeit hinaus. Erst in Poels Bildern aus Sievekings Leben lernen wir den Mann in seinen verschiednen Lebensstellungen, die er als Gesandter seines kleinen Staates eingenommen hat, vornehmlich als Bundestagsgesandter in Frankfurt, kennen. Als Quelle dieser Lebensbilder dienen besonders die Briefe an seine ihm an Adel der Gesinnung und an christlicher Erkenntnis gleich stehende Gattin Karoline, geb. de Chapeaurouge, sowie einzelne Briefe an Perthes, Poel, Rist u. a. Da er der Vertreter eines kleinen Freistaats war, „dessen friedliche Bestrebungen keine irgend eifersüchtigen Regungen wachrufen konnten, begegnete er in den höchsten Kreisen stets vielem Wohlwollen und einem Vertrauen, das gelegentlich selbst den Charakter der Vertraulichkeit annehmen konnte.“ Lebhaften Geistes, von klassischer Bildung, durch seine Liebenswürdigkeit gewinnend, schlagfertig und witzig in der Unterhaltung, freimütig und unabhängig in seiner Ueberzeugung, durch seinen Verkehr mit der großen Welt von Jugend auf in seinem Auftreten unbefangen, war er zu der von ihm eingenommenen repräsentirenden Stellung wie geschaffen. „Er war in seinem Auftreten und Wesen recht eigentlich das, was die Engländer Gentleman nennen, und wir dürfen hinzufügen, gleich so manchen englischen Staatsmännern ein christlicher Gentleman.“ Schreiber dieses erinnert sich, gehört zu haben, daß Sieveking, als er nach Brasilien geschickt wurde, einen Handelstraktat abzuschließen, bald mit der Freundschaft des Kaisers beehrt wurde, dem besonders an der Unterhaltung mit dem Abgesandten Hamburgs gelegen war. Was Sieveking von seinen Audienzen in Stuttgart, in Aschaffenburg bei Ludwig I. von Baiern mitteilt, und andres zeigt, wie sehr er seiner Aufgabe zu genügen verstand.

Die Unstetigkeit seiner Wander- und Lehrjahre, wie verklärt zeigt sie sich im Mannesalter in dem Interesse für alles Höhere, was dem menschlichen Dasein Wert verleiht. Wenn er im Jahre 1844 unter den Schriften „der Akademie von Ham“ (woselbst in der Nähe Hamburgs sich noch der Sievekingsche Landsitz befindet) seine Jugendarbeit, die Geschichte von Florenz herausgebend, dieselbe als „Studien aus den Lehrjahren eines unzünftigen Freimeisters“ bezeichnet, so ist dies wohl ein Beweis, daß er noch immer mit einer gewissen Vorliebe sich seines einstigen akademischen Berufes erinnerte. Welche Anregung ist von ihm nicht Künstlern und Gelehrten zu teil geworden! Als er einst den kunstliebenden König Christian VIII. von Dänemark namens der Stadt Hamburg unter seinem „Strohdache“ in Ham (die Landwohnung in Ham, welche u. a. Kunstschätzen auch Thorwaldsens Alexanderzug enthielt, war allerdings mit Stroh gedeckt) bewillkommnete, hatte Sieveking daselbst die erste Ausstellung von Gemälden Hamburger Künstler veranstaltet. Schon bei seinem zweiten Aufenthalt in Paris 1815 hatte er einen der beiden Originalrisse der Kölner Domtürme erstanden und an Sulpice Boisserée gesandt (1, 244). Diese Liebe zur Kunst,

auserlesene Sammlungen, eine reiche Bibliothek verschönerten den Aufenthalt in Ham und machten seinen Landsitz zu einem Sammelplatz Gleichgesinnter. Hier knüpfte sich die innige und segensreiche Verbindung mit Wichern an, dem er zu seinen Zwecken nicht nur, wie es nach der Darstellung in Nr. 8 des vor. Jahrg. d. Bl. (S. 71) erscheinen könnte, die unansehnliche Hütte, genannt Rauhes Haus, schenkte, sondern das ansehnliche Grundstück, auf dem sich jetzt das Rettungsdorf befindet, mit Ackerland überließ.

Nur kurz sei hier erwähnt, wie Sieveking schon in den vierziger Jahren seinen Aufenthalt in London, angeregt durch Auswanderer, mit denen ihn seine Gesandtschaft nach Brasilien zusammengeführt hatte (2, 85 ff.), benutzte, um Pläne zur Organisation der deutschen Auswanderung nach Ozeanien zu fassen. Bei den damaligen Zuständen Deutschlands wurde der günstige Augenblick verpaßt, um erst in der Gegenwart ausgeführt zu werden.

Daß bei der Darstellung so verschiedener Lebensinteressen es nicht an der Berührung mit den verschiedensten Männern fehlte, die in der Politik hervorgeragt haben, ist selbstverständlich. Und auch nach dieser Seite wird die Lektüre von dem Leben Sievekings Anregung und mannichfache Unterhaltung gewähren.

In Rücksicht auf die noch Lebenden entzog sich Sievekings Familienleben einer Darstellung, die für einen größern Leserkreis berechnet war. Indes aus einer andern Quelle möge hier zur Charakterisirung des Syndikus noch die Stelle aus einem Briefe ihren Platz finden, den Malchen Sieveking an ihren Bruder nach dem Tode des Syndikus geschrieben:

> Gewiß, der Segen eines trefflichen Vaters ruht auf den Kindern, und wie liebenswürdig war er in seinem Verhältnis zu ihnen! Ueberhaupt: den geistreichen, mit seltenen Gaben ausgerüsteten Mann, dessen Charakter so hoch erhaben war über alles Gemeine und Unedle, den mußte wohl jeder, der nur irgend Sinn hatte für geistige Größe, in ihm erkennen, wenn er ihn auch nur in seinen öffentlichen und geselligen Verhältnissen beobachten konnte; aber bloß, wer öfter Gelegenheit gehabt, ihn im Hausrocke zu sehen, unter seinen Kindern, im eignen Familienkreise, mit seinen Untergebenen, nur der vermag ihn in seiner ganzen Liebenswürdigkeit richtig zu schätzen, und wenn es sonst heißt, daß kein großer Mann groß ist in den Augen seines Kammerdieners, so glaube ich hier sagen zu dürfen, daß kaum irgend ein Herr so innig verehrt und geliebt worden ist, wie der Verstorbene von seinen treuen Bedienten.
>
> W S

Die deutschen Kolonien in Südwestrußland

5. Sekten. Aussichten für die Zukunft

Einer Neubelebung und Befestigung ist das Verhältnis der Kolonisten zu ihrer Kirche dringend bedürftig. Ich habe zu zeigen versucht, wie die ausgesprochene Frömmigkeit, welche das Leben der Ansiedlungen in all seinen Beziehungen durchdringt, ein Gepräge an sich trägt, welches dem nüchternen Sinne evangelischen Christentums entschieden fremd ist. Bei dem überwiegenden Interesse, welches die Brüdergemeinschaften für sich in Anspruch nehmen, liegt die Gefahr der Gleichgiltigkeit oder Entfremdung gegen die Kirche stetig nahe. Der Wert des Religionsunterrichts und der Konfirmandenlehre — ersterer nirgends vom Pastor selbst erteilt, letztere infolge der weiten Entfernungen auf den kurzen Zeitraum von drei bis vier Wochen beschränkt — mag sehr gering angeschlagen werden, wenn doch auf eine plötzliche Bekehrung als auf den allein sichern Wendepunkt im christlichen Leben gerechnet wird. Die feststehenden Grundlagen kirchlicher Gemeinschaftsbildung, Predigt und Sakramentsverwaltung, treten vor jenem schwankenden Maßstab flüssiger Selbstbeobachtung durchaus in den Hintergrund. Die Kirche überhaupt hat schließlich ihre Bedeutung nur daran, daß sie als Bekehrungsanstalt den Brüdern dienen soll, und ihren Predigern wird nur dann Vertrauen entgegengebracht, wenn sie in diesem Sinne wirken.

Unter diesen Umständen kann es niemand Wunder nehmen, daß der Baptismus — seiner bekannten Art nach schneidend, wo er nicht gesäet hatte — sich die Kolonien in Süd- und Westrußland zu einem Felde eifrigster Thätigkeit ausersehen hat. Bedarf es doch von den angegebenen Voraussetzungen aus wirklich nur noch einiger Schritte, um in den Bann einer baptistischen Gemeinde von Heiligen zu gelangen und den Austritt aus der verweltlichten Kirche mit ihren als Teufelswerk gelästerten Sakramenten als zum Heile notwendig zu erachten. Nimmt man hinzu, daß der Bewegung von Hamburg aus reiche Geldmittel zufließen, so wird es begreiflich, daß sich fast überall in den deutschen Dörfern einzelne finden, die sich der Wiedertaufe unterziehen. Am zahlreichsten waren die Uebertritte in der Mitte der siebziger Jahre. In Odessa selbst und den nördlich und östlich gelegenen Kolonien wuchs die Zahl der Getauften so sehr an, daß sie geschlossene Gemeinden bilden und den Bau eigner Bethäuser in Angriff nehmen konnten. Nur von einer Kolonie ist mir bekannt geworden, daß es in ihr den Baptisten gelang, nachdem sie die Wahl eines der Ihrigen zum Dorfschulzen durchgesetzt hatten, die Lutheraner aus ihrem Schul- und Bethaus zu verdrängen und es für sich in Besitz zu nehmen. Ueberall aber, wo sie in geschlossenen Massen auftreten können, führt das zu widerwärtigem und anhaltendem Streit in der Gemeinde. Dadurch werden wohl vielen über das Treiben dieser Heiligen die Augen geöffnet, aber eine oft traurige Zerrüttung der Gemeindeverhältnisse ist meist der teure Preis, um welchen diese Aufklärung erkauft werden muß.

Wo die Baptisten hingegen in entschiedener Minderheit bleiben, da sind sie, bei allem Haß gegen die evangelische Kirche, bezeichnenderweise eifrige Anhänger der Gemeinschaften und regelmäßige Besucher ihrer Versammlungen. Bis vor kurzem wurden sie auch von den Brüdern gern gesehen und gehört. Neuerdings aber soll doch auf einem der Bruderfeste der Beschluß gefaßt worden sein, sie in den Versammlungen wohl zu dulden, aber nicht mehr zu Worte kommen zu lassen. Eine wirkliche Aenderung der bestehenden, für die Kirche Gefahr drohenden Verhältnisse wird nur von einem solchen Beschluß schwerlich zu erwarten sein, so lange die fremde Pflanze im heimischen Pietismus der Ansiedler so reichliche, ihr völlig entsprechende Nahrung findet.

Nach entgegengesetzter Richtung, nicht die deutschen Kolonialgemeinschaften beeinflussend, sondern von ihnen ausgehend, liegt eine andre sektirerische Bewegung, von der man in den letzten Jahrzehnten mehrfach gehört hat: der Stundismus in der russischen Bauernbevölkerung. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf diese für die orthodoxe russische Kirche höchst eigentümliche Erscheinung einzugehen. Nur um die möglichen Rückwirkungen handelt es sich, welche sie auf die deutschen Ansiedlungen ausüben könnte. Der Ursprung der „Stunda" liegt ja ziemlich im Dunkeln. Doch kann als sicher angenommen werden, daß die Versammlungen oder „Stunden" der Brüder die ersten Anregungen unter russischen Bauern im Cherssonschen und Kiefffschen Gouvernement gegeben haben. Man unterschätzt auch den Bekehrungseifer der Brüder, wenn man gar keine bestimmt beabsichtigte Propaganda von ihrer Seite als zur Entstehung der ganzen Bewegung mitwirkend ansehen will. Hat mir doch einer der Hauptführer der bessarabischen Brüder einmal von einer Seereise berichtet, auf der er mitten unter Russen das Pfingstwunder des Redens in fremden Zungen an sich erfahren habe; denn, wiewohl des Russischen nur wenig mächtig, habe er doch stundenlang in der ihm wesentlich fremden Sprache von dem Einen, was not ist, zu predigen vermocht. Damit ist zugleich das größte äußere Hindernis angedeutet, welches einer Beeinflussung der russischen Landbevölkerung durch die deutschen Ansiedler auf religiösem Gebiet entgegensteht. Aber dieses Hindernis ist im Schwinden begriffen. Durch das Streben der Regierung nach Russifizirung der deutschen Kolonien wird es wohl in kaum viel mehr als einem Jahrzehnt dahin kommen, daß die Landessprache von den Ansiedlern so weit beherrscht wird, daß sie sich in derselben leicht werden verständigen können. Die Folge wird doch sicher eine Verminderung der Trennungsgründe sein, welche bisher zwischen Deutschen und Russen bestehen. Damit zugleich, kann man fast für sicher annehmen, wird in verstärktem Maße die Lust erwachen und sich bethätigen, um Glaubensgenossen unter der benachbarten Dorfbevölkerung zu werben.

Man hat wohl behauptet, der Stundismus „weise nichts

Deutsches oder Westeuropäisches mehr auf, wenn man von einigen aus dem evangelischen Gesangbuch offenbar übersetzten geistlichen Liedern absehe." Dagegen meine ich, daß auch der weltflüchtige Sinn, der den Pietismus der deutschen Ansiedler so scharf kennzeichnet, nichts speziell Deutsches, wohl aber etwas eigentümlich Katholisches ist. Und eben gerade hierauf beruht die geschichtliche Möglichkeit einer religiösen Einwirkung auf die in der orthodox-russischen Kirche aufgewachsene und in ihren mönchischen, also auch katholischen Gedankenkreisen in irgend welchem Maße heimische Bevölkerung. Nur daraus auch erklärt sich die schnelle Zunahme der Anhänger des Stundismus, deren Gesamtzahl im Jahre 1881 auf 400 000 geschätzt wurde. Die Einführung eifrigen Bibellesens und die Einbürgerung von Reminiszenzen aus geistlichen Liedern verhalten sich zu diesem Grundzuge der Bewegung nicht viel anders als der Rahmen zum Bilde.

Es ist doch eine sehr zweideutige Aussicht, die sich in diesen flüchtigen Erwägungen eröffnet. Man kann sich ja dem Eindruck freilich kaum verschließen, daß die russische Kirche in nächster Zukunft schweren Umwälzungen entgegengeht. Aber von eigentlich „evangelischen Strömungen" innerhalb derselben ist man zur Zeit noch kaum zu reden berechtigt. Hingegen kann alles, was man bisher mit diesem willkürlich gewählten und ungenauen Namen bezeichnet hat, nur zu schweren Besorgnissen Anlaß geben für die Zukunft der evangelischen Glaubensbrüder, ganz besonders in Südrußland. Die orthodoxe Kirche und der russische Staat, beide wie immer kaum von einander unterscheidbar, haben in den letzten Jahren mit Entschiedenheit den Kampf gegen die Stundisten eröffnet. Eine Versammlung russischer Bischöfe in Kieff hat die Ergreifung von Maßregeln gegen dieselben zum einzigen Gegenstande ihrer Tagesordnung gemacht. Und seitdem haben die Zeitungen wiederholt vom Einschreiten der Polizei und der Gerichte zu berichten gewußt. Nach dem, was in letzter Zeit im Norden gegen die evangelische Kirche gesündigt worden ist, liegt die Befürchtung nur zu nahe, es werde nur eines leisen Anstoßes bedürfen, um zu gleichen Gewaltmaßregeln auch im Süden zu greifen. Und hier würden die Dinge doch noch ganz anders liegen. Keine in sich gefestigte, auf die Arbeit von Jahrhunderten gegründete Kultur würde die deutschen Ansiedlungen gegen die überlegene Macht der Angreifer zu schützen vermögen. Und die evangelische Kirche, welche als die einzig starke Burg diese Zerstreuten zu sammeln und zu schirmen berufen wäre, weist innerhalb ihrer Mauern so viel separatistische Gelüste auf, daß sie der unentbehrlichen Einigkeit zu ermangeln scheint. Möchte es der treuen Arbeit ihrer Prediger doch gelingen, die hier geäußerten Besorgnisse zu zerstreuen. S E

Gedichte von Gottlob Kemmler

Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung, 1887; Preis ungeb. 3 M.

Die schwäbische Lyrik hat einen guten Klang im deutschen Dichterwalde. Uhland, das Haupt des frühern schwäbischen Dichterkreises, hat jüngst aus Veranlassung seines Jubiläums wieder eingehende und begeisterte Würdigung in unsern deutschen Gauen gefunden; seine beiden Freunde Justinus Kerner und Gustav Schwab leben in einzelnen ihrer Lieder unvergessen fort. Karl Mayer, der Meister des kleinen, landschaftlichen Naturbildes, und der liebenswürdige Eduard Mörike bilden mit dem frühvollendeten Wilhelm Hauff das andre Dreigestirn in diesem Dichterkreise. Aber auch in unsern Tagen singt es noch „von allen Zweigen," und ein einziger Blick auf das vor wenigen Jahren erschienene „Schwäbische Dichterbuch" (Stuttgart, Bonz, 1883) reicht hin, uns von der fast unerschöpflichen Fülle fröhlicher Sangesgenossen zu überzeugen. Da treffen wir die „württembergische Nachtigall," den hochbetagten, aber immer noch wunderbar jugendfrischen Sänger der Palmlieder, den Prälaten Gerok, der in seinen beiden letzten Liederbüchern „Der letzte Strauß" und „Unter dem Abendstern" zwei nach Form und Inhalt gleich anmutige Gaben seinen zahlreichen Freunden wiederum gereicht hat. Th. Vischer, der jüngst verstorbne Aesthetiker, und G. Fischer; Karl Mayer und Sigmund Schott, die beiden Stuttgarter Demokraten; Wilhelm Hertz und Paul Lang, C. Schönhardt und Wilhelm Straub, vor allen die beiden Herausgeber Eduard Paulus und C. Weitbrecht selbst haben hier nebst manchen andern zu jener Sammlung wertvolle Beiträge geliefert. Auch ein schlichter Bauer, Christian Wagner von Warmbronn hat unlängst in seinem „Märchenerzähler, Bramine und Seher" ein zwar etwas phantastisches, aber dennoch durchaus originelles und geistvolles Büchlein voll tiefsinniger Naturphilosophie herausgegeben.

Die neueste, längere Zeit fast ganz in Vergessenheit geratene, erst vor kurzem von der Vereinsbuchhandlung Calw und Stuttgart wieder in dankenswerter Weise herausgegebene Sammlung von Gedichten ist die von G. Kemmler, einem verdienten württembergischen Dekan, derzeit in Herrenberg. Wir möchten unsere Leser auf diese Gedichte aufmerksam machen: sie verdienen es in der That. Innigkeit und Tiefe der Empfindung, religiöse Wärme bei durchaus gesunder, für alles Schöne in Natur und Weltgeschichte offner Anschauung, patriotische Begeisterung und ein feiner Sinn für das Große wie für das Kleine bilden, vereint mit anmutig dahinfließender, die mannigfachsten poetischen Formen und Rhythmen gewandt handhabender Darstellung, die Hauptvorzüge dieser Dichtung. Ob der Dichter die eigne Heimat in ihrer lieblichen Schönheit, oder die majestätische Alpenwelt in ihrer großartigen Erhabenheit uns schildert, ob er die wunderbaren Ereignisse der letzten Jahrzehnte, den ruhmvollen Krieg mit Frankreich, Deutschlands große Männer, große Zeiten, große Feste uns vorführt, oder zuletzt die heilige Meerflut, die Stimmung des Winters, des Lebens ernstes Ziel, die Erinnerungen an liebe Verstorbene uns vor die Seele stellt: immer ist seine Dichtung wahr, edel und schön. Alles verklärt sich ihm zuletzt ungesucht zur religiösen Erhebung in Dank und Bitte, in Andacht und Begeisterung. Dabei geht aber durch das Ganze ein so frischer, fröhlicher Zug, eine solch getragene, weihevolle Stimmung, daß er uns nie langweilt und auf der reinen Aetherhöhe der Empfindung nie zu lange gespannt verweilen läßt.

Die Sammlung zerfällt in vier Abschnitte. Der erste „In der Heimat" erzählt uns vom Neckar und Rhein, vom Staufen und Zollern, vom Schwarzwald und von den lieblichen Gefilden Schwabens, aber auch vom unglücklichen Dichter Hölderlin, vom stillen Krankenzimmer, von dem Mütterlein, das, vom Alter tief gebeugt, sein Ave Maria stammelnd, zur Wallfahrtskirche emporsteigt, wie von der hohen Pilgerin, des Landes Königin, die im fernen Süden, dort Genesung zu suchen, im schönen, wundermilden Lande weilt. Einzelne Gedichte, wie „Des Menschen Schöpfung" und „An Deutschlands Jugend beim Anbruch des neuen Jahrzehnts," nehmen bereits einen höheren Schwung, der nun im zweiten Abschnitt „In den Bergen" sich bald zu begeisterten Oden und Hymnen, bald zu fröhlichen, formgewandten Liedern erhebt.

O Wonne der Berge,
Wer ahnt dich im Thal?
Wie schrankenlos leuchtet
Der himmlische Strahl!
Hier an den Gestaden
Des Meeres von Licht,
Wie weit wird die Seele,
Wie hell das Gesicht!

So weht kräftige Alpenluft in diesen Liedern und würziger Duft; wie ein Schöpfungsmorgen erscheint es dem Dichter, wenn von Geisterhauch entzündet die Bergeszinnen in zartem Rosenhauche erglühen und von der Bergkapelle die feierlichen Glockentöne ins stille Thal herniedertönen.

Mit vollen Tönen greift der Dichter wiederum in die Saiten, wenn es gilt, in „Krieg, Frieden und Politik" die großen Tage des Jahres 1870 und 71, die markigen Heldengestalten unsers nun verstorbenen Kaisers, Bismarcks und Moltkes zu preisen und die göttlichen Gerichtsposaunen, die Schlachtfelder, den Heldentod der Gefallenen, oder die Standbilder zu Worms, das Niederwalddenkmal und den herrlichen Kölner Dom, aber auch den Christbaum vor Paris, die Bergfeuer am 3. März, des Siegers Heimkehr und das fröhliche Friedensfest zu schildern. Mit flammendem Zorn wendet er sich gegen Napoleon III. wie

gegen Pius IX., wider die deutschen Bischöfe und das furchtbare, von Schwefelflammen düster beleuchtete Pfingstfest in Paris im Jahre 1871. Er besingt das neuerstandne deutsche Reich in ebenso begeisterter, als treulich mahnender Weise:

Denn eines wissen wir: bist du gegründet
Auf ihn, den Gott zum Eckstein uns gesetzt,
Den er als Völkerkönig uns verkündet:
Ob wider dich die ganze Hölle hetzt,
Sie stürzt dich nicht von deinen Siegeshöhen —
Doch brichst du ihm, der dich erhöht, die Treu,
So wird auch über dich die Woge gehen,
So ist auch deine Zeit, o Reich, vorbei.

Der letzte Abschnitt „Meer und Lebensziel" versetzt uns bald an des Meeres stille Einsamkeit und erhabene Größe, bald zeigt er uns des Lebens ernste Führung. Zwölf tief ergreifende Lieder sind einer Dahingeschiedenen gewidmet, und der Friedhof kehrt mit seiner tiefen, heiligen Stille, wie mit seinem köstlichen Morgen öfters wieder in Kemmlers Liedern. Der „Greis am Weihnachtsabend," „Septemberlichter", „Am Grabe des Jugendfreundes," besonders aber „Der letzte Gang" sind von großartiger Wirkung und tiefer Schönheit.

So möge denn das Büchlein allen denen von Herzen empfohlen sein, die, auf christlicher Weltanschauung fußend, ein helles Auge und ein warmes Herz für Gottes Offenbarungen in Natur, Geschichte und im Menschenherzen sich bewahrt haben.

L-U

Ein Notbild aus Mähren

Aus dem Archive des Zentralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung

Einem Briefe, der uns von seiten des Zentralvorstandes der Gustav-Adolf-Stiftung freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist, schicken wir zum bessern Verständnis voraus, was uns über die betreffende Gemeinde von zuverlässiger Seite mitgeteilt wurde.

Die Gemeinde Rottalowitz im Südosten Mährens an der ungarischen Grenze in der mährischen „Wallachei" gelegen, wird seit 1861 vom Gustav-Adolf-Verein unterstützt, im ganzen bis jetzt mit rund 25 000 Mark. Sie ist eine der slawisch-lutherischen Gemeinden, die nicht in Tschechentum machen, was eher von einzelnen reformirten Gemeinden gilt. Ihr jetziger Pfarrer, der biedere Sloboda, Schreiber des nachfolgenden Briefes, ein ungarischer Slowake, 1809 geboren, seit 1837 in Rottalowitz wirkend, hatte noch 1869 nur 63 Gulden baaren Gehalt, wozu er etwa 120 Gulden in Naturalien bezog; 1875 stieg sein Gehalt auf in Summa 413 Gulden 42 Kreuzer, da der Gustav-Adolf-Verein die Stelle mit 2500 Gulden dotirte. Ihre Schule verdankt die Gemeinde einer sächsischen Lehrerswitwe, Frau Schierholz in Leipzig, und den Schulgarten dem verstorbenen Superintendenten Siebenhaar in Penig. Siebenhaar, vermutlich der einzige aus dem Reiche, der je dort war, hat in zwei noch immer beachtenswerten Flugblättern des Leipziger Hauptvereins (Nr. 9 und 10 von 1863 und 1864) über seinen Besuch in Rottalowitz berichtet. Die evangelische Kirche daselbst wurde eingeweiht am 20. Mai 1880 (Trinitatis). Die Gemeinde ist sehr kirchlich und treu, dazu rührend dankbar, und ihre Notlage unbestritten.

Wir lassen nun das vom September vorigen Jahres datirte Schreiben des Rottalowitzer Pfarrers folgen:

Politische Wirren trüben den Geist des ehemaligen Friedens in unsrer Heimat, ein Nationalhader zerreißt in unserm Vaterlande die Bande der gewesenen Eintracht und der gemeinsamen Arbeit am Wohle der Menschheit; doch das alles läßt den achtungsvoll Unterzeichneten und die dessen Führung anvertraute evangelische Gemeinde vollkommen kalt: „Da nicht ist Grieche, Jude, Beschneidung, Ungrieche, Scythe, Knecht, Freier, sondern alles und in allen Christus." Weder die Politik, noch die Nationalität vermag unser Leben zu trüben, denn um dergleichen kümmern wir uns wenig. Es heißt ja: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.

Etwas andres ist, was unsrer Gemeinde Kummer und Sorge verursacht. Seit vollen fünfzig Jahren arbeitet der Unterzeichnete am Weinberge des Herrn zu Rottalowitz; wohl die meiste Zeit waltete er friedlich seines Amtes neben den vielen Geistlichen, die einer dem andern in der hiesigen katholischen Gemeinde nachfolgten; die Genossen beider Kirchen lebten lange einträchtig und in gegenseitigem Frieden neben einander, ja sie liebten, weil vielfach verwandt und befreundet, einander, was sich auch z. B. bei Hochzeiten, Leichenkondukten und sonst offen kundgab. Die Pfarrer waren ja meist ältere Herren, tolerante Männer.

Jetzt aber seit einer Reihe von Jahren kommen falsche Propheten in Schafskleidern an, junge fanatische Proselytenmacher mit lächelnden Mienen, süßen Augen und gleißnerischen Reden, deren letzte Aufgabe ist, die hiesige, in der Nähe einer berühmten Wallfahrtskirche, „Maria Hostein," unbequem gelegene „ketzerische" Gemeinde womöglich auszurotten und zu katholisiren. Zu dem Zwecke tragen sie nur Aeußerliches und Zeremonielles zur Schau zusammen, womit wohl die Augen und Sinne, nicht aber der Geist und das Herz gefangen werden, als da sind: verschiedene Aufzüge, Prozessionen, Wallfahrten mit weitschallendem Sang und Klang, dann die Rosenkranzvereine, Abend- und Nachtandachten für Jünglinge und Mädchen, Kinder und Aeltere; jedoch jeden Stand abgesondert.

Der jetzige junge Pfarrer (sonst ein eifriger Nimrod) schaffte neulich für die Kirche viele neue Bilder an und errichtete einen sogenannten „Kreuzweg" des Herrn, um den Frommen eine heilsame Ehrfurcht für die päpstliche Religion einzuflößen. Seine Bemühungen, den Kirchenzeremoniendienst womöglich glänzend zu heben, sind merkwürdig. Die eben erwähnten Kreuzwegbilder mußten eingeweiht werden, es mußte eine große Feierlichkeit veranstaltet werden, wozu von nah und fern alle Geistlichen eingeladen wurden. Und in der That, schon am 29. August der vorigen Woche, als am Feierabend der eigentlichen Feier, kamen mehrere Priester von der nahen Bahnstation (Hinsko am Hostein) an, wo sie von der hiesigen Prozession von bekränzten, weißbekleideten Mädchen und großer Menschenmenge mit fliegenden Fahnen und Musik empfangen und begleitet wurden.

Die tags darauf folgende Feier der Bildereinweihung ging unter Assistenz und Mitwirkung von etwa sechzehn oder siebzehn Geistlichen mit allem Pomp, Glockengeläute, Böllerschüssen und Musik herrlich vor sich. Der Unterzeichnete muß die Beschreibung der Zeremonien unterlassen und nur erwähnen, daß keiner der „lutherischen Ziegenböcke," deren zahlreiche Erscheinung in der katholischen Kirche angezeigt und sehnlichst erwartet wurde, sich eingestellt hat. Die Enttäuschung war groß. Der Unterzeichnete hat nämlich an den beiden vorangehenden Sonntagen das Gebahren der alten und der modernen Pharisäer, die Land und Wasser umziehen, daß sie einen Genossen machen, im Lichte des Gotteswortes und der Geschichte geziemend beleuchtet.

Lassen Sie jedoch, teure Herren und Brüder, den Unterzeichneten einer Thatsache Erwähnung machen, die sich hinsichtlich der hiesigen evangelischen Gemeinde vielleicht in der Folge als sehr gefährlich gestalten dürfte. Die imposante Mariakirche am Hosteinberge, woher man halb Mähren überblicken kann, war von drei Seiten mit einer hohen Mauer und geräumigen offenen Korridoren zum Schutze gegen regnerische Witterung umgeben. In dem innern großen Raume, an die Mauer angelehnt, hat man im Vorjahre an zwei Seiten anstatt der Korridore weitläufige klosterähnliche Bauten aufgeführt und vorläufig mit drei Jesuiten besetzt, deren Amtsthätigkeit neben der geistlichen Bedienung der Tausende von Wallfahrern auch auf die Proselytenmacherei im Schoße der nahen evangelischen Gemeinde Rottalowitz sich erstrecken soll. Unten vor dem Eingange in die Kirche sind ganze Reihen ständiger Bauten errichtet, wo man alles zu kaufen bekommt, was wie immer einen Bezug auf katholische Andachten haben mag, als da sind Kreuze, Rosenkränze, Bilder, Photographien, Lieder und Gebete zu allen Heiligen, Kinderspielereien u. dergl., unter andern auch Wachsfiguren von Menschengliedern, Haustieren ꝛc., die man kauft und an Altären als gottgefälliges Opfer niederlegt, um in bezüglichen Krankheiten der Leute und Tiere eine unfehlbare Hilfe von der allmächtigen Mutter Gottes und den Heiligen sich zu erbitten. Die Figuren selbst oder das Wachsmaterial werden von den Geistlichen wiederum an die Erzeuger zurückverkauft. ... Bei der Kirche auf dem Bilde rechts sieht man einen Bau, es ist ein Wirtshaus, zur Gemeinde Rottalowitz als Nr. 145 gehörig.

Man merkt, daß die Existenz der armen, rund achthundert Seelen zählenden Kirchengemeinde Rottalowitz zu sehr bedroht erscheint. Die erdrückende Mehrheit der evangelischen Genossen sind arme Tagelöhner; in der Armut sind sie geboren worden, in der Not und Armut fristen sie ihr und ihrer häufig zahlreichen Familien Leben; von der katholischen Seite macht man ihnen Verheißungen, bietet ihnen Geld an, verspricht ihnen Eidame, reiche Bräute, Haus und Garten — bloß um den Preis der Glaubensabschwörung; man verhöhnt sie mitunter, daß sie Kirche, Schule, Pfarrer und Lehrer unterhalten und versorgen müssen, was ja bei den Katholischen nicht der Fall ist, kauft ihnen im Notgedränge Haus und Grundstück ab, und so entzieht man ihnen die nötigen Existenzmittel und Lebensbedingnisse. Man versucht auch und verführt ihre Söhne und Töchter, um sie dann mit Drohungen zur Ehe zu zwingen, wo sie natürlich ihrer evangelischen Rechte verlustig werden. Das geschieht nicht selten mit den verwahrlosten Individuen, die in den sämtlich katholischen Ortschaften wegen Armut in fremde Dienste treten müssen.

Die besserstehenden Häusler und Possecker, deren es indessen blutwenige giebt, nehmen sich zwar vieler der Kinder und Waisen an und beschäftigen sie in ihren Diensten, aber das reicht nicht aus; der Not und Armut giebt es viel. Ja selbst die Besserstehenden müssen im Schweiße des Angesichts sich ungemein viel abdarben, um ihren Verpflichtungen als evangelische Glaubensgenossen nachkommen zu können. Einen Seelsorger und Schullehrer zu versorgen, die Kirche, Schule und Pfarre imstande zu erhalten, ist überhaupt eine große Aufgabe für eine kleine, umso größer für eine kleine und arme, mit Schulden

(2400 Gulden) überbürdete Gemeinde. Ueberdies muß jetzt die Gemeinde gewärtig sein, das Oeffentlichkeitsrecht ihrer konfessionellen Schule zu verlieren, welches ihr vor mehreren Jahren mit der Bedingung verliehen wurde, daß sie sich sobald als thunlich zur Errichtung einer zweiten Schulklasse entschließen solle. Dieser bereits wiederholten Forderung kann aber die Gemeinde umso weniger gerecht werden, als sie sich ihrer Schulden nicht entledigen und folglich den Bau einer zweiten Schule nicht in Angriff nehmen kann.

Von jesuitischen Nachstellungen bedroht, von heuchlerischem Pharisäismus verfolgt, von falschen Nachbarn leiblich und moralisch gemißhandelt, von Armut nahe erdrückt, mit Schulden, die sie sich beim Bau eines Gotteshauses geholt, behaftet — erhebt die bedauernswürdige Gemeinde ihre Herzen zu Gott dem Vater, ihre Augen und Hände zu Ihnen, teure Herren Wohlthäter und Wohlthäterinnen, Sie wollen die Gnade haben, dieselbe noch ferner zu unterstützen und sie in ihrer Not mit Ihrer Mildthätigkeit zu erfreuen.

Es zeichnet mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung Ihr, teure Herren Brüder und Schwestern im Herrn Jesu Christo,

in seiner Krankheit und Altersgebrechlichkeit demütiger Diener

Daniel Sloboda, Pfarrer.

Rottalowitz, den 8. September 1887.

Das Ende der Thümmelschen Prozesse?

Am 16. April ist in Leipzig vor dem ersten Strafsenat des Reichsgerichts der seit einem Jahre anhängige dritte Strafprozeß gegen den Pfarrer Thümmel in Remscheid zu einem Ende gekommen.

Die Geschehnisse, welche diesem Prozeß und seinen beiden Vorgängern zu Grunde liegen — es sind drei Akte ein und derselben Geschichte —, sind zwar im vorigen Jahrgang d. Bl. (Nr. 30 und 35) dargelegt und besprochen worden, und wer die Angelegenheit samt der zahlreichen, durch sie veranlaßten Litteratur verfolgt hat, der wird der Sache müde sein. Wie vielen aber ist über all dem Hin- und Her-Reden und Schreiben die Uebersicht verloren gegangen! — und mit der Uebersicht die Einsicht in die prinzipielle Bedeutung dieser die Evangelischen im Nordwesten Deutschlands aufs höchste erregenden Prozesse! Schon in Nr. 14 d. Bl. (S. 140) sind die „Randglossen zu den Thümmel-Prozessen von einem altpreußischen Juristen“ (Halle, Strien. 30 Pf.) erwähnt und empfohlen worden. Ich weise noch einmal auf das beachtenswerte Schriftchen hin und erleichtere zugleich unsern Lesern die Uebersicht über die ganze Angelegenheit, indem ich hier einige Zitate daraus einfüge. Das Schriftchen schickt nämlich den juristischen Randglossen eine vorzüglich knappe Darstellung des Thatbestandes vorauf. Ich lasse sie mit einigen Auslassungen und geringen Zuthaten und Aenderungen — sie stehen in eckigen Klammern — hier folgen, verweise übrigens auf Nr. 30 und 35 des vorigen Jahrganges:

Erster Akt: [Am 7. Juni 1882 werden dem damals 26jährigen evangelischen Pfarrer Thümmel in Geldern in seiner Abwesenheit Maien vor sein Pfarrhaus gepflanzt zum Zweck der Ausschmückung der Straße für die Fronleichnamsprozession des folgenden Tages. Zurückgekehrt] erklärt der evangelische Pfarrer seinem evangelischen Küster, daß sein Haus nicht geschmückt werden dürfe, wenn [morgen] der „gebackene Gott“ [der Ausdruck stammt aus der ältern polemischen Litteratur] vorbeigetragen würde. Da Katholiken diese Aeußerung vernommen haben wollen, wurde der evangelische Pfarrer angeklagt, in Cleve verurteilt, jedoch nach Aufhebung dieses Urteils durch das Reichsgericht am 30. April 1883 in Düsseldorf freigesprochen. Folgt dreijährige Stille — nebenbei bemerkt ein Beweis, daß der betr. Pfarrer nicht „eitel“ oder ein „Raufbold“ ist.

Zweiter Akt: Ende 1885 nimmt derselbe evangelische Pfarrer (Thümmel) in Remscheid auf dem dortigen städtischen (von den Katholiken mißbräuchlich „katholisch“ genannten) Friedhofe die von dem römischen Pfarrer verweigerte Beerdigung eines römischen Katholiken vor. Hierüber erscheinen in der „Köln. Volkszeitung“ und den „Wupperthaler Volksblättern“ (beides sogenannte Kaplansblättchen) am 4. und 5. Januar 1886 gleichlautende Artikel, welche den evangelischen Pfarrer beleidigen, von ihm sagen, er sei derselbe, der sich in Geldern durch Verhöhnung des katholischen Glaubens „berühmt“ gemacht und deshalb „mit knapper Not dem Gefängnis entgangen.“ Diese Artikel werden in etwa fünfzig Exemplaren an Bürger, Gasthofbesitzer u. s. w. in der Gemeinde des Pfarrers versendet. Hierauf erfolgte in der „Remscheider Zeitung“ eine Entgegnung des evangelischen Pfarrers, welche teils eine thatsächliche Berichtigung, die Beerdigungsangelegenheit betreffend, enthielt, teils den oben erwähnten Ausdruck näher begründete und im wesentlichen die Anbetung der gebackenen Hostie als einen etwa der Anbetung eines hölzernen Gegenstandes gleichen „Götzendienst“ hinstellte. Dies war am 6. Januar. Die erste Vorladung erhielt der evangelische Pfarrer auf Ende April! Am 1. April war an die Stelle des bisherigen Ersten Staatsanwalts ein durchaus ultramontan gesinnter [H.] getreten, was zumal im Hinblick auf das übliche sofortige Einschreiten gegen Preßdelikte zu dem [thatsächlich irrigen] Glauben veranlassen konnte, dies sei der Grund der erst jetzt eintretenden Verfolgung. . . . Erst am 11. August 1886 wird dann von der aus drei Katholiken und zwei Protestanten bestehenden Ferienstrafkammer zu Elberfeld der evangelische Pfarrer zu drei Wochen Gefängnis verurteilt. Das Reichsgericht bestätigt am 22. November dieses Urteil . . . Der evangelische Pfarrer erhält die Verfügung von dem katholischen Staatsanwalt, während der Weihnachtsfesttage seine Strafe anzutreten! [Nach Vertagung des Termins beginnt die Haft am 20. Januar 1887, aber schon am 28. Januar wird der Gefangene auf Befehl des Justizministers entlassen.] Diese Entlassung ist, da ein Begnadigungsgesuch nicht eingereicht wurde, juristisch bisher nicht erklärt.

Dritter Akt: Der Verurteilte ergreift nun die Gelegenheit, sich öffentlich über das eben geschilderte zweite Stadium der gegen ihn gerichteten Verfolgungen auszusprechen. In einer Broschüre von 111 Seiten: „Rheinische Richter und römische Priester. Eine trostreiche Belehrung über die römische Messe“ stellt er zuerst seinen Prozeß dar, greift die Juristen im allgemeinen an und versucht den Nachweis, daß gegen ihn tendenziös verfahren sei. Der zweite Teil ist eine rein konfessionelle Streitschrift, welche in sehr kräftiger Weise insbesondre Messe und Marienkultus angreift und diese Angriffe eingehend begründet. [Auf Grund dieser Schrift] ist dann am 24. Mai 1887 auf Antrag der (im wesentlichen katholischen) Staatsanwaltschaft [gegen den Verfasser und den Verleger, Buchhändler Wiemann,] die Anklage beschlossen worden, und zwar a) wegen Beleidigung der Mitglieder der Ferienstrafkammer, b) wegen Beleidigung des Ersten Staatsanwalts H., c) wegen öffentlicher Beschimpfung der katholischen Kirche, ihrer Einrichtungen und Gebräuche. Vom 6. bis 15. Juni findet die Verhandlung vor der Strafkammer zu Elberfeld statt [— ein stenographischer Bericht erschien im Wiemannschen Verlag, vgl. Jahrgang 1, S. 288 —]: Thümmel wird zu neun Monaten, der Verleger zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Wegen eines Formfehlers wird dies Elberfelder Urteil vom Reichsgericht [am 13. Oktober v. J.] aufgehoben [vgl. Jahrg. 1, S. 430], und die Sache an das Landgericht Kassel verwiesen. . . . Die erneute Verhandlung fand in Kassel am 4. bis 6. Januar d. J. statt [vgl. d. Bl. Nr. 3, S. 24 und Nr. 9, S. 81 ff. Auch über diese Verhandlungen ist ein stenographischer Bericht im Wiemannschen Verlage erschienen; 317 S.; 2 M. Vgl. Nr. 8, S. 74]. Das Urteil vom 13. Januar 1888 lautete auf Schuldig, verhängte indes statt neun Monate: sechs Wochen und statt zwei Monate: zehn Tage Gefängnis.

Eine Revision dieses Kasseler Urteils war nicht nur von Seiten der Angeklagten beantragt, wie in Nr. 6, S. 56 berichtet wurde, sondern auch von Seiten der Staatsanwaltschaft. Hätte das Reichsgericht einem dieser Revisionsanträge Folge gebend wegen eines prozessualischen Formfehlers oder wegen eines bei der Urteilsfällung vorgekommenen Rechtsirrtums — nur um diese Fragen handelt es sich bei den Revisionsverhandlungen vor den Strafsenaten des Reichsgerichts — das Kasseler Urteil aufgehoben, so hätte das landgerichtliche Verfahren aufs neue aufgenommen werden müssen. Wäre der Revisionsantrag der Staatsanwaltschaft angenommen, so hätte eine Verschärfung des Urteils eintreten können, während bei Annahme des Revisionsantrags der Angeklagten nur eine Beseitigung oder eine abermalige Ermäßigung möglich gewesen wäre. Doch nicht diese für das persönliche Geschick der Angeklagten wichtigen Eventualitäten waren der Grund dafür, daß man mit Spannung den Revisionsverhandlungen entgegensah. Die prinzipielle Frage, die hinter all dem Persönlichen verborgen ist, war inzwischen nicht nur den Evangelischen im Rheinland, welche sie nie verkannt haben (vergl. Nr. 30, Nr. 35 und Nr. 45 des vorigen Jahrgangs dieses Blattes), sondern auch weitern Kreisen zum Bewußtsein gekommen (vergl. Nr. 9 dieses Jahres, S. 81 ff.). Professor Nippold in Jena hatte in zwei Heften die Broschüre erscheinen lassen: „Die Thümmel'schen Religionsprozesse vom kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Standpunkte beleuchtet,“ *) und hatte hier, ohne „irgend welchen Verteidigungsversuch für das Auftreten des Pfarrers Thümmel als solches liefern zu wollen,“ vom historischen Standpunkte aus die Blindheit der Evangelischen zu heilen versucht, die vor lauter „Toleranz“ nicht einmal die Gerechtigkeit üben, mit ihrem Urteil zurückzuhalten, bevor sie

*) Das zweite Heft: Die Kasseler Verhandlungen und die Zwischenfälle in Weitmar und Herne (Halle, Strien; 114 S.; 1 Mk.) ist kurz vor den Leipziger Verhandlungen erschienen. Unter Rückweis auf die Besprechung des ersten Heftes in Nr. 6, S. 55 empfehlen wir dasselbe jedem, der über die weitere Bedeutung dieser Prozesse, über die Haltung der ultramontanen Presse und über die durch Opportunitätsrücksichten und dergl. bedingte Stellung der nationalen Blätter gründliche Belehrung verlangt. Von den Zwischenfällen in Weitmar und Herne wird oben noch die Rede sein.

die Tragweite der Ereignisse im Verhältnis zu den römischen Ansprüchen und zu der jetzigen kirchenpolitischen Lage übersehen. Gleichzeitig hatten die schon erwähnten „Randglossen" in musterhafter Kürze und Klarheit die Bedeutung des Prozesses für die evangelische Kirche vom juristischen Standpunkte aus hervorgehoben. Und gerade an diese Randglossen knüpfte das Interesse an, das man den Revisionsverhandlungen entgegentrug. Denn während Nippold Verhältnisse aufdeckt, die keine reichsgerichtliche Entscheidung wegzuräumen vermöchte, Verhältnisse, die nur allmählich beseitigt werden können, wenn gesundes protestantisches Ehrgefühl in weitern Kreisen wieder erwacht, wiesen die Randglossen auf mehrere für die konfessionellen Verhältnisse wichtige juristische Fragen hin, in Bezug auf welche man eine Entscheidung durch das Reichsgericht für möglich halten, ja hoffen konnte. Die wichtigste dieser Fragen, eine Frage, die auch in den Erörterungen dieses Blattes sich immer mehr in den Vordergrund geschoben hatte, ist die nach der Interpretation und Tragweite des § 166 der Strafprozeßordnung (vergl. d. Bl. Jahrg. 1, S. 287, 335; 2, S. 74 f.). Der Paragraph lautet:

Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Ausdrücken Gott lästert, ein Aergernis giebt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andre mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebiets bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen und Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder an einem andern zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

In dem Elberfelder Urteil waren vierzehn Stellen der Thümmelschen Broschüre als Beschimpfungen der katholischen Kirche, bezw. ihrer Einrichtungen und Gebräuche bezeichnet. In Kassel waren nur vier derselben (nach Nr. 8, S. 75 irrig: drei) stehen geblieben, obwohl auch bei mehreren der andern ein objektiv beleidigender Charakter anerkannt wurde. Von diesen vier Stellen hängen zwei eng zusammen. Thümmel hatte in seiner Schrift eine Geschichte erzählt, die bei demselben Manne mehrmals sich wiederholt habe: ein Kaplan zecht mit seinen Bauerburschen, angetrunken bekommt er Händel und wird unter den Tisch gesteckt. Doch aus dieser erbärmlichen Situation heraus droht er den Burschen: „Wartet nur, wenn ich morgen den Herrgott wieder in der Hand habe, müßt ihr doch alle vor mir knieen." Das sei — so war dann in der konfiszirten Broschüre gesagt — eine echt katholische Geschichte, welche „den Vergleich zwischen der jeden sittlichen Gehalts entleerten römischen Messe und dem Hokuspokus eines indianischen Medizinmannes" so nahe lege. In Anknüpfung an dieselbe Geschichte war weiter gesagt, die Messe sei „ein bloßer Schreckspuk," wenn ein Trunkenbold damit noch eine Wirkung erziele. In diesen beiden Stellen hatte das Landgericht Kassel eine Beschimpfung der Messe gesehen. Eine dritte Beschimpfung im Sinne des § 166 hatte man darin gefunden, daß Pfarrer Thümmel in nicht einfach berichtender Weise den Ausdruck „gebackner Gott" abermals auf die Hostie angewendet hatte, eine vierte in der Bezeichnung der Maiandachten als „einer Wiederbelebung des heidnischen Venusdienstes."

Darüber, ob diese Stellen unter den § 166 fielen, waren nicht nur in Elberfeld und Kassel Anklage und Verteidigung verschiedner Meinung; auch die „Randglossen" (S. 14 ff.) bezeichneten, selbst für Thümmel sich aussprechend, es als eine offne Frage:

Ja was ist „Beschimpfung"? Beschimpfung ist nichts, Beschimpfung ist alles. Wirklich, der Begriff zeigt eine Proteusnatur. Als herrschende, ja vielleicht als unangefochtene Auslegung kann man die bezeichnen, welche das Reichsgericht in vielen Entscheidungen ausgesprochen und auch das Kasseler Gericht angenommen hat. Darnach ist, wie es auch die Motive des Gesetzes aussprechen, beim Beschimpfen eine besondre Rohheit des Ausdrucks vorausgesetzt, und jedenfalls eine sehr scharfe Kritik gestattet. Beschimpfung ist nach vorliegenden Entscheidungen mehr als Verspottung, mehr als Herabwürdigung, eine verletzendere Form als beleidigende Mißachtung, ja mehr wie „verdammen und als verwerflich verurteilen." Andrerseits sind die Gerichte darüber einig, daß es thatsächlicher Beurteilung unterliegt, ob die Grenze, an welcher der Ausdruck der Nichtachtung zur Beschimpfung werde, überschritten sei.

Der Verfasser der „Randglossen" äußerte dann seine Meinung dahin, daß in dem thatsächlich vorliegenden Fall eine Beschimpfung nicht stattgefunden habe, weil die fragliche Broschüre erstens von einem evangelischen Pfarrer und zweitens in Wahrnehmung berechtigter Interessen (der evangelischen Polemik) geschrieben sei. Man hoffte nun vom Reichsgericht eine grundsätzliche Aussprache über § 166. Allein wer in dieser Hoffnung nach Leipzig kam, ist enttäuscht zurückgekehrt. Die Verhandlungen boten wenig Interesse. Nach einem fast anderthalbstündigen Bericht des reichsgerichtlichen Referenten begründete Rechtsanwalt Dr. Sello in fesselnder Weise den Revisionsantrag der Angeklagten. Auch in seinem Plaidoyer kamen an diesem Ort naturgemäß eine Reihe formalprozessualistischer Kleinigkeiten vor; vornehmlich aber handelte es sich doch um § 166. Zwei der inkriminirten Stellen seien durch einen besondern Fall veranlaßt; der § 166 verbiete eine Beschimpfung der Institution: es sei jedoch ein Rechtsirrtum, eine zufällige konkrete Erscheinungsform derselben als durch den Paragraphen geschützt zu erachten, wie dies hier geschehen sei. Bezüglich der Maiandachten bestritt Dr. Sello auch hier, daß sie als ein „Gebrauch der katholischen Kirche" anzusehen seien. Endlich suchte er zu begründen, daß von dem Kasseler Gericht nicht genug gewürdigt sei, was die Angeklagten zu ihrer Verteidigung vorgebracht hätten: der Brauch der konfessionellen Polemik u. dgl. Darauf plaidirte der Reichsanwalt für Verwerfung beider Revisionsanträge, und nach kurzer Erwiederung des Verteidigers und ebenso kurzen Bemerkungen des Pfarrers Thümmel — sie bestanden vornehmlich aus einem Hinweis auf die materialistische (Nordau) und konfessionelle Kontroverslitteratur — wurde die Verhandlung drei Stunden nach Beginn geschlossen. Die Entscheidung erfolgte erst fast drei Stunden später: beide Revisionsanträge wurden verworfen. Zwar sei, so etwa führte nach meiner Erinnerung der Präsident aus, einem Geistlichen eine Verurteilung der andern Kirche, ihrer Einrichtungen und Gebräuche gestattet, „ja eine entschiedene, eine schroffe Verurteilung"; aber es müsse Maß gehalten werden. Jede „Beschimpfung" falle unter § 166. Die Berufung auf die Kontroverslitteratur ändere nichts, denn auch in der wissenschaftlichen Polemik lasse das Gesetz für „Beschimpfung" keinen Raum.

Damit ist das Kasseler Urteil — unverschärft und unermäßigt — rechtskräftig geworden. Und wenn nicht Pfarrer Thümmel nolens volens die Wohlthaten der königlichen Amnestie erfährt, wird er seine sechswöchentliche Gefängnisstrafe abbüßen müssen.

Ist damit wirklich die Sache zu Ende? Das heißt nicht gefragt, ob man bei diesem Urteil sich beruhigen könne. Auch die eifrigsten Verteidiger Thümmels müssen es, und wir halten es für Pflicht einzuräumen, daß wir — so entschuldbar uns Pfarrer Thümmel erscheint — dennoch wegen seiner zum Teil materiell unrichtigen Anklagen gegen die rheinischen Richter und wegen der Wiederholung des gerichtlich schon als beschimpfend bezeichneten Ausdrucks „gebackener Gott" das Kasseler Urteil und seine Bestätigung verstehen. Aber die persönlichen Fragen sind hier die nebensächlichen. In Bezug auf wichtigere Dinge gilt die Frage: Ist nun die Sache zu Ende?

Pfarrer Thümmel wies in Leipzig abermals hin auf die Stelle in Max Nordaus Konventionellen Lügen, an welche er in seiner Broschüre gedacht hat. Die Stelle lautet S. 65 f.:

Das Gemeinwesen verfolgt durch seine Gesetze und Gerichte alte Frauenzimmer, welche den Dienstmädchen Geld entlocken unter dem Vorwande, ihnen dafür das Herz ihres flatterhaften Liebhabers wieder zuzuwenden; aber dasselbe Gemeinwesen besoldet Männer und zollt ihnen öffentliche und private Achtung, welche denselben Dienstmädchen Geld entlocken unter dem nicht minder betrügerischen Vorwand, durch allerlei Hokuspokus ihre gestorbenen Verwandten aus dem Fegefeuer zu befreien. Die Sitte will, daß man Geistliche und hohe Würdenträger der Kirche, Bischöfe und Kardinäle mit Verehrung und Unterthänigkeit behandle, und dieser Sitte fügen sich Männer, welche dieselben Geistlichen für Betrüger und Einfaltspinsel halten, die sich in nichts wesentlichem von den Medizinmännern der Rothäute unterscheiden, jenen Medizinmännern, welche auch eine Liturgie befolgen, Zeremonien anstellen, Gebete sprechen, sich vor ihrem Stamme als Besitzer übernatürlicher Einflüsse ausgeben u. s. w. (vgl. oben Nr. 17, S. 160).

Ist das keine Beschimpfung der Seelmesse? Oder ist dem materialistischen Journalisten erlaubt, was der evangelische Pfarrer im Interesse volkstümlicher Verteidigung seiner Kirche sich nicht gestatten darf? Oder liegt der Unterschied nur darin, daß der evangelische Pfarrer einen staatsanwaltlichen Kläger findet, während man den Litteraten mit seinem semitischen Anhang laufen läßt?

Und weiter. Zu der Behauptung, daß die Maiandachten eine Wiederbelebung des heidnischen Venusdienstes seien, zitirte

Thümmel in seiner Broschüre Hases Polemik S. 315 ff. Hier heißt es:

Es bewährt sich der Spruch des Dichters:
Längst zwar trieb der Apostel den heiligen Dienst der Natur aus,
Doch es verehrt sie das Volk gläubig als Mutter des Gotts.

Während Frau Venus dem Mittelalter als eine schöne Teufelin gilt, tritt unbewußt Maria an ihre Stelle, wenn auch als Venus Urania, wie dies selbst in die Sprache übergegangen ist: ein Pflänzchen vor Alters zu Liebestränken gebraucht, hat nach einander die Namen geführt: capillus Veneris (Venushaar), Freyaskraut, Mariägras. Unsre Liebfrauenmilch von Worms wird nicht just dasselbe milde und feurige Getränk sein, das die Alten Milch der Aphrodite nannten, aber derselbe Gedanke ist es gewiß, der beide Weine, wir würden sagen getauft hat, hätte das nicht für den Wein eine unchristliche Nebenbedeutung.

Es würde undenkbar sein, in Hases Polemik eine Verletzung des § 166 zu finden. Aber sagt denn Thümmel so gar viel mehr als Hase? Das Volk würde Hase nicht verstehen. Ist es verboten, ihm derb und deutlich zu sagen, was den Gebildeten mit spitzen Worten verraten wird? Und wer meint, Hase rede doch nur von der Venus Urania, Thümmel scheine an niedre Formen des Venuskults zu denken, der lese nach, was Hase S. 315 ausführt; ich kann es aus Rücksichten hier nicht zitiren.*)

Müssen wir nicht gegenüber den ultramontanen Provokationen und Aufpassereien eine prinzipielle Erklärung des § 166 durchaus fordern? Die reichsgerichtliche Entscheidung hat dieselbe nicht gebracht. Was heißt „Maß halten"? wo ist die Grenze zwischen „schroffer Verurteilung" und Beschimpfung? Manche schroffe Verurteilung in geistreicher Form wird dem Volke unverständlich bleiben, und vieles, was dem Ohr der Gebildeten wie „Beschimpfung" klingt, ist dem einfachen Manne nicht mehr als eine „deutliche Rede." Die Germania selbst verhehlt sich dies in einem ganz ähnlichen Falle nicht. Sie brachte kürzlich (5. bis 7. April) unter der Ueberschrift „Das Crispische Attentat gegen die Kirche" vier Artikel gegen den Entwurf einer neuen Strafprozeßordnung, welchen das italienische Ministerium am 22. November vorigen Jahres den Kammern vorgelegt hat. Ihren besondern Zorn weckten die „auf die Knebelung des Klerus bezüglichen" §§ 173—176; mit ihnen falle „die Kirche, die ganze kirchliche Hierarchie und der Klerus in eine politische und moralische Sklaverei ohne Namen und ohne Gleichen in der Geschichte." Der § 173 aber lautet:

Der Religionsdiener, welcher in der Ausübung seiner Funktionen die Einrichtungen oder die Gesetze des Staates oder die Handlungen der Obrigkeit tadelt oder schmäht [oder beschimpft], wird mit Haft bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis 1000 Lire bestraft.

Ueber diesen Paragraphen nun sagt die Germania:

Das »Beschimpfen« von Einrichtungen und Gesetzen des Staates und von behördlichen Handlungen, soweit es in der Ausdrucksweise besteht, ist nun allerdings nicht erforderlich. Aber der Ausdruck »beschimpfen« ist nicht nur erfahrungsmäßig auch ein Kautschukausdruck, aus dem »findige« Staatsanwälte und Gerichte, zumal wenn sie, wie in Italien fast immer, selbst eine prononcirte Parteistellung haben, sehr viel machen können, u. s. w.

Ist es mit § 166 anders? Man vergleiche, was darüber in Kassel gesagt ist (Verhandlungen S. 170 f., 190, 242 f., 278 u. ö.) dazu Nippold 2, S. 12 f. — Und weiter. Sind selbst die Maiandachten geschützte Einrichtungen der katholischen Kirche — NB. die Kirche ist nicht die deutsche Kirche, sondern die ganze Kirche —, obwohl ihre allgemeine Verbreitung in der katholischen Kirche weder erwiesen ist, noch erwiesen werden kann; sind sie eine Einrichtung der Kirche, weil sie mit dem Mariendienst, welcher eine Einrichtung der katholischen Kirche ist, als eine der Erscheinungsformen desselben zusammenhängen — so etwa lautete die Begründung —, wie glücklich ist dann die katholische Kirche mit ihren vielen „Einrichtungen" gegenüber dem § 166 daran, im Unterschiede von uns Evangelischen, deren Lehre beschimpft werden kann, die wir angreifbare „Einrichtungen" aber nicht haben!

Ist die reichsgerichtliche Entscheidung „das Ende der Thümmelschen Prozesse"? In einer Hinsicht hoffen wir es nicht. Die durch diese Prozesse angeregte Frage des § 166 kann noch nicht als erledigt gelten."

In einer andern Hinsicht hoffen wir freilich, daß jetzt ein Ende der Thümmelschen Prozesse erreicht sei. — Es sind schon neue Prozesse in der Luft. Sowohl wegen der von Pfarrer Thümmel am 11. September 1887 in Weitmar gehaltenen Rede (vgl. Jahrg. 1, S. 419 f.) als auch wegen eines am 22. Januar 1888 im Herner Arbeiterverein gehaltenen Vortrages ist eine Anklage beantragt worden. Wir hoffen, daß keine der Anklagen angenommen werden wird. Wir hoffen es in Bezug auf die Weitmarer Rede, weil wir glauben (vgl. Jahrg. 1, S. 420 b), daß hier Pfarrer Thümmel durch die ultramontanen Späher zu einer Aeußerung provozirt ist, die — wenn sie auch vielleicht nicht strafbar sein mag — doch von uns nicht gebilligt werden kann (vgl. auch Nippold 2, S. 39). Wir hoffen es aber auch in Bezug auf die Herner Rede. Freilich aus einem andern Grunde. Im Interesse des Pfarrers Thümmel könnte man es zwar nur wünschen, daß die wegen der Herner Rede eingereichte, anscheinend gefahrlose, Anklageschrift, die jetzt noch der Veröffentlichung sich entzieht, einst in extenso bekannt wird. Man würde dann erkennen, durch welcherlei Machinationen Pfarrer Thümmel gereizt wird. Ich verweise auf Nippold 2, S. 43 ff.; hier nur soviel, daß Pfarrer Thümmel u. a. auch wegen Majestätsbeleidigung angeklagt ist! Unsre Leser werden in Bezug auf die Natur dieser Anklage nicht irre gehen, wenn sie einen Artikel der ultramontanen „Westfälischen Volkszeitung" überdenken, der mit dem Satze schließt: „Man wird daher zu überlegen haben, wie man ihn [Pfarrer Thümmel] am wirksamsten unschädlich macht." In Bezug auf die Herner Rede heißt es hier:

Die vom Kaiser selbst festgesetzte Hofetikette enthält nach seiner Meinung eine Beschimpfung der protestantischen Ehre, weil der Generalsuperintendent hinter dem katholischen Bischof rangirt. Auch über die Adresse der verächtlichen Bemerkung über den von Kaisern und Königen geschenkten Papstflitter kann ein Zweifel nicht gut aufkommen.

Aber wenn auch eine Anklage wegen der Herner Rede für Pfarrer Thümmel in vieler Hinsicht nützlich sein würde, wir hoffen doch, daß sie unterbleiben wird; denn das Ansehen der Staatsanwaltschaften würde durch sie — um vorsichtig zu reden — ganz gewiß nicht gehoben werden. In dieser Hinsicht also stehen wir hoffentlich am Ende der Thümmelschen Prozesse.

Freilich der berechtigte Kampf kann in den Rheinlanden auch jetzt nicht stille stehen. Die Notwendigkeit desselben zeigt die ultramontane Polemik, zeigt auch die Anklage wegen der Herner Rede. Wenn die schon erwähnte „Westfälische Volkszeitung" (1888, Nr. 25) sagt:

Seine jüngste Leistung in Herne muß den Remscheider Hetzprediger völlig fertig machen. Er mag ja, bis man ihn hinter Schloß und Riegel kalt stellt, noch in einigen Versammlungen des protestantischen Mob als zweiter Luther gefeiert werden. Er mag ja auch wohl noch einiges Unheil durch seine wüste Hetzarbeit anrichten; allein seine weitere Entwicklung dürfte, wie wir bereits in einer früheren Nummer ausführten, weit mehr den Psychiatriker als den Kriminalisten interessiren und die Schlußszene sich in einer wohlverriegelten Zelle mit gepolsterten Wänden abspielen (Nippold 2, S. 90 f.),

so ist die einzig mögliche Antwort auf solche Leistung ein ebenso standhaftes als vorsichtiges Aushalten auf dem Kampfesposten, auf den Pfarrer Thümmel nicht durch provokatorischen Fanatismus, sondern durch seine Schicksale gestellt worden ist. Doch eine Frage können wir zum Schluß nicht unterdrücken. Die „Randglossen" (S. 6, Anm.) berichten offenbar aus guter Quelle, es werde die zweite Auflage der Thümmelschen Broschüre, „sofern wider Erwarten die Beschlagnahme nicht aufgehoben werden sollte, gleich nach Fällung des Enderkenntnisses des Reichsgerichts" erscheinen. Die Beschlagnahme

*) Nur eine lateinische Anmerkung, die nach einer andern Seite hin als „beschimpfend" aufgefaßt werden könnte, führe ich an:
Im Psalterium S. Mariae minus [heißt es]:
Ave virgo, quae furorem — Conditoris in amorem
Tua forma (d. i. durch deine Schönheit) convertisti, — Votis iram extinxisti.
Ueber dem Portal der großen Chartreuse bei Pavia steht: Mariae Virgini, Matri, Filiae, Sponsae Dei. Wie Satan die Kehrseite des Erzengels ist, könnte man's vergleichen mit der ungerechten Grabschrift für die Tochter [Papst] Alexanders VI.:
Hoc jacet in tumulo Lucretia nomine, sed re
Thais; Alexandri filia, sponsa, nurus.
Soweit Hase. Die keusche Lucretia der römischen Sage kennt jeder; Thais ist bei Ovid der Name einer schönen athenienischen Dirne.

ist nicht aufgehoben. Was soll nun geschehen? Ist ein Neudruck der beschlagnahmten Schrift möglich? Müßten nicht außer den Stellen, um derentwillen jetzt die Verurteilung erfolgt ist, auch viele andre wegbleiben? Würden nicht die Stellen, die in der ersten Auflage als Ausflüsse einer berechtigten oder entschuldbaren Selbstverteidigung erschienen, jetzt in ganz andre Beleuchtung rücken? und würden nicht alle die Ausdrücke, welche das Kasseler Gericht als objektiv beschimpfend anerkannte, obgleich es annahm, daß Pfarrer Thümmel sie nicht als „Beschimpfungen" niedergeschrieben habe, jetzt auch subjektiv als Beschimpfungen bezeichnet werden? Der Kasseler Staatsanwalt hat freilich auch manche Aussagen unsrer Bekenntnisschriften für objektiv beschimpfend im Sinne des § 166 erklärt (vgl. die Verhandlungen S. 193, Nippold 2, S. 13 und Nr. 9 d. Bl., S. 82); es wäre daher wohl begreiflich, wenn Pfarrer Thümmel durch einen Neudruck eine Klarstellung des Verhältnisses dieser „objektiven Beschimpfungen" zu § 166 erzwingen wollte. Aber würde dieser Versuch nicht gefährlicher sein als aussichtsvoll? „Allzu scharf macht schartig."

Jedenfalls sind wir der guten Hoffnung, daß Pfarrer Thümmel alles thun wird, um „das Ende der Thümmelschen Prozesse" nicht seinerseits noch hinauszuschieben. L

Aus Italien

(Fastenprediger) Auch in diesem Jahre ist die Zahl der oft von weither berufenen Fastenprediger, welche sich tagtäglich hören lassen, eine große gewesen. Wie das „Publikum" dieselben betrachtet, erhellt aus dem Verzeichnis der genannten, wie wir dasselbe soeben in einer Zeitung Neapels lasen. — Voran steht jedesmal der Name der Kirche und dann der Name des Predigers. Das, worauf es ankommt, sind die Bemerkungen, welche letztern charakterisiren und nur zu sehr an das Theater erinnern. Es heißt z. B. „Ausgezeichneter Redner" — „Neu für Neapel" — „Mächtige Stimme, politisirt gern" — „Hat in B. schon großen Beifall geerntet" — „Hat ein großes Gefolge von Beghinen (Betschwestern)" — „Was er sagt, ist nicht immer geeignet für die Ohren junger Damen" — „Apostolischer Missionar. Anerkannter Redner." So geht es weiter. T

(Don Bosco) ist der Name eines trefflichen katholischen Priesters, der am 3. Februar d. J. in Turin starb, wo ihm die Bevölkerung ein glänzendes Begräbnis bereitete. Er war bekannt als Gründer zahlreicher Wohlthätigkeitsanstalten, bei denen er es auf die Erziehung armer und verwahrloster Kinder abgesehen hatte, und gründete zu dem Zwecke die unter dem Schutze des St. Franz von Sales stehende Kongregation der Salesianer. Was solche Werke der „innern Mission" betrifft, so sieht es in Italien traurig aus. Entsetzlich groß ist die Zahl ganz und halb verwahrloster Kinder, und erst kürzlich hat der Ministerpräsident Crispi 10 000 Lire für arme verwahrloste Kinder in Rom bestimmt, um sie dem geistig-leiblichen Elend zu entreißen. Ein Tropfen auf einen heißen Stein. Nördlich der Alpen hat keiner eine Ahnung davon, welches Elend z. B. im südlichen Italien in tausenden und abertausenden von Familien herrscht, die oft genug Kinder an solche umherreisende Agenten für Geld abgeben, welche diese armen kleinen Wesen nach Paris, Newyork, Alexandrien u. s. w. bringen. Jenes Quartier in Newyork, welches Five Points heißt, könnte jammervolle Dinge von dem Lose solcher Kinder erzählen. T

(Die Kirchenzehnten) sollen nach einem neuen italienischen Gesetze abgelöst werden, eine Maßregel, die auch in deutschen Landen und in protestantischen Distrikten bekannt ist. Nun sagte der Apostel, daß wir unterthan sein sollen aller menschlichen Ordnung, und das ist selbstverständlich auch den katholischen Geistlichen gesagt, welche seither den Zehnten genossen, sie müssen sich also in ihre Lage schicken und wissen, daß ein Gesetz eben Gesetz ist. Der Vatikan ist andrer Ansicht und hat Ende vorigen Jahres erklärt, daß genanntes Staatsgesetz für ihn gar nicht existire, er behauptet, die Zehntenabgabe sei ein göttliches Recht, folglich seien die Kontribuenten verpflichtet, die Zehnten in natura nach wie vor zu entrichten. Gesetzt den Fall, ein Grundbesitzer läßt trotzdem die Ablösung, d. h. die Verwandlung in Rente, geschehen, so wird er von seinem Bischof als gottlos erfunden und in Kirchenstrafe genommen. Jeder ist gottlos, der dem Vorteil der „Kirche" zu nahe tritt, so sagt und denkt man im Vatikan. Wer mit Gott sein will (so las man kürzlich), der muß mit dem Papste sein. T

(Das Grab Pius IX.) befindet sich außerhalb der Mauern Roms in der uralten Kirche S. Lorenzo. Dort zeigte es noch vor Jahren den Charakter der größten Einfachheit: ein Marmor-Sarkophag in einer Nische und letztere nach Weise der Katakomben mit Wandbildern geschmückt — das war alles. Neuerdings ändert sich die Sache sehr, seitdem überall in der katholischen Kirche gesammelt worden ist, um dies Grab prächtig zu schmücken, eine Arbeit, welche bald vollendet sein wird. Ursprünglich hatte Pius IX. die prächtige Kirche Sta. Maria Maggiore in Rom als seine Grabeskirche bestimmt; als er aber zum „Gefangenen des Vatikan" wurde, verfügte er anders, denn er wollte in dem „undankbaren" Rom nicht begraben sein. Leo XIII. hat bis jetzt, soviel man weiß, über seine letzte Ruhestätte noch nichts bestimmt. T

(Die Türken und der Papst) Die Freundschaft zwischen beiden ist nicht ganz neuen Datums; sie wird aber immer inniger. Papst Innocenz VIII., welcher 1492 starb, machte durch die Türken ein gutes Geschäft, indem er nämlich dem Sultan als eine Art Kerkermeister diente. Das ging also zu: Der Bruder des Sultans, von letzterm besiegt, wurde unter Aufsicht des Papstes gethan und von demselben in Rom bewacht, wofür der Papst jährlich 40 000 Dukaten erhielt. Auch sandte ihm der Sultan die heilige Lanze, welche bis heute als eine der vier großen Reliquien im St. Peter verwahrt wird. Der jetzige Papst Leo XIII. verkehrt mit den Türken freundlicher als mit den Protestanten, letztere wurden von ihm jüngst als eine „blutige Beleidigung" bezeichnet: er dachte dabei an die vielen protestantischen Kirchen in Rom. Leo XIII. hat einigen Ministern des Sultans Orden geschenkt; der Sultan hat dem Papste einen Ring verehrt, und dieser hat das Prachtstück am Tage seines Jubiläums getragen. Die Freundschaft zwischen den Türken einerseits und dem Papste anderseits hat sich jüngst weiter entwickelt. Der katholische Patriarch von Damaskus schrieb nämlich an den Papst und teilte ihm die erfreuliche Nachricht mit, daß die Türken ihn (den Papst) als das „Haupt der Apostel" betrachten, oder, um türkisch zu reden, als den „Kalifen" der Apostel. Dies ist dem Papste natürlich eine erfreuliche Nachricht, und wohl eben aus diesem Grunde sind ihm die Türken lieber als die Protestanten. Die Gelehrten der letztern wollen nämlich von dem Primat des Petrus und seines angeblichen Nachfolgers nichts wissen und beweisen, daß das sogenannte Papsttum des Petrus in Rom eine lustige Sage ist und denselben historischen Wert hat, als die Sage von Romulus und der Wölfin. Natürlich wissen die Türken es besser als die protestantischen Gelehrten, zu denen sich übrigens auch die Besten unter den katholischen Gelehrten gesellen. Kürzlich hat auch der Sultan von Marokko ähnliche Gedanken ausgesprochen, wie die Türken in Damaskus, und eine Gesandtschaft geschickt, welche dem Kalifen der Apostel gratuliren soll. Wir sehen also, daß die Freundschaft wirklich eine innige ist. T

(Eine neue Kirche in Rom) Seither gab es in Rom fünf katholische Nationalkirchen, nämlich für Franzosen, Portugiesen, Spanier, Engländer, Oesterreicher. Jetzt soll eine solche für Irländer hinzutreten, nämlich eine Kirche des St. Patricius, des Schutzheiligen von Irland. Als kürzlich eine irländische Pilgerschar beim Papste war, wurde die Erbauung dieser Kirche gelobt, eine bedeutende Summe ist schon zusammengebracht, auch der Papst gehört zu den Subskribenten. Wenn wir die Gelehrten des Vatikan fragen, wer denn eigentlich Patricius war, wann er lebte, was er gethan, so werden sie uns dies aufs genaueste sagen und werden wir seltsame Dinge zu hören bekommen, wie die Heiligenlegende sie erzählt. Wir werden staunen über die Wunder dieses Heiligen und es kaum begreifen können, daß derselbe zweimal 30 Jahre in Irland als Missionar wirkte, 33 Tote erweckte, 3000 Presbyter ordinirte, 12 000 Personen taufte, 365 Kirchen baute, 365 Schulbücher verfaßte, 365 Bischöfe weihte. Wir werden staunen, wenn wir vernehmen, daß er schon als Knabe große Mirakel wirkte, Eis in Feuer verwandelte, Feuerfunken aus dem Wasser lockte und fünf geschlachtete Kühe wieder lebendig machte. Für diese Legenden ist nun freilich Rom nicht verantwortlich; sie entstammen der in dieser Hinsicht unglaublich fruchtbaren Phantasie der Irländer. Aber es ist doch beachtenswert: nicht den heroischen Gestalten der Geschichte — und zu ihnen gehört Patricius, der im 5. Jahrhundert der Missionar Irlands wurde — baut Rom die Heiligenkirchen, sondern den Gebilden der Legende, die als solche nie existirt haben. T

(Ein Polizeimeister) Zur Zeit des Kirchenstaats befanden sich die hohen Staats- und Stadtämter in den Händen von Kardinälen und Prälaten, also auch die des Polizeimeisters (Delegato). In den vierziger Jahren wurde der junge Graf G. Pecci, Mitglied der päpstlichen Hausprälatur, zum außerordentlichen Delegato ernannt, und in dieser Eigenschaft nach Benevent geschickt, wo schlimme Dinge zu beseitigen waren. Der Kirchenstaat hatte sich selten einer glänzenden Verwaltung zu erfreuen, und vor allen Dingen zeigte sich oft das uralte Uebel des Brigantentums. So war es damals im Gebiete von Benevent. Die öffentliche Sicherheit war dort abhanden gekommen; Briganten-banden herrschten und terrorisirten die ganze Gegend, sodaß die reichen Grundbesitzer gezwungen waren, ihre Person und ihr Eigentum durch Söldlinge zu schützen. Hierher kam der genannte Delegato und schien sich den Papst Sixtus V. als Vorbild zu nehmen. Dieser verfuhr gegen die Briganten seiner Zeit ohne Gnade und kannte nur eine Strafe für dieselben, den Galgen. In Benevent gelang es dem Grafen G. Pecci, einen der berüchtigtsten Briganten, namens Colletta, sowie einige Genossen desselben gefangen zu nehmen, welche alle zahlreiche Mordthaten auf dem Gewissen hatten. Der Prozeß war kurz: die Verbrecher wurden erschossen. Dieser Delegato wurde später Nuntius in Belgien, war dann ein Menschenalter hindurch Bischof zu Perugia und heißt jetzt Leo XIII. T

Verschiedenes

(Eine „Lexkirche in Berlin" eine Schmach für die Evangelischen der Reichshauptstadt) Die „Germania" vom 12. April trägt einen Aufruf des Paderborner Bonifazius-Blattes weiter, welcher die aka-

demischen Bonifazius-Vereine auffordert, in Berlin eine neue katholische Kirche zu bauen, der man „zum Andenken an den seinem Ende zuneigenden und hoffentlich bald ganz zu Grabe getragenen Kulturkampf den Namen »Leokirche in Berlin« geben könnte.“ — Ja freilich bedarf Berlin neuer Kirchen. Aber ist eine neue katholische Kirche notwendig? Man höre, wie das „Bonifazius-Blatt“ diese Notwendigkeit begründet: „Zwischen 100 000 bis 120 000 Katholiken sollen in der Millionenstadt sich befinden. Für diese große Anzahl mangelts an Pfarreien und Kirchen. Dieses wird allgemein anerkannt (!). Wenn auch sämtliche katholische Kirchen und Kapellen an allen sonn- und festtäglichen Gottesdiensten gefüllt sind [»wären« würde besseres Deutsch gewesen sein, doch ist das »sind« vielleicht absichtlich gesagt], so würde die Zahl derer, welche dem hl. Meßopfer hätten beiwohnen können, doch nur etwa 30 000 bis 36 000 betragen.“ Nach dieser katholischen Berechnung fassen die katholischen Kirchen Berlins, wenn man einen Wechsel des Publikums in den verschiednen Gottesdiensten voraussetzt, fast ein volles Drittel aller dortigen Katholiken, Kinder, Greise, Kranke eingeschlossen; — und dennoch ist eine neue Kirche ein Bedürfnis! Wir Evangelischen müssen uns schämen gegenüber solchem Aufruf. Nicht daß eine neue katholische Kirche mehr in Berlin an sich für uns eine Schmach wäre. Rom mag Kirchen bauen, so viel es will — wir wollen die Frömmigkeit ehren, die in dem Eifer sich zeigt —; wenn unsre evangelische Predigt Raum — „behält“ kann man leider nicht sagen, also: Raum gewinnt, so soll uns die „Leokirche“ nicht stören. Aber wie weit sind wir noch von einer Erfüllung dieser Bedingung entfernt! Die Katholiken fordern eine neue Kirche, weil die vorhandenen nur $^1/_3$ aller Katholiken fassen — wir kommen mit allen Plänen und Aufrufen und Vorsätzen nicht weiter, obwohl die evangelischen Kirchen nur $^1/_{25}$ aller Evangelischen Berlins in sich bergen könnten, mithin, wenn wir auch hier einen Wechsel des Publikums bei den zwei durchschnittlich stattfindenden Gottesdiensten annehmen, nur für $^2/_{25}$ aller Gemeindemitglieder (anstatt $^8/_{25}$ dort) die Möglichkeit eines Kirchenbesuchs bieten (vgl. Nr. 6 d. Bl. S. 52 und die Fortsetzungen in den Nummern 7 und 8)! Weitere Bemerkungen darüber sind unnötig, auch von dem Verhältnis zwischen der „zum Andenken an den zu Grabe getragenen Kulturkampf“ geplanten Leokirche und dem zu Grabe geläuteten Plan eines Kaiserdoms zum Andenken an den ersten protestantischen Kaiser wollen wir nicht reden, — eins ist sicher: hier können wir von Rom lernen. Dort macht Einigkeit stark. L

(Vom Evangelischen Bunde) Die Versammlung der Vertrauensmänner des evangelischen Bundes in Württemberg am 5. April war sehr zahlreich besucht, mehr als zwei Drittel der 49 Diözesanbezirke des Landes waren durch Abgeordnete vertreten, von den andern gingen schriftliche Mitteilungen ein und nur aus 2 (Crailsheim und Tuttlingen) fehlten solche. Das Ergebnis der Zusammenstellung der eingegangenen Mitgliederlisten hatte eine Gesamtzahl von über 3500 ergeben, darunter Abonnenten der kirchlichen Korrespondenz gegen 800. Am stärksten ist die Mitgliederzahl in den Diözesen Ochringen und Ulm (über 400), Aalen und Reutlingen (weit über 200), Brackenheim (neben ganzen Gemeinden über 150). Dieselbe Zahl ist in Urach, sodann Neuenbürg und Göppingen (je über 100); Stuttgart Stadt hat bis jetzt nur etwa 140 Mitglieder, eine verhältnismäßig kleine Zahl. — Der Versammlung selbst war am Vormittag eine gut besuchte Sitzung der Vorstandschaft vorausgegangen, in welcher über die nächsten Aufgaben des Bundes in eingehender Weise beraten wurde. Als solche wurde die Herausgabe von regelmäßigen Mitteilungen des Bundes und die Frage der gemischten Ehen bezeichnet. Die Versammlung der Vertrauensmänner gab den hierauf bezüglichen Anträgen einmütig ihre Zustimmung. Die in durchaus würdiger und versöhnlicher Weise verlaufenden Verhandlungen wurden mit dem Gesange des Liedes: „Eine feste Burg“ geschlossen.

(Ein neuer Kirchenbauplan) Pfarrer O. Aurbach in Freienbessingen, Kreis Langensalza, trat, nachdem die erste ordentliche Generalsynode der preußischen Landeskirche getagt, mit einem Buche: Die evangelische Kirche im neuen deutschen Reiche hervor, welches jetzt in zweiter, billiger Ausgabe vorliegt. Neuerdings — 1888 — hat er demselben einen „Weckruf an das evangelische Preußen und Deutschland“ folgen lassen: „Die evangelische Kirche am Wendepunkt ihres äußern Geschickes“ (beides [jetzt]: Prenzlau, Theophil Biller; 2 M. und 0,60 M.).

Der Weckruf trägt den Johannes-Simnspruch: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Beiden Schriften stehen wir in gleicher Weise gegenüber: sehr vieles darin ist ganz unsre Meinung; aber allem und vollends den Schlußfolgerungen zuzustimmen und sie für richtig zu halten vermögen wir nicht. Es ist ohne Frage wohl gethan, zwischen reiner Lehre im Sinne Luthers und reiner Lehre im Sinne einer spätern dogmatisirenden Zeit zu unterscheiden und nur jener ein kirchenbauendes Recht zuzugestehen. Es ist uns ganz aus dem Herzen gesprochen, wenn wir lesen: „Möge man endlich aufhören, das heiligste Vermächtnis des Herrn an seine Kirche, in dem sich gerade die Einheit Christi mit seinen Gläubigen am vollkommensten darstellt, zum Zankapfel der Christen zu machen; möge nach dem Worte eines verehrten Theologen das heilige Abendmahl aus einem Sakrament der Zwietracht endlich zu einem Sakrament der Eintracht werden.“ Es hat völlig unsre Sympathie, wenn der Herr Verfasser urteilt: der geistige Hintergrund — dessen ein Staat bedarf — sei für unsern Staat der deutsch-evangelische. Das deutsche Reich wird auf dem Grund einer starken deutsch-evangelischen Kirche bestehen, oder es wird nicht bestehen. Wir sind ebenfalls einverstanden, wenn es weiter lautet: Die unterste Stufe und die Grundlage der evangelischen Kirche ist die Gemeinde. Aber wenn wir nun aufgerufen werden, einmütig vor den König zu treten und das Kirchenregiment von ihm zurückzuerbitten, ohne „Bedenken, Zaghaftigkeit und Schüchternheit,“ dann — gehen wir nicht mit, weder mit dem Verfasser noch vor den König. Wenn jener uns sagt: Bischöfe gehören zum Wesen der Kirche und die Bischöfe acht preußischer Provinzen sollen zu einem Ober- und Herrenhause zusammentreten und aus sich auf Lebenszeit einen Erzbischof oder Patriarchen wählen, so erregt uns das trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die dafür empfohlen werden, allerdings große Bedenken, auch das Bedenken, ob dies Erzepiskopalsystem sich auf die Dauer mit jener evangelischen Grundlage wohl vertragen wird. Wenn endlich jenem Patriarchen noch ein vom Könige als evangelischem Landesherrn erwählter Erzbischof koordinirt zur Seite treten soll, so scheint es mit jenem völligen Niederlegen des Kirchenregiments auch übel bestellt und dem Verfasser selbst nicht ernst zu sein, oder vielmehr sein großer Kirchenbauplan ist schließlich doch nicht klar genug gedacht. Und so sind — neben viel Wahrem und Gutem — noch mehr und mancherlei Dinge, zu denen wir Fragezeichen machen, die aber weiter auszuführen hier desto weniger Not ist, als eine gewandte und treffliche Feder in diesen Blättern die meisten ähnlichen Bauprojekte schon genugsam gewürdigt hat (Nr. 9—17 d. v. J.). H

(D. Karl Semisch †) Am 20. April ist in Berlin im Alter von 77 Jahren der ordentliche Professor der Theologie und Konsistorialrat D. Semisch gestorben. Seit mehr als dreißig Jahren hat er die Kirchengeschichte an der Berliner Hochschule vertreten, erst in letzter Zeit durch Krankheit in rüstiger Thätigkeit behindert. L

(Berichtigung) Daß in der vorigen Nummer d. Bl. S. 158a (Zeile 10 von unten) nicht „Minna,“ sondern „Minne“ zu lesen war, wird keinem Leser verborgen geblieben sein. Doch soll die Berichtigung nicht unterlassen werden, weil der Artikel, in dem dieser Druckfehler sich findet, nichts weniger bezweckte, als die Leser zum Lachen zu nötigen. L

Zur Beachtung

Bis zum 10. Mai wolle man alle Sendungen für die Redaktion adressiren an

Professor Dr. **Loofs**, Halle a. S., Händelstraße 28.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Das von dem Herausgeber der „Christlichen Welt“ verfaßte, im Verlage von Herrmann Oeser in Neusalza erschienene Volksbuch

Doktor Martin Luthers Leben, Thaten und Meinungen

auf Grund reichlicher Mitteilungen

aus

seinen Briefen und Schriften

(3 Bde, zus. 2288 S., 1884—87)

ist in einer Separat-Ausgabe in meinen Vertrieb übergegangen.

Ich lasse das Werk zur Zeit im ganzen evangelischen Deutschland in Heftform (24 Hefte à 50 Pf.) kolportiren, verkaufe es aber auch auf buchhändlerischem Wege oder durch direkte Franko-Zusendung in 3 Bände geb. zu M. 13,50, auf besserem Papier gedruckt zu M. 18,—. Den Reinertrag dieser 50 Pfennigheft-Ausgabe, der nach Deckung der Geschäftsspesen erübrigt, giebt der Verleger unter Rechnungsablage zum Besten der Innern Mission, und erfolgt die Verteilung an die betreffenden Provinzen je nach dem Absatz des Werkes. Bis jetzt sind bereits 1200 Mark abgeliefert worden.

Für Volksbibliotheken, für den Familienkreis, für die Herren Lehrer und Geistlichen halte ich das Werk bestens empfohlen.

Ich kann mich dabei auf die vielseitigste, öffentliche Anerkennung des Buches berufen — genannt seien nur die Anzeigen in Luthardts Theologischem Litteraturblatt und in der Theologischen Litteraturzeitung — und habe außerdem die warmen Empfehlungen der Herren Generalsuperintendent D. Baur in Koblenz, Hof- und Garnisonprediger D. Frommel in Berlin, Prälat D. v. Gerok in Stuttgart, Konsistorialrat D. von Hase in Königsberg i. Pr., Konsistorialrat D. Krummacher hier und zahlreicher andrer hervorragender Vertreter des praktischen Amts, sowie die der Herren Professoren Dr. Baumgarten in Straßburg, D. Harnack in Marburg, D. Kawerau in Kiel, Dr. Loofs in Halle a. S. und D. Müller in Gießen.

Stettin, den 26. März 1888.

A. Stattelmann.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 19 **Leipzig, den 6. Mai** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Von der christlichen Hoffnung: 5. Ihre Einwirkung auf unsre gesamte Weltanschauung — Luthers Einfluß auf seine katholischen Zeitgenossen. 2 — Wie predigt uns Luther von der Himmelfahrt Christi? 1 — Unsre Stellung zu den sozialen Parteien: 1. Katholische Sozialpolitik und innere Mission — Ein altes Symbol unter dem Kruzifix — Römisches: Die evangelische Predigt in Spanien und die „Germania" — Bücher und Schriften: Stöckers Evangelienpredigten; Kaiserbücher; Eine Streitschrift gegen unsre moderne Litteratur — Anzeigen

Von der christlichen Hoffnung

5. Ihre Einwirkung auf unsre gesamte Weltanschauung

(So die Toten nicht auferstehen:) „Lasset uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot!" Lasset euch nicht verführen! Böse Geschwätze verderben gute Sitten. Werdet doch einmal recht nüchtern, und sündiget nicht! 1. Kor. 15, 32—34. —

Als dritte Frucht der christlichen Hoffnung neben der Thatkraft und der Leidensgeduld erscheint hier die Nüchternheit. Wir werden in dieser Beziehung nicht auf das vorbildliche Exempel der Apostel verwiesen; vielmehr treten uns warnende Beispiele entgegen in den Hoffnungsschwachen, denen der Apostel zuruft: Werdet doch recht nüchtern! — und in den Hoffnungsleeren, die den Wahlspruch führen: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!

Werdet recht nüchtern! — So spricht der Apostel zu den Korinthern, welche an der Christenhoffnung in einem Stück, der Auferstehung des Leibes, irre geworden waren. Damit drückt er deutlich die Ueberzeugung aus, daß es ohne die christliche Hoffnung auf den herrlichen Ausgang der göttlichen Heilswege keine wahrhaft nüchterne Welt- und Lebensanschauung giebt. Dem widerspricht natürlich der Weltsinn; er wird nicht müde zu behaupten, die aus der christlichen Hoffnung fließende Betrachtung der Dinge sei durch und durch schwärmerisch. Die heilige Schrift aber sagt uns genau das Gegenteil. Schwärmer und vom Irrwahn Berauschte sind nach Gottes Wort nicht diejenigen, die auf das Unsichtbare sehen und auf das Zukünftige hoffen, sondern die sind es, die an das Sichtbare sich hängen und an das Gegenwärtige sich hingeben. Denn das Sichtbare ist zeitlich und das Gegenwärtige bleibet nicht; die Welt vergeht mit ihrer Lust, und alle ihre Herrlichkeit welkt dahin wie des Grases Blume. Die Nüchternen sind nach Gottes Wort die, deren Streben, Sehnen und Warten sich ausstreckt nach dem, was droben ist und was ewig währt; es sind die, welche der Hoffnung auf die zukünftige Verklärung und Vollendung leben. Die das thun, die sehen mit nüchternem Blick das Sichtbare an als das, was es ist, als das Vergängliche; sie gebrauchen auch mit nüchternem Sinn der Welt, hüten sich aber, daß sie dieselbe nicht mißbrauchen, und befleißigen sich, durch rechten Gebrauch der weltlichen Dinge sich als Gottes Diener und Werkleute zu erzeigen.

Wo man der christlichen Hoffnung bar ist, da herrscht die Losung: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot! Sie herrscht nicht etwa bloß bei den gemeinen Bauchdienern und den rohen Lüstlingen und Wüstlingen, sondern auch bei denen, die ihr Genüge suchen und haben im Genuß der edelsten Freuden, Güter und Ehren, welche diese sichtbare, vergängliche Welt zu bieten hat. Nur die Christenhoffnung macht frei von der Bezauberung durch das, was in der Welt ist. Die Furcht vor der jenseitigen Vergeltung thut es nicht; sie führt höchstens dahin, daß man „auswendig die Becher und Schüsseln rein hält" (Matth. 23, 25—28): aber was hilft es, wenn die Weltliebe und das Hangen am Vergänglichen nur ins Innere hineingeschreckt wird! Die lebendige Hoffnung macht den Geist wahrhaft frei und das Herz wahrhaft nüchtern, und diese in der Hoffnung wurzelnde Geistesfreiheit und Herzensnüchternheit ist ebenso fern von scheuer Weltflucht wie von blinder Weltliebe; denn je mehr wir im Lichte der Hoffnung wandeln, umso mehr wird uns die Welt, in der wir leben, unser von Gott uns angewiesenes Arbeitsfeld und unser Leben in der Welt eine Saatzeit für die Ewigkeit. H K

Luthers Einfluß auf seine katholischen Zeitgenossen

2

Im Jahre 1537 erschien zu Mainz ein katholischer Katechismus, welcher einen der eifrigsten litterarischen Gegner Luthers, den Dominikaner Dr. Johann Dietenberger, zum Verfasser hatte. Daß dieser bei aller Feindschaft gegen Luther doch kein Bedenken trug, gelegentlich litterarisch eine Anleihe bei seinem Gegner zu machen, das hatte er schon bei Gelegenheit seiner Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache bewiesen (Mainz 1534), bei welcher anerkannt ist, daß Luthers Vorarbeit eine starke Benutzung gefunden. Aber eine fast unglaubliche Naivität ist es doch, mit der er hier in seinem Katechismus auf den Gegner zugleich schilt und sich mit seinen Federn schmückt.

Nach einer sonst schon bestehenden Praxis fügt er der Erklärung der einzelnen Gebote ein Verzeichnis derjenigen Sünden bei, die durch das betreffende Gebot verboten seien. Gerade ebenso hatte Luther einst im Jahre 1518 eine kurze Erklärung der zehn Gebote ausgehen lassen, in welcher auch er bei jedem Gebote die mannichfaltigen Uebertretungen zusammengestellt hatte. Vergleichen wir nun einmal. Luther schreibt zum ersten Gebot:

Wer in seiner Widerwärtigkeit Zauberei, schwarze Kunst, Teufelsbundsgenossen sucht. Wer Briefe, Zeichen, Kräuter, Wörter, Segen u. desgl. gebraucht. Wer Wünschruten, Schatzbeschwörung, Krystallesehen, Mantelfahren, Milchstehlen übt. (Weimarer Ausgabe Bd. 1, S. 252.)

Bei Dietenberger (Moufang S. 39) lesen wir:

Wer ... in seiner Krankheit oder Widerwärtigkeit außerhalb Gott Hilfe sucht, als mit Zauberei, Schwarzkunst, Wahrsagerei und andrer Teufelshilfe. ... Wer Briefe, Zeichen, Aber-

laß, Kräuter, Wörter, Segen u. desgl. in falschem Glauben gebraucht. Wer Wünschruten, Schatzbeschwörung, Krystallsehen, Mantelfahren, Milchstehlen, Diebe verraten u. desgl. übet.

Diese eine Probe zeigt ja bereits aufs Klarste das Verfahren des katholischen Bearbeiters, der Luthers Schrift zur Hand genommen, hie und da einige kleine Zusätze gemacht, auch einmal einen einzelnen Ausdruck geändert, im übrigen aber sich treu in den Spuren seiner Vorlage gehalten hat. Dasselbe Verfahren Dietenbergers könnten wir noch weiter an den „Uebertretungen des ersten Gebots" nachweisen; es kehrt ebenso wieder: S. 53 bei den Uebertretungen des sechsten, S. 54 bei denen des siebenten und S. 57 bei denen des achten Gebots. An letztgenannter Stelle allerdings nicht mehr so offenkundig; beim sechsten und siebenten Gebote aber so, daß längere Abschnitte wörtlich aus Luther entlehnt sind. Ich muß bekennen, daß, als ich zuerst diese Wahrnehmung machte, Dietenberger und Luther nebeneinander hielt und eine so wunderbare Harmonie bis in den Wortlaut hinein bei ihnen bemerkte, ich nicht recht daran glauben wollte, daß Dietenberger wirklich aus dem Buche des Feindes abgeschrieben haben sollte. Die Vermutung liegt ja so nahe, daß vielleicht beide unabhängig von einander eine ältere aus dem Mittelalter stammende Auslegung der Gebote benutzt haben könnten. Aber eine weitere Entdeckung schließt denn doch jeden Zweifel daran aus, daß Luther thatsächlich die Ehre zu teil geworden ist, seinem erbitterten Widersacher als Vorlage für einen katholischen Katechismus zu dienen. Prüfen wir einmal Dietenbergers Auslegung der Anrede zum Vater Unser und zeichnen wir uns die wohlbekannten und lieben Worte unsers Luther, auf die wir darin stoßen, durch gesperrte Schrift aus. Was finden wir da?

Gott ... will uns mit diesen Worten locken, daß wir sicherlich glauben sollen, daß er, der nach aller Gerechtigkeit unser strenger Richter sein möchte, sei nun durch seine grundlose Barmherzigkeit unser rechter, lieber, freundlicher Vater und wir seine rechten Kinder, deren er nicht vergessen will, auf daß wir getrost und mit aller Zuversicht in allen Nöten, Aengsten und Gebrechen ihn um Hilfe, Trost und Beistand bitten sollen, wie die lieben Kinder ihren Vater. ... (S. 62).

Nun, wo wir die herrliche Luthersche Auslegung des Vaterunser finden, sollten wir da etwa auch den Edelstein unsers Kleinen Katechismus, die unvergleichliche Auslegung des zweiten Artikels wieder finden? Wir schlagen S. 17 auf und lesen:

Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott und Gottes des Vaters natürlicher ewiger Sohn, mein und aller Welt Erlöser und Herr sei, der uns verlorne und verdammte Menschen von allen Sünden, vom Tode und Gewalt des Teufels erlöst hat, auf daß wir sein eigen seien, unter ihm leben, ihn lieben und fürchten, ihm all unser Leben lang mit ganzem Herzen dienen in Gerechtigkeit und Heiligkeit. ...

Freilich unsers Luthers Erklärung ist noch schöner und kräftiger als das, was hier Dietenberger geschrieben hat; aber kann im Ernste ein Zweifel darüber sein, von wo er diese Sätze entlehnt hat? — Wem wäre nicht auch Luthers Auslegung des ersten Artikels lieb und wert? Sehen wir zu, wie auch diese von unserm Dominikaner zurechtgestutzt ist (S. 14):

Ich glaube, daß ein Gott sei, Vater, Sohn und Heiliger Geist, ein allmächtiger, meiner und aller Kreaturen des Himmels und Erden und alles, so darinnen ist, Schöpfer,*) der mir Leib, Seele, Leben, Kopf, Augen, Ohren, Mund und Zunge, Hände, Füße und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält, dazu Essen, Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh und alle Güter, mit aller Notdurft und Nahrung der Seelen, des Leibes und Lebens täglich und reichlich versorget; der mich wider alle Gefährlichkeit beschirmen und vor allem Uebel behüten kann und will ..: solches alles thut er aus lauterer göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohne all mein Verdienst, das alles ich ihm zu danken mit Lob in allem Gehorsam zu dienen schuldig bin.

Auf dieselbe Weise hat Dietenberger die drei ersten Hauptstücke unsers Kleinen Lutherschen Katechismus mit allerlei Zusätzen und Umstellungen, jedoch auch mit Umgehung der Lutherschen Erklärung des dritten Artikels in seinen Katechismus hineingearbeitet! Wir möchten die Frage hier aufwerfen, was wohl für ein Triumphgeschrei in der ganzen ultramontanen Presse erschallen würde, wenn man gleicherweise Luther in seinen Volksschriften als Plagiator römischer Vorlagen erweisen könnte. Was für einen Lärm hat man schon darüber gemacht, daß in unsern Gesangbüchern bei den Liedern, die wir mit Luthers Namen bezeichnen, öfters nicht streng genug geschieden wird zwischen dem, was Luthers freie, selbständige Dichtung oder was Uebertragung alten lateinischen Kirchenliedes oder auch eine neue Rezension mittelalterlichen deutschen Gesanges ist. In den allerstärksten Ausdrücken hat man hier uns Evangelische dessen beschuldigt, daß wir uns aus katholischem Gute einen Ruhm zu machen suchten, und hat ungeberdig genug alle solche Stücke für Rom reklamirt. Wie wird man nun im römischen Lager über dieses echt Lutherische Gut im katholischen Katechismus urteilen?

Moufang hat in seiner kleinen Schrift „Die Mainzer Katechismen" (Mainz, 1877) die von uns ein wenig näher beleuchtete Dietenbergersche Arbeit mit hohen Lobsprüchen ausgezeichnet. Er nennt sie S. 23: „einen nach Inhalt, Form und Sprache vortrefflichen Katechismus," und erzählt uns S. 33, daß derselbe unter den Zeitgenossen „den wohlverdienten Beifall und weite Verbreitung gefunden." Aber zwei Bemerkungen wolle man uns hier noch zu gute halten. Ist es nicht seltsam, daß ein gelehrter katholischer Theologe, der gerade auf dem Gebiete der Katechismuslitteratur einen geachteten Namen unter den Fachgenossen sich erworben hat, Luthers Kleinen Katechismus nicht kennt und daher gar nicht merkt, wessen litterarisches Eigentum er hier verbreiten hilft und noch dazu mit solchen Lobsprüchen ehrt? Unter evangelischen Theologen würde es als eine empfindliche Lücke in ihrer Bildung gelten, wenn sie nicht einmal die symbolischen Schriften andrer christlicher Bekenntnisse zum Gegenstande ihres Studiums gemacht hätten. Rom meint ein gleiches nicht zu bedürfen, und das ist sein Schade. Und zum Schluß noch ein andres, dem evangelischen Leser zu besondrer Freude. Um die Vortrefflichkeit dieses Dietenbergerschen Katechismus seinen Lesern vor Augen zu führen, hat Moufang in der eben erwähnten Schrift einige Stellen herausgehoben, die er doch wohl für besonders ausgezeichnet nach Form und Inhalt ansehen mußte, und er druckt auf S. 27 Dietenberger-Luthers Erklärung des ersten Artikels, und auf S. 29 Dietenberger-Luthers Verzeichnis der Uebertretungen des ersten Gebotes ab!

Noch einmal sei an des Erasmus Wort erinnert, das wir unserm ersten Artikel voranstellten: „Wie viele hat doch der arme Luther reich gemacht!"

G K

*) Moufang hat an dieser Stelle, weil ihm Luthers „der mich geschaffen hat samt allen Kreaturen" unbekannt war, Dietenbergers Worte ganz falsch abgeteilt. Er setzt nämlich vor „Schöpfer" ein Semikolon.

Wie predigt uns Luther von der Himmelfahrt Christi?

1

Lesefrüchte aus Himmelfahrtspredigten Luthers werden von vornherein manchen modernen Christen als eine sehr unzeitgemäße Gabe erscheinen. „Luther hat seiner Zeit gepredigt — so werden sie sagen —, in der massiven Sprache seiner Zeit, selbst befangen in manchen Vorstellungen seiner Zeit, die wir nicht mehr teilen."

Es ist daran manches Wahre. Es ist nicht Zufall, daß Luthers Predigten, wenn sie — wie es auch im Lutherjahre wieder geschehen ist — in Neudrucken auf den Markt geworfen sind, bei dem deutschen Volke der Gegenwart nicht die Wirkung geübt haben, die Enthusiasten sich von ihnen versprochen hatten. Aber woran liegt das? Nicht daran, daß Luthers Predigten heute nicht mehr die Kraft haben, die einst ihnen innewohnte. Es liegt auch nicht an ihrer „massiven" Sprache; wer Luthers Sprache nicht anders zu charakterisiren vermag, wer ihre Wucht nicht fühlt, ihre Anschaulichkeit nicht bewundert: der versteht von Beredsamkeit nichts. Es liegt endlich auch nicht daran, daß Luthers Predigten eine Befangenheit in den Anschauungen seiner Zeit verraten. Das Volk sieht den Teufel bei Luther nicht ungern, obgleich Luthers Vorstellungen vom Teufel vom Volksaberglauben seiner Zeit beeinflußt sind. Viele Gebildete freilich haben vor derartigen Sätzen ein höchst ungebildetes

Grauen, aber dennoch ist es nicht dies, was ihnen Luthers Predigten ungenießbar macht: sie würden auch Luthers Reden vom Teufel verstehen, wenn sie Luther überhaupt verstünden. Aber da liegts. Man liest und versteht nicht, was man liest, d. h. man findet nicht die zentralen neuen Gedanken heraus, die in das Altübernommene verflochten sind. Es ist dies Nichtverstehen bei dem historisch nicht gebildeten Leser allerdings auch durch die Breite der Predigten Luthers verursacht, sowie durch eine — in gewisser Weise unleugbar vorhandene — Dispositionslosigkeit; aber es liegt vornehmlich doch daran, daß man sich nicht die Mühe giebt, einmal mit Hintansetzung alles Beiwerkes auf die religiösen Grundgedanken zu achten.

Durch eine Auswahl von Zitaten und durch Hervorhebung der wichtigsten Stellen durch den Druck hoffe ich den Lesern es zu erleichtern, daß sie selbst die im Titel dieses Artikels gestellte Frage sich beantworten.

Im Voraus nur noch eines. Wie mancher moderne Mensch ist gerade dem Himmelfahrtsfeste gegenüber bei aller Liebe für den Christenglauben dennoch in steten Zweifeln befangen. Den „Himmelfahrtsglauben" — so kann man hören — könne man „bei dem heutigen Stande der Naturwissenschaften" unmöglich noch teilen. Wer so denkt, kann von Luther lernen, kann von ihm lernen, worauf es denn bei dem Himmelfahrtsglauben eigentlich ankommt. Der „Himmelfahrtsglaube" ist für Luther nicht ein Teil oder Stück des ganzen Christenglaubens — so, daß ein andres Stück desselben der Osterglaube, ein drittes der Karfreitagsglaube, ein viertes der Pfingstglaube, ein fünftes der Schöpfungsglaube wäre u. s. w. Dann wäre der Christenglaube ein Stückwerk, eine Summe vieler einzelner aneinander addirter Glaubensleistungen; den Glauben lassen wir den Römischen. Für Luther ist der Himmelfahrtsglaube nur eine besondre Anwendung, eine besondre Darstellungs- und Betrachtungsweise des einen, ganzen Christenglaubens, gerade so wie der Osterglaube oder der Karfreitagsglaube. Das ist das unvergänglich Bedeutsame, das reformatorische Neue in Luthers Predigtweise, daß er immer und überall „das Evangelium treibt," daß er nicht im Einzelnen haften bleibt, sondern hineingreift ins Volle und Ganze.

Doch nun zu Luther selbst. Ich hebe zunächst hervor, was uns Luther über die Himmelfahrt Christi selbst lehrt (Nr. 1 bis 3), und sodann, was er vom Himmelfahrtsglauben, seiner Kraft und seinem Troste predigt (Nr. 4 bis 7).

1. Es ist nutzlose Predigt, wenn nur die Geschichte der Himmelfahrt erzählt wird; das Wichtige ist nicht die Geschichte an sich, sondern das, was sie für uns bedeutet, ihre Frucht, ihr Zweck:

„So ist nun dieses Festes Predigt nicht schlecht eine Predigt der Historie von der Himmelfahrt um des Herrn Christi willen; sondern eine Predigt des Glaubens von der Kraft und Frucht der Himmelfahrt Christi, uns zu Trost und Gut: doch also, daß wir aus der Predigt nicht laß noch faul werden sollen, wie die fleischlichen Leute thun; sondern derselben recht brauchen: nicht zum Deckel der Bosheit, auf daß wir uns nicht vergebens rühmen, und sagen, wir glauben, und glauben doch nicht." ... „Die Historie beschreibet St. Lukas deutlich. . . . Da läßt sichs ansehen, als sei solches um des Herrn Christi willen allein, und nicht um unsertwillen geschehen. Was hilft michs, denken wir, daß er aufgefahren ist gen Himmel und sitzet zur Rechten Gottes? Ich bin gleichwohl hienieden auf Erden in allerlei Trübsal und Elend. Und es ist wahr, so es bei der Historie schlechts bleibet und nichts weiter daraus wird, so hilft mich die Historie an ihr selbst nicht. Aber ... die Apostel lassens nicht schlecht bei der Historie bleiben, sondern treiben die Kraft und Frucht der Historie und zeigen an, warum und wozu Christus sei gen Himmel gefahren" (Luthers Werke, Erlanger Ausgabe [E. A.] IV, 20 f.). — „Aufs erste ist es leichtlich gesagt und verstanden, daß der Herr ist gen Himmel gefahren und sitzet da zur rechten Hand Gottes. Es ist aber ein totes Werk und Verstand, wenn es nicht mit dem Herzen gefasset wird. Darum muß man seine Himmelfahrt und Sitzen lassen ein thätig und kräftig Ding sein, das immerdar im Schwange gehe, und nicht gedenken, daß er dahin sei gefahren, und da oben sitze, und uns hier regieren lasse; sondern darum ist er hinauf gefahren, daß er da am meisten kann schaffen und regieren. ... Also muß man verstehen seine Himmelfahrt, sonst hat es weder Kraft noch Saft. Denn was ist es nutz, wenn man nicht mehr prediget, denn daß er ist hingefahren und sitzet da oben müßig?" (E. A. XII, 164; 167). „Ob man gleich jährlich davon gepredigt hat, Christus sei gen Himmel gefahren, ists doch ohne Frucht abgangen. Denn niemand hat gewußt, viel weniger geglaubt, daß Christus uns zu gut, Trost und Seligkeit in die Höhe gefahren sei, daß wir durch seine Himmelfahrt von unserm Gefängnis, das uns alle gefangen hielt, sollten frei, los und ledig werden" (XVIII, 170). — „Weil er denn nun hinauf gefahren ist, was thut er? Was hat er für ein Amt? Sitzt er droben auf einem güldnen Stuhle und lässet die Engel vor ihm spielen und hofiren; oder ist er müßig? Nein" (XVIII, 173).

2. Durch seine Himmelfahrt wollte Christus den Seinen anzeigen, daß er kein irdischer König, und daß sein Reich kein irdisches Königreich sei. Darum sollen auch seine Jünger keine Güter auf Erden suchen; vielmehr soll, obwohl ihr Leib auf Erden schaffen und wirken soll, ihr Herz doch himmlische, unsichtbare Güter ergreifen:

„Nun müssen wir aber auch sehen, was unser lieber Herr Christus mit solcher Auffahrt habe wollen ausrichten, und worin wir solcher Himmelfahrt auch hier auf Erden genießen können. Erstlich, weil wir sehen, daß Christus über sich gen Himmel fähret, können wir daraus leichtlich schließen, Christus wolle mit der Welt und ihrem Reich nichts zu schaffen haben; sonst würde er hier auf Erden bleiben und deß brauchen, das andre weltliche Könige und Fürsten brauchen. Aber er läßt solches alles hienieden und fähret hinauf gen Himmel, da wir ihn nicht sehen. Will also uns lehren, daß wir sein Reich recht ansehen und erkennen sollen, daß es nicht ein weltlich Reich sei, wie die Jünger gedachten, daß er ihnen Geld, Gut und große Herrschaften austeilen würde; sondern ein geistlich und ewig Reich, da er geistliche Gaben denen, so in solchem Reich bei ihm sind, will austeilen. Denn darum darf und soll niemand ein Christ werden, daß er dadurch zu Geld und Gut oder zu großen Ehren kommen wolle. Das Predigtamt, die Taufe und Sakrament sind nicht darum eingesetzt, Christus ist auch vom Himmel auf Erden nicht kommen, ist auch darum nicht gen Himmel gefahren, daß er ein solch weltlich, vergänglich, zeitlich Reich anrichte. Es ist ihm um ein anderes und höheres zu thun, nämlich, daß uns geraten und geholfen werde mit den ewigen Gütern, als da sind Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit und ewiges Leben. Diese Gaben sollen wir von unserm Herrn Christo gewarten, der nicht hienieden auf Erden bleiben, sondern in den Himmel fahren, und da ein geistlich, unsichtbar, ewig Reich hat wollen anrichten. . . . Daß aber der Psalm ... sagt: »Du bist aufgefahren in die Höhe«, das ist ... anders nichts, denn daß Christus vor Pilato sagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Derohalben, ob wir wohl hier auf Erden mit der Nahrung, mit Weib, Kind und Gesinde, mit weltlichem Regiment, und andern, deß wir zur Erhaltung dieses vergänglichen Lebens bedürfen, zu schaffen haben, und müssen damit umgehen; doch, weil wir auch Christen sind, und Christus sein Reich nicht hier unten auf Erden führet, sollen wir unsre Herzen und Gemüt über sich heben, nach solchem geistlichen Reich vornehmlich trachten, und ein herzlich Sehnen und Verlangen darnach haben. Aber was geschieht? Der meiste Teil steckt mit Seel und Leib, mit Herzen und Händen allein in diesem vergänglichen Leben, und trachtet, wie man hier genug habe, nimmt sichs nichts oder gar wenig an, daß Christus ist in die Höhe gefahren. Da wollte der heilige Geist gern wehren, und predigt: Christus sei nicht auf Erden blieben, sondern in die Höhe gefahren; auf daß, weil wir mit dem Leibe noch hier unten sind, doch uns mit dem Herzen und Gedanken über sich heben, und lassen die Herzen mit Sorge dieses Lebens nicht beschweren. . . . »Du bist in die Höhe gefahren.« ... Damit ist das Reich Christi deutlich und eigentlich unterschieden von allen Königreichen auf Erden. Weltliche Könige fahren nicht in die Höhe, wenn sie wollen ihr Reich einnehmen und bestellen, sondern bleiben hienieden auf

Erden. Der König aus Frankreich, der türkische Kaiser und andre Könige fahren nicht über die Wolken, wenn sie wollen Land und Leute einnehmen und besitzen, regieren auch nicht droben über den Wolken im Himmel; sondern bleiben hienieden auf Erden, regieren auf Erden in diesem irdischen Reiche. Alsbald sie von dieser Erden scheiden und auffahren, hat ihr Königreich und Regiment ein Ende. Aber mein Sohn und Herr, spricht David, ist ein solcher König, der von der Erden auffähret in die Höhe, in den Himmel, und setzet sich zur rechten Hand Gottes, und regieret in der Höhe. . . . Die andern Könige sind Könige auf Erden. Aber Christus ist ein König in der Höhe, d. h. er regiert nicht irdischer Weise hienieden auf Erden; sondern ist ein König im Himmel, da Gott selbst König ist. Doch sollst du es also verstehen, daß des Vaters Reich und des Sohnes Reich nicht zwei Reiche, noch der Vater und Sohn zwei Könige seien. Sondern es ist ein Reich und ein König" (IV, S. 3. 4. 5. 6. 21. 22. 23).

3. Durch seine Himmelfahrt ist Christus der gesamten Christenheit nicht ferner, sondern gerade näher gekommen, weil seine Wirksamkeit fortan nicht mehr an einen bestimmten Raum gebunden ist, und auch das gerade ist recht tröstlich an der Himmelfahrtsbotschaft.

„Wenn er auf Erden wäre geblieben sichtiglich vor den Leuten, hätte er nicht so viel mögen schaffen; denn es hätten nicht alle Leute bei ihm sein können und ihn hören. Darum hat er eine solche Weise angefangen, daß er mit allen zu schaffen habe, und in allen regiere, daß er ihnen allen predige, und sie es alle hören, und er bei allen sein kann. Darum hüte dich, daß du dir nicht also gedenkest, daß er jetzund weit von uns kommen sei; sondern gerade widersinns: da er auf Erden war, war er uns zu ferne; jetzund ist er uns zu nahe" (XII, S. 164). — „Er sitzet nicht allein da oben, sondern ist auch hienieden. Und ist eben darum dahin gefahren, daß er hienieden wäre . . . und an allen Oertern könnte sein; welches er nicht könnte thun auf Erden, denn da könnten ihn nicht alle leiblichen Augen sehen. Darum ist er dahin gesessen, da ihn jedermann sehen kann, und er mit jedermann zu schaffen habe" (XII, S. 167).

Der Leser wird auch schon aus diesen mitgeteilten Ausführungen eine freundliche Predigt vom Himmelfahrtsglauben, seiner Kraft und seinem Troste heraushören. Doch wird es zweckmäßig sein, Luthers Gedanken auch nach dieser Seite hin in einem zweiten Artikel genauer zu verfolgen. A K

Unsre Stellung zu den sozialen Parteien

Uebersicht: 1. Katholische Sozialpolitik und innere Mission. 2. Manchestertum und Sozialismus. 3. Vom Beruf

1. Katholische Sozialpolitik und innere Mission

„Die sozialen Parteien und unsre Stellung zu denselben" hat der St. Gallener Pfarrer C. W. Kambli jüngst in einem so betitelten Werke*) eingehend behandelt. Wessen Stellung? Der Verfasser kommt doch ins Gedränge, da er diese Frage im Vorwort zu beantworten sucht. Er hatte sich ursprünglich als Sprecher des „freisinnigen Protestantismus" gedacht. Aber während ihm die Arbeit unter den Händen wuchs, fand er, daß die Dinge, um die es sich handelte, auch von fast entgegengesetztem kirchlichen Standpunkte aus vielfach mit gleichen Augen betrachtet und in mindestens sehr verwandtem Sinne beurteilt werden Darum redet die erste unter seinen Schlußfolgerungen nicht von einer freisinnig-protestantischen, sondern von einer christlichen Art, die soziale Frage zu behandeln. Aus dem engen Rahmen der Partei ist er in die Weite und, sagen wir getrost, in die Freiheit einer christlichen Art der Beurteilung hinausgetreten.

Wenn wir nun, anknüpfend an Kamblis Buch, von unsrer Stellung zu den sozialen Parteien in Folgendem ein Wort sagen wollen, so wäre es uns wenig erwünscht, so verstanden zu werden, als sollte damit nur die Art der Beurteilung bezeichnet werden, welche einer oder mehrere unsrer Mitarbeiter mit einem größern oder kleinern Kreise unsrer Leser teilen. Wir gehen von der Ueberzeugung aus, daß es unter evangelischen Christen eine viel weiter reichende Uebereinstimmung im Denken und Handeln giebt, als das laute Parteigetriebe ahnen läßt. Darum würden wir auch nicht meinen — wie Kambli dies seinerseits vom „freisinnigen Protestantismus" andeutet —, daß wir oder irgend jemand sonst erst auf dem Plan erscheinen müßten, um das erlösende Wort zu sprechen. Das Evangelium ist längst auf dem Plan. Und zwar das alte, wie es Luther seinen lieben Deutschen neu gepredigt hat. Wer diesem Antwort auf die Frage nach unsrer Stellung zu den sozialen Parteien zu entnehmen weiß, der hat damit zugleich die Stellung der evangelischen Kirche zu denselben bezeichnet. Aber giebt dasselbe in unzweideutiger Weise Antwort? Kann man daher von einer einheitlichen evangelischen Behandlungsweise der sozialen Frage reden?

Kambli scheint uns zu zwingen, diese Frage zu verneinen. Unter der Ueberschrift: „Der Sozialkonservatismus der katholischen Kirche und der innern Mission" werden von ihm Bestrebungen der beiden Kirchen als nach Absicht und Erfolg nahezu gleichwertig behandelt. Er erkennt in der innern Mission ein politisch-reaktionäres Institut und indem er die römische Kirche in steigendem Maße die Rückkehr zu mittelalterlichen Gesellschaftszuständen in ihr Programm aufnehmen sieht, meint er beide zu der einen „Partei der kirchlichen Autorität" „im Gegensatz zu religiöser Innerlichkeit und Freiheit" verbinden zu können. Ein schlimmeres Urteil kann über die innere Mission nicht gefällt werden. Schiedlich friedlich mit dem Rom, wie es heute ist, unter einem Dach vereinigt, soll sie ihre rückwärts schauende Arbeit thun. Es verlohnt sich die Gründe zu hören, die zu diesem Urteil führen: Dogmatischer Zwang, heißt es, wird von beiden geübt (1), Hilfe nur als Almosen geboten (2), Liebe nur als gnädiges Belieben, nicht als bindende Pflicht gefordert (3), das wahre Rettungsmittel, gesteigerte Selbsthilfe, eher gehemmt als gefördert (4).

Nun soll nicht in Abrede gestellt werden, daß Verirrungen dieser Art in der Thätigkeit der innern Mission hin und her wirklich vorkommen. Viel thörichtes Meinen über den Wert von Almosen ist unter evangelischen Christen in der That noch immer im Umlauf. Wenn wir „mehr Liebe" und „mehr Achtung" fordern für unser Volk, so verlangen wir auch, daß man ablasse von dem bequemen Wahn, durch allerhand Vielgeschäftigkeit in Vereinen, Konzerten, Bazaren sich mit der allumfassenden Pflicht der Nächstenliebe abzufinden. Wir sind auch weit entfernt zu bestreiten, was Jeremias Gotthelf über Anstalten sagt, in denen er Kinder mit sogenannten demütigen Gesichtern gesehen, mit dem bekannten Niederschlag und Aufschlag der Augen. Es ist dringend zu wünschen, daß unsre Jünglingsvereine sich von jeder Art gemachter Frömmigkeit möglichst fern zu halten suchen. Und es thäte gewiß manchem Waisenvater, Bibelmann oder Stadtmissionar sehr gut, wenn er seine fromme Art zu reden mit etwas mehr „Lutherischem" Salz durchsetzen lernte.

Man reißt aber den Baum erst aus, wenn die Wurzel faul ist, nicht wenn sich einzelne verkrüppelte Zweige oder Aeste an demselben finden. Es steht aber so, daß die gerügten Uebelstände für die katholische Kirche von prinzipieller, wurzelhafter Bedeutung sind, daß sie aber für unsre innere Mission in jedem Falle nur die unbeabsichtigten Auswüchse eines Verfahrens darstellen, welches in seinem letzten Grunde durchaus andersartige Zwecke verfolgt.

Die katholische Kirche sieht ihre Laien als Unmündige an, welche steter Leitung durch ihre Beichtväter bedürfen. Sie kann daher eine Steigerung der Selbsthilfe unter ihren in Not geratenen Gliedern gar nicht in Wahrheit erstreben (vgl. oben 4). Je größer die Abhängigkeit vom Priester, je gewisser das Heil des Laien. Die ganze Welt im Lehnsverhältnis zu Rom, das ist das große Ziel, dem mit vollem Bewußtsein auch ihre Arbeit auf sozialem Gebiete entgegensteuert. Sie hat die Pflichten der Nächstenliebe von jeher geringer gewertet als die Forderungen der Gottesliebe oder die Befolgung der evangelischen Ratschläge im Klosterleben. Sie kennt daher wirkliche Liebe nur als gnädiges Belieben, nicht als unbedingte, nie außer Acht zu lassende

*) St. Gallen, Huber u. Co. (E. Fehr), 1887; 509 S.; 7 Mark.

Pflicht des Christenlebens (vgl. oben 3). Lehrt sie doch zugleich ihre Gläubigen, Gott nicht als die heilige Liebe, sondern als blinde Willkür erkennen, der gegenüber es Leichtsinnigen zusteht, sich in abergläubischer Weise auf die zauberhafte Wirkung kirchlicher Gnadenmittel zu verlassen, während ernstere Gemüter sich durch dieselbe Anschauung getrieben sehen, ihre Unsicherheit unter einer immer ausgedehnteren Häufung von frommen Werken zu verbergen. Zählen aber zu diesen in erster Reihe die Almosen, so weist sie ihre Gläubigen in der That an, Liebe vor allem in dieser Gestalt zu üben (vgl. oben 2). Je mehr Almosenbedürftige, wird man aber dann sagen müssen, desto mehr Gelegenheiten sind auch vorhanden, sich an ihnen und durch sie Anrecht auf den Himmel zu erwerben.

Und endlich der dogmatische Zwang (vergl. oben 1)? Es ist nicht das erste mal, daß die katholische Kirche sich einer weit um sich greifenden sozialen Erregung gegenüber sieht. Wir haben gelernt, die Bauernaufstände des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts im Zusammenhang mit einer allgemeinen revolutionären Bewegung zu verstehen. Die soziale ging aber mit einer religiösen Erregung Hand in Hand. Und die Kirche hatte Ursache, mit möglichster Anstrengung alle verfügbaren Mittel anzuwenden, um die Gefahr zu beschwören. Denn es galt dem Pfaffengut nicht minder als der Herrenmacht. Was hat sie damals den aufgeregten Massen zur Beschwichtigung geboten? Eine Steigerung alles erdenklichen Aberglaubens in Heiligenkult und Dämonenspuk wurde durch das immer ausgedehntere Ablaß- und Wallfahrtswesen erzielt und in immer zahlreicheren fest organisirten Bruderschaften (Vereinsbildung) sicher gestellt. Dasselbe Bild bietet die römische Kirche auch heute dar. Der dogmatische Zwang, den sie übt, ist der Druck eines sittlich gleichgiltigen und eben darum unsittlichen Aberglaubens. Aber deutlicher noch als damals tritt heute das Ziel dieses Zwanges hervor. Die abergläubisch vergötterte Kirche des Papstes ist Ausgangs- und Endpunkt aller hier aufgewandten Liebesmühe. Im Verhältnis zu diesem Zweck ist es von gleichem Wert oder Unwert, ob die durstende Menge mit den Wassern von Lourdes getränkt oder der Bischof Hefele zur Verleugnung seiner unzweifelhaften und wohlbegründeten Ueberzeugung gebracht wird.

Wie immer aber es in der evangelischen Kirche um konfessionelle oder dogmatische Engherzigkeit bestellt sein möge, es giebt doch heute kaum einzelne unter uns, die in der willenlosen, überzeugungswidrigen Beugung unter unverstandne Glaubenssatzungen den Einfluß des Christentums auf seine Angehörigen erschöpft sähen. Wenn dieser Schein im einzelnen Falle immer wieder entstehen mag, so ist doch das Ziel wirklich-christlichen Lebens, religiös-sittlicher Charakterbildung dem Protestantismus zu unausrottbar eingeprägt, als daß er nicht selbst unter jener Hülle hervorleuchten und als die eigentlich treibende Macht sich erweisen sollte. Dieses Ziel kann aber gar nicht anders als in der Form geistiger Selbständigkeit gedacht werden.

Unter diesem Gesichtspunkte stehen sich die beiden Kirchen bei ihren Bemühungen um die soziale Frage als eine fertige und als eine immer nur werdende Größe gegenüber. Für Rom würde durch eine seinen Wünschen entsprechende Lösung nur die Basis erweitert, auf welcher sich der fertige Monumentalbau der Priesterkirche erheben könnte. An diesem selbst — und er ist die Kirche — würden scheinbar keinerlei Veränderungen vorgenommen werden müssen. Ein äußerlicher Machtzuwachs wäre die einzige absehbare Folge für das Dasein des Katholizismus. Die evangelische Kirche kennt solche für das Gesamtbild ihrer Erscheinung wesentlich gleichgiltige Anhängsel oder Untergestelle, die nur durch ihre massenhafte Anhäufung zu wirken bestimmt sind, nicht. Was ihr angehört, muß ihr organisch eingegliedert sein. Oder, um bei dem vorigen Bilde zu bleiben: für ihren Bau kann sie nur „lebendige Steine" brauchen, die kraft eignen geistigen Lebens nie zu bloßem Bewegtwerden, sondern immer zugleich zu selbstthätigem Bewegen berufen erscheinen müssen. Gesetzt nun, der Protestantismus berge in seinem Schoß Gedanken oder Antriebe oder Kräfte, welche den Sturm nicht nur zu beschwören, sondern trotz seines Drohens auch wirkliches Leben in friedlicher Neugestaltung hervorzurufen geeignet wären, die Massen könnten doch ihnen gegenüber nie als bloßes Material behandelt werden, sondern sie würden immer selbst zugleich in irgend einem Maße die formenden Künstler sein müssen. Nicht an ihnen, sondern durch sie, in ihnen könnte die evangelische Kirche die rätselhaft verschlungenen Fäden zu entwirren suchen.

Der Katholizismus redet sich ein, über Aufriß und Einrichtung des künftigen sozialen Baues detaillirte und zugleich ausführbare Pläne in Händen zu haben. Sein soziales Programm sind wir demnach berechtigt, in gleiche Linie mit andern Parteibestrebungen auf diesem Gebiete zu stellen. Man braucht sich nur einen extremen despotischen Staatssozialismus zu denken, um das genaue Spiegelbild des römischen Kirchensozialismus vor sich zu haben. Dort alles gewerbliche Leben, jeder Pulsschlag des sozialen Körpers geregelt und beherrscht von den Behörden des weltlichen — hier in gleicher Weise von den priesterlichen Organen des „überweltlich"-päpstlichen Staates. Lassen wir zunächst dahingestellt, ob die evangelische Kirche ein vergleichbares soziales Programm aufzustellen vermag. Die innere Mission jedenfalls kennt ein solches nicht. Ihre Arbeit will Hilfe bringen, wo augenblickliche leibliche und geistige Not eine solche gebieterisch fordert. Mit aller grundsätzlichen Gliederung ihrer Thätigkeit greift sie über dieses Ziel nicht hinaus. Wer dem Hungrigen das Brot bricht, giebt damit noch nicht die Absicht zu erkennen, den augenblicklich Hilfsbedürftigen in dauernder Hilflosigkeit zu erhalten. Wer Strolche in Arbeiterkolonien sammelt und dort notwendig starker Bevormundung unterwirft, bekundet damit noch nicht den Willen, diese Abhängigkeit als allgemeines Ziel zu erstreben. Vor allem aber: der innern Mission steht der Kampf gegen die geistliche Not einer verwahrlosten Bevölkerung so durchaus im Vordergrunde ihrer Thätigkeit, daß alle Barmherzigkeitsübung für sie lediglich in den Dienst religiöser und sittlicher Neubelebung tritt. Daraus aber ergiebt sich kein soziales Programm. Die zu solcher Arbeit Verbundenen bilden mithin auch keine geschlossene soziale Partei. Sie stehen vielmehr mit ihrer Thätigkeit weit über allen und doch zugleich im Dienste aller sittlich berechtigten Parteien. Will man aber der innern Mission daraus einen Vorwurf machen, daß sie ein festes und fertiges soziales Zukunftsbild, nach dem sie streben könnte, nicht besitzt? Wo das Haus brennt, ist es eine thörichte oder boshafte Zumutung, mit dem Löschen innezuhalten, bis man über den nach dem Brande vielleicht notwendigen Umbau sich verständigt hat. Es brennt aber wirklich. In der Beschränkung, welche die innere Mission sich auferlegt, den Brand zu löschen, wo es noch möglich scheint, liegt ihre Kraft. Andre mögen höhere Ziele verfolgen. Ihr Ruhm wird es sein, in ihre bescheidene Dienststellung sich immer mehr hineinzufinden und eben damit Rom gegenüber zu beweisen, daß sie evangelischen Geistes ist. S E

Ein altes Symbol unter dem Kruzifix

An vielen, ja man kann wohl sagen an den meisten Kruzifixen, wie sie auf den Altären unsrer Kirchen zu stehen pflegen, sieht man unter dem Kreuze, nämlich dort, wo der senkrechte Balken in den ihn tragenden Würfel eingreift, einen menschlichen Schädel und neben oder vor ihm einige Gebeine. Es ist doch merkwürdig, diesen Zeichen des Grabes und der Verwesung gerade unter dem Bilde des erlösenden Sterbens Jesu Christi zu begegnen. Sie finden sich dort gewiß nicht aus irgend einem Zufall; denn der Gebrauch, sie dort anzubringen, bildet die Regel, nicht die Ausnahme, und ist zugleich alt. Wir werden daher gewiß mit Recht in diesen Zeichen ein Symbol erkennen, das der Deutung bedarf. Die meisten von denen, die überhaupt nach einer Deutung fragen, werden sich mit derjenigen begnügen, die gelegentlich auch in diesem Blatte Jahrg. 1, S. 388) vertreten wurde: sie werden annehmen, daß der Totenkopf mit den zwei kreuzweis gelegten Gebeinen „die Eitelkeit aller irdischen Dinge" andeuten solle. Diese Auffassung ist gegenwärtig weit verbreitet; sie hat einen Sinn, der sich wohl verstehen und mit manchen Gründen verteidigen läßt. So

könnte man zur Erklärung auf den Ruf Christi hinweisen Markus 8, 34 ff.: Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst u. s. w., oder auf die Worte des Apostels in Tit. 2, 12, daß die heilsame Gnade Gottes uns züchtigt, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, oder auf den Gedanken von Röm. 3, daß durch die Rechtfertigung in Christus aller Ruhm der Menschen vor Gott hinfällig werde. Das alles sind ja Gedanken, die mit gutem Recht an das Kreuz Christi geknüpft werden können. Aber doch richtiger an das Kreuz, als an die unter demselben befindlichen Zeichen des Todes. Und wenn etwas hervorgehoben werden sollte, das zu der heilsamen Bedeutung des Todes Christi in Gegensatz steht, so würden wir eher einen Hinweis auf die menschliche Sünde als auf die Eitelkeit aller menschlichen Dinge erwarten. Die heute von vielen geteilte Auffassung scheint darum die Sache doch nicht recht zu treffen. Dazu kommt noch ein andrer Umstand, der Bedenken gegen dieselbe erregt. Wenn wir diese Ausstattung des Kruzifixes bis auf ihre ältesten Formen zurück verfolgen, so entdecken wir eine Eigentümlichkeit derselben, die zu ihrem Verständnis eine andre Deutung empfiehlt.

Die Darstellung des am Kreuze hängenden Christus hat ihren Ursprung zweifellos*) im Orient. Unsre abendländischen Kruzifixe sind nur Nachahmungen einer im Orient heimischen Sitte, die sich in gerader Linie in den morgenländischen Kirchen bis auf unsre Tage erhalten hat. Die griechischen (und russischen) Kruzifixe haben am Fuße des Kreuzes stets eine kleine Höhlung, und dort, in dieser Höhlung, liegen der Schädel und die Gebeine. Zweifellos steht beides in gegenseitiger Beziehung. Man wird deshalb nicht fehl gehen, wenn man in dieser Höhlung ein Grab erkennt, ein in den Felsen gehauenes Grab, wie es im Morgenlande noch zur Zeit Christi allgemein üblich war. Die Frage ist nun: Steht irgend ein Grab in solcher Beziehung zu dem Kreuze Christi, daß man darauf geführt wurde, dasselbe unter ihm, an seinem Fuße, sinnbildlich anzudeuten?

Wir müssen, um diese Frage zu beantworten, uns in die Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem begeben. Das heutige Gebäude ist freilich nicht mehr dasselbe, das einst der erste christliche Kaiser Konstantin da erbauen ließ, wo man damals die Stätten der Kreuzigung und Grablegung Christi gefunden zu haben meinte. Aber wir wissen bestimmt, daß die heutige Kirche ziemlich denselben Raum bedeckt, den der konstantinische Bau einnahm. Jedenfalls hat dieselbe Stätte der Kreuzigung Christi, die heute durch eine besondre Kapelle der Grabeskirche ausgezeichnet ist, durch Konstantin ihre erste Weihung erhalten. Sie besteht aus einem 4½ Meter hohen Felsblock, den man wahrscheinlich in seiner ursprünglichen Höhe hat stehen lassen, als das umgebende Gestein zur Gewinnung eines passenden Baugrundes für die Kirche geebnet wurde. Seine Wände hat man wohl senkrecht behauen und auch sonst seine Gestalt durch künstliche Bearbeitnng verändert. Auf der Kopffläche des Blockes befindet sich ein unregelmäßig geformtes Loch, das seit Konstantin bis heute als die Oeffnung des Felsens gezeigt wird, in die man das Kreuzesholz Christi gesteckt habe, um es aufzurichten und aufrecht einzukeilen. Das Loch setzt sich in einem Spalt des Felsens nach unten fort, und die Legende weiß uns zu sagen, daß derselbe durch das Erdbeben bei dem Tode Christi (Matth. 27, 52) entstanden sei. Der Spalt ist auf der Westseite des Felsblocks auch von unten wahrnehmbar, da hier eine ursprünglich wohl natürliche, später aber künstlich erweiterte Grotte den Felsen unterhöhlt. Auch sie ist für die Legende bedeutungsvoll: in ihr soll Adam, der erste Mensch und der erste Sünder, gestorben und begraben worden sein; als nun Christus sein Blut am Kreuze für die Menschen vergoß, floß es durch den Spalt des Felsens auf den Körper Adams hinab und reinigte diesen von seinen Sünden. Diese Legende ist alt. Schon der lateinische Kirchenvater Hieronymus († 420) zeigt sich bekannt mit ihr, wenn er in seinem 46. Briefe schreibt:

> An diesem Orte soll Adam gestorben sein. Daher wird auch der Ort, an dem unser Herr Christus gekreuzigt wurde, Calvaria (d. i. Schädel) genannt, weil nämlich dort der Schädel des alten Menschen beigesetzt worden sei, damit der zweite Adam, d. h. das vom Kreuze tröpfelnde Blut Christi, die Sünden des ersten Adam und des ruhenden Protoplasten (ersten Menschen) abwüsche.

Der Sinn der Legende ist nicht schwer zu erraten. Sie stützt sich auf die von dem Apostel Paulus wiederholt gebrauchte und in den ersten Jahrhunderten des Christentums sehr beliebte Gegenüberstellung Christi und Adams. „Adam ist ein Bild deß, der zukünftig war." „Wie nun durch Eines Sünde die Verdammnis über alle Menschen kommen ist, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen kommen" (Röm. 5, 14. 18). Christus heißt 1. Kor. 15, 45 geradezu „der letzte Adam." Indem nun die Legende Tod und Grab Adams unter das Kreuz Christi rückt und sein Blut auf den Schädel des Stammvaters der sündigen Menschheit herabfließen läßt, scheint sie ein Doppeltes hervorheben zu wollen. Zunächst: der verhängnisvolle Fall des ersten Adam ist durch den zweiten Adam wieder gut gemacht, die Sünde ist vergeben worden. Sodann: der Tod Christi hat eine heilsame Bedeutung für alle Menschen; in Adam, dem gemeinsamen Stammvater, erscheint die ganze Menschheit gereinigt.

Auf dieses Grab Adams unter dem Felsblock Golgotha in Jerusalem deuten die merkwürdigen Zeichen unter dem Kruzifixus, der Schädel und die Gebeine, mögen sie nun in der ursprünglichen Höhlung liegen oder nicht. Das Symbol ist nichts andres als eine bildliche Darstellung der Legende, von der soeben geredet wurde. Diese ist freilich im Laufe der Jahrhunderte so ziemlich in Vergessenheit geraten, aber die Ausstattung des Kruzifixus, in der sie sich einen sinnenfälligen Ausdruck geschaffen hat, ist noch heute nicht ganz außer Uebung gekommen.

G

*) Was der Herr Verfasser hier als zweifellos bezeichnet, kann freilich noch nicht als „anerkannt" gelten; aber er selbst liefert jedenfalls einen der beachtenswertesten Gründe in seinen obigen Ausführungen. Die älteste Darstellung des gekreuzigten Herrn, die wir noch heute besitzen — auch litterarisch wissen wir von keiner ältern — ist eine abendländische; es ist ein Relief in der wohl aus dem fünften Jahrhundert stammenden Holzthür von S. Sabina in Rom. Doch besitzt man auch eine von dieser Darstellung zweifellos unabhängige Zeichnung in einer orientalischen (syrischen) Handschrift des sechsten Jahrhunderts. Jedenfalls widerspricht unser bisheriges Wissen der Annahme orientalischen Ursprunges des Kruzifixes nicht. L

Römisches

(Die evangelische Predigt in Spanien und die „Germania") Für die Art, wie das katholische Volk über die Fortschritte der Evangelisation auf katholischem Gebiet beruhigt wird, ist im höchsten Maße bezeichnend ein Artikel der Germania vom 6. April d. J. (Erstes Blatt). Es heißt hier:

„Mit der Verbreitung des Protestantismus in Spanien steht es keineswegs so glänzend, wie vielfach lutherische Missionsprediger die Katholiken glauben machen wollten. Bei einer kürzlich in Glasgow gehaltenen Konferenz sah Reverend Munrow sich genötigt, den vollständigen Mißerfolg der protestantischen Propaganda in Spanien zu konstatiren. Die Missionen geben durchschnittlich jährlich 40 000 Mark zur »Förderung der Bekehrungen« gänzlich vergebens aus. Was die Ausübung der Mission selbst betrifft, so wirkt sie auf mannichfaltige Weise: durch Erbauung von Kirchen, Errichtung von Schulen mit unentgeltlichem Unterricht, öffentliche Versammlungen u. s. w. Bibeln werden zu Tausenden gratis verteilt, ebenso Traktätchen und sonstige »erbauliche« Schriften und Schriftchen. In Madrid allein giebt es 10 protestantische Bethäuser, die sämtlich jahraus jahrein leer stehen. Reverend Munrow erzählte, er sei eines Tages während des Gottesdienstes in die protestantische Hauptkirche in Madrid eingetreten, die 1200 Personen zu fassen vermag; er habe aber nur 80 Personen darin gefunden; und diese 80 waren keine Spanier, sondern meist Engländer und Amerikaner. Wenn schon ein protestantischer Pfarrer selbst so spricht, dann muß es wohl sehr kläglich um das »Evangelisationswerk« auf der hesperischen Halbinsel stehen. Seit einigen Jahren beginnen auch die Geldmittel zu mangeln und die Missionen sinken rasch. Eine vor wenigen Jahren in Malaga errichtete sehr blühende protestantische Kolonie, so berichtet Herr Munrow weiter, sei heute fast gänzlich verschwunden. Wäre es angesichts solcher Erfahrungen nicht besser, die Bibelgesellschaften behielten ihr Geld oder sie verwendeten es auf nützlichere Zwecke?"

Wir haben diesen Artikel an Herrn Pastor Fliedner in Madrid (vgl. Nr. 33 d. vor. Jahrgs.) gesandt und erhielten von ihm folgende, unsrer Bitte gemäß zur Veröffentlichung bestimmte Antwort:

Madrid, Almudena 3, 16. 4. 88.

Für die Zusendung des Artikels der „Germania" herzlichen Dank. Wir, die wir mitten im römischen Wesen leben, widmen solche Fälschungen im besten Falle dem Papierkorb. Da aber die deutschen Leser immer noch naiv genug sind, zu meinen, es könne doch ein Körnchen Wahrheit daran sein, auch dieser Fall eine vorzügliche Illustration der Kampfesweise unsrer Gegner bietet, will ich in Kürze darauf erwidern.

Zunächst führe ich die Antwort an, welche ein schottischer, in Madrid lebender Pastor, Jameson, im „Christian Leader“ (5. April) in Bezug auf diesen „Verfall protestantischer Missionen“ gegeben hat.

„Die genaueste, eben vollendete Statistik der evangelischen Gemeinden Spaniens,“ sagt Mr. Jameson, „ergiebt 3000 Kommunikanten und 10 000 andre Gemeindeglieder, mit 6000 Kindern in verschiedenen Schulen. Das sieht nicht gerade nach Verfall aus, nicht wahr? Das evangelische Element ist also in 19 Jahren in diesem Lande Philipps II. und der Inquisition von Nichts zu dieser Anzahl angewachsen. Gewiß, kein geringer Grund zur Freude. Doch das ist noch nicht alles. Neulich (am 16. März) kam Königin Isabella in Madrid an. Bei solcher Gelegenheit pflegt das ganze Ministerium auf der Station zu sein; diesmal war nur der Minister des Innern da. Wo waren all die andern? Der Minister mußte der sehr katholischen Exkönigin sagen: J. M. muß die Abwesenheit meiner Kollegen entschuldigen, denn sie sind alle zur Gedächtnisfeier des Kaisers von Deutschland in die evangelische Kapelle gegangen. In der That, der Premierminister Sagasta an der Spitze des Ministeriums, der Infant Spaniens, Sohn des Herzogs von Montpensier, und alle hohen Palastbeamten waren in der spanisch-evangelischen Kapelle bei der Gedächtnisfeier für den großen deutschen Kaiser anwesend. Das sieht ganz wie Verfall aus, nicht wahr? Im letzten Sommer schloß der Präsident einer der Abteilungen der ersten wissenschaftlichen Gesellschaft in Madrid seine Rede mit einem Zitat aus den Sprichwörtern Salomos und sagte, er habe es aus der protestantischen Uebersetzung genommen, welche jetzt, wie er ganz unaufgefordert hinzusetzte, in aller Leute Händen ist. Dieser Präsident ist das zweite Haupt der großen konservativen Partei, D. Francisco Silvela. Nein, die protestantischen Missionen sind nicht verfallen oder dem Verfall nahe; vielleicht ist ihr Fortgang langsamer, als begeisterte Anhänger wünschten; allein über die ganze Halbinsel hinüber sieht man wachsende Zeichen eines ruhigen und sehr befriedigenden Fortschrittes, und eines nicht fernen Tages werden wir erstaunen, zu sehen, was Gott gewirkt hat. — Mit Bezug auf die einzelnen »Thatsachen«, die der Artikel anführt, genügt es, zu sagen, daß es in Madrid nicht 10 evangelische Bethäuser giebt, sondern nur 5, daß es darunter keines giebt, das 1200 Personen faßt, und es ist ja möglich, daß der verehrte Herr bei einer Gelegenheit 93 Personen dort angetroffen hat, obgleich die Ziffer 93 merkwürdig genau aussieht für einen Ueberschlag, den er dort gemacht haben will. Aber was ich ganz bestimmt zurückweisen kann, ist, daß die Hälfte Fremde gewesen seien. Der englische Gottesdienst zählt nicht viel mehr als 30 der hier ansässigen Landsleute, der deutsche noch weniger, und es ist ganz sicher, daß in der erwähnten Kirche nie ein spanischer Gottesdienst stattgefunden hat, in dem die Hälfte der Zuhörer aus Fremden bestand In Bezug auf den früheren Priester in Malaga ist es ganz wahr, daß er zur römischen Kirche zurückkehrte, aber nur um seiner Entlassung wegen grober Unsittlichkeit zu entgehen. Und seit der Zeit hat er bereits wieder sehr demütige Bitten um Wiederaufnahme in die evangelische Gemeinde vorgebracht, denen kein Gehör geschenkt worden ist.“

So weit Mr. Jameson, dessen Angaben ich Wort für Wort bestätigen kann; jedenfalls ist seine Statistik eher unter als über dem Thatbestande. Aber zweierlei sollen die Freunde dabei noch merken. Zunächst: Ist es nicht interessant, daß auch die 93 Zuhörer, die der betreffende Herr gefunden haben will, bei der „Germania“ noch zu 80 zusammenschmelzen, und daß seine Behauptung, etwa die Hälfte seien Ausländer gewesen, von der Germania in „meist Engländer und Amerikaner“ verwandelt wird? Die Lüge wächst im Fortgang.

Aber das Beste kommt noch. Um dieser durchaus unwahren Angabe Glauben zu verschaffen, wird besonders hervorgehoben, daß es sehr kläglich um das „Evangelisationswerk“ bestellt sein müsse, wenn schon ein protestantischer Pfarrer selbst so spreche. Und nun höre und staune, liebes Publikum. Der betreffende Reverend war ein römisch-katholischer Priester!! und seine Rede fand Sonntag Lätare, den 11. März, abends in dem römisch-katholischen Andreasdome in Glasgow statt. Nicht wahr, das sind, wie Paulus sagt, „kräftige Irrtümer, daß sie glauben der Lüge!“ Wenn die „Germania“ solche Mittel anwendet, muß es wohl sehr kläglich um ihre Sache bestellt sein.

Mit freundlichem Gruß Fritz Fliedner, Pastor

Dies Beispiel römischer Berichterstattung möge unsern Lesern für ähnliche Fälle den Vorrat gründlichen Mißtrauens liefern, der die Ehrfurcht vor dem mit Druckerschwärze bedruckten Papier auszugleichen vermag. L

Bücher und Schriften

(Stöckers Evangelienpredigten) Der bekannte Berliner Hofprediger Stöcker hat in einem Bande von 447 Oktavseiten 56 Predigten über die Evangelien des Kirchenjahres 1885—86 herausgegeben (Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Ein Jahrgang Volkspredigten über die Evangelien des Kirchenjahres von Adolf Stöcker, Hof- und Domprediger in Berlin. 1887); wenn nicht die zweiten Festtage unvertreten wären, so könnte der Jahrgang vollständig heißen. Dem Vorwort zufolge hat er diese Predigten im Laufe des Jahres einzeln in einer Auflage von 115 000 Exemplaren drucken und verteilen lassen, in den Straßen Berlins, aber auch draußen im Reich, zumal unter den Evangelischen in der Zerstreuung. Gewidmet ist die nunmehrige Sammlung „allen sonntagslosen Brüdern und Schwestern,“ womit ihrer Ausbreitung aber keine Grenzen gesetzt sein sollen.

„Volkspredigten“ will der Verfasser liefern. In vieler Hinsicht hat er ein Recht zu solchem Anspruch. Er besitzt eine eigentümliche Beredsamkeit, die, weil sie echt ist, den gemeinen Mann ebenso anmutet wie den gebildeten Leser; er macht keine rhetorischen Kunststücke, flicht nicht glänzende Perioden, sondern redet in kurzen Sätzen, allgemein verständlich, einfach, markig, schlagend. Niemals hat er nach dem Ausdruck erst gesucht; Fremdworte wie Fanatismus, Triumphator, memento mori sind eine Seltenheit; die zahlreich eingestreuten Bilder pflegen dem Anschauungskreise des „Volkes“ entnommen zu sein. Keine Predigt ist übermäßig ausgedehnt; eingestreute Verse aus alten Kirchenliedern, Bibelsprüche, Erzählungen aus Vergangenheit und Gegenwart, hin und wieder Berichte über Selbsterlebtes erhalten das Interesse lebendig. Zur Bequemlichkeit des Lesers werden Thema und Disposition kräftig herausgehoben, die Unterteilung ist nie weit getrieben, den Schluß bildet jedesmal ein Gebet in der Stimmung der Predigt, bisweilen von lapidarischer Feierlichkeit. Mit heiligem Ernst lehrt, mahnt und straft der Prediger; allewege nennt er die Sünde beim rechten Namen und er schildert sie im ganzen ohne Uebertreibung, ohne Zweideutigkeit. Dabei hat er zwar meist großstädtische Zustände vor Augen, und absichtlich beläßt er es nicht bei allgemeinen Wendungen, sondern legt die Finger auf das Konkrete, das Einzelne in Gutem wie Bösem, aber dadurch wird seine Arbeit noch nicht für Landgemeinden unbrauchbar — die Menschen und ihre Fehler sind ja überall dieselben.

Wenn ich trotzdem Stöcker nicht für einen Volksprediger ersten Ranges halten kann, so liegt das nicht an einzelnen Flüchtigkeiten. Kleine Irrtümer, wie S. 100, daß Jakobus der Zebedaide „der erste Märtyrer“ heißt, und ein geschmackloses Bild, wie S. 184: „Eine versöhnte Menschheit tauchte aus den Blutströmen des Menschensohnes empor und wurde frei von Schuld,“ laufen wohl dem Besten mit unter. Selbst so ein matter Satz mag hingehen, wie der des Gebets S. 278: „Gieb den Millionären in unsrer deutschen evangelischen Kirche den großen Sinn, daß sie in dieser Entscheidungszeit viel (!) thun zum Aufbau deines Reiches.“ Schon bedenklicher ist die logische Anfechtbarkeit vieler Dispositionen; denn dazu kommt, daß innerhalb der einzelnen Teile vieles steht, was mit ihren Ueberschriften gar nichts zu thun hat — dieser Redner liebt es nicht, seine Gedanken in strenger Zucht auf einem Wege vorwärts zu führen. Aber das Hauptgebrechen dieser Volkspredigten liegt in dem Inhalt, ist der Mangel an Originalität und Fülle der Gedanken. Weder in der Auslegung des Schriftwortes, die übrigens sicher nicht die stärkste Seite Stöckers ist, noch in der Anwendung desselben bietet er in nennenswertem Grade Eigentümliches und Neues. Er hat gewisse Lieblingsideen, die kehren immer wieder, und leider sind eben diese, so gewiß er die Verantwortung dafür auf ältere Schultern abwälzen kann, nicht das Wichtigste am Christentum, auch nicht das, wodurch in unsrer öden und zerfahrenen Zeit neues Glaubensleben erweckt werden kann. Das kirchliche Dogma wird wohl gepriesen, aber kaum für das christliche Leben der Gegenwart verwertet, ein Beweis, daß eine geniale innere Aneignung nicht vollzogen worden ist und — was das Empfindlichste — die evangelischen Grundgedanken, soweit sie überhaupt auftreten, erfahren durchgehends eine Veräußerlichung, durch welche der Prediger sich näher und näher an die katholische „Schwesterkirche“ heranschiebt.

Bedenklich ist schon die Behauptung S. 261: Karl V., „Luthers bitterster und stärkster Gegner,“ sei zuletzt „in einem Kloster ganz wie ein evangelischer Christ“ gestorben. Aber bedeutsamer als das ist die Thatsache, daß Stöcker auf die guten Werke des Christen ein ganz unverhältnismäßiges Gewicht nicht nur legt, sondern das Gutesthun beinahe prinzipiell oberflächlich definirt als Unterstützung der Kirche und ihrer guten Anstalten. Spenden für die Werke der äußern und inneren Mission und Wohlthätigkeit überhaupt sind das Einzige, was ihn mit der Existenz großer Reichtümer in christlichen Händen versöhnen kann — genau der Standpunkt des katholischen Mittelalters. Eben dahin gehört die Anschauung (S. 389), „daß den Christen die Zeit mit ihren Mühen und Arbeiten nur (!) eine Zurüstung für das ewige Leben sei, daß darum Christen nur für die Ewigkeit sorgten, während die Sorge für die Gegenwart heidnisch ist“: eine ganz unevangelische Entwertung der irdischen Lebensaufgaben. Ich halte es auch nicht für zufällig, daß z. B. S. 6 über das Wort Gottes das „heilige Sakrament als Allerheiligstes“ gestellt wird; womit enge eine überhohe Schätzung der Kirche und des kirchlichen Amtes zusammenhängt. Am liebsten nennt Stöcker die Prediger oder Pfarrer „Geistliche,“ und wenn er auch gelegentlich jammert, daß heute die Kirche vielfach wie ein Vortragssaal behandelt wird, „in dem jeder Geistliche predigen kann, was er will“ (S. 350), so spricht er doch von dem geistlichen Amt nicht selten in einem Tone, der bei einem Träger desselben doppelt peinlich berührt, besonders auch in der Totenfestpredigt, wo er die unentbehrlichen „Krämer“ im Gleichnis von den zehn Jungfrauen auf die Geistlichen deutet, welche über Wort, Sakrament und Spruch der Absolution verfügen. „Außerhalb der Kirche kein Heil,“ das erklärt er mit Rom S. 380 ausdrücklichst: „Es soll keiner denken, die Welt könne Frieden und Trost der Seele, Sündenvergebung und heiliges Leben außerhalb der Kirche empfangen.“ — Für die Vergebung der Sünde wie für die Heilung des Aussatzes sind feste Regeln. Es heißt auch da: „Gehet hin, zeiget euch dem (!) Priester“ u. s. w. Eben solche Aeußerlichkeit sehe ich in der Begeisterung, mit welcher Stöcker S. 172 die erfüllten Prophezeiungen als das Tiefste und Wunderbarste im Worte Gottes preist und S. 71 beteuert: Jesus mußte Wunder thun, „ich würde nicht an ihn glauben, wenn er auf Erden wandelte wie ein gewöhnlicher Mensch!“ Und was sagt evangelischer Glaube zu dem Ausruf S. 277: „Es ist der tiefste Schade unsrer Zeit, daß .... unter vielen Christen die Hölle nicht mehr geglaubt wird“?

Recht mangelhaft sind auch Stöckers apologetische Leistungen: man

wird kaum Schwächeres ersinnen können, als was er S. 264 vorträgt, um die lächerlichen Zweifel an der Dreieinigkeit zu widerlegen, und S. 60 sollen wir überzeugt sein, daß sich der Maria in den zwölf Jahren bis Luk. 2, 49 die Geschichte der Geburt Jesu verwischt hatte. Und der Prediger, der seinem „Volke" S. 112 Calvins Prädestinationsdogma als „Irrlehre" vorführt und S. 113 so exakt die „gottmenschlichen Lippen" nur noch am Thron der Gnade für uns bittend denkt, der sich bis zu der Paradoxie versteigt (S. 184), Christus rang um die Seligkeit der Welt und übermochte den Vater (!), der bemerkt gar nicht, wie nach seiner Darstellung S. 99 nur die Annahme übrig bleibt, daß mindestens Mose und Elias das ewige Leben vor und ohne Christus erlangt haben, daß diese beiden „durch die Liebe Christi verwandten" Männer seines Opfertodes nicht bedurften. Daß an einzelnen Stellen wider den unrecht erworbenen Mammon eine fast aufreizende Sprache geführt, in der Predigt, welche für die Judenmission erwärmen sollte, nur Widerwille gegen die Juden erweckt und gelegentlich die „Feinde in der Kirche" mit gründlicheren Maßregeln bedroht werden, erwähne ich nur nebenbei: denn im ganzen ist anzuerkennen, daß Stöcker sich des agitatorischen Tones zu enthalten sucht. — Der schließliche Eindruck ist, daß dieser Mann, wenn er mehr in die Tiefe als in die Weite ginge, als Prediger Hervorragendes leisten könnte; aber entweder ist er doch selbst nicht reich genug, um den Armen des evangelischen Volkes das echte Evangelium zu predigen, oder er nimmt sich nicht die Zeit, seine Reichtümer auszuschöpfen. J

(Kaiserbücher) War schon der neunzigste Geburtstag des verstorbenen Kaisers eine dankbare und reich benutzte Gelegenheit, unserm Volke ein Lebensbild seines geliebten Herrschers zu bieten — wir verweisen hier besonders auf das reich illustrirte und gut geschriebene Buch von Oskar Meding: Neunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt; Großoktav, 156 S.; 2 M. —, so ist es jetzt nach des Kaisers Tode geradezu eine ernste Pflicht, durch gute Schriften dieses reiche, gottbegnadete, gesegnete und segnende Leben unserm Volke recht vertraut und lieb zu machen. Jetzt, nach so seligem Sterben, ist dieses Leben noch ungleich eindrucksvoller geworden. Mit Freuden begrüßen wir daher zwei Kaiserbüchlein, die, weil aus dem Herzen geschrieben, den Weg zu den Herzen finden werden und zur Massenverbreitung sich vorzüglich eignen. Wir meinen die Büchlein von Rogge (Kaiserbüchlein 1797—1888. Mit 70 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1888; 104 S.; Einzelpreis 50 Pf.) und von Disselhoff (Kaiserbüchlein oder Kaiser Wilhelms Lehr- und Meisterjahre. 4. Aufl. Kaiserswerth, Diakonissenanstalt; 168 S.; Einzelpreis 40 Pf. excl. Porto; in Partien von mindestens 25 Expl. à 30 Pf.).

Ersteres Buch zeichnet unter Berücksichtigung alles Wichtigen mit scharfen Strichen das Leben des Kaisers und weiß dabei uns recht deutlich zum Bewußtsein zu bringen, wie unser Kaiser von Anfang an ein Charakter aus einem Gusse war, wie dieses Leben, so reichbewegt, doch bis in die letzten Stunden hinein ein in sich geschlossenes, festes Ganze war, stets immer und überall von denselben Gedanken getragen, auf dasselbe Ziel gerichtet. Tritt dies bei Disselhoff weniger deutlich hervor, so kommt das daher, daß Disselhoff ausführlicher erzählt und sich auch kleine Züge nicht gern entgehen läßt. Wir begreifen es, daß von diesem Büchlein bereits 300 000 Exemplare abgesetzt worden sind. — Vetters Schriftchen: Der selige und erbauliche Heimgang des deutschen Kaisers Wilhelm I. (Schreiberhau, Schlesischer Zentralenthaltsamkeitsverein; 20 Pf.) giebt eine an sich dankenswerte Zusammenstellung dessen, was Tagesblätter, wie Nationalzeitung, Kreuzzeitung und Reichsbote, über Tod und Begräbnis des Kaisers gebracht haben, mit einigen daran geknüpften, zum Teil recht geschmacklosen Reflexionen (vgl. z. B. S. 37). Zu den „Kaiserbüchlein" können auch die mancherlei Gedächtnis-Predigten und -Reden gerechnet werden, die durch den Druck einem weitern Publikum zugänglich gemacht sind. Eine Besprechung der einzelnen uns zugekommenen Veröffentlichungen dieser Art ist unmöglich, eine bloße Aufzählung zwecklos. Der Verbreitung dieser Predigten und Reden sind naturgemäß engere Schranken gezogen, als es bei den eben besprochenen Büchern der Fall ist; aber wir sind überzeugt, daß auch sie in ihrem Kreise dazu beitragen werden, „die Mahnung des scheidenden Kaisers an sein geliebtes deutsches Volk", welche jeder Prediger aus den Nachrichten über des Kaisers Sterben herausgehört hat — Geh. Kirchenrat Professor D. Baur in Leipzig hat seiner Gedächtnispredigt ausdrücklich diesen Titel gegeben —, in unser Volk hineinzutragen. P D

(Eine Streitschrift gegen unsre moderne Litteratur) Im dritten Hefte des dreizehnten Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Heilbronn, 1887; 59 S.; 1,20 M.) hat Dr. G. Oertel über „Die litterarischen Strömungen der neuesten Zeit, insbesondre die sogenannten Jungdeutschen" gehandelt. Er unterzieht fast die gesamte deutsche Belletristik der Gegenwart einer Besprechung, in welcher durchgehends der höchste ideale Standpunkt eingenommen wird. Das hat zur Folge, daß der Verfasser manchen lesbaren und anerkennenswerten Leistungen auf dem behandelten Gebiete, besonders solchen humoristischer Art, nicht gerecht wird. Anderseits ist dagegen sein streng sittliches Urteil über schlüpfrige und verderbliche, wenn auch etwa glänzend geschriebene Erzeugnisse der schönen Litteratur, namentlich über die so beliebte Gattung des psychologischen Romans, in welcher mehr oder weniger verhüllt der Zügellosigkeit das Wort geredet wird, beherzigenswert. Fast die Hälfte der Schrift gilt der jüngsten Litteratenschule, den sogenannten Jungdeutschen, welche, noch über den französischen Naturalismus hinausgehend, angeblich als Vertreter neuer Ideen, eine nicht mehr menschenwürdige Sinnlichkeit empfehlen. Daß diese Richtung zu verwerfen ist, steht für Oertel außer Frage. Allein da er ihren Vertretern, welche zum Teil kaum das Knabenalter überschritten haben, Unklarheit und Unreife nachweist, heißt es ihnen zu viel Ehre anthun, wenn man ihren Bestrebungen allzuviel Gewicht beilegt. Das geschieht aber in der Oertelschen Schrift. Ueberdies läßt sie in allerdings begreiflicher Entrüstung oft in Ausdruck und Ton die Würde vermissen, die dem in ihr vertretenen idealen Standpunkte angemessen wäre. O R

Anmerkung der Redaktion. Wir haben einer ausführlichen Besprechung der Oertelschen Schrift die vorstehende kurze Notiz vorgezogen; denn es schien uns der Bedeutung dieser Schrift nicht zu entsprechen, in lange prinzipielle Auseinandersetzungen mit dem Verfasser einzutreten. So notwendig der Kampf gegen „die litterarischen Strömungen der neuesten Zeit" ist, so schwierig scheint er uns zu sein. Denn eine von ernstem, sittlichem, christlichem Standpunkte aus geübte Kritik wird nur dann die Sache fördern und dem Christentum nicht schaden, wenn sie von umfassendster Kenntnis zeugt, ein wirkliches Verständnis auch für formale Schönheit verrät, unbestechlich das in ästhetischer Hinsicht Mittelmäßige oder gar Schlechte auch dann als solches bezeichnet, wenn es in bester Absicht geschrieben ist, wenn sie endlich nirgends die vornehme Mäßigung verleugnet, in welcher die sittliche Ueberlegenheit schon in der Form sich einen Ausdruck schaffen muß. Die Oertelsche Schrift entspricht diesem Ideale nicht. Dagegen weisen wir auch hier auf die in dieser Nummer unter dem Redaktionsstrich befindliche Anzeige der Verlagshandlung des deutschen Litteraturblattes hin. Wie schon in Nr. 16 d. Bl. (S. 156) gesagt worden ist, verfolgt das deutsche Litteraturblatt eben die Ziele, die wir bei unsern Besprechungen litterarischer Erscheinungen im Auge haben. Je weniger nun wir eine vollständige Berücksichtigung der neuern belletristischen Litteratur, eine planmäßige litterarische Berichterstattung in diesen Spalten erstreben können, desto mehr sei „das deutsche Litteraturblatt" unserm Leserkreise empfohlen. L

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Das deutsche Litteraturblatt

— begründet von **Wilh. Herbst**, redigirt von Dr. **R. Pfleiderer** in Ulm, Verlag von **F. A. Perthes** in Gotha —

hat in seinem letzten X. Jahrgang sechshundert Werke und Schriften in 52 Nummern von ½—1 Bogen zur Besprechung gebracht. In eingehenden und selbständigen Beurteilungen ist die ganze litterarische Bewegung der Gegenwart, wie sie im Rahmen des letzten Jahres hervortritt, überschaut und charakterisirt worden. Neben der schönen Litteratur und dem **Orientirungsbedürfnis der gebildeten Familie** in derselben wird den allgemein-wissenschaftlichen Schriften, soweit sie nicht rein fachlicher Art sind, ein besondres Augenmerk gewidmet, unter Verweisung der Referate ausschließlich an zuständige Fachgelehrte. Eine Reihe selbständiger Abhandlungen an der Spitze des Blattes über hervorragende Gestalten und Fragen wie: das junge Deutschland, Th. Storm, Schack, Freytag, Ranke, Tolstoi, Ibsen, Amerikanische Humoristen, ultramontane Geschichtschreibung ꝛc. beansprucht insbesondre bleibenden Wert. Das „Deutsche Litteraturblatt" vertritt gegenüber dem einseitig ästhetischen auch den ethischen, sittlich-religiösen Standpunkt der Beurteilung, macht gegen Ultramontanismus wie Naturalismus in der Litteratur mit Entschiedenheit Front und bringt neben unabhängigen, gediegenen wie anziehenden Referaten auch fortlaufende Bibliographie, Zeitschriften-Summarien u. dgl. Mitteilungen. Aus Nr. 1—4 des XI. Jahrg.: Zur Litteratur über die Königin Luise von Prof. Kluckhohn in Göttingen; Goethes Faust und der „Urfaust" von Prof. Koch in Marburg; Das Heinedenkmal; Hamerlings Homunculus von Richard Weitbrecht; neue Romane und lyrische Dichtungen von demselben; Richard Bürkner, Paul Lang u. a.; Morneweg, Joh. v. Dalberg von Freih. v. Liliencron in Schleswig; Zur Geschichte des Oratoriums von Prof. H. A. Köstlin in Friedberg; Sohm, Kirchengeschichte von Leop. Witte in Pforta; Ein Schüler Janssens (Joh. Dieffenbach) von Gustav Bossert; Sybel, Weltgeschichte der Kunst von Prof. Krell in München ꝛc. Das reichhaltige und gediegene Blatt rechnet auf die wachsende Teilnahme des deutschen Hauses, der Lesezirkel und aller derjenigen, welche das Bedürfnis einer charaktervollen und planmäßigen litterarischen Berichterstattung in unsrer Zeit erkennen.

Das Litteraturblatt kostet durch die Post oder durch den Buchhandel bezogen vierteljährlich nur 1,50 M. **Der Verlag**

Die zu der unirten Waldeckischen Landeskirche gehörige Pfarrstelle in der Stadtgemeinde **Sachsenhausen**, mit welcher der Pfarrdienst in den Gemeinden Alraft, Ober- und Nieder-Werbe verbunden, soll alsbald neubesetzt werden. — Das Einkommen beträgt nach dem Anschlage neben freier Wohnung und 60 Rm. Brennholz etwa 2000 M. jährlich. — Meldungsgesuche sind mit Lebenslauf und Zeugnissen innerhalb 4 Wochen an uns einzusenden.

Arolsen, den 18. April 1888,

Fürstlich Waldeckisches Konsistorium
Ebersbach

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 20 **Leipzig, den 13. Mai** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Vor dem Pfingsttage — Wie predigt uns Luther von der Himmelfahrt Christi? 2 — Unsre Stellung zu den sozialen Parteien: 2. Manchestertum und Sozialismus — Bonifaz in Freytags „Ahnen" und in der Geschichte. 1 — Aus dem Gustav-Adolf-Verein: Der Gustav-Adolf-Verein und Kaiser Wilhelm; D. Ebert in Kassel †; Aus der Schweiz. Vom protestantisch-kirchlichen Hilfsverein; Vier Millionen Mark Schulden — Verschiedenes: Luthers letzte Worte zu Worms; Aus Baden — Dank und Bitte

Vor dem Pfingsttage

Apostelg. 1, 12—26

Pfingsten steht vor der Thür. Da singt die Christenheit:

Zeuch ein zu deinen Thoren,
Sei meines Herzens Gast —
O hochgeliebter Geist.

Ob er wirklich zu uns kommen wird, der heilige Zeugengeist, der des Fleisches Blödigkeit niederzwingt und die, welche er sich zur Behausung erkoren, fröhlich und getrost macht, daß sie bekennen, ohne sich zu schämen, daß sie werben für Christi Reich, ohne zu ermatten? — Ist dieser Geist auch eine Gnadengabe, so erfüllt er doch mit seiner Gnaden Gut nicht eines jeden Herz, Mut und Sinn, noch wirkt er willkürlich den einen erwählend, den andern ausschließend. Er kommt zu dem, der bereit ist, ihn zu empfangen. Was es aber um solche Bereitschaft sei, das lehrt besser als viele Worte die Geschichte von den Elfen, welche durch die Wahl eines Zwölften an Judas Statt sich rüsten auf den Tag der Pfingsten.

Freilich, manche wissen aus dieser Geschichte nicht mehr zu lernen, als daß es den Christen gestattet sei, in zweifelhaften Fällen zur Entscheidung das Loos zu gebrauchen. Andre meinen gar, die Apostel hätten durch die Neuwahl des Matthias in vorwitziger Weise der göttlichen Entscheidung vorgegriffen, welche den Paulus an des Judas Stelle bestimmte. Statt solcher schiefen und unrichtigen Erwägungen hätte man lieber fragen sollen: Was bewegte das Herz der Elfe, als sie zusammentraten, um den Herzenskündiger zu bitten, ihnen anzuzeigen, welchen er erwählt habe, „daß er empfange diesen Dienst und Apostelamt, davon Judas abgewichen ist, daß er hinginge an seinen Ort." Hört man es nicht diesen Worten des Petrus an, wie der Jünger Herz noch erschüttert ist von dem, was mit dem unglücklichen Menschen geschehen, der mit ihnen gezählt war? Und es kann nicht nur der Schmerz über die Blutthat des Judas gewesen sein, was der Jünger Herz erfüllte. Die Erinnerung an die furchtbare Schuld ihres Genossen mußte ihre Mitschuld sie schwer empfinden lassen. Neben dem Verrat des Judas steht die Verleugnung des Petrus und die feige Flucht und Hoffnungslosigkeit aller Jünger.

Doch so tief dies alles der Jünger Herz bewegt haben mag, sie bleiben nicht darin haften. Wie es der wahren evangelischen Buße Art ist, so haben auch die Jünger aus allem Schmerz über eigne und fremde Schuld sich durchgekämpft zu mutigem Glauben. Nicht Vorwitz ist es, wenn die Elfe die von Jesus erwählte bedeutungsvolle Zwölfzahl durch Neuwahl ergänzen, sondern Glaube, welcher seines Gottes gewiß ist:

Was er sich vorgenommen
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Was auch geschehen ist seit den Tagen, da Judas den Herrn verriet — aus den Trümmern, in die ihre Welt zerfallen war, sind sie mit Christo auferstanden zu einem neuen Leben unbefleckter und unverwelklicher Hoffnung. Scheint es vor Menschenaugen als ein Wahnwitz, daß sie den von seinem Volke verworfenen und gekreuzigten Jesus, der sich zwar ihnen lebendig erwiesen hatte, aber „nicht allem Volk", als Messias, als himmlischen König verkünden wollen, und mag ihnen selbst noch so laut das Prophetenwort im Ohr klingen: „Herr, wer wird unsrer Predigt glauben" — dennoch, dennoch wird es gelingen. Trotz des Grimmes seiner Feinde, trotz der Sünde und Schwachheit seiner Freunde wird Jesus siegen und aufrichten das Reich „ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit." Deß zum Zeugnis füllen durch Wahl des Matthias die Herolde Jesu die Lücke aus. Was sie thun, ist nichts andres, als was Jesaia that, als er die Stimme Gottes hörte: „Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein?" Er sprach: „Hier bin ich, sende mich!" — Da steht sie wieder unverkürzt der heiligen zwölf Boten Zahl, eines Glaubens mit den alten Propheten und gleich ihnen durch Glauben von Gott gemacht zur eisernen Säule und ehernen Mauer wider die Könige Judas, wider ihre Priester und das Volk im Lande. Jesu Befehl im Herzen rüsten sie sich zu ihrem Werk, als Krieger Gottes des Sieges gewiß: „Heilig ist unser Gott. Alle Lande müssen seiner Ehre voll werden!"

Wen kann es Wunder nehmen, daß auf diese und alle, die mit ihnen einmütig in Beten und Flehen sich verbanden, der Geist aus der Höhe herabfuhr? Zuckt es nicht schon wie Wetterleuchten über ihren Häuptern, klingt es nicht schon wie Weissagen aus ihren Reden? Pfingsten steht vor der Thür. Hier ist die Gemeinde, an welcher der Herr seine Weissagung erfüllen kann: „Auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in den letzten Tagen von meinem Geist ausgießen und sie sollen weissagen!"

Auch unser und unsrer Kinder ist diese Verheißung, falls wir gerüstet sind, wie die Jünger des Herrn, zubereitet in Buße und Glauben: in der Buße, welche sich der ganzen Schwachheit und Sünde der Welt bewußt ist; welche nicht bloß der eignen Vergehungen gedenkt, sondern des Bruders Sünde fühlt als die eigne und die Last des Volkes und der Kirche mitträgt in dem Bewußtsein, mitschuldig und mitverantwortlich zu sein für alles, was dem Kommen des Reiches Gottes widerstrebt; in dem Glauben, der auch unter dem Zusammensturze der Welt triumphirt, dem alle Macht des Sinnlichen und Sichtbaren federleicht

wiegt gegenüber der Macht heiliger Liebe, durch welche sich der lebendige Gott in Christo der Welt geoffenbart hat. Wo solche Buße und solcher Glaube im Herzen gehegt wird, da ist es wohl vorbereitet für den heiligen Zeugengeist der Pfingsten; da werden Männer erstehen, welche ohne viele Künste und Klügeleien durch Wort und Wandel ein Zeugnis ablegen, das Leben wirkt, weil es aus dem Leben stammt.

Ob wir solcher Männer bedürfen in diesen für Volk und Kirche so ernsten Zeiten? Gott weiß es! — Ach, daß ein rechtes Pfingstfest unserm Volke erwüchse aus ernster Buße und mutigem Glauben! Wir wollens erflehen von dem, welcher verheißen hat, seinen heiligen Geist denen zu geben, die ihn darum bitten. Exaudi —, erhöre uns! Komm, o komm du Geist des Lebens!

Sp

Wie predigt uns Luther von der Himmelfahrt Christi?

2

Bereits aus den im ersten Artikel mitgeteilten Ausführungen Luthers über die Himmelfahrt Christi selbst gewinnt man eine Vorstellung auch von dem, was Luther über den Himmelfahrtsglauben denkt. Es ist eben charakteristisch für Luther, daß er die Geschichte an sich gar nicht ins Auge fassen will, er fragt sofort: was bedeutet sie uns? was ist sie für den Glauben? Er verknüpft so von Anfang an die Himmelfahrt mit dem Himmelfahrtsglauben. Doch würden wir uns etwas entgehen lassen, wenn wir nicht mit seinen eignen Worten die Folgerungen ziehen wollten aus dem, was schon mitgeteilt ist.

4. Es ist der Glaube an die Himmelfahrt Christi — das ergiebt sich zunächst — seinem hauptsächlichsten und tröstlichsten Inhalte nach nichts andres, als die furchtlose Zuversicht des Christen, daß ihm nichts in der Welt schaden kann, weil alle Dinge dem Willen und Werke und daher auch den Freunden Christi förderlich und dienstlich sein müssen:

„Zum ersten, also sagt der achte Psalm (Vers 5 bis 7) von Christo: »Wie ein wunderlicher Mensch ist das, den du hast eine kleine Zeit Gottes mangeln lassen, darnach mit Preis und Ehre gekrönet; und hast ihn gesetzet über alle Werke deiner Hände, und alle Dinge hast du unter seine Füße gelegt.« Da redet der Prophet von einem Menschen zu Gott, und verwundert sich, daß ihn Gott eine kleine Zeit hat geniedriget . . .; aber bald hernach setzet er ihn, daß ihm mußte gehorsam sein alles, das im Himmel und auf Erden ist. . . . Darum sind es hohe, mächtige Worte, und geben dem Herzen großen Trost, daß die, so solches glauben, freudig und mutig werden, und darauf trotzen, und sprechen: Mein Herr Christus ist ein Herr über Tod, Teufel, Sünde, Gerechtigkeit, Leib, Leben, Feinde und Freunde, wofür soll ich mich fürchten? Denn wenn meine Feinde vor der Thür sitzen, und gedenken, sie wollen mich erwürgen, so gedenket mein Glaube also: Christus ist gen Himmel gefahren, und ein Herr über alle Kreatur worden; so müssen ja meine Feinde ihm auch unterthan sein; darum ist es nicht in ihrer Gewalt, daß sie mir schaden. . . . . Wenn das der Glaube fasset, und auf dem Artikel stehet, so stehet er wohl, und wird kühn und sicher, daß er saget: Will es mein Herr haben, daß mich jene töten, wohl mir, so fahre ich dahin. — Darum siehest du, daß er ist gen Himmel gefahren, nicht, daß er für sich selbst da sitze, sondern, daß er da regiere, alles uns zu gute, daß wir Trost und Freude daran haben. . . . Da sehet ihr . . ., daß Christus ein Herr ist über alle Welt von Gott gesetzet. Wenn der denn mein Freund ist, und ich es gewiß dafür halte, daß er für mich gestorben ist, und hat mir alles gegeben und sitze um meinethalben droben im Himmel . . . wer will mir denn was thun? oder, so man mir etwas thut, was will mirs schaden? . . . und ist nichts so groß im Himmel und Erde, darüber er nicht Gewalt habe. . . . Das ist nun die Gewalt, die er lässet predigen, daß alle, die an ihn glauben, von der Gefängnis ledig sind. Denn ich glaube an den, der Sünde, Tod, und alles, was uns ansicht, gefangen hat. Es ist eine liebliche und tröstliche Rede, wenn man prediget, daß der Tod also hinweggenommen und erwürget ist, daß man ihn nicht mehr fühlet oder empfindet; doch nur denen, die es glauben. Du wirsts nicht finden in deinen Werken, Fasten, Beten, Kasteien, Platten . . . und was du mehr thun magst, sondern allein an den Oertern, da Christus sitzet, und hingefahren ist, und dahin er das Gefängnis mit ihm geführet hat. Und darum, wer der Sünde will ledig sein, und errettet sein von Teufel und Tod, der muß dahin kommen, da er ist. Wo ist er aber? Hier bei uns ist er," und darum im Himmel gesessen, daß er nahe bei uns sei; so sind wir bei ihm dort oben, und er bei uns hier unten: durch diese Predigt kommt er herab, so kommen wir durch den Glauben hinauf." (XII, 165. 166. 167. 168.) — „Dieses schreckliche, unerträgliche Gefängnis, dem doch niemand entlaufen kann, soll nun in Ewigkeit gefangen sein, wie der 68. Psalm fröhlich singet: Christus ist in die Höhe gefahren, und hat das Gefängnis gefangen. Das ist, er hat erstlich dem Teufel . . . den Kopf zertreten, ihm seine Gewalt genommen . . . daß er hinfort mit seinen Engeln denen, so an den Herrn Christum glauben, in Ewigkeit nicht kann schaden. Und ob er gleich zornig ist, und greulich wütet und tobet, und um sich beißet, wie ein böser, wütiger Hund, an einer Ketten geschmiedet, so kann er doch nicht mehr, denn uns ein wenig schrecken . . .; aber uns weiter Schaden zu thun hat ihm unser lieber Herr und Heiland Christus verboten, deß Gefangener er ist. . . . Wie nun der Teufel, . . . also höret das Gesetz, geistlich verstanden, auch nicht auf, die Sünde zu offenbaren und dieselbige überaus sündig zu machen. . . . So sprichst du: Wo ist da Rat? Wer hilft hier? Da höre nun abermal . . . Psalm 68: Er, Christus, ist in die Höhe gefahren, und hat das Gefängnis gefangen, das ist, er hat dem Gesetz, das auch unser ärgster Feind war, und uns alle gefangen hielt . . . alle sein Recht und Macht, die es zu uns hatte, genommen. . . . Also auch läßts die Sünde nicht, sie reizt und lockt uns, ob sie uns könnte wider Gottes Willen bewegen und ein böses Gewissen machen. . . . Also ists mit dem Tode auch; er kanns nicht lassen, er muß die Zähne gegen uns blecken und sich stellen, als wolle er uns fressen. Wiederum können wirs auch nicht lassen, wenn wir mit Ernst daran denken, so fürchten wir uns, und erschrecken davor. Wie kommts denn, daß der Tod nicht ausrichtet, was er gern wollte, und die Christen nicht würget? Daher kommts, daß der Tod ein gefangener Tod ist, kann nicht so Schaden thun, noch würgen, als wenn ihn Christus nicht gefangen hielte. Darum, wenn er am meisten tobet und wütet . . . richtet er doch bei den Christen nicht mehr aus, denn daß er sie zu Gottes Wort treibet, daß sie dasselbe desto fleißiger üben, in sich bilden, und damit sich trösten mögen; da sonst, wo solche Furcht und Schrecken vor dem Tode nicht wäre, sie sich des Wortes nicht so ernstlich würden annehmen. . . . Das ist der Himmelfahrt unsers Herrn Christi Kraft, rechter Brauch und Uebung, daß wir glauben, daß diese Feinde alle gefangen sind . . .; denn darum ist er gen Himmel gefahren, und sitzt zur Rechten Gottes, daß er vor diesen Feinden seine Christenheit ewiglich schützen will." (IV, 8—12.)

5. Der Glaube an die Himmelfahrt Christi ist weiter der Glaube, daß das Reich Christi stets gefördert, daß die Kirche Christi durch das Wort Gottes, durch die Wirksamkeit des heiligen Geistes stets erhalten werden und daß die Predigt des Evangeliums gewißlich ihre Früchte tragen solle:

„Was wir haben und empfahen, sind eitel Gaben Christi und die rechte Kraft seiner fröhlichen Himmelfahrt: denn darum ist er aufgefahren, daß er solch sein Reich fördern und ihm eine christliche Kirche durch das Wort und heiligen Geist hat zeugen und erhalten wollen. Dies zeigt St. Lukas sehr fein an in dem Text . . . da er sagt: Da Christus habe wollen gen Himmel auffahren, habe er seine Hände aufgehoben und seine Jünger gesegnet. Nicht also gesegnet, wir wir gemeiniglich pflegen, da einer dem andern eine gute Nacht giebt. . . . Sondern er hat ihnen Glück und Heil zu dem Amt gewünscht, welches er ihnen dazumal befohlen hat, daß sie das Evangelium allen Kreaturen, das ist allerlei Ständen in aller Welt, predigen sollen. . . . Wo nun das heilige Evangelium rein

und lauter gepredigt wird, da gehet solch Händaufheben und Segnen des Herrn Christi noch immer im Schwange, und ist kräftig, daß es Frucht schaffe und nicht umsonst gepredigt werde. Und ist in der Wahrheit tröstlich, daß eben jetzt der Herr, da er auffahren will, seine Hände also aufhebt und seine Jünger segnet. Denn damit will er anzeigen, daß wir seiner Himmelfahrt uns trösten sollen: und daß er solche Himmelfahrt uns zum Segen und zu unserm Besten brauchen wolle. Denn was dürfet's solcher freundlichen Geberden, so er mit uns zürnen und sich unser in seinem Reich nicht annehmen wollte? Daß er nun seine Hände aufhebt, ihnen Glück und Heil zu dem neu befohlenen Amt wünscht, das ist je ein gewiß Anzeichen, daß der Herr treulich und freundlich es mit uns meint, und wir solches Händaufheben und Segens immerdar genießen sollen, wo das Evangelium gepredigt wird." (IV, 13. 14.)

6. Die Kraft solches Himmelfahrtsglaubens steht aber darin, daß uns Christi Himmelfahrt nicht nur auf der Zunge schwebe, sondern darin, daß er in den Verlockungen zu leichtsinnigem Sündigen und in den Versuchungen zum Verzagen sich mächtig zeige, uns anzuspornen zu der sittlichen That des Kämpfens wider die Sünde und zu der religiösen That des Vertrauens auf Gottes Gnade in Christo:

„Das ist sein (Christi) Amt in der Höhe, daß er mein Gefängnis fange, meinen Henker stöcke, meine Sünde beschuldige, meinen Tod würge und töte, meine Hölle verdamme. . . . Wenn . . . die Sünde ungefangen, frei und los ist, so fähret sie daher und bringet den Leuten ins Herz Traurigkeit und Schrecken, daß sie verzagen und verzweifeln, daß sie in Nöten anrufen St. Bastian, St. Anna, und richten eine Abgötterei an über die andre. . . . Denn ein Herz, das die Sünde fühlet, fleucht vor Gott und spricht: Ich habe Gott erzürnet, ach hilf, du liebe Maria u. s. w. . . . Desgleichen, wenn ich ein loser, roher Geselle bin, so ist die Sünde mein Herr, hält mich gefangen, daß ich ihren Willen thue. Denn das heißt die Sünde zum Herrn haben, wenn man thut, was sie will. . . . Da sind wir recht gefangen zu beiden Seiten, zur Rechten und zur Linken; daß wir entweder sicher sind oder gar verzagen. Dazu ist nun Christus in die Höhe gefahren und hat das Gefängnis, die Sünde, gefangen. . . . Soll aber die Sünde gefangen sein, so muß ich, der ich an Christum glaube, also leben, daß mich nicht überwältige Haß und Neid wider den Nächsten und andre Sünde; sondern daß ich wider die Sünde streite und sage: Höreſt du, Sünde, du willst mich reizen, daß ich soll zürnen, neiden, ehebrechen, stehlen, untreu sein u. s. w. Nein, nicht also. Item, wenn die Sünde mich zur Linken angreift und will mich schrecken, daß ich sage: Nein, denn du, Sünde, bist mein Knecht, ich bin dein Herr. Hast du nie gehört das Liedlein von meinem Herrn Christo, welches David gesungen hat: Du bist in die Höhe gefahren u. s. w. . . . Darum . . . Christus mit seiner Himmelfahrt . . . will nicht faule und lasse Christen machen. . . . Man predigt Christum und die Gnade nicht dazu, daß man in Sünden bleiben möge. . . . Darum, wenn dich die Sünde anficht, zur Rechten mit Neid, Haß, Geiz u. s. w., oder zur Linken mit Schwachheit des Glaubens, mit Traurigkeit oder Verzweiflung, sollst du sagen: Höreſt du es, du gefangener Schalk, ich will's nicht thun. Oder weißest du nicht, daß du in meines Herrn Christi Ketten gefangen liegst? Derselbe hat mich erlöset und frei gemacht, daß ich dir nicht folgen solle, wie du mir eingiebst, es sei zur Rechten oder zur Linken. . . . Solches soll Christus durch seine Himmelfahrt . . . in uns wirken; und wir sollen solch sein Werk in uns fühlen und empfinden: auf daß die Himmelfahrt Christi und der Glaube uns nicht allein schwebe auf der Zungen; sondern es in mir und dir und in einem jeglichen sich erzeige im Werk und in der That. Also, daß wenn mich die Sünde will schrecken, ich getrost und unerschrocken sei, und spreche: Sünde, du gehöreſt an den Galgen, laß mich unverworren. Item, wenn sie mich reizen will, Böses zu thun, daß ich ihr nicht folge und sage: Sünde, du lockeſt mich wohl; aber ich will nicht thun, was du willst, sondern mich in Gottes Gehorsam halten." (IV, 25. 26. 28. 29. 30.)

7. Alle wesentlichen Stücke des Trostes, den uns der Glaube an die Himmelfahrt Christi bringt, faßt Luther wunderschön kurz also zusammen: „Also siehet eure Liebe, wie ein tröstlich und freudenreich Fest wir an der Himmelfahrt unsers lieben Herrn Christi haben, und wie in mancherlei Wege wir derselben genießen, daß fortan, weil unser Fleisch und Blut, der Sohn Gottes, zur Rechten seines Vaters sitzt, dem Gesetz, der Sünde, dem Tod und Teufel alle Macht genommen und ihnen gewehret soll sein, daß sie uns nicht Schaden sollen thun noch können. Denn ob sie gleich unsre Todfeinde sind und sich allerlei wider uns unterstehen; so sinds doch nur gefangene und gebundene Feinde. Dazu schenkt uns Christus seinen Geist, daß derselbe uns in alle Wahrheit leiten, wider alle Irrsal erhalten, in Anfechtung trösten, mit uns beten und uns zum Beten ermahnen soll, und darnach mit allerlei Gaben und Gnaden zieren. Denn um solcher Ursache willen ist Christus gen Himmel gefahren und sitzet zur Rechten Gottes, daß . . . er . . . uns alles gebe und schenke, das wir zur Seligkeit und ewigem Leben bedürfen. — Derohalben sollen wir der lieben Apostel Exempel folgen und, wie St. Lukas hier sagt, mit ihnen den Herrn Jesum Christum anbeten, fröhlich und guter Dinge sein; und daneben, Gott, unserm gnädigen Vater im Himmel, danken, ihn loben und preisen und bitten, daß er uns in solcher Gnade erhalten, und endlich um Jesu Christi, seines Sohnes, willen ein selig Stündlein bescheren wolle, daß wir ihm seliglich nachfahren und das ewige Leben und Seligkeit samt ihm besitzen. Das verleihe er uns, der liebe Herr. Amen." (IV, 14. 15.)

Soweit Luther. Soll ich hier die Nutzanwendung machen? Ich dachte es zu thun; doch fällt mir das Sprichwort ein: Der Starke ist am mächtigsten allein. Den Eindruck dieser markigen Sprache könnte ich nur abschwächen, nicht erhöhen.

Nur eine Frage zum Schluß. Sollte es undenkbar sein, daß jemand diesen Himmelfahrtsglauben Luthers sich anzueignen vermöchte, ohne über die Himmelfahrtsgeschichte klar zu sein? Ganz gewiß nicht. Denn die Gedanken, die Luther ausspricht, knüpfen nur in Aeußerlichkeiten an die Erzählung der Apostelgeschichte an; übrigens hätten sie ebenso gut z. B. an Philipp. 2, 9—11 oder an Matth. 11, 27 — 21, 42 — 26, 64 angelehnt werden können. — Auch auf anderm Wege kommt man bei demselben Schlußurteil an. Der Glaube, dem Luther Ausdruck giebt, ist gewiß echt christlicher Glaube; er ist keinem der ältesten Christen fremd gewesen. Die Himmelfahrtserzählung aber haben die ältesten Christen jedenfalls zum Teil noch nicht gekannt: weder das Matthäusevangelium, noch das Johannesevangelium, noch das Markusevangelium berichten von ihr — denn der Schluß unsers Markusevangeliums (Mark. 16, 9—20) ist ein späterer Zusatz, den die ältesten Handschriften noch nicht kennen; nur kurze Worte hat das Lukasevangelium (Kap. 24, 50. 51); allein das erste Kapitel der erst ziemlich spät in den ältesten Gemeinden verbreiteten Apostelgeschichte erzählt ausführlich von der Himmelfahrt.

Darum wer dem Himmelfahrtsfeste gegenüber von allerlei klugen und überklugen Zweifeln ausgeht, der fängt jedenfalls am verkehrten Ende an. Erst versuche man, den Himmelfahrtsglauben der Christengemeinde zu verstehen, ehe man über Einzelheiten der Himmelfahrtserzählung sich den Kopf zerbricht und das Herz sich schwer machen läßt. Der Glaube im evangelischen, biblischen Sinne — der Glaube, der ein Vertrauen ist — richtet sich auf den lebendigen und erhöhten Herrn, nicht auf die Erzählung vom Hergang der Himmelfahrt. A K

Unsre Stellung zu den sozialen Parteien

2. Manchestertum und Sozialismus

Die innere Mission steht im Dienste aller sittlich berechtigten Parteien. Soll es gelingen, ihr diese Stellung zu wahren, so werden wir vor allem auch der evangelischen Kirche selbst, deren Tochter jene ist, einen entsprechend freien Standort anzuweisen suchen müssen. Wird aber das möglich sein? Vermag keine soziale Partei sich den andern gegenüber einer nähern Verwandtschaft zur evangelischen Kirche zu rühmen? Hat diese

umgekehrt an keiner von ihnen Mutterrechte und -Pflichten zu üben? Zur Beantwortung dieser Fragen fassen wir an der Hand des Kamblischen Buches die sozialen Parteien selbst ins Auge.

Das bunte Gewirr großer und kleiner Gruppen löst sich bei näherer Betrachtung in den Gegensatz zweier geschichtlicher Strömungen auf. In sehr verschiednen Graden einseitiger Betonung der ihnen eigentümlichen Gedanken oder bereitwilligeren Eingehens auf gegnerische Wünsche und Antriebe treten beide im Verlaufe der menschlichen Kulturentwicklung auf. Auch gegenwärtig haben wir es mit dem Ringen einer individualistischen und einer sozialistischen Richtung zu thun. Seiner Neigung nach steht Kambli auf seiten eines theoretischen Sozialismus, der die Lehren der Sozialdemokratie, von demagogischem Duft und Anstrich befreit, wissenschaftlich zu vertiefen und so auf dem Wege des Rechtes ohne gewaltsamen Umsturz der Volkswirtschaft dienstbar zu machen hofft. Aber es ist doch nicht eigentlich sein Ziel, für diese Lehren selbst Anhänger zu werben. Sein Wunsch ist vielmehr, zu einer unbefangenen Betrachtung und demgemäß Würdigung dieser wie der ihnen entgegengesetzten Anschauungen anzuregen. Er ist darum auch nicht ohne Erfolg bemüht, den beiden großen Gegnern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es dürfte aber fraglich sein, ob wir ihm der Sozialdemokratie gegenüber, ich will nicht sagen in der Freundlichkeit, aber auch nur in der Unbefangenheit werden folgen können. Scheint es doch, als wären wir hier im Namen der evangelischen Kirche von vornherein gezwungen, Partei zu nehmen und als Gegner aufzutreten.

Die Eindrücke der Kindheit haben sich dem Gemüte unauslöschlich fest eingeprägt. Es bedarf keiner Beweise für die Heiligkeit der Ehe für jeden, dem aus der gemeinsamen Liebe und Arbeit seiner Eltern ein reicher Strom des Segens entsprungen ist. Wer davon etwas erfahren hat, dem wird es fast undenkbar erscheinen, daß für die zarten Tage der Kindheit, welche sorgender Liebe so sehr bedürftig sind, einer andern als der häuslichen Erziehung der Preis zuerkannt werden könnte. Das Haus aber, um welches alle Jugenderinnerungen sich so fest und freundlich schlingen, wird unwillkürlich auch wieder zum Ziele männlichen Strebens. Am eignen Herde, im eignen Familienkreise werden doch die innerlich frohesten Stunden verlebt. Darum soll das Haus in Einrichtung und Sitte von der besondern Lebens- und Gemütsart seiner Bewohner Zeugnis geben. Einfachstes Gerät und kostbarster Schmuck sollen sich in demselben als Eigentum darstellen. Der Eigentümer will inmitten desselben als „Hausherr" walten. Hier soll ihm niemand das Recht seiner freien Persönlichkeit rauben oder verkümmern dürfen. Aber außerhalb desselben hat der Deutsche wohl gelernt, seine Freiheit zu beschränken. Die Zeiten sind doch so ziemlich vorüber, in denen man bei uns in vaterlandslosem Weltbürgertum das Heil zu finden meinte. Des Vaterlandes Name ist uns fest verknüpft mit den teuersten Gedanken unsrer Seele. Für dasselbe sind wir zu Opfern bereit an Freiheit, Gut und Blut. Und über diesen Gütern darf ich den Lesern unsers Blattes ja nicht erst schüchtern als letztes und höchstes unsern christlichen Glauben nennen. Wir kennen ihn als wahren Grund alles Segens, der aus den übrigen uns entspringt.

Diesen gesellschaftlichen Grundüberzeugungen stehen die Gedanken und Ziele der Sozialdemokratie als völlige Gegensätze gegenüber: unser Glaube als Pfaffenherrschaft und Unsterblichkeitsköder verworfen; unser Vaterland in die rote Internationale aufgelöst; unserm Hause der feste Grund entzogen: das Eigentum, mindestens an Produktionsmitteln, wird aufgehoben, die Bourgeoisehe hat der freien Liebe zu weichen, die Erziehung der Kinder wird den Musteranstalten des künftigen Universalstaates überlassen; endlich wir selbst in der Wahl unsrer Thätigkeit dem unerträglichen Zwange der despotischen Verwaltungsmaschine unterworfen: der Gleichheit wird die Freiheit geopfert, in dem ersehnten Wechsel gehen Stetigkeit und Kraft verloren, die Jagd nach dem Genusse wird zum Fluche der Arbeit.

Kambli geht sehr leichten Mutes über die unverantwortliche Wühlerarbeit hinweg, mit welcher diese Grundsätze im Volke verbreitet werden. Der freie Schweizer Republikaner hat beinahe nur Worte des Hohnes für die Bemühungen der „reaktionären" deutschen Reichsregierung um Abwehr sozialdemokratischer Gewaltthat wie um wirkliche Förderung des Wohles der Arbeiterbevölkerung. Wir werden in dieser Hinsicht anders denken. So lange Kirche und Staat, Eigentum und Ehe in der Gestalt, in welcher wir sie haben, als rechtliche Ordnungen unter uns bestehen, werden wir uns für verpflichtet erachten, bei jedem Angriff auf dieselben uns ihres rechtlichen Schutzes in vollem Umfang vertrösten zu können. Wo aber mit Gewalt gedroht wird, werden wir auch noch nicht so weit verweichlicht sein, Luthers harte Worte wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern als für zarte Nerven des neunzehnten Jahrhunderts unerträglich abzuweisen.

Aber ehe wir unser letztes Urteil fällen, sehen wir uns den Gegner doch noch einmal ein, dem der Kampf gilt. Alle altüberlieferte Ordnung christlicher Völker, sagt man wohl, wird hier befehdet. Aber bei dieser Rede vergißt man doch, daß es zunächst die wirtschaftliche Entwicklung der beiden letzten Jahrhunderte ist, deren jedenfalls nicht allgemein segensreiche Erfolge jene weit reichende Feindschaft hervorgerufen haben. Die Anwendung des Dampfes und der Elektrizität vollends hat zu Errungenschaften so jungen Datums geführt, daß die gesellschaftlichen Ergebnisse ihrer Verwertung im Dienste menschlicher Kultur die Weihe hohen Alters wahrlich noch nicht empfangen haben. Im sozialen Leben liegt vielmehr Altes und Neues in wunderlichster Mischung neben einander. Man hat auch hier vielfach neuen Wein in alte Schläuche füllen müssen. Das volkswirtschaftliche System also, welches, unter dem Namen des Manchestertums bekannt, als einseitig-individualistische Richtung den strengsten Gegensatz zum Sozialismus bildet, gründet seine Lehren auf Begriffe, deren Herkunft aus guter, alter Ueberlieferung feststeht und die doch durch die neuen Beziehungen, in welchen sie auftreten, ein durchaus junges Gepräge erhalten.

Die Freiheit und Selbständigkeit der Persönlichkeit, Ehe und Familie hat hiernach ihren festen Rückhalt an dem durch Sitte und Gesetz gesicherten Sondereigentum. Im Erwerb dieses letztern ist der Einzelne unbeschränkter Herr seiner Kraft. Indem der Nationalwohlstand an der Summe sämtlicher Kapitalwerte im Lande gemessen wird, wird die möglichste Steigerung des Eigentums zur Pflicht jedes Einzelnen gemacht. Dem entsprechend wird der Eigennutz ausdrücklich zum einzig richtigen wirtschaftlichen Grundsatz erhoben. Schranken werden demselben nur durch die gleiche Selbstsucht aller andern auferlegt. Aus dem Gegensatz der mannichfachen selbstsüchtigen Triebe soll sich die Harmonie der Interessen gestalten.

Keine Leistung ohne Gegenleistung. Nichts umsonst. Nichts ohne Entgelt. Die Brüderlichkeit beginnt da, wo das Wirtschaften aufhört.

Schulze-Delitzsch, von dem dieser Ausspruch stammt, ist freilich in seinem durchaus gemeinnützigen Zwecken gewidmeten Leben der sprechendste Beweis gegen die strenge Durchführbarkeit der ganzen Theorie. Wird aber dieselbe auch in mannichfachster Weise durch Armenpflege und Assoziationswesen durchbrochen, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß der treibende Grundsatz derselben sich in weiten Kreisen praktischer Anerkennung erfreut, und daß diese Anerkennung in unserm wirtschaftlichen Leben die traurigsten Folgen nach sich zieht.

Die gegen alle Rücksicht auf andre gleichgiltige, der Selbstsucht allein dienstbare Freiheit des Einzelnen scheint fast notwendig zu einer vollendeten Sklaverei der Menge unter die selbstsüchtige Herrschaft weniger zu führen. Das Kapital sammelt sich in den Händen einer immer kleinern Zahl von Besitzenden. Diese sind gleichzeitig Inhaber der Maschinen, Herren der Börse, nur durch gegenseitiges Mißtrauen beschränkte Gebieter auf dem Weltmarkte. Der Arbeiter seinerseits ist an die Maschine gebunden, die er zu bedienen gelernt hat. Ohne dieselbe ist er hilflos, ratlos, und in der Folge auch brotlos. Denn jene kann von ihrem Eigentümer nur in Thätigkeit gesetzt oder erhalten werden, soweit Nachfrage nach der von ihr herzustellenden Waare vorliegt. Die infolgedessen unvermeidlichen Krisen haben zur Folge, daß der im Elend verzweifelnde Arbeiter Ehe und Familie als beglückende Lebensordnungen nur für den kleinen

Kreis von Besitzenden, für sich und seines Gleichen aber als unerträgliche Lasten und Grund sich immer steigernden Jammers zu erkennen meint, während die unverheirateten Arbeiterinnen unter diesen Umständen fast mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes in die gierigen Arme der Prostitution getrieben werden.

Eigentum, Ehe und Familie werden von sozialistischen Anschauungen aus in verschiedenem Grade bedroht. Wer davon redet, darf um der Gerechtigkeit willen nicht unausgesprochen lassen, daß dieselben Ordnungen unter dem Druck der wirtschaftlichen, in der Richtung manchesterlichen Gehenlassens sich bewegenden Entwicklung für ganze Schichten unsers Volkes eigentlich überhaupt nicht mehr in Betracht kommen. Denn was hier Ehe und Familie heißt, das hat in ungezählten Fällen gar kein Recht mehr auf die Würde dieser Bezeichnungen. Hier gilt es also gar nicht mehr erhalten, sondern neu herstellen, selbständig schaffen. Und wird man wirklich sich dem wunderlichen Wahne hingeben, daß solche Neuschöpfung sich ausschließlich im alten Rahmen überlieferter Formen gestalten dürfe! Dieser Traum könnte doch nur dann aufrecht erhalten werden, wenn sich der Beweis erbringen ließe, daß jene Ordnungen eben in ihrer gegenwärtigen Gestalt unentbehrliche Güter der Menschheit bilden. Wie aber will man innerhalb der evangelischen Kirche diesen Beweis liefern?

Nur an einem Doppelten werden wir unter keinen Umständen rütteln lassen: an unserm Glauben und an der die „freie Liebe" ausschließenden monogamischen Ehe. Doch für beides brauchen wir auch nicht zu bangen. Unsern Glauben verteidigen wir gegen jede wirtschaftliche Richtung, gegen die Gleichgiltigkeit manchesterlicher wie gegen den Haß sozialistischer Kreise. Und zudem sorgen wir um ihn nicht. Dem Glauben, d. i. dem herzlichen Vertrauen zu dem Vater Jesu Christi, ist ja alles eher eigen als Zittern vor der Welt Drohen oder Bangen für seinen eignen Bestand. Und das gilt ja ebenso oder, wenn es anginge, noch entschiedener von dem Glauben, der Ueberzeugung, welche sich von ihren einzelnen Trägern gleichsam löst und als scheinbar selbständige Größe im Glauben der Kirche vor uns steht. Darum auch sie, die Kirche, die Gemeinschaft derer, welche, in gemeinsamem Glauben an das Evangelium verbunden, dieses auch als gemeinsames Gut fortzupflanzen sich verpflichtet wissen, wird von Gewalt oder Spott der Parteien nicht erreicht, geschweige denn erschüttert. — Ebenso sicher aber dürfen wir annehmen, daß alles sozialdemokratische und alles materialistische (von Nordau geübte) Sturmlaufen gegen die „Ehelüge" das Programm der freien Liebe nicht zum Siege bringen wird. Die monogamische Ehe ist zu unlöslich nicht nur mit unserm Glauben, sondern mit den fundamentalsten sittlichen Anschauungen der Menschheit verbunden. Alle bessern Elemente würden nötigenfalls den letzten Blutstropfen daran setzen, um das entgegenstehende „Ideal" zurückzuschlagen.

Anders aber steht es um die übrigen Güter, welche der Sozialismus in Frage stellt. Um sie kann es uns wohl bange werden. Denn sie sind uns lieb als die Formen, in denen christliches Leben an uns herangetreten und von uns gelebt worden ist. Wir besitzen aber nicht das Recht, sie im Namen des Christentums als unanfechtbare, unumstößliche Ordnungen zu verteidigen. Jeder Versuch, das zu thun, kommt einer halben Verleugnung unsers Glaubens gleich. Denn nichts Irdisches trägt als solches in sich die Gewähr und Verheißung der Ewigkeit. Ich brauche nur an die Schlußzeilen des Lutherliedes zu erinnern — Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin —, um das Zugeständnis zu erlangen, daß wir uns bereit halten müssen, auch freiwilligen Verzicht auf alle diese Güter als unsre Pflicht zu erkennen. Ist das unzweifelhafte Forderung des Herrn (Ev. Mark. 8, 34 f., 9, 43 f., 10, 23 f.), die an dem allgemeinen, wenn auch nicht notwendigen Zusammenhang von Welt und Unglauben, Fleisch und Sünde ihren düstern Untergrund besitzt, so ist den Anschauungen und Lehren einer jeden sozialen Partei die Gewähr irgend einer Ewigkeit nicht nur rundweg abzusprechen, sondern es ist die Möglichkeit von Irrtum und Sünde auf Grund jedes sozialen Programms zuzugeben. Denn sie haben es mit Welt, d. h. in diesem Falle mit wirtschaftlichen und rechtlichen Ordnungen, zu thun. Damit ist aber jedes sachlich notwendige Verhältnis der evangelischen Kirche zu ihnen ausgeschlossen.*)

Das ist im Grunde auch Kamblis Meinung. Trotz seiner entschiedenen Vorliebe für einen „ethischen" Sozialismus spricht er die beherzigenswerte Warnung aus:

> Bedenken wir, daß Politik und Sozialpolitik eifersüchtige Gottheiten sind, die ihre Diener gar zu gern für sich allein hätten, und bleiben wir dem Einen Herrn treu, dem wir als christliche Geistliche zugeschworen.

Was aber den Geistlichen gilt, das gilt auch den „Laien." Wir wollen unsern Glauben von der Vermengung mit wirtschaftlichen Parteidoktrinen rein erhalten. S E

Bonifaz in Freytags „Ahnen" und in der Geschichte

1

Gustav Freytags „Ahnen" sind mit Recht heimisch geworden in der deutschen Leserwelt und mit ihnen ist auch manche Gestalt der Geschichte, sind manche Zustände der Vergangenheit bekannter geworden im deutschen Familienkreise, als sie sonst es sein würden.

Aber ist diese Bekanntschaft mit der Vergangenheit etwas wert? Ist sie nicht zu sehr durchsetzt mit Zuthaten der dichterischen Phantasie? Hat der historische Roman überhaupt eine Bedeutung für die geschichtliche Bildung des Publikums? Diese Fragen sollen hier erörtert werden in Anlehnung an die Abteilung der „Ahnen", die dem Interessenkreise unsers Blattes am nächsten steht. Wie Ingraban, der Thüring, so ist auch die Gestalt des Bonifaz, die Freytag ihm zur Seite gestellt hat, dem deutschen Leserkreise wohlbekannt. Und wer diesen Bonifaz der Dichtung kennt, wird ihn schätzen, wird ein Interesse haben für die Frage, wie er zu dem der Geschichte sich verhalte. Eine Erwägung dieser Frage wird von selbst auch zu einer Beantwortung der allgemeinern Fragen werden, die oben aufgeworfen wurden. Zugleich bietet sie ungezwungen Gelegenheit zu einer friedlichen Verständigung über die Bedeutung des Bonifaz.

Doch ehe wir das Verhältnis der Freytagschen Erzählung im „Ingraban" zur Geschichte beurteilen und allgemeinere Folgerungen aus solcher Beurteilung ziehen können, muß eine Vorfrage erledigt werden. Es müssen zunächst die thatsächlichen Beziehungen festgestellt werden, die zwischen dem Freytagschen Roman und der geschichtlichen Ueberlieferung obwalten.

Es ist dem Verfasser der „Ahnen" mehrfach von wohlwollenden Freunden der Wunsch ausgesprochen, er möge seinem Werke erklärende Anmerkungen beigeben, einen Kommentar, wie ihn — um nur ein Beispiel zu nennen — Scheffels Ekkehard mit auf die Welt gebracht hat. Freytag hat, wie er in den kürzlich (November 1887) erschienenen „Erinnerungen aus meinem Leben" (Werke I, 238) mitteilt, diesen Wunsch im Interesse seiner Dichtung stets zurückgewiesen. Und mit Recht. Kein Leser des Ekkehard wird den Genuß des Lesens durch das Studium der Anmerkungen sich zerstückeln und zerstören. Aber was für den Genuß eines Kunstwerkes störend ist, kann trotzdem für das volle Verständnis desselben notwendig sein. Niemandem, der an Rafaels Schule von Athen oder an Dürers Passion sich erfreut, würde der Genuß vergrößert werden, wenn

*) Die Ehe ist zwar auch ein „weltlich Geschäfte," wie Luther sagt, und sofern die besondre Ausgestaltung derselben durch wirtschaftliche Verhältnisse bedingt ist, haben wir kein Recht, für die jetzt bestehenden Formen im Namen des Christentums einzutreten; ja es könnte scheinen, als fiele auch die Ehe überhaupt unter das obige Urteil (vgl. Matth. 22, 30): allein wenn sie auch „in der Auferstehung weder freien noch sich freien lassen," für den monogamischen Charakter der Ehe dürfen und müssen wir doch im Namen des Christentums uns verwenden, denn er ist nicht nur etwas Irdisches, das mit Ewigem nichts zu thun hätte (vgl. 1. Cor. 6, 14—20). Doch müssen wir gerade um des Christentums willen auch hier uns hüten, unbedacht mit der Polemik zuzufahren, das Kind mit dem Bade auszuschütten; denn wer mag sagen, in wie vielen Fällen sich unter den wüsten Forderungen einer „freien Liebe" nichts andres birgt als eine unklare Mischung berechtigten Zornes gegen das Unwesen der Geldheiraten, die noblen Passionen der „Bourgeois" u. drgl. und tiefen Mitleids mit den in physisches und moralisches Elend Versunkenen?

die Handzeichnungen der Meister, welche die Vorstudien enthalten, ihm gleichzeitig vorlägen. Dennoch ist ein tieferes Verständnis jener Schöpfungen ohne Einsicht in die Handzeichnungen nicht möglich. Man kehrt auch ohne Schwierigkeit von einer derartigen wissenschaftlichen Exkursion mit geschärftem Auge zu naiver Betrachtung des Kunstwerkes zurück. Demgemäß hat Wilhelm Scherer, der unlängst verstorbene Berliner Germanist und Litterarhistoriker, sich nicht gescheut, in einer lehrreichen Kritik des „Ingo“ in den Preußischen Jahrbüchern (XXXI, 1873, S. 481 ff.) dies erste der von Freytag gezeichneten Bilder zu analysiren. Da löst das einheitliche Kunstwerk vor unsern Augen sich auf in eine Zusammenstellung einzelner Figuren und Situationen: es ist, als schaute man hinein in die Skizzenmappe des Künstlers. Da sieht man, welche dieser einzelnen Handzeichnungen nach der Natur aufgenommen sind — im engen Anschluß an das, was römische und griechische Historiker, altgermanische Dichtung und Sage über die ältesten Zustände unsers Volkes uns erkennen lassen; da zeigt sich andrerseits, welche Teile des Bildes lediglich der dichterischen Phantasie ihren Ursprung verdanken. Und kehrt man nach diesen Detailstudien zurück zur Betrachtung des Ganzen, so gewahrt man mit Freuden, wie vortrefflich hier Naturstudien und künstlerisches Schaffen zusammengewirkt haben zur Herstellung eines in sich harmonischen, anschaulichen und geschichtlich glaublichen Bildes.

Mit einer ähnlichen Analyse des „Ingraban“ müssen wir beginnen. Glücklicherweise ist es dabei nicht notwendig, auf so viele Einzelheiten Rücksicht zu nehmen, als Scherer bei dem „Ingo“ in Betracht ziehen mußte. Die Analyse ist hier leichter; obwohl ein Hilfsmittel, das dem Leser für den „Ingo“ zu Gebote steht, bei dem „Ingraban“ seinen Dienst fast ganz versagt. Es ist mit Recht oft aufmerksam gemacht auf den Parallelismus, der zwischen Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ und den „Ahnen“ obwaltet. Dort hören wir den Historiker, hier zeichnet der Dichter Illustrationen zu jenen Schilderungen. — Es ist nun nicht schwer, in dem „Ingo“ eine Illustration zu den drei ersten Kapiteln der Bilder aus dem Mittelalter zu erkennen; und ebenso am Tage liegt die Verwandtschaft des „Ingraban“ mit dem folgenden vierten Kapitel, dem Freytag die Ueberschrift giebt: „Das Christentum und die Germanen“ (Bilder aus der deutschen Vergangenheit I, 210—269). Allein während nun die drei ersten Kapitel der Bilder vieles enthalten, was im „Ingo“ verarbeitet sich wiederfindet, hat Freytag die Gestalt des Bonifaz, die im „Ingraban“ mit besondrer Liebe gezeichnet ist, in dem parallelen Abschnitt der „Bilder“ fast ganz unberücksichtigt gelassen. Aus den „Bildern“ kann man daher nicht ersehen, was Freytag von unserm geschichtlichen Wissen über Bonifaz sich angeeignet hatte, als er den „Ingraban“ schrieb. Man ist, wenn man dies feststellen will, auf eine Vergleichung des „Ingraban“ mit den Geschichtsquellen selbst angewiesen. Diese Operation ist aber nicht so schwierig, als sie scheint; denn besonders reichlich fließen die Quellen für die Geschichte des Bonifaz uns nicht.

Wir haben mehrere Biographien des Bonifaz aus alter Zeit. Die älteste und wichtigste derselben hat ein Mainzer Presbyter, Willibald mit Namen, schon innerhalb der nächsten vierzehn Jahre nach dem Tode des Märtyrers geschrieben; doch ist auch sie schon mehr im Tone einer Heiligenlegende gehalten als in dem eines historischen Berichtes. Ungleich wichtiger als die Lebensbeschreibungen ist daher eine andre Quelle, die uns unmittelbar zu Bonifatius selbst hinführt: ein nicht unbedeutender Ueberrest seiner Korrespondenz — fünf Urkunden, achtunddreißig von ihm selbst herrührende Briefe und achtundfünfzig andre, zur Hälfte — siebenundzwanzig — päpstlicher Schreiben, die entweder an Bonifaz gerichtet sind oder sich doch auf ihn und seine Arbeit beziehen. Auf diesen Briefen und jenen Biographien ruht vornehmlich unser geschichtliches Wissen von Bonifaz. Vereinzelte Nachrichten geben auch die Lebensbeschreibungen einzelner seiner Genossen und etliche andre Ueberreste jener Zeit.

Wie verhält sich nun Freytags Erzählung zu diesen Quellen? „Im Jahre 724,“ so lautet die Ueberschrift des ersten Kapitels. An einem heißen Sommertage sehen wir den Bonifaz, von seinem Neffen Gottfried begleitet und von dem Thüring Ingraban geführt, vom Main nordwärts an dem spätern Koburg vorbei in das Land der Thüringer reiten. — Dieser Eingang des Ganzen zeigt uns eine der Hauptsache nach historische Situation.

Nach einer kurzen vergeblichen Missionsreise nach Friesland im Jahre 716 war Bonifaz — oder Winfrid, wie er damals noch hieß, — 718 zum zweiten male aus seiner Heimat England aufgebrochen. Rom war diesmal sein Ziel. Die Sachsen in England waren treue Söhne des Papstes; durch römische Missionare waren vor etwa hundert Jahren ihre Ahnen für das Christentum gewonnen, und in keinem Lande der abendländischen Christenheit war damals die Autoritätsstellung, die der römische Bischof seit Jahrhunderten forderte, in dem Maße anerkannt wie in England. Auch Winfrid war davon überzeugt, daß seine Missionsarbeit ihres Erfolges sicherer sein würde, wenn er, das Haupt der Kirche aufsuchend, von ihm sich anweisen ließe, wo und wie er wirken solle, wenn er versuchte, die bekehrten Gebiete dem großen Ganzen einzugliedern, an dessen Spitze seiner Meinung nach der römische Bischof stand. In Rom saß seit 715 Gregor II. auf dem bischöflichen Stuhle, ein energischer, weitschauender Mann. Der wußte auch hier Roms Vorteil zu ersehen. In schmeichelhafter Weise nahm er den englischen Priester auf; er war es, der ihm damals den ehrenden Namen Bonifatius gab, um ihn schon durch diesen Namen als einen „Verkündiger guter Botschaft“ (Röm. 10, 15) zu empfehlen.*) Am 19. Mai 719 hatte Gregor sodann den Missionar entlassen, damit er als sein Beauftragter zu den heidnischen Völkern gehe. Durch Baiern, Thüringen und Franken war dann Bonifaz, ohne viel zu rasten, hindurchgezogen und hatte schließlich in Friesland, in der Nähe von Utrecht, an der Seite seines Landsmannes, des Friesenmissionars Willibrord, eine Wirksamkeit gefunden.

Seit Frühjahr 722 war er wieder eigne Wege gegangen. Nach Willibalds Bericht hatte er zunächst in der Nähe des heutigen Marburg im Thale der Ohme, bei Amöneburg, gepredigt — in einer halb heidnischen, halb christlichen Gegend. Da die günstigen Erfolge eine kirchliche Organisation in diesen Gebieten hatten wünschenswert erscheinen lassen, war Bonifaz aus dieser Arbeit heraus sehr bald, einem Rufe des Papstes folgend, aufs neue nach Rom gereist und hatte dort am 30. November 722 die Weihe zum Bischof für seine Missionsgebiete erhalten. Als Bischof hatte er sodann im Frühjahr 723 zunächst nach Hessen sich zurückbegeben. In diese Zeit fällt die allbekannte Thatpredigt, die Willibald von Bonifatius erzählt: die Fällung der dem Thor geweihten Eiche bei Geismar. Mit diesen Axtschlägen hatte Bonifaz das hessische Heidentum an der Wurzel getroffen, die vielen halben Christen zur Entscheidung gedrängt. Dies Arbeitsgebiet konnte nun helfenden Händen überlassen werden. Schon im Sommer 724 muß Bonifaz dem Papste — wie dessen Antwort vom 4. Dezember dieses Jahres beweist — die Absicht ausgesprochen haben, nach Thüringen weiter zu ziehen. Mit der Ausführung dieser Absicht wird er bis nach Empfang der päpstlichen Antwort gewartet haben. Auch Freytag setzt dies voraus. Das erste Kapitel des „Ingraban“ trüge daher richtiger die Ueberschrift: „Im Jahre 725.“ Doch auf ein Jahr kommt wenig an: die Thatsache der Uebersiedelung nach Thüringen steht fest. — Ueber den Weg, den Bonifatius einschlug, wissen wir freilich nichts; des Dichters Phantasie nur führt ihn auf den ungebahnten Wegen des Thüringer Waldes. Und doch ist die Schilderung der Waldeinsamkeit nicht nur Phantasie. Wir haben einen Bericht über die etwa zwanzig Jahre später erfolgte Gründung des Klosters Fulda, die Lebensbeschreibung des ersten Abtes Sturm. Diese Biographie kann uns die Einsamkeit des Waldes, in dem Fulda gebaut wurde, nicht eindringlich genug schildern. Wohl haben die Bäche und Flüsse schon Namen, auch Besitzungen giebts in der Einsamkeit: man sieht, die Eingebornen kennen die Gegend; und doch sieht Sturm tagelang nichts als Himmel und Wald und Vögel und Wild. Nachts findet er kein Obdach; durch ein Geflecht nur schützt er sich und sein Tier bei

*) Der Papst scheint den Namen Bonifatius, welcher dem griechischen Namen Eumoiros entspricht und daher von bonum fatum abzuleiten ist, irrig mit bonum und fari in Zusammenhang gebracht zu haben (vgl. Zeitschrift für Kirchengeschichte Bd. 5, 1882, S. 624 ff.).

der Rast im Freien. — Der Eingang des „Ingraban" hält sich also selbst in dem Freierdichteten der Ueberlieferung nahe.

Nicht mehr als eines Sommers Frist umspannt dann, wenn ich vom letzten Kapitel zunächst absehe, Freytags weitere Erzählung. Was wissen wir sicher über diese Zeit? Der Briefwechsel des Bonifaz giebt wenig Ausbeute. Von ihm selbst liegt kein Brief vor aus dieser Zeit. Einige päpstliche Schreiben aber gehören hierher. Gleich bei seiner Bischofsweihe hatte Papst Gregor dem Bonifaz mehrere Briefe mitgegeben, von denen zwei hier in Betracht kommen. Der erste derselben war an den „Herzog" Karl Martell gerichtet, der faktisch im Frankenreich die Herrschergewalt hatte; er enthielt eine Bitte um Schutz für Bonifaz. Bonifaz selbst hatte dies Schreiben überbracht, und Karl Martell hatte ihm darauf einen Schutzbrief ausgestellt, der in der Korrespondenz des Bonifaz uns erhalten ist. Ein zweites päpstliches Schreiben war an bereits gläubige thüringische Große adressirt; namentlich werden genannt Asulf und Godolav, Wilari, Gundhari und Alvold. Der Papst belobt die Adressaten, weil sie einst, da die Heiden zu götzendienerischem Thun sie hätten nötigen wollen, in mutigem Glauben widerstanden, empfiehlt ihnen gleichzeitig den Bischof Bonifaz, der ihren Glauben festigen und zu noch größerer Vollkommenheit führen solle. Ein drittes Schreiben endlich, das Bonifaz erst nachträglich sich erbeten hatte und kurz vor seinem Aufbruch nach Thüringen erst erhalten haben kann — zu Rom am 4. Dezember 724 geschrieben —, wendet sich an das gesamte Volk der Thüringer; es ist voll guter Ermahnungen, empfiehlt den Bonifaz und fordert dazu auf, ihm ein Haus und Kirchen zu bauen.

Ich brauche schwerlich darauf aufmerksam zu machen — meine Leser werden selbst es schon festgestellt haben —: hier haben wir die drei Briefe, die in „Ingraban" im fünften Kapitel bei der Versammlung im Walde (S. 392 ff.) eine Rolle spielen. Den zweiten der genannten päpstlichen Briefe rückt Freytag (S. 399) in freier Uebersetzung wörtlich ein. Asulf und Godolav, Wilari und Gundhari treten in der Erzählung handelnd auf. Und von dem Briefe Karl Martells wird erzählt (S. 398), daß der fränkische Graf selbst ihn verlesen habe; Freytag versucht durch seine Darstellung die Bedeutung dieses Schutzbriefes uns anschaulich zu machen. Der dritte der päpstlichen Briefe, der an das ganze Thüringer Volk gerichtete, wird nur kurz erwähnt (S. 402).

Ein späterer Brief des Papstes aus dem November 726 läßt uns wenigstens indirekt etwas hören von dem, was Bonifaz aus Thüringen nach Rom gemeldet hatte. Der Acker des Herrn in Thüringen — so hatte er berichtet —, der lange brach gelegen habe und von Dornen und Disteln überwuchert sei, habe nun, von der Pflugschar der Predigt durchfurcht, den Samen des göttlichen Wortes aufgenommen; es reife bereits eine fruchtbare Ernte. Auch noch einige wertvolle Einzelheiten kann man diesem päpstlichen Briefe entnehmen. Ich erwähne, weil Freytag (S. 404) sie verwertet, eine derselben, die uns zeigt, wie in den Kreisen der Bekehrten heidnische Gewohnheit mit christlicher Sitte sich verflocht: Bonifaz hat angefragt, ob die Gläubigen das Opferfleisch miteſſen dürften, wenn sie vorher das Kreuz darüber schlügen; der Papst gestattet dies natürlich nicht.

Aus Willibalds Bericht erfahren wir wenig mehr als aus dem Briefwechsel. Willibald schildert, ganz wie Bonifaz selbst in dem eben angeführten Bericht es gethan haben muß, die damalige fränkische Provinz Thüringen als ein Land, in dem das früher dort gepflanzte Christentum fast vergessen war. Falsche Prediger des Evangeliums — Leute, denen er mannichfache Uebertretung des sechsten Gebotes nachsagt, Torchtwin, Berther, Eanbert und Hunraed — hätten überdies unter dem Deckmantel der Religion durch falsche Lehre das Volk verführt. Von Bonifaz berichtet er, er habe die Aeltesten des Volkes zusammenberufen und sie zur Bethätigung des früher angenommenen Christentums ermahnt. Mit jenen falschen Priestern habe es einen harten Kampf gegeben; aber durch die Wucht der Vorwürfe des Bonifaz gedemütigt, hätten sie gebührende Strafe leiden müssen. Darnach sei, obgleich der Arbeiter wenige gewesen, der Glaube im Thüringerland wieder lebendig geworden, mehrere Kirchen seien gebaut, auch ein Kloster in Ohrdorf gegründet worden.

Dies ist so ziemlich alles, was über die Wirksamkeit des Bonifaz in Thüringen in der Zeit um 725 bekannt ist. Freytag hat dies alles irgendwie verwertet. Auch die freigeschaffene Gestalt des Priesters Memmo, der in wilder Ehe mit einer rohen Frau selbst verroht ist und sein Interesse mehr den Vögeln und Schweinen als der Predigt des Evangeliums zugewendet hat, — auch sie ist die Ausführung einer Skizze nach Willibald. Was dieser von Torchtwin und Berther und Eanbert und Hunraed sagt, ist der Ausgangspunkt für Freytags Phantasie geworden.

Wie durch die Variation die Melodie hindurchklingt, so durch das, was Freytag erzählt, die geschichtliche Ueberlieferung.

Aber freilich, sie klingt eben nur durch. Das Ganze ist ein Werk der dichtenden Phantasie. Ingraban und Walburg, der Mönch Gottfried und Bubbo, der Einsiedler und Bärenführer a. D. oder z. D. (vergl. S. 474), Graf Gerold und seine wenig zartfühlende Gattin, — das alles sind frei geschaffene Gestalten. Auch den Ratiz kennt die Geschichte nicht, von Kämpfen mit den Slawen in Thüringen wird aus der damaligen Zeit uns nichts berichtet. Dennoch paßt, was Freytag von diesen Kämpfen erzählt, sehr wohl in das geschichtliche Bild. Als Fulda gegründet werden sollte und Bonifaz' Schüler Sturm suchend den Wald durchwanderte, fand er — wie seine Lebensbeschreibung erzählt — an der Straße, die von Mainz durch das Thal der Fulda nach Thüringen führte, eine Schar sich badender Slawen. Sie neckten den einsamen Pilger, ließen ihn aber ungefährdet ziehen. Auch ein späterer Brief des Bonifaz (ep. 80, S. 226) zeigt, daß mitten in seinem Arbeitsgebiet Slawen wohnten. Und da, wo Freytag den Ratiz hausen läßt, an der Saale, südöstlich von der Mündung der Schwarza (S. 371), dort hat damals in der That die slawische Völkerschaft der Sorben gesessen — und an Grenzstreitigkeiten hat es gewiß nicht gefehlt. Aber wenn auch die Dichtung berechtigt ist: Ratiz und all sein Thun, es ist doch eben Dichtung. Der ganze „Ingraban" ist trotz seiner engen Beziehungen zur geschichtlichen Ueberlieferung das, was er nach Freytags Vorrede sein soll: eine frei erfundene Geschichte.

Nur im letzten Kapitel lehnt sich Freytag enger an die Ueberlieferung an. Dreißig Jahre sind vergangen; wir finden den Ingraban, der seit einem Menschenalter der treueste Anhänger seines einstigen Feindes gewesen ist, in Mainz, wo Erzbischof Bonifaz seit Jahren seinen Sitz hat. Von dort zieht Ingraban mit ihm aus zur Todesfahrt nach Friesland. Freilich Ingraban bleibt eine erdichtete Figur auch hier. Aber es ist Platz für ihn im Rahmen der Ueberlieferung. Wir wissen, daß Bonifaz von einer Schar von Geistlichen und Bewaffneten umgeben war, als ihn am 5. Juni 754 oder 755 die heidnischen Friesen in der Nähe von Dokkum überfielen. Willibald erzählt — zuverlässige Kunde konnte er freilich nicht haben —, Bonifaz habe alle Gegenwehr verboten. So wurden seine Begleiter mit ihm ermordet. Nach späterer Ueberlieferung sollen es fünfzig gewesen sein. Die Namen von zehn Geistlichen hat uns Willibald aufbewahrt. Unter den Reisigen, die dem Bonifaz in den Tod folgten, ist Platz für Ingraban. Wie im Anfang der Erzählung Ingraban als Begleiter des Bonifaz auf einer historischen Reise erscheint, so auch am Schluß. Durch das Thor der Geschichte führt uns Freytag ein und auch wieder hinaus. Das Gebiet, das zwischen dem Anfang und dem Ende liegt, ist zwar auch historischer Boden, Freytag benutzt auch, was an geschichtlicher Ueberlieferung vorliegt; doch auf diesem geschichtlichen Boden bewegen sich frei erschaffene Gestalten, spielen fast nur erdichtete Szenen sich ab.

Dies ist das thatsächliche Verhältnis der Erzählung des „Ingraban" zur geschichtlichen Ueberlieferung. L

Aus dem Gustav-Adolf-Verein

(Der Gustav-Adolf-Verein und Kaiser Wilhelm) Der Zentralvorstand des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung hat sein Fliegendes Blatt Nr. 70 dem Gedächtnis Seiner Majestät weiland Kaiser Wilhelms gewidmet. Es ist mit Trauerrand versehen und mit dem würdigen Bilde des hohen Entschlafenen geschmückt. Das weihevolle Erinnerungsblatt sei weitester Verbreitung empfohlen. H

(D. Ebert in Kassel †) Der Hauptverein Kassel hat in seinem Vorsitzenden, Superintendenten D. Ebert (geb. 5. Dezember 1815, † 14. Februar 1888), zugleich sein regstes Mitglied verloren. Durch schwere Zeit hindurch hat Ebert die Fahne des Vereins im ehemaligen Kurfürstentum getragen. Der Verstorbene hatte seine pfarramtliche Thätigkeit im Jahre 1845 zu Luisendorf begonnen, einer Kolonie, in der er sich genötigt sah, französisch zu predigen und aus Lehrermangel sogar französisch die Dorfjugend zu unterrichten. — Am 17. Februar 1850 — so sprach der Pfarrer Gonnermann bei der Begräbnisfeier in der Unterneustädter Kirche zu Kassel — ward Ebert an der Stelle, wo er heute im Sarge ruht, in sein Amt eingeführt, um, nachdem er 38 Jahre dasselbe verwaltet, am 17. Februar 1888, bis zum letzten Augenblicke thätig, seine Gemeinde und mit ihr diese Erde zu verlassen. Wie in seiner Gemeinde und in der Kirche seiner Heimat, so auch in den Gustav-Adolfskreisen wird sein Name fortleben. H

(Aus der Schweiz. Vom protestantisch-kirchlichen Hilfsverein) Der Vorverein (Basel) giebt den übrigen protestantisch-kirchlichen Hilfsvereinen der Schweiz Nachricht von dem am 2. Januar d. J. erfolgten Ableben des Pfarrers D. th. Ernst Stähelin, der seit Hagenbachs Tode dreizehn Jahre sein Vorsitzender gewesen. An seine Stelle ist Pfarrer Salis getreten. Gleichzeitig wird mitgeteilt, daß in Allschwyl und Brunnen Kapellenbauten beabsichtigt sind, und daß für Bellinzona und Willisau, dort ein Protestantenhaus, hier eine Kapelle immer notwendiger werden. — Für die Liebesgabe sind die reformirten Schulen in Freiburg (Stadt) vorgeschlagen. H

(Vier Millionen Mark Schulden) Der Superintendent Kähler zu Heilsberg in Ostpreußen hatte in einer Gustav-Adolf-Festpredigt angeführt, daß nach dem Bericht über die 40. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Düsseldorf zu der Arbeit des Vereins auch die Bezahlung von 3 837 597,67 Mark Schulden gehöre. Darauf ging ihm ein Brief mit 4 Mark zu, welcher besagte: „Ein Milliontel Zuschuß zu den 4 Millionen Mark Schulden der evangelischen Diasporagemeinden." H

Verschiedenes

(Luthers letzte Worte zu Worms) In unsrer Zeit „kritischer Geschichtsbetrachtung" schreckt niemand davor zurück, an dem, was bisher als unumstößlich fest galt, mit dem prüfenden Hammer der Kritik zu pochen und zu rütteln. Der Erfolg ist verschieden. Einmal fällt es bald in sein Nichts zusammen, sich offenbarend als ein eitles Luftgebilde, ein andermal wankt und weicht es nicht, die Probe der Wahrheit bestehend, oder endlich es fehlen dem Kritiker die Mittel zu dieser Probe und er kann nach redlichem Bemühen als Endergebnis nur hinstellen: Non liquet! (Die Sache ist noch nicht klar.)

Das Letzte ist — wenigstens bis jetzt — der Fall bezüglich einer noch nicht gerade alten Streitfrage: ob Luther die im Laufe der Jahrhunderte fast unauflöslich mit seiner Gestalt verwachsenen Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen" am Ende seiner Rede zu Worms am 18. April 1521 wirklich gesprochen habe oder nicht. Burkhardt (1869) war der erste, der diesen Schluß anzweifelte. Während nun einige kurz erklärten, Luther habe nur gesagt: „Gott helf' mir, Amen", hält dagegen ein Ranke in Betreff der fraglichen Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" zwar für möglich, daß sie erst später hinzugefügt, aber auch, daß sie von Luther gesprochen und von andern überhört und vergessen worden seien.

Einige Jahre später (1874) untersuchte Köstlin mit bekannter Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit die Frage. Er kam zu dem Ergebnis: Luther sprach zum Schluß mehr als die Worte: „Gott helf' mir," aber die Ohrenzeugen haben bei dem Lärm nicht genau verstanden, was er sagte. Als wahrscheinlich ist anzunehmen: „Ich kann nicht anders, hie steh ich, Gott helf mir! Amen." Da aber ein Ohrenzeuge anstatt des „Gott helf mir" gehört haben will „Gott komm mir zu Hilf," so könnte man noch fragen, ob letzterer Ausdruck der richtige sei.

In neuester Zeit ist die Streitfrage durch die Arbeit eines deutschen Gelehrten in ein neues Stadium eingetreten. Der Hamburger Bibliothekar A. von Dommer hat in seinen „Lutherdrucken auf der Hamburger Stadtbibliothek 1516 bis 1523" (Leipzig, Grunow) die Lutherforschung mit einem bibliographischen Werke beschenkt, wie ein solches kein Zweig der Wissenschaft bisher aufzuweisen hat, einem Werke unsäglichen Fleißes und peinlichster Gewissenhaftigkeit, welches dem Verfasser, dem Verleger, wie dem Drucker gleiche Ehre macht. Es war bisher oft ein Haupthindernis textkritischer Untersuchungen, daß man Drucker und Druckort nicht kannte. Durch langwierige Untersuchungen ist es von Dommer gelungen, fast bei allen angeführten (405) Drucken bestimmt und zuverlässig beides anzugeben.

Das ist nun auch von Wichtigkeit für die Lösung unsrer Streitfrage. Wie bisher bereits bekannt, haben nur zwei der gleichzeitigen Flugschriften das Lutherwort in der Form: „Ich kann nicht anderst, hie stehe ich, Gott helfe mir! Amen"; die eine dieser Flugschriften ist eine lateinische — doch enthält sie das betreffende Wort auch deutsch —, die andre, in zwei Druckvarianten vorliegende, eine deutsche. So lange man die Herkunft und die Druckzeit dieser drei Drucke nicht kannte, durfte der Kritiker auf sie keinen zu hohen Wert legen. Nun aber ist von Dommer in der Lage, beweisen zu können, daß beide Drucke von Johann Grunenberg in Wittenberg stammen, somit unter Luthers Augen hergestellt sind, während Brieger von dem lateinischen Druck nachweisen zu können erklärt, daß er bereits aus dem Jahre 1521 stammt. Somit wäre diesem Druck ganz besondrer Wert beizulegen; damit aber wächst die Wahrscheinlichkeit des — bereits von Köstlin als richtig vermuteten — Wortlautes: „Ich kann nicht anderst, hie stehe ich, Gott helff mir. Amen." G B

(Aus Baden) Der in Nr. 8 (S. 76) erwähnte Entwurf einer Verständigung mit der Kurie ist, wie unsre Leser schon aus den Zeitungen gesehen haben, am 17. April in der Ständekammer zur Verhandlung gekommen und ganz im Sinne des Kommissionsberichtes erledigt worden. Die §§ 1—3 wurden genehmigt; der erste mit den Zusätzen über staatliche Aufsicht. Der vielbesprochene, die Zulassung von auswärtigen Ordensgeistlichen zur Aushilfe in der Seelsorge betreffende § 4 wurde abgelehnt, und zwar mit 41 gegen 20 Stimmen. Am Schlusse wurde der ganze Gesetzentwurf (ohne § 4) mit 51 gegen 10 Stimmen angenommen; die Ultramontanen stimmten jetzt mit Nein.

Soll man nun hoffen, daß mit Hilfe der ersten Kammer das Gesetz noch einmal zur Beratung kommen und, wenn auch mit Abänderungen, für die katholische Kirche günstiger ausfallen werde? Für jetzt widerstreben die Anschauungen einer Vermittlung trotz der für die Regierungsvorlage eintretenden Rede des Kultusministers Dr. Nokk. Und gerade der längere Zeitraum, der den Parteien zur reiflichen Prüfung der Sache vergönnt war, hat sichtlich dazu beigetragen, das verneinende Votum herbeizuführen, welches anfangs fraglich war. So hat man denn jedenfalls auch die Folgen dieser Abstimmung in Erwägung gezogen.

Diese Folgen wurden in der romfreundlichen Presse deutlich genug in Aussicht gestellt: die Stärkung der ultramontanen Partei sowohl im Landtage als im Lande selbst. An den Bemühungen, die Weissagung wahr zu machen, wird es auch nicht fehlen. Wir können abwarten; einige Bemerkungen aber wollen wir schon jetzt nicht unterdrücken.

Die Ultramontanen leiten die Opposition gegen die Vorlage von der Agitation protestantischer Eiferer her, die nicht ahnen, was daraus entstehen müsse, wenn man den point d'honneur der Katholiken beleidige. Nun aus Rücksicht auf den Protestantismus ist die Abstimmung in der Kammer nicht erfolgt; doch wenn man die Protestanten hereinzieht in diese Angelegenheit, so müssen wir sagen: wenn von einem konfessionellen point d'honneur die Rede sein darf, so haben wir Protestanten ihn auch. Sind es dort die Ordensbrüder, so ist es hier der gewesene Ordensbruder Martin Luther. Aber wo und wann hat man auf römischer Seite Bedenken getragen, diesen point d'honneur der Protestanten aufs schnödeste zu beleidigen? Und ganz abgesehen von jedem Namen und jeder kirchlichen Einrichtung, ist nicht unser Existenzrecht an sich, die Geltung der evangelischen Kirche als einer christlichen Kirche, unser point d'honneur im höchsten Sinne? Rom wolle doch gefälligst einmal offiziell erklären, daß der Papst zwar das Oberhaupt der Katholiken, aber nicht der „christlichen Kirche" ist, da ja zu letzterer auch die Kirchen der Reformation gehören; wolle dann weiter den Klerus allerorten nötigen, überall die Parität anzuerkennen: darnach wird sich Rom niemals über Verletzung des katholischen point d'honneur zu beklagen haben.

Bis dahin wissen wir, daß Roms geistliche Orden — vor allem der Jesuitenorden — noch heute sind, was sie immer waren seit der Reformation: die immer mobile Truppe zur Besiegung der Ketzerei. Die Worte vom „wahren konfessionellen Frieden," welche die Germania begeistert in den Mund nimmt, haben dort ihren eigentümlichen Sinn: gerade das läßt Rom nicht aufkommen, was wir Protestanten unter wahrem konfessionellen Frieden verstehen müssen.

Die Germania (24. Februar d. J.) behauptet zwar, daß intensive Vertiefung des Herzens in die Glaubenswahrheiten und Sittenvorschriften der [katholischen] Kirche naturnotwendig die wahre Toleranz gegen abweichende religiöse Bekenntnisse mit sich bringe; sie fügt auch hinzu, dies sei freilich für den vulgären Liberalismus ein Rätsel. Wir gestehen, daß es auch uns, die wir dem vulgären Liberalismus ferne stehen, ein Rätsel ist. Die Geschichte straft diese Behauptung Lügen und der päpstliche Syllabus auch. Nicht die katholische Kirche, sondern die aus der Entwicklung des Protestantismus herausgeborne moderne Staatsidee hat den Protestanten in katholischen Ländern Toleranz verschafft.

So lange Rom auf diese modernen Verhältnisse nicht aufrichtig eingeht — ein „Dulden" ist bei Geltung des Syllabus wahrlich keine Anerkennung —, so lange darf sich die Germania nicht darüber wundern, wenn der Staat Notwehrmaßregeln ergreift oder nicht fahren lassen will, auf die er andernfalls gern verzichtete — denn eine Freude wirds niemandem sein, die ultramontanen Klagen zu hören. A E

Dank und Bitte

Der in Nr. 18 (S. 171 f.) veröffentlichte Brief des fast achtzigjährigen Pfarrers Sloboda in Rottalowitz hat einen unsrer Leser in Schlesien bewogen, der Redaktion ein Witwenscherflein für die Gemeinde Rottalowitz zu übersenden: 75 Pfennig. — Wir hatten nicht ausdrücklich gebeten, thun es aber nun; denn zur Geschichte vom Witwenscherflein gehört auch, was vorhergeht (Markus 12, 41): „Viele Reiche legten viel ein." Uebrigens bitten wir die „vielen Reichen," sich gleich drei Häuflein zurechtzulegen, denn zwei andre Bitten, die ebenso berechtigt sind, werden in den nächsten Nummern unsern Lesern vorgelegt werden. D H (L)

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 21 **Leipzig, den 20. Mai** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Am Pfingsttage — Unsre Stellung zu den sozialen Parteien: 3. Vom Beruf — Bonifaz in Freytags „Ahnen" und in der Geschichte. 2 — Zur Beurteilung des Papstjubiläums — Vom Kinderhospital Marienstift in Jerusalem — Aus dem Gustav-Adolf-Verein: Eine katholische Freundin; Kirchliche Not in Westpreußen; Marseille; Algerien

Am Pfingsttage

Apostelgeschichte 2, 1—41

Der Tag der Pfingsten erfüllt sich, zu heiliger Festfeier hat sich Israel gerüstet. Dies ist der Tag, da man des Gesetzes gedachte, wie es einst von Gott auf Sinai dem Mose gegeben und dem Volke verkündigt war. War das nicht auch eine Geistesausgießung, durch welche reine und feste Herzen geschaffen werden sollten? So wenigstens sah man es in Israel an und erzählte sich, daß damals bereits auf alle Völker der Geist durch das Gesetz ausgegossen worden. So mächtig war der Posaunenhall, durch welchen Gott zur Welt redete, daß er bis ans Ende der Erde gehört wurde; durch des heiligen Feuerstromes einzelne Flammen that Gott „in aller Welt Zungen" seinen Willen und sein Recht kund. Auch jetzt stehen die Völker da, bedürftig, ein neues Recht zu hören und einen neuen Geist zu empfangen. Nicht von Sinai, sondern von Zion bricht an der schöne Glanz Gottes. Der Zeugengeist fährt herab auf die Jünger des Herrn, die Fackel des Evangeliums tragen sie hinein in die dunkeln Lande, und bald hört man in allen Heiden, Völkern und Sprachen die großen Thaten Gottes verkünden.

So vollendete sich am Pfingsttage in der That, was Israel sinnbildlich von der vorbereitenden Gottesoffenbarung im Gesetze sich erzählte. Aber laßt uns näher hinzutreten, um die ganze Größe des Pfingstereignisses zu erkennen. So eigentümlich dunkel auch der Bericht der Apostelgeschichte ist, so tritt doch aus der Erzählung von dem, was diesen Tag zu einem Gegenbilde der Gesetzgebung auf Sinai machte, deutlich ein neuer eigenartiger Zug hervor. Was ist es mit den Jüngern, von denen die Einen sagen: Sie sind voll süßen Weines, und Petrus: An ihnen erfüllt sich des Joel Weissagung von der Mitteilung des Geistes an das Volk des Herrn? Sie reden mit Zungen — das heißt: sie sind in einem Zustande des Ergriffenseins vom göttlichen Geiste, wo dem Menschen die Welt ringsum entschwindet und der Mund Worte des Gebetes stammelt, deren unverständliche Laute nur von dem gedeutet werden mögen, der selbst eingetaucht ist in das wunderbare Regen und Weben des Geistes. Dieser Zustand, über den uns Paulus nähere Kunde giebt (1. Kor. 14) und der oft genug während des Zeitalters der Apostel und noch lange nach demselben eingetreten ist, ergriff vor den Augen des Volkes in Jerusalem die Jünger des Herrn. Die Menge stutzt; nur etliche spotten: „Die sind betrunken"; die andern erinnern sich ähnlicher Zustände der Geistergriffenheit aus der Geschichte ihrer Könige und Propheten. Erstaunter, als zur Zeit, da es hieß: „Wie kommt Saul unter die Propheten?" ist die Menge jetzt, wo die Anhänger des gekreuzigten Tempelschänders und Gotteslästerers vom Geiste ergriffen werden. „Sie entsetzten sich aber alle und wurden irre und sprachen einer zu dem andern: Was will das werden?" Aus dem Staunen erwächst die Angst, die Angst des nur leicht schlummernden Gewissens. „Was hab ich dir gethan, mein Volk? Habe ich dich doch aus dem Diensthause erlöst, und du hast ans Kreuz geschlagen deinen Erlöser." Das Zungenreden der Jünger wird zum Zeugnis Gottes für den Verworfenen und zur zermalmenden Bußpredigt für das Volk, das durch des Petrus Wort vollends aufgeklärt wird. — Wache auf aus seligem Verzücktsein, du Jüngerschar, die du im Geiste siehst auf dem Throne der Ehren des Menschen Sohn! Was zuvor unmöglich erschien bei den Menschen: für den Auferstandenen Glauben zu finden, das hat Gott gethan, indem er dich, durch Buße und Glauben vorbereitet, zum willenlosen Werkzeuge seines Geistes machte. Siehe, diese alle stehen versammelt vor dir, tausende begehren in die verachtete Gemeinschaft des Nazareners aufgenommen und unter die Zahl derjenigen gerechnet zu werden, welche zeugen:

Jesus Christus herrscht als König,
Alles wird ihm unterthänig.

So ist die Kirche Jesu Christi entstanden, geboren aus geheimnisvoller Vermählung von Menschenglauben und göttlicher Fügung. Die Jünger, welche nicht sahen und doch glaubten, waren das wohlbereitete Gefäß für den Geist, der übermächtig sie ergriff; ihr Zungenreden aber ließ Gott vor Israel zum Zeugnis werden, das mächtiger als die verständig erwogene Predigt auf die Gegner eindrang und sie in Freunde und Mitstreiter umwandelte. Hier ist Gnade und nicht Verdienst, Gotteskraft und nicht menschliche Hinfälligkeit — aber erwachsen aus dem Glauben, welcher der Welt, ja Gottes selbst mächtig ist.

Die Kräfte, welche die Kirche gegründet haben, werden allein sie erhalten. „Fürchte dich nicht, glaube nur." Ohne deinen Glauben geht es nicht. Aber durch deinen Glauben wirst du, dir selbst oft genug unbewußt, die Kraft des Allmächtigen herabholen, daß er die Dinge dieser sichtbaren Welt gebraucht als Mittel zum Bau seines Reiches und durch deinen Glauben Berge ebnet, Thäler anfüllt, Wasser aus dem Felsen schlägt und die Wüste zum Garten Eden macht. Wenn wir doch lernen wollten für unser kirchliches Wirken, was die Erscheinung der Kirche gelehrt hat von Anfang an: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet!" Sp

---

Unsre Stellung zu den sozialen Parteien

3. Vom Beruf

Wenn wir uns gegen jedes Programm wehren, welches uns verspricht, soziale Politik im Namen des Evangeliums zu treiben, so sind wir doch weit davon entfernt, die Empfindung nicht als

durchaus berechtigt anzuerkennen, welche sich auch gegen den Schein von Gleichgiltigkeit sträubt, wo es sich um Lebensfragen unsers Volkes und unsrer Kultur handelt. Aber man wird der evangelischen Kirche doch das Recht nicht bestreiten wollen, die Hilfe, welche man von ihr fordert, auf ihrem eignen Gebiete zu suchen und in Verwertung der ihr eigentümlichen Gaben und Kräfte anzustreben.

Unwillkürlich werden wir da zuerst an die Weisung erinnert, welche Jesu Jünger daran erkennen lehrt, daß sie Liebe unter einander haben. Die mancherlei Erweisungen der Barmherzigkeit, die Aufgaben, welche in verschiedener Weise die innere Mission, die Armenpflege, die Privatwohlthätigkeit zu lösen unternehmen, treten uns dabei in den Vordergrund. Allein wie an diesen Aufgaben die Kirche als solche nicht allein beteiligt ist, so ist hiermit auch nur die Forderung der Hilfe ganz allgemein wiederholt, ohne daß die besondere, der Kirche zukommende Art derselben näher bezeichnet wäre. Nun dürfen wir uns aber doch dessen erinnern, daß die Kirche nicht Verwalterin irdischer Schätze ist. Ihr Reichtum ist das Evangelium. In ihm stellt sich nicht nur ein einzigartiger, sondern wirklich der ganze Besitz der Kirche dar. Für sie kann es sich darum auch der sozialen Frage gegenüber nur um Verwertung dieses Schatzes handeln.

Es gilt den Kampf wider die wirtschaftliche Not ganzer Bevölkerungsschichten. So entschieden nun diese die christliche Teilnahme erregen muß, so bestimmt gilt es doch vor allem hervorzuheben, daß das Evangelium keinerlei Aussicht auf ein völliges Ende sozialer Not für diese Erdenzeit eröffnet. Denn dasselbe ist untrennbar mit der Thatsache des Kreuzestodes Jesu verknüpft. Dieser aber hat doch nicht nur die irdischen Messiashoffnungen seiner jüdischen Jünger durchaus zerstört, sondern tritt überhaupt allen schwärmerischen Zukunftshoffnungen auf eine weltliche Glückseligkeit aufs Schärfste entgegen. Wer freilich in Jesu nur das Hervortreten einer Idee erblickt, die auch von ihm losgelöst ihren Gang durch die Geschichte der Menschheit nimmt, der mag ja annehmen, daß zwar er, der Bahnbrecher derselben, für sie untergegangen ist, daß aber sie, selbständig und siegreich vordringend, einer auch irdischen Vollendung in „dem heiligen Lande der Freiheit, der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe“ entgegenreift. Wer aber ihn selbst, den geschichtlichen Jesus, als den Gegenstand seines gläubigen Vertrauens ergreift und in ihm zur Ruhe kommt, der muß notwendig eine irdische Vollendung seines Reiches aus dem Bereiche seiner Wünsche ausscheiden. Denn in einem solchen könnte er vielleicht manches finden, was Jesus gelehrt hat und gelebt, nur ihn selbst nicht, den Gegenstand seines Glaubens, den auf Erden leidenden und sterbenden Heiland.

Aber wir meinen auch keineswegs das Evangelium um dieser seiner Nüchternheit willen verteidigen zu müssen. Wir erblicken darin vielmehr ein Zeichen seiner Kraft, wenn wir all der Fülle von Unzufriedenheit und Ungeduld, von Strebertum und Schwärmerei gedenken, welche aus jenen üppig aufschießenden Zukunftsträumen entbunden wird. Denn diese Nüchternheit ist nur die Kehrseite der freudigen mutigen Stimmung wider die Welt und ihre Not, welche evangelischen Christen zusteht. Freilich scheint sich diese nicht unmittelbar aus dem Evangelium zu ergeben. Dasselbe ist die Botschaft von der Liebe, und zwar im besondern von der vergebenden Liebe Gottes. Es ist nun verständlich, daß sich aus der Gewißheit dieser Liebe eine eigentümlich freudige Stimmung entwickeln muß. Nur ist zunächst nicht klar, wie durch dieselbe die Weltstellung des Gläubigen bedingt sein soll. Denn vor dem hohen Werte der Vergebung für das persönliche Leben des seiner Schuld Bewußten muß ja jedes Verlangen nach andern Gütern als eben jener Gewißheit selbst durchaus zurücktreten. „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Allein die doppelte, von selbst sich einfindende Erwägung, daß wir durch unsre Schuld uns regelmäßig in die Welt und ihre mannichfachen Beziehungen von Versuchung und Sünde verflochten sehen, und daß wir in dem vergebenden Gott der Macht vertrauen, welcher die Welt durchaus dienstbar ist, gestaltet das selige Leben in der Gewißheit jener Liebe unmittelbar zu einem Bewußtsein der Befreiung von der niederdrückenden Herrschaft weltlicher Kräfte und Gesetze. Unser Glaube wird zum Siege, der die Welt überwunden hat. So entwickelt sich aus der Gewißheit der vergebenden Liebe all jenes stolze Selbstgefühl Erdenleiden gegenüber, das aus den Briefen des Neuen Testaments wie wunderbarer Triumphgesang zu uns herüberklingt. Wer aber wollte es unter Christen in Abrede stellen, daß dasselbe in dem Leben Jesu sein ewiges Urbild besitzt und in der Predigt von Jesu Kreuz die stets gegenwärtige schöpferische Macht seiner Entstehung und Kräftigung? Dasselbe ist aber zugleich zum eigentümlichsten Besitz der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen geworden. In keiner Periode der Geschichte des Protestantismus fehlen die Lieder, welche jener fröhlichen Zuversicht in Leiden und Not Ausdruck geben. Das scheue, unsichere Wesen katholischer Frömmigkeit ist dem trotzigen Glauben gewichen: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit.

Aber die Predigt des Evangeliums, welche diesen Glauben erzeugt, muß der sozialen Frage gegenüber noch auf eine besondre praktische Spitze hinausgeführt werden. Der Glaube erhebt den Einzelnen auf die herrliche Höhe der Gotteskindschaft. Es ist aber unmöglich, diese Selbstbeurteilung für sich zu üben, ohne sie, wenigstens als Ziel, auf jedes andre menschliche Leben zu übertragen. In der hierin ausgedrückten Schätzung jedes Menschenlebens als eines für den Gott, der unser Vater ist, unbedingt wertvollen, ist die christliche Liebe als selbstverständliche Pflicht gefordert. Der Glaube wirket die Liebe. Wie aber jener selbst seine Kraft in der Not des Lebens an der Welt erproben muß, so kann auch die Liebe der Welt als des Schauplatzes und Mittels ihrer Wirksamkeit nicht entbehren. Sie wäre eine rein platonische, nicht mehr als ein stetes Leben in Gefühlswallungen, wenn nicht in der weltlichen Ausrüstung der Liebenden und der weltlichen Bedingtheit der Geliebten Antrieb und Mittel zu wirksamem Eingreifen in das Leben der andern für uns vorläge. Der Schein, als gelte die Welt dem Glauben überhaupt nur als eine feindliche Macht, verschwindet bei dieser Betrachtung. Es ist derselbe Glaube, der sie (die Welt) im Dienste der Brüder als das gottgeordnete Mittel der Liebe erfaßt und eine mutige Beherrschung derselben als gemeinsame Christenaufgabe anstrebt.

Diese Aufgabe wird sich bei der Vielseitigkeit menschlicher Bedürfnisse in eine fast übergroße Mannichfaltigkeit weltlicher Thätigkeiten gliedern. Die regelmäßige Verpflichtung des Einzelnen zu einer solchen bezeichnen wir mit dem Namen des *Berufs*. Mit Vorliebe reden wir dabei wohl von einem sittlichen Berufe. Greift nun auch diese Näherbestimmung desselben weit hinaus über die in unsrer Zeit so verbreitete Anschauung, welche die Berufsarbeit zum entwürdigten Lasttier der Freude und des Vergnügungslebens oder notdürftigen Broterwerbes und habsüchtiger Bereicherung erniedrigt, so ist doch mit ihr allein noch lange nicht alles gesagt, ja nicht einmal das Wertvollste an dem Gedanken des Berufes hervorgehoben. Eine bloße genauere Betrachtung des Wortes selbst treibt ja doch sofort zu der Frage: wer denn hier als der Berufende gedacht werden soll? Nur eine kleine Minderzahl unsrer Zeitgenossen wird uns auf diese Frage eine völlig entsprechende Antwort geben. Auf die Gesellschaft in ihren mannichfachen rechtlichen Gemeinschaftsordnungen wird man hinweisen. Aber wie ungleich stellt sich da der öffentliche Beruf zur Arbeit in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Kunst zu dem stillverborgenen Dienste für eine besondre Genossenschaft oder den beschränkten Kreis der Familie! Und für den ledigen Fabrikarbeiter, der einsam, verlassen, verwaist sein eintöniges Tagewerk verrichtet, ist es eine fast übermenschliche Zumutung, den Gedanken an eine Berufung durch „die Gesellschaft“ aufrecht zu erhalten. Wo ist sie? Soll er sie in kühnem Idealismus trotz des Widerspruches der niederdrückenden Wirklichkeit als vorhanden setzen? Oder soll er in schwärmerischem Realismus, zum sozialistischen Agitator werdend, sich an dem erträumten Bilde ihrer zukünftigen Verwirklichung verzehren?

Es giebt in der That nur eine ganz genügende Antwort auf jene Frage. Und das ist die Antwort evangelischen Glau-

bens: der zur Berufsarbeit Berufende ist niemand anders als Gott selbst. Der Gedanke vom Beruf trägt ein entschieden religiöses Gepräge an sich. Er ist christlichen und im Besondern reformatorischen Ursprunges. Man kann von einem doppelten verwandten und doch verschiedenartigen Nährboden desselben reden. Er ist entstanden einmal aus dem neutestamentlichen Gedanken der Berufung zum Reiche Gottes, zu der Seligkeit wie zu der Arbeit in ihm, und ist von unsern Reformatoren festgestellt worden im Gegensatz zu der amtlichen Berufung zum priesterlichen Dienst in der Kirche. Indem Luther „Leben und Seligkeit“ als gegenwärtigen Besitz der Christenheit begreifen lernte und aus der Erkenntnis des allgemeinen Priestertums die Folgerung zog, daß alle Thätigkeit eines Christenmenschen als priesterliche, gottesdienstliche aufgefaßt werden dürfe und müsse, gelangte er zu der Glaubensüberzeugung, daß die Berufung zum Reiche Gottes und der Dienst in ihm sich für den Einzelnen in den Formen mannichfacher weltlicher Berufsarbeit vollziehe.

Es ist einer der großartigsten und folgenreichsten Gedanken des Reformators, um den es sich hier handelt. Die priesterliche Anmaßung einer besondern religiös-rechtlichen Stellung vor Gott und Menschen ist durch ihn abgewiesen, schüchterne Versuche zu ihrer Wiederbelebung im Amtsbegriff kleiner „lutherischer“ Kreise sind von ihm in Schranken gehalten worden. Aber die ganze reiche Entwicklung einer vielgliedrigen Ordnung öffentlicher Berufsstellungen hat im Gegensatz zum mittelalterlichen Feudalsystem in ihm ihre gewaltigste Triebfeder gehabt. Man darf sich an den Ausspruch des katholischen Königs: Après nous le déluge und daneben an das Hohenzollernbewußtsein von der höchsten Dienststellung des Fürsten erinnern, um einen Eindruck von der Bedeutung jenes Gedankens zu gewinnen. Mönchische Ideale sind durch ihn zerstört worden. Wo sie sich in pietistischem Gewande zu erneuern gesucht haben, da hat die Erinnerung an ihn regelmäßig vor einem vollen Rückfalle bewahrt. Aber Mut und Freudigkeit zu mannichfachster weltlicher Thätigkeit, der ungeahnte Aufschwung der Naturwissenschaften wie die großartigen Fortschritte in Industrie und Handel sind durch ihn bedingt. Denn er hat die Freude an der Welt zu einer sittlichen Forderung erhoben, und dem Geiste der Pflicht sind die Dämonen und Gespenster des Mittelalters kraftlos unterlegen.

Aber es ist merkwürdig, wie dieser Gedanke, während er nach seinem kulturellen und, man kann ruhig sagen, auch sittlichen Gehalte über die Gemüter der Menschen, nicht bloß in protestantischen Ländern, unerhörte Siege feierte, gleichzeitig von seiner religiösen Weihe immer mehr und mehr eingebüßt hat. Es ist aber Zeit, daß dieser Schaden, den die Kirche reichlich selbst mit verschuldet hat, eben von ihr auch wieder gebessert werde. Denn wir stehen ganz offenbar an dem Punkte einer geschichtlichen Entwicklung, an dem es deutlich wird, daß eine bloß sittliche Auffassung des Berufes ohne religiöse Grundlage völlig undurchführbar ist. Oder sollte es schon zu spät sein? Luther hatte ein Bürgertum vor Augen, welches in seinen stolzen städtischen Ordnungen, der reichen festgefügten Gliederung seines Genossenschafts- und Innungswesens unmittelbar dazu auffordern mochte, den Adel auch der geringen Arbeit in der Weihe göttlichen Berufes hervorzuheben. Unsre mechanische Fabrikarbeit scheint von dieser Aufforderung wenig oder gar nichts in sich zu schließen. Aber unser Glaube ist doch noch unverändert der gleiche. Noch ist uns die Welt auch oder gerade in dem mechanischen Getriebe ihrer Kräfte, die wir in unsern Dienst zwingen, eine Welt unsers Gottes. Und noch steht es uns fest, daß wir als Christen das Recht des Glaubens besitzen, diese Welt als Mittel unsrer Liebesarbeit zu erfassen und zu verwerten. Und das muß unter allen Umständen auch angesichts der Zerfahrenheit unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse möglich sein. Die entgegengesetzte Meinung würde bedeuten, daß wir das Vertrauen auf die göttliche Weltleitung aufgeben und an der Kraft des christlichen Glaubens verzweifeln. Aber je schwerer der Druck auf jenen Millionen lastet, umso dringender wird für die evangelische Kirche die Aufgabe, ihnen nicht nur im allgemeinen von diesem Glauben zu reden, der in ihnen das Wunder der Weltüberwindung zu leisten vermag, sondern denselben unermüdlich auf diese praktische Spitze hinauszuführen. Wenn es der evangelischen Kirche gelingt, die Ueberzeugung zu wecken, daß auch das mechanische Thun im einförmigen Getriebe unsrer Fabrikräume vor Gott wertgeachtet ist, daß er es demgemäß würdigt, Gegenstand besondrer Berufung zu werden, daß es endlich als Glaubenswerk und Liebesdienst den Aufgaben und Zielen des überweltlichen Gottesreiches eingereiht ist, so wird sie damit freilich eine Lösung der sozialen Frage nicht herbeiführen, aber sie wird unvergleichlich Höheres leisten. Nicht Systeme, Ordnungen, Gesetze würde sie schaffen, aber Leben und Seligkeit trotz aller ungeordneten sozialen Verhältnisse.

Der Gedanke vom Beruf ist aber geeignet, zwar nicht selbst eine Neugestaltung dieser Verhältnisse herbeizuführen, wohl aber den kräftigsten Antrieb dazu zu geben. Derselbe ist ein geschworener Feind alles dilettantischen Wesens. Suum cuique möchte man als seine Losung bezeichnen, wenn es erlaubt wäre, dieselbe einmal im Sinne des gröbern deutschen Sprichwortes vom Schuster und seinem Leisten zu verstehen. Soll eine Besserung sozialer Verhältnisse erhofft und erstrebt werden, so muß sie von denjenigen ausgehen, welche durch besondern Beruf zur Regelung und Leitung derselben verpflichtet sind. Und es kann doch nicht zweifelhaft sein, wem dieser Beruf obliegt. Nur wer die Lage der Arbeiter, die Bedürfnisse der Industrie und des Handels, kurz alle die Beziehungen kennt, aus deren Ineinandergreifen sich die soziale Frage ergiebt, wird das Verständnis und die Fähigkeit besitzen, an einer Aenderung der bestehenden Verhältnisse mitzuarbeiten. Diese Bedingungen treffen zum Teil beim Arbeitgeber, dem Fabrikherrn, ein. Aber in umfassenderer Weise kann man von ihrer Verwirklichung, freilich niemals als von einer vollendeten, nur bei der Wissenschaft und der staatlichen Obrigkeit reden. Mit ihrer Predigt vom Beruf hat sich die evangelische Kirche in gleicher Entschiedenheit an diese Instanzen wie an die Arbeiterbevölkerung zu wenden. Nicht daß sie „christlich-soziale“ Gedanken zu vermitteln oder ihre Ausführung durch jene Organe herbeizuführen suchen müßte. Sie würde damit nur jenen ihren besondern Beruf abnehmen, wozu sie weder verpflichtet noch befähigt ist. Wohl aber wird sie ihnen zu sagen haben, daß sie auch ihre Stellung und Thätigkeit durchaus und allein an der Norm des Evangeliums mißt. Diese Norm stellt hier freilich zuerst die Forderung, daß die Reichen und Hochgestellten der Erde ihre Thätigkeit im Sinne christlicher Liebe üben sollen. Aber sie giebt uns zugleich das Vertrauen, welches gleich weit entfernt ist von übertriebenen Hoffnungen wie von zaghaftem Unmut, daß Gott durch die, welche er dazu beruft, seinen Willen auch in der sozialen Frage durchsetzen und die Geschicke unsers Volkes wie der gesamten Christenheit segensreichen Zielen entgegenführen wird. S E

Bonifaz in Freytags „Ahnen“ und in der Geschichte

2

Konnte Freytag, wenn er uns hineinführen wollte in den Kampf zwischen Christentum und Heidentum auf thüringischem Boden, nicht einen Zeitpunkt finden, wo die Geschichte ihm mehr Anhalt geboten hätte? Mit dieser Frage gehen wir, nachdem das thatsächliche Verhältnis der Erzählung des Ingraban zur geschichtlichen Ueberlieferung festgestellt ist, zur Beurteilung desselben über.

Gewiß. Hätte Freytag seine Geschichte zwanzig Jahre später spielen lassen, so hätte er in der Ueberlieferung mancherlei Anknüpfungspunkte mehr gehabt. Wir wissen von einer ganzen Reihe von Genossen des Bonifaz, Männern und Frauen, meist aus England stammend, die damals in Thüringen wirkten. Und es wäre dann dem Dichter ein Leichtes gewesen, in seine Erzählung das weltgeschichtlich weit bedeutsamere Wirken hineinzuverflechten, zu dem Bonifaz' Thätigkeit damals sich entfaltet hatte.

Etwa zehn Jahre noch von 725 ab hat Bonifaz in der Stille gearbeitet in Hessen und Thüringen. Er war zwar von dem Nachfolger Gregors II., Gregor III., zum Erzbischof ernannt,

damit er Bischöfe einsetzen könne, wo es not scheine; allein zu solch erzbischöflichem Wirken war es nicht gekommen. Und Bonifaz glaubte bereits mit seiner Lebensarbeit zu Ende zu sein: er zog zum dritten male nach Rom, um sich von seinen Pflichten entbinden zu lassen. Allein es kam ganz anders, als er gedacht. Nachdem er ein Jahr in Rom sich ausgeruht hatte, hat ihn Gregor mit den weitgehendsten Aufträgen entlassen, und der Sechzigjährige hat mit jugendlichem Mut die neuen Aufgaben auf sich genommen. Da hat er nicht nur missionirt an der Sachsengrenze; da hat er in Baiern, das zwar von christlichen Einflüssen durchzogen war, eine kirchliche Organisation aber noch nicht besaß, die Kirche organisirt, hat bischöfliche Diözesen dort abgegrenzt und sich bemüht, diese neugegründete bairische Kirche dem großen, von Rom aus geleiteten Kirchenwesen einzugliedern. Da hat er auch für seine Missionsgebiete in Hessen und Thüringen Bistümer gegründet (741), in Büraburg, in Würzburg, in Erfurt, und hat seinen Erwählten von Rom aus die Bestätigung geben lassen, um auch hier eine enge Verbindung mit Rom herzustellen. Ja noch 742, als er den Siebzigen nahe gewesen sein muß, hat er abermals in eine Erweiterung seines Wirkens sich gefügt. Im Bunde mit den Erben Karl Martells, Karlmann und Pippin, dem Vater Karls des Großen, hat er an einer Reform der arg verkommenen linksrheinischen Kirche gearbeitet, hat Synoden gehalten, an der auch zum Teil die deutschen Bischöfe teilnahmen, hat harte Kämpfe gehabt mit ungeistlichen, kriegsgewaltigen Bischöfen des Frankenreiches, hat auch hier eine enge Verbindung mit Rom wenigstens so weit angebahnt, daß König Pippin und Karl der Große vollenden konnten, was er begonnen. Daneben hat er Hessen, Thüringen und Baiern auch in dieser Zeit nicht vergessen: in Hessen das Kloster Fulda gegründet, an der bairischen Nordgrenze das Bistum Eichstätt. Erst seit 747 ist sein Leben stiller geworden. Seitab von den großen Weltbegebenheiten, die im Frankenreich sich vollzogen — 751 schickte ja Pippin den letzten Merowinger ins Kloster —, hat der greise Erzbischof als Bischof von Mainz den Abend seiner Tage verbracht — noch damals die Missionsgebiete an der Grenze in besondrer Weise auf sorgendem Herzen tragend; denn es ist historisch, was Freytag (S. 504) erzählt — wir wissen es aus einem Briefe des Bonifatius selbst —, daß der rüstige Greis noch kurz vor seiner Todesreise nach Friesland an der sächsischen Grenze um die Wiederherstellung von dreißig Kirchen sich bemühte, welche die heidnischen Sachsen zerstört hatten.

Ueber dies ganze spätere Leben des Bonifaz sind wir weit besser unterrichtet, als über die Zeit um 725. Weshalb hat Freytag nicht einen spätern Zeitpunkt für seine Erzählung gewählt? Freytag hat — so glaube ich sagen zu dürfen — absichtlich eine Zeit sich ausgesucht, über welche die Ueberlieferung wenig berichtet, hat es gethan, weil gerade die Lückenhaftigkeit des geschichtlichen Wissens ihm die Aufgabe erleichterte, die der historische Roman an den Dichter stellt.

Der historische Roman hat große Gegner gehabt, hat Gegner auch noch heute. Man nennt ihn ein Zwitterding zwischen Geschichte und Poesie, dem die Historiker den geschichtlichen, die Dichter den poetischen Wert absprechen müßten.

Zu den Gegnern des historischen Romans, wenigstens zu den halben Gegnern desselben, gehört auch Rudolf von Gottschall; aber gerade bei ihm kann man sehen — und nur deshalb erwähne ich ihn hier —, daß ein Nichtverstehen der Ziele des vornehmen historischen Romans sein Urteil mit bedingt. Gottschall ist nicht Historiker genug, um die Aufgaben des historischen Romans richtig zu würdigen. Freytag hat seine reiche historische Bildung hinlänglich bethätigt; an seinen „Ahnen," speziell am „Ingraban", kann man die Bedeutung des historischen Romans erkennen lernen. Gottschall meint (die Deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrh. IV, S. 139), das geschichtliche Bild, das der historische Roman uns vorführt, müsse in geistigen Reflexen spielen, in deren Schimmer auch die Gegenwart sich bewegt. Darum seien die letzten Jahrhunderte, ja gerade die neueste Zeit die geeignetste Fundgrube für den historischen Roman. Freytag ist gerade entgegengesetzter Ansicht. Man kann das schon daraus erschließen, daß nie wieder im Fortgang der Ahnen eine historische Person so in den Vordergrund tritt, wie Bonifaz im „Ingraban"; je mehr wir uns der Gegenwart nähern, desto mehr treten die großen Persönlichkeiten der Geschichte in den Romanen in den Hintergrund. (Vgl. Paul Lindau, Nord und Süd XVI, 1882, S. 226.) Im „Ingraban" ist Bonifaz ebenso hell beleuchtet wie der frei erfundene Held. Schon Heinrich II. im „Nest der Zaunkönige" tritt mehr zurück, ebenso Friedrich II. und der Landgraf von Thüringen in den „Brüdern vom deutschen Hause." Dr. Luthers gewaltige Gestalt spielt im „Markus König" eine fast allzu genrehafte Rolle, und im letzten Bande der „Ahnen" tritt keiner der großen Helden der Freiheitskriege auf: Napoleon fährt unerkannt und ungenannt bei Nacht und Nebel an uns vorüber, und auf die bedeutenden Persönlichkeiten der Neuzeit ist nicht einmal angespielt. Daß hier eine Absicht obwaltet, ist offenbar. Freytag selbst hat jetzt in den „Erinnerungen" (Werke I, 252) sich darüber ausgesprochen.

> Bei Verwertung bekannter historischer Charaktere — so sagt er — wird der Schaffende um so unfreier, je näher sein Werk der Gegenwart tritt. Während er vor Gestalten alter Zeit berechtigt ist, die immer mangelhafte und unvollständige Kenntnis ihres Charakters zu ergänzen und die Motive ihres Handelns zu deuten und zu vertiefen, bleibt ihm gegenüber den genau bekannten Personen naher Vergangenheit nur ein bescheidnes Nachbilden einiger der zahlreichen charakteristischen Züge, welche die Geschichte selbst von ihnen überliefert.

Und ein wenig früher:

> Für die alten Zeiten ist durch die Vergangenheit selbst der Stoff episch zugerichtet. Es ist leicht, das Schicksal eines Helden in Weltbegebenheiten einzuflechten und ihn zum Teilnehmer an großen Ereignissen zu machen. Je näher die Erzählungen der Gegenwart kommen, desto mehr engt das Privatleben den Horizont und die Thätigkeit der handelnden Personen ein. Die geschichtliche Kenntnis der Leser verstattet den frei erfundenen Gestalten nur eine untergeordnete Teilnahme an Ereignissen, welche eine historische Würde und Größe haben.

Daß Freytag hier im Rechte ist gegen Gottschall, daß es nicht zufällig ist, daß der „Ingraban" ein besserer historischer Roman ist als „Markus König," scheint mir leicht erweislich. Was macht einen Roman zu einem „historischen Roman"? Schon dies; daß er in der Vergangenheit spielt? daß mehr oder weniger antiquarische Gelehrsamkeit herbeigeschafft wird, um die Kulissen zu bemalen, zwischen denen die Personen handeln? Der historische Roman dieser Sorte ist in der That ein unglückliches „Zwitterding zwischen Poesie und Geschichte." Von einem historischen Roman sollte man billig nur da reden, wo der Romanschriftsteller sich wirklich der historischen Aufgabe unterzieht, eine uns interessirende Periode der Vergangenheit uns verständlich zu machen. Das geschieht aber noch nicht, wenn wir hören, wie die Leute wohnten und aßen, sich vergnügten und sich Komplimente machten. Ereignisse und Zustände, „die eine historische Würde und Größe haben", müssen uns vorgeführt werden.

Nun aber ergiebt sich eine doppelte Schwierigkeit. Der historische Roman soll Dichtung sein. Einem historischen Roman, der lange rein historische Ausführungen in sich aufnimmt, kann man mit Recht vorwerfen, er höre auf, ein Werk der Poesie zu sein. Andrerseits wird sich der Historiker verbitten, daß der Dichter eigne Wege suche, wo, was wirklich geschehen ist, uns deutlich erkennbar ist. Wie Luther zum Reformator wurde, wissen wir gut genug. Wer davon sprechen will, kann nur nacherzählen, was die Geschichte weiß, oder er wird durch seine Dichtungen jeden geschichtlich gebildeten Leser empören.

Doch dies Dilemma ist lösbar. Es giebt in der Geschichte der Zeiten und Zustände viele, die uns auf das lebhafteste interessiren, über die aber nur mangelhafte Ueberlieferung uns vorliegt. Je weiter wir uns von der Gegenwart entfernen, desto häufiger tritt dieser Fall ein; doch kommt er auch in der neuern Geschichte vor, namentlich dann, wenn es sich darum handelt, festzustellen, wie große Weltbegebenheiten in dem Leben der Kleinen sich spiegeln. — Der Historiker ist in solchen Fällen ganz außer stande, alle Fragen zu lösen, die sich ihm aufdrängen: der Strom der Zeit hat die Gebilde der Vergangenheit überschwemmt; es sind nur einzelne Spitzen, einzelne Höhenzüge, die uns noch sicher erkennbar sind. Bisweilen wird man in der Lage sein, die Linien, die über das Wasser emporragen mit ziemlicher Sicherheit auch in dem Teile ihres Laufes zu verfolgen,

der uns nicht mehr erkennbar ist: so, nur so kann die Linie laufen — wird man sagen —, wenn, was zweifellos ist, zwischen diesem und jenem Punkte eine Verbindung besteht. Wie oft aber ist es unmöglich, in dieser Weise durch sichere Verknüpfungen unser geschichtliches Wissen zu erweitern! Unsichere Annahmen aber haben höchstens als Pfadfinder Wert. Soll man in solchem Falle darauf verzichten, ein anschauliches Bild der Vergangenheit sich zu machen? Soll man mit der Photographie der Ruine sich begnügen? Der Historiker muß es. Aber werden wir nicht dem Dichter es danken, wenn er mit wissenschaftlich geschulter Phantasie einen Teil jener Trümmer ergänzt zu einem vollständigen Bau und ihn belebt mit freigeschaffenen Gestalten und Szenen, die zu dem alten Gemäuer passen!

Ein solcher historischer Roman ist freilich ein ander Ding als die Menge der Erscheinungen, die den Namen des historischen Romans diskreditirt haben. Er erfordert dichterische Gestaltungskraft nicht weniger als jeder andre Roman; daneben aber wirklich historische Bildung. Und nur ein historisch interessirtes Publikum wird ihn würdigen können.

Ein vorzüglicher historischer Roman dieser Art ist „Ingraban." Es sind sehr wichtige und allgemein interessante geschichtliche Fragen, die Freytag hier behandelt, ohne uns Historikern ins Gehege zu kommen; behandeln konnte, eben weil er ein historisch gebildeter Dichter ist. An drei Beispielen nur, bei denen ich vom wichtigen zum wichtigeren und wichtigsten fortschreite, will ich dies in einem Schlußartikel erläutern. L

Zur Beurteilung des Papstjubiläums

Die Person des gegenwärtigen Papstes und seine Erfolge in der Kirchenpolitik werden im Lager der ultramontanen Presse mit einer Glorie umgeben, daß man sich wohl fragen darf: Ist eine Steigerung überhaupt noch möglich, oder geht es von nun an mit dem Papstkultus wieder herab auf das Niveau nüchterner Beurteilung? Der Osservatore Romano, das anerkannte Organ des Vatikans, preist den Papst Pecci als den „Genius des Christentums," der mit dem „Zauber seines (!) Evangeliums" über die Feinde der Kirche und der Menschheit triumphirte. Die Libertà cattolica fordert zum Besuche der Weltausstellung im Papstpalaste mit den Worten auf: „Kommt mit uns, wir wollen zum Vatikan gehen. Der menschliche Geist beugt sich vor dem Papste mit dem Gruße: Sei gegrüßt, du Friedensfürst!" Die Schüler der Propaganda verkündeten am Jubiläumstage in achtundvierzig Sprachen das Lob des Papstes und sangen zuletzt einen Hymnus auf den Alto Santo, den erhabenen Heiligen des Vatikans! Man wandte auf ihn die Weissagungen des Alten Testaments auf den Messias an: Er ist der Löwe aus dem Stamme Juda, Er ist der Stern aus Jakob. In ihm wiederholt sich das heilige Leben Christi, Gethsemane und Golgatha, aber auch Erhöhung und Herrlichkeit des Erlösers. Er ist „unveränderlich wie Gott," Er ist „wie der ewige Vater, welcher sprach: Es werde Licht"; Er ist der „sichtbare Gott auf Erden," Er ist „der Vice-Dio" — lauter Aussprüche, die in der That während jener Jubiläumstage über Leo XIII. gefallen sind. Man greift sich an die Stirn und fragt: Ist das möglich? und wo soll das noch hinausgehen?

Da kommt aus Italien selbst ein kalter Wasserstrahl, der wohl imstande sein sollte, den flammenden Enthusiasmus allzu begeisterter Papstschwärmer ein wenig abzukühlen. Der langjährige Beobachter und genaue Kenner italienischer Dinge, Th. Trede in Neapel, der in der Münchener Allgemeinen und in der Luthardtschen Kirchenzeitung seit Jahren die bewundernswürdigsten Detailberichte über soziale, politische und religiöse Zustände Italiens gegeben hat*), beschenkt uns mit einer Broschüre von 76 Seiten, in welcher er die Berechtigung des Leokultus einmal mit nüchternen Augen prüft und seine Beobachtungen der Mitwelt kundthut. Das Schriftchen führt den Titel: „Leo XIII. und sein Jubiläum. Neues und Altes aus dem Vatikan" (Leipzig, Grunow, 1888), und kann den Lesern nicht warm genug zur Kenntnisnahme und eingehenderem Studium empfohlen werden.

Genau besehen sind es „drei Papstlegenden," deren Nichtigkeit Trede nachweisen will: die Legende von der Gefangenschaft des Papstes, die Legende von seinen unvergleichlichen Erfolgen und die Legende von den großartigen persönlichen Eigenschaften Leos.

Daß ebensowenig wie Pius IX., dessen „Kerkerstroh" man seinerzeit mitleidigen Gläubigen zeigte, der gegenwärtige Papst sich über seine „Gefangenschaft" zu beklagen Ursache hat, das ist durch Leos „goldene Hochzeit" oder, bescheidener gesagt, fünfzigjähriges Dienstjubiläum auf das deutlichste bewiesen. Man hat die Pilger, die dem Nachfolger Petri huldigen wollten, von keiner Seite behelligt oder beschränkt. Am Vorabend des Jubiläums, am 31. Dezember 1887, durften die 400 Kirchen Roms durch ihre Glocken feierlich die dimostrazione mondiale, wie der Vatikan die Feier bezeichnete, „die weltumfassende Demonstration" einläuten, die am 1. Januar des laufenden Jahres im Petersdome vor sich gehen sollte. Das „Publikum," das sich mit „Billets" hatte versehen können, wurde ungestörter Zeuge des feierlichen Aufzuges des Papstes inmitten seiner Granden, eines Prachtschauspiels, wie es wenige gleichstrahlende in der Welt geben mag; die hoheprieſterliche Messe, die der Jubelgreis zelebrirte, schloß mit dem Segen urbi et orbi, für Rom und die Welt. Auch der prophetische Akt, den Leo gelegentlich seines Jubiläums vorgenommen hat, die Kanonisation einer Reihe von neuen „Heiligen" und „Seligen," schmeckt nicht nach Gefangenschaft. „Dieses glanzvolle Schauspiel gelangte zum Vollzug am zweiten Sonntag der Epiphania, also an dem Tage, welcher im römischen Kalender als Fest des Namens Jesu bezeichnet wird. Der Name Jesu, dessen Stellvertreter Leo XIII. zu sein behauptet, ward beim genannten Feste kaum genannt; es handelte sich statt dessen allein um den Namen Leo XIII., der vor aller Welt bei der dimostrazione mondiale seine Machtvollkommenheit offenbaren wollte: »Alle Welt war zu den Füßen des Papstes einig und verständigte sich unter einander in dem einen Namen: Leo.«" Die Schilderung der Hergänge bei der Kanonisationsfeier ist sehr lehrreich. Endlich hat der „Gefangene des Vatikans" bei der Eröffnung der „Weltausstellung" seines königlichen Amtes in einer Weise gewaltet, welche seine Klagen über aufgezwungene Unfreiheit, Armut und Verläſterung künftighin wohl zum Schweigen bringen wird. Auf vierzig Millionen Mark an Wert sind die ausgestellten Waaren geschätzt, welche Leo zu den baaren „Peterspfennigen" als außerordentliche Einnahmen buchen kann. „Auf goldnem Throne sitzend, umbrauste ihn aufs neue das Jubellied: Tu es Petrus; der Kardinäle einer wies in glänzender Rede auf das beispiellose Ereignis hin; donnernd fiel der Chor mit einer von Gounod komponirten Strophe ein, welche immer wieder das Wort zu Gehör brachte: Hurrah! Hurrah!" Wie anders ist es da wirklich gefangenen römischen Päpsten gegangen, dem Urpapst Petrus an der Spitze, dessen Ketten in S. Pietro in Vincoli noch heute aufbewahrt und als Heiligtum gehütet werden, bis zu Pius dem VI. und VII., die der Korse seine Tyrannenhand fühlen ließ! „Leo XIII. genießt Postfreiheit, Telegraphenfreiheit, Zollfreiheit, und jene Jubiläumsdemonstration ward gerade auch hierdurch von der Regierung, welche der Papst als hostilis potestas (feindliche Macht) bezeichnet, erleichtert."

Noch belehrender ist der folgende Abschnitt „Die Erfolge." Der Verfasser stellt darin zunächst „Vergleiche" an. Die päpstliche Presse hat das Jubiläum einfach als ein „Wunder" bezeichnet; vor Leo „dem Weltbändiger" wirft sich alle Welt nieder, die Jubelfeier des Friedefürsten steht völlig einzig in der Weltgeschichte da. „Wir erleben damit das widerwärtige Schauspiel eines Wettstreites in der Aufschneiderei und Lüge, der Schmeichelei und Kriecherei, die einerseits das Malzeichen der Plumpheit und Lächerlichkeit an sich tragen, anderseits die schonungsloseſte Satire herausfordern." Was ist die Wahrheit über das Zuströmen der

*) Vgl. auch die neueste Flugschrift des Evangelischen Bundes (2, 4): Piedigrotta. Ein Nachtbild aus dem religiösen Leben Süditaliens. Von Th. Trede (20 S.; 15 Pf.) und die fortlaufenden Berichte desselben Verfassers in unserm Blatte.

Gläubigen, im Zeitalter des Dampfes, der schnellsten und billigsten Personenbeförderung? Als Bonifaz VIII. das von ihm erfundene Jubeljahr, diese unerschöpfliche päpstliche Geldquelle, feierte, da kamen nicht Tausende, sondern Millionen Pilger nach Rom; „wie die Heuschrecken" fielen sie ein, und in der Stadt war ein solches Gedränge, daß nicht wenige dabei ums Leben kamen. Auch Pius IX. hat drei Jubiläen gefeiert, das priesterliche, das päpstliche, das bischöfliche, und 1879 meinte das Blatt der Jesuiten, La civiltà cattolica, das zweite derselben habe in den über achtzehn Jahrhunderten des Christentums „nicht seines gleichen" gehabt; ja in demselben Blatte hieß es: im Laufe von sechzig Jahrhunderten hat kein Fürst, keine berühmte Person eine glänzendere Leichenfeier gehabt als Pius IX., möge irgend einer noch so berühmt gewesen sein durch Weisheit, Macht und Heiligkeit." Und trotz der achtzehn und trotz der sechzig Jahrhunderte jetzt wieder einmal: „das Jubiläum des Papstes ist ein beispielloses Fest!" (Osservatore Romano). „Nun vergleiche man: als im vorigen Jahre in Rom die Oper Othello von Verdi zum ersten male aufgeführt wurde, strömten aus Neapel helle Haufen dahin, um das Neue zu genießen; als aber das Jubiläum des Papstes gefeiert wurde? Da kam eine jammervoll kleine Zahl nach Rom, der Erzbischof und noch einige mehr! Als vor einigen Jahren der König Umberto nach Neapel kam, um die neue großartige Wasserleitung einzuweihen, rechnete man die zusammengeströmte Fremdenzahl auf 100 000, fast lauter Italiener, welche den König sehen wollten, der vorher in furchtbarer Cholerazeit das unglückliche Neapel helfend und tröstend besuchte, während der Gefangene des Vatikans in seinem goldenen — Gefängnis weilte. Bei der Jubelmesse des Papstes im St. Peter waren etwa 10 000 Italiener!" — unter den etwa 30 000 Gegenwärtigen. „Das nennt man auf italienisch: Fiasco!"

Im weiteren weist Trede auf „Thatsachen" hin. Thatsache ist, daß der Papst als Belohnung für die Pilgerfahrt zum Jubiläum vollständigen Ablaß und Vergebung (remissione) aller Sünden versprochen hat. „Diese Thatsache beweist, daß der heilige Vater keinen Glauben an den freiwilligen, von Habsucht und Lohnsucht freien Beweis der Liebe seiner Kinder hegte." „Ueber ein Jahr hindurch haben die Bischöfe mit Hilfe ihrer Handlanger, des Klerus, der Mönche, der Nonnen u. s. w. gearbeitet. Kein Mittel blieb unbenutzt. Die Presse, die Predigt, die Hirtenbriefe, die Komitees, die musikalisch-oratorischen Akademien, diese und andre Dinge waren die »Engel, welche die Menschheit erweckten.« Jeder Bischof konnte leicht ein Komitee bilden. . . . Die Eisenbahnverwaltungen ermäßigten den Fahrpreis um fünfzig Prozent. Die Zahl der deutschen Pilger, welche Ende Februar zum Jubiläum nach Rom kamen, beträgt nur 672! . . . Aus der Zahl der Pilger erhellt, daß $^{999}/_{1000}$ der 200 Millionen Katholiken sich weder um den Papst noch um sein Jubiläum gekümmert haben."

Ein fernerer „Erfolg," der sich als Mißerfolg erweist, wird unter der Ueberschrift „Täuschungen" besprochen. Es ist vom Vatikan des öftern ausgesprochen, daß die völlige souveräne Freiheit des Papstes ein Weltbedürfnis sei; Repräsentanten aus allen Teilen der Erde sollten bei Gelegenheit des Jubiläums diesem Bedürfnisse Ausspruch geben. Kein einziges Volk aber hat Repräsentanten geschickt; die paar hundert oder tausend Pilger aus den verschiedenen Nationen waren Privatleute. Und keine einzige Pilgerschar hat gegen die jetzige Lage des Papsttums protestirt, keine dem Nachfolger Petri statt des undankbaren Italiens ein andres Asyl vorgeschlagen. Kein einziger Potentat hat sich gegen Italien ausgesprochen oder auch nur die Zustimmung zu Leos Wunsch angedeutet. „Im Vatikan hatte man bestimmt erwartet, daß gekrönte Häupter sich beim Jubiläum einfinden würden. Man sah sich bitter getäuscht, denn kein einziger stellte sich ein, nicht einmal Dom Pedro von Brasilien. Kein königlicher Prinz war anwesend." Der König von Italien hielt seinen Neujahrsempfang, als die stattlichen Wagen der Kardinäle von der Jubelmesse heimkehrten. „Er hat dem Papste weder Glückwunsch noch Gaben geschickt. Diese vor aller Welt, vor der ganzen katholischen Kirche geschehene That des Königs von Italien mag andern Fürsten zur Beschämung gereichen." Daß Umberto dabei auf die Zustimmung der ungeheuern Mehrzahl seiner dreißig Millionen Unterthanen rechnen konnte, wußte er sehr wohl. Denn „nirgends auf Erden hat man ein so geringes Interesse für den Papst als in Italien." Die römische Aristokratie war in mächtigen Häusern unvertreten. Der römische Klerus sollte 20000 Lire zu zwei goldnen Schlüsseln für den Papst aufbringen; als die Kollekte nicht über 3000 hinausging, fallirte der Goldarbeiter, dem man mit der Zeit mehr Geld überweisen zu können hoffte, und nun blieb der Papst ohne Schlüssel.

Endlich redet der Verfasser in diesem Kapitel von den durch das Jubiläum der Welt gewordenen „Offenbarungen." Zur heilsamen Warnung der evangelischen Kirche ist zunächst offenbar geworden die Einheit des gesamten Episkopats. „Ein ungeheures Heer willenloser, völlig ergebener, einflußreicher Werkzeuge steht dem Papste zur Verfügung: Kardinäle, Bischöfe, Klerus, Orden, obenan die Jesuiten; ein allzeit schlagfertiges, in allen Weltteilen verbreitetes Heer gehorcht dem Papste." Offenbar geworden ist ferner der Geist, welcher vom Vatikan aus das ihn umgebende Heerlager beseelt: derselbe unheimliche Zug, welcher die Menschenwelt zur römischen Kaiserzeit ergriff und zur Menschenvergötterung trieb. „Dem Stellvertreter Christi tritt Christus selbst in den Hintergrund. In seinen eignen Reden finden wir die Grundmelodie, welche in tausendfältigen Weisen wiederklingt, die sich schließlich zu einem Akkord vereinigen, welche dem Vice-Dio das Hosianna singt." „Des Evangeliums entleert, füllt das Papsttum die Seelen mit dem Anschauen einer überirdisch erscheinenden Macht und Hoheit, einer übermenschlich erscheinenden Pracht. Der Papst wird alles, wird die Verkörperung des Christentums: die Person Christi tritt in den nebelhaften Hintergrund. Der in der römischen Kirche nie verschwundene Geist des Heidentums erstarkt zu neuer Macht, von ihr beherrscht, geht die weitere Entwicklung ihren Weg. Dem römischen Kaiserreiche, an dessen Spitze der vergöttlichte Kaiser stand, war ewige Dauer verheißen; dennoch ist es gefallen. Die römische Kirche, an der Spitze der apotheosirte Papst, nimmt ewige Dauer in Anspruch. Auch ihre letzte Stunde wird schlagen, dann, wenn das in ihr wirkende Heidentum sich ausgewirkt, völlig offenbart und sein letztes Wort gesprochen hat." —

Das dritte, Schlußkapitel, beschäftigt sich noch eingehender mit der Person Leos XIII. selbst. Es erörtert den Bildungsgang des Papstes, der in rein jesuitischer Anstalt eine diplomatische und scholastisch-philosophische Schulung erhalten habe, aber von wissenschaftlich-theologischer Bildung nichts wisse. Es untersucht die angebliche Förderung von Kunst und Wissenschaft durch Leo, seine vielgerühmte Mildthätigkeit, die er mit dem Gelde der Katholiken, im Verhältnis sogar recht kärglich, bestreite; und seine Charakterstärke, die bedenkliche Schwankungen bewiesen habe. Mit einem Zitat aus dem Buche Daniel schließt es; das goldne Bild Nebukadnezars wurde aufgerichtet, und alle Völker beteten es an. „Aber Sadrach, Mesach und Abednego sprachen: Du sollst wissen, o König, daß wir das goldne Bild, das du hast setzen lassen, nicht anbeten wollen. — Zu allen seinen Jüngern und zum Volk sprach Christus: Einer ist euer Meister. Matth. 23, 8."

Wir haben genug aus dem inhaltschweren und geistesmächtigen Büchlein angeführt, um das Verlangen nach eigner Lektüre zu wecken. L W

Vom Kinderhospital Marienstift in Jerusalem

Einer unsrer Mitarbeiter und Freunde, Professor Guthe in Leipzig, der vor mehreren Jahren im Auftrage des Deutschen Palästinavereins, dessen Zeitschrift er herausgiebt, mehrere Monate sich in Palästina zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen aufgehalten hat und seit der Zeit Beziehungen zu Jerusalem unterhält, hat uns gebeten, die Spalten unsers Blattes einer Bitte zu öffnen, die ihm vor kurzem aus Jerusalem zugegangen ist. Wir ersparen uns weitere Vorbemerkungen und lassen zunächst den zur Veröffentlichung bestimmten Teil der Jerusalemer Zuschrift folgen:

Unter den vielen Anstalten, mit welchen echte Nächstenliebe Jerusalem seit Errichtung des evangelischen Bistums ausgestattet hat, befindet sich auch eine Kinderheilanstalt, welche der Freigebigkeit JJ. KK. Hoheiten des verstorbenen Großherzogs und der Großherzogin-Witwe Marie von Mecklenburg-Schwerin bei deren Besuch in Jerusalem 1872 ihre Gründung verdankt. Die hohen Reisenden waren dazu veranlaßt worden durch einen deutschen Arzt Dr. M. Sandreczky, welcher längst gefühlt hatte, wie sehr Jerusalem und ganz Palästina bei der Nachlässigkeit, Gleichgiltigkeit und Unreinlichkeit der Eltern einer solchen Anstalt bedurfte. Das Hospital wurde am 6. Juni 1872 eröffnet und erhielt zu Ehren der hohen Mitbegründerin den Namen „Marienstift." Die Leitung wurde dem genannten Arzte übertragen; er übernahm sie unentgeltlich.

Was Dr. Sandreczky vorausgesagt hatte, traf sofort ein. Aus allen Gegenden Palästinas, ja aus Syrien, Mesopotamien, von den Beduinenlagern und aus Aegypten kamen kranke, oft schrecklich verwahrloste Kinder herbei. Waren es Säuglinge oder sehr kranke, so wurden auch die Mütter, die Tagereisen weit herkamen, mit aufgenommen. Die Hilfe wurde nicht etwa nur von den Christen der verschiednen Konfessionen, sondern auch von den Mohamedanern eifrigst gesucht, in den letzten Jahren auch von den Israeliten.

Die Anstalt ist auf höchst einfachem Fuße eingerichtet und ganz auf milde Beiträge angewiesen. Sie ist auf ein gemietetes Lokal beschränkt, in dem es nicht bloß an zweckmäßiger Verteilung der Räume, sondern immer mehr an Raum selbst fehlt, sodaß der Direktor der Anstalt und die Diakonissin derselben, wie wir seine Gattin mit Recht nennen dürfen, mit Schwierigkeiten jeder Art zu kämpfen haben, umsomehr als schon seit längerer Zeit jede Jahresrechnung mit einer Ausnahme wegen der unzureichenden Beiträge mit einem Defizit abgeschlossen hat; die Ausnahme bildete das Jahr, in dem der hochselige Kaiser Wilhelm der Anstalt eine namhafte Summe schenkte. Trotz aller Bemühungen des mit seiner Praxis vielbeschäftigten Arztes fließen in die Anstaltskasse Beiträge von kaum mehr als 50 Wohlthätern, die nach der letzten vorliegenden Rechnung über Deutschland, Holland, England, die Schweiz, selbst Amerika hin verstreut sind. Dr. Sandreczkys Jahresberichte sind über viele Teile Deutschlands verbreitet, und manche Zeitung hat auch von Reisenden Mitteilungen über das segensreiche Wirken der Anstalt gebracht; dennoch wird dieses Kind Jerusalems, welches ein Vater- oder Mutterhaus in Europa nicht besitzt, noch immer wie ein Stiefkind betrachtet. Wollte man die Zurückhaltung damit begründen, daß die Anstalt nicht für Deutsche, sondern für Araber bestimmt sei, so wäre das nicht nur eine engherzige Ausflucht, sondern auch unwahr, da auch jedes hilfsbedürftige Kind in die Anstalt aufgenommen wird.

Da das Marienstift das erste und einzige Kinderhospital im ganzen Orient ist und dasselbe deutschem Entschlusse, deutscher Beharrlichkeit und freiwilliger Arbeit seine Entstehung verdankt, so sollten wir Deutsche, deren Ruf unter den Einheimischen durch diese Anstalt, die bisher weder mit den türkischen Behörden noch mit den Eingebornen eine Differenz gehabt hat, aufs beste empfohlen wird, kräftiger und regelmäßiger zu ihrer Erhaltung mitwirken und darauf bedacht sein, dieselbe unter eignes Dach und Fach zu bringen.

Zur Wartung der Kranken hat die Gattin des Direktors nur die Hilfe ungelehriger, unverläßlicher, einheimischer Mägde. Um dem Marienstifte endlich eine ordentliche Pflegerin geben zu können, läßt Dr. Sandreczky auf seine Kosten seine älteste Tochter in Europa ausbilden.

Noch auf einen Punkt möchte ich besonders aufmerksam machen. Dr. Sandreczky nahm eines Tages einen ganz verlassenen Knaben auf, an dem sich schon die Anfänge des Aussatzes an Gesicht und Händen deutlich zeigten, der deshalb aus seinem Dorfe verjagt war und auf der Straße sich umher trieb. Bekanntlich ist der Aussatz, wie er jetzt auftritt, bei Erwachsenen unheilbar. Aber Dr. Sandreczky glaubte im Hinblick auf ähnliche Blut- und Ernährungskrankheiten, daß bei Kindern demselben entgegengearbeitet werden könnte, und wurde darin durch die Ansicht namhafter Fachmänner und auch orientalischer Krankheitskenner unterstützt. Die langjährige Behandlung des Knaben war in der That von günstigem Erfolge begleitet, sodaß derselbe jetzt wieder in seinem Dorfe wohnt und sich sein Brot durch Arbeit selbst verdient. Nun möchte Dr. Sandreczky für Kinder mit beginnendem Aussatz ein paar abgesonderte Zimmerchen haben. Denn solche Kinder mit erwachsenen Aussätzigen zusammen in einer Leproserie verpflegen zu lassen, würde nur die Krankheit verschlimmern. Der beständige Anblick der schauerlich entstellten Erwachsenen, die oft moralisch auch sehr verkommen sind, würde geistig und leiblich einen niederdrückenden Einfluß auf die leidenden Kinder ausüben. Und mit sicherem Erfolge läßt sich der Aussatz nur dann bekämpfen, wenn der Krankheit rechtzeitig vorgebeugt wird. Daher verspricht der Versuch, die Kinder bei beginnendem Aussatz in Pflege zu nehmen, schönen Lohn. Wenn es gelingt, die aufwachsende Generation vor diesem Uebel zu retten, so sind die Tage seiner schrecklichen Herrschaft sicher gezählt. Der verstorbene Professor Häser, ein genauer Kenner des Aussatzes, schrieb schon vor Jahren: „Der Erfolg der Kinderanstalten für Aussätzige ist sicher, der der Leproserien ist es nicht." Ist nicht ein solcher Versuch insbesondre der Unterstützung wert, mag man ihn vom menschlichen oder vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachten?

Helfen wir darum dem Marienstift, dem deutschen Liebeswerke in Jerusalem! Vermindern wir die Not und das Elend der armen Kinder durch Gründung von Groschen- und Pfennigvereinen und lassen wir unsere Kinder mithelfen zu sammeln oder auch mitgeben von dem, was ihnen Gott geschenkt hat. Es ist doch schön, dem heiligen Lande durch Liebesgaben zu vergelten, was wir alle von ihm empfangen haben, und bringen, wie das Sprichwort sagt, arme Kinder einen Gruß vom lieben Gott, so bringen die armen elenden Kleinen des heiligen Landes die Verheißung des Heilandes ihren Helfern entgegen: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Wir bitten im allgemeinen nicht gern; denn es ist des Bittens viel in unsrer Zeit und Not in der Nähe reichlich vorhanden. Aber diese Zuschrift eines langjährigen Freundes des Marienstifts macht das Bitten leicht, und Professor Guthe schreibt uns, daß er die Not der Anstalt kenne. Wir bitten nun nicht nur um einmalige Gaben, sondern möchten vornehmlich den Wunsch unterstützen, den die Zuschrift ausspricht: daß man bei uns den Kindern — in Sonntagsschulen, Konfirmandenstunden, Katechisationen — dies Liebeswerk ans Herz lege und durch die Kinder den Erwachsenen Lust mache zum Geben. L

Aus dem Gustav-Adolf-Verein

(Eine katholische Freundin) In Merzig, Rheinpreußen, einem alten Pflegling des Gustav-Adolf-Vereins, hat die katholische Witwe eines frühern Mitgliedes der evangelischen Gemeinde, Frau Virginie von Fellenberg geb. Boch, seit dem 1881 erfolgten Tode ihres Gemahls dessen Jahresbeitrag für die evangelische Gemeinde Merzig unverkürzt weitergezahlt und auch außerdem ihr noch besondre Unterstützungen zugewandt. Das Letzte, was sie kurz vor ihrem am 4. Februar 1887 eingetretenen Tode gethan, war die Schenkung von 1350 Mark zur Anschaffung eines Harmoniums. Ehre ihrem Andenken! Jb

(Kirchliche Not in Westpreußen) Die evangelische Gemeinde Schwetz im gleichnamigen Kreise befindet sich in der allertraurigsten Lage. — Es ist ein altes Stück deutschen Bodens, das leider im Laufe der Zeit unter der polnischen Herrschaft fast ganz dem deutschen Volkstum wie der evangelischen Kirche entrissen wurde. Aber kaum war Westpreußen dem preußischen Königreiche einverleibt, als auch hier sich das deutsche Wesen wieder befestigte und die Evangelischen sich wieder zu sammeln anfingen. Vor hundert Jahren wurde ihnen durch die Fürsorge des großen Königs eine Kirche gebaut. Dieselbe ist längst zu klein geworden; dazu ist sie äußerst baufällig. Aber nicht genug! Im Jahre 1878 ist die Stadt Schwetz von der Stelle, wo sie 550 Jahre vorher von den deutschen Rittern erbaut ist, abgebrochen und auf der Höhe neu aufgebaut, weil alljährlich die Fluten der Weichsel, des wildesten deutschen Stromes, gewaltige Ueberschwemmungen veranlaßten, die nicht selten mehrere Wochen anhielten. Die alte Kirche aber ist unten in dem Wassergebiet stehen geblieben, und so kommt es, daß bei jeder Ueberflutung die große evangelische Gemeinde Schwetz von ihrem Gotteshause abgeschnitten ist und dann anderwärts mühsam in engem Raume ihre Gottesdienste abhalten muß. Sind die Fluten verlaufen, so muß die Gemeinde in die durchnäßte, ungesunde Kirche zurückkehren, zu der es dann aber oft kaum einen passirbaren Weg giebt. Das ist ein Notstand schlimmster Art, so arg, wie er selten wieder vorkommen dürfte. Auch jetzt bei der großen Ueberschwemmung herrscht derselbe wieder in höchstem Maße. Es gilt, eine große, neue evangelische Kirche in der Neustadt zu bauen, zumal die alte nur 600 Sitzplätze zählt, während 1500 nötig sind. Kein Wunder, daß das kirchliche Leben unter solchen Verhältnissen großen Schaden leidet, daß Rom mit Fingern darauf weist, daß die Sektirer sich diese Not zu Nutze machen. Seit 1880 wird für den Neubau gesammelt — bis jetzt 10000 Mk. Außerdem ist ein günstig gelegener Kirchenbauplatz angekauft für etwa 6000 Mark. Aber die neue Kirche wird sicherlich 200000 Mark kosten. Bestreitet die Regierung auch ein Drittel dieser Summe, so bleiben doch immer noch etwa 130000 Mark aufzubringen. Etwa 50000 Mk. könnte die Gemeinde als Schuld aufnehmen und durch Amortisirung allmählich tilgen. Dann bleiben aber noch 80000 Mark ungedeckt.*)

Im Schwetzer Kirchspiel gilt es aber nicht nur eine neue große Kirche in der Stadt zu erbauen, sondern auch in dem 12 Kilometer von Schwetz entfernt liegenden Taschauerfelde ein Gotteshaus zu errichten. Dort werden jetzt zwölf Gottesdienste alljährlich von Schwetz aus abgehalten. Zur Bestreitung der Fuhrkosten hat der Oberkirchenrat die Mittel zur Verfügung gestellt. Aber das für etwa 70 Schulkinder berechnete Schulzimmer reicht nicht für die Besucher des Gottesdienstes aus. Es kommen dorthin nicht nur die Evangelischen aus Jeszewo, Hagen, Fünfmorgen, Gut Taschau, Klein-Taschau und Gellen im Schwetzer Kirchspiel, von denen die am entferntesten wohnenden nahezu 20 Kilometer bis Schwetz zurückzulegen haben, sondern auch aus den benachbarten Kirchspielen. Es ist ja seit Jahren schon die Errichtung eines besondern Kirchspiels Taschauerfelde-Laskowitz ins Auge gefaßt. Ob es dazu so bald kommen wird, steht dahin. Jedenfalls aber gilt es zunächst, die Erbauung einer Kirche, zu der vielleicht 20000 M. notwendig sein werden, zu betreiben. 8—900 Mark sind für diesen Zweck bereits gesammelt. Als Beweis für die Notwendigkeit des Kirchbaues mag bemerkt sein, daß am letzten Karfreitage allein

*) Das Stuttg. Ev. Sonntbl. berichtet jüngst aus Schwetz: „Am Palmsonntag [mitten im Jammer!] wurde ein in der Stadtschule hängendes Lutherbild mit vier Messerschnitten vernichtet."

über 90 Abendmahlsgäste am Gottesdienste teilnahmen, von denen nicht wenige im Hausflure und vor den Thüren stehen mußten.

Sodann ist ein neues Kirchspiel Linsk-Großschliewitz in der Bildung begriffen. Bereits werden die Gemeindekörperschaften gewählt. Hoffentlich zieht nun auch bald mit frohem Glaubensmut ein Geistlicher in diese entlegene Gegend. Gerade um ihrer großen Armut willen muß der kleinen Gemeinde von allen Seiten geholfen werden.

Es ist klar, hier fehlen nicht bloß Hunderte und Tausende, sondern Hunderttausende. Und schon tauchen neue Bitten um Errichtung neuer Kirchspiele im Schwetzer Kreise auf. In Betreff der Ortschaft Warlubien sind schon Unterhandlungen eingeleitet. Auch an Kronfelde und Lnianno wird gedacht.

Die evangelische Gemeinde Grutschno, ebenfalls im Kreise Schwetz, umfaßt auf zwei Quadratmeilen 1900 Seelen unter fast doppelt so vielen Katholiken, ohne Pfarrhaus und ohne Kirche; die nächsten Kirchorte sind 13 bis 23 Kilometer entfernt. Bisher verfügt die Gemeinde nur über 4250 M. und — einen Pfarrverweser.

Die im Jahre 1781 gegründete Diasporagemeinde Lautenburg im Kreise Strasburg besitzt bis zum heutigen Tage noch kein Pfarrhaus und ist auch nicht imstande, sich ein solches zu beschaffen, da sie bereits zur Bestreitung ihrer notwendigsten Bedürfnisse eine Kirchensteuer in Höhe von 33⅓ Prozent der Klassen- und Einkommensteuer aufbringt, während außerdem noch sehr erhebliche Lasten, darunter auch dingliche Abgaben an die katholische Kirche, auf der Gemeinde ruhen. Zum Bau des Pfarrhauses nebst Wirtschaftsgebäuden, Brunnen, Zäunen u. dergl. sind nach dem oberaufsichtlich geprüften Kostenanschlage 28490 M. erforderlich, wovon zur Zeit noch nicht 3000 Mark beisammen sind. Rechnet man, daß die Gemeinde selbst 5000 M. aufbringt, so bleibt, auch wenn ein Gnadengeschenk erwirkt wird, für den Gustav-Adolf-Verein noch viel zu thun.

Was die Fischergemeinde Hela (Rgbz. Danzig) auf der gleichnamigen Halbinsel angeht, so sagen die Auszüge des Zentralvorstandes aus den Unterstützungsgesuchen: dort sei eine kräftige Unterstützung gleichbedeutend mit Rettung des Pfarrhauses und einer evangelischen Gemeinde. Für die Vollendung des Kirchbaues werde wohl mit Sicherheit ein weiteres allerhöchstes Gnadengeschenk erlangt werden. Statt dessen mußte der dortige Pfarrer am 28. Dezember 1887 melden, daß der Hafenbauinspektor angekündigt habe, der ganze Bau müsse auf Anordnung der Regierung sistirt werden, weil eine Ueberschreitung des Kostenanschlags um 2900 M. als unvermeidlich sich herausgestellt habe: die sämtlichen Bauarbeiter seien sofort mit jenem Inspektor abgereist, der Bau ruhe, zugleich sei eröffnet worden, daß aus dem Allerhöchsten Gnadenfonds niemals mehr als ein Geschenk zu einem und demselben Bau bewilligt werde. Nun hatte allerdings der Danziger Gustav-Adolf-Verein mittlerweile eine Beihilfe von 1000 M. dargereicht unter der Bedingung, daß mit dem Kirchbau sofort wieder vorgegangen werde, und man hat im Vertrauen auf anderweite Hilfe den fehlenden Betrag vorschußweise aus dem Pfarrhausbaufonds entliehen. Denn auch für ein Pfarrhaus muß gesorgt werden: das verbaute Pfarrhaus ist in solchem Zustande, daß, wenn der jetzige 76jährige Pfarrer einmal scheidet, ein neuer Pfarrer da schwerlich wird wohnen wollen. Wie viel Hilfe ist also dort not! H

(Marseille) Der deutsche Konsul zu Marseille hatte beim dortigen französischen Kirchenkonsistorium die Erlaubnis nachgesucht, am Freitag den 16. März aus Anlaß der Bestattung des deutschen Kaisers im protestantischen Gotteshause einen Gottesdienst abzuhalten. Das protestantische Konsistorium hat dieses Gesuch abgeschlagen. „So sehr man — läßt sich die Köln. Ztg. schreiben — an derartige Behandlung gewöhnt ist, kann man doch einige Ueberraschung über solche Beschränktheit und über solche Bethätigung christlichen Sinnes nicht unterdrücken.“ Die genannte Ztg. berichtet dann weiter, daß infolge jener Weigerung an genanntem Tage ein Gottesdienst im deutschen Konsulate abgehalten wurde, welchem außer fast sämtlichen Mitgliedern der deutschen Kolonie die meisten hiesigen Konsuln fremder Staaten anwohnten. Es war von der französischen Behörde irgend ein störender Zwischenfall befürchtet und deshalb die nötige Polizei aufgeboten worden. Alles blieb aber in tiefer Ruhe.

Vielleicht dienen diese Vorfälle dazu, die öffentliche Teilnahme den dortigen Diasporazuständen überhaupt zuzuwenden. Es besteht nämlich in Marseille eine deutsche evangelische Gemeinde von 2—3000 Seelen, zum weitaus größten Teile aus armen Arbeiterfamilien bestehend; daneben giebt es dort viele deutsche Dienstboten, Handarbeiter, Kommis ꝛc. Die Gemeinde besitzt ein Pfarrhaus und ein Schulhaus; für ihre laufenden Ausgaben hat sie jedes Jahr 10000 Franks aufzubringen, was ihr, da sie vom Staate gar nichts erhält, nur möglich ist durch treue Mithilfe des Gustav-Adolf-Vereins; auch für den Kirchen-, eigentlich Kapellenbau, der auf 40000 M. veranschlagt ist, bittet die Gemeinde um kräftige Handreichung, da diese Summe noch nicht zusammengebracht ist. Ihr treuer Pfarrer, Gujer, ist leider lange krank gewesen. Ein Vikar aus Basel hat ihn vertreten, wodurch vermehrte Unkosten entstanden. Die vorjährigen Unterstützungen betrugen 3343,70 M.; bis zum Jahre 1886 sind vom Gustav-Adolf-Verein nach Marseille 109795,51 M. gespendet worden. Wir behalten uns vor, auf die Diasporazustände in Frankreich ausführlicher zurückzukommen. H

(Algerien) Einem Vortrage des Pastors Müller auf der württembergischen Gustav-Adolf-Vereins-Jahresversammlung zu Schwäbisch-Hall entnehmen wir Folgendes.

Im Jahre 1838 gründete König Ludwig Philipp eine protestantische Pfarrei in der Stadt Algier. Der erste Pfarrer war reformirt. Zu den ersten französischen Kolonisten kamen nach und nach weitere aus der Schweiz und Deutschland, besonders aus dem Elsaß, Oldenburg und der Pfalz, sodaß auch lutherische Pfarreien gegründet wurden in Dely-Ibrahim, Blidah, Gualma, Bona, Cherchell u. s. w. Heute sind der Pfarreien 21, nämlich 11 reformirte und 10 lutherische, nebst zwei Evangelistenposten in Balizane und Misserghin, alles zusammen mit etwa 10000 Seelen, deren Gottesdienste in französischer, da aber, wo es noch möglich ist, in deutscher Sprache gehalten werden. Diese Diasporakirche dehnt sich über das Gebiet einer Kolonie aus, deren Oberfläche zwei Dritteln von Frankreich gleichkommt, und zerfällt in drei Konsistorialbezirke, die den Namen der drei Provinzen Oran, Algier und Constantine tragen; das jüngst eroberte Tunisien besitzt noch keine offizielle Pfarrei.

Der Ortschaften werden jährlich mehr und damit die Zerstreuung jener Evangelischen immer größer: die Leute verlassen ihre ursprünglichen Wohnsitze, um in der Ferne von der Regierung bisher unverschenktes Gut und neue Einkünfte zu suchen. Pfarreien, die vor dreißig Jahren 700 Seelen zählten, haben daher heute nur noch 400. Die Pfarrei Algier zählt 26 Filiale, zum Teil 109 bis 125 Kilometer entfernt; die Pfarrer müssen oft sechs- bis siebentägige Filialreisen machen, die doch nicht allzu oft zu den einzelnen Orten führen können. Mit umso heißerer Begier wird der Pfarrer, sein Wort, das Sakrament empfangen! Mit Thränen in den Augen hören die ergrauten Kolonisten das Evangelium in der Muttersprache, die das Bild der Heimat, der Kindheit, der heimatlichen Kirche auftauchen läßt: von religiöser Gleichgiltigkeit in diesen gottgeweihten Stunden keine Spur; am Saum der Wüste lernt man die heiligen Güter schätzen.

In den Städten zwar ist es immerhin anders. Die Freigeisterei, welche sonst vornehmlich der katholischen Kirche Schaden thut, äußert sich neuerdings je und je auch in protestantischen Kreisen. Aber daneben stehen Beispiele erschütternder Wirkung des gepredigten Wortes! Ein Pfarrer hält vor kleiner Zuhörerschaft eine Predigt, worin er ausspricht, unser „Recht“ werde oft Ursache der Thränen und Sorgen ganzer Familien. Andern Tages erhält er einen Brief, der lautet: „Ich habe auch mein Recht gesucht; es ist aber die Qual und die Unehre geworden einer braven Familie. Um wieder gut zu machen, was im Namen des Rechts ich schlecht gemacht habe, bitte ich Sie, die beiliegende Summe von 2000 Frks. der rechtlich verfolgten Familie zu übermitteln.“ Um Weihnachten kamen nach Algier erkrankte Soldaten von Fieber und Strapazen abgezehrt und abgemagert, aus Tonkin, darunter 48 Deutsche. Bereitwillig öffnete ihr Herz sich der Reue und dem evangelischen Trost. Der Pfarrer schenkt jedem von ihnen Habermanns Gebethüchlein, und ein junger Sachse, dessen Grab Pfarrer Müller seitdem gesegnet, seufzt: „Kann ich doch einmal wieder in einem deutschen Buche lesen!“ Auch in Zivilangelegenheiten wird der Pfarrer oft Ursache des Heils. So kam zu Pfarrer Müller, da er noch Pfarrer zu Blidah war, ein Pfälzer aus der Gemeinde Brusarik. Tieftraurig erzählte er, er sei im Begriff, Haus und Hof zu verlieren wegen Schulden seines Vaters. Der Gläubiger habe ihm gesagt, er wolle ihm und seiner Frau nichts lassen, als die Augen zum Weinen. Empört meldete der Pfarrer dies dem Prokurator, der in gleicher Entrüstung sich der bedrückten Familie annahm, sodaß der Pfälzer sein Eigentum unangetastet behielt.

Vor einigen Monaten kamen katholische Eltern aus Mainz zu demselben Pfarrer mit der Bitte, ihre drei Kinder zu taufen. „Ich bin,“ sprach der Vater, „mit dem Glauben meiner Kirche unwiderruflich zerfallen; aber ich sehe ein, daß die Erziehung der Kinder unmöglich ist ohne Religion, deshalb komme ich zu Ihnen.“

Gleichwohl würde die stille, treue Arbeit der verstreuten Pfarrer eine verschwindend unzulängliche sein, wenn sie nicht von Anstalten unterstützt würde. Noch vor zehn Jahren hatten alle vom Staat anerkannten Kirchen ihre eignen konfessionellen Schulen: sie sind seitdem, in Laienschulen verwandelt, dem Einflusse der Kirche entzogen. Um nun dennoch die Kinder vor einem frühzeitigen Heidentum zu bewahren, haben die Pfarrer die sogenannten Donnerstags- und Montagsschulen eingerichtet, wo die Kinder im Gesang und in der biblischen Geschichte unterrichtet werden, damit die heilige Schrift ihnen Glaubensgrund und Lebensrichtschnur werden könne. Von allen Anstalten die wichtigste ist das Waisenhaus von Dely-Ibrahim mit gegenwärtig 52 Kindern, darunter auch solchen deutscher Herkunft, wie die Namen Walter, Heitz, Pöhner, Petersen beweisen. Deutsch zwar reden diese Kinder nicht mehr, und von den früh verstorbenen Eltern wissen sie oft weder Heimat noch Herkunft; aber das deutsche Erbteil, deutsche Anlagen in Herz und Gemüt treten dennoch hervor und äußern ihre Wirkung. „Auch deutsche Hände haben die schöne Ebene von Mitidja urbar machen helfen, und als 1871 das aufgewiegelte Arabervolk die Existenz der Kolonie bedrohte, so ließen auch die Deutschen mit patriotischem Eifer sich in die Bürgermiliz aufnehmen, um Christentum und Familie zu verteidigen gegen den muselmännischen Fanatismus.“

Wenigstens nennen wollen wir hier ehrenhalber noch Müllers unvergeßlichen Vorgänger Dürr, den man wohl den Apostel Algiers genannt hat.

Der Gustav-Adolf-Verein und zwar besonders der württembergische nimmt sich auch der Pastoration der Deutschen in Algerien an. H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 22 **Leipzig, den 27. Mai** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Im Kampfe mit Christi Feinden — Bonifaz in Freytags „Ahnen" und in der Geschichte. 3 — Ein neuer Gottesbeweis — Die katholische Konvertitenlitteratur. 1 — Jenseits der Grenzen. Aus Oesterreich — Tagebuchblätter aus Italien. 8 — Verschiedenes: Eine waldensische Monatsschrift; Zur kirchlichen Parteipolemik

Im Kampfe mit Christi Feinden

Apostelgeschichte 4, 23—31

Der Anfang ist gemacht: ein Wunder vor Menschenaugen, steht die Gemeinde des Gekreuzigten da. Nun muß des Herrn Werk vorangehen — ein Mann sagt es dem andern und eine Schar thut es kund der andern: „Jesus lebt! Thut Buße, daß eure Sünden getilget werden." So wächst die Gemeinde dem Schneeballen gleich, der an der Spitze des Berges sich löst und zur Lawine wird.

Aber nicht ungestört soll die Gemeinde ihres Wachstums sich freuen, und was auf der einen Seite ihr zum kräftigsten Förderungsmittel wurde, wird anderseits zum Anstoß, über den sie zu Falle kommen kann. Petrus hat, vom heiligen Geiste erfüllt, einem Lahmen geheißen, daß er wandle. Die durch solches Wunder entfachte Aufregung im Volke hat dem hohen Rate willkommenen Anlaß gegeben, gegen die Menschen einzuschreiten, welche durch das bloße Auftreten ihre Gewissen peinigten. Die Jünger werden bedroht, „daß sie sich aller Dinge nicht hören ließen, noch lehrten in dem Namen Jesu," und entlassen.

Was nun? — Sollen sie sich fügen? Sollen sie Feuer vom Himmel rufen, daß es die Feinde Gottes fresse? — Nichts von dem! Als sie zu den Ihrigen kamen und ihnen verkündigten, was die Hohenpriester und Aeltesten zu ihnen gesagt hatten, erhoben sie einmütiglich ihre Stimme zum Gebet. O hört, wie sie beten, damit ihr wißt, wie ein Christ dem Dräuen der Feinde des Reiches Gottes gegenüber empfindet und handelt!

Sie sollen sich fügen, wenn man fordert, daß sie nicht mehr den Namen dessen verkünden, der ihrer Seelen Lust und ihres Lebens Kraft ist? Nimmermehr! Der, welcher ihnen durch seinen Geist zu predigen geboten hat, ist stärker als die ganze Macht dieser Welt. Der alte Gott lebt noch, von dem der Psalmist einst gesungen: „Der im Himmel wohnt, lacht ihrer, und der Herr spottet ihrer," er, der Gott, der Himmel, Erde, das Meer und alles, was darinnen ist, gemacht hat. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" — Und was ist es denn, das die Menschen jetzt gegen sie ersinnen? Es ist nichts Unerhörtes; im Gegenteil, von der Feindschaft der Menschen gegen den Messias und sein Reich hat Gott durch den Psalmisten vor hunderten von Jahren schon weissagen lassen und dadurch bekundet, daß solches alles nicht ohne seinen Willen und sein Wissen geschieht. Sie glauben zu streiten nach eignem Belieben und spüren nicht, daß über ihnen derjenige waltet, „in dessen Hand alle Dinge also beschlossen sind, daß sie sich ohne seinen Willen auch nicht regen, noch bewegen können." Er spricht: „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott."

Rache und Gericht mögen die Jünger des Herrn getrost Gott überlassen; was sie für sich erbitten, ist nicht Errettung aus der Gefahr, sondern Glaubenskraft, welche sich nicht fürchtet, und Liebesvermögen, welches zu Ehren des Herrn, der die Seinen liebte bis ans Ende, sich in Thaten der Barmherzigkeit erschöpft: „Und nun Herr, siehe an ihr Drohen und gieb deinen Knechten mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort. Und strecke deine Hand aus, daß Gesundheit und Zeichen und Wunder geschehen durch den Namen deines heiligen Kindes Jesu." — Zu solchem Gebet spricht Gott sein Amen. Die Erde fängt an sich zu bewegen — ein Zeichen, daß solcher in Liebe sich bewährender Glaube Gottes selbst mächtig ist und der Sieg, welcher die Welt überwindet.

Und wie stehen wir den Feinden Gottes gegenüber, die nach dem immer wieder sich erfüllenden Worte des Psalmisten auch bei uns nicht ausgestorben sind? Mutlos klagen wir oder sind auch gern bereit, Scheltwort auf Scheltwort zu geben, auf ihren Spott mit Verdammung zu antworten. Darüber leidet Glaube und Liebe Not.

Wach auf, du Geist der ersten Zeugen, denen die Geschichte Zeugnis gegeben, daß sie nicht vergeblich geglaubt und geliebt haben. Dann wird auch uns das Amen Gottes nicht fehlen auf unser Gebet, und in der seligen Erfahrung, daß „von ihm und durch ihn und zu ihm alle Dinge sind," wird Herz und Mund sprechen: „Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen."

Sp

Bonifaz in Freytags „Ahnen" und in der Geschichte

3

Ich schulde den Lesern noch drei versprochene Beispiele dafür, daß Freytag im „Ingraban" wichtige historische Fragen, welche die geschichtliche Forschung nicht zu erledigen vermag, als Dichter zu beantworten sucht und in der That auch so beantwortet, daß er, ohne unser geschichtliches Wissen durch seine Dichtung erweitern zu können und erweitern zu wollen, dennoch das geschichtliche Verständnis der Vergangenheit fördert.

Ueber die Art, wie Bonifatius gepredigt hat, wissen wir geschichtlich nichts. Wir haben Predigten, die seinen Namen tragen; aber es ist nachgewiesen, daß sie mit Unrecht dem Bonifaz zugeschrieben sind. Nur das wissen wir, daß Bonifaz auch sinnliche Mittel nicht ganz verschmäht hat, um auf das Volk einzuwirken. Zehn Jahre nach der Zeit, in der Freytags Roman spielt, bittet Bonifaz brieflich eine Freundin in England, ihm die Briefe des Apostels Petrus mit Goldschrift abzuschreiben, damit er sie bei der Predigt den fleischlich gesinnten Zuhörern vorhalten könne, um ihre Ehrfurcht vor der Schrift zu erhöhen

(ep. 32, S. 99). In einem abermals zehn Jahre spätern Briefe (ep. 62, S. 181) spricht er einem englischen Freunde — vielleicht aus ähnlichen Gründen — die Bitte um eine Glocke aus. Freytag hat sich diese beiden kleinen Züge nicht entgehen lassen. Der Bärenzüchter Bubbo erzählt (S. 471), wie ihn Bonifaz für den Christenglauben gewonnen habe. Er, Bubbo, habe den Bischof an ein altes Versprechen gemahnt, ihn gebeten, daß er ihm mitteile von seiner Kunst. „Was begehrst du"? antwortet Bonifaz. „Gold", erwiedert Bubbo. „Gut, ich will dirs weisen," entgegnet Bonifaz und holt aus seinem Ledersack ein Pergament in einem Holzkasten hervor und schlägt es auf.

Ich erstaunte mehr als jemals in meinem Leben [so erzählt nun Bubbo später]; denn von Gold waren die Runen, die auf das weiße Leder geschrieben waren. Sie leuchteten mir in die Augen, daß ich erschrak. Da sprach er: Du thust wohl, deine Mütze abzunehmen, denn die Worte, welche geschrieben stehen, sind heilig, und hier ist die Verkündigung, welche für dich gegeben ist. . . .

Und welch hervorragende Bedeutung hat Freytag der Glocke gegeben: sie sammelt zum Gottesdienste die Christen, zu den Waffen das gesamte Volk, sie ermutigt die Gläubigen, sie erschreckt die Slawen. Doch diese Verwertung der berichteten Einzelheiten löst die Frage noch nicht, wie Bonifaz seine eigentliche Predigt eingerichtet habe. Freytag umgeht diese Frage nicht. Wir hören auf der Höhe, wo einst die Idisburg stand, den Bonifatius zu Ingraban reden (S. 277), hören ihn predigen bei der Versammlung im Walde und bei andern Gelegenheiten. Im erstern Falle hat m. E. der Dichter durchaus den Ton getroffen. Ob ebenso im zweiten, das ist fraglich. Freytag hat sich hier in etwas durch den „Heliand" bestimmen lassen, der etwa hundert Jahre später im Sachsenlande entstand. Man wird bezweifeln müssen, ob diese Töne in den Mund des Bonifatius passen. Aber das ist gewiß: wem einmal das Interesse aufgegangen ist für die Frage, wie wohl die römisch gebildete Geistlichkeit die Riesenaufgabe gelöst habe, den in ganz andrer Bildungssphäre aufgewachsenen Germanen das Evangelium nahe zu bringen, den wird jedes predigtartige Wort, das Freytag dem Bonifaz in den Mund legt, im höchsten Maße interessiren.

Die zweite Frage, die ich als Beispiel anführen möchte, ist mit der ersten eng verwandt und von Freytag mit besondrer Liebe behandelt. Wir hören wohl in der Ueberlieferung, da oder dort sind Tausende bekehrt; wir können auch mit Sicherheit voraussetzen, daß die Bekehrung der bei weitem größern Mehrzahl eine sehr äußerliche gewesen ist; doch gewiß sind auch einzelne wirklich im Herzen erfaßt worden: aber wie dies geschah, was den alten Götterglauben erschütterte, was es war, das die Lehren des Christentums in die Herzen grub, das schildert uns kein Biograph und kein Chronist. Freytag hatte schon in den Bildern aus dem Mittelalter diese Frage erwogen; im „Ingraban" giebt er eine Antwort durch das Leben des Helden. Wie das Christentum den Ingraban berührte, wie er schließlich Christ wurde, das ist geradezu die Hauptfrage des Romans. Und ich kann nur bewundern, mit welchem Geschick Freytag sie beantwortet. Schon auf dem ersten gemeinsamen Wege beginnt die Arbeit des Bonifaz. Unter den Wurzeln der Esche, die Ingraban für ein uraltes Heiligtum der Götter hält, weist Bonifaz ihm die Reste menschlicher Kultur nach. „Wo waren die Gewaltigen, die du fürchtest — so spricht Bonifaz —, als dieser Baum noch ein Samenkorn war?" Und durch das, was Bonifaz dann über die Ewigkeit seines Gottes anfügt, klingen mit Recht die Gedanken des nun mehr als tausend Jahre alten, in einer Handschrift des Klosters Wessobrunn erhaltenen deutschen Gebetes durch: „Das erfuhr ich bei Männern als der Wunder größtes, daß die Erde nicht war, noch der Himmel oben, noch Baum noch Berg nicht war . . . und da war der eine allmächtige Gott." Unmerklich für den Redenden macht diese Rede dennoch Eindruck auf den Heiden. Leise keimt der Zweifel bei ihm auf und steigert sich immer mehr unter dem Eindrucke seiner Lebensschicksale; aber je friedloser er im Innern wird, desto erbitterter wird — das ist psychologisch nur allzu wahr —, desto erbitterter wird seine Feindschaft gegen das Christentum. Der Entwicklung im einzelnen weiter zu folgen, kann ich hier nicht versuchen. Gegen die schließliche Lösung könnte man ein Bedenken haben. Es ist tief und wirklich schön, wenn Freytag erzählt, daß der Tod des Mönches Gottfried für Ingraban diesen zum Verständnis des Todes Jesu gebracht habe. Aber ist das nicht zu sehr individuell zugespitzt? Aehnliche Erfahrungen werden nur wenige gemacht haben. Allein dies Bedenken hält nicht Stich. Denn der Tod des Mönchs ist gleichsam nur eine Versinnlichung der vielen Opfer, welche die Prediger des Evangeliums damals wirklich gebracht haben. Auch die opferfreudige Liebe der Walburg hat eine ähnliche Bedeutung. Und gewiß, solches Zeugnis der That ist damals wie zu allen Zeiten das wirksamste gewesen.

Als drittes Beispiel rechne ich die Frage, die uns zu dem letzten hinüber führt, das hier zu erörtern der „Ingraban" uns Veranlassung giebt.

Für die geschichtliche Beurteilung des Bonifaz haben wir an unsern Quellen, wie ich glaube, im Ganzen hinreichendes Material. Aber die Ueberreste der Vergangenheit, die uns von ihr Kunde geben, die Urkunden, die Briefe, die Biographien: es sind stumme Zeugen. Erst wir machen sie reden, und in die Lücken der Ueberlieferung schiebt sich leicht — zum Guten oder zum Schlechten entstellend — eine vorgefaßte subjektive Meinung ein. Es wird noch heute über Bonifaz sehr verschieden geurteilt. In der Kindheit kannten wir ihn nur als den eifrigen Missionar und glaubensstarken Märtyrer. Dieses Bild hält die populäre Litteratur fest, auf protestantischem Gebiete fast ohne Ausnahmen, auf katholischem allgemein. Doch auch ein ganz andres Bild hat protestantischer Uebereifer gezeichnet. Man hat den Bonifaz dargestellt mit allem Zorn, den man über seinen Nachfolger Ketteler hatte, als einen Sendboten Roms, der selten einen Heiden bekehrt habe, dessen ganzes „Verdienst" darin bestehe, daß er „Mitteleuropa romanisirt," die von iroschottischen Missionaren gepflanzte mehr deutsch-nationale Kirche zerstört habe. Unbefangenere protestantische Historiker haben mit Recht einen Mittelweg eingeschlagen.

Wohl hat Bonifaz weit weniger unter Heiden missionirt, als die populäre Meinung glaubt. Die meisten Länder, in denen Bonifaz wirkte, waren schon halb für das Christentum gewonnen, standen unter einem christlichen Herrscher. Aber es ist Bonifaz' Verdienst — und ein großes Verdienst —, die zerstreuten Anfänge gesammelt, den vorhandenen Keimen in dem ersten Aufrisse kirchlicher Ordnung eine ungestörte Entwicklung ermöglicht zu haben. Die deutsche Kirche ist sein Werk.

Wohl haben iroschottische Missionare vor Bonifaz in Deutschland gepredigt; es ist auch ein gewisser prinzipieller Gegensatz zwischen der Wirksamkeit dieser Missionare und der des Bonifaz nicht zu verkennen: doch dieser Gegensatz war nicht der des Deutsch-Nationalen und des Römisch-Päpstlichen. Es war vielmehr der Gegensatz zwischen zufälliger, zersplitterter, ungeordneter Bekehrung einzelner — mit all den übeln Folgen, die in roher Zeit mit Notwendigkeit aus dieser unkontrolirbaren Wirksamkeit wandernder Enthusiasten des Mönchtums sich ergaben — und zwischen der geordneten, auf eine kirchliche Organisation ganzer Länder hinzielenden Thätigkeit eines nüchternen, mit allen realen Verhältnissen rechnenden Mannes.

Wohl hat Bonifaz mit manchen unwürdigen Priestern zu kämpfen gehabt, wohl sind unter diesen auch Iroschotten gewesen; allein nur neben andern: die Nationalität ist hier gleichgiltig, und es ist niemand berechtigt, aus Leuten, denen Bonifaz grobe Sünden des sechsten Gebotes nachsagt, ehrsam verheiratete Priester zu machen.

Wohl hat Bonifaz die deutsche und zum Teil auch die linksrheinische Kirche in Abhängigkeit vom Papste gebracht, er hat romanisirt; aber er that es in bester Ueberzeugung. Roms zentralisirende Verwaltung schien ihm gegenüber den Gefahren, welche die noch unbefestigten Verhältnisse der Staaten der Kirche bereiteten, die einzige Bürgschaft der Ordnung zu sein, und ich sollte denken, auch Protestanten müßten zugeben, daß dies Urteil damals berechtigt war.

Dieses Urteil über Bonifaz ist, wie ich meine, allerdings auch streng geschichtlich als das richtige zu erweisen. Aber man muß zugeben: die Quellen sind bisweilen mehrdeutig, sie lassen uns nicht genug ins Einzelne hineinsehen, um jede Mißdeutung

auszuschließen. Der Dichter kann hier überzeugender reden als der Historiker, wenn er die lückenhafte Ueberlieferung ausbaut, durch frei erdichtete Züge sie uns illustrirt. Und Freytag hat das gethan.

Die Persönlichkeit des Bonifaz ist allerdings, wie ich glaube, im „Ingraban" idealisirt; dennoch ist Freytags Bild der historischen Person des Bonifaz m. M. nach sehr ähnlich. Freytag weiß auch, daß Bonifaz in Thüringen kein ungebrochenes Heidentum mehr vorfand; aber seine Schilderung des Einzelnen zeigt dennoch deutlich das Verdienst des Bonifaz um das Christentum in Thüringen. Freytag weiß auch von den schottischen Missionaren. Er läßt den Bonifaz einmal (S. 305) seinen Unwillen äußern über die „schottischen Wildkatzen"; aber mit Recht läßt er diesen Gegensatz zurücktreten. So wenig die vier falschen Priester, gegen welche nach Willibalds Bericht Bonifaz in Thüringen vorgehen mußte, Schotten waren — wie die Namen beweisen —, so wenig durfte Freytags Memmo es sein. Freytag weiß auch, daß Bonifaz romanisirt hat, doch rückt er — obwohl hier allerdings einzelnes verzeichnet ist — die römische Gesinnung des Bonifaz im ganzen in ein völlig richtiges Licht.

Besonders glücklich hat Freytag z. B. in zwei Fällen die Freiheit des Dichters für eine rechte Würdigung des Bonifaz verwertet.

Nicht selten sind, wie ich schon sagte, die „falschen Priester," die Bonifaz in Deutschland vorgefunden haben will und soll, wie verleumdete Engel des Lichtes aufgefaßt worden. Die Nachrichten, die wir in den Briefen und bei Willibald haben, sind zu abgerissen, als daß ein Historiker ein plastisches Bild dieser Priester zeichnen könnte. Freytags Phantasie hat den Memmo geschaffen, und ich glaube, wer die Schwierigkeit der Verhältnisse erwägt, in denen solch ein Priester sich befand — herausgerissen aus dem Zusammenhange mit Geistesverwandten, der Versuchung ausgesetzt auf allen Seiten —, der muß zugeben: diese Gestalt des Memmo ist gewiß wahr; so oder ähnlich werden viele der Priester gewesen sein, an deren Leben Bonifaz Anstoß nahm.

Noch frappanter ist die Wahrheit der Dichtung in dem zweiten Falle. Ich erwähnte im ersten Artikel den päpstlichen Brief an die thüringischen Großen Asulf, Godolav, Wilari, Gundhari, Alvold. Der Papst lobt sie, weil sie der Versuchung zu götzendienerischem Thun widerstanden hätten, setzt aber doch offenbar zu gleicher Zeit voraus, daß ihr Christentum der Vervollkommnung noch sehr bedürftig sei. Diese letztere Voraussetzung haben nun einige in berechtigtem Haß gegen Rom zur Unzeit befangene Historiker so gedeutet, als ob jene thüringischen Großen vortreffliche, reife Christen gewesen seien, denen nur der römische Stempel noch gefehlt habe. Den habe erst Bonifaz ihnen aufdrücken sollen. Wie illustrirt aber Freytag den Brief? Er schildert zunächst in einer köstlichen Szene, welchen Eindruck die Vorlesung des päpstlichen Schreibens auf die thüringischen Häuptlinge macht. Nachher läßt er den Wilari an den Bonifaz herantreten und vertraulich zu ihm reden:

> Ich bin nicht der Mann, der einem andern seine Ehre beneidet, zumal, wenn er sie selbst auch genießt. Aber was den Helden Gundhari betrifft, so war uns allen wunderlich, daß er in dem Briefe des römischen Papstes genannt war. Denn sonst hat er oft am Opfersteine gestanden und ist mit den andern im Osterreigen gesprungen. Aber damals, wo er widerstand, war er unwirsch wegen des starken Meths, den er geschöpft hatte, und als ihn die Nachbarn faßten, um ihn fortzuziehen, zog er sein Schwert und verschwur sich, daß er jedem Feind sein werde, der ihn von seinem Sitze treibe. Ob er das aus Treue gegen den Christenglauben that, das magst du selbst ermessen, denn er fing gleich darauf an ärgerlich zu singen, schlug gewaltsam auf den Tisch und schlief ein (S. 404).

Gewiß, das ist Dichtung. Aber in dieser Dichtung steckt mehr geschichtliche Wahrheit als in den Ausführungen einzelner Historiker über diesen Brief.

Und dies Urteil kann ich zum Schluß auf das Ganze ausdehnen. Der ganze „Ingraban" ist Dichtung. Auch von Bonifaz wird vieles erzählt, was nur Dichtung ist. Dennoch enthält die Erzählung mehr geschichtliche Wahrheit, als einzelne gelehrte Bücher über Bonifaz. Wer diesen historischen Roman liest, der wird zwar, wenn er die Quellen nicht sehr genau kennt, nicht unterscheiden können, wo Freytag wirkliche Geschichte, sicher überlieferte Einzelheiten verwertet, wo er dagegen frei dichtet. Allein das schadet nichts. Die Geschichtsauffassung der meisten Menschen — ich brauchte die Historiker nicht einmal völlig auszunehmen — ist vielfach durch Elemente sagenhafter Ueberlieferung bestimmt. Ja in den Schulen wird manche an sich nicht erweisliche, aber glaubliche Sage zur Illustration der Geschichte benutzt. Und das mit Recht. Denn obgleich die Sage keine Gewähr ihrer wirklichen Geschichtlichkeit in sich trägt — sie gleicht einer auf dem Wege steter Reproduktion auf uns gekommenen Kopie eines alten Gemäldes, während man die geschichtliche Ueberlieferung einem arg beschädigt erhaltenen Original vergleichen könnte —, so hat doch die Sage oft eins voraus vor der fragmentarischen geschichtlichen Ueberlieferung: sie giebt anschauliche, lebensfrische Einzelbilder. Und darum ist auch die Sage, ob sie gleich für die wissenschaftliche, streng historische Rekonstruktion der Vergangenheit nicht verwendet werden darf, dennoch geschichtlich wertvoll, sobald sie nicht durch offenbare Ungeschichtlichkeiten entstellt ist. Und wie eine derartige wertvolle Sage sich zur Geschichte verhält, so verhält sich zu ihr auch der gute historische Roman, so verhält sich auch der Bonifaz der „Ahnen" zu dem der Geschichte. Was Freytag erzählt, ist Dichtung und nicht Geschichte; — aber es ist Dichtung voll geschichtlicher Wahrheit. L

Ein neuer Gottesbeweis

Vor kurzem ist ein Büchlein erschienen mit dem großgedruckten und vielversprechenden Titel: Der erste und sicher einzig wissenschaftliche Beweis — kein Trugschluß, auch keine bloße Hypothese — auf Grund der Descendenztheorie, daß es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele giebt. Von Robert Hugo Hertzsch. (Leipzig, Fock; 1,20 Mk.)

Man traut seinen Augen kaum. Dieselbe naturwissenschaftliche Theorie, die seit ihrem Bekanntwerden als die gefährlichste Feindin des Gottesglaubens galt, soll plötzlich den einzig wissenschaftlichen Beweis für das Dasein Gottes liefern. Auf dem Grunde ebenderselben Descendenztheorie, welche bisher eifrig für den Pantheismus verwendet wurde, soll jetzt das Dasein des persönlichen Gottes hart und fest bewiesen sein. Einer aus den Reihen der Darwinisten, die zumeist der Theologie gleichgiltig, ja feindselig gegenüberstehen, will dieser zu Hilfe kommen und ihr die Mittel in die Hand geben, jeden Atheisten und Pantheisten zu besiegen und die Menschheit davon zu überzeugen, daß Christus ein höheres Wesen war und daß es einen persönlichen Gott, eine Unsterblichkeit der Seele giebt.

Das ist fürwahr ein großes Angebot, größer als alle bis jetzt von seiten der Naturwissenschaft und des Darwinismus geschehenen. Denn diese bestanden doch höchstens darin, die Unsterblichkeit der Seele naturwissenschaftlich begründen und die Notwendigkeit der Religion als die letzte Konsequenz der Darwinschen Lehre beweisen zu wollen. Wir sind deshalb äußerst begierig zu erfahren, wie dieser erste und einzig wissenschaftliche Gottesbeweis geführt wird. Folgendermaßen:

Es steht wissenschaftlich fest, daß alle Lebewesen miteinander in einem ununterbrochenen Zusammenhange stehen, und daß die vollkommeneren sich aus den unvollkommeneren heraus entwickelt haben. Die Uebergangsursache hat Darwin in dem Kampfe ums Dasein gefunden. Aber diese Vermittelungsursache ist allein nicht zureichend, wie Anhänger Darwins selbst zugestanden haben und wie schon aus der einen Thatsache sich ergiebt, daß nicht bloß die starken Tiere Raubtiere und nicht nur die schwachen Tiere pflanzenfressende sind. Es muß zur Erklärung hinzugenommen werden der auf das Passendere und Bessere gerichtete innere Sinn der Lebewesen, welcher sich in ihnen, durch den Kampf ums Dasein genährt und angetrieben, nach kürzeren oder längeren Zeitperioden verkörpert, objektivirt. Dieser innere Sinn ist vorhanden, auch in der unorganischen Natur, aus welcher sich alles Organische entwickelt hat. Im Mineralreiche strebte er nach Befreiung aus der starren Materie, bis ihm diese durch Zusammenwirken glücklicher Umstände und uns unbekannter Ursachen gelang. So entstand die Pflanze und aus dieser durch den auf willkürliche Bewegung gerichteten innern Sinn das

Tier. In den niedern Tierklassen richtete sich der innere Sinn auf die Hervorbringung von Lauten, in den höhern auf die Hervorbringung von Wörtern, bis dieses Streben sich im Menschen verkörperte, in der menschlichen Sprache objektivirte. Der Mensch, welchem durch die Sprache ein großes Gebiet des Denkens erschlossen worden ist, richtet sein Streben darauf, die Wahrheit zu finden. Dieses Streben muß sich kraft des allwaltenden Schöpfungsgesetzes in Einem verkörpern, der die Fähigkeit besitzt, die Wahrheit zu erkennen. Dieses im Besitze der Wahrheit sich befindende Wesen muß für uns Unbegreifliches ausführen können, gleichwie die Werke des Menschen dem Tiere unbegreiflich sind. Nun wird von Jesus einstimmig berichtet, daß er Wunder gethan habe, außerdem, daß er sich selbst die Wahrheit genannt, was weder die Geschichte noch Tradition von einem andern erzählt; dazu ist seine Lehre so groß und erhaben, daß ein menschliches Wesen sie niemals ganz streng befolgen kann, sodaß sie nur für solche sein kann, die im Besitze der Wahrheit sind. Christus selbst hat streng nach den Vorschriften seiner Lehre gelebt; folglich ist er im Besitze der Wahrheit gewesen. Er ist also jenes Wesen, auf dessen Verkörperung das Streben des innern Sinnes der Menschheit gerichtet war. Dieser im Besitze der Wahrheit befindliche Jesus aber hat behauptet, daß es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele gebe. Hieraus folgt, daß es auch wahr ist, daß es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele giebt. Und dies war zu beweisen.

Sollen wir diesen Gottesbeweis ernst nehmen? Jedenfalls ist er ernst gemeint. Und wir vernehmen mit Teilnahme des Verfassers Versicherung, daß er selbst auf dem Wege dieses Schlusses aus dem vollsten Zweifel zum Glauben an die Gottheit Christi gekommen sei. Wir hätten da wieder einmal ein Beispiel, auf wie wunderbaren Wegen Gott die Suchenden zu finden weiß. Aber diese Bekehrung in Ehren: einen andern dürfte das Büchlein kaum zu bekehren vermögen. Auf alle Fälle wird die Theologie sich hüten, sich zu diesem apologetischen Verfahren zu bekehren. Sie wird sich lieber „gesenkten Hauptes von der Wissenschaft weiter bespötteln“ lassen, als mit solchen Mitteln der Wissenschaft die Menschheit davon überzeugen wollen, daß Christus ein höheres Wesen war und daß es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele giebt.

Dieser neueste Gottesbeweis soll keine Hypothese sein, das steht auf dem Titelblatt groß geschrieben. Und doch muß der Verfasser zugestehen, daß er die von ihm zu Hilfe genommene Vermittelungsursache des innern Sinnes nicht als die richtige und allein mögliche beweisen könne! Dieser Beweis soll kein Trugschluß sein, wie ebenfalls das Titelblatt der Welt versichert; und doch ist zum mindesten das eine Glied des Schlusses falsch, daß weder Geschichte noch Tradition einen andern als Jesum im Besitze der Wahrheit sein lasse!

Jedoch, ich habe diesen neuesten Gottesbeweis den Lesern dieses Blattes nicht vorgeführt, um denselben zu bekriteln oder zu empfehlen, sondern als ein Zeichen der Zeit. Er ist wie mehrere andre Erscheinungen ein Beweis dafür, daß man sich auf die Dauer ohne Gottesglauben und christliche Religion nicht wohl, nicht befriedigt fühlt, daß die Wissenschaft auch mit ihren glänzendsten Resultaten dem Menschen nicht völlig geben kann, wonach er von Natur trachtet, die Seligkeit. Aber man will doch nicht umkehren, so ohne weiteres zur christlichen Religion zurückkehren. Dadurch meint man der Wissenschaft etwas zu vergeben, ihr zu nahe zu treten. Und deshalb sucht man aus der Wissenschaft die Religion zu erweisen — und erhält eine Religion, die wahrlich nicht die christliche ist, den Glauben an einen Gott, der wahrlich nicht der Vater unsers Herrn Jesu Christi ist.

Eins aber ist dem Verfasser dieses Büchleins eigentümlich. Er sucht den Gottesbeweis in Jesu Christo, darin, daß dieser die Wahrheit gewesen sei. Damit ist er auf dem rechten Wege. Aber er kommt nicht zum Ziele, weil er sich und andere Jesum als die Wahrheit verstandesmäßig erkennen und ergreifen lassen will. Er hat die beiden Aussprüche Jesu nicht beachtet: „Wer mich siehet, der siehet den Vater“ und „Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. So jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede.“ Sich in Jesu Person und Leben versenken und seine Lehre thun, das giebt die Gewißheit, daß er die Wahrheit und Gottesoffenbarung ist. Ein Christ bedarf keines Gottesbeweises; er besitzt Gott in Christo Jesu und in dem Zeugnis seines heiligen Geistes. Ein Christ fürchtet aber auch die Wissenschaft nicht, die Gott leugnet; sie kann ihm seinen persönlichen Gottesglauben doch nicht rauben. Und ein Christ erwartet am wenigsten von der Naturwissenschaft, daß sie Gott beweise; er weiß, daß diese Wissenschaft es nur mit den natürlichen Ursachen dieser Welt zu thun hat, die Gottesfrage weder bejahen noch verneinen kann, weil sie dieselbe als Naturwissenschaft überhaupt nicht erhebt. Hier liegt die Möglichkeit einer Aussöhnung der Theologie mit der Naturwissenschaft, aber nicht, wie der Verfasser meint, in einem Beweisverfahren, das sowohl an die Naturwissenschaft als an die Theologie Zumutungen und Forderungen stellt, welche beide nicht erfüllen können. St

---

Die katholische Konvertitenlitteratur

1

Zu keiner Zeit wurde die katholische Leserwelt so mit jeder Art von Konvertitenlitteratur überschwemmt, wie gegenwärtig. Man kann ganze Jahrgänge katholischer Zeitungen durchgehen, und man findet fast in jeder Nummer entweder ein Konvertitenbild, am beliebtesten unter dem halb sentimental klingenden Titel: „Heim zur Mutter,“ oder Besprechungen der litterarischen Hervorbringungen von und für Konvertiten, oder Erzählungen, in welchen Konvertiten die Hauptrolle spielen. Daß jede Konversion eines Katholiken möglichst verschwiegen wird, ist selbstverständlich; wird sie aber je einmal erwähnt, so ist es eine Schandthat, ein Abfall vom christkatholischen Glauben, eine schnöde Mißachtung der heiligen Kirche, während natürlich die Konversionen Evangelischer nicht hoch genug zu preisende Ruhmesthaten sind.

Man scheint den Wert des Glaubens nach Jahren zu zählen: Verlassen der katholischen Kirche ist schnöde Verleugnung „des Glaubens der Väter,“ „unbegreifliche Verblendung“ gegenüber einer so alten Kirche, während Abfall von der evangelischen Kirche „Rückkehr ins Vaterhaus,“ „höhere Erleuchtung“ ist. Daß unser Glaube durch dreieinhalb Jahrhunderte als Gottes Kraft und Segen für die Menschheit sich bewährt hat, während der katholische Glaube der Gegenwart nicht achtzehn Jahrhunderte, wie gefabelt wird, sondern bloß achtzehn Jahre alt ist, davon schweigt natürlich der Katholizismus. Ueberdies ist das Wort vom Glauben der Väter lediglich eine Phrase, die nicht das Geringste besagt. Denn mit gleichem Rechte könnte man diese Phrase auf Juden und Heiden zur Zeit Christi und der Apostel anwenden. Ein Glaube ist nicht deshalb der wahre, weil er alt ist.

Weil nun die Uebertritte zur katholischen Kirche sich nicht in dem Maße häufen, wie die römische Kirche erwarten zu können meint, so sucht man auf jener Seite nach Erklärungsgründen. Und als der Haupterklärungsgrund wird die Unkenntnis der Evangelischen in Beziehung auf die Lehren der katholischen Kirche, die unüberwindliche Macht protestantischer Vorurteile angegeben. Schon 1881 klagte Ratzinger in seinem Buche „Die Volkswirtschaft“:

> Die Gegner der Kirche machen sich aus dem Glaubensinhalte und der Verfassung der Kirche immer ein Zerrbild. Und gegen dieses Zerrbild richten sie ihre Angriffe. — Fast alle Angriffe gegen die katholische Kirche entspringen aus Mißverständnissen und aus der Unkenntnis ihrer Lehren und Institutionen. Freilich geschieht auch von katholischer Seite viel zu wenig, um diese Mißverständnisse zu zerstreuen und diese Unkenntnis zu beseitigen.

Dieses Wort hat sich nun die ultramontane Presse gemerkt. Aber sie muß da weiter klagen, daß ihr Krieg gegen die „Bollwerke von Vorurteilen“ bei den Protestanten erfolglos sei, „weil die Gegner geflissentlich jeder Berührung mit katholischen Blättern aus dem Wege gehen.“

Der Schluß lautet also: Lest katholische Blätter, dann werdet ihr von euern Vorurteilen befreit; seid ihr aber einmal zu einer richtigen Auffassung der katholischen Kirche gekommen, dann ist es ganz selbstverständlich, daß ihr katholisch werdet oder, wie man das im Katholizismus ebenso schief als beleidigend ausdrückt, daß ihr „wieder" zur katholischen Kirche „zurückkehrt."

Als ich neulich wieder diese Zuversicht in einer angesehenen katholischen Zeitung las, habe ich Herz und Nieren geprüft auf die Wirkung, welche das fast tägliche Lesen katholischer Zeitungen, Kalender, Broschüren, Gebetbücher, dem ich mich unterziehe, auf mich ausgeübt hat. Ich muß aber gestehen, daß das, was die Katholiken die protestantischen Vorurteile nennen, sich schlimmer, als ich früher je gedacht hätte, als leidige Wahrheit herausstellte, und daß das Bollwerk unsers evangelischen Glaubens mir fester dastand denn je.

Wir sind allerdings so frei und lesen nicht bloß das, was für die evangelische Einfalt berechnet ist, sondern alles, und machen unsre protestantischen Augen dabei weit auf. Wäre man dessen bei unsern protestantischen Gebildeten immer sicher, so könnte man ihnen zur Stärkung ihres evangelischen Bewußtseins nichts dringender empfehlen, als die Lektüre ultramontaner Zeitschriften und besonders der katholischen Broschüren. Sie würden den Eindruck gewinnen, der in zwei Anekdoten über Rom sich ausgeprägt hat, von denen die eine aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, während die andre neuern Datums ist. Ein Jude — so lautet die erste —, der sich eine Zeit lang in Rom aufhielt, erklärte: jetzt werde er Christ; denn wenn eine Religion durch die Wirtschaft, welche er in Rom am Sitze des Papstes gesehen habe, nicht zu Grunde gerichtet werde, dann müsse sie die wahre sein. Das andre Wort soll in unsrer Zeit aus hohem Munde gesprochen worden sein: man müsse in Rom gewesen sein, um jeden Gedanken, katholisch zu werden, ganz gründlich aufzugeben. Bekanntlich haben verschiedne große Männer, z. B. Goethe, ganz ähnliche Eindrücke gehabt. Und wenn ich auch eigne Erfahrung geltend machen darf, so muß ich sagen: ich bin mein Leben lang nie weniger vom Katholizismus angezogen gewesen, als da ich in der ewigen Stadt weilte, obgleich gerade damals gelegentlich des Priesterjubiläums Pius IX. einer jener sogenannten „Triumphe des Papsttums" gefeiert wurde, welche freilich durch häufige Wiederholung viel an Wert verlieren.

Aber wenn die katholische Presse wünscht, daß die katholische Litteratur mehr gelesen werde, so meint sie eigentlich bloß denjenigen Teil derselben, welcher auf den Protestantenfang eingerichtet ist; beziehungsweise, sie sorgt dafür, daß in ihren Zeitungen möglichst häufig Dinge vorkommen, welche, für katholische Leser augenscheinlich überflüssig, auf Protestanten berechnet sind, denen das Blatt möglicherweise in die Hände kommen könnte. Auch in der übrigen Konvertitenlitteratur wird ein Unterschied gemacht zwischen solchen Schriften, welche für Katholiken, und solchen, die für Protestanten berechnet sind. Eines der giftigsten und populärsten Unternehmungen dieser Art „Die Bonifatius-Broschüren" (je 10 Pfennige) lassen ab und zu Hefte „für protestantische Christgläubige" erscheinen: so das zweite Heft des gegenwärtigen Jahrgangs — es trägt überdies, um Protestanten anzulocken, den Titel: „Das Wort sie sollen lassen stahn." Ferner ist eines der Hauptrüstzeuge der katholischen Bekehrungswissenschaft: „Edgar, oder: Vom Atheismus zur vollen Wahrheit," von dem Konvertiten, jetzt Jesuiten L. v. Hammerstein (1886), ausdrücklich nach dem Vorwort auf den Protestantenfang berechnet. Es enthält auch zum Schluß gleich praktische Winke für den Uebertritt, den das Buch dermaßen vorbereitet zu haben glaubt, daß dem Verfasser acht ganze Tage Rückzug in ein Kloster genügend erscheinen, um darnach den Uebertritt zu vollziehen. Im Buche selbst, das aus Briefen des zu bekehrenden Edgar und aus den Antworten des Paters besteht, sind die Grundzüge befolgt, die wir in der ganzen Konvertitenlitteratur bemerken: der Protestant macht möglichst dumme Fragen und einfältige Einwände, die sehr leicht zu beseitigen sind, oder aber er stellt falsche Alternativen auf (die nach Fr. Th. Vischer überhaupt das Unglück unsrer Zeit sind). So wird in dem Abschnitte über die Unfehlbarkeit die ganze Sache sofort in einer für die katholische Kirche von vornherein günstigen Weise dadurch verschoben, daß der Protestant sagt: Entweder muß ich die Unfehlbarkeit des Papstes anerkennen, oder — das ganze Christentum preisgeben und zugestehen, daß wir überhaupt nicht mehr wissen, was wir glauben können. Und dazu drängt ihn die Logik — freilich nur die römisch-katholische Logik, welche ziemlich stark von der allgemein-menschlichen abweicht. Solche protestantische Gimpel sind natürlich leicht zu fangen, zumal wenn man in der Antwort auf dies falsche Entweder-Oder zwar eine Menge historischer Notizen beibringt, diese aber in ein ganz falsches Licht rückt und dazu die wichtigsten, für den Beweis unbequemen geschichtlichen Thatsachen verschweigt, z. B. den „unfehlbaren" Ketzer auf dem Papststuhle, Honorius († 638), welchen die sechste ökumenische Synode (680) wegen seiner Ketzerei mit dem Anathem belegt hat.

Wie man es aber macht, um haltlose Positionen, wie die dieses Buches, doch zu halten, davon ist ein Preßerzeugnis Beweis, das als eine ganz neue Erfindung gelten darf. Hammerstein hat nämlich in einer eignen Schrift die Kritiken protestantischer und überhaupt kritischer Blätter über sein Buch zusammengestellt und deren zum Teil vernichtende Beweisführungen „widerlegt." Nun müßten die kritischen Blätter eigentlich Kritiken über die Kritik ihrer Kritiker schreiben und dabei gewärtig sein, daß der unermüdliche Jesuit mit einem zweiten und dritten Buche antwortet u. s. f. in infinitum. Dazu haben sie aber weder Lust, noch Zeit, noch Geld; die Jesuiten haben alle drei Dinge, namentlich das letzte in reichstem Maße, und so kann nun die katholische Presse jubelnd verkünden, daß Hammerstein die Angriffe auf sein Buch glänzend zurückgeschlagen habe und daß die Protestanten nicht weiter zu antworten wagen.

Das ist überhaupt gegenwärtig römische Praxis: jede Geschichtslüge, die von den Protestanten nicht widerlegt wird, weil dieselben es nicht für der Mühe wert halten oder weil sie ihrer Aufmerksamkeit entgangen ist, wird für unwiderlegbare Wahrheit erklärt. Sonst hätten sie ja die Protestanten widerlegt! Stillschweigen wird stets als Zugeständnis des Unvermögens zur Widerlegung erklärt, und darum sind wir gezwungen, den Ultramontanen scharf auf die Finger zu sehen. Daß dies in einträchtigem Zusammenwirken jetzt auf vielen Seiten geschieht, ist eine segensreiche Wirkung des Evangelischen Bundes — auch auf seine Gegner. Freilich wenn katholischerseits nach dem Rezepte Hammersteins verfahren wird, so weiß man schließlich nicht, wo aufhören.

Wir müssen überhaupt so gut wie ganz darauf verzichten, mit unsern Schriften auf die Katholiken zu wirken: denn diejenigen, welche sie lesen — es sind ihrer nicht viele — saugen doch bloß Gift daraus, und das katholische Volk bis weit hinauf in die Kreise der Gebildeten wird in einer kaum glaublichen Weise von jeder Art protestantischer Litteratur abgeschlossen.

Dennoch soll es uns nicht verdrießen, immer und immer wieder Zeugnis zu geben und die Wahrheit gegenüber römischen Lügen zu sagen: die Wirkung bei unsern protestantischen Gebildeten wird nicht ausbleiben, und wir können hoffen, durch diese mittelbar auch auf unsre katholischen Mitbürger zu wirken, soweit sie noch deutsch sind und entweder noch Sinn für die Wahrheit haben oder doch dieselbe noch ertragen können. —

Wir sehen schon aus dem Bisherigen, daß die oben angeführte Klage Ratzingers mehr und mehr gegenstandslos wird, daß vielmehr von katholischer Seite alles geschieht, „um protestantische Mißverständnisse zu zerstreuen und deren Unkenntnis zu beseitigen."

Neben den Zeitschriften und Broschüren ist ein Mittel zu diesem Zwecke auch die katholische Romanlitteratur, die katholische Dichtung überhaupt. Wo man hinblickt, Konvertitenskizzen, Konvertitenerzählungen, ja ganze Konvertitenromane. Die plumpe und deshalb ungefährlichere Art der Bolandenschen Romane (vgl. Nr. 4 d. Bl.) genügt längst nicht mehr: sie war in den Tagen des Kulturkampfes zeitgemäß und that ihre Wirkung; man greift es nur in Volksblättern noch so plump an, rechnet aber sonst mehr auf die gebildeten protestantischen Kreise, deren Lesewut ja ab und zu auch ein katholischer Roman zum Opfer fallen wird.

Derartige Dichtungen liegen in ziemlicher Anzahl vor uns, und wir wollen einiges durchmustern. In das Gebiet der

Dichtung dürfen wir gewiß folgende freilich nicht als Dichtung gegebene Schilderung rechnen, die von einem unglaublich einfältigen Berliner evangelischen Pfarrer entworfen wird. (Wie er wohl heißt?) Sie steht im vierten Stück der „Berliner Briefe" des Deutschen Volksblattes Nr. 270 vom Jahre 1887 unter der Ueberschrift: „Konvertiten" und lautet wörtlich:

Es währte nicht lange, da ging in Baroneß Martha eine große Veränderung vor. Ihr ganzes Luthertum brach zusammen vor der katholischen Wahrheit, die sich ihr erschloß. Da kam ihr der Gedanke, es vermöchten vielleicht protestantische Theologen den erschütterten Glauben an das lautere Wort wieder zu befestigen. Auf ihren Wunsch wurde sie von ihrer Schwester zu einem Prediger Berlins begleitet.

Die Damen sprachen ihr Begehren aus. Das Widerlegen der katholischen Glaubenslehre muß aber eine heikle Sache sein; der Prediger suchte sich darum aus der Schlinge zu ziehen, indem er die Damen an den Pastor N. wies. Der sei in der katholischen Kirche gewesen und wisse daher ganz genau, wie es darin aussehe, und überdies dürften sie versichert sein, daß die Konvertiten Geld für ihren Uebertritt bekämen, pro Person mindestens fünfzig Thaler; die Damen würden sicher auch solches erhalten.

Die Schwestern begaben sich zum Prediger N. und teilten diesem den Zweck ihres Besuches mit.

Sie bemerken, sprach dieser, in meinem Zimmer mehrere Bilder der heiligen Jungfrau; Sie sehen, ich verehre dieselbe sehr, aber in der katholischen Kirche wird sie geradezu angebetet.

Hierauf entspann sich folgendes Gespräch:

Baroneß Martha: Das kann nicht sein, der römisch-katholische Katechismus lehrt ausdrücklich, daß sie nicht angebetet, sondern nur verehrt und um ihre Fürbitte angerufen wird.

Prediger N.: Ja, in der Lehre, aber die Praxis, die Praxis!

Baroneß Martha: Wenn in der Praxis wirklich Ausschreitungen vorkämen, so kommt es doch nur auf die Lehre der Kirche an, überdies kann auch die Praxis nicht der Lehre widersprechen. Pater Ceslaus sagt, daß man die Heiligen und auch die allerseligste Jungfrau nur verehre und um ihre Fürbitte anrufe.

Prediger N.: O, Pater Ceslaus, den schätze ich sehr hoch, den verehre ich; aber da hat er nur vorläufig ihr evangelisches Gewissen beruhigen wollen, Sie werden es schon erfahren.

Baroneß Martha: Wie, Sie sagen, Sie verehren Pater Ceslaus, und glauben, daß er die Unwahrheit rede. Dazu ist er nicht fähig. Was Sie uns gesagt, kann uns also nicht überzeugen.

Prediger N.: Dann die Beichte. Da giebt es in der katholischen Kirche Leute, die sich vor dem Schatten einer Sünde fürchten.

Baroneß Elise: Ei, das ist ja sehr schön, das imponirt mir!

Prediger N.: Warten Sie nur, das Ende kommt noch. Diese Leute gehen alle acht Tage zur Beichte. Da habe ich nun schon gehört, daß solche Leute gesagt haben, ich wünschte eine Sünde begangen zu haben, damit ich sie beichten könnte.

Baroneß Elise: Und das sollten Leute wünschen, die sich vor dem Schatten einer Sünde fürchten? — Was Sie ausgesagt, kann uns nicht überzeugen. Wenn Sie uns hingegen eine Lehre der katholischen Kirche nennen können, welche der heiligen Schrift widerspricht, oder zwei Lehren der katholischen Kirche, welche einander widersprechen, dann bleiben wir protestantisch.

Prediger N.: Das will ich sogleich thun.

Herr Prediger N. suchte unter Büchern und Papieren, schließlich hatte er gefunden, was er wollte und las nun den Damen eine lateinische Abhandlung vor [!].

Wir verstehen nicht lateinisch, Herr Prediger, sagte Baroneß Elise, es vermag uns also das nicht zu überzeugen, wenn Sie nicht die Güte haben wollten, uns diese Abhandlung zu übersetzen.

Prediger N.: Ich werde Ihnen die Uebersetzung zusenden.

Die Damen empfahlen sich.

Jahre sind seitdem vergangen, aber noch haben die Damen jene versprochene Uebersetzung nicht erhalten. Herr Prediger N. muß sich wohl überzeugt haben, daß auch mit jener geheimnisvollen Abhandlung das Kunststück nicht zu erreichen sei, den Beweis zu liefern, daß eine Lehre der katholischen Kirche der heiligen Schrift widerspreche oder daß zwei ihrer Lehren einander widersprechen.

Da haben wir das Musterbild eines evangelischen Pfarrers der Konvertitenlitteratur: dieser Pfarrer ist sehr schlau konstruirt, um Protestanten zu fangen. Drei Merkmale haften ihm an: erstens, er verehrt gewisse Dinge in der katholischen Kirche ungemein; zweitens, er verehrt gewisse Personen in der katholischen Kirche, namentlich Konvertiten machende Priester, noch ungemeiner; drittens, er sagt unter dem Scheine der Gelehrsamkeit die größten Dummheiten. Das ist so ziemlich überall das Knochengerüste, welches je nach Bedürfnis zu einer brauchbaren Gliederpuppe ausstaffirt wird. Man muß sich nur wundern, daß die evangelische Kirche, wenn sie solche Pfarrer hat, nicht längst katholisch geworden ist. Es ist freilich ein Zerrbild, was die ultramontane Dichtung entwirft, aber den Zweck erreicht sie, den sie beabsichtigt: die evangelischen Geistlichen in den Augen des katholischen Volkes herabzusetzen und ihnen in den Augen derjenigen Evangelischen zu schaden, welche nach leidiger Sitte selbst gern jede Gelegenheit ergreifen, um dem Stande der Pfarrer eins anzuhängen.

Einzelne der Züge, die hier dem evangelischen Pfarrer gegeben werden, damit er selbst wider Willen nach Rom hinführen kann, werden in der Konvertitendichtung auch auf Laien übertragen, die zum rührenden Schluß der Geschichte zum Katholizismus übertreten, den sie früher eben vermöge jener Charakterzüge teils bereits in gewisser Weise hochschätzten, teils so thöricht beurteilten, daß die Beseitigung solcher Vorurteile wenig Mühe kostete.

Doch davon in einem zweiten Artikel. R W-M

Jenseits der Grenzen

Aus Oesterreich

In einer größeren Stadt Sachsens wurde jüngst in einem geselligen Kreise von Geistlichen und Laien lebhaft über die Frage debattirt, welches augenblicklich das wichtigste Arbeitsfeld des Gustav-Adolf-Vereins sei. Die Antwort, über die man sich einigte, lautete: Der Rhein. In der That zeigt sich seit geraumer Zeit die Angriffsbewegung des Papismus gerade auf dem Boden des Rheinlandes in grellstem Lichte. Indessen auch jenseits der Grenzen, im katholischen Oesterreich, hat Rom den Zeitpunkt für gekommen erachtet, um seine Herrschaft über die Geister wiederherzustellen. Wir sagen: wiederherzustellen; denn bis vor wenigen Jahren war der geistige Einfluß der päpstlichen Kirche auf das Volk ein verschwindender. Dies soll nun anders werden, und das Mittel hierzu ist die Katholisirung der Schule!

Fürst Liechtenstein, dessen Reichtümer zum nicht geringen Teil ihren Grund in den Verdiensten haben, welche sich einst seine Vorfahren und seine Dragoner bei der sogenannten Gegenreformation um die Maßregelung der Protestanten erwarben, hat einen Antrag auf Einführung der konfessionellen Schule beim Reichsrat eingebracht. Das wäre nun an und für sich kein Unglück, obschon die konfessionelle Schule in einem katholischen Lande etwas ganz andres ist, als in einem evangelischen Lande. Aber dieser Antrag ist geeignet, dem evangelischen Schulwesen Oesterreichs den Todesstoß zu versetzen. Was die evangelische Schule in der Diaspora für die evangelische Kirche bedeutet, wird immer noch in vielen evangelischen Kreisen Deutschlands unterschätzt. Auch haben nur verhältnismäßig wenige einen klaren Begriff davon, was die Sicherstellung des evangelischen Schulwesens durch ein unparteiisches, allen Konfessionen gerecht werdendes Schulgesetz für den Gustav-Adolf-Verein bedeuten würde. Denn unter den von diesem Verein unterstützten Gemeinden sind viele, die zwar die Kosten für ihre kirchlichen Bedürfnisse bestreiten können, aber nicht auch noch die für die Schule. Wären sie von dieser Sorge befreit, könnten sie vom Unterstützungsplan gestrichen werden. In den größeren Gemeinden übersteigt durchweg das Budget der Schule das der Kirche. Zum Beispiel betragen in der deutschen Gemeinde Prag die Ausgaben für die Kirche ungefähr 5000 Gulden, für die Schule das Doppelte. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Wien, Brünn, Triest, Reichenberg, Eger, Teplitz, Gablonz, Aussig, Wiener-Neustadt, Graz u. a. Daraus ergiebt sich klar, daß die Schulgesetzgebung Oesterreichs für den Gustav-Adolf-Verein von der größten Wichtigkeit und auch aus diesem Grunde für die evangelische Welt Deutschlands von Interesse ist.

Zur Zeit liegen nun die Verhältnisse so: die öffentlichen Schulen, zu deren Erhaltung alle Konfessionen beisteuern müssen, sind dem Namen nach „interkonfessionell," thatsächlich meist katholisch, zum mindesten antievangelisch. Daher sehen sich die evangelischen Gemeinden gezwungen, aus eignen privaten Mitteln konfessionelle Schulen zu bauen und aus eignen Mitteln zu erhalten, d. h. sich doppelte Lasten aufzubürden. Obschon nun diese Schulen die öffentlichen Schulfonds entlasten, erhalten sie doch, abgesehen von Schlesien, keinerlei Subvention. Der klerikale böhmische Landtag hat kürzlich selbst die Ersparnis, die allein dem Lande Böhmen durch die Existenz der evangelischen Schulen erwachsen ist, auf ungefähr 500 000 Gulden angegeben. Ein Aequivalent ist den evangelischen Gemeinden dafür nicht geworden. Dieser unerträgliche Zustand spannte die Gemeinden

zu Opfern an, denen die wenigsten gewachsen waren: in Kärnten gingen von 40 evangelischen Schulen 37 ein; d. h. die evangelische Schuljugend muß dort die in katholischem Geiste geleiteten Staatsschulen besuchen. Ueberhaupt haben von 375 evangelischen Schulen 141 zu existiren aufgehört.*) Die Mehrzahl der Gemeinden aber hielt mit einer über ihr Können vielfach hinausgehenden Opferfreudigkeit an ihren Schulen fest, in der Hoffnung auf eine endliche Abstellung dieses Zustandes, den selbst der Kaiser als einen ungerechten anerkannte. Indessen waren bereits seit ungefähr zwei Jahren etliche Gemeinden auf dem Punkte, ihre Schulen aufzulassen, und zögerten nur noch, weil bestimmte Anzeichen auf eine baldige Aenderung des Schulgesetzes in konfessioneller Richtung hindeuteten. Die klerikale Partei machte aus ihrer Absicht, einen diesbezüglichen Antrag einzubringen, kein Hehl, und man hoffte nun, daß die Einführung der konfessionellen Schule den evangelischen Schulen entweder den staatlichen Charakter oder wenigstens eine entsprechende staatliche Subventionirung bringen werde. Nun, der klerikale Antrag liegt vor, er ist würdig seines Antragstellers, des Fürsten Liechtenstein.

Sein Inhalt, soweit er die evangelische Kirche betrifft, ist in kurzem der: die bisherigen öffentlichen Schulen werden nun auch prinzipiell konfessionell-katholisch, alle andern Schulen, d. h. also in erster Linie die evangelischen Schulen, mögen sehen, wie sie ihr Dasein fristen; Unterstützung erhalten die evangelischen Gemeinden für dieselben nicht, wohl aber haben sie die katholischen Schulen mitzuerhalten. Natürlich wird zugleich die achtjährige Schulpflicht in die sechsjährige umgewandelt und das Lehrziel beschränkt: z. B. der Geschichtsunterricht fällt ganz weg.

Fürst Liechtenstein hat, um die Annahme dieses schönen Gesetzes zu sichern, auch die Klausel hineingebracht, daß für Galizien dies Gesetz keine Geltung haben soll. Warum? Damit die Polen dafür stimmen. So werden also die Polen das übrige Oesterreich mit einem Gesetz beglücken, das sie selbst für verderblich halten und dessen Einführung in ihre Provinz sie sich deshalb verbitten! Auch dem Feudaladel fällt es nicht schwer, für das Gesetz zu stimmen, weil er seine Kinder sowieso nicht in die plebejisch-bürgerliche Schule schickt. Besuchen ja nicht einmal seine Söhne die Gymnasien, sondern absolviren gewöhnlich das Maturitätsexamen als sogenannte Privatisten.

Zur publizistischen Begründung dieses ungeheuerlichen, aber wie die Verhältnisse liegen, nicht aussichtslosen**) Antrages predigen die klerikalen Blätter besonders gern, daß es nur gälte, die Juden aus der Schule zu entfernen. Bekanntlich aber hat sich Rom zu allen Zeiten eher mit den Juden als mit den Protestanten vertragen. Sind doch in gut katholischen Ländern Jahrhunderte lang die Juden geduldet gewesen, während der Protestantismus gesetzlich verboten war. Und dafür, daß in dieser Hinsicht der römische Geist derselbe geblieben ist, diene folgendes als Beleg. Vor wenigen Wochen faßte eine Handwerkergenossenschaft in Wien den Beschluß, keine jüdischen Lehrlinge mehr zu beschäftigen, überhaupt dahin zu wirken, daß kein jüdischer Meister christliche Lehrbuben und kein christlicher Meister jüdische halten dürfe. Das „Vaterland," das Hauptorgan der österreichischen Ultramontanen, begrüßte mit begeisterten Worten diesen Beschluß, aber nicht um seiner antisemitischen Tendenz willen, sondern darum, weil nun nur noch ein Schritt bis zu der Konsequenz sei, „daß man endlich auch gegen die Protestanten so vorgehe und zwischen katholischen und protestantischen Meistern und Lehrbuben eine Scheidewand aufrichte." Dies läßt wohl ahnen, was unsre armen evangelischen Kinder künftig in den gänzlich unter geistliche katholische Aufsicht zu stellenden Schulen zu erwarten haben. Und was wird aus den evangelischen Lehrern? Soweit sie nicht an den wenigen evangelischen Schulen eine oft kärglich bezahlte Stellung erlangen, werden sie brotlos. Denn an den künftigen katholischen Schulen sollen, selbst wenn eine beträchtliche Minorität evangelischer Kinder vorhanden ist, nur katholische Lehrer unterrichten, welche die missio canonica besitzen. Wo bleiben da die gleichen Rechte, deren Achtung uns das Staatsgrundgesetz zusichert? So sind denn im Falle der unveränderten Annahme jenes Antrages unsre Aussichten trostlos. Schon jetzt, wo nach dem bestehenden Gesetze die Volksschule allen Lehrern und Kindern unbeschadet ihrer Konfession offen stehen soll, wird von den Ortsschulräten bei der Anstellung von Lehrkräften auf die Minorität evangelischer Kinder selten Rücksicht genommen, was im Interesse des Religionsunterrichtes in den weit verzweigten Diasporagemeinden sehr zu beklagen ist. Und findet ein Lehrer evangelischen Bekenntnisses Anstellung an einer Staatsschule, so kann er doch nie Leiter werden und ist oft genug der Gegenstand unausgesetzter Anfeindungen. In D. bei Podersam hatte ein evangelischer Lehrer die Erlaubnis erhalten, in der dortigen katholischen Kirche zu seiner Uebung zuweilen Orgel spielen zu dürfen. Kürzlich aber verbot es ihm der katholische Pfarrer mit der Begründung, daß durch einen evangelischen Lehrer die Orgel entweiht werde. Zugleich predigte er in heftigen Worten von der Kanzel gegen die Eltern, welche ihre Kinder in eine Schule schicken, in der u. a. ein ketzerischer Lehrer unterrichtet. Das sind aber nur die Vorboten des Geistes, der nach Annahme des Liechtenstein-Antrages alle öffentlichen Schulen beherrschen wird.

Begreiflicherweise ist auch unter der katholischen Bevölkerung die Aufregung eine ungeheure; zu Tausenden wandern die Petitionen um Ablehnung des Liechtenstein-Antrages nach Wien. Die deutschen Abgeordneten drohen mit dem Austritt aus dem Reichsrate und die deutschen Wähler mit dem Austritt aus der römischen Kirche. Schreiber dieses war Zeuge, wie in einer zahlreich besuchten öffentlichen Versammlung einstimmig die Resolution angenommen wurde, daß im Falle der Annahme des Antrages es Pflicht sei, jener Mutter Kirche, die ihn geboren, den Rücken zu kehren und sich von ihr loszusagen. Bei vielen ist dies freilich eine leere Drohung, bei vielen aber, welche schulpflichtige Kinder haben, nicht. Auf der andern Seite werden Kanzel und Beichtstuhl in einer kaum glaublichen Weise gemißbraucht, um Petitionen für die Annahme des Liechtenstein-Antrages zustande zu bringen, und zwar in den Alpenländern und den slawischen Gegenden mit ziemlichem Erfolg. So ist das ganze Reich in zwei sich heftig bekämpfende Heerlager geteilt.

Das Schicksal des Antrags wird vom nationalen Gesichtspunkte aus entschieden werden. Wenn er so, wie er ist, eine Majorität findet, so nur auf Grund der Vereinbarung, daß die katholische Kirche dafür ihren ganzen Einfluß zur Tschechisirung der deutschen Gemeinden aufbietet. Zur Zeit scheint Fürst Liechtenstein seines Erfolges selbst noch nicht sicher; vielleicht ist er auch in einer neulichen Audienz vom Kaiser bedeutet worden, die erste Lesung auf den Herbst zu verschieben. Wahrscheinlich will die Regierung bis dahin ihrerseits einen konfessionellen Schulgesetzentwurf ausarbeiten, der jedenfalls gegen die Evangelischen gerechter sein würde. Für alle Fälle hat der evangelische Oberkirchenrat beschlossen, eine Anzahl hervorragender Kirchen- und Schulmänner nach Wien zu berufen, um gemeinsam mit ihnen die zum Schutze unsrer Schulen notwendigen Schritte zu beraten. K E

*) Einen überaus klaren Einblick in den Niedergang des evangelischen Schulwesens in Oesterreich und dessen Ursachen gewährt eine jüngst erschienene und von warmer Begeisterung getragene Schrift des evangelischen Lehrers Repp in Reichenberg, herausgegeben vom evangelischen Lehrerverein für Böhmen. Dieselbe ist betitelt: Die Entwicklung des evangelischen Schulwesens in Oesterreich seit 1869, und ist als eine überaus zeitgemäße Publikation besonders in Gustav-Adolf-Kreisen dringend zu empfehlen. Sie ist gegen Einsendung von 60 Pfennigen in Briefmarken vom Lehrer Hahn (Prag, Gärbergasse 13) zu beziehen.

**) Hierüber sind die Meinungen Kundiger geteilt. Wir lassen demnächst noch eine andre österreichische Stimme zur Sache reden. Vgl. unten den letzten Absatz dieses Artikels. D H

Tagebuchblätter aus Italien

8

Girgenti, 18. März 1887

Es sind zwei wundervolle Gegenstücke, Segesta und Girgenti. Dort tiefe Einsamkeit und Oede inmitten gewaltiger, stolz in den Formen geschwungener Berge. Formlose Steintrümmer bedecken die Halden. Hoch darüber auf Bergesgipfel das Theater

mit entzückendem Ausblicke auf das Meer, im Thale schweigend ein altdorischer Tempel, unvollendet, großartig durch die Wucht der weißbraunen Steinmassen, durch die wundervolle Einfachheit der Verhältnisse, die Ruhe der Linien.

Halbwegs zwischen Stadt und Meer erheben sich die in goldbraunem Tuffe prangenden Tempel Girgentis. Das reiche Fruchtland mit seinen Oelbäumen und Orangen steigt sanft bis zu der sich an den Berg aufbauenden Stadt, zu den gleichmäßig ruhig verlaufenden Höhen der Umgebung, senkt sich nach dem afrikanischen Meere. Hier ist nicht mehr italienischer Boden; die „schönste Stadt der Sterblichen," hoch gefeiert durch Pindars Gesänge, ist eine strahlende Tochter von Hellas.

Außer den glanzvollen Resten altgriechischer Blüte ist der Stadt wenig übrig geblieben.

Mit einigen Zöglingen der Realschule wanderte ich die steilen Straßen hinauf und hinab. Meine Begleiter waren gesprächig und offen. Ich fragte sie auch über religiöse Verhältnisse. „Sehen Sie, sagte der eine, wir sind Gebildete und glauben nichts mehr. In zehn Jahren wird es keinen Christen mehr geben. Hier freilich in diesem Stadtquartiere wohnt das niedere Volk. Das glaubt alles noch." Der junge Mann bestätigte das, was ich überall in Italien schon gefunden hatte. Nirgends huldigt man in religiösen Fragen so ausschließlich den Extremen.

Wir fanden sofort eine weitere Illustration. Kindergesang, Kindertrommel- und Pfeifenklang drang uns zu Ohren. Wir bogen um die nächste Straßenecke und sahen uns einen seltsamen Haufen Kinder entgegenkommen. Vorn in der Mitte schritten dicht zusammengedrängt vier Mädchen im Festtagsstaate, das Haar, den Hals und die Kleider vorn herab mit sehr sorgfältig gewundenen dünnen Guirlanden ganz gelber Blumen geschmückt. Sie trugen auf den Schultern auf schmalem Gestelle eine kleine Holzstatuette der Pietà. Mädchen und Knaben folgten, meist im Alter von sieben bis zehn Jahren. Die Jungen hatten sich selbstgefertigte Papiermützen aufgesetzt, trugen der eine einen Holzfäbel, der andre eine Trommel, der dritte einen großen blechernen Kasten, den er mit hölzernem Schlägel musikalisch bearbeitete. Andre spielten Pfeifen, wer keine hatte, sang. Für einen Scherz hielt ich das Ganze. Die Kinder zogen aber sehr ernsthaft einher, und die Frauen standen mit ernster, ja andächtiger Miene in den Hausthüren. Meine Begleiter erklärten mir den Vorgang. Es war eine Prozession, um von der Madonna Regen zu erbitten. Der Tag war trübe, und es regnete wirklich in der Nacht, was den Erwachsenen Veranlassung gab, am nächsten Tage eine Dankprozession zu veranstalten.

Castrogiovanni, 19. März

Am Tage des heiligen Josef stiegen wir zu der Felsenstadt empor. Es ist das alte Enna, der Mittelpunkt Siziliens. Nach allen Seiten schweift der Blick frei auf das ganze vulkanische, zerrissene, öde Bergland. St. Josefstag ist dem Katholiken kein geringes Fest. Aeußerst lebendig war es denn auch den ganzen Nachmittag in den Straßen. Man sagte uns, daß ein Aufzug stattfinden würde. Die geistliche Dramatik hat sich in der Neuzeit noch am lebendigsten in Süditalien erhalten, ganz besonders kräftig sich in Sizilien entwickelt. Verhältnismäßig seltener tritt das „redende Drama," das dialogisirte Schauspiel auf. Es beschränkt sich in der Hauptsache auf Weihnachts- und Passionsspiele, wofür in Sizilien, außer bestimmten Bühnen, im geschlossenen Raume wie im Freien auch noch einzelne Kirchen verwendet werden. Bei weitem häufiger sind die stummen Schauspiele. Das italienische Volk will sehen. Und hier entfaltet sich die größte Mannichfaltigkeit. Die großen „Krippen" zu Weihnacht, die schönste, ein wahres Kunstwerk, in S. Martino zu Neapel, die Kalvarienberge, zu bestimmten Zwecken verwendete Heiligenfiguren gehören ebenso hierher, als die eigentlich dramatischen, aber stummen Szenen, welche in den verschiedenen ständigen Prozessionen dargestellt werden. So jene Aufzüge zu Ehren der Heiligen, die „Triumphe," der heiligen Agathe in Catania, der heiligen Rosalia in Palermo, die großen Prozessionsdramen, die, trotzdem daß sie seit Anfang des Jahrhunderts bedeutend abgenommen haben, immer noch von großer Bedeutung sind, vor allen das unser Oberammergauer Passionsspiel an Umfang, Pracht und Beteiligung weit übertreffende Passionsschauspiel von Nicosia in Sizilien.*)

In den großen Städten legt man jetzt schon den Nachdruck auf theatralischen Effekt. In unsrer kleinen Stadt, in der Mitte des Landes, war davon nichts zu spüren. Die Kirche war zum Erdrücken voll. Am Altar hatte man die drei überlebensgroßen Statuen Josefs, Marias und des Jesuskindes aufgestellt. Bald hatte sich ein Zug gebildet. Voran zwei Männer mit ungewöhnlich mächtigen Fahnen. Ihnen folgten zwei Trommler, die unermüdlich ihr Instrument zur Geltung zu bringen suchten. Dann eine Anzahl Männer in gleicher Tracht, lang herabwallenden Mänteln, Stäbe in der Hand. Ihnen nach schritt die heilige Familie. Josef, ein alter Mann, in Tunika und Pallium mit Nimbus auf dem Haupte. Maria, eine jugendlich anmutige Gestalt, in blauem Mantel, der stark verschlissen war, und mit silberner Krone, zwischen beiden, von den Eltern geführt, der Jesusknabe, ein strammer Bursche mit lockig krausem Haar. Die drei entsprachen genau den drei Holzstatuen. Auch diese folgten im Zuge. Hinter ihrer lebendigen Uebersetzung wurden sie von einer Schar Männer getragen, die gleiche Kleidung trugen wie ihre vordern Genossen. Dann folgte ein Musikkorps und eine unabsehbare Masse von Sizilianern in ihren schwarzen Mänteln und den dunkeln, oben überfallenden Wollmützen. Das Gedränge in den engen Straßen war so arg, das Getöse so stark, daß es uns unmöglich war, mit dem Zuge zu gehen. Die heilige Familie, zu der man gewöhnlich Witwen und Waisen nimmt, wurde, wie man uns erzählte, gespeist. Hier mochte es in Privathäusern geschehen, was sonst wohl in der Kirche vor sich geht. Die Stadt hallte noch am Abend wieder von den festlichen Freudenbezeugungen. J F

Verschiedenes

(Eine waldensische Monatsschrift) Unter dem Titel La scintilla (Der Funken) erscheint zu Bellinzona im Kanton Tessin seit dem 1. Mai dieses Jahres eine kleine kirchliche Monatsschrift in italienischer Sprache, herausgegeben von dem auch vielen Lesern unsers Blattes persönlich bekannten, um die Evangelisation Italiens hochverdienten waldensischen Pastor Paolo Calvino zu Biasca. Die uns vorliegende erste Nummer enthält nach einem kurzen Programm einen trefflichen Aufsatz über die heilige Schrift unter dem Titel L'avvocato di se stesso; einen Bericht über die evangelische Schule zu Biasca, Aufsätze über die indischen Priester, über die Schäden und Aussichten der evangelischen Kirche in der Gegenwart, über die Sonntagsfrage, über den Ankauf von Bibliotheken durch Amerikaner, einen Nekrolog hervorragender Evangelischer in Italien und einen beachtenswerten Brief Calvinos an einen Bibelkolporteur. Wir wünschen dem jungen Unternehmen Gedeihen und Segen. W B

(Zur kirchlichen Parteipolemik) Ein sächsisches Kirchenblatt, welches die „Christliche Welt" seit ihrem Bestehen und länger schon mit unermüdlichen Angriffen begleitet, hat neuerdings wieder seinem Unmut auf eine Weise Luft gemacht, von der wir annehmen, daß die Redaktion sie nachträglich selbst bedauert. Wir haben weder Neigung noch Ursache, etwas zur Erwiderung zu sagen; aber zwei allgemeine Sätze möchten wir bei dieser Gelegenheit feststellen, welche auch gegenüber gewissen Berliner Verhandlungen uns nicht aus dem Sinn kommen.

1. Es ist unchristlich, unevangelisch und schlechthin unrecht, einem ernsten Menschen, der Christ sein will, das Christentum abzusprechen.

2. Es ist unchristlich, unevangelisch und schlechthin unrecht, christliche Schriftsteller und Lehrer nur nach dem zu beurteilen, was sie nicht sagen; wer urteilen will, soll sich zuerst des positiven Inhalts bemächtigen, den sie darbieten, dann erst wird er die Größe und die Bedeutung des Mangels zu bemessen imstande sein.

Wir hoffen, die Zeit zu erleben, wo diese einfachen Grundsätze in der Beurteilung zeitgenössischer Erscheinungen eine allgemeinere und durchschlagendere Anwendung finden als jetzt. Für uns werden sie immer maßgebend sein. R

*) Wer sich über diese sehr interessanten Verhältnisse unterrichten will, nehme das treffliche Schriftchen von Th. Trede, unserm evangelischen Pfarrer in Neapel, zur Hand: Das geistliche Schauspiel in Süditalien (in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Virchow und Holtzendorff, Heft 471; Berlin, 1885). Pastor Trede hat sich auf das erfolgreichste bemüht, aus eigner Anschauung jene merkwürdigen Reste kennen zu lernen.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Nr. 23 **Leipzig, den 3. Juni** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Gericht am Hause Gottes — Zum Kapitel von der Sünde. Von einem Anhänger der Deszendenztheorie — Das Christentum in Japan. 1 — Die katholische Konvertitenlitteratur. 2 — Tagebuchblätter aus Italien. 9 — Aus dem Gustav-Adolf-Verein: Das heurige Liebeswerk der Frauenvereine; Hessen; Bosnien und Kroatien; Spanien — Verschiedenes: Die Schweden im dreißigjährigen Kriege; Erinnerungen des Grafen Dürckheim — Quittung

Gericht am Hause Gottes

Apostelgeschichte 4, 32 — 5, 11

In Glauben und Liebe bewährt sich die Gemeinde Jesu. Aber der Born der Lindigkeit und Barmherzigkeit, welcher draußen unter dem Volke die Armen und Elenden labte, sprudelte erquickender noch im Kreise der Gemeinde selbst — ein lebendiges Wasser, aus geheimnisvollem Grunde hervorgebrochen. Man fragt nicht mehr nach Mein und Dein. „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein." Aber selbst daran ließ man sich nicht genügen. Es sind uns Namen solcher aufbewahrt, die Hab und Gut verkauften und den Erlös in den Dienst der Gemeinde stellten.

Aber mit der Erinnerung an sie taucht die finstere Kunde auf an ein Gottesgericht, das die älteste Gemeinde in Furcht und Zittern versetzt hatte. Plötzlich war ein Mann mit Namen Ananias und sein Weib Sapphira entseelt zu Boden gesunken. Man hat ihnen nicht nachgesagt: „Wir preisen selig, die erduldet haben," sondern hat sich etwas zugeflüstert vom göttlichen Strafgericht und von der Apostel Erleuchtung, welche verborgene Sünden an das Licht gebracht. Kopfschüttelnd stehen manche vor dieser Erzählung und können sich nicht finden in Ueberzeugungen, welche laut des Paulus Worten (1 Kor. 5, 4. 5, 1 Tim. 1, 20) im Zeitalter der Apostel die Gemüter erfüllten. Und wenn sie Recht hätten, daß hier wie anderswo durch Ueberlieferung von Mund zu Mund der Bericht von dem, was wirklich geschehen ist, getrübt wurde, zeugt dann nicht die ganze Geschichte von einem Gerichte, das die alte Gemeinde in Kraft des heiligen Geistes ausgeübt hat gegen solche, welche sich an demselben versündigt hatten? Des Ananias und der Sapphira Namen sind ausgelöscht aus dem Buche der Zeugen, an denen die Christenheit die starken Wurzeln besitzt, welche dem ragenden Baume immer von neuem Saft und Kraft zuführen.

Was haben sie denn gethan? Wie ein Barnabas haben sie ihre Güter verkauft und einen, gewiß nicht geringen Teil des Erlöses zu den Aposteln gebracht, während sie den andern Teil von dem, was ihnen gehörte, für die eignen Bedürfnisse behielten. Und um solches Liebeswerkes willen, dem in unsern Tagen weniges an die Seite gestellt werden kann, verfallen sie dem Jahrtausende lastenden Gerichte Gottes und der Gemeinde? — Ihr Werk war die Sache eines heuchlerischen Scheines. Sie wollten dastehen als solche, die um Gottes und der Gemeinde willen zu jedem Opfer bereit waren, und der verheimlichte Teil des Erlöses zeugt, daß sie nur um eiteln Ruhmes willen gegeben haben. Inmitten der Liebeslauterkeit jener ersten Zeit der Kirche Christi wurde solches Verhalten empfunden als Werk des Satans, der geschäftig ist, den kaum begonnenen Bau des Hauses Gottes von außen wie von innen zu stören. Aber die Gemeinde, erschreckt durch solche Erkenntnis, rüstet sich nur mehr, den listigen Anläufen zu widerstehen und alles wohl auszurichten.

Seitdem ist das Haus Gottes, die Kirche, gewachsen; stolz steht sie da und blickt weit in die Lande. Die Mächtigen und Reichen der Erde haben Gold und Silber herbeigetragen, Ansehen und Rechte aller Art, und eine große Schar ist es, welche, wie damals zu der Apostel Füßen, ihre Beiträge bringt „zum Bau des Reiches Gottes." Noch mehr Geld! so hört man rufen, damit wir die mannichfaltigen Bedürfnisse befriedigen können. Denkt keiner daran, daß das Geld die Kirche nicht baut? Mit Stolz weist man auf die Sammellisten hin und findet in unsrer Zeit eine Wiederholung der apostolischen Tage — „das Zeitalter der christlichen Liebesthätigkeit." Denkt keiner an Ananias und Sapphira?

Es ist Gefahr da, daß wir mit unsrer christlichen Vielgeschäftigkeit der Kirche einen Scheindienst leisten, weil unser Werk nur scheinbar eine Frucht des Glaubens und wahrhaftiger Menschenliebe ist. Nach den ewigen Gesetzen der sittlichen Welt muß sich das Gericht über Ananias und Sapphira wiederholen, das Gericht am Hause Gottes.

Ich gedenke jener schönen Erzählung von dem Fürsten, der ohne jede Beihilfe ein Haus Gott zu Ehren errichten wollte und, als das Werk vollbracht und sein Name zu ewigem Gedächtnis eingegraben war auf marmorner Tafel, Nacht für Nacht erlebte, daß an seiner Stelle der Name einer armen Witwe stand, welche, des Königs Gebot umgehend, in aller Verborgenheit den Besitz ihrer Armut der Ehre Gottes geopfert hatte. Ja aus solchen Glaubens- und Liebestiefen wächst die Kirche Gottes hervor als eine Macht, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. Was uns getrost macht beim Blicke in die Zukunft der Kirche, sind nicht die Hunderte und Tausende, die noch immer der Kirche dargebracht werden, sondern das Scherflein der Witwe und die Liebesgabe des Verborgenen.

Gott, laß es uns nicht fehlen an solchen „Kindern des Trostes"!

Sp

Zum Kapitel von der Sünde

Von einem Anhänger der Deszendenztheorie*)

Es ist leider eine noch immer stark verbreitete Meinung, als sei die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Deszendenz-

*) Die Redaktion ist nicht in der Lage, die Ausführungen des verehrten Verfassers sich aneignen zu können, will aber dieselben dem Leserkreise d. Bl. umso weniger vorenthalten, als die unverwüstliche Kraft

theorie — d. h. auf den Menschen angewandt, der Abstammung desselben von einer niedern Form — unvereinbar mit dem Glauben an Christum. Diese Meinung findet sich ebenso stark vertreten bei den dem Christentum entfremdeten, wie bei denen, welche ganz besonders als christgläubig in Anspruch genommen sein wollen. Ich habe es in dieser Zeitschrift nicht sowohl mit den ersteren als mit den letzteren zu thun, und ihnen gegenüber hebe ich denn zunächst hervor, daß auch für einen an Christum glaubenden Anhänger der Deszendenzlehre in erster Linie dieser Glaube steht.

Der Hauptvorwurf, der von seiten der Orthodoxie den Andersdenkenden gemacht wird, ist der, daß sie keine Erkenntnis von der Sünde und von der Erlösungsbedürftigkeit der Menschheit hätten. Man sagt: ein Anhänger der Deszendenzlehre kann nicht an den Sündenfall glauben, da weder das Paradies, noch Adam und Eva für ihn existiren; er hat also keine Erkenntnis von der Sünde.

Es ist nun allerdings richtig, daß mit der Hypothese von der Abstammung des Menschen von einer niedern Form die historischen Persönlichkeiten Adam und Eva ebensowenig vereinbar sind, wie Josuas Sonne mit der Giltigkeit des Kopernikanischen Systems. Etwas andres ist es um die symbolische Bedeutung dieser Erzählung, die sie in jeder zur Erkenntnis gelangenden Seele gewinnt. Und daß mit der Geschichtlichkeit des Sündenfalls auch die Erkenntnis von der Sünde des Menschengeschlechts fallen müßte, ist eine ganz verkehrte Meinung.

„Ihr werdet wissen, was gut und böse ist!" Diese Worte, welche die Bibel der Schlange in den Mund legt, enthalten das Wesentliche der ganzen Sache. Dadurch, daß der Mensch erfährt oder unterscheiden lernt, was gut und böse ist, erhält er auch eine Erkenntnis von der Sünde, von seiner Sünde. Diese Erkenntnis erwächst in ihm aber gerade dann, wenn er Mensch im Gegensatz zum Tier wird. Bekanntlich hat auch das Tier Verstand; der Mensch unterscheidet sich vom Tiere nicht sowohl dadurch, daß er vor- und rückwärts denken kann — das kann das Tier auch, denn es hat Gedächtnis und benutzt es —, als durch das ihm eigne Bewußtsein davon, daß er das kann, durch sein Bewußtsein von sich selbst und von seinem Thun. Das Leben des Tieres ist nichts andres, als der rücksichtsloseste Kampf ums Dasein und Erstrebung eignen Wohlbehagens ohne Wissen um diese Art des Lebens.

Je gottähnlicher der Mensch ist, desto höher erhebt er sich über diese Art zu leben; je gottentfremdeter er ist, desto mehr erniedrigt er sich zu derselben. Die tierische Weise, den Kampf ums Dasein auszufechten, sofern sie allen Menschen ohne Ausnahme noch immer mehr oder weniger anhaftet, ist die Sünde. Sie macht sich in der verschiedensten Form im Menschen immer wieder geltend, er kann sich von ihr nicht losmachen; und indem sie ihn immer wieder zum Tier erniedrigt, befestigt sie eine stete Kluft zwischen ihm und dem unendlichen, dem ewigen, dem nach jeder Richtung hin vollkommenen Gott, die gerade deshalb so groß ist, weil der Mensch um diese Art zu leben weiß oder wissen kann. Das ist eine Wahrheit, die bestehen bleibt trotz aller Selbstgerechtigkeit sich tugendhaft dünkender Menschen; auch der tugendhafteste Mensch wird alle Augenblicke Ausflüsse verfeinerter tierischer Lebensweise in sich entdecken können. Das Animale klebt uns zu sehr an, ist zu fest mit uns verwachsen, als daß wir uns aus ihm durch eigne Kraft völlig erheben können. Diese Erkenntnis gebiert den Ruf Röm. 7, 24, auf welchen aber glücklicherweise Vers 25 folgt, und Christus giebt in dem Gespräche mit Nikodemus Joh. 3 das Erlösungsmittel, indem er uns sagt, daß wir von neuem geboren werden müssen. Derjenige, der diese Neugeburt in uns vollzieht, ist eben unser göttlicher Erlöser Jesus Christus. Das Bewußtsein unsers eignen Unvermögens, göttlichen Sinnes zu werden, unsrer Schuld, die wir durch das sich wiederholende Zurücksinken ins Tierische häufen, ist es, welches das Sehnen der Menschen nach Erlösung, nach einem Erlöser, wie sich solches insbesondre beim monotheistischen jüdischen Volke ausspricht, hervorgebracht hat, welches, eine Folge dieser Sehnsucht, sich ein goldnes Zeitalter als gewesen konstruirt hat, wie es in dem sündlosen Adam der Schöpfungssage zum Ausdruck kommt.

Wie sehr das hier ausgeführte richtig ist, erkennen wir, wenn wir nur eine Reihe der bekanntesten Sünden uns vergegenwärtigen: Geiz und Habgier, oder Hochmut und Eitelkeit, oder auch Trägheit und Gleichgiltigkeit u. a. m.; wir können nur hinzufügen, daß der tierisch gebliebene Mensch die Zahl der Sünden, die ihm infolge seines Seelenzustandes innewohnen können, durch seine gesteigerten geistigen Fähigkeiten noch beträchtlich vermehrt hat.

Besonders sind es die extremen Fälle, die dem oben ausgeführten zu Hilfe kommen; man denke nur an den Ausdruck „entmenschtes Scheusal," der ja gemeinverständlich und gang und gäbe ist; man denke auch an die unglücklichen Wesen, welche durch eigne oder ihrer Eltern Schuld in die Blödenasyle und Irrenhäuser gelangt sind: die Vertierung durch die ungezügelte Hingabe an die eignen Lüste und Begierden tritt da nur zu deutlich hervor.

Endlich kann noch auf die Entwicklung der Menschenseele im heranwachsenden Kinde hingewiesen werden. Das eben geborne Kind hat noch kein Bewußtsein seines Erinnerungsvermögens; es benutzt dasselbe in der ersten Zeit in gleicher Weise wie das Tier; erst ganz allmählich gelangt es zum Bewußtsein seiner Fähigkeiten, zum Selbstbewußtsein, und damit fängt erst seine Verantwortlichkeit an; aber nun versuche man einmal den Moment genau zu bestimmen, in welchem ein Menschenkind zuerst verantwortlich gemacht werden kann für das, was es thut. Allmählich, in unmerklichen kleinen Schritten, wächst das anfangs noch ganz animale kleine Wesen zum selbstbewußten Menschen heran. Was wir hier an der einzelnen Menschenseele verfolgen können, ist das Analogon zum Werdeprozeß unsers ganzen Geschlechts.

Für die extremen Fälle, in denen der traurige Ausgang so klar auf der Hand liegt, giebt man die Vertierung des Menschen durch die Sünde wohl bereitwillig zu; aus welchem Grunde sollte man das nun unterlassen, wenn das Menschenleben noch nicht gerade bis aufs äußerste gesunken ist? Der gewöhnliche Moralmensch freilich, der die Befolgung der Vorschriften der allgemeinen Sittenlehre, wie sie im Mosaischen Gesetze etwa vom vierten Gebote an sich finden, sich zur Lebensvorschrift macht, glaubt, obwohl er auch seinen bescheidenen Anforderungen nicht immer genügen dürfte, nunmehr das ideale Menschenleben zu führen; indes seine Erhebung über das Tierreich wird immer nur eine relative bleiben, auf diesem Wege nie eine absolute werden; seinem Ursprunge nach ist er eben tierischer Natur. Zu einer völligen Sprengung der tierischen Fesseln, welche das Seelenleben darniederhalten, zur wirklichen Erhebung desselben zu einem gottgeheiligten gehört eben eine völlige Neugeburt des Wesens, welche die glaubende Seele als Geschenk vom Herrn empfängt. Daß sie durch denselben Herrn und durch den Glauben an ihn noch viele andre Geschenke bekommt, wenn sie erst von ihren niederen animalen Banden gelöst ist, weiß jedes Christenherz.

Ist denn nun aber mit dieser Neugeburt sofort der sündlose Zustand des Menschen gegeben? Wir wissen, daß dem nicht so ist. Auch hier sind nur erst die Keime vorhanden, auch hier handelt es sich wieder um allmähliche Entwicklung, die umso schöner fortschreitet, je williger sich der wiedergeborne Mensch den wärmenden Sonnenschein und den befruchtenden Regen der göttlichen Gnade gefallen läßt.

Es ist die hier vorgetragene Anschauung freilich recht wenig orthodox, immerhin aber recht christlich, und die Weltanschauung, in die sie hinein gehört, ist hervorragend durch ihre großartige Einfachheit. Denn setzen wir die Existenz eines lebendigen, die Welt erzeugenden Gottes und die Richtigkeit der Deszendenzlehre, diese wenigstens dem Prinzip nach, voraus, so sehen wir die irdische Welt nach den von Gott gegebenen Naturgesetzen

---

des christlichen Glaubens, welche auch ein scheinbar dem christlichen Vorstellungskreise so fremdes System wie das der Deszendenzlehre siegreich durchbricht, darin zum schönen Ausdruck kommt. Solchen Artikeln aus der Mitte unsrer nicht dem Theologenstande angehörigen Freunde werden wir immer ganz besondre Rücksicht entgegen bringen. Unsre „offizielle" Meinung über Christentum und Darwinismus wird aber demnächst in einer Reihe von Artikeln ausführlich dargelegt werden. D H

sich ganz allmählich aus ihren Uranfängen höher und höher entwickeln; wir sehen aus kosmischen Nebeln die Sonne und das Planetensystem sich konsolidiren, die Erde allmählich sich zubereiten zu einer Wohnstätte für organisches Leben, dieses zuerst in einfachsten Zellkomplexen sich zeigen, in langen, langen Zeiträumen sich mehr und mehr vervollkommnen, bis endlich im Zeitalter des Diluviums oder am Ende der Tertiärzeit das große Ereignis sich vollzieht (in vielleicht kaum bemerkbarer Weise), daß eine tierische Seele durch das immer thätige Bewirken Gottes die unterscheidenden Eigenschaften einer menschlichen erhält, anfänglich wohl nur die Anlage dazu, die sich aber mehr und mehr entfaltet, sodaß schließlich wir den Menschen in die historische Zeit eintreten finden, sehen, wie er mit dem Uebersinnlichen sich in Beziehung setzt, wie es aber nur einem Volke beschieden ist, den Monotheismus auszubilden. Das unterscheidende Merkmal zwischen Tier und Mensch, biblisch ausgedrückt, die Fähigkeit des letzteren, gut und böse unterscheiden zu können, führt den dem Tierischen immer mehr entwachsenden Menschen zur Erkenntnis seiner Sünde und Schuld, durch viele Schlangen- und Irrwege zu der Verehrung des einen Gottes und zu dem Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit; und Ahnungen des kommenden Erlösers, die zu Weissagungen führen, erfüllen die frommen Seelen der Propheten desjenigen Volkes, aus dem thatsächlich der Heiland hervorgehen sollte und hervorging, als die Zeit erfüllt war. W-H

Das Christentum in Japan

1

Aus Japan, dem „Lande der aufgehenden Sonne," wird uns von einem wundersamen Regen und Ringen berichtet; das ganze Land und Volk macht einen so schnellen und gründlichen Erneuerungsprozeß durch, wie er in der Geschichte der Völker wohl einzig dasteht. Noch bis vor zwanzig Jahren war dort im fernen Osten unbekannt geblieben, welcher gewaltigen Fortschritte das Abendland sich infolge der Erfindungen der Neuzeit erfreute; denn Japan schloß sich gegen allen Verkehr mit dem Auslande fast hermetisch ab. Da kam der Umschwung, hervorgerufen durch ein Geschwader der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welches die Eröffnung einiger japanischer Häfen für den Weltverkehr erzwang, und beschleunigt durch den Nachdruck der europäischen Seemächte. Mit einem male schlug die Stellung Japans zu den übrigen Nationen aus der strengsten Abgeschlossenheit in das Gegenteil um. Bald waren die Europäer und Amerikaner gern gesehene Gäste im Lande, und die besten Männer des japanischen Volkes gingen auf Reisen, um mit den Künsten und Wissenschaften des Abendlandes vertraut wieder heimzukehren. Man suchte das so lange Versäumte nun in doppelter Eile nachzuholen; die Einführung der Eisenbahnen, Dampfschiffe, elektrischen Anlagen wie der andern großen Errungenschaften der Technik bedurfte in Japan kaum so vieler Jahre, als sie in Europa Jahrzehnte gebraucht hatte. Kurz, die Vorurteile gegen fremde Einflüsse, welche Japan mit dem benachbarten China teilte, scheinen in der Hauptsache völlig überwunden zu sein, und jenes Inselvolk freut sich darauf, bald mit den besten Völkern der Erde in eine Reihe zu treten. Es will sich also das Losungswort erfüllen, mit welchem der jetzt regierende Mikado seine Herrschaft im Jahre 1868 antrat. Nach dem Vorgange seiner Ahnen gab er nämlich seiner Regierungsperiode einen Namen, mit welchem er gleichsam das Programm für die Zukunft aufstellte; er nannte sie Meiji, d. h. Erleuchtung, aufgeklärtes Zeitalter.

Japan konnte aber nicht bei der Aneignung der Früchte unsrer christlichen Kultur stehen bleiben, umso weniger, als ein scharfer, den Dingen auf den Grund gehender Verstand den Grundzug im Wesen des japanischen Volkes ausmacht. Nur geistig stumpfe Völker begnügen sich mit gedankenloser Nachahmung europäischen Wesens und europäischer Sitten. Den Japanern, welche die christlichen Länder bereisten, konnte nicht verborgen bleiben, daß die abendländische Kultur nur auf dem Boden des Christentums hat erwachsen und gedeihen können. Haben es doch japanische Studenten wiederholt ausgesprochen, was wir kaum mehr beachten, daß sie z. B. in der deutschen Rechtspflege auf Schritt und Tritt den Einflüssen des Christentums begegneten. So kam es, daß die Wortführer in der fortschrittlichen Bewegung Japans die aus allen Beobachtungen sich von selbst ergebende Forderung aufstellten: Wollen wir eine den Kulturvölkern des Abendlandes ebenbürtige Stellung erringen, so muß unser Volk vor allen Dingen das Christentum annehmen.

Unter diesen Umständen wundern wir uns nicht, wenn wir hören, daß es in der Gegenwart kein zweites Heidenvolk auf Erden giebt, welches für die Thätigkeit christlicher Missionare so empfänglich ist als das japanische. Dazu kommt, daß eins der größten Hindernisse, welche an andern Orten der Ausbreitung des Christentums entgegentreten, hier fast ganz wegfällt, nämlich der Widerstand von seiten der im Volke geltenden Religion.

Die ursprüngliche Form des japanischen Götzendienstes war der Schintoismus, eine Mischung von Natur- und Ahnenkultus. Bis vor kurzem galt derselbe zwar als Staatsreligion, und der Mikado war zugleich das religiöse Oberhaupt des Volkes; aber in Wahrheit war der Schintoismus schon längst durch den Buddhismus überflügelt. Derselbe hatte im sechsten Jahrhundert n. Chr. G. von Korea und China her in Japan Eingang gefunden. Seine Vertreter waren klug genug, ihm hier unter den lebenslustigen Japanern viel von seiner ursprünglichen Weltflucht und Härte zu nehmen. Er wurde vielfach mit schintoistischen Elementen vermischt und so dem Volke mundgerecht gemacht. Zwischen den Priestern beider Religionen hat zwar bis auf den heutigen Tag manche Spannung bestanden; das Volk aber nahm zu der väterlichen Religion auch die Lehre Buddhas bereitwillig auf. Ja sogar die Sittenlehre des Konfuzius und seines berühmten Schülers Menzius wurde durch die litterarischen Einflüsse von China her in Japan weit verbreitet. Kein Wunder, wenn der Japaner jetzt, wo die christlichen Glaubensboten an seine Thür klopfen, nichts weiß von der Anhänglichkeit an die von den Vätern ererbte Religion, wodurch unter andern Völkern die Wirksamkeit der Mission so sehr erschwert wird.

Sobald durch den Einfluß der Seemächte einige japanische Häfen den Europäern erschlossen waren, ersah sich auch die christliche Mission diese Orte zu Stätten ihrer Arbeit. Die ersten Missionsansiedelungen geschahen in Tokijo, damals noch Jedo genannt, in Yokohama und Nagasaki. Zugleich mit den protestantischen Amerikanern erschienen die Sendlinge Roms. Für die letztern galt es ein vor alten Zeiten schon angebautes Missionsfeld wieder aufzunehmen. Franz Xavier, der edelste unter den Genossen des Ignatius von Loyola, war bekanntlich am Ende seiner Missionslaufbahn auch nach Japan gekommen und hatte hier bedeutende Erfolge erzielt, sodaß die Jesuiten in Rom von 300 000 Bekehrten berichten konnten. Aber diese Christen waren nicht ohne Schuld bei dem Kaiser und dem Volke der Gegenstand des glühendsten Hasses geworden, sodaß die Spuren dieser Jesuitenmission binnen zwei Jahrhunderten fast gänzlich vernichtet wurden. Aus jener Verfolgungszeit rührten die an allen öffentlichen Plätzen Japans aufgestellten Tafeln her, welche jeden Christen mit dem Tode bedrohten und welche erst seit dem Jahre 1873 wieder aus der Oeffentlichkeit verschwunden sind. Trotz diesem Verbote fand seit 1859 ein Einströmen christlichen Geistes statt. In den ersten Jahren wagten zwar nur wenige Missionare innerhalb der um die Hafenplätze gezogenen Grenzen ihre stille und scheinbar fruchtlose Arbeit zu treiben. Die in japanischer Sprache gedruckten christlichen Bücher wurden zuerst kaum als Geschenke angenommen. Aber mit jedem Jahre wuchs die Empfänglichkeit des Volkes für die Religion des Westens. Dementsprechend wurde die Zahl der Missionare vermehrt; sie durften ungescheut einen Ort nach dem andern in den Bereich ihrer Wirksamkeit ziehen, bis endlich in unsern Tagen fast alle Schranken gefallen sind. Im Jahre 1884 erschien ein Erlaß des Kaisers, durch welchen die Schinto- und Buddhapriester aufhörten, Staatsbeamte zu sein; damit war stillschweigend die Gleichberechtigung der Religionen ausgesprochen. Infolge davon registrirt man seit 1885 die Bürger ohne Erwähnung der Religion, welcher sie angehören.

Es ist selbstverständlich, daß dieses einladende Missionsfeld von den verschiedensten Seiten angebaut wird. Im Jahre 1886 haben nicht weniger als dreiundzwanzig protestantische Missionsgesellschaften ihre Boten nach Japan geschickt; die Zahl der Missionare belief sich in dem gleichen Jahre auf hundertachtundzwanzig ohne die eingebornen Helfer. Die Frucht dieser Bestrebungen waren 14 710 selbständige Gemeindeglieder, eine Zahl, welche an sich schon bei dem kurzen Bestehen der japanischen Mission eine durchaus erfreuliche zu nennen ist, welche aber in dem letzten Jahre noch einen außergewöhnlich reichlichen Zuwachs erfahren hat. Man hat hie und da, auf einzelne Beobachtungen gestützt, die Vermutung aufgestellt, Japan werde noch im Laufe dieses Jahrhunderts ein völlig christliches Land sein. Daran ist aber, selbst wenn eine sehr heftige Reaktion ausbleiben sollte, nicht zu denken. Eine schnelle Massenchristianisirung ist auch vom christlichen Standpunkte aus gar nicht zu wünschen; denn eine solche pflegt sich, wie die Erfahrung lehrt, nachträglich bitter zu rächen. Bis jetzt haben sich die Fortschritte der Mission in durchaus gesunden Bahnen gehalten, und auch einer größern Beschleunigung kann man umso ruhiger entgegensehen, weil schon seit Jahren für die Heranbildung eines eingebornen geistlichen Standes Sorge getragen wird. Neben den europäischen und amerikanischen Missionaren standen schon 1886 fast hundert japanische Geistliche und hundertsechsundsechzig nicht ordinirte eingeborne Prediger. Anderseits dürfte die finanzielle Grundlage der japanischen Mission eine der besten in der Welt sein. Während es in andern Ländern, z. B. in Indien, unsäglich schwer hält, die Missionsgemeinden zur Bestreitung ihrer kirchlichen Ausgaben zu erziehen, haben die Christen Japans einen überraschend guten Anfang darin gemacht. Es wurden von den kaum 15 000 evangelischen Christen in einem Jahre etwa 100 000 Mark für kirchliche Zwecke aufgebracht.

Diese erfreuliche Erscheinung hängt damit zusammen, daß es hier nicht, wie anderwärts, die niedersten Schichten der Bevölkerung sind, welche sich zuerst dem neuen Glauben zuwenden. Unter den jungen Christen befinden sich wissenschaftlich gebildete Männer und Leute aus den höchsten Gesellschaftskreisen in großer Zahl. Auch die Frauenwelt, welche in Japan eine freiere und würdigere Stellung einnimmt, als im ganzen Orient sonst, zeigt sich dem Christentume nicht abgeneigt.

Aus dieser besondern Beschaffenheit der japanischen Mission ergiebt sich, daß an die Missionare hier außergewöhnlich hohe Anforderungen gestellt werden. Die meisten Zöglinge der Missionsseminare, wie sie den Missionsaufgaben unter unzivilisirten Völkern sehr wohl gewachsen sind, eignen sich wenig für dieses ebenso interessante wie schwierige Arbeitsfeld. Dessen sind sich auch die japanischen Christen bewußt. So schreibt einer von ihnen, die Missionsgesellschaften sollten ihnen nicht Leute schicken, die in Afrika oder in der Südsee besser am Platze wären, vielmehr bedürfe Japan in Zukunft nur noch wissenschaftlich gebildeter, weitherziger und weitblickender Männer. Außer den eigentlichen Missionaren wären auch ein paar hervorragende Männer der Wissenschaft erwünscht, welche in öffentlichen Vorträgen und durch Schriften das richtige Verhältnis zwischen Religion und den neuesten Ergebnissen der Naturforschung darlegen könnten. Man sieht daraus, wie dringend es geboten ist, daß die christliche Kirche gerade jetzt ihre besten Kräfte nach Japan schickt, Männer, welche mit einem innerlich gefestigten, persönlichen Glauben eine gründliche wissenschaftliche Bildung und die Fähigkeit, in ein fremdes Volksleben gestaltend einzugreifen, verbinden.

Solche Missionare werden auch am besten den Schwierigkeiten gewachsen sein, welche gerade bei der Christianisirung Japans zu tage treten. Dieselben bestehen zum teil darin, daß man in manchen Kreisen des japanischen Volkes dem Uebertritt zum Christentume nur aus Gründen der Klugheit geneigt ist. Diese Auffassung vertritt besonders der jugendliche Anhang des Schriftstellers Fukuzawa. Dieser Mann, welcher durch seine Zeitungsartikel einen staunenswerten Einfluß auf die Gestaltung Neu-Japans ausübt, hat es unverhohlen ausgesprochen, daß ihn kein religiöser Drang zum Christentum hinziehe; gleichwohl rät er dringend, diesen Glauben anzunehmen, denn dem Zwange der Geschichte könne man sich auf die Dauer doch nicht entziehen. Nach seiner Ansicht wäre der Kampf des Buddhismus gegen das Christentum ein durchaus hoffnungsloser; er vergleicht ihn dem Ringen eines jugendkräftigen Jünglings mit einem altersschwachen Greise. Von andrer Seite wieder werden Stimmen laut, welche darauf hinweisen, es würde ja genügen, wenn man das Christentum nur dem Namen nach annähme, wobei jedenfalls der Anstoß zu tage tritt, welchen der stark zur Sinnlichkeit neigende Japaner an den sittlichen Forderungen unsers Glaubens nimmt.

Eine andre große Schwierigkeit liegt in der skeptischen Anlage des japanischen Volkscharakters, welcher zu rationalistischer Verflachung des christlichen Glaubens hinneigt. Wenn man freilich bedenkt, daß die glaubenslose, materialistisch gerichtete Litteratur unsrer Zeit in Japan fast noch eifriger gelesen wird, als von den sogenannten aufgeklärten Leuten in der christlichen Welt, so wundert man sich wenig darüber, wenn der japanische Missionar mit seiner Verkündigung des Evangeliums zuweilen unter dem Vorwande abgewiesen wird, daß man keinen Glauben brauchen könne, der durch Sektenwesen und Dogmengezänk verdorben sei, oder der keinen praktischen Wert habe. Auch das in Japan neuerdings oft gehörte Verlangen nach einem von allen geschichtlichen Traditionen des Abendlandes losgelösten Christentume ist offenbar im Grunde auf die Scheu vor dem tieferen Glaubensgrunde zurückzuführen. Man möchte die Segnungen des Christentums genießen, ohne seine ernsten Anforderungen zu erfüllen.

Um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, bedarf es, wie gesagt, der tüchtigsten Missionskräfte und eines kräftigen Zusammengehens aller derjenigen Faktoren, welche an der Christianisirung Japans beteiligt sind. Trotz der großen Zahl der Kirchengemeinschaften, welche hier Mission treiben, kann man sich doch an der großen Einmütigkeit erfreuen, welche bei der gemeinsamen Arbeit zu tage tritt. Mit den Sendlingen Roms können natürlich auch hier die protestantischen Missionare nicht zusammengehen. Aber unter sich halten sie auf ein gutes, brüderliches Einvernehmen. Fräulein Bird, jene Engländerin, welche bekanntlich vor mehreren Jahren die interessante Beschreibung ihrer Reise durch Japan veröffentlichte, kann ihnen aus vielfacher persönlicher Erfahrung nur Lobenswertes nachsagen. Sie rühmt die evangelischen Missionare als „eine gewissenhafte, aufrichtige und berufseifrige Schar von Arbeitern, denen weit mehr daran liege, eine reine Kirche aufzubauen, als die Zahl der Namenchristen zu vergrößern. Obgleich verschiedenen Gesellschaften angehörig, seien sie doch darauf aus, selbst den Schein der Rivalität und des gegenseitig sich Konkurrenzmachens zu vermeiden.“ Diese erfreuliche Einmütigkeit hat denn auch schon zu sehr schönen Ergebnissen geführt. Schon vor mehreren Jahren haben sich die Missionen mit presbyterianischer Verfassung zu einer „Vereinigten christlichen Kirche in Japan“ zusammengeschlossen, welchen im Jahre 1886 die bischöflichen Missionsgesellschaften mit dem Zusammenschluß zu einer „Kirche von Japan“ gefolgt sind. Bei den Bestrebungen zur Vereinigung, wie sie hauptsächlich bei den japanischen Christen selbst sich finden, ist es hoffentlich nur noch eine Frage der Zeit, wann sämtliche evangelische Christen Japans sich zu einem einzigen kirchlichen Gemeinwesen zusammenschließen.

Auch die evangelischen Christen Deutschlands haben sich seit einigen Jahren der Mission in Japan zugewendet. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Mission unter den Kulturvölkern der Erde in erster Linie ins Auge zu fassen, hat seine beiden ersten Sendboten nach Tokijo und Yokohama geschickt. Ihre Missionsthätigkeit ist sehr bezeichnend für die gegenwärtig eingeschlagene Methode zur Christianisirung des Volkes. Davon in einem zweiten Artikel. P

Die katholische Konvertitenlitteratur

2

Einzelne der Züge, welche das von ultramontanem Pinsel entworfene Bild des „evangelischen“ Pfarrers zeigt, werden in

der Konvertitendichtung auch auf Laien übertragen, welche die Erzählung in den Schoß der Mutter Kirche „zurück" begleiten will. Das wollen wir zunächst belegen.

Es liegt vor mir eine „Originalerzählung" Die Erbprinzessin (im Katholischen Sonntagsblatt 1887, Nr. 46 ff.); sie ist charakteristisch für die ganze Art der Litteratur.

Die protestantische Erbprinzessin Beatrice, die Frau des katholischen Erbprinzen — auch der ganze Hof ist katholisch —, ist ein Ausbund aller nur denkbaren weiblichen Vorzüge, von körperlicher Schönheit, Geist, Takt und Geschmack — natürlich, denn sie wird ja nachher katholisch! Ein Wunder, daß solche Blumen auf protestantischem Boden wachsen! Ihren Gemahl liebt und beglückt sie, und als nach zwei Jahren ein Prinz geboren wird, ist das Glück vollkommen. Das Kind wird katholisch getauft; nach der Taufe begiebt sich folgendes:

Der Erbprinz selbst geleitete den Bischof in das Gemach seiner Gemahlin, welche, in die ihrer Würde und diesem festlichen Tage entsprechende Pracht gekleidet, sich auf dem Ruhebett befand. Der Bischof sprach mit wohlthuender Freundlichkeit mit der hohen Frau und brachte ihr seine Glückwünsche dar. In dem Augenblick, da er sich verabschieden wollte, bot sie dem Bischofe die Hand dar, ergriff die seinige hastig und küßte sie: eine heiße Thräne fiel auf den bischöflichen Ring. Sie erhob das umflorte Auge zu ihm und sprach: „Wenn ich auch nicht berechtigt bin, mir den bischöflichen Segen zu erflehen: einen väterlichen Segen versagen Sie der Mutter von Alfons nicht! Ich gelobe, an ihm ein getreues Kind Ihrer Kirche zu erziehen; er soll ein guter, eifriger Katholik werden; ich stelle den Katholizismus sehr hoch und schätze ihn in seiner Größe und Einheit."

Der Augenblick war ergreifend. Der Erbprinz mußte männlich kämpfen, daß er sich nicht hinreißen ließ, seine Gemahlin zu umarmen, so beglückt und entzückt war er, sowohl über ihr Benehmen gegenüber dem Bischof, worin er den feinen Takt und die verständige Klugheit seiner Gemahlin bewunderte, wie über das Bild, welches ihm die junge Gemahlin gewährte, die das Kind voll Zärtlichkeit in den Armen hielt, während der Blick auf demselben voll tiefer Mutterliebe ruhte.

Derartige Ausbrüche der Bewunderung für die katholische Kirche in dem Munde einer Protestantin sind „feiner Takt und verständige Klugheit"!

Das Kind hat eine Amme. Diese befestigt an den Gardinen des Bettchens ein Marienbildchen und erklärt der Erbprinzessin auf Befragen, es sei geschehen, weil kein Madonnenbild im Zimmer sei. Sofort beauftragt die Erbprinzessin ihre Hofdame Fräulein von Merani, ein schönes Madonnenbild zu kaufen, bei welcher Gelegenheit Fräulein von Merani spricht:

In unsrer heiligen Kirche schätzt man es für ein Glück, für den Glauben zu leiden und selbst sein Leben zu lassen.

Die protestantische Erbprinzessin hat keine Antwort auf diese anmaßende, für die protestantische Kirche beleidigende Behauptung.

Nun aber kommt das Gegenstück zum Bischof, der protestantische Konsistorialrat Horras, welcher die Prinzessin zu einem Gustav-Adolfsfeste einlädt.

Konsistorialrat Horras zögerte nicht lange, um eine Audienz zu bitten. Er war ein ehrwürdiger alter Herr; spärliche, lange weiße Haare umflatterten das volle, freundliche, rote Gesicht; die bekannte weiße Halsbinde schimmerte tadellos. Das ganze Wesen des Herrn machte den Eindruck eines guten, wohlwollenden Mannes. Die Erbprinzessin empfing den Konsistorialrat sehr liebenswürdig und freundlich. Nachdem sie ihm ein Fauteuil angeboten hatte, damit er sich setze, hörte sie mit Aufmerksamkeit seinen langen Vortrag an. — Weitläufig setzte er auseinander, wie die Residenz zum erstenmale das Glück habe, daß der Gustav-Adolf-Verein in ihr tagen werde; die Stadt wisse hoch zu schätzen, daß den Protestanten dieses gewährt werde. Letztere seien sich wohl bewußt, daß sie das nur der protestantischen Fürstin verdanken, durch welche sie der liebe Gott gesegnet habe. Im Dankgefühl dafür richte das Komitee, dessen Abgesandter er zu sein die Ehre habe, die unterthänigste Bitte an Ihre Hoheit, Hochdieselbe möge durch Ihr Erscheinen kundgeben, daß auch sie Interesse an dem Feste zeige, das so ganz dazu geschaffen sei, den immer mehr zerfahrenen Protestantismus wieder zu einigen, zu erfrischen und zu beleben. Man würde sich sehr viel von dem Eindrucke versprechen, wenn in der Stadt bekannt würde, daß Ihre Hoheit in der Kirche erscheinen würde; so viele, welche bis jetzt ganz gleichgiltig diesem segensreichen Bunde evangelischen Wirkens gegenüberstehen, würden sich dadurch veranlaßt fühlen, Anteil zu nehmen. Die Vorträge finden vormittags in der Kirche statt, abends sei Bankett im Museum, wobei sich die christlichen Frauen beteiligen. Hoheit würden alle Mitglieder des Gustav-Adolf-Vereins hoch beglücken, wenn sie auch nur für kurze Zeit zu erscheinen die Gnade hätten, um an der Spitze der protestantischen Familien zu glänzen.

Dieser Herr Konsistorialrat entpuppt sich nun als ein Muster von Taktlosigkeit; denn wie die Prinzessin nicht sogleich der Einladung folgt, sagt er betroffen und unangenehm berührt:

Gestatten Hoheit einem alten Manne, darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß es eigentlich doch eine Pflicht ist, sich zu beteiligen, besonders in gegenwärtiger Zeit, wo es sich darum handelt, sich kräftig zu einigen und Stellung gegen die immer sich mächtiger zeigende katholische Kirche zu nehmen.

Und wärmer werdend, in fast vertraulichem Tone fuhr er fort: Frau Prinzessin, ich bitte Sie: unterschätzen Sie den Vorzug des Protestantismus nicht, das Vorrecht, bei der Herde Jesu Christi sein zu dürfen, wo die freie Weide ist und jedes sich die besten Kräutlein selbst suchen darf und kann, während dem bedürftigen katholischen Herzen nur sozusagen die Stallfütterung gewährt wird.

Nun aber wird ihm gedient:

Mit jugendlicher Beweglichkeit, pfeilschnell erhob sich Beatrice; majestätisch stand sie da.

Herr Konsistorialrat, sprach sie stark betonend, Sie scheinen zu vergessen, zu wem Sie sprechen, sonst würden Sie gewiß derartige Bilder nicht wählen. Sie luden mich zu einem Verein ein, dem man den Namen des Gustav Adolf aufgedrückt hat. Was hat ein Privatverein mit der Kirche gemein? In Gustav Adolf verehre ich — ich gestehe das — keine besondre Zierde unsrer evangelischen Kirche, sondern ich sehe in ihm einen ländergierigen Eroberer, dem unser Glaube nur als Vorwand gedient hat. Bei den Gastmalen der Vereine hat sich eine Prinzessin nicht zu beteiligen; erscheint sie, so geschieht das nur an der Seite ihres Gemahles. Zudem bin ich nicht die Landesmutter, und mein erlauchtester Schwiegervater, Se. Hoheit der Herzog, dürfte einen derartigen Schritt nicht billigen. Bei dem, was Sie mir gesagt haben, setze ich voraus, daß es in guter Absicht geschehen sein wird, ich werde es zu vergessen suchen, denn Sie können ja unmöglich bedacht haben, daß Sie in einem Residenzschloß gesprochen haben, dessen Regentenfamilie katholisch ist.

Mit einem Blicke, der noch mehr sagte als die gesprochenen Worte, maß sie ihr Gegenüber, verbeugte sich mit vornehmer Herablassung, und der Konsistorialrat war hiermit entlassen.

Wir sehen, die protestantische Prinzessin hat sich schon gut Janssensche Geschichtskenntnisse beigelegt, und so kann es auch nicht fehlen, daß sie unruhig wird und ihrer Hofdame das Herz ausschüttet.

Eines Tages teilte sie ihr mit, daß sie seit längerer Zeit Vergleiche über konfessionelle Unterschiede mache und sich dabei innerlich beunruhigt fühle; die Religion nüchterner Vernunft könne ihr keinen Trost geben. Sie hätte so sehr das Bedürfnis, mehr zu empfangen, und es könne ihr doch nicht mehr geboten werden. Aehnliche Geständnisse wiederholten sich öfters. . . .

Liebe Charlotte, ich beneide Sie um Ihren Glauben, der wie ein lebendiger Strom in Ihrem ganzen Wesen pulsirt. Und tief ergriffen fuhr sie fort: Ich stehe einsam und geistig arm in meiner ganzen Umgebung; überall, wo ich Umschau halte, erblicke ich Befriedigung und vollkommene Ueberzeugung, das Wahre zu besitzen; meine Seele aber ist eisig kalt, ich suche und ringe, um mich zu erwärmen; es fehlt mir die Stelle, wo ich meinen Anker auswerfen könnte; meinem Fahrzeug fehlt der Steuermann, der in Gefahr und Sturm es zu lenken versteht. Ich klammere mich an Strohhalme, die mir keinen Halt geben können; wo ich suche, finde ich Widersprüche, wenn ich forsche, Irrtümer. Oft komme ich mir vor wie ein Wanderer, der von seinen Begleitern sich getrennt hat, zu denen er gehört; diese verfolgen heiter und einig die gute Straße, sie erreichen glücklich ihr Ziel, ich dagegen muß mich mühsam abquälen, indem ich auf unebenen Pfaden wandle. . . . Ich unterdrücke manche Thränen, wenn ich Alfons sein Nachtgebetchen sprechen lasse und mein Gemahl das Kind mit dem heiligen Kreuzeszeichen auf Stirne, Mund und Brust segnet, wobei es das Kindchen mit seinen kleinen Händchen nachzumachen versucht. . . . Und wenn es mit Weihwasser besprengt wird und halb spielend, halb andachtsvoll nach dem Rosenkranz greift — es sind Pulsschläge des warmen katholischen Lebens, in dem es mit seiner Kirche vereint ist; was aber habe ich ihm zu geben? — Ich küsse meinen Sohn und sage: Bon soir, mon ange. Die Thränen, die nur Gott sieht, sind die einzigen Segenswünsche der armen protestantischen Mutter. . . . Doch genug, liebe Charlotte, beten Sie für mich . . . ich weiß nicht, ob es gut für mich war, daß ich durch katholische Umgebung aus meiner Gleichgiltigkeit aufgerüttelt wurde; Gott allein weiß, ob mir geholfen werden kann.

Ja wenn die Protestantin zu ihrem Kinde nichts andres zu sagen vermag, als „Gute Nacht, mein Engel!" — dann ist es mit ihrem Protestantismus überhaupt nicht weit her, und wir geben sie an den Katholizismus um ein billiges ab. Es ist ihr aber in der Erzählung überhaupt nur ein protestantischer Zettel aufgeklebt: von wirklich evangelischem Fühlen und Handeln ist keine Rede. So ist es denn auch kein Wunder, daß der Besuch in einem Kloster den Ausschlag giebt. Die Erzählung entbehrt somit auch nicht des weiteren, in der Konvertitenlitteratur üblichen Bestandteils: der Verherrlichung des Klosterlebens. Es heißt:

Der Eindruck ist nicht zu schildern, welchen der Protestant empfängt, wenn er mit seiner Weltanschauung zum erstenmale in ein Kloster eintritt. Dieser Eindruck verfehlte auch seine Wirkung auf Beatrice nicht.

Nein, diese Schilderung überläßt ein katholischer Schriftsteller lieber protestantischen Federn; ein wenig anders pflegt der Eindruck bei uns schon auszufallen als bei der Erbprinzessin. In einschmeichelnder Form und mit sentimentalen Phrasen wird nun die Weltabgestorbenheit und die Gefühllosigkeit einer Nonne, der Schwester der Hofdame, geschildert; die Protestantin empfiehlt sich ihrem Gebet und erklärt sie für die einzige Person von allen, welche sie für glücklich und ganz befriedigt halten könne. Und so ists denn kein Wunder, daß die Erbprinzessin zwar nicht Nonne, aber doch katholisch wird. Zum Schlusse ist dann noch von ihren „beinahe übermenschlichen Kämpfen," von den „vielen schweren Stunden und unsäglichen Kämpfen", die Rede. Der Leser hat aber von all dem nicht das mindeste erfahren. In einem Briefe an ihren Bruder, einen protestantischen König, redet die Prinzessin natürlich von all den Vorurteilen, welche der Protestantismus gegen den Katholizismus hegt und die auch sie durch ihre protestantische Erziehung eingesogen habe, und prophezeit sich „das Loos jedes Konvertiten in protestantischen Kreisen":

Man wird mißtrauisch gegen mich werden, man wird mich als einen schwachen Charakter bezeichnen und für geistig beschränkt ausgeben.

Diese Konvertitin ist allerdings nichts andres, als eine protestantisch aufgeputzte Puppe in der Hand ihres Erfinders.

Und damit es heißt: Ende gut, alles gut, muß natürlich der protestantische König auch noch den Katholizismus beloben und seiner Schwester unter anderm schreiben:

Offiziell wirst du lesen, daß dieser Schritt ohne mein Wissen geschehen, daß ich unangenehm davon ergriffen sei und es nicht billigen könne. Meiner Schwester gegenüber spreche ich mich privatim dahin aus, daß ich den Katholizismus nicht unterschätze; ich anerkenne die Vorzüge desselben; er ist eine Religon des Trostes und der Liebe, die besonders auf ein Frauengemüt ihren Eindruck nicht verfehlen. Selbst den Marienkultus stelle ich hoch und verstehe vollkommen, daß ein weibliches Herz davon sich angezogen fühlen muß.

Es ist eine leidige Thatsache, daß viele Protestanten ähnlich denken, reden, handeln, wie dieser König, aber freilich just aus demselben Grunde, den die Konvertitenlitteratur als Hindernis für Uebertritte bezeichnet: weil sie den wirklichen Katholizismus nicht kennen. Wer den jesuitisirten, romanisirten Katholizismus kennt, der wird alles eher vor demselben empfinden, als Hochachtung. Dem Katholizismus der Vergangenheit werden wir sie nicht versagen, auch denen nicht, welche den alten guten Kern des Katholizismus trotz der Herrschaft des Jesuitismus innerhalb der römischen Kirche festhalten oder ihn aus derselben heraus in den Altkatholizismus gerettet haben. Doch den Katholizismus überhaupt nach solchen Erscheinungen zu beurteilen — das vermögen wir nicht: dazu kennen wir ihn zu gut. R W-M

Tagebuchblätter aus Italien

9

Syrakus, 27. März

Wechselvoller Geschicke Glanz und Jammer hat reicher kaum eine andre Stadt erfahren als diese Hellenenkolonie mit ihrer wundervoll üppigen Vegetation, dem überwältigenden Meercharakter. Die großartigen Denkmäler weisen uns unmittelbar auf zwei Perioden. An jenen anscheinend nicht beträchtlichen, aber noch jetzt die Spuren starker Befestigungen tragenden Höhen brach sich die Macht der Athener. In den Steinbrüchen, die jetzt von dem üppigsten Pflanzenwuchse überwuchert sind, schmachteten die Gefangenen zu tausenden. Kaum minder großartig sind die unterirdischen Monumente, die beredten Zeugen aus altchristlicher Zeit. Eine ganze Reihe von altchristlichen Grabanlagen hat man wieder entdeckt. In unsern Tagen wächst die Stadt über die meerumflutete Halbinsel Ortygia wieder hinaus, dehnt sich nach der alten Achradina und Neapolis wieder aus. Fast überall, wo man in die Erde gegraben hat, ist man auf Gräber gestoßen; fährt man an der Küste hin, so sieht man zahlreiche Zugänge zu Grabkammern.

Die bedeutendsten sind die sich an die Kirche von S. Giovanni und an die alte Krypta des heiligen Marcian anschließenden Katakomben. Fast vier Meter ist der durch sie hindurchführende Hauptgang in der Breite, zweieinhalb Meter die Seitengänge, ebenso die Höhe. Die in den harten Tuff gehauenen Gräber sind ebenso eigentümlich angelegt, wie die in den andern sizilianischen Katakomben, z. B. in Palermo und Girgenti. Im Halbkreise überwölbt liegen sie in Bodenhöhe, oft bis zu sechzehn hintereinander. Die römischen Cömeterien sind bekanntlich ganz anders konstruirt. Ganz enge Gänge, die einzelnen Gräber über einander aus der Wand herausgehöhlt, bilden ihre Eigentümlichkeit. Vollends finden sich hier nicht die mächtig großen Rundsäle der Syrakusanischen Katakomben, die an die antiken Zisternen erinnern, oder jene riesigen, öfters mitten auf dem Gange errichteten unverzierten Sarkophage, wie sie wohl für hervorragende Glieder der Gemeinde errichtet worden sind. Von bildlichem Schmucke hat sich aber wenig erhalten: einige Pfauen, Vögel, Blumengewinde; das bedeutendste der figürlichen Gemälde ist das von dem trefflichen Salvatore Politi, dem Ideale aller Cicerones, in der Grabanlage der Vigna Cassia entdeckte, welches Christus mit den im Typus des anfangenden fünften Jahrhunderts gehaltenen Aposteln Petrus und Paulus und einer knieenden bittenden Frau darstellt. Dafür besitzen wir eine stattliche Anzahl kleingewerblicher Gegenstände, meistens Lampen aus den Gräbern, und besonders Inschriften. Für alle diese Zeugnisse müssen wir umso dankbarer sein, als sich die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte in Sizilien mit reichlichem Dunkel umgiebt, und doch immer wieder, namentlich die Entstehung des Christentums auf dem völkerbelebten Eilande, das lebhafteste Interesse beansprucht. Wir sind freilich vorwiegend auf Rückschlüsse aus den Verhältnissen späterer Zeiten beschränkt.

Der Apostel Paulus verweilte nach der Erzählung der Apostelgeschichte, Kapitel 28, auf seiner Fahrt nach Rom drei Tage in Syrakus. Man zeigt in dem Dome, welcher auf dem Grunde und in die noch deutlich sichtbaren Säulen eines dorischen, angeblich der Minerva geweihten Tempels eingebaut ist, noch den Steinblock, auf dem er im Hafen gepredigt haben soll. Zwei Statuen im Barockgeschmacke stehen am Eingange der Kirche. Die eine stellt Paulus dar mit der Inschrift: „Dem Apostel der Heiden, ihrem Gaste, die Syrakusanische Gemeinde." Die andre Bildsäule ist „Dem Apostelfürsten, ihrem Gründer," von den Syrakusanern gewidmet. Dem glänzendsten Prediger der griechischen Kirche, Johannes Chrysostomus, steht es fest, daß Paulus, dem Weltapostel, auch Syrakus und damit Sizilien die Einsenkung in den christlichen Grund verdanke. Dem gegenüber hat die römische Kirche schon Anfang des fünften Jahrhunderts betont, „es sei ja offenkundig, daß in ganz Italien, Gallien, Spanien, Sizilien und den dazwischen liegenden Inseln niemand Gemeinden gegründet habe, als die von dem verehrungswürdigen Apostel Petrus oder seinen Nachfolgern eingesetzten Priester." So schreibt der römische Bischof Innocenz im Jahre 416, und wenige Jahre später erhebt Leo der Große den gleichen Anspruch. Aber eben derselbe legt Zeugnis davon ab, daß die Sizilianer der griechischen Sitte folgen, statt wie im Abendlande zu Ostern, zu Epiphanias die Taufe zahlreich zu feiern. Die Erinnerung, daß die Sizilianer vom Osten her das Christentum bekommen haben, hat sich auch in den Legenden über ihre unmittelbaren Missionare erhalten. Von Petrus ordinirt, hätten Marcianus die Gemeinde Syrakus, Pankratius Taormina, Beryllus Catania gegründet. Die Heimat dieser Apostel ist aber nach der Ueberlieferung der Osten. Der letzte stammte von Antiochien; Pankratius, ebendaher kommend, habe mit sich ein silbernes Kreuz geführt und das Bild Christi, das Petrus besonders für ihn durch einen Maler Joseph habe malen lassen, „damit die Heiden desto eher glaubten." Diese Legenden haben natürlich nur geringes historisches Interesse. Sie sind spät, in ihrer jetzigen Gestalt sicher erst im frühen Mittelalter, entstanden, die letzte deutlich in der Zeit, als das bilderfreundliche Sizilien dem bilderstürmenden Osten gegenüber seine eigne Stellung behauptete. Zur Zeit Gregors des Großen, am Ausgange der altchristlichen

Zeit, besaß Rom unleugbar auch auf der Insel großen Einfluß. War es schon früher Sitte gewesen, daß die sizilianischen Bischöfe regelmäßig nach Rom gingen, so gab jetzt der reiche Grundbesitz der römischen Kirche auf Sizilien den erwünschten Boden, von dem aus die römischen Bischöfe vermittels der Verwalter des Patrimoniums in die kirchenpolitischen Verhältnisse, namentlich klugerweise in die Differenzen zwischen Bischöfen, eingreifen konnten. Auch die Benediktinermönche sorgten für Verbreitung abendländischer Anschauungen. Aber deren Einfluß wurde zum mindesten paralysirt durch die Basilianermönche, welche bis heutigen Tages segensreich gewirkt haben, und Sprache, Bildung, Kultur blieben nicht nur, unterstützt durch die Verlegung der byzantinischen Residenz nach Syrakus und die Unterstellung der sizilianischen Bistümer unter den Patriarchen von Konstantinopel, bis zu der Herrschaft der Araber griechisch, sondern retteten sich bis in das späte Mittelalter. Noch aus dem zwölften Jahrhundert haben wir Nachrichten von dem überaus lebendigen Verkehre mit den Griechen.

Das griechische Element würde sich nicht so lange erhalten haben, wenn es nicht früh Heimatsberechtigung in der Kirche besessen hätte. Von alters muß hier eine sehr große Gemeinde bestanden haben. Sizilien war von den Römern ganz abgewirtschaftet worden. Syrakus, „die größte Stadt der Griechen" noch von Cicero genannt, war zur Zeit von Augustus so heruntergekommen, daß es durch eine Kolonie bevölkert werden mußte. Auch später kann der Umfang der Stadt den heutigen nicht viel überschritten haben, da die Katakomben, welche ziemlich nahe an der Vorterrasse der Achradina sich ausdehnen, vor den Mauern zu denken sind. Aber die Größe und die Großartigkeit ihrer Anlage wirft helles Licht auf die Bedeutsamkeit, den Umfang wie die Vornehmheit der Gemeinde. Ihre ganz von den römischen verschiedene Anlage weist von Rom weg. Die Krypta des heiligen Marcian zeigt die Bauformen des oströmischen Typus. Der Grundriß ist ein griechisches Kreuz mit einer Apsis an jeder Seite. Die Inschriften schließen sich den Baudenkmälern an. Von den 200 Inschriften, welche im Museum zu Syrakus aus den Cömeterien gesammelt sind, ist nur der zehnte Teil lateinisch. Ziemlich das gleiche Verhältnis läßt sich auch an den altchristlichen Denkmälern der Insel beobachten, und es nötigt zu dem Schlusse, daß, wie in späterer Zeit der Einfluß der Byzantiner in Kultur und Kultus überwiegend gewesen ist, der griechischen Kirche auch der Hauptanteil, wenn nicht das alleinige Verdienst an der Christianisirung der schönen, geschichtlich so sehr bedeutsamen Insel zuzuschreiben ist. J F

Aus dem Gustav-Adolf-Verein

(Das heurige Liebeswerk der Frauenvereine) Auch die Frauenvereine der Gustav-Adolf-Stiftung haben bekanntlich ihr jährliches Liebeswerk (s. vor. Jahrg. S. 174). Für dieses sind im verwichenen Jahre zu Gunsten von Zell im Wiesenthal in Baden fast 4000 M. eingegangen.

Für das laufende Jahr hat der Zentralvorstand das vor fünf Jahren gegründete deutsch-evangelische Kinderrettungshaus „Johannesstift" zu Metz in Vorschlag gebracht.

Die Gründung dieser Anstalt war eine Notwendigkeit, da die eingeborne katholische Bevölkerung und ihre reich dotirten Anstalten nichts übrig hatten für verwahrloste deutsche evangelische Kinder, als bittere Anklagen und kühle Abweisungen. Da erschien es als christliche Liebes- und patriotische Ehrenpflicht, rettend einzugreifen; Männer aus den verschiedenen Reichsländern traten zusammen und errichteten angesichts des Schlachtfeldes vom 14. August 1871 im Jahre 1883 das deutsch-evangelische Johannesstift, welches bisher 42 Knaben und 17 Mädchen vor dem Verderben schützen konnte. Zur Zeit sind 22 Knaben und 13 Mädchen in der Anstalt; 17 zur Aufnahme angemeldete Kinder mußten zurückgewiesen werden, weil die im vorigen Jahre aus räumlichen und gesundheitlichen Rücksichten unternommenen Um- und Neubauten die Anstalt mit großen Schulden belastet haben und die Gefahr nicht ausgeschlossen ist, daß zur Subhastation gedrängt und das Stift von der katholischen Kirche angekauft wird. Es hat zwar der evangelische Oberkirchenrat in Baden eine Sammlung in Baden zu Gunsten der gedachten Anstalt genehmigt, allein das voraussichtliche Erträgnis dieser Sammlung wird kaum ein Drittel der Schulden beseitigen. Dazu kommt, daß die so dringend nötige Einrichtung des Krankenhauses 5000 M. erfordert, an deren Beschaffenheit erst nach völliger Tilgung der Schuld gegangen werden kann.

Beiträge dafür haben die Frauenvereine an den Zentralvorstand zu senden; die Kassirerin des Gustav-Adolf-Frauenvereins zu Leipzig, Mathilde von Bihl, ersucht aber um Benachrichtigung.

An diese Angelegenheit knüpft sich übrigens die Frage, ob — bei der großen Zahl von Bittgesuchen, die ziemlich ähnliche Notstände vortragen — der Zentralvorstand nicht wohl thäte, auch sonst noch in gesteigertem Maße Wege zu finden, um auf besonders bedrohte Punkte wirksam den Finger zu legen. H

(Hessen) In dem Gustav-Adolf-Bericht aus dem Großherzogtum Hessen sagt Pfarrer Ritsert betreffs der Diasporagemeinde Bensheim: Von der größten Bedeutung ist fortwährend die höhere Mädchenschule. „Bei der Vertrauensseligkeit so mancher Protestanten und bei dem bewußten und konsequenten Auftreten der Katholiken ist die Erziehung in durchaus evangelischem Geiste ein unabweisbares Erfordernis; sie ist fast noch das Einzige, wodurch man einen größern Einfluß der römischen Propaganda zurückweisen kann." — Bei der Grundsteinlegung zum Kapellenbau in Heppenheim am 13. Oktober 1886 war auch der katholische Pfarrer in Begleitung eines Kaplans, der katholische Kreisrat sowie der fast ausschließlich katholische Schulvorstand erschienen. Das kann nur erfreulich sein. Auch in Bodenheim ist der Grundstein zum evangelischen Kirchlein gelegt. Die Diasporagemeinde Bretzenheim hat vielfach dankenswerte Hilfe erfahren; der Frauenverein in Zittau schenkte ein prächtiges Kreuz; ein herzerquickendes Geschenk waren 5 Mark, welche die Konfirmanden des Dörfleins Belmeden (Rgbz. Kassel) gesammelt hatten. Aber die Schwierigkeiten sind auch sehr groß. Es muß dort für den Gottesdienst ein Haus erbaut werden, da in dem jetzt benutzten Saal auch Tanzmusiken abgehalten werden. Dazu folgende Statistik: Einwohnerzahl im Jahre 1885: 2915, wovon römisch-katholisch 2419, evangelisch 437; gemischte Ehen 83, wovon 43 mit evangelischen Männern; aus diesen 43 Ehen 107 Kinder, wovon evangelisch nur 27, also ein Viertel. Aus Mischehen evangelischer Frauen 69 Kinder, wovon evangelisch 11, also noch nicht ein Sechstel! In Mombach hat die 485 Seelen umfassende Gemeinde, meist aus armen Fabrikarbeitern bestehend, mittels wiederholter Selbstbesteuerung in kaum $1^1/_4$ Jahr 1120 M. 75 Pf. gesammelt; die kleinen Kinder in der Sonntagsschule trugen außerdem 20 M. 69 Pf. bei und die Kirchenopfer brachten noch 71 M. 72 Pf., das macht zusammen 1213 M. 16 Pf. — gewiß das Mögliche, was eine solche Gemeinde leisten kann. Doch haben auch aus Mainz Freunde beigesteuert: insonderheit trägt der Männergesangverein des Evangelischen Vereins daselbst durch seine auswärtigen Kirchenkonzerte „zum Besten der Diasporagemeinden im Mainzer Gebiet" das Interesse für dieselben in weitere Kreise. So hat im ganzen bisher ein Baufonds von 3040 M. verzinslich angelegt werden können; denn auch hier handelt es sich um Erwerbung eines Baugrundes und Erbauung eines evangelischen Kirchleins. Herbstein hat ein Kapital von 750 M. aufnehmen müssen, um die durch Witterunbilde stark mitgenommene Giebelwand seines Kirchleins wieder herzustellen. Im ganzen ruhte auf dieser Hessischen Diaspora eine Schuld von 44860 M., wovon im Laufe letzten Jahres abgetragen wurden 9462 M. 35 Pf. H

(Bosnien und Kroatien) Ueber die Pläne zur Sammlung der zerstreuten Evangelischen in Bosnien haben wir im vor. Jahrgang S. 193 f. eingehende Mitteilung gemacht, auch auf das Büchlein: „Die Evangelisation in Bosnien, Reiseberichte von Dr. Julius Kolatschek, ev. Pfarrer" (Agram 1887, F. Suppansche Universitäts-Buchhandlung) verwiesen. Das Schriftchen kann durch die Buchhandlungen oder auch direkt vom Verfasser in Agram, auf letzterm Wege eventuell unentgeltlich, bezogen werden. Dem Gedanken, in der Kolonie Maglai am Verbas bei Banjaluka ein Kirchlein mit etwa 100 Sitzplätzen zu bauen, dessen Kosten 5000 Gulden nicht überschreiten sollen, ist man mittlerweile näher getreten: der Grundstein ist gelegt, Sakramentsgeräte von verschiedenen Seiten geschenkt worden; doch fehlen zu den Baukosten noch immer 3000 Gulden. So ergeht nochmals die Bitte um Liebesgaben für die Zerstreutesten im fernen Lande. Ebenso aber auch für die Diaspora in Kroatien. Der dortigen Gemeinde zu Agram ist das scheinbar Unmögliche gelungen: sie hat mit Erlaß der königlichen Landesregierung vom 2. November 1887 das Recht erhalten, auf eigne Kosten eine evangelische Gemeindeschule mit deutscher Unterrichtssprache errichten zu dürfen. Allerdings ist dabei auch kroatischer Unterricht obligatorisch, was wieder einen besondern Hilfslehrer erfordert. Lassen sich nun auch für den Anfang im Pfarrhause für die Schule die Räumlichkeiten herrichten, so ist doch die Gemeinde entfernt nicht imstande, alle durch die Schule entstehenden Kosten selbst zu tragen, umso weniger, als noch eine mit 6 Prozent verzinsliche und mit $2^1/_2$ Prozent zu amortisirende Bauschuld auf ihr lastet, welche Ende des Jahres 1887 immer noch 17 028 Gulden 90 Kr. betrug. Auch dieser Notlage bleibe man eingedenk. H

(Spanien) Nr. LVII der „Blätter aus Spanien" (Dez. 1887) bringt ja nicht eben viel neues von Fliedners Werke; sie erzählt von des Verfassers Reise zu den „Inseln der Glücklichen," den Kanarischen Inseln. Dagegen weckt diese Nummer ältere, gewißlich denkwürdige Erinnerungen.

Es war im konstituirenden Parlament von 1869. Da, am 5. Mai, als die große Debatte über Religionsfreiheit das Parlament wie das ganze spanische Volk in unbeschreibliche Aufregung versetzt hatte, besaß ein ultramontaner Abgeordneter die Dreistigkeit, zu behaupten, daß die römische Kirche nie und nimmer die Personen verfolgt habe, bloß die falsche Lehre. Wir kennen ja die Formel, mit welcher diese Kirche dem weltlichen Arme die Ketzer zu übergeben pflegte und sie seiner Barmherzigkeit, d. h. dem angenehmen Tode auf dem Scheiterhaufen, empfahl.

Auch die Inquisition sei nur eine staatliche Einrichtung gewesen; die Kirche habe nie irgendwen gefoltert. Darauf antwortete D. José Echegaray: „Lassen Sie uns, wenn Sie wollen, das Wort Kirche vermeiden; wir können es durch ein andres Wort ersetzen. Wagen Sie zu behaupten, daß die theokratische Gewalt niemals die Personen verfolgt habe? Nun wohl, wenn Sie leugnen, daß die theokratische Gewalt jemals die Personen verfolgt habe, so gehen Sie nur durch die breite St. Bernhardstraße, hinaus aufs Feld, und dort, ein wenig zur Rechten, dicht bei dem Denkmal von Daoiz und Velarde (den Freiheitskämpfern) werden Sie die Brandstätte des Kreuzes*) sehen!

Wißt ihr, was die Brandstätte des Kreuzes ist? Ich möchte, daß ihr hinginget, sie zu sehen; ich wünschte, daß diese Debatten auf jener schrecklichen Denkstätte stattfänden, um zu sehen, ob dann sich jemand fände, der es wagte, die Religionseinheit (das ist der schöne Name, den die römische Kirche für Unduldsamkeit und Verfolgung Andersgläubiger erfunden hat) zu verteidigen. — Die Brandstätte des Kreuzes ist ein großer Bodendurchschnitt; er ist, man könnte sagen, ein geologischer Durchschnitt. Wißt ihr, was ein geologischer Durchschnitt ist? Die Natur öffnet ein großes Buch, schlägt ihre großen Blätter auf, d. h. macht einen Schnitt in den Grund hinein, und dort sieht man dann, in geordneten Schichten, Thon, Schiefer, Sandstein und Granit; das sind die Zeilen des großen Buches, in welchem der Erdkundige anfängt zu lernen, wie sich dieser Planet gebildet hat, auf welchem wir wohnen. — Nun wohl, die Brandstätte des Kreuzes ist auch ein großes Buch, ist auch eine große, aufgeschlagene Seite, eine düstere Seite, welche nützliche, wenn auch traurige Unterweisung enthält; mit ihren wechselnden Schichten ist die Brandstätte des Kreuzes ein Durchschnitt, den ich nicht einen geologischen Durchschnitt nennen möchte, den man aber in Wahrheit einen theologischen nennen könnte.

In diesen wechselnden Streifen der Brandstätte des Kreuzes seht ihr Schichten von Kohlen mit Menschenfett getränkt, und dann Reste von verkalkten Knochen; und dann eine Schicht Sand, welchen man darüber streute, um das alles zu verhüllen; und sodann eine andre Kohlenschicht und dann eine andre von Knochen und eine andre von Sand, und so setzt sich diese schreckliche Masse fort. Es ist noch nicht lange her, und ich bürge für die Thatsache, da wühlten dort einige Buben mit einem Stocke und zogen aus diesen Aschenschichten drei Gegenstände hervor, welche große Beredsamkeit besitzen, welche drei große Reden zur Verteidigung der Religionsfreiheit sind. Sie zogen ein Stück verrostetes Eisen hervor, eine verkalkte menschliche Rippe, fast ganz erhalten, und eine Haarlocke, die an einem ihrer Enden versengt war. Diese drei Beweisstücke sind sehr beredt. Ich wünschte nur, daß die Herren, welche die Religionseinheit (das heißt Unduldsamkeit) verfechten, sie einem strengen Kreuzverhör unterwürfen. Ich wünschte nur, daß sie jene Haarlocke befragten, mit welchem kalten Schweiß sich ihre Wurzel bedeckte, als die Flamme vom Scheiterhaufen aufsprühte und wie sie sich auf dem Haupte des Schlachtopfers sträubte. Ich möchte, daß sie diese arme Rippe befragten, wie an dieselbe das Herz des armen Juden gepocht habe. Ich möchte, daß sie dieses Stück Eisen befragten, das vielleicht ein Knebel war, wieviel schmerzliche Seufzer, wieviel Angstgeschrei es erstickt hat, und wie es anfing zu rosten, als es den blutigen Atem des Schlachtopfers empfing, für welches das harte Eisen mehr Gefühl, mehr Mitleid zeigte, menschlicher war und sich mehr erweichte, als die infamen Henker jener infamen Theokratie!" —

Heute befinden sich in Spanien gegen 12 000 evangelische Glaubensgenossen, welche sich in Städten und Dörfern in größern und kleinern Kreisen um das Wort Gottes geschart haben. Es ist auch nicht Spanien allein, auf welches sich der Segen der alten Glaubenszeugen neu ergießt, evangelische Schriften und Bücher, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr mehrt, vor allem Fliedners Sonntagsschulblatt, eilen in tausenden von Exemplaren hinüber über das atlantische Meer nach Mexiko, Buenos Aires, Chile und bis hinein in die noch vor wenigen Jahren hermetisch verschlossenen Staaten Bolivia, Peru und Quito. Den evangelischen Brüdern wird durch diese litterarische Hilfe ein besondrer Dienst geleistet, weil die in jenen Ländern oder in Newyork gedruckten evangelischen Schriften ihres Ursprunges wegen von vornherein verdächtig sind und weniger Eingang finden, als die Bücher von Madrid, der alten Metropole, welche überall gern aufgenommen werden. H

*) Quemadero de la Cruz, jetzt schon im Weichbild von Madrid eingeschlossen, wo die auf der Plaza major in feierlichem Autodafé verurteilten Bekenner des Evangeliums verbrannt wurden.

Verschiedenes

(Die Schweden im dreißigjährigen Kriege) Ein schönes Zeugnis für die vielverlästerten Schweden des dreißigjährigen Krieges finden wir in der Zeitschrift von Rody: „Die katholische Bewegung in unsern Tagen." Dort wird ein Buch besprochen: „Die Kapuziner und die schwedische Generalität im dreißigjährigen Kriege von P. J. B. Baur," und der Inhalt desselben wird folgendermaßen wiedergegeben.

„Die höhere schwedische Generalität behandelte die Söhne des heiligen Franziskus und selbst die Jesuiten mit auffallender Milde. Als ob eine geheime Macht den Schweden, wie einst dem Attila, geböte, wurden jene, die nur zu ihrem Verderben gekommen zu sein schienen, vielfach Wohlthäter und Beschützer der Klöster. Gott, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche, hat offenbar die Gemüter der wilden Eroberer günstig gestimmt für die armen Ordensleute, und diese Gunst haben die Mönche nach Möglichkeit zur Linderung des allgemeinen Elends benutzt. Man gestattete auch den Klöstern die Freiheit, an Stelle der verjagten oder ermordeten Weltgeistlichen die Seelsorge auszuüben; vielfach sendeten selbst die schwedischen Generale ihre katholischen Soldaten zu den armen Mönchen in die Predigt oder zum Empfang der Sakramente und beriefen sie zu ihren Sterbenden."

Fürwahr ein schönes Zeugnis für die Schweden und für protestantische Duldsamkeit in jener schrecklichen Zeit! Wo ist ein einziger Fall, daß katholische Generale gegenüber protestantischen Geistlichen ebenso gehandelt haben! R W-M

(Erinnerungen des Grafen Dürckheim) Graf Dürckheims Erinnerungen aus alter und neuer Zeit (Stuttgart, Metzler; 2. Auflage, 1888, 2 Bände) bieten eine fesselnde und lehrreiche Unterhaltung der edelsten Art. Der Verfasser, ein Enkel jenes Dürckheim, der als der letzte im Elsaß für das alte deutsche Reich gegen die Franzosen kämpfte, hat die Anhänglichkeit an das Deutschtum auch als französischer Unterthan still, aber treu bewahrt und darum mit voller Freude im Herzen die Wiedergewinnung des Elsaß für das neue deutsche Reich begrüßt. Die Erzählungen aus seinem vielbewegten Leben zeigen ein frisches und warmes Gefühl, ein tiefes Gemüt, einen geraden Sinn, tapfern Mut und eine gut protestantische Frömmigkeit. Statt aller weitern Empfehlungen möchte ich aus dem Buche zwei Stellen mitteilen, die für unsre Tage mir besonders beachtenswert erscheinen:

„Eine etwas voreilige Verordnung des [französischen] Kultusministeriums mutete [im Jahre 1842] sogar dem Klerus beider Kulte zu, den Religionsunterricht in französischer Sprache zu erteilen; dagegen protestirten beide Kirchen, die katholische wie die protestantische, mit gleicher Energie. Der Bischof Msgr. Raes, die kantonalen Geistlichen und die protestantischen Konsistorien wiesen diese Zumutung entschieden zurück, indem sie alle erklärten, es sei nicht möglich, den Kindern in französischer Sprache einen so wichtigen Unterricht zu erteilen. Die Antwort des biedern Bischofs auf die Aufforderung des Präfekten enthielt die bedeutenden Schlußworte: Schließlich erkläre ich, daß es meinem Gewissen widerstrebt, die ersten Begriffe der Religion und der Moral den Kindern in einer andern als in ihrer Muttersprache beibringen zu wollen. — In demselben Sinne schrieben mir auch die Geistlichen, an welche ich das ministerielle Zirkular zu meinem größten Bedauern schicken mußte. Sehr pikant ist es aber, daß heute dieselben Herren im Reichstage in Berlin, wie im Landesausschuß in Straßburg allgemein die deutsche Verwaltung beschuldigen, den Elsässer Kindern die französische Muttersprache rauben zu wollen. Jetzt ist also plötzlich auf Kommando des Chauvinismus die Muttersprache umgesprungen, aus der deutschen die französische geworden! O schweigt alle, ihr Arrangeurs der elsässischen Sache! Unsre Kinder sind deutsche Kinder, die ihr Vaterunser stets unbeirrt in deutscher Sprache gebetet haben und es so fortbeten werden, so lange der Rhein thalabwärts fließt. Windthorst und die ganze klerikale Partei schämten sich nicht, die hervorgehobene Unwahrheit zu befürworten, und die Deutschen ließen sich das im Reichstage großmütig gefallen. Keine Stimme erhob sich, um die Lächerlichkeit solcher Behauptungen hervorzuheben." (I, 251 f.)

„An einem Sonntag Morgen [während der Pariser Ausstellung 1867] ging ich in die protestantische Kirche, um dem Gottesdienste anzuwohnen. Es war nichts von außerordentlichen Vorbereitungen zu sehen; die Kirche füllte sich wie gewöhnlich mit dem protestantischen Publikum an, als plötzlich Kaiser Wilhelm, damals König von Preußen, mit dem Kronprinzen, dem Grafen Moltke und einem kleinen Gefolge von Offizieren in die Kirche trat, geführt von den Geistlichen und einigen Herren des Konsistoriums von Paris. Die stattlichen hohen Gestalten, die glänzenden Uniformen erregten Aufsehen, während die einfache, würdige Haltung der hohen Glaubensgenossen Ehrfurcht und Bewunderung gebot. Dem Könige wurde vor Schluß des Gottesdienstes von einem Adjutanten Napoleons gemeldet, der Kaiser sei bereit, zur Parade abzufahren; König Wilhelm dankte mit einer leichten Kopfbewegung, blieb jedoch in der Kirche, bis der Geistliche die Gemeine mit dem Segen entlassen hatte. — Durch eine eigentümliche Schickung des Zufalls war ich an diesem Morgen keine fünf Schritte von dem Monarchen entfernt, der vier Jahre später mein erlauchter Landesherr werden sollte; ich hörte seine kräftige Stimme bei dem Absingen des Gesangbuchliedes und war tief von dem Gedanken durchdrungen, daß es einem Volke wohl thun müsse, denselben Glauben mit seinem braven, legitimen Herrscher zu teilen; doch war ich weit entfernt, zu ahnen, daß mir selbst einst diese Wohlthat durch eben den Monarchen, den ich vor mir hatte, zu teil werden würde." (II, 214 f.)

Quittung

Für die evangelische Gemeinde zu Rottalowitz (vgl. Nr. 18, S. 171 f.): 24 M. von F L, Harburg a. E., 10 M. von F L, Halle a. S.; Summa (vgl. Nr. 20, S. 192) 34,75 M. Herzlichen Dank.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 24 **Leipzig, den 10. Juni** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Stephanus — Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten: Einleitung — Die Bedeutung der Entwicklungslehre — Eine akademische Berufung — Vom Vatikan: Die Ausstellung — Vom Evangelischen Bunde: Kaiser Friedrich; Ausbildung und Aussendung von Gemeindepflegerinnen — Innere Mission und Verwandtes: Berlinerinnen — Verschiedenes: Professor J. Jacobi † — Quittung — Anzeige

Stephanus

Apostelgeschichte 6, 8 — 8, 2

Schon wieder bestatten sie ein Glied der ältesten Christengemeinde. Fremde sind es, die den Stephanus begraben, gottesfürchtige Männer aus den Juden halten ihm die Totenklage; die Christen hat sein Tod zerstreut. Des ersten Märtyrers Blut entfesselt die nur mühsam zurückgehaltene Leidenschaft der Feinde Jesu: der erste soll nicht der einzige bleiben.

Woher diese Wut, die zuerst dem Stephanus gegenüber eine so grauenhafte Gestalt annahm? Sie bissen die Zähne zusammen über ihn, stürmten auf ihn ein, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn? — Sein Wort hat sie getroffen in das Innerste ihres Lebens; es giebt für sie keine andre Rettung, als den überlegenen Gegner durch Mord zu beseitigen. Seltsame Wandlung! Zuerst fragt man in der Gemeinde ängstlich: Wer wird unsrer Predigt von Jesu als dem Christ glauben? Selbst erst vor kurzem den Banden des Zweifels entgangen, ist die Jüngerschar unsicher, wie sie den Zweifel der Feinde Jesu brechen möchte. Dann wird ihr Zungenreden und hernach ihr Mut den Anklagen des Hohenrates gegenüber ein Thatzeugnis für die Messianität Jesu, und jetzt ist gar die verstandesmäßige Erwägung des Jüngers des Gekreuzigten zur Kraft eines Beweises für das Königtum Jesu Christi ausgewachsen, dem selbst Schriftgelehrte und Gesetzeskundige nicht auszuweichen vermögen: „Es standen etliche auf und befragten sich mit Stephano. Und sie vermochten nicht zu widerstehen der Weisheit und dem Geiste, aus welchem er redete." Deutlicher als irgendwo können wir bei Stephanus erkennen, daß der christlichen Erkenntnis Quelle der Glaube ist.

Jesu Person hat ihn überwältigt; sein Wort, sein Geist, sein Leben zeugt, daß er kein von Gott Verworfener, sondern der geliebte Gottesknecht, der Messias war. So kann es nicht wahr sein, wenn seine Gegner sagen, Jesu Verhalten sei der deutlichste Beweis dafür, daß er nicht der verheißene Messias sei; denn dieser werde von seinem Volke mit Jubel empfangen, nicht aber verworfen werden, und werde die heiligen Sitten und Ordnungen Israels, Gesetz und Gottesdienst, zum Recht für alle Völker machen, nicht aber dieselben verwerfen. Stephanus erwägt: Die Verwerfung Jesu durch sein Volk hat alle seine Jünger eine Zeit lang irre gemacht, und seine freie Stellung dem Sabbath, den Opfern, den Reinigkeitsgeboten, dem Tempel gegenüber ist manchem seiner Anhänger anstößig geworden. Sollte er wirklich deshalb nicht der verheißene Messias sein können, oder — liegt darin vielleicht gerade das Geheimnis seiner unsichtbaren Herrlichkeit verborgen? Und nun sinnt er nach und sucht nach einer runden Antwort auf die Frage: Weshalb verwarf Israel Jesum, und weshalb stellte sich Jesus dem gebuchten Rechte Israels gegenüber auf freien Standpunkt? Immer deutlicher wird es ihm, daß ja das Gute auf dieser sündigen Welt bekämpft werden müsse; daß es ein Zeichen der Messianität Jesu sei, wenn er gekommen war, auf Erden nicht den Frieden zu bringen, sondern das Schwert; daß die Freiheit des Menschensohnes eine Freiheit aus Gott war. — —

Wohlan denn, ihr Feinde Jesu, kommt heran; der Jünger ist wohl gerüstet zum Kampfe für seinen Meister. Und sie kommen heran, die Jünger Mosis, die Hüter des Gesetzes und des Gottesdienstes; selbstgewiß verkünden sie: Jesus kann nicht der Messias sein, denn der Mose, für dessen Werk wir streiten, hat vorhergesagt: „Einen Propheten wird euch der Herr euer Gott erwecken aus euern Brüdern, gleichwie mich." Wie reimt sich Jesus mit Mose? — Dem Stephanus ist gewiß, daß beide von Gott gesandt sind; so muß die Aehnlichkeit Mosis mit Jesus sich vor allem in den Stücken zeigen, welche den Mosesjüngern an Jesus anstößig waren. Und es steigt vor ihm auf des Mose gewaltige Gestalt, nicht heitern Blickes, wie es einem Volksliebling ziemt, noch mit hartem und verbissenem Angesicht, wie es den Buchstabenleuten und Gesetzesmenschen eigen ist. Auf Mosis klarer Stirn ruht noch der Abglanz der Gottesnähe; Mund und Augen künden ein eigenartig tiefes Weh. Schaut ihn an, ihr Feinde Jesu, ihn, den ihr euern Meister nennt: ja er ist, wie ers selbst gesagt, das Vorbild des Messias; er, den sein Volk auch verwarf (7, 23—37), dessen lebendige, aus Gott stammende Gesetzesworte Israel mit einem sinnlichen Gottesdienste, dessen Stiftshütte es mit dem an einen Ort gebannten Tempel vertauschte (7, 38—48)! Sein Bild taucht wieder auf in den Gestalten der Propheten, welche nach Wort und Geschick auf Jesum weissagten (7, 49—53).

Großartiges Zeugnis für Jesus, aus den Tiefen des Glaubens geboren, mit den Thatsachen der Geschichte bekräftigt, wert, mit Märtyrerblut besiegelt zu werden! Dieser Kämpfer hat gesiegt, ob er auch gefallen ist, und hat empfangen, worauf sein Name hinweist, den stephanus, d. i. den Kranz der Gerechtigkeit, welchen der Herr, der gerechte Richter, allen geben wird, die seine Erscheinung lieb haben. Sp

Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten

Uebersicht: Einleitung. 1. Die Bedeutung der Entwicklungslehre. 2. Kurzer Inbegriff der Entwicklungslehre. 3. Begründung der Entwicklungslehre. 4. Die Lehre von Gott. 5. Die Lehre vom Menschen. 6. Die Lehre vom Bösen. 7. Die Lehre vom Gewissen. 8. Gott als Naturgesetz und als Liebe. 9. Das Gebet. 10. Die Erlösung und Versöhnung. 11. Die Unsterblichkeit. 12. Die Normen der Entwicklungslehre und ihrer vollkommenen Religion.

Die sogenannte „Entwicklungslehre" des großen Naturforschers Darwin hat in den letzten Jahrzehnten in den Kreisen

unsrer Gelehrten und unsrer Gebildeten zahlreiche Freunde und Anhänger gewonnen. Auch als Christ braucht man nicht grundsätzlicher Gegner dieser Theorie zu sein, so lange sie sich in den durch das naturwissenschaftliche Erkennen gesteckten Grenzen hält. Denn die Frömmigkeit hat keinen Grund, das Wissen zu fürchten und gesicherte wissenschaftliche Ergebnisse zu verleugnen. Anderseits ist es aber bekannt, daß dasjenige, was weitaus die meisten unter den Gebildeten für die Lehre Darwins einnimmt, nicht die einfachen naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Kombinationen sind, sondern die weitgehenden Hypothesen, die naturphilosophischen und religionsphilosophischen Folgerungen, die man aus jener Theorie glaubt ableiten zu können. Die Darwinsche Theorie wird zum Mittel, um unter dem Vorwande wissenschaftlicher Wahrheitserkenntnis dem kirchlichen und christlichen Glauben den Rücken zu kehren. Nicht als ob man völlig irreligiös wäre oder sein wollte; der konsequenten Materialisten giebt es verhältnismäßig wenige. Aber man stellt sich nun mit Hilfe der großartigen Entdeckungen und Ideen, welche die moderne Naturwissenschaft in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt hat, eine geläuterte Religion für wissenschaftlich Gebildete zusammen, welche wesentliche Stücke des Christentums in sich aufnimmt, andre energisch zurückweist, wieder andre umdeutet oder zur Hälfte anerkennt. Vor solchen Systemen des „Denkglaubens“ beugen sich bewußt oder unbewußt unendlich viele, die christlich erzogen und dem Namen nach Glieder der christlichen Kirche sind, und die öffentliche Meinung und Presse ist diesen wissenschaftlich-religiösen Errungenschaften der Neuzeit zumeist sehr gewogen. Und doch, sieht man näher zu, so sind diese modernen, selbstgemachten Religionsgebäude in der Regel ebenso wissenschaftlich haltlos und unklar, wie religiös unkräftig.

Ein charakteristisches Beispiel für die geschilderten Thatsachen ist ein kürzlich erschienenes Buch von M. J. Savage: „Die Religion im Lichte der Darwinschen Lehre.“ *) Daß diese Schrift wie alles, was neu und fremdartig ist und im Namen der Wissenschaft auftritt, von manchen öffentlichen Blättern freudig begrüßt und empfohlen werden würde, war vorauszusehen. Aber unser Bedauern müssen wir darüber aussprechen, daß ein protestantischer Geistlicher ein Buch, welches wie dieses geeignet ist, Verwirrung unter unsern religiös interessirten Gebildeten anzurichten, und dabei doch weit hinter manchen deutschen Arbeiten über den gleichen Gegenstand zurücksteht, nicht bloß der Uebersetzung für würdig befunden, sondern auch mit einem rühmenden Vorworte dem deutschen Publikum vorgelegt hat, ohne auch nur mit einem Worte auf die zahlreichen offenbaren Schwächen, Fehler und Irrtümer des Buches hinzuweisen. Unsre weitern Darlegungen werden diesen Tadel zur Genüge begründen.

An dem Buche selbst wollen wir zunächst anerkennen, was anzuerkennen ist: den frischen, überzeugungsfrohen Ton, eine gewisse religiöse Wärme, die Offenheit und das Streben nach Wahrheit und Unparteilichkeit, dazu ein großes, reiches Wissen auf allen möglichen Gebieten, vielleicht die Beherrschung der naturwissenschaftlichen Fächer, ferner manche treffende einzelne Winke und Wahrheiten, oft ein gesundes, natürliches Gefühl und eine lebhafte Phantasie. Trotzdem ist die Schrift als wissenschaftliche Leistung völlig wertlos. Der Verfasser tritt sehr selbstbewußt als Anwalt der Wissenschaft auf. Allein man kann an ihm sehen, wie dilettantenhafte Vielwisserei auf allen möglichen Gebieten, eine kühne Einbildungskraft und ein guter Wille noch nicht genügen, um der Wissenschaft wirklich einen Dienst zu leisten. Das Buch wimmelt von Ungenauigkeiten und Unklarheiten, Uebertreibungen und Unrichtigkeiten, von Trugschlüssen, innern Widersprüchen und unlogischen Folgerungen. Um nur einige solcher übertreibenden und schiefen Behauptungen anzuführen, so lesen wir, daß „Boston ein Produkt des Sonnenscheins ist von dem Granit an, mit welchem seine Straßen gepflastert sind, bis zu dem Geiste, der in seiner Ratsversammlung herrscht,“ daß „in Sparta das Gewissen den Leuten geboten habe zu stehlen,“ daß kein andrer Grund vorliege, weshalb alle Bücher der Bibel in einem Bande vereinigt sind, als der Wille des Buchbinders oder die einfache Bequemlichkeit u. s. w. Ebenso unrichtig ist, daß der israelitische Gottesbegriff nicht höher gewesen sei als der griechische Begriff von Jupiter, daß die morgenländische Beurteilung der menschlichen Natur stets zur Selbstverachtung gedrängt habe, daß in dem mosaischen Schöpfungsberichte durchaus keine Verschiedenheit der menschlichen Seele von der Tierseele angedeutet sei. Zur Vervollständigung der Entwicklungslehre erdacht ist die Idee, daß „die Spiele der Kinder in der Kinderstube, auf der Straße und auf dem Schulspielplatze mimische Nachahmungen alter religiöser Gebräuche seien und ihre bedeutungslosen Reime und Weisen die Ueberbleibsel von Staatszeremonien der alten Welt“! Und komisch wirkt der Vorwurf, welcher den Reformatoren gemacht wird:

> Sehr sonderbar erscheint es uns, die wir daran gewöhnt sind, die Natur selbst zu fragen, wenn wir eine Antwort bekommen wollen, daß es diesen Männern [den Reformatoren] nie eingefallen zu sein scheint, durch Reisen zu erforschen, ob die Erde rund sei, oder durch Ausmessen eines Breitengrades zu sehen, ob die Oberfläche gekrümmt sei [!].

Doch lassen wir diese Einzelheiten! Wichtiger ist der allgemeine Charakter des Buches. Tief durchdrungen von den bisherigen Errungenschaften der Naturwissenschaft und überzeugt von ihren immer größern, zukünftigen Erfolgen, tritt der Verfasser in schwungvollem Tone als der Prophet der neuen, naturwissenschaftlich gereinigten Zukunftsreligion auf. In dieser Begeisterung merkt er nicht, daß die meisten seiner Erkenntnisse gar nicht den Ruhm der Neuheit verdienen, sondern mit Geschick und Energie von philosophischen Schulen und religiösen Gemeinschaften schon vor Jahrhunderten vertreten sind. Und indem er zugleich mit sachlichen Gründen, trivialen Gemeinplätzen und rhetorischen Phrasen seine Sache verficht, rechnet er es der Menschheit als sittliche Schwäche an, daß sie nicht unbedingt dem Evangelium der Entwicklungslehre zugefallen ist. Wir geben ihm zu, daß es eine sittliche Schwäche ist, an einer als unwahr erkannten Ansicht festzuhalten. Aber wir nennen auch den sittlich schwach, welcher der bloßen Versicherung neuer Wahrheitserkenntnis folgt und nicht gründlich prüft, ob das, was mit Siegesgewißheit ausgesprochen wird, auch wirklich sicher und haltbar ist. Und ist man oft auf religiösem Gebiete gegen neue Gedanken mit Unrecht ablehnend, aus Furcht, daß das persönliche Heil dadurch unsicher werden könne, so ist man anderseits auf dem Gebiete der Wissenschaft nur zu schnell in neue Gedanken bis zur hochmütigen Verblendung und Eifersucht verliebt.

In der That können wir den Ausführungen des Verfassers den Vorwurf großer Willkür, Einseitigkeit und Oberflächlichkeit nicht ersparen. Ganz außerordentlich billig sind seine Angriffe gegen die überlieferten Anschauungen, zumal sie sich meist nur gegen die schroffsten Ausprägungen der Tradition oder gegen populäre Mißverständnisse richten; ebenso billig das wissenschaftliche Verdienst, alles mit einer Zauberformel — hier mit dem Worte „Entwicklung“ — erklären zu wollen. Sehr bezeichnend ist es, daß der Verfasser, so oft er von „Wissenschaft“ redet, eigentlich nur die Naturwissenschaft meint. Zudem geht ihm bei allen geschichtlichen Einzelkenntnissen doch der wirklich geschichtliche Sinn ab. Oder ist das Gerechtigkeit und geschichtliches Verständnis, wenn man bei einem geschichtlichen Rückblick auf die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Religion als Vertreter der Wissenschaft nur diejenigen gelten läßt, deren Forschungsergebnisse bisher nicht wieder umgestoßen sind, während man als Vertreter der Religion diejenigen aufzählt, die man wegen ihres Widerspruches gegen irgend eine siegreiche wissenschaftliche Theorie als reaktionäre und befangene Dummköpfe glaubt brandmarken zu können? Oder hat nicht auch die „reine Wissenschaft“ zu allen Zeiten Irrtümer und verkehrte Theorien aufgebracht und hartnäckig verteidigt? Ist nicht auch die Alchymie und Astrologie „Wissenschaft“ gewesen? Und haben nicht anderseits Vertreter der Religion der Wissenschaft die größten Dienste geleistet? Verdankt nicht die moderne Wissenschaft ihr ganzes Dasein, ihr Recht und ihre hohe Stellung im letzten Grunde nur der religiösen That der Reformation? Aber freilich, jene Irrtümer der vielgepriesenen Wissenschaft werden

*) In deutscher Uebersetzung mit Genehmigung des Verfassers herausgegeben von Dr. R. Schramm, Domprediger in Bremen. Leipzig, Otto Wigand; 190 S.; 3 Mk.

vergessen, und den religiösen Faktoren und Mächten wird nur ihr Widerspruch gegen einzelne Lehren der Wissenschaft, aber nicht ihr grundlegendes Verdienst um alle wissenschaftliche Arbeit aufs Kerbholz geschrieben!

Mit Savage sind wir der Ueberzeugung, daß zwischen Wissenschaft und Religion kein Widerstreit sein kann oder doch sein sollte, weil sie eben ganz verschiedenartige Größen sind. Aber gerade deshalb verwahren wir uns — im Unterschiede von Savage — dagegen, daß man Religion und Wissenschaft mit einem Maße messe, durcheinandermenge oder zu einem Zwitterwesen zusammenkopple, noch mehr aber dagegen, daß man die Religion zu einer Reihe allgemeiner, wissenschaftlich gewonnener „Wahrheiten" verflüchtige, in der Meinung, sie so aufs sicherste zu gründen. Die Religion ist so sehr Sache der ganzen Persönlichkeit, daß ihre eigentlichen Fundamente nur im Herzen, nicht aber in dem Verstande liegen können.

Wir dürften damit von Savage Abschied nehmen. Aber weil wir wissen, daß sein Buch eine äußerst charakteristische Zusammenfassung darbietet von dem, was Tausende unsrer Gebildeten auch als ihre eigne Religion anerkennen würden, wollen wir uns etwas eingehender mit ihm beschäftigen. Wir haben aus dem Buche von Savage — hoffentlich mit Sicherheit und Gerechtigkeit — einen kleinen Katechismus möglichst mit den eignen Worten des Verfassers zusammengestellt: einige Hauptstücke aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten. Die ganz offenbaren Unrichtigkeiten und die zweifelhaften Behauptungen werden wir gleich im Texte durch Fragezeichen und Ausrufungszeichen bemerklich machen. Sodann aber werden wir bei jedem einzelnen Hauptstücke in kurzen Worten unsern Widerspruch und unsre Bedenken hinzufügen und so zugleich den wissenschaftlichen Wert dieser Zukunftsreligion und ihr Verhältnis zur christlichen Religion kennzeichnen.

1. Die Bedeutung der Entwicklungslehre (nach Savage)

Jede Theorie von der Weltentstehung ist eine eminent praktische Frage. Denn es giebt nicht eine einzige persönliche, soziale, politische oder religiöse Tagesfrage, welche nicht zurückgreift und im fernsten Altertume des Menschengeschlechts wurzelt. Jede wahre Reform muß also auch den Lauf der Zeiten berücksichtigen und muß die ewigen Bewegungen des Weltalls sich zur Richtschnur dienen lassen. Darum war auch bei allen Völkern, welche zivilisirt genug waren, um eine durchdachte und organisirte Religion und damit eine Theorie vom Ursprunge des Weltalls zu haben, ihr ganzes praktisches Leben das einfache Ergebnis ihrer Theorie vom Ursprunge der Dinge [?]. Auch die herrschenden Lehren über den Staat, den sozialen Fortschritt, die Stellung der Frauen, die Rechte der Kinder u. s. w. sind der unmittelbare [?] Ausfluß der mosaischen Schöpfungslehre.

Daraus ergiebt sich die umfassende und reformatorische Bedeutung der modernen Entwicklungslehre von selbst. Es giebt keine einzige Frage unsrer Zeit, welche in Bezug auf gegenwärtige, praktische, dringende Wichtigkeit sich der einen auch nur nähert [?], welche Spencer und Darwin und Häckel aufgeworfen haben. Die Entwicklungslehre erklärt alle [?] natürlichen Erscheinungen und Erzeugnisse und alle sozialen, politischen und religiösen Bewegungen und Veränderungen, steigende und fallende. Und wenn sie erst allgemein verstanden und angenommen sein wird, wird sie alle Kräfte und Bewegungen der modernen Welt lenken [!]. Aber der Radikalismus der Entwicklungslehre wird sich auch als der erhabenste Konservatismus, nicht allein in sozialer und politischer, sondern auch in religiöser Beziehung ausweisen. Sie wird sich als der am meisten theistische Theismus herausstellen [?]. Sie wird uns den erhabensten Begriff von Gott geben, den die Welt je gekannt hat. Sie ist unvereinbar mit Orthodoxie, aber nicht mit Religion.

Da die Entwicklungslehre wahr ist, so ist auch das Christentum, eines ihrer Produkte, wahr [!]. Ja, es ist sogar die höchste Stufe der religiösen Entwicklung. Freilich nur das Christentum im Sinne Jesu, d. h. der Entwicklungslehre [!], nicht im Sinne der Apostel, Kirchenväter, Theologen und der bestehenden Kirchen. Jesus lieh dem rein geistigen Monotheismus den reinsten Ausdruck der alten Zeit: „Gott ist ein Geist." Die moderne Wissenschaft, welche in der Entwicklungstheorie gipfelt, rundet diese Vorstellung ab und vervollständigt sie, indem sie lehrt, daß Gott der Geist und das Leben ist, welches allen Dingen zu Grunde liegt und sie formt. Die Entwicklungslehre geht auf das reine Wort Jesu zurück und erfüllt es kräftig mit der ganzen Erkenntnis und Macht der modernen Wissenschaft [!]. Nun ist Gott nicht mehr ein besondres Wesen außer der Welt, das man durch besondre, ihm gewidmete Handlungen besänftigen oder erzürnen kann, während das Leben in der Welt von ihm abgetrennt erscheint, sondern er ist hier in uns und rings um uns. Er lebt in Sonne, Luft, Wasser und Erde, in jedem Schlage des Herzens, in jedem Pulse des Gehirns, in jeder Faser, Muskel und in jedem Nerven des Körpers, in den Wahrheiten der Religion und in denen der Wissenschaft. Die Pflichten gegen Gott verschmelzen völlig in eins mit den Pflichten gegen die Menschheit. Rechtschaffenheit vor Gott ist genau dasselbe wie Rechtschaffenheit vor den Menschen, und Gott wohlgefallen heißt nichts andres, als allen seinen Gesetzen gehorchen [!]. Vollkommenes Heil ist vollkommene Kenntnis und Befolgung dieser Gesetze, und ein Mensch, der beides hätte, würde notwendig zugleich vollkommen sittlich und vollkommen religiös sein.

Die Bedeutung der Entwicklungslehre wird hier ganz außerordentlich überschätzt. Man mag zugeben, daß für ein wissenschaftliches, philosophisches System die Frage nach der Entstehung der Welt grundlegend und entscheidend sein kann, daß schließlich auch jede einzelne praktische Frage der Gegenwart durch Millionen Vermittelungen irgendwie mit den Uranfängen der Welt zusammenhängt. Aber glücklicherweise ist die Einrichtung unsers Lebens und unsre ganze praktische Wirksamkeit in der Gegenwart im allgemeinen von einer Theorie über die Weltentstehung so gut wie unabhängig.

Die Frage, ob die Welt entstanden, beziehungsweise geschaffen ist, oder ob sie ewig aus sich selbst und in sich selbst besteht, ist allerdings religiös von der größten Bedeutung für den Wert, den ich der Welt, mir selbst und Gott beilege. Diese Frage zu beantworten, ist aber die Naturwissenschaft überhaupt und für immer unfähig: es fehlen ihr dazu alle Mittel. Die Frage, wie die Welt entstanden ist, wie Gott sie gemacht hat, bleibt wissenschaftlich unlösbar und religiös nebensächlich. Die Frage aber, welche Gestalten und Phasen die entstandene oder geschaffene Welt vor Entstehung des Erdballes und vor der Schöpfung des Menschen durchgemacht hat, ist eine interessante, vielleicht nie sicher und völlig zu beantwortende Frage; sie ist aber jedenfalls eine rein wissenschaftliche, keine religiöse Frage. Ohne damit die Fülle sonstiger religiöser Gedanken in dem Mosaischen Schöpfungsberichte leugnen zu wollen, kann man seinen eigentlichen Kern dahin bestimmen, daß die ganze vorhandene Welt durch den allgütigen, allweisen, allmächtigen Gott für den Menschen und sein Heil gemacht ist. Denn als naturwissenschaftliche Erklärung oder Theorie will 1. Mos. 1 nicht aufgefaßt und verwendet sein.

Ist damit der praktische Wert auch der Entwicklungstheorie von vornherein sehr herabgemindert, so muß weiter auch das, was über ihre gegenwärtige Leistungsfähigkeit und über ihre Zukunft gesagt ist, als Uebertreibung gekennzeichnet werden. Es giebt noch manches, was auch diese Theorie nicht erklärt hat, und ebensowenig wie gegenwärtig die Mosaische Schöpfungslehre die bewußte und entscheidende Triebfeder unsrer Handlungen und der Weltgeschichte ist, ebensowenig wird es in Zukunft die Darwinsche Lehre sein.

Endlich müssen wir uns dagegen verwahren, daß das Christentum ein Produkt und Jesus der Prophet der Entwicklungstheorie sei. Jesus kennt nicht bloß einen immanenten Gott, sondern er ist der Sohn des über die Welt erhabenen, himmlischen Vaters, der nicht bloß in den Gesetzen und in dem Leben des Weltalls lebt. Gerechtigkeit vor Gott ist etwas andres als Gerechtigkeit vor den Menschen, und das Christentum begründet seine Wirklichkeit und Wahrheit auf die geschichtliche Person Jesu Christi, nicht auf irgend eine „Theorie." W B

Eine akademische Berufung

Diese Ueberschrift ist nachgerade in gewissen Blättern zur stehenden Rubrik geworden, namentlich im „Evangelisch-Kirchlichen Anzeiger von Berlin." Auch politische Zeitungen beschäftigen sich mit dem „Fall Harnack," und es hat unter bewandten Umständen für uns keinen Sinn mehr, Zurückhaltung zu beweisen. Bisher haben wir geschwiegen, weil wir einmal die Sache als eine innere Universitätsangelegenheit betrachteten, in die sich zu mischen der Takt verbiete (vgl. Nr. 9, S. 80), und zum andern eine grundsätzliche Abneigung gegen kirchenpolitische Auseinandersetzungen haben. Hierzu kam, daß wir uns nicht einbildeten, auf den Gang der Dinge einen Einfluß üben zu können, und daß wir auch den Schein dieser Einbildung vermeiden wollten. Aber inzwischen dürfte die letzte Entscheidung gefallen sein. Und das Gebaren derjenigen Blätter, die im

Namen des Glaubens zur Sache das Wort führen, fordert dazu heraus, eben im Interesse des Glaubens ernsten Widerspruch zu erheben.

Die fragliche akademische Berufung hat ihre prinzipielle und ihre persönliche Seite. Prinzipiell handelt es sich darum, wer bei Berufung eines theologischen Professors im Rate des Kultusministers die entscheidende Stimme haben soll: die Fakultät oder das Kirchenregiment.

Vom Universitätsstandpunkte aus ist die Antwort sehr einfach. Unsre Universitäten sind Staatsanstalten mit bedeutenden Korporationsvorrechten, die theologischen Fakultäten vollberechtigte und gleich verpflichtete Glieder derselben. Ihr Lebensgrundsatz ist ausgesprochen in dem berühmten Artikel 20 der preußischen Verfassungsurkunde von 1850: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei." Die Universität kann sich streng genommen gar nicht gefallen lassen, daß eine ihrer Fakultäten, bez. einer ihrer Lehrer, von irgend welcher außenstehenden Macht in seiner Lehrfreiheit beschränkt werde. Und wenn die Universitäten an ihren theologischen Gliedern das ertragen, so läuft da eine gewisse vulgäre Mißachtung der theologischen Fakultäten mit unter: man nimmt mit Schadenfreude daraus die Bestätigung, daß die Theologie eben doch keine Wissenschaft sei, und wartet, bis diese überreif gewordene Frucht sich selber durch ihre Schwerkraft vom alten Stamme löst, um frischeren Trieben Platz zu machen. Wo Universitätskreise eine bessere Schätzung der Theologie und theologischen Fakultäten besitzen, werden sie die Maßregelung eines Theologieprofessors um seiner Lehre willen immer als einen Schlag ins Gesicht empfinden.

Aber da mögen die Professoren selbst zusehen. Ich schreibe hier als Pfarrer, als Mann der Praxis, als Diener meiner Kirche. Und vom kirchlichen Standpunkte aus liegen die Dinge nicht so einfach. Die theologischen Fakultäten sollen für bestimmte rechtlich organisirte Kirchengemeinschaften Pastoren bilden. Was liegt näher, als daß bei Berufung eines Professors die Behörde der betreffenden Kirchen gehört wird? Aber hier ist es nun doch ganz falsch und die Wurzel groben Irrtums, wenn man sagt: jetzt, wo das Kirchenregiment gesprochen, hat die Kirche gesprochen! Die Fakultäten sind in ihrer Weise der Berufungsfrage gegenüber mindestens ebenbürtige Vertretungen der Kirche. Luther hat niemals einem Kirchenregimente angehört, sondern hat sein Recht, in kirchlichen Dingen mitzureden, darauf gegründet, daß er ein Doktor der Theologie war. Von den theologischen Fakultäten gehen bis heute die größten und segensreichsten Wirkungen auf die Kirche aus; ihre Bedeutung für den Protestantismus ist eine so große, daß an ihre einfache Unterordnung unter die landeskirchlichen Oberbehörden ganz und gar — auch angesichts der kirchlichen Lage — nicht zu denken ist.

Gleichwohl verlangen gewisse Parteien innerhalb der evangelischen Kirche, daß dem Kirchenregimente bei Berufung von Theologieprofessoren ein Veto zustehen soll, mit andern Worten, daß es in jedem besondern Falle die entscheidende Stimme haben soll. Für die katholisch-theologischen Fakultäten ist dies der katholischen Kirche vom Staate zugestanden; evangelische Kirchenbehörden besitzen dieses Recht bisher noch nirgends. Es fehlte in früherer Zeit bei der engen Verquickung der evangelischen Kirchen mit dem Staate jede Veranlassung zu einer solchen Einrichtung. Ich verzichte darauf, an dem Beispiele der katholischen Fakultäten die Wirkungen des bestehenden Zustandes aufzuzeigen; nur an die bedauernswerte Rolle möchte ich erinnern, welche am Ende der dreißiger Jahre die Hermesianer an der katholischen Fakultät zu Bonn spielten. Lediglich prinzipiell ist gegen die Forderung eines kirchenbehördlichen Vetos vor allem dies zu sagen, daß ein Kirchenregiment gar nicht in der Lage ist, ein Recht wie das gewünschte mit gutem Gewissen auszuüben. Es wird sehr wohl ein Urteil darüber haben, bez. sich verschaffen können, wie ein Professor, wenn er bisher schon Universitätslehrer war, praktisch wirkt, ob seine Schüler von ihm zu kirchlichem Wirken begeistert oder dazu untüchtig gemacht werden. Seine Stimme wird eine heilsame Ergänzung sein, wenn rein gelehrte Gesichtspunkte bei einer Fakultät durchschlagen und das Lehrgeschick des zu Berufenden unberücksichtigt bleiben sollte u. dgl., was freilich nicht eben sehr zu befürchten, da es im Interesse jeder Fakultät liegt, praktisch wirksame Dozenten zu berufen. Aber wie steht es mit der Kompetenz des Kirchenregiments, wenn es gilt, die Theologie des Vorgeschlagenen zu prüfen? Jedes Kirchenregiment setzt sich aus Juristen und Theologen zusammen. Jene können ein selbständiges Urteil über den Theologen nicht haben, und diese sind, mit Verwaltungsgeschäften überladen, selten in der Wissenschaft noch so zu Hause, daß es ihnen leicht werden könnte, sich ein billiges und sachentsprechendes Urteil zu bilden. Zumal wenn es sich darum handelt, schnell ein Votum abzugeben. Da ist wohl schon manchmal nach unaufgeschnittenen Büchern, angestrichenen Seiten, Verzeichnissen anstößiger Stellen, welche allerhand berufene oder unberufene Handlanger herzubrachten, das Urteil gefällt worden. Gerade diejenigen Räte in den Kirchenbehörden, welche selbst tüchtige Theologen sind, werden schwer an der Verpflichtung tragen, dem mitten in der Arbeit stehenden akademischen Lehrer, Forscher und Gelehrten eine kirchliche Zensur anheften zu müssen. Freilich, es giebt Leute, die stellen sich das ungeheuer leicht vor: man braucht den Mann ja nur nach seinem Bekenntnis zu fragen. Ja wenn das Bekenntnis nicht genügt, daß derselbe einer bestimmten Kirchengemeinschaft bereits angehört und für sie wirkt, oder willens ist, in eine bestimmte Gemeinschaft als mitthätiges und verantwortliches Glied einzutreten, welche Formeln sollen die Kraft haben, seinen Glauben als echt zu beweisen? Meint man wirklich heutzutage noch irgendwo, auf diesem Wege der theologischen Wissenschaft beikommen und den „gläubigen" Professor vom „ungläubigen" scheiden zu können? Es ist doch der Fall möglich, daß gerade ein sehr starker und freudiger Glaube die Bemühungen vereitelt, ihn an solchen von Menschen zurechtgeschnitzten Maßstäben zu messen.

Kurzum, die praktische Wirksamkeit, die ein Dozent entfaltet, bildet den gegebenen Bereich für das Gutachten einer Kirchenbehörde; seine Wissenschaft zu beurteilen, ist sie nur in zweiter Linie berufen. Umgekehrt stehen die Dinge für die Fakultät. Seinen Glauben im wahren und einzigen Sinne zu begutachten, wird keine von beiden Instanzen imstande sein. Hier ist niemand kompetent, als der allwissende Gott, und auf Erden ist die höchste Instanz dafür allein das Gewissen desjenigen, dem ein Amt übertragen wird: er muß sich vor Gott und Menschen darüber klar werden, ob er es annehmen darf oder nicht. —

Der neueste Berliner Fall zeigt in besonders klarer Weise, wie unhaltbar die Forderung derer ist, welche dem Kirchenregimente die Entscheidung bei akademischen Berufungen zuweisen wollen.

Es handelt sich um die Berufung des Professors A. Harnack in Marburg auf den Berliner Lehrstuhl für Kirchengeschichte. Die Fakultät hat ihn mit allen gegen eine Stimme*) vorgeschlagen, der evangelische Oberkirchenrat mit einer Stimme Mehrheit sich gegen die Berufung erklärt. Die Entscheidung steht dem Kultusminister zu. Da dieser selbst nicht Fachmann ist, muß für ihn — sollte man meinen — das fast einstimmige Urteil der Sachverständigen durchschlagend sein. Aber nun kommt die hohe Kirchenpolitik, die Rücksicht auf mächtige kirchliche Parteien dazwischen! Und wie meisterlich verstehen dieselben Kirchenmänner, die im Evangelischen Oberkirchenrate den Ausschlag gaben, öffentliche Meinung zu machen. Die ganze ergebene Presse war mit einem male voll von dem Falle Harnack.

Die Sache hatte zufällig für meine nächsten Freunde und mich ein ganz persönliches Interesse. Die vier Begründer dieser Zeitschrift haben sämtlich zu den Füßen Professor Harnacks gesessen, mit ihnen eine weitere Anzahl unsrer Mitarbeiter. Sie alle bekennen mit mir, nicht nur die größte Förderung ihrer wissenschaftlichen Studien, sondern auch eine Stärkung ihrer christlichen Glaubensüberzeugung und Freudigkeit zum Amte, teils

*) Es war, wie der E. K. A. zu berichten weiß, die Stimme des Professors Pfleiderer, „welcher auf dem Standpunkte des Protestantenvereins steht." Dieser Mann, den der E. K. A. sonst bei jeder Gelegenheit aufs bitterste angreift, wird in diesem Zusammenhange sofort ein „durchaus ehrenwerter Charakter." Ohne Zweifel ist er das; aber mit welchen Empfindungen mag er sich dann als Eideshelfer des E. K. A. sehen?

direkt, teils indirekt, von ihm empfangen zu haben. Auch viele jüngere Geistliche, welche der Partei des Ev. Kirch. Anz. und der lutherisch-konfessionellen angehören, bezeugen dankbar, in der Schule Harnacks etwas gelernt zu haben, und haben dem gelegentlich den herzlichsten Ausdruck gegeben. In Marburg wie in Leipzig und Gießen hat Harnack mit dem größten Erfolge gelehrt: seine Tüchtigkeit als akademischer Lehrer ist über allen Zweifel erhaben.

Und seine Wissenschaft? Ich habe weder Lust noch Beruf, alles zu vertreten, was er geschrieben hat. Sein lebhafter Geist frappirt oft, wie auf dem Katheder, so in seinen Schriften. Er schont die Ueberlieferung nicht, wo er die Wahrheit besser zu kennen meint. Das ist aber nicht nur sein Recht, sondern auch seine Pflicht. Auch dann, wenn — wie ich hier gern annehmen will — die Ergebnisse seiner Forschungen vielfach anfechtbar und der Berichtigung bedürftig wären. Die Tradition ist auf protestantischem Boden nicht heilig; frivol aber ist Harnack, auch wo er dem Ueberlieferten widersprochen hat, nie gewesen. Thatsache ist, daß er als der bedeutendste unter den jüngern Kirchenhistorikern allgemein anerkannt wird, und wenn ihm Gott die Arbeitskraft erhält, darf man von ihm noch viel hoffen. Wie heilsam würde seine Wirksamkeit für Berlin sein, wo die kirchengeschichtlichen Studien seit Jahrzehnten in einer bedauerlichen Weise darniederliegen!

Statt dessen stellt man der evangelischen Kirche und insbesondre ihren heranwachsenden Theologen das Armutszeugnis aus, daß sie diesen Mann in Berlin *nicht vertragen* könnten. Nun dann dürften Kirche und Studentenschaft ihn doch wohl in Marburg auch nicht vertragen! Der Herr Kultusminister wird es ihm nahelegen müssen, in die *philosophische* Fakultät überzusiedeln! Aber wie, wenn er dort kirchengeschichtliche Vorlesungen zu halten fortführe und die Theologiestudirenden ihrerseits fortführen, ihm den Hörsal zu füllen? So wird der Herr Kultusminister ihm untersagen müssen, kirchengeschichtliche Vorlesungen zu halten. Aber wie, wenn er fortführe, Bücher zu schreiben, welche Gegenstände behandeln, die für Kirche und Theologie von Bedeutung sind? Wie, wenn auch diese Bücher noch von den heranwachsenden Theologen gelesen würden? Ei, so verwehre man ihm doch das Bücherschreiben! Oder meinen die Gegner, dafür schon sorgen zu können, daß diese Bücher dann nicht mehr wirken? Ist denn der Einfluß *Wellhausens* auf die alttestamentliche Wissenschaft durch sein Ausscheiden aus der theologischen Fakultät auch nur um ein weniges geringer geworden? Ich stehe nicht an — obwohl ich sehr gut weiß, daß im Falle Wellhausen die Dinge mehrfach anders liegen, als im Falle Harnack —, es offen auszusprechen, daß der rechte Platz für Wellhausen heute noch einzig und allein im Schoße der *theologischen* Fakultät wäre! Und sei dem wie ihm wolle: das System der Verhütungen hat Wellhausen gegenüber so gründlich versagt, daß ich die Kurzsichtigkeit derer bewundere, welche sich heute noch irgend welchen Erfolg davon versprechen. Ja es ist die Frage, ob es jemals der Kirche und der Welt Segen gebracht hat: wäre D. F. *Strauß* als Professor der Theologie gestorben, er hätte seinen „Alten und neuen Glauben" sicherlich niemals geschrieben.

Aber kehren wir zu Harnack zurück. Ihn aus der theologischen in die philosophische Fakultät verweisen kann nur Unkenntnis oder Unverstand. Denn mag er Anstoß gegeben haben, so viel er will, *er ist Theologe und nicht Historiker*. Gerade dies, daß er Theologe ist, daß überall ein ganz ausgeprägtes theologisches Interesse die Wahl seiner Arbeitsgebiete bedingt, den Eifer und die Wärme seiner Mitteilungen bestimmt, gerade dies hat ihn verdächtig gemacht. Hätte er sich auf die Position des unterinteressirten Historikers zurückgezogen, darauf verzichtet, auf die Kirche der Gegenwart wirken zu wollen, man würde ihn seinen Weg gehen lassen und sich wenig an ihm ärgern. Aber daß ers gewagt hat, in seiner Dogmengeschichte das alte echte christliche Evangelium scheiden zu wollen von den Zuthaten einer nichtchristlichen, heidnisch-philosophischen Weltanschauung: dieses — seine Ausführung ganz dahingestellt — echt theologische, protestantische, christliche Unternehmen, das war unverzeihlich! Wahrlich, sie eifern für Gott und sein Reich, aber mit Unverstand.

Der preußische Kultusminister hat, so hieß es einmal, aus dem Berufungsdilemma einen Ausweg gefunden: er will neben Harnack noch einen zweiten Kirchenhistoriker berufen, natürlich einen Mann von der Richtung der oberkirchenrätlichen Mehrheit. Man freute sich schon über diesen glücklichen Ausweg. Die erste Universität im Reiche kann wahrhaftig zwei Professuren für Kirchengeschichte vertragen. Aber auch so ist Harnacks Berufung für die Gegner unerträglich. Man muß es am Orte selbst lesen, wie der Evangelisch-kirchliche Anzeiger von Berlin auch diesen Plan bekämpft. Unwillkürlich fragt man: fürchten sich denn diese Leute vor der Kirchengeschichte?

Und wen wollen sie nun als einzigen Kirchenhistoriker an statt Harnacks nach Berlin haben? Professor *Christlieb* in Bonn, der bisher das Fach der Praktischen Theologie vertrat. Jetzt soll der Fünfundfünfzigjährige plötzlich zur Kirchengeschichte übergehen. Die solche Vorschläge an den Tag bringen, ahnen offenbar gar nicht, was für eine Disziplin heute die Kirchengeschichte ist.

Man könnte, wenn man boshaft sein wollte, nur wünschen, daß die Hochmögenden in der preußischen Landeskirche bei dem Kultusminister ihren Willen durchsetzten. Berlin würde die Folgen der Nichtbestätigung Harnacks ganz anders spüren, als einst Leipzig. In Leipzig hat man statt Harnacks einen vollbürtigen Fachmann berufen, und so ist die Kirchengeschichte dort durch *Brieger* und *Lechler* doppelt und würdig vertreten. Man ist freilich versucht zu fragen, was eigentlich das sächsische Landeskonsistorium durch sein Votum gegen Harnack verhindert hat, wenn man die Bemerkungen des Evangelisch-kirchlichen Anzeigers über Brieger liest. In der That, man hat nach Leipzig einen Mann berufen, der nichts besseres zu thun wußte, als Harnack einzig und allein zu seinem Nachfolger für Marburg zu empfehlen. Dergleichen kommt bei dem jetzigen Berufungsverfahren mit seinen Verlegenheiten und Unklarheiten heraus! Difficile est satiram non scribere.

Aber es handelt sich hier um sehr ernste Dinge. Wir wissen auch, daß die Wissenschaft nicht selig macht. Aber wie eine Religion schließlich immer nur überwunden werden kann durch eine Religion, so ist Wissenschaft nur mit Wissenschaft unschädlich zu machen. Irrt Harnack in großen und ernsten theologischen Fragen, so widerlege man ihn! Es giebt schlechthin keine andre evangelische Macht, der sogenannten „ungläubigen" Professoren Herr zu werden, als daß die „gläubigen" sich umso tapferer rühren. Und wenn die sogenannten positiven Parteien in einem Falle wie diesem sich vergeblich umsehen, woher sie einen echten und sichern Gegenkandidaten nehmen sollen, so muß doch wohl in ihrem eignen Schoße irgendwo etwas faul sein. *Stöcker* traf diesen Punkt auf der landeskirchlichen Versammlung in Berlin am 26. April vorigen Jahres ganz richtig, wenn er klagte: „Es fehlt uns an Theologen! Die kritischen Systeme sind oft fruchtbarer als die alte Lehre!" und wenn er die gläubigen jungen Männer aufforderte, zu studiren und sich zu habilitiren. Es kann freilich einer, wenn er anfängt zu studiren, nie wissen, wie das Ende sein wird. Aber der Rat war gut! Das heißt geistige Kämpfe geistig ausfechten. Theologie gegen Theologie! Forschung gegen Forschung! System gegen System! Dagegen mit kirchenpolitischer Vergewaltigung eine Lehre, eine Kirche retten wollen, das ist auf protestantischem Boden ein selbstmörderisches Beginnen, und das heißt Fleisch für seinen Arm halten.

Die verhängnisvollen Folgen können nicht ausbleiben. Solche Ränke und Maßregeln schaffen unter dem heranwachsenden Theologengeschlechte mutwillig eine Opposition. Sie verbittern die Betroffenen und *rauben ihnen die Achtung vor ihren Gegnern*, welche doch die notwendige Vorbedingung dafür ist, wenn sie auch von ihnen lernen und Berichtigungen zugänglich bleiben sollen. Sie lähmen in weiten Kreisen die Freudigkeit zu wissenschaftlichen Studien und Hervorbringungen; sie setzen eine Belohnung auf die Trägheit aus, welche sich beim Althergebrachten beruhigt, auf die Heuchelei, die ihre Ketzereien für sich behält. Sie erklären schließlich, wenn sie Erfolg haben, ohne Scham und Scheu allem Neuen, Hervorragenden, Bahnbrechenden den Krieg, das sich nicht den jeweilig beliebten Maßstäben anpaßt,

und dazu werden eben gerade die besten Geister sich nicht verstehen. Unbedeutende Leute haben es ja viel leichter, nicht anzustoßen. Bereits scheint es für manche kirchliche Kreise als Empfehlung zu gelten, wenn einer nichts geschrieben hat. Bereits setzen sich Regeln in der Beurteilung von Dozenten fest, welche sehr neuen Datums sind, mit den alten Bekenntnissen jedenfalls nichts zu thun haben.

Die Art, wie jene Parteigruppen und ihre Presse die Angelegenheit behandelt, zeugt von Glauben nicht, wohl aber von Kleinglauben. Menschliche Klugheit will die Kirche Christi schützen. Im Namen des Glaubens muß man dagegen protestiren. Absolute Freiheit der Wissenschaft verträgt nicht nur, nein *verlangt* der Protestantismus. Und nie werden der evangelischen Kirche die Kräfte fehlen, welche dafür sorgen, daß auch die Wissenschaft das Evangelium predigen muß. Das ist unser *Glaube*. Die theologischen Professoren aber werden so viel Gewissenhaftigkeit haben, daß sie nicht vergessen, wie sie allerdings berufen sind, eben mit ihrer Wissenschaft der Kirche zu dienen. Das ist unsre, in der Erfahrung begründete Hoffnung. Wer nicht Lust hat zur Theologie, keine Liebe zu Christentum und Kirche, der wird heutzutage nicht Theologe. Doch haben wir nichts dagegen, wenn den Professoren diese Pflicht immer und immer wieder mit allem Ernste ins Bewußtsein gerufen wird. Gegen wirkliche Gewissenlosigkeit giebt es keinen Schutz; ich halte jedoch den Fall für unmöglich, daß ein ungläubiger, vom Evangelium abgefallener Professor unter der gegenwärtigen theologischen Jugend eine Wirksamkeit haben könnte. Und Unglaub ist, Gott seis geklagt, nicht nur innerhalb der wissenschaftlichen Theologie, sondern auch innerhalb der „positiv-kirchlichen" Parteipolitik zu finden. Es giebt auf evangelischem Boden kein Mittel, jemanden des Unglaubens zu überführen, *der sich als Christen bekennt*, und keine Instanz, die es handhaben könnte. Auf evangelischem Boden giebt es nur eine Art Exkommunikation, nämlich die, daß der Unglaube sich selbst exkommunizirt. R

Vom Vatikan

Die Ausstellung

Ende Mai wurde die Vatikanische Weltausstellung geschlossen. Dieser Beschluß hat allseitig überrascht, denn es war laut sichern Berichten ursprünglich die Absicht, sie bis Ende Juli offen zu halten. Man hat also den Gründen nachgeforscht, welche die Aenderung des Beschlusses herbeiführten.

Da erfahren wir nun von einer Seite, daß viele Gegenstände der Ausstellung, wie sich gezeigt hat, gewissen Gefahren ausgesetzt sind, namentlich die Eßwaren und Getränke, von denen enorme Massen eingetroffen sind. Befindet sich doch in der Ausstellung eine Pyramide von Weinflaschen, welche Staunen erregt und doch nicht alle Flaschen befaßt, die ein frommer Spekulationsgeist den „heiligen apostolischen Palästen" hat zugehen lassen. Kuriose Dinge geschehen in diesen Räumen. Man vernimmt nämlich bisweilen ein Geräusch, welches dem eines Pistolenschusses nicht unähnlich ist, aber nicht durch solche Mordwaffe, sondern durch eine explodirende Champagnerflasche veranlaßt wird. Ferner haben sich üble Gerüche bemerkbar gemacht, herrührend von allerlei Lebensmitteln, als Käse u. s. w., und diese Erfahrung hatte zur Folge, daß man diese Gegenstände aus den „heiligen apostolischen Palästen" entfernte. Wohin aber mit diesen Dingen allen, also mit den enormen Massen von Zucker, Vanille, Konserven, Makaroni, wohin mit den Liqueurs und Weinen der feinsten Sorte? Unter den Kardinälen mangeln die Feinschmecker nicht; aber es ist fraglich, ob der heilige Vater, in seiner Lebensweise sehr mäßig, jenen Gourmands Wein und Liqueur für die opulente Tafel liefern wird. Wir müssen es also der Weisheit des Genannten überlassen, was er mit gewissen Dingen beginnen will; vielleicht haben ihm manche Aussteller Verlegenheit bereitet. Außer den Lebensmitteln werden auch manche der unzählbaren Gewänder, die man dem Papste geschenkt hat, durch die allzu helle südliche Sonne beschädigt. Der Glanz dieser Prachtkleider bleicht, die Farben weichen. Diese Thatsache ist sehr natürlich, aber doch unangenehm. Vielleicht denken die Herren im Vatikan bei solchem Anlaß daran, daß in nächster Zeit ebenfalls der Glanz des Papstjubiläums erbleichen wird, wie der eines Meteors, dessen Schimmer heute bemerkt, aber morgen vergessen wird. Vielleicht denkt der Papst daran, daß Schimmer eben nur Schimmer, Feuerwerk nur Feuerwerk ist, und mag ihm das wie die Dornen an einer Rose erscheinen. Sollte der heilige Vater jetzt nicht so denken, so wird er im nächsten Jahre sicherlich von solchen trüben Gedanken belästigt werden, wenn er einsam die öden Hallen der apostolischen Paläste durchschreitet, wenn keine Pilgerscharen mehr kommen, wenn er keine Reden mehr hält und die Musik kein Gounodsches „Hurrah" ihm vorspielt. Vielleicht wird dann nur ein Laut ihm die trüben Gedanken verscheuchen: das Klingen der Goldstücke, welche die nach dem päpstlichen Segen und Ablaß begierigen Pilger in der Schatzkammer des „armen" Nachfolgers Petri aufgehäuft haben. — Kürzlich wurde ein andrer Grund für die verfrühte Schließung der Ausstellung angegeben. Es haben sich nämlich in dem Riesenbazar der Vatikanischen Ausstellung gewisse kleine Nagetiere in ungeheuern Scharen eingefunden, die man seither auf keine Weise hat vertreiben und vernichten können. Diese Tierlein hausen in jenen Räumen ebenso verderblich, wie einst unter weiland Pharao in Aegypten.

Da also die Ausstellung zu Ende geht — wie alle Dinge von dieser Welt —, so mag es verstattet sein, von der sterbenden ein Wort zu reden.

Wir wollen ihr ein Lob nicht versagen, vielmehr mit Nachdruck hervorheben, daß sie neu ist, sehr neu, sehr modern. Völlig originell ist sie nicht; vielmehr hat man sich auf dem von Pius IX. gewiesenen Wege weiter bewegt. Als der Genannte sein fünfundzwanzigjähriges Papstjubiläum feierte und man von ihm jubilirte, daß er mit solchen Jahren St. Petrus, den ersten der Päpste, übertroffen habe, erhielt auch er eine Anzahl von Gaben, jedoch vorwiegend von fürstlichen Personen, einzelne kostbare Prachtstücke, die damals im Vatikan öffentlich ausgestellt wurden und die man noch heute dort sehen kann. Was damals in kleinem Maßstabe von wenigen freiwillig geleistet wurde, sollte im Jahre 1888 in großartigem Maßstabe wiederholt werden, und wurden zu dem Ende alle denkbaren Mittel in Anwendung gebracht. Daß Hunderte von Gabenspendern diese Ausstellung genau ebenso benutzen würden, wie jede andre, nämlich als Reklame für ihre Waaren, hatte man im Vatikan nicht gedacht und nicht bedacht. Mit Staunen und mit Grausen sah man daher gewisse Dinge haufenweise anlangen, die man nicht gerufen hatte. „Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los!" Wohin mit Velozipeden, mit Verbandgegenständen, mit Rum und Essig, mit Konserven und eingemachten Früchten, wohin mit Champagner und Kleidungsstücken für Säuglinge?! Wer hatte es denn veranlaßt, daß Tausende von weiblichen Händen völlig dasselbe arbeiteten, nämlich Pantoffel; daß eine endlose Reihe von Künstlern alles mögliche Material benutzten, um Leo XIII. in verschiedenster Weise darzustellen? Wohin nun mit all diesen Darstellungen letzterer Art? Hätte der Papst noch jetzt den Kirchenstaat zu eigen, so könnte er auf öffentlichen Plätzen einige von jenen Statuen aufstellen lassen, aber nun geht das nicht. Keine Stadt würde eine solche Gabe für solchen Zweck annehmen, und der Papst würde schwerlich, falls man auch diese Gabe acceptirte, neben Viktor Emanuel, neben Garibaldi oder Cavour auf einem und demselben Platze zu stehen wünschen. Wohin also mit diesen Statuen? Würde man sie in irgend einem alten oder neuen Saale der „heiligen apostolischen Paläste" aufstellen, so wäre die Wirkung auf den künftigen Beschauer sicherlich eine komische. Was wird nach hundert Jahren ein Besucher denken, wenn er in einem Saale diese Menge von Darstellungen eines und desselben Papstes sieht, dessen Angesicht sich keineswegs besonders für die plastische Darstellung eignet? — Da die Räte des Papstes so weise sind, daß sie kürzlich sogar eine Reihe von Sätzen aus den Schriften des sehr unbekannten Philosophen Rosmini verdammten, so werden sie sicherlich in Hinsicht oberwähnter Verlegenheit Rat schaffen.

Wer jemals die Kunstsammlungen in den Prachthallen des Vatikans durchwanderte, schied von dort mit dem Gefühle der

Weihe und durfte sich sagen, daß er erhabene Idealgestalten klassischer Zeiten geschaut, daß er in einem Reiche der Ideale war, die in solcher Fülle nur der Vatikan birgt. Wer aber die zahllosen Gegenstände der Vatikanischen Ausstellung betrachtete und nach Wanderung einiger Stunden diese für kurze Zeit geschaffenen Räume verließ, nahm nichts mit als Ermüdung. Er verließ diese Hallen mit dem Gefühle einer gewissen geistigen Verödung. Am meisten hatten sicherlich Kinder, Frauen und Weinhändler ihre Freude an dem genannten Vatikanischen Bazar. Kinder wurden von dem Glanze geblendet, und kein Wunder! enthielt doch jener Bazar wunderschöne Puppen! Frauen konnten sich an der Pracht der Stickereien nicht satt sehen. Und die Weinhändler? Nun, wir haben von dem Champagner schon gesprochen. Schade, daß Hans Sachs diesen Bazar nicht schaute, er hätte sicherlich seinem Liede vom Schlaraffenlande einige kräftige Zeilen hinzugefügt.

Die Vatikanische Ausstellung ward eröffnet am Feste der heiligen drei Könige, den 6. Januar, also an einem Tage, der von der gesamten katholischen Kirche als besonders hoher Feiertag und in Italien als ein solcher von der Regierung anerkannt wird. Absichtlich hatte der Papst diesen Tag gewählt. Aber der König, den die heiligen drei Könige suchten, verschwand vor den Blicken des Papstes, es verschwand die christliche Bedeutung des christlichen Festtages. — „Die alte Geschichte des Evangeliums erzählt nur von drei Königen, nur von drei Geschenken; wer aber zählt die Fürsten, welche Leo XIII., den »Friedenskönig,« mit Gold und Edelsteinen ehren? Die Vergangenheit schwindet dem Vatikan, der König im armen Betlehem tritt in den Nebel der Vergangenheit: im Vatikan hat nur die Gegenwart ein Recht. Es lebe die Gegenwart, es lebe Leo XIII., der Friedenskönig, der Stern, den der Erzvater weissagend schaute, der wunderbare Stern am Himmel der Gegenwart, das Licht der Welt, es lebe die Vatikanische Weltausstellung! Gloria! Triumph! Es hat gesiegt der Löwe aus dem Stamme Juda!"

Weil die Bischöfe zu diesem Siege, d. h. zu diesem Vatikanischen Bazar, sehr wesentlich beigetragen haben, so glaubte der Papst, denselben eine Anerkennung und Belohnung schuldig zu sein. Genau genommen, umfaßt der Berufskreis eines Bischofs nicht einen Bazar, vielmehr die Seelsorge in der betreffenden Diözese. Aber ein guter Bischof muß dem Papste gehorchen. Auch hat ja die Vatikanische Ausstellung ihr Vorbild in der apostolischen Zeit! — Wenn der Leser über diese Behauptung bedenklich das Haupt schüttelt, so ist das nicht unsre Schuld, giebt uns aber Veranlassung, ein Beispiel vatikanischer Schriftauslegung zu bieten. In der Apostelgeschichte wird erzählt, daß die Glieder der ersten Gemeinde dem Petrus und den übrigen Aposteln Gaben zu Füßen legten. Nun sagt der Vatikan heute so: Wie man Petrus, dem ersten Papste, Gaben brachte, so heute seinem Nachfolger Leo XIII., und die dem letztern gebrachten Gaben bilden eben die Vatikanische Ausstellung. Das päpstliche Hofblatt scheute sich nicht, solche Exegese dem Publikum zu bieten und bewies damit, von welcher Art das Publikum ist, dem man solche Dinge bieten darf. Um nun den Bischöfen, deren Mühe und Fleiß der Papst die schimmernde Weltausstellung verdankt, sich dankbar zu erweisen, erließ derselbe am 3. Februar 1888 an alle Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe ein lateinisches Schreiben. Der Leser erwartet, daß der Papst den genannten einfach seinen Dank und seine Anerkennung ausspricht? Weit gefehlt. Leo XIII. erteilt ihnen eine wirkliche Belohnung, indem er also schreibt:

Damit wir den ehrwürdigen Brüdern ein öffentliches Zeichen unsers Wohlwollens geben, haben wir beschlossen, alle Bischöfe des Erdkreises mit einem äußern Ehrenzeichen zu zieren. Darum verstatten wir in unsrer apostolischen Autorität, daß alle Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe in Zukunft die Berechtigung haben sollen, ein Baret von Violetfarbe zu tragen.

Welcher Schauer heiliger Freude mag beim Lesen dieses Schreibens die Seelen der Seelenhirten erfüllt haben! Mit welcher heiligen Freude haben wohl die ehrwürdigen Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe bei ihren resp. Schneidern ein Baret von Violetfarbe bestellt! — Was sollen wir über den Papst und seine Bischöfe urteilen, welche die Farbe des Barets für eine hochwichtige Sache ansehen?

Wir würden uns keinen Dank des Lesers erwerben, wollten wir zum Schlusse einen Katalog der Ausstellung bieten. Ueberlassen wir diese Arbeit den Schreibern des Vatikans. Man möge den Katalog im Archiv daselbst verwahren, damit ihn nach etwa hundert Jahren irgend ein eifriger Forscher dort finde und dann der Welt ihn mitteile, nämlich als — historische Kuriosität.

Nur mit einem der Säle möchten wir den Leser ein wenig bekannt machen, mit demjenigen nämlich, wo die Gaben der fürstlichen Personen sich beisammen finden. Enorme Schätze und Kostbarkeiten sind dort aufgehäuft. Wir sind in einem Raume, wie ein solcher uns z. B. in dem Märchen der Tausendundeinennacht geschildert wird. Wer vermag den Wert fürstlicher Gaben zu schätzen, die dort in Glasbehältern schimmern? Hier ein riesiger Diamant, die Gabe des Sultans! Seltsam, der kranke Mann von Konstantinopel läßt seine Beamten hungern, hätte also besser gethan, wenn er den Diamant für einige Millionen verkauft und jenen armen Beamten auf diese Weise Brot gegeben hätte. Wir staunen, daß der Papst das Geschenk von dem Beherrscher der Ungläubigen angenommen hat. Woher mag der Stein stammen? Welcher türkische Raubzug hat ihn in die Schatzkammer der Nachfolger des Propheten gebracht? — Der König von Sachsen ist der einzige, der dem Papste ein Buch geschenkt hat, die Biblia Pauperum mit ihren naiven Illustrationen. Ob der Papst sich bisweilen mit dem Studium der Bibel beschäftigt? In der Bibel steht z. B. von Schätzen geschrieben, auf die wir keinen Wert legen sollen, die wir nicht sammeln sollen. Ob der Papst dies jemals gelesen hat? — Der Kaiser von Oesterreich hat ein mit den kostbarsten Steinen besetztes Kruzifix geschenkt, welches bei der goldnen Messe des Papstes im St. Peter dem Zuge vorangetragen wurde. Bei eben dieser Gelegenheit trug der heilige Vater am Finger jenen türkischen Diamanten, und beim Hinzuge auf dem Haupte die Mitra, welche als kaiserliche Gabe von Berlin geschickt wurde, während ihn beim Weggange die Tiara zierte, welche die Stadt Paris ihm geschenkt hatte. In Glasschränken strahlen diese weltlichen Kronen dicht bei einander: Diamanten, Rubine, Zaffire, Amethyste, Brillanten, Topase und wie die Edelsteine weiter heißen, bedecken beide. Einen Ring, angefertigt aus einem großen orientalischen Edelsteine, hat die Königin von Spanien geschenkt. Wer zählt die Brustkreuze, die mit Edelsteinen besetzten Gewänder, wer die Gaben von Fürsten niedern Grades, also z. B. der römischen Patrizier? Fast alle Herren dieser letzten Art haben dem Papsttume viel zu danken, denn durch den bekannten Nepotismus derselben wurden sie aus dem Staube zu Glanz und Reichtum gebracht, die Borghese, Aldobrandini, Odeschalchi u. s. w.

Nun also ist die Ausstellung zu Grabe getragen: es war am letzten Maientag. Requiescat in pace! T

Vom Evangelischen Bunde

(Kaiser Friedrich) Kaiser Friedrich, der wie sein Vater das Protektorat über den Gustav-Adolf-Verein übernommen hat, ließ dem Vorstande des Evangelischen Bundes auf seine Huldigungsadresse folgende Antwort zugehen:

„Berlin, 26. April 1888. Aus der Adresse vom 13. d. M. haben Se. Majestät der Kaiser und König mit Befriedigung ersehen, daß der Evangelische Bund, um den Heimgang weiland Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm schmerzlich trauernd, dem Dahingeschiedenen ein treues und dankbares Andenken bewahrt. Se. Majestät haben aber auch die Huldigungen gern entgegengenommen, welche aus Anlaß der Thronbesteigung Allerhöchstdemselben vertrauensvoll dargebracht werden. Ich bin beauftragt worden, dem Evangelischen Bunde für diese patriotische Kundgebung den Allerhöchsten Dank mit dem Wunsche auszusprechen, daß unter seiner Mitwirkung das evangelisch-kirchliche Leben im Volke immer mehr geweckt und gestärkt werde. Ich ermangle nicht, mich des Allerhöchsten Auftrages durch diese Mitteilung zu entledigen.

gez. v. Wilmowski."

Der Eingabe des Bundesvorstands an den Kaiser entnehmen wir noch folgende Sätze:

„..... Euer Kaiserliche und Königliche Majestät haben dem Unternehmen, welchem die Unterzeichneten dienen, vom ersten Anfang an huldreiche Beachtung geschenkt. Der am 16. August des vorigen Jahres in Frankfurt a. M. begründete Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen will verwirklichen helfen, was Allerhöchst Dieselben von Wittenberg her den deutschen Protestanten ins Gewissen riefen und woran das große Luther-Jahr aufs neue gemahnt hat.

Unser Volk der Segnungen der Reformation eingedenk zu machen; die Erkenntnis dessen, was Martin Luthers Geist und Wirken ihm auf allen Gebieten seines Lebens erworben hat, wieder zu erwecken und weiter zu verbreiten; die deutschen Protestanten zu mahnen, daß sie die Errungenschaften ihres großen Glaubenshelden, des geistigen Vorkämpfers der deutschen Nation, mit demselben Mute und in demselben Geiste behaupten; die verschiedenen Richtungen der evangelischen Kirche zusammenzufassen zu einmütiger Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen in Luthers Geist und Kraft gegen die wieder um sich greifende, das Leben der deutschen Nation bedrohende Macht des Romanismus, — zur Ueberwindung der religiösen und kirchlichen Gleichgiltigkeit, — zur Heilung der sozialen Schäden unsers Volkes: das ist die Aufgabe des Evangelischen Bundes.

Euer Kaiserliche und Königliche Majestät haben den in Allerhöchst Ihrem Herrscherhause seit Jahrhunderten heilig gehaltenen Grundsatz religiöser Duldung für alle Ihre Unterthanen, welcher Religionsgemeinschaft und welchem Bekenntnisse sie angehören, aufs neue bekräftigt. Dieser aus echt protestantischem Geist hervorgegangene Grundsatz erfüllt uns mit der freudigen Zuversicht, Euer Kaiserliche und Königliche Majestät werden als Schirmherr der evangelischen Kirche allen Bestrebungen innerhalb derselben in Gnaden Sich zuwenden, welche im Einklange mit diesem Grundsatz das religiöse und kirchliche Leben unsers Volkes im Geiste evangelischer Wahrheit zu fördern bemüht sind. Demgemäß vertrauen wir auch, daß Eure Kaiserliche und Königliche Majestät unserm Bunde Allerhöchst Ihr Interesse bewahren und Sich jedes Erfolges seiner Arbeit freuen werden. . . . ."

(Ausbildung und Aussendung von Gemeindepflegerinnen) Der Evangelische Bund hat, wie wir den Hallescher „Sonntagsklängen" entnehmen, ein wichtiges Arbeitsgebiet in Angriff genommen: die Ausbildung und Aussendung von Gemeindepflegerinnen. Die Rührigkeit, mit welcher die katholische Kirche Ordensschwestern auch in überwiegend evangelische Gegenden entsendet, um durch sie die Krankenpflege ausüben zu lassen, ist umso bedenklicher und gefährlicher, als wir auf evangelischer Seite leider nicht imstande sind, den zahlreichen Bitten um Diakonissen zu entsprechen, weil an Diakonissen großer Mangel ist. Um diesem Notstande in etwas abzuhelfen, will der Evangelische Bund geeignete Frauen und Jungfrauen auf seine Kosten in einem Diakonissenhause ausbilden lassen, damit dieselben in ihrer Heimatgemeinde sich der Kranken annehmen oder in Zeiten der Not für Krankenpflege bei evangelischen Kranken verwendet werden können. Der Zentralvorstand hat einen Vertrag mit dem Halleschen Diakonissenhause geschlossen, nach welchem dieses bereit ist, gleichzeitig je zwei Pflegerinnen für die evangelische Gemeindearbeit im Verein mit den eignen Probeschwestern auszubilden. Der Bund verlangt von diesen Frauen und Jungfrauen die Beibringung der nämlichen Zeugnisse, welche auch die Probeschwestern des Diakonissenhauses einreichen müssen. Dieselben sollen nicht unter einundzwanzig Jahren alt sein. Die Zeit der Ausbildung beträgt mindestens sechs Monate, und der Zentralvorstand bezahlt für diese Zeit die Kosten des Aufenthaltes an das Diakonissenhaus. Die Lehrkurse beginnen am 1. April und am 1. Oktober. Nach beendigter Lehrzeit wird der Pflegerin ein Zeugnis ausgestellt, welches dem Vorstande des Evangelischen Bundes ausgehändigt wird, um einem etwaigen Mißbrauch seitens entlassener oder untüchtig gewordener Pflegerinnen vorzubeugen. Diese Pflegerinnen des Bundes sollen nicht die Diakonissentracht anlegen und auch nicht auf eigne Hand, etwa des Erwerbs halber, die Krankenpflege betreiben. Die ausgebildeten Pflegerinnen sollen ihre Thätigkeit nur im Auftrage des Bundes oder der Gemeinden, in welche sie gesendet werden, ausüben.

Innere Mission und Verwandtes

(Berliner Näherinnen) Dem Korrespondenzblatt zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit (Buchhandlung der Stadtmission) entnehmen wir folgendes über Frauen- und Mädchenlöhne:

„Für Knopflöcher zu nähen das Dutzend Kragen: Lohn: 5 Pfg. Will man also 1 Mk. verdienen, so sind 20 Dutzend anzufertigen, wozu mindestens ein Tag nötig. Ein paar Hosen für einen siebenjährigen Knaben zu nähen = 20 Pfg. Ein Damenmantel zu nähen, ganz gleich, ob ihn der Fabrikant für 60 oder 150 Mk. mit dem entsprechenden Gewinn verkauft = 1,25 bis 1,75 Mk.; ein Dutzend Trikot-Taillen zu verputzen = 25 Pfg.; eine 4 Meter lange, 8 Ctm. breite Häkelei an ein vom Geschäft geliefertes Tuch anzufertigen = 8 Pfg.; ein Dutzend Manschetten zu nähen = 5 Pfg.; ein Dutzend Küchenschürzen zu nähen = 40 Pfg.; ein Dutzend Damenhemden zu nähen höchstens 1 Mk.; Stickblumenmalerei, bei 14—15stündiger Arbeit, wöchentlicher Verdienst 4 Mk.; bei 17stündiger Arbeit die Woche 10—11 Mk. Verdienst. Das sind einige Proben, die leicht zu vervielfältigen wären. Damit ist das Elend aber noch nicht erschöpft. Es kommt hinzu, daß der Fabrikant es noch mit weiteren Herabsetzungen der Löhne jeden Augenblick versuchen kann. Und welche Arbeiterin könnte es wagen, dagegen zu protestiren? Die Not zwingt sie einfach, auch weniger zu nehmen, weil sie sonst Arbeit und Stellung verliert, und es warten zahllose darauf, ihre Stelle einzunehmen, sodaß der Arbeitgeber nie in Verlegenheit ist. Es kommt hinzu, daß die verschämte Arbeit vieler Beamtentöchter, die sich gerne »Handschuh- und Theatergeld« verdienen wollen, die Preise dadurch herunterdrücken, daß sie sich zu geringerem Lohn anbieten, als die Arbeiterin, die davon ganz leben muß, es vermag. Es kommt hinzu, daß die Arbeiterinnen gezwungen sind, das Garn von den Fabrikdirektricen zu entnehmen, und sie müssen die Rolle mit 60—65 Pfg. bezahlen! Wehe der, die sich das Garn billiger zu verschaffen weiß, ja auch wehe der, die in einer gewissen Zeit nicht ein betreffendes Quantum Garn verbraucht hat. Ohne Gnade wird sie entlassen! Ist bei alledem »Sklaverei« zu viel gesagt?

„Und nun die noch ernstere Frage: Was wird in der Zukunft aus diesen armen Geschöpfen? In einer Versammlung rechnete uns eine Arbeiterin genau vor, daß ihr mühsam erworbener Lohn gerade zulange, um den täglichen Unterhalt zu bestreiten. Es war in dieser Rechnung nichts zu hoch angesetzt und nichts irgendwie Ueberflüssiges oder zu Entbehrendes angezogen." Nur des Leibes Nahrung und Notdurft. In der guten Arbeitszeit blieb nicht ein Pfennig über, und in der schlechten war sie nicht selten gezwungen, zu borgen. Also an Sparen und Zurücklegen für die alten Tage ist nicht zu denken! Was aber dann? Es ging mir durch Mark und Bein, und ich werde es nie vergessen, als eine Arbeiterin auftrat und sagte: »Ich sitze jeden Tag siebzehn Stunden an der Nähmaschine (vielleicht versucht's mal eine Leserin, wie das thut!), das hält eine Maschine wohl zehn Jahre aus, aber wenn ich das zehn Jahre täglich gethan habe, dann bin ich ein Schwindsuchtskandidat, und was wird dann aus mir?« Es ging eine merkbare Erschütterung durch die Versammlung; aber keiner wußte die Antwort. Ja, was wird denn aus ihnen, die in kurzer Zeit ihre Lebenskraft verwüstet haben durch Arbeit und Mangel und in den Jahren, die sonst die Blüte der Kraft zu bezeichnen pflegen, bereits gebrochen sind? Bei dieser Notlage in der Gegenwart und bei diesem hoffnungslosen Ausblick in die Zukunft, was wunder, daß sie sich noch nach einem andern Erwerbsquell umsieht, dessen Ertrag sie für verdienstlose Tage sichern soll? Und da ihr niemand, niemand sonst die Hand bietet, da ihr zu einer zweiten Art von Arbeit Zeit und Kraft völlig mangelt, wer hebt den ersten Stein auf, daß sie, die jedes Gottvertrauen und jeden überirdischen Halt längst über Bord geworfen hat, nun auch den Weg geht, der ihr bereits von zahllosen ihrer Schwestern vorgewandelt wird? daß sie, von der Verzweiflung des Hungers und der Blöße gepackt, ihr Gewissen überhört und, um den Hunger zu stillen, das aus Not thut, was ihr vielleicht selbst ein Ekel ist? Es ist doch dafür bezeichnend, daß Stursberg in seiner »Prostitution in Deutschland« auf Grund des gesammelten Materials zu dem Ergebnis kommt, daß die Zahl der bei der Polizeibehörde in dem dringenden Verdacht der gewerbsmäßigen Unzucht stehenden Frauen in erster Linie sich aus Konfektioneusen, Näherinnen und Arbeiterinnen rekrutirt! Sollte das ohne Grund auch in der äußern Lage dieser Mädchen so sein?"

Wer hat den Mut, diesen gepeinigten Weibern Geduld zu predigen? Wer würde unter ihrer Last nicht verzweifeln oder drohen? Gott aber wird ihre Seelen von den Arbeitgebern fordern.*) F N

Verschiedenes

(Professor J. Jacobi †) Zum dritten Male binnen sieben Monaten hat der Tod in die theologische Fakultät Halle eingegriffen: am 31. Mai starb, fast 73 Jahre alt, der ordentliche Professor der Kirchengeschichte, D. Justus Jacobi. Er war einer der letzten Schüler Neanders; ihm verdanken wir das liebenswürdigste Bild des großen Berliner Theologen: „Erinnerungen an D. August Neander" (Halle 1882; 102 S.; 1,75 M.). Diese sowie die „Erinnerungen an den Baron Ernst von Kottwitz," jenen vielverehrten, in der Verborgenheit wirkenden Patriarchen der frommen Kreise Berlins, † 1843 (Halle 1882; 56 S.; 1 M.) werden auch unsre Leser immer gern zur Hand nehmen. R

(Die Fortsetzungen) der beiden Artikel: „Die katholische Konvertitenlitteratur" und „Das Christentum in Japan" folgen in nächster Nr.

Quittung

Für den Kirchbau in Schwetz (vgl. Nr. 21, S. 199): 13,80 M. Beitrag der Diasporagenossenschaft Zell im Wiesenthal (Baden); 3 M. D, J. b. W.; 1 M. T R, S. b. L.; Summa 17,80 M.

Für das Kinderhospital Marienstift in Jerusalem (vgl. Nr. 21, S. 198 f.): 5 M. F L, Halle; 3 M. D, J. b. W.; 2 M. P D, B.; Summa 10 M. Herzlichen Dank. D H

*) Wir machen unsre Leser und Leserinnen hiermit auf das der heutigen Nr. mitgegebene Beiblatt des Frauenvereins Edelweiß nachdrücklich aufmerksam und bitten, das Werk in Berlin und sonst nach Kräften zu unterstützen. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Meißener Konferenz

19. Juni ½10: Eröffnungspredigt, Superintendent D. Pank-Leipzig. 11: Ueber die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche gegenüber den römischen Bestrebungen und dem Sektenwesen, Superintendent Meyer-Zwickau. 7: Fortsetzung der Debatte. — 20. Juni 9: Die Religionen der Erde und das Christentum, Pfarrer Lic. Steude-Reichenau. 10: Ueber die Verbreitung des Aberglaubens in unserm Volke und die seelsorgerische Behandlung desselben, Superintendent Dr. Richter-Werdau. **Der Vorstand**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Fr. Richter in Leipzig und ein Flugblatt des Evangelischen Frauenvereins Edelweiß

Nr. 25 **Leipzig, den 17. Juni** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Göttliche Führungen — Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten: 2. Kurzer Inbegriff der Entwicklungslehre; 3. Begründung der Entwicklungslehre; 4. Die Lehre von Gott — Das Christentum in Japan 2 — Entstehung und Entwicklung der Friedensgesellschaften — Zum Liechtensteinschen Schulantrage. Aus Oesterreich — Die katholische Konvertitenlitteratur. 3. Die Romane Max von Boehns — Lutherschauspiel mit Hindernissen in Berlin — Viel Hilfe thut not — Schädel und Knochen unter dem Kruzifix — Quittung — Anzeigen

Göttliche Führungen

Apostelgeschichte 11, 19—30

Dem Glauben ist es gegeben, in der scheinbaren Regellosigkeit der äußern Ereignisse die führende Hand Gottes zu sehen, der alles, auch die Thorheit und Sünde der Menschen, seinem ewigen Reiche dienstbar macht. Davon legt ein großartiges Zeugnis die oben angeführte Erzählung der Apostelgeschichte ab.

Mit dem Morde des Stephanus entsteht eine allgemeine Verfolgung. Die Gemeinde wird auseinander gerissen — vernichtet, wie es scheint. Hie und da zieht ein Häuflein hin. Aber nicht, wie nach Jesu Tode, den Schafen gleich, deren Hirte geschlagen ist; nein, wie die Funken, welche bei einem großen Brande auffliegen und die benachbarten Häuser in Flammen setzen, so wirken die Zerstreuten unter dem jüdischen Landvolke. Mehr noch: der Geist des Stephanus ist mit der Dahingabe seines Leibes in den Märtyrertod wie von beengender Fessel befreit. Galt es ehedem, bei den Juden ein Christentum zu pflegen, das, vom Gesetzesbuchstaben frei, dennoch sich fügte in die altüberkommenen, nationalen Formen der Religion, so finden sich jetzt solche, welche die Folgerung ziehen: das Christentum ist seines geistigen und freien Charakters halber fähig, in andre Volksgemeinschaften einzugehen und dort in neuen Formen zu erscheinen. „Etliche kamen gen Antiochien und redeten auch zu den Griechen und predigten das Evangelium von Jesu. Und die Hand des Herrn war mit ihnen, und eine große Zahl ward gläubig und bekehrte sich zu dem Herrn." So entsteht die erste heidenchristliche Gemeinde. — Unterdes ist auf anderm Wege dem Evangelium in Paulus ein neuer Wegbereiter erstanden. Auch für ihn ist der Mord des Stephanus und die daran sich anschließende Verfolgung ein Mittel zum Bau des Reiches Gottes geworden; auch auf ihm ruht jetzt Stephanus' Geist zwiefach. In Antiochien, wo die Jünger des Herrn zuerst Christen genannt wurden, treffen zwei Bäche zusammen, die auf derselben Höhe des christlichen Glaubens und Zeugenmutes entsprungen sind, und mit verdoppelter Kraft rauscht nun der Strom des Christentums dahin. Aber wie der Ursprung des Heidenchristentums nicht durch eine Kraft nur bedingt ist, so hat dasselbe daran das Unterpfand, nicht in einer Gestalt sich zu verknöchern. So groß in der Folgezeit der Einfluß des Paulus war, neben ihm wirken andre, wie z. B. Barnabas, und prägen dem Christentum der Heiden den Stempel der „Mannichfaltigkeit in der Einheit" auf.

Aber weiter noch schweift der Blick von der Höhe des Berichtes über die erste Heidenchristengemeinde. Propheten kommen von Jerusalem nach Antiochien. Und einer unter ihnen, Agabus mit Namen, verkündet eine Teuerung, unter der besonders die Bewohner von Judäa würden zu leiden haben. Der Bericht schweigt darüber, was jene Propheten nach Antiochien getrieben. Sollten sie nicht die Absicht gehabt haben, einmal die Freiheit vom Gesetze auszukundschaften, welche bei den Heidenchristen herrschte? An andern Orten wird uns von solchen Visitationsreisen nach Antiochien von seiten der Jerusalemer berichtet (vgl. Apostelg. 15, 1; Gal. 2, 4). So scheint es denn, als ob hier die ersten Wolken jenes Gewitters heraufzögen, das sich später so heftig über dem Paulus und den jungen Christengemeinden aus den Heiden entladen sollte. Aber wie seltsam, daß diese ersten Vorboten des Streites zwischen Judenchristen und Heidenchristen letztern gleich das Mittel in die Hand geben, aus dem diese später Böses mit Gutem zu vergelten streben werden! Schon jetzt wird die nahende Hungersnot Anlaß, daß Barnabas und Paulus Liebesgaben nach Jerusalem bringen. Später fordern die Urapostel zu gleichem Werke auf (Gal. 2, 10). Paulus aber und die von ihm gegründeten Gemeinden sind unablässig bestrebt, in leiblichen Gütern Dienst zu beweisen denen, welche den Heiden geistliche Gaben mitgeteilt haben (Röm. 15, 27). Ob Paulus mit solchem Liebesopfer auch nicht den Sturm beschworen hat, der von seiten der Juden bei seinem letzten Aufenthalte in Jerusalem über ihn hereinbrach, er hat doch die Kluft zwischen Heiden- und Judenchristen für viele überbrückt.

Ja fürwahr, ein überraschender Einblick, welchen der Glaube hier zu Antiochien in die göttlichen Fügungen zu thun vermag. Sollte darob nicht das Herz dessen, der solche Wege betrachtet, stark und froh werden? So nahe steht bei einander das, was scheinbar eine Verstörung des Reiches Gottes ist, und das, was eben dies Reich am kräftigsten ausbreitet und weiter entwickelt: in einer Hand liegt Verwundung und Heilung. Dessen darf der Glaube auch bei den Ereignissen gewiß sein, die unsre Kirche nach innen wie nach außen so unheilvoll in Anspruch nehmen, die das Leben des Einzelnen beengen und verdüstern. Gedanken des Friedens hat über uns der Herr in der Höhe, und nicht des Leides. Wir werden seine wunderbaren Führungen noch erkennend preisen, wie jetzt die Wege, die er mit der ältesten Christenheit gegangen ist. Dazu laßt uns einander ermuntern in dieser letzt betrübten Zeit und, wie Barnabas die Antiochener, ermahnen, mit festem Herzen an dem Herrn zu bleiben.

Sp

Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten

2. Kurzer Inbegriff der Entwicklungslehre

Savage belehrt uns weiter:

Der Raum, welchen jetzt die Sonnen und Planeten einnehmen, war einst von einem Feuernebel oder flammenden Gas erfüllt. Dieser Nebel oder dieses Gas wurde durch einen Abkühlungs- oder Verdichtungsprozeß in Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Bewegung, die von Natur [?] in demselben herrschten, im Laufe der Zeiten zu Sternen und Welten verdichtet, welche allmählich ihre jetzigen Bewegungen, Formen und Eigenschaften annahmen. Das ganze Weltall, Sonnen, Planeten, Monde, unsre Erde und jede Lebensform auf derselben, Pflanzen und Tiere bis hinauf zum Menschen mit all unsrer Zivilisation hat sich also aus diesem Urnebel und Feuernebel entwickelt, und diese Entwicklung ist in Uebereinstimmung mit allen Gesetzen und Kräften noch immer thätig und wirksam. Die Entwicklungslehre nimmt keine unbekannte Thätigkeit in Anspruch. Sie will eine natürliche Thatsache nicht durch ein Wunder erklären, welches das Geheimnis, das es enthüllen soll, nur noch dunkler macht. Sie will nur die Kräfte anerkennen und berücksichtigen, welche vor ihren Augen wirken, und mit diesen das sichtbare Weltall erklären. Die Wissenschaft entdeckt keine unübersteigliche Kluft zwischen dem, was wir in Unwissenheit toten Stoff nennen, und dem, was lebendig ist[?]. Sie glaubt nicht, daß irgend eine Materie tot sei, und daher findet sie in ihr die Verheißung und den Keim jeder Lebensform. Die niedrigste und ursprünglichste Lebensform, zugleich die Grundlage alles Lebens, ist die sogenannte Urzelle, ein klebriges Kügelchen hauptsächlich aus Eiweiß und Stickstoff, eine chemische Zusammensetzung, deren Entstehung nicht wunderbarer ist als die Bildung eines Krystalls. Es giebt nun keine einzige Lebensform auf dem Erdball, die nicht eine mehr oder minder verwickelte Zusammensetzung oder Verbindung dieser ursprünglichen, winzigen Zelle wäre, und es giebt keine Stufe in dem Prozeß der Entwicklung, deren Resultate nicht unter gewissen bestimmt festgestellten Gesetzen und Kräften hervorgebracht werden könnten[?]. Wie unaussprechlich groß ist der Gedanke, daß der weltumfassende Baum des Lebens mit allen seinen millionenmal vervielfältigten verschiedenen Formen und Thätigkeiten, seiner Schönheit und seiner Kraft, dessen Wurzeln sich in den Staub erstrecken und dessen Wipfel „mit den Himmeln Zwiesprache" hält, und der auf seinen höchsten Zweigen das ewige Licht von Gottes geistiger Herrlichkeit trägt, nur das göttliche Erzeugnis eines kleinen Samenkorns ist, in das der göttliche Finger solche fruchtbringende Kraft legte!

Hierzu haben wir folgendes zu sagen:

Der Anhänger der Entwicklungslehre spricht hier zum Schluß selbst von einem **göttlichen Finger**, der in die Urzelle so mannichfache Kräfte hineingelegt habe. **Entweder** ist das nur eine Phrase, dann hätte der Mann der Wissenschaft sich derselben enthalten und — zumal hier bei dem Kernpunkte seiner Theorie — offen erklären müssen, daß die Urzelle, der Urnebel, der Weltenraum und die in ihnen herrschenden Gesetze ewig seien, vielleicht aber doch auch nur der vorübergehende Erfolg einer noch früheren, für uns unerkennbaren Phase. Wozu dann aber die Rede von einem „göttlichen Finger," der nicht existirt und auch nicht in das Bestehende hineinzulegen braucht, was schon existirt? **Oder** der „göttliche Finger" ist ernsthaft zu nehmen, dann ist damit der Schöpfungsgedanke und das Schöpfungswunder ebenso gut bekannt wie 1. Mos. 1, und die ganze Entwicklungstheorie schildert nur, wie aus dem geschaffenen Weltall der gegenwärtige Bestand der Welt geworden ist. Wozu aber dann dies geringschätzige Urteil über die Mosaische Schöpfungsgeschichte? In dem einen wie in dem andern Falle sind die Aeußerungen unsers Autors unwissenschaftlich.

Sodann hat thatsächlich die Wissenschaft **noch nicht** die Kluft zwischen dem toten Stoff und dem, was lebendig ist, überbrückt. Trotz der Annahme einer Urzelle ist es ihr noch nie gelungen, einen Fall in der Natur oder im Experiment nachzuweisen, wo aus den Elementen des toten Stoffes Lebendiges entsteht. Sie kann kein fruchtbares Ei und kein Leben herstellen: die Entstehung und die Thatsache des Lebens selbst ist ihr ein völliges Geheimnis.

Endlich ist der Gedanke, daß alles aus dem Urnebel oder aus der Urzelle hervorgegangen sei, um nichts großartiger als der, daß alles aus vielen verschiedenen Elementen zusammengeordnet sei.

3. Begründung der Entwicklungslehre

Die Mosaische Schöpfungsgeschichte [fährt Savage fort] ist zwar uralt und insofern ehrwürdig, aber sie ist unbegründet und eine zweifelhafte Grundlage für einen wissenschaftlichen Glauben. Ihr einziger Anspruch, eine Erklärung zu sein [?], ist nur ein Sprung ins Unbegreifliche.

Demgegenüber stützt sich die Entwicklungslehre auf Thatsachen und Beweise. Als solche sind zu nennen:

1. Fast [?] jeder jetzt lebende, wissenschaftlich gebildete Mann, welcher kompetent ist, ein Urteil über diese Frage zu fällen, glaubt an die Entwicklungslehre. Die Gegner der Entwicklungslehre können in zwei Klassen geteilt werden: die, welche von theologischem Vorurteile getrieben werden, und die, welche nichts davon verstehen [!].

2. Die Entwicklungstheorie ist aus beobachteten und gesammelten Thatsachen des Weltalls zusammengestellt, sie beruht nicht auf Mutmaßungen. Es ist einfach abgeschmackt, wenn Leute sich eine Meinung darüber anmaßen, die keinen bessern Stoff als Unwissenheit und Vorurteil haben, um dieselbe daraus zu bilden [!].

3. Sie besteht die höchste [?] Probe einer guten Theorie: sie nimmt fast [?] jede bekannte Thatsache in sich auf, erklärt und ordnet dieselbe, während man keine einzige Thatsache kennt, welche es unvernünftig für einen Mann erscheinen läßt [!], ein Anhänger der Entwicklungslehre zu sein. —

Die Mosaische Schöpfungsgeschichte ist allerdings nicht „wissenschaftlich" begründet; sie macht aber auch nicht den Anspruch, etwas „wissenschaftlich" zu **erklären**. Also darf man auch nicht mit diesem Anspruche an sie herantreten.

Die **wissenschaftlichen** Gründe, welche die Naturforscher zur Ausbildung der Entwicklungslehre veranlaßt haben, hat Savage wohlweislich beiseite gelassen, und auch wir können die streng naturwissenschaftliche Seite getrost den Naturforschern überlassen. Dagegen müssen wir diejenigen Gründe, mit welchen unser Verfasser für seine Anschauung wirbt, kurz beleuchten. Es sind scheinbar drei, thatsächlich nur zwei, nämlich: die Entwicklungstheorie entspricht den Thatsachen, und sie wird von den kompetenten Autoritäten vertreten. Das erstere gilt mit der Einschränkung, daß allerdings viele Thatsachen und Beobachtungen eine derartige Theorie nahelegen, daß aber manche Thatsache sich noch nicht danach hat erklären und einordnen lassen. Und wenn nun bis jetzt, was wir dahingestellt sein lassen, noch keine sichere Thatsache in direkten Widerspruch zu der Entwicklungstheorie getreten ist, so ist das keineswegs die „höchste Probe" einer solchen Theorie, sondern die erste und einfachste Bedingung ihrer **Möglichkeit**: die erste sichere, der Theorie direkt widerstreitende Thatsache würde die ganze Lehre über den Haufen werfen oder wenigstens verändern.

Was aber die Autoritäten anlangt, so mag zugestanden werden, daß **zur Zeit** die Mehrzahl der bedeutendsten Naturforscher der Entwicklungslehre beistimmt oder zuneigt. Aber es giebt immerhin noch bedeutende Vertreter der Naturwissenschaft, die andrer Meinung sind. Jedenfalls ist es ein ebenso heiteres wie anmaßendes Dilemma, vor welches der Autor seine Gegner stellt: entweder sie seien von theologischem Vorurteile getrieben oder sie verstünden von der ganzen Sache nichts! Da muß man sich freilich hüten, noch ein Wort dawider zu reden!

4. Die Lehre von Gott

Der Glaube an Gott, zunächst aus Furcht vor den Naturmächten hervorgegangen [?] und allmählich erst vom Fetischismus und Polytheismus zum Monotheismus entwickelt, findet seine vollkommene Gestaltung erst durch die Entwicklungslehre [!].

Der Gott der Entwicklungslehre, das verborgene Leben und die geheimnisvolle Kraft dieses unsers aufblühenden Weltalls, das Wesen, welches die Theologie „Gott," die Wissenschaft aber nach Belieben „Natur," „Gesetz" oder „Kraft" nennt, kann ebenso wahr und wirklich erkannt werden wie ein Grashalm, ein Stern oder unser nächster Nachbar. Denn erstens ist die **unbeseelte Natur** die vertrauenswürdige und vollkommene Offenbarung des unerkennbaren Einen: das Weltall existirt, und folglich existirt auch das, wovon das Weltall nur die Erscheinung ist. Zweitens zeigt die **Geschichte**, daß jene unerforschliche Kraft des Weltalls Fortschritt und Vollkommenheit ist. Drittens erhebt sich im **Menschen** die Welt zuerst zum Bewußtsein persönlicher Existenz; und „wenn dies auch nicht beweist, daß die unerforschliche Weltkraft eine Person sei, so beweist es doch, daß sie wenigstens ebensoviel und ebensogut als eine Person ist" [!]. Endlich sind sich die **genialen und großen Männer** der Geschichte in großen Visionen, Träumen und Hoffnungen des Ewigen und Göttlichen ebenso bewußt gewesen, wie andre Menschen ein Bewußtsein von sich selbst haben [!]. „Durch die erschaffenen Dinge und als rein wissenschaftliche Thatsache [?] wissen wir also, daß Gott existirt, und zwar als geistige und sittliche Ordnung.

Gott ist der Welt überall immanent, „er ist im Staube unsrer Straßen, in den Ziegeln unsrer Häuser, in dem Schlage unsrer Herzen," sodaß alle wirklichen Wesen göttlich sind. Freilich nicht die Materie ist Gott, sondern die Lebenskraft, die wir Geist nennen und ohne welche die Materie nichts wirkliches ist. Gott ist auch nicht in eigentlichem Sinne Persönlichkeit; aber er ist unendlich viel mehr als das: er ist die Weltseele, eine Macht, deren Zentrum überall, deren Grenzen nirgends sind. —

Als eine bloße Behauptung, welche weder unser Autor noch irgend ein Gelehrter wirklich zu beweisen vermag, muß von uns zuerst der Satz bezeichnet werden, daß der Glaube an Gott zuerst aus der Furcht hervorgegangen sei. Indes das ist nebensächlich. Aber führt wirklich die Entwicklungslehre den Gottesbegriff zu seiner vollkommenen Ausgestaltung? — Es mag zugegeben werden, daß sie gewisse begriffliche Schwierigkeiten, die in dem christlichen Gottesgedanken liegen, beseitigt und so den Gottesbegriff begreiflicher macht. Aber ist der Gott der Entwicklungslehre, den man je nach Belieben „Gott," „Natur," „Gesetz," „Kraft" oder „Weltordnung" nennen kann, der im besten Falle die geheimnisvolle, geistige Innenseite der Materie, die Weltseele ist, der stets an das Weltall gebunden bleibt, ohne als Persönlichkeit über seiner Schöpfung zu stehen — ist dieser Gott wirklich ein Wesen, das den Namen „Gott" verdient? Oder welcher Gott ist der vollkommene und wahrhaftige Gott: derjenige, der von unsrer Erkenntnis völlig begriffen werden kann, aber über die Welt nicht eigentlich erhaben, sondern nur der geistige Inbegriff und Vollgehalt, die Kraft und das Gesamtleben der Welt ist, oder derjenige, welcher für unsern Verstand allein unbegreiflich und für unsre Sprache unbeschreiblich, sich seinem Wesen nach nur unsrer ganzen Persönlichkeit im wirklichen Leben erschließt und mitteilt, aber dabei auch unsre Persönlichkeit über diese Welt erhebt, gleichwie er selbst frei über diesem Weltall steht? Und was befriedigt unser Innerstes wirklich: der theoretische Gottesbegriff der theologischen und philosophischen Spekulation oder die praktische Gotteserkenntnis und Gotteserfahrung der Frömmigkeit?

Der Gotteslehre unsers Darwinisten muß man aber wiederum auch Unwissenschaftlichkeit vorwerfen. Denn entweder ist er in seinen Gedanken und Worten unklar, oder er macht wiederum Phrasen. Weiter aber ist die Logik seiner Gottesbeweise durchweg anfechtbar. Die „Träume und Hoffnungen der genialen Menschen" können ebensogut getrogen haben, wie diejenigen andrer Sterblicher. Die Geschichte zeigt nicht bloß Fortschritt und Vollkommenheit, und die unbeseelte Natur weist keineswegs ohne weiteres über sich hinaus auf ein Wesen, das man „Gott" nennen müßte. Vor allem aber ist es völlig unverständlich, wie die Persönlichkeit des Menschen beweisen soll, daß „die unerforschliche Weltkraft ebensoviel und ebensogut als eine Person sei."

Also ist das Dasein Gottes und sein eigentümliches Wesen keineswegs als eine „rein wissenschaftliche Thatsache" konstatirt. Wir fügen hinzu: Gott sei Dank! Denn sonst wäre die Anerkennung und Verehrung Gottes, der Glaube an Gott nicht mehr eine freie, sittlich religiöse That der ganzen Persönlichkeit; der Unglaube wäre im letzten Grunde lediglich Beschränktheit, und die Männer der Wissenschaft wären die Auserwählten Gottes. Nun aber gilt statt dessen Ev. Matth. 11, 25—27 und 1. Kor. 1, 25—30. Allen theologischen und philosophischen Spekulationen, welche wähnen, den wahren Gott zu erkennen und zu verkünden, wenn sie einen möglichst vollkommenen Gottesbegriff zustande bringen, stellen wir kühn den einen Satz entgegen: der einzige vollgiltige Beweis für das Dasein Gottes und die einzige vollkommene Offenbarung Gottes ist die Person des geschichtlichen Jesus von Nazareth.

W B

Das Christentum in Japan

2

Am 9. September 1885 betrat der bisherige schweizerische Pfarrer Spinner als der erste Missionar des Allgemeinen protestantischen Missionsvereins in Yokohama den Boden Japans, und am nächsten Tage zog er in Tokijo, dem Orte seiner künftigen Wirksamkeit, ein. Ueber die Schwierigkeiten, welche eine erstmalige Missionsniederlassung mit sich zu bringen pflegt, kam er insofern leicht hinweg, als ihm der Auftrag geworden war, die Deutschen in Yokohama und Tokijo zu evangelischen Gemeinden zu sammeln und als ihr Pastor zu bedienen. Unter seinen geschickten Händen entstanden und entwickelten sich die beiden Gemeinden scheinbar ganz von selbst. Besonders die in Tokijo, welche im Gegensatz zu der in beständigem Wechsel begriffenen Bewohnerschaft der Hafenstadt Yokohama zumeist seßhafte Mitglieder zählt, bot ein angenehmes Arbeitsfeld und außerdem eine gesunde Grundlage für die weitergehenden Bestrebungen des Missionars.

Schon in den Gottesdiensten der Europäer zu Tokijo fanden sich allsonntäglich eine Anzahl junger Japaner ein, welche die deutsche Predigt verstanden, zumeist solche Männer, welche durch einen vorübergehenden Aufenthalt in Deutschland dem Christentum näher getreten waren. An diesen suchenden Seelen begann Spinner zuerst die eigentliche Missionsthätigkeit. Er richtete einen christlichen Religionsunterricht in seinem Hause ein, zu welchem sich binnen kurzer Zeit etwa dreißig junge Männer aus gebildeten Familien einfanden.

Es ist eine Freude — schreibt er —, diese Jünglinge zu sehen, wie sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Erzählungen aus den Evangelien lauschen, mit dem größten Interesse vom christlichen Abendlande hören, und deren Auge leuchtet, wenn ich ihnen die Zukunft eines christlichen Japans schildere und sie, die studirende Jugend, an die heilige Pflicht erinnere, sich tüchtig zu machen, um dereinst gute Führer ihres Volkes, wackere Erzieher der nachkommenden Generation zu sein.

Spinner betrat das japanische Missionsfeld zu einer Zeit, wo die Vorurteile gegen das Christentum fast ganz geschwunden waren, wenigstens in den großen Städten, in die er kam. Ja er fand ein so großes Verlangen vor, das Christentum kennen zu lernen, wie es wohl selten einem Missionar entgegen gekommen ist. Daraus erklärt es sich hauptsächlich, daß ihm von Anfang an alle Thüren offen standen, daß er sogleich alle Hände voll zu thun bekam und den Brüdern in der Heimat zurufen mußte: Kommt herüber und helft mir. In der That wuchsen die täglich neuen Aufgaben sehr bald über die Kraft eines einzigen Mannes hinaus. Spinner hatte jede Woche im Hause eines hohen Staatsbeamten einen Abendvortrag über religiöse, philosophische und ethische Fragen zu halten. Am „Institut für deutsche Wissenschaft," wo die Zahl der deutschen Lehrer für die nach den Kenntnissen des Abendlandes hungernde japanische Jugend nicht ausreichen wollte, gab er Geschichtsstunden, um eine möglichst tägliche Berührung mit den Studirenden zu haben. Dann kam wieder einer der großen Vortragsabende, wie sie eine besondre Eigentümlichkeit der japanischen Mission sind. Es werden da z. B. die größten Lokale von Tokijo gemietet, besonders die Theater; die Menge strömt von Mittag an aus Wißbegierde oder Neugierde hinein. Drinnen aber wird Stunden lang über christliche Gegenstände vorgetragen und disputirt. Die Buddhisten- und Schintopriester, welche sich hin und wieder zu einer Entgegnung herauswagen, ziehen fast regelmäßig den Kürzeren. Auch an diesen Gelegenheiten, wo die öffentliche Meinung für das Christentum gewonnen wird, beteiligte sich Spinner, sobald er die Sprache einigermaßen beherrschte; er sprach über Themata, wie: „Warum ist die christliche Moral die vollkommenste?" oder: „Wie erkennen wir Gott im Leben des Geistes?" Daneben gab es allerlei Artikel zu schreiben, z. B. in das „Theologische Monatsmagazin" von Tokijo über das Verhältnis von Wissenschaft und Religion, in das „Magazin für Frauen" über die Erziehung des Weibes und dergleichen. Nimmt man dazu, wie viele Personen jeden Alters und Geschlechts den persönlichen Verkehr des Pfarrers und Missionars suchten, um bei ihm Rat und Trost und Unterweisung zu holen, so findet man es ganz selbstverständlich, wenn der Allgemeine protestantische Missionsverein alle Kräfte aufbietet, um mehr Missionskräfte auf das so fruchtbar sich erweisende Arbeitsfeld zu schicken. Er hat einen weiteren Schritt gethan durch Aussendung eines zweiten Missionars, namens Schmiedel, der, ein Sachse von Geburt, zuletzt Gymnasiallehrer in Eisenach war. Derselbe ist mit seiner Frau am 17. Oktober des vergangenen Jahres glücklich in Tokijo angekommen. Fast zu gleicher Zeit konnte Spinner die von dem Verein neuerbaute Gottesdienst- und Vortragshalle einweihen, welche nun ganz zu seiner und Schmiedels Verfügung steht. Dieselbe befindet sich in günstigster Lage mitten zwischen den verschiedenen höheren Lehranstalten und bietet Raum für 300 Zuhörer. Dort sammelt sich nun bereits jeden Sonntag Vormittag die durch Spinners Taufen gebildete Heidenchristen-

gemeinde, welche sich den Namen „Allgemeine evangelische Kirche" beigelegt hat. Dort werden jeden Sonntag Abend Vorträge über ethische und religiöse Fragen gehalten oder Mitteilungen aus der Kirchengeschichte gemacht. Dort findet jeden Donnerstag Abend für des Deutschen mächtige Dozenten und Studenten der Universität ein wissenschaftlicher Vortrag über christliche Themata statt. Dorthin ist auch der Taufunterricht und der an einen weiteren Kreis gegebene christliche Religionsunterricht verlegt worden.

Auf die heranwachsende studirende Jugend bleibt das Hauptaugenmerk der beiden deutschen Missionare gerichtet, in der richtigen Erkenntnis, daß an diesem Punkte einer der wichtigsten Faktoren für die Christianisirung des Landes liegt. Augenblicklich sind ja die einflußreichsten Stellen im Lande, besonders in der Beamtenwelt, noch in den Händen konservativer Männer, welche nur notgedrungen bis zu einem gewissen Grade den fremdländischen Einflüssen nachgeben; aber, wenn nicht alles trügt, werden in kurzer Zeit die Jungjapaner an ihre Stelle treten, welche jetzt an den nach europäischem Muster eingerichteten Hochschulen ihre Studien treiben. Dieses heranwachsende Geschlecht für den christlichen Glauben zu gewinnen, ist darum eine der Hauptaufgaben für die Missionare in Japan. Wie das am besten geschehen könnte, darüber bringt der Church Missionary Intelligencer in seiner diesjährigen Februarnummer interessante Ratschläge aus der Feder eines dem Christentum freundlichen japanischen Gelehrten, des Professors Toyama von der Universität zu Tokijo. Derselbe wirft die Frage auf, wie die studirende Jugend Japans am leichtesten für das Christentum gewonnen werden könnte, und verspricht sich nicht allzu viel von der Wirkung der Missionspredigt. Dagegen giebt er den Rat, die Christen möchten gute höhere Schulen gründen, um hier die spätern Studenten vorzubilden. Da sollen sie christlich erzogen werden, schon fünf Jahre vor ihrem Eintritt in die Universität; was später bei der ausgesprochen skeptischen Richtung der meisten Studenten schwerlich gelingen würde, das dürfte in so jugendlichem Alter leicht sein.

Sicherlich sind diese Worte ein beachtenswerter Fingerzeig, und wie die Kirchliche Missionsgesellschaft in England, welche den Brief veröffentlicht, ihm Folge zu leisten im Begriff steht, so werden auch unsre deutschen Missionare die pädagogische Seite ihres Berufes wahrnehmen, so weit ihre Kräfte es möglich machen. Auch in dieser Hinsicht hat ja Spinner bereits den Anfang gemacht, und er scheint ganz der geeignete Mann zu sein, um jugendliche Herzen zu begeistern und zu gewinnen. Möge seine und seiner Mitarbeiter Missionsthätigkeit mit dauernden Erfolgen gesegnet sein. Möge es ihnen vergönnt sein, an hervorragender Stelle mit zu helfen, daß über der für Japan anbrechenden Zeit das christliche Kreuz strahle! Das schöne Inselreich befindet sich vor einer ernsten Entscheidung, die binnen kurzem fallen muß: ob das Christentum oder die glaubenslose, kalte Aufklärung darin herrschen soll. Wir evangelischen Christen des Abendlandes dürfen darum nicht versäumen, das dort begonnene Missionswerk eben jetzt mit verdoppelten Kräften zu treiben. P

Entstehung und Entwicklung der Friedensgesellschaften

Die Blätter der Geschichte, gleichviel aus welchem Jahrhundert und von welcher Nation sie berichten, sind angefüllt mit Schilderungen von Kämpfen und Schlachten.

Was auch immer die verschiednen Ursachen sein mochten: Aufstand unterdrückter Völker, Habsucht ehrgeiziger Fürsten, religiöse Intoleranz, ein gleicher Strom von Leiden und Elend folgte allen nach.

Wohl fehlte es im Laufe der Jahrhunderte nicht an Versuchen, solchem Elend Einhalt zu thun. Sowohl kirchliche als auch weltliche Obrigkeiten erließen Gesetze; sowohl Theologen als Gelehrte mahnten und predigten. Friedensbündnisse wurden gestiftet, Verträge geschlossen, um wieder und wieder in Blut ertränkt und mit dem Schwerte zerschnitten zu werden.

Am Anfang dieses Jahrhunderts, während wieder einmal die Kriegsfurie durch Europa raste, verbanden sich in London einige Mitglieder der Gesellschaft der Freunde (Quäker), um eine Friedensgesellschaft zu bilden. Im selben Jahre, ohne etwas von einander zu wissen, entstanden in Amerika zwei Friedensvereine, im August 1815 einer in Newyork und im Dezember die Ohio Society, denen bald andre folgten.

Ende der vierziger Jahre kam von Newbrittain in Massachusetts Elihu Burrit, the learned Blacksmith (der gelehrte Grobschmied), auch ein Quäker, nach Europa, der schon drüben als zwanzigjähriger Jüngling (geb. 1810) den Weltfrieden gepredigt hatte, gestützt auf die Aussprüche der Bibel. Nun durchzog er England, Frankreich, die Schweiz predigend und seine Olive-leaves verbreitend, die er selbst 1853 im Schwäbischen Merkur veröffentlichte, und da dieselben noch heute für die Grundsätze aller Friedensbestrebungen gut stehen, so führe ich einige davon an:

Der Gewinn des Krieges

mag wohl glänzend erscheinen; aber er wird verdunkelt durch die fürchterlichen Verluste, die das Volk treffen.

Es ist Thatsache, daß England kaum in einen einzigen Krieg verwickelt gewesen, wobei die Ehre völlig makellos geblieben ist, sei es in Bezug auf die Veranlassung zum Kriege, auf das Verhalten während desselben oder bei dem Abschluß.

Die Fußtapfen des Krieges.

Seid ihr je dem Marsche der Armeen nachgefolgt, oder habt ihr die Qualen in den Hospitälern mit eignen Augen angesehen? Sind euch die namenlosen Laster, die wilden Grausamkeiten, die zahllosen Leiden und Gefahren bekannt? Sahet ihr flammende Dörfer, die Leichname von Männern zu Tausenden geschlachtet? Habt ihr alles dieses nicht gesehen, so wißt ihr wenig vom Kriege.

Die Bürden des Militärwesens.

Aus den staatlichen Berichten kann man ersehen, daß die jährliche Summe, welche auf den Völkern Europas zur Unterhaltung ihrer Militäranstalten lastet, nicht weniger als 500 000 000 Dollars und zur Zahlung der Zinsen ihrer Nationalschulden nicht weniger als 300 000 000 Dollars beträgt.

So schreibt E. Burrit im Jahre 1853, und wie ungeheuerlich sind diese Summen seitdem angeschwollen!

Es ist mir ein schrecklicher Gedanke — fährt er fort —, daß die arbeitende und produzirende Klasse jährlich mit einer Steuer zum Belaufe von 800 000 000 Dollars beschwert wird, um die Zinsen der Kriegsschulden zu zahlen und die Millionen ihrer Mitmenschen zu unterhalten, welche dem Ackerbau, dem Handel und dem Gewerbe entrissen werden, um sich bereit zu halten, in Kriegszeiten einander umzubringen. Würden diese Gelder auf die physische, intellektuelle und moralische Veredlung der Menschheit verwendet, so würde ein unberechenbarer Segen daraus entspringen.

Verurteilung des Krieges sowohl durch die Humanisten als durch die Kirchenväter.

Erasmus von Rotterdam, 1467 bis 1536, der Ruhm seines Jahrhunderts, hat mit großer Kraft und Schönheit wider den Krieg geschrieben: „Welch teuflisch Wesen — spricht er —, gewaltig im Bösen, erfüllt die Brust der Menschen mit einer unersättlichen Wut für den Krieg! Wären wir nicht mit dem Anblick vertraut geworden, wodurch unser Erstaunen geschwächt und das Gefühl abgestumpft worden ist, so würden wir es nicht glauben können, daß jene elenden Wesen, die mit der Wut der Furien wetteifern, im Besitze vernünftiger Seelen sich befinden. Räuberei, Blutvergießen und Verheerung wirft rücksichtslos alles Heilige und Unheilige durcheinander."

Wie der Krieg vermieden werden kann.

Statt der Entscheidung durch das Schwert mögen die Völker und ihre Regierungen ein Schiedsgericht einsetzen, welches die fraglichen Differenzen untersucht und aburteilt. . . . .

Dieses sind Einrichtungen, welche sicherlich ausführbar sind. Es sei denn, daß die Menschen dennoch das Schlechte wählen.

Unsre Erziehung als Pflegerin der Kriegslust.

Gar viele Schulbücher lehren die Kinder mit Geringschätzung und Verachtung auf fremde Nationen herabblicken. Sie stellen den Krieg als ein Schauspiel des Ruhmes dar; sie gewöhnen die Jugend, das Elend gering zu achten, welches die eigne Nation über die Bewohner eines andern Landes gebracht hat. —

Vom Anfang dieses Jahrhunderts, also seit etwa siebzig Jahren, datirt die neuerwachte Friedensbewegung in Amerika und England. Deren erste Gesellschaften wurden, wie schon erwähnt, durch Quäker ins Leben gerufen. Sie halten dafür, daß jeder Krieg Unrecht ist und verweigern selbst das Tragen der Waffen.

Andre Gesellschaften, welche den noch gar ungleichen Entwicklungsstufen der Menschheit Rechnung tragen, geben zu, daß die Nationen genötigt sind, sich im Waffengebrauch zu üben,

um Vaterland und Herd vor etwaigen feindlichen Einfällen zu schützen und zu verteidigen.

Doch alle diese Gesellschaften stimmen überein, daß internationale Differenzen, die von Zeit zu Zeit zwischen zivilisirten Völkern entstehen, einem Schiedsgerichte unterbreitet werden sollen — wie es ja im Privatleben geschieht —, sei ein solches Tribunal nun zusammengesetzt aus von den Staatsoberhäuptern ernannten Richtern, wie bei dem Genfer Schiedsgericht, welches im September 1872 die Alabamafrage entschied, oder sei es eine andre Autorität, wie z. B. der Papst, welcher den Erstbesitz der Karolineninseln Spanien zuerkannte.

Es ist das Bestreben der Friedensgesellschaften, in allen europäischen und amerikanischen Hauptstädten Vereine von einflußreichen und praktischen Männern ins Leben zu rufen, die, so viel in ihrer Macht steht, beim Ausbruch internationaler Differenzen die Presse und die öffentliche Stimmung besonnen und ruhig zu halten suchen, um womöglich einem drohenden Zusammenstoß vorzubeugen.

In dieser Ausführung gewannen die Bestrebungen zuerst in Amerika und England Gestalt. Die beiden Hauptvertreter letztgenannten Landes: Mr. Henry Richard, Mitglied des englischen Parlaments und Vorsitzender der ältesten Friedensgesellschaft Englands, und Mr. Hodgson Pratt, Vorsitzender des Schiedsgerichts und der Friedensgesellschaft zu London, bereisten zum Zwecke der Verbreitung der Ideen das europäische Festland.

Die Friedensfreunde halten sich von jeder religiösen, politischen und sozialen Parteifärbung fern; dagegen haben sie in den letzten Jahren ihr Augenmerk auf die Erziehung der Jugend gerichtet. Hier gilt es, Vorurteile und Haß gegen andre Völker gar nicht erst aufkommen zu lassen. Der Einfluß und die Verantwortung liegen in den Händen der Eltern und besonders der Mütter, sowie derer, welche sie vertreten, der Lehrer und Lehrerinnen. Die Schule in ihren verschiedenen Lehrfächern: Sittenlehre, Geschichte u. s. w., soll zur Pflanzstätte gemacht werden, um die Gefühle der Nächstenliebe und gegenseitigen Anerkennung und Achtung der Völker einzuprägen. Auf diesem Felde kann und, ist zu hoffen, wird jeder Mensch ohne Rückhalt Mitarbeiter werden. —

Liste der Friedensgesellschaften, so genau als möglich

Amerika: 1. die Amerikanische Friedensgesellschaft zu Boston; 2. die Universale Friedensgesellschaft zu Philadelphia; 3. die Nationale Schiedsgerichts-Vereinigung zu Washington; 4. Friedensgesellschaft der Freunde in Amerika zu Ohio.

Dänemark: Vereinigung zur Neutralisation Dänemarks.

Deutschland: Vereine in Darmstadt, Frankfurt, Stuttgart.

England: 1. Friedensgesellschaft der Freunde, Präsident: Henry Richard, M. P.; 2. der Nordwestliche Hilfsverein zu Darlington; 3. die Lancashire und Yorkshire internationale Schiedsgerichts-Gesellschaft zu Manchester; 4. die Friedensgesellschaft zu Liverpool; 5. die Schiedsgerichts-Gesellschaft zu Birmingham; 6. die Westengland-Schiedsgerichts-Gesellschaft zu Bristol; 7. der Yorkshire-Zweigverein zu Leeds; 8. die Zentral-Frauen-Friedens- und Schiedsgerichts-Gesellschaft, Präsidentin: Frau Henry Richard; 9. die Friedensgesellschaft der Arbeiter, Sekretär: Mr. W. Cremer, M. P.; 10. die Internationale Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft, Vorsitzender: Mr. Hodgson Pratt; 11. die Frauen-Friedens- und Schiedsgerichts-Gesellschaft, Sekretärin: Frau Southey.

Frankreich: 1. Gesellschaft der Freunde des Friedens zu Paris, Präsident: Mr. Passey; 2. Vereinigung der Arbeiter für den internationalen Frieden, Sekretär: Mr. Henri Brisac; 3. Gesellschaft der jungen Freunde des Friedens zu Nimes*); 4. Gesellschaft des Friedens durch Erziehung, Professor Hipp. Destrem zu Paris.

Italien: 1. Friedensgesellschaft zu Palermo; 2. Lombardische Union zu Mailand, Präsident: Professor Francesco Vigano.

Niederlande: 1. Die niederländische Gesellschaft des Friedens; 2. Frieden durch Erziehung zu Amsterdam.

Oesterreich: Das Komitee der Friedensfreunde.

Schweiz: Die Internationale Liga des Friedens und der Freiheit zu Genf.

Schweden: Die schwedische Gesellschaft des Friedens zu Stockholm.

Die hier verzeichneten Friedensvereine geben monatliche Journale heraus, veröffentlichen Jahresberichte und verbreiten Flugblätter. Sie stehen durchaus nicht alle auf demselben Boden. Während einige die Lehren der christlichen Religion zur Grundlage ihres Strebens machen, arbeiten andre auf Antrieb reiner Menschlichkeit. Einige Gesellschaften verbinden mit ihren Friedensbestrebungen politische und religiöse Ansichten, die andre durchaus verwerfen würden. Aber alle sind von der hohen Wichtigkeit der Arbeit für den internationalen Frieden durchdrungen, und hierin stimmen sie aus aufrichtigem Herzen überein. Marie Fischer geb. Lette

*) Es spricht für den Ernst dieser 1887 gegründeten Association des jeunes Amis de la Paix zu Nimes, daß sie bei der jetzt in Frankreich gegen Deutschland herrschenden Stimmung die Flugschrift einer Deutschen, der Verfasserin obigen Artikels, aus dem Deutschen ins Französische übersetzt und verbreitet hat. Daß man den Friedensgesellschaften vielfach deutschfeindliche Gesinnungen schuldgiebt, wird von ihren Freunden daraus erklärt, daß die Bewegung in Deutschland kaum vorhanden, in Frankreich dagegen sehr lebhaft ist, und daß Mr. Hodgson Pratt, Vorsitzender der bekanntesten englischen Gesellschaft, wohl französisch, aber nicht deutsch redet und versteht. Wir Deutschen mögen als ein kriegerisches Volk den Friedensfreunden verdächtig sein. Uebrigens ist die Gemeinsamkeit der verschiednen Vereine nach Obigem eine so lose, daß es nicht angeht, sich gegenseitig verantwortlich zu machen.
D H

Zum Liechtensteinschen Schulantrage

Aus Oesterreich*)

Seit langer Zeit schon hat in Oesterreich keine parlamentarische Enuntiation die Gemüter in solche Aufregung versetzt, wie dies der Liechtensteinsche Schulantrag zu wege gebracht hat. Gleichwohl kam derselbe durchaus nicht unerwartet; alle Parteien waren auf einen derartigen Anschlag auf die Schule seit Jahren vorbereitet; er war ja von Liechtenstein selbst, mit der Uhr in der Hand, vor Jahren schon gewissermaßen angekündigt — was also ist an ihm das aufregende?

Angesichts der vielen seit seinem Erscheinen zum Ausdrucke gelangten Anschauungen und Schlußfolgerungen, Hoffnungen und Befürchtungen, angesichts endlich der Behandlung, die der Antrag im Abgeordnetenhause selbst erfahren, erscheint es kein leichtes, der Frage näher zu treten. Wenn wir es dennoch unternehmen, so betonen wir von vornherein, daß wir uns keineswegs auf den Standpunkt der evangelischen Minorität in Oesterreich allein stellen können, sondern vielmehr, vom staatlichen Interesse ausgehend, diesen Gesetzentwurf einer Beurteilung unterziehen müssen. Von diesem Gesichtspunkte aus ergeben sich drei wesentliche Momente, welche diesen Antrag als höchst bedenklich erscheinen lassen. Der Gesetzentwurf verlangt eine Herabminderung der achtjährigen Schulpflichtigkeit auf eine sechsjährige und damit nicht nur, sondern auch mit bestimmter Abgrenzung des Unterrichtsstoffes eine Einschränkung des gegenwärtigen Lehr- und Lernzieles; er will die Volksschulgesetzgebung den einzelnen Landtagen zuweisen und damit der Reichsgesetzgebung entziehen; er will dies beides, um die eigentliche Absicht, die Wiederherstellung der streng römisch-katholischen Schule, zu erlangen und bedroht dadurch die konfessionellen Minoritäten, besonders die evangelischen Gemeinden Oesterreichs, in ihrer Existenz.

Das Ziel, welches Liechtenstein anstrebt, ist lediglich die katholische Schule, nicht die konfessionelle; denn sonst müßte auch ausgesprochen sein, was mit den bestehenden evangelischen Schulen zu geschehen hat, beziehungsweise wie für die vielen evangelischen Kinder, welche zur Zeit die öffentlichen Schulen besuchen, gesorgt werden wird. Um dieses Ziel zu erreichen, werden Konzessionen gemacht an Länder und Nationen. Und fürwahr, der Zeitpunkt, auf diesem Wege solches Ziel zu erreichen, ist gut gewählt. Unser Parlament bietet einen traurigen Anblick. Wohl sind alle Länder in demselben vertreten: die Tschechen haben Taaffe zu Liebe das Schmollen aufgegeben. Aber um welchen Preis? Fast alles, was im Interesse des Staates erlangt werden soll, muß von der Majorität durch Konzessionen an die einzelnen Länder erkauft werden; für alles fast hat sich, um die Zustimmung zu erlangen, eine Kunst des Erschacherns herausgebildet — der Staatsgedanke scheint zerrissen. Selbst die deutsche Partei hat sich gespalten. In ihr ist ein Teil zur Geltung gelangt, der als „deutschnational" ebenso wie die andern Nationen an der Verländerung arbeitet; in ihr ist ein Frak-

*) Vgl. den Artikel aus andrer Feder in Nr. 22 d. Bl.

tiönchen zu tage getreten, das seinen Ruhm in dem entwürdigenden Skandale sucht. Mit solchen Faktoren ist zu rechnen, und Liechtenstein baut auf diese Zustände. In Tirol, Oberösterreich und auch anderwärts ist man auf die achtjährige Schulpflicht seit jeher nicht gut zu sprechen. Wird den Vertretern dieser Richtung das Zugeständnis der sechsjährigen Schulpflicht gemacht, sollten sie dann nicht (der Tiroler ist man ja sicher) für die katholische Schule stimmen? Die Tschechen suchen immer mehr Rechte für den Landtag zu gewinnen, um endlich doch an das Ziel der Tschechisirung der Länder der Wenzelskrone zu gelangen. Sie bilden einen wesentlichen Teil in der derzeitigen Reichsratsmajorität. Sie sind zwar nicht für die konfessionelle Schule, aber um den Preis, daß die Einheit der Gesetzgebung auf dem Gebiete der Schule verländert wird, sind sie doch etwa willig (die Tiroler sind ja auch hier verläßlich) und stimmen mit Liechtenstein. Noch ein weiteres hat der große Antragsteller ins Auge gefaßt, um seines Zieles sicher zu sein: Galizien ist von dem Gesetze ausgenommen. Den Polen also schadet und nützt das Gesetz nichts; gelegentlich entfällt auch für sie wieder ein Lohn, wenn sie nur diesmal mitstimmen und überstimmen helfen. Dies war die Lage, als der Antrag eingebracht wurde, und ist sie wohl noch; sie sollte ausgenützt werden, darum das Drängen zur ersten Lesung.

Aber die erste Lesung unterblieb und muß nun doch warten bis zum Herbst, da die dermalige Reichsratssession schon in den ersten Tagen des Juni ihr Ende erreichte.

In den Mitteln aber, welche Liechtenstein wählt, um seinen und seiner Verbündeten Zweck zu erreichen, liegt das Unwürdige und darum Aufregende dieses Antrages. Für die Protestanten ferner auch noch in der Ungerechtigkeit, in der drohenden Gefahr, welche derselbe in sich birgt. Es sind dies bedenkliche Zustände, und wer irgend für Oesterreich fühlt und empfindet, wird sich der gerechten Klage darüber nicht entschlagen können, daß in dem Hause der Abgeordneten solche Spekulationen Eingang gefunden haben, welche in der rücksichtslosesten Weise nicht das allgemeine Wohl, sondern nur das Parteiinteresse im Auge haben und eine Auflösung des Staatsganzen zur Folge haben müssen, wenn nicht noch rechtzeitig eine Umkehr erfolgt.

Zur Zeit sind die evangelischen Schulen Privatschulen, das heißt sie werden von den Gemeinden erhalten, von welchen sie gegründet sind; ihnen wird keine Subvention vom Staate oder Lande oder von der politischen Gemeinde zugewendet; im übrigen haben sie den Anforderungen des staatlichen Schulgesetzes zu entsprechen. Das ist die sogenannte derzeitige „Schulnot" in Oesterreich, um derentwillen so viele evangelische Schulen aufgelassen und in öffentliche umgewandelt worden sein sollen. Was verspricht nun der Liechtensteinsche Gesetzentwurf in dieser Richtung? Gar nichts neues. Die ganze Aenderung ist eine Namensänderung. Die Schule heißt dann „katholische" statt wie bisher „öffentliche"; ihr gegenüber stehen die evangelischen Schulen, nach wie vor von den Kirchengemeinden erhalten, ohne irgend welche Subvention. Hier macht sich in manchen Kreisen ein eigentümlicher Optimismus geltend. Man sagt, und zwar nicht vereinzelt: wenn das Liechtensteinsche Gesetz durchgeht, dann **muß** der Staat auch für die evangelischen Schulen sorgen, und er wird es darum auch thun. Wir denken darüber anders; ja wir glauben, dann erst wird die rechte „Schulnot" der Evangelischen ihren Anfang nehmen. Wo ist denn das zwingende „muß" zu finden? Im Gesetzentwurfe liegt es nicht, aber vielleicht in der Billigkeit? War dieselbe nicht schon lange geboten? Hat bisher außer Schlesien irgend eine andre Provinz sich veranlaßt gefühlt, den evangelischen Schulen eine Handreichung zu gewähren? Die öffentlichen Schulen sind allen Kindern zugänglich — die kommenden katholischen werden es als die staatlichen Schulen ja auch sein: wer sie nicht mitbenutzen will, der mag für sich sorgen. Das aber wird eintreten, daß dann die Protestanten diese konfessionellen Schulen nicht mehr werden benutzen **wollen**, daß sie dann werden für ihre Kinder sorgen **müssen**, das heißt die bestehenden Schulen ausbauen und neue gründen, um Raum zu schaffen für die Kinder, und woher die Mittel nehmen, da dieselben schon für den gegenwärtigen Bestand nicht reichen? Darin liegt für die konfessionelle Minderheit die große Gefahr, welche der Gesetzentwurf in sich birgt.

So müssen wir diesen Liechtensteinschen Antrag als ein schmachvolles Attentat auf die staatliche Entwicklung bezeichnen, als eine neuerlich versuchte Dragonade gegen die Protestanten. Und das ist auch unser Trost: es bleibt bei dem Attentate, es bleibt bei dem Versuche. Trotz der für den Antrag in Umlauf gesetzten, mit zahlreichen Unterschriften bedeckten Petitionen, trotz der schlau zusammengerechneten Majorität im Abgeordnetenhause ist derselbe nicht zur ersten Lesung gekommen. Die eigentlichen Ursachen sind ja unbekannt; sie sind zu suchen in den geheimen Verhandlungen, welche zwischen den einzelnen Fraktionen untereinander und mit der Regierung gepflogen wurden, und gewiß mag auch richtig sein, daß der ungestüme Eifer Liechtensteins in der Audienz durch den Kaiser selbst etwas gemäßigt wurde. Zwei offen gegebene Versicherungen aber gelten uns als Anhaltepunkte für unsre Behauptung. Die Regierung wird die staatliche Schulaufsicht nicht aus den Händen geben, und Minister Gautsch läßt das Bildungsniveau auch der Volksschule nicht herabdrücken. Mit dem erstern ist das wesentlichste Moment des Gesetzentwurfes schon gebrochen. Für Liechtenstein und Genossen handelt es sich ja nicht bloß um den katholischen Religionsunterricht, um Lesebücher im katholischen Geiste geschrieben und dergleichen, sondern mehr noch um die Schulaufsicht durch die katholische Geistlichkeit, um die Botmäßigkeit der Schule unter der katholischen Kirche. Mag nun bezüglich des Bildungsniveaus behauptet werden, daß ja auch Gautsch nicht von ewiger Dauer sei und daß schon in der nächsten Zeit sein jüngster Pyrrhussieg ihn zum Rückzuge bewegen könnte, so halten wir doch dafür, daß die gesamte Regierung diesen Ausspruch teilt und teilen muß, will sie nicht für sich selbst eine große Gefahr heraufbeschwören. Und obgleich vieles schon der Dezentralisation anheimgefallen ist, so dünkt es uns sehr unwahrscheinlich, daß auch die Volksschulgesetzgebung den Landtagen überliefert wird. Die gewiß durch die Regierung mit herbeigeführte Verzögerung der ersten Lesung läßt uns vielmehr mit Bestimmtheit erwarten, daß der Liechtensteinsche Antrag nur Entwurf bleiben und nie Gesetz werden wird.

Ein andres bleibt aber doch die Frage um die konfessionelle Schule. Diese Frage schlich schon Jahre lang im Verborgenen; sie ist nun an die Oeffentlichkeit getreten und wird sich nicht mehr totschweigen lassen. Da glauben wir denn, daß die Regierung die gewonnene Zeit dazu benutzen wird, selbst einen konfessionellen Schulgesetzentwurf auszuarbeiten und vorzulegen, welcher das Staatsinteresse wahrt. Und hier dürfen wir vielleicht hoffen, daß dem evangelischen Oberkirchenrate eine solche Einflußnahme gelingen werde, durch welche die drohende Bedrückung der Protestanten abgewendet wird. J E

Die katholische Konvertitenlitteratur

3. Die Romane Max von Boehns

Nach dem Rezept, das wir kennen gelernt haben, sind zahlreiche Konvertitenromane angefertigt.

Vor andern hat sich neuerdings als Konvertitenschriftsteller **Max Ulrich von Boehn** einen Namen gemacht und zwar durch seine zwei Romane „Ave Maria" und „Stella Matutina" (Mainz, Franz Kirchheim, 1885 und 1887). Diese Romane werden in der katholischen Presse als die bestgeschriebenen katholischen Tendenzromane bezeichnet, als Werke, die von einer Meisterhand herstammen. Die plastische Treue derselben wird gerühmt, der Takt und das Geschick, mit welchen die Apologetik behandelt ist, belobt und die Tendenz, die Lehren der katholischen Kirche gegen die herkömmlichen protestantischen Entstellungen und krassen Vorurteile kurz und bündig zu verteidigen, gebilligt.

Sehen wir von der Tendenz ganz ab, die schon größeren Schriftstellern als Boehn ihre Romane verdorben hat, so müssen wir sagen, daß die schriftstellerische Begabung Boehns sehr mäßig ist. Aber er ersetzt das mangelhafte Können durch gute Gesinnung, und das genügt heutzutage für die katholische Presse, um auch

das elendeste Machwerk in den Himmel zu heben, es dadurch in den katholischen Familien einzuschmuggeln und ihm so auch buchhändlerischen Erfolg zu verschaffen.

Wie viel unparteiischer ist doch die protestantische Kritik, welche ohne jede Rücksicht auf die Konfession einfach den ästhetisch-ethischen Maßstab an ein dichterisches Werk anlegt! Aber die katholische Kirche zieht den Vorteil aus der protestantischen, wie aus der „ungläubigen" Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe. Denn der gewöhnliche Leser, welcher nicht hinter die Coulissen sieht, muß infolge dessen glauben, daß die Leistungen katholischer Dichter und Schriftsteller viel bedeutender seien, als sie wirklich sind, und als die der Protestanten. Und daneben thut ja die ultramontane Presse alles, um die Größe der bisher auch bei Katholiken anerkannten „protestantischen" Dichter (man denke an unsre Klassiker!) herunterzusetzen und sie mehr und mehr aus dem Bewußtsein ihrer Gläubigen zu verdrängen.

Es verlohnt sich nicht, den Gang der beiden Romane näher zu schildern. In dem einen (Ave Maria) wird ein protestantischer Graf bekehrt, um dafür mit der Hand einer gut katholischen Fürstin belohnt zu werden. Im andern (Stella Matutina) bekehrt sich ein protestantischer Journalist, aus Verzweiflung, weil er die Hand einer Gräfin nicht gewinnen kann; die Gräfin wird die Gattin eines einst freigeistigen katholischen Grafen, der seine Freigeisterei ablegt und wieder gut katholisch wird.

Die Schilderung des Bekehrungsverlaufs ist die übliche. Auch das kehrt wieder, daß die Protestanten durch die Art, wie sie auf Einwürfe antworten und nicht antworten, nach protestantischem Urteil sich ein Armutszeugnis um das andre ausstellen. Katholische Leser halten natürlich trotzdem diese traurigen Gestalten für wahre Vertreter des Protestantismus; ihnen wird der Schein erweckt, als ob der Protestantismus selbst nur ungenügend oder gar nicht antworten könnte.

Die Vertreter des Protestantismus in „Ave Maria" sind Graf Egon und seine Mutter, die Generalin; außerdem einige andre Gestalten männlichen und weiblichen Geschlechts, die von vornherein so verzerrt gezeichnet sind, daß man von Rechts wegen hoffen müßte, auch ein katholischer Leser werde sie nicht ernst nehmen, noch daran denken, ihre Jämmerlichkeiten dem Protestantismus aufzubürden. Graf Egons Protestantismus ist nicht viel besser. Als ein katholischer Standesgenosse zur Verteidigung des Klosterwesens sagt, daß man erst durch völlige Abstraktion des Weltlichen zum Himmlischen gelangen könne, da kann Egon „nichts mehr einwenden." Wie ihm dann weiter die Entartung der Klöster nur als ein Zeichen menschlicher Unvollkommenheit geschildert wird, wie man ihn darauf hinweist, das Klosterleben sei ein fortgesetzter Kampf um das Himmelreich, wie eine Gräfin, um die Notwendigkeit der Klöster zu begründen, ihm die Frage zuschiebt: „Wo soll denn auch der, welcher ein großes Unrecht, eine große Sünde begangen, büßen können? wo soll das Unglück eine Zuflucht finden?" da —

schwieg Egon, überwunden, nicht überzeugt; gern hätte er noch etwas entgegnet, aber er fühlte zu gut, daß er nichts Stichhaltiges mehr zu sagen habe.

Das steht schon auf Seite 17, und so geht es durch den ganzen Roman hindurch. Bei einer Gegenüberstellung von katholischen und protestantischen Pfarrern

wagte Egon den sehr naheliegenden Gedanken, wieviel besser es doch um das Leben der katholischen Kirche bestellt sei, deren Diener gar keine Erdensorgen hätten, nicht auszusprechen.

Uns macht es wenig Eindruck, wenn in Bezug auf die Heiligenverehrung versichert wird:

Wir beten die Heiligen nicht an, sondern wir bitten dieselben nur um ihre Fürbitte bei Gott; sie können uns nichts gewähren, sondern sie sollen nur für uns beten. ... Der Apostel Paulus empfiehlt sich ja in allen Briefen den Fürbitten der Gläubigen! Die Kirche als solche schafft sich nicht willkürlich Heilige, sondern sie kann nur Gottes Urteil bestätigen; durch skrupuleuseste [!] Prozesse sucht sie alles zu erforschen, was auf das Leben und die Thaten solcher Bezug hat, die im Geruche der Heiligkeit gestorben sind. [Die Geschichte wirft auf die Gewissenhaftigkeit dieser Prozesse ein nur allzu helles Licht!] ... Wir stellen die Jungfrau Maria zwar über Erde und Himmel, aber eine Göttin machen wir nicht aus ihr!!

Anders dieser Protestant: nach diesen Auseinandersetzungen fühlte sich Egon wieder besiegt. Was war das, daß er jedes mal im Kampfe der Meinungen mit dem Pfarrer oder dem Grafen den kürzeren zog?

Diese Frage ist freilich sehr einfach zu beantworten: weil der Erfinder des zum Konvertiten bestimmten Egon es so für gut befunden hat. Er schiebt es aber auf die Erziehung der Protestanten:

Hatte man ihn geflissentlich in Unwahrheit erzogen? Durch böswilliges Entstellen, durch absichtliches Verschweigen suchte man ein Gebäude zu halten, welches man seinen Jüngern als das des Lichtes und der Vernunft, als das der untrüglichen Wahrheit, des reinen Evangelii anpries, und nun [schon auf S. 67!] fingen ihm die Fundamente an zu wanken?

Doch hören wir weiter. Ein Graf Pius belehrt die protestantische Generalin:

Das Papsttum ist aller wahren Wissenschaft von jeher hold gewesen und hat sie nach Kräften gefördert. Das Papsttum ist nur jener Afterwissenschaft Feind, die unter Freiheit den unbeschränkten Mißbrauch ihrer Vernunft versteht. Für den Gelehrten und Ungelehrten sind die Dogmen der Kirche der Kompaß, der unverrückt auf das Ewige zeigt —

und die hochgebildete protestantische Dame hat darauf „nichts mehr zu sagen." Und als derselbe Graf Pascals berühmtes Buch über die Jesuiten der Lüge und Fälschung zeiht, als er den Jesuitenorden preist als den Damm gegen das überwuchernde Unkraut sogenannter Reformation, der nur deshalb verfolgt und gehaßt werde, weil er den Namen Jesu trage (!!), als er noch einiges deklamirt über die Nützlichkeit der Orden im allgemeinen, „da wußte die Generalin auch nichts mehr zu erwidern," und Egon „war unparteiisch genug, die Wahrheit dessen, was der Graf gesagt, einzusehen."

Nach einer würdevollen Verteidigung der lateinischen Messe — sie sei jedem Katholiken verständlich, weil [!] sie in einer fremden Sprache gehalten werde — fragt der Pfarrer, wie es in der evangelischen Kirche rings auf dem Erdenrund um die Gleichförmigkeit bestellt sei; aber „die Generalin wich dieser verfänglichen Frage aus." Als dann derselbe tapfere Mann „nachweist," daß die Bibel nicht der alleinige Grundpfeiler des Christentums sei, wobei sogar der böse Heide Lessing dem Pfarrer als Eideshelfer dienen muß, als er mit dem elenden Witze schließt, in der Bibel stehe nur: Höret das Wort, und nicht: Leset es! da „gab die Generalin widerwillig zu," daß diese Behauptungen alle ihre Berechtigungen haben. Bei dieser Behandlung der Bibel wundert es uns nicht, ein Wort Salomos als das eines Propheten und Matth. 5, 3 folgendermaßen angeführt zu lesen: Selig sind, die geistig arm sind, denn sie werden Gott schauen!*)

Derselbe Pfarrer erklärt weiter, daß die Greuel der Inquisition „gar nicht so schwer zu rechtfertigen wären, wenn man uns nur immer zu Worte kommen ließe." Glauben wir ihm, ohne uns bei der glorreichen Verteidigung aufzuhalten! Diese Rede schließt mit den Worten:

Unter schönen Phrasen und Redensarten verbergen sie dem Uneingeweihten die destruktiven Tendenzen ihres Ordens; Lüge, Heuchelei, Bosheit reichen sich in ihm die Hand: die greifbare Hochkirche des Teufels!

Gemeint sind — die Freimaurer, deren Gefährlichkeit wahrhaft genial aus den häufigen Verdammungsurteilen der Päpste „bewiesen" wird; denn die Päpste würden sich sonst nicht so viele Mühe mit deren Bekämpfung gegeben haben! Statt daß nun die Generalin darauf erwiedert, der Pfarrer habe da eine ausbündig treffende Schilderung des Jesuitenordens, nicht des Freimaurerordens gegeben, sagt sie:

Ich werde mich hüten, mit Ihnen wieder anzufangen; Sie stoßen ja alles um, was man von Jugend auf für felsenfeste Wahrheit hielt.

*) Uebrigens steht diese Auffassung der Bibel, welche sich S. 94 findet, in seltsamem Widerspruch gegen das, was S. 70 gesagt wird. Dort heißt es: „Unsre Kirche fußt in ihren Dogmen wie in ihrer äußern Verfassung auf der Bibel." Ach ja; in ihr steht das Wort: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. „Und an diesem Bibelwort — sagt Herr von Boehn — können wir nicht deuteln und drehen." „Seit Petrus der erste Bischof von Rom war" ... und so weiter, wie es die gänzlich haltlose Petruslegende will und die Annahme einer ununterbrochenen Reihenfolge auf Petri Stuhl mit sich bringt. Das Bibelwort kennen wir auch; die weiteren Ausführungen sind uns Bochnische Dörfer.

Und der Graf Pius bemerkt hierzu:

Der Abscheu vor allem Katholischen ist den Leuten in Fleisch und Blut übergegangen; sie wollen sich nicht unterrichten, sie wollen nicht belehrt sein; unbewußt schlägt das böse Gewissen ihnen und hindert sie, zu knieen und demütig das Pater peccavi zu sagen.

Wir danken für diese Erklärung unsrer Hartnäckigkeit. Einstweilen haben wir trotz der ausgiebigen Belehrung, die uns Max von Boehn und andre haben angedeihen lassen, noch ein ausnehmend gutes evangelisches Gewissen. Auf ein Pater peccavi vor dem „heiligen Vater" in Rom ist von seiten des Protestantismus in Ewigkeit nicht zu rechnen!

So geben die Protestanten des Herrn von Boehn in „Ave Maria" alles zu. Auch sein Schriftsteller und Journalist in „Stella Matutina" ist der gleiche protestantische Tölpel. Schon Seite 52 und 53 schweigt Cornelius „dem dortigen katholischen Pfarrer gegenüber;" dann entschuldigt er sich, daß er übereilt gesprochen habe, und zuletzt macht er zu des Pfarrers Worten „eine bejahende Geberde."

Wer sollte auch einem katholischen Priester widerstehen können! Die Verherrlichung desselben und die Herabwürdigung der protestantischen Pfarrer gehört zum Rezept. Da wird der katholische Pfarrer als asketisch streng geschildert, als ein Mann, der sich jeden Schmuck des Lebens versagt, um nur seiner Gemeinde zu leben. Der Pastor aber „war in erster Reihe der besorgte Familienvater," und ein Amtsrat bemerkt:

Ich kann nie glauben, daß z. B. der Geistliche, der eine große Familie hat, für die er sorgen soll, genügend Interesse und selbstlose Liebe für seine Gemeinde übrig haben wird. ... Außerdem verlangen wir mehr von unserm Pfarrer, als Ihre Kirche kennt. Sie wollen nur alle acht Tage eine Predigt, und sehen Ihren Geistlichen nur auf der Kanzel, vielleicht auch noch bei gelegentlichen Amtshandlungen; aber Sie lernen ihn und er Sie nicht kennen.

So kann nur entweder Dummheit oder Bosheit reden! Und diese Bosheit oder Dummheit ist es auch, wenn dem edeln Egon in der spätern Zeit, da er in Rom ist, folgende Gedanken zugeschrieben werden:

Dort [in der protestantischen Kirche, sein „Hier" ist jetzt Rom] wendet man sich in kahlen vier Wänden einseitig nur an den Verstand, um ihm Dinge klar zu machen, die über dem Verstande liegen. ... Mit Schrecken dachte er an die berühmte Dreiteilung der Rede; immer wenn er gehofft hatte, nun werde die Predigt zu Ende sein, dann kam erst die Einteilung: zum ersten, zum zweiten, zum dritten [der Erzähler scheint häufiger bei Auktionen als in protestantischen Gottesdiensten gewesen zu sein!], und mit stumpfer Ergebung hatte er dann die Worte über sich hinrauschen lassen.

Natürlich bekommen auch unsre Diakonissen ihre Hiebe ab.

Denn diese schließen nicht mit der Welt ab, wie unsre Nonnen, im Gegenteil, sie haben immer noch Hoffnung oder Möglichkeit, den Arzt, den Direktor, den Anstaltsgeistlichen oder einen Kranken zu heiraten.

Solches Gerede ist nicht mehr nur einfältig, es ist boshaft. Wie würde die katholische Presse über uns herfallen, wenn wir sagen würden, es sei lediglich die Aussicht auf behagliche lebenslängliche Versorgung, welche katholische Mädchen zum Eintritt in den Nonnenstand bewege, namentlich solche, die keine Aussicht mehr haben, einen Mann zu bekommen!

Aber diese Verunglimpfung der Diakonissen ist wiederum nicht etwa eine Boehnische Spezialität: sie geht durch die ganze Konvertitenlitteratur. In einer noch nicht abgeschlossenen Erzählung „Auf verschiednen Wegen zu Einem Ziel" im Stuttgarter „Katholischen Sonntagsblatt" lesen wir soeben (Nr. 22 vom 27. Mai 1888) folgendes:

Baronin von Schrank fügte hinzu: Die Barmherzigen Schwestern sind ja auch vortrefflich; allein ihre Werke sind nicht so das Verdienst der einzelnen, wie bei den Diakonissinnen.

Wie verstehen Sie das, gnädige Frau? frug er überrascht.

Die lebhafte Rednerin antwortete ohne Zögern: Eine Diakonissin handelt frei, und übernimmt die Pflege aus eigner Ueberzeugung, sie setzt ihre ganze Kraft freiwillig ein, ihr eignes Ich kommt dabei auch zur Geltung; die Barmherzige Schwester aber wird als willenloses Werkzeug verwendet: ob sich dann der Befehl der Vorgesetzten mit ihrem eignen Willen vereinigt, das wird ja nie erwogen.

Der Geistliche hatte ruhig zugehört. Jetzt sagte er:

Wenn gnädige Frau Vergleiche ziehen, was stets zu Ungleichheiten führt, so gestatten Sie mir auch, meine Ansicht darüber zu äußern. Sie legen so einen großen Wert darauf, daß der eigne Wille zur Geltung kommt, und rechnen es als großes Verdienst aus, wenn das eigne Ich dadurch recht hervortritt. Dem widerspreche ich entschieden. Man mag sich ja Leistungen denken, welche diejenigen einer Barmherzigen Schwester noch übertreffen; allein eine Handlung, welche das eigne Ich und sein Wollen zum ausschlagenden Mittelpunkte hat: die hat vor Gott keinen Wert — denn die Demut fehlt dabei. Selbstverleugnung und Demut sind die Triebfedern, welche diesen Genossenschaften ihre Mitglieder zuführen; das eigne Ich ist gekreuzigt, wenn die Barmherzige Schwester den Schleier nimmt; ihr Leben ist von da an Gott geweiht; aus Liebe zu Ihm pflegt sie den Armen und den Kranken, in welchem sie Christus selbst sieht. Nicht nach eigner Wahl und Neigung verrichtet sie ihre Arbeiten, sondern aus und in heiligem Gehorsam. Sie will demjenigen nachahmen, welcher selbst nicht Einen Augenblick Seinen Willen und Seine Ehre suchte, sondern Gottes, Seines Vaters Ehre, und welcher gehorsam war bis zum Tode. Die Barmherzige Schwester sucht sich und wählt sich ihre Arbeit deshalb nicht selbst; sie nimmt aus der Hand ihrer Oberen und Vorgesetzten die Befehle entgegen und sucht dieselben dann so gut als möglich zu vollziehen, so als ob sie von Gott diese Aufträge erhalten habe. Das Dienen, das Gehorsamsein in Liebe zu Gott ist die Triebfeder ihrer Handlungen: an sich aber darf sie und will sie nicht denken, ob ihr eignes Ich Wohlgefallen daran hat, was sie thut, oder ob sie sich dabei überwinden muß. Und was sie immer thut: ob sie Kranke pflegt, ob sie sich der Armen annimmt, ob sie in der Oekonomie die niedrigsten Dienste verrichtet: sie ist befriedigt und glücklich; denn in dem Befehl der Oberen erkennt sie den Willen Gottes.

Nicht ohne Aufmerksamkeit, aber auch mit einigem Staunen hatte Frau von Schrank diese ihr so neuen Dinge gehört. Der Domherr fuhr fort: Ich leugne nicht, daß ich schon mit mancher Diakonissin in gewissem Sinne Mitleid hatte. Das Bestreben, der Wille der meisten derselben ist so gut und edel; allein es fehlt, wie mir scheint, die richtige, sichere innere Führung; und es ist ja auch schon von jener Seite selbst ausgesprochen worden, daß hierin ein Unterschied zu Gunsten der Barmherzigen Schwestern besteht. Ein Unterschied, der freilich in einer Quelle liegt, welche nicht von allen Protestanten erkannt wird.

Und diese Quelle wäre? fragte Frau v. Schrank gespannt.

Die heiligen Ordensgelübde und die Sakramente der katholischen Kirche, war die ruhige Antwort.

Natürlich weiß die protestantische Baronin, welche den Disput schon einfältig genug begonnen hat, auf dieses unverschämte Gewäsch „nichts zu erwiedern"; sie hat ja „mit Staunen" die für ihre protestantische Unwissenheit „so neuen Dinge" gehört.*)

Und solche Kritik unsers Diakonissenwesens ist bei weitem nicht das Aergste, was die Bosheit in der Beurteilung dessen leistet, was uns achtunggebietend und ehrwürdig ist; wir werden noch Schlimmeres beobachten, wenn wir im folgenden Artikel sehen, wie die Konvertitenlitteratur mit den großen Männern der Geschichte der evangelischen Kirche umspringt. R-W-M

Lutherschauspiel mit Hindernissen in Berlin

Wer am Montag, dem vierten Juni, nach Berlin kam, las an den Littfaßsäulen folgenden Anschlag: „Viktoriatheater. Luther und seine Zeit. Die Aufführung kann auch heute noch nicht stattfinden."

Ganz Berlin war von der Geschichte voll. Am Sonnabend Abend hatte das Volksschauspiel des Herrn Trümpelmann, königlichen Superintendenten zu Torgau, „Luther und seine Zeit" zum erstenmale in Szene gehen sollen, zum Besten des in Berlin zu errichtenden Lutherdenkmals von Studenten der Friedrich-Wilhelms-Universität gegeben. Das Unternehmen war getragen von den Sympathien des akademischen Lehrkörpers und aller kirchlichen Kreise; die besten Männer des evangelischen Berlin, darunter die Generalsuperintendenten Brückner und Kögel, bildeten das Ehrenkomitee. Eine Zeit lang war sogar Aussicht vorhanden, daß Kronprinz Wilhelm das Protektorat übernehmen werde. Der Kultusminister hatte 2000 Mark zum Garantiefonds bewilligt. Mit einigen seltsamen, aber doch erträglichen

*) Diese Auslassungen des Katholischen Sonntagsblattes gerade jetzt erscheinen übrigens erst dann im rechten Lichte, wenn man weiß, daß eben gegenwärtig in Stuttgart die Erbauung eines katholischen Krankenhauses, das von allen Seiten für vollkommen überflüssig erklärt worden ist, durchgesetzt wurde, ebenso wie die Genehmigung einer Lotterie hierzu. Wir hoffen, daß die Protestanten Württembergs angesichts der fortgehenden Beschimpfung unsrer Diakonissen den Beutel fest zu halten werden. Wie übrigens sogenannte konfessionslose Blätter den ultramontanen in Beschimpfung der Diakonissen die Hände reichen, davon findet sich eine Probe aus Spemanns verbreiteter Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" in Nr. 5 der Kirchlichen Korrespondenz.

Streichungen hatte das königliche Polizeipräsidium die Aufführung genehmigt. Ein zahlreiches Publikum wartet des Spiels. Aber unerwartet ist der Anblick, der hinter dem geöffneten Vorhang sich aufthut. Umringt von den kostümirten Darstellern zeigt sich das schwarzbefrackte Komitee und macht durch seinen Vorsitzenden die Eröffnung, daß in letzter Stunde von seiten des hohen Polizeipräsidiums nachträgliche Streichungen gefordert worden seien, welche zuzugestehen unmöglich war: die Aufführung könne infolge dessen nicht stattfinden! Staunen, Heiterkeit, Entrüstung bemächtigte sich der aufgelösten Versammlung, und mit dem Gefühl, etwas Unerhörtes erlebt zu haben, ging man auseinander. Und nicht nur das protestantische Berlin fragte verwundert nach Grund und Ursache, sondern überall im protestantischen Deutschland, wohin die Zeitungen die Geschichte trugen, stand man ratlos vor einem Rätsel: Wie war das möglich?

Ich hatte wenige Tage zuvor in Dresden — unter dem Schutze eines katholischen Königs — einer trefflich gelungenen Aufführung des Herrigschen Lutherfestspiels beigewohnt. Und um dieselbe Zeit ist zu Herrmannstadt in Siebenbürgen das Devrientsche mit großartigem Zulauf und begeisterter Zustimmung gegeben worden. Auch Trümpelmanns Schauspiel hatte bereits in Torgau und Weißenfels, preußischen Städten, Aufführungen erlebt, die keine Schwierigkeiten und vielen Beifall fanden. Jetzt in der Hauptstadt des evangelischen Deutschlands, in der Hohenzollernresidenz, sollte auf einmal für dieses Lutherstück kein Raum sein? Darüber konnte kein Zweifel bestehen, daß die letzten, späten Hinderniſſe von hoher Seite kamen. Aus Potsdam gewiß nicht — also woher? Der Polizeipräsident hatte genehmigt; der Minister des Innern verbot. Oder nein, er wünschte nur neue Aenderungen, welche das Stück vollkommen verdarben. Darauf aber konnten sich die Studenten und ihr Komitee insbesondre nicht einlassen: sie zogen einen ehrenvollen Untergang dem Verrat an der Sache vor. Diese Sache fand an ihnen Verteidiger, deren Standhaftigkeit, Besonnenheit und Takt aller Anerkennung wert ist.

Die an dem Stück beliebte Zensur ruft Erinnerungen an die alte, gute Zeit wach. Trümpelmann läßt den Humanisten Bebel auftreten: dieser Name mußte getilgt und in Lange verwandelt werden; wie unvorsichtig auch von jenem Heinrich Bebel zu Tübingen, einen Namen zu führen, der vierhundert Jahre später durch einen Sozialistenführer verfänglich werden sollte. Aber dergleichen ließ sich ertragen. Schlimmer war der völlige Zusammenbruch des ersten Aktes durch Beseitigung der Tetzelszene. Und unerträglich schien mit Recht eine Streichung wie die der Verse, welche nicht nur eine einfache geschichtliche Thatsache, sondern geradezu eine jedem protestantischen Preußen teure Erinnerung enthalten:

Von Papst und Kaiser wendet kühn und stark
Der Hohenzollern edles Blut sich ab,
Um mit des deutschen Ritterordens Banner,
Schwarzweiß, der neuen Zeit voranzugehen. . . .

Der Versuch, die Vorstellung dennoch durchzubringen, mußte gemacht werden. Das Komitee wendete sich an Herrn von Puttkamer mit folgender Eingabe:

Hochgebietender Herr Staatsminister, hochwohlgeborener Herr! Ew. Exzellenz haben wir die Ehre mitzuteilen, daß durch die Streichungen, welche der Herr Polizeipräsident uns heute, sieben Stunden vor Beginn der Aufführung, befohlen hat, uns die Aufführung des Lutherfestspiels unmöglich geworden ist. Heute würden wir nicht einmal physisch in der Lage gewesen sein, dem Befehle nachzukommen, denn die zahlreichen Mitspieler hätten das Festspiel mit den neuen Auslassungen nicht so schnell einüben können. Wir sind aber auch überzeugt, daß die Streichungen den Zusammenhang des Stückes so sehr zerstören und den evangelisch-lutherischen Geist desselben so sehr verdunkeln, daß wir außer Stande sind, das Stück in dieser Form überhaupt aufzuführen. Wir bitten aber Ew. Exzellenz ganz gehorsamst, eine neue Prüfung des Stückes veranlassen zu wollen.

Es ist nun aber ferner zu bedenken, daß schon ein Aufschub von wenigen Tagen unser Unternehmen, welches eine Beisteuer zum Berliner Lutherdenkmal liefern sollte, finanziell ruiniren würde; denn wir haben das Viktoriatheater für die Aufführungen vom 2. bis 7. Juni gemietet. Dasselbe ist aber vom 9. Juni ab bereits anderweitig vergeben. Wir richten deshalb an Ew. Exzellenz das ganz gehorsamste Gesuch, vorläufig bis zur endgiltigen Entscheidung uns die Aufführung in der Form gestatten zu wollen, wie sie uns bereits durch die Verfügung des Herrn Polizeipräsidenten vom 30. Mai genehmigt worden, und wie sie in andern preußischen Städten unbeanstandet stattgefunden hat.

Ew. Exzellenz ganz gehorsamstes
Studentisches Lutherfestspiel-Komitee.

Der Herr Minister beschied hierauf, wie folgt:

Berlin, den 3. Juni 1888. Ew. Wohlgeboren kann ich in Erwiderung auf die gefällige Eingabe von gestern — soeben 10 Uhr vormittags bei mir eingegangen — die Versicherung erteilen, daß es mir sehr unerwünscht gewesen ist, der Aufführung des Schauspiels „Luther und seine Zeit" noch in letzter Stunde ein Hindernis bereiten zu müssen. Das genannte Schauspiel enthält aber an vielen Stellen eine so anstößige und schonungslose Erörterung von Gebräuchen und Glaubenssätzen der katholischen Kirche, daß nach des Herrn Kultusministers und meiner übereinstimmenden Ansicht in der öffentlichen Aufführung des Stückes, selbst mit den vom Herrn Polizeipräsidenten schon für notwendig erachteten Aenderungen, eine schwere Gefährdung des konfessionellen Friedens liegen würde. Ich bin daher zu meinem aufrichtigen Bedauern auch heute nicht in der Lage, dem Ersuchen um Gestattung der unveränderten Aufführung in der vom Herrn Polizeipräsidenten genehmigten Form nachzugeben.

Der Minister des Innern. v. Puttkamer.

Inzwischen hatte sich neue Hilfe geboten. Sonnabend Abend war die Vorstellung aufgegeben worden. Sonntag sattelt Herr Ernst von Wildenbruch den Pegasus und dichtet zum Ersatz der gestrichenen Tetzelszene eine neue. Am selben Abend findet er dafür die begeisterte Zustimmung des studentischen Komitees, am Montag Nachmittag die des Ehrenkomitees und Trümpelmanns. Man beschließt, mit diesem neuen Einsatz das Stück noch einmal der Zensur zu unterbreiten, glaubt aber auf jenen Hohenzollernversen bestehen zu müssen. Mit diesen Versen und mit der Wildenbruchschen Szene wird endlich das Stück genehmigt. In Erwartung dessen haben inzwischen die Studenten mit Feuereifer die nicht eben leichte neue Szene eingeübt, und achtundvierzig Stunden, nachdem die Rollen ausgeschrieben worden sind, am Mittwoch Abend kann die Vorstellung stattfinden.

Das Haus war voll besetzt, die Stimmung die denkbar empfänglichste, der Beifall groß, zuweilen demonstrativ, wie nach dem Prolog und nach der vielumstrittenen Hohenzollernstelle, zuweilen der Wiederhall patriotischer Klänge, wie der Verse:

Ein Fürstenhaus, und wär' es noch so mächtig,
Das mit dem Volksgeist sich in Zwiespalt setzt,
Wenn Gott der Herr ihm neue Bahnen öffnet,
Es muß zerschellen, wird vom Boden einst
Des Landes, das es stolz das seine nennt,
Verdrängt. Doch wo die Hallen des Palastes
Derselbe Geist durchweht, der in der Hütte
Des Volkes waltet; wo der Fürst in Treuen
Des Volkes Seele zu verstehen trachtet,
Da treibet solch ein fürstliches Geschlecht
Bis in das Mark des Volkes seine Wurzeln.

Aber auch die Freude am Stück, am gewaltigen Stoffe desselben, der immer auf deutsche Gemüter wirkt, wenn er nur irgend wahr und unmittelbar an sie herangebracht wird, brach begeistert durch, wie nach den großen historischen Worten:

Wohlan, ihr fordert schlichte, klare Antwort.
Ich will sie geben, daß sie weder Hörner
Noch Zähne haben soll: Es sei denn, daß
Ich durch der heil'gen Schriften klares Zeugnis
Oder durch helle Gründe der Vernunft
Mich überwunden fühle, — kann und will
Ich niemals widerrufen! Ja, ich stehe hier,
Ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.

Gespielt wurde warm und lebendig, in den Volksszenen oft vortrefflich, der Luther, obwohl von einem Studenten, mit Bühnenmanier, sehr charaktervoll der Aleander: alle waren Dilettanten, aber alle mit vollem Herzen dabei. Die Wildenbruchsche Szene ging ganz vortrefflich. Das Stück, für das man den Verfasser nach so vielen Kürzungen und Veränderungen kaum noch verantwortlich machen kann, wirkte in seinen verschiednen Teilen verschieden: sehr gut erfunden ist die letzte Szene, wo Albrecht von Preußen Luther besucht und von ihm den Rat empfängt, das Ordensland Preußen zu seinem erblichen Herzogtüm zu machen, obwohl man das Bedauern doch nicht ganz los wird, daß Trümpelmann darauf verzichtet hat, gleich Herrig und Devrient ihn uns im Kreise seiner Familie zu zeigen. Wirkliche Bedenken dagegen erregt mir das Auftreten Luthers in Worms: viel befangener und demütiger hat der Mönch

vor Kaiser und Reich gestanden, und erst zuletzt in jenen oben mitgeteilten Schlußworten müßte die ganze Kühnheit und Größe des Gotteshelden durchbrechen. Aber ich verzichte auf eine Kritik des Stückes, mir einen Vergleich zwischen Trümpelmann, Herrig und Devrient vorbehaltend, bis ich des letzten Festspiel auch gesehen. Genug: Dichter und Darsteller sind, denk' ich, mit dem Beifall, den sie an jenem denkwürdigen Abende im Viktoriatheater geerntet haben, herzlich zufrieden gewesen.

Denkwürdig, ja. Diese Berliner Lutheraufführung gehört der Kirchengeschichte an. Weniger das Spiel als das Vorspiel. Hätte Polizeipräsidium und Ministerium die Studenten harmlos gewähren lassen, wer weiß, ob in dem Branden und Brausen des Berliner Lebens von ihrem Unternehmen viel zu spüren gewesen wäre, ja ob sie auch nur die Kraft gehabt hätten, eine Woche lang das Haus zu füllen. Denn es ist schwer, in der Millionenstadt mit einer solchen Sache durchzudringen. Dem Lutherdenkmal wären wohl etliche hundert Mark zu gute gekommen; aber eine nachhaltige Wirkung auf Berlin wird auch der größte Lutherspielschwärmer sich nicht geträumt haben.

Nun aber hinterläßt dies Lutherspiel mit seinen Hindernissen in manchem Gemüt einen Stachel, der seine Wirkung thun wird. Durch das unbegreifliche Vorgehen der Regierung ist es beinahe zu einer Staatsaffäte aufgebauscht worden. Im Namen der Toleranz, der Parität, des konfessionellen Friedens haben Minister ihre Autorität dagegen einlegen zu müssen gemeint. Und es läßt sich ja natürlich über einzelnes verschiedner Ansicht sein. Schärfer als z. B. Herrig ist Trümpelmann gewiß. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung findet geradezu fürchterliche Dinge in seinem Stück:

. . . . Die Verhandlungen über diese Angelegenheit scheinen in manchen Kreisen, nicht nur bei den zunächst Beteiligten Befremden erregt zu haben. Man hat sogar davon gesprochen, daß in dem Eingreifen der obersten Behörden eine peinlich berührende Beschränkung der Bethätigung eines berechtigten evangelisch-lutherischen Bewußtseins gefunden werden müsse. Für den mit den obwaltenden Verhältnissen genauer Bekannten ist es klar, daß diese Beklemmungen auf einer völlig unzutreffenden Beurteilung der Sachlage beruhen. Oder sollte es wirklich unter den unbefangen und maßvoll denkenden Evangelischen jemand geben, der es für eine berechtigte Aeußerung evangelisch-lutherischen Bewußtseins hält, von der Schaubühne herab den katholischen Glaubensstandpunkt mit den schärfsten Beleidigungen zu überhäufen? Es scheint doch in der That zur Wahrung des Reformationsgedankens nicht notwendig, dreihundert Jahre nach seiner historischen Verwirklichung die Bretter, „welche die Welt bedeuten," dazu zu benutzen, um das Klostergelübde für eine Lüge zu erklären, die Verehrung der Heiligen und Reliquien in der outrirtesten Weise lächerlich zu machen, das Ablaßwesen in einer für die heutige kirchliche Anschauung völlig karikirten Form zu stigmatisiren, von dem Meßopfer in den unpassendsten Ausdrücken zu reden, die Fasten in einer für das katholische Bewußtsein geradezu blasphemischen Form zum Gegenstand einer burlesken Theaterszene zu machen. Freilich, wer das Alles nicht nur für gestattet, sondern auch für „evangelisch-lutherisch" hält, mit dem wird über die ganze Frage kaum zu diskutiren sein. Die preußische Obrigkeit aber, als eines Staates, in welchem die religiöse Gleichberechtigung als erste Regel gilt, konnte sich durch solche Auffassungen unmöglich von ihrer Pflicht der Aufrechterhaltung und Wahrung des konfessionellen Friedens abdrängen lassen.

Wir fragen dagegen: Wie in aller Welt sollen wir denn die Reformatoren und ihr Werk darstellen und dem Volke verständlich machen, wenn nicht gezeigt werden darf, wie es damals um diese „Einrichtungen der katholischen Kirche" beschaffen war? Die Wildenbruchsche Szene hat Gnade gefunden: der Ablaß wird auch da verspottet, aber unter Verwendung eines possenhaften, ungeschichtlichen Motivs; Trümpelmann brachte den Ablaßunfug selbst auf die Bühne, ernst und im ganzen geschichtlich treu. Weiß nicht jeder Protestant, daß dieser Ablaßunfug heute — dank Luther — auch für die katholische Kirche ein überwundener Standpunkt ist? Liegt hier eine gegenwärtige Einrichtung der römischen Kirche vor, die nicht bloßgestellt werden darf, wenigstens nicht in Berlin? (Denn in Dresden, Paris und Rom wäre das Stück vermutlich unbeanstandet gegeben worden.) Sind die historischen Altertümer der römischen Kirche auch geschützt, während die Väter und Werke unsrer Kirche ungeschützt bleiben? Darf in Preußen, wie 1883 und unaufhörlich geschehen, Luther von den Ultramontanen ungestört verlästert werden, aber Tetzel mit seinem Ablaßhandel ist sakrosankt? Warum ist die preußische Zensur denn nur in die Seele unsrer katholischen Mitbürger und des Papstes hinein so empfindlich? Viel empfindlicher, als wenn protestantische, allgemein christliche und moralische Gefühle im Spiele sind? Nun, wir Protestanten wollen gar nicht, daß Polizeipräsident, Minister und Staatsanwalt uns schützen und schirmen: die Ultramontanen sollen in Deutschland freies Wort haben. Nur soll man uns dann wenigstens die Freiheit, zu protestiren und das gute Recht der Reformation überall und mit Waffen des Geistes zu beweisen, nicht verkümmern! Wer Tetzel schützt, unterbindet dem Volke das Verständnis Luthers. Auf welche Wege begiebt man sich? Wird, was jetzt für die Bühne gilt, bald auch in der Schule Vorschrift werden? Die Verhinderung des Trümpelmannschen Lutherspiels in Berlin ist ein bedauerliches Seitenstück zum Prozeß Thümmel; es ließen sich bis ins Kleine die merkwürdigsten Parallelen aufweisen. Es sind im Staate des großen Königs und des großen Kurfürsten zur Zeit Dinge möglich, an die man sich schwer gewöhnt. Wir machen ein Wort der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung zu dem unsrigen: „Preußen darf dem Protestantismus nicht weniger Raum lassen als andre Staaten; sonst verliert es den Anspruch, das evangelische Deutschland zu führen." R

Viel Hilfe thut not

Die freundliche Vertretung, welche dem Herausgeber einen fünfwöchentlichen Urlaub ermöglichte, hat unsre geneigten Leser auf drei Bitten gefaßt gemacht, von denen die dritte noch im Rückstande ist. Aber aus der einen dritten sind inzwischen eine große Menge geworden. Wer sich einmal in diese Gefahr begiebt, dem gehts wie im Kampfe mit der Lernäischen Schlange: hat man eine Bitte gehört und erfüllt, so wachsen an ihrer Stelle sogleich zwei, drei andre hervor. Es thut viel Hilfe not in unsrer Heimat vor der eignen Thür, wie draußen jenseits der Grenzen, auf wirtschaftlichem und sozialem, wie auf religiös-kirchlichem Gebiet.

Die Bitte, welche mein lieber Vertreter angekündigt hat, kommt vom Rhein und lautet wie folgt:

In der Nähe von Godesberg ist auf lieblicher bewaldeter Bergeshöhe am Kottenforst ein Haus erbaut, das dem wichtigen Zwecke dienen soll, armen ganz oder halbverwaisten oder sonst verlassenen evangelischen Kindern jeglichen Alters — besonders aus gemischten Ehen, aber auch von evangelischen Eltern aus katholischer Umgebung —, die in Gefahr stehen, eine Beute Roms zu werden, eine Heimat für Seele und Leib zu bereiten.

Es ist kaum glaublich, welche Mittel oft von katholischen Priestern angewandt werden, um solche Kinder in ihre Gewalt zu bekommen und dem evangelischen Glauben abspenstig zu machen. Sie scheuen sich sogar nicht, wenn sie Gefahr vermuten, daß ihnen die Kinder entrissen werden könnten, dieselben verschwinden zu lassen, indem sie sie über die Grenze nach Belgien oder Frankreich bringen. In vielen Fällen haben sie aber auch ein nur zu leichtes Spiel, da die in der Regel armen und konfessionell oft gleichgiltigen Eltern ihren Ueberredungskünsten bald erliegen, und sich am Ende freuen, nun der Sorge für die Aufbringung der Kosten der Erziehung ihrer Kinder überhoben zu sein. Dadurch macht Rom oft recht gefährliche Fortschritte und nistet sich selbst in früher rein evangelischen Gemeinden ein. Als Zahlenbeweis solcher Fortschritte werde hier hervorgehoben, daß nach statistischen Mitteilungen des evangelischen Konsistoriums der Rheinprovinz z. B. im Regierungsbezirk Aachen im Jahre 1885 von 274 in Mischehen gebornen Kindern nur 85 evangelisch getauft wurden, und von 87 in demselben Jahre geschlossenen Mischehen sich nur 23 Paare evangelisch trauen ließen.

Aber dürfen wir das dulden und dem ferner ruhig zusehen? — Dürfen wir uns den Boden unter unsern Füßen wegreißen lassen? — Oder sollen wir nicht vielmehr dem geschlossen gegen uns vorgehenden Widersacher, von dem bereits Luther singt: „Groß Macht und viele List sein grausam Rüstung ist," mit vereinten Kräften entgegentreten und ihm zeigen, daß auch wir „ein einig Volk von Brüdern" sind, wo es gilt, das herrliche Kleinod unsers evangelischen Glaubens unsern Kindern zu erhalten und vor Gefahr zu sichern? Wir meinen, daß dies gerade jetzt doppelt not thut, da Rom aus dem letzten Kampfe siegreich hervorgegangen und darum ein für uns umso gefährlicherer Gegner geworden ist. Wir meinen, daß besonders in überwiegend katholischen Gemeinden die Mahnung an die evangelischen Pfarrer dringend geboten wäre, den Kampf gegen Rom mit mehr Mut und Ausdauer zu führen und für den Bestand und das Gedeihen unsrer evangelischen Kirche mit größerer Entschiedenheit einzutreten. Deshalb aber muß auch in den meisten Fällen, wo Kinder in Gefahr stehen, in Roms Netze zu fallen, schnelle Hilfe

gebracht werden. Es darf nicht lange gefragt werden: wer zahlt für das Kind? — sondern sofortige Aufnahme in einem geeigneten Hause ist geboten. Diese darf auch nicht, wie in den Konfirmandenhäusern (deren Zahl für Rheinland noch immer nicht dem Bedürfnis entspricht), von dem Alter des Kindes abhängig gemacht werden, sondern Kinder jeglichen Alters, auch des frühesten und zartesten, müssen aufgenommen werden.

Einen solchen Bergungsort will nun unser in stiller Waldesumgebung liegendes „Godesheim“ (dies soll der Name unsers Hauses sein) den in ihrem Glauben gefährdeten Kindern bis zu ihrer erfolgten Konfirmation bieten. Eine ausgedehnte Gärtnerei ist für die Zwecke des Hauses bereits eingerichtet; wir hoffen aber in Verbindung mit demselben allmählich auch eine Reihe von Werkstätten erstehen zu sehen, in denen die Knaben von christlichen Meistern als Lehrlinge und Gesellen ausgebildet werden können, da erfahrungsmäßig viele Kinder, die sich in den Anstalten gut entwickelt hatten, aber innerlich noch zu wenig befestigt waren, während der Lehrzeit nicht in dem entschiedenen evangelischen Glauben bewahrt blieben. Aber wer füllt uns die Hände zu diesem wichtigen Werke? — Wer hilft dazu den Grund legen, daß dasselbe mit des Herrn Hilfe ein Mittel- und Brennpunkt christlichen Lebens, ein Bollwerk evangelischen Glaubens mitten in der Diaspora werde? — Die Anstalt, welche am 1. Mai mit den bereits vorhandenen Kindern bezogen worden ist (es sind inzwischen wieder sieben neue Kinder zur Aufnahme angemeldet), kostet mit den dazu gehörigen Ländereien und den nötigen Einrichtungen etwa 60000 Mark, und wir haben zur Abtragung dieser großen Schuld nur erst 3000 Mark.

Da möchten wir denn einen jeden, dem die Rettung junger Seelen vor den Nachstellungen Roms und die Stärkung unsrer teuern evangelischen Kirche am Herzen liegt, um eine Handreichung der Liebe recht dringend gebeten haben, damit wir, von dieser Liebe getragen, getrosten Herzens in des Herrn Namen das Werk treiben können, dessen Gelingen unsre fröhliche Hoffnung ist.

Godesberg am Rhein, im Mai 1888

Der Vorstand des Diasporahauses Godesheim:
Axenfeld, Pfarrer. C. Behre. H. Küster. A. Lohmann.
J. Rüter. H. Volkmann

Die nämliche Bitte kommt zu uns aus dem preußischen Osten. Wir haben schon im vergangnen Jahre auf die evangelische Erziehungsanstalt des Pfarrers Henrici zu Schadwalde bei Marienburg i. W.-Pr. aufmerksam gemacht, und nicht ohne Erfolg. Aber wie gering ist doch im ganzen die Unterstützung, welche die Anstalt nach dem soeben verschickten „Ersten Jahresbericht“ bisher empfangen hat, wie groß der Mangel! Der Pfarrer hat 1886 und 87 zusammen eingenommen ganze 432,92 M., verausgabt 2224,61 M., mithin vorgeschossen 1791,69 M.! Rechnet man das vorhandene Inventar ab, so bleibt ein Defizit von 1049,69 M. Das Gabenverzeichnis ist ein sehr schmales und zeugt von geringer Teilnahme in Westpreußen selber. Und doch ist an Kindern (Knaben), welche Aufnahme begehren, ganz und gar kein Mangel; im Gegenteil. Wenn es uns schon in Verwunderung setzte, daß der Evangelische Bund im preußischen Osten so schwachen Wiederhall fand, ganz anders als — bei gleicher Lage Rom gegenüber — am Rhein, so beruhigten wir uns dabei, daß ehrenwerte dogmatische Bedenken die Beteiligung der Brüder dort hindern möchten. Aber wie kommt es nun, daß auch ein Mann von bewährter Rechtgläubigkeit wie Pfarrer Henrici, der Herausgeber des „Evangelischen Monatsblattes für Stadt und Land,“ bei seinem so notwendigen Unternehmen nicht eifrigere Unterstützung findet? Die Evangelischen im preußischen Osten sollten sich noch ganz anders rühren. Als ein hoffnungsvolles Zeichen dafür, daß sie das wollen, begrüßen wir die Begründung eines „Gustav-Adolf-Boten für die Provinz Westpreußen, in zwanglosen Heften herausgegeben vom Vorstande des Danziger Hauptvereins,“ von dem soeben das erste Heft erschienen ist. Die Anstalt in Schadwalde empfehlen wir aber, ebenso wie Godesheim, der Unterstützung unsrer Freunde auf das lebhafteste. Im Kreise Marienburg werden jährlich nahe an 100 Kinder katholisch, welche von Rechts wegen der evangelischen Kirche zugehörten. In der Anstalt können mindestens 20—25 Knaben untergebracht werden; es durften aber in Anbetracht der finanziellen Lage bisher nur durchschnittlich drei bis vier Aufnahme finden. Die Anstalt besteht seit Mai 1886.

Wenn es unsre Leser wünschen, so machen wir uns anheischig, künftig in jeder Nummer ein halbes Dutzend solcher Bitten vorzutragen. Aber wir hoffen, es wird unsers Bittens nicht bedürfen, und so werden wir von jetzt ab zu unsrer frühern Praxis zurückkehren, nur zu berichten und nicht zu bitten. Es versteht sich ja von selbst: wo Not ist, wartet man auf Hilfe. R

Schädel und Knochen unter dem Kruzifix

Zu dem Artikel unsrer Nr. 19 „Ein altes Symbol unter dem Kreuz“ sind zwei Ergänzungen eingegangen. Die erste von Herrn Baurat Dr. Mothes in Zwickau. Er schreibt:

Die Deutung auf die Eitelkeit aller irdischen Dinge mutet den Künstler als zu allgemein und philosophisch etwas fremd an. Schon im Jahre 1845 lehrte Gottfried Semper seine Schüler, zu denen auch ich zu gehören das Glück hatte, daß an den Fuß des Kruzifixes u. a. ein Schädel mit Knochen und einige Pflöcke gehörten; ersterer sollte, so dozirte er, nicht etwa, wie manche, die Rationalisten, lehrten, nur allgemein die Schädelstätte Golgatha andeuten, auch nicht, wie andre meinten, auf die Eitelkeit aller irdischen Dinge hinweisen. Solcher Hinweis sei beim Kreuze Christi als zu sehr selbstverständlich ganz unnütz, denn vor dem Heldentode Christi für die Erlösung der Menschheit sei alles Irdische hinfällig. Es sei vielmehr der Schädel Adams gemeint. Am besten sei es, um das Grab Adams unter dem Kreuze anzudeuten (in Anlehnung an den 46. Brief des Hieronymus), den Schädel nicht nur, wie das in der Renaissancezeit gebräuchlich war, mit zwei gekreuzten Knochen offen an des Kreuzes Fuß zu legen, sondern in eine im Postament des Kreuzes angebrachte tiefe, niedrige Nische, so eine Grabgrotte andeutend. Die meisten der Schüler Sempers verfahren seitdem so, unter ihnen auch ich. Die Legende von der Entstehung des Felsenspaltes durch das Erdbeben kannten wir damals noch nicht.

Zu dem Bericht über die ältesten Kruzifixe wäre zu bemerken: Allerdings wurde zwischen 422 und 430 n. Chr. der Libertastempel in Rom zur Kirche S. Sabina unter Leitung des Presbyters Petrus Illyricus eingerichtet und nach 432 von dem inzwischen zum Bischof ernannten Bauleiter geweiht. Die Thüre aber gehört nach ihren Formen nicht diesem Einrichtungsbau, sondern zeitigstens der Erneuerung unter Hadrian I. (772 bis 795), wenn nicht der unter Eugen II. (824) an, bei welcher die Vorhalle errichtet wurde.*) In dem von mir und H. A. Müller in Bremen 1878 herausgegebenen Archäologischen Wörterbuche (Leipzig, O. Spamer) sage ich im Artikel Kruzifix und Kreuzigung: Das älteste bekannte Kruzifix ist das Kreuzigungsbild in einem Manuskript des syrischen Mönchs Rabulas (Bibl. Laurentiana, Florenz) vom Jahre 586; das nächstälteste ist das auf dem von Gregor dem Großen noch vor 600 geschenkten Brustkreuz (encolpium) der Königin Theodolinde in Monza; dann folgt das im Streit gegen die Monotheleten von Anastasius Sinaita gezeichnete, welches mit der Verdammung des Monophysitismus 680 dogmatische Geltung bekam. — Vorhanden waren aber Kruzifixe besonders auf Brustkreuzen schon im vierten Jahrhundert im Occident. Das erste Kruzifix, welches nach der Sanktionirung der Anwendung der Kruzifixe an Stelle der Kreuze (692 durch das Trullaner concilium quinisextum) nachweislich in einer Kirche auftritt, ist das Mosaikbild, welches Papst Johann VII. (705 bis 707) in der Peterskirche anbringen ließ. In den Uffizien zu Florenz wird zwar ein Bronzekruzifix dem fünften Jahrhundert zugeschrieben, aber unbegründeterweise. Gregor von Tours (um 590) und Beda Venerabilis (um 700) erwähnen Kreuzigungsdarstellungen, aber nicht Kruzifixe in dem Sinne, den das Wort jetzt hat. — Die älteren orientalischen Darstellungen, sowohl die Anastasische und die des Rabulas, als auch die bald darauf zu datirenden, zeigen weder den Adamsschädel noch das Adamsgrab, wenn auch auf figurenreichen Darstellungen mehrere Schädel vorkommen. — Selbst in den ältesten von denjenigen Kruzifixen, die eine selbständige abendländische Richtung bekunden, fehlt der Adamsschädel; dagegen findet sich hier unter den Füßen ein Kelch, in den das Blut fließt. So in der Evangelienharmonie Ottfrieds von Weißenburg zu Wien nach 860. In den Perikopen (Staatsbibl. München, Cim. 54), zwischen 1007 und 1070, und auf einem Relief aus Bamberg (um 1040) in München, sowie auf einem Elfenbeinrelief aus dem neunten Jahrhundert (Jameson, Hist. of our Lord) thun sich die Gräber auf, ohne daß aber eines derselben besonders hervorträte. Das Kruzifix der Gisela zeigt unter dem Stützbret die Figur der Gisela und ihres Gemahls Stephan. Noch in Planig bei Kreuznach im dreizehnten Jahrhundert sehen wir den Kelch unter dem Stützbret. — Vor der Zeit um 1050 dürfte kaum

*) Es ist hier nicht der Ort, in gelehrte Verhandlungen über die Thür von S. Sabina einzutreten. Unsre Angabe in Nr. 19, S. 182 Anm. gab die Meinung der angesehensten Kunsthistoriker wieder: vgl. de Rossi, Musaici christ. fasc. III not. 5, Kondakoff, Revue archéol. 1877, 361, Dobbert, Jahrb. der k. preuß. Kunstsammlungen 1880, I, 2, Burckhardt, Cicerone, 5. Aufl., III, 311. — Auch über die oben folgenden Angaben sind die Kunsthistoriker zum teil abweichender Ansicht, und der Theolog muß die Aeußerung, das von Anastasius Sinaita in seinem Hodegos (7. Jahrh.) gezeichnete Bild des Gekreuzigten habe 680 mit der Verdammung des Monotheletismus dogmatische Geltung erlangt, entschieden bestreiten; auch hat das Quinisextum Kanon 82 nicht „die Anwendung der Kruzifixe an Stelle der Kreuze sanktionirt,“ sondern nur die Abbildungen, welche ein Lamm am Kreuze anbrachten, verworfen: statt des Lammes sollte die menschliche Figur Christi dargestellt werden. L

Nachdem wir nun doch so tief in die gelehrte Diskussion hineingeraten sind, mag noch die Mitteilung vom Verf. des Artikels in Nr. 19 hier ihre Stelle finden, daß er „durch das schöne, leider seltene Werk von M. de Vogüé, Les Eglises de la Terre Sainte (Paris 1860) auf die gegebene Erklärung geführt worden ist.“ Und damit seien diese Verhandlungen geschlossen. D H

ein Adamsgrab oder Adamsschädel nachzuweisen sein. Vermutlich ist diese Zuthat zugleich mit den drei statt der bisherigen vier Nägel den Albigensern zuzuschreiben. Das älteste, bisher mir bekannt gewordene datirte Beispiel ist das Kruzifix von 1289 in Würzburg. Bald kamen zu dem Kopf zwei Knochen und eine aus dem Auge kriechende Schlange (die aus dem alten Adam durch Christi Erlösungstod ausgetriebene Sünde), oder es trat an Stelle des Schädels eine aus dem Grab aufsteigende Gestalt Adams. Zugleich kamen die im sechsten bis achten Jahrhundert vorkommenden, später wegbleibenden Pflöcke unten neben dem Kreuzesstamm, die „Zeltpflöcke des neuen Jerusalems," wieder auf.

Die schon von Hieronymus erwähnte Sage berichtet, Adam und Eva seien auf Golgatha begraben; im Mittelalter erweiterte sie sich dahin, daß aus dem Grabe Adams, dem bei seinem Begräbnis ein Samenkorn unter die Zunge gelegt worden zum Ersatz für den seit dem Sündenfall den Menschen entzogenen Baum des Lebens, ein neuer Lebensbaum gewachsen sei (daher die Sitte, sogenannte Lebensbäume auf Gräber zu pflanzen), aus dessen Stamm das Kreuz Christi gezimmert worden sei, wodurch der Baum, obschon von Menschenhand getötet, nun erst wieder zum wahren und als solcher zum ewig grünenden Lebensbaum wurde, ewig gleich der kostbaren Frucht, die er trägt (Evangelienbuch aus Bamberg in der Hofbibliothek zu München). Auf einem Glasfenster der Kathedrale zu Beauvais ersteht Adam aus dem Grabe und betet den Heiland an.

In dem Missale von Berthold Furtmayr (um 1480) zu München trägt der Baum einen zum Schädel gewordenen Apfel, sowie mehrere Hostien, deren eine zum Christus am Kreuze geworden ist. Aus dem Munde der Schlange nimmt Eva den Apfel und reicht ihn den Menschen, auf welche der Tod lauert. Adam liegt reuevoll am Stamme des Baumes. Der Eva gegenüber steht die Kirche, nimmt eine Hostie vom Baume und speist damit die Gemeinde. Das ist wohl die ausführlichste, wenn auch nicht geschmackvollste Darstellung des betreffenden Gedankenganges.

Nach einer ganz andern Richtung hin bewegen sich die Mitteilungen, die wir einem unsrer Herren Mitarbeiter verdanken.

Adam und Christus in der Legende

Der erste in der Kirche, der die Paulinische Parallele: Christus und Adam, ins einzelne ausgebildet und den Anfang mit der Legendenbildung über Adam gemacht hat, ist der Gnostiker Markus (um das Jahr 170) gewesen. Irenäus erzählt von ihm, er habe gelehrt, weil am sechsten Tage der Mensch entstanden sei, so sei auch Christus am sechsten Tage gekreuzigt worden und habe die Wiedergeburt bewirkt. „Die Zahl Sechs habe die Kraft der Schöpfung und Wiedergeburt in sich." Irenäus verwirft dergleichen Spekulationen; aber, wie er überhaupt von den Gnostikern sehr viel gelernt hat, so bringt er selbst eine ganz ähnliche Spekulation am Schlusse seines großen Werkes. Er sagt (V, 23, 2): „An demselben Tage sind Adam und Eva gestorben, an welchem sie auch aßen (denn Gott hat ihnen das angekündigt). Wollte aber jemand mit Rücksicht auf den Kreislauf der Tage genau wissen, an welchem von den sieben Tagen Adam gestorben sei, so wird er das finden aus der Heilsordnung des Herrn. Denn da er in sich den ganzen Menschen zusammenfaßte von Anfang bis Ende, so faßte er auch dessen Tod in sich zusammen. Offenbar also ist [!], daß an jenem Tage der Herr den Tod erlitt aus Gehorsam gegen den Vater, an welchem Adam starb aus Ungehorsam gegen Gott. An dem er aber gestorben ist, an dem hat er auch gegessen." Also hat Adam am sechsten Tage gegessen und ist gestorben. Auch die Weissagung, daß er an dem Tage, da er gegessen, gestorben, habe sich erfüllt; denn er sei nicht volle tausend Jahre alt geworden; tausend Jahre aber seien vor Gott wie ein Tag.

So weit war man also schon am Ende des zweiten Jahrhunderts, daß man, den Gnostikern als Lehrern folgend, den Tod Adams und des Herrn auf denselben Tag verlegte.

Aber vielleicht schon im dritten Jahrhundert hat man auch denselben Ort für den Tod Adams und Christi angenommen. Wir besitzen ein großes römisches Gedicht in fünf Büchern gegen Marcion, welches einige Gelehrte dem dritten Jahrhundert zuweisen (richtiger ist es der Mitte des vierten beizulegen). In diesem heißt es (II, 160—165. 196—203):

Qua die quove loco cecidit clarissimus Adam
Quave manum extendit temere contingere lignum,
Hac eadem redeunte die volventibus annis
In stadio ligni fortis congressus athleta
Extenditque manus, poenam et pro laude secutus
Devicit mortem, quia mortem sponte reliquit.

Und:

Golgatha locus est, capitis calvaria quondam;
Lingua paterna prior sic illum nomine dixit;
Hic medium terrae est, hic est victoria signum.
Os magnum hic veteres nostri docuere repertum,
Hic hominem primum suscepimus esse sepultum,
Hic patitur Christus, pio sanguine terra madescit,
Pulvis Adae ut possit veteris cum sanguine Christi
Commixtus stillantis aquae virtute levari.

Diese Verse sagen, daß Adam an demselben Tage und an demselben Orte in Ungehorsam gefallen sei, an dem Christus in Gehorsam gesiegt habe, daß er an demselben Tage und Orte seine Hand nach dem Holze (d. h. nach dem Baume) ausgestreckt habe, an welchem Christus seine Hände am Kreuzesholze ausgestreckt habe. Dieser Ort sei Golgatha gewesen, der Mittelpunkt der Erde, die Stätte des Sieges. Dort habe man auch vor alters einen großen Knochen ausgegraben, sodaß die Annahme, hier sei Adam beerdigt, berechtigt sei. Vom Kreuze Christi seien Blut und Wasser auf den Staub Adams herabgeträufelt und hätten ihn getauft.

So erzählte ein römischer Dichter in alter Zeit. Die Erklärung des Symbols unter dem Kruzifix (Schädel und Knochen), welche der Verfasser jenes Aufsatzes gegeben hat, erscheint hier noch einmal bestätigt und zugleich in ihren Anfängen auf die früheste Zeit der Kirche zurückgeführt. Das schließliche Geschick Adams hat die Christen der ältesten Zeit viel beschäftigt, besonders seitdem ein hervorragender Lehrer um das Jahr 160 behauptet hatte, er sei des ewigen Todes gestorben. Man empfand das als einen häretischen Satz, der die Seligkeit aller seiner Nachkommen in Frage stellte. Daher setzte es sich nun als eine Art von Dogma in der Kirche fest, Adam sei selig geworden. Um das recht drastisch darzustellen, versetzte man sein Grab unter das Kreuz Christi.

A H

Quittung

Für die evangelische Gemeinde Rottalowitz in Mähren (vgl. Nr. 18, S. 171 f.): 10 M. von P K, Gießen, 7 M. von D, Wilhelmshaven, 4 M. von N N, Bautzen; Summa (vgl. Nr. 23) 55,75 M.

Für den Kirchbau in Schwetz (vgl. Nr. 21, S. 199): 10 M. von P K, Gießen; Summa (vgl. Nr. 24) 27,80 M.

Für die Gemeinde Hela i. W.-Pr. (vgl. Nr. 21, S. 200): 3 M. von D, Wilhelmshaven.

Für die Erziehungsanstalt Godesheim (vgl. diese Nr.): 5 M. von F L, Halle.

Für die Erziehungsanstalt in Schadwalde (vgl. diese Nr.): 8,10 M. gesammelt im Kindergottesdienst zu S., 2 M. von P D, B, je 1 M. von P H und T R in S.; Summa 12,10 M.

Für das Kinderhospital Marienstift in Jerusalem (vgl. Nr. 21, S. 198 f.): 4 M. von N N, Bautzen; Summa (vgl. Nr. 24) 14 M.

Für Sommerpflege armer Näherinnen in Berlin (vgl. Beiblatt zu Nr. 24): 4 M. von N N, Bautzen.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Die zu der unirten **Waldeckischen Landeskirche** gehörige Pfarrstelle zu **Odershausen,** in der Nähe von Bad Wildungen gelegen, mit welcher der Pfarrdienst in den Gemeinden Braunau und Reinhardshausen verbunden, wird vom 1. September lfd. J. ab vakant. — Das Einkommen beträgt nach dem Anschlage neben freier Wohnung etwa 2100 M. jährlich.

Meldungsgesuche sind mit Lebenslauf und Zeugnissen innerhalb 6 Wochen an uns einzusenden.

Arolsen, den 2. Juni 1888

Fürstlich Waldeckisches Konsistorium
Ebersbach

Danksagung

Das dankbare Presbyterium der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde zu **Rottalowitz** hat neulich durch die Vermittlung des H. Herrn F. Bergmann, Pfarrers der altkatholischen Gemeinde zu Koblenz, eine Liebesgabe von 14 M. 20 Pf. als Beitrag einiger Wohlthäter zum Zwecke der Tilgung von Kirchbauschulden erhalten. Vergelt's Gott.

Rottalowitz, 4. Juni 1888

Dan. Sloboda, ev.-luth. Pfarrer

Außerordentliche Preisherabsetzung:

Zum Andenken an den 100jährigen Todestag **Hamanns** (den 21. Juni 1888) haben wir für dessen Verehrer eine kleine Partie von

Johann Georg Hamann,
der Magus im Norden.
Sein Leben und Mitteilungen aus seinen Schriften, in 2 Teilen
von **G. Poel.**
Mit dem Bildnisse Hamanns und der Elisabeth Regina Hamann.
1078 Seiten. Ladenpreis 12 M.
auf 4 Mark herabgesetzt. Mit Ende Juni erlischt diese Preisermäßigung.

Die Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 26 **Leipzig, den 24. Juni** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Kaiser Friedrich † — Eins ist not: 1. Christus der Weg — Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten: 5. Die Lehre vom Menschen — Kirchenrecht — Audiatur et altera pars! — Aus Italien: Die deutsche evangelische Gemeinde in Neapel; Die Universitäten Italiens; Auf der vierten Seite; Das Wesen des Protestantismus; Aus einer katholischen Predigt; Strafe für einen Kirchenbau — Aus deutschen Kirchen: Eisenacher Konferenz; Aus Baden — Verschiedenes: Trauerbotschaft aus Kamerun; Das Devrientsche Lutherspiel in Hermannstadt; Zur Berufung Harnacks nach Berlin — Quittung

†

Kaiser Friedrich

Das traurige Geschick Kaiser Friedrichs hat sich vollendet. Durch einen sanften Tod hat Gott ihn erlöst von seinem langen Sterben.

Mit unsagbar schmerzlichen Empfindungen stehen wir an seinem Sarge. Diesem Leben blieb es versagt, sich auszuleben; im Leiden sollte seine Kraft sich verzehren und in tragischen Versuchen, das Regiment zu führen. Es ist, wie wenn der Allmächtige uns hätte zeigen wollen, wie er den mächtigsten und besten Fürsten an dem Jammer der irdischen Welt auch kann teilhaben lassen, nachdem er seinen Vorfahr im Kaisertum so überschwänglich gesegnet hatte. Erschüttert stehen wir vor dem Rätsel der Vorsehung und finden, wie für das Kaiserhaus, so für das treue Volk nur eine Lösung, die ewige, sieghafte Lösung christlichen Glaubens: Welchen der Herr liebhat, den züchtiget er.

Ja, Züchtigung war für unser deutsches Volk die Zeit dieses kranken Kaisers, und wer wollte zu rühmen wagen, daß es darin bewährt erfunden ist? Unendlich viel Menschliches und Gemeines hat diese Prüfungszeit an den Tag gebracht. Aber die Zukunft wird verklären, was die jüngste Vergangenheit trübte, und in den Tafeln der Geschichte wird eingegraben bleiben nach dem Bilde Wilhelms des Siegreichen das Bild Friedrichs des Schmerzensreichen, der wohl ein Herz hatte voll warmer Begeisterung für alles Wahre und Schöne, Freie und Große, aber keinen Mund, es zu sagen, keinen Arm, es kraftvoll auszuführen! Bleiben wird das Bild des volkstümlichen Helden, „unsers Fritz," das Bild des Fürsten von reinem Familienleben, das Bild des guten Protestanten, dem es eine Freude war, dem Geiste der Reformation zu huldigen.

Die Krone des Dulders ist ein hehrer Schmuck auch für das Haupt, das schon eine Kaiserkrone trägt. Die Teilnahme seines Volks, die Teilnahme des Auslands bis in die Herzen von Deutschlands bittern Feinden hinein hat als ein kostbares Geleit den Kranken begleitet. Sie trägt Kraft der Versöhnung in sich, versöhnend alte Leidenschaften, auch uns versöhnend mit dem schrecklichen Geschick des geliebten Fürsten.

Zwei Kaiser gefallen binnen wenigen Wochen: segne Gott zwiefach des Reiches dritten Kaiser! In erschütternd wechselvollen Erlebnissen hat er an des Vaters und Großvaters Sterbebett den Ernst des Lebens bis auf die Hefe geschmeckt — der Weg zum Thron führte durch eine schwere Schule. Aber vertrauend schaut sein Volk auf den Jüngling, ahnend, daß eine neue Zeit mit ihm heraufsteigt, und heiße Gebete steigen empor:

Gott mit Kaiser Wilhelm!

Eins ist not

Lukas 10, 38—42

1. Christus der Weg

Wir machen heute im Geist einen Sabbatherweg, einen Sonntagsweg, nach Bethanien in das Haus der Freunde Jesu. Wir hören von einem Reiseerlebnis des Herrn, äußerlich unbedeutend und doch uns Christen für immer denkwürdig durch das tiefsinnige Wort, zu dem es ihn veranlaßte, von dem einen, das not thue, damals geltend wie heut und allezeit. —

Jesus hat sich, ein reisemüder Mann, im Freundeshause zur Rast niedergelassen. Wie erfrischend die Kühle des Raumes, wie erquickend der Blick durch das weinumrankte Fenster in die Auen, nach den Bergen Judäas, wie wohlthuend die Freundesliebe, die ihn hier umfängt in dem Geschwisterkreise eines Lazarus, einer Martha und Maria, die seinem Herzen so besonders nahe stehen! So kann sich denn auch Martha, wohl die ältere der Schwestern und Leiterin des Hauswesens, gar nicht genug thun, um dem geliebten und verehrten Meister einen gastlichen Empfang zu bereiten. Sie wird nicht fertig mit Vorbereitungen und Anordnungen. Vielleicht kommen die Jünger bald nach, und auch für sie ist dann Mahl und Nachtlager zu rüsten; vielleicht steht bei dieser Gelegenheit auch noch andrer Freundesbesuch in Aussicht. Da muß alles bis ins Kleinste hinein berechnet und vorbereitet werden, sonst kann sie nicht mit Freude, mit Befriedigung auf den Besuch des Meisters blicken.

So findet Martha ihrer Thätigkeit kein Ende. Aber in ihrem Eifer arbeitet sie sich allmählich in eine vielgeschäftige Unruhe und Aufregung hinein, welche ihr schließlich die Freude an dem Besuch, die Freude an der Arbeit, die innere Fassung und das Gleichgewicht der Seele raubt, zumal als sie bemerken muß, wie die Schwester Maria sie gar nicht mehr unterstützt, sondern sich zum Gaste gesellt hat, als ob längst schon alles Nötige geschehen sei. Da begehrt es denn auf in ihr; sie unterbricht das Gespräch der beiden mit einem Worte, worin sie sich beklagt, die Schwester verklagt und zugleich auch den Meister leise mit anklagt, der es geschehen läßt, daß sie ohne Unterstützung bleibt.

So wird ihr denn auch die Zurechtweisung nicht erspart bleiben können. Liebevoll erkennt der Herr wohl an, wie treulich sie sich um ihn zu schaffen macht; aber auch den Tadel seiner Worte kann sie nicht überhören. Jesum zu erfreuen war ja zwar der Zweck ihrer Arbeit; aber weil sie in Gefahr stand, diesen Zweck aus den Augen zu verlieren, die Arbeit Selbstzweck werden und sich von dem eigentlichen Zweck seines Besuchs ganz abziehen zu lassen, so muß sie es sich sagen lassen, daß Maria durch ihre Art und ihr Verhalten ihn doch zuletzt mehr erfreut hat. Zu seiner Befriedigung, so meint Jesus, wie wenig ist da im äußeren nötig; ja — um lieber von ihr zu reden — auch zu ihrer Befriedigung doch eigentlich nur eins, und das kann sie von ihrer Schwester lernen.

Wie anders hat hiernach Maria den Sinn des Herrn getroffen! Zu seinen Füßen sitzend, will sie keinen der kostbaren Augenblicke der Gegenwart des geliebten Meisters ungenutzt, keins seiner Worte ungehört vorüberlassen. Und diese ungeteilte Hingabe an seine Person ist ihm lieber, als wenn Martha glaubt, ihn im äußeren aufs beste versorgen zu sollen, weil dies Merken auf sein Wort und diese Aneignung seiner Botschaft seinem Werke und dem Reiche seines Vaters so viel förderlicher ist. Ist er doch nicht gekommen, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, und in diesem Sinne handelt Maria, läßt sich dienen, läßt sich das Heil mitteilen durch das Wort des Herrn. Darum hängt sie an seinen Lippen und dem seelenkündenden Blick seiner Augen:

> Ihr alles war gänzlich in Jesum versenkt,
> Und wurde ihr alles in Einem geschenkt, —

vor allem die Freude, die innere Befriedigung, welche der Schwester in dem Vielerlei ihrer unruhigen Hast abhanden gekommen war. Der Weg, auf dem sie Ruhe für ihre Seele und damit Glück und Seligkeit erlangt, ist für sie gefunden und betreten.

Christi teilhaft zu sein, das heißt, an seinem Umgange, seinem Worte, seinem Geiste, seinem Reiche teilzuhaben, war für Maria das eine, was, wie sie fühlte, ihr not that.

Das einige Notwendige ist Christi teilhaft sein

muß es auch bei uns heißen, wenn wir anders den Weg zur Ruhe unsrer Seele, zu unserm inneren Glück, zum Frieden, zur Seligkeit finden wollen.

Wollen wir nicht Gott danken, daß es wirklich nur auf dies eine ankommt, um das Glück unsers Lebens zu erlangen? Daß dazu nicht nötig ist das Laufen und Hasten, das Rennen und Jagen nach der Mannichfaltigkeit der Güter dieser Welt, da immer neue Sorgen und Mühen und Pläne und Entwürfe auftauchen, die schließlich, statt Glück und Frieden zu bringen, in endlosen Aufregungen und Enttäuschungen das Herz nur immer weiter von dem erstrebten Ziele abziehen? Wollen wir ihm nicht danken im Namen aller Armen, welche sich von so vielen Gütern ausgeschlossen finden, im Namen aller Elenden, denen das Leben seine Versprechungen nicht hielt und Bitterkeit auf Bitterkeit brachte, ja in unser aller Namen, die wir doch arm und elend wären mitten im Besitz alles irdischen Glückes ohne das höchste Gut, das wir in Christo unser eigen nennen: die köstliche Perle des Gottesreiches mit seinen Gütern (Matth. 13, 46)? Nur wer in Christo dieses höchste Gut ergriffen hat, der kann des heiligen Sängers Triumphwort nachsprechen: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil. R K

Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten

5. Die Lehre vom Menschen

Savage fährt fort:

Alles auf dem Erdballe bildet ein Ganzes wie ein Baum, und der Mensch ist die Blütenkrone des höchsten Zweiges. Sein Ursprung reicht Millionen Jahre zurück bis in die Anfänge der unorganischen Wesen, und sein Ende ist in Gott. Wir leiten unser gegenwärtiges Leben von den Tieren her. Als die Gehirnkraft im Kampfe ums Dasein die Oberhand bekam, wurde das Gehirn durch dieselbe Kraft weiter ausgebildet. Und jetzt erlangt die sittliche Macht allmählich die Oberherrschaft [?], und die Zeit wird kommen, wo sie für die mächtigste gehalten werden wird, wie man sie jetzt für die edelste ansieht.

Die Tiere teilen fast jede unsrer Gewohnheiten und Fähigkeiten mit uns. Tiere denken, folgern, hoffen, fürchten, erinnern sich, lachen und weinen. Sie sind treu in der Ehe [?], lieben ihre Nachkommen; sie bilden Gemeinden und haben Regierungen; sie zähmen und brauchen andre Tiere, melken sie sogar, wie wir die Kühe; sie haben gesellschaftliche Grade: Aristokraten, Soldaten, Künstler und Sklaven; sie führen Krieg und machen Gefangene; sie bestrafen Verbrechen und verhängen die Todesstrafe [?]; sie gründen und erbauen Städte; sie stellen Posten aus und haben ihre Wachmannschaft; sie schmücken ihre eigne Person; sie sorgen für einander und verteidigen sich kämpfend gegenseitig oder verteidigen gemeinsam ihr Heim und ihr Land: kurz, es giebt kaum eine einzige Fähigkeit der Menschheit, an der sie nicht Anteil haben. Der Unterschied zwischen diesen tierischen Kräften und Gebräuchen und den menschlichen ist hauptsächlich ein gradueller [?]. Das Vermögen abstrakten Denkens und die Entwicklung religiöser Fähigkeiten und religiösen Lebens sind die großen wesentlichen Unterschiede im Geistes- und Seelenleben. Die Tierwelt steht also nur eine Stufe tiefer als wir, und diese Stufe zu erklimmen ist die Entwicklungslehre vollkommen fähig [?!].

Weiter wird auch der Kampf unsers sittlichen Lebens von der Entwicklungslehre „genau erklärt“: es ist der Streit zwischen dem höhern und niedern Wesen in uns [?]. Der Mensch strebt aufwärts, vom Tiere zum Gemüte und Geiste. Die Sünde ist nur die Uebermacht des Niedrigen über das Höhere im Menschen und die Schuld ist das Bewußtsein dessen [?].

Der Mensch, der einst Tier war, hat sich also bis zur Möglichkeit der Kindschaft des Höchsten [?] hinaufgeschwungen, und in vielen Fällen hat er aus der Möglichkeit eine Thatsache gemacht.

Heutzutage ist der Mensch im Begriffe, seine Krone zu gewinnen und sein Szepter zu ergreifen. Aber obgleich wir uns zivilisirt nennen, können wir genug von den noch unerreichten Fähigkeiten des Menschen und der Erde erkennen, um zu empfinden, daß uns jetzt nur die Morgendämmerung umgiebt: der volle Tag liegt noch vor uns; Eroberungen warten unser auf der Erde, in der Luft und auf dem Meere. Die Regierung wird vervollkommnet werden; dem Verbrechen werden wir entwachsen; die meisten Krankheiten, an denen wir jetzt leiden, werden vernichtet werden [?]. Angehäufter Reichtum und die Kenntnis der noch unentdeckten Hilfsquellen der Erde werden das Problem lösen, Hunger, Kälte und Mangel zu besiegen und den Menschen von der drückenden

Würde des Ringens um den Lebensunterhalt zu befreien [?]. Dann wird der Mensch frei sein, sich zu erheben und nur seinen höhern Neigungen, dem Gemüte und dem Geiste zu leben [?]. Die Entwicklung eines Paradieses auf Erden, welches so viel schöner als Eden ist, wie die erhabenen Pläne und Thaten des Mannesalters höher und besser sind als die Träume der Kindheit, liegt vollkommen im Bereiche der Kräfte und Gesetze, welche jetzt um uns herum wirksam sind [?]. Platos Republik und Moores Utopia sind nur Andeutungen von dem, was die Zukunft verwirklichen wird [?]. Die ganze Erde kann in einen Garten verwandelt und das menschliche Leben auf derselben so geordnet werden, daß jede Regierungsthätigkeit und das Leben der Gesellschaft und des Einzelnen sich so geräuschlos und harmonisch abwickeln wird, wie die Sterne sich am Himmel bewegen. Dem Bösen, dem Schmerz und der Krankheit werden die Menschen entwachsen sein [?]. Freilich Tausende von Jahren wird es dauern, bis es soweit kommt; aber Gott hat keine Eile, ihm bleibt die Ewigkeit für sein Wirken [!].

Wir knüpfen hier an die letzten Worte, an die Schilderung des zukünftigen goldenen Zeitalters an. Der Prophet vermag uns nicht zu überzeugen und noch weniger uns zu beruhigen. Gewiß, Gott hat keine Eile, aber wir. Denn wir möchten selbst teilnehmen an diesem goldenen Zeitalter. Die Gewißheit aber, daß eine solche herrliche Zukunft bevorsteht, jedoch uns selbst nicht vergönnt ist, könnte unser gegenwärtiges Elend noch vermehren. Mindestens aber fragen wir: Was geht es uns an, wenn in Jahrtausenden erst die Welt soweit kommt?

Aber der Inhalt der Verheißungen selbst ist unglaubwürdig. Gewiß, Kultur und Zivilisation haben uns Tausende von Gütern gebracht und uns mit einer Fülle von Mitteln bekannt gemacht, Mißständen und Krankheiten vorzubeugen, entgegenzutreten und abzuhelfen; aber haben nicht gerade Zivilisation und Kultur auch eine Fülle von Mißständen und Krankheiten neu hervorgebracht und entwickelt? Weisen nicht gerade die Hauptstätten der Kultur und Zivilisation, die großen Städte, anstatt Hunger, Kälte und Mangel aufzuheben, uns vielmehr entsetzliche Bilder solches Elends? Oder reicht wirklich die bloße Kenntnis der Gesetze und Kräfte der Natur hin, um alles unschädlich und uns unterthan zu machen? Und ist es nicht anderseits eine häufige Erfahrung, daß der Mensch, sofern er wirklich nicht mehr um seine Existenz ernsthaft zu ringen braucht, erschlafft und gerade unfähig und träge wird, „sich zu erheben und dem Gemüte und dem Geiste zu leben"? Woher endlich nimmt unser Autor die Zuversicht, zu weissagen, daß die Menschheit dem Verbrechen, dem Bösen, dem Schmerze (vom Tode wagt er nicht zu sprechen) entwachsen werde? Ist das auch „Wissenschaft"?

Fürwahr, da ist die christliche Zukunftshoffnung, welche das vollkommene Ziel der Weltgeschichte weder von den Fortschritten der Menschheit noch von dem Wirken der Naturgesetze erwartet, sondern allein von dem allmächtigen Gott und von dem Kommen seines ewiges Reiches, tausendmal würdiger und begründeter, als jene willkürlichen Phantasien!

Aber bei jener Anschauung vom Menschen stellt sich überhaupt die ganze Einseitigkeit, Armseligkeit und Unklarheit der neuen „Religion" heraus. Als ob man in das Wesen des Menschen dann den tiefsten und richtigsten Einblick erhielte, wenn man ihn als ein Glied in der großen Stufenreihe zwischen der Urzelle und der Weltseele betrachtet und ihn als ein höher entwickeltes Tier auffaßt! Das mag für die eine, mehr äußerliche Seite seines Daseins, mit welcher die Naturwissenschaft sich beschäftigt, richtig, lehrreich und ergiebig sein. Ja in Beziehung auf diese äußerliche Seite mag man ruhig zugeben, daß der Mensch mit den Tieren aufs innigste zusammenhängt oder selbst „von ihnen abstamme." Aber das eigentliche menschliche Wesen wird doch gerade im Unterschiede von dem tierischen Leben erkannt und ist nicht bloß graduell von dem tierischen Wesen verschieden. Das beziehende und vergleichende Wissen, die Vernunft, die Sprache, die religiöse und sittliche Anlage, die Kultur, die Kunst, die Sitte, das sind doch in der That schon grundlegende Verschiedenheiten genug, die den Menschen über das Tier erheben, und keiner Naturwissenschaft ist es bisher gelungen, diese Unterschiede wegzudeuten oder als unwesentliche nachzuweisen. Auch den findigsten Vertretern der Entwicklungslehre ist es bisher nicht möglich gewesen, wissenschaftlich zu erklären, wie aus dem Tiere sich ein so ganz anders veranlagtes Wesen, der Mensch, „entwickeln" könne. Mag also der Mensch fertig aus Gottes Hand hervorgegangen sein oder sich der äußerlichen Seite seines Daseins nach aus dem Tiere entwickelt haben: jedenfalls ist der Augenblick, da zuerst ein Wesen entstand, mit all den angegebenen wesentlichen Merkmalen der Menschheit, der Augenblick der „Schöpfung des Menschen," und keine Naturwissenschaft vermag diesem Augenblicke sein schöpferisches, hochbedeutsames Gepräge zu nehmen und ihn als eine der mannichfachen Phasen der „Entwicklung" ohne weiteres einzugliedern.

Aber was die Wissenschaftlichkeit unsers Darwinisten anlangt, so sind wir noch zu zwei Bemerkungen genötigt. Was er von den Tieren ausführt, klingt sehr schön, ist aber in dieser Zusammenstellung mindestens irreführend. Denn alle jene Züge des Tierlebens, welche dem menschlichen Leben verwandt sein sollen, finden sich nicht bei „den Tieren" überhaupt, sondern bei einzelnen von den Tieren, und zwar so, daß der eine Zug dieser Tiergattung entnommen ist, der andre jener, und weiter so, daß unser Gewährsmann die Vorgänge des Tierlebens vielfach menschlich deutet, ohne die Richtigkeit dieser Deutung erhärten zu können.

Zweitens aber wird der Kampf unsers sittlichen Lebens „erklärt" aus dem „Streite des höhern und niedern Wesens in uns." Wörtlich zu nehmen ist das nicht; denn unser Autor nimmt nicht zwei verschiedne Wesen in uns an. Ist es aber nicht wörtlich zu nehmen, so ist es eben wiederum nur eine Phrase, ein Bild oder eine Formel, durch die gar nichts erklärt wird. Dann heißt es einfach: der Mensch entwickelt sich allmählich aus dem Tiere zu etwas Höherem; benimmt er sich nun noch wie ein Tier, so nennt man es „Sünde," und wird er sich dessen bewußt, so nennt man das „Schuld." Es ist klar, daß so gar nichts erklärt wird, sondern daß so vielmehr die Worte „Sünde" und „Schuld" ihres eigentlichen Inhaltes beraubt werden. Sünde und Schuld giebt es nach dieser Religion der Entwicklungslehre nicht.

Wie ganz anders tief und wahr erfaßt da das Christentum das eigentliche Wesen des Menschen, wenn es von Sünde, Schuld, Versuchung und von sittlichen Gütern, Pflichten und Tugenden redet! W B

Kirchenrecht

Für kirchenrechtliche Fragen haben selbst die evangelischen Theologen selten ein besondres Interesse, geschweige denn die gebildeten evangelischen „Laien." Aber muß das so sein? Bei den Katholiken ist es anders. Dort bildet das Kirchenrecht ein wichtiges Stück in dem Studium des jungen Theologen, und gute kirchenrechtliche Kenntnisse bei kirchlich interessirten gebildeten Laien sind dort keine Seltenheit. Diese Erscheinung läßt sich bis zu einem gewissen Grade verstehen. Für uns Protestanten hat die „Kirche" nicht jene heilsnotwendige Bedeutung wie für den Katholiken. Nach katholischer Weise ist fromm sein und kirchlich sein eine und dieselbe Sache. Dem Katholiken ist die Kirche, und zwar diese sichtbare, hierarchisch verfaßte Kirche in ihrer geschichtlich gewordenen Gestalt, die von Gott gesetzte Mittlerin des Heils; die Gewißheit, bei Gott in Gnade zu stehen, ruht für ihn darauf, daß er der Kirche einverleibt ist und ihren Ordnungen sich unterwirft. Wir Evangelische verlegen tiefer und wahrer den Vorgang, der des Menschen Heil verbürgt, in das Innere der selbständigen Persönlichkeit. Der Protestant hat von Kind auf gehört: dein Glaube macht dich selig, und zwar dein Glaube. Glaubst du nicht, so kann keine Kirche mit allen ihren Gnaden dir helfen; glaubst du, so kann es dir nicht schaden, wenn eine ungläubig gewordene Kirche dich ausstoßen und verdammen würde. Das war ja das vorbildliche Erlebnis Luthers, daß er trotz des Bannfluches der amtlichen Kirche im persönlichen Glauben an Christus seiner Seligkeit gewiß wurde. So liegt dem Protestanten offenbar die Gefahr der Unkirchlichkeit viel näher als dem Katholiken. Wie manchmal hat es sich wiederholt, daß evangelische Christen ihrem Mißbehagen über irgend eine kirchengesetzliche Anordnung dadurch meinten Ausdruck geben zu sollen, daß sie ihren Austritt aus der Kirche erklärten. „Wir geben unsern Glauben nicht auf, o nein, wir bleiben, was wir immer

waren: nur dieser Kirche wollen wir nicht mehr angehören," so kann man dann hören. Und erklärlich ist solche Rede; erklärlich aus protestantischer Mißachtung der „Kirche." Daß bei so bewandten Sachen für die Theologen und andre gebildete evangelische Christen andre Dinge in der Regel weit größeres Interesse haben als die Verfassungsformen und Rechtsverhältnisse der Kirche, kurz das ganze Gebiet des Kirchenrechts, das ist kein Wunder.

Aber es spricht sich darin doch eine Einseitigkeit aus, welche vom Uebel ist. Es ist nicht wahr, daß man die kirchliche Gemeinschaft aufgeben und religiös der nämliche bleiben könne. Wie überhaupt kein religiöses Leben, ja auf allen Gebieten kein geistiges Leben sich gesund und kräftig in der Vereinzelung entfalten kann, sondern überall nur in der Gemeinschaft, so sind insbesondre die christlichen Gnadenmittel, durch welche das christlich fromme Leben hervorgerufen wird und an welchen es sich fortwährend nähren muß, von der Art, daß sie notwendig eine Gemeinde voraussetzen und fordern, von der sie gebraucht werden und innerhalb deren ihre Lebenskräfte zur Wirksamkeit kommen. Nur im christlichen Gemeinschaftsleben kann gesundes Christentum gedeihen, in der Vereinzelung muß es verkümmern und verkommen. So bleibt es auch vom evangelischen Standpunkte wahr, daß wir der Kirche zum Heile bedürfen; wenn auch nicht im Sinne des katholischen extra Ecclesiam nulla salus (außerhalb der Kirche kein Heil) und habere non potest Deum patrem, qui non habet Ecclesiam matrem (niemand kann Gott zum Vater haben, der nicht die Kirche zur Mutter hat), und wenn auch ohne daß für uns unkirchlich und unchristlich in eins zusammenfällt. Es bedarf für den Protestanten einer weit lebensvollern Frömmigkeit und bewußtern Einsicht, um kirchlich zu sein, als für den Katholiken, welchem am Ende sein ganzes Christentum im Gehorsam gegen die Kirche aufgeht.

Je mehr dies alles begriffen wird und zum allgemeinen Bewußtsein kommt, umso mehr wird auch das Kirchenrecht nach Gebühr gewürdigt werden, zumal seitdem die evangelische Kirche in Deutschland die Stellung einer ihre Angelegenheiten selbständig ordnenden und verwaltenden Korporation erlangt hat. Ist auch die Kirche an erster Stelle die ideale Gemeinschaft der Geister und Herzen, die von Christus ergriffen sind, so muß sie doch wie alles, was innerlich und geistig in dieser Welt ist, sich eine leibliche Erscheinungsform schaffen, muß zur sichtbaren Institution werden, um ihren Beruf erfüllen zu können, und dazu bedarf sie wie jede Menschengemeinschaft einer Rechtsordnung. Das Kirchenrecht ist darum eine theologische Disziplin so gut wie Exegese, Dogmatik, Ethik, wenigstens zufolge der weitverbreiteten Schleiermacherschen Definition, nach welcher die Theologie diejenige Wissenschaft ist, die zu ihrem praktischen Ziele die Leitung der Kirche hat: zur Leitung der Kirche gehört doch unzweifelhaft auch die Leitung derselben nach ihrer rechtlichen Seite. Es darf daher niemand meinen, er habe recht Theologie studirt, so lange ihm das Kirchenrecht ein unbekanntes Land ist. Und auch wer sich, ohne Theolog zu sein, etwas eingehender mit den Lebensfragen der Kirche beschäftigen will, kann der Orientirung auf dem Gebiete des kirchlichen Rechtes dabei nicht entraten: gehören doch gerade die kirchenrechtlichen und kirchenpolitischen Fragen zu denen, die jetzt überall im Vordergrunde stehen.

Es darf nicht geleugnet werden, daß hier ein Mangel unsrer theologischen Bildung, wie sie gewöhnlich ist, vorliegt. Es fehlt unsern evangelischen Theologen zu sehr an dem Sinne und Verständnis für die scharfen Formen des formalen Rechts, zumal in ihrer Anwendung auf die Kirche. Der Mangel hängt eng, wie das oft zu geschehen pflegt, mit dem Besten zusammen, was wir haben, mit unsrer Innerlichkeit, unserm Protest gegen die Veräußerlichung, den Mechanismus in der Religion, woran die römische Kirche und, wo sie herrscht, leider das christliche Volksleben krankt zur schweren Gefahr für die Zukunft der Völker, unsers deutschen zumal. Aber ein Mangel bleibt es darum doch.

Eine Ursache, welche das kirchenrechtliche Studium nicht recht aufkommen ließ, lag bisher auch in dem Fehlen eines geeigneten Buches, welches dem hätte empfohlen werden können, der nicht eigentlich als Fachmann, sondern mehr vom praktischen Gesichtspunkte sich mit dem Kirchenrechte bekannt zu machen wünschte, wie dem theologischen oder juristischen Kandidaten, dem praktischen Geistlichen oder auch dem gebildeten Laien. Das Werk von Richter, welches noch immer und nach Verdienst die beherrschende Stelle in der protestantischen kirchenrechtlichen Litteratur einnimmt, hat in seiner jetzt vorliegenden achten Auflage (von Dove und Kahl) einen Umfang angenommen, daß es wohl als Nachschlagebuch für den Praktiker höchst wertvoll, ja unentbehrlich erscheint, jedoch an denselben, wenn er es zu studiren gedächte, wohl zu große Forderungen stellt. Noch mehr gilt dies von dem umfangreich angelegten, noch nicht vollendeten Werke von Hinschius, in gewissem Sinne auch von dem, zwar knapper gehaltenen, „Deutschen Kirchenrecht" von Mejer (dritte Auflage 1869). Versuche, die Lücke auszufüllen, haben denn auch seither nicht gefehlt. Der württembergische Prälat Beck hat einen „Grundriß des gemeinen Kirchenrechts nach Richter-Dove" geliefert (Tübingen 1885), ein handliches kleines Buch, welches sich indessen doch zu sehr als ein bloßer, namentlich zu Examenzwecken gemachter Auszug aus dem Richterschen Werke darstellt. Das „Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts" von Friedberg (zuerst 1879) ist ausdrücklich zu Studienzwecken bestimmt; es bringt bei sehr knapp gehaltenem Text in den Anmerkungen ausführliche Mitteilungen aus den Quellen und will dadurch zum eignen Quellenstudium anleiten, welches aber doch nicht jedermanns Ding ist. Was uns noch immer fehlte, hat jetzt der Marburger Professor Dr. Frantz geliefert.*) Sein „Lehrbuch des Kirchenrechts"

soll — laut der Vorrede — in erster Linie dem angehenden Juristen als zuverlässiger Leiter bei seinen Studien dienen und ihn zu wissenschaftlichen Arbeiten auch auf dem Gebiete des Kirchenrechts anregen. Zu diesem Behufe giebt der Text jedesmal eine kurze, gedrängte Uebersicht über die betreffende Lehre, während in den Anmerkungen, so weit der beschränkte Raum es gestattet, Einzelausführungen gemacht, Streitfragen kurz erörtert und überall zahlreiche Nachweisungen aus den leicht zugänglichen Quellen zum eignen Nachschlagen und Prüfen gegeben werden. . . . Außer dem angeführten Zwecke verfolge ich mit dem Buche noch den weitern Zweck, allen, welche Veranlassung haben, sich über die eine oder die andre kirchenrechtliche Frage zu orientiren, dieses zu ermöglichen, und zwar soll es namentlich auch dazu dienen, den Theologen in das für ihn so eminent wichtige, leider aber sehr vernachlässigte Gebiet des Kirchenrechts einzuführen.

Das Buch verdient das Zeugnis, daß es seiner Bestimmung in vorzüglicher Weise entspricht. Der Stoff ist zweckmäßig ausgewählt und geordnet; alles zur Sache wesentliche wird im Texte geboten in knapper, aber musterhaft klarer Darstellungsform, so zwar, daß es möglich ist, den Text im Zusammenhange zu studiren, ohne sich durch die in den Anmerkungen — mit zweckmäßiger Sparsamkeit — gegebenen Ausführungen unterbrechen zu lassen, falls man zunächst diese übergehen will. Die Litteraturnachweise verweisen überall auf Belege oder Quellen, welche geeignet sind, von einem Leser, der weiter zu gehen wünscht, wirklich nachgeschlagen und studirt zu werden.

Mit Recht hat sich der Verfasser, namentlich auf dem Gebiete der evangelischen Kirche, darauf beschränkt, das deutsche Kirchenrecht zur Darstellung zu bringen. Selbst das katholische Kirchenrecht kann, trotz seines kosmopolitischen Charakters, je nach der Heimat des Darstellers eine gewisse territoriale Färbung nicht verleugnen, wie viel weniger das protestantische, da sich ja der Protestantismus seiner Natur nach überall national gestaltet. Der Zweck des Buches gebot darum die Beschränkung auf die evangelische Kirche Deutschlands, wobei sich übrigens erkennen läßt, daß trotz der landschaftlichen Mannichfaltigkeit im deutschen Protestantismus ein gemeines deutsch-protestantisches Kirchenrecht nicht erst gesucht werden muß, sondern in lebendiger Uebung ist.

Da die „Christliche Welt" keine Litteraturzeitung ist, so verzichten wir darauf, nach Rezensentenweise auf Einzelnes einzugehen, worüber sich mit dem Verfasser rechten ließe. Es

*) Ad. Frantz, Dr., a. o. Prof. der Rechte an der Universität Marburg, Lehrbuch des Kirchenrechts. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. (322 S.; 6 Mk.)

betrifft überall nur Dinge von untergeordneter Bedeutung, oft wohl nur einen mißverständlichen Ausdruck. Mißverständlich ist z. B. der Satz S. 41, daß in der evangelischen Kirche das geistliche Amt nur aus Zweckmäßigkeitsgründen, nicht aus innerer Notwendigkeit bestehe, und was S. 68 über die heilige Schrift als kirchliche Rechtsquelle bei den Protestanten und den Katholiken vorkommt. Von Calvin (S. 47) kann man nicht eigentlich sagen, daß er Kirche und Staat selbständig neben einander stelle: er kennt vielmehr nur zwei Obrigkeiten, die weltliche und die geistliche, selbständig neben einander in demselben theokratischen Gemeinwesen. Auch über die Stellung, welche der Verfasser dem Eherecht als Bestandteil des Kirchenrechts (nach alter Weise) giebt, ließe sich reden. Doch das sind Dinge, die in eine Fachzeitschrift, nicht hierher gehören und die sämtlich dem Werke von seiner Vorzüglichkeit nichts nehmen. Nur eines kleinen Mißverständnisses sei noch gedacht. Die Metropolitane in Hessen-Kassel (S. 141) entsprechen den norddeutschen Superintendenten, während die dortigen Superintendenten nach althessischer Tradition das sind (oder seither waren), was in Norddeutschland die Generalsuperintendenten. Neuerdings haben sie übrigens auch diesen letzteren Titel erhalten, sodaß jetzt nur noch in dem großherzoglichen Hessen die betreffenden Herren ohne den Generalstitel einhergehen: die Superintendenten heißen dort wie überhaupt in Süddeutschland Dekane. Es sind ein paar von den berechtigten Eigentümlichkeiten im kleinen, für welche man eine kräftige Verminderung wünschen kann, ohne sich einer verderblichen Uniformirungssucht schuldig zu machen.

Daß der Verfasser das protestantische und das katholische Kirchenrecht in demselben System zusammen behandelt, ist durch den praktischen Zweck des Buches gerechtfertigt und insofern dankenswert. Freilich hat diese Behandlungsweise ihre unverkennbaren Nachteile. Einmal hat sich in dem katholischen Kirchenrecht während langer Jahrhunderte eine solche Fülle von Stoff angesammelt und ist dasselbe so vielfach und allseitig durchgearbeitet, daß daneben das verhältnismäßig noch neue und wenig entwickelte protestantische Kirchenrecht notwendig zu kurz kommt. Es ist einem beim Durchlesen manches Kirchenrechtswerkes dieser Art (nicht gerade des vorliegenden) wie beim Betreten mancher Simultankirchen: man hat beim ersten Anblick ganz den Eindruck, in einer katholischen Kirche zu sein, bis man allmählich wahrnimmt, daß auch eine evangelische Gemeinde hier ihre Stätte hat. Dann aber, und das ist die Hauptsache, sind die Grundvoraussetzungen und Grundbegriffe auf beiden Seiten so verschieden, daß es nicht möglich ist, ein nach beiden Seiten entsprechendes Rechtssystem daraus zu entwickeln. Man redet hier wie dort von der Kirche; aber der Katholik verbindet mit dem Worte einen ganz andern Begriff als der Protestant. Da kann es nicht anders sein, als daß jedes einzelne Institut hier und dort unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten erscheint und daher eine verschiedene Stellung im System erfordert. Wir bedürfen ein protestantisches oder deutsch-protestantisches Kirchenrecht, welches von dem Begriffe der evangelischen Gemeinde aus das Verfassungs- und Rechtssystem entwickelt. Ein solches würde sich nicht darauf zu beschränken haben, den vorhandenen Rechtszustand positiv zu beschreiben, sondern würde die einzelnen Institute aus dem beherrschenden Grundgedanken prinzipiell ableiten und erklären. Es wäre eine Arbeit weniger für einen Juristen als für einen Theologen, aber einen solchen, der sich auch auf den einschlagenden Gebieten der Rechtswissenschaft, namentlich im kanonischen und im Staatsrecht und in der Geschichte beider, gründlich umgesehen hätte. Hier wäre für einen jungen Gelehrten ein Kranz zu holen. K K

Audiatur et altera pars!

Unter diesem beliebten Motto hat vor kurzem im Dienste der griechisch-katholischen Propaganda eine gegen die evangelisch-lutherische Kirche der russischen Ostseeprovinzen gerichtete Anklageschrift mit dem Titel Veröffentlichung gefunden: Die russische Kirche in Livland unter Nikolaus I. Nach dem Werke J. Listowskis: Philaret, Erzbischof von Tschernigow. Ein kulturhistorischer Beitrag von M. v. Bröndsted (Berlin 1888, bei Georg E. Nagel; 32 S.; 40 Pf.). Der Verfasser darf sich rühmen (S. 32 Anmerkung), durch „die Liebenswürdigkeit" des Vorstehers der kaiserlich russischen Botschaftskirche zu Berlin, Propst Alexius Maltzew, mit den nötigen litterarischen Hilfsmitteln unterstützt worden zu sein; wohl begreiflich, wenn man Herrn von Bröndsted auf derselben Seite trotz seines deutschen Namens mit Seelenruhe die Ansicht aussprechen hört, daß die russische Regierung völlig in ihrem Rechte sei, die baltischen Provinzen durchaus zu russifiziren; denn was z. B. die mit dem Untergang bedrohte Universität Dorpat, diesen edeln Hort deutscher und evangelischer Geistesbildung, betrifft, so wirft der Verfasser die Frage auf:

> Giebt es in einem andern Staate eine von der Regierung unterstützte Universität, welche nicht nur in Bezug auf die Sprache und Richtung, sondern auch in ihrem Geiste von den heimischen Universitäten gänzlich verschieden ist?

Bei solcher Gesinnungstüchtigkeit ist es wahrlich nicht zu verwundern, wie Herr v. Bröndsted bei Schilderung der kirchlichen Kämpfe innerhalb der baltischen Provinzen sich gänzlich in den Dienst jener Art von Geschichtschreibung gestellt hat, welche in neuester Zeit in der russisch-nationalen Presse wie in amtlichen Schriftstücken (z. B. in den offiziellen Antworten des heiligen Synod auf die Eingaben der evangelischen Allianz und der schweizerischen reformirten Geistlichen*) die Thatsachen so darzustellen beliebt, als ob es sich in den baltischen Provinzen um die Befreiung der unterdrückten griechisch-orthodoxen Kirche von der harten selbstsüchtigen Tyrannei der deutschen Barone und Pastoren, beziehentlich um die Erlangung der Gleichberechtigung jener Kirche mit der lutherischen handle. Es ist psychologisch höchst interessant, zu fragen, warum in neuerer Zeit die russische Partei so eifrig sich einer derartigen geradezu frappirenden Umdrehung der thatsächlichen Lage befleißigt? Will man vielleicht hiermit das eigne Gewissen beschwichtigen? oder urteilslosen Köpfen in Westeuropa Sand in die Augen streuen?

Das Bröndstedsche Schriftchen steht ganz und entschieden im Dienste dieser Tendenz. Ausgehend von bittern Klagen über den Widerstand, der in den vierziger Jahren das eifrige Wirken der Bischöfe Irenarch und Philaret für Bekehrung der Letten und Esthen noch auf Seiten vieler damaligen kaiserlichen Beamten, zumal des Baron Pahlen, gefunden habe, schreitet die Darstellung zu so schauerlichen Schilderungen der Gewaltthaten lutherischer Behörden gegen Abgefallene fort, daß man nicht im neunzehnten Jahrhundert und nicht in dem hochgebildeten Livland, Kurland und Esthland, sondern im sechzehnten Jahrhundert etwa in dem Spanien Philipps II. und Albas zu wandeln glaubt. Man höre:

> Jede Art Zwang, Folter, Grausamkeit und List wurde angewendet und versucht, um die Letten und Esthen von der Annahme des orthodoxen Glaubens abzubringen. Man ließ die unglücklichen Opfer den Hungertod sterben, jagte sie mit Frau und Kind aus ihrer Heimat, warf sie ins Gefängnis, schlug sie mit Stöcken, prügelte sie zu Krüppeln oder so lange, bis sie den Geist aufgaben, schleppte sie vor die Gerichte, ließ sie drei bis vier Monate im Kerker schmachten oder bis zu fünfzehnhundert Spießruten durchlaufen, rasirte ihnen entweder den ganzen oder den halben Kopf ab, beschmierte ihnen Kopf und Gesicht mit Theer, gab ihnen bei der Entlassung aus dem Gefängnis nicht die eigne, sondern Arrestantenkleider mit einem schwarzen Dreieck auf dem Rücken (S. 19. 23).

So wüteten angeblich die lutherischen Behörden, Barone und Pastoren gegen die armen Letten und Esthen, um sie von dem Uebertritt zur orthodoxen Kirche abzuhalten. Den Haupttrumpf aber in der Bröndstedschen Schmähschrift bildet die Geschichte S. 24 f. Ein lettischer Bauer zeigt den Wunsch, griechisch-katholisch zu werden; sein lutherischer Gutsherr schickt ihn darauf mit einem Auftrage nach Riga:

> Kaum war er dort eingetroffen, als man ihn in Ketten legte und ins Gefängnis warf. Zwei Wochen trockneten die Augen des Gefangnen

*) Vgl. Neubert, Im Banne Moskaus (Barmen, Klein; 108 S.; 1 M.) S. 91 ff. Das soeben erschienene Schriftchen bezeichnet sich allzu bescheiden als „Abdruck" aus unserm Blatte; es ist zum mindesten ein überarbeiteter und bereicherter Abdruck, und sei zumal denen warm empfohlen, welche nicht Leser des ersten Jahrgangs gewesen sind. D H

nicht von den Thränen, die bei dem Gedanken an Frau und Kinder, ihre Unruhe und Armut flossen. Die Mitgefangnen wunderten sich über diesen Thränenfluß. Als der Unglückliche eines Tages düstern Blickes durch das vergitterte Fenster auf die gegenüber liegende russische Kirche schaute, sah er in der Vorhalle der Kirche seine Frau: sie saß dort, den Kopf in die Hand gestützt, vertieft in den einen Gedanken, wo ihr Mann, die Stütze der Familie, sich wohl aufhalten möge. Wo soll sie ihn suchen? „Anna!“ hörte sie eine wohlbekannte Stimme, die vom Gefängnis herkam: „hüte die Kinder! weine nicht meinetwegen! ich bin noch am Leben. Beeile dich, überzutreten!“ Anna wurde fortgejagt, das Gefängnisfenster zugemacht. . . . Anna klopfte an die einzige Thüre, welche den Unglücklichen nicht verschlossen blieb, an die Thür, die zur Wohnung des russischen Bischofs Philaret führte. Schlief er je? Zu ihm konnte man stets kommen. Philaret versprach, sich ihrer anzunehmen. Durch dieses Versprechen einigermaßen beruhigt, begab sich Anna wieder zum Gefängnis. Gegen Erwartung ließ man sie hinein; aber sie fand nur die Leiche ihres Mannes. Sein ganzer Körper, besonders das Gesicht, war mit Blutflecken bedeckt, die Kinnbacken krampfhaft zusammengepreßt, aus dem Munde quoll blutiger Schaum. Der Arzt hatte ihm eine Arznei gereicht, die er, nachdem er sie geschmeckt, sich weigerte, einzunehmen, worauf der Arzt ihm den Rest, wie die Mitgefangnen später erzählten, in die Augen geschüttet hatte. Mit verzweiflungsvollen Klagen warf das unglückliche Weib sich über die Leiche des Mannes. Man riß sie von der Leiche fort und warf sie aus dem Gefängnis. Sie eilte zu Philaret zurück, dessen Vorzimmer stets von ähnlichen unschuldig Verfolgten gefüllt war. Kaum imstande, sich aufrecht zu halten, halb erstickt von Thränen, erzählte das arme Weib Philaret den Vorfall. Der Bischof suchte sie zu trösten und half ihr mit den geringen Mitteln, über die er gebot, und nahm auch ihren Sohn unentgeltlich in die geistliche Schule auf.

Aber der Kummer der unglücklichen Frau war mit dem Verluste ihres Mannes noch nicht beendet. Ihr ganzes Hab und Gut wurde verkauft. Sie und ihre kleinen Kinder wurden aus dem Hause, da sie wohnten, verjagt, und ohne Existenzmittel mußten sie den kalten Winter in einer Scheune verbringen. Zu wiederholten Malen schrieb Philaret an den Generalgouverneur, der auch seine Hilfe zusagte; trotzdem blieb die Lage der unglücklichen Frau dieselbe.

Das lettische Landvolk pflegt zu sagen: „Jemand kann lügen, daß die Oberlage (der Deckbalken) sich biegt“; dies trifft bei vorstehender Erzählung völlig zu. Denn wohl gemerkt, wäre dieselbe wahr, so würde der Bischof Philaret sich eines auch in Rußland strafbaren Verbrechens schuldig gemacht haben, indem er diese schauerliche Ermordung eines Gefangenen nicht zur Anzeige brachte. Der Vertrauensseligkeit wird doch zu viel zugemutet, wenn man für möglich halten soll, ein eifriger Vorkämpfer der orthodox-russischen Kirche, wie Philaret, habe sich damit beruhigen können, die Witwe und die Kinder jenes Opfers des Luthertums liebreich zu unterstützen; ihm standen Mittel und Wege genug zu Gebote, um jene Freveltat, wenn sie wirklich geschehen, zur Strafe zu ziehen. Durch derartige haarsträubende Lügengeschichten sucht man den Fanatismus der Russen gegen die evangelischen Balten zu entflammen! Höchst bezeichnend ist es für die Glaubwürdigkeit dieser und der andern Schauererzählungen in dem Bröndstedschen Schriftchen, daß dabei nie genau Ort, Name und Datum angegeben werden, während letzteres auf das Sorgfältigste und Genaueste in den beiden klassisch zu nennenden Schriften geschieht, welche von evangelischer Seite aus dieselben traurigen Kämpfe der Jahre 1841 u. f. w. beleuchten; wir meinen: W. v. Bocks Livländische Beiträge (1869) und A. v. Harleß: Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands (1869); mit peinlichster Gewissenhaftigkeit werden von diesen beiden Schriftstellern auf Grund gerichtlicher Protokolle die Thatsachen geschildert; aber so betrübender Art die letztern auch sind, da sie die Gewissensnot der durch List und Täuschung zum Abfalle vom Luthertum verleiteten Letten und Esthen betreffen, so finden sich doch unter diesen von Bock und Harleß gegebenen Schilderungen keine derartigen blutigen Schauergeschichten, einfach aus dem Grunde, weil die Genannten es mit der geschichtlichen Wahrheit ernst nahmen und den Gegner nicht durch Lügen beschimpfen wollten.

Das v. Bröndstedsche Schriftchen spürt aber auch den Ursachen nach, warum ein so plötzlicher Eifer zum Abfalle vom Luthertum die Letten und Esthen ergriffen habe. An vielen Stellen wird zugegeben, daß die materielle Not jener Hungerjahre 1841 u. f. w. und die vom Volke gehegte Hoffnung auf Besserung seiner Lage durch Uebertritt zur russischen Kirche einen Hauptgrund dazu gebildet habe (vergl. Jahrgang 1 d. Bl., S. 44); wird dies doch mit staunenswerter Naivität sogleich in dem ersten Satze des Bröndstedschen Schriftchens klar ausgesprochen, wo es heißt:

Kleine Ursachen — große Wirkungen! . . . in den protestantischen Ostseeprovinzen Rußlands haben eine handvoll Groschen und etliche Brosamen den Grund gelegt zu der orthodox-russischen Kirche . . . [!]

Weiterhin aber finden sich auch andre tiefer liegende Ursachen angeführt, und zwar nach der Angabe eines damaligen „protestantischen“ Professors Rosberg in Dorpat folgende (S. 26 f.):

1. Unsre Pastoren fühlen sich als zu große Herren. 2. Auf unsern Kirchen strahlt nicht das Kreuz, das gemeinsame Symbol des Christentums, sondern irgend ein Hahn ist angebracht; unsre Kirchen stürzen zusammen aus Baufälligkeit, niemand kümmert sich um sie. 3. An Stelle der Predigt lesen unsre Pastoren bloß die Listen der Gestorbenen und Geborenen vor. 4. Bei uns wird kein allgemeines Gebet an den himmlischen Vater gesprochen. 5. Schließlich bekennt sich unser Kaiser selbst zum orthodoxen Glauben.

Der erste Vorwurf war leider vor vierzig Jahren mannichfach begründet (vergl. Jahrgang 1, S. 45), ist aber in den langen heißen Kämpfen, die den lutherischen Pastoren der baltischen Provinzen auferlegt wurden, fast völlig überwunden. Den zweiten betreffs des Hahnes auf den Kirchtürmen kann man nur als recht kindisch bezeichnen, und was die verwahrlosten lutherischen Gotteshäuser anlangt, so ist ebenfalls eine Wandlung zum Besseren längst eingetreten (vergl. Jahrgang 1, S. 31). Die dritte und vierte Anklage beruht auf Entstellung der Wahrheit, und in dem fünften Punkte endlich wird ein fast komisch zu nennender Grund für die Vorzüglichkeit des orthodoxen Glaubens angeführt (Jahrgang 1, S. 45).

Von größtem kulturgeschichtlichen Interesse ist es auch, zu erfahren, wie sich der von Herrn v. Bröndsted gefeierte russische Bischof Philaret von Riga die Beantwortung der wichtigen Frage gedacht hat: Womit ersetzt die orthodoxe Kirche die Bildung und Gelehrsamkeit der lutherischen Pastoren? Philaret sagte:

Die orthodoxe Welt soll Gott danken, daß ihre Priester den lutherischen Pastoren nicht gleichen, welche ihr Amt vernachlässigen und wie Leute, die sich für Geld und Eitelkeit interessiren, ein unordentliches Leben führen. Der Bischof von Riga sieht bei der Wahl zum priesterlichen Amt vor allem darauf, daß die Personen, welche ernannt werden sollen, ein christliches Leben führen. . . . Diejenigen, welche in dem Seelenhirten der livländischen Bauern vor allem die aufgeblasene Gelehrsamkeit zu sehen wünschen, kennen nur wenig das Bedürfnis der hiesigen Bauern und beurteilen die Sache falsch oder auf Art der europäischen Maulaffen. Die leblose egoistische Gelehrsamkeit der hiesigen lutherischen Pastoren ist den livländischen Bauern schon zu verhaßt, und sie verabscheuen dieselbe. Sie haben Priester nötig, die von der christlichen Liebe erfüllt, einfach im Verkehr, mild im Gespräch, fromm und bereit sind, ihren Gram und ihre Freude zu teilen und mit ihnen zu beten. Wie oft hörte ich von den Uebergetretenen die Aeußerung: Jetzt beten wir für uns selbst und für diejenigen, welche unserm Herzen nahe stehen; früher aber beteten nur die Pastoren für sich, nicht aber für uns; jetzt beten wir für den Zaren, unsern Wohlthäter, was früher nicht der Fall war [?]. Sie sind jetzt froh, sobald der Priester mit ihnen über ihre häuslichen Angelegenheiten spricht, und wenn der Bischof sie liebevoll über irgend etwas fragt, sind sie begeistert. Was die Kenntnisse betrifft, so sorgt der Bischof dafür, daß der Priester nicht gelehrter ist, als nötig für den Seelenhirten der Bauern. Mehr zu verlangen, heißt Unvernünftiges fordern. Freilich unsre Priester verstehen nicht, den Baronen Komplimente und auf dem Parkette Verbeugungen zu machen, sind nicht gewöhnt, mit den Gutsbesitzern die Zeit hinter den Karten zu verbringen, spielen nicht Fortepiano, parliren nicht französisch; aber sollten diejenigen sich nicht schämen, welche sich unter den lutherischen Pastoren solcher Eigenschaften rühmen? (S. 17.)

Es ist nur gut, daß Bischof Philaret selbst mit diesen letzten Worten zugiebt, daß nicht auf alle lutherischen Geistlichen dieses Zerrbild anzuwenden war. Was ihm schließlich als letztes und höchstes Ziel seiner bischöflichen Wirksamkeit im Kampfe gegen die evangelisch-lutherische Kirche vorschwebte, hat Philaret offen ausgesprochen: es war die Russifizirung der baltischen Länder; die kirchliche Propaganda galt ihm nur als Mittel zum Zwecke. Er hat es oft bedauert, daß damals dieser Zweck „noch nicht in den Plänen der russischen Regierung lag“ (S. 31); dafür haben seine Nachfolger auf dem griechischen Bischofsstuhle zu Riga bis auf unsre Tage umso kräftiger Hilfe von seiten der russischen Regierung zur Verfolgung jenes Zieles gefunden. Es ist das zweifelhafte Verdienst des Herrn v. Bröndsted, in seinem Schriftchen unter dem Motto: Audiatur et altera pars! trotz seines deutschen Namens offen für die Berechtigung dieser Russifizirung eines altehrwürdigen protestantischen Kulturgebietes eingetreten zu sein.

N-t

Aus Italien

(Die deutsche evangelische Gemeinde in Neapel) feierte am 15. März das Gedächtnis des heimgegangenen Kaisers Wilhelm durch einen Trauergottesdienst, an welchem sich die ganze Gemeinde wie ein Mann beteiligte. Auf Einladung des deutschen Generalkonsulats hatten sich fast alle hier wohnenden Konsuln in der Kirche eingefunden, auch der türkische, sowie die Spitzen der Stadtbehörden. Wohl zum erstenmale haben sich Magistratspersonen dieser erzkatholischen Stadt an einem evangelischen Gottesdienste beteiligt, und verlautet nichts, daß der Kardinal-Erzbischof sich tadelnd über solche unerhörte Thatsache geäußert habe. Die genannte Gemeinde hat allen Grund, dankbar sich des verstorbenen Kaisers und seines Vaters, Friedrich Wilhelms III., zu erinnern. Durch letzteren wurde im Jahre 1826 die Existenz der Gemeinde ermöglicht, indem der damalige preußische Gesandte Graf Flemming in Neapel die junge, sich konstituirende Gemeinde unter seinen Schutz nahm. Ueber fünfzig Jahre liegen jetzt hinter ihr. Bis zum Jahre 1864 war sie mit der preußischen Landeskirche innig verbunden, erhielt auch bis zum genannten Jahre bedeutende Subsidien aus der königlichen Kasse, nämlich jährlich 1500 Dukaten. Seit 1864 stellte sie sich unabhängig von der preußischen Landeskirche. Kaiser Wilhelm hat aber noch wiederholt das deutsche Hospital und den deutschen Hilfsverein in Neapel unterstützt. T

(Die Universitäten Italiens) zeigen Zustände, die man, Gott sei Dank, in Deutschland nicht kennt. Bekanntlich fühlten sich die Studenten Roms berufen, in der Angelegenheit des Giordano Bruno-Denkmals ihre Stimme abzugeben und sprachen ein Tadelsvotum aus gegen diejenigen Munizipalräte, welche diesem Denkmale keine Geneigtheit entgegenbrachten (vgl. Nr. 14, S. 133 ff.). Aehnliche Dinge gehören in Italien zu den gewöhnlichen und erklären sich leicht aus der Erziehung der Jugend, welche nichts andres ist als Mangel jeder Erziehung, Mangel vor allem jeder Gewöhnung an Respekt. Der deutsche Student bleibt bei seinem Leisten, d. h. bei seiner Wissenschaft, und bildet sich nicht ein, daß er das Recht habe, sich um Dinge zu kümmern, die ihn nichts angehen; der italienische Student kennt das Sprichwort nicht: Schuster bleib bei deinem Leisten. Ueber den Professor Scalzi, den die römischen Studenten für einen Gegner des Giordano Bruno-Denkmals ansahen, hielten ihrer siebenhundert jüngst Gericht. Der Herr Professor suchte sich vor diesen Herren Richtern zu rechtfertigen und begann seine Rede im Hofe der Universität also: „Meine Herren, ich zittere nicht vor Ihnen, ich gebe mich in Ihre Hände, Sie werden meine Richter sein. Ich bitte nicht um Nachsicht; Ihr Urteil möge strenge sein. Nie habe ich mein Haupt vor den Priestern gebeugt, und wäre ich bei der letzten Abstimmung, bei der es sich um Giordano Bruno handelte, zugegen gewesen, so hätte ich für das Monument desselben gestimmt.“ Die Studenten antworteten mit Heulen und Pfeifen.

In Palermo kamen jüngst heillose Dinge an den Tag, welche den Staatsanwalt in Thätigkeit setzten. Es stellte sich nämlich heraus, daß eine größere Anzahl von Studenten vermöge gefälschter Maturitätszeugnisse sich hatte inskribiren lassen, eine Fälschung, die in Deutschland bisher nicht vorgekommen sein dürfte. In Bologna giebt es unter den Studenten zwei Parteien: die einen sind für die Monarchie, die andern dagegen Republikaner. Kürzlich kam zur Eröffnung einer Ausstellung die königliche Familie dorthin. Die Königsfreunde unter den Studenten zogen mit der Universitätsfahne zum Bahnhofe. Unterwegs wurden sie von ihren republikanischen Kommilitonen angegriffen und die Fahne zerrissen, sodaß die Königlichen mit der leeren Fahnenstange am Bahnhofe erschienen. Zum nicht geringen Staunen des Königs, der Auskunft wünschte und erhielt. Drei republikanische Studenten wurden im Hofe der Universität von der Polizei arretirt, erlangten aber sofort ihre Freiheit, als ein Professor rief: „Die Universität ist heilig und unverletzlich.“ Wer in Italien die Brutstätten des Atheismus kennen lernen will, der gehe zu den Universitäten. T

(Auf der vierten Seite) In einer italienischen Zeitung fand sich jüngst folgende Anzeige: Wer das Geheimnis kennen will, angenehm und in Wohlhabenheit zu leben, der lese die vierte Seite dieses Journals. Gut, wir lesen die vierte Seite, wo das Mysterium uns richtig entschleiert wird. Ein edler Menschenfreund weist uns da in einer langen Annonce auf seine Zahlentafeln, die er monatlich versendet, und wodurch er uns das Geheimnis enthüllt, jedesmal die Nummern selbst auszurechnen, welche bei der Lottoziehung herauskommen. Jene Zahlentafeln beruhen, wie der Menschenfreund sagt, auf einer Erfahrung von hundert Jahren, und werden dieselben, weil abgelagert, für den hohen Preis von 5 Franks monatlich in alle Welt verschickt. Leser meint, eine solche Annonce könne nur in einem Winkelblatte zu lesen stehen. Weit gefehlt! Sie findet sich auf der vierten Seite einer hervorragenden Zeitung, und wer die vierte Seite andrer italienischer Zeitungen sich betrachtet, findet solche Dinge in Hülle und in Fülle; ja es steht so, daß manche Zeitung ihre vierte Seite gänzlich mit solchem Humbug ausfüllt. Man lese z. B. die Sonntagsnummer der Zeitung Roma, welche in Neapel erscheint, da zeigen sich unglaubliche Dinge. Alles geht darauf hinaus, der Gewinnsucht in Hinsicht des Lottos Vorschub zu leisten. Diese Anzeigen sind umfangreich, kosten viel Geld, bringen aber auch viel Geld ein. Das ist der bodenlose Aberglaube in Italien, dem Lande der Päpste, wo letztere, um mit dem Vatikan zu reden, das „Füllhorn ihrer Segnungen“ in Kultivirung des Volkes ausgeschüttet haben. Die „vierte Seite“ beweist, wie die Päpste kultivirt haben. T

(Das Wesen des Protestantismus) Eine in der Nähe Neapels erscheinende klerikale Zeitung warnt vor den Protestanten und schreibt also:

„Die katholischen Christen sind nie darauf aus, die Protestanten zu verleumden, denn sie [also die Katholiken] leben in der von Christo verkündigten Wahrheit. Aber die Protestanten verleumden in jeder Weise die Katholiken. Die Protestanten sind Lügner von Natur; jeder von ihnen macht sich ein Gesetz, welches seinen Leidenschaften zusagt; durch Lügen schaffen sie sich Eingang bei den Katholiken. Ihre Zungen sind falsch, ihre Lippen sprühen Schlangengift, ihr Mund ist voll von Fluchen und Bitterkeit, wie Röm. 3, 13 geschrieben steht. Die Protestanten sind Lügner, wenn sie sagen, der katholische Glaube sei nicht der apostolische, wenn sie die Inquisition schwarz malen, wenn sie der Kirche schuldgeben, daß sie in der Bartholomäusnacht Blut vergossen und das Edikt von Nantes aufgehoben habe. — Was die Protestanten sind, sagt Paulus Röm. 1, 29. Die Protestanten sind den tollen Hunden zu vergleichen, welche durch die Felder laufen und vielen Gefahr drohen; sie verfluchen alles, was sie nicht verstehen; sie sind Wolken ohne Wasser, Bäume ohne Früchte, schmutzig wie die Meereswogen; sie fahren hin und her wie ein Meteor, welches schnell verschwindet und nur Dunkelheit zurückläßt; sie sind Lehrer einer Kirche, die auf Polygamie und Raub gegründet ist; sie haben eine Religion, die auf Mord und Treulosigkeit basirt; sie sind die Feinde Christi und zertreten mit Cynismus die Religion desselben. Von den Protestanten gilt, was Matth. 23, 33 sagt: Sie sind Schlangen und Otternbrut. Eine feste Lehre haben sie nicht: in London lehrt man anders als in Berlin. Sie glauben, was sie wollen, und jeder handelt nach seinem Belieben. Unter ihrem Lächeln verbirgt sich der Kuß des Judas; ihre individuelle Vernunft ist ihr Gesetz. Unter dem Mantel des Lammes sind sie reißende Wölfe. Sie haben sich verbreitet durch Dolch und Mord, durch Lüge und Laster, durch Verbrechen und Verführung, durch Blut und Sittenlosigkeit. Sie machen ihre Vernunft zur Richterin der Offenbarung; ihr Christentum ist Antichristentum. — Das ist das wahre Bild der Protestanten. Man fliehe ihre teuflische Kunst, mit der sie versuchen, die Seelen von der Kirche abwendig zu machen.“

In der folgenden Nummer derselben Zeitung erfahren wir näheres über Luther:

„Martin Luther, Haupturheber der Sekte der Protestanten, stand sein ganzes Leben hindurch in der engsten Beziehung mit dem Teufel, von dem er alle seine heillosen Lehren empfing. Der Teufel schlief bei Luther; er half ihm bei seinen Studien und aß sogar mit ihm. Aehnliches wissen wir von Calvin und Zwingli. In neuester Zeit existirt eine Sekte der Teufelanbeter, die keinen andern Ursprung hat, als in der sogenannten Reformation.“ T

(Aus einer katholischen Predigt) Auf der Kanzel steht ein stattlicher, vollbärtiger Kapuziner, ein allbeliebter Fastenprediger Neapels, begabt mit prächtigem Organ. „Meine Herren! Mein heutiger Vortrag gilt dem heiligen Joseph, dessen Fest wir mit der ganzen Kirche heute feiern. Unter ihren glorreichen Heiligen steht dieser obenan, wie auch der Glanz seines Festes, die Menge der Festteilnehmer beweist. Er verdient die Ehre, mit der die ganze Kirche ihn umgiebt. Seht in ihm, dem Patriarchen, die Tugenden aller Patriarchen von Abraham her vereinigt; betrachtet das Leben aller dieser Heroen des Glaubens, der Gottseligkeit, des heiligen Lebens, und ihr werdet alle diese heroischen Tugenden in St. Joseph wiederfinden. Nichts leichter, als der Beweis für diese Behauptung. Meine Herren (Signori)! Ich könnte mich auf St. Thomas und andre Lehrer berufen, das will ich nicht, denn es genügt der Hinweis auf die heilige Jungfrau. Diese hatte alle engelhaften Eigenschaften in sich vereinigt, und wenn sie sich einen Lebensgefährten (compagno) wählte, so konnte der letztere nur ein solcher sein, der ihr ebenbürtig und mit ähnlichen Eigenschaften engelhafter Reinheit und Heiligkeit ausgerüstet war. Wie hätte sie, die Santissima Maria, einen andern Gefährten dulden können? — Diese Tugenden haben ihm die hohe Stellung verschafft, die er im Chor der Santi einnimmt, wo er als der mächtige Beschützer dasteht, weshalb euch Pius IX. ihn zum Patronus der Kirche bestellte. Ehrt ihn, damit er euch ehre. Ite ad Joseph (Geht zu Joseph).“ So sprach Redner am 19. März 1888. T

(Strafe für einen Kirchenbau) In Velletri, einer uralten Stadt, nicht weit von Rom, wurde an der Kirche St. Michael ein neuer Pfarrer angestellt. Er fand die Kirche im höchsten Grade baufällig und das Pfarrhaus in solchem Zustande, daß ein Weilen in demselben als Selbstmord angesehen werden konnte. Der neue Pfarrer, Don Spiridion, nahm eine allseitige Reparatur vor und machte, weil er über geringe Mittel verfügte, Schulden, zumal, da man ihm im Vatikan Aussicht auf Beihilfe gemacht hatte. Leider sah er sich getäuscht und erhielt nur 500 Lire. Er war genötigt, seinen gesamten Privatbesitz für neue Schulden zu verpfänden. Er opferte mit Freuden alles, was er hatte, und endlich stand die neue Kirche zur Freude der Einwohner in vollem Glanze da. Da aber kam für Don Spiridion ein harter Schlag. Die Bauunternehmer stellten allerlei und sehr hohe Nachforderungen, und der arme Pfarrer konnte nicht zahlen. Da wandte er sich in seiner Not an die Kardinäle, endlich an den Papst, erhielt aber nicht einen einzigen Pfennig. So verpfändete er denn schließlich sein Dienstein kommen. Da plötzlich erhielt er einen Brief aus dem Vatikan durch seinen Bischof, worin ihm seine Absetzung angekündigt wurde. Der arme Mann wandte sich an die Kardinals-Kongregation, an den Papst, erhielt aber die einst vom Hohen Rat erteilte Antwort: „Was geht das uns an?“ Er war und blieb entlassen, weil er Schulden gemacht! — Don Spiridion kann jetzt, falls er keine helfenden Verwandten hat, betteln gehen; Velletri aber hat eine neue Kirche und ein neues Pfarrhaus. T

Aus deutschen Kirchen

(Eisenacher Konferenz) Seit 1852 tritt zu Eisenach, am Fuße der Wartburg, anfangs jährlich, neuerdings aller zwei Jahre, eine Konferenz der evangelischen Kirchenregierungen Deutschlands (einschließlich Oesterreichs) zusammen, um über Fragen des Gottesdienstes, der Zucht und der Verfassung gemeinsame Beratung zu pflegen. Die Konferenz hat heuer unter Leitung ihres wiedergewählten Vorsitzenden, des sächsischen Oberhofpredigers D. Kohlschütter, zum achtzehnten male vom 1. bis 6. Juni getagt. Verhandelt wurde über die Taufe nicht mehr völlig unmündiger Kinder, Jugendgottesdienste, Perikopen, Kirchenkollekten für die deutsch-evangelischen Gemeinden des Auslandes, Vorbereitung einer kirchlichen Statistik für 1890 u. a. Zur Eröffnung der Konferenz predigte Abt D. Uhlhorn in der Wartburg. R

(Aus Baden) Auch die erste Kammer der Landstände hat nun über die „Kirchenvorlage" sich ausgesprochen. Am 26. Mai vom frühen Morgen bis zum Abend wurde dafür und dawider gesprochen und endlich abgestimmt. Die Kommission hatte den Regierungsentwurf dahin abgeändert, daß der bisherige § 4 in §§ 4 und 5 zerlegt wurde (Berechtigung zur Verwendung von Ordensmitgliedern in der Seelsorge). Wesentlich handelte sichs jetzt um den § 5, welcher lautete:

„Die Staatsregierung ist ermächtigt, einzelnen Geistlichen, welche einem im Großherzogtum nicht eingeführten religiösen Orden angehören, zum Zweck einer vorübergehenden Aushilfeleistung in der Seelsorge die Ausübung kirchlicher Funktionen im Gebiete des Großherzogtums nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes vom 5. März 1880 und der zum Vollzuge desselben erlassenen Vorschriften in jederzeit widerruflicher Weise zu gestatten, wenn von der obersten Kirchenbehörde in Freiburg das Vorhandensein eines Notstandes nachgewiesen worden ist, dem nicht in andrer Weise abgeholfen werden kann.

In dem betreffenden Antrage der obersten Kirchenbehörde ist genau anzugeben, sowohl worin die Aushilfe geleistet werden soll, wie Ort und Dauer der Zeit, für welche dieselbe gewünscht wird. Die Genehmigung der Regierung ist nur als unter diesen Beschränkungen erteilt anzusehen, und auf Ueberschreitungen derselben findet Artikel 2 des Gesetzes vom 5. April 1872, die Abhaltung der Missionen durch Mitglieder religiöser Orden betreffend, Anwendung."

Dieser Paragraph wurde mit 12 gegen 10 Stimmen abgelehnt, die andern vier Paragraphen nach dem Kommissionsvorschlage angenommen, wobei die katholischen Abgeordneten mitstimmten und von §§ 1 bis 3 die ursprüngliche Fassung der Regierung wiederhergestellt wurde. Der ebenfalls genehmigte neue § 4 gestattet hinsichtlich der im Jahre 1872 verbotenen Ordensaushilfe eine Ausnahme zu Gunsten der Spendung der Sterbesakramente in Notfällen in den Grenzbezirken des Landes.

Die katholische Presse äußerte alsbald ihr Erstaunen, daß die Kammern durch Ablehnung des streitigen Paragraphen sich „mit den Wünschen des Landesherrn und dem Rechtszustande im übrigen deutschen Reiche" in Widerspruch zu setzen gewagt haben. Sie haben gethan, was sie verfassungsmäßig durften. Der Erfolg in der ersten Kammer wurde unter dem Einflusse zweier Reden gewonnen, deren erste der evangelische Abgeordnete Ernst August Freiherr von Göler, deren zweite der evangelische Prälat D. Doll hielt. Göler stimmte, wenn auch mit Bedenken, für die §§ 1 bis 4, bekämpfte aber den § 5 aus Gründen der Parität der badischen Bevölkerung, welche die Ausbreitung der in den Orden herrschenden unduldsamen Grundsätze nicht gestatte. Der Priestermangel sei zudem nicht so unerträglich. Auf 1100 Katholiken komme ein Priester, während erst auf 1300 Protestanten ein Geistlicher komme. Prälat D. Doll bestätigte letztere Angaben und widersprach der gegnerischen Behauptung von dem Nutzen der Orden für das soziale Leben. Man möge nach Italien, Spanien, Irland blicken! Er glaube nicht, daß das badische katholische Volk seine reichstreue Haltung von der Zulassung der Orden abhängig mache; er konstatirte hingegen (mittelst Verlesung von Stellen) die unfriedfertige Haltung der offiziellen katholischen Kirche.

Allgemein wird dem Auftreten beider genannten Redner warme Anerkennung gezollt. A E

Verschiedenes

(Trauerbotschaft aus Kamerun) In Basel ist die betrübende Nachricht eingetroffen, daß Missionar Dilger in Kamerun gestorben ist. Das ist schon das zweite Opfer, welches die Kamerunmission dem Baseler Missionshause gekostet hat.

(Das Devrientsche Lutherspiel in Hermannstadt) Aus Siebenbürgen wird uns geschrieben:

Devrients „Luther" hat auch in Siebenbürgen einen wahren Sturm des Beifalls entfesselt. Der evangelische Frauenverein in Hermannstadt hatte für Mai d. J. acht Vorstellungen geplant, wobei der Dichter selbst und seine Schülerin, Fräulein Kuhlmann, die beiden Hauptrollen in vollendeter Weise zur Darstellung brachten. Der Andrang aus den siebenbürgisch-sächsischen Städten Mediasch, Schäßburg, Kronstadt, Bistritz ꝛc. war so groß, daß noch zwei weitere Vorstellungen gegeben werden mußten. „Wie ein Blumengarten — so schreibt das Sieb.-Deutsche Tageblatt — sah die Bühne am Schlusse der letzten Luthervorstellung aus, und immer neue Blumengrüße flogen hinauf; der Jubel, der laute Ausdruck tiefster Ergriffenheit, wollte kein Ende nehmen. Die Räume unsers Schauspielhauses haben eine derartig gehobene freudige Stimmung nicht mehr gesehen. Es war ein Zeichen des Dankes, der nie in uns verlöschen wird. Die Namen Devrient und Kuhlmann bleiben mit unsrer Stadt, mit unserm Frauenverein, mit diesen Tagen für immer verbunden!"

Zur Hebung und Förderung evangelisch-protestantischen Bewußtseins unter dem evangelischen Siebenbürgern haben diese Lutheraufführungen nicht wenig beigetragen. J R

(Zur Berufung Harnacks nach Berlin) hat sich nunmehr der Ev. Kirchl. Anz. von Berlin zum zehnten [!] male geäußert. Er wendet sich gegen unsern Artikel in Nr. 24, ohne auch nur den Versuch einer Widerlegung unsrer prinzipiellen Sätze zu machen oder das persönliche Zeugnis, das aus dem Schülerkreise Harnacks für den Lehrer damit abgelegt worden, irgend entkräften zu können. Die einzige Waffe, die er anwendet und von der er sich offenbar die verderblichste Wirkung verspricht, ist, daß er unser Blatt als „das Ritschlsche Blatt" einführt und uns mit Behagen in „die große und einflußreiche Familie Ritschl" einreiht. Wenn diese Leute einem nur irgendwelche Parteietikette angeheftet haben, dann triumphiren sie: Besorgt und aufgehoben! Aber der Fechterkniff wird hier nichts nützen. Daß unser Blatt nicht im Dienste einer Familie oder Schule steht, wissen alle, die es mit Aufmerksamkeit und Urteil in seinem bisherigen Laufe verfolgt und wirklich gelesen haben. Wir dürfen mit gutem Gewissen sagen, daß eine unbefangenere und unabhängigere Stellung, als sie die Redaktion d. Bl. gegenüber den Partei- und Schulstreitigkeiten unsrer kirchlichen Gegenwart — Gott sei Dank! unter dem Verständnis und Beifall vieler — einnimmt, nicht möglich ist. Daß wir dankbare Schüler Ritschls in unsern Reihen haben, brauchen wir ebendarum so wenig zu verhehlen, wie wir in Nr. 24 nicht verhehlten, daß Schüler Harnacks unter uns sind. Daneben aber stehen in friedlicher Mitarbeit theologische Gegner Ritschls von rechts wie von links zu unserm Blatte. Der Ev. Kirchl. Anz. wolle doch einmal erwägen, welchen Verteidigungskampf wir jetzt in den Tagen der allgemeinen Ritschlhetze führen müßten, wenn wir Organ der Ritschlschen Schule wären. Aber so lange diese Auseinandersetzungen einigermaßen ihren innertheologischen und sachlichen Charakter wahren, gehen sie uns nichts an. Wir haben wichtigeres zu thun: unsern Gebildeten das einfache Evangelium zu predigen und das Verständnis für die Lebensfragen der Kirche wie des christlichen Gemütes an unserm Teile zu fördern und zu wecken. Eine Lebensfrage unsrer Kirche berührt den Streit um die Berliner Berufung; nur das konnte uns vermögen, endlich auch ein Wort zu sagen. Es wird dem Ev. Kirchl. Anz. nicht gelingen, dies Wort so schnell totzuschlagen und unser Blatt zum kirchlichen oder theologischen Parteiblatt zu stempeln. Auch das wird ihm nicht gelingen, uns zu einer Zeitungspolemik zu verführen, die niemanden erbaut und, wie das Exempel des Ev. Kirchl. Anz. aufs neue zeigt, selten genug mit sachlicher Rede geführt wird. Dagegen bleiben wir auch gegenüber dem Ev. Kirchl. Anz. mit seinem blinden Parteitreiben auf dem alles Gute an ihm und seinen Freunden gern anerkennenden Standpunkte, den Paulus Phil. 1, 18 uns gelehrt hat, und geben dabei die Hoffnung nicht auf, daß man auch in jenem Lager noch einmal werde verstehen lernen, was derselbe Apostel 2. Kor. 10, 7 fordert.

Unsre Leser brauchen also nicht zu befürchten, daß das Gezänk der Kirchenzeitungen nunmehr auch in den Spalten dieses Blattes wiederhallen wird. Die Berliner Berufungsangelegenheit ist für uns erledigt. Nur das eine müssen wir unsern Lesern noch erzählen: welchen neuen Fund die Partei des Ev. Kirchl. Anz. gemacht hat. Sie läßt ihren ersten Kandidaten für die Berliner Professur fallen und hebt auf den Schild — einen Juristen, den Kirchenrechtslehrer R. Sohm in Leipzig. Wir können nur Beifall rufen: einen bessern Mann wüßten wir nicht, und will der preußische Kultusminister diesen Gelehrten auf ein theologisches Katheder berufen, uns soll er willkommen sein. Aber kann diese Partei ihre Armut an tüchtigen Kirchenhistorikern offener bloßlegen? R

Quittung

Für Rottalowitz (vgl. Nr. 18, S. 171 f.): 22,50 M. durch F L, Harburg a. Elbe (10 M. H B, 3 M. C P); Summa (vgl. Nr. 25) 78,25 M.

Für Schwetz (vgl. Nr. 21, S. 199): 10 M. J S, Lawalde; Summa (vgl. Nr. 25) 37,80 M.

Für Godesheim (vgl. Nr. 24, S. 234 f.): 1 M. M R, Leipzig, Summa (vgl. Nr. 24) 6 M.

Für Sommerpflege armer Näherinnen in Berlin (vgl. Nr. 24): 10 M. P M, S.; Summa (vgl. Nr. 25) 14 M.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Wir bitten um ungesäumte Erneuerung des Abonnements für das kommende dritte Vierteljahr und um Zuführung neuer Freunde. Probenummern (samt Mitarbeiterverzeichnis) stehen unentgeltlich in beliebiger Anzahl zur Verfügung.

Die Verlagshandlung Der Herausgeber

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine litterarische Beilage vom Rauhen Hause in Hamburg

Nr. 27 **Leipzig, den 1. Juli** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Eins ist not: 2. Christus die Wahrheit — Ein Wort vom Leiden — Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten: 6. Die Lehre vom Bösen; 7. Die Lehre vom Gewissen — Straßburg und Dominikus Dietrich. Aus der Leidensgeschichte der evangelischen Kirche in Elsaß-Lothringen — Die katholische Konvertitenlitteratur: 4 (Schluß) — Noch einmal die Berliner Zensur und das Trümpelmannsche Lutherschauspiel — Verschiedenes: Die diesjährige Hauptversammlung des Evangelischen Bundes; Prozeß Thümmel in Bochum; Samstags-Adventisten; Ueber Spurgeons Austritt aus der Baptist Union; Professor Kahnis †; Fürbittentafel — Anzeigen

Eins ist not

Lukas 10, 38—42

2. Christus die Wahrheit

Wenn wir mit Maria erkannt haben:

Das einige Notwendige ist Christi teilhaft sein,

so ergreifen wir in ihm auch die Wahrheit, die uns frei macht.

Darum lauscht Maria so andächtig seiner Rede, darum nimmt sie ihm jedes Wort von den Lippen, weil sie bei ihm die Wahrheit findet, nach der ihr Herz dürstet. Und auch für uns ist und bleibt Christus die Wahrheit, wie sie in die Welt hineingetreten ist, weil er die Offenbarung des Wesens Gottes ist. Gott ist Geist, und die Fülle seines Geistes flutet durch Christum in die Menschenwelt, wie ein alles neubelebender Strom. Gott ist Liebe, und die Fülle seiner barmherzigen, gnädigen, freundlichen, holdseligen Liebe ist im Herzen Christi aufgethan, in seinem Handeln unter den Menschen bewährt. Gottes Heiligkeit spiegelt sich in seinem reinen, sündlosen Wandel, Gottes Weisheit in seinen Worten voll sieghafter Kraft und unvergänglichen Lebens, in denen er den Plan Gottes mit der Welt offenbart, ein Reich Gottes, ein Reich der Kraft und Gnade, in sie hineinzubilden, ein Reich, das alle Menschen und alle Güter umfaßt.

Und in diesem Reiche macht uns die Wahrheit, die in Buße und Glauben, in der Einkehr in unser Herz, in der Abkehr von seiner sündigen Art, in der Hinkehr zu Gott ergriffen wird, frei (Joh. 8, 32): frei von uns, unserm sündigen, selbstsüchtigen Selbst, frei von der Welt, weil wir jetzt Maßstab und Richtschnur in der Hand haben, uns in ihr zurecht zu finden, ihre Erscheinungen, ihr Wesen, ihre Ziele zu begreifen, zu beurteilen, und die Kraft gewinnen, sie zu überwinden, sodaß wir auf dem Wege des Erkennens und Handelns zu einer festen Selbstbeurteilung und Weltanschauung gelangen.

Dazu brauchen wir nur gleich Maria zu Jesu Füßen zu sitzen. Das ist das Eine, was uns zur freimachenden Wahrheitserkenntnis not thut. Aber freilich, demütig und lernwillig müssen wir, wie es seinen Jüngern ziemt, seine Rede annehmen.

Kennt die Bildung, kennt die Wissenschaft unsrer Tage diese Demut? Will sie nicht vielmehr so oft Alleinherrscherin sein im Reiche der Erkenntnis, der Wahrheit? sie, die ihre Leuchte trägt in die entferntesten Himmelsräume, in die entlegensten Erdteile, in die dunkelsten Zeitfernen, in die geheimsten Werkstätten der Natur! Nur daß leider gar so oft die Fackel der Wissenschaft dem Jünger, der ihr folgt, sich als ein Irrlicht erweist, das den getäuschten Wandrer im entscheidenden Augenblicke im Stiche läßt.

Wir achten darum die Marthaarbeit der Wissenschaft unsrer Tage keineswegs gering. Müßten wir doch sonst einen der edelsten Triebe der Menschennatur, den Erkenntnisdrang, mißachten und mit Gewalt unsre Augen verschließen gegen die herrlichsten Erfolge des Menschengeistes. Aber wenn diese Martha sich in Vielgeschäftigkeit zu verlieren droht, wenn das Mittel der Arbeit Selbstzweck werden will, wenn statt Wahrheitserkenntnis uns eine ins Unendliche getriebene Einzelarbeit mit nimmer endender und nimmer befriedigender Zerkleinerung, Zersplitterung und Zerfaserung geboten wird, so preisen wir uns glücklich, mit der Maria unsers Christenglaubens unserm Herrn zu Füßen sitzen zu dürfen, von ihm Wahrheit um Wahrheit zu nehmen, aus seinem Munde und dem seiner Apostel und Propheten die rechte Beurteilung der Dinge dieser Welt zu vernehmen und die richtigen Gesichtspunkte kennen zu lernen, nach denen wir die wechselnden Erscheinungen des Lebens nach Ursprung und Ziel verstehen können, sodaß wir dann auch imstande sind, die Menge der Einzelerkenntnisse, welche die Wissenschaft aus dem dunkeln Schacht ihrer Arbeit schürft, am rechten Orte einzuordnen, zu verwerten und so zu einem geschlossenen Weltbilde, zu einer sichern Weltbeurteilung und festen Lebenshaltung in der Welt zu gelangen.

Daß nur dies Eine not thut zur freimachenden Wahrheitserkenntnis, dessen freuen wir uns im Namen aller geistig Unbegabten, aller Ungelehrten, der Thörichten vor der Welt, die so eine Himmel und Erde umfassende Weisheit ergreifen können, ohne die Gelehrsamkeit der Zeit sich anzueignen; dessen freuen wir uns für alle, deren Geist durch die Anhäufung alles Wissens- und Bildungsstoffes unsrer Tage doch nicht gesättigt, nicht freigemacht wird. Und ist es nicht so: bei allem Bildungsstolz und Wissensdünkel des Jahrhunderts bleiben so viele Kinder der Zeit innerlich roh und ungebildet, während Ungelehrte und Ungebildete, denen von dem Lehrstuhle Christi die wertvollste Weisheit zugeflossen ist, sich in ihrem treffenden Urteile, in ihrem feinen sittlichen Takte, in ihrer edeln Herzensbildung, in ihrem richtigen und umfassenden geistigen Blick bewähren. Darum bleibe es unser Bekenntnis:

Aller Weisheit höchste Fülle
In Dir ja verborgen liegt.
Gieb nur, daß sich auch mein Wille
Fein in solche Schranken fügt,
Darinnen die Demut und Einfalt regieret
Und mich zu der Weisheit, die himmlisch ist, führet.
Ja, wenn ich nur Jesum recht kenne und weiß,
So hab ich der Weisheit vollkommenen Preis!

R K

Ein Wort vom Leiden

Ob wohl unter unsern Lesern auch Leidende, Elende, Kummervolle sind? Ob unser Blatt wohl auch auf manches Krankenbett gelegt wird? Und wenn dies der Fall, noch mehr möchte ich wissen, ob dann die „Christliche Welt" diesen Herzen nicht Anregung, Unterhaltung nur, sondern das gebracht hat, was ihnen not und wohl that?

Ein christliches Blatt kann an der großen Frage des Leidens nicht vorübergehen. Es giebt kein Problem, das dem des Leidens gleich käme, und das muß die wahre Religion sein, welche nicht etwa theoretische, philosophische Aufschlüsse darüber giebt, sondern die Kraft darreicht, praktisch das Leiden zu überwinden und daraus ein Förderungsmittel des sittlichen Lebens zu machen. In der That, nirgends zeigt sich die vollständige Ueberlegenheit des Evangeliums über alle sonstigen religiösen oder philosophischen Systeme so glänzend, so unwiderleglich, als im Leiden, und niemals schließt sich dem tiefern Gemüte der wahre Gehalt des Christentums so erquickend auf, niemals wird die weltüberwindende Kraft des Glaubens so überzeugend empfunden, als im Leiden.

„Die Welt flieht das Kreuz," hat einst Luther gesagt, und die Spitze dieses Wortes richtete sich gegen Erasmus. Wenn irgend wie, so ist mit diesem einen Worte der tiefe Unterschied zwischen der christlich-evangelischen Weltanschauung, welche Luther uns verkörpert, und der humanistischen bezeichnet, die in Erasmus Fleisch und Blut gewonnen hat. Luther ist gesund genug, um jedes eigenmächtige Aufsuchen des Kreuzes zu verwerfen:

> So ist nun die Lehre an diesem Orte, daß man das Uebel und Unglück nicht selbst suchen soll. Solches hat Gott von Natur in unsre Herzen gepflanzt und gebildet, daß der Mensch Unglück und Schaden fliehe und meide.

Aber er war auch wahr und stark genug, um das von Gott gegebene Kreuz zu tragen. Sein selbst erwähltes Wappen und die Umschrift, die er sich dazu gedichtet, bezeugen das. Ein Herz mit dem Kreuze darin, in einer Rose ruhend, war sein Wappen und die Deutung: „Ein Christenherz auf Rosen geht, selbst wenn es unterm Kreuze steht."

Die humanistische Weltanschauung, die ganze Renaissance würde dem Leiden, dem Kreuze einen solchen Platz nicht anweisen. Sie hat überhaupt gar keinen Platz dafür innerhalb ihrer Gedanken. Dem heitern Lebensgenusse entzückt zugewandt, hat der Mensch der Renaissance wohl auch Auge und Herz für das Elend; aber seine Losung bleibt doch immer wieder, sich an die lichten Seiten des Lebens zu halten und so dem großen Probleme aus dem Wege zu gehen. Wo aber den Menschen des Schicksals eherne Hand erfaßt und die lieblichen Träume des Lebens zerstört, dann bleibt ihm nur entweder ein sich Flüchten in die Zerstreuung — Kunst und Wissenschaft werden die freundlichen Götter, die auch über die brausenden Wogen einen goldigen Schein werfen —, oder es bleibt nichts als die stumme Resignation nach dem Rezepte der Stoa. Beides ist aber doch nicht echt menschlich, es ist nicht Wahrheit, es ist ein Selbstbetrug.

Es bedarf keines Erweises, daß unter vielen unsrer Gebildeten die Weltanschauung der Renaissance bewußt und unbewußt die herrschende ist, durchaus nicht die Luthers. Für sie gilt darum auch heute noch das Wort des Reformators: „Die Welt flieht das Kreuz." Nicht als ob heute, wie in den stürmischen Zeiten der Reformation, eine feste religiöse Entscheidung für das Evangelium sofort auch ein Martyrium einbrächte; sondern insofern dürfte das Wort Luthers gelten, als dem Leiden sein von Gott geordnetes Recht und seine Macht vielfach nicht eingeräumt wird und darum der Segen verloren geht, der für unser Heil darin liegt. Es fehlt hier an der vollen Wahrhaftigkeit gegen sich und das Leben. Gott wird uns einst nicht nur darüber zur Rechenschaft ziehen, wie wir unsre Zeit, unsre Güter, die Kräfte Leibes und Geistes verwendet haben, sondern auch vor allem darüber, ob wir das Leiden so genützt haben, wie wir sollten.

Nun ist es aber zur segensreichen Ueberwindung unsrer Leiden die erste Bedingung, daß man sie überhaupt einmal auf sich nimmt, nicht durch Kreuz- und Querzüge sie zu umgehen sucht oder sich durch Gefühllosigkeit und Kälte dagegen ablehnend verhält. „Nehmet das Kreuz auf euch" — so will es unser Herr: schmeckt einmal vollkommen das Bittere eurer Lage, fühlt einmal wirklich den Druck, der auf euch liegt, deutelt nicht daran, verkürzt nichts, sondern seid wahrhaftig und nehmt das Kreuz! So hat er es selbst genommen. Er war nicht zu vornehm, nicht zu groß, nicht zu gefühllos, um nicht in echt menschlichem, gesundem Gefühle dem Schmerze sich einmal ganz hinzugeben und den Kelch, den ihm des Vaters verborgene Weisheit darreichte, zu trinken bis auf den letzten Tropfen. Er fühlte das namenlose Elend seiner Lage, und er war nicht zu stolz, vor seinen Jüngern diesen Seelenzustand zu offenbaren, ja von ihnen Trost und Beistand zu erbitten.

Dieses ehrliche Unglücklichsein, dieses offene Anschauen des Feindes — Auge in Auge —, das ist das Erste, um zu einer wirklichen, gesunden Ueberwindung des Leides zu kommen. Richard Rothe sagt einmal:

> Das sind die leichtesten Stunden des Unglücklichen, wenn ihn das Gefühl unsäglicher Unglückseligkeit überkommt. In der durchgreifenden Schärfe solchen Wehes liegt eine lindernde, sänftigende Kraft —

wir können wohl hinzusetzen: auch schon eine heilende Kraft. Das Kreuz will nun einmal getragen sein, dazu ist es da, und wenn der Mensch nicht mit Glaubenskraft es anfaßt und trägt, wird es sich wie eine dämonische Macht immer wieder gegen ihn erheben, ja wie ein schleichendes, fressendes Gift ihn innerlich zerrütten. Nur der Wahrheit gehört auch hier der Sieg, die nichts andres sein und scheinen will, als was sie wirklich ist. Es gehört Mut dazu, wirklich unglücklich zu sein. Aber erst ein wahrhaft Unglücklicher ist für den Trost zugänglich und stark genug dafür.

Vielleicht giebt es unter unsern Gebildeten viel mehr unzufriedene und unbefriedigte Menschen, als wahrhaft unglückliche. Ihnen fehlt die Erfahrung wirklichen Unglücks. Es wäre für den Frieden des Herzens und für die Stärke des Charakters weit dienlicher gewesen, daß ein tiefes Weh einmal ernstlich mit Gott durchgerungen und so überwunden worden wäre, als daß es vertuscht, verdrängt, übertäubt wurde. Zerstreuung, sie gilt als das Universalmittel gegen alles Leiden — vielleicht Krankheit ausgenommen —; sie wird von allen Seiten, voran von den Aerzten, empfohlen. Ohne Zweifel kann nichts schädlicher sein, als in seinen Schmerz sich selbst zu begraben und mit krankhafter Reflexion zu dem eignen gequälten Ich mit Behagen zurückzukehren; aber ebenso schädlich dürfte es sein, über die eigne Lage sich hinwegzutäuschen, um den bittern Kampf der Selbstüberwindung sich zu ersparen. Zerstreuung, sie ist oft nichts als Narkose, Selbstbetrug und Selbstvergiftung. Es zerstreuen sich wohl die Gedanken, aber auch die Kräfte, durch die allein ein Seelenschmerz geheilt werden kann. Und doch glaubt man, wenn der Arzt erst das Wort gesprochen: „Zerstreuen Sie sich!" dazu ein gutes Recht, eine Pflicht zu haben. Reisen ans Meer und in die Berge, Bälle und Konzerte, Kunst und Wissenschaft, Lektüre und geistreiche Gesellschaft — sie alle sind keine Ueberwindung des Leides, günstigstenfalls ein Vergessen. Aber was wir vergessen, ist auch nutzlos verloren.

Oder man setzt dem Leiden eine vornehme Gleichgiltigkeit entgegen. Ruhig, unberührt vom Wechsel der Dinge zu bleiben und so stets Herr über sich, das ist eine Forderung der Bildung. Es gilt als unschicklich, unglücklich, elend, besorgt, fassungslos zu sein. Es gilt für spießbürgerlich und beschränkt, vom Ernste des Lebens auch ernst zu reden. Man sucht stets heiter und ruhig und ganz sich selbst genug zu erscheinen, und doch ist das keine volle Wahrhaftigkeit. Gefühllosigkeit ist keine Charakterstärke, und man hat ein tiefes Weh innerlich nicht überwunden, wenn man es nicht herzhaft angefaßt hat oder sich von ihm hat anfassen lassen.

Der Rückschlag dieser ungesunden Zustände zeigt sich im Pessimismus, dieser gefährlichsten Modekrankheit. Die eigne Kraft ist nutzlos angespannt; übermächtig erweist sich doch immer wieder die nackte Realität, und mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes fällt auf das gemarterte Herz ein Leid zurück, das

nun einmal seinen Weg durchs Herz hindurch sucht und nicht daneben vorbei. Immer wieder wälzt sich die Last auf die Seele zurück — qualvolle Sisyphusarbeit, unter der endlich der Mut und die Kraft zerbricht! Nicht am Leiden an sich, sondern am unüberwundenen Leiden sinken Tausende gebrochenen Herzens dahin. Kein Leiden ist so groß, daß es uns müßte zu Boden drücken, keins so gering, daß es uns unter Gottes Hilfe nicht stärken müßte. Glauben wir erst an den Segen des Leides, nehmen wir es auf aus der Hand des lebendigen Gottes, und dann laßt uns getrost Christo nachfolgen: es geht zum Siege.

Das Kreuz zu nehmen, das eben lehrt uns das Christentum. Weit entfernt, unser natürliches Empfinden abzustumpfen, das echt Menschliche zu unterdrücken, wird dasselbe vielmehr durch das Evangelium nur noch verfeinert. Ganz anders wird das persönliche Verhältnis zwischen Mensch und Mensch, viel tiefer, inniger; der Schmerz der Trennung wird darum vielleicht von einer christlichen Persönlichkeit am allertiefsten empfunden; der Schmerz über ein mißratenes Kind kann in keinem Herzen ein so brennender sein, als gerade in einem Christenherzen — gewiß, das Christentum macht uns gegen den Schmerz eigentlich recht empfindlich, weil es das Herz und Gemüt überhaupt zarter und feiner macht. Dies ist der Funken Wahrheit in dem Vorurteil so mancher gegen das Christentum, als mache es überhaupt den Menschen in krankhafter Weise empfindsam, und statt ihm eine kräftige Richtung zu geben, wiege es ihn in eine elegische Stimmung, vor welcher ein gesunder Sinn ein Grauen hat. Daß es solche Richtungen innerhalb des Christentums giebt, ist nicht zu leugnen; aber als echt können wir sie nicht gelten lassen. Ein Blick auf einen Mann wie Luther sagt uns vielmehr, daß der christliche Glaube, wie keine Lebensanschauung sonst, eine wetterfeste Art giebt.

Lernen wir in der Schule Christi das Kreuz nehmen, so lernen wir es auch tragen, und es ist kein Schmerz, der in Christi Kraft nicht uns zum Heile werden müßte. Wie eine Stimme, Gott zur Ehre, klingt das Loblied aller Kreuzträger auf ihr Kreuz. Ueber Pestalozzis „Lienhardt und Gertrud" schrieb im Sommer 1809 die große Dulderin, Königin Luise:

Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist: Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind! Ja, inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen! Wie viel näher bin ich bei Gott — wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele. Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel — wie wahr!

Nicht ohne Thränen, aber vielleicht auch nicht ohne einen treuen Freund, der uns hilft, das Siegel zu lösen. Trägt er Fleisch und Blut, wohl uns. Teilnehmende Freunde giebt es in Menge, tröstende, uns innerlich fördernde Freunde wenig. Wir Menschen sind auch selbst daran schuld: wir sind leicht zu stolz, uns trösten zu lassen, und bilden uns ein, allein fertig zu werden. Darum soll Leidende ein Freund stets begleiten, der nicht Fleisch und Blut, aber Geist und Leben hat, das Neue Testament. Aber auch hier heißt es: das schöne Siegel schmelzen! Wer im Neuen Testament nicht heimisch ist, wird es auch schwerlich in Zeiten der Not werden. Er tappt im Finstern; fremd, düster, dumpf kommt ihm diese Welt vor, wie eine bedrückende Erdhöhle, und doch steht er unter Gottes klarstem Himmel. Ihm erscheint alles so trocken und leer, als ginge er über versandete Fluren, und er sieht nicht, daß Trost- und Lebensbäche zu seinen Füßen rinnen. Es ist auch eine Kunst, sich zu trösten aus Gottes Wort. Als ich einer armen, hoffnungslosen Kranken, die wohl Kunst und Poesie, aber keinen Glauben zu ihrem Troste hatte und darum immer trostloser wurde, den Schatz öffnen wollte, der sie reich machen konnte, legte ich ein Neues Testament in ihre Hand: um ihrem mangelnden Verständnis einigermaßen zu Hilfe zu kommen, unterstrich ich die Stellen, an welche sie sich mit denkendem Herzen halten sollte. Hätte ich damals ein Büchlein gekannt, das mir jetzt vor manchen andern lieb geworden ist, ich hätte zu diesem gegriffen. Es ist sehr unscheinbar, nicht geistreich, nicht philosophisch, aber wahr und in seiner Anspruchslosigkeit wohlthuend. Es kommt aus Frankreich, ist aber auch deutsch zu haben: „Tröstungen und Ratschläge aus der Erfahrung" (Aus dem Französischen. Zweite Auflage. Hamburg, Rauhes Haus; Preis 50 Pf.). Der berühmte Pfarrer Vinet mag uns ein wenig Aufschluß darüber geben. In einem Briefe, den der unbekannte Verfasser als Vorwort vorausgedruckt hat, sagt er:

Es ist nichts in diesem Werke, was sich nicht wesentlich im Evangelium fände, und der Autor selbst weist sorgfältig auf das heilige Buch hin. Aber diese kleinen Bäche, die nach allen Richtungen das Wasser des großen Stromes führen und gleichsam jeder Pflanze einen Tropfen Wasser geben, sind gar köstlich. . . . Die Haupttugend dieser Blätter ist namentlich ihre große Einfachheit, welche Sie ebenso sehr und mehr als mich überrascht haben wird.

Es ist eine Sammlung von zweiundachtzig kurzen Gedanken, die lose an einander gereiht sind, sodaß man mit einem kurzen Blicke in das Büchlein sich einen recht kräftigen Trost und Stoff zu stiller Gedankenarbeit holen kann. Denn das ist sehr wirkungsvoll, daß nicht ein Bibelwort an die Spitze gestellt und darüber dann reflektirt wird, sondern der angeregte Gedanke mündet in ein Schriftwort aus, welches, so in ein besondres Licht gerückt, in der Seele nachklingt und zu weiterm Nachdenken anregt. Hier einige Proben:

Ihr Leidenden, hütet euch, euern Schmerz zu lieben. Die Traurigkeit, der wir uns oft in unserm Kummer überlassen; das traurige Vergnügen, das wir darin finden, uns in unsre Schmerzen zu verlieren, sie zu nähren und zu unterhalten, kann uns angenehm erscheinen in den Anfällen fanatischer Schwermut: aber des Christen ist es nicht würdig. Diese wohlthuende Schwermut zerstört unsre Ruhe und hat oft eine traurige Verzweiflung zur Folge. „Denn die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die niemand gereuet. Die Traurigkeit aber der Welt wirket den Tod." (2. Kor. 7, 10.)

In den Stunden der Trübsal giebt es kein besseres Mittel, sich Linderung zu verschaffen, als andern Gutes zu thun. „Wohl dem, der sich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit u. s. w." (Psalm 41, 2—4.)

Manchen lieben Kranken und Betrübten pflegst du zu besuchen. Du kommst nicht ohne ein Zeichen der Liebe; einen Strauß, ein Buch drückst du ihm in die Hand. Willst du dich auch nicht schämen, mein Büchlein dazu zu legen? P D

Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten

6. Die Lehre vom Bösen

Hören wir Savage weiter.

Nach der Entwicklungslehre hat Gott Böses weder zugelassen noch erschaffen. Aber auch vom Teufel, welcher bisher „die Haupttriebfeder der Theologie" gewesen ist [?], wie die Hölle der Eckstein des Weltalls, stammt das Böse nicht. Denn das Böse ist überhaupt nichts Wirkliches, sondern nur ein zu überwindender Zustand der zeitlichen Entwicklung, ein naturnotwendiges Durchgangsstadium [!].

Alles Böse ist nichts mehr und nichts weniger als „eine schlechte Anpassung" [?]. Der Teufel, die Sünde, die Sorge, das Unglück, die Krankheit, die Thränen und der Tod, alles löst sich in dies eine Wort auf. Denn „Leben heißt für den Menschen einfach: ein wirkliches Wesen sein, männlich oder weiblich, welches inmitten der wirklichen Thatsachen des Weltalls steht, von ihnen und mit ihnen verknüpft ist [!]. Ist der Mensch mit diesen Thatsachen auf rechte Weise verknüpft oder ihnen angepaßt, dann findet er Sicherheit, Gesundheit, Glück und Frieden. Ist er mit ihnen falsch verknüpft oder ihnen schlecht angepaßt, so wartet seiner Verwirrung, Trübsal, Krankheit und Tod. Dies Prinzip erklärt [?] alles Uebel, vom physischen, intellektuellen und moralischen bis hinauf zum religiösen."

Die richtige Anpassung an die Elektrizität hat die Naturerscheinung des Blitzes entwaffnet. Wenn ein Schiff auf See verunglückt, so wissen wir, daß in jedem Falle [?] der Mangel einer richtigen Anpassung des Schiffes an die Mächte des Windes und der Wellen der Grund ist. Eine genaue Kenntnis der Gesetze der Schifffahrt und völlige Unterordnung unter dieselben würde einen Schiffbruch zu etwas Unerhörtem machen. Seuchen, wie die Cholera, die Pest, das gelbe Fieber können durch menschliche Einsicht vollkommen beherrscht werden [?]. Und jeder verständige Arzt weiß, daß fast [!] alle Krankheiten zu verhüten sind. Den Tod, das große Unglück, für welches ihn die Menschen gehalten haben und der die Folge von Adams Sündenfall sein sollte, kennen wir jetzt als etwas ebenso Natürliches und Notwendiges wie das Leben. Das Uebel dabei sind nur Zufälligkeiten und Nebenumstände [?], welche der menschliche Fortschritt bald hinter sich lassen wird [!]. Die Zeit mag und wird kommen, wo die Menschen so unbewußt und leicht sterben werden, wie sie jetzt geboren werden [?]. Der Tod wird wirklich nur eine neue und höhere Geburt sein.

Auch das intellektuelle Uebel ist eine schlechte Anpassung; denn das einzige Uebel des Verstandes ist der Irrtum, ein Mangel an

wahrer Erkenntnis der wirklichen Thatsachen des Weltalls. Das einzige und gründliche Heilmittel dagegen ist Erkenntnis. Ebenso ist das sittliche Uebel nur eine schlechte sittliche Anpassung; es besteht eben darin, daß ein Mensch aus dem richtigen Verhältnisse zu Gott oder seinem Nebenmenschen herauskommt. Wenn der Mensch weise genug sein wird, zu erkennen, daß es immer zu seinem Besten sein muß, den göttlichen Gesetzen zu gehorchen, dann wird sich die ganze Kraft des Eigennutzes [!] dem Rechtthun zuwenden [?]. Eine gründliche Kenntnis [?] der Sittengesetze würde ihn schon von Anfang an von der Verirrung fern gehalten haben. Denn die Erkenntnis ist der Drachentöter und der Ausrotter des Uebels. —

Auch bei diesem Probleme des Uebels und des Bösen bietet der religiöse Darwinismus scheinbar die größten Vorzüge. Wie leicht ist alles „erklärt," und vor allem wie ist das Rätsel, daß es in einer von dem guten Gott geschaffenen Welt Uebel und Böses giebt, so kurzer Hand beseitigt. Die Einheitlichkeit dieser Weltanschauung erscheint in glänzendem Lichte. Allein der Knoten des Problems ist doch, genauer besehen, gar nicht gelöst, sondern zerhauen. Das Böse wird einfach geleugnet; eine scheinbar unverfängliche Formel giebt das Recht dazu her, und die Frage ist erledigt. Indes eine richtige Logik wird hier doch eine ganze Reihe von Einwänden erheben. Ist wirklich etwas, wenn man es als natürlich und naturnotwendig erwiesen hat, deshalb auch schon gut und für niemanden ein Uebel mehr? Erscheint wirklich bei dem Tode nur der vorübergehende Schmerz und Kampf des Sterbens als das eigentliche Uebel und nicht vielmehr die Thatsache, daß man fortan von dem Gute des Lebens dauernd getrennt ist? Und sind wirklich Uebel und Böses *selbst*, wie unser Autor behauptet, „schlechte Anpassungen" an die Naturgesetze, oder sind sie nicht vielmehr *Folgen* einer „schlechten Anpassung"? Und nun endlich diese Formel: „Das Böse ist nichts andres als schlechte Anpassung"! Selbst wenn man ihr wirklich, was z. B. beim Tode nicht der Fall ist, überall einen Sinn abgewinnen könnte, so würde sie höchstens erklären, wie das Uebel und das Böse entsteht, und es bis zu einem gewissen Grade erkennen lehren, aber nie dasselbe aufheben und beseitigen. Von einer richtigen Würdigung des Uebels und des Bösen, wie sie von unserm persönlichen Gefühle unmittelbar gefordert und geübt wird, weiß jene Religion der Entwicklung nichts mehr. Die eigentlichen Schwierigkeiten werden einfach ignorirt.

Genau dasselbe geschieht, wenn der uralte und immer wieder durch die Praxis widerlegte Irrtum aufgefrischt wird, daß die Erkenntnis der Drachentöter und Ausrotter des Uebels sei. Gewiß, die Erkenntnis ist eine unumgängliche Voraussetzung einer sichern Besserung; aber giebt wirklich die Erkenntnis auch die *Kraft* einer solchen Besserung? Macht sie nicht vielmehr denjenigen, dem die Kraft fehlt, doppelt elend? Und wenn nun unser Autor als treibende Kraft des Rechtthuns und der Besserung den *Eigennutz* ins Feld führt, so ist dieser Trieb des natürlichen Herzens zwar stark und fähig, vieles durchzusetzen, aber doch nicht alles und vor allem nicht eines: die sittliche Besserung und Erneuerung des Menschen. Eine Sittlichkeit, die im letzten Grunde aus dem Eigennutze hervorgeht, ist Sittlichkeit im höchsten Sinne nicht mehr.

Wie ganz anders auch hier das Christentum, welches Uebel und Böses in ihrer ganzen Schwere erkennen und fühlen läßt, um dann eine sichere Erlösung zu verbürgen nicht durch eine Theorie, sondern durch die großen Thaten und Mächte des Evangeliums, und zugleich auf Grund dieser Erlösung ein neues sittliches Leben zu schaffen durch neue Erkenntnis und *neue Kräfte*!

7. Die Lehre vom Gewissen

Die Entwicklungslehre betrachtet jede Fähigkeit als eine Entfaltung des göttlichen Lebens der Dinge, aber das Gewissen mit keiner größern Berechtigung als jede andre. Denn das Gewissen, das nicht unfehlbar und keineswegs in der ganzen Welt dasselbe ist, darf nicht in irgend einem ausschließlichen Sinne die „Stimme Gottes in der Seele" genannt werden. Die Lehre vom Recht und Unrecht ist auf dem ganzen Wege der menschlichen Geschichte einem fortwährenden Wechsel und Fortschritt unterworfen gewesen. Auch das Gewissen jedes Menschen verändert und entwickelt sich in Uebereinstimmung mit seinem eignen Zustande, seiner Erziehung und Entwicklung von der Kindheit bis zum Alter. Ewig gleich bleibt sich nur die eine Thatsache, daß alle Menschen überall den Unterschied zwischen Recht und Unrecht erkannten und zugaben und die Bedeutung des Wortes *sollen* zugestanden. *Gewissen ist nun die Prüfung unsrer Beziehungen zu andern* (zu Gott und unsern Nebenmenschen), *ob sie Recht oder Unrecht sind.*

Das Gewissen setzt also *Gemeinschaft* voraus. Das menschliche Gewissen wurde geboren, als der Urmensch die ersten Grundlagen der Gesellschaft entwickelte [?]. Später hat sich das Gewissen, je nach dem Charakter, Umfang und Ziel der verschiednen Gemeinschaften, entwickelt zum Familiengewissen, Stammesgewissen, Stadtgewissen, Volksgewissen, Rassengewissen, Kirchengewissen, Klub- und Korporationsgewissen, Berufs- und Geschäftsgewissen u. s. w. Aber der Tag wird kommen, wo die heutigen primitiven Begriffe von Recht und Unrecht des Menschen zu der Breite und Größe eines umfassenden menschlichen Gewissens entwickelt sein werden, zu dem „Enthusiasmus für die Menschheit" [!] und zur zarten Rücksicht auf die natürlichen Rechte der Tierwelt.

Ein wahres Gewissen ist ein Gewissen, das den wahren Beziehungen, in welchen wir zu Gott, der äußern Welt und unsern Mitmenschen stehen, entspricht und sie zu erkennen vermag. Ein falsches Gewissen ist ein Gewissen, welches dem entspricht und in Uebereinstimmung mit dem gebildet ist, was der Mensch für wahr hält, was aber in Wirklichkeit falsch ist. Wirkliche Pflichten haben wir dem wirklichen und wahren Gott gegenüber zu erfüllen, welcher sich offenbart in den großen Gesetzen, Kräften und Realitäten der Welt und in dem höchsten und reinsten Leben und Denken der Menschheit.

Seinem Gewissen muß jeder Mensch gehorchen; vor allem aber hat er die Pflicht des beständigen, ernsten Forschens nach Wahrheit, damit das Gewissen mit den wirklichen Thatsachen Gottes in Einklang gebracht werden möge. —

Wenn in den Einzelheiten dieses Hauptstückes auch manches Richtige anerkannt werden muß, so ist doch schon der Kernpunkt der Frage übersehen oder verschoben, wenn die Thätigkeit des Gewissens lediglich in die *Erkenntnis* verlegt wird. Denn das Gewissen ist zwar nicht unabhängig von der theoretischen Erkenntnis, aber doch auch nicht mit ihr identisch, sondern mindestens ebenso sehr mit dem Gefühlsleben verknüpft.

Schön klingt die Verheißung des zukünftigen vollkommenen Menschheitsgewissens, des „schönen Enthusiasmus für die Menschheit und der zarten Rücksicht auf die natürlichen Rechte der Tierwelt." Aber ganz Aehnliches haben die alten stoischen Philosophen auch schon gesagt, und doch ist die gesunde Forderung der Menschenliebe und die Kraft, sie zu üben, thatsächlich erst im Christentum gegeben.

Endlich aber nimmt uns Wunder, daß unser Autor, der doch gar keine wesentliche Kluft zwischen der Tierwelt und dem Menschen kennt, so ohne weiteres von dem Sinn für *Recht und Unrecht*, von dem Bewußtsein des *Sollens* bei den Menschen redet und ganz flott, als läge darin nicht die geringste Schwierigkeit für seine Theorie, uns erzählt: „Das menschliche Gewissen wurde geboren, als der Urmensch die ersten Grundlagen der Gesellschaft entwickelte." Wir fragen: *Wie* und *woher* wurde das Gewissen „geboren"? Wie kam der Urmensch dazu, im wesentlichen Unterschiede von allen seinen tierischen Ahnen, die Grundlagen der „Gesellschaft" zu entwickeln? W B

Straßburg und Dominikus Dietrich

Aus der Leidensgeschichte der evangelischen Kirche in Elsaß-Lothringen

Am 30. September 1681 wurde zu Illkirch die Urkunde unterzeichnet, durch welche die freie Reichsstadt Straßburg den allerchristlichsten König von Frankreich als ihren Schutzherrn erkannte, und am Abend desselben Tages öffnete die alte Stadt, Deutschlands Perle am obern Rhein, ihre Thore den französischen Truppen. Die Bürgerschaft bebte vor Groll; durch das Reich tönte ein Schrei der Entrüstung; aber was hatten die Behörden thun sollen? Die Stadt war vom Reiche verlassen, durch ein halbes Jahrhundert ununterbrochener Kriegszeiten bis aufs Blut erschöpft, von einem feindlichen Heere eingeschlossen. Eine ehrenvolle Kapitulation war die einzige Rettung vor völligem Ruin. Etwas gar zu nüchtern, aber der damaligen Sachlage entsprechend, tröstet sich der Patrizier Reiseißen, der uns aus jener Zeit ein Tagebuch hinterlassen hat, mit den Worten: „Es verbleibt alles im alten Stand, und verhoffe ich, wir werden, anstatt der Libertät, wiederum den Flor der Kommerzien, welche gänzlich erliegen, bekommen." Und in der That hatte sich Straßburg, was seine äußere Lage betrifft, über die Vereinigung mit Frankreich nicht zu beklagen. Es begann für das materielle Gedeihen der Stadt eine lange Friedensperiode. Die Stadt behielt ihre durch die Kapitulation verbürgte Selbstverwaltung, ihre Gesetze, ihre Sprache, ihren

deutschen Charakter. Alles wäre, aus dem Geiste der Zeit geredet, gut gegangen, wäre Frankreich nicht eine katholische Macht gewesen, wäre die Kapitulation nicht in die Zeit gefallen, wo der in seinem Gewissen geängstete Monarch im Blute der Ketzer Frieden suchte. Die katholische Kirche war Frankreichs Fluch: durch sie wurde es ein Fluch, auch für unser Elsaß.

Der dritte Artikel der Kapitulation hatte der damals ganz protestantischen Stadt freie Religionsübung gewährt und den Protestanten den ungeschmälerten Besitz ihrer Gotteshäuser und Kirchengüter garantirt. Nur das Münster sollte dem katholischen Gottesdienste zurückgegeben werden. Mit diesem Zusatze war einem Feinde das Stadtthor geöffnet, der größere Not über die Stadt bringen sollte als Frankreich. Von Köln aus, wo er seine Residenz aufgeschlagen, hatte der Bischof von Straßburg, Egon von Fürstenberg, allen seinen Einfluß angewandt, die französische Regierung zum Vorschreiten gegen Straßburg zu bestimmen. Kaum hat er vernommen, daß sein Wunsch erfüllt ist, eilt er, so schnell als es ihm Alter und Gicht erlaubten, nach Straßburg. Am 20. Oktober hielt er sechsspännig und mit glänzendem Gefolge seinen Einzug. Am folgenden Tage ließ er sich in das Münster tragen und reinigte es mit Strömen von Weihwasser von dem Greuel der Ketzerei. Darauf bestieg der Vikar die Kanzel und forderte in lateinischer, deutscher und französischer Sprache die Anwesenden auf, Gott für diese gnadenreiche Veränderung zu danken. Am 24. Oktober empfing er am großen Portal den König und die Königin von Frankreich mit Simeons Lobgesang.

So hatte die römische Kirche wieder Fuß gefaßt in der altehrwürdigen Reichsstadt, und sie hatte fest im Sinn, trotz der Kapitulation, Stadt und Land im Sturmschritt zu erobern. Der Bischof Franz Egon überlebte zwar seinen Triumph nur wenige Monate; dafür machte sich sein Bruder und Nachfolger Wilhelm Egon umso eifriger ans Werk. Auf seinen Wink kamen die Jesuiten heran und gründeten den sogenannten Bruderhof hinter dem Münster, ein Priesterseminar und ein Kollegium. Ihnen folgten die Kapuziner, die Johanniter, die Lazaristen. Die Kapuziner erhielten das Privilegium der Gefängnisseelsorge; sie machten Krankenbesuche und suchten hauptsächlich das geringe Volk zu bearbeiten, während sich die Jesuiten mehr an die Gebildeten wandten und in Kontroversschriften sowohl als in Unterredungen denselben vorstellten, der Unterschied zwischen der Augsburgischen Konfession und dem römisch-katholischen Glauben sei so gering, daß Laien, die kein Zölibatsgesetz zurückschreckt, ohne Verletzung des Gewissens der Einigkeit das Opfer bringen könnten, zur alten Kirche überzutreten. Interessant ist die Erzählung, wie der Professor der Theologie Balthasar Bebel eines Abends in die Wohnung des Herzogs von Veldenz gelockt wurde und daselbst mehrere Stunden lang in Gegenwart einer ansehnlichen Versammlung den Angriffen zweier Jesuiten Stand halten mußte. Bebel war mit Sebastian Schmidt der bedeutendste Theologe der damaligen Hochschule und ein tüchtiger Gegner Roms. Um so bedauerlicher ist es, daß er 1686 den gefährdeten Posten verließ und einem Rufe nach Wittenberg folgte.

Zugleich entfaltete die katholische Kirche vor den Augen der erstaunten Bürgerschaft die ganze Pracht ihrer Gottesdienste. Als z. B. wenige Wochen nach der Uebergabe der Vater des französischen Gouverneurs, Herr von Chamilly, lebensgefährlich erkrankte, wurden ihm die Sterbesakramente aus dem Münster nach Hause gebracht, unter goldenem Baldachin, in Begleitung vieler rauchfaßschwingenden Priester und unter der Obhut von mehreren hundert Soldaten, die brennende Kerzen trugen. Glanzvoll war auch am 8. Juli 1682 der Einzug des neuen Bischofs. Uebrigens blieb der römische Gottesdienst nur kurze Zeit auf das Münster beschränkt. 1682 wurde der Chor der Alt-Sankt-Peterkirche durch eine Mauer vom Schiff getrennt und den Katholiken überlassen. Das Jahr darauf wurde die Jung-Sankt-Peterkirche in gleicher Weise verstümmelt. Es waren zwei Stiftskirchen, auf welche die Stadt allerdings nicht das gleiche Recht hatte, wie auf die übrigen.

Von Mitte 1683 erschienen dann Schlag auf Schlag die berüchtigten Ordonnances d'Alsace, die der katholischen Propaganda Thür und Thor öffnen sollten. Es wird verordnet, daß Kindern vom siebenten Jahre an das Recht zustehen soll, gegen den Willen der Eltern zur römischen Kirche überzutreten. Konvertiten werden auf drei Jahre von allen Abgaben, sowie von jeder Schuldverpflichtung frei. Den Katholiken wird der Uebertritt zur evangelischen Kirche verboten. Verboten wird den evangelischen Predigern, gegen die katholische Kirche zu polemisiren. Kinder aus gemischten Ehen müssen katholisch erzogen werden; ebenso uneheliche Kinder. Gemischte Ehen dürfen nur vom Priester eingesegnet werden. Wo in einem Dorfe sieben katholische Familien ansässig sind, muß ihnen der Chor der Kirche abgetreten werden. Wo dagegen die Protestanten nur ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, dürfen sie keinen Gottesdienst mehr halten. Gewaltthätigkeiten kamen schon 1682 vor. Ein Landgeistlicher wurde gefänglich eingezogen, weil er die Ehe eines katholischen Soldaten eingesegnet hatte, ein andrer, weil er im Verdachte stand, ein Heiligenbild verbrannt zu haben.

Noch ein letztes Mittel wurde in Anwendung gebracht, und von diesem versprach man sich am meisten Erfolg. Man machte sich an die einflußreichsten Bürger, in der Hoffnung, diese durch Versprechungen aller Art zu gewinnen und dann durch sie die übrige Bevölkerung nachzuziehen. Zwei Männer, Mitglieder des Stadtregiments, ließen sich denn auch gleich anfangs gefällig finden. Ulrich Obrecht hieß der eine, ein ehrgeiziger Jurist, voll Haß gegen die Patrizierfamilien der Stadt, die einst seinen Vater auf das Schaffot gebracht hatten. Am 26. August 1684 wurde er durch den Minister Louvois nach Paris berufen. Sechs Monate darauf kam er zurück — katholisch! Er wurde dafür zum königlichen Prätor ernannt. Der andre war Syndikus Güntzer, der es von jeher mit den Franzosen gehalten hatte. Seine Bekehrung wurde mit 50 000 Gulden abgelohnt. Mit einem dritten hoffte man eben so schnell fertig zu werden; aber dieser widerstand allen Versuchungen, und seine Beharrlichkeit brachte diese katholische Bewegung zum Stillstand. Dominikus Dietrich, so heißt der Mann, dem die Straßburger Bürgerschaft zu ewigem Danke verbunden ist.

Dominikus Dietrich, der edle Abkömmling einer Familie, die hundert Jahre vorher um ihres Glaubens willen ihr Vaterland Lothringen verlassen hatte, Inhaber eines bedeutenden Bank- und Handelshauses, Vater von acht Kindern, zählte zu den angesehensten Bürgern der Stadt. 1684 war er zum vierten male zum Ammeister, d. h. zum Vertreter der Zünfte, gewählt worden. In seinem Romane „Der Raub Straßburgs" schildert ihn Heribert Rau als den Verräter, der es heimlich mit Frankreich gehalten und die Stadt den Franzosen in die Hände gespielt. Das ist aber eine völlig grundlose Verleumdung. Nichts widerlegt sie mehr als die Behandlung, die er von Frankreich erfuhr. Am 26. Februar 1685 war Obrecht als Konvertit von Paris zurückgekommen. Am selben Tage überreichte der französische Intendant dem Dominikus Dietrich ein Schreiben, das ihn nach Paris berief, angeblich weil der König in einer städtischen Finanzangelegenheit seine Meinung hören wollte. Aber offenbar wollte man an ihm den Versuch erneuern, der schon zweimal so trefflich geglückt war.

Am 17. März kam er an; am 20. meldete er sich bei Minister Louvois, der ihm jedoch auf die Frage, was man von ihm wünsche, nur den Bescheid gab, das werde man ihm später zu wissen thun. Er kam wieder, und aufs neue hieß es: wenn die Zeit gekommen, so werde man es ihm sagen. Unter der Hand ließ man ihn auffordern, er möge Bossuet besuchen, was er aber höflich ablehnte. Darüber verging Woche um Woche. Vergeblich klagte er, daß seine unfreiwillige Abwesenheit von Straßburg der Ruin seines Geschäftes, seine verlassene Lage in Paris der Ruin seiner Gesundheit sei. Immer hieß es: Warten! Endlich im Juli trug sich die Szene zu, die freilich nur aus der Familientradition bekannt ist, an deren Geschichtlichkeit wir jedoch nicht zweifeln dürfen. Dietrich wollte eben wieder bei Hofe einen Versuch machen, um seine Freiheit wiederzuerlangen: da trat Louvois auf ihn zu, präsentirte ihm eine aufgeschlagene Bibel und forderte ihn auf, die Worte zu lesen (1. Makk. 2, 17 f.):

Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt und hast viele Söhne und eine große Freundschaft! Darum tritt du zuerst hin und thue, was der König geboten hat . . ., so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabt werden mit Gold und Silber. . . .

Der bibelfeste Ammeister las ruhig zu Ende, dann drehte er die Seite um und fuhr fort:

Da sprach Matathias frei heraus: Wenn schon alle Länder Antiocho gehorsam wären und jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz, so wollen doch ich und meine Söhne und Brüder im Bunde unsrer Väter wandeln. Da sei Gott für! Das wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes Wort und Gottes Gesetz abfielen!

Nun war die Geduld des hohen Bekehrers zu Ende. Gleich am folgenden Tage erhielt Dietrich den Befehl, sich sofort nach Guéret in der Marche, einem armseligen Neste in rauher, unwirtlicher Gegend, tief im Innern Frankreichs, zu begeben. Nach Straßburg wurde berichtet, der König habe für gut befunden, ihn wegen groben Unregelmäßigkeiten, die in seiner Amtsverwaltung entdeckt worden, in die Verbannung zu schicken. Der bestürzte Rat wollte sogleich für die Unschuld des Armen eintreten und Schritte für seine Begnadigung thun; aber Obrecht warnte ernstlich davor: das würde den König nur noch mehr reizen. Später erklärte Louvois einfach, das Betragen Dietrichs habe dem König mißfallen, er sei deshalb seiner Ehrenämter verlustig und solle „konsiderirt werden, als wäre er tot."

Ueber die damaligen Pläne, Wünsche und Hoffnungen der Jesuiten giebt uns eine Denkschrift Aufschluß, die Herr Professor Schmidt in dem Archive des Sankt-Thomaskapitels aufgefunden und 1854 veröffentlicht hat. Der ehrwürdige Pater — wars L'Empereur oder Dez, wir wissen es nicht, beide ließen sich das Seelenheil der Straßburger gleich angelegen sein — macht darin Vorschläge über die Weise, wie man die Bekehrung Obrechts für die Bürgerschaft fruchtbar machen könnte. Zunächst müßten sämtliche protestantische Ratsherren, Prediger und Professoren versammelt werden und sich durch Obrecht, in Gegenwart der französischen Behörden, über die Wahrheit der katholischen Religion unterweisen lassen. Es würde ihnen zugleich zu Gemüte geführt, wie vorteilhaft die Rückkehr zur alten Kirche für die Stadt wäre und wie, nach der Bekehrung der Calvinisten, nichts den König so freuen würde als dieser Beweis der Treue von seiten der Straßburger. In ähnlicher Weise müßte der Konvertit Kempfer den Adel, Günzer die Zünfte bearbeiten. Diese Unterhaltungen würden einige Tage hintereinander wiederholt werden. Gleichzeitig fänden öffentliche Lustbarkeiten statt. In den drei katholischen Kirchen würden täglich Vorträge gehalten und das Volk durch theatralische Vorstellungen zu denselben herangelockt. Den evangelischen Predigern würde derweilen das Predigen, sowie überhaupt jeder Verkehr mit den Pfarrkindern untersagt. Es müßten daneben kurze Traktate gegen die Reformation und die Reformatoren veröffentlicht und unter das Volk geworfen werden; Widerlegungen derselben dürften jedoch nicht gedruckt werden. Sind diese Bemühungen einige Zeit lang fortgesetzt worden, so müßten Magistrat, Adel und Zünfte aufs neue zusammenberufen und rückhaltlos zum Uebertritt aufgefordert werden. Machen sie dann noch Schwierigkeiten:

so wird man den König ersuchen, die sanften Zwangsmittel (les douces violences) anzuwenden, deren man sich in Frankreich bedient hat, um auf diejenigen zu wirken, die eines solchen Vorwandes bedürftig sind, um eine Religion zu verlassen, deren Falschheit sie erkannt haben.

So weit die Denkschrift, ein Meisterstück des Jesuitismus, das freilich auch hie und da an die Methoden der Heilsarmee erinnert. Wenn die französische Regierung darauf einzugehen zögerte, so hat gewiß der Widerstand, auf welchen sie bei Dietrich stieß, das Seine dazu beigetragen.

Während innerhalb der Stadtumwallung die katholische Kirche immerhin noch an einige Rücksichten gebunden war, machte sie im städtischen Landgebiete weniger Umstände. Im Dorfe Marlenheim überfiel der königliche Priester an der Spitze eines Pöbelhaufens das Schulhaus und verjagte den protestantischen Lehrer. Pfarrer Knoderer von Barr und Unselt von Mittelbergheim wurden in Ketten nach Straßburg gebracht und längere Zeit im Gefängnis verwahrt, der eine, weil er zwei Kinder aus einer gemischten Ehe getauft haben sollte, der andre, weil er gegen den Katholizismus gepredigt hatte. In Illwickersheim, einem großen Dorfe, eine Stunde südlich von Straßburg, wurden die Bewohner durch Dragoner geängstigt; als ein Teil der Unglücklichen sich für überwunden erklärt hatte, wurde der Ortsgeistliche Kieffer abgesetzt und vertrieben, weil er, wie es hieß, ja doch keine Gemeinde mehr hätte. Aehnliche Vergewaltigungen kamen in Wasselnheim und Dorlisheim vor. Im Sommer 1686 kam Befehl an die evangelischen Bewohner der Aemter Illkirch und Dorlisheim, künftighin die katholischen Feiertage zu halten, unter Androhung einer Strafe von 6 Livres. Gleichzeitig wurde an die städtische Behörde das Ansuchen gestellt, sämtliche evangelische Amtmänner durch katholische zu ersetzen. Leider zogen diese Beamten es vor, ihren Glauben zu wechseln. Ein einziger, Becht in Wasselnheim, blieb unbeugsam und mußte seine Stelle niederlegen.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu Dietrich zurück, der unterdessen in Guéret eine schwere Zeit durchmachte. Nicht bloß war er fern von seinen Angehörigen, ohne Pflege bei seinem hohen Alter, ein einsamer Fremdling unter einer geistig sehr niedrig stehenden Bevölkerung, die ihn als Ketzer verabscheute. Peinlicher für ihn waren die Anstürme, die die Jesuiten auf ihn machten, in der Hoffnung, daß seine Seele durch die Verbannung mürbe geworden sei. Der Pater Tarade schrieb ihm Brief auf Brief aus Straßburg. In Guéret selber wurde er täglich von Priestern angelaufen. Man gab ihm zu verstehen, er würde, wenn er in seiner Abneigung gegen die katholische Kirche beharre, seine Familie und Heimat nie wiedersehen; im andern Falle würde er die höchsten Ehren zu erwarten haben. Auch seine Angehörigen wurden bearbeitet. Von Guéret schrieb der Priester Tournyot an die Gattin: ihr Mann sei schwer leidend; das Klima sei für ihn geradezu mörderisch; liebe sie ihren Gatten, so möge sie ihn bereden, daß er sich „mit Gott und dem König versöhne." Pater Perrin wandte sich von Cahors aus an den Sohn Johannes, den er persönlich kannte, und schrieb ihm: er sei nur zwei Tagereisen von Guéret entfernt; wie gern möchte er hinreisen, um dem unglücklichen Verbannten die Nachricht zu bringen, die gewiß seinen Starrsinn brechen würde, sein Sohn sei katholisch geworden! Alle diese Angriffe prallten erfolglos ab an der unerschütterlichen Glaubenstreue Dietrichs. Die Familie des Bekenners, die jetzt noch im Unterelsaß blüht, bewahrt als ein Heiligtum ein Schriftstück auf, das derselbe damals abfaßte, und das also lautet:

Ich, Dominikus Dietrich, bezeuge hiermit vor Gott dem Allmächtigen, daß ich in meinem Gewissen versichert bin, glaube und erkenne, daß die evangelische Religion ungeänderter Augsburgischer Konfession, inmaßen dieselbe in unsrer lutherischen Kirche gelehrt wird, dem alleinseligmachenden Worte Gottes gemäß ist, und daß ich deswegen einige Skrupel oder Zweifel nicht habe, sondern besagter evangelischer Religion mit Mund und Herzen beipflichte, auch bei diesem Bekenntnisse bis in meinen Tod beständig und fest zu verbleiben und zu verharren, also nimmermehr davon abzuweichen, sondern darauf zu leben und zu sterben fest entschlossen bin, als der ich durch Gottes Hand aus seinem heiligen Worte so viel erlernt, daß, wenn ich von solcher Religion sollte abfallen, ich an meinem lieben Gott, wider mein Gewissen, würde untreu und ein falscher Heuchler, mithin vor dem Richterstuhle Christi ewig verdammt werden. . . . Zu mehrerer Bekräftigung dieser meiner festen Resolution habe ich gegenwärtiges Attestat meines Glaubens mit eigner Hand geschrieben und mein gewöhnlich Petschaft dazu gedruckt, zu so gewisser Urkunde, als wenn es in dem letzten Augenblicke meines Lebens und mit meinem Blute geschrieben wäre. Und das sonderlich deswegen, daß, wenn nach Gottes Willen ich etwa an einem solchen Orte sterben würde, da niemand, so meiner Religion zugethan, bei mir sein und Zeugnis von meiner Beständigkeit geben könnte (gestalten man allbereits den Diener, den ich bei mir hatte, weil er von meiner Religion war, von mir wegzuschaffen, bei Ansetzung von 1000 Livres für mich und den Galeeren für den Diener, mich genötigt hat), solche meine Standhaftigkeit bei der evangelischen Religion dennoch hierdurch möge erwiesen und männiglich kund gemacht, mithin alles widrige Fürgeben, so man mir etwa andichten möchte, als unbegründet vernichtet und hintertrieben werde.

Actum Guéret dans la Marche, den 4. April 1686.

Welch edles Herz redet aus diesem trocknen Kanzleistil!

Zwei Jahre schon hatte die Verbannung gedauert, da wagte es die Gattin Dietrichs, sich in einer Bittschrift an die Dauphine zu wenden, die beim ersten Besuch, den der König in der eroberten Stadt gemacht hatte, im Dietrichschen Hause zu Gast gewesen war. Dieser Schritt war nicht umsonst. Die Prinzessin erinnerte sich huldvoll an ihre Wirte, und am 18. De-

zember 1687 erhielt der Verbannte die Erlaubnis, auf zwei Monate nach Straßburg zu reisen, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen; nach Verlauf dieser Frist sollte er sich nach Vesoul begeben, einer kleinen Stadt im Burgundischen, die ihm als neuer milderer Verbannungsort zugewiesen war. Die Heimreise ging langsam von statten, da Dietrich sie seines blöden Körpers wegen öfters unterbrechen mußte. Erst am 18. Februar 1688 kam er in Straßburg an. Einige Freunde standen zu seiner Begrüßung am Thor; andre kamen in sein Haus, ihm die Hand zu drücken. In der Kirche, in welche er sich am folgenden Sonntag tragen ließ, erregte seine Erscheinung allgemeine Teilnahme. Der Rat ermannte sich und schrieb nach Paris, um für ihn Verlängerung des Urlaubs oder völlige Begnadigung zu erwirken. Aber die bekannten Feinde Dietrichs hatten bereits über den schädlichen Einfluß, welchen die Rückkehr Dietrichs notwendig auf das Werk der Bekehrung ausüben würde, nach Paris berichtet. Es kam ein ungehaltener Brief an den Rat, in welchem Louvois sein Befremden über das Vorgehen der Behörde ausdrückte. Zugleich wird Dietrich heftig gerügt, daß er seine Heimreise nicht über Paris gemacht habe. Daß er Freunde empfangen und sich in der Kirche gezeigt, wird als feindliche Demonstration bezeichnet. Er habe nach Ablauf der zwei Monate sich unverzüglich nach Vesoul zu begeben.

Dietrich gehorchte, und wieder vergehen Jahr und Tag. Da endlich bewirkte eine neue Bittschrift, daß er am 3. Oktober 1689 die Erlaubnis erhielt, nach Straßburg zurückzukehren, aber unter der Bedingung, daß er sein Haus nicht verlasse und außer den Gliedern seiner Familie keine Besuche empfange. So war denn seine Verbannung zu Ende. Sie hatte drei Jahre und drei Monate gedauert. Sein Glauben war dadurch nicht erschüttert worden; aber seine Lebenskräfte waren gebrochen. Er verlor den Gebrauch der Füße, und zuletzt auch der Sprache, sodaß er, wie sein Schwager Reißeisen berichtet, nur noch Ach und Weh rufen konnte über die traurige Gegenwart. Sein Trost war, am offnen Fenster auf die Orgelklänge und den Gemeindegesang der seiner Wohnung gegenüber liegenden Nikolaikirche zu lauschen. So siechte er langsam dahin. Im Mai 1692 wurde sein sehnlicher Wunsch erfüllt, daß er sich zuweilen auf einer Sänfte zur Kirche tragen lassen durfte. Am 9. März 1694 wurde er, im vierundsiebzigsten Jahre seines Lebens, zur höheren Gemeinde versammelt. Pfarrer Ritter hielt seine Leichenrede über Hebr. 10, 23. Doch durften seine Schicksale nicht erwähnt werden; der Universität wurde untersagt, die beim Abscheiden eines Ratsherrn übliche Trauerfeier zu halten. Kein Stein bezeichnet auf dem Kirchhof Sankt Urban die Stätte, wo sein Staub der Auferstehung entgegenharrt. Aber seine Glaubenstreue war ein leuchtendes Vorbild für seine Mitbürger, und die Gestalt des wackern Mannes wirft ein tröstliches Licht auf eine traurige, charakterlose Zeit. —

Unterdessen setzte der Klerus Hand in Hand mit der französischen Behörde das Bekehrungswerk mit gleicher Verachtung aller Rechte, ja allen Anstandes schlau und schamlos fort. Erzählen wir noch ein Beispiel. Eine kleine Stunde von Straßburg liegt das dem Thomasstift angehörige Dorf Eckbolsheim. Hier waren am Sonntag, den 20. Oktober 1686, die Bauern in der Kirche versammelt. Bereits war das Predigtlied gesungen und hatte der Ortspfarrer Joh. Phil. Hirtz die Kanzel bestiegen, als ein Kapuziner eintrat, dem Pfarrer zu schweigen und die Kanzel zu verlassen gebot und, als dieser bestürzt gehorcht hatte, selber die Kanzel bestieg und zu predigen anfing. Hierauf erhob sich die Gemeinde wie ein Mann und verließ die Kirche. Darüber Zorn des Kapuziners, der noch größer wurde, als er hörte, die Eckbolsheimer hätten sich nachmittags samt und sonders zur Predigt in Sankt Thomas begeben. Der Rat beschwerte sich über das unerhörte Benehmen des Kapuziners. Aber was war der Erfolg? Die Behörde schrieb alle Schuld dem evangelischen Geistlichen zu: er hätte den Kapuziner freundlich aufnehmen und reden lassen sollen! Am zweiten Christtag wurde der Bedauernswerte festgenommen, nach Straßburg gebracht und zu zwei Wochen Haft, sowie zu einer Entschädigung von 25 Thalern an die Kapuziner verurteilt. Auf eine neue schüchterne Eingabe des Rates antwortete der königliche Prätor kurz und bündig: „Mögen sich die Herren Prediger gut aufführen, dann geschieht ihnen nichts!“ Die Kapuziner blieben in Eckbolsheim sitzen und erhielten den Mitgebrauch der Kirche. Die Hälfte der Einwohner ließ sich nach und nach von ihnen bethören.

Wie aus diesen Vorgängen erhellt, kann man dem Magistrate der Stadt nicht gerade ein charakterfestes und mutiges Auftreten nachrühmen. Meistens genügten ein paar schroffe und höhnische Worte des Prätors, um die Herren zur schleunigen Zurückziehung ihrer Beschwerden zu bringen. Doch war der französischen Regierung auch dieser schwache Widerstand zu viel. Am 5. April 1687 kam im Rate ein königliches Handschreiben zur Verlesung, in welchem verfügt wurde, daß, um den katholischen Bürgern gerecht zu werden, künftighin alle erledigten Stellen im Stadtregimente abwechselnd einmal von einem Katholiken, das andre mal von einem Protestanten besetzt werden sollen. Damit war die sechs Jahre vorher feierlich beschworene Kapitulation mit Füßen getreten. Aber was kam es dem König von Frankreich auf einen Meineid mehr an? Diese Verordnung, die zuerst am 15. Mai 1687 zur Ausführung kam, hatte zunächst natürlich eine Reihe von Uebertritten zur Folge. Doch lange nicht in dem Maße, als man es hätte denken können. Nach einer zuverlässigen Angabe vom Jahre 1688 gab es damals noch nicht dreißig katholische Bürger in der Stadt. Die Jesuiten behaupteten freilich, es hätten zu eben jener Zeit mehr als dreitausend Personen in ihre Hände den Protestantismus abgeschworen; aber das ist entweder reine Flunkerei, oder die angegebene Ziffer umfaßt in der großen Mehrzahl Landleute, die aus der ganzen Umgegend nach dem „Bruderhofe“ gingen, um den Jesuiten ihre Seele zu verkaufen. Röhrich teilt einen Brief an Pater L'Empereur mit, in welchem ein Neubekehrter sich bitter beschwert, daß man ihn immer noch nicht mit dem bei der Konversion versprochenen „Aemtlein“ bedacht habe. Nach einem Verzeichnis, das im Archive des Kirchenkonvents aufgefunden wurde, fanden 1681 bis 1773, also im Verlaufe von beinahe einem Jahrhundert, nur dreihundertsiebenundneunzig Konversionen statt, fünfundneunzig Männer und dreihundertundzwei Frauen. Dagegen begann nun eine das ganze Jahrhundert fortdauernde katholische Einwanderung, angezogen einerseits durch die Festungsbauten, die Vauban übernahm, anderseits durch die großen Vergünstigungen, die katholischen Ansiedlern gewährt wurden. Hergelaufenes Volk oder Konvertiten gemeinsten Schlages drängten sich in die Aemter und Stellungen, die einst das sorgsam gewahrte Privilegium der Patrizierfamilien gewesen waren. Straßburg hatte aufgehört, eine protestantische Stadt zu sein.*) H-Str

---

Die katholische Konvertitenlitteratur

4 (Schluß)

Daß die Konvertitenlitteratur mit den großen Männern der Geschichte der evangelischen Kirche nicht säuberlich verfährt, ist begreiflich. Das Maß der Mißdeutung, Verkleinerung und Verleumdung wird aber doch überraschen.

Zunächst ist schon das beachtenswert: es giebt — so belehrt Herr von Boehn seine Leser — in der Geschichte des Protestantismus überhaupt wenige große Theologen; desto mehr große katholische Priester: der Amtsrat in Stella Matutina nennt den heiligen Karl Borromäus, Franz von Sales, Vincenz von Paula, die heilige Katharina von Siena und Theresia von Jesu; der Protestant weiß ihnen gegenüber „nach einigem Besinnen“ nur August Hermann Francke anzuführen. „Was ist einer gegen so viele!“ hat der Amtsrat zu erwiedern allen Grund. Der Pro-

*) Quellen: Bögner, Etudes historiques sur l'église prot. de Strasbourg 1681—1727 (Strasbourg, 1851). Spach, Dominique Dietrich (Paris et Strasbourg, 1857). Reißeißen, Straßburger Chronik, herausgegeben von Reuß, 1877. Rocholl, Urkunden und Briefe aus der Protestantenverfolgung im Elsaß (Magdeburg, 1886). R. Reuss, Louis XIV. et l'église protestante de Strasbourg (Paris, 1887). Ferner Röhrichs Mitteilungen aus der evangelischen Kirche des Elsaß u. s. w. Der elsässische Volksdichter Weyermüller hat die Geschichte des bekenntnistreuen Ammeisters poetisch bearbeitet.

testant hätte statt dessen zunächst die zwei Frauen von sehr zweifelhafter Größe in der Reihe der großen Priester streichen können; er hätte weiter fragen sollen, worin eigentlich die Größe der genannten drei Heiligen bestehe, und hätte ohne viel Besinnen diesen drei großen Katholiken vier bekannte Protestanten gegenüberstellen können: Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin.

Aber freilich Luther, diese bête noire der Konvertitenlitteratur! Hören wir, wie man ihn denjenigen Protestanten, nach welchen das Netz ausgeworfen wird, schildert! Der Pfarrer, also die gewichtigste Persönlichkeit beider Romane, sagt:

Niemand der Unsrigen [nemo nostrum — sie können das Römische selbst im deutschen Ausdrucke nicht verleugnen!] leugnet, daß sich zahlreiche Mißbräuche in das Leben der Kirche eingeschlichen hatten, daß es wirklich viel zu reformiren gab [wir sind für diese Anerkennung der Wahrheit dankbar]; aber mußte ein fanatischer Mönch die Fackel in den aufgehäuften Zunder werfen? Konnte er nicht warten, bis all der Brennstoff von oben abgetragen wurde?

Der Protestant erlaubt sich hierauf den schüchternen Zweifel, ob es dazu gekommen sein würde — endlich einmal ein vernünftiger Einwurf! Aber da wird er gleich bös heimgeschickt, und zwar mit folgender haarsträubenden Geschichtslüge:

Sicherlich, denn die Päpste waren allezeit die ersten, entstandene Mißbräuche wieder abzustellen!

Und nun kommt eine Schilderung der Reformation, die hundertfach in der ganzen ultramontanen Litteratur wiedergekäut wird, obwohl sie an Unwahrheit und frecher Lüge alles übertrifft, was in drei Jahrhunderten je von glaubenseifrigen oder ungläubigen Protestanten über die katholische Kirche etwa aus Unwissenheit oder mit absichtlich verletzender Tendenz gegen die katholische Kirche geschrieben wurde:

Glauben Sie denn wirklich, Luthers Werk verdanke seine Erfolge seinem innern Gehalte? Seine That war eine Revolution, keine Reformation! Er gestattete alle Gelübde zu brechen, er erklärte es sogar für verdienstlich; die Fürsten durften die Kirchengüter einziehen; seine Priester durften Weiber nehmen; die Kirche hatte Verheirateten die Scheidung verboten, Getrennten die Wiederverheiratung — Luther erlaubte beides, fand sogar für gut, den Mächtigen zu gestatten, zwei Frauen zu nehmen; Mönche und Nonnen erklärte er für frei, und indem er die Beichte abschaffte, befreite er alle, Große und Kleine, von einer lästigen Selbstprüfung und demütigenden Buße. Seine Kirche ist die des Laisser faire, laisser aller!

Die protestantische Kirche besteht heute nur noch,

weil sich in der protestantischen Kirche von jeher eben alles Protestirende zusammenfand, alle Geister, die verneinen, alle Opposition; und was ist das auch für ein Bestehen, eine allmähliche Auflösung in hundert kleine Sekten. Die Kirche Luthers ist für solche, die es sich gern bequem machen! [Genau das Gegenteil trifft zu!]

Wenn man den Glauben ganz allein betont, dann kommt man schließlich zu der Befolgung dessen, was Luther sagt: Sündigt nur recht kräftig, aber glaubet auch recht stark! [Was Luther weder so gesagt, noch so gemeint hat; den Wahrheitskern, der in diesem Worte liegt, siehe bei dem Apostel Paulus und verschiedenen Kirchenvätern!]

Und was war denn Luthers Kirche, was war denn der Protestantismus anders, als die Fleisch gewordne Verneinung jeder Tradition und Autorität? Sie war entsprungen aus den Fehlern: Eitelkeit und Mangel an Demut einiger eidbrüchiger Priester, die von der alten Kirche das verworfen hatten, was ihnen unbequem war, um das beizubehalten, was ihrer individuellen Auffassung den weitesten Spielraum ließ. Sie hatten eine Bequemlichkeitskirche gestiftet, die den Schwerpunkt in das innerliche Leben legte und ihren Angehörigen doch die rechte Leitung dazu, die Beichte, nahm! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! [Wir erkennen die katholische Kirche genau daran!]

Konnte eine solche Kirche, deren Konsequenzen ins Nichts führten, wohl die Wahrheit besitzen? Die katholische Kirche ist das erhaltende, die protestantische das revolutionäre, zerstörende Prinzip. [Wie morsch die berühmte katholische „Stütze von Thron und Altar" sich erwiesen hat, das zeigt die Geschichte!]

So impft man dem zum teil noch harmlosen katholischen Lesepublikum die denkbar ungünstigste und dazuhin grundverlogene Auffassung der Reformation ein! Und da klagt man über die Bollwerke protestantischer Vorurteile, während man selbst ganze chinesische Mauern errichtet und vom Protestantismus nie etwas andres als ein Zerrbild entwirft.

Dem entspricht anderseits eine ungemessene Verherrlichung des Klosterlebens und Roms mit der päpstlichen Herrschaft. Von jenem haben wir schon Proben gegeben. Der Verfasser versteigt sich aber sogar, da ihm der Beweis für die Klöster aus der heiligen Schrift doch fatal erscheint, zu einer Parodie des bekannten Wortes: Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man ihn erfinden, indem er schreibt:

Und stünde nichts vom Klosterleben in der Bibel und hätte der Herr nichts verheißen, man hätte es trotzdem erfinden müssen; ist doch das Klosterleben das idealisirte vollkommene Christentum ...

Und so weiter in bekannter Melodie. Der Verfasser vergißt dabei, daß er wenige Zeilen vorher, freilich in ganz anderm Zusammenhange, das wahre Wort gesprochen hat:

Immer thätig, thätig! Arbeit ist des Blutes Balsam. Thatloses Grübeln bringt nur geistiges Unkraut hervor!*)

Und nun erst gar Rom!

Im Altertum beherrschte Rom die Welt durch seine äußere Macht, durch Zwang und Gewalt; im Mittelalter und in unsern Tagen durch edlere Mittel: durch Gesetze, wie die Religion der Liebe, der Barmherzigkeit sie giebt.

Man beachte hier die Taschenspielerkunst, welche das Mittelalter und unsre Zeit mit einem trügerischen „und" gleichsetzt; man erinnere sich bei der Religion der Liebe und Barmherzigkeit der 1700 Ketzer, die vom 20. Februar bis 5. März 1568 in den Niederlanden hingerichtet wurden, der mindestens 25 000 Ketzer, welche in demselben Lande innerhalb fünfzig Jahren der Inquisition zum Opfer fielen, und der 34 658 Ketzer, welche nach neuester Zählung von der Inquisition allein in Spanien lebendig verbrannt wurden.

Trotzdem bemerkt Egon in Rom einer Römerin gegenüber:

Die Regierung der Greise in Weiberkleidern scheint aber recht segensreich zu sein.

Die Römerin weiß das nachher sehr richtig einzuschränken:

Aber die Freiheit der Geister! Sie wird in Ketten und Banden gelegt; das freie Wort ist verboten.

Und nicht bloß das. Die Regierung des Kirchenstaates, die dem Grafen Egon so segensreich erscheint, war nach den unwiderleglichen Zeugnissen der Geschichte die lüderlichste, welche die Welt je gesehen hat. Davon hatte in den siebziger Jahren noch der geringste Campagnole einen tiefen Eindruck. Man mußte diese Leute hören, die vor kurzem noch unter päpstlichem Regiment gestanden hatten. Es war rührend, wie sie, obgleich die gläubigsten Katholiken und von der Glaubenslosigkeit der höheren Stände in Italien keineswegs berührt, nicht Worte genug finden konnten, um die Niederträchtigkeit des päpstlichen Regiments (wohlgemerkt, in weltlichen Dingen!) zu schildern und den jetzigen Zustand zu preisen, da Rom königlich geworden war, obgleich sie nicht verhehlten, daß, was Steuern und Abgaben betreffe, sie jetzt eher mehr zahlen müßten als zuvor.

Und da läßt Herr von Boehn im Jahre 1887 seine Personen Dinge deklamiren wie die folgenden:

Verläßt der Papst Rom, dann ist es ja gleichgiltig, in welch selbstgeschaffenem Trümmerhaufen das Königtum von Volksgnaden residirt! .. Beklagenswerte Stadt, die von der Hauptstadt der Welt zur Kapitale einer machtlosen Großmacht herabsinken mußte! Indessen ist gerade dies schonungslose Wüten der eingebornen Vandalen der beste Beweis dafür, wie wenig sicher sich der Raubstaat in seiner Residenz fühlt; man fürchtet doch heimlich, über kurz oder lang abziehen zu müssen, und man will wenigstens vorher noch so viel wie möglich zerstören:

— wie es bekanntlich die Mönche sehr häufig gemacht haben, z. B. in Württemberg zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, als sie nach dem Restitutionsedikt in die Klöster eingezogen waren und infolge der Siege Gustav Adolfs und dann des westfälischen Friedens dieselben wieder verlassen mußten!

Würdig schließt diesen Abschnitt die dumm-sentimentale Bemerkung einer Fürstin, welche mit einem Blick zum Himmel sagt:

Ja, es ist leider wahr, wir leben in Zeiten wie in denen der Neronischen Christenverfolgung.

Solch sinnloses Zeug läßt sich das gebildete katholische Publikum unsrer Tage in zahlreichen Romanen vorsagen; die Wirkungen können natürlich nach dem Grundsatz: Der Tropfen höhlt den Stein, nicht ausbleiben.

In Rom also bekehrt sich Egon vollends. Er wird aus

*) Wir bemerken zu unsern Zitaten, um nicht etwa von mückenseihenden ultramontanen Kritikern der Fälschung bezichtigt zu werden, daß wir die Zitate ganz wörtlich geben und uns nur erlaubten, der Zeichensetzung, mit welcher Herr von Boehn sehr mangelhaft vertraut ist, ab und zu aufzuhelfen, damit unsre Leser seine Sätze rascher verstehen.

Mißverständnis von der päpstlichen Regierung ins Gefängnis gesetzt und wieder freigelassen:

Sein Geist fing an stumpf zu werden; eine öde Gleichgiltigkeit bemächtigte sich seiner.

Das ist der richtige Augenblick zum Uebertritt. In dieser Stimmung gerät er in eine Kirche; seine Augen werden geblendet von überirdischem Glanze, und das Bild der Maria scheint gegen ihn zu schweben:

Verzeihend, tröstend breitete die Gottesmutter ihre Arme aus, als wollte sie ihn an die Brust ziehen, als wollte u. s. w. u. s. w.

Und damit es auch hier heißt: Ende gut, alles gut, schreibt ihm seine protestantische Mutter, daß sie ihm nicht zürne, daß sie glücklich sein wolle, wenn er als Katholik befriedigt sei u. s. w.:

Ihre Antwort war so, wie er sie von ihrem aufrichtigen Christentum erwartete.

Wir dürfen also hoffen, daß wir auch die Mutter noch samt ihrem aufrichtigen Christentum an die katholische Kirche werden abgeben können. —

Das sind nur einige Proben aus der sehr zahlreichen Konvertitenlitteratur. Wenn es Herrn von Boehn belieben sollte, das Beispiel des Herrn von Hammerstein nachzuahmen und ein besondres Buch mit Widerlegung der über ihn ergangenen Kritiken drucken zu lassen, so würde er in demselben wohl bemerken, daß wir seine Behauptungen nicht widerlegt, sondern nur registrirt haben, und daraus auf ihre Unwiderlegbarkeit schließen. Wir glaubten aber, die Druckerschwärze hierfür sparen zu können, da die meisten von Boehns schillernden Redensarten eine Widerlegung nicht verdienen und wir es geradezu als eine Beleidigung unsrer Leser empfinden würden, wenn wir erst lang und breit ausführen wollten, was jeder evangelische Christ sich selbst sofort sagen kann.

Und was ist die protestantische Gegenwehr gegen diese Art von Konvertitenlitteratur? Wir würden es für einen schweren Fehler halten, wenn nun die protestantische Presse mit ähnlichen Erzählungen und Romanen antworten wollte. Unser protestantischer Gerechtigkeits- und Wahrheitssinn erlaubt uns nicht, nach ähnlichen Mittelchen zu greifen und mit den gleichen Waffen der Lüge, Verdrehung und Verleumdung zu kämpfen. Wir haben auch die gute Zuversicht, daß bei wirklichen Protestanten die ganze Konvertitenlitteratur völlig wirkungslos bleibt. Unsre Aufgabe bleibt einzig und allein, dafür zu sorgen, daß das protestantische Bewußtsein immer mehr wachgerufen und gestärkt werde. Das geschieht, so Gott will, mehr und mehr durch den Evangelischen Bund. Daneben aber dürfen wir nicht versäumen, wo und wie wir können, die Winkelzüge dieser römischen Advokaten aufzudecken und sie in ihrer ganzen fadenscheinigen Gewandung, mit all ihren rostigen und vergifteten Waffen dem protestantischen Volke vorzuführen: „Wo steht der Feind? Der Feind? — dahier! Den Finger drauf, den schlagen wir!" R W-M

Noch einmal die Berliner Zensur und das Trümpelmannsche Lutherschauspiel

Die öffentliche Meinung hat sich zu den Vorgängen, die wir in dem Artikel unsrer Nr. 25 „Lutherschauspiel mit Hindernissen in Berlin" geschildert haben, laut und deutlich geäußert. Allgemein wird nicht sowohl der Umstand, daß Streichungen an dem Stücke vorgenommen worden sind — deren einige vielmehr als nicht unbillig anerkannt werden —, als vielmehr in erster Linie das nachträgliche, ministerielle Eingreifen auf das schärfste beurteilt. So schreibt die Nationalzeitung u. a.:

Die Erleuchtung, daß es ein so gemeingefährliches Stück sei, wie die Nordd. Allg. Ztg. [vgl. Nr. 25] zur Verteidigung des Verbots es hinstellte, ist den betreffenden Behörden ja erst über Nacht, am Sonnabend, gekommen..... So bleibt nur übrig, anzunehmen, daß der Entschluß, die erteilte Erlaubnis wieder zurückzuziehen, nicht aus ihnen selbst, sondern von außen her, ihnen zugekommen ist, auf mittlerweile eingegangene ultramontane Beschwerden zurückzuführen ist. Je stärker die Ausdrücke waren, mit denen das offiziöse Organ dann über das Stück herfiel, je schwärzer es dasselbe schilderte, um das Verbot zu rechtfertigen, desto klarer tritt die Verlegenheit hervor, in der man sich befand. Merkte man denn aber gar nicht, welches hochbedenkliche Licht auf diejenigen fällt, die bis zum Sonnabend Mittag die Erlaubnis zur Aufführung erteilt hatten?

Das Charakteristische sind ja gar nicht die Streichungen selbst. Wenn man damit rechtzeitig hervorgetreten wäre, ließe sich darüber ja sehr wohl reden. Nachdem dieser Frieden mit Rom geschlossen war, lohnte es sich nicht, um eines Festspieles willen denselben, wenn nun einmal so viel Gewicht darauf gelegt wird, neuerdings aufs Spiel zu setzen. Aber — dies mußte rechtzeitig geschehen, und aus eigner wirklicher Ueberzeugung hervorgehen. Dagegen — auf einen Wink von außen her, so ganz unvermittelt, etwas, das man tags zuvor für weiß erklärt hat, tags darauf für schwarz zu erklären, das ist eine Selbstverleugnung, die wir bei unsern preußischen Behörden zu sehen nicht gewöhnt sind, und die wir bei ihnen auch nicht zu sehen wünschen.

Dazu tritt aber im vorliegenden Falle denn doch auch noch die durch diese unsrer Meinung nach das richtige Maß überschreitende Konnivenz Rom gegenüber bedingte Rücksichtslosigkeit gegen unsre hiesige evangelische Bevölkerung, gegen unsre Studenten sowohl, wie gegen ihr Publikum. Die für uns Protestanten unendlich beschämende Frage liegt nahe, ob man so etwas wohl einem zur Festfeier versammelten katholischen Publikum geboten hätte. Bei dem Publikum, welches hier dem Festspiele beiwohnen wollte, war man ja freilich vor einer Ruhestörung infolge des so plötzlich hereinschneienden Verbotes sicher! Aber darüber täusche man sich nicht, die Indignation über diesen Vorgang ist eine tiefe. Unsre gesamte evangelische Bevölkerung fühlt sich dadurch auf das empfindlichste verletzt und gekränkt.

Kein Zweifel, daß das evangelische Berlin so empfunden hat und empfindet. Greifbare Kundgebungen liegen vor ebenso von seiten der christlich-sozialen Partei, wie von seiten des Berliner Zweigvereins des Evangelischen Bundes. In der christlich-sozialen Versammlung sagte Professor Wagner (nach der Kreuzzeitung) u. a.:

Als ich am Sonnabend im Viktoriatheater auf das Festspiel wartete, als das Verbot bekannt wurde, da sagte mir ein Nachbar: nun, wenn das hier polizeilich verboten wird, dann gehen wir nach „Francillon." (Großer Beifall.) .... Ich begreife den Standpunkt unsrer Regierung, daß sie in berechtigter Wahrnehmung des konfessionellen Friedens einiges gestrichen hat; aber wir fragen uns: wenn das gestrichen werden sollte, mußte es denn im letzten Augenblicke geschehen, nachdem alles vorbereitet war? Es war doch der Zweck: einen Fonds für das Lutherdenkmal zu bilden, dabei auch zu berücksichtigen. Es kann doch und soll nicht geleugnet werden, daß Berlin eine protestantische Stadt ist, die größte Stadt der deutschen protestantischen Welt ist. (Lebhafter Beifall.)

Und Stöcker erklärte:

Wir wünschen nichts weiter, als eine volle Gleichberechtigung. Wir dürfen nie vergessen, daß wir der Reformation unsre ganze politische Entwicklung verdanken, trotz der Spaltung. Wenn jene das leugnen, so sind das Urteile von Verblendeten. Deutschland geht in den Wegen der Reformation, welcher auch der Katholizismus bei uns es verdankt, wenn er besser ist, als wo anders. Er sollte starke Gegenmaßregeln gegen uns daher unterlassen. Ich wünschte, wir kämen auf den Standpunkt der gegenseitigen Anerkennung der vierziger Jahre zurück. Wenn das aber nicht möglich ist, muß der Geisterstreit zwischen beiden Kirchen freie Bahn haben. Der Ueberzeugung bin ich: wenn man drüben die Reformation als Ursache des Anarchismus ꝛc. in Deutschland nennen, wenn man Luther als einen sittlich verkommenen Menschen hinstellen kann, dann kann man auch ein Lutherspiel aufführen, in welchem die tiefen Schäden der damaligen Kirche dargestellt werden. Wir fordern nichts als gleiche Sonne, gleichen Wind, gleiche Waffen. Nur so läßt der Geisterstreit sich ausfechten..... (Stürmischer, langanhaltender Beifall.)

Der Vorsitzende des Evangelischen Bundes für Berlin, Prediger Weser, erkannte an, daß einzelne Stellen des Festspieles, wenn auch den Thatsachen nach richtig, so doch in der Form zu scharf seien, so die Behauptung, daß alle Novizen bei Ablegung des Gelübdes „lügen" und daß das Papsttum „die Quelle alles Frevels" sei. Diese Streichungen seien daher zu billigen, wenn dabei freilich auch gefordert werden müsse, daß nun auch die Gegner mit gleichem Maß gerichtet würden. Manches sei ja hart gesagt, aber notwendig, um den Geist der Zeit zu charakterisiren, so die Bezeichnung des Papstes als Antichrist.*) Vor allem müsse man doch auch bedenken, daß das

*) Als die tollste Streichung will uns, abgesehen von der später zugelassenen Hohenzollernstelle (vgl. Nr. 25) die der folgenden Verse erscheinen:

Weil er dem Heilgen Gottes hat gelogen,
Weil Christum er verschmäht und schmähet, soll
Des Papstes Bannstrahl selber sich verzehren!

Merkten denn die Zensoren nicht, daß hier, in Reime geschmiedet, einfach die Worte wiedergegeben sind, mit denen Luther thatsächlich die Bulle ins Feuer geworfen hat? — Nicht minder unbegreiflich und einem gläubigen evangelischen Christen noch mehr an das Herz greifend ist die Beanstandung von Versen, worin der Hauptartikel unsers Bekenntnisses von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein — in einer Form,

Stück nicht für Katholiken geschrieben sei. Er protestirte weiterhin gegen die Aeußerung eines hohen Beamten: „Lutherspiele sind für Berlin überhaupt nicht geeignet“ [!] und erklärte mit Recht, dann sei Berlin auch nicht der Ort für ein Lutherdenkmal. In gleichem Sinne sprachen mehrere Redner. Schließlich nahm die Versammlung folgende Resolution an:

Die anwesenden Mitglieder erklären, daß durch die Hindernisse, welche der Aufführung des Lutherfestspiels entgegengestellt sind, das protestantische Gefühl und Gewissen schwer gekränkt worden ist. Sie glauben hiermit der Auffassung der gesamten protestantischen Bevölkerung Berlins Ausdruck zu geben.

Auch erhielt der Vorstand den Auftrag, wenn möglich gemeinsam mit den Komitees für die Lutherfestspiele und für das Lutherdenkmal eine Eingabe an die Ministerien des Innern und des Kultus zu richten, um die Wiederholung ähnlicher Vorkommnisse zu verhüten. — Die Versammlung war ungemein zahlreich besucht, was von den frühern Zusammenkünften des Evangelischen Bundes in Berlin nicht gemeldet werden konnte. Das die natürliche Wirkung des Spielverbots auf den gepriesenen „konfessionellen Frieden.“

Von nichtberlinischen Tagesblättern schrieb die Kölnische Zeitung wie folgt:

Sämtliche größern ultramontanen Zeitungen drucken die Stellen aus dem Trümpelmannschen Lutherfestspiel ausführlich ab, die von der Berliner Zensur gestrichen wurden. Gar so schrecklich müssen sie also selbst den Katholiken nicht vorkommen. In der Nordd. Allg. Ztg. werden nun die erfolgten Streichungen gerechtfertigt, da durch die gestrichenen Stellen der katholische Glaubensstandpunkt beleidigt werde. So sei dort beispielsweise „das Ablaßwesen in einer für die heutige kirchliche Anschauung völlig karikirten Form stigmatisirt.“ Diese Begründung der Streichung würde dazu führen, die Geschichte der Reformation überhaupt zu verbieten. Daß der Ablaßunfug, der so wesentlich zur Reformationsbewegung beitrug, der heutigen kirchlichen Anschauung nicht entspricht, ist natürlich. Wie soll man aber die Reformation richtig darstellen können, wenn man das damalige Ablaßwesen so schildern muß, wie es der heutigen kirchlichen Anschauung entspricht! Diesen Grundsatz zum Gebot erheben hieße einfach die Kirchengeschichte verbieten und der Reformation jede Rechtfertigung unmöglich machen. Wenn in einem geschichtlichen Drama heute der Ausdruck „papistisches Geschreibsel“ dem Zensor verfällt — so sind wir einfach wieder in Zustände geraten, die man für immer glaubte überwunden zu haben. Auf solche Weise wird Herr v. Puttkamer lediglich einen protestantischen Chauvinismus großziehen, wie wir ihn bei dem Pastor Thümmel leider wahrnehmen. Denn in demselben Maße, wie sich das protestantische Bewußtsein von der Regierung gekränkt und zurückgesetzt fühlt, wird es sich aus sich selbst heraus Luft zu machen suchen. Wir möchten aber endlich den konfessionellen Frieden haben, und darum warnen wir vor dem Wege, den Herr v. Puttkamer nur darum einzuschlagen scheint, weil er wähnt, daß er die protestantische Bevölkerung doch immer im Zügel habe und nur für die Befriedigung der katholischen zu sorgen brauche. Das ist unsers Erachtens, wie mancherlei Anzeichen bereits lehren, ein Irrtum.

Derber macht es ein süddeutsches Blatt, welches offenbar von „protestantischem Chauvinismus“ nicht so frei ist wie die Kölnische. Es spottet:

Bühnenfestspiel in Berlin.
Einzige Szene.

Dr. Luther tritt auf, um die 95 Thesen anzuschlagen. Der Polizeikommissär erscheint: Im Namen der Parität! Ich verhafte Sie wegen Reformationsverdachts! (Zum Publikum:) Die Reformation findet nicht statt. Schweigen ist der Protestanten erste Pflicht. Das Publikum hat sich nach Hause zu begeben unter dem Gesange:

Heil dir im Siegerkranz
— — — — —
Heil Leo dir!

(Der Vorhang fällt.)

Und die ultramontanen Zeitungen? Wie dankbar sie der preußischen Zensur für die bewiesene Rücksicht sind, beweist z. B. die Germania, wenn sie ein böses Stück aus den „Lustigen Blättern“ abdruckt: Herr Lange, der Reichsfreund. Phantasie eines Offiziösen. Leider, oder vielmehr glücklicherweise, fehlt uns der Raum, dieses Dokument hier wiederzugeben. Dagegen sei zur ernsten Beherzigung angemerkt, daß der Westfälische Merkur (nach dem N. E. Gb.) die Unverschämtheit besitzt, zu verlangen,

„daß eine wirklich wohlmeinende Regierung Lutherspiele überhaupt verbieten müsse, wenigstens wenn sie von protestantischen Dichtern herrührten; anders sei es allerdings mit solchen Lutherspielen, welche von katholischen Dichtern nach den historischen Quellenforschungen von Janssen verfaßt seien, die würden den konfessionellen Frieden nicht in Gefahr bringen!“

Auch die Germania schließt ihren Bericht von der ersten Aufführung im Viktoriatheater:

Nie ist es uns klarer gewesen, wie nötig es ist, daß Janssens Werk immer mehr ins Volk dringe.

Nun, das betreiben die Ultramontanen auch ohne Trümpelmann schon zur Genüge, und unsre Lutherspiele, die allesamt jünger sind als die Verunglimpfung Luthers durch Janssen, stellen vielmehr eine kräftige Reaktion gegen Janssensche Geschichtsfälschung dar, von der wir uns nur freuen, wenn sie drüben unbequem wird. Auch wird uns die Germania wahrlich mit Auslassungen nicht in Verlegenheit bringen, wie die folgende:

Die protestantischen Blätter fragen wir, ob sie [es] ertragen würden, wenn man z. B. ein Lutherspiel aufführen würde, das den apostatischen Mönch wiedergäbe mit Exzerpten aus seinen Schriften, Reden, Erlebnissen und Thaten? Wenn man das thäte und in einem solchen Stücke Luther selbst reden lassen wollte, dann würden sich die Protestanten schön dafür bedanken; es wäre aber auch schon deshalb ein solches Unternehmen unmöglich, weil man mit der Vorführung des geschichtlichen Luther, wie er leibte und lebte, mit dem Strafgesetzbuch und sogar der Grundlage unsrer staatlichen Ordnung vielfach in Widerspruch geraten müßte [!] ... Der „Reichsbote,“ welcher so thut, als ob die vom Minister des Innern (der übrigens selbst ein tiefgläubiger Protestant ist) an dem Trümpelmannschen Lutherfestspiel geübte Zensur eine große Bevorzugung der katholischen Kirche und eine Zurücksetzung des Protestantismus sei, würde der Erste sein, welcher einen Höllenlärm erhöbe, daß der geschichtliche Luther über die Bühne gehen soll!

Nun, wir wissen nicht, was der Reichsbote dazu sagen und thun würde. Wir unserseits kennen ein wenig, was die Ultramontanen in ihren Volksschauspielen dem Publikum bereits zu bieten wagen, und werden nächstens eine Probe davon geben. Ein Spiel aber, das unsern Luther im Lichte der Janssen und Evers darstellte, wollen wir abwarten und jedenfalls die preußische Zensur bitten, es nicht zu verhindern. Insbesondre sind wir darauf gespannt, welchen Helden ein solches Stück haben wird: Tetzel? Oder Eck? Oder Albrecht von Mainz? Leo X.? Karl V.? Es wird jedenfalls interessant werden.

Endlich noch eins. Die Kölnische Volkszeitung teilt in deutlicher Absicht ein Geschichtchen von Kaiser Wilhelm I. mit.

Kurze Zeit, nachdem in Jena das erste von Devrient arrangirte Lutherspiel aufgeführt worden war, feierte der Präsident des dortigen gemeinschaftlichen thüringischen Oberlandesgerichts, Freiherr von Egloffstein, sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum und empfing bei dieser Gelegenheit eine höhere preußische Ordensauszeichnung, weil auch Preußen an dem genannten Gericht mit dem Kreise Ziegenrück beteiligt ist. Bei der Dankmeldung des Dekorirten in Berlin erkundigte sich Kaiser Wilhelm nach dem Lutherspiel und stellte dabei die Frage, ob in der Darstellung auch etwas vorkomme, was das religiöse Gefühl der Katholiken verletzen müsse. Als Herr von Egloffstein versicherte, daß dies nicht der Fall

---

wie sie dem sich von der Kirche mit ihren Werken losringenden Luther natürlich war — seinen Ausdruck gefunden hat:

Sollt' ich mich täuschen mit dem Lügenwort
Der Kirche, der die Lust nicht Sünde ist?
Mich täuschen mit dem eitlen Dienst der Werke,
Mich gerecht erklären, wenn in tiefster Brust
Es schrie und schrie: Du lügst!? Ich konnt' es nicht.

Und ähnlich muß man die Streichung der bald folgenden Worte Luthers beurteilen, welche freilich bittere, aber ebenso historisch wie psychologisch begründete Anklagen gegen die Kirche enthalten (2. Bild, 3. Auftritt):

Die Kirche selbst hat kein Gewissen mehr. ...

Was aber die als zu scharf der Zensur preisgegebenen Stücke und Ausdrücke anlangt, so möchte ich zwar an Friedfertigkeit und Billigkeit hinter dem Sprecher des Evangelischen Bundes in Berlin nicht zurückstehen, muß aber doch dem Dichter das Recht wahren, den Personen seines Schauspiels Worte in den Mund zu geben, die aus dem Zusammenhang gerissen keine oder doch keine allgemeine und gegenwärtige Giltigkeit haben können. Wenn der Franziskaner sagt: „du wirst lügen, wie sie alle logen,“ so behauptet doch weder Trümpelmann, daß alle Klosterleute durchweg Lügner sind, noch fällt es irgend einem verständigen Protestanten ein, dies als seine Meinung zu verstehen. Aber viele Klosterleute dachten (und denken) genau wie der Franziskaner, und viele logen. So ist auch gewiß das Papsttum nicht die Quelle alles Frevels; aber wie oft ist es doch gesagt worden — mit dem Rechte der Leidenschaft! Darf der Dichter leidenschaftliche Menschen nicht mehr leidenschaftlich reden lassen? Steht die Politik Preußens Rom gegenüber auf so schwachen Füßen, daß sie das nicht verträgt? Was würde aus Schillers „Wilhelm Tell“ werden, wenn die Berliner Zensur ihn mit Rücksicht auf das österreichische Bündnis ebenso beschneiden wollte, wie Trümpelmanns „Luther“ mit Rücksicht auf den Bundesgenossen im Vatikan?

sei, erwiederte der Kaiser lebhaft, das freue ihn sehr; denn so etwas müsse durchaus vermieden werden.

Wir begreifen diese Stellung des greisen Monarchen vollkommen. Wir haben es mit Freuden an dem Herrigschen Lutherspiel gerühmt, daß es dem Dichter gelungen ist, verletzende Polemik zu vermeiden (vgl. vor. Jahrgang Nr. 42, S. 408). Auch unter den wahrlich erschwerenden Umständen, welche mächtig an den protestantischen Korpsgeist appellirten, war dennoch die protestantische Selbstkritik auf dem Plan und einmütig sind zu große Schärfen der Trümpelmannschen Dichtung anerkannt und preisgegeben worden. Aber dennoch sind wir Trümpelmann zu Dank verpflichtet. Er hat gerade durch die geschichtliche Treue, mit welcher er das römische Unwesen zu Luthers Zeit auf die Bühne gebracht, den Anstoß gegeben, daß vielen Protestanten über die kirchenpolitische Lage in Preußen die Augen aufgegangen sind. Dieselbe bringt es mit sich, daß man aus Rücksicht auf den Papst jede freiere Aeußerung protestantischen Selbstgefühls unterdrücken muß. Vergeblich warten wir den beiden Konfessionen gegenüber auf die endliche Durchführung der schönen Losung: Suum cuique!

Treffend schreibt die Kirchliche Korrespondenz:

Wir wissen in dem leider notwendigen geistigen Kampfe gegen den Ultramontanismus etwaige unnötige Schärfen gerne vermieden. Aber das ist nicht die Hauptsache. Vielmehr müssen von jenen Thatsachen, welche die Reformation notwendig gemacht haben, immer genau so viele und so wirksam vorgebracht werden, als notwendig ist, um die Reformation gegen etwaige Angriffe in ihrer Berechtigung und Notwendigkeit nachzuweisen und zu verteidigen. Es wäre frivol und skandalsüchtig, wenn man in Zeiten, da die einsichtsvollen Katholiken selber die Notwendigkeit einer Reformation zugeben, jene leidigen Papstgeschichten und Kirchenmißbräuche breit auskramen würde: jedem wahren Protestanten wären jene, leider vergangenen, Zeiten lieber. Es wird aber zur heiligen Pflicht — und wenn statt dreihundert sechshundert Jahre verflossen sein werden —, jene römische Karikatur von Christentum (wir sind der Nordd. Allg. Ztg. dankbar für die Ausprägung dieses treffenden Wortes) scharf zu kennzeichnen, selbst „schonungslos" zu kennzeichnen, trotz des Puttkamerschen Erlasses vom 6. Juni, in dem Falle, wenn man katholischerseits die Schäden leugnet, welche die Reformation zur Notwendigkeit gemacht haben, die Reformation mit Schmutz bewirft und die Reformationskirche zum Existenzkampf herausfordert, so wie es jetzt eben in schnödester Weise geschieht. ....

Es kann also heutzutage das Oberhaupt der römischen Katholiken ohne jede Einrede des Staates seine den Protestantismus und protestantische Einrichtungen beschimpfenden Bullen unter größtmöglicher Verbreitung nach Deutschland hereinwerfen. Hat etwa die Berliner Polizei, welche unter anderm an dem Wörtchen „papistisch" Anstoß genommen hat, jene ultramontanen Zeitungen, welche die Schmähurteile des „Friedenspapstes" Leo gegen den Protestantismus und Luther abgedruckt haben, zensirt?! Nein. Haben Polizeiorgane oder Gerichte es gerügt, als man Luthers Lehre eine Kloakenphilosophie, ihn selbst einen Eidbrüchigen, Wollüstling, Selbstmörder ꝛc. ꝛc. beschimpfte? Nein. (Schade daß wir Luthern nicht heilig gesprochen haben, dann genösse er gerichtlichen Schutz!) Hat etwa die Berliner Polizei jene Januarnummer der Germania unterdrückt, in welcher Luther mit den furchtbarsten Gestalten der Weltgeschichte, mit Nero, Robespierre, Danton zusammengestellt worden ist?! Nein. Nun also, hat seither die Regierung des Staates, in welchem nach den Worten der Nordd. Allg. Ztg. die religiöse Gleichberechtigung als erste Regel gilt, diesen edlen Grundsatz so gehandhabt, daß das konfessionelle Gefühl der Protestanten sich beruhigen kann?! Wir sagen: nein. Weil also die Regierung seither jene Schmähungen der Papstbullen und der zahllosen ultramontanen Zeitungs- und Broschürenschreiber nicht genügend abgewehrt hat, darum müssen die Protestanten das selbst thun. Darum auch schreiben sie Lutherfestspiele mit scharfer — aber nicht unwahrer — Polemik. Wenn man den Gegenpart sich bis an die Zähne bewaffnen läßt, so ist es eine mehr als naive Zumutung an die Protestanten, sich mit der friedlichen Pflugschar zu begnügen. Man lasse beiden die Waffen oder verurteile beide Teile zur Pflugschar! R

Verschiedenes

(Die diesjährige Hauptversammlung des Evangelischen Bundes) findet vom 12. bis 14. August in Duisburg statt.

(Prozeß Thümmel in Bochum) Pfarrer Thümmel von Remscheid war neuerdings aus Anlaß zweier von ihm in den evangelischen Arbeitervereinen zu Weitmar und Herne gehaltenen Reden wegen öffentlicher Beschimpfung der römischen Kirche, bezw. der Messe als einer Einrichtung derselben, und wegen öffentlicher Beleidigung der Staatsanwaltschaft zu Duisburg angeklagt worden. Die an merkwürdigen Momenten reiche Verhandlung fand am 13. Juni vor der Bochumer Strafkammer statt. Der Vertreter der königl. Staatsanwaltschaft gab nach erfolgter Beweisaufnahme die drei Hauptpunkte der Anklage preis und hielt nur Beleidigung der Staatsanwaltschaft Duisburg für erwiesen. Der Verteidiger hatte infolgedessen leichte Arbeit. Am 20. Juni wurde das Urteil verkündigt. Dasselbe lautete bezüglich der Anklage auf öffentliche Beschimpfung der katholischen Kirche auf Freisprechung, bezüglich der Anschuldigung wegen Beleidigung der königlichen Staatsanwaltschaft zu Duisburg auf 300 Mark Geldbuße. Der Mitangeklagte Buchhändler Wiemann in Barmen wurde — gemäß dem Antrage des Staatsanwalts — freigesprochen. Wer sich für die Verhandlung näher interessirt, dem empfehlen wir, sich die Nr. 137 des in Bochum erscheinenden „Rheinisch-Westfälischen Tageblatts" kommen zu lassen. R

(Samstags-Adventisten) Wer will sagen, wie viele religiöse Wunderlichkeiten aus Amerika zu uns nach Deutschland kommen? Soeben erfahren wir aus einer bei Oncken in Hamburg erschienenen Broschüre über den Ursprung des Sonntags (von Prof. Rauschenbusch in Rochester), daß wir auch bereits Samstags-Adventisten haben. Diese sind eine Abzweigung der etwa 60000 Seelen umfassenden Adventisten und haben ihrerseits ungefähr 30000 Gläubige. Wie schon der Name es vermuten läßt, beschäftigt sich die Adventistensekte hauptsächlich mit der Erwartung der nahe bevorstehenden Wiederkunft Christi. Von phantastischer Schriftauslegung getragen, blühte sie vor etwa fünfzig Jahren auf. Ihr Gründer war der als Organisator schwache William Miller, welcher noch zu seinen Lebzeiten, wie so mancher andre Sektenvater, Spaltungen unter den Seinen entstehen sah. Ein Teil der Adventisten kam nämlich auf die Idee, daß die wörtliche Erfüllung des vierten (bei uns dritten) Gebotes die Vorbedingung besondrer göttlicher Gnade sei. Darum begannen sie, von Freitag Abend 6 Uhr bis Sonnabend um dieselbe Zeit ganz ebenso wie die orthodoxen Juden ihren Sabbat zu halten und erneuerten dadurch die Tradition der 1661 entstandenen, noch jetzt vorhandenen Samstags-Baptisten. Nur wer Sabbatarier ist, wird nach ihrer Glaubenslehre am herrlichen tausendjährigen Reiche Anteil haben, und sobald es 144000 „Versiegelte" giebt, dann soll nach Offenb. Joh. 14, 1—5 der Heiland herniederkommen. Um diesen Zeitpunkt zu beschleunigen, sind Hochschule und Druckerei der Samstags-Adventisten in Battle-Creek im Staate Michigan unermüdlich thätig. Sie fertigen und versenden zahllose Traktate in englischer, deutscher, französischer, dänischer, schwedischer und holländischer Sprache und haben vielleicht — äußerlich angesehen — noch eine gewisse Zukunft. Glücklicherweise können sie nicht ins Unendliche wachsen; denn haben sie die Zahl 144000 erreicht, so werden sie als enttäuschte Schwärmer offenbar werden. Wo aber überhaupt noch das Wort von der Gerechtigkeit aus dem Glauben lebendig ist, brauchen solche und andre judaistische Schwärmer gar nicht erst anzuklopfen. Wir wissen, daß wir auch dann noch wahre Christen sein können, wenn wir aus irgend welchem Grunde unsre kultischen Feiern auf Mittwoch oder sonst eine Zeit verlegen würden (vgl. Confessio Aug. 43, 60); denn unser Herr ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende. F N

(Ueber Spurgeons Austritt aus der Baptist Union) E. Spliedt, Spurgeons Austritt und das Tadelsvotum des Rates der Baptist Union. Bonn, Schergens, 1888; 57 S.

Wer in diesem Schriftchen eine vollständige Darstellung von Spurgeons Austritt erwartet, wird enttäuscht sein; noch mehr, wer ein unparteiisches Urteil über denselben sucht. Es sind lediglich die Aufsätze aus Spurgeons Zeitschrift „Schwert und Kelle," welche der Zeit seines Austritts entstammen, übersetzt, dazu einige Bemerkungen des Herausgebers. Von den Gründen und Zielen der Gegner, von der Art und Weise ihres Kampfes kein selbständiger Bericht. In England würde solche Berichterstattung schon zu keinem rechten Urteil über die Sache führen; wie viel weniger in Deutschland, wo man die gegenüberstehenden Personen und den Sinn des Kampfes nicht so klar vor Augen hat.

Der Herausgeber rühmt, daß Spurgeon sich von allem Persönlichen im Streite freihalte, und unterstützt Spurgeons Vorwurf, daß die Gegner seine Kränklichkeit zur Erklärung seiner Angriffe freventlich herangezogen. Bitterer aber gewiß als alles Persönliche werden Worte wie die folgenden empfunden werden, und deren enthalten diese paar Aufsätze eine Menge: „Die Räume, welche das Evangelium füllt, hat der neue Unsinn leer gemacht... Diese Zerstörer unsrer Kirchen scheinen ebenso zufrieden mit ihrem Werk, wie Affen mit ihrem Unfug... Sie wollen keinen Lärm erhoben haben. Natürlich, Diebe hassen Wachhunde und lieben die Dunkelheit.... Es giebt Leute, die unter dem Vorwande, um die Freundschaft des Dieners zu bitten, darauf abzielen, den Hausherrn zu bestehlen...." Daß die Gegner seine Kränklichkeit bei der Hitze seines Angriffs in Rechnung ziehen, offenbart Spurgeon „jenes verächtliche Mitleid, das die Quintessenz des Hasses ist." Weiter: „Der Herr hat sich noch Männer übrig bleiben lassen, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt haben.... Es entfalle keinem Menschen das Herz um des Philisters willen..."

Genug davon. Bittrer kann kein Angriff sein. Namen zu nennen, Thatsachen zu belegen, um seinen Angriff zu rechtfertigen, weigert sich Spurgeon. Es würde Prozesse geben, und an Prozessen läge ihm nichts. Ohnedem sei eben die Verfassung der Baptist Union so weit, daß formell die Gegner alle in ihr berechtigt seien. Der Rat der Baptist Union hat mit Majorität Spurgeons Vorgehen durch ein Tadelsvotum als verkehrt bezeichnet: „Der Rat erkennt die Schwere der Anklagen an, die Mr. Spurgeon vor seinem Austritte gegen die Union vorgebracht hat. Er hält dafür, daß die öffentliche und allgemeine Art, in der sie erhoben sind, auf die ganze Körperschaft einen Schatten wirft, und Brüder, welche die Wahrheit ebenso sehr wie er selber lieben, dem Verdacht aussetzt. Und da Mr. Spurgeon sich weigert, die Namen derer zu nennen, die er bei seinen Anklagen im Auge hat, und die Beweise

dafür beizubringen, hätten diese Anklagen nach dem Urteile des Rates nicht erhoben werden sollen."

Sachlich kann Spurgeon diesem Urteile nichts entgegen setzen. Seine Verteidigung geht nur auf die äußern Umstände, die jenem Beschlusse voraufgegangen. Welchen Zweck es aber haben kann, die bittern und heftigen Streitschriften des einen Teiles für sich ins Deutsche zu übertragen und zu veröffentlichen, ist uns unerfindlich. Sachliche Kenntnis und gerechtes Urteil wird auf diesem Wege nicht erreicht.

J B

(Professor Kahnis †) Am 20. Juni starb in Leipzig der Senior der dortigen theologischen Fakultät, Domherr D. Karl Friedrich August Kahnis. Geboren am 22. Dezember 1814 zu Greiz, las er seit 1850 in Leipzig vornehmlich Kirchengeschichte, in den Zeiten seiner Kraft unter großem Zulauf anhänglicher Zuhörer. Zuletzt umdunkelte sich sein Geist, und so mußte er vor einigen Jahren seiner Lehrthätigkeit entsagen. Seine Schriften, insbesondre „Der innere Gang des deutschen Protestantismus seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts" (3. Aufl. Leipzig 1874; 2 Bände; 9 Mk.) sind auch gebildeten Nichttheologen wohl verständlich.

R

(Eine Fürbittentafel) hat zu gutem Zwecke ein sächsischer Pfarrer erdacht und eine sächsische Pfarrfrau gezeichnet. Die recht geschmackvolle Zeichnung ist in Buntdruck sauber und angenehm ausgeführt: Schrift rot, Rahmen hellbraun, Bilder blau. An eine gothische Altarwand sind sieben Tafeln geheftet; drei größere Bilder krönen den Aufbau: Christus lehrt seine Jünger beten, Jakob ringt mit dem Engel, Abraham bittet für Sodom und Gomorrha; die drei untern Tafeln sind von vier kleinern Bildern umrahmt, die uns in Stephanus, Monika, Luther und Francke bewährte Beter zeigen. An der Stelle des Altars liest man auf drei kleinern Tafeln die Worte des Beschlusses, die wiederum von vier Bildern umgeben sind: Gebet angesichts der aufgehenden Sonne, Gebet des Kindes am Bettchen, Gebet der Sterbenden, Gebet am Grabe. Die sieben Haupttafeln enthalten eine Paraphrase des h. Vaterunsers, alle Lebenskreise umfassend, mit besondrer Vorliebe für die Werke der innern Mission, die sieben Bitten verteilt auf die sieben Tage der Woche unter Beziehung auf deren Namen und Bedeutung. Anmerkungsweise findet sich für jede Bitte und jeden Tag ein Wort vom und für das geistliche Amt, das wir um der Einheitlichkeit des Ganzen willen lieber entbehrten. Das Blatt, mit Rand 84 Ctm. hoch, 60 Ctm. breit, ist ein würdiger Zimmerschmuck, zumal für Räume, worin gemeinsame Andachten, Betstunden u. dgl. gehalten werden, für des Pfarrers Studirstube oder Sakristei; es wird seine Liebhaber finden. Ein lose beiliegendes Geleitwort giebt evangelischen Unterricht darüber, was die Fürbittentafel will und was sie nicht soll. Sie ist erschienen in Justus Naumanns Buchhandlung (L. Ungelenk), Dresden, und kostet 2 Mark.

R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Programm

für die am 3., 4., 5. und 6. September 1888 zu Halle a. S. abzuhaltende zweiundvierzigste Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung

Montag, den 3. September: Von 8 Uhr an ist im Bahnhofsgebäude (1 Treppe) ein Wohnungs- und Anmeldebüreau, und im Gasthofe „Zum Kronprinzen," Kleine Klausstraße Nr. 16, das Büreau des Zentralvorstandes für sämtliche Festteilnehmer geöffnet.

Dienstag, den 4. September: 3 Uhr nachmittags: Oeffentliche Begrüßungsversammlung im Volksschulsaale an der neuen Promenade 13. 5 Uhr nachmittags: Festgottesdienst in der Ulrichskirche. Predigt Prediger Professor Scholz aus Berlin. Festgottesdienst in der Domkirche. Predigt Pastor Bieregge aus Bonn. Während beider Gottesdienste finden Ueberreichungen von Festgaben statt.

Mittwoch, den 5. September: Früh 6 Uhr: Glockengeläute von sämtlichen Kirchen. 6½ Uhr: Choralblasen von den Hausmannstürmen. 8 Uhr vormittags: Festgottesdienst in der Marienkirche. Predigt Generalsuperintendent D. Baur aus Koblenz. (Die Herren Abgeordneten versammeln sich kurz vor 8 Uhr im Rathause, 1 Treppe hoch.) 10½ Uhr vormittags: Erste öffentliche Versammlung in der Ulrichskirche. 2 Uhr nachmittags: Festmahl im Stadtschützenhause, Königsplatz Nr. 1. 7 Uhr abends: Festabend, veranstaltet von der Stadt Halle in der Saalschloßbrauerei zu Giebichenstein.

Donnerstag, den 6. September: 8½ Uhr vormittags: Zweite öffentliche Versammlung in der Ulrichskirche. 4 Uhr nachmittags: Geistliches Konzert in der Marienkirche, gegeben von der Singakademie. (Besitzer von Festkarten haben freien Eintritt; für die übrigen Konzertbesucher werden Eintrittskarten in der Karmrodtschen Musikalienhandlung, Barfüßerstraße 19, abgegeben.) 5¾ Uhr nachmittags: Besichtigung der Stiftungen Aug. Herm. Franckes unter Führung des Herrn Direktor Dr. Frick. 8 Uhr abends: Oeffentliche Nachversammlung mit Ansprachen auswärtiger Festgäste im Saale des „Prinzen Karl," Merseburgerstraße 52.

Freitag, den 7. September: 11 Uhr 45 Min. vormittags: Gemeinschaftliche Eisenbahnfahrt nach Eisleben.

Bemerkung: Wer durch Vermittlung des Festvorstandes freie Wohnung oder solche gegen Entgelt in einem Gast- oder Privathause zu erhalten wünscht, wolle diesen Wunsch spätestens bis 15. August an die Adresse des Herrn Bankier H. Lehmann, Große Steinstraße 19, gelangen lassen, durch welchen auch zugleich die Festkarten gegen Einsendung von 3 Mark zu beziehen sind. Die Karten zum Festmahle müssen bis spätestens Dienstag, den 4. September, abends 7 Uhr, gelöst sein.

Halle, den 11. Juni 1888

Der Festausschuß:

Saran, Oberprediger, 1. Vorsitzender — **Dr. Kräße,** Stadtschulrat, 2. Vorsitzender

Bitte

Ein Freund des Gustav-Adolf-Vereins hat 1000 Hefte der auch vom hochwürdigen K. Konsistorium in Magdeburg zur Verbreitung empfohlenen Sammlung von verschiedenen Heften: „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins" angekauft mit der Absicht, diese Hefte (20 verschiedene Sorten in guter Auswahl) mit Hilfe der Freunde des Vereins in den Gemeinden zu verkaufen und den ganzen Ertrag von 100 Mark der in Halle im Herbst d. J. tagenden Hauptversammlung des Vereins als besondere Liebesgabe für eine Diasporagemeinde auf dem Eichsfelde überweisen zu lassen.

Alle Freunde des Vereins werden freundlichst gebeten, eine Anzahl Hefte (25, 50 oder 100) zu bestellen und durch Vermittelung der Konfirmanden oder Schulkinder in den Gemeinden zu verkaufen. Erfahrungsmäßig werden die interessanten, teilweise auch mit Bildern gezierten und mit buntem Umschlage versehenen Heftchen à 10 Pf. sehr gern gekauft.

Die Zusendung erfolgt umgehend postfrei. Die Einsendung des Erlöses wird möglichst bis Ende August erbeten. Das Porto für die Postanweisung darf in Abzug gebracht werden. Bestellungen, wie später Bezahlungen nimmt gern entgegen: Pastor Schütze in Naundorf bei Reideburg (Halle a. S.).

Bekanntmachung

Aus Mitteln der **Carl Schwarz-Stiftung** kommt am 19. November 1889 ein Preis von Fünfhundert Mark zur Auszahlung für die beste Arbeit über folgendes Thema:

Die Bedeutung der Schrift von Carl Schwarz über: „Das Wesen der Religion" für die Zeit ihrer Entstehung und für die Gegenwart.

Die Arbeiten sind, in deutscher Sprache und von einer andern Hand als derjenigen des Verfassers deutlich geschrieben, mit einem Motto versehen, bis zum 1. August 1889 an das Dekanat der theologischen Fakultät zu Jena einzusenden. Ein mit demselben Motto beschriebener verschlossener Zettel, den Namen des Autors enthaltend, ist beizufügen.

Sämtliche eingereichte Arbeiten können nach Veröffentlichung des Urteils zurückgefordert werden. Auch die gekrönte bleibt Eigentum des Verfassers.

Sollte keine der gelieferten Arbeiten den wissenschaftlichen Anforderungen genügen, so behalten wir uns vor, eine neue Konkurrenz auszuschreiben.

Das Preisrichter-Kollegium der Carl Schwarz-Stiftung

Im Auftrage:

D. Otto Dreyer,
Superintendent in Gotha

Der „Rheinisch-Westfälische Verein für christliche Volksbildung" hat soeben herausgegeben:

a. Eine für Fabriken, Werkstätten, Volkskaffeehäuser, Herbergen zur Heimat, Arbeiterkolonien und Versammlungsräume aller Art, Kasernen, Schiffe u. s. w. bestimmte **Wandtafel,** wie sie in „Wider den Trunk" auf Veranlassung des „Deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke" (Dresden, bei Minden, 1885) empfohlen ward. Diese Wandtafel, **„Ein Freundeswort an deutsche Arbeiter,"** 69 zu 53 Centimeter, mit großen Buchstaben gedruckt, warnt vor der Branntweingewohnheit und schildert ihre Folgen, und zwar in verständiger, gemäßigter Sprache, die keinen Arbeiter verletzen kann. Preis einzeln 20 Pf., 50 Stück nur 4 Mk., 100 Stück 7 Mk.

b. Ein **Bild, „Flieht den Trunk!"** Ein Trinker vor der Schenke, seine Frau mit Kind vor dem Leihhause, im Hintergrunde ein Zuchthaus. Gleiches Format. Preis einzeln, auf Pappe gezogen, 1 Mk. 25 Pf., nicht auf Pappe gezogen, 80 Pf., 50 Stück unaufgezogen 35 M., 100 Stück 60 Mk.

Bestellungen beim Büreau des Vereins im Evangelischen Vereinshause in M.-Gladbach.

M.-Gladbach — Lic. **Weber,** Pfarrer, Schriftführer

Neuer Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart

Bassermann, Heinrich, Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik. Oktav. IV u. 68 S. M. 1,20.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 28 **Leipzig, den 8. Juli** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Eins ist not: 3. Christus das Leben — Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten: 8. Gott als Naturgesetz und als Liebe — Ein Religionsedikt vor hundert Jahren: 1. Das Christentum eine Macht im Kulturleben unsrer Zeit; 2. Der Triumphzug der Aufklärung; 3. Der theologische Vater des Religionsedikts — Ein Nachwort zur Huttenfeier. Vom Rhein — Das System der einseitigen Rücksichten — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Kaiser Friedrichs Erlaß; Das diesjährige große Liebeswerk in Halle; Die Evangelischen in Galizien und der Bukowina; Marseille — Innere Mission und Verwandtes: Evangelische Arbeitervereine in Sachsen; Staatsbeamte in der Schule der innern Mission; Die Kunst im Dienste der Abschreckung — Quittung

Eins ist not

Lukas 10, 38—42

3. Christus das Leben

Die in Christo ergriffene Wahrheit soll uns frei machen, frei von uns selbst, frei von der Welt, indem sie uns, wie wir gesehen haben, zur rechten Beurteilung derselben führt, weiter aber uns auch zur Ueberwindung der Welt leitet in einem ewigen Leben, das nicht von uns genommen werden soll.

Maria hat das gute Teil erwählt, das nicht von ihr genommen werden soll, weder durch den Herrn, indem er sie zu Marthas Vielgeschäftigkeit veranlaßte, noch durch jemanden oder etwas sonst außerhalb ihrer. Dieses gute Teil, dieses Himmelserbe ist das ewige Leben, das sie in Jesu findet nach seinem Wort: Das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christ, erkennen (Joh. 17, 3). Und wie kam sie zu diesem höchsten Gut? Während Martha den Herrn speisen und tränken will, läßt sie sich von ihm speisen und tränken zum ewigen Leben. Und wie hat sie auch hierin wiederum seinen Sinn so viel besser getroffen, als die Schwester! Hat er doch selbst gesagt: Ich bin das Brot des Lebens. Wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit (Joh. 6, 48. 51). Und wiederum: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke; und das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, der in das ewige Leben quillet (Joh. 7, 37; 4, 14).

Wo solches Essen und Trinken, das heißt Aufnahme und innere Aneignung des Geistes, der Kraft, des Lebens Christi stattfindet, da ist ewiges Leben, das nicht von uns genommen werden kann. Droht die Ueberlast der Aufgaben des Lebens, seiner Anstrengungen und Mühen die Kraft zu lähmen: hier ist die ewig neue, gesunde Nährkraft eines himmlischen Weizenkorns, das in uns kräftig wird zum ewigen Leben! Will die Hitze der Anfechtung, der Nöte und Sorgen des Lebens uns ermatten: hier sprudelt der Jungbrunnen göttlicher Kraft zur Ueberwindung der Drangsale der uns hindernden und bedrückenden Welt! —

Aber Leben ist ja doch nicht bloß Essen und Trinken, Genießen und Aufnehmen; Leben ist auch Wirken und Arbeiten. Hat darum nicht Martha doch auch Recht, wenn sie von Maria zum Herrn spricht: Sage ihr, daß sie es mit angreife? Thut Martha nicht alles aus hingebender Liebe zum Herrn? Und giebt es nicht solcher Arbeit für ihn auch unserseits genug zu thun? Wenn wir ihn in unser Herz aufnehmen, so muß es auch für diesen höchsten Gast immer besser zubereitet, gereinigt werden in ernster Arbeit der Heiligung an uns selbst zur Bildung eines christlichen Charakters, zur Ueberwindung unsrer Schwächen, Fehler und Sünden. Soll er Herr in unsern Häusern sein, so gilt es in unermüdlicher, gewissenhafter Pflichterfüllung je nach unserm Berufe zu zeigen, welches Geistes Kinder wir sind. Und endlich: wenn wir dem Herrn nicht, wie Martha, an seiner Person unsre Liebe erweisen können, so haben wir Arme, Kranke, leiblich und geistig Elende allzeit bei uns, denen wir in hingebender Arbeit der Liebe das erzeigen sollen, was der Herr als ihm gethan betrachten will.

Wie unendlich groß ist das Gebiet, das da unsrer Selbstthätigkeit sich öffnet, der unermüdlichen Arbeit an uns selbst, in der Uebung der Liebe am Nächsten! Aber, wenn einer sich auch verzehrte in rastlosem Wirken auf allen diesen Gebieten, wüßte er nichts als dies, so hätte er doch noch nicht das unverlierbare gute Teil erwählt, er könnte noch nicht den unerschütterlichen Grund des ewigen Lebens, das nicht von uns genommen werden kann.

Aller unsrer Thätigkeit für den Herrn und sein Reich haftet ja in ihrer Ausübung und ihrem Erfolg das Gepräge der Unvollkommenheit an. Die Arbeit an uns selbst wird immer auf des Apostels Bekenntnis hinauslaufen: Nicht daß ichs schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei. Bei der Arbeit für andre wird uns so oft kein Erfolg, keine Frucht, ja nicht einmal die innere Befriedigung zu teil, die dem Einsatz der aufgebotenen Anstrengung entspricht. So auch in der Arbeit des Berufslebens. Und endlich kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann, da der Tod uns alle Thätigkeit aus der entkräfteten Hand nimmt. Dann wird im Lichte der Ewigkeit jede menschliche Leistung verblassen, auch jedes Verdienst der Uebung thätiger Liebe vergessen sein, wie ja die Gesegneten des Herrn vor seinem Stuhle nichts wissen wollen von dem, was sie für ihn gethan haben sollen (Matth. 25, 37 ff.). Und Paulus, der mehr gearbeitet hat denn alle, fühlt sich darinnen nicht gerechtfertigt: Es sei ferne von mir, rühmen — spricht er —, denn allein von dem Kreuz unsers Herrn Jesu Christi. (Gal. 6, 14.)

Nur das, was der Gekreuzigte für ihn gethan, was er ihm durch seinen Geist geschenkt hat, nicht was er für seinen Herrn gewirkt haben kann, ist Gegenstand der Zuversicht des Apostels. Und so auch bei uns: nicht unsre Arbeit für den Herrn, sondern allein seine Arbeit für uns und an uns begründet in uns ein ewiges Leben, das uns nicht entrissen werden kann, erwirkt uns das gute Teil, das durch keine Mängel und Unvollkommenheiten dieses Erdendaseins, durch keine Sünde und keinen Tod von uns genommen werden soll. Auf ihm allein, auf seinem für uns vollbrachten Heilswerk, auf der fortgehenden Wirksamkeit seines Wortes und Geistes ruht unsre gute Zu-

versicht, „daß der in uns angefangen hat das gute Werk, der wirds auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi“ (Phil. 1, 6).

Auch hier wieder wollen wir uns dankbar freuen, daß es zum ewigen Leben nur eins giebt, was not ist, Christi teilhaft zu sein —

Wie die zarten Blumen
Willig sich entfalten
Und der Sonne stille halten:
Daß wir so still und froh
Seine Strahlen fassen
Und ihn wirken lassen.

Wohl, wir wissen es ja, daß, wenn sein Wort und sein Geist in uns wirkungskräftig werden, auch die Frucht in der Arbeit der Liebe für ihn, in treuer Berufserfüllung, im Fortschritt der christlichen Charakterbildung sich wird zeigen müssen. Aber je mehr wir uns dem uns gesteckten Ziele in immer treuerer Erfassung dieser stets neuen Christenpflichten nähern mögen, desto klarer werden wir uns davon überzeugen müssen: An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd: Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe, das ist der Ewigkeit wert! R K

Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten

8. Gott als Naturgesetz und als Liebe

Savage fährt fort:

Im althergebrachten und populären Sinne versteht man unter Gesetz alles, was kalt, hart, herzlos, grausam ist. Neuerdings aber hat ein umfassendes Studium einen andern Begriff des Gesetzes aufgebracht, welcher dem frühern einer rein willkürlichen Wirksamkeit entgegengesetzt ist. Die Wissenschaft erkennt überall in der Natur die Herrschaft des Gesetzes. Sie hat auch das Gesetz der Entfaltung oder Entwicklung erklärt, welches das ganze Leben und seine Aufwärtsbewegung auf der Erde in die allgemeine Weltordnung einbegreift. Sie spricht jetzt von Gesetzen der Geschichte, der Gesellschaft, der Tugend, des Verbrechens. Sie droht die veränderlichsten und scheinbar launenhaftesten Bewegungen und Kräfte in ihr Netz zu ziehen und in den Maschen ihrer Weltordnung festzuhalten. Und dabei scheint das Gesetz für den Volksverstand Gott und seine Liebe auszuschließen und alle Dinge einem harten und unerbittlichen Schicksal in die Hand zu geben.

In der That, der volkstümliche Begriff von der Liebe als von etwas außerhalb und über dem Gesetz stehenden, das von demselben befreit, ist ausgeschlossen. Gott selbst steht nicht über dem Gesetz, denn das Gesetz ist Ordnung, ist Vernunft, ist der Kosmos selbst. Man stelle Gott außerhalb des Gesetzes, und man macht ihn zu einem Gott der Unordnung, der Unvernunft und des Chaos. Nicht etwa, daß Gott einem Gesetz unterworfen wäre, das höher und mächtiger als er selbst ist; sondern er muß das Gesetz seines eignen Wesens ausleben, jeder Willkür überlegen und in seiner Vollkommenheit ohne Wechsel.

Wenn die Logik der Vergangenheit uns irgend etwas lehren kann, so ist es die Gewißheit, daß man die Mysterien und unberechenbaren Erscheinungen der Welt eines Tages erkennen und auf die natürliche Weltordnung mit Ursache und Wirkung zurückführen wird. Das ist ohne Ausnahme wahr [?], daß man nichts kennt, was dem Gesetz nicht unterworfen wäre und durch dasselbe erklärt werden könnte. Dies ist so wahr, daß jemand, der Frankreich, Spanien, Deutschland oder die Vereinigten Staaten studirt, die vorherbestimmte Folge ihrer Entwicklung entdecken und ihre nächste Zukunft in ihren Hauptumrissen vorhersagen kann [?]. Das Gesetz ist der Wagenlenker und hält den sichern Zügel [?]. Ebenfalls das Gesetz ist es, welches die Jahreszeiten ordnet und unser individuelles Leben. Es giebt keinen Teil unsers Wesens, welchen das Gesetz nicht berührt, formt oder leitet. Das gilt auch von Gedanken und Gefühlen, vom Reiche des Geistes und der Religion. Der Spielraum des Gesetzes ist so weit und seine Einheit ist so groß, daß Herbert Spencer imstande gewesen ist, ein Gesetz des Weltalls, dem alle Dinge nur zur Erläuterung dienen, auszudenken und in wenigen Sätzen zusammenzufassen. Dies ist die größte That des menschlichen Geistes [!]. Ob es uns gefällt oder nicht, es steht ziemlich [?] fest, daß wir diese Universalität des Gesetzes als eine Thatsache anzuerkennen haben. Und jede Vorstellung von Gott erscheint unehrerbietig und erniedrigend, welche weniger hoch und erhaben ist als jene, die das ewige Weltgesetz und die ewige Weltordnung einschließt.

Weiter ist das Naturgesetz nichts andres als die [?] Art und Weise, wie Gott wirkt. Die höchste Wissenschaft lehrt, daß Kraft und Stoff und Gesetz nur Offenbarungen Gottes für das menschliche Bewußtsein sind. Das ist die höchste Weisheit aller Zeiten [!]. Gottes Vollkommenheit verlangt ein ewiges Weltgesetz als ihren natürlichen Ausdruck. Und da Gott überall und in allen Dingen gleich [?] ist, so kennt die Wissenschaft keinen Unterschied zwischen natürlich und übernatürlich.

Das Weltgesetz ist nun aber ein vollständiger, vollkommener Ausdruck der weisesten und höchsten Liebe. Denn wir kennen Liebe und Freude als Thatsachen der Wissenschaft überall in der beseelten Natur. Der Fisch, welcher sich in den klaren Fluten wiegt, ist ganz und gar von Frohsinn erfüllt, ebenso die Insekten, welche in der Sonne glitzern und summen, und das Vögelchen in der Sommerherrlichkeit. Ebenso zieht sich durch das ganze menschliche Leben, soweit Gesundheit, Harmonie und richtige Anpassung zwischen dem Menschen und seiner Lage herrscht, ein Klang der Freude, und das Wachstum der Zivilisation ist zugleich das Wachstum der Liebe, der Fürsorge und Hilfsbereitschaft [!].

Es giebt, soviel wir wissen, nicht ein einziges Naturgesetz im ganzen Weltall, dessen normales Wirken nicht Gutes hervorbrächte. Alles Uebel ist nur ein Verstoß oder Ungehorsam gegen das Gesetz [?]. Selbst der Schmerz ist nur ein Warnungszeichen mit der Inschrift „Gefahr,“ welches gleichsam längs der Eisenbahnen bei den Weichen und Kreuzungspunkten aufgestellt ist. In der Natur herrscht aber keineswegs überall Grausamkeit und Kampf. Das Tierleben ist im Grunde durch und durch glücklich: sie sind zufrieden und befriedigt [?]. Aber der Tod ist ein Teil des Lebensgesetzes, also müssen alle sterben. Das ist nichts Uebles. Ein Gut, welches ich ein Jahr lang besitze, ist darum kein Uebel, weil es mir dann genommen wird [!]. Das Naturgesetz bewirkt also überall Gutes, und bis ein Gesetz entdeckt sein wird, dessen normales Wirken Uebles hervorbringt, muß die Behauptung, daß das Gesetz mit Recht ein Ausdruck der Liebe genannt werden kann, unangefochten bleiben.

Das Gesetz schafft die Ordnung, Schönheit und Harmonie des Himmels. Es ermöglicht die Zivilisation. Die Beständigkeit Gottes in unsern Ziegeln, Steinen und Gebälk läßt uns nachts Ruhe finden ohne Furcht, daß er vor dem nächsten Morgen seinen Sinn ändert und das Ganze über unserm Kopfe zusammenstürzen läßt.

Ich verlange also nach keinem Evangelium, das mich vom Gesetz befreien sollte. Mein Herz vom Gesetz befreien, hieße mich launenhaft machen und geneigt, ebenso schnell zu hassen wie zu lieben. Meinen Verstand vom Gesetze befreien, würde einfach Wahnsinn bedeuten. Meinen Körper vom Gesetze befreien, würde Krankheit oder Tod sein. Alles, was lebt, lebt im Gesetz, und alles, was wächst, wächst durch das Gesetz. Dieses allgemeine Gesetz ist nichts anderes als allgemeine, allumfassende, unermüdliche und wechsellose Vorsehung [?]. Es verletzt uns nur, wenn wir es überschreiten. —

Wir sind hier offenbar auf dem Höhepunkte der Gedankenreihen unsers Autors angekommen. Denn wir hören hier, was „die höchste Weisheit aller Zeiten“ ist, nämlich die Lehre, daß Kraft, Stoff und Gesetz nur Offenbarungen Gottes für das menschliche Bewußtsein sind. Wir hören von „der größten That des menschlichen Geistes,“ nämlich von dem „Gesetz des Weltalls, dem alle Dinge nur zur Erläuterung dienen“; — nur schade, daß Savage seinem Publikum diese Entdeckung Spencers vorenthält: er hätte sie an die Spitze seiner ganzen Ausführungen stellen müssen!

Wir wollen zunächst wieder eine Reihe von Uebertreibungen und Unrichtigkeiten richtig stellen. Es ist nicht „ohne Ausnahme wahr, daß man nichts kenne, was durch das Gesetz nicht erklärt werden könnte.“ Es giebt wahrlich noch manche Dinge zwischen Himmel und Erde, welche die Wissenschaft bisher noch nicht erklären kann. Oder, wenn man die Zukunft der einzelnen Länder, wie Savage behauptet, wissenschaftlich in den Hauptzügen vorhersagen kann, weshalb thut mans nicht? Man würde uns manche Sorge und unangenehme Ueberraschung ersparen. Und woher weiß unser Autor, daß „Gott in allen Dingen gleich sei,“ da er doch selbst etwas besonders Göttliches im Menschen anerkennt? Woher weiß er, daß „das Naturgesetz die Art und Weise ist, wie Gott wirkt,“ da Gott doch noch auf andre Weise, geistig, wirken kann? Woher weiß er endlich, daß „das Tierleben im Grunde durch und durch glücklich ist“?

Aber zu diesen unverfrorenen Behauptungen gesellen sich wieder andre, logische Fehler. Ist wirklich, auch wenn Savage sachlich Recht hat, „alles Uebel nur ein Verstoß und ein Ungehorsam gegen das Gesetz.“ Ist es nicht vielmehr nur die Folge dieses Ungehorsams? Ist wirklich alles Uebel damit aus der Welt geschafft, wenn nachgewiesen wird, daß im allgemeinen jedes Naturgesetz Gutes und Zweckmäßiges wirkt? Und wie unlogisch ist der Satz, mit welchem dem Tode seine Bitterkeit genommen werden soll: „ein Gut, welches ich ein Jahr lang besitze, wird dadurch kein Uebel, weil es mir dann genommen wird“! In der That, das Gut, das mir genommen wird, wird kein Uebel; aber, daß mir ein Gut genommen wird, das empfinde ich als Uebel! Der bedenklichste und verwirrendste Denkfehler des Verfassers aber, wie er leider heutzutage weitverbreitet ist, ist der Gedanke, daß die beobachteten Naturgesetze gleichsam als selbständige, wirksame Mächte, als bewirkende Ursachen, als treibende und leitende Kräfte hinter den Dingen stünden. Thatsächlich ist ein von der Wissenschaft aufgestelltes Gesetz nicht mehr als eine aus der Beobachtung von vielen einzelnen Fällen aufgefundene Regel des Geschehens, eine Ab-

straktion, und zwar so, daß nicht das Gesetz das Geschehen bewirkt und in seiner Art bestimmt, sondern so, daß unser Erkennen nach dem Geschehen die Gesetze bestimmt und dieselben weiter auch nach dem Geschehen einschränkt, erweitert, verändert oder zurücknimmt. Also thatsächlich richtet sich der Naturverlauf nicht nach selbständigen in ihm oder außer ihm liegenden Gesetzen, sondern die von den Menschen festgestellten Gesetze richten sich nach den Thatsachen des Naturverlaufs.

Uebrigens ergeben sich nun für unsern theologisirenden Darwinisten die größten Schwierigkeiten, wenn er die Naturgesetze oder die Weltordnung als seinen Gott hinstellen und sie deshalb als liebevoll und gütig charakterisiren will, oder mit andern Worten, wenn er am Begriff Gottes festzuhalten sucht, während er ihn doch zugleich auf die Welt einschränkt. Es zeigt sich hier besonders, wie er mit den Worten gespielt hat. Denn ein Gesetz, eine Kraft, eine Ordnung kann wohl zweckmäßig, heilsam und gut sein, aber nie, wie Personen untereinander, Liebe üben. Auch wir denken ja Gott nicht als Willkür, sondern als den Gott der Ordnung und Weisheit, dessen Gedanken und Wege völlig zu verstehen wir aber hienieden nicht fähig sind, besonders jedoch als eine Persönlichkeit, die sich ihrer Zwecke und ihres Handelns bewußt ist, zu der auch wir wiederum in einem wirklich persönlichen Verhältnis stehen können. Das ist bei der Anschauung von Savage ausgeschlossen. Oder kann ein Mechanismus, eine Maschine, selbst eine geistige Ordnung wirklich Güte, Barmherzigkeit, Liebe üben? Ist das wirklich eine „Vorsehung"?

Endlich müssen wir hier daran erinnern, daß das Zauberwort „Entwicklung" oder „Entfaltung" nichts weiter besagt, als daß ein Wesen in einem spätern Augenblicke nicht mehr genau dasselbe sei, wie früher, sondern in einem veränderten Zustande sich befinde, daß aber die Ursachen dieser Veränderung in der Natur dieses Wesens schon beschlossen gewesen und nur durch bestimmte Einwirkungen von außen wirksam geworden seien. Es liegt kein Grund vor, weshalb man sich im allgemeinen diesen Gedanken nicht gefallen lassen sollte. Aber es ist eine Täuschung, sich einzubilden, daß man damit irgend etwas erklärt habe. Das Wort „Entwicklung" bezeichnet vielmehr eine Feststellung, nicht eine Erklärung des vorliegenden Thatbestandes. Denn das Wie der Entwicklung und Entfaltung bleibt immer noch ein Geheimnis. W B

Ein Religionsedikt vor hundert Jahren

1. Das Christentum eine Macht im Kulturleben unsrer Zeit

Je rascher und vielseitiger unser Kulturleben sich entwickelt, umso schwieriger wird es dem Einzelnen, von den Fortschritten auf den verschiednen Lebensgebieten der menschlichen Gesellschaft auch nur eine gewisse Kenntnis sich zu verschaffen. Das Prinzip der Arbeitsteilung ist wie auf dem Gebiete industrieller Technik, so auch auf dem der gelehrten Forschung in einem Umfange zur Herrschaft gelangt, daß ernstliche Bedenken entstehen können, ob nicht gerade die staunenswerten Fortschritte im einzelnen eine rückläufige Bewegung der Gesamtheit vorbereiten. Wenn es nicht gelingt, einen wirklichen Austausch der Erträge der verschiedenartigen Arbeit unsers geistigen Lebens zu vermitteln, dann bedarf es keines prophetischen Seherblickes, um in der Spezialisirung unsrer Berufsbildung, welche zunächst als Vervollkommnung sich darbietet, einen gefährlichen Feind der allgemeinen Bildung zu vermuten. Man darf ja wohl gegenwärtig in den Kreisen, welche Anspruch auf Bildung erheben, noch eine Menge von Interessen als Gemeingut voraussetzen; aber dieser Schatz verlangt, wie jedes geistige Gut, den stärkenden Zufluß neuer Elemente und würde, außer Fühlung mit Hauptströmungen des geistigen Lebens der Nation, eine beklagenswerte Einengung erfahren, welche als Vorstufe einer vollständigen Stagnation zu beurteilen wäre.

Aber wenn auch die gegenwärtige Lage zu diesen Befürchtungen Anlaß giebt, so haben doch auch gerade die letzten Jahrzehnte wie die jüngste Vergangenheit uns gelehrt, daß trotz aller Zersplitterung der Berufsarten Religion und Sittlichkeit eine Macht geblieben sind, daß sie wohl in Zeiten der Ruhe zu schlummern, vielleicht zu fehlen scheinen, aber doch in stillem Wirken als Einheitsband Millionen umschlingen. Je mehr die Zerteilung der Arbeit fortschreitet und Gefahren für den innern Zusammenhalt eines Kulturvolkes heraufbeschwört, umso wichtiger ist es, die rein geistigen Gewalten, Religion und Sittlichkeit, mit ihrer Tendenz auf Zusammenschluß gerade auch als Gegengewicht gegen die in unsrer Kultur liegende Tendenz auf Trennung zu würdigen. Daß Sittlichkeit und Religion in unserm Volksleben tiefer wurzeln, als manche Pessimisten uns wollen glauben machen, ist unsre feste Ueberzeugung. Als schweres Kriegsunglück über uns kam, erwachte der Patriotismus und entwickelte sich zu einer Opferfreudigkeit, die ohne sittliche Motive bald erlahmt wäre. Die Nachricht von einem schweren Mißgeschick oder Notstand setzt tausend Hände in Bewegung; die Werke der Liebe mehren sich von Jahr zu Jahr. Wenn wir uns dabei der klaren Einsicht nicht verschließen, daß das bisher Geleistete noch nicht genügt, daß die Zukunft noch größere Ansprüche an unser Geld und unsre Kraft stellen wird, welche zu befriedigen wir als Christen verpflichtet sind, dann dürfen wir, ohne dem Vorwurfe der Selbstgerechtigkeit zu verfallen, des Erreichten uns freuen. Daß wir jetzt fast für jede Form menschlichen Elends eine Heimstätte besitzen, welche Zuflucht und Erquickung bietet, leiblichen und geistigen Schmerz zu heilen oder wenigstens zu lindern sucht, ist gewiß ein Triumph des Christentums, aber ein Triumph, der doch nur möglich war, weil das Christentum, wenigstens in seinen sittlichen Idealen, in unsrer ganzen Kultur eine Machtstellung einnimmt. Und als vor fünf Jahren unsre Kirche des großen Reformators feiernd gedachte, sahen wir, daß weite Kreise unsers Volkes den gegebenen Anregungen willig sich hingaben, daß die begeisterte Erinnerung an die große Vergangenheit des Protestantismus eine umfassende Würdigung der Verdienste Luthers um unser ganzes nationales Leben herbeiführte. Unter den vielen Errungenschaften des Lutherjahres ist diese nicht die geringste, daß damals der Thatbeweis geliefert worden ist, daß auch jetzt noch eine kirchliche Frage, in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt, als nationale empfunden wird: es setzt mithin einen Mangel an der Kirche und ihren Dienern voraus, wenn sie es nicht verstehen, ihre Aufgaben so zu behandeln, daß sie der Mehrheit der Bevölkerung als Lebensfragen der Nation erscheinen. Das Christentum ist nicht veraltet und unmodern, aber vielfach die Methode, welche es vermitteln soll. Die Wahrheiten des Christentums behalten ihre ewige Geltung und sind erhaben über den Wechsel der Zeiten; aber sie müssen den verschiednen Zeiten verschieden nahe gebracht werden. Gold nimmt im Laufe der Jahrhunderte viele Formen an, wird oft umgeprägt — soll das Evangelium nur in alter Prägung von wenig Liebhabern und Kennern geschätzt sein oder in gangbarer Münze seinen Weg nehmen, um sofort in seinem Werte erkannt und gesucht zu werden?

Die Geschichte, die große Lehrmeisterin, giebt aber nicht nur positive Unterweisungen, sondern auch negative. Aus der Erfahrung der Kirche entnehmen wir nicht nur die Erkenntnis, daß es gilt, das Christentum in das Treiben der Welt hineinzustellen als einen Faktor, der nicht ignorirt werden kann — wir können auch aus ihr lernen, daß diese Berührung nicht zur Vermischung werden darf, daß mangelnde Kenntnis der Grenzen des eigentümlich Christlichen durch Eifer für seine Heiligtümer nicht ersetzt werden kann, daß ein rauher Eingriff in zarte Verhältnisse dadurch nicht weniger zerstörend wirkt, wenn wirkliches Interesse die unverständige Hand leitete.

2. Der Triumphzug der Aufklärung

Die Zeit, welche der Gründung unsrer evangelischen Kirchen folgte, bietet keinen erfreulichen Anblick. Mit dem Aussterben der Männer, welche unter Einsetzung ihrer Existenz dem evangelischen Glauben rechtlichen Schutz errangen, und mit dem Wegfalle der äußern Bedrohung durch die politische Macht des Romanismus schien die Kraft der jungen Bewegung zu erlahmen. Das frische, religiöse Leben erkaltete; die kirchliche Lehre, wie sie in den Bekenntnisschriften niedergelegt war, erhielt mehr und

mehr eine Bedeutung, welche das Gotteswort in seiner maßgebenden Stellung stark beeinträchtigte. Man hat die Behandlung des evangelischen Glaubens im siebzehnten Jahrhundert eine scholastische genannt, und mit Recht. Denn das rein verstandesmäßige, formalistische Verfahren, welches in dogmatischen Untersuchungen geübt wurde, ließ den geschichtlichen Sinn ebenso vermissen, wie die Freiheit in Auffassung und Gestaltung der Materien, ohne welche eine fruchtbare Entwicklung des christlichen Glaubens nicht möglich ist. Umsonst machte ein Calixt den Versuch, durch Hinweis auf die Gestalt des Glaubens in den ersten fünf Jahrhunderten die dogmatische Schwerfälligkeit und Abgeschlossenheit seiner Zeit zu reformiren. Erfolgreicher war der Angriff des Pietismus. Sein energischer Protest gegen die Identifizirung des Christentums mit der Orthodoxie wirkte befreiend; seine Behauptung, daß das äußere rechtgläubige Bekenntnis durch die Beteiligung des Herzens verinnerlicht werden und der rechte Glaube in einem frommen, christlichen Lebenswandel sich auswirken müsse, stellte der Kirche neue Aufgaben; seine großartigen Schöpfungen auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit zeigten, wie dieser Beweis des Christentums zum Segen vieler in Wirklichkeit geführt werden könne. Mit welcher Schärfe nicht nur die Verkehrtheiten des Pietismus, sondern auch seine durchaus berechtigten Forderungen von der Kirche bekämpft wurden, ist bekannt.

Die behagliche Ruhe, welcher sich die lutherische Kirche um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hingab, fand einen jähen Abschluß durch die Aufklärung. In der Emanzipation von allem positiven Christentum waren England und Frankreich unserm Vaterlande vorangeeilt. Offenbarung Gottes, Erlösung durch Christus waren dort als Fiktionen längst außer Geltung gesetzt; man glaubte in satter Genügsamkeit, mit der Behauptung der Vorsehung Gottes, der Freiheit des Willens, der Unsterblichkeit der Seele auskommen zu können. In gelehrten Untersuchungen vertrat diesen Standpunkt der englische Deismus, mit geistvoller Frivolität der französische Naturalismus. Das deutsche Pendant nennen wir Rationalismus.

Der Gegensatz gegen das Christentum als Offenbarungsreligion hatte in Deutschland anfänglich nur sehr sporadisch Anklang gefunden. Seine ersten Anhänger (Knutzen, Edelmann) waren auch nicht geeignet, ihm Sympathien zu erwerben. Da erfolgte der große Umschwung im Zeitalter Friedrichs des Großen.

Daß überhaupt einmal eine umfassende Prüfung und Sichtung der kirchlichen Lehre in Angriff genommen wurde, kann mit einem gewissen Rechte als notwendige Folge des Prinzips der Reformation bezeichnet werden. Wurde nämlich mit dem Grundsatze Ernst gemacht, daß jeder gläubige Christ die Schrift wirklich verstehen kann, daß er auf Grund der Gewissensfreiheit in diesem Schriftverständnis völlig unbehindert ist, und zwar in dem Maße, daß er das Recht und demzufolge auch die Pflicht hat, seine Ueberzeugung, gegebenenfalls auch im Gegensatze zu der allgemein herrschenden Auffassung, geltend zu machen, so liegt es auf der Hand, daß man auf diesem Wege sehr leicht zu einer kritischen Betrachtung der gesamten Glaubenslehre gelangen konnte. Im Reformationszeitalter wurden nur die Lehrstücke revidirt, welche von dem Gegensatze gegen Rom berührt waren; in der nachfolgenden Zeit aber blieb eine Ausdehnung der Kritik auf die übrigen durch die oben angedeutete Entwicklung des Protestantismus ausgeschlossen. Wenn nun die Aufklärung fast alles eigentümlich Christliche in Frage stellte, so war dies an sich noch kein Verhängnis, welches über Deutschland kam, sondern eine Feuerprobe, in welcher sich der Glaube zu bewähren hatte. Der Ausgang dieser Entwicklung hat ja auch gezeigt, daß die Wahrheiten des Christentums die zeitweilige Verkennung siegreich überstanden haben.

Zunächst freilich fand die Invasion der Aufklärung wenig Widerstand; rasch unterwarf sie sich die verschiednen Zweige der Theologie. Wenn ein Ernesti als obersten Kanon der Auslegung der neutestamentlichen Schriften hinstellte, nach Analogie jeder andern litterar-historischen Untersuchung zu verfahren, so war diese Methode an sich schwer anfechtbar. Aber sein ausdrücklicher Verzicht auf eine Uebereinstimmung mit dem Geiste der auszulegenden Schriften mußte sie diskreditiren. Der Göttinger Michaelis, welcher offen bekannte, das Zeugnis des heiligen Geistes niemals verspürt zu haben, richtete unter gleichen Voraussetzungen seine Kritik auf das Alte Testament. Der eigentliche Vorkämpfer des Rationalismus aber wurde Semler. Seine umfassende Gelehrsamkeit ermöglichte ihm bedeutsame Untersuchungen über das Neue Testament, dessen „judenzende“ Elemente er als nur zeitgeschichtlich bedeutsam von dem religiös Wertvollen abschied. Sein Scharfsinn stellte sich die Aufgabe, die Kirchenlehre als Produkt rein menschlicher Faktoren nachzuweisen. Ergänzend wollte der Dogmatiker Töllner zeigen, „daß Gott den Menschen bereits durch die Offenbarung der Natur zur Seligkeit führt.“ Nimmt man hinzu, daß gleichzeitig die Pädagogik in Basedow einen Reformator fand, welcher die Rousseauschen Ideale auf deutsche Verhältnisse zu übertragen suchte, daß die Aufklärung in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ Nicolais einen Sprechsaal sich schuf, welcher geschickt ihren Zwecken diente, so ist es in der That nicht zu verwundern, daß die Lust am Negiren weiter und weiter um sich griff und unter dem Schutze der Freiheit theologischer Diskussion in Wort und Schrift, welche Friedrich der Große gestattete, die übermütige Vernunft ihrer eignen Grenzen oft vergaß.

Es dauerte nicht lange, so wurde auf allen Universitäten eine Theologie gelehrt, welche kaum noch eine christliche zu nennen war. Unter diesen Einflüssen wuchs eine Generation von Geistlichen heran, welche nach dem Triebe der Jugend die Meister noch zu überbieten suchte. Man hielt sich wohl von der polternden Polemik der alten Orthodoxie fern, aber predigte dafür die Glückseligkeitsmoral; man vermied jetzt, hohe spekulative Probleme auf der Kanzel zu erörtern, aber verlor sich dafür in die Alltäglichkeiten des profanen Lebens. Das Privileg der Freiheit wurde hochgepriesen, so lange als der sogenannte allgemeine Menschenverstand um seine Anerkennung rang; es wich einem rationalistischen Dogmatismus, als der allgemeine Menschenverstand zur Herrschaft gelangt war.

Aus dieser kleinen Skizze dürfte klar geworden sein, daß der Rationalismus nicht durch Zufälligkeiten, etwa das Auftreten einzelner Persönlichkeiten, hervorgerufen worden, sondern als Produkt einer langen Entwicklung zu würdigen ist, welches im Zusammenhange mit verwandten Erscheinungen auf fremdem Boden zur Reife gelangte. Zugleich ist es verständlich, daß gegenüber der immer weiter um sich greifenden Verflüchtigung positiver Christlichkeit der Wunsch entstand, dem auf das Evangelium gegründeten Glauben das verlorne Terrain zurückzuerobern und die offiziellen Grundlagen der evangelischen Kirche wieder zu Ehren und Anerkennung zu bringen.

Daß nun aber diese Reaktion gerade in Preußen und zwar von höchster Stelle aus versucht worden ist, daß ein König sich der Täuschung hingeben konnte, durch eine Kabinetsordre einer Geistesbewegung Halt gebieten zu können, welche die öffentliche Meinung eines von den höchsten Interessen bewegten Zeitalters hinter sich hatte, darin ist das eigentümliche Interesse begründet, welches von jeher das Religionsedikt vom 9. Juli 1788 genossen hat, das nach seinem geistigen Urheber das Wöllnersche genannt zu werden pflegt.

3. Der theologische Vater des Religionsedikts

Wöllner, ursprünglich Theologe, hatte nach seiner Verheiratung mit einer adligen Dame der Landwirtschaft sich zugewendet. Das Gesuch um Erhebung in den Adelstand wies Friedrich der Große mit den Worten zurück: „Das geht nicht an; der Wöllner ist ein betrügerischer Pfaffe, weiter nichts.“ Die Verbindung mit dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, führte ihn nach Berlin. Hier stand er anfänglich unter dem Zauber der Freimaurerei, war auch Mitarbeiter Nicolais, bis dann die mystisch-theosophischen Geheimnisse der Rosenkreuzer in ihm einen begeisterten Adepten fanden. Etwa 1780 wurde Wöllner durch Bischofswerder mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigem König Friedrich Wilhelm II., bekannt. Bereits 1787 gelang es, den Prinzen zum Eintritt in den Rosenkreuzerorden zu bewegen. In welchem Grade Wöllner dem Thronfolger sich angenehm, ja unentbehrlich zu machen wußte, zeigt

die seit 1784 bestehende Einrichtung, daß Wöllner ihm regelmäßig Vorträge über die Staatsverwaltung hielt, welche dann, zu Denkschriften ausgearbeitet, dem weitern Studium des Prinzen fortdauernd zugänglich waren. Eine derselben, die Abhandlung von der Religion, war gewissermaßen das Programm der ganzen spätern Wöllnerschen Kirchenpolitik: sie sucht den Krieg gegen die Aufklärer als notwendig nachzuweisen.

Als der große Friedrich aus dem Leben schied, trat Ormesus Magnus, wie Friedrich Wilhelm II. als Rosenkreuzer sich nannte, die Regierung an. Daß dieser Monarch trotz der sorgfältigsten Erziehung diejenige sittliche Festigkeit entbehrte, welche der Leiter eines aufstrebenden Reiches vor allem bedurfte, hat auf seine ganze Wirksamkeit lähmend gewirkt. Für uns kommt diese Seite seines Wesens nur insofern in Betracht, als sie die Hingabe an die mystisch-theosophischen Logen und aufklärungsfeindlichen Geheimbünde erklärte, welche die gesuchten Gewissensbetäubungen zu bieten versprachen. Wöllner wurde bald von seinem hohen Protektor geadelt und nach Verdrängung des Ministers Zedlitz am 3. Juli 1788 mit der Leitung des geistlichen Departements betraut.

Unter dem Datum des 9. Juli 1788 erschien nun das berüchtigte königliche „Edikt, die Religionsverfassung in den preußischen Staaten betreffend," kontrasignirt von den Ministern der Justiz und des geistlichen Departements von Carmer, von Dörnberg und von Wöllner. In der nächsten Nummer wollen wir uns eingehender damit beschäftigen. C M

Ein Nachwort zur Huttenfeier

Vom Rhein

Der Name und das Gedächtnis Ulrichs von Hutten sind in den letzten Wochen dem deutschen Volke wiederholt erweckt worden. Als am 21. April vierhundert Jahre seit der Geburt des ritterlichen Humanisten vergangen waren, der wie kein andrer mit glühender Begeisterung das Morgenrot einer neuen Zeit begrüßte und im Kampfe für die geistige und nationale Freiheit des Vaterlandes mit kühnem Wollen und Wagen im Vordertreffen stand, da haben die Tagesblätter durch mehr oder minder geschickte Darstellungen seines Lebens und Wirkens das Andenken des sieglos Gefallenen gefeiert; in Bremen und Leipzig ist in dramatischen Darstellungen sein Bild dem Volke lebendig gemacht worden; und nun hat am Pfingstdienstage auf der Ebernburg die Grundsteinlegung des Denkmals stattgefunden, das hier, wo sie zu Lebzeiten treu verbunden für des deutschen Landes Befreiung und Wohlfahrt sorgten und sannen, hofften und planten, den Helden der Feder zusammen mit dem letzten Schwertritter Franz von Sickingen den nachlebenden Geschlechtern im Erzbilde vor Augen stellen soll. Bei der glanzvollen und erhebenden Feier hat der Festredner, Dr. von Gneist, in geistvoller Weise den Lebenslauf Huttens vor der von nah und fern herbeigeströmten Festversammlung besprochen.

Nach alledem noch einmal Huttens Wanderfahrten und Waffengänge zu schildern, wäre ein überflüssiges Beginnen. Aber eine in den meisten neuern Veröffentlichungen über Hutten und auch bei der Denkmalsfeier auf der Ebernburg zu tage getretene Erscheinung fordert nachträglich noch ein entschiedenes Wort der Abwehr: wir meinen die geflissentliche Zurückstellung der Beziehungen Huttens zur Reformation, das Verwischen und Bemänteln seines antirömischen Standpunktes. Es ist ganz bezeichnend für den Zug unsrer Zeit: während in den zeitgenössischen Flugschriften Luther und Hutten immer neben einander genannt werden als die, „durch welche Christus redt" und die sagen, „der Papst sei nicht Haupt der Kirche"; während Luther es dankbar bezeugt, daß „Hutten und viele andre tapfer für ihn schreiben"; während Hutten sich nicht scheut, auf dem Titelblatte seiner verdeutschten Gespräche sich im Standbilde neben Luther stellen zu lassen, links den Reformator in der Mönchskuttte, rechts den Ritter im Harnisch, gehört es zu den eigentümlichen Gepflogenheiten unsrer Tage, das Band zwischen beiden Männern möglichst zu lockern und ihre Zusammengehörigkeit, so weit nur angängig, zu leugnen. Und sonderbar! das kommt bei den einen wie eine Ehrenrettung Luthers heraus; den andern dient es zum größern Lobe Huttens. Daß aber solche Darstellung der Wirklichkeit gründlich widerspricht, daß die Beziehungen beider Männer zu einander nicht dem einen und nicht dem andern zur Unehre gereichen, das kann unsers Bedünkens gegenüber ultramontaner Geschichtsfälschung und evangelischer Leisetreterei nicht entschieden genug betont werden.

Seitdem der Gedanke eines zu errichtenden Hutten-Sickingen-Denkmals ins deutsche Volk getragen ward, ist die ultramontane Presse nicht müßig geblieben, durch die bekannten Mittel der Entstellung und Verdrehung beide Ritter in den Augen der Menge verächtlich zu machen. „Wüstling," „revolutionärer Pamphletist," „gemeiner Strauchritter" sind Ehrentitel, die dabei für Hutten abfielen, und nachdem der fahrende Mann gründlich schlecht gemacht worden, ward in höhnischer Weise von der „guten Kameradschaft zwischen Luther und diesem Hutten" geredet; ja mit der ihm eignen Unverfrorenheit erklärt der Meister katholischer Geschichtsschreibung schlankweg:

> Der Anschluß Luthers an die Revolutionspartei war eine vollendete Thatsache.

Durch solches Gerede ist auch vielen ängstlichen Evangelischen Hutten ein unbequemer Mann geworden, dessen Beziehungen zu Luther man am liebsten als unerwiderte Liebesmühe hinstellen, den man höchstens als einen gefährlichen Freund gelten lassen möchte, von dem befreit zu werden, ein Glück für den Reformator und die Rettung der Reformation war. Diese Anschauung verschließt sich den offenbaren Thatsachen. Wohl hat Hutten wie die übrigen Humanisten anfangs dem Auftreten Luthers kühl gegenübergestanden, um doch später nach der Leipziger Disputation und zumal in den Tagen des Wormser Reichstages mit der ihm eignen Begeisterung dem Wittenberger Mönche Heerfolge zu leisten. Und auch Luther, wiewohl er von Anfang an der Leidenschaftlichkeit des fränkischen Ritters mit einer gewissen kühlen Vorsicht begegnet, hat doch in den Frühlingstagen seines reformatorischen Wirkens sich dieser Bundesgenossenschaft von Herzen gefreut und aus ihr, wie neuerdings mit zwingenden Gründen nachgewiesen worden,*) nicht zu unterschätzende Anregung empfangen. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Art, wie Luther im Vorworte zum Kommentar über den Galaterbrief auf den Augsburger Reichstag zu sprechen kommt, einem direkten Einfluß Huttens zugeschrieben werden kann: daß die von Hutten veröffentlichte und bevorwortete Schrift des Laurentius Valla über die angebliche große Schenkung des Kaisers Konstantin an den Papst auf Luther den nachhaltigsten Eindruck machte, steht außer Frage. War ihm, dem treuen Sohne der Kirche, zwar schon im Herzen die schmerzliche Ahnung aufgestiegen, daß der Papst selbst vielleicht der Antichrist sein könnte, es war doch eben nur eine Ahnung, und nur dem bewährtesten Freunde hatte er gewagt, sie ins Ohr zu flüstern. Nun aber, da ihn die erwähnte Schrift einen Blick thun läßt in „die Finsternisse und Nichtswürdigkeiten der Römlinge," die „so viele Jahrhunderte schmutzige und unverschämte Lügen zu Artikeln des Glaubens" gemacht, da wird ihm die Ahnung zur Gewißheit, daß „der Papst recht eigentlich jener Antichrist sei, den die Welt erwartet: so sehr stimmt hierzu sein ganzes Leben, Thun, Reden und Beschließen." Und wenn er nun mit tief erschütterter Seele von diesem Papsttum sich löst und um der Wahrheit willen zu unerbittlichem Kampfe gegen dasselbe vorgeht, sehen wir alsbald dasselbe Feuer in ihm aufflammen, das durch die Vorrede Huttens zu jener Schrift des Valla hindurchflutet. Und noch bedeutsamer äußert sich der Einfluß des Humanisten auf den Reformator. Es war im Jahre 1520, als Luther sich „an den christlichen Adel deutscher Nation" mit der Schrift „von des christlichen Standes Besserung" wandte. Schonungslos deckte er hier die Mißwirtschaft der römischen Kurie auf, und während er bis dahin lediglich religiösen und theologischen Fragen Ausdruck verliehen hatte, wurde hier zum ersten male der Schmerz des deutschen Patrioten über die herrschenden Notstände laut: wie aber

*) Vgl. Werckshagen, Luther und Hutten. Wittenberg, Herrosé, 1888. [Wir behalten uns unser Urteil über diese Schrift und eine nähere Besprechung noch vor. D H]

der Reformator nach Mitteln und Wegen zur Besserung ausschaute, da wurde abermals Hutten, der Humanist, sein Wegführer. Der hatte ihm kurz zuvor seinen „Vadiskus“ übersandt, eine Schrift, in der die Klagen des deutschen Volkes über die römische Tyrannei zum stärksten Ausdrucke kommen; und wie dort Hutten, so erwartet nun auch hier Luther die Heilung der beklagten Schäden nicht vom Papste und nicht von einem allgemeinen Konzil, sondern von dem jungen Kaiser Karl, von der einmütigen Erhebung der deutschen Nation. Es war der Einfluß Huttens auf Luther, der dem letztern die Augen öffnete über die Notstände im Vaterlande, also daß die Klagen, Wünsche und Hoffnungen der Nation nun auch in ihm ihren Vertreter fanden und fortan die religiöse Wiedergeburt mit der Erneuerung des politischen und sozialen Lebens untrennbar verbunden schien. Und wenn gerade in jenen Tagen Luther auf der Höhe seiner Volkstümlichkeit und im Glanzpunkte seines Wirkens stand, als er unter dem Einflusse Huttens die Beschwerden deutscher Nation gegen Papsttum und Kirchenregiment mit der Forderung einer kirchlichen Reform verband, so haben wir nicht den mindesten Grund, die „Kameradschaft zwischen Luther und Hutten“ als einen Makel für den erstern anzusehen. Und dies umso weniger, als Luther bei aller berechtigten Anerkennung Huttens vom Sturme und Drange des leidenschaftlichen Ritters sich keinen Augenblick fortreißen ließ, den gewaltthätigen Plänen desselben allezeit den entschiedensten Widerspruch entgegensetzte, und allen denen gegenüber, die „mit Gewalt und Blutvergießen um das Evangelium stritten,“ unentwegt daran festhielt, daß wie „durchs Wort die Welt überwunden sei,“ so auch „durchs Wort nur die Kirche verneuert und aufgerichtet und der Antichrist zertreten werden könne.“

Bedarf aber so der Reformator keiner Rechtfertigung, wenn er sich in der richtigen Beurteilung der herrschenden Notstände und in der Erkenntnis der Mittel und Wege zu ihrer Abhilfe eine Zeit lang mit dem für die Freiheit des Vaterlandes begeisterten Humanisten zusammengefunden, so ist erst recht nicht einzusehen, warum man meint, dem Ehrengedächtnis Ulrichs von Hutten dadurch einen Dienst zu erweisen, daß man dessen freimütige, opferbereite und ausdauernde Parteinahme für die Reformation und den Reformator so viel als irgend möglich mit Stillschweigen übergeht. Aber freilich, wir leben in einer Zeit, wo in den Augen vieler die offene Zustimmung zur That der Reformation als ein frevelhaftes Wiederanfachen alten Glaubenshasses angesehen wird und es in weiten Kreisen für national gilt, die Helden und Anhänger der Reformation ohne Widerrede von den Gegnern in den Staub ziehen zu lassen, jedes protestantische Bekenntnis aber als eine Beleidigung der Gefühle Andersgläubiger in des Busens Grab zu verschließen. In der über die Maßen gehässigen Art, womit die ultramontane Presse neuerdings über Hutten herfiel und diejenigen, die dem Manne ein Denkmal planten, zur Beobachtung in ein Irrenhaus verwies, kam es zum unverkennbaren Ausdruck, einen wie unliebsamen Bannerträger gegen den Ultramontismus man in dem in seinen Schriften fortlebenden Publizisten eines längst vergangenen Jahrhunderts sah; dem gegenüber fanden die liberalen Tagesblätter nicht einmal den Mut, den Standpunkt des vielgeschmähten Mannes in ihren Artikeln zu seiner Säkularfeier klar und unumwunden ins Licht zu setzen. Und die Kaplanspresse kannte ihre Leute; eines der angesehensten Zentrumsblätter in den Rheinlanden schrieb einige Tage vor der Grundsteinlegung auf der Ebernburg: Man werde es nicht wagen, Hutten als „Helden des Protestantismus“ zu feiern, man werde der Feier wohl ein nationales Mäntelchen umzuhängen versuchen. Das Blatt ist mit seiner Prophezeiung leider nicht völlig zu Schanden geworden. Der Festredner freilich pries an der Hand der Geschichte die beiden ritterlichen Freunde, Hutten und Sickingen, als „Helden der Reformation“ und zeigte den erstern in engem Bunde mit Luther „als einen tiefüberzeugten Kämpfer für die evangelische Wahrheit.“ Er scheint jedoch damit nicht die allgemein herrschende Auffassung wiedergegeben zu haben. Im Verlaufe der Feier wurden durchgehends andre Töne laut:

Man hat die beiden Helden — so hieß es — zu religiösen Eiferern und Reformatoren machen wollen; wir betrachten sie nicht als solche, wir betrachten sie vielmehr in rein nationalem Lichte.

Und die über das Fest berichtende Presse sekundirte:

Hutten und Sickingen, sie sind nationale Heldengestalten für uns, nicht konfessionelle.

Als ob der Männer nationales Streben und Kämpfen etwas anderm gegolten hätte als der Befreiung des deutschen Volkes von der Bevormundung Roms auf allen Gebieten, nicht zum mindesten auf dem der Religion. Als ob nicht gerade dort auf der Ebernburg im Winter 1520 auf 1521 Hutten den Freund mit Luthers Schriften bekannt gemacht, für die Verteidigung des reinen Evangeliums gewonnen und zur ersten Einführung des evangelischen Gottesdienstes mit dem Abendmahl unter beiderlei Gestalt veranlaßt hätte! Als ob nicht von dieser Zufluchtsstätte aller um des Glaubens willen Verfolgten, von dieser „Herberge der Gerechtigkeit“ aus die schärfsten Pfeile hinüber geflogen wären ins römische Lager! Oder sind die Zeiten etwa darnach angethan, den konfessionellen Standpunkt ganz außer Acht und die alten Kämpfe ruhen zu lassen? Ist denn wirklich schon jene Befreiung von der Bevormundung Roms auf religiösem, politischem und sozialem Gebiete endgiltig erreicht, die Hutten erstrebte? Nähert sich denn in der That die römische Kirche, wie Herr von Gneist behauptete, einem modus vivendi mit andern Bekenntnissen? Oder baut nicht im Gegenteil der Jesuitismus Tag für Tag an einer neuen Scheidewand zwischen den christlichen Konfessionen im deutschen Vaterlande? Uebt nicht das Papsttum, nach wie vor jedem geistigen Fortschritte wie jedem nationalen Gedeihen feind, immer noch auf unsre vaterländische Geschichte seinen verderblichen Einfluß aus? Und giebt es keine Epigonen jener Dunkelmänner von Köln mehr, die einer freieren Geistesbildung gleich fern und feind sind?

Wahrlich, nicht zum Ausruhen auf vermeintlichen Lorbeeren, sondern zu mannhaftem Eintreten für die Güter des Glaubens und der Freiheit mit den Waffen des Geistes fordert Huttens Gedächtnis uns auf. Die den Mann feiern und ihm ein Standbild errichten wollen, die müssen von seinem Farbe bekennenden und mannesmutigen „Ich habs gewagt!“ wenigstens einen Hauch in sich verspüren. Und das ihm zu Füßen der siegthronenden Germania am nahen Rhein zu errichtende Denkmal will und soll mehr sein als ein Denk- und Dankzeichen; es soll und muß zu einer dauernden Mahnung werden für die spätlebenden Geschlechter, daß im neuen deutschen Reiche, solls anders wohl bestehen, nur der freie protestantische Geist die Herrschaft führen darf, in dem Hutten mit Luther sich zusammenfand. H-H

Das System der einseitigen Rücksichten

Die Behinderung des Trümpelmannschen Lutherschauspiels durch die Berliner Zensur hat einen Schaden vor aller Augen bloßgelegt, den bis dahin nur verhältnismäßig kleine Kreise kannten und in seiner ganzen Tragweite empfanden. Wir meinen die in Preußen der konfessionellen Lage gegenüber herrschende Praxis der einseitigen Rücksichten.

Die im Auftrage des Evangelischen Bundes herausgegebene Kirchliche Korrespondenz, welche schon mehrfach auf diese mit dem Grundsatze der Parität wenig zusammenstimmende Praxis hingewiesen hat, veröffentlicht neuerdings eine Zusammenstellung von Thatsachen, die in der That geeignet sind, auch den „tolerantesten“ Protestanten aus seinem Schlummer aufzuwecken:

Bei den Verhandlungen gegen Pastor Thümmel vor der Strafkammer zu Elberfeld vom 6. bis 15. Juni 1887 sagte Staatsanwalt Pinoff unter anderm: „Wir würden, wenn der Muhamedanismus eine anerkannte Religionsgesellschaft in unserm Staatsleben bildete, ... verpflichtet sein, das Gebot, die Einrichtung des Muhamedanismus, die Vielweiberei, zu schützen. Wir würden von Staatswegen nicht dulden können, daß eine andre Religionsgesellschaft diese Einrichtung verletzte und beschimpfte.“

Bei den Verhandlungen gegen den Lehrer Fenner vor der Strafkammer zu Marburg wegen Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft erklärte am 25. April d. J. der Staatsanwalt Bertram: was im Talmud stände (z. B. auch wenn der Satz darin stände, daß die Juden die Christen betrügen dürften), sei als ein Glaubenssatz

einer vom Staat anerkannten Religionsgesellschaft anzusehen und stehe unter dem Schutze des § 166.

Bei einer im Februar d. J. vor der Strafkammer zu Köln stattgehabten Verhandlung wurde der Rechtsgrundsatz ausgesprochen, die Exkommunikation stehe als eine Einrichtung der römisch-katholischen Kirche unter dem Schutze des § 166 des Strafgesetzbuchs.

In Berlin zitirte ein Redner in einer Sonntagsversammlung der freireligiösen Gemeinde aus einer katholischen Predigt eine Darstellung der Hölle, bei der die Zuhörer mehrfach lachten. Der überwachende Polizeibeamte erklärte die Versammlung für aufgelöst wegen Schmähung von Einrichtungen der katholischen Kirche.

Als kürzlich die Berliner Polizei-Zensur das Trümpelmannsche Lutherfestspiel purgirte, fielen selbst Ausdrücke, wie „papistisch" und der Name Bebels, des bekannten Tübinger Humanisten der Reformationszeit, der Zensur zum Opfer.

Bei den Verhandlungen gegen Pastor Thümmel vor der Strafkammer zu Kassel vom 4. bis 6. Januar 1888 aber sagte der Staatsanwalt von Ditfurth: „Wenn Dr. Martin Luther heute lebte und er alles dasjenige sagte, was vor dreihundert Jahren gesagt worden ist, so würde er ganz gewiß ebenfalls unter § 166 des Strafgesetzbuchs gezogen werden. ... Die Bekenntnisschriften enthalten ebenfalls den Wortlaut einer Zeit, die über dreihundert Jahre hinter uns liegt, und darauf ist meiner Ansicht nach ganz genau dasselbe anzuwenden."

Man müßte also den Koran, den Talmud, das kanonische Recht respektiren, die evangelischen Bekenntnisschriften aber sind „nicht mehr zeitgemäß."

Wo geraten wir hin im Neuen Reich!

Hierzu bemerkt die Kreuzzeitung:

Wir sind bekanntlich keine Anhänger des Evangelischen Bundes, weil wir in der ausschließlichen Betonung der Negation [?] „gegen Rom" nur eine Veräußerlichung und nicht die so notwendige Vertiefung des evangelischen Glaubens und Bewußtseins zu erkennen vermögen; angesichts der vorstehend aufgeführten Thatsachen aber rufen wir mit dem genannten Blatte aus: „Wo geraten wir hin im neuen Reich!" So sehr wir jeder Religionsgesellschaft den vollen staatlichen Schutz gewahrt wissen wollen, ebenso entschieden protestiren wir gegen die „einseitige Rücksichtnahme" und Beeinträchtigung des evangelischen Bekenntnisses, wie sie in obiger eigenartiger Zusammenstellung zu Tage tritt.

Wir schließen uns den Protesten der Kreuzzeitung und der Kirchlichen Korrespondenz von Herzen an und wünschen nichts mehr, als daß man sich in Preußen lieber heut als morgen entschließen möge, mit dem System der „einseitigen Rücksichten" zu brechen. Schon schüttelt der württembergische und der sächsische Bauer den Kopf über den allzu papstfreundlichen Wind, der in Preußen weht, und wenn auch das deutsche Reich unter Preußens Führung in dem Herzen des protestantischen Volkes fest genug wurzelt, um durch gewisse Unbilligkeiten der preußischen Kirchenpolitik nicht gefährdet zu werden, so können doch die Klagen unsrer evangelischen Brüder in Preußen nur dazu dienen, unverächtliche Sympathien bedeutend abzukühlen. Vor einem Nopopery-Sturme sind die Regierungen in Deutschland so ziemlich sicher; aber es gilt doch auch hier das Wort von den Imponderabilien!

In seiner Thronrede hat König Wilhelm II. die Verheißung gegeben:

Dem Vorbilde Meiner erhabenen Ahnherren folgend, werde Ich es jederzeit als eine Pflicht erachten, allen religiösen Bekenntnissen in Meinem Lande bei der freien Ausübung ihres Glaubens Meinen Königlichen Schutz angedeihen zu lassen —:

zu ihrer Erfüllung gehört auch dies, daß der mit dem Papste bestehende modus vivendi für die evangelische Konfession in Preußen keinerlei Benachteiligung in ihrem Bestande und in ihren Rechten mit sich führe. Wir hegen das Vertrauen zu dem Fürsten, daß die Praxis der einseitigen Rücksichtnahme unter seinem Szepter ein Ende haben wird.*) R

Gustav-Adolf-Verein und Diaspora

(Kaiser Friedrichs Erlaß) Wir erfüllen eine Pflicht der Pietät, indem wir den schönen Erlaß an dieser Stelle noch zum Abdruck bringen, mit dem Kaiser Friedrich das Protektorat über den Gustav-Adolf-Verein übernommen hatte:

Ich bin seit Jahren mit hohem Interesse der regen Thätigkeit gefolgt, welche der Gustav-Adolf-Verein in der Fürsorge für die bedrängten Glaubensgenossen der evangelischen Kirche unausgesetzt entfaltet, und freue Mich des reichen Segens, welchen diese Gott wohlgefällige Arbeit in dem christlichen religiösen Leben der deutschen Nation gewirkt hat. Wenn der Gustav-Adolf-Verein auch ferner, wie Ich es wünsche, seine Aufgabe darin erkennt, die Ausbreitung des Evangeliums auf dem Grunde des Wortes Gottes zu fördern, als ein einigendes Band, wie es des in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm IV. Majestät hoffend aussprach, die verschiedenen Richtungen der deutsch-evangelischen Kirche zu umschließen, wenn der Verein nicht nachläßt, durch Werke der Liebe und Barmherzigkeit christlichen Sinn zu heben und in der kirchlichen Gleichgiltigkeit Wandel zu schaffen, so wird solchen ernsten Bestrebungen Gottes Segen nicht fehlen. In dieser Ueberzeugung betrachte Ich die Teilnahme, welche Meine Vorgänger in der Krone Preußens dem Gustav-Adolf-Verein von Anbeginn an zugewendet haben, als ein heiliges Vermächtnis und nehme daher auf die hier beifolgende Eingabe des Vorstandes des brandenburgischen Hauptvereins der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung vom 14. d. M., gleich Meinen Vorfahren, das Protektorat über den Verein innerhalb der preußischen Monarchie hiermit an. Ich beauftrage Sie, den Vorstand hiervon in Kenntnis zu setzen.

Charlottenburg, den 12. Mai 1888 Friedrich

An den Minister der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten.

(Das diesjährige große Liebeswerk in Halle) Der Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, welche am 4., 5. und 6. September d. J. zu Halle a. S. stattfinden soll, sind zur Wahl für das gemeinsame Unterstützungswerk gestellt die evangelischen Diasporagemeinden Schwetz in Westpreußen, Stadlo in Galizien und Straubing in Baiern.

Ueber Schwetz und seine schreiende Not sind unsre Leser bereits unterrichtet (vgl. Nr. 21, S. 199). Was Stadlo in Galizien angeht, zur Parochie Alt-Sandez gehörig, so zählt diese Gemeinde 1000 Seelen Augsburgischer Konfession, mit 66 schulpflichtigen Kindern. Der Ort ist am 14. Februar 1887 durch eine furchtbare Feuersbrunst heimgesucht worden, welcher die Schule zum Opfer fiel, in der Weise, daß die Wirtschaftsgebäude bis auf den Grund niederbrannten, während über dem Lehrzimmer und der Lehrerwohnung halbverkohlte Sparren zurückblieben — gleich Wegweisern für die Liebesboten des Gustav-Adolf-Vereins. Aber auch das Bethaus und endlich das Pfarrhaus muß neugebaut werden, und dazu sind für den Schulbau erst 1520 Gulden, für den Bethausbau 2519 Gulden vorhanden. Der Pfarrdotationsfonds beträgt erst 115 Gulden, der Schuldotationsfonds 87 Gulden. Ohne die kräftigste Hilfe ist — wie der Zentralvorstand in seinen Auszügen aus den Unterstützungsgesuchen anerkennt — die Gemeinde bei aller Anstrengung nicht in der Lage, diese Aufgaben durchzuführen. Im letzten Jahre hat die Gemeinde 2341,20 M., überhaupt bisher vom Gustav-Adolf-Verein 7514,30 M. empfangen. — Um die ganze Mißlichkeit der Lage zu überschauen, muß man einigermaßen mit den Diasporaverhältnissen Galiziens vertraut sein, auf die wir unten weiter zu reden kommen.

Die evangelische Gemeinde zu Straubing in Baiern (diesseits des Rheins), Filial von Regensburg, zählt zur Zeit ebenfalls tausend Seelen und erstrebt eine selbständige Pfarrei, für welche das Pfarrhaus schon erbaut ist. (Im Oktober 1860 zählte die zugehörige Diaspora auf 48 Quadratmeilen 345 Seelen). Seit 1846 fand öfter Gottesdienst im Hause eines Kaufmanns aus Regensburg statt. 1851 wurde eine alte Kapelle eingeräumt, welche am 8. Mai 1853 eingeweiht und an welcher im folgenden Jahre ein Vikar bestellt wurde. Gemischte Ehen sind 47, worunter 24 mit evangelischer Kindererziehung. Für die Kirche, welcher von Nürnberg schon Altar- und Kanzelbekleidung gespendet wurden, stehen etwa 5000 M. zur Verfügung: es bedarf aber 70 000 M.. und müssen daher hier die Gustav-Adolf-Vereine kräftig eintreten, Im letzten Jahre haben dieselben 1580 M., überhaupt aber dieser Gemeinde bisher 41 673,46 M. geschenkt. H

(Die Evangelischen in Galizien und der Bukowina) Die Diaspora Galiziens und der Bukowina ist „der Lazarus des Gustav-Adolf-Vereins" genannt worden. Auf der großen Gustav-Adolf-Versammlung zu Lübeck 1883 entwarf der mittlerweile verstorbene Superintendent Hönel aus Biala ein umfassendes Bild derselben, das wesentlich auch in das Heft 35 der Sammlung „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins" (Verlag von H. Klein, Barmen; 10 Pf.) übergegangen ist. Nur die Grundstriche davon wollen wir hier wiedergeben. In den genannten beiden Kronländern des österreichischen Kaiserstaates, die auf 1616 Quadratmeilen etwas über sechs Millionen Einwohner haben, wohnen, weithin zerstreut, Evangelische, Kolonisten deutschen Ursprungs, welche unter der Regierung Josefs II., also etwa vor hundert Jahren, auf des toleranten Kaisers Ruf aus Baden, Württemberg, Nassau und dem Elsaß eingewandert sind: sie sollten westeuropäische Kultur in diese nordöstlichen Marken des Reiches bringen. Sie zählen ungefähr 53000 Seelen, der größern Anzahl nach lutherisch, der kleinern reformirt. Alle ihre Gemeinden sind zu der Lemberger Superintendentur vereinigt, siebenundzwanzig Pfarrbezirke, sodaß ungefähr auf sechzig Quadratmeilen eine Parochie kommt und die Pfarrer den größten Teil des Jahres auf Reisen zubringen müssen, woraus die Mühsal dieser Seelsorge ersichtlich wird. Die meisten Gemeinden befinden sich in großer Notlage, die Pfarrer nicht minder. Von den durch jene Einwanderung entstandenen Landgemeinden unterscheiden sich die Stadtgemeinden, von denen einige, wie Biala, Krakau, Lemberg, den dürftigen Ueberrest

*) Wer den Prozeß Thümmel vor dem Landgericht Elberfeld kennt, wird mit Genugthuung hören, daß gegen den Vorsitzenden des katholischen Kirchenvorstandes in Remscheid, Johann Teitscheid, endlich das Hauptverfahren wegen fahrlässigen Meineids eröffnet worden ist. Bedurfte es denn aber dazu wirklich einer Petition von 3529 Remscheider Bürgern an den Justizminister?

eines auch in diesem Lande einst blühenden evangelischen Lebens darstellen, das übrigens den hundertjährigen Verfolgungen der noch immer in Galizien den Boden unterwühlenden Jesuiten zum Opfer gefallen ist. Schulen, beziehungsweise Schulgemeinden, befinden sich in jenen siebenundzwanzig Pfarrbezirken (nach dem vom k. k. evangelischen Oberkirchenrat herausgegebenen Schematismus) 98 mit 102 Lehrern (aber weit mehr Lehrerstellen), deren Erhaltung eine schwere Sorge ist. Die verhältnismäßig große Zahl der Schulen findet ihre Erklärung darin, daß, da der Pfarrer nur selten in jede Kolonie kommen kann, man nun umsomehr Wert auf einen Lehrer legt, der wie ein Pfarrgehilfe die Aufgabe hat, auch das religiöse Leben, überhaupt aber das deutsche evangelische Wesen zu stärken und zu fördern. Die armen Gemeinden bringen für ihre Schulen ganz ungemein große Opfer, umso empfindlicher, als sie auch Beiträge für die allgemeinen (wesentlich katholischen) Schulen zahlen müssen, welche von evangelischen Kindern doch nur ausnahmsweise besucht werden. Aus diesen trüben Verhältnissen geht auch die böse Folge hervor, daß eine so große Zahl von Lehrerstellen unbesetzt ist. In allen diesen evangelischen Schulen ist Deutsch die Unterrichtssprache, ebenso wie aller Gottesdienst in den Kolonien in deutscher Sprache abgehalten wird. Jede von Deutschen erbaute Ortschaft in beiden Kronländern ist auf den ersten Blick als solche zu erkennen. Die weite Entfernung der Kolonien bedingt auch bei den kleinen Kirche oder mindestens Schule, die dann auch als Erbauungslokal dienen muß; aber trotz allen Anstrengungen sind drei Fünftel der Schulgemeinden und die Hälfte der Kirchgemeinden nicht in der Lage, die Kosten aufzubringen. Bei jener ersten nun hundertjährigen Ansiedlung hat man das dringend erforderliche in Notbauten erstellt, die bei kräftigeren Gemeinden mit der Zeit durch entsprechendere Gebäude ersetzt worden sind, bei den minderbegüterten aber nun allgemach zusammenbrechen und daher dringend Erneuerung heischen. Mehr als fünfzig derselben sind beim Gustav-Adolf-Verein um Hilfe eingekommen: dank der letztern sind viele alte Jammerstätten geschwunden. Aber unendlich viel bleibt hier noch zu thun. „Sollten — so hieß es 1887 in Wien bei der fünfundzwanzigsten Jahresversammlung des österreichischen Hauptvereins — außerordentliche Gaben eingehen, für dieses Land wären sie am zweckmäßigsten zu verwenden."

Das größte Bedürfnis haben wir überhaupt noch nicht aufgeführt. Es liegt nämlich in der ungenügenden Dotation der Pfarr- und Schulstellen. Wie sollen in den kleineren Kolonien zwölf bis zwanzig Grundwirte eine Dotation aufbringen, von der eine Lehrerfamilie, wie sie zumal unter solchen Verhältnissen sein sollte, anständig leben könnte? Das feste Gehalt, welches solche Gemeinden für einen Pfarrer aufbringen, beträgt zuweilen 130, 150, höchstens 200 Gulden. Darbende Pfarrer- und Lehrerfamilien, häufiger Stellenwechsel, Pfarrvakanzen, Verleihung der Schulstellen an wenigbefähigte Subjekte sind naturgemäß die unausbleiblichen Folgen. Da helfen schließlich nicht jeweilige Unterstützungen, da hilft nur ordentliche Dotation. Aber auch dieser Weg ist bereits durch den Gustav-Adolf-Verein betreten worden. Seit etlichen Jahren sind Stiftungen von Schul- und Pfarrdotationsfonds gegründet worden, von jenen jährlich drei, von diesen je einer: die Superintendentur ist Verwalterin. Wird darin fortgefahren, so ist ein guter Grund zu bleibender wirklicher Hilfe gelegt. Die Schulfonds sind so gestiftet, daß der betreffende Lehrer sofort einen Gehaltszuwachs von 42 Gulden erhält — eine handgreifliche Wohlthat. Die Pfarrdotationsfonds werden in der Weise eingerichtet, daß der betreffende Pfarrer erst dann die Zinsen vom ersten Tausend erhält, wenn ein zweites, von diesem erst dann, wenn ein drittes zugewachsen ist. Hier wäre nur die lebendige Teilnahme der Gustav-Adolf-Vereine zu wünschen, daß der jährlich zu begründende (?) Fonds gleich — wie die ursprüngliche Absicht war — mit vollen tausend Gulden beginnen könnte.

Auch ein Asyl für auswärtige Konfirmanden thut not. Man wolle diesen Kolonisten, sämtlich Kindern des deutschen Volkes, beides Stammes- und Glaubensgenossen, die gegenüber den vielseitigsten Versuchungen einer andersgläubigen und andersprachlichen Umgebung noch immer am Erbe der Väter festhalten, doch die dringend nötige Handreichung nicht versagen. H

(Marseille) Am 31. Mai feierte die deutsch-evangelische Gemeinde die Grundsteinlegung der deutschen Kirche in Marseille. Morgens 7 Uhr begann die Feier in Anwesenheit der deutschen und schweizerischen Kolonie, die sich vollzählig auf dem Bauplatze eingefunden hatten. Nach Absingung eines Chorals durch die Kinder folgte die Festrede des Pfarrers Gujer. Er gab der Freude über die Inangriffnahme des Baues beredten Ausdruck und gedachte dankbar des deutschen Gustav-Adolf-Vereins, sowie des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in der Schweiz. Er schloß mit den Worten: „Möge unsre Kirche ein Sammelpunkt werden für alle hier weilenden deutsch redenden Protestanten ohne Unterschied der Nation, eine Friedens- und Segensstätte für viele!" Die Urkunde wurde mit Bibel, Gesangbuch, religiösen und politischen Zeitungen und mit Münzen in eine Metallkapsel gelötet und in den Grundstein gesenkt. H

Innere Mission und Verwandtes

(Evangelische Arbeitervereine in Sachsen) Angeregt durch die immer wachsende Bewegung der christlichen Arbeitervereinigungen im evangelischen Rheinland und Westfalen (jetzt 71 Vereine mit 23000 Mitgliedern) entstanden in Sachsen, und zwar in und bei Zwickau, etliche (jetzt vier) evangelische Arbeitervereine. Sie empfingen ihre Grundideen aus den Händen der Geistlichkeit, aber richteten sich so ein, daß Arbeiter selbst die oberste Leitung haben und den Ton des Vereinslebens bestimmen. Bis jetzt haben sie ohne großen Kampf je 80 bis 150 Mitglieder gesammelt. Ihre Statuten sind denen der westdeutschen Vereine nachgebildet.

Das Entstehen dieser sächsischen evangelischen Arbeitervereine veranlaßte den Landesverein für innere Mission bei seinem im April gefeierten Jahresfeste die Frage einer christlichen Arbeiterbewegung im Königreich Sachsen zur Diskussion zu stellen. Bei dieser Gelegenheit empfahl der Präsident des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums von Berlepsch die Gründung kirchlicher Arbeitervereine sehr warm, und die Versammlung bejahte die Bedürfnisfrage ohne Widerspruch. Allgemein aber war man der Ansicht, daß das Programm der sächsischen Vereine wegen andrer Landes- und Volksverhältnisse von dem der rheinischen verschieden sein müsse. Eine vor kurzem in Zwickau abgehaltene Vertrauensmänner-Besprechung stellte folgende Zielpunkte fest: Kirchliches Bewußtsein, Patriotismus, freier Sonntag, christliches Familienleben, sittliche und sonstige Bildung. Die Vereine sollen wirklich nur dem Arbeiterstande dienen und eine christliche und patriotische Behandlung der sozialen Probleme, soweit sie ins Arbeiterleben hineinreichen, ermöglichen. Voraussichtlich wird der Kampf für den Sonntag ihre erste Leistung werden. F N

(Staatsbeamte in der Schule der innern Mission) Der Instruktionskursus für innere Mission, welcher im September 1886 von Direktor Wichern im Rauhen Hause bei Hamburg eingerichtet wurde, hat vielfache Nachahmung gefunden, so in Berlin, Dresden, Hannover, Frankfurt a. M. und neuerdings in der großen Anstalt des Pastors von Bodelschwingh, in Bethel bei Bielefeld. Das Eigentümliche der Kurse an den beiden letztgenannten Orten war, daß sie der amtlichen Anregung des Kultusministers entsprangen und durch Zuwendung von staatlichen Geldmitteln ermöglicht wurden. Das erfreulichste aber ist, daß eine Anzahl staatlicher Verwaltungsbeamter abgeordnet wurde, um in der Mitte von Pastoren und Kandidaten Vorträge über alle Zweige der christlichen Liebesthätigkeit zu hören und unter fachmännischer Führung zahlreiche barmherzige Anstalten zu besichtigen. F N

(Die Kunst im Dienste der Abschreckung) Der Verein für christliche Volksbildung in Rheinland und Westfalen hat ein Bild des Düsseldorfer Malers Arthur Kempff vervielfältigt: „Fliehet den Trunk!" Es zeigt uns linker Hand am Eingange einer Schnapswirtschaft einen arbeitskräftigen, wenn auch schon Zeichen beginnender Zerrüttung an sich tragenden Mann, der auf der einen Seite von dem lachenden Schnapsbruder, auf der andern von seinem bittenden kleinen Töchterchen umworben wird und stieren Blicks einen schweren Kampf kämpft. Sein rechter Fuß steht schon auf der Schwelle: man sieht förmlich, wie Leidenschaft und Gewöhnung ihn hineinziehen. Die Frau mit den gramverzerrten Zügen und mit dem kranken Kinde auf dem Arme, die eben ihr Letztes zum Leihhause schafft und das Töchterchen schickt, den Vater zurückzuholen, mag er nicht sehen. Spricht schon das Haus rechter Hand mit seiner Inschrift „Leihaus" (so!) eine deutliche Sprache, so redet noch ernster das massive Haus im Hintergrunde mit den vergitterten Fenstern, von hoher Mauer umgeben. — Für Herbergen zur Heimat, Verpflegstationen, Arbeiterkolonien, Volkskaffeeschänken und Volksküchen, Krankenhäuser und Gefängnisse bestimmt, sei das Blatt warm empfohlen. Es ist, 41 zu 55 Ctm. ohne Rand, 53 zu 69 Ctm. mit Rand, auf Pappe aufgezogen, für 1,25 Mk. (ohne Porto) von dem Schriftführer des Vereins, Pfarrer Lic. Weber in M.-Gladbach, zu beziehen. R

Quittung

Für die evangelische Gemeinde Rottalowitz in Mähren (vgl. Nr. 18): 10 M. B, Greifswald, 6 M. M D, Hannover; Summa (vgl. Nr. 26) 94,25 M.

Für den Kirchbau in Schwetz (vgl. Nr. 21): 10 M. B, Greifswald, 5 M. T, A., 4 M. G, Leipzig; Summa (vgl. Nr. 26) 56,80 M.

Für das Diasporahaus Godesheim am Rhein (vgl. Nr. 25): 10 M. B, Greifswald, je 5 M. M D, Hannover, P F, Erlangen, 4 M. G, Leipzig, 3 M. D, J. bei W.; Summa (vgl. Nr. 26) 33 M.

Für die Diasporaerziehungsanstalt zu Schadwalde i. W.-Pr. (vgl. Nr. 25): 10 M. P K, Gießen, 7 M. N, Backnang, 5 M. M D, Hannover, 3 M. D, J. bei W., 1 M. E R, S.; Summa (vgl. Nr. 25) 38,10 M.

Für das Lutherstipendium zur Unterstützung italienischer Studenten der Theologie an deutschen Universitäten (vgl. vor. Jahrg. Nr. 28): 7 M. N, Backnang.

Für Sommerpflege armer Näherinnen in Berlin (vgl. Nr. 24): je 10 M. H L B, Neudietendorf, B, Greifswald, je 5 J C, Mühlhausen (Thür.), P F, Erlangen, T, A., je 4 M D, Hannover, G, Leipzig, 3 M B, Herrnhut, 2 T G, Kassel, je 1 M. R B und E R, S.; Summa (vgl. Nr. 25) 64 M.

Für das Kinderhospital Marienstift in Jerusalem (vgl. Nr. 21): 8 M. G, Leipzig, 1 M. E R, S.; Summa (vgl. Nr. 25) 23 M.

Für die evangelische Kirche in Bethlehem (vgl. vor. Jahrg. Nr. 58): 6,02 M. Kollekte Rahmede; Summa (vgl. Nr. 13) 24,02 M.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 29 **Leipzig, den 15. Juli** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Friede — Missionswerk ein Glaubenswerk — Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten: 9. Das Gebet; 10. Die Erlösung und Versöhnung — Ein Religionsedikt vor hundert Jahren: 4. Die Hauptbestimmungen des Wöllnerschen Edikts; 5. Beurteilung dieser Bestimmungen; 6. Weitere Verordnungen zur Durchführung des Edikts; 7. Aufnahme und Erfolg des Edikts — Das Ablaßwesen in der katholischen Kirche der Gegenwart: 1. Drei Irrtümer — Ein Waldfest — Innere Mission und Verwandtes: Evangelisch-kirchlicher Hilfsverein; Flugblatt in Sachen der Verpflegstationen; Sommerpflege armer Näherinnen — Römisches: Ein Histörchen aus der Germania; Neues vom heiligen Krispin; Man muß es nur verstehen; Ein bedenklicher Kasus — Verschiedenes: Alexander Schweizer † — Anzeigen

Friede

Jesus trat mitten ein und sprach: Friede sei mit euch! Und als er das sagte, zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. (Joh. 20, 19. 20.) —

Alles was Menschenherzen begehren, wird überboten von dem Einen Wunsch: Frieden! Alle Freude und alles Glück, alle Tugend und Begabung, alle Arbeit und aller Erfolg gedeiht nur in seiner Sonne. Wo Friede ist, da ist Leben; wo er das Herz stärkt und hebt, fallen tausend Hindernisse dahin.

Es giebt mancherlei Frieden, der kein Friede ist. Verblendung lügt sich die Feinde weg, welche uns dadurch umso gewisser zu Fall bringen. Der Waffenstillstand ermatteter Kräfte sieht dem Frieden ähnlich, aber er ist keiner, denn er weiß nichts vom Glück. Der Friede des Kirchhofs ist ein Bild des Friedens, aber nicht er selbst. Niemand fühlt ihn, niemand hat ihn, darum ist er keiner.

Es giebt einen vollen Frieden jenseits alles Streites, in welchem Leben und Wonne ist, und wir preisen selig, die zu diesem Frieden gekommen sind. Dennoch geht unser Sehnen nicht allein nach jenem Lande des Friedens. Unsre Seele verlangt hier nach wahrem Frieden, damit nicht unser ganzes Dasein verzehrt werde von Unruhe und Streit. Wir brauchen einen Frieden, welcher da ist, auch während wir mit offnem Auge mitten im Kampfe des Lebens stehen. Einen Frieden, welcher tief im Herzen wohnt, wenn es um uns her tobt, und wenn die Hände müde werden. Einen Frieden, dessen Licht uns leuchtet im Dunkel des Leides, dessen Wärme uns belebt in der kühlen Luft schweigender Einsamkeit. Nur dann können wir auch hoffen.

Solchen Frieden bietet unser Herr in dem Gruß: Friede sei mit euch! Er giebt ihn den ängstlichen, von Furcht gequälten Jüngern und verwandelt ihre Angst in getrosten Mut. Es ist der Auferstandene, der den Frieden giebt. Als Sieger im schwersten Kampfe der Welt, als Ueberwinder des Todes, spricht er das Machtwort des Herrschers im Gottesreich, und dies Wort hat überweltliche Gewalt. Noch ist kein Elend der Welt zu groß, keine Sündennot zu tief, keine Angst zu begründet, keine Verschlingung in den Streit des Lebens zu verwickelt, daß er nicht eintreten könnte mit dem Machtwort seines Friedens. Ja wir haben ihn nicht erst zu erwarten, er ist da. Wir stehen mit in der Gemeinde seiner Jünger, in der er gegenwärtig ist mit seinem Geiste. Wir sind Glieder seines Reiches, und sein Reich ist der Friede. Der Friede, aber sein Friede.

Jesus tritt in den Kreis seiner Jünger. Mit dem Friedensgruß zeigt er ihnen seine Hände und seine Seite. Er kommt als der Siegesfürst. Aber erkennen sollen sie ihn nicht an Szepter und Krone, sondern an den Zeichen seines Leidens und Todes. Es ist doch der Gekreuzigte, welcher den Frieden giebt. Und sein Friede ist der Friede seines Kreuzes. Ein schwer erkämpfter Friede! Schwer erkämpft mit Angst und Bangen, mit Zittern und Zagen, mit Not und Tod. Und wir schauen oft aus nach einem behaglichen Frieden, in welchem keine Not uns anficht. Wenn unser Christentum uns den verspricht, so ist es nicht das des Herrn. Er giebt uns keinen leichten, billigen und bequemen Frieden, sondern einen ernsten, teuern, heiligen. Wie der erkämpft ist, will er behauptet werden. Die nichts um ihn wagen, sind seiner nicht wert. Die ihn nicht haben als Heiligtum, die haben ihn nicht. Es ist der Friede des erlösten Gewissens, des befreiten Herzens, mit Gott; des Herzens, welches weiß, daß seine Sünden es nicht trennen dürfen von Gott; daß es trotz der Last, die es beschwert, Vertrauen fassen darf zu Gott, an dem es sich versündigt, daß es fröhlich glauben darf an die Vaterliebe dessen, der ihm offenbar ist als Jesu Vater. Auch der Auferstandene kann uns nichts Tröstlicheres geben, als hinweisen auf das Kreuz, an dem er sein Leben gelassen hat für die Seinen, an dem er die Liebe, die sein Leben war, aufs vollste und herrlichste bewährt hat, an dem er endgiltig bezeugt hat, was Gottes Gesinnung ist gegen uns: lauter Gnade und Treue. Wer ihm das glaubt, der hat Frieden, voll und ganz. Wer an die Liebe Gottes glaubt, was sollte der noch fürchten?

Der Friede des Kreuzes Jesu ist voller Friede. Darum ist er ewiger Friede. Der Gott, der uns am Kreuze Christi seine Liebe bezeugt hat, der ändert seine Gesinnung nicht. Wer dem Gekreuzigten glaubt, dessen Friede kann nicht erschüttert, geschweige zerstört werden durch die mancherlei Führungen des Lebens, durch die harten Stände, die bis ans Ende eintreffen. Sie mögen den äußern Menschen bis zum Tode erschüttern: Gottes Liebe zu uns erschüttern sie nicht; Gottes Friede widersteht ihnen allen. H E

Missionswerk ein Glaubenswerk

Da er das Volk sahe, jammerte ihn desselbigen; denn sie waren verschmachtet und zerstreuet, wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. (Matth. 9, 36—38.)*)

*) Obwohl die Veröffentlichung von Reden und Predigten in unserm Blatte grundsätzlich ausgeschlossen ist, bringen wir ausnahmsweise obige, bei der Jahresfeier des Tübinger akademischen Missions-

sachen nach seinem Gutdünken handeln könne, die in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten des Christentums nach Willkür beizubehalten oder wegzuwerfen, die Glaubensartikel in ihrem wahren Lichte vorzutragen oder eigne Grillen an ihre Stelle zu setzen. Es muß vielmehr eine allgemeine Richtschnur, Norma und Regel unwandelbar feststehen. Ein jeder Lehrer des Christentums in unsern Landen soll dasjenige lehren, was der einmal bestimmte und festgesetzte Lehrbegriff seiner jedesmaligen Religionspartei mit sich bringet; denn hierzu verbindet ihn sein Amt. Lehret er etwas andres, so ist er schon nach bürgerlichen Gesetzen straffällig. Unser ernster Wille ist daher auf die Festhaltung dieser Ordnung gerichtet, ob wir schon den Geistlichen in unsern Landen gleiche Gewissensfreiheit mit unsern übrigen Unterthanen gern zugestehen und weit entfernt sind, ihnen bei ihrer inneren Ueberzeugung den mindesten Zwang anzuthun. Welcher Lehrer der christlichen Religion eine andre Ueberzeugung in Glaubenssachen hat, der kann diese Ueberzeugung auf seine Gefahr sicher behalten, denn wir wollen uns keine Herrschaft über sein Gewissen anmaßen; allein nach seinem Gewissen müßte er aufhören, ein Lehrer der Kirche zu sein. Indessen wollen wir nachgeben, daß die bereits in öffentlichem Amte stehenden Geistlichen, von denen es bekannt sein möchte, daß sie von den gemeldeten Irrtümern mehr oder weniger angesteckt sind, in ihrem Amte ruhig gelassen werden. Nur muß die Vorschrift des Lehrbegriffs ihnen bei dem Unterricht ihrer Gemeinden stets heilig und unverletzbar bleiben. Wenn sie hingegen hierin unserm landesherrlichen Befehl zuwider handeln, so soll ein solcher vorsätzlicher Ungehorsam mit unfehlbarer Kassation und noch härter bestraft werden.

In den Schlußparagraphen des Edikts wird dem geistlichen Departement die Handhabung desselben befohlen und zugleich aufgetragen, dahin zu wirken, daß die Pfarrstellen, Lehrstühle an den Universitäten und Schulämtern nur mit solchen Subjekten besetzt werden,

an deren innerer Ueberzeugung von dem, was sie öffentlich lehren sollen, man nicht zu zweifeln Ursach habe.

5. Beurteilung dieser Bestimmungen

Zu dem Inhalt des hier im Auszug wiedergegebenen Edikts ist folgendes zu bemerken.

Die Glaubens- und Gewissensfreiheit der einzelnen Unterthanen war ausdrücklich freigegeben. Als Pflicht des Landesherrn wurde lediglich dies bezeichnet, für die öffentliche Verkündigung des Gotteswortes zu sorgen; dem Belieben des Einzelnen blieb es anheimgestellt, sich gegenüber derselben rezeptiv oder ablehnend zu verhalten. — Es kann wunderlich scheinen, daß dieses Zugeständnis persönlicher Freiheit besonders hervorgehoben wird. Wir haben uns an den Besitz der Freiheit für unser Innenleben so gewöhnt, daß eine Beschränkung derselben uns als barbarische Tyrannei erscheinen würde. Die Zurückhaltung des Wöllnerschen Edikts auf diesem Punkte sind wir aber vielleicht dann zu würdigen in der Lage, wenn wir uns erinnern, daß die römisch-katholische Kirche über die Glaubensfreiheit ihrer Glieder anders urteilt. Nach dem Vatikanum hat man nicht nur die Bestreitung der Infallibilität des Papstes rigoristisch unterdrückt, sondern das positive Bekenntnis zu dem neuen Glaubensartikel, zum Teil mit rücksichtsloser Härte, abverlangt. Die edle Dulderin Amalie von Lasaulx gehörte zu den Opfern dieses Verfahrens.

Freigegeben waren auch die Religionsübungen der in dem preußischen Staate bestehenden und anerkannten Kirchengemeinschaften. Diese Konzession ergab sich aus der Gewährung der individuellen Gewissensfreiheit. — Auch diese Erklärung werden wir höher taxiren, wenn wir sie an der Praxis der offiziellen katholischen Kirche messen oder uns vergegenwärtigen, wie katholische Regierungen, in erster Linie Spanien, andern Kulten gegenüber sich verhalten haben und noch verhalten.

Wir heben diese anerkennenswerten Seiten des Edikts hervor, weil zu der maßvollen Haltung, welche darin zum Ausdruck kommt, die Verordnungen über die Lehrfreiheit in scharfem Gegensatze stehen.

Daß die kirchliche Lage beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. eine sehr verwirrte war, daß vor allem die Organe der Kirche einer durchgreifenden Reform bedurften, darüber kann unsers Erachtens kein Zweifel bestehen. Aber die Konsequenzen, welche der Monarch und seine Ratgeber aus dieser Erkenntnis für ihr praktisches Handeln zogen, waren verkehrte.

Ein Hauptfehler des Edikts war die unhistorische Beurteilung der Aufklärung. Ob man dieselbe als ein Verderben für die Kirche betrachtete oder als Fortschritt, jedenfalls mußte, wie bereits oben bemerkt worden, diese Form des Christentums als Ergebnis einer langen Entwicklung und als Produkt des Zusammenwirkens einer Menge von Faktoren angesehen werden. Es ist uns schwer begreiflich, wie die Väter des Erlasses über diesen Charakter der Aufklärung im Zweifel sein konnten. Extremen Verwirrungen der Gemüter kann durch Polizeidekrete ein rasches Ende bereitet werden: einer großen Geistesbewegung, welche nicht auf ein Volk sich beschränkt, sondern fast die ganze zivilisirte Welt umfaßt, wird durch einen obrigkeitlichen Erlaß niemals Halt geboten werden. Auf ihrem eignen Gebiet, mit ihren eignen Waffen muß sie überwunden werden.

Ein zweiter Grundirrtum des Edikts ist seine rein juristische Betrachtung der kirchlichen Angelegenheiten. Der Gedanke, daß die evangelische Kirche wie jede kirchliche Gemeinschaft gewisser Normen bedarf, welche von Lehrern und Predigern respektirt werden müssen, ist richtig. Der Verzicht auf alle Normen wäre die Auslieferung der Mitglieder an die Willkür, würde independentistischen Kirchenidealen entsprechen, welche der Feind jeder kirchlichen Organisation sind. Ein Aufruf, zu den Grundsätzen des Protestantismus zurückzukehren, an dem Gotteswort die neuen Lehren zu prüfen, hätte gewiß viele Sympathien gefunden und großen Segen stiften können. Das Edikt hingegen glaubte, vom Rechtsstandpunkte aus der Schwierigkeiten Herr werden zu können. Die Anschauung umschloß zwei Irrtümer: den allgemeinen, daß das Verhältnis der Glieder einer Kirche zu der Kirche, welcher sie angehören wollen, in rechtlichen Formeln erschöpfend sich fixiren läßt; den speziellen, daß die Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche wesentlich als Gesetzessammlungen zu behandeln seien. Daß diese als Irrtümer bezeichneten Ansichten wirklich eine solche Beurteilung verdienen, halten wir für so allgemein anerkannt, daß wir einer näheren Begründung uns enthoben fühlen. Das Wöllnersche Edikt folgerte, übrigens ganz konsequent, aus der angeblichen juristischen Bedeutung der Bekenntnisschriften: die Pflicht des Gehorsams gegen dieselben nach Analogie des Gehorsams, welcher den bürgerlichen Gesetzen geschuldet wird, und bedrohte die Zuwiderhandelnden mit Strafen, welche dem bürgerlichen Strafverfahren eigentümlich sind.

Eine dritte Verirrung des Edikts war die Art und Weise, wie das Verhältnis des Landesherrn zur Kirche aufgefaßt wurde. Es liegt uns fern, hier auf die kirchenpolitische Prinzipienfrage eingehen zu wollen, ob Staatskirche oder Freikirche als Verfassungsideal sich empfiehlt. Nach unsrer Meinung ist dieses Problem auf dem Wege theoretischer Untersuchungen, durch Deduktionen aus den Begriffen Staat und Kirche überhaupt nicht zu lösen, sondern, da wir keinen „Staat“ und keine „Kirche“ haben, welche den „Begriff“ uns klar erkennen ließen, nur unter umfassender Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung jeder bestimmten einzelnen Kirche. In der vorliegenden Frage werden die Anhänger des Freikirchentums mit denen des Staatskirchentums zusammentreffen. Jene werden a priori die Handlungsweise des Königs verwerfen; diese werden sie mißbilligen wegen der Form, in welcher das Edikt erlassen wurde. Denn daß eine dogmatische Richtung, mochte sie noch so häretisch sein und alle denkbaren Glaubensabweichungen umschließen, einfach durch eine landesherrliche Verfügung anathematisirt wurde, konnte doch nur durch Präzedenzfälle des byzantinischen Absolutismus gerechtfertigt werden, war ein schroffer Widerspruch gegen die kirchliche Sitte, welche das vorherige Anhören der Kirchenbehörden verlangte. Die Kirche sollte nach der Tendenz und dem Inhalte des Gesetzes befreit werden von der Willkür einzelner Lehrer; aber es ist fraglich, ob der Terrorismus einer extrem fortschrittlichen Geistesbewegung schwerer zu ertragen war oder die landesväterliche Fürsorge, welche es für gut erachtete, nicht nur die krankende Kirche gegen jeden scharfen Luftzug abzusperren, sondern auch in ihren Atmungsbewegungen sie möglichst einzuengen.

6. Weitere Verordnungen zur Durchführung des Edikts

Wenn man von der Schädlichkeit irgend welcher Meinung überzeugt ist, dann pflegt man in der Billigung der Mittel,

welche sie bekämpfen, eine große Toleranz zu zeigen, und zwar umso mehr, wenn eine direkte Verantwortlichkeit aus der stillschweigenden Zustimmung nicht gefolgert werden kann. Es läßt sich daher sehr wohl denken, daß dort, wo für die gefährliche Seite der Aufklärung Verständnis vorhanden war, die Bundesgenossenschaft der weltlichen Gewalt, und besonders gerade des preußischen Königs, mit Freuden begrüßt wurde, wenn auch dem Einsichtigen das Bedenkliche der Verfügung nicht entging. Diese wohlwollende Neutralität wurde jedoch eben durch die Regierung unmöglich gemacht. Zum Zwecke der Durchführung des Edikts erschienen nämlich rasch weitere Verordnungen, deren Charakter durchgängig Erstaunen und Widerspruch erregen mußte.

Ein Zensuredikt vom 19. Dezember 1788 war bestimmt, das Religionsgesetz gegen litterarische Angriffe zu schützen. Ein Lustspiel des berüchtigten Professor Bahrdt, welches den König und Wöllner zum Gegenstande hatte, trug dem Autor die Verurteilung zu zweijährigem Gefängnis ein. Auch außerhalb Preußens kam es zu Preßprozessen. — Zur Einführung der Gedanken des Religionsgesetzes in das praktische Leben der Kirche genügten aber nicht Repressivmaßregeln: es mußten von der Regierung selbst die Wege gewiesen werden, welche das neue Evangelium in alle Verhältnisse leiten sollten. Man begann mit der Reform des Religionsunterrichts. Ein allgemeiner Landeskatechismus sollte die korrekte Unterweisung der Jugend in den Anfangsgründen der christlichen Lehre verbürgen: vielseitiger Widerspruch begrub das Projekt im Stadium der Vorarbeiten. — Um die Ueberwachung der theologischen Ausbildung der Geistlichen zu ermöglichen, wurde am 14. Mai 1791 eine „Immediate Examinations-Kommission" ernannt, welche, mit dem Berliner Oberkonsistorium verbunden, als höchste geistliche Prüfungs- und Aufsichtsbehörde für die gesamte Monarchie wirken sollte. Eine „Instruktion" vom 31. August desselben Jahres bestimmte die Aufgabe dieser Kommission dahin:

zu sehen, daß das Religionsedikt nach allen seinen Punkten und Klauseln, die die Aufrechterhaltung der Orthodoxie und reinen christlichen Lehre betreffen, allenthalben in Ausführung gebracht werden.

Zur Erreichung dieses Zieles sollten zunächst in den Provinzen Unterkommissionen gebildet und dann für sämtliche Geistliche und Lehrer Listen angelegt werden. Die erste sollte verzeichnen:

alle guten Prediger und Schullehrer nach ihrer Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit, Verdiensten und vornehmlich nach ihrer Orthodoxie und Anhänglichkeit an der alten, reinen, christlichen Glaubenslehre;

die zweite:

alle Neologen und die ganze Rotte der sogenannten Aufklärer unter den Predigern und Schullehrern, desgleichen alle diejenigen, deren Lebenswandel anrüchig und nicht rechter Art ist.

Zugleich sollte die genannte Kommission alle zum Predigt- und Schulamt sich meldenden Kandidaten

über ihr Glaubensbekenntnis, und ob sie auch nicht von den schädlichen Irrtümern der jetzigen Neologen und sogenannten Aufklärer angesteckt seien,

vor der eigentlichen Prüfung vernehmen und dann dem von dem Oberkonsistorium vorzunehmenden Examen beiwohnen, welches nach einem neuen Prüfungsreglement, dem Schema examinis candidatorum ss. ministerii rite instituendi, zu erfolgen hatte. — Die bereits amtirenden Geistlichen sollten nach einer Verordnung vom 6. Juni 1793 von Zeit zu Zeit durch Predigten über vorgeschriebene Texte den Fortbestand ihrer Rechtgläubigkeit beweisen, die in das Amt Eintretenden, nach einem spätern Reskripte, durch Ausstellung von Reversen ihre Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre bezeugen. — Um die theologischen Studien der heranwachsenden Geistlichkeit in richtige Bahnen zu lenken, erhielt die theologische Fakultät zu Halle den Auftrag, ein dogmatisches Lehrbuch auszuarbeiten, welches, unter Vermeidung neologischer Ketzereien nur die Kirchenlehre enthaltend, an allen preußischen Universitäten eingeführt werden sollte.

7. Aufnahme und Erfolg des Edikts

Das Religionsedikt und die Verfügungen, welche es ergänzen sollten, erregten solches Interesse, daß in kurzem eine umfängliche Flugschriftenlitteratur vorlag. Die Maßnahmen des Wöllnerschen Kirchenregiments fanden nun freilich Zustimmung auch von Männern, welche durch ihre gesamte sonstige Haltung gegen den Vorwurf reaktionärer Voreingenommenheit geschützt waren. Semler, der Vater des Rationalismus, erklärte sich dafür, weil nur der gelehrten Privatforschung, nicht der offiziellen kirchlichen Lehrverkündigung Freiheit zustehe. Auch Kant behauptete für die amtliche Wirksamkeit der Geistlichen die Gebundenheit an die Symbole, während ihm in seiner Eigenschaft als Gelehrter das Recht einer Kritik derselben nicht bestritten werden dürfe. So beachtenswert diese Stimmen waren — das allgemeine Urteil entschied anders. Und wenn auch die Vorstellungen der Oberkirchenbehörde in Berlin von dem Könige keine Zurücknahme oder auch nur Milderung des Edikts erreichten, so war doch dieser Mißerfolg ohne Einfluß auf die Opposition. Dieselbe erstarkte binnen kurzem, war in allen Kreisen der Bevölkerung so ausgebreitet, daß die Durchführung des Regierungsprogramms geradezu unmöglich wurde.

Erwägt man, daß das Vorgehen der preußischen Krone gegen die Aufklärung keineswegs der Analogien entbehrte, daß gleichzeitig in Kursachsen, Hessen, Württemberg, Mecklenburg auf gesetzlichem Wege gegen Neuerungen in Schule und Kirche vorgegangen wurde, so ist das Scheitern der Wöllnerschen Kirchenpolitik nur aus folgenden Gründen verständlich.

Das Edikt und der Komplex von Verfügungen, welche sich an dasselbe anschlossen, gab der „Immediaten Examinations-Kommission" die Bedeutung eines höchsten Inquisitionsgerichtshofes. War schon die Stellung desselben neben dem Berliner Oberkonsistorium insofern bedenklich, als dadurch diese nächst dem geistlichen Ministerium höchste Kirchenbehörde in ihrem Einflusse erheblich beschränkt wurde, so gilt dies in noch höherm Grade von den Befugnissen, mit denen er ausgestattet wurde. Der Pflichtenkreis der Kommission war wohl formell abgegrenzt durch die bestimmten Aufgaben, welche sie zu lösen hatte. Aus der Natur dieser Aufgaben aber ergab sich, daß dem Gutdünken ihrer Mitglieder der weiteste Spielraum gelassen war. Denn die Frage, ob irgend eine theologische Aussage als Abweichung von der kirchlichen Lehre zu beurteilen ist, wird in den seltensten Fällen mit der objektiven Sicherheit beantwortet werden können, welche bei der Frage, ob eine Rechtsverletzung vorliegt, beansprucht werden darf. Was nun von jeder Behörde gilt, welche über das Vorhandensein von Irrlehren entscheiden soll, gilt vor allem für die genannte Kommission. Wenn jeder Prediger, der dem Edikt zuwider handelte, von seinem Konsistorium sofort durch Dekret seines Amtes entsetzt werden konnte, so mußte das Kollegium, welches den Konsistorien übergeordnet war, als eine gefährliche Institution erscheinen.

Dazu kam, daß die Mitglieder der Kommission: Silberschlag, Hermes, Woltersdorf, Hilmer, Hecker unbedeutende Persönlichkeiten waren, die weder durch hervorragende praktische Wirksamkeit, noch auf wissenschaftlich theologischem Gebiete einen Namen besaßen, welcher der Behörde das ihr als solcher fehlende Ansehen hätte schenken können.

Endlich war Wöllner in der Anwendung seines Edikts von offenbarem Mißgeschick verfolgt. Der Konflikt mit der Halleschen Fakultät endete mit einer offenbaren Niederlage für Wöllner. Als die Fakultät die Herausgabe des verlangten Kompendiums abgelehnt hatte, wurden Nösselt und Niemeyer, zwei ihrer Professoren, ermahnt:

von den neologischen Prinzipien abzustehen und eine andre Lehrart anzunehmen, widrigenfalls ihr es euch selbst werdet zuzuschreiben haben, wenn bei nicht bald erfolgter Besserung mit unvermeidlicher Kassation gegen euch verfahren werden wird.

Bald kamen Hermes und Hilmer in Visitationsangelegenheiten nach Halle; aber die Furcht vor studentischen Demonstrationen ließ sie schon am folgenden Tage unverrichteter Sache zurückkehren. Als die Fakultät an den Staatsrat appellirte, entschied diese höchste Behörde — zu Gunsten der akademischen Lehrfreiheit. — Der Versuch, einen Kant wegen seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" unschädlich zu machen, war vollends geeignet, alle Sympathien für das Wöllnersche System zu ersticken. Das Geständnis des Hermes: „Alles arbeitet uns entgegen" traf zu, er und seine Genossen waren wirklich unpopulär.

thätigen Diener der Gedanke, daß sein Herr von ihm mindestens ebenso abhängig sei, als er von jenem; auch bei einem Arbeiter Christi kann sich der geheime Gedanke einschleichen, daß Gott auf ihn angewiesen sei. Da kämpft nun schon das Gebot, überhaupt den Herrn der Ernte zu bitten, gegen solche Regungen. Und was ist weiter der Inhalt der Bitte? — „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende." Diese Bitte schließt das Bekenntnis ein, daß es Sache des Herrn ist, Arbeiter zu senden. Und ists nicht wirklich so? Mögen wir noch so lebhaft uns bemühen, daß die Kirche Christi wachse und erstarke, es ist alles umsonst, wenn Gott nicht die rechten Leute schickt. Lasset uns an Verwandtes denken! In eines Volkes Not mögen viele von dem innigsten Verlangen beseelt sein, dem Vaterlande aufzuhelfen; viele Vaterlandsfreunde mögen sich abmühen in unermüdlichen Versuchen. Aber nach allem Ringen müssen sies erkennen: es ist vergeblich; Gott selbst muß den Mann senden, den Mann der Einsicht und des Mutes und der That, der hinauszuführen vermag, was andre nur erträumen oder erstreben. So ists auch in der Sache des Evangeliums: der Herr selbst muß seine Rüstzeuge sich bereiten, sein Evangelium ihnen durch seine Führungen ins Herz prägen und sie an den rechten Ort stellen. Und wir müssen warten, bis es dem Herrn nach seinem guten, gnädigen Willen gefällt, solche Leute zu senden. Nichts bleibt uns übrig als der Wunsch, daß er sie sende; vor Gott offen bekannt wird dieser Wunsch zur Bitte, und bittend suchen wir die Ergebung in Gottes Rat zu gewinnen und in Geduld uns zu fassen: Geduld ist die Probe der gläubigen Ergebung in Gottes Willen, Geduld ist auch die Probe des rechten Missionsglaubens. Die Ungeduld mancher Missionsfreunde hat darum auch ihre Quelle nicht im gläubigen Gebet zu dem Herrn der Ernte. — Gott wird die rechten Arbeiter senden zu seiner Zeit; und diese werden dann so, wie er will, sein Werk angreifen und fördern. Möglich, daß sie es anders angreifen als wir; möglich, daß von dem Werke, das unsre Hand begonnen, ihre geschicktere Hand manches zerstört. Die Mission verfällt oft in den Fehler, daß sie den Weg der Arbeit, den sie gerade eingeschlagen hat, für den allein richtigen und unfehlbaren hält, darum auch gegen Bedenken und Einwände, die sich hierauf richten, als gegen Reden des Unglaubens eifert. Wir sollten solchen fleischlichen Eifer untergehen lassen in der herzlichen Bitte, der Herr möge die rechten Arbeiter senden, die sein Werk besser zu treiben verstehen, als wir.

So befestigt uns die Bitte in der Abhängigkeit von dem Herrn der Ernte, aber sie lehrt uns zugleich die Selbständigkeit gewinnen, die den Arbeitern nötig ist. Bittend machen wir des Herrn Sache zu unsrer eignen; und er will es so haben. Nicht nur so weit, als unser thätiger Arm greifen kann, sollen wir sein Werk ergreifen; wie eng sind ja auch die Grenzen rüstigen Schaffens! Nein, auch dahin, wohin unsre Hand nicht mehr reichen kann, soll unsre innige Teilnahme in herzlichem Wunsche sich ausdehnen; ein aufrichtiger Wunsch aber im gläubigen Gedenken an Gott ist Bitte zu ihm. Das Reich Gottes soll ja unter uns Menschen gebaut werden; es muß ebenso unsre Sache werden, als es Gottes Sache ist. Darum kann auch Gott nur, wenn wir bittend den Fortschritt seines Werkes zu unserm persönlichen Anliegen machen, denselben gewähren und die Arbeiter senden, die ihn herbeiführen. — Nur wenn dieses selbständige Interesse bei uns durch die Bitte geweckt und wacherhalten wird, sind wir auch fähig, selbständig unsern Arbeitsberuf in Gottes Erntewerk uns zu wählen. Allein der Arbeiter, der seines Herrn Geschäft als sein eignes betrachtet, wird recht erwägen, wie er am besten dasselbe führen kann. Nur wenn wir bittend uns selbst hineinleben in die großen Aufgaben, die es in des Herrn Namen zu vollführen gilt, vermögen wir das Gewicht derselben gegen einander abzuwägen und die eigne Kraft treu zu prüfen: wo thut Hilfe am meisten not? wo kann unsre Kraft etwas vollbringen? in der Heidenwelt draußen oder unter den Verlornen daheim oder im engen Kreise des bürgerlichen Berufes und des Hauses, in dessen Grenzen dem Herrn auch eine Stätte bereitet werden soll? Wir dürfen keinem, der im Gebete zu Gott sich die Aufgaben der Gemeinde Christi zu Herzen hat gehen lassen, solch nüchterne Prüfung und Wahl des Berufes wehren: und wenn der eine in der Arbeit daheim die erste Aufgabe unsrer Zeit erblickt, der andre, der nicht minder ernst den Herrn der Ernte bittet und nicht minder gewissenhaft abwägt, von der Arbeit unter den Heiden die rechte Mehrung und zugleich die innere Kräftigung der Christenheit erwartet und diesem Werke opferwillig dient, so sei es fern von ihnen, mit einander zu rechten!

Nein, jeder umfasse bittend auch das Werk des andern! Die Wahl eines festen Berufes im Reiche Gottes zwingt uns wohl zur Beschränkung der Arbeit auf feste Grenzen; aber das Gebet soll dieselben überfliegen; die Arbeiter auf andern Gebieten begleite unsre Bitte, daß Gott ihr Werk fördere, ja wenn es also besser ist, ihr Werk fördere vor dem unsern! So umschlingt ein Gebetsband die Arbeiter Gottes nah und fern, verbindet innig zumal die verschwisterten Werke der äußern und innern Mission.

Aus dem Glauben stammen sie beide: aus dem Glauben die Klarheit des Urteils: „Sie sind verschmachtet und zerstreut"; aus dem Glauben das göttliche Erbarmen und das kühne Hoffen: „Die Ernte ist groß"; aus dem Glauben die Bitte zu dem Herrn der Ernte und die frische, freudige Erntearbeit. Missionswerk ist Glaubenswerk. Darum sei es das Bekenntnis und die erste Bitte jedes Missionsfreundes: „Ich glaube, Herr; hilf meinem Unglauben!" Amen. M R

Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten

9. Das Gebet

Savage lehrt weiter:

Gebete um Veränderungen im natürlichen Laufe der Dinge werden, so weit wir es gewöhnlich erkennen können, nicht erhört. Und wenn Gott wirklich menschliche Gebete im gewöhnlichen Sinne erhören wollte, warum setzt er seine gleichgiltigen Kinder denn nicht durch Erhörungen in Erstaunen [!], sodaß sie wohl glauben müssen? — Dazu kommt noch der wesentlich moderne Zweifel, welcher in der wachsenden Erkenntnis der Herrschaft des Gesetzes wurzelt. Das Weltall wird durch Gesetz und Ordnung beherrscht: wozu also das Gebet? — Ferner erweist sich der gewöhnliche Glaube als ungereimt durch die einander widersprechenden Gebete der Menschen. Vor allem aber verbietet die Frömmigkeit selbst, die Ehrfurcht, das Vertrauen das Bittgebet. Denn wenn Gott wirklich allmächtig, allweise und allgütig ist, so stellt sich die Annahme, daß Gott das kleinste Interesse irgend eines, auch des geringsten seiner Geschöpfe vernachlässigen könne, als die schlimmste Zweifelsucht dar. Oder müssen wir uns ihm fortwährend in Erinnerung bringen, sein Wohlwollen oder sein Mitleiden erregen? Nur zu oft sind beim Gebete Egoismus und Lästerung mit einander im Bunde.

Alles ist Natur, und alles ist göttlich [?]. Gott ist ebenso gut in dem Gesetze der Schwerkraft, wie in dem Sittengesetz. Die Natur ist Gott bei der Arbeit, wie er seinen eignen weisen und vollkommenen Willen ausführt [!]. Die natürlichen Bedingungen und Gesetze sind der gegenwärtige, thätige, wirkende Gott [!]. Und das ganze Leben des Menschen in physischer, geistiger und religiöser Beziehung hängt gerade davon ab, wie viel und wie weise er sich in Gottes Wirken mischt und die Resultate zu stande bringt, die sonst nicht erreicht werden. Aber er muß dies verständig thun und den Gesetzen desjenigen Reiches gemäß, in welchem er Erfolg erwartet. Die gewöhnliche Vorstellung vom Gebet setzt aber einen Preis auf Trägheit und Unwissenheit, auf Unfähigkeit und Halsstarrigkeit [!].

Trotzdem, wenn wir religiöses Leben in uns fühlen, so können wir gar nicht anders als beten, und das Gebet kann uns in immer neue und höhere Beziehungen zu Gott setzen, sodaß unser Charakter ganz verwandelt und sehr veredelt wird.

Hierzu müssen wir folgendes bemerken:

Es ist eine edle, anerkennenswerte Inkonsequenz, wenn Savage das Gebet nicht nur zuläßt, sondern fordert, rühmt und als ein Mittel der sittlich-religiösen Erneuerung hinstellt. Leider hat er nur nicht gesagt, was er sich bei dem Worte „beten" eigentlich denkt. Da sein Gott nicht Persönlichkeit ist, sondern geistige Ordnung oder Weltseele, Gesetz und Kraft, so ist der Charakter eines Gebets höchst unklar. Das Bittgebet ist von vornherein ausgeschlossen, die Fürbitte zugleich. Und das Dankgebet? — Eine geistige Ordnung kann ich wohl erkennen, bewundern, vor andern rühmen, mich in sie hineinversenken; aber ihr gegenüber wird nie der Ausdruck eines lebendigen, persönlichen Verhältnisses möglich sein, wie es zwischen Vater und Kindern oder im Gebet zwischen einem persönlichen Gott und Menschen vorhanden ist.

Nun geben wir gern zu, daß das Gebet, besonders das Bittgebet, oft mißbraucht und mißverstanden wird in kleinlichem, beschränktem, unfrommem Sinne. Aber daß das Gebet gleichsam ein Sporn zur Trägheit, Unwissenheit, Unfähigkeit und Halsstarrigkeit sei, ist wieder eine arge Uebertreibung. Weiter betrachten auch wir das Gebet nicht in erster Linie als ein Mittel, durch Gott auf den Naturverlauf einzuwirken. Aber gerade deshalb können wir die Beurteilung des Bittgebetes bei Savage uns nicht aneignen. Wir berufen uns gegenüber seinen Einwendungen auf Luk. 16, 29—31 und Matth. 6, 8. Ein Wunder, das die Leute zum Erstaunen brächte, würde sie durchaus nicht ohne weiteres zu rechtem Gebet veranlassen und befähigen. Und die Gewißheit, daß unser himmlischer Vater unsre Bedürfnisse kennt, ohne daß und ehe wir ihn bitten, und daß er für uns allezeit sorgen will, macht unser Bitten nicht überflüssig, sondern begründet sie gerade recht. Unser Bitten ist wie unser Danken ein Ausdruck unsers lebendigen Vertrauensverhältnisses zu unserm Gott. Wir bitten nicht wie die Bettler, die nur zufrieden und dankbar sind, wenn ihnen ihre vereinzelte, spärliche Bitte gewährt wird, und selbst in keinem dauernden, sichern Verhältnis zu ihren Wohlthätern stehen; sondern in der Gewißheit, daß uns alles gehört, bitten wir unsern Gott, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten. Gott erhört uns, wie ein menschlicher Vater seine Kinder, auch dort, wo er das von uns Erbetene äußerlich nicht gewährt. Das Gebet ist der Verkehr mit dem lebendigen Gott.

10. Die Erlösung und Versöhnung

Wir wissen, daß, wenn wir als wahre, treue Männer und Frauen mit reinem Herzen und reinen Händen dem Tod entgegengehen, wir ohne Scham [!] vor das Angesicht unsers liebenden Vaters treten dürfen, welcher uns durch dieses Leben geleitet und zu sich genommen hat. Die Erlösung, welcher wir bedürfen, ist eine gegenwärtige Erlösung, und zwar des ganzen Menschen oder vielmehr der ganzen solidarisch verbundenen Menschheit.

Welches sind die Erlöser des Menschengeschlechts in diesem allgemeinen Sinne? Jesus ist einer von ihnen [!]. Aber in ihrer Sphäre und nach dem Maßstabe der persönlichen Kraft, der persönlichen Anstrengung und der persönlichen Ausdauer ist es möglich und wird es zur Thatsache werden, daß jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in der Welt an dem Werke der allgemeinen Versöhnung zwischen der Menschheit und Gott mitwirken wird [!]. Die große Armee der Wahrheitsuchenden in der Welt umschließt die ersten Vorkämpfer dieses erhabenen, weltumfassenden Werkes der Versöhnung. Dazu kommen die wahren Reformen auf sozialem und wissenschaftlichem Gebiet. Der Telegraph und der Dampf haben in fünfzig Jahren mehr gethan, um der Menschheit das Gefühl der Einheit und Brüderlichkeit einzuprägen, als alles Predigen und alle Kirchen der letzten 1800 Jahre [!], und die, welche das sanitäre Leben der Städte nach den Gesetzen der Gesundheit und des Anstandes regeln und heben, thun mehr als hunderte, welche einfach predigen und beten. Alle diese, zumal wenn sie dulden müssen für die von ihnen erkannte Wahrheit, sind die Versöhner zwischen Gott und Menschheit [!]. Ja, es giebt nicht eine einzige Person, welche dies liest, oder ein einziges lebendes menschliches Wesen, welches nicht in seinem Kreise ein ebenso göttlicher Erlöser wie Jesus oder irgend einer der erhabensten und sanftesten Geister der Geschichte werden könnte. [!]

Sei treu und wahr in dem Verhältnis, in das du gestellt bist. Verteidige die Grundsätze des Rechtes, wie du sie heute erkennst. Sei wahr, sei ehrlich, sei furchtlos. Erkenne das Göttliche, so weit du es vermagst, und verkörpere es, so weit du kannst, in deinem eignen Leben und in dem Leben deiner Umgebung, und du versöhnst, du hilfst jene Zeit herbeiführen, wo das Leben der ganzen Menschheit von dem Geiste und dem Leben Gottes durchdrungen sein wird. Aber verhehle dir auch nicht das allgemein giltige Gesetz: was du auch zu erlangen wünschest, kannst du nur auf dem Wege des Kreuzes erlangen — durch das Aufgeben von etwas, das der Erreichung des Zieles im Wege steht. —

Hier tritt die ganze Härte und Irreligiosität dieser neuen „Religion" uns entgegen. Es ist das alte Lied: „Thue Recht und scheue niemand," oder genauer: „Lebe möglichst nach den Gesetzen, d. h. den Naturgesetzen oder den Gesetzen des Weltalls, welche ja die Gesetze »Gottes« sind, so bist du vor Gott gerecht, ja sogar ein Versöhner zwischen Gott und Menschheit!" Wir brauchen nicht erst darauf aufmerksam zu machen, welch eine Umdeutung der Worte hier vollzogen ist! Die ganze Selbstgerechtigkeit des natürlichen Herzens wird hier als wahre Religiosität anerkannt, die Wissenschaft, die theoretische Erkenntnis und das gerechte menschlich-natürliche Handeln als wahre Sittlichkeit und als die rechten Mittel zur großen Erlösung und Versöhnung der Welt! Erlöser und Versöhner ist nicht Jesus allein, sondern er und alle, die irgendwie an dem Gefühl der Einheit und Brüderlichkeit, an der Humanität, Kultur und Zivilisation mitgewirkt haben, zuletzt auch die Leser des neuen Religionsbuches und wir selbst!

Es ist betrübend, zu sehen, wie die tiefsten, die eigentlich religiösen Fragen und Bedürfnisse eines Menschenherzens hier übersehen sind von einem, welcher meint, das Christentum läutern und verbessern zu können! W B

Ein Religionsedikt vor hundert Jahren

4. Die Hauptbestimmungen des Wöllnerschen Edikts

Bereits der Eingang des Edikts ließ seine Tendenz erkennen. Der König erklärte hier, daß er lange vor seiner Thronbesteigung bereits eingesehen habe, wie nötig es dereinst sein dürfte, darauf Bedacht zu nehmen, daß in den preußischen Landen die christliche Religion in ihrer alten ursprünglichen Reinheit und Echtheit wiederhergestellt werde, auch dem Unglauben wie dem Aberglauben, mithin der Verfälschung der Grundwahrheiten des christlichen Glaubens und der daraus entstehenden Zügellosigkeit der Sitten Einhalt geschehe.

Die ersten sechs Paragraphen sind unverfänglichen Inhalts. In § 1 werden alle drei Hauptkonfessionen der christlichen Religion, die reformirte, lutherische und römisch-katholische, in ihrer bisherigen Verfassung anerkannt. In § 2 wird erklärt, daß die den preußischen Staaten von jeher eigentümlich gewesene Toleranz ferner aufrecht erhalten und niemandem der mindeste Gewissenszwang zu keiner Zeit angethan werden soll, so lange ein jeder ruhig als ein guter Bürger des Staates seine Pflichten erfüllet, seine besondre Meinung aber für sich behält und sich sorgfältig hütet, solche auszubreiten oder andre dazu zu überreden und in ihrem Glauben irre oder wankend zu machen. Die §§ 3 bis 5 geben Bestimmungen gegen die Proselytenmacherei und zur Beförderung eines guten Einvernehmens unter den verschiedenen Religionsparteien. Der § 6 verordnet die Beibehaltung der alten Kirchenagenden und Liturgien in der reformirten wie in der lutherischen Kirche und gestattet sprachliche Verbesserungen und die Abstellung alter Gebräuche nur dann, wenn der alte Lehrbegriff einer jeden Konfession dabei keine Aenderung erfährt.

Diese Vorschrift wird damit motivirt, daß — so heißt es im siebenten Paragraphen —

manche Geistliche der protestantischen Kirche sich ganz zügellose Freiheiten in Absicht des Lehrbegriffs ihrer Konfession erlauben, verschiedene wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der protestantischen Kirche und der christlichen Religion überhaupt wegleugnen und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christentums völlig zuwider ist und die Grundsäulen des Glaubens der Christen am Ende wankend machen würde. Man entblödet sich nicht, die elenden, längst widerlegten Irrtümer der Sozinianer, Deisten, Naturalisten und andrer Sekten wiederum aufzuwärmen und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den äußerst gemißbrauchten Namen „Aufklärung" unter das Volk auszubreiten; das Ansehen der Bibel als des geoffenbarten Wortes Gottes immer mehr herabzuwürdigen und diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechtes zu verfälschen und zu verdrehen; den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion überhaupt, und vornehmlich an das Geheimnis des Versöhnungswerkes und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig oder doch überflüssig, mithin sie darin irre zu machen und auf diese Weise dem Christentum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu bieten. Diesem Unwesen wollen wir in unsern Landen umsomehr gesteuert wissen, da wir es für eine der ersten Pflichten eines christlichen Regenten halten, in seinen Staaten die christliche Religion gegen alle Verfälschung zu schützen, damit die arme Volksmenge nicht den Vorspiegelungen der Modelehrer preisgegeben werde.

Auf dieser Beurteilung der kirchlichen Situation ruhen die wichtigen Bestimmungen des § 8:

Als Landesherr und alleiniger Gesetzgeber in unsern Staaten befehlen und ordnen Wir also, daß hinführo kein Geistlicher, Prediger oder Schullehrer der protestantischen Religion, bei unausbleiblicher Kassation und nach Befinden noch härterer Strafe und Ahndung, sich der angezeigten Irrtümer schuldig machen soll, daß er solche Irrtümer bei der Führung seines Amtes oder auf andre Weise öffentlich oder heimlich auszubreiten sich unterfange. Wie wir die bürgerlichen Gesetze in ihrem ganzen Ansehen aufrecht erhalten müssen und keinem Richter erlauben können, an dem Inhalte der Gesetze zu klügeln und nach Gefallen abzuändern, ebensowenig und noch viel weniger dürfen wir zugeben, daß ein jeder Geistlicher in Religions-

Auf das Arbeitsfeld der äußern Mission wollen wir unsern Blick lenken. Aber ist das Schriftwort, an das wir erinnert haben, nicht vielmehr ein Text für die innere Mission? Wir sehen da Christum in seiner Arbeit auf dem Boden des alten Gottesvolkes: Moses und die Propheten waren diesem Volke gegeben; im Heiligtume Jehovahs walteten Priester des Gottesdienstes, und schriftgelehrte Männer saßen auf dem Stuhle Moses. Nur durch die Schuld dieser berufenen Führer und durch die Gleichgiltigkeit des Volkes selbst gegen die von Gott verliehenen Gaben war es dahin gekommen, daß dennoch in den Grenzen des Gottesvolkes verschmachtete und zerstreute Volksmassen wohnten. Und in diesen Grenzen nun bewegt sich auch die Arbeit des Herrn: die verlorenen Schafe vom Hause Israel will er wieder einbringen. Wie ähnlich die Arbeit der innern Mission! Auf dem Boden des neuen Gottesvolkes will auch sie die Verirrten wieder zurückführen, durch die planmäßige, gemeinsame Arbeit freier Liebesthätigkeit die Segnungen des Evangeliums denen zuzuwenden, welche die zunächst berufenen Verkündiger des Wortes in der Kirche, seis mit, seis ohne Schuld, nicht mehr zu erreichen vermögen. Darum hat die innere Mission ein besondres Anrecht auf unser Bibelwort; ja sie ist manchmal geneigt, sogar dasselbe gegen die äußere Mission zu kehren und sich als die wahre Nachfolgerin der weisen Selbstbeschränkung Jesu wider die ältere Schwester zu rühmen.

Aber auch die äußere Mission wird sich ihren Anspruch auf die Stelle nicht nehmen lassen wollen. Das jüdische Volk ist doch trotz seiner Gaben ein Volk ohne Messias; Jesus bringt ihm ein ganz Neues mit dem Himmelreich, dessen kleinster Bürger größer ist als der größte Prophet des alten Bundes. Und nichts andres erstrebt die Heidenmission, als den Heilandslosen einen Heiland und mit ihm das Himmelreich zu bringen.

Darum so haben denn beide das Recht, auf unsre Stelle sich zu berufen. Und wie könnte es auch anders sein? sind sie doch im Innersten eins, und gerade unser Schriftwort kann diese Einheit uns predigen: beide haben vor sich die Not des Volkes, das keinen Heiland hat; beide entzünden ihre Liebe an dem heiligen Erbarmen, das in der Seele Jesu glüht; beide sind getragen von der Zuversicht, daß eine große Gotteserne auf Arbeiter wartet; beide müssen das Gebet zum Herrn der Ernte die Grundlage ihrer Arbeit sein lassen. Und in Anfechtungen und Zweifeln können beide eng verbundenen Werke an keinem bessern Leitstern sich zurechtfinden, als an dem Arbeitsvorbilde unsers Meisters.

Unter allerlei Anfechtungen hat nun aber heutzutage besonders die Heidenmission zu leiden, namentlich in den Kreisen der Gebildeten. So sei es denn auch vor allem ihr vergönnt, sich unter den Schutz und die Zucht unsers Schriftwortes zu stellen. In den Bedenken, insonderheit gegen die äußere Mission, welche uns selbst schon aufgestiegen oder von andern uns entgegengebracht worden sind, wollen wir bei der göttlichen Klarheit Jesu Hilfe suchen.

„Es jammerte ihn des Volkes; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben." Nur wenn dieses letztere Urteil für die ganze nichtchristliche Welt gilt, hat das Missionserbarmen und der Missionseifer ein Recht. — Und gilt es denn nicht? „Die armen Heiden!" wie oft haben wir im Tone innigster Ueberzeugung, herzlichsten Mitleids dies Wort gehört; selbst Kindermund hat es uns schon verkündigt. — Ja Kindermund! und etwa der Mund von solchen, welche wie die Kinder neugierig-gläubig der Erzählung von schrecklichen Dingen aus der Heidenwelt lauschen (je schrecklicher das Erzählte, desto besser!) und mit Phantasie und Gefühl das alles ausmalen. Die ganze heidnische Welt ist ihnen ein düsteres Gemälde, in welchem nur einige besonders dunkle Gestalten sich unterscheiden lassen. Aber wie verwundert würde mancher dieser frommen Einfältigen aufschauen, wenn etwa ein gebildeter Indier als „armer Heide" vor ihn träte, gesittet, gelehrt, mit unsrer Geistesbildung vertraut, in unsrer Gesellschaft als ebenbürtiges Glied sich bewegend, stolz auf sein aufstrebendes Heimatland! — Der freier Blickende findet auch in dem heidnischen Völkerleben lichte Züge; eine blühende Kultur hat auch dort ihre Stätte. Gar manche Völker freilich sind gänzlich zurückgeblieben, bei andern liegt die Blüte in der Vergangenheit. Und wie seltsam! manche Völker, die früher einer hohen Stufe geistigen Lebens sich erfreuten, haben später, nachdem sie ihren heidnischen Glauben mit dem christlichen vertauscht, diese Stufe nicht mehr zu erreichen vermocht. — Aber Kultur ist Schein, wenn sie nicht von sittlichem und religiösem Volksleben getragen ist! — Zugegeben; aber fehlt ein sittliches Gewissen, fehlt ein Bewußtsein von der Hoheit des sittlichen Gesetzes bei den nichtchristlichen Völkern? Wohl richtet sich nicht selten ihre peinliche Gewissenhaftigkeit auf absonderliche Dinge; wohl ist die sittliche Ordnung des Lebens bei ihnen oft mit seltsamen Schranken und Zäunen umgeben. Aber darum suchen wir doch sittliche Früchte bei ihnen nicht vergebens. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter hat auch in der Heidenwelt schon seine Bewahrheitung gefunden zur Beschämung von Christen. Und jene Schranken und Zäune sind vielleicht gerade der Eigenart dieser Völker am besten angemessen. Sind doch die sittlichen Ordnungen zumeist von den Religionsstiftern und -Reformatoren befestigt, welche die Art ihres Volkes gewiß am besten kennen mußten. Diese Männer aber können wir nicht mehr, wie das früher üblich war, in beschränktem Urteile als Betrüger und Werkzeuge des Teufels ansehen, nein, als Wohlthäter und Führer ihres Volkes stehen viele vor unserm geistigen Auge, beseelt von einem glühenden Eifer für das Heil ihrer Mitmenschen, erfüllt von der Hoheit ihrer Sache, vor der sie sich selbst beugen.

Wenn wir diese sich uns aufdrängenden Beobachtungen und Gedanken weiter verfolgen, entschwindet uns da nicht allzu leicht das die Mission begründende Urteil: „Sie sind verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben"? Steht da vor unsrer Seele nicht vielmehr ein ganz andres Bild, das große Maler uns blendend zu malen verstehen? Die heidnischen Völker sind doch zu einem in sich befriedigten Leben gelangt; sie haben zum Teile gerade in ihrer Religion eine Einheit auch ihres Volkslebens gefunden; nicht völlig sind sie ohne Führer dem Verderben preisgegeben, den Schafen gleich, die keinen Hirten haben. So ists vielmehr in Gottes großem Haushalte: den Völkern hat er ihre Gaben ausgeteilt, dem einen reichere, dem andern geringere; er hat ihnen ihre Stufe angewiesen, ihre Propheten ihnen gesandt. So laß sie dieselbigen hören! es hieße wider Gottes Ordnung streiten, wollte man ihnen Höheres aufdrängen, als sie zu fassen vermögen. Wenn es vielleicht auch gelingt, einzelne Seelen zur christlichen Religion zu führen, so werden diese Einzelnen nur ihrem Volksleben damit entnommen; diesem selbst wird der neue Glaube ewig ein Fremdes bleiben. Derselbe steht ja gewiß an sich höher, aber er ist doch nicht unter allen Umständen das Bessere.

Droht uns aber das Urteil, daß ohne Christum ein Zustand des Verschmachtens und Zerstreutseins herrscht, nicht noch mehr zu entschwinden, wenn wir dahin unsern Blick richten, wo Christi Evangelium seine Stätte gefunden hat? Wohl sind die nichtchristlichen Religionen in Aberglauben und Aeußerlichkeit ausgeartet; aber dem christlichen Glauben blieb ein ähnliches Schicksal nicht erspart: mancherlei Greuel sind im Namen Christi verübt worden, so gut als im Dienste andrer Religionen; über weite christliche Lande hat sich die Nacht des Aberglaubens gebreitet, wir müssen mit aller Macht gegen ihn ringen und, wenn wir dennoch den Sieg davonzutragen hoffen, so rechnen wir vielleicht insgeheim mehr auf die Bundesgenossenschaft der Aufklärung, als auf die siegende Kraft unsrer Wahrheit. Neben dem Aberglauben aber wächst der Unglaube und in beider Schutz das Laster. Müssen wir nicht sogar wünschen, daß urteilsfähige Heiden von unsern großen Städten fern bleiben, nur damit sie nicht sehen, wie das Laster unter dem Schatten der christlichen Kirche wuchern kann?

Wir könnten die Rechnung noch weiter fortsetzen; aber wenn wir schließlich auch herausrechnen, daß doch die Nationen ohne Christentum schlimmer daran sind als die christlichen und daß

---

vereins am 7. Juni dieses Jahres gehaltene Rede. Ihr Inhalt scheint uns geeignet, das vielen Gebildeten, auch unter den christlich interessirten, oft in wahrhaft verblüffendem Maße noch mangelnde Verständnis für die Arbeit der Heidenmission zu wecken und zu fördern; ihre Form aber abzustreifen, war nicht ohne Verletzung und Verkümmerung der innern Gedankenentwicklung möglich. D H

doch die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, auch jene zum Verständnis unsrer Religion zu führen, so wäre gleichwohl eine Missionsbegeisterung, die auf solches peinliche Berechnen sich gründen wollte, in sich gebrochen; wollten wir aber in einen Eifer uns hineinsteigern, ohne dies klare Urteil: „Sie sind verschmachtet und zerstreut“ unter den Füßen zu haben, so wäre unser Eifer nicht bloß unklar, sondern innerlich unwahr, und jede Unwahrheit nagt wie ein Wurm an dem Werke, in welches sie gemengt ist. Aber wo finden wir das sichere und klare Urteil? —

Bei Christus ist offenbar eine sichere Ueberzeugung davon, daß sie in der That alle verschmachtet und zerstreut waren, die Quelle des Erbarmens gewesen. Aber was giebt ihm die Klarheit des Urteils? Er hat nicht etwa ein größeres Gebiet überschaut als wir, sondern er hat nur helleren Auges das durchschaut, was vor ihm lag. Woher aber das hellere Auge? Von dem, was in ihm selbst war. Er kannte den Vater als seinen Vater und wußte, daß er in des Vaters Liebe stehe, und war selig in dieser Liebe; er kannte den Vater auch als der Verschmachteten Vater, der sie selig machen möchte in seinem Reiche; er wußte, welche Seligkeit er ihnen mit dem Gottesreiche zu bringen habe. Und daher der Schmerz: ach, daß ihr noch fern seid! Daher das klare Urteil: es fehlt ihnen, was ihnen Frieden giebt; „sie sind verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“ — In unserm Herzen redet aber Gott nicht, wie er in Christi Herzen geredet hat: wie soll uns jene innere Gewißheit kommen, die zu diesem Urteil treibt? Freilich nicht aus einer Offenbarung Gottes in uns, aber aus dem Glauben an den Heiland Jesus Christus. Das Urteil: „Ohne Christum sind sie verschmachtet und zerstreut“ ist ein Glaubensurteil. Allzuoft wird dies verkannt. Den Thatsachen, die man kalt berechnend beobachtet, glaubt man dasselbe entlocken zu können; aber vergebens. Im persönlichen Vertrauen zu Christus, unserm eignen Heiland, muß es uns gewiß werden, daß wir selbst nur bei ihm das Eine finden, was not ist, das ewige Leben, das Himmelreich; im Glauben müssen wir uns überzeugen, daß wir selbst ohne Christum friedlos sind, bei ihm den Gottesfrieden haben, welchen die Welt nicht geben kann. Erst daraus stammt die Sicherheit des Urteils: sie sind verschmachtet und zerstreut.

Dieses Urteil ist scharf und doch zugleich mild. Mild, denn es fließt aus dem Glauben an den Herrn, welcher das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und das glimmende Docht nicht auslöschen wollte. Es zwingt uns nicht, die Gottesgaben zu leugnen, welche den Heiden gegeben sind, oder die Treue gering zu achten, die manche Heiden in der Verwaltung derselben erzeigt haben; es bleibt dem Gefühl der Beschämung Raum, welches der Anblick solcher Treue im Kleinen uns erweckt. Und doch ist jenes Urteil, das aus dem Glauben stammt, scharf und entschieden: Was auch an Gottesgaben den Heiden zugeteilt ist, es ist nicht das Vollkommene; was sie auch mit Hilfe derselben erreichen, es ist noch nicht das Eine, was not thut, noch nicht der Besitz des ewigen Lebens. Auch ihre Propheten hat ihnen Gott nicht gesandt, daß sie bei ihnen das Vollkommene fänden, sondern daß sie nach demselben hungern und dürsten lernten; hatten doch selbst Israels Propheten nur die Aufgabe, dem Vollkommenen die Bahn zu bereiten. Aber schärfer noch lautet das Urteil, wenn wir bedenken, daß die Völker durch Sünde und Schuld auch das noch entstellt oder verschleudert haben, was ihnen Gott zugeteilt hat; wie viel weniger können sie darin den Frieden finden! Das Urteil, welches die Schuld der Menschen richtet, muß freilich mit den Heiden auch die Christen treffen, ja sie noch mehr! Wohl hat erst der Glaube, der selbst Christum gefunden hat, ein offnes Auge für die Segnungen, welche für die Christenheit aus dem Evangelium fließen; aber er allein ermißt auch die ganze Größe der Schuld, welche der Größe der vollkommenen Gabe entspricht, und richtet die Veruntreuung des Evangeliums, nicht zwar an den Einzelnen, aber an der ganzen Christenheit. Der Glaube aber läßt durch solche Erkenntnis der Schuld, welche den Segen des Evangeliums hemmt, sein Urteil sich nicht verwirren; es bleibt ihm klar und sicher: die Christenheit hat in dem Evangelium von Christo den Weg zum ewigen Leben, und wo es angenommen wird, hat alles Verschmachtet- und Zerstreutsein ein Ende; nur wo dies Evangelium keinen Eingang findet, da ist auch innerhalb der Christenheit alsbald ein verschmachtetes und zerstreutes Volk. Die Heiden dagegen kennen den Heiland nicht und wissen den Weg des Friedens nicht, darum gilt über sie alle das Wort: Sie sind verschmachtet und zerstreut, wie die Schafe, die keinen Hirten haben. —

Wenn aber der Glaube, der den vollkommenen Frieden durch Christum gefunden hat, dies Urteil fällt, sollte er ohne inniges Mitleid es aussprechen können? „Da er das Volk sahe, jammerte ihn desselbigen, daß sie verschmachtet und zerstreut waren.“ So unser Meister. Mit dem, was sie bei ihm haben könnten, vergleicht er den Zustand der Volksmassen; und daher die mitleidsvolle Klage: „Ach, daß du bedächtest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient.“ Das ist das göttliche Mitleid, welches nicht selbst unselig mit den Unseligen trauert, nicht ohnmächtig die Ohnmächtigen beklagt, sondern welches aus der Fülle des göttlichen Friedens der Friedlosen sich erbarmt. Auch die Mission bedarf dieses göttliche Mitleid, welches durch Christi Sünderliebe in den Gläubigen entzündet wird. Man geht nicht selten darauf aus, zur Belebung des Missionsinteresses ein weichliches Mitleid mit dem Unglück der Heiden zu erregen; man meint Missionsfreunde gewonnen zu haben, wenn erregbare Seelen ob der Not der Heiden von Rührung erfaßt werden, ohne doch von dem Bewußtsein dessen, was ihnen fehlt, durchdrungen zu sein. Aber solches Erbarmen ist nur menschlich, nicht göttlich; es fehlt ihm die Kraft der Begeisterung, der Mut des Glaubens.

Lasset dagegen das göttliche Mitleid in der Kühnheit seines Hoffens zu uns reden! „Da — als er das verschmachtete und zerstreute Volk sah — sprach er zu seinen Jüngern: die Ernte ist groß!“ Auf dem Acker des Elends und der Sünde reift die Gottesernte! Ists nicht allzu hochfliegende Schwärmerei? Ist solches Hoffen nicht ein Widersinn? Doch der Glaube erkennt darin nur den seligen Widersinn, der in dem ganzen Evangelium lebt: den Armen, den Sündern das Himmelreich! Wir haben es für uns selbst geglaubt und erkannt, daß die vergebende Gottesgnade uns Sünder gesucht und gefunden hat. Darum verstehen wir des Heilands Wort: „Die Ernte ist groß“; darum stimmen wir ein in des Apostels ungeheures Wort: „Wo die Sünde mächtig worden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger worden,“ und „Gott hat alles beschlossen unter dem Unglauben, auf daß er sich aller erbarme.“ Darum so hören wir auch, wo Sünde und Elend ist, den Ruf der Sehnsucht nach dem Evangelium. Wo wir aber in der Heidenwelt etwas menschlich Edles und Großes erwachsen sehen, hören wir dieselbe Sehnsucht zu uns sprechen. An uns selbst haben wir es erfahren, daß alles wahrhaft Menschliche in dem Glauben nicht seinen Untergang, sondern seine rechte Weihe gefunden hat. Darum sind wir gewiß: was die Völker an wahrem geistigem Besitz errungen haben, wartet nur darauf, durch das Evangelium seine Vollendung zu finden; wie es von Gott stammt, so sehnt es sich aus der Fremde nach der Heimat, nach der Heimat in Gottes Reich. Die Ernte ist groß!

„Aber wenig sind der Arbeiter!“ O bittere Wahrheit! — Was predigt sie uns? — Nun: umso eifriger hinaus! verdoppelt eure Kräfte! werbet neue Arbeiter! — Doch nein; ein andres Wort hat der Herr für uns: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ — Meister, warum? Was hemmst du den eilenden Fuß? Ist das Bitten nicht Zeitverlust? Ists nicht genug, zu arbeiten und im übrigen den Herrn eben sorgen zu lassen? — Doch das Wort: „Bittet den Herrn der Ernte!“ steht so groß und klar vor uns, daß das Warum des Widerspruchs in das Warum des demütigen Forschens sich uns verwandelt: Warum sollen wir bitten?

Solches Forschen wird die Antwort gewinnen: Damit wir echte Arbeiter des Herrn werden! Ein rechter brauchbarer Arbeiter eines Herrn ist der Arbeiter, welcher von seinem Herrn in allen Stücken abhängig sein will und doch selbständig dasteht. Zu solcher Abhängigkeit und Selbständigkeit soll eben das Bitten uns erziehen.

„Bittet den Herrn der Ernte!“ Wie beugt uns dieses Wort unter den Herrn! Gar leicht entsteht bei einem recht

Mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. (1797) kehrte die Kirchenpolitik Preußens zu den Grundsätzen früherer Zeiten zurück. Wöllner wurde bereits 1798 entlassen.

Das Wöllnersche Edikt hat die Aufklärung nicht überwinden können; die Reaktionszeit, welche es bezeichnet, war eine Episode, ohne irgend Eindrücke zu hinterlassen, ohne irgend welche positive Geistesbewegung hervorzurufen. Wohl mochte in der Folgezeit manchem das kirchliche Leben erscheinen als des Geisteshauches von oben völlig entbehrend. Die Freiheitskriege haben bewiesen, daß große Ereignisse schlummernde Kräfte wecken können, auch dort, wo nur Tod zu herrschen scheint. —

Ob wohl die Gegenwart aus der Geschichte des Wöllnerschen Religionsedikts etwas zu lernen vermag? C M

Das Ablaßwesen in der katholischen Kirche der Gegenwart

Uebersicht: 1. Drei Irrtümer. 2. Die Bedeutung des Ablasses. 3. Die Mittel, ihn zu erwerben: kirchliche Leistungen. 4. Fortsetzung: Der Besitz heiliger Gegenstände. 5. Schluß

Vorbemerkung. Die Berliner Germania hat sich die Mühe gemacht, einen Vortrag, den Schreiber dieser Zeilen über obiges Thema im Februar d. J. zu Lübeck gehalten, nachstenographiren zu lassen, und hat neuerdings größere Stücke aus demselben in Nr. 139—143 in fünf Aufsätzen abgedruckt, sie mit Randglossen allerlei Art begleitend. Sie bietet uns dadurch Gelegenheit, bei der Wiedergabe des wesentlichen Inhalts jenes Vortrages zugleich ihre Gegenrede berücksichtigen, ihre Einwendungen beleuchten zu können.

1. Drei Irrtümer

Dem Namen nach gehören Ablaßlehre und Ablaßpraxis zu den dem evangelischen Christen bekanntesten Stücken des römischen Christentums. Knüpft doch an den Ablaßhandel, genauer an den Protest des christlichen Gewissens wider denselben die gesegnete Reformation der deutschen Christenheit an. Der Ablaß ists gewesen, der Luther aus dem stillen Leben seines Klosters hinaus auf den Kampfplatz geführt hat. Keines katholischen Theologen Name ist auch der evangelischen Schuljugend so bekannt und berüchtigt zugleich, wie der des Ablaßpredigers Tetzel.*) Daß mit dem Namen Ablaß einer der empfindlichsten Schäden des mittelalterlichen Kirchentums bezeichnet sei, das ist uns allen bewußt. Und doch wie wenig ist über die Sache selbst, über die Bedeutung dieser Institution auch noch für den Katholizismus der Gegenwart unter uns wirklich bekannt! Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich besonders drei Irrtümer als unter uns noch weit verbreitet bezeichne. Zunächst einen Irrtum, der die Lehre selbst betrifft, als wenn nämlich Ablaß dasselbe wäre mit Vergebung der Sünden. Zum andern die Vorstellung, als wenn das Charakteristische am Ablaß dies wäre, daß er gekauft, mit Geld erworben würde, daß man einen Handel mit ihm triebe. Zum dritten die Annahme, als gehöre der Ablaß wesentlich vergangenen Zeiten in der römischen Kirche an, bilde aber in dem gegenwärtigen Katholizismus überhaupt keinen, oder doch nur einen ganz untergeordneten Faktor des religiösen Lebens.

*) Die Berliner Germania hat kürzlich wieder versucht (1887, Nr. 299), Tetzel weiß zu waschen und dabei gegen die protestantischen „Geschichtslügen" sich zu ereifern. Wir sind nicht in der Lage, den dort von ihr gescholtenen Artikel von H. Mertz über Tetzel in allen Punkten zu rechtfertigen, da er Legende und Geschichte nicht scharf genug geschieden hat. Aber das Weißwaschen, das die Germania dort übt, bleibt doch vergebliches Bemühen. Selbst wenn die Innsbrucker Ehebruchsaffäre nicht wahr wäre — wir haben jedoch einen bessern Zeugen für dieselbe, als die Gelehrten der Germania anführen, nämlich Luther selbst, der da erzählt, Kurfürst Friedrich habe Tetzel bei Beginn des Ablaßstreites an dieses böse Stück seiner Vergangenheit erinnern lassen —, so blieben die Görlitzer Annalen von 1509 mit ihren Klagen über seinen Lebenswandel und die Anklage des päpstlichen Unterhändlers Miltitz wider ihn, daß er Ablaßgeld „gestohlen und unnützt" habe; wie schlecht er sein Cölibatsgelübde gehalten, ist bekanntlich in demselben Schriftstücke auch deutlich zu lesen. Als einen Trumpf spielt die Germania Tetzels Wort aus: „Keiner verdient Ablaß, er sei denn in wahrhaftiger Reue"; sie hätte nur den lehrreichen Satz seiner Frankfurter Thesen (I, Satz 30) hinzufügen sollen, nach welchem auch schon ein Minimum von Reue (minima contritio) am Lebensende zur Sündenvergebung und zur Verwandlung der ewigen Strafen in zeitliche ausreichend ist.

Was das erste anbetrifft, die Ablaßlehre selbst, so befindet sich die katholische Kirche unleugbar im Rechte, wenn sie es in unsern Tagen beständig als ein protestantisches Mißverständnis, als eine falsche Anschuldigung, oder wie noch neulich die Germania der Kreuzzeitung gegenüber sich ausdrückte, als eine „Beleidigung" ihrer Kirche bezeichnet, daß evangelischerseits so häufig Ablaß und Sündenvergebung einander gleichgesetzt werden. Freilich haben mittelalterliche Päpste in zweideutigem Ausdruck von einem „Erlaß der Sünden" (venia peccatorum) im Ablaß geredet und auch die Päpste unsrer Tage bedienen sich ungenirt der gleichen Ausdrucksweise. Sicherlich ist auch im katholischen Volke des Mittelalters die Meinung verbreitet gewesen, als erwerbe man hier Sündenvergebung, und wir glauben gern, was ein kundiger Korrespondent der Kreuzzeitung meldet, daß der gemeine Mann in Süditalien auch heute noch der Meinung ist, daß es sich um dieses Gut im Ablaß handle. Ja noch mehr: es hat auch katholische Theologen gegeben, z. B. den Augustiner Johann Paltz, welche wenigstens gewisse Formen des Ablasses (die Ablässe in forma jubilaei) auch auf die Tilgung der Sündenschuld bezogen haben. Trotz alledem kann angesichts der offiziellen Lehre der katholischen Kirche darüber gar kein Zweifel bestehen, daß Rom diese Anschauung bekämpft und den Ablaß nur auf die zeitlichen Sündenstrafen bezieht, die nach ihrer Lehre von der Absolution gerade dann noch übrig bleiben, wenn der Priester als Stellvertreter Gottes von der Schuld der Sünde absolvirt hat. Besonders seitdem im vorigen Jahrhunderte Papst Benedikt XIV. den bedeutsamen Schritt gethan, alle ältern Ablässe, welche auf Schuld und Strafe (de culpa et poena) lauteten, für unecht zu erklären und dadurch aus der Praxis der Kirche auszuschließen, kann in Bezug auf die Lehre ein Zweifel nicht mehr aufkommen. Wenn in der Kreuzzeitung (vom 11. März d. J.) gleichwohl wieder die Beweisführung versucht ist, daß der Ablaß auch heutigen Tages auf die Sündenschuld bezogen werde, so halte ich diesen Nachweis für mißglückt. Es ist zu bedenken, daß in der römischen Kirchensprache mit peccata (Sünden) thatsächlich auch die Sündenstrafen bezeichnet werden, daß ferner der „vollkommene Ablaß" in den meisten Fällen an die Bedingung geknüpft wird, daß der Empfänger zuvor dem Priester beichten müsse. Somit schwinden bei einem vollkommenen Ablaß allerdings Sündenschuld und Sündenstrafen zugleich, aber erstere durch die Absolution des Priesters und nur die letztere kraft des Ablasses. Rom soll sich aber nicht wundern, daß jenes Mißverständnis seiner Ablaßlehre schier unausrottbar ist*); es ist selber daran schuld durch seinen so mißverständlichen Sprachgebrauch.

Als zweiten Irrtum bezeichnete ich die Meinung, als wenn es für den Ablaß wesentlich sei, daß er für Geld käuflich ist. Als am Ende der Reformationszeit der Wiederaufbau der katholischen Kirche im Tridentinischen Konzil unternommen wurde, hat man sich dort entschlossen, mit der bisherigen Ablaßpraxis gründlich zu brechen. Denn die Ernennung besondrer Ablaßhändler oder Ablaßprediger ist dort endgiltig beseitigt worden. Ein Tetzel dürfte heutigen Tages nicht mehr von Stadt zu Stadt ziehen und seine Ware marktschreierisch feilbieten. Und wie die Berufung besondrer Ablaßhändler verboten ist, so auch die beliebte Praxis der mittelalterlichen Päpste, die Ablaßgnade selbst an eine besondre Geldspende zu binden. Für Geld ist er heutigen Tages niemandem mehr feil. Zwar nimmt auch das heutige Rom noch manches Stück Geld ein für die Gewährung von Ablaßprivilegien. Doch ist diese Einnahme nur als Kanzleigebühr zu betrachten, die für die Ausfertigung der betreffenden Schriftstücke erhoben wird, aber nicht als der Preis, für welchen Ablaß selbst von den Gläubigen gewonnen wird. Freilich haben es römische Theologen auch für die vergangenen

*) Auch der Berliner Evangelisch-kirchliche Anzeiger vom 9. März wendet sich in einem Artikel „Der moderne Ablaß" gegen den von uns vertretenen Standpunkt. Die Ablaßlehre des berüchtigten Tetzel sei ja bisher durch keinen römischen Stuhlspruch getadelt oder verleugnet worden. Allerdings nicht; aber eben Tetzel hat, wo er theologisch vom Ablaß handelt, ganz korrekt römisch gelehrt, daß der Ablaß es mit den nach Beichte und Absolution restirenden Sündenstrafen zu thun habe. (Vgl. Luthers Werke, Erl. Ausgabe, opp. var. arg. I, S. 297, These 11).

Zeiten in Abrede gestellt, daß überhaupt jemals Ablaß verkauft worden sei; stets sei er von der Milde der Kirche geschenkt worden, nur daß dies Geschenk an gewisse Bedingungen geknüpft worden sei. So sei also auch jene Geldzahlung nie als Kaufpreis, sondern stets nur als Bedingung für die Erlangung der Ablaßgnade gemeint gewesen. Sicherlich hat eine solche Unterscheidung an sich ihr gutes Recht; bezeichnen doch auch wir etwa den Glauben als Bedingung für die Teilnahme am Heil und darum doch nicht als den Preis, für welchen das Heil käuflich sei. Nur erweist sich diese Unterscheidung gerade einer Geldzahlung gegenüber als praktisch völlig wertlos; für das Urteil des Volkes würde diese Unterscheidung ebenso hinfällig sein, als wenn ein Kaufmann erklären wollte: ich verkaufe meine Waren nicht mehr, sondern ich verschenke sie, aber nur an diejenigen, welche die Bedingung erfüllen, daß sie das von mir geforderte Geld dafür erlegen. Ob wohl derjenige, der sich unter solcher „Bedingung" Waren „schenken" ließe, nicht doch auf den Gedanken kommen würde, er habe sie gekauft?*) Aber wie gesagt, wir können feststellen, daß die römische Kirche angesichts der Anklagen, welche in den Tagen der Reformation gegen ihren Ablaßhandel erhoben worden waren, diese Reform ihres Ablaßwesens vollzogen hat.

Somit bedarf nach diesen zwei Seiten unser landläufiges Urteil über den Ablaß einer Korrektur. Aber nicht minder bedarf nun auch die Anschauung einer Berichtigung, als spiele der Ablaß selbst nur noch eine ganz untergeordnete Rolle im katholischen Christentum. Wie weit verbreitet diese Meinung unter uns ist, das können wir dem Staunen entnehmen, welches wohl dann und wann einen evangelischen Reisenden befällt, der in rein katholischer Gegend an einer Kirchthür irgend einen Ablaß angeschlagen liest. Und immer wieder können wir uns von dieser Unkenntnis**) in unsern Kreisen über die faktischen Zustände in der katholischen Christenheit dadurch überzeugen, daß dann und wann einmal, so jüngst wieder bei dem Papstjubiläum, durch unsre evangelische Presse die Notiz wandert: man denke und staune, bei dieser Gelegenheit ist sogar wieder den Gläubigen Ablaß verheißen worden! Unsre Presse registrirt das von Zeit zu Zeit als etwas Außerordentliches und Befremdliches. Man ahnt offenbar gar nicht, daß dies so wenig etwas Außerordentliches ist, daß vielmehr der Katholizismus unsrer Tage in allen seinen Frömmigkeitsregungen unter der Einwirkung der Ablaßlehre steht. Der Ablaß spielt in der Praxis des römischen Christentums eine geradezu beherrschende Rolle; er umgiebt das religiöse Leben des einzelnen Katholiken auf Schritt und Tritt; wie ein Sauerteig durchdringt er alle Aeußerungen römischer Frömmigkeit. Den Nachweis hierfür wollen die nachfolgenden Artikel zu erbringen suchen. Dabei muß als selbstverständlich vorweg die Erklärung gestellt werden, daß es bei uns in Deutschland unzweifelhaft zahlreiche fromme Katholiken giebt, deren religiöses Leben von dem System des Ablasses und seinen Wirkungen mehr oder weniger unberührt geblieben ist. Um diese einzelnen kann es sich aber bei der nachfolgenden Darstellung nicht handeln, sondern nur um die Frömmigkeit, zu welcher das römische System anleitet und auch in der Gegenwart die Massen zu erziehen bemüht ist. G K

*) Den Einwendungen der Germania will ich in der Kürze antworten durch zwei Zitate aus Ablaßschriften vom Ende des Mittelalters. In einem Traktat über das „güldne Jahr" (handschriftlich auf dem Archiv zu Zerbst) heißt es, Gott schicke uns im Jubelablaß das vollkommne Verdienst des Blutes und Leidens Christi, daß wir „für eine kleine Ausgabe, bei der wir doch unsern Leib und unser meistes Gut behalten können, das Verdienst des Schächers und S. Mariä Magdalenä wieder bekommen können." Und als dem Ablaßprediger Paltz der Einwand gemacht wurde, man wisse ja gar nicht einmal, ob der Papst das Ablaßgeld der Christen auch gut, zu frommem Zwecke anwende, erwiederte er: das gehe die Christen gar nichts an; kümmere man sich etwa auch darum, was der Kaufmann mit dem Gelde anfange, für welches er uns seine Ware verkauft habe? Genug, wenn man nur gute Ware eingehandelt habe! (Vgl. Kolde, Augustinerkongregation S. 191.)

**) Die Germania hat ihre besondre Freude an diesem „merkwürdigen Geständnis," daß man sich in evangelischen Kreisen so wenig über katholische Dinge orientirt zeige. Wir reden, wie der Germania bekannt ist, von den Zuständen im Norden und Osten Deutschlands; als eine seltsame Dreistigkeit muß es daher gelten, wenn das katholische Blatt ausruft: „Wie ist denn eine solche Unkenntnis möglich, da sie doch inmitten der Katholiken leben!" Ich meine, die Germania sollte sich freuen, daß Rom und römische Art noch bei so vielen Protestanten so unbekannt sind; ein guter Teil der ultramontanen Erfolge in den letzten Jahren ist ja gerade aus diesem Grunde möglich gewesen. Die, welche „inmitten der Katholiken" leben müssen, pflegen allerdings Rom gründlich kennen zu lernen.

Ein Waldfest

Bei dem bevorstehenden 25. Kongreß für innere Mission zu Kassel wird auch über Sonntagsfeier und Sonntagserholungen gesprochen werden, eine Sache, die jeden Christen und Volksfreund herzlich bewegen muß. Im vorigen Jahrgange dieses Blattes ist auch mehrfach davon die Rede gewesen: vgl. Nr. 39 und besonders Nr. 43 „Bessere Sonntagsfreuden für unser Volk!" Nun haben wir lange schon, in der Meinung, daß der beste Lehrmeister immer das gute Beispiel sei und bleibe, unsern Lesern den Bericht von einem „christlichen Waldfest" mitteilen wollen, das im vergangenen Herbst im sächsisch-schönburgischen Ländchen stattgefunden hat. Es wird noch nicht zu spät dazu sein.

Sonntag, den 11. September war es. In Nebel gehüllt stand die Sonne am Morgen; Regenschauer fielen zur Erde; dann wieder wurde es hell und sonnig, und wieder kam eine trübe Wolke gezogen, aber wieder brach die Sonne durch. Und viele, viele hofften vom Wetter das Beste. Als die erste Nachmittagsstunde vorüber war, da begann ein Wallfahrten von nah und fern, von Stadt und Land, aus Nord und Süd hinaus nach dem Wald; immer dichter kamen die Haufen gezogen, Mann und Frau, Eltern und Kinder, Lehrer und Schüler: aller Ziel war der Kiefernberg, ein im fürstlichen Oberwalde bei Hohenstein gelegenes Plateau.

Ein christliches Waldfest war angesagt; eine fröhliche Feier des Sonntagnachmittags sollte es werden, in Gottes freier Natur, in des Waldes Grün. Hatte man vorher durch Zeitungsnotizen davon gehört, so waren dann einem jeden Hause in den sechs beteiligten Parochien Hohenstein, Ernstthal, Oberlungwitz, Gersdorf, Langenberg und Langenchursdorf Einladung und Programm zugegangen, und die rege Beteiligung zeigt, wie freudig dieses Fest begrüßt worden ist, zeigt, wie doch noch Tausende und Tausende in unsrer Zeit einem guten Worte zugänglich sind und wie gern sie einer rechten christlichen Fröhlichkeit am Tage des Herrn sich hingeben.

Der Regen hatte den Boden des Waldes nur wenig getroffen, und so lagerten sich die Ankommenden oder benutzten die gefällten Baumstämme zu Sitzplätzen, andre wieder zogen es vor, gleich den Bäumen des Waldes zu stehen. Wir können nicht anders sagen, der Platz war glücklich gewählt: im Angesichte der Kanzel die hochragende Langenberger Höhe, im Rücken der dichte Wald mit seinem weiten, grünen Dach, zur Seite der bewaldete Abhang. Mit Fichtenreisern war die Kanzel geschmückt; daneben war die Flagge aufgehißt.

Ein Trompetensignal gab pünktlich ½3 Uhr das Zeichen zum Beginne. Mit dem Liede „Lobe den Herrn, o meine Seele" wurde das Fest eröffnet. Herr Pastor Z. aus H. hielt die Eingangsansprache: Der Wald, ein Bild und Gleichnis. Mit frischen, freudigen Worten malte er die Schönheit und Majestät des Waldes, wies hin auf seinen mannichfachen Nutzen und Wert im Haushalte der Natur, pries die Ungebundenheit, der wir uns in demselben ergeben können, und schilderte nach verschiedenen Seiten, wie der Wald im ganzen und die Bäume im einzelnen Bild und Gleichnis unsers menschlichen Lebens sind, und manch einer hat da aussprechen gehört, was er oft genug selber schon, noch unbewußt, gefühlt hat bei seinen Gängen im Walde. Das alte, schöne, geistliche Lied aus dem zwölften Jahrhundert: „Schönster Herr Jesu, Herrscher aller Erden" leitete über zur zweiten Ansprache. Herr Pastor M. aus E. zeigte, wie die Heiden in ihren Wäldern ihren Göttern gedient und geopfert und doch den rechten, einen Gott nicht erkannt haben, und schilderte im einzelnen das Leben und Treiben in jenen Wäldern, die unsern heidnischen Vorfahren heilig gewesen sind, in dem der Göttin Hertha auf der Insel Rügen, der noch heute mit seinen herrlichen Buchen den dunkeln Herthasee einrahmt, und dem heiligen Walde der Semnonen zwischen Elbe und Oder.

Den damit aufgenommenen Faden der Geschichte führte hierauf Herr Pastor N. aus L. weiter, in gebundener Rede, in anschaulichen Zügen erzählend, wann und wie die heute das Fest feiernden Ortschaften ringsum nach einander entstanden sind. Wir lassen diese gereimte Chronik im Wortlaute hier folgen:

Was sich vor Zeiten in unsern Wäldern begeben hat.

Kommt, laßt mich euch führen in alte Zeit! Wir wollen die alten Väter besuchen, die keiner mehr kennt, die keiner mehr nennt, die vor Jahrhunderten schon weinende Kinder zu Grabe trugen. Wie war da der Wald so weit, so weit! Wo der Ackersmann heute führet den Pflug, der Boden einst uralte Tannen trug. Wo die Räder jetzt rollen, die Hämmer schlagen, vor Zeiten stille Wipfel ragen. Wo die Menschen jetzt eilen geschäftig und müd, sang einst der Waldvogel sein einsames Lied. Wo das Dampfroß jetzt tosend eilet herein, floß damals ein plätscherndes Waldbächlein, und die Bachstelze tauchte den Schnabel hinein, und die Welle spielte von Stein zu Stein.

Herauf vom Rochlitzer Bergesabhang, die Mulde entlang, das Thal heran, auf der Höhe dann, und drüben, wo die Goldbach quillt, und wo das Wasser der Lungwitz schwillt, standen Kiefern, die nie eine Hand berührt, Fichten, die nie eine Axt verspürt. Der einzige Holzbrecher war damals der Wind; er knickte und knackte, er stürmte und brach, bis die morsche Eiche am Boden lag. Dann kamen die Käfer und zogen ein und machten ganz langsam das Holz sich klein. Und wo eine Höhle, ein Loch im Wald, zur Winterszeit der Wölfe schreckliches Heulen erschallt: dann bebte der Hirsch, dann scheute das Reh — sie flohen eilends durch Wald und Schnee.

Horch, horch! es schallt, es tönt im Wald. Wer ist wohl da? Menschen sind nah, die ersten, die in dies Thal sich wagen, wollen Bäume schlagen. Sie tragen sich Kraftholz aus dem Dickicht heraus und bauen ein Haus und ziehen hinein. Wer mag es sein? Es ist der lange Konrad, weiß nicht woher, und mit ihm zwanzig Leute oder mehr. Und als ein paar hölzerne Hütten standen, sie es stolz Langenkonradsdorf nannten, das, was man jetzt Langenchursdorf schreibt — und weil gern der Mensch beim Menschen bleibt, so wohnten bald ein paar hundert dort und bauten nach oben und unten fort. Wer weiß, wanns gewesen — ich hab' es in keinem alten Buch können lesen —, da zog am Waldbächlein nach oben ein Mann zu dem Buchenhain mit den vielen Falken droben. Er ward der Begründer vom Falkener Ort und wohnte mit Kind und Kegel dort. Aber auch er ist nicht der Höchste geblieben; es habens andre noch höher getrieben. Sie ließen sich nieder am langen Berg, weil da so fröhlich singet die Lerch', weil da die Luft so reine weht und das Aug' in blaue Fernen geht. Es mag dies ums Jahr 1400 gewesen sein. Wer's besser weiß, der sag' es fein! Doch denkt nicht, daß es Paläste gewesen, die sich die Vorväter zur Wohnung erlesen: von Binsenstroh ein schlechtes Dach, von Lehm und Brettern ein Verschlag, als Sofa diente der Hackeblock, mit den Kindern spielte der Ziegenbock. Den Küchenzettel zu behalten, das machte wenig Sorgenfalten; es gab keinen Kaffee und auch keinen Reis, keine Kartoffeln und auch noch kein Weizenmehl weiß: Schwarz Brot, frisch Wasser, Milch und Salz, gesunde Kinder — Gott erhalts!

Und drüben fings an der Lungwitz an: wo die Straße von Chemnitz nach Zwickau sich lenkt, wo der Fuhrmann vor alters im Bache die Pferde tränkt, da kommen sie alle Mann für Mann und bauen links und bauen rechts und loben das Land, denn es ist nichts schlechts, und bauten ein Kirchlein mit viereckgem Turm, der nun schon getrotzet manchem Sturm, und hatten Weiber und hatten Kinder, und hatten viel Schafe und besaßen Rinder und trieben die Herden den Berg hinan, wo immer sie eine Waldwiese sahn. Und als sie so gingen am Berg auf- und niederwärts, fanden sie am Bergrand blinkendes Erz, ein wenig Kupfer, ein Körnlein Gold; dem waren die Menschen schon damals hold. Und als man das hörte, da kamen im Nu vom Harz und Freiberg Bergleute hinzu; sie nahmen ihr großes Lederschurzfell, schnäuzten ihre Berglampen hell, fuhren in den Berg hinein und gründeten dann Hohenstein. Das war erst spät, ob es euch auch wundert: es war ums Jahr Ein Tausend fünf Hundert. Und wollt ihr mich nach Ernstthal fragen, so will ich euch auch ein weniges sagen: es stand dort dichter Tannenwald, dunkle Bäume hoch und alt; da fing der Kaufmann Simon an, schlug Ficht und Tann und baute sich recht fröhlich an. Und weil Graf Ernst von Glauchau sich dem neuen Städtlein freundlich zugewandt, ward es Ernstthal genannt, und wenn wir noch zwei Jahre erleben, wird es in Ernstthal 200jährige Kirchweih geben.

Und nun, ihr Rußdorfer, komm ich zu euch. Ihr seid ein sehr alter Waldesort, liegt wohl schon 600 Jahre dort; denn nach dem Jahre 1300 gleich erkaufte schon Schloßchemnitz euer Gebiet und die Mönche von St. Jakobi und die Nonnen von St. Marie aßen eurer Vorväter Aepfel mit. Doch später, es war wohl 1550 und vier, da kamet ihr als Hochzeitsgeschenk und Unterpfand ans reiche Altenburger Land. Was aber soll ich euch Meinsdorfern sagen, wenn ihr mich wollt fragen? O, schauet doch zum Kapellenberg auf, da oben drauf war wohl dem frommen Meinhard ein Kirchlein gestellt, von dem das Meinhardsdorf seinen Namen erhält. Was aber den Pfaffenberg anbetrifft, so sagt eine Schrift, daß dort von Wüstenbrand die Pfaffen sich machten zu schaffen; denn es stand auch ein Waldkirchlein da, zu dem von fern und nah Männer und Weiber wallfahrten gingen mit Beten und Singen.

Ihr kennt auch das Bächlein, das frisch und munter läuft vom Pfaffenberg herunter, fließt beim David Wagner vorbei; es schwimmt darin manch Fischlein frei. Pechgraben nennen es die Leute und heute rinnt es durch Wald und Wiesen; aber vor Zeiten sah man es fließen durch ein Dorf, das nun verschwunden, von dem man nur einge Thürpfosten gefunden. Jäksdorf ward es genannt; im Husitenkrieg ward es verbrannt; es sank in Schutt und Trümmer für immer. Aber die Jäksdorfer Bauern zogen aus und bauten sich droben in Meinsdorf ein Haus, darum noch jetzt Meinsdorfer Felder liegen hinter dem Schutze dieser Wälder gerade beim Bade. Und als dann das alte Dorf längstens verschwunden, hat sich am Pechgraben ein Eisenhammerwerk befunden, drin schlug man das Erz ganz klein und klar so manches Jahr, bis auch dies von der Zeit zerbrochen, zerstreut. Wer mag es noch finden? Es ist dahinten. So vergeht Menschenwerk, so vergeht Eisenstärk; aber Berg und Wald und Flur sind geblieben, denn sie sind Gottes Natur.

Es hat mir auch ein Mann berichtt, vor Zeiten — wanns war, das weiß ich nicht — hätte hier in diesem Wald ein Räuber gehabt seinen Aufenthalt. Er soll erst sein ein armer Lehrer gewesen, und da er vielleicht nichts hatte zu trinken und essen, ward er ein Schrecken von Bürgern und Bauern, zerbrach Thüren und erstieg Mauern. Wer sagt, ob er nicht in der Eisenhöhle hier unten seine Wohnung gefunden?

Doch fort von des Räubers wilder Art zu einer reichen, uralten Kirchfahrt, nach Callenberg, wo in katholischer Zeit von weit und breit das arme, thörichte Volk kam gelaufen, um sich Ablaß zu kaufen; denn es war dort ein Brief des Papstes zu finden mit erlogener Vergebung der Sünden. Laßt uns Gott danken, daß wir frei sind von solcher Seelentyranei! Auch hab ich von Callenberg dieses gelesen: es ist 1568 gewesen, da lebten auf dem Callenberger Gute sechs Junker von bösem Gemüt und adligem Blute; es waren von Kauffungen die Brüder, die traten das Heilge mit Füßen darnieder, sie gingen ins Gotteshaus mit ihren Waffen und machten sich dort mit Kämpfen zu schaffen, und als ihnen der Pfarrer Bürkner dieses verbot, so wurden sie zornig, wütend und rot und schwuren dem armen Pastor den Tod: weil sein Wort sie thät verdrießen, wollten sie ihn auf der Kanzel erschießen. Der Pfarrer floh und starb in Böhmen, und weil sich die Junker des Bösen nicht wollten schämen, starben sie plötzlich durch göttlich Gericht, und ihre Sippschaft erhielt sich nicht.

Doch weiter! Da unten den Holzhäusern nah, was war denn da? Dort haben die Bauern von Spieldorf gesät, Rüben gesteckt und Hafer gemäht, und über sie stürmte der dreißigjährige Krieg daher, mit Schwert und Speer, mit Blut und Brand verheert er das Land. Damals ward die Kirche von Spieldorf dem Boden gleich, und die Glocke rostete zwei Jahrhunderte im Erdenreich, bis mit Unverstand ein Tier sie fand.

Von Spieldorf schaust du über den Berg ins Thal, ins Muldenthal, wo einst im tiefen Wald sich erhob eine Burg, die Waldenburg. Es ragte aus grünem Geäst empor ein grauschwarz Gemäuer, ein eisernes Thor, dahinter die Herren von Schönburg wohnten und thronten.

Je mehr aber wuchsen der Menschen Gebäude, desto mehr wich der Wald schüchtern zur Seite. Es sanken hier ein paar Acker und da ein paar Ruten; der Wald mußte wieder und wieder bluten. Je mehr Felder, desto weniger Wälder; je mehr Fabrikräume; desto weniger Bäume, je mehr Straßen, desto weniger Hasen.

Doch was uns vom alten Walde geblieben, wollen herzlich wir lieben. Wer sagt, wer im Wald hier vor Zeiten geweint, wie manche Mutter im Wald schon um Kinder gegreint? Wer sagt, wer hier im Walde schon alles gelacht über Sonnenlust und grüne Pracht? Die da weinten, die da lachten, die im Urwald Heimat machten, sind vergessen, sind begraben; doch der Wald steht noch erhaben, wird auch, wenn wir sind geschieden, rauschen noch in stillem Frieden, er wird noch reden zu Kind und Kindeskind, wenn durch die Zweige geht der Wind. Gott laß ihn fröhlich stehen, wir aber singen bald: O Thäler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald! —

Nach einer kurzen Pause, der Erfrischung gewidmet, begann es zwar zu regnen. Nur wenige von den über zweitausend Anwesenden hielten nicht aus; die übrigen alle blieben stehen und wollten noch mehr hören: mit den aufgespannten Schirmen glichen sie in der That den „Pilzen des Waldes." Anknüpfend an das eben gesungene Volkslied „O Thäler weit, o Höhen" führte nun Herr Diakonus T. aus H. aus, welche Bedeutung der Wald mit seinem tiefen Frieden und seiner Stille, mit seinem geheimnisvollen Dunkel, mit seinem Vogelgesang und Balsamduft in der Dichtung überhaupt, in Märchen und Sagen und im Volksliede im besondern hat, an einzelnen Liedern es aufzuweisen, wie Dichtermund gerade des Waldlebens Dolmetsch geworden ist. Mit voller Stimme sangen dann nun alle das alte, vielgesungene Lied von der Tanne: O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu sind deine Blätter.

Aus dem Buche der Dichtung führte dann Herr Pastor K. aus L. hinein in das Buch der Bücher, in die heilige Schrift. In sinniger Weise wurden die verschiedenen Bäume heiliger Schrift zusammengestellt, welche Gott der Herr gleichsam wie Schlagbäume auf dem Wege aufgestellt hat, den er mit dem Menschengeschlechte gegangen, vom Baume des Erkenntnisses Gutes und Böses im Paradies an bis zu dem dürren Kreuzesstamm, von dem all unser Heil ausgegangen, und dem „Holz des Lebens," das der Seher Johannes in der Offenbarung schaut; über sich hinaus, zum Himmel hin aber wollen sie alle weisen. Wie nun der Wald von seinem Schöpfer predigt, das führte Herr Pastor L. aus O. in der letzten Ansprache aus. Ja der Wald predigt gewaltig von dem allmächtigen, allweisen Gotte des ersten Artikels, dem Schöpfer Himmels und der Erde. Aber von dem Erlöser redet nicht der Wald, wie so viele es meinen, sondern nur die Offenbarung Gottes; darum eine Erbauung bloß aus und in dem Walde giebts nicht; der natürliche Tempel des Waldes will uns auch hineinführen in Gottes Haus, da Menschen kommen, anzubeten den Herrn im heiligen Schmucke.

Mit kurzem Gebete schloß dieser Vortrag, mit dem Liede „Danket dem Herrn" die ganze Feier. Heiter war wieder der Himmel geworden, und die helle Sonne leuchtete denen, die dankbar und fröhlich ihre Straße heimwärts zogen. Wills Gott, werden wir wieder einmal zu solch schönem Feste einladen. (Hohensteiner Tageblatt)*)

Geht hin und thut desgleichen! R

*) Eine Bemerkung kann ich nicht wohl unterdrücken. Warum mußten es lauter Pastoren sein, die da auftraten? Das frage ich nicht den Pastoren zur Unehre. Im Gegenteil: wie sie sich da verbunden haben, ihren Gemeinden eine reine Sonntagsfreude, eine wirkliche Erhebung über die Alltäglichkeit ihres Daseins zu bereiten, das ist jedes Lobes wert. Aber wenn man neuerdings in manchen Kreisen am liebsten die „Laien" möchte mit zur Predigt zulassen: hier, bei solchen freien Veranstaltungen für das Volk, wäre Gelegenheit übergenug für Laienkräfte, sich in den Dienst der Gemeinde zu stellen und die Gabe der Erbauung zu beweisen. Möchten nur recht lebendige Kräfte zu gemeinnützigem Wirken überall sich regen und den Pastoren nicht so viel überlassen bleiben!

Innere Mission und Verwandtes

(Evangelisch-kirchlicher Hilfsverein) Die viel besprochene Versammlung beim Grafen Waldersee am 28. November (vgl. Nr. 5 d. Bl.) und der Aufruf der 728 (vgl. Nr. 8) hat inzwischen den Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein zur Bekämpfung der religiös-sittlichen Notstände in den großen Städten als Frucht gezeitigt. Am 28. Mai beriet im Sitzungssaale des Reichstags — nach dem Berichte Stöckers „ein Reichsgottestag im Reichstag" — eine stattliche Versammlung von über 250 Männern aus Berlin, Preußen und dem ganzen Reiche die Satzungen des Vereins, nachdem die Vertreter der verschiednen Stadtmissionen über ihr Werk berichtet hatten. Den Höhepunkt der Sitzung bildete die Verlesung eines ungemein warmen und herzlichen Briefes unsrer nunmehrigen Kaiserin, welche das Protektorat übernommen hat. Wir behalten uns vor, in größerm Zusammenhange auf die neue Gründung eingehender zurückzukommen. Darüber kann kein Zweifel sein, daß von den Einberufern der Waldersee-versammlung etwas andres beabsichtigt gewesen ist als dieser Verein, und es steht zu befürchten, daß die Anstöße, welche man an der ersten Gestalt des Unternehmens gefunden, auf Kosten seiner Leistungsfähigkeit beseitigt worden sind. Immerhin gebührt allen denen Dank, welche, zum Teil unter großer Selbstverleugnung, dem halbgestrandeten Schiffe ins offne Fahrwasser geholfen haben: möge dasselbe nun dazu dienen, den großen Städten wirklich eine kräftige Handreichung zu thun! R

(Flugblatt in Sachen der Verpflegstationen) Der Zentralausschuß für innere Mission hat soeben ein Flugblatt von 12 Oktavseiten herausgegeben: Die Naturalverpflegungsstationen. Eine Bitte an Geistliche und Gemeindekirchenräte. Dasselbe kann durch die Redaktion d. Bl. unentgeltlich bezogen werden. R

(Sommerpflege armer Näherinnen) Der Frauenverein Edelweiß in Berlin ist heuer in der Lage, über zweihundert jener hilfsbedürftigen Mädchen in die Sommerfrische zu schicken. Dank auch denjenigen unsrer Leser, welche durch ihre Beiträge, noch mehr durch ihre Gastfreundschaft dazu geholfen haben. R

Römisches

(Ein Histörchen aus der Germania) Die Germania schreibt in ihrer Nummer 126, 2 vom 5. Juni d. J.: „Wie Franz v. Sickingen einen Juden in den Himmel beförderte. Dem Professor Gneist ins Tagebuch für künftige Festreden. Eines Tages fuhr Franz v. Sickingen, wie Audin (Geschichte Luthers 1. Bd. S. 305) erzählt, auf dem Maine von Frankfurt nach Mainz. Ein Jude kam in das Schiff; Franz fing mit ihm zu disputiren an, und als er ihn nicht besiegen konnte, faßte er ihn um den Leib und warf ihn in den Fluß; denn der Ritter Franz hatte eine außerordentliche Leibeskraft. Darauf begann ein Gespräch zwischen dem Juden und dem Ritter, der sein Opfer an den Haaren über Wasser hielt. »Bekenne Christus, oder du mußt einen Schluck thun.« »Ich bekenne ihn als meinen Erlöser, sprach der Jude; mein lieber Herr, thut mir nichts zu Leid!« »Sage, du wollest getauft werden,« rief der Ritter, und der Jude antwortete: »Ich will es im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.« Da gießt der Ritter Wasser über den Kopf des Juden und spricht die sakramentalen Worte: »Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!« Der arme Israelite raffte alle seine Kräfte zusammen und klammerte sich am Schiffe an, in der Hoffnung, der Augenblick seiner Befreiung sei gekommen; aber der Ritter schlug ihn mit dem Panzerhandschuh auf den Kopf und sprach: »So kommt er in den Himmel; wenn ich ihn aber aus dem Wasser zöge, hätte der Unglückliche wieder Zeit, Christum zu verleugnen und des Teufels zu werden.« Luther lobte bei diesem Anlaß den Eifer des Ritters Franz. Das war der Mann, der weder lesen noch schreiben konnte, und dem dennoch Luther seine Abhandlung von der Beichte widmete, die er auf der Wartburg geschrieben hatte. Das ist auch der Mann, den Professor Gneist kürzlich bei der Grundsteinlegung zum »Hutten-Sickingen«-Denkmal in seiner Festrede als einen Gegner der katholischen Geistlichkeit belobte. Dabei hat er wohlweislich »vergessen,« den »Bekehrungseifer« dieses Kumpanen an Beispielen wie dies obige seinen Zuhörern zu illustriren; vielleicht kommt das in einer spätern »Festrede.«"

So die Germania. Die Nachricht ist schön, aber die Quelle, aus der sie geschöpft ist, nicht minder. Am Ende der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts begab sich ein französischer katholischer Romantiker, Mr. Audin, daran, Biographien von Luther und Calvin dem katholischen Publikum vorzulegen, die darauf berechnet waren, in sensationeller Form die Reformation zu verunglimpfen und für die römischen Ideale Propaganda zu machen. Er trieb es aber so grob, daß seine Elaborate bald in Vergessenheit kamen, wenngleich ein deutscher Domdechant sie einer Uebersetzung ins Deutsche wert erachtete. Audins Bücher gehören zu denjenigen Geschichtswerken, bei denen auch eine große Bibliothek Bedenken trägt, ob sie ihr Geld für so wertlose Machwerke ausgeben soll. Auf die deutsche Lutherforschung hat der Audinsche Luther trotz der ruhmredigen Versicherungen des Verfassers, in umfassender Weise die Quellen benutzt zu haben, gar keinen Eindruck gemacht, sodaß Maurenbrecher in einem Aufsatze, der über die Lutherbiographen der verschiedensten Zeiten Revue hält, Mr. Audin nicht einmal der Erwähnung gewürdigt hat. Da die uns nächste große Bibliothek dieses Buch nicht besitzt, so sind wir nicht in der Lage, sofort das Germaniazitat nachzuschlagen und nach dem zu forschen, was dem Historiker das Wichtigste ist, nach der Quelle, aus der Audin seine Mitteilung geschöpft haben will. Wir müssen uns daher begnügen, für heute unsern Lesern zweierlei mitzuteilen, was vielleicht zur Würdigung des Germaniaartikels schon genügt.

Der französische Bibliograph Quérard in seinem Werke La Littérature française contemporaine (Paris 1840, S. 100) giebt dem Audinschen Luther folgende charakteristische Zensur mit auf den Weg: „Man lese das Werk des Herrn Audin mit großer Vorsicht; abgesehen davon, daß seine Schreibweise den Fehler seiner Zeit an sich trägt, »das romantische Genre,« so findet man daselbst Zitate der unanständigsten Art, sehr gewagte Urteile und die Mitteilung von Thatsachen, die von der Geschichte Lügen gestraft werden." Stellen wir daneben das Urteil der Berliner litterarischen Zeitung vom Jahre 1844, Nr. 104 über das Pendant zu Audins Luther, seine Biographie Calvins. Der sachkundige Rezensent, der sein Urteil durch Einzelnachweisungen hinreichend rechtfertigt, bezeichnet jenes Werk als ein „phantastisches, geschmack- und gewissenloses, die Wahrheit und das sittliche Gefühl mit frechem Uebermut verhöhnendes Machwerk." Es sei „in der neuesten französischen Litteratur — man bedenke, was das sagen will! — eins der schlechtesten und sinnlosesten" Bücher, „eine Frucht der rohesten romantischen Erfindungsgabe."

Diese Urteile von Sachverständigen werden es rechtfertigen, wenn wir an die Germania das Ersuchen richten: will sie mit uns über die Reformationsgeschichte streiten, dann möge sie mit respektabeln Gewährsmännern kommen und nicht mit Leuten von einem so zweifelhaften Renommee.

Aber weiter: die Germania erzählt uns, Luther habe bei der Nachricht von der angeblichen Rohheit Sickingens „den Eifer des Ritters Franz belobt." Wir wären besonders begierig, für diesen Teil ihres Geschichtleins den Zeugenbeweis kennen zu lernen, und fordern die Germania hiermit auf, ihn zu bringen! Der geschichtliche Luther hat ja bekanntlich gerade in dem Jahre des Todes Sickingens seine Stellung zum jüdischen Volke in einer Schrift ausgesprochen, für die nicht Herr Audin, sondern Luthers eigne Werke uns als Quelle zur Verfügung stehen. Es ist dies sein treffliches Büchlein „Daß JEsus Christus ein geborner Jude sei," welches er einem christgewordenen Juden zuschrieb mit der Bitte, dasselbe unter seinen Volksgenossen verteilen zu wollen, damit, „wie viele ihrer dazu verordnet sind, möchten berufen werden und zu ihrem Könige David kommen, daß er sie weide und errette." Setzen wir ein paar Worte aus dieser Schrift Luthers hierher, weil sie so trefflich seine damalige Stellung zum jüdischen Volke und zur Konversion desselben beleuchten. Er klagt: „Päpste, Bischöfe, Sophisten und Mönche haben bisher also mit den Juden gefahren, daß wer ein guter Christ wäre gewesen, hätte wohl mögen ein Jude werden: . . . sie haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen; . . . ich hoffe, wenn man mit den Juden freundlich handelt und aus der heiligen Schrift sie säuberlich unterweiset, es sollten ihrer viele rechte Christen werden. . . . Wenn die Apostel, die auch Juden waren, also hätten mit uns Heiden gehandelt, wie wir Heiden mit den Juden, es wäre nie kein Christ unter den Heiden worden. Haben sie denn mit uns Heiden so brüderlich gehandelt, so sollen wir wiederum brüderlich mit den Juden handeln. . . . Und wenn wir gleich hoch uns rühmen, so sind wir dennoch Heiden und die Juden von dem Geblüt Christi; wir sind Schwäger und Fremdlinge, sie sind Blutsfreunde, Vettern und Brüder unsers Herrn." Luther war sich dessen wohl bewußt, daß er mit so freundlichen Worten über das verachtete und gemißhandelte Volk seinen Zeitgenossen und sonderlich seinen römischen Gegnern einen neuen, großen Anstoß gab. Darum setzt er hinzu: „Ich bitte hiemit meine lieben Papisten, ob sie schier müde werden, mich einen Ketzer zu schelten, daß sie nun anfahen, mich einen Juden zu schelten."

Wohl wissen wir, daß der spätere Luther zum Teil auf Grund persönlicher böser Erfahrungen, die er in Wittenberg mit jüdischen Konvertiten gemacht hatte, zum Teil enttäuscht darüber, daß die anfangs von ihm bestimmt erwartete Erweckung des israelitischen Volkes zum Christentum ausblieb, zum Teil endlich aufgebracht durch den Anblick des wirtschaftlichen Schadens, den jüdischer Wucher dem Volksleben zufügte, sehr bittere, harte, auch ungerechte Worte gegen das jüdische Volk ausgestoßen hat. Ja wir kennen ein Diktum Luthers aus dem Jahre 1541, an welches man wohl durch jenen Artikel der Germania sich erinnert fühlt. Da schreibt Luther, eingedenk der bösen Erfahrung, die er mit Juden gemacht, die aus unlautern Motiven sich zur Taufe gemeldet und dann dem christlichen Namen Schande gemacht: „Wenn ich abermals einen frommen Juden überkomme zu taufen, so will ich ihn bald auf die Elbbrücke führen und einen Stein an den Hals hängen und in die Elbe werfen; denn die Schälke verspotten uns und unsre Religion." Es wäre wohl möglich, daß dieses echte Lutherwort den Anlaß gegeben hätte für jene Erzählung von Sickingens seltsamer Judentaufe und Luthers Wohlgefallen daran. Aber wir meinen, man braucht auch nur das echte Wort und die Erzählung der Germania mit einander zu vergleichen, um den grundverschiedenen Geist zu spüren, der in beiden sich regt. Wer solchen Unterschied nicht verstünde, mit dem wäre freilich zu streiten vergeblich. G K

Nachschrift. Von befreundeter Seite wird uns mitgeteilt, daß Audin als Quelle für sein Histörchen die Schmähschrift Huttenus delarvatus anführe. Verfasser dieser Schrift ist der berüchtigtste der katholischen Pamphletisten des vorigen Jahrhunderts Joh. Nik. Weislinger (Konstanz und Augsburg, 1730). Fragen wir wieder diesen

nach seiner Quelle, so stoßen wir auf den Konvertiten (!) Florimundus Raemundus, der seinen Abfall vom reformirten Bekenntnis durch leidenschaftliche Invektiven gegen die Reformation krönte († 1602). Seine Zeitgenossen kennzeichnen den Wert seiner Arbeiten durch das Sprüchlein: Raemundus iudicat sine conscientia, libros scribit sine scientia (R. urteilt ohne Gewissen und schreibt Bücher ohne Wissen). Dieser Mann erzählt das Histörchen ohne Quellenangabe! Nachdem wir also von einem Buche zum andern, von einem Kalumnianten zum andern geschickt worden sind, bleiben wir im Sumpfe stecken. Nur eins ist bemerkenswert: Raemundus erzählt wenigstens noch, was Sickingen zu der Gewaltthat veranlaßt habe, nämlich beleidigende Worte, die jener Jude gegen den christlichen Glauben ausstieß. Dieser Zug ist beim Weitererzählen glücklich abhanden gekommen.

Wozu sollen wir die Germania nun auffordern? G K

(Neues vom heiligen Krispin) Die weltbekannte Legende vom heiligen Krispin gehört nun auch zu den Geschichtslügen. Die römische Philologie hat ihn vom Makel des Diebstahls völlig gereinigt. So schreibt das Katholische Sonntagsblatt vom 3. Juni:

„Aber etwas ärgert mich, nämlich die Dummheit oder Bosheit, welche unsern Schutzpatron, den heiligen Krispinus, zum Diebe machte. Es heißt von ihm in der Legende, »er stal das Leder für die Armen«; das Wort »stal« heißt aber im Mittelhochdeutschen nicht stehlen, sondern stellen; also er »stellte das Leder für die Armen zurecht.«"

Ja, man muß nur Mittelhochdeutsch verstehen! R

(Man muß es nur verstehen) Wie erfinderisch in der römisch-katholischen Kirche Geld für kirchliche Zwecke beschafft wird, läßt sich aus einem in Frankreich gedruckten Schriftchen entnehmen, dessen Titel lautet: „Verzeichnis der Gelübde für den Bau der Kirche zur unbefleckten Empfängnis in Toulouse." Da heißt es z. B.: Sechs Damen, denen die Zukunft ihrer Kirche am Herzen liegt, versprechen 66 Fr. für diesen Kirchenbau zu spenden, wenn ihre Söhne vorteilhafte Stellungen erlangen. Ein Mädchen verspricht 50 Fr., wenn sie als Posthalterin angenommen wird, ein anderes 10 Fr., wenn ein gewisser junger Mann eine Stellung erlangt, die für seinen Unterhalt ausreicht. Erheblich ist die Zahl derjenigen, welche der „unbefleckten Empfängnis" Prozente versprechen, wenn sie zweifelhafte Schulden zurückerhalten. Eine Dame will 5 Fr. geben, wenn es ihr gelingt, ihr zerrüttetes Vermögen herzustellen, eine andre 200 Fr., wenn ihre Tante ihre Hoffnungen nicht täuscht und sie in ihrem Testamente bedenkt. Dann kommt eine längere Reihe solcher, die Prozesse gewinnen möchten, dann die Landleute, welche sich gegen Hagel und Reblaus versichern wollen, indem sie der „unbefleckten Empfängnis" 5, 13, 19 Fr. ꝛc. bewilligen. Ein reicher Gutsbesitzer verspricht 10 000 Fr. zu opfern, wenn seine Weinberge vollständig von der Reblaus verschont bleiben, und 1000 Fr., wenn die Verschonung eine unvollständige ist. Eine Nachschrift zeigt, daß der letztere Fall eingetreten und der Betreffende 1000 Fr. hergegeben hat.

(E. Gb. f. R. u. W.)

(Ein bedenklicher Kasus) Das „Pastoralblatt für die Diözese Rottenburg," hrsg. von Dr. E. Hofele, Pfr. in Ummendorf, enthält in Nr. 8 vom 15. April d. J. folgende Frage und Antwort: „Kasus. Ein Pönitent klagt sich über Steuerdefraudation an und erklärt sich bereit zu restituiren, fragt aber, ob ihm nicht folgender Weg der Restitution gestattet werden könne: Er möchte eine Reise, die er sonst nicht gemacht hätte, innerhalb Landes machen und zudem noch einen oder zwei Freunden als Reisebegleitern die Reise entschädigen, um auf diese Weise in Form von Reisegeld dem Staate das ungerechte Gut zurückzuerstatten." Kann diese Art von Restitution gestattet werden oder nicht? Antwort: „Ja, wenn der Reinertrag an Fahrgeld für den Staat wenigstens schätzungsweise der Restitutionssumme gleichkommt." — Was wohl die württembergische Finanzverwaltung, deren Eisenbahn diesen Reinertrag durch ihre Leistung doch vollkommen verdient hat, zu dieser jesuitischen Kasuistik sagt? (A. E. L. Kz.)

Verschiedenes

(Alexander Schweizer †) In Zürich starb am 3. Juli unmittelbar nach seiner Versetzung in den Ruhestand Alexander Schweizer, seit 1834 Dozent und seit 1835 Professor der Praktischen Theologie an der dortigen Universität, gewiß der in Deutschland bekannteste Schweizer Theolog. In ihm ist der treueste Schüler Schleiermachers hingegangen, der letzte Zeuge einer vergangenen Epoche. Eine wunderbare Frische und Klarheit des Geistes war ihm bis in sein hohes Alter hinein beschieden. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Einladung

XXV. Kongreß für innere Mission

in Kassel

vom 10. bis 13. September d. J.

Montag, den 10. September: Eröffnungsgottesdienst in der St. Martinskirche, 5 Uhr. Predigt: Generalsuperintendent Lohr aus Kassel. — Begrüßung der Mitglieder im großen Stadtparksaale, abends 7½ Uhr.

Dienstag, den 11. September: Erste Hauptversammlung, 9 Uhr im großen Stadtparksaale: Eröffnung des Kongresses durch den Präsidenten des Zentralausschusses für innere Mission, Oberkonsistorialrat D. Weiß aus Berlin. Die Aufgabe der innern Mission der evangelischen Kirche in den sozialen Kämpfen der Gegenwart. Referent: Pastor Nelle aus Hamm. Korreferent: Kommerzienrat Conze aus Langenberg (Rheinprovinz). — Abendgottesdienste 5½ Uhr, in der Lutherischen Kirche, Predigt: Generalsuperintendent D. Frommel aus Celle; in der St. Martinskirche, Predigt: Hofprediger Braun aus Stuttgart. — Freie Abendversammlung 7 Uhr im großen Stadtparksaale: Ansprache über die Feier des Sonntags: Stadtpfarrer Lauxmann aus Stuttgart. Ansprachen über Sonntagserholungen: die Pastoren Naumann aus Langenberg (Kgr. Sachsen), Ubbelode aus Lüneburg und Stein aus Crombach (Westfalen).

Mittwoch, den 12. September: Spezialkonferenzen. 1. Die Pflege der Trinker. Referent: Oberpfarrer Dr. Martius aus Dommitzsch (Pr. Sachsen), 8 Uhr im Hanuschschen Saale. 2. Die Bekämpfung des Wuchers mit Hilfe der christlichen Gemeindethätigkeit. Referent: Pastor Wuttig aus Frankenheim (Sachsen-Weimar), 8 Uhr im großen Saale des Palais-Restaurants. 3. Was kann die freie christliche Liebesthätigkeit zur Abhilfe des Wohnungselends in den großen Städten thun? Referent: Pastor D. v. Bodelschwingh aus Bielefeld, 10½ Uhr im Hanuschschen Saale. 4. Konferenz des Zentralausschusses für innere Mission mit seinen auswärtigen Mitgliedern, seinen Agenten und den Vertretern von Vereinen, 3½ Uhr im kleinen Saale des Palais-Restaurants. — Abendgottesdienste 5½ Uhr, in der Lutherischen Kirche, Predigt: Konsistorialrat und Superintendent D. Dibelius aus Dresden; in der St. Martinskirche, Predigt: Pastor Bieregge aus Bonn. — Freie Abendversammlung 7 Uhr im großen Stadtparksaale: Ansprache über Herrschaften und Dienstboten: Generalsuperintendent D. Baur aus Koblenz. Ansprachen über die deutsche Seemannsmission: die Pastoren Harms aus Sunderland (England) und Petri aus Hannover.

Donnerstag, den 13. September: Zweite Hauptversammlung, 8 Uhr im großen Stadtparksaale: Berichterstattung aus den Spezialkonferenzen. Die christliche Laienthätigkeit im Reiche Gottes, ihre Notwendigkeit und ihre Schranken. Referent: Oberkonsistorialrat D. Sell aus Darmstadt. Schlußwort des Präsidenten. — Gemeinsame Fahrt nach Wilhelmshöhe 1 Uhr. Festmahl daselbst. Besuch der dortigen Anlagen. Schlußgottesdienst in der St. Martinskirche 8 Uhr. Predigt: Schloßprediger Schubart aus Ballenstedt.

Alle Freunde der innern Mission im evangelischen Deutschland, Geistliche und Nichtgeistliche, insbesondre auch alle Vorstände von Vereinen und Anstalten der innern Mission, sowie die Agenten des Zentralausschusses, werden hiermit zur Teilnahme an dem Kongresse aufs angelegentlichste eingeladen. Evangelische von außerhalb Deutschlands werden herzlich willkommen geheißen.

Das Lokalkomitee hat es übernommen, für Beschaffung von Privatwohnungen nach Möglichkeit Sorge zu tragen. Wer von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen wünscht, wolle bis spätestens zum 20. August Herrn Forstmeister von Bornstedt in Kassel, Hohenzollern-Straße 59, davon benachrichtigen.

Ein Büreau zur Anmeldung und Orientirung der Gäste, zur Empfangnahme des Spezialprogramms, der Mitgliedskarten ꝛc. und der von den Referenten gestellten Thesen, wird am Montag den 10. und Dienstag den 11. September, von morgens 8 Uhr ab im Hotel Royal, dem Bahnhof gegenüber, an den beiden nächsten Tagen im Stadtpark geöffnet sein. Für die Mitgliederkarten sind 3 Mark zu entrichten.

Für Nichtmitglieder, die bei den Hauptversammlungen gegenwärtig sein wollen, sind die Emporen des großen Stadtparksaales geöffnet. Der Zutritt zu den Spezialkonferenzen und zu den Gottesdiensten steht jedem frei.

Berlin und Kassel, Mai 1888

Der Zentralausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche — **Das Lokalkomitee**

Anzeigen

Neuer Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart

Bassermann, Heinrich, Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik. Oktav. IV u. 68 S. M. 1,20.

Evangelische Pension in Bonn am Rhein

Unterzeichnete nimmt junge Mädchen in beschränkter Anzahl zur Erlernung des Haushalts in Pension. Der gesundheitlichen wie religiös-sittlichen Entwicklung ist dabei besondre Fürsorge gewidmet. Französische und englische Konversation. — Gefällige Anfragen an Frl. **Henny Beenken,** Arndtstraße 16.

Auskunft erteilen gern Frau Admiralitätsrat **Buchholz** in Elberfeld, Seilerstraße 2; Herr **K. Schaefer,** Köln am Rhein, Domstr. 24; Herr **A. Drews,** Bonn, Arndtstr. 34; Mme. **G. Dörffel,** Brüssel, rue des Cendres 8; Herr Pfarrer **Rade,** Schönbach bei Löbau i. S.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 30 **Leipzig, den 22. Juli** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 1 — Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten: 11. Die Unsterblichkeit — Das Ablaßwesen in der katholischen Kirche der Gegenwart: 2. Die Bedeutung des Ablasses; 3. Die Mittel des Ablaßerwerbes: kirchliche Leistungen — Zur Verständigung zwischen der ersten und zweiten Mäßigkeitsbewegung — Verschiedenes: Vom Protestantisch-kirchlichen Hilfsverein in der Schweiz; Kirchbauten in Berlin; Unzuverlässigkeit kirchlicher Nachrichten; Prozeß Thümmel zu Bochum — Anzeigen

Der Brief des Paulus an die Philipper

1. Kapitel 1, 1—2*)

Paulus und Timotheus, Knechte Jesu Christi, allen Heiligen in Christo Jesu zu Philippi samt den Bischöfen und Diakonen.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesus Christus. —

Es mag im Jahre 63 unsrer Zeitrechnung gewesen sein, als in Rom ein unter Polizeiaufsicht stehender Jude aus Cilicien seinem treuen jugendlichen Genossen diese Zeilen diktirte. Sie geben sich als Einleitung zu einem Briefe zu erkennen. Dem Briefstil der Zeit entsprechend stellen sie Schreiber und Empfänger neben einander und fügen daran eine Begrüßung der letztern in Form eines Segenswunsches. Aus andern Nachrichten (Apostelgeschichte 21 ff.) wissen wir, daß der Verfasser des Schreibens seiner Zeit von den römischen Behörden in Jerusalem bei Unruhen, deren Anlaß er schien, verhaftet und im Herbst 61 auf Grund seines römischen Bürgerrechts als Staatsgefangener nach Rom gebracht worden war. Aus dem Verlaufe seines Schreibens läßt sich erkennen, daß er angesichts der endgiltigen Entscheidung seines Prozesses, die ihm entweder Freiheit oder Tod bringen mußte, geschrieben hat (1, 20 ff., 2, 1 f. 23). Die nächste Veranlassung des Briefes war der Umstand, daß ein Abgesandter jener Heiligen in Christo Jesu zu Philippi, welcher in ihrem Auftrag dem Gefangenen eine Geldspende überbracht hatte, dorthin zurückzukehren im Begriffe stand (2, 25—30. 4, 10—20).

Also nach beiden Seiten liegen ganz bestimmte Angelegenheiten vor. Werfen wir aber auch nur flüchtig einen Blick in seinen Brief, was quillt dem Verfasser dabei nicht alles aus der Feder! Welch eine Fülle von Gedanken und Tönen verrät nicht nur eine wundersam berührende Innigkeit des geistigen Verkehrs und der Gemütsverbindung zwischen ihm und den Empfängern, sondern auch die gewaltige Größe, die eindringende Tiefe, die umfassende Weite des Geistes und vor allem die allen rein weltlichen Interessen weit abgewendete hoheitsvolle Unschuld des gefangenen Mannes. Dabei spürt man in jedem Worte den Hauch des Persönlichen, den Pulsschlag des Herzens, den erhabenen Ernst einer entscheidenden Stunde. Da sind keine Doktrinen, keine Beweisgänge, nicht einmal die von dem Schreiber sonst so häufig geübte Berufung auf die heiligen Schriften, keine polemischen Auseinandersetzungen. Alles ist Bekenntnis, sei es Erlebnis oder Behauptung. Zugleich ist ebenso bei dem Schreibenden durch seine Lage wie bei den Empfängern infolge ihrer normalen Entwicklung alles zeitgeschichtlich Endliche so abgestreift, daß durch das ausgeprägt Individuelle das rein und allgemein Menschliche in seltener Verklärung durchleuchtet, und der Brief uns ein helles Zeugnis ist, wie das echt Christliche eben die Vollendung des Menschlichen bringt und ist.

Die Empfänger in Philippi bewahrten dies Schreiben als ein Kleinod auf. War es doch zu dem allen das letzte von der Hand des Mannes, dem sie ihr Bestes verdankten. Es gehörte bald zu den Schriften, welche in den Christengemeinden hin und her zur Erbauung in den Versammlungen vorgelesen wurden. Und als spätere Geschlechter eine Sammlung derselben veranstalteten, um an ihnen für alle Zukunft einen Maßstab dafür zu haben, was wahrhaftes Christentum sei, fand auch dieser Brief eine Stelle in ihr. Und wahrlich, neben den Erinnerungen aus dem Leben Jesu sind jene gelegentlichen Briefe seiner ältesten Anhänger, deren Denken und Leben noch unter dem unmittelbaren Eindruck von Jesu Erscheinen und Geisteswesen stand, ohne maßgebende Einwirkung anderweiter Einflüsse oder vermittelnder Reflexionen, für alle späteren Geschlechter das ehrwürdige und festgegründete Denkmal von dem eigentlichsten, ursprünglichsten Wesen jener geistigen Bewegung, welche, so unscheinbar und unbeachtet in die Welt eintretend, die Menschheit in ganz neue Bahnen zu lenken und zu ungeahnten Zielen zu führen berufen war. In diesen Urkunden des Christentums belauschen wir die innersten Erfahrungen, die jene ersten Zeugen gemacht, jene Knechte Jesu Christi, welche ihr Leben in dem Vertrauen, daß er sie zu Heil und Frieden führen werde, d. h. daß er der hierzu im Alten Testament Verheißene, der Christus sei, Jesu zu Dienst und eigen gaben; aus ihnen erkennen wir die Wege und die Kräfte, auf welchen und durch welche sie zu jenen Erfahrungen gelangt sind, die Ueberzeugungen und Hoffnungen, die sie darauf gründen durften.

Was dessen Summe ist, hat Paulus, im Anschluß an den in seinem Volke herkömmlichen Gruß „Friede sei mit dir," in dem Gruße formulirt, den er an Stelle der sonst üblichen brieflichen Grußformeln der Briefadresse beifügt: Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und dem

*) Wir wagen den Versuch, unsern Lesern für den Rest der Trinitatiszeit die zusammenhängende Auslegung einer ganzen neutestamentlichen Schrift zu bieten, so jedoch, daß auch jedes einzelne Stück in sich ein Ganzes und von erbaulichem Werte sein soll. Unser Ziel dabei ist, die Lust zum Lesen der Bibel zu nähren und zu wecken, und wir hoffen das zu erreichen, indem wir zeigen, wie es einer tieferen Erfassung der ewigen Wahrheit des Evangeliums nur zu gute kommen kann, wenn wir mit dem ganzen geschichtlichen Sinne, der unsrer Zeit eigentümlich ist, an die biblischen Schriften herantreten. Der Verdeutschung des griechischen Urtextes ist die Lutherbibel zu Grunde gelegt; doch tritt überall da eine selbständige Uebertragung ein, wo jene unsrer heutigen Ausdrucksweise schwer verständlich ist oder den Gedanken des Originals nicht in seiner ganzen Schärfe oder nicht richtig wiedergiebt oder etwa der Urtext durch seitdem aufgefundene Handschriften eine Veränderung erfahren hat. D H

Herrn Jesus Christus, eine Formulirung, die er in allen seinen Briefen, nur manchmal mit unwesentlichen Aenderungen, in derselben Fassung gebraucht. Was den Christen als Höchstes begehrenswert erscheint, was sie aber auch als gewisse Gabe zuversichtlich einander anwünschen und zusprechen dürfen, ist Gnade, d. h. unverdient, ja ungeachtet alles dessen, was wohl das Gegenteil verdient hätte, dargereichte Lebensfülle, und, als dessen Wirkung im Bewußtsein, Friede, d. h. vollbefriedigtes, in sich geschlossenes, jedem Zwiespalt und jeder Erschütterung und Verkümmerung enthobenes Lebensgefühl. Und beides wissen sie herrühren nicht von irgend menschlichen Mächten und Kräften oder irdischen Dingen und Verhältnissen, sondern von Gott durch die Vermittlung Jesu, der eben darum sich ihnen als Christus erweist. Ihre Stellung zu Gott und Christus aber, die teils Bedingung, teils Folge jenes Erlebnisses ist, bekennen sie in der Bezeichnung Gottes als ihres Vaters und Jesu Christi als des Herrn. Gott ihr Vater, vor dem sie sich nicht mehr fürchten müssen, von dem sie alles Gute erwarten zeitlich und ewig; Jesus Christus ihr Herr, dem sie sich zu eigen geben, dessen Wille ihr Wille, dessen Sache ihre Sache ist, so sehr, daß sie sich als seine Knechte, seine Leibeigene wissen, bis zu jenem Grade der Selbstaufgabe, der in dem Worte des Paulus liegt: Nun lebe nicht mehr ich, Christus lebt in mir (Gal. 2, 20).

In dem allem liegt auch schon die Erklärung für die Bezeichnung der Empfänger des Briefes als Heilige in Christo Jesu eingeschlossen, ein Ausdruck, welchen Paulus sehr häufig von den für das Evangelium Gewonnenen gebraucht. Es ist hierin bei dem am Alten Testamente gebildeten Sprachgebrauch des Apostels in erster Linie nicht eine sittliche, sondern eine religiöse Würdigung der Christen enthalten. Heilig ist, was Gott zugehört, von ihm als sein Eigentum angenommen oder in Anspruch genommen ist, worüber darum die Welt keine Macht üben darf, und woran sie kein Recht hat. Erst als Folgerung ergiebt sich dann daraus, daß ein Heiliger auch seinerseits nicht dem vergänglichen, geschweige dem unreinen Weltwesen sich hingeben darf. In dieser Erfassung des Begriffs liegt der Schutz vor aller Vermengung mit selbstgemachter Heiligkeit. Gott ist es, der durch sein Verhalten einen Menschen heilig macht; darum eben ist es Gottes Gnade, wie jener Gruß bekennt, auf die alles ankommt. Der Mensch hat sich nur diesem Verhältnis entsprechend zu verhalten, und je mehr er sich an dasselbe hingiebt, mit desto unmittelbarerer Sicherheit wird sich dies Verhalten ihm in jedem einzelnen Falle von selbst aufdrängen. Weil aber jene Gnade durch Jesus Christus vermittelt ist, darum heißen die Christen Heilige in Jesu Christo, das heißt Heilige eben durch jene Gemeinschaft mit Jesus Christus, welche in dem Bekenntnis zu ihm als ihrem Herrn zum Ausdruck kommt.

Erscheinen dir diese Gedankengänge etwas fremd und fernliegend? O wahrlich, nicht fremd — ob auch als Traumbild nur — ist unserm Sehnen, was der Schreiber dieses alten Briefes so zuversichtlich denen verheißt, die erleben, was in ihnen zur Darstellnng kommt, jener Friede in des Wortes vollstem Sinne. Aber ach, er eben ist dir fern und unerreichbar deinem Ringen. Das muß der Mann aus alten Zeiten auch erfahren haben. Er weiß, warum er jenem Worte Friede das andre voranstellt, Gnade, warum er beides nur erwartet von Gott und dem Herrn Jesus Christus. Und wird dir dieser Gedanke erst so traut, wie ihm, gewiß, dann wird auch dir, was fern erschien und unerreichbar blieb, ein seliger Besitz, so nah, so ganz dein eigen, daß niemand ihn dir rauben kann. „Den Frieden lasse ich euch; meinen Frieden gebe ich euch; nicht gebe ich, wie die Welt giebt; euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht," so hörst du es durch Herz und Leben grüßen. v S

Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten

11. Die Unsterblichkeit

Von der Unsterblichkeit lehrt Savage:

Es ist nicht unvernünftig, an die Möglichkeit eines andern Lebens zu glauben, selbst wenn die Ansicht über dasselbe nur eine verfeinerte Art von Materialismus ist. Richtiger noch ist es aber und vollkommen vernünftig, an ein rein geistiges Sein zu glauben, welches getrennt von jeder materiellen Substanz existiren kann. Denn es ist der Wissenschaft bisher in keiner Weise gelungen, den Geist als einen Teil oder ein Produkt der Materie zu erklären [!]. Freilich bewiesen ist die Thatsache eines zukünftigen Lebens damit noch nicht; aber der Unsterblichkeitsglaube ist wenigstens als nicht unvernünftig erwiesen.

Die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit der Unsterblichkeit wird ferner durch folgende Thatsachen und Ueberlegungen unterstützt. Erstens ist unsre gegenwärtige Unwissenheit über die Art und die Thatsache eines unsterblichen Lebens kein triftiger Grund gegen seine Wirklichkeit. Zweitens ist der Glaube an Unsterblichkeit einmal vorhanden und herrschend [!]. Es ist unzweifelhaft richtig, daß alle Menschen überall an ein zukünftiges Leben geglaubt haben [?], wenn auch unter verschiedner Form; und niemand kann uns unvernünftig schelten, weil wir den allgemeinen Glauben der Menschheit teilen, bis man uns seine Falschheit bewiesen hat. Drittens wird der Glaube an die Fortdauer des Lebens immer stärker, je inhaltsreicher sich dasselbe im Laufe des Entwicklungsprozesses gestaltet [?]. Viertens ist es das naturgesetzmäßige Ergebnis der Entwicklung, daß sie in dem Menschen das Bewußtsein des Göttlichen und Guten in seinem Leben vermehrt und kräftigt [?]. Auf diese Weise kommen wir in den bewußten Besitz von Dingen, die selbst Teile des ewigen, göttlichen Lebens sein müssen [?]. Fünftens hält die Menschheit den Gedanken, die Hoffnung, den Traum eines unsterblichen Lebens fest, und die einfachste Erklärung dieser Hoffnung und Sehnsucht ist die, daß sie von einer ewigen Realität hervorgerufen ist [!]. Sechstens kann kein Geschöpf mit seinen Gedanken über sein eignes Wesen hinausgehen [?]. Daß Menschen das Göttliche und Unendliche denken können, beweist also auch, daß etwas Göttliches und Unendliches im Menschen liegt, daß in ihm die Fähigkeit liegt, die Grenzen seines Erdendaseins zu überschreiten und sich auf eine höhere Stufe des Lebens aufzuschwingen [?]. Siebentens liegt in uns der Sinn für die Gerechtigkeit und der unzerstörbare Glaube, daß irgendwo irgend einmal alle Dinge gerecht geordnet werden müssen. Hienieden werden wir beständig schmerzlich berührt von der Wahrnehmung des Bösen. Wenn es im Mittelpunkte der Welt kein Recht und keine Gerechtigkeit giebt, woher kommt denn dem Menschen dieser Sinn für das Gute und Rechte? Es muß doch eine innere Antwort in uns auf irgend eine ewige Wirklichkeit sein, und alles muß doch endlich einmal zu einem guten Ende kommen.

Also: der Glaube an ein zukünftiges Leben ist allgemein und ist etwas Natürliches. Er kann sich darauf berufen, daß er angestammt und wesentlich im Menschen liegt, bis er als falsch bewiesen wird. Aber als falsch kann er nicht bewiesen werden. Der Zweifel kann höchstens sagen: wir wissen nichts darüber. Darum mag der Glaube bleiben, und niemand soll so ungerecht sein, ihn unvernünftig zu schelten. —

Ganz im Gegensatze zum vorigen Hauptstücke kommt hier wieder der religiöse Sinn unsers Verfassers zum Ausdruck. Die Unsterblichkeit möchte er weder für sich noch für andre missen. Er weiß aber, daß sie sich wissenschaftlich nicht völlig sicherstellen läßt. So bringt er denn mit einer glücklichen Inkonsequenz allerhand Wahrscheinlichkeitsgründe für die Unsterblichkeit vor, die zwar sein religiöses Bedürfnis verraten, aber fast durchweg höchst unwissenschaftlich sind, oder mit demjenigen, was der Verfasser sonst ausspricht und gelten läßt, in direktem Widerspruche stehen. Er beruft sich sogar auf die herrschende Ansicht, auf den allgemeinen Glauben, obwohl dieser in solcher Allgemeinheit nicht nachweisbar ist. Er gesteht mit edler, wissenschaftlicher Selbstbeschränkung zu, daß unsre Unwissenheit über eine Thatsache noch kein Grund gegen die Wirklichkeit dieser Thatsache sei. Er spricht plötzlich ganz gelassen das große und für seine ganze Theorie doch immerhin wichtige Wort aus, daß es bisher nicht gelungen sei, den Geist als einen Teil oder als ein Produkt der Materie zu erklären. Die einzelnen Gründe für die Unsterblichkeit, welche vor der Erfahrung und dem logischen Denken freilich fast alle nicht Stich halten, brauchen wir hier nicht durchzugehen. Wir bemerken nur, daß sie durch andre, bessere und stichhaltige hätten vermehrt oder ersetzt werden können.

Das Ergebnis, welchem wir gern beistimmen, ist dies, daß die Unsterblichkeit eine religiöse Forderung, ein religiöses Bedürfnis ist, aber von der Wissenschaft nur als möglich oder wahrscheinlich erwiesen werden kann. Die Gewißheit, deren wir bedürfen, giebt aber allein die Religion, das Christentum. Fügen wir gleich hinzu, daß dies Verhältnis nicht bloß an diesem einen Punkte, sondern überhaupt vorliegt. Die Glaubensgewißheit kann nie durch die Wissenschaft, sondern stets nur durch die persönliche Erfahrung eines frommen Lebens gewonnen werden. Deshalb werden wir zwar wissenschaftlich nachweisen müssen, daß die Gedanken unsers Glaubens nicht mit sich selbst oder mit den Thatsachen in Widersprüchen stehen; aber wir werden nie durch wissenschaftliche Methode und Beweisführung Glaubenssätze und

religiöse Hoffnungen und Gedanken erzeugen oder sachlich genügend begründen können. W B

Das Ablaßwesen in der katholischen Kirche der Gegenwart

2. Die Bedeutung des Ablasses*)

Wir treten an die Frage heran, was der Ablaß für den römischen Christen bedeute, was für ein Interesse denselben locke, Ablaß zu erwerben. Nicht Sündenvergebung, so sahen wir bereits, soll er ihm bringen, mag auch oft genug eine irrige Volksmeinung diese Gabe vom Ablaß erwartet haben; für Vergebung der Sünden im engern Sinne, d. h. für die Absolvirung von der Schuld der Sünde, ist vielmehr das Beichtinstitut mit der priesterlichen Absolution eingesetzt. Aber diese Absolution nimmt auch nur die Schuld der Sünden hinweg; auf die Strafe der Sünden wirkt sie nur insoweit, daß sie die ewige Verdammnis in zeitliche Strafen umwandelt. Gottes Gnade hebt zwar jene Schuld und diesen Fluch der Hölle auf; aber seine Gerechtigkeit fordert nun auch von dem begnadigten Sünder die Abtragung und Abbüßung der durch die Sünden verwirkten Strafen. An diesem Punkte setzt daher die eigne Arbeit, das Verdienen und Mitwirken des Christen zu seiner Seligkeit, besonders ein. Daß er selig wird, ist Gottes Gnade; aber wie schnell nach seinem Sterben und in welchem Umfange er zum Genusse der Seligkeit gelangt, das hängt wesentlich von seiner eignen Mitarbeit ab, von seiner weisen und eifrigen Benutzung aller der Mittel, welche ihm die Kirche für diese Aufgabe zur Verfügung stellt. Kein Mensch vermag nun freilich zu sagen, wie viel zeitlicher Strafe Gott für jede einzelne Sünde verfügt. Maß und Zeitdauer sind unbekannt; aber das ist gewiß, daß eine jede Strafe, die hier auf Erden unabgebüßt geblieben oder nicht durch entsprechendes verdienstliches Werk kompensirt worden ist, unnachsichtlich von Gott in dem Zwischenzustande des Fegfeuers eingefordert werden wird. So dient denn das Erwerben von Ablaß wesentlich diesem Zwecke, jene unübersehbaren Sündenstrafen zu bekämpfen und damit die Sorge vor dem Fegfeuer zu überwinden. Der Ablaß bietet dem Gläubigen die Garantie, daß, wenn er einmal die Augen hier schließt, Gott auch sein Strafkonto durchstreichen und ihm als einem, der auch seiner Gerechtigkeit Genüge gethan hat, alsbald den Einlaß in den Himmel gewähren werde. Es handelt sich darum, dem Strafkonto des Lebens gegenüber ein möglichst großes Verdienstkonto zu gewinnen. Hierfür bietet sich als das schnellste, einfachste und somit auch leichteste**) Mittel der Ablaß dar, da ja in diesem zugleich göttliche Milde geringe Leistungen der Gläubigen so abschätzt, als wenn größere und schwerere Leistungen erfüllt worden wären. Der lateinische Name des Ablasses, indulgentia, bezeichnet ja eben eine Nachsicht, die von der vollen Strenge der Forderung etwas abzulassen geneigt ist.

Daß solcher Ablaß gegenwärtig für Geld nicht mehr zu haben ist, daran haben wir bereits erinnert; wohl aber wird er erworben durch die allermannichfaltigsten kirchlichen Leistungen. Bei diesen ist stets stillschweigende Voraussetzung, daß der Erwerber sich nicht allein im Glauben der Kirche befindet, also nicht Häretiker ist, sondern auch, daß er im Stande der Gnade sich befinde, d. h. daß er „wenigstens reumütigen Herzens“ an den Erwerb des Ablasses sich begiebt. Bei den großen Abläßen, den sogenannten vollkommenen, bildet außerdem Voraussetzung, daß man dicht zuvor zur Beichte gegangen sei und somit Vergebung der Sündenschuld empfangen habe. Aus diesen Bestimmungen geht hervor, daß der Ablaß in seiner Idee stets als eine Ergänzung der Sündenvergebung gedacht ist, also auch immer die göttliche Sündenvergebung zur Voraussetzung hat.

Die Abläße nun, die man gewinnen kann, sind entweder unvollkommene oder vollkommene. Unvollkommene werden mit einer gewissen Zeitangabe erteilt. Man bekommt z. B. vierzig Tage, hundert Tage, ein Jahr u. dergl. m. Das bedeutet nun nicht, wie in unsern Kreisen häufig angenommen wird, und wie allerdings auch römische Theologen mitunter selbst gelehrt haben, als wenn damit ebenso viele Tage oder Jahre der Sündenstrafen hier oder im Fegfeuer erlassen würden; sondern es soll besagen, daß der Erlaß so groß sei, wie er nach ältern kirchlichen Verfügungen für eine Kirchenbuße der gleichen Zeit dem Sünder gut gerechnet wurde. Es ist das also ein Maß, über dessen effektive Größe niemand bestimmtere Aussage zu machen weiß, daher wohl auch angesehene katholische Theologen lebhaft die Abschaffung dieser mißverständlichen Ausdrucksweise befürwortet haben. — Verständlicher ist die Bedeutung des vollkommenen Ablasses; mit einem solchen soll auf einmal die ganze Strafsumme getilgt sein, die bis zum Augenblicke des Empfanges desselben vom Sünder verwirkt und noch unabgebüßt war. Stürbe also der Sünder in dem Augenblicke, wo er vollkommenen Ablaß empfing, und belastete ihn sonst keine unbereute und unvergebene Sünde, so würde dieser Ablaß ihm ohne weiteres die Himmelsthür öffnen. So belehrt man das katholische Volk. Aber doch scheint man in Rom selbst nicht unbedingt der Zuverlässigkeit eines solchen Ablasses zu trauen. Denn wie sollen wir es sonst verstehen, daß die römischen Handbücher nachdrücklichst mahnen, der Sterbende möge beim Uebergange in die Ewigkeit so viele vollkommene Abläße, als nur möglich ist, zu gewinnen suchen? Das ist ein wunderliches Ding, denn nach der römischen Theorie ist doch nur zweierlei möglich: entweder sind die Vorbedingungen für wirksamen Ablaßempfang vorhanden, also das Stehen im Glauben der Kirche, Reue, beziehentlich auch priesterliche Absolution, und dann müßte ein vollkommener Ablaß die verheißenen Wirkungen haben; oder es mangelt dem Sterbenden an jenen religiösen Voraussetzungen, und dann müßte aller Ablaß wirkungslos sein. Versagt also der eine Ablaß wegen jenes Mangels, was sollen mehrere ebenso unkräftige dem Sterbenden dann nützen? Soll also schließlich doch die Masse äußerer Leistungen den Mangel der innern Verfassung ausgleichen? Man mag die Sache drehen, wie man will, man kommt immer schließlich zu der trügerischen Rechnung, als wenn etwas unwirksames, also eine Null, mehrfach zusammenaddirt, eine Eins ergeben sollte.

Als der eigentliche Verwalter dieser Ablaßschätze der Kirche gilt der Statthalter Christi, kraft der dem Petrus übertragenen Schlüsselgewalt. Doch haben auch die Bischöfe eine freilich sehr beschränkte Vollmacht, ihrerseits Ablaß zu erteilen. Die Ablaßgnaden werden dem unerschöpflichen sogenannten „Schatz der Kirche“ entnommen. Dieser wird zunächst durch Christi Leiden gebildet, das für sich allein schon genug wäre, um Straferlaß der ganzen Welt zu schaffen; denn wenn nach einem Worte des Kirchenvaters Gregor von Nazianz, welches die Ablaßlehrer wieder ausgegraben haben, schon etliche Tropfen des Blutes Christi genug waren zur Sühnung für die ganze Welt, wieviel mehr die große Menge Blut, die aus Jesu Wunden geflossen ist! Gleichwohl werden in diesen Schatz noch eingerechnet die Verdienste Marias und aller Heiligen. Daher befindet er sich in beständigem Wachstum, da ja die Zahl der Heiligen, d. h. derer, die mehr Verdienst erworben haben, als für ihre eigne Seligkeit nötig war, noch beständig zunimmt.*)

---

*) Ich bitte diejenigen Leser oder Leserinnen, welchen dieser zweite Abschnitt zu schwierig dünkt, darum an dem dritten nicht vorüberzugehen. D H

**) Mit Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß man es römischerseits liebt, die Gläubiger der eignen Kirche durch Anpreisung des so mühelosen Ablaßerwerbs anzulocken, während man uns gegenüber zu betonen pflegt, daß die Kirche den Erwerb keineswegs so leicht mache, als man glauben möchte.

*) Die „Germania“ bezeichnet die von uns gegebene Darstellung der katholischen Ablaßlehre als „ganz richtig und anschaulich“; nur vermißt sie „die theologische Begründung aus der heiligen Schrift.“ Janssen, so meint sie, hätte uns die lehren können. Nun, die heilige Schrift lesen wir lieber ohne Beihilfe eines ultramontanen Schrifterklärers. Wir wollen aber unsern Lesern nicht verschweigen, daß nach dem katholischen Kirchenlexikon die Hauptbeweisstelle für den Ablaß 2. Kor. 2, 10 ist; nach andern hat der Herr Christus am ungerechten Haushalter die Macht der Kirche, Ablaß zu gewähren, vorgebildet. Wozu aber sich mit Schriftbeweisen abquälen? Rom bedarf solcher ja gar nicht, um Lehre festzustellen.

3. Die Mittel des Ablaßerwerbes: kirchliche Leistungen

Unter den Augen des Papstes besteht in Rom eine eigne Ablaßkongregation, einen Kardinal an der Spitze. Dieselbe registrirt jede neue Ablaßerteilung, veröffentlicht eine amtliche Sammlung der neuen Gnadenbewilligungen (Raccolta di orazioni e pie opere) zum Nutzen der Gläubigen und ist entscheidende Behörde in allen Zweifelfällen und Kontroversen, die über Giltigkeit oder Ungiltigkeit eines Ablasses entstehen. Die Menge der Abläße, die gegenwärtig in Kraft bestehen, ist so groß geworden, daß dem katholischen Geistlichen besondre Handbücher gegeben werden mußten mit genauen Verzeichnissen der gegenwärtig giltigen Abläße und mit den oft recht verwickelten Gebrauchsanweisungen, wie der einzelne Ablaß richtig und wirksam zu erwerben sei. In Deutschland ist jetzt allgemein verbreitet das von der Ablaßkongregation approbirte und von Deutschlands Bischöfen (u. a. auch von Hefele in Rottenburg) den Priestern wie den Laien zu gesegnetem Gebrauch dringend empfohlene Handbuch des deutschen Jesuiten Joseph Schneider, eine Bearbeitung des entsprechenden französischen Handbuches des Jesuiten Maurel. In noch nicht zwei Jahrzehnten hatte das deutsche Handbuch 1881 bereits die siebente Auflage erlebt. Da finden wir auf etwa siebenhundert Seiten die jetzt giltigen Abläße nach Kategorien geordnet übersichtlich beisammen. Mustern wir ein wenig die einzelnen Abteilungen, um einen Einblick darein zu gewinnen, womit man denn eigentlich heutigen Tages Ablaß verdient.*)

Da finden wir zunächst nicht weniger als achtundneunzig verschiedne Gebetsformeln verzeichnet, durch deren Beten kleinerer und größerer Ablaß zu gewinnen ist. Wir lernen daraus, daß das ganze Gebetsleben der katholischen Christenheit unter die Tendenz, Ablaß damit zu verdienen, gestellt ist. Man betet, um durch das Gebet selbst ein verdienstliches, mit Ablaß belohntes, frommes Werk zu vollbringen. Das Wort des Herrn: „Bittet, so werdet ihr nehmen“**) klingt uns hier in einer eigentümlich katholischen Entstellung entgegen. Und das ist dabei besonders charakteristisch, daß nach ausdrücklicher Belehrung der Gläubigen alle diese Gebete nur dann den Ablaß gewinnen, der an sie geknüpft ist, wenn sie bewußter Weise mit dieser Absicht, ihn zu gewinnen, gebetet werden. Gerade diese Bestimmung ist so recht geeignet, uns die Kluft zu vergegenwärtigen, welche römische und evangelische Frömmigkeit scheidet. Wir würden ein Verständnis dafür haben, wenn die Bestimmung gerade umgekehrt lautete, wenn der Ablaß nur den Betern versprochen würde, die beim Beten den Gedanken himmelweit aus ihrem Herzen vertrieben, daß sie durch ihr Gebet ein Verdienst erwerben und für ihr Gebet einen bestimmten Lohn erhalten wollten. Nach unsrer Auffassung des Verkehrs der Seele mit Gott bedeutet jene Bestimmung den Tod alles wirklichen Gebetes; denn die Seele wird verleitet, das keusche Sichnahen des Herzens zu dem Gnadenthrone zu einem Handelsgeschäfte mit Gott herabzuwürdigen. Wer z. B. das dreimal Heilig der Engel mit „wenigstens reumütigem“ Herzen und andächtig betet, empfängt dafür an jedem Tage, wo er es betet, einmal hundert Tage Ablaß. Aber Sonntags, und sonderlich am Trinitatisfeste, darf er es dreimal beten, und dann mit dem entsprechenden dreifachen Gewinn. Hat er es aber einen ganzen Monat hindurch täglich gebetet, so darf er dafür an einem beliebigen Tgge nach vorangegangener Beichte und Kommunion sich einen vollkommenen Ablaß zueignen. Was von diesem einen Gebete gilt, das gilt im wesentlichen mit mancherlei Variationen von dem langen Register all jener Gebete, nur daß das eine mit reicherem, das andre mit geringerem Ablaß ausgestattet ist. Die äußere Gesetzlichkeit, der Mechanismus, zu welchem dieses Beten um Ablaß verführt, offenbart sich auch darin, daß bei einzelnen dieser Gebete der Papst noch ausdrücklich bestimmt hat, an welchem Orte, vor welchem Bilde oder in welcher besondern Körperstellung das betreffende Gebet verrichtet werden müsse. Das eine erwirbt nur Ablaß, wenn man es vor einem Bilde des Gekreuzigten betet; ein andres muß vor dem heiligen Altarsakrament, also in der Kirche selbst, gesprochen werden u. s. w. Andre Gebete sind einfacher, sind nicht an solche besondre Umstände geknüpft.

Selbstverständlich gehört auch das sogenannte Rosenkranzgebet mit unter diese mit Ablaß verknüpften Gebete. Bekanntlich besteht ein Rosenkranz aus dem Wechsel je eines Vaterunser mit je zehn Ave-Maria-Gebeten. Der vollständige Rosenkranz besteht aus fünfzehn Dekaden oder „Gesetzen“ des Ave Maria, deren jedes durch ein Vaterunser eingeleitet wird, der einfache Rosenkranz nur aus fünf solchen Gesetzen. Jedes Vaterunser und jedes Ave Maria verdient dem Rosenkranzbeter je hundert Tage Ablaß. Hat man die fromme Uebung ein ganzes Jahr hindurch regelmäßig getrieben, so kann man gleichfalls an beliebigem Tage nach Beichte und Kommunion einen vollkommenen Ablaß sich zueignen. Besondre Gnaden sind dann noch denen verheißen, die als Mitglieder eines besondern Rosenkranzvereines sich verpflichten, täglich zu bestimmter Stunde diese Gebetskette zu sprechen, ebenso wie denen, die mit andern gemeinsam diese Uebung vollbringen. Wer freilich den Ablaß wirklich dabei gewinnen will, der muß auch während des Gebetes den Rosenkranz in seiner Hand halten und ihn „gebrauchen,“ d. h. jedesmal das Gebetskorn mit dem Finger berühren, welches an der Reihe ist. In was für eine Mechanisirung des Gebetes eröffnet uns auch diese Praxis einen Einblick!

Eine besondre Art von Gebeten lernen wir hier kennen unter der Aufschrift „Schußgebete.“ Es sind dies ganz kurze Gebetssprüchlein, z. B.: „Süßes Herz Mariä, sei meine Rettung,“ oder „Heiliger Josef, du Freund des heiligsten Herzens, bitte für uns,“ oder „Geliebt sei überall das heiligste Herz Jesu!“ Solcher Schußgebete hat man eine ganze Menge, und jedes derselben hat seinen besondern Ablaßzettel: täglich so und so viel Ablaß, und nach einer bestimmten Zeit regelmäßigen Gebrauches vollkommenen Ablaß.

Eins hat die römische Kirche unzweifelhaft damit erreicht, daß sie die Gebetsübung ihrer Gläubigen so mit Ablaß ausgestattet hat: es wird viel, sehr viel von römischen Christen gebetet, weit mehr als wir in der evangelischen Christenheit aufweisen können. Sie hat namentlich in den niedern Volksschichten die Regelung fester Gebetssitte erreicht, beim Aufstehen und beim Schlafengehen, vor allem auch in der stillen Gebetsandacht, die man Sonntags und Alltags in der Kirche verrichtet. Das ist ja eine Erscheinungsform römischer Frömmigkeit, die auf den evangelischen Beobachter bei erster Kenntnisnahme einen überraschenden, tiefen Eindruck zu machen pflegt. Während wir darüber Klage führen müssen, daß des Gebetes so wenig in unsrer Mitte sei, daß auch die festen Gebetssitten unsrer Vorväter in den Christenhäusern dahinschwinden, scheint Rom das Ungeheure erreicht zu haben, ein Volk von Betern zu erziehen. Wer von uns je an dem Morgen eines Wochentages in einer katholischen Kirche stiller Beobachter dessen gewesen ist, wie ein Gemeindeglied ums andre die Kirche betrat, seinen Platz suchte, wo es die Kniee beugen konnte, dann lange in stilles Gebet versunken war, um darauf zur Arbeit des Tages zurückzukehren, dem zuckte es wohl ganz eigen im Herzen und ließ ihn die Frage erwägen, wie das doch nur der römischen Kirche gelungen sei, solchen Gebetseifer der Menge einzuflößen. Fast mochten wir sie um diesen Erfolg beneiden; aber nur dem löst sich das Rätselhafte dieser Erscheinung, der den Zusammenhang all dieser Gebetsübungen mit den zahllosen Ablaßverheißungen kennt, und

*) Die Germania erhebt hier einen Einwand, den sie im eignen Interesse besser unterdrückt hätte. Sie schreibt: wie man beim Lesen gewisser amerikanischer Zeitungen auf die Meinung komme, das ganze Land müsse voll Mord nnd Todtschlag sein, während man in Amerika selbst es gar nicht so schlimm finde, so bildeten wir uns beim Lesen des Schneiderschen Handbuches ein, die katholische Kirche sei von Abläßen erfüllt, während doch in Wahrheit nur wenige Abläße allgemein bekannt seien, „und selbst diese werden nicht immer, sondern nur gelegentlich [„sondern ungelegentlich“ steht gedruckt] bald von diesem, bald von jenem gewonnen.“ Es soll uns ja freuen, wenn es mit der Verbreitung der Abläße nicht „so schlimm“ steht, wenn das katholische Volk also von dieser römischen Medizin weniger Gebrauch macht, als von Rom her erwartet wird. Auch ein katholischer Buchhändler hat sich beeilt, uns aus seiner Geschäftspraxis heraus freundlichst zu belehren, daß Schneider und ähnliche Bücher weniger gekauft würden, als man denken sollte. Aber ich bekenne, daß ich diese Entschuldigung nicht erwartet hatte. Der Vertheidiger hat hier seine Sache unglaublich ungeschickt gemacht.

**) In der Germania lautet dieser Spruch: „Betet, so werdet ihr leben.“

der da bedenkt, daß die Mehrzahl jener Beter nichts andres thut als Lohnarbeit wider die Angst vorm Fegfeuer. Hier finden wir den Maßstab für die richtige Beurteilung und Schätzung solchen Gebetseifers. Die Menge der Beter hat man mit Hilfe des Ablasses gewonnen; aber den Herzschlag des Gebetes hat man zugleich gefährdet, wenn nicht getötet. —

Mustern wir eine zweite Kategorie der Mittel, mit denen Ablaß erworben wird. Mit Staunen nehmen wir wahr, daß so ziemlich alles, was gottesdienstliche Uebung heißt, zu einer Ablaßerwerbsquelle verwendet ist. Das Kreuzeszeichen, das der Katholik beim häuslichen Gebet wie beim Betreten der Kirche an Stirn und Brust zu machen gewöhnt ist, es verdient ihm jedesmal einen kleinen Ablaß: daheim einen solchen von fünfzig Tagen, in der Kirche aber, wo er zugleich seine Finger mit Weihwasser benetzt, einen solchen von hundert Tagen. Eine Viertel- oder eine Halbestunde stiller häuslicher Betrachtung gewinnt, je regelmäßiger man sie innehält, umso reichlicher bemessenen Ablaß. Das geistliche Lied, in welchem man Gott zu Ehren daheim, allein oder mit andern zusammen, die Seele erhebt — auch dieses wird um Lohnes willen gesungen, der besonders reichlich dem zu Teil wird, der solche Uebung auch bei andern befördert. Es werden viele unter uns sein, die es als liebe und gesegnete Uebung kennen, am Feierabend mit den Hausgenossen geistliche, liebliche Lieder anzustimmen, und wir haben es erfahren, wie das Herz dabei frei wurde und Leib und Seele sich freuten in dem lebendigen Gott. Aber denken wir uns diese Lieder mit der Absicht gesungen, ein Verdienst bei Gott damit zu erwerben, ich meine, wir fürchteten uns vor dem drohenden Gotteswortе beim Propheten: „Thue nur weg von mir das Geplärr deiner Lieder, denn ich mag dein Psalterspiel nicht hören."

Streitig ist, ob auch schon das einfache Besuchen der Messe, das ja zu den Kirchengeboten der katholischen Christenheit gehört, Ablaß einbringe. Aeltere Päpste haben derartigen Ablaß gespendet; aber in neuerer Zeit mag man ihn nicht mehr gelten lassen. Umso gewisser ist, daß jedes Anhören einer Predigt Ablaßgewinn eintragen kann, der natürlich bei regelmäßiger Gewöhnung, auch zur Predigt zu gehen, umso reichlicher anwächst. Ebenso kann das Kommuniziren zur Erwerbsquelle werden. Zwar einmal im Jahre, zur österlichen Zeit, befiehlt es dem katholischen Christen seine Kirche; thut er aber mehr, als ihm befohlen ist, kommunizirt er gar monatlich einmal oder noch öfter, so kann er reichen Ablaß damit gewinnen. Es gilt im allgemeinen die Regel, daß jede Extrafrömmigkeit, die über das Maß des Gebotenen sich erhebt, auch eine Extravergütung in Form von Ablaß erhält; so ist beispielsweise verdienstlich die Teilnahme an besondern Festfeiern, an der Fronleichnamsprozession, besonders auch das Besuchen der sogenannten Kreuzwegstationen und die Verrichtung der hier vorgeschriebenen Andachten.

Wieder müssen wir anerkennen, daß Rom mit dieser Methode äußerlich sehr bedeutende Erfolge erzielt. Zeugen des sind ihre gefüllten Kirchen, ihre stark besuchten Prozessionen, ihre hohen Kommunikantenziffern. Und doch, sollten wir sie hier beneiden? Gott loben um Lohnes willen, Gottes Wort betrachten um Lohnes willen, gar zum Sakramente gehen, um damit etwas zu verdienen, das sind Gedanken, die uns schaudern machen. Sicherlich werden der Kirche auf diesem Wege Seelen gewonnen; aber werden auch Gottes himmlische Scheuern mit solcher Methode gefüllt?

Und in was für eine entsetzliche Veräußerlichung treibt diese Methode hinein! Wer zum Beispiel an einer Kreuzwegandacht teilnimmt und die vierzehn Stationen einer solchen mit ihrer Erinnerung an die einzelnen Abschnitte an die Passion Christi besucht, was muß er beobachten, damit ihm der verheißene Ablaß nicht entschwinde! Hätte er eine jener Stationen versäumt, der Ablaß wäre dahin. Aber weiter: von einer Station zur andern muß er eine, wenn auch nur ganz kleine Bewegung vom Orte gemacht haben, daher bei großem Gedränge des Volkes wenigstens eine Drehung seines Körpers oder ein Aufstehen und Wiederniederknieen, sonst wäre der Ablaß verloren. Aber noch weiter: die Wirksamkeit des Ablasses hängt auch noch daran, daß die vierzehn Kreuze der Stationen richtig geweiht worden sind, und daß sie ja aus Holz und nicht etwa aus einer andern Substanz verfertigt worden sind; denn Christi Stellvertreter hat ausdrücklich erklärt, daß solcher Ablaß nur bei hölzernen Kreuzen zu gewinnen ist. Heißt das nicht wieder, Gottes Gaben an kreatürliche Dinge binden?

Aber noch mehr: auch alle Werke der Liebe werden zur Quelle des Ablaßerwerbes. Pius IX. hat z. B. im Jahre 1861 allen denen, die in Spitälern irgend ein Werk der Nächstenliebe ausüben, für jedes einzelne Werk einen Ablaß von hundert Tagen bewilligt. Ebenso haben zahlreiche Vereine, die sich dem Krankenbesuche widmen, in dieser ihrer Uebung das Mittel, Ablaß zu gewinnen, der sich dann besonders erhöht, wenn man zugleich glücklicher Besitzer eines geweihten Gegenstandes, eines geweihten Kreuzes, einer geweihten Medaille, eines geweihten Rosenkranzes ist und hiermit ausgestattet am Krankenbette Gebete spricht. Und wie die barmherzige Liebe dem Kranken gegenüber, so wird auch die ganze Sache der Heidenmission als Sache des Ablaßerwerbes betrieben. Denn wer drei Ave Maria spricht und dann seine Missionsgabe spendet, verdient hundert Tage Ablaß damit. Je öfter man solche Leistungen wiederholt, je reicher der Gewinn. Auch hier konstatiren wir willig den Erfolg, den Rom damit erzielt. Aber man vergesse nicht: wo evangelische Frömmigkeit einfach die Selbstbethätigung des Glaubens in der Bruderliebe fordert, da appellirt man in der römischen Christenheit an die Lohnsucht des natürlichen Menschen. Daher dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn gegenwärtig die ganze katholische Christenheit von den Netzen zahlreicher Vereine und Bruderschaften umspannt wird. Denn die Vereine wetteifern darin, mit immer größeren Ablaßprivilegien von Rom her ausgestattet zu werden. Tausende, ja oft Hunderttausende werden in diesen Vereinen und Bruderschaften gesammelt, und diese Vereinigungen tragen dazu bei, die feste Organisation herzustellen, in welcher uns Rom heutigen Tages als Beherrscherin der Massen gefahrdrohend entgegentritt; übersehen wir dabei nicht, daß es die Ablaßverheißungen sind, durch welche man sie herbeilockt und in diesen Vereinigungen festhält. Die große Machtentfaltung des römischen Christentums in der Gegenwart beruht zu einem guten Teile auf der energischen Verwertung der Ablaßtheorie.

G K

Zur Verständigung zwischen der ersten und zweiten Mäßigkeitsbewegung*)

Mit lebhafter Spannung las ich in Nr. 7 die „Auseinandersetzung mit den deutschen Enthaltsamkeitsvereinen." Als ein Veteran der ersten Mäßigkeitsbewegung habe ich Gelegenheit gehabt, den Entwicklungsgang der Mäßigkeitsgesellschaft im Danziger Kreise, aus welchem der jetzige Zentralverband hervorgegangen ist, mit zu durchleben. Dieses bewog mich, durch eine unbefangene Darstellung der eingeleiteten Besprechung die Schärfe zu benehmen, und so weit ich von der zweiten Mäßigkeitsbewegung Kenntnis erlangt habe, zu einer Verständigung zwischen beiden beizutragen.

Unter einem unbeschränkten Könige, der zudem in so hohem Maße von der Liebe und dem Vertrauen des Volkes getragen wurde, und unter einer rein büreaukratischen Verwaltung mußte die Kundgebung Friedrich Wilhelms III., die großen Erfolge der amerikanischen Mäßigkeitsgesellschaften seinem Volke zur Nacheiferung anzuempfehlen, für alle Behörden maßgebend sein. Daher trat bei der Gründung des Danziger Kreises der Landrat an die Spitze, von dem bekannt war, daß er früher der Sache nicht eben wohlwollend gegenüberstand. Jedoch sein Vorgang war von entschiedenem Einflusse auf die Organe der Gemeindeverwaltung und Kreisbewohner. Die Seele und leitende Kraft der Gesellschaft war der Pfarrer Göhrt, ein Mann von reicher Begabung, der mit seiner Umsicht und seinem Organisationstalente, dazu mit seinem liebenswürdigen Wesen und edeln Charakter ganz dazu geeignet war, die Sache zu leiten und zu fördern.

*) Zu unserm aufrichtigen Bedauern ließ sich der Abdruck des obigen Artikels nicht früher ermöglichen. D H

Auch viele Geistliche beider Konfessionen traten der Gesellschaft bei und wirkten mit sichtbarem Erfolge. Der Verein nannte sich Mäßigkeitsgesellschaft, beruhte aber auf dem Grundsatze der amerikanischen Enthaltsamkeitsvereine und machte sich die Rettung der Trinker zur Hauptaufgabe. Um derentwillen forderte er von allen seinen Mitgliedern Enthaltung von gewohnheitsmäßigem Trinken und Entsagung von der Verabreichung durch Destillation gewonnener Getränke an Gäste, Gesinde und Hausgenossen. Der Beitritt zum Vereine wurde durch Namensunterschrift, doch ohne eigentliches Gelübde vollzogen. Es war jedoch dem Gewissen der Mitglieder überlassen, spirituöse Getränke in Ausnahmefällen aus Gesundheitsrücksichten zu genießen.

Durch die rege Beteiligung der Geistlichen und andrer geachteter Personen erreichte der Verein in der ersten Zeit erfreuliche vereinzelte Erfolge. Verschiedne Herrschaften trafen mit dem Gesinde ein Abkommen, daß es gegen eine Geldentschädigung auf den ihm gereichten Schnaps verzichtete; andre gaben den Leuten bei ausnahmsweise schweren Arbeiten, wie bei der Schafwäsche und der Ernte, als Ersatz Warmbier oder Kaffee und berichteten über gute Erfolge. Die Zahl der Mitglieder wuchs und berechtigte zu guten Hoffnungen. Die Teilnahme würde noch allgemeiner gewesen sein, wenn nicht auch von denen Enthaltung gefordert worden wäre, die sie um ihretwillen nicht bedurften oder nicht zu bedürfen glaubten. Der Verein stellte Anträge an den Provinziallandtag und bei den Verwaltungsbehörden, durch polizeiliche Verordnungen den Branntweinschank einzuschränken.

Doch nicht alle Mitglieder hielten an den Grundsätzen fest; andre waren lau in der Einwirkung auf ihre Umgebung. Selbst nüchterne, aufrichtige Mitglieder traten aus, um sich nicht Gewissensbedenken bei einem Vorwande zu ausnahmsweisem Genusse zu machen. Andre mochten nicht in geselliger Beziehung sich den Zwang auflegen, zu dem das Grundgesetz verpflichtete; noch andre glaubten dadurch wirtschaftliche Nachteile zu haben. Es wurden sogar von bisherigen Vereinsmitgliedern Branntweinbrennereien angelegt. So hatte der Verein schon in den ersten Jahren unter der umsichtigsten Leitung mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, die er nicht zu überwinden vermochte, und die Zahl der Geretteten war im Vergleich zu den vielen, die sich vom Vereine fern hielten und verdarben, nur gering. — Viele verlor der Verein auch dadurch, daß der zum Superintendenten und Kreisschulinspektor berufene Pfarrer Göhrt wegen seiner vermehrten Arbeitslast bei schwächlicher Gesundheit nicht länger imstande war, die Geschäfte als Sekretär der Gesellschaft zu führen. Der verdiente Vorsitzende, Landrat Treuge, starb, und sein Nachfolger legte bald den Vorsitz nieder. Dieser Wechsel wurde insofern verhängnisvoll, als dadurch die schon früher vorgeschlagene, aber bisher noch abgelehnte Abänderung der Grundgesetze jetzt in den Vordergrund trat. Die Erfahrung, daß viele Mitglieder je mehr und mehr den Namen der Gesellschaft so auffaßten, als sei der mäßige Genuß von Spirituosen allgemein gestattet, daß die Verpflichtung zu einer solchen Mäßigkeit aber nicht wie die völlige Enthaltung der Leidenschaft einen starken Riegel vorschiebt, führte zu der erläuternden Bestimmung, daß der Verein die gänzliche Enthaltung, außer nach ärztlicher Vorschrift, als Bedingung der Mitgliedschaft für unerläßlich zur erfolgreichen Wirksamkeit, den Branntwein selbst aber nach ärztlichem Gutachten für ein durch Destillation gewonnenes, eigenartiges Gift erklärte, welche Auffassung die untern Volksklassen mehr entfremdete, als überzeugte. Infolge dessen trat der größte Teil der bisherigen Mitglieder aus, und die Gesellschaft verlor im Kreise viel an der bisherigen Zustimmung und an Unterstützung ihrer Bestrebungen. Auch die Ereignisse des Jahres 1848 hatten schlimme Folgen. Die Gemüter kamen aus ihrem bisherigen ruhigen Geleise. Die Behörden, eingeschüchtert und unsicher gemacht, konnten sich zum Teil nicht sogleich zurechtfinden, ließen die Zügel schlaff, und so fand die Enthaltsamkeitssache bei ihnen, wie auch in der neuen Gesetzgebung, nicht mehr in dem Maße, wie früher, die nötige Unterstützung.

Unter seinem zweiten Vorsteher kam die beabsichtigte Aenderung der Grundgesetze zur Ausführung. Der Verein nahm den Namen Enthaltsamkeitsgesellschaft des Danziger Kreises an. Zugleich erhielt er einen ausgeprägt religiösen, wenn auch noch nicht konfessionellen Charakter. Die Erfolge der amerikanischen und englischen Vereine, so wie der Jesuitenmissionen schienen den Schritt zu rechtfertigen. Schon damals wurde die Gründung von Trinkerasylen angeregt. Auch richtete der Verein seine Bemühung mehr als bisher auf die Bewahrung vor dem Laster der Trunksucht. Es wurde mit Eifer auf die Verpflichtung der Jugend zur Enthaltsamkeit hingewirkt. Es wurden Hoffnungsscharen gebildet. Doch erwiesen sich diese, da sie nicht aus freier Selbstbestimmung hervorgegangen waren, nicht als förderlich und hatten keinen dauernden Erfolg. Als ein mittelbarer Erfolg des Enthaltsamkeitsvereins ist es vielleicht anzusehen, daß, nachdem schon durch Kabinetsordre vom 31. Juli 1845 der Branntweingenuß beim Militär eingeschränkt worden war, Seine Majestät unser hochseliger Kaiser Wilhelm bald nach seinem Regierungsantritte (1862) eine Kabinetsordre erließ, daß die Soldaten Kaffeeportionen erhalten sollten. Wie wohlthätig diese fürsorgliche Einrichtung wirkt, haben unsre Krieger, welche es vielfältig bezeugen, ganz besonders in dem französischen Kriege erfahren.

Unter dem jetzigen Vorsteher, Herrn Pfarrer Dr. Rindfleisch, dem von allen, die seine rastlose Arbeit für den Verein kennen, die Anerkennung unermüdlichen Eifers und unerschütterlicher Ueberzeugungstreue gezollt werden muß, entwickelte der Verein seine Thätigkeit nach drei Seiten: Einwirkung auf die Gesetzgebung, Mitwirkung der Kirche und ihrer Organe und die freie Vereinsthätigkeit. In letzterer ging der Verein auf dem eingeschlagenen Wege völliger Enthaltsamkeit bis an die äußerste Grenze, indem er von seinen Mitgliedern ein förmliches Enthaltsamkeitsgelübde unter Anrufung des dreieinigen Gottes durch Namensunterschrift und mittels Handschlag forderte. Die gewählte Form wurde von den meisten Geistlichen als ein unevangelischer Gewissenszwang nicht gebilligt. Der Verein wollte diese Ansicht zwar nicht gelten lassen, „weil die Beitrittserklärung ein freier Entschluß sei, der jederzeit zurückgenommen werden könne." Dennoch zogen sich viele Geistliche von dem Vereine zurück oder verweigerten den Eintritt; andre mochten, wenn sie auch im Vereine blieben, nicht die Hand zur Anwendung eines nach ihrer Auffassung bedenklichen Mittels bieten. Auch kam dieser Grundsatz nicht in seinem vollen Umfange zur Anwendung; denn von den bisherigen Mitgliedern wurde die Unterschrift des neuen Formulars nicht verlangt. Indem der Evangelische Oberkirchenrat und verschiedne Konsistorien den Bestrebungen des Vereins ihre Anerkennung kundgaben und seinem unermüdeten Eifer reichen Erfolg wünschten, wurde derselbe ermutigt, auf dem betretenen bedenklichen Wege zu beharren. Verschiedne Provinzialsynoden der innern Mission stellten die Bekämpfung der Trunksucht zur Besprechung. Doch auf die Hebung der Enthaltsamkeitssache selbst hatte dieses keinen merklichen Einfluß. Die kirchlichen Organe unterließen es, mit dem Nachdrucke für die Bekämpfung der Trunksucht zu wirken, wie der schwere Schaden, den die Kirche selbst tief empfand, es hoffen ließ.

Im Jahre 1882 nahm der Verein, der ja schon lange Anknüpfungspunkte weit über den Danziger Kreis gefunden hatte, den Namen an: Enthaltsamkeitsgesellschaft für Westpreußen. Infolge dessen wurde ein neues Statut entworfen. Bei der Beratung wurde aus der Mitte des Vorstandes folgende durchgreifende Veränderung beantragt.

Es sei nicht zu bestreiten, daß das Gelübde völliger Enthaltsamkeit ein stärkerer Antrieb zur Selbstbeherrschung ist, auch einen sicherern Schutz gegen Rückfall gewährt, als der Vorsatz der Mäßigkeit. Der Grund völliger Enthaltsamkeit bleibe daher aufrecht erhalten für alle diejenigen bisherigen oder neu eintretenden Mitglieder, welche um ihrer selbst willen diese Verpflichtung übernehmen, sowie für solche, die es thun, um die Schwachen zu gleicher Entsagung zu stärken. Diese wenigen mutigen Streiter bedürfen aber zu ihrem Rettungswerke von der unglücklichen Leidenschaft, welche die Willenskraft im höchsten Grade schwächt, des Beistandes aller derjenigen, deren Einfluß am wirksamsten ist, der Geistlichen und Lehrer, ganz besonders auch der Brotherrschaften und Arbeitgeber. Erst wenn die hohe sittliche und soziale Bedeutung der Gesellschaft allgemeiner gewürdigt werde und das Bewußtsein heiliger Verpflichtung zur Mithilfe weitere Volksschichten durchdringe, könne auf mehr Erfolg als bisher gerechnet werden. Der allgemeine Einwand

nüchterner Personen gegen die Gesellschaft sei aber die Abneigung gegen gänzliche Entsagung jeglichen mäßigen gelegentlichen Genusses spirituöser Getränke, verbunden mit dem Gewissenszwange, den die Gesellschaft ausnahmslos allen Mitgliedern auflegt. Daher müsse neben den engern Grundsatz der strikten Enthaltung der umfassendere Grundsatz der Mäßigkeit treten. Allen Personen müsse der Eintritt in den Verein als ordentliche Mitglieder ohne Verpflichtung auf einen Revers offen stehen unter folgenden Bedingungen: a) Zahlung eines Jahresbeitrages; b) Beobachtung eigner Nüchternheit bei mäßigem Genusse auch des Bieres und Weines; c) gänzliche Enthaltung von Spirituosen im Zusammensein mit einem Trinker; d) gleichzeitige Abmahnung desselben; e) Wachsamkeit über die Befolgung der polizeilichen Verordnungen in Bezug auf die Verabreichung von Branntwein; f) Unterlassung regelmäßiger Verabreichung von Schnaps an Gesinde und Arbeiter.

Selbstgewinn für die ordentlichen Mitglieder ist die Wachsamkeit über sich selbst, die Gelegenheit zur Uebung der Nächstenliebe und der Segen, welcher sich über den eignen Hausstand verbreitet.

Die gemeinsame Förderung der Vereinssache besteht: a) in dem fleißigen Besuche der Vereinsversammlungen, b) in Verbreitung des Vereinsblattes, christlicher Volksblätter und guter Bücher, c) in der Ermunterung zum Gebete und Bibellesen, zu fleißigem Kirchenbesuche und herzlicher Fürbitte, d) in möglichst persönlicher Einwirkung zum Beitritte.

Neben diesen ordentlichen Mitgliedern vereinigen sich die bisherigen auf dem Grunde völliger Enthaltsamkeit stehenden und die auf denselben eintretenden Personen durch schriftliche Verpflichtung auf einen Revers zu außerordentlichen Mitgliedern.

Der Antrag drang jedoch nicht durch, und es wurde nach dem Ausscheiden der Vorstandsmitglieder, welche ihre Zustimmung und Unterschrift zum Statut ablehnten, nur beschlossen, daß

Geschenke und Legate auch von Freunden der Sache, die sich nur auf das Prinzip der Mäßigkeit verpflichten, aber für die Zwecke der Gesellschaft mitwirken wollen, angenommen und solche als außerordentliche Mitglieder, resp. Agenten im weitern Sinne betrachtet werden.

Dieses Zugeständnis erfüllte aber nicht den Zweck, den der Antragsteller beabsichtigte. Dennoch trat derselbe um der Sache willen dem Vereine als außerordentliches Mitglied bei.

Die Erwartungen von der Wirksamkeit des Vereins infolge seiner Ausdehnung auf die Provinz gingen nicht in dem Maße in Erfüllung, als sie daran geknüpft wurden. Dagegen kam durch die Bemühungen des Vorstandes im Jahre 1884 der Zentralverband der evangelisch-christlichen Enthaltsamkeitsvereine zu stande, und dieser Zusammenschluß der vereinzelten Vereine ist immerhin ein Fortschritt zum Bessern. Die von dem Zentralverbande ausgegangenen Petitionen, auch wenn sie in einigen Stücken zu viel fordern, in mancher Beziehung sich Mängel nachweisen lassen mögen und darum der Staatsregierung nicht zur Berücksichtigung empfohlen werden konnten, sind doch ein Hilferuf, der, wie zu hoffen, nicht ganz ungehört verhallt ist. Auch das von dem Vorsteher des Zentralverbandes herausgegebene Zentralblatt, die Warnungstafeln, die zehn Thesen für die Schulen, die beabsichtigte Gründung eines Trinkerasyls, sowie die internationalen Beziehungen des Vereins sind Zeichen von dessen reger Thätigkeit und Opferwilligkeit. Nur ist zu bedauern, daß der Zentralverband selbst seine Grenzen dadurch noch enger zieht, indem er dem Alkohol eine dämonische Natur beilegt, die weder von der Erfahrung noch auch durch die heilige Schrift bestätigt wird. Der Zentralverband setzt sich dadurch nicht nur mit dem Gewissen des evangelischen Volkes, sondern auch mit der Kirche in Konflikt. Seine Isolirung durch Einführung des strengen Enthaltsamkeitsprinzips und seine dogmatische Auffassung sind die Ursachen, daß ihm bei seiner sonst evangelisch-christlichen Grundlage die allgemeine Mitwirkung auch der der Sache selbst Wohlgesinnten nicht zu Teil wird. Doch ist zu bedenken, daß, wie anfangs bemerkt wurde, das Enthaltsamkeitsprinzip schon mit dessen erster Gründung den mäßigen Genuß auch bei nüchternen Mitgliedern ausschloß und damit den Keim seines Siechtums in sich pflanzte.

Durch den im Jahre 1883 gegründeten Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke ist die zweite Mäßigkeitsbewegung eingeleitet, nachdem der Enthaltsamkeitsverein für Westpreußen nicht auf eine Neubildung einging. Derselbe nimmt einen möglichst unbefangenen Standpunkt ein, von dem aus er jedem, der für die gute Sache wirken will, die Hand bietet. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der humanen Wohlfahrtseinrichtungen ohne konfessionelle Beschränkung den übermäßigen Branntweingenuß zu bekämpfen. Auch in Danzig bestehen zwei von diesem Vereine zweckmäßig eingerichtete Kaffeeschänken, welche sich reger Beteiligung erfreuen. Außer Kaffee wird auch Milch zu billigem Preise gereicht. In dem geräumigen Zimmer sind Zeitungen und Wochenschriften ausgelegt. Wenn der Verein auch nicht, wie der Zentralverband der Enthaltsamkeitsvereine, auf spezifisch evangelischem Boden steht, so wurzelt doch seine Humanität in dem Christentume, zieht aus ihm seine Kraft, die Nächstenliebe, und dient demselben in seiner Eigenart. Seine Mitglieder wirbt er unter den bemittelten Ständen und in den Kreisen höherer Intelligenz und Bildung. Indem er hauptsächlich dem Arbeiterstande in den größern Städten seine Fürsorge widmet, erfüllt er eine soziale Aufgabe von hoher Bedeutung. Er verkümmert nicht dem armen Manne ein vermeintliches Bedürfnis, denn er bietet einen zuträglichern, wohlthätigern Ersatz. Dieser Verein beweist viel praktischen Sinn. Er nimmt die Menschen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen, und darin liegt die Bürgschaft für Erfolg. Man sollte daher von ihm ein rascheres Wachstum erwarten, umso mehr, als er seinen Mitgliedern keine andre Schranke im Genusse geistiger Getränke bestimmt, als diese sich selbst setzen. Auch er ist noch nicht, wie die Größe des von ihm bekämpften Uebels es fordert, in das Volksbewußtsein mit überzeugender Gewalt eingedrungen. Ohne das können seine Bestrebungen aber nur vereinzelte Erfolge haben, und er wird bei den mit Hilfe der Gesetzgebung einzuschlagenden Maßregeln nicht immer auf die Willigkeit und Zuverlässigkeit der ausführenden Organe zählen können. Auch verzichtet der Verein darauf, die schwerste, undankbarste Aufgabe, die Rettung von Seelen, in denen das Ebenbild Gottes durch die elendeste Leidenschaft entstellt ist, zu übernehmen. Sie kann nur durch die mit Gebet im lebendigen Glauben geübte Samariterliebe und Hirtentreue, wenn Gott Gnade giebt, gelingen, und fällt vornehmlich in das Gebiet der kirchlichen Seelsorge und der innern Mission.

Die Lücken, welche dieser Verein läßt, sollten nach der Ansicht des Herrn Dr. Martius (vergl. Nr. 7) die Enthaltsamkeitsvereine ausfüllen, die er aber für wenig leistungsfähig hält. Dagegen erwartet er umso mehr von dem Vereine des Blauen Kreuzes, in welchem er „die durch die läuternde Macht der Zeit und der Erfahrung verbesserte, wirklich evangelische Gestalt eines rechten Enthaltsamkeitsvereines, wie er sein soll," erblickt. Nach den von dem Herrn Oberpfarrer Dr. Martius gegebenen Andeutungen steht dieser Verein dem in Vorschlag gebrachten umzubildenden deutschen Zentralverbande evangelisch-christlicher Enthaltsamkeitsvereine so nahe, daß zwischen beiden nur unwesentliche Unterschiede zu finden sein dürften. Nur hat das „Blaue Kreuz," wie ich schließe, die Grenzen seiner Wirksamkeit nach einer Seite hin weiter, nach einer andern enger gesteckt. Vielleicht kommt auch für den Zentralverband die Zeit, ihn zu reformiren, die schroffen und störenden Eigenheiten, die ihm anhaften, wegzuräumen und ihm eine erweiterte Eingangsthür zu geben. Er würde dann die sämtlichen Richtungen der zweiten Mäßigkeitsbewegung in sich vereinigen*), und es würden sich auch die Kräfte mehren, mit Freuden und sichtbarem Erfolge an der Erfüllung seiner schweren Mission zu arbeiten. Bis dahin wollen wir gern der Ausdauer, mit welcher der Verein unter so wenig ermunternden Aussichten wirkt, einen gesegneten Erfolg wünschen.

Möchten doch die verschiednen Strömungen der ersten und zweiten Mäßigkeitsbewegung nach Verständigung, mehr noch nach Ausgleichung streben, jeder mit Dank und Freude die Wirksamkeit der andern anerkennen in dem Werke, dem sie alle dienen. Es ist noch unendlich viel Raum da. Keiner der Vereine wird ihn ganz ausfüllen; selbst alle zusammen werden es nicht vermögen. Jeder aber wolle allein die Ehre Gottes und die Befreiung unsers starken deutschen Volkes von der Knechtschaft der Leib und Seele verderbenden Trunksucht zu fördern suchen, mit Dank gegen Gott, der uns zu einem ihm wohlgefälligen Werke berufen hat, und mit dem demütigen Bewußtsein, daß

*) Das ist wohl in anbetracht der Größenverhältnisse nicht möglich. Eher könnte es der Deutsche Verein. D H

alle unsre Arbeit Stückwerk ist, weil wir alle unvollkommen sind und des Ruhmes ermangeln, den wir vor Gott haben sollten.

Lose, Deichrentmeister

Verschiedenes

(Vom Protestantisch-kirchlichen Hilfsverein in der Schweiz) Am 3. Juli fand zu Basel die jährlich zusammentretende Abgeordnetenkonferenz des schweizerischen protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins statt. Sie ist zwar nicht von der weittragenden Bedeutung wie die Generalversammlung des deutschen Gustav-Adolf-Vereins, der sie entspricht. Immerhin hat sie auch über eine allgemeine, nur viel bescheidenere Liebesgabe zu entscheiden.

In der am vorhergehenden Nachmittag abgehaltenen und schönbesuchten öffentlichen Feier in der St. Leonhardskirche mahnte der Präsident des Vorvereins, Pfarrer Salis (Basel), im Hinblick auf die überall, auch in der Schweiz, fühlbare Angriffsfreudigkeit und siegesgewisse Eroberungslust der römischen Kirche nach 1. Kor. 16, 13 f. zur rechten evangelischen Wachsamkeit. Pfarrer Grin (Suchy, Kt. Waadt), der die schweizerischen Ansiedler in Chile besucht und in seinem interessanten Buche: Unsre Landsleute in Chile (Lausanne, 1888) uns die sozialen, sittlichen und religiösen Zustände derselben anschaulich geschildert hat, suchte durch einen ernsten Appell zugleich an die patriotische, wie an die christliche Verpflichtung dazu den Anstoß zu geben, daß der Protestantisch-kirchliche Hilfsverein sich auch dieser Glaubensgenossen im fernen Südamerika annehme und sie vor religiösem und sittlichem Verderben bewahren helfe, dem die gegenwärtige Lage entgegenführen müsse; er wünschte vor der Hand die Aussendung mindestens eines Geistlichen, der überall in kurzen packenden Ansprachen deutsch und französisch zu predigen verstehe und tüchtig sei, die Schulen zu organisiren und in allen Angelegenheiten sich als erfahrenen und gewandten Berater und Verteidiger der Kolonisten zu erweisen, damit doch bald die Klage der dortigen Landsleute verstumme: „Man muß also Neger sein, damit man sich um uns kümmert." Pastor Frisius (ein Oldenburger, deutscher Pfarrer in Paris) schilderte seine Arbeit unter den evangelischen Glaubensgenossen in Paris mit allen ihren Mühen und Schwierigkeiten: die Proselytenmacherei der katholischen Priester, die Religionslosigkeit und Religionsfeindlichkeit der öffentlichen Schulen, in deren einer bei einer Schulfeierlichkeit ein Gemeinderatsmitglied öffentlich erklärte: „Es ist nicht wahr, daß wir Gott aus der Schule hinauswerfen; was nicht ist, kann man nicht hinauswerfen." Daneben zeigte er aber auch, was alles gethan werde zur Sammlung und Bewahrung der in die Riesenstadt strömenden Fremden, namentlich auch der einzeln stehenden Mädchen, für welche nun ein Heim habe gegründet werden können, indem der Franken, der ihm hierzu vor fünf Jahren mit dem Worte übergeben worden, er möge in die Hunderttausende wachsen, durch zwei großartige Geschenke von 5000 Fr. von einer Dame in Wiesbaden und von 34 000 Fr. von einem Herrn in Sachsen doch nach jenem zuerst etwas ungläubig aufgenommenen Wunsche ins Unerwartete sich gemehrt habe.

In der Abgeordnetenversammlung am Dienstag Morgen überbrachte der Abgesandte des Gustav-Adolf-Vereins, Simons, ref. Pfarrer in Leipzig, neben Grüßen das schöne Geschenk des deutschen Vereins von 1000 Mark an die allgemeine Liebesgabe. Dieselbe wurde nun im Betrage von 4250 Fr. nach ausführlicher Empfehlung durch Pfarrer Ochsenbein (Bern) den evangelischen Schulen der Stadt Freiburg (Schweiz), die bei dem durch und durch katholischen Regimente jenes Kantons sehr zu kämpfen haben, einstimmig zuerkannt. Weiter wurde dann die Anregung von Pfarrer Grin zur Pastoration unsrer Landsleute in Chile, wozu der eifrige Fürsprecher selber den Reinertrag seines obengenannten Werkes spendet, in reifliche Erwägung gezogen. Der schließliche Entscheid, der getroffen wurde, lautet: Der Vorverein hat sich durch Zirkular an alle kantonalen Hilfsvereine zu wenden und diese aufzufordern, ihm bis im Dezember zu berichten, welchen Betrag sie auf drei Jahre für Aussendung eines Geistlichen nach Chile bewilligen wollen. K M

(Kirchbauten in Berlin) Kaiser Wilhelm II. hat das Vermächtnis seines Vaters angetreten und wird, so Gott will, den neuen Dom bauen. — Schlesier wollen in Berlin eine schlesische Kirche stiften und haben angefangen, dafür zu sammeln. Beim Ravensberger Fest schlug Pastor v. Bodelschwingh-Bethel vor, der Reichshauptstadt auch eine westfälische Kirche zu schenken, denn „es leben in Berlin allein 40 000 Westfalen." Man sammelte gleich an Ort und Stelle, statt für die Bielefelder Anstalten, diesmal für die westfälische Kirche in Berlin und brachte die ansehnliche Summe von 1036 Mark zusammen. Der Gedanke, daß jede Provinz Berlin eine Kirche baut, ist schön und gut; es bleibt den Berlinern dabei noch genug zu thun, und Gelegenheit zur Vergeltung bleibt ihnen auch. — Daß nur solche Kirchenbauten nicht nach den Grundsätzen des Kapellenvereins unternommen werden, welcher nur Predigtkirchen, nicht Pfarrkirchen errichtet, die Eingliederung seiner Stiftungen in den Gemeindeorganismus also verschmäht! Eine solche bloße Predigtkirche ist jene, die sich jetzt im Bereiche der — wahrlich bedürftigen — Zionsgemeinde erhebt und die man, obgleich ihre Grundsteinlegung schon vor Kaiser Wilhelms Ableben angesetzt war, nunmehr zur Gedächtniskirche für Kaiser Wilhelm gemacht hat. Wie gern würden wir den Aufruf für eine Kaiser Wilhelmskirche unterstützt haben, wenn solche Predigtkirchen uns die so notwendige Reform des Berliner Kirchenwesens nicht vielmehr zu stören, als zu fördern schienen. R

(Unzuverlässigkeit kirchlicher Nachrichten) Die Berichterstattung über kirchliche Angelegenheiten und Thatsachen läßt viel zu wünschen übrig. Der wohleingerichtete Dienst der Tagespresse versagt hier nur zu oft, und den kirchlichen Blättern fehlt es an Verbindungen und Ueberblick. Wunderliche Belege hierfür lieferte das Berliner Lutherspielverbot. Die Zeitungen kamen auf einmal in die Zwangslage, von Dingen reden zu müssen, die ein wenig außerhalb ihres Gesichtskreises lagen. Die Nationalzeitung berichtete ausdrücklich, Trümpelmanns Dichtung sei bisher noch nicht im Druck erschienen, und doch hatte sie bereits im September v. J. der Perthessche Verlag auf den Markt gebracht! Völlig ratlos aber waren auch kirchliche Blätter darüber, wo das Stück bereits aufgeführt worden. Das Deutsche Protestantenblatt wußte von Aufführungen „in Dresden, Erfurt und andern deutschen Städten" [das Richtige siehe Nr. 25, S. 233 d. Bl.]. Dagegen erzählt die Allgemeine Konservative Monatsschrift ihren Lesern, „daß von der lutherischen Kirchenbehörde Sachsens das Stück von Trümpelmann als für Dresden unmöglich bezeichnet ist." Ein solches Urteil hat das sächsische Landeskonsistorium weder gefällt, noch zu fällen Veranlassung gehabt. R

(Prozeß Thümmel zu Bochum) Der stenographische Bericht ist im Druck erschienen und für 60 Pfennige zu beziehen: Der Prozeß Thümmel-Wiemann vor der Strafkammer zu Bochum am 13. Juni 1888. Barmen, D. B. Wiemann. 100 S.

(Quittung) wegen Raummangels erst in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Programm

der am 12., 13. und 14. August 1888 in **Duisburg** zu haltenden

zweiten Generalversammlung

des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen

Sonntag, 12. August: 4 Uhr nachm.: Sitzung des engeren Vorstandes und des Ortsausschusses. 6 Uhr abends: Festgottesdienst in der Salvatorkirche, Predigt: Superintendent Trümpelmann-Torgau. 8½ Uhr abends: Zwanglose Versammlung der Bundesmitglieder in dem großen Saale der städtischen Tonhalle. Begrüßungen. Ansprachen.

Montag, 13. August: 9 Uhr vorm.: Erste öffentliche Hauptversammlung. Eröffnungsansprache des Bundesvorsitzenden, Grafen von Wintzingerode-Bodenstein. „Falsche und wahre Toleranz": Prof. D. Beyschlag-Halle. 2 Uhr: Versammlung des Rheinischen Hauptvereins. 4 Uhr: Versammlung der Bundesmitglieder im großen Saale der städtischen Tonhalle. Berichte des Schriftführers und des Preßkomitees. „Die soziale Organisation des römischen Katholizismus in Deutschland": Pf. Lic. Weber-München Gladbach. 8 Uhr abends: Große Versammlung der Teilnehmer und der evangelischen Bürgerschaft im großen Saale der städtischen Tonhalle. Ansprachen. Gesänge.

Dienstag, 14. August: 8 Uhr morgens: Vertrauliche Versammlung der Abgeordneten der Bundesvereine im mittleren Saale der Tonhalle. *) 11 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung im großen Saale der städtischen Tonhalle. Nächst Geschäftlichem: „Luthers Fortleben im Staate und im Volke": Professor Dr. Oncken-Gießen. 1½ Uhr: Sitzung des engeren und des weiteren Vorstandes. 3 Uhr: Gemeinsames Mittagsmahl im großen Saale der Tonhalle. 6 Uhr abends: Gemeinsame Fahrt nach Monning und Kaiserberg. 8 Uhr abends: Gesellige Zusammenkunft in den Räumen und im Garten der städtischen Tonhalle.

NB. Nötigenfalls noch am 15. Konferenz der Abgeordneten der Vereine.

Am Bahnhofe: Empfangs-Ausschuß.

In der Tonhalle (auf dem Wege vom Bahnhofe zur Stadt): Ordnungs-Ausschuß. Dort Eintragung in Präsenz- und Delegirtenlisten, Empfangnahme von Fest- und Tischkarten (letztere sind bis 12½ Uhr am 13. August zu lösen).

Ein Orts-Ausschuß vermittelt freie Wohnung in Privathäusern und bez. Unterkommen in Gasthöfen. Meldung bei P. Terlinden in Duisburg bis Ende Juli.

Der Vorstand

*) Vgl. Bekanntmachung des Vorstandes vom 19. Juni: „Zur Delegirten-Versammlung, auf welche wir besonders Gewicht legen müssen, da eine Anzahl von Verhandlungsgegenständen absolut vertraulicher Art zu erledigen ist, können für dies mal nicht nur die Hauptvereine, sondern auch die Zweigvereine Vertreter entsenden. Die Vertreter bedürfen behufs ihrer Zulassung zu den Beratungen einer förmlichen Legitimation seitens ihrer Vorstände."

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 31 **Leipzig, den 29. Juli** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 2 — Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten: 12. Die Normen der Entwicklungslehre und ihrer vollkommenen Religion — Die Lutherspiele des Martin Rinckart. 2 — Das Ablaßwesen in der katholischen Kirche der Gegenwart: 4. Die Mittel des Ablaßerwerbes: Besitz heiliger Gegenstände; 5. Das System äußerer Erfolge und die Theologie des natürlichen Menschen — Aus Italien: Die deutsch-evangelische Gemeinde in Neapel; Die Konferenz deutsch-evangelischer Pfarrer Italiens; Gesellschaft für Herausgabe evangelischer Schriften; Niederlage der Klerikalen; Die goldene Rose; Eine Diözesansynode in Neapel; Die klerikale Presse Italiens; Giordano Bruno — Von der Heidenmission: Eine Weltmissionskonferenz; Aus Deutsch-Ostafrika; Akademisch gebildete Missionare; Missionsfest in Zürich — Verschiedenes: Zunahme der Theologie Studirenden in den letzten zwölf Jahren; Ertrag des Lutherfestspiels in Dresden; Die Kreuzbrüder; Eine große Wohlthat für Epileptische — Quittung

Der Brief des Paulus an die Philipper

2. Kapitel 1, 3—5

Ich danke meinem Gott auf Grund all meiner Erinnerung an euch — denn allzeit bete ich in all meinem Gebet für euch alle mit Freuden — über eurer Gemeinschaft in Beziehung auf das Evangelium vom ersten Tage an bis heute.

Eine Welt von Erinnerungen stieg vor dem gefangenen Manne auf, als er seine Philipper begrüßte, sie, die ihm jetzt wie Sterne am Nachthimmel (2, 15) erscheinen, deren er in jedem seiner Gebete mit Freuden gedenkt, die vom ersten Tage an bis heute die Gemeinschaft treu gehalten haben. Mit diesen Erinnerungen müssen auch wir vertraut werden, damit wir uns ebenso in die Seelen so des Schreibers wie der Leser versetzen können.

Es waren nun wohl gerade zehn Jahre, seit drei landfremde Männer vom Osten in die römische Koloniestadt Philippi in Mazedonien eingezogen waren; Paulus, ohne Frage der geistige Führer unter ihnen, auch jetzt der eigentliche Verfasser des Briefes, Silvanus, ein Genosse, dessen Spur in den spätern Jahren des Apostels verloren geht, und Timotheus, vielleicht, nach Andeutungen in andern Paulusbriefen zu schließen, der Schreiber des Briefes nach des Apostels Diktat. Es war klassischer Boden, den sie betraten. Von dem Vater Alexanders des Großen hatte die Stadt ihren Namen erhalten. In ihrer Nähe waren drei Jahrhunderte später (42 vor Christus) die Geschicke des römischen Weltreichs, welches das des Alexander ablöste, entschieden worden. Nun war sie dazu auserlesen, daß in ihr auch die Geschicke eines höheren Reiches zur Entscheidung kommen sollten. Die damals einzogen, etwa ums Jahr 52 oder 53, waren dieses Reiches Vertreter. Der erste unter ihnen, Paulus, hatte seit bald zwanzig Jahren in Damaskus mit Cölesyrien, dann von Antiochia aus in Syrien, später in Cilicien und Cypern, in neuem Anlauf während der letztvergangenen Jahre gemeinsam mit jenen beiden Genossen auch in der römischen Provinz Galatien „das Evangelium," die frohe Botschaft von diesem Reiche, verkündigt und überall Gläubige gewonnen und zu Gemeinden zusammen geschlossen. Es hatte ihn weiter gedrängt, in die westlichen und nördlichen Landschaften der Halbinsel Kleinasien, die römischen Provinzen Asien und Bithynien zu gehen; aber dort waren ihnen Hindernisse entgegengetreten, die wir nicht kennen. So sah er sich nach Troas geführt, jener nordwestlichen, gegen Europa sich hinüberstreckenden Ecke Kleinasiens, wo die abendländische Welt übers Meer herübergrüßt. Und im Traume hört er den Mann aus Mazedonien ihn rufen: Komm hernieder in Mazedonien und hilf uns (Apostelgesch. 16, 6—20). Er folgt der Stimme. Welch ein weltgeschichtlich entscheidender, menschlich betrachtet kühner und gewagter Schritt. Man begreift, daß ihm ein innerer Kampf vorausging, dessen gewaltige Entscheidung nur in der Gewißheit, daß Gott sie getroffen, zur Ruhe kommen konnte. Trat doch nun an die Stelle der kleinasiatischen Welt, in welcher orientalisches Wesen mit griechischem vermengt war und vor allem eine ausgebreitete jüdische Diaspora mit großer Proselytenschaft den Boden vorbereitet und die Anknüpfung erleichtert hatte, die rein griechische. Und gerade in Mazedonien war das Judentum nach allen Spuren überaus schwach vertreten. In Philippi, der ersten Stadt Mazedoniens, auf welche die Reisenden stießen, hatten die Juden nur einen Betplatz vor der Stadt; nach der Erzählung der Apostelgeschichte fanden sich dort vor allem Frauen, Jüdinnen und Proselytinnen, zusammen. Es ist nur natürlich, daß die Fremdlinge dorthin ihre Schritte wandten. Dort gewannen sie denn auch für ihre Botschaft die ersten Gläubigen. Bezeichnenderweise war es eine Frau aus Kleinasien, eine Proselytin, die Purpurhändlerin Lydia von Thyatira, welche sich ihnen unter den ersten anschloß und sie nötigte, bei ihr Wohnung zu nehmen. In unserm Briefe ist sie nicht erwähnt; sie muß also später wieder weggezogen sein, vielleicht zurück nach Thyatira, wo die Offenbarung Johannis eine Gemeinde kennt (2, 18 ff.), die dann wohl durch ihre Anregung entstanden sein mochte. Andre Persönlichkeiten traten an ihre Stelle, mit denen unser Brief uns noch bekannt machen wird. Der Aufenthalt der Apostel in Philippi fand ein frühes Ende durch einen Volksauflauf, mit welchem die Philipper sich der fremden „jüdischen" Eindringlinge zu erwehren suchten. Wenn ihm die Apostel wichen, so mag dazu der nächste Beweggrund gewesen sein, daß sie damit ihre Anhänger weiterer Anfeindung, die ja doch nur ihnen als Juden zu gelten schien, entzogen. Gewiß ist es aber auch ein Beweis, daß sie die Gemeinde ruhig ihrer eigenen weiteren Entwicklung überlassen zu können überzeugt waren. (Siehe Apostelgesch. 16, 13 ff.) Die Gründung weiterer Gemeinden in Mazedonien ist hier nicht zu verfolgen. Die Apostelgeschichte erzählt dies noch von Thessalonich, der Hauptstadt, und von Beröa (17, 1—15). Aber nach 1. Thess. 4, 10 und 2. Kor. 8, 1 müssen sich daran noch verschiedene andere geschlossen haben. In seinen Briefen aus den nächsten Jahren spricht Paulus nicht von den einzelnen

Stadtgemeinden; vor seinem Geiste steht stets „Mazedonien," die Provinz. Das Land, von dem vor bald 400 Jahren der große Eroberungszug der griechischen Kultur nach dem Orient ausgegangen war, welcher der griechisch-römischen Welt ihren geistigen Charakter gab, war nun wieder der Ausgangspunkt für einen neuen Eroberungszug geworden, durch welchen von Osten her über diese griechisch-römische Welt eine ganz neue Lebensanschauung und Lebenskraft den Sieg gewinnen, ja zuletzt auf ihren Trümmern eine neue, die christliche Welt geschaffen werden sollte. Mit freudig bewegten Worten schildert Paulus in einem nicht allzulange nach der dortigen Gemeindegründung an die Thessalonicher gerichteten Schreiben, wie mit diesem Erfolge in den ersten Städten Mazedoniens der Erfolg in der griechischen Welt entschieden war (1. Thess. 1, 7—9).

Mazedonien nimmt im Leben des Paulus eine ganz besondre Stellung ein. Der erste und letzte seiner Gemeindebriefe ist dorthin gerichtet (1. Thess. und Phil.). In seinen verschiedenen Reiseplänen findet Mazedonien stets eine Stelle (1. Kor. 17, 5. 2. Kor. 1, 15). Und als er nach längerem Aufenthalt in Korinth und dann in Ephesus aus der letzteren Stadt durch einen gewaltigen Volksaufruhr plötzlich verdrängt, sich zunächst nach Troas wendet, um dort mit seinem Gehilfen, den er von Korinth zurückerwartete, zusammenzustoßen, drängt es ihn, als dieser länger verzieht, mächtig hinüber nach Mazedonien, seine dortigen Gemeinden zu besuchen, wie er in dem von dort nach Korinth gerichteten Schreiben erzählt (2. Kor. 2, 12 ff.). Es war der erste Besuch seit jenem ersten Aufenthalte. „Draußen Kämpfe, drinnen Aengste," so charakterisirt er dabei seine Lage. Die Aengste gelten Korinth, wie 2. Kor. 7, 6 f. 1, 3 f. 2, 14 zeigen. Die Kämpfe können sich nur auf das feindselige Verhalten der griechischen Bevölkerung der mazedonischen Städte beziehen, wovon wir in unserm Briefe noch mehr erfahren werden. Denn an den Gemeinden selbst hatte er eitel Freude. Ihre hingebende Begeisterung für die christliche Sache bewiesen sie, wie Paulus in eben jenem Briefe den Korinthern erzählt (2. Kor. 8, 1—5), rührend und glänzend gegenüber der von Paulus in seinen Gemeinden für die Urgemeinde in Jerusalem gesammelten großen Armenkollekte, indem sie fast über ihr offenbar durch die Verfolgungen schon wesentlich geschmälertes Vermögen (2. Kor. 8, 2. Phil. 10) dazu beisteuerten. Zwei mazedonische Christen schickt er dann mit seinem Gehilfen Titus nach Korinth, damit sie auch in den Gemeinden Achajas dieselbe Opferwilligkeit wachrufen (2. Kor. 8, 18. 9, 5). Mit einem internationalen Liebeswerk, dem ersten, das die Welt gesehen, führt sich das Christentum unter den Völkern ein.

Mindestens noch einmal, auf jener verhängnisvollen Reise, die mit seiner Gefangennahme in Jerusalem endigte, hat er sein Mazedonien besucht (Apostelgesch. 20, 3—6). Und wie die erste, so war wiederum Philippi auch die letzte Stadt Europas, die den Apostel als freien Missionar gesehen hat. Unter seinen Begleitern auf dieser letzten Reise waren drei Mazedonier (ebenda V. 4). Einer derselben, Aristarchus, hat nach Apostelgesch. 27, 2. Kol. 4, 10. Phil. 24 auch in Rom treulich bei dem Gefangenen ausgehalten. Und jetzt, in den letzten Wochen, hatten die Philippischen Christen gar ihrem Apostel einen Vertreter ihrer Gemeinde mit einer Geldunterstützung gesandt, ihm seine Sorgen zu erleichtern und ihre Liebe zu beweisen. Soweit unsre Urkunden reichen, hatten sie ihm nie Kummer bereitet. Die große Gefahr der Zeit, die dem Apostel überall sonst so viel Mühe und Aerger bereitete, das Hinüberlocken der aus den Heiden gewonnenen Christen in die jüdische Religionsgemeinschaft, hatte in die Gemeinden Mazedoniens nie Verwirrung gebracht. So ist der Brief an sie ein Herzenserguß voll Vertrauen, voll stolzer Freude. Er nennt sie selbst seine Freude und Krone (4, 1). Was zu besorgen schien, was mit väterlicher Mahnung zu verhüten er sich bemüht, das sind Gefahren, die allen Christen aller Zeiten nahetreten, die in der Natur des Menschen und in der eigentümlichen Größe der Gaben des Evangeliums begründet sind. So ist dieser Brief des Paulus an die Heiligen zu Philippi vor andern ein Brief des ältesten geistesgewaltigen Vertreters des Christentums in der Welt an die Christen aller Zeiten und aller Völker. Er redet die Sprache des Menschen, nicht des Theologen, die Sprache des Freundes, nicht des Lehrers: er redet die Sprache des Herzens. ✻ S

Aus dem Katechismus eines frommen Darwinisten

12. Die Normen der Entwicklungslehre und ihrer vollkommenen Religion

Hören wir Savage noch ein letztes mal.

Die Normen der wahren Religion sind nicht heilige Bücher oder besondre menschliche Autoritäten, sondern die Natur, die in jedem Menschen immanente göttliche Kraft und die Wissenschaft.

Die Natur ist die direkte Offenbarung Gottes, der einzige Tempel, den Gott selbst geheiligt, von dem ich die unbedingte Sicherheit habe, daß er Gottes Werk vergegenwärtigt [?!].

Aber Gott ist wie in dem ganzen Weltall, so besonders im Menschen immanent. In ihm wirkt die allen Dingen zu Grunde liegende, unveränderliche und doch unerklärliche Kraft am reinsten. Die Inspiration ist also etwas Natürliches für die menschliche Seele, ihr Grad wird durch den Charakter und die Anlage bestimmt, und sie ist nicht auf die Lehren der formellen, religiösen Wahrheit beschränkt.

Wenn es aber irgend etwas giebt, was das heilige Buch, die Lehre, das Leben, der Ausfluß und die Offenbarung von Gottes eignem Herzen und Gottes eigner Macht ist [!], so ist es das, was man Wissenschaft nennt, d. h. „die systematisch geordnete, bestimmte und ausgemachte Erkenntnis der Welt" oder „die Dinge, welche bewiesen sind und wieder bewiesen werden können." Und darin liegt ein Vorzug, den die wissenschaftliche Wahrheit vor jeder andern hat [?]: das, was in der Wissenschaft wahr ist, ist immer und überall wahr.

Die Wissenschaft muß die Grundlage jeder anständigen Religion sein [!]. Sie hat schon jetzt die größten Verdienste um die Religion, und sie wird immer größere Verdienste erwerben [?]. Sie hat den religiösen Gedanken wiederaufgebaut [?] und die Gegenstände auch der Religion unendlich erhoben; sie hat uns einen erhabenen Gott, eine edlere Menschheit, ein großartigeres Weltall als Schauplatz menschlicher Handlungen gegeben [?]. Sie setzt genau fest, was Recht und Unrecht ist, indem sie die menschliche Natur aus dem Grunde studirt, und sie überträgt nach und nach ihre Methode auf die Religion — ihre Forschungsmethode und die Art ihrer Beweisführung [?]. Ja, man bringe nur einmal die Methode der Wissenschaft in die Sphäre der Religion, stelle die Existenz Gottes fest, stelle die Gesetze Gottes, wie sie im Weltall sich offenbaren, fest, stelle die Natur des Menschen fest und seine religiöse Natur als einen Teil derselben — stelle sie fest auf der sichern Grundlage erforschter und beglaubigter Wahrheit, und kein vernünftiger Mensch wird daran denken, sie in Frage zu stellen oder zu fragen, ob er religiös sein und ein religiöses Leben führen müsse! So müßte die Wissenschaft mehr und mehr in die Sphäre der Religion eindringen und ihre Methoden von Forschung und Beweisführung mit sich bringen. Dann wird aus den gegenwärtigen Streitigkeiten eine erhabenere Offenbarung der Religion hervorgehen, und sie wird auf unverrückbaren Grundlagen gegründet werden, wie die Welt sie bis dahin nie gesehen hat. —

Wir können nur hoffen, daß sich diese Hoffnung oder Weissagung nicht erfüllt. Unter solchen Geschicken müßte alle wahre Religion und alle wirkliche Religiosität zu Grunde gehen. Was auf solchen Wegen zu erreichen ist, kann man an dem Buche von Savage sehen, dem wir jedoch keineswegs alle wirkliche Religiosität absprechen wollen. Nach allen unsern Darlegungen müssen wir behaupten, daß bei Savage die Religion eine durchaus schwankende, unsichere, unklare Größe ist, daß aber seine Wissenschaftlichkeit, so sehr er sich ihrer rühmt, bei diesem Versuche, eine „wissenschaftliche Religion" zu skizziren, völlig gescheitert ist. So gehts, wenn man mit fremdartigen Werkzeugen an der Religion herummodelt und herumpfuscht. Man wird gerade an dem Punkte gedemütigt, auf welchen man sich am meisten einbildet.

Aber die Schuld liegt hier nicht an dem Verfasser allein, sondern an seinem Prinzip. Die Wissenschaft ist unfähig, Grundlage der Religion zu sein oder derselben ihre Gesetze aufzunötigen. Sie hat zwar, recht verwandt, der Religion große Dienste gethan, aber, verkehrt angebracht, die Religion häufig im Innersten geschädigt. Sie hat den religiösen Gedanken weder erfunden noch wiederaufgebaut, weder gehoben noch geläutert. Von ihr hängt weder das Wesen, noch die Kraft, noch das Recht und die Zukunft der Religion ab.

Die Führer, denen man sich nach Savages Meinung anvertrauen soll, sind alle unsicher und irreführend. Von der Wissenschaft dürfen wir auf diesem Gebiete keine Offenbarung erwarten. Die immanente Offenbarung Gottes in jedem einzelnen Menschen würde, wenn man sie wirklich in den Vordergrund

rückte, sich in den meisten Fällen nur als eine Quelle der Willkür und Schwärmerei erweisen. Aber auch die Gottesoffenbarung in der Natur ist nicht so unbedingt sicher und deutlich, wie Savage meint. Gewiß, die ganze Schöpfung ist eine Offenbarung Gottes. Aber sie ist nur der Saum seines Kleides. Ihre Sprache ist rätselhaft, und wo sie am gewaltigsten zu den Menschenherzen redet, da wirkt sie durch die grausigen Mächte der Zerstörung. Darum wird der, welcher den Einzigen und Ewigen allein in der Natur sucht, nur seinen Schatten finden in dunklem Ahnen und unbestimmtem Grauen: Gewißheit, Heil, Genüge findet er nicht.

Zu Natur und Geschichte, Gesetz und Verheißung, Wort und Leben giebt es nur einen vollkommenen Schlüssel: die Person Jesu Christi. Er allein ist uns die Norm der Offenbarung und der Religion, und die recht verstandene Bibel ist es um seinetwillen. Die heilige Schrift ist uns entscheidende Autorität nicht als unfehlbares Lehrbuch der Naturwissenschaft oder des Sittengesetzes, sondern „weil sie Christum treibt," d. h. als die geschichtliche Urkunde von der vollkommenen Offenbarung Gottes in Christo Jesu. W B

Die Lutherspiele des Martin Rinckart

1

Martin Rinckarts Lutherspiele oder auch Lutherfestspiele gruppiren sich alle um die erste Säkularfeier des Thesenanschlags Luthers, um das Jahr 1617. Martin Rinckart ist allen bekannt als Verfasser des Liedes: Nun danket alle Gott! Geboren 1586 zu Eilenburg, wurde er nach Vollendung seiner Studien in Leipzig Sextus am Gymnasium zu Eisleben und Kantor an St. Nikolai daselbst, dann Pastor an St. Annen und 1613 zu Erdeborn, um 1617 als Archidiakonus in seine Vaterstadt zurückzukehren, wo er im Jahre 1649, dreiundsechzig Jahre alt, starb.

In sieben Dramen wollte Rinckart die Geschichte Luthers und die deutsche Reformation zur Darstellung bringen; aber nur drei derselben hat er vollendet. Die Vollendung der andern verhinderte der Zeiten Ungunst. Denn an das Jubelfest 1617 schloß sich verheerend und zerstörend der dreißigjährige Krieg mit seinem Gefolge von Pest und Hungersnot. Zu dem „Eislebischen Ritter," dem „Indulgentiarius confusus" und dem „Monetarius seditiosus" — es sind das die Titel der vollendeten Dramen — sollten sich noch gesellen ein Lutherus desideratus, ein Lutherus magnanimus (Luther auf dem Reichstage zu Worms), ein Lutherus confirmatus (der Bekenntnisakt zu Augsburg) und endlich ein Lutherus triumphator. Es ist in gewissem Sinne zu beklagen, daß Martin Rinckart seine Hebdomas nicht vollendet hat. Allerdings, wenn wir die drei vorhandenen Dramen untereinander, namentlich auf Grund ihres Inhalts vergleichen, so können wir uns der Befürchtung nicht verschließen, daß jene sieben Dramen, wenn sie vollendet worden wären, vieles in siebenmaliger Wiederholung bieten würden, was uns jetzt nur in zwei- oder dreimaliger geboten wird.

Eine kleine Abschweifung, bei der wir jedoch die zu verfolgende Bahn nicht einen Augenblick aus dem Auge verlieren werden, sei hier gestattet. Es war im Jahre 1865. Schreiber dieses Artikels arbeitete als Hilfslehrer am Gymnasium zu Wernigerode. Da er Kandidat der Theologie war, wurde er als dem clerus minor Angehöriger von dem damaligen Superintendenten der Grafschaft Wernigerode dann und wann mit zu den Ephoralkonferenzen eingeladen. In einer dieser Konferenzen besprach man sich über den Niedergang des kirchlichen Lebens und wie demselben in unserm Volke entgegengetreten werden könnte. Nachdem von den verschiedenen Geistlichen die verschiedensten Mittel angegeben worden waren, erhob sich plötzlich der verstorbene Pastor Schwarzkopff, neben Sturm und Lange als Sänger religiöser Lieder bekannt, und rief mit funkelndem Auge: „Ich wüßte wohl, was man thun müßte! Man lasse die Hauptzüge der heiligen Geschichte auf Leinwand malen, wie man jetzt die Mordthaten gemalt sieht, und ziehe nun mit der Orgel und diesen Gemälden auf die Märkte, singe entsprechende Lieder und erkläre das Bild, gerade wie es jetzt mit den Mordbildern geschieht. Oder man stelle, wie es im Mittelalter geschah, die Hauptakte der heiligen Geschichte dem Volke dramatisch in Einzelstücken oder in großen Trilogien dar! Mit allen Mitteln ins Volk hinein, rief er dann, und aus der steifleinenen Haltung falscher Geistlichkeit heraus! Auch in der Predigt vom Kothurn herunter!" Man lachte; aber Schwarzkopff meinte es ernst und — hatte Recht. Für ein Herumziehen mit Standbild und Orgel braucht man sich nicht zu begeistern, auch nicht für Wiederbelebung der mittelalterlichen Mysterien, d. h. für Neudramatisirung der heiligen Geschichte; wohl aber packte den Verfasser der Gedanke, die Reformationszeit dem Volke dramatisch vorzuführen, mit großer Gewalt, und er träumte von Lutherdramen, Humanisten- und Hutten-Sickingenspielen. Es ist zu bedauern, daß allerlei Rücksichten, die er nehmen zu müssen glaubte, den seligen Schwarzkopff abgehalten haben, auch das dramatische Gebiet zu betreten; denn es war etwas Shakespearisches in dem Manne, und er hätte uns gewiß Stücke voll Lebens und voll Humors zu schaffen vermocht.

Mit dieser Erzählung ist dargethan, welcher Gattung und Art von Litteraturerzeugnissen die Lutherspiele ein- und anzureihen sind: der Gattung des Volksschauspieles überhaupt und der Art der kirchlichen Festspiele im besondern.

Man kann jetzt, wo das Lutherspiel wieder volkstümlich geworden ist, oder doch zu werden scheint, auch in den Kreisen der Gebildeten Leuten begegnen, die in den Lutherspielen der jüngsten Zeit eine nagelneue Erscheinung, etwas noch nicht Dagewesenes sehen, die Erfindung der Herren Devrient und Herrig. Und wenn sich auch die Zahl derer vermindern mag, die von einem Volksschauspiel in früherer Zeit überhaupt nichts wissen, denen also auch die Kunde von Oberammergau und Rothenburg fehlt als den Stätten, wo die Mysterien und Historien früherer Jahrhunderte mit ihren Sohlen haften geblieben sind, so erweitert sich und vergrößert sich die Zahl derer nur umsomehr, die keine Ahnung davon haben, daß die Lutherspieldichtung schon vor 270 Jahren kräftige und in ihrer Art gar nicht unschöne Blüten getrieben hat. Auch die Theologen wissens oft nicht. Wie vielen Amtsgenossen ist Verfasser begegnet, die ihn sprachlos ansahen, wenn er ihnen mitteilte, daß der bekannte Kirchenliederdichter Martin Rinckart auch die Bahnen eines Dramatikers, eines Lutherspieldichters gewandelt sei. Und Rinckart ist nicht einmal der einzige. Es gesellen sich ihm noch vier Lutherdichter hinzu, und wenn wir das Lutherspiel sich zum Reformationsspiel erweitern lassen und das Historienspiel zum dogmatischen Lehrdrama, so ist Martin Rinckart von einer Welt von Mitdichtern und Mitsingenden umgeben. Wie man im Mittelalter die heilige Geschichte dem Volke, das keine Bibel hatte und nicht lesen und schreiben konnte, durch die dramatische Vorführung derselben, die Mysterien, zum Eigentum machen wollte, so auch in der Reformationszeit die Hauptthaten derselben und die reformatorischen Lehren. Das Nichtwissen dieser Thatsache erklärt sich daraus, daß nicht bloß in den landläufigen, sondern auch in den gründlichern Geschichtswerken über die deutsche Nationallitteratur dieses Zweiges der Dichtung entweder nur vorübergehend, oder gar nicht gedacht wird. Nicht einmal der gründliche Koberstein weiß von Lutherspielen Rinckarts zu berichten. Neuerdings ist jedoch ein Buch von dem Verein für Reformationsgeschichte veröffentlicht worden, das sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, die Schrift des Direktors und Professors Hugo Holstein: „Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur," das recht sehr empfohlen werden kann.

Von den drei uns erhaltenen Rinckartschen Stücken ist das der Zeit nach mittlere, der Indulgentiarius confusus, ganz zweifellos das bedeutendste. Das erste, der Eislebische Ritter, mutet uns schon deswegen nicht recht an, weil die historischen Personen typisirt worden sind und darum auch nicht ihre wirklichen, sondern allegorisirende Namen tragen. Man weiß niemals recht, ob man sich auf dem Boden der Geschichte oder eines Phantasiereiches befindet. So stellt z. B. die Person mit dem Namen Uranophron dar: Rat und Beistand des Kursachsen im geistlichen und weltlichen Stande, den deutschen Adel, aber auch Geistliche, Theologen, D. Staupitz und dergleichen.

Und so ist z. B. Vertumnus, übrigens eine Person, die auch in den andern Stücken wiederkehrt und als höherer Witzmacher, als Hans in allen Gassen und aller Welt Kerl fungirt, im „Eislebischen Ritter“ 1) ein Leimstängler, 2) ein Bauer, 3) ein Kriegsmann, 4) Bischof, 5) ein Bader, 6) ein Epikureer. „Er bedeutet, wie es dann im Personenverzeichnis heißt, allerlei Schwärmer, Karlstadt, Oekolampad, Müntzern, Zwinglium und andre mit ihrem thörichten Vornehmen.“ Selbst die Person Luthers ist in diesem „Eislebischen Ritter“ zu einem Schemen ohne Fleisch und Blut geworden, oder wenn das vielleicht zu stark ausgedrückt sein sollte, doch gar zu wenig neben den andern Typen charakteristisch und wirklich persönlich hervortretend. Man vermißt das Mark in Luthers Person, und wenn Dr. Holstein in dem schon genannten Buche sagt, daß im dritten Akte das mannhafte Auftreten Luthers in Worms den Mittelpunkt der Handlung bilde, so dürfte die Mannhaftigkeit doch wohl nur in den in die Verse Rinckarts eingefügten bekannten Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ zum Ausdruck kommen. Am wenigsten mutet uns gerade dies Stück Rinckarts dadurch an, daß nicht bloß der Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus stark hervorgehoben wird, sondern ebenso stark der Gegensatz zwischen Luthertum und Calvinismus. Ja, die Braut des Pseudopetrus, des Papstes, die große babylonische Hure, die Sarkophila, geht zuletzt als Phrenophila einen Bund mit Calvin ein, sodaß dann zuletzt Papst und Calvin, Papisten und Calviniſten sich in gleicher Verdammnis befinden. Wenn aber Dr. Holstein sagt, daß in dem Werke eine edle Begeisterung für das Werk der Reformation und seinen Urheber das Wort führe, und wenn Dr. Carl Müller in Dresden, der sich das Verdienst einer neuen Herausgabe des Werkes erworben hat, behauptet, daß sich das Stück durch seine Sprache, seinen warmen, für Luthers Wesen und Lehre begeisterten Ton und durch die in ihm sich aussprechende Kindlichkeit und Reinheit des Gemüts vorteilhaft auszeichne, so wollen wir diesen Urteilen nicht widersprechen. Nur daß diese Wärme nicht die Wärme des Dramas ist, sondern die Wärme der Lyrik, speziell die sanfte Wärme des Lehrgedichtes! Ganz besonders gelungene Teile des Stückes sind darum z. B. die Bergweisen, die Bergmannslieder, Lieder der Mansfeldischen und Meißnischen Bergleute, die ihm, gewöhnlich am Schlusse der Akte, eingestreut sind; übrigens nicht alles Originaldichtungen Rinckarts. Wärme — ja, durchzieht das Ganze, aber es fehlt das Feuer. — Vieles Einzelne, namentlich in den humoristischen Teilen, findet sich in wörtlicher Uebereinstimmung auch in den andern Stücken wieder, wie ja auch die Namen der Spaßmacher und komischen Figuren, Vertumnus, Six, Tone, Pluhne in den Stücken stehend sind.

Das dritte Stück, der Monetarius seditiosus (der aufständische Münzer), obgleich es scheinbar der Person Luthers dadurch am nächsten tritt, daß es mit einer Verherrlichung der Ehe Luthers schließt, ist doch eigentlich nur ein getreuer historischer, sogar auf Monate, Wochen und Tage sich erstreckender Bericht über den Verlauf des Bauernkrieges. Wenden wir uns darum einer gründlicheren Besprechung des Indulgentiarius confusus oder der „Eislebisch-Mansfeldischen Jubel-Comoedia“ zu —

Von der öffentlichen, wundermächtigen Beschämung des großen und greulichen Gotteslästerers Johann Tetzel: sampt der unverschämten, bäbstlichen Ablaßkrämerei, wie noch des gantzen römischen und antichristlichen Papsttums: so Gott, die hohe Majestät, durch die helllingende, evangelische Jubelposaune an seines hierzu auserwählten hochfliegenden Posaun-Engels, des Deutschen, Mansfeldischen Wunder-Propheten D. Martini Lutheri, nunmehr vor hundert Jahren glücklich verfahren und bishieher heilsamlich continuiren lassen: von anno 1517 bis uff 1521 ein- und angeführet, auch bei jüngstgehaltenem Jubelfeste vom Gräflich Mansfeldischen Gymnasio zu Eisleben in volksreicher Versammlung agiret.

Dieser Indulgentiarius confusus, von dem wir in einem zweiten Artikel eingehender handeln wollen, ist also wirklich zur Säkularfeier der Reformation 1617 in Eisleben von den Gymnasiasten unter dem Rektor Stölzer aufgeführt worden, während der „Eislebische Ritter“ schon im Jahre 1613 auf die Bühne gebracht worden war. Tr

---

Das Ablaßwesen in der katholischen Kirche der Gegenwart

4. Die Mittel des Ablaßerwerbes: Besitz heiliger Gegenstände

Wir wenden uns zu dem charakteristischsten Kapitel, auf das wir bei der Betrachtung des modernen Ablaßwesens stoßen, nämlich zu dem Kapitel, welches uns mit erschreckender Deutlichkeit zeigt, in welchem Maße der Kreaturendienst im heutigen Rom wieder aufleben will. Denn wir begegnen einer ganzen Menge von Ablaßverheißungen, welche an die Bedingung geknüpft sind, Besitzer und Träger eines geweihten Gegenstandes zu sein.

In erster Linie sind hier die Skapuliere zu nennen. Da haben wir das rote oder Passionsskapulier, zwei Stückchen roten Wollenstoffes an zwei Schnüren roter Wolle befestigt. Seit dem Jahre 1847 besitzt eine Priesterkongregation die Vollmacht, solche Skapuliere zu segnen und den Gläubigen mitzuteilen; wer nun dieses Skapulier an seinem Leibe trägt, empfängt vollkommenen Ablaß für den Tag, an dem er es anlegt, und weiter an jedem Freitage, an dem er kommunizirt und einige Zeit das Leiden Christi betrachtet; endlich wieder in der Todesstunde. Aber der Ablaß wird ihm nicht darum zu teil, weil er kommunizirt oder Christi Leiden betrachtet, sondern weil er zugleich Besitzer und Träger dieses roten Skapuliers ist. Zweihundert Tage Ablaß sind ja schon zu gewinnen, so oft man nur dieses Stück roten Wollenstoffes mit Andacht küßt und dazu ein Gebetsverschen spricht. Und wie ein rotes Skapulier, so giebt es ein weißes, über welches der Orden der heiligen Dreifaltigkeit die Verfügung hat; dann weiter ein braunes, welches der Karmeliterorden verwaltet, bei welchem wir u. a. folgenden charakteristischen Bestimmungen begegnen: es wirke nur dann Ablaß, wenn es wirklich von Wolle und nicht etwa von Baumwolle sei, wenn das Tuch gewebt und nicht etwa Maschenarbeit oder Stickerei sei, wenn das Braun ein Rotbraun sei — doch ist auch schwarze Farbe gestattet. Ferner: viereckig muß es geschnitten sein, und ja nicht rund oder oval. Wenn es seine Kräfte beweisen soll, muß der eine Teil auf der Brust, der andre auf dem Rücken getragen werden; wollte jemand etwa kreuzweis beide Stücke über der Brust tragen, so würden die Abläſſe und alle Vorrechte dieser Bruderschaft verloren gehen. Es ist nicht empfehlenswert, bei Nacht es abzulegen, und versäumte man z. B. einen ganzen Tag hindurch das Tragen des Skapuliers, so würde trotz aller Gebete, die man verrichtete, doch der verheißene Ablaß nicht zu gewinnen sein. (Gut ist es nur, daß die Milde der Kirche gestattet hat, zum Schutze gegen das Transpiriren des Körpers das Skapulier mit anderm Stoff zu umhüllen; sonst dürfte diese Form der Frömmigkeit auf die Dauer recht unästhetisch werden.) Dann giebt es das schwarze Skapulier der Siebenschmerzenbruderschaft, über welches der Servitenorden verfügt, und endlich noch ein himmelblaues, das zu Ehren der unbefleckten Empfängnis Mariä getragen wird. Bei diesem genügt es, daß der Träger sich die Ehre jener unbefleckten Empfängnis angelegen sein läßt und für die Bekehrung gottloser Menschen bittet. Dieses Skapulier verwaltet der Theatinerorden.

Bemerken wir hier schon ein uns geradezu unheimliches Anheften der Andacht und des dafür zu zollenden göttlichen Lohnes an eine äußere Geberde, wie die ist, ein solches Skapulier auf dem Leibe zu tragen, so wächst unser Befremden, wenn wir erfahren, mit wie großem Eifer das heutige Rom wieder Kreuze, Rosenkränze, kleine Statuen und Medaillen mit besonderm Segen ausstattet und in Kraft solchen Segens den Besitzer eines solchen geweihten Gegenstandes mit päpstlichem Ablaß versieht. Das römische Rituale hat für diese Fälle besondre Weihgebete vorgesehen. Wer glücklicher Inhaber derartiger geweihten Stücke ist, befindet sich allen andern Christen gegenüber in beträchtlichem Vorzuge. Aber freilich, man muß vorsichtig mit solchen Gegenständen umgehen; man darf sie z. B. nicht an andre verleihen, noch weniger verkaufen. Hat man selber schon den Ablaß, der an diesen Gegenstand geknüpft war, benutzt, so darf man das Stück auch nicht einmal hinterher an andre zu gleichem Gebrauche verschenken: alsbald würde der

Ablaß schwinden, der demselben beigelegt war. Auch ist es gut zu wissen, an welchen Teil eigentlich der Ablaß geknüpft ist; zerreißt z. B. die Schnur eines geweihten Rosenkranzes, so schadet es nichts, wenn man nur die Mehrzahl der Körner wieder zusammenlesen kann. Denn die Gläubigen sollen wissen, daß der Ablaß an den Körnern und nicht an der Schnur haftet. Eine Medaille kann ablaßfähig gemacht werden, wenn die darauf abgebildete Person zu den richtig kanonisirten römischen Heiligen gehört; denn nur in diesem Falle verbindet sich der Ablaß mit der gesegneten Medaille. Trägt nun jemand solche Medaille bei sich und spricht z. B. beim Zeichen der Glocke morgens, mittags und abends die üblichen Gebete, so gewinnt er je hundert Tage Ablaß. Alles aber, was hier an Abläßen zu gewinnen ist, bis hin zum vollkommenen Ablaß, den man z. B. erwerben kann, wenn man wenigstens einmal wöchentlich Kranke in einem Spitale besucht oder Armenhilfe leistet, alle diese Abläße kann der Gewinner nach Belieben auch den Seelen im Fegfeuer zuwenden, wie denn überhaupt ein großer Teil der heutigen Tages gespendeten Abläße ausdrücklich als übertragbar auf Verstorbene bezeichnet wird. Kommt der Gläubige nach Rom, besucht den St. Petersdom und küßt dort den rechten Fuß der berühmten alten Petersstatue aus Bronze — die freilich nach dem Urteile unsrer Archäologen entweder eine Jupiter- oder Kaiserstatue mit später aufgesetztem Apostelkopfe ist*) — und betet dabei für die Ausrottung der Ketzerei, so gewinnt er fünfzig Tage Ablaß. Weil aber doch nicht jeder nach Rom reisen kann, so giebt es Miniaturnachbildungen dieser Petersstatue; die kann man daheim aufstellen und mit dem betreffenden Kusse und Gebete denselben Segen auch daheim gewinnen. Und eine solche Statue genügt für sämtliche Mitglieder eines Hausstandes; es braucht nicht jeder im Hause seine eigne zu besitzen, während sonst geweihte Gegenstände, wie wir gesehen haben, immer nur einer einzigen Person zu gute kommen.

Noch materieller und massiver ist der Gewinn, den man durch ein sogenanntes Agnus Dei erwirbt. Aus dem Wachse nämlich, welches in den Kirchen der Stadt Rom beim Ostergottesdienste auf den zahlreichen Altären als Kerze gebrannt hat, lassen die Päpste Medaillen formen, auf welche das Bild des Lammes mit dem Kreuze geprägt ist; Agnus Dei (Gotteslamm) nennt man diese wächsernen Medaillen. Man taucht sie dann in eine Mischung von Balsam und geweihtem Oel, während der Papst ein Weihgebet darüber spricht, durch welches diesen Medaillen eine Fülle wunderbarer Wirkungen vermittelt wird. Es läßt sich noch hören, daß der Anblick des Lammesbildes den Besitzern Verzeihung ihrer Fehler erwirke, weil sie nämlich dadurch zum Danke für die Erlösung gestimmt würden. Völlig magisch erscheinen uns aber die übrigen Wirkungen: das Kreuz der Medaille hält die bösen Geister, Hagel, Donner, Winde und Stürme fern; die Medaille dient als Schutz nicht allein gegen die Versuchungen des Satans, sondern auch gegen Pest, Epilepsie, Wasser- und Feuerschaden; sie hilft in Kindesnöten und bewahrt endlich auch vor plötzlichem und unvorhergesehenem Tode. Wo diese wunderbaren Wirkungen einmal ausbleiben sollten, da mögen die Gläubigen wissen, daß ein Mangel ihres Glaubens oder ihrer Frömmigkeit die Schuld trägt — oder sonst eine verborgene Ursache. Zu ähnlichem materiellen Segen empfiehlt Rom seit dem Jahre 1742 das sogenannte St. Benediktuskreuz: eine Medaille, die auf der einen Seite das Bild dieses Heiligen, auf der andern eine Menge geheimnisvoller Buchstaben (die Anfangsbuchstaben eines Sprüchleins) zeigt. Es empfiehlt sich, diese Medaille nicht nur bei sich zu tragen, sondern sie auch an die Thür zu nageln oder ins Fundament des Hauses einmauern zu lassen; nützlich ists auch, dieselbe in das Wasser zu legen, welches man dem Viehe zu trinken giebt. Hier haben wir also einen päpstlichen Segen, der sogar auf das liebe Vieh übergeleitet werden kann. Außerdem, daß man massenhaft Ablaß mit dieser Medaille gewinnen kann, ist sie auch, wie uns das approbirte Buch des Jesuiten Schneider belehrt, „ein sehr wirksames Schutzmittel gegen Zauberei und gegen die Nachstellungen der bösen Geister."

Freilich auch für diese Formen päpstlichen Ablasses ist die Germania nicht verlegen um einen Bibelbeweis. Unsre Leser werden begierig sein, ihn kennen zu lernen. Nicht weniger als vier Zeugnisse werden uns dafür beigebracht, daß mittels materieller Dinge Gott und folgerichtig auch die Kirche Gnaden und Wohlthaten spendet. Wir werden auf die eherne Schlange in der Wüste, auf die Wasser des Jordans, welche Naeman vom Aussatz heilen sollten, auf die Fischgalle bei Tobias und auf die Anwendung von Salböl bei Krankenheilungen der Jünger (Mark. 6) verwiesen. Was bedarf es weitern Zeugnisses? Die römischen Theologen haben ihr Gewissen beruhigt und fühlen sich wohl in dieser ihrer Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift. Es wäre vergeblich, mit ihnen über das Schiefe und Unzulässige dieser Parallelen zu streiten. Der Ursprung solches Kreaturendienstes ist ganz wo anders zu suchen als in der Gebundenheit Roms an das Vorbild der heiligen Schrift. Was ist es denn andres, als das in die Christenheit eingezogene und von Rom sanktionirte Amulet-Unwesen?

5. Das System äußerer Erfolge und die Theologie des natürlichen Menschen

Man könnte noch lange fortfahren in der Aufzählung der mannichfachen Formen, in welchen zur Zeit Ablaß in der römischen Kirche ausgeteilt wird. Das bisher Aufgeführte wird ja genügen, um die Anschauung gründlich zu berichtigen, als wenn der Ablaß heutigen Tages keine oder nur eine untergeordnete Rolle im römischen Christentume spiele. Wohl glauben wir es der Germania aufs Wort, wenn sie uns versichert, daß nur wenige aus jener Fülle von Abläßen allgemein bekannt sind und daß selbst diese nicht immer, sondern oft nur gelegentlich bald von diesem, bald von jenem gewonnen werden. Aber die Germania wird uns wohl auch zustimmen, wenn wir sagen: Die Päpste haben jene Fülle von Abläßen doch zu dem Zwecke ausgehen lassen, damit sie möglichst weit bekannt und möglichst fleißig benutzt werden, und nicht damit sie unbekannt bleiben und vergessen werden. Daß also thatsächlich die Katholiken in deutschen Landen noch nicht so römisch in ihrem Christentume sind, wie das System des Ablaßwesens es mit sich bringt, kann unser Urteil nicht ändern, welches behauptet, daß nach römischen Intentionen der Ablaß das Christentum des Katholiken so ziemlich in allen seinen Regungen durchdringen und beeinflussen soll. Wer die immer mehr anschwellende römische Ablaßlitteratur auch nur ein wenig mit aufmerksamen Augen verfolgt, der überzeugt sich davon, was für ein System die Oberherrschaft gewinnt; er überzeugt sich davon, daß man drüben, ach und nicht nur jenseits der Berge, sondern auch in immer zunehmendem Maße im Gebiete der deutschen katholischen Kirche, etwas wesentlich andres unter Christentum versteht, als was wir aus der lebendigen Quelle des Evangeliums gelernt und empfangen haben. Das bekannte Wort Luthers, mit welchem er einst Zwingli die Gemeinschaft versagte: „Ihr habt einen andern Geist" gilt doch in einem ganz andern Maße, sobald wir uns Rom gegenüber befinden, als wo wir mit den Unterschieden zwischen der deutschen und schweizerischen Reformation es zu thun haben. Hier haben sich die Verschiedenheiten in so manchem Punkte im Laufe der Zeit durch gegenseitigen Austausch merklich ausgeglichen, während sie zwischen Rom und uns immer größer geworden sind. Und was wollen jene besagen im Vergleich zu diesen, welche bis in die Grundlagen aller Religion hineinreichen! Vor fünfzig Jahren noch war die Schrift des Tübinger Professors der katholischen Theologie Hirscher über den Ablaß (erste Auflage 1829) die angesehenste und verbreitetste Spezialarbeit über diesen Gegenstand. Aber der fromme Verfasser würde heutigen Tages mit seiner schüch-

*) Die Germania ist freilich der Meinung, daß wir diese Bemerkung lieber hätten unterdrücken sollen, aber nicht etwa weil sie unsre Angabe als sachlich falsch zu widerlegen weiß, sondern indem sie kühnlich ausruft: „Wenn jenes Urteil auch wahr wäre, was machte es? Das Pantheon in Rom war auch ein heidnischer Tempel, konnte es darum nicht dem Christentume geweiht werden?" Wir haben bisher noch nicht gewußt, daß, wenn man einen Jupiter weiht, ein Petrus daraus wird. Aber freilich, wenn die Päpste Geschichte und Tradition so wirksam zu „korrigiren" imstande sind, warum sollten sie dann nicht auch die archäologische Wissenschaft korrigiren können? Die Archäologen selbst pflegen allerdings derartige Korrekturen anders zu bezeichnen.

ternen Weise, dem Ablaß ein bescheidenes Plätzchen — und das nur unter vielen Kautelen — einzuräumen, von Rom, von der inzwischen jesuitisch gewordenen deutschen katholischen Theologie und Presse nicht mehr gelitten werden. Bezeichnend hierfür ist die Thatsache, daß das große katholische Kirchenlexikon in seiner zweiten, von Kardinal Hergenröther protegirten Auflage Hirschers Arbeit in dem Artikel „Ablaß" nicht einmal mehr einer Erwähnung wert gehalten hat; denn freilich, so mancher Ablaß, den jener noch für sinnlos und unstatthaft erklärte, darf im heutigen Rom sich höchster Gunst und Förderung erfreuen.

In immer weitere Ferne rückt uns die Hoffnung, daß einmal in Roms Mauern selbst der Protest des christlichen Gewissens gegen jene löchrigen Brunnen, die man dem Christenvolke gräbt, aufwachen sollte. Denn weil sie Luther nicht haben hören wollen, sind sie dahingegeben an Ignatius von Loyola, und seine Schüler sind geschäftig, immer mehr des Geistes der katholischen Christenheit einzuimpfen, der für die Erkenntnis der evangelischen Wahrheit stumpf geworden ist. Das System der äußern Erfolge ist der Leitstern geworden: daß man mit diesem System wirklich viel Erfolg erzielt, das liegt ja vor unser aller Augen. Wenn uns nicht alles trügt, so wird es auch mit diesem Systeme noch eine gute Weile immer weiter vorwärts gehen, uns eine Zeit lang zur Beunruhigung, aber wills Gott auch zu rechter Besinnung auf das Wesen evangelischen Glaubens und zu immer festerer und tieferer Gründung auf die heilsame Gnade Gottes. Rom gewinnt und Rom beherrscht die Massen, indem es den Weg des Heils veräußerlicht und damit verflacht, indem es Gottes Gnade zum Tauschartikel macht für allerlei Gesetzeswerk, und alles Heilige, Andacht und Gebet, Gottesdienst und Sakrament, Krankenpflege und Heidenmission und was sonst genannt werden mag, zu Mitteln dieses Handels mit Gott herabzieht. Unzweifelhaft gewinnt die „Kirche" auf diesem Wege; aber das Reich Gottes kommt dabei zu kurz.

Doch nicht um auf Rom zu schelten, reden wir solches. Vielmehr möchten wir einerseits denen, die den modernen Katholizismus so wenig aus der Nähe kennen, die Augen öffnen und schärfen zur Erkenntnis des dort wirksamen Systems, mit welchem die Massen kirchlich disziplinirt werden; anderseits möchten wir damit zur Prüfung einladen in Bezug auf eine Gefahr der Veräußerlichung, vor der auch protestantische Kirchlichkeit nicht sicher ist. Denn so gewiß das römische System in seiner Eigenart die mit der höchsten Kunst ausgearbeitete Theologie des natürlichen Menschen ist,*) so gewiß steht auch der evangelische Christ trotz seines evangelischen Bekenntnisses in Gefahr, ähnliche Irrwege einzuschlagen. Oder wüßten wir gar nichts von der Versuchung, auch aus unsern Gottesdiensten, unsrer Beteiligung am kirchlichen Leben, unsrer Mitarbeit an diesem oder jenem Vereine, unsern Gaben für diesen oder jenen frommen Zweck uns unserm Gotte gegenüber eine Art von Leistung auf Gegendienst hin zu machen? Begegnen wir nicht auch in evangelischen Kreisen oft einer bedenklichen Verwechslung von Kirchlichkeit und Christlichkeit, einem Bemessen der Seligkeit nach dem Maße gewisser frommer Bräuche und Uebungen, an denen einer teilgenommen oder von denen er ferngeblieben ist? Die Wurzeln der römischen Ablaßlehre liegen in der Neigung des Menschenherzens, die äußern Formen, in denen naturgemäß das Allerinnerlichste, die Religion, sich darstellt, mit der Religion selbst zu verwechseln. Die Vielgeschäftigkeit kirchlicher Leistungen, in welche jenes System hineintreibt, sieht wohl aus wie ein besonders hoher Grad von Frömmigkeit, und hält sich selber dafür, ist aber doch vielmehr das Zurücksinken auf eine Stufe der Religion, die hinter dem, was Christi Geist und Gnade aus uns machen und von uns haben will, weit zurückbleibt. Man speist den Herrn mit Stückwerk ab; er aber will das Ganze von Herz und Leben. — Und das System äußerer Erfolge — wills nicht auch in unsern Reihen vielen so verlockend erscheinen? Nicht um mehr Macht und mehr Einfluß wollen wir den Herrn bitten, sondern um ein größeres Maß evangelischer Erkenntnis und evangelischer Freiheit.*) G K

*) Die Germania besitzt die Naivität, diesen Satz bestens zu acceptiren, zugleich aber der Tragweite desselben durch eine Umdeutung zu entschlüpfen. „Sie [die Protestanten] sagen offen heraus — so schreibt das ultramontane Blatt —, die katholische Lehre entspreche dem natürlichen Menschen, die Wurzel derselben hätten auch die Protestanten in ihrem Herzen. Die anima humana sei also nicht allein, nach Tertullians Wort, naturaliter christiana, sondern auch naturaliter catholica." Und die Germania belehrt uns, daß ja bekanntlich die Gnade die Natur nicht zerstöre, sondern vielmehr vervollkommne. Wir bemerken dazu nur für die wenig bibelkundige Germania, daß wir nach 1. Korinther 2, 14 von dem natürlichen Menschen geredet haben, der nach des Apostels Wort vom Geiste Gottes nichts vernimmt, der daher bekehrt, aber nicht vervollkommnet werden muß.

Aus Italien

(Die deutsch-evangelische Gemeinde in Neapel) feierte am 23. Juni das Gedächtnis Kaiser Friedrichs III. in einem Trauergottesdienste. Wiederum war die Kirche mit Trauerschmuck versehen, der Gabe eines Gemeindegliedes; wiederum sang ein Männerchor dieselben Lieder, die bei der Feier für Kaiser Wilhelm gesungen waren, und die Gemeinde stimmte an: Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt. Die Trauerrede des Ortspfarrers hatte zum Text das Wort Jak. 1, 12: Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, und zeigte den Weg, welchen Kaiser Friedrich gegangen: „durch Nacht zum Licht." Auch bei dieser Feier waren die katholischen Ortsbehörden, sowie die fremden Reiche durch die Konsuln vertreten. Im Jahre 1854 weilte der damalige Prinz Friedrich am damaligen Königshofe Neapels und zeigte seine Teilnahme für die Institute der hiesigen deutsch-evangelischen Gemeinde. Vor vier Jahren weilte die Gemahlin Kaiser Friedrichs, die damalige Kronprinzessin, kurze Zeit in Neapel und besuchte die deutsch-evangelische Gemeindeschule. T

(Die Konferenz deutsch-evangelischer Pfarrer Italiens) fand in diesem Jahre zu Florenz statt. Es wurde der Beschluß gefaßt, auf eine Verbindung der einzelnen deutsch-evangelischen Gemeinden Italiens hinzuarbeiten. Bis jetzt besteht eine solche Verbindung nicht; vielmehr lebt jede der Gemeinden einsam für sich; keine weiß von der andern, und fast alle stehen außer Zusammenhang mit der Heimat. Die liebe Heimat aber kümmert sich wenig oder gar nicht um die Kinder draußen. Keiner der in Italien angestellten Pfarrer hat in der Heimat das Pensionsrecht sich wahren oder verschaffen können: die Heimat weist solche Anträge ab. Die Waldenser ziehen aus Deutschland reichliche Beiträge durch Sammlungen; die deutsch-evangelischen Gemeinden aber sind mit ihren Bedürfnissen auf sich selber angewiesen. Die kleine, einige hundert Seelen zählende Waldenser-Gemeinde in Neapel hat zwei Pfarrer, und kann dies leisten, weil sie reiche Unterstützung von auswärts besitzt. Es ist also für Stellvertretung gesorgt. Letztere fehlt aber gänzlich in den deutsch-evangelischen Gemeinden, auch da, wo sich, wie z. B. in Neapel, die zahlreiche Gemeinde über mehrere Städte erstreckt. Warum vergißt „lieb Vaterland" seine eignen Kinder? T

(Gesellschaft für Herausgabe evangelischer Schriften) Eine evangelische Gesellschaft hat sich in Florenz gebildet, welche den Zweck verfolgt, die Herausgabe religiöser Schriften evangelischen Inhaltes zu fördern. An der Spitze der Gesellschaft steht Dr. Geymonat, Professor an der theologischen Schule der Waldenser in Florenz. In ihrer letzten Sitzung hat die Gesellschaft für die beste Originalerzählung für die Jugend einen Preis von 500 Lire ausgesetzt. Eine Jugendlitteratur existirt in Italien bis heute so gut wie gar nicht; wenigstens verdient dasjenige, was in den letzten Jahren entstanden ist, diesen Namen kaum. Der Grund ist einfach. In Italien giebt es keine Kinder im deutschen Sinne des Wortes, und die Kindererziehung liegt, je weiter nach Süden, desto mehr im Argen. Man weiß daher auch nicht, was man den Kindern bieten soll, und die Kinderschriften nebst zwei Jugendzeitungen bieten im ganzen eine Geistesnahrung, die wir teils als kindisch, teils als unpassend bezeichnen würden. Italienische Kinder sind frühreif, körperlich und geistig, betrachten sich früh als Herren und Damen und lernen am wenigsten dasjenige, was Kinder in erster Linie lernen sollten: Gehorsam. T

(Niederlage der Klerikalen) Die Vatikanische Ausstellung ist also geschlossen, das Jubiläum überhaupt vorbei, das Jubiliren auch. Statt des letztern erfüllen Trauerlieder den öden Vatikan, und die Hofzeitung begann einen Artikel: Abbiamo perduto — Wir haben verloren! Das klingt seltsam nach all den Posaunenstößen und dem Viktoriageschrei. Noch vor kurzem spielten lustige Musikanten dem Papste ein von Gounod komponirtes „Hurrah," und jetzt melancholische Elegien? — Das ging also zu: Bisher war die Stadtverwaltung Roms in klerikalen Händen, und diese Partei siegte regelmäßig bei den Wahlen, wobei das Komitee der Unione seine schwarzen Scharen gut dirigirte. Bei den letzten Wahlen hatte man dem Papste gesagt, daß seine Gläubigen siegen würden. Täuschung! die Gegenpartei siegte glänzend, und die Klerikalen brachten keinen einzigen Kandidaten durch. Der Papst grämt sich über das undankbare Rom, wohin sein Jubiläum so viel Geld brachte, und die Klerikalen beschuldigen sich unter einander wegen ihrer Niederlage. T

*) Eingehende Erörterung finden die oben nur kurz angedeuteten Zusammenhänge der Ablaßlehre mit den Neigungen des natürlichen Menschen in der soeben erschienenen Schrift von W. Walther, Pastor in Kuxhaven: Die Früchte der römischen Beichte (Braunschweig, 1888; 148 S.; 60 Pf.), die besonders um ihrer psychologischen Behandlung des Gegenstandes willen weiteste Beachtung verdient.

(Die goldene Rose) wird vom Papste in nächster Zeit an die Kaiserin von Brasilien vergeben werden. Diese ist geboren in Neapel, eine Tochter des dortigen ehemaligen Königs Ferdinand, entstammt also einem Fürstenhause, welches dem Papsttume allzeit ergeben war. Die goldene Rose ist ein kostbares Ding, gebildet aus Gold und Silber, nicht etwa eine einzelne Rose, sondern ein Rosenstock mit zahlreichen Blumen und Knospen. Die Veranlassung zu jener beabsichtigten Gabe ist eine ganz bestimmte. Bei Anlaß des päpstlichen Jubiläums haben nämlich die Bischöfe Brasiliens die Befreiung einer großen Anzahl von Sklaven veranlaßt; als nun der Papst am 14. Januar einen außerordentlichen Gesandten des Kaisers von Brasilien empfing, sprach er die Absicht aus, jenem Reiche ein Zeichen seiner väterlichen Zuneigung zu geben. Dies Zeichen besteht in der kürzlich erlassenen Encyklika an die Bischöfe Brasiliens, sowie in der goldenen Rose für die Kaiserin.

Unter den überseeischen Herrschern hat sich auch der König Kalakaua in Honolulu veranlaßt gesehen, einen Brief an den Papst zu richten. Bis jetzt weiß man nicht, welche Gunst der Papst diesem erlauchten Herrscher als Erkenntlichkeit zu erweisen gedenkt. T

(Eine Diözesansynode in Neapel) fand im Juni d. J. statt. Sie wurde im prachtvoll geschmückten Dom abgehalten, wo sich viel Volks eingefunden hatte, um die Pracht der „Zeremonie" zu bewundern. In der That, eine Zeremonie war es, wie alles, was die katholische Kirche in dieser Hinsicht thut, und prächtig war sie, allein schon durch die Gewänder, die man da zu sehen bekam. Von einer Diskussion war nicht die Rede, wohl aber von einer Prozession, die sich aus dem Dom ins Freie bewegte. Den Inhalt dieser Versammlung bildete die Verlesung lateinischer Dekrete. Eine seltsame Zeremonie war die Eidesleistung, wobei die bunt gekleideten geistlichen Väter nicht die Bibel, sondern die Reliquien St. Johannis des Täufers benutzten. Auf dem Altar standen die Silberstatuen der 40 (vierzig) Schutzheiligen Neapels, wobei wir bemerken, daß letztere sich in zwei Kategorien teilen, nämlich höhern und niedern Grades. T

(Die klerikale Presse Italiens) jubilirte kürzlich und posaunte in die Welt hinaus, daß in Palermo ein Waldenser Pfarrer, namens A. Cocorda, öffentlich zum Katholizismus übergetreten sei. Nun hat sich herausgestellt, daß alle Zeitungen dieser Couleur entweder gelogen oder sich haben täuschen lassen. Jener Cocorda nämlich ist niemals Waldenser Pfarrer gewesen. Nie hat ein Mensch dieses Namens die theologische Schule der Waldenser besucht. Das Evangelisationskomitee der Waldenser erklärt, daß es einen Mann jenes Namens gar nicht kennt. Natürlich fällt es der klerikalen Presse nicht ein, zu widerrufen.

Wenn man übrigens in Deutschland glaubt, daß die Bevölkerung Italiens sich um solche Dinge kümmert, so irrt man sich sehr. Die klerikale Presse führt im mittleren und südlichen Teile des Landes ein klägliches Leben. Ebenso sehr befindet man sich in Deutschland im großen Irrtume, wenn man von besondern Fortschritten der Evangelisation träumt. Was den Süden betrifft, so ist jene Meinung nur ein Traum. Wer hier die Dinge aus der Nähe betrachtet, denkt ganz anders als diejenigen, welche von Deutschland aus die Fremden unterstützen und ihre Kenntnis der Dinge nur aus Berichten schöpfen. Das Papier ist geduldig. T

(Giordano Bruno) besitzt in seiner Geburtsstadt Nola ein ihm vor etwa zwanzig Jahren gesetztes Denkmal, welches die zwei Eigenschaften vereinigt: billig und schlecht. Nachdem nun in Rom und anderswo die Begeisterung für Bruno mächtig erwacht ist, erwachte sie auch in Nola aufs neue und ward die Ursache zu einem Feste, welches auf Erden einzig dastehen dürfte. Der genannten Statue nämlich war durch den Wurf eines Straßenbuben die Nase verloren gegangen. Die Stadtverwaltung beschloß daher, dieser Entstellung abzuhelfen und ließ durch einen neapolitanischen Bildhauer eine neue Nase anbringen. Als diese fertig war, stellte die Stadtbehörde ein großes Fest an. Reden, Pferderennen, Kanonenschüsse, Fahnenaufzüge, Festessen, nichts fehlte bei der Einweihung dieser Nase; der Stadtsäckel aber gab für diesen Festzweck 5000 Franks her. Das Fest fand an einem Juni-Sonntag statt: wir können es verstehen, daß auf Befehl des Bischofs von Nola während dieser auf den Sonntag-Vormittag fallenden Stunden des geräuschvollen Festes die Kirchen geschlossen wurden. In dem gigantischen Programm las man, daß ein Professor in Jena (wir verschweigen den Namen) diesem Fest seine Zustimmung erklärt habe. T

Von der Heidenmission

(Eine Weltmissionskonferenz) Vom 9. bis zum 19. Juni hat in London eine so imposante und vielseitige Missionskonferenz getagt, wie sie nur eben an diesem Orte zu stande kommen kann. In ähnlicher Weise, wie es im Jahre 1878 zum ersten male geschah, versammelten sich auch dieses mal die Vertreter der meisten protestantischen Missionsgesellschaften aus allen Teilen der Erde. Aus Großbritannien hatten 52 Gesellschaften, aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika 50, aus Kanada 6 und von dem Festlande Europas 13 ihre Vertreter gesandt. Dieselben kamen zu einer ebenso erhebenden Feier wie anstrengenden Arbeit zusammen. Galt es doch nicht bloß, sich gegenseitig zu stärken, sondern auch sich über viele prinzipielle und praktische Fragen aus dem Missionsbetriebe zu verständigen. Zu diesem Zwecke mußte von den zehn Tagen des Beisammenseins jede Stunde sorgfältig ausgenutzt werden: etwa fünfzig Versammlungen wurden abgehalten, viele von ihnen gleichzeitig. Dieselben waren teils Privatkonferenzen der Abgeordneten, teils öffentliche Versammlungen für Missionsarbeiter mit Diskussion, wozu dann noch eine Anzahl Volksversammlungen mit populären und mehr erbaulichen Ansprachen kam. Die Missionsthätigkeit der Gegenwart wurde dabei in einer fast erschöpfenden Weise erörtert. In den Spezialversammlungen der Abgeordneten verhandelte man über die Missionsmethoden, ärztliche Missionen, die pädagogische Bedeutung der Mission, Frauenarbeit auf dem Missionsfelde, Heranbildung neuer Volkskirchen, die litterarische Bedeutung der Missionsarbeit, die heimatliche Missionsthätigkeit, Verhalten der Missionsgesellschaften unter einander und die Beziehungen von Handel und Politik zur Mission. Man sieht, daß hier fast alle prinzipiellen Missionsfragen, welche in der Gegenwart von Bedeutung sind, zur Besprechung gelangten. In den erweiterten Konferenzen wurden mehr Gegenstände von allgemeinem Interesse behandelt und zwar solche, welche augenblicklich bei den Missionsfreunden im Vordergrunde des Interesses stehen, so z. B. Wachstum und Einfluß des Islam, Vergleich zwischen Buddhismus und Christentum, die römisch-katholischen Missionen, Vergleich zwischen der Mission vor hundert Jahren und heute und die Beziehungen zwischen der innern und äußern Mission. In den Volksversammlungen endlich wurde ein vollständiger Ueberblick über die Missionsgebiete der Erde gegeben, wobei sehr zu statten kam, daß mehrere der bekanntesten englischen Missionare aus allen Teilen der Erde zugegen waren und anschauliche Schilderungen von ihrem eignen Arbeitsfelde geben konnten. Auch die Judenmission wurde dabei nicht vergessen. Erfreulicherweise kam es unter den versammelten Missionsfreunden auch zu einigen feierlichen Protesten gegen verschiedne gesetzlich noch immer geschützte schwere Hindernisse für die Mission, vor allem gegen den Opiumhandel in China und den Branntweinhandel in Afrika.

Es ist natürlich kein einzelner Teilnehmer an den Festtagen imstande gewesen, jeder Versammlung beizuwohnen. Aber das war auch nicht beabsichtigt. Fast alle gehaltenen Vorträge werden demnächst im Druck erscheinen und dadurch jedem, der ein Interesse daran hat, zugänglich werden. Auch wir werden unsern Lesern hoffentlich noch manche schöne Frucht davon mitteilen können. Die Hauptbedeutung der allgemeinen protestantischen Missionskonferenz aber liegt auf einer ganz andern Seite, nämlich in der Annäherung der verschiednen evangelischen Missionsgesellschaften an einander. Je ausgedehnter in unsern Tagen die Missionsarbeit wird, umso häufiger werden sich auch die Arbeitskreise der einzelnen Gesellschaften berühren. Da ist ein einträchtiges Nebeneinanderarbeiten von der größten Wichtigkeit, sowohl dem Heidentum wie den häßlichen Angriffen der römischen Missionare gegenüber. Daß man in den leitenden Kreisen der größten evangelischen Missionsgesellschaften dazu geneigt ist, hat die Konferenz in London gezeigt; man hat die evangelische Mission als ein Ganzes betrachtet. Gott gebe, daß dieser brüderliche Sinn aus dem Hauptquartier sich bis auf die entferntesten Vorposten im Heidenlande fortpflanze und auch bei uns in der Heimat erstarke. P

(Aus Deutsch-Ostafrika) Das gespannte Verhältnis, welches zwischen Fräulein von Bülow, der Vertreterin des Deutsch-nationalen Frauenbundes in Sansibar und der Berliner Ostafrikanischen Missionsgesellschaft bestand, hat erfreulicherweise ein Ende genommen. Der Frauenbund hat die genannte Dame entlassen und, nachdem er sowohl seinen Namen, wie seine Satzungen abgeändert hat, einen Vertrag mit der Missionsgesellschaft geschlossen, nach welchem von nun ab beide sich bei ihren Bestrebungen, die sich vielfach berühren, unterstützen wollen. Wir begrüßen diese Thatsache umso freudiger, je dringender die Einigkeit aller evangelischen Arbeiter auf diesem neuen Missionsfelde zu wünschen ist. Die römischen Missionare, welche von Baiern ausgegangen sind, haben sich, wie unsern Lesern bekannt sein wird, in dem viele Tausend Quadratmeilen großen Deutsch-Ostafrika ja die unmittelbare Nachbarschaft der evangelischen Mission in Dar-es-Salam zu ihrer Niederlassung ausgesucht und werden sich da von neuem als Störenfriede beweisen.

Aus der Mission im nördlichen Teile der unter deutschem Einfluß stehenden Ostküste Afrikas kommt leider die betrübende Kunde, daß die Neunkirchner Missionare am Tana durch einen Raubzug der wilden Somali von ihrer Station Ngao vertrieben worden sind, als sie eben das Missionshaus bauten. Sie haben zwar jetzt die alte Heimstätte schon wieder aufgesucht, doch müssen sie täglich die Rückkehr der räuberischen Gäste fürchten. P

(Akademisch gebildete Missionare) Ein erfreuliches Zeichen für das Wachstum des Missionssinnes, welches zu guten Hoffnungen berechtigt, sind die immer zahlreicher werdenden Meldungen studirter junger Männer zum Missionsdienste. Der englischen Universitätenmission haben sich vor kurzem einige zwanzig Studenten zur Aussendung angeboten, während die größte englische Missionsgesellschaft, die Church-Missionary-Society, unter den 43 neuen Missionaren, welche sie im vergangnen Jahre ausschickte, ebenfalls 17 akademisch gebildete Männer hatte. Die meisten derselben kamen von Cambridge, wo ein blühender studentischer Missionsverein besteht, aus welchem bereits 172 Mitglieder in den Missionsdienst gegangen sind. Bei uns in Deutschland war in den letzten Jahrzehnten die Aussendung eines studirten Theologen fast eine Seltenheit geworden. Die letzten Jahre haben aber auch hier angefangen, Wandel zu schaffen. Die beiden Sendboten des Allgemeinen protestantischen Missionsvereins sind bekanntlich akademisch gebildete Männer, und in diesem Jahre hat auch die Leipziger Mission nach längerer Unterbrechung wieder zwei solche Missionare aussenden können. Der eine von ihnen ist der schon länger im Amte stehende Pfarrer Stosch aus Marienberg, der andre Kandidat Kreußler aus Leipzig, welcher sein theologisches Studium unlängst beendet hatte. Möchten viele unsrer jungen Theologen ihrem Beispiele folgen! Die

Mission unsrer Tage, insbesondre die unter den Kulturvölkern der Erde, braucht gut durchgebildete Leute. Die Besten sind eben gut genug. P

(Missionsfest in Zürich) Die Jahresfeier des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins findet am 7. und 8. August in Zürich statt. Die Predigt hält Professor D. Holtzmann-Straßburg, den öffentlichen Vortrag Professor D. Nippold-Jena über die Mission als die hervorstechendste kirchengeschichtliche Erscheinung des neunzehnten Jahrhunderts.

Verschiedenes

(Zunahme der Theologie Studirenden in den letzten zwölf Jahren) Daß die Zahl der Theologie Studirenden in Deutschland in den letzten Jahren gewachsen ist, dürfte allgemein bekannt sein. Wie gewaltig aber die Zunahme gewesen ist, werden die Wenigsten wissen. Es studirten an den 17 evangelischen Fakultäten Deutschlands im

Sommersemester	1876:	1595 Theologen,
"	1877:	1618 "
"	1878:	1738 "
"	1879:	1945 "
"	1880:	2315 "
"	1881:	2646 "
"	1882:	3097 "
"	1883:	3551 "
"	1884:	4032 "
"	1885:	4455 "
"	1886:	4682 "
"	1887:	4837 "

Die Zahl derselben hat sich also in elf Jahren verdreifacht. Die größte Zunahme fällt aber in die Jahre 1879 bis 1884; denn in diesen fünf Jahren hat sich die Anzahl mehr als verdoppelt. Der Höhepunkt ist bereits überschritten; denn im Wintersemester 1887/88 stellte sich zum ersten male eine bedeutende Abnahme ein. Es studirten in demselben 4657 Theologen, mithin 180 weniger als in dem vorhergehenden Semester. Indessen ist diese Abnahme doch nicht so groß, als sie erscheint, da erfahrungsgemäß in den Sommersemestern mehr Ausländer in Deutschland studiren, als in den Wintersemestern.

Die Frage, ob zu Viele Theologie studiren, müßte unter normalen Verhältnissen bejaht werden. Nach meinen Berechnungen reichen etwa 3000 Theologie Studirende für Deutschland aus, d. h. der Stand vom Sommer 1882 wäre der normale; zur Zeit aber studiren rund 4500 deutsche Theologen, d. h. um die Hälfte zuviel. Allein die großen Lücken, welche in dem Jahrzehnt der Abnahme der Theologie Studirenden sich ergeben haben, verlangten eine erhöhte Zunahme, sodaß man von einer Ueberfüllung augenblicklich noch nicht reden kann. Doch würde dieselbe ohne Zweifel eintreten, wenn sich der gegenwärtige hohe Stand halten sollte, was indessen nicht wahrscheinlich ist, wie die bereits anfangende Abnahme beweist. Also auch auf diesem Gebiete scheinen Nachfrage und Angebot immer wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Daß die Qualität des Angebots zur Zeit der erhöhten Nachfrage nicht gelitten hat, kann man leider nicht mit Zuversicht behaupten.

Sehr viele interessante Beobachtungen lassen sich anstellen, wenn man auf den Anteil achtet, welchen die einzelnen Universitäten und die einzelnen Landeskirchen an der Zunahme gehabt haben. Nur in Bezug auf das Erstere möchte ich hier eine Beobachtung mitteilen.

Es studirten auf den neun preußischen Universitäten im Wintersemester 1876/77 42,5 Prozent aller evangelischen Theologen, im Wintersemester 1887/88 dagegen 59,4 Prozent. Dagegen studirten auf den drei Universitäten Leipzig, Erlangen, Tübingen im Wintersemester 1876/77 46,3 Prozent, im Wintersemester 1887/88 dagegen nur 30 Prozent aller evangelischen Theologen. Während also die Anziehungskraft der preußischen evangelischen Fakultäten um 16,9 Prozent zugenommen hat, hat die Anziehungskraft von Leipzig, Erlangen und Tübingen um 16,3 Prozent abgenommen. Der Besuch der fünf übrigen Fakultäten (Straßburg, Heidelberg, Gießen, Jena, Rostock) ist in Summa relativ fast stabil geblieben; er betrug 1876/77 11,1 Prozent und 1887/88 10,5 Prozent (Jena hat ab-, Gießen zugenommen). Es hat also eine bedeutende Umwälzung in der Frequenz stattgefunden zwischen den preußischen Universitäten einerseits und Leipzig, Tübingen, Erlangen anderseits, während die kleinen Fakultäten im ganzen von dieser Umwälzung nicht betroffen worden sind. Nach dem Stande von 1876/77 müßten Leipzig, Erlangen und Tübingen im vorigen Wintersemester 2156 evangelische Theologen gehabt haben; sie hatten aber nur 1400. Umgekehrt hätten die neun preußischen Fakultäten 1979 evangelische Theologen zählen sollen; sie hatten aber 2767. An der relativen Zunahme der preußischen Fakultäten sind übrigens Bonn, Göttingen und Kiel nicht beteiligt, Breslau und Halle nur wenig. Sie fällt ganz wesentlich auf Greifswald, Berlin, Marburg und Königsberg. Die Gründe der Zunahme von Greifswald und Berlin — es handelt sich hier nur um die relative Zunahme — sind leicht zu enträtseln: Berlin hat Leipzig überflügelt und Greifswald Erlangen. R

(Ertrag des Lutherfestspiels in Dresden) Alle bisherigen Erträge, welche durch Aufführung von Lutherfestspielen erzielt worden sind, hat Dresden weit in den Schatten gestellt. Die Gesamteinnahme betrug dort 55000 Mark, und 29000 Mark konnten nach Abzug der Kosten dem Dresdener Kirchenbaufonds zugeführt werden. 21 Aufführungen wurden von 40000 Personen besucht. Es war die Herrigsche Dichtung, welche eine so große Zugkraft bewährte. — Bei dieser Gelegenheit seien zwei Schriftchen empfohlen, die sich trefflich ergänzen: Luther und das Herrigsche Lutherfestspiel von Louis Feyerabend (Görlitz, Sinogowitz; 32 S.; 60 Pf. Zweite Auflage. Ein Teil des Reinertrags ist dem Gustav-Adolf-Verein bestimmt) und Das Lutherfestspiel von Hans Herrig in seiner Bedeutung für die evangelische Kirche und für die nationale Kultur: Vortrag von Dr. Bärwinkel, Pastor in Erfurt (Halle, Strien; 40 S.; 40 Pf.). R

(Die Kreuzbrüder) Der Name der Kreuzbrüder macht unsre Phantasie lebendig. Klingt er nicht so, als träte ein alter Kreuzfahrer herein und erzählte vom Sturm auf Damaskus oder vom Hospital in Joppe? Aber an Stelle der Kreuzritter begegnet uns eine Schar fröhlicher Herren, das Bierseidel in der Rechten, die Almosengabe in der Linken. Sie versammeln sich so regelmäßig als möglich an einem Stammtisch, in den eine geringere oder größere Anzahl von Nägeln eingeschlagen ist. Diese Nägel bekunden die Stärke der Bruderschaft, denn jeder neueintretende Genosse hat bei seiner mit wunderlicher Feierlichkeit vorgenommenen Aufnahme mit besonderm Hammer einen Nagel in den Tisch zu schlagen. Jeder Schlag kostet ihm 10 Pfennige; vergißt er später die Nummer seines Nagels oder auch nur das übliche Begrüßungszeichen beim Erscheinen, schneidet er seine Zigarre nicht am offiziellen Abschneider ab, faßt er den Sparmann an u. s. w., so wirft er ohne Widerrede seinen Nickel in die Büchse. Unter Lachen und Trinken werden durch allerlei in System gebrachte Spielereien nicht unbeträchtliche Summen gesammelt und an unbescholtene Arme aller Art verausgabt. Auf dieser Grundlage hat sich nun seit 1880 von Zwickau aus ein Verband entwickelt, der meist in sächsischen Städten 185 Vereine umfaßt. Vom 28. bis 30. d. M. findet in Görlitz der „sechste allgemeine Kreuzbrüdertag" statt. Aus dem uns zugesendeten Bundeskalender ersehen wir folgendes:

	Mitgliederzahl:	unterstützte Personen:	Unterstützungen:
Zwickau	1938	480	6400 M.
Annaberg	419	126	1550 "
Klingenthal	460	360	3500 "
Colditz	305	20	1000 "
Lindenau	105	50	1023 "
Reichenbach	823	?	1500 "
Plagwitz	180	150	1405 "

Ohne Zweifel ist in obigen Zahlen eine Unmasse sehr passiver Mitglieder mit enthalten, auch verteilen sich die Unterstützungsgelder meist auf mehrere Jahre, immerhin haben die Kreuzbrudertische Erfolge, deren sich mancher Lokalverein für innere Mission nicht rühmen kann. Worin aber liegt das Geheimnis des Erfolges? Darin, daß aus der Wohlthätigkeit der Begriff des Opferns und Entsagens entfernt wird. Man giebt weniger, weil das Herz drängt, als weil der lustige Komment es fordert. Helfen wird Spielerei. Ich möchte nicht wagen, das Bibelwort „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb" ohne weiteres auf jeden Kreuzbruder anzuwenden, glaube aber auch anderseits, daß Humanität selbst in der weltlichsten Form hundertmal besser ist, als das hartherzige Genießen eines Selbstsüchtigen. F N

(Eine große Wohlthat für Epileptische) ist die Versendung von Bromkali, wie sie seit Jahren von der Bodelschwinghschen Anstalt Bethel aus geübt wird. So sind im vergangenen Jahre nicht nur 916 Kranke in der Anstalt selbst verpflegt, sondern auch noch 8173 auswärtige von dort her bedient worden. Und zwar empfingen von diesen auswärtigen Personen 2464 unentgeltlich 26708 Pulver zu je 20 Gramm, das macht 534 Kilo. Es leuchtet ein, daß dieses Liebeswerk nicht fortgesetzt werden kann, wenn nicht die unermüdliche Hilfe der Freunde es ermöglicht. Das Bromkali von Bethel ist, wie bei dem großen Verbrauch begreiflich, besonders rein und frisch und hat schon gute Wirkung gethan, wo das aus der nächsten besten Apotheke bezogene versagte. Ich kann aus meinem Beobachtungskreise heraus bezeugen, daß es mit überraschend gutem Erfolge auch in schweren Fällen angewendet worden ist. R

Quittung

Für die evangelische Gemeinde Rottalowitz in Mähren (vgl. Nr. 18): 5 M. B, Danzig; Summa (vgl. Nr. 28) 99,25 M.

Für die evangelische Gemeinde Schwetz i. W.-Pr. (vgl. Nr. 21): 10 M. H, Köln; Summa (vgl. Nr. 28) 66,80 M.

Für das Diasporahaus Godesheim am Rhein (vgl. Nr. 25): 10 M. P Gl, Dresden; 9 N, Vilsen; 5 B, Danzig; 4 St, Wernigerode; 3 A Fr, Hameln; Summa (vgl. Nr. 28) 64 M.

Für die Diasporaerziehungsanstalt zu Schadwalde i. W.-Pr. (vgl. Nr. 25): 10,65 M. D, G; 10 M. W H, Zeitz; 3 St, Wernigerode; 1 N, Magdeburg; Summa (vgl. Nr. 28) 62,75 M.

Für Sommerpflege armer Näherinnen in Berlin (vgl. Nr. 24): 10 M. St, Wernigerode; 1,50 G und F, Herford; Summa (vgl. Nr. 28) 75,50 M.

Für das Kinderhospital Marienstift in Jerusalem (vgl. Nr. 21): 30 M. F L, J; 9 N, Vilsen; 3 St, Wernigerode; Summa (vgl. Nr. 28) 65 M.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 32 **Leipzig, den 5. August** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 3 — Gottes Huld in Israels Schuld. Zum zehnten Sonntage nach Trinitatis — Vorsehung und Beruf — Das Diakonissenwesen der evangelischen Kirche: 2. Organisation und Arbeit — Die Lutherspiele des Martin Rinckart. 2. Der Indulgentiarius confusus — Vom Vatikan: Keine Versöhnung — Bücher und Schriften: Zur Kirchenreform; Weizsäckers Neues Testament in neuer Auflage; Aus meinem Kriegsleben — Verschiedenes: Die Vorgänge in Berlin bei dem Lutherfestspiel im Juni 1888; Eine neue Wunder- und Wallfahrtsstätte — Anzeigen

Der Brief des Paulus an die Philipper

3. Kapitel 1, 3—11

Ich danke meinem Gott auf Grund all meiner Erinnerung an euch — denn allzeit, in all meinem Gebet, bete ich für euch alle mit Freuden — über eurer Gemeinschaft im Evangelium vom ersten Tage an bis heute; und bin eben darum der guten Zuversicht, daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi. Wie es denn mir billig ist, daß ich so von euch allen halte, darum weil ich euch in meinem Herzen habe, die ihr in meinen Fesseln und in der Verantwortung und Bewährung des Evangeliums alle meiner Gnade mit teilhaftig seid. Denn Gott ist mein Zeuge, wie mich nach euch allen verlangt mit der Innigkeit Christi Jesu. Und darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in Erkenntnis und aller Erfahrung, daß ihr das Unterschiedene prüfen möget, auf daß ihr seid lauter und unanstößig auf den Tag Christi, erfüllt mit der Frucht der Gerechtigkeit, die durch Jesus Christus geschieht, zu Ehre und Lob Gottes.

Was mochte sich ihm alles in die Feder drängen, als er nun zu schreiben begann, der gebundene, seinem weltumspannenden Wirken entrückte, den Lesern nun seit Jahren gewaltsam ferne gehaltene Mann mit dem feurigen Herzen! Von dem nächsten Anlaß seines Briefes sagt er gar nichts; wir erfahren ihn viel später erst. In ein paar Worten deutet er hin auf seine dermalige persönliche Lage, ihrer äußern Signatur, den Fesseln, sofort ihre innere Bedeutung, Verteidigung und Bewährung des Evangeliums, beifügend, und auf sein persönliches Empfinden, die innige Sehnsucht nach den Philippern, die er allzeit im Herzen trägt und die sich jetzt eben wieder durch den Anteil, den sie an seiner apostolischen Thätigkeit nehmen, als Mitgenossen der ihm gewordenen Gnade bewiesen haben: denn als Gnade sieht er sein Amt an, auch, ja zwiefach, wenn es ihn zum Märtyrer macht. Aber mit elementarer Gewalt bricht vor dem allem, es in die Linie beiläufiger Bemerkungen zurückdrängend, als der Grundton aller seiner Empfindungen, der erste aller Gedanken hervor, der freudige Dank gegen Gott für das, was Er, nicht an ihm, sondern an seiner geliebten Gemeinde Gutes gethan hat. Aber so sehr geht ihm das eigne Leben in dem seiner Gemeinde auf, daß er gerade darüber Gott als seinen Gott preist. Mit Dank beginnt jeder seiner Briefe, mit einer einzigen wohlbegründeten Ausnahme (Galater). Was er seinen Gemeinden so oft zugerufen hatte: „Seid dankbar in allen Dingen“ (vgl. 1. Thess. 5, 18. Kol. 3, 15. 2. Kor. 1, 11 und als Gegenbild Röm. 1, 21), was der evangelische Sänger gleich ihm bekennt: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank,“ das übt er selbst nicht als eine Pflicht, sondern auf Grund des tiefsten Bedürfnisses. Es ist der Grundton aller Frömmigkeit, den wir vernehmen. Und wer ihn anzuschlagen weiß, der wird nicht mehr im Zweifel sein, wo einem Paulus der Quell seines unerschütterlichen Mutes, seiner nicht zu trübenden Freudigkeit, seiner zuversichtlichen Hoffnung floß, und auf welchem Wege sich derselbe Wunderquell jedem armen Menschenkinde erschließt.

Was aber bewegt ihn zum Dank? Vor seiner Seele stehen all die Erinnerungen von seinem Besuch in Philippi an bis zu den letzten Berichten über den Stand der Dinge und den jüngsten Beweisen von den Gesinnungen der Christen daselbst. Und sie alle faßt er zusammen mit der Bezeichnung: eure Gemeinschaft in Beziehung auf das Evangelium. So allgemein der Ausdruck gelassen ist, so allumfassend ist er zu deuten: Gemeinschaft unter einander, Gemeinschaft mit den übrigen Christen in andern Orten und Provinzen, Gemeinschaft mit dem Apostel Paulus. Nach allen drei Beziehnungen lieferte die Geschichte dieser Christengemeinde glänzende Beweise. Als den Einigungspunkt aber und die gemeinschaftbildende Kraft bezeichnet Paulus das Evangelium, jene frohe Botschaft, die er ihnen gebracht, die sie gläubig erfaßt hatten, daß sie alle, mit Gott versöhnt, Gott zum Vater haben, in Gott die Welt überwinden und von ihm ewiges Leben ererben werden. Hier an der Wiege des Christentums rühmt es sein erster Apostel, was seitdem die Geschichte von Geschlecht zu Geschlecht bewährt hat: es giebt nichts in der Welt, was die Geister und Herzen so innig, so untrennbar verbindet, als dieser Glaube!

Herz und Herz vereint zusammen,
Sucht in Gottes Herzen Ruh —

mit diesem echten „Brüdergemeindeliede“ besingt siebzehn Jahrhunderte später Zinzendorf dieselbe Erfahrung, die Paulus hier an einer der ersten Gemeinden preist.

Aber so köstlich die Vergangenheit, einem Paulus ist jene kurzsichtige, selbstzufriedene Sorglosigkeit fremd, die sich bei dem Erreichten beruhigt, als ob nun alles gut wäre. Er blickt in die Zukunft. Seine teilnehmende Liebe ermißt die Anfeindungen und Verführungen, die Gefahren, denen seine Philipper ausgesetzt sind; sie erwägt insbesondre, welche Anfechtung es ihnen bereiten muß, wenn er nun etwa untergehen sollte. Im Gedanken daran fügt er bei, nur darum sei er so voll Dankes und thue sein Gebet so mit Freuden, weil er dessen zuversichtlich gewiß sei, daß auch die Zukunft in Gottes Schutz stehe. Und das ist nicht blinde Vertrauensseligkeit. Mit einem eben darum führt er dies Bekenntnis ein; eben darum, d. h. wegen jener Gemeinschaft, die sich bisher bewährt hat in guten und bösen Tagen. So ruht die Hoffnung auf Erfahrung, die frohe Zuversicht zu Gott auf Dank gegen Gott, der alles Gute, was im Menschen zu stande kommt, demütig auf Gott zurückführt. „Treu ist Gott, der euch berufen hat,“

hatte er einst ihren Landsleuten, den Thessalonichern, zugerufen (Thess. 5, 20). Jetzt bewährt er diesen Glauben: Gott, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen. Würde er den Erfolg des Evangeliums als sein, des sterblichen Menschen Werk ansehen, wie müßte er jetzt bangen! Aber Kleinmut ist nur, wo Hochmut ist; Demut, die bekennt: Gott ists, der angefangen hat, führt zum unerschütterlichen Gottesmut, der vertraut: Gott wirds vollenden.

Aber jene Vollendung durch Gott schließt eigne Thätigkeit nicht aus. So geht des Apostels Zuversicht auf Gott über in die Bitte zu Gott um die nötige Ausrüstung des Menschen, hat er doch schon zu Beginn den Dank als mit seinen Bittgebeten verbunden erklärt. Weil Christen also allzeit beten, und allerdinge nur soweit sie dies thun, ist ihre Zuversicht nicht, wie die Feinde meinen, blinder, grundloser Optimismus.

An die Grundkraft, die das Evangelium verleiht, die Liebe, die Fähigkeit, sich hinzugeben und aufzuschließen, knüpft des Apostels Gebetswunsch an. Er weiß, wie leicht gerade sie in Gefahr kommt, sich zu verirren, während sie hinwiederum die unentbehrliche Vorbedingung für die Entwicklung derjenigen Kräfte ist, welche sie ihrerseits vor Verirrungen zu bewahren vermögen. Und da nun einmal des Lebens buntes Vielerlei jedem Christen, wie er einst schon den Thessalonichern geschrieben, die Aufgabe stellt: „Prüfet alles und das Gute behaltet" (1. Thess. 5, 21), wünscht er ihnen, daß ihre Liebe reich werde an der Fähigkeit, ebenso auf dem Wege der verstandesmäßigen Ueberlegung als der Beobachtung das sittlich Verschiedene zu prüfen, die verschiedenen Möglichkeiten des Verhaltens auf ihren verschiedenen sittlichen Wert zu beurteilen. Indem er als selbstverständlich voraussetzt bei ihnen, in denen Gott selbst das gute Werk begonnen, daß sie, sobald sie richtig imstande sind, zu prüfen, auch für das richtig Erkannte sich entscheiden werden, schließt er daran sofort die Folgerung, daß sie dann lauter und unanstößig sein werden, erfüllt mit der Frucht der Gerechtigkeit, wie sie durch Jesus Christus, d. h. auf Grund seines Erlösungswerkes und Heiligungswirkens reift. Denn ohne diese Grundlage, das ist des Apostels Erfahrung, giebt es keine einer reifen gesunden Frucht vergleichbare Gerechtigkeit.

So proklamirt dieser erste und berufenste Zeuge unsers Glaubens als Ziel des Christentums die sittliche Vollendung; was seines Glaubens Inhalt ist, soll nur hierzu dienen, und findet hierin seine Probe.

Das letzte Ziel alles Werdens freilich ist nicht der Mensch, auch nicht der sittlich vollendete, sondern die Ehre Gottes in dem doppelten Sinne, daß Gott da steht als der, der sein Werk hinausführt und Vollendetes schafft, und — darum ist Lob der Ehre beigefügt — daß seine Geschöpfe ihm und ihm allein dienen und ihm alles zu danken sich bewußt sind. Giebt es eine großartigere, in sich geschlossenere Weltanschauung? v S

Gottes Huld in Israels Schuld

Zum zehnten Sonntage nach Trinitatis*)

Das Evangelium des zehnten Sonntages nach Trinitatis, Luk. 19, 41—48, ist ein wehmütiges, ernstes, erschütterndes Evangelium. Die Zukunft Jerusalems, das Geschick Israels, den Zeitgenossen noch ein unverstandenes Geheimnis, bewegt die Seele des Heilandes. Ihm blutet das Herz bei dem Gedanken an die furchtbaren Gerichte Gottes, die sein Volk durch eigne Verschuldung auf sich herabruft. Sein Auge weint über Jerusalem: „O daß du es wüßtest."

Israels Geschick hat sich vollendet. Aber selbst in diesem düstern Rätsel der Geschichte, in der Verwerfung des auserwählten Volkes, können wir, vom Geiste Jesu erleuchtet, vom Worte seines Apostels geleitet, unsers Gottes wunderbare Wege und Gedanken erkennen. Israels Verblendung sollte die Ursache werden, das Heilswerk zu vollenden und ein vollkommenes Gottesreich für alle Menschen aufzurichten. Ja, Gottes Weisheit hat es zu stande gebracht, was dem grübelnden Verstande und der Weisheit von dieser Welt undenkbar erscheinen möchte: sie hat das freie Thun der Menschen, ja ihre Sünde bis zur letzten Ausgestaltung zusammengewoben mit dem ewigen Ratschlusse des Erbarmens. Das fleischliche Israel hat Christi Reich verschmäht, und eben damit hat es diesem Reiche Bahn gebrochen zu allen Völkern und Zungen. Es hat den Herrn der Herrlichkeit gekreuzigt, und eben darum hat er sprechen können und wird es ewig bewähren, daß ihm alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden.

Die Geschichte erzählt von manchen Reichsgründungen und Reformversuchen, unternommen und mehr oder minder glücklich durchgeführt von geistmächtigen Persönlichkeiten; herrliche Blüten, aber nach kurzer Frist wieder verwelkend, glänzende Schöpfungen, aber wie alles Irdische dem Lose der Vergänglichkeit unterworfen. Davids Theokratie hat sich nicht länger behauptet, als die Kraft ihres Begründers nachwirkte. Hiskia und Josia, Esra und Nehemia haben den verdorbenen Mosaischen Kultus neu belebt, aber nur auf kurze Zeit. In andrer Zeit ist es so wenig dem Gottesstaate Calvins in Genf, wie der puritanischen Gesellschaftsordnung Cromwells beschieden gewesen, sich über die Lebensdauer ihrer Stifter und Leiter hinaus lebendig zu erhalten. Fast unmittelbar nachdem sie von der Bühne abgetreten waren, brachen die wilden Wasser des ärgsten Welttreibens herein und schwemmten ihre Pflanzungen fort. Und wenn der römische Pontifikat den Anspruch macht, das Reich Christi in unvergänglicher Herrlichkeit auf Erden darzustellen, so wird er in seiner unersättlichen Begierde nach weltlichem Besitz und politischer Macht über lang oder kurz den Thatbeweis liefern müssen, daß er noch weit mehr als die erwähnten geistlichen Schöpfungen ein Reich von dieser Welt ist und nicht die Verwirklichung des Reiches Christi.

Auch Jesu Herrschaft wäre, gebunden an seine göttliche Erscheinung und an sein natürliches Menschenleben, nicht das wahre Reich Gottes gewesen, sondern vergänglich wie alle Reiche dieser Welt, seine Dauer und Blüte beschränkt auf die Zeit seiner irdischen Wallfahrt. Denn daß er als irdischer, natürlicher Mensch immer bei den Seinen hätte bleiben können, für solche Möglichkeit fehlen uns gänzlich die Begriffe. Wohl hätte er in der Vollkraft göttlicher Macht und Stärke und in göttlichem Liebeseifer ganz anders als irgend ein irdischer Herrscher das Verderben und das Elend der Welt bekämpft. Aber er hätte es doch nur vermocht, so lange seine irdische Lebenszeit dauerte und so weit sein persönlicher Einfluß reichte. Er hätte Ordnungen und Gesetze in Kraft setzen müssen, und so lange seine Zeit währte, würde er sie aufrecht erhalten haben; aber nach seinem Zurücktreten würden sie bald verfallen sein. Ein Reich, das wie alle Reiche dieser Welt sich hätte begnügen müssen, die Symptome der Sünde durch das Gesetz zu verfolgen, zu strafen, zu bekämpfen, im besten Falle sie zeitweise zu beseitigen, dessen Macht aber nicht an die Wurzel der Sünde — Abkehr von Gott, Gottesfeindschaft — hinanreichte. Ein solches Reich zu stiften war Christus nicht in die Welt gesandt. Und indem er bezeugte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, hat er gleicherweise die ewige Dauer dieses Reiches und seinen unbegrenzten Machtbereich behauptet, wie auf jede zwingende Gewalt durch äußerliches Gesetz verzichtet. Seine Waffe ist das Evangelium, das allein die Wurzel der Sünde im Menschenherzen zu erreichen und zu vernichten vermag, sodaß ihre wilden Schößlinge nicht immer wieder hervorbrechen und Fluch und Elend über das Menschenleben bringen dürfen. Einem Reiche von dieser Welt, und sollte es noch so sehr in geistliche Gewandung sich kleiden, wird es nie gelingen, den innersten Schaden der Menschheit auszuheilen. Denn ihm fehlt die Macht der unendlichen Liebe Gottes, die den Erlöser aus freier Liebe hingegeben hat in den Tod.

*) Obiger Artikel, den wir verkürzt zum Abdruck bringen, ursprünglich für das Münkelsche Neue Zeitblatt geschrieben, wurde nach dessen inzwischen erfolgtem Eingehen durch den ehrwürdigen Verfasser, D. theol. Schultze, Superintendent a. D. in Winsen a. d. Luhe (Hann.), s. Z. Studiendirektor von Lokkum, uns zugeschickt. Seitdem ist er selbst aus diesem Leben geschieden. Als dem Vermächtnis eines der verdientesten und angesehensten Geistlichen der hannoverschen Landeskirche haben wir dem kleinen Aufsatze, der zugleich ein Zeugnis ist von der Geistesfrische des 84jährigen, gern eine Stätte gewährt. D H

Ohne Christi Tod kein ewiges Reich Christi, keine Welterlösung. „Mußte nicht Christus leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen?“ spricht Jesus zu den nach Emmaus wandernden Jüngern. Ahnungsvoll, ihnen selbst kaum verständlich, haben es die Propheten, vom Geiste Gottes getrieben, ausgesprochen, als göttliche Notwendigkeit. Und als Petrus diesen Gedanken nicht ertragen kann — „Herr, schone dein selbst!“ — da weist Jesus dieses natürliche Gefühl, das gegen den Ratschluß Gottes sich aufbäumt, mit schärfster Bestimmtheit als „ungöttlich“ zurück.

Es ist wohl jedem einmal ergangen wie dem Petrus. Wie schön hätte es uns gedünkt, wenn Israel seinen Heiland anerkannte, wenn sein Volk, von seiner Herrlichkeit überwunden, sich ihm ergeben, in ihm Ruhe und Frieden gefunden hätte. Und doch hätte es nur eine kurze Blüte, höchstens für einige Generationen sein können, und wie alle Blätter der vergänglichsten Welt wäre auch sie dahingewelkt, und die Menschheit wäre unerlöst geblieben.

Ohne Christi Tod fehlte seinem Werke die Krone, die Vollendung. Selbst wer für den Opfertod des Herrn zur Versöhnung der Sünde und der Sünder kein volles Verständnis hat, mag doch zugestehen, daß erst durch diesen Abschluß der Lebensgang des Herrn verständlich und begreiflich wird. Er selbst redet und lebt fortwährend in dem Bewußtsein, daß solches Ende ihm bevorsteht. „Des Menschen Sohn ist gekommen, daß er sein Leben gebe zu einer Erlösung für Viele,“ so bezeugt er selbst. Seine „Verklärung,“ seinen Hingang zum Vater, die Macht des von ihm ausgehenden Geistes in den Menschenherzen vergleicht er mit dem Ersterben des Weizenkorns, das in die Erde gelegt wird und vergehen muß, auf daß es viele Frucht bringe. Er weiß, daß sein Leben im Fleische keinen andern Abschluß haben darf, als durch den Tod am Holze des Fluches, damit er selbst „erhöhet,“ alle die Seinen nach sich ziehe. „Mit einem Opfer,“ sagt der Hebräerbrief, und deutet damit auf die weltüberwindende Thatsache, daß der Herr der Herrlichkeit, dem göttlichen Liebeswillen dienend, gehorsam geworden ist bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze.

Vorsehung und Beruf

Manche unsrer Leser entsinnen sich noch der Artikel über Gottes Vorsehung, welche im vorigen Jahrgang unsers Blattes enthalten waren (Nr. 20, 25, 36, 50). Sie konnten mannichfachen Widerspruch hervorrufen und haben es auch gethan. Wir wüßten nicht, was daran zu beklagen wäre. Handelt es sich doch da um Fragen, die uns alle aufs nächste angehen. Von Gottes väterlicher Vorsehung leben wir. Wenn wir aufhören, nach ihr zu fragen, sind wir als Christen tot. Denn in dem, was uns zu Christen macht und uns in unserm Christsein erhält, wissen wir uns in voller, bis ins kleinste hinabreichender Abhängigkeit von unserm himmlischen Vater. Und sind wir Christen nur, indem wir stetig vorwärts streben, so ist es ja außer Frage, daß wir als solche nur leben, indem wir uns immer wieder darauf besinnen, was Gott an uns thut, uns im Glauben zu stärken und in der Liebe zu fördern.

Aber kann uns diese gewissermaßen zersplitterte Anschauung von der Vorsehung Gottes genügen? Zwischen diesen stärkenden und fördernden Momenten unsers Lebens würde, sie von einander trennend, die Kette der Erlebnisse sich hinziehen, welche für unser Christentum scheinbar gleichgiltig wären. Eben an diese Kette heftet sich das Gewicht der Fragen, welches die Gewißheit der Vorsehung Gottes aus der reinen Luft des Glaubens in die nebelhafte Wirklichkeit herabziehen will. Aber bleiben wir bei jenen Momenten stehen. Ist es nicht gewiß, daß der geförderte Christ ihrer mehr erleben wird, als der Anfänger im Glauben? Diesem muß erst das Auge geöffnet werden für die wunderbare Welt, in der Gott lebt und wirkt. Jenem ist der Blick schon geschärft. Er nimmt auch das Unbedeutendere wahr. Ihm wird auch das Geringfügige bedeutungsvoll.

Jesus und seine Jünger kommen mir da in den Sinn. Wer wollte als Christ nicht von den Tagen, da der Meister unter ihnen wandelte, sagen, daß in greifbarster Gestalt die Vorsehung über ihnen waltete, ja, wie leibhaftig zu ihnen getreten war. Aber wie kurzsichtig ist dieser Anfänger Auge, die deutlichen Züge derselben zu erkennen. Es wird uns erzählt, wie Jesus mit wenig Broten eine große Menge gespeist. Bald darauf fahren sie übers Meer. Ein Wort vom Sauerteig der Pharisäer wird von ihnen nicht verstanden. Es fällt ihnen aber schwer aufs Herz, daß sie nur ein Brot mitgenommen haben. Und Jesus muß sie in ihrer kleinlichen Sorge an das Wunder erinnern. Sie sehen die Hand des Allmächtigen nicht, auch wo sie — scheints doch so — fast dem leiblichen Auge sichtbar wird. Wie anders Jesus selbst! Das geringste wird ihm zu bedeutungsvollem Gleichnis. Die Menschenwelt mit ihrem bunten Getriebe: der Säemann und der Fischer, die spielenden Kinder und die fröhlichen Hochzeitsgäste, aber nicht minder die vernunftlose Natur: die blühenden Lilien und die wogende Saat, das irrende Schaf und der Adler über seiner Beute — alles, Größtes und Kleinstes, wird vor seinem Auge zu einem Sinnbilde des Ewigen, regt in ihm Gedanken an, die seiner Jünger Glaubensleben fördern mögen. Wie er in der Fülle des Glaubens lebt, der ihn in stetiger Liebesgemeinschaft mit seinem Vater verbindet, so vermag er aus diesem Glauben heraus auch das scheinbar Gleichgiltigste dem dienstbar zu machen, wovon seine Seele so ganz erfüllt ist. In der That, alle Dinge — auch der verlorne Groschen, dieser Zufall — müssen so ihm zum Besten dienen. Heißt das nicht die Welt als Gottes Welt erfassen und eben damit das Walten der Vorsehung in ihr anerkennen?

Aber in diesen Gleichnissen handelt es sich ja gar nicht um Gottes Wirksamkeit in der Welt uns zu Freud oder Leid, sondern einzig darum, wie Jesus die sinnlichen Erscheinungen derselben für seine Lehre verwendet. Wollte man davon reden, wie er über die Vorsehung denkt, so müßte man ganz andre Aussprüche desselben erwägen. Allein Jesu „Glaube“ hat mit irgend welchen Thatsachen der Natur oder Weltordnung überhaupt nichts zu schaffen. Derselbe ist das ursprüngliche, eigentümliche Geheimnis seiner Seele. Was sollte es doch heißen, bei diesem Manne nach den Spinnefäden irgendwelcher auf die Welt begründeten Gotteserkenntnis zu suchen, dessen hohe, wunderbare Gottesgemeinschaft sich in den Worten ausspricht: „Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn.“*) Das ist kein Bewußtsein, welches einer Ableitung fähig wäre, auch keines, welches irgend welcher Stützen oder Begründungen bedürfte. Es ist ihm gegenüber zunächst völlig gleichgiltig, wie die Welt ist — fast ist man versucht zu sagen: auch gleichgiltig, ob sie ist. Der Vater und der Sohn, das sind die beiden ursprünglich feststehenden Daten dieses Seelenlebens. Nirgends wird man in Jesu Reden Fäden nachweisen können, die zu ihnen hinführen. Von der Natur hier ganz zu schweigen, aber auch die Geschichte seines Volkes bietet in dem Glauben der Propheten doch nur die Ahnung der Möglichkeit einer solchen Gottesgemeinschaft. Ihre Wirklichkeit erscheint in Jesu Leben als unerklärbare, aber, nachdem einmal vorhanden, nun freilich ihrerseits alles erklärende Thatsache. Man muß sie hinnehmen, wenn man ihn überhaupt verstehen will.

Sollen wir nun von einem besondern Vorsehungsglauben Jesu reden, so wird das nur auf Grund seiner wirklichen, ihre Gewißheit in sich selbst tragenden Gottesgemeinschaft geschehen können. Gewiß ist er von der vollen, stetigen, unausgesetzten Fürsorge seines himmlischen Vaters überzeugt gewesen. Das zu bekräftigen, bedarf es nicht des Hinweises auf einzelne Aussprüche, die er gethan. Seine ganze Lebensführung vielmehr verläuft in aufsteigender Linie unter der Losung, welche sein Gebet in Gethsemane ausspricht. Für die Annahme irgend welcher naturgesetzlichen Selbständigkeit der Welt Gott gegenüber ist hier nirgends Raum. Aber auch jene beliebte Unterscheidung zwischen dem, was Gott

*) Matth. 11, 27. — Wo die biblischen Schriftsteller von „kennen,“ „erkennen“ reden, da wird fast überall aus dem Zusammenhange deutlich, daß ihnen die interesselose Kälte und Farblosigkeit durchaus fremd ist, die sich für uns an jene Begriffe heftet. Lieben und Erkennen fließt für sie in einander über. So z. B. Jesus Matth. 7, 23. 25, 12. Joh. 10, 14 f.; Paulus 1. Kor. 8, 1—3. 13, 12. Gal. 4, 9. Vgl. 5. Mos. 34, 10. Psalm 1, 6. 37, 18.

selbst wirkt, und dem, was er nur zuläßt, hält hier nicht Stich. Das schwerste Rätsel, welches uns immer wieder die Welt stellt, ist die Macht des Bösen in ihr. Dieselbe übt ihre verheerende Wirkung auch in dem Leben Jesu. Der Justizmord, welcher demselben ein Ende setzt, unterliegt als Erfolg der Feindschaft, welche er gefunden, der Anklage auf unvergebbare Sünde, welche Jesus gegen seine Widersacher erhoben hat. Aber er urteilt nicht, daß der Vater seinen Tod zugelassen habe, sondern, indem er an ihn, an sein vergossenes Blut, die Gabe der Sündenvergebung für seine Gemeinde knüpft, stellt er denselben vielmehr als unmittelbare Wirkung des Gnadenwillens Gottes dar.

Das sind, scheint es, unvereinbare Urteile. Und nach dem Maße des Erkennens wird es ein durch nichts zu beschönigender Widersinn bleiben, das, was man als unvergebbare Sünde völlig von Gott und seinem Liebeswillen ausschließt, dennoch der Wirkung seiner Vorsehung zu unterstellen und als That eben jenes Liebeswillens zu erfassen. Sehen wir aber von jedem mattherzigen Vermittelungsversuche zwischen beiden Urteilen ab, so bleibt uns nur ein Weg, aber ein gangbarer, übrig, der zur Verbindung beider führt. Nicht indem wir jedem von seiner Schärfe etwas abbrechen, fügen sie sich in einander, sondern allein, indem wir den Glaubenswillen Jesu als den Herrn über beide anerkennen.

Wenn das Erkennen nach einer ursächlichen Erklärung jener Sünde (des Justizmordes an Jesu) sucht, so ist es darauf hingewiesen, nach einem geschichtlichen Zusammenhange zu forschen, der sich rückwärts in der Geschichte Israels durch Jahrhunderte hin wird verfolgen lassen, sich mehrfach durch mancherlei Fäden mit der religiösen und sittlichen Entwicklung umliegender Völker verknüpft, bis er sich schließlich in Zeiten verliert, die uns geschichtlich nicht mehr deutlich sind. Der Erkenntnistrieb findet hier seine Grenze, über welche hinaus ihn nur die Ikarusflügel der Vermutung weiter tragen. Aber für den Glauben Jesu ist ja dieser ganze ursächliche Zusammenhang völlig gleichgiltig. Ihm steht ursprünglich fest die Gewißheit der Liebe seines Vaters und mit ihr zugleich die unerschütterliche Ueberzeugung, daß diese Liebe auch die ewige Macht über die Welt ist. Aber je lückenloser die Reihe von Schlußfolgerungen wäre, aus denen jener rückläufige Zusammenhang hergestellt würde, umsomehr nur würde die Möglichkeit verschwinden, innerhalb derselben, oder seis auch an ihrem äußersten Ende, jene Gewißheit auftauchen zu sehen. Und der Glaube wäre auch nicht die souveräne Macht über menschliches Leben, als welche er in Jesu auftritt, wenn er von irgend welchen außerhalb seiner gegebenen weltlichen Thatbeständen abhängig würde. Er kann mithin auch gar nicht nach fertigen oder unfertigen Erkenntnissen über diese Thatbestände fragen, sondern nur nach ihrer Verwendbarkeit für sich, sein Leben und seine Zwecke. Und indem er aus seiner Selbstgewißheit heraus diese Verwendbarkeit entdeckt oder richtiger für sich schafft, urteilt er — denn Selbstgewißheit und Gottesgewißheit decken sich für ihn —, daß sie so, wie sie sind, für ihn wertvoll, von Gott geordnet, durch die Hand, welche zugleich eine Hand der Allmacht und der Liebe ist, geschaffen sind.

Kehren wir von hier aus zu den Gleichnisreden Jesu zurück. Es gab Zeiten, da man mit größtem Ernst und verständnisvoller Innigkeit sich des Dichterwortes erfreute: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ — nur ein Gleichnis, aber eben doch ein Gleichnis. Die Weltweisen drückten sich scheinbar nüchterner, in Wahrheit noch überschwänglicher aus: „Alles Wirkliche ist vernünftig, und alles Vernünftige ist wirklich.“ Die Natur erschien ihnen wie ein geistiges Embryo; der Geist galt ihnen als Verwirklichung der in der Natur angelegten Keime. In der That war da die Welt ein Gleichnis des Ewigen, d. h. des Höchsten, was sie sich denken konnten. Wie leicht ließ es sich da von einer Vorsehung reden, die alles auf das Ziel jenes Geisterreiches hinausführe, aus dessen Fülle, wie sie sagten, dem Unendlichen seine Unendlichkeit ströme. Aber der schöne Traum zerrann. Und erwachend sah man sich einer Naturwissenschaft gegenüber, die über die inneren Verbindungen und Beziehungen von Natur und Geist sehr gleichgiltig dachte. Freilich fängt man in unsern Tagen wieder an, sich nach jenem Traume zu sehnen, fängt an, etwas von dem zu empfinden, was ich vor Jahren aus dem Munde eines Tübinger Philosophen hörte: Sinn sei in alle materialistische Lehre nur hineinzubringen, wenn man sie in ihren scheinbar strengsten Gegensatz, den absoluten Idealismus Hegels, umschlagen lasse.

Aber es wird keiner Worte bedürfen, um dieses Spielen mit Beziehungen zwischen unvereinbaren Größen von einer Betrachtung der Gleichnisreden Jesu fernzuhalten. „Himmel und Erde vergehen.“ So lautet sein kurzes Endurteil über die Welt. Und nun sollte diese, dem Tode geweihte, der Tummelplatz der Sünde so gut wie die Wohnstätte des Glaubens, in sich die Fähigkeit tragen, ein Gleichnis oder gewissermaßen eine Vorstufe des Gottesreiches zu sein? Sie kann es gar nicht sein. Denn nirgends kann in ihr in die Erscheinung treten, was für Gott und sein Reich allein von Wert ist: schöpferisch wirkende oder willig sich opfernde Liebe und bewußt vertrauender Glaube. Mit diesem abweisenden Urteile ist aber bereits entschieden, daß von einem Vorsehungsglauben Jesu im Sinne bestimmter Erkenntnis der Wege Gottes auf dem Gebiete weltlichen Geschehens nicht die Rede sein kann. Denn von Gott aus ist die Welt jedenfalls nicht notwendig so, wie sie ist. Sie könnte auch anders sein. Hat sie doch keine in ihr selbst begründete notwendige Beziehung auf die Liebe, welche wie der Grund, so das Ziel des Schöpfungswillens Gottes ist. In diesem Sinne vielmehr ist die Welt im ganzen und einzelnen für unser Erkennen von Gott aus zufällig, eine Welt unerforschlicher Wege und unbegreiflicher Gerichte. Wir können sie nur anerkennen, aber nie erkennen, d. i. im Verhältnis zum göttlichen Liebeswillen, so wie sie ist, als notwendig erklären und begreifen.

Und dennoch wird diese tote, lieb- und glaubenslose Welt zum Gleichnisse des Gottesreiches. Aber sie wird es durch und für Jesum. In sich ist die Welt völlig gleichgiltig gegen das, was ihn bewegt. Aber sie besteht ja für ihn doch nur, sofern sie zu einem Bestandteile seines Seelenlebens wird. Indem sie in sein Bewußtsein tritt, wird die Frage entstehen, welcher Inhalt desselben der mächtigere sein soll: die Eindrücke, welche die Welt hervorruft, oder die Gedanken, Gefühle, Strebungen, welche seiner Gottesgemeinschaft entstammen. Die runde Antwort liegt in seinem Leben offen vor. Alles, was seine Seele bewegt, sammelt sich in dem einheitlichen Bewußtsein seines Berufes zur Gründung des Gottesreiches auf Erden. Und diesem Bewußtsein, welches rein und ausschließlich auf dem Glauben an seines Vaters Sendung ruht, macht Jesus die Welt, in der er lebt, durchaus dienstbar, dienstbar mit der Zuversicht, daß sie ihm die Mittel im großen wie im kleinen bieten kann und muß, die ihn seinem Ziele sicher entgegenführen.

Liegt hierfür in der Deutung, die er seinem Tode gegeben hat, der Beweis im großen vor, so läßt er sich im kleinen nicht minder an der Verwendung, welche die Welt in seinen Gleichnisreden findet, führen. Er hat ein offenes Auge gehabt für alles, was ihn umgab. Das Leben seiner Zeit und seines Volkes spiegelt sich in seinen Worten wieder. Aber alle einzelnen Züge des Weltbildes, wie es in sein Bewußtsein tritt, sind nutzbar gemacht dem einen Ziele der Förderung seiner Jünger oder weiterhin der Gründung seines Reiches auf Erden. Dieselbe Welt, welche als die Welt der Sünde und des Todes schließlich aus dem Rahmen der erkennbaren Vorsehung seines Vaters herauszufallen scheint, wird ihm hier zum wertvollsten Mittel zur Erreichung göttlicher Zwecke. Wie aber diese Zwecke allein der Glaube findet und nicht das Erkennen, wie die Zuversicht zu ihnen allein der Gemeinschaft entstammt, die ihn mit seinem Vater verbindet, und in keiner Weise sich aus einem auf die Welt gerichteten Nachdenken erklärt, so ist diese Beurteilung der Welt als einer Einheit göttlicher Mittel zur Erreichung göttlicher Zwecke auch allein im Glauben begründet und trägt zu einem wie immer gearteten Erkennen, d. h. Erklären und Begreifen der Welt, nichts bei. Aber sie tritt auch in keinen Widerstreit zu demselben. Denn wer will dem Glauben, der seine Gewißheit aus andern Quellen schöpft, wehren, den Thatbestand des Erkennens, den er nicht antastet, an dem er sich also auch nicht vergreift, in seinem Sinne, zu seinem Nutz und Frommen zu verwenden?

Ich meine an dem Ziele angelangt zu sein, zu welchem ich

unsre Leser führen wollte. Kann eine der Art zersplitterte Anschauung von der Vorsehung Gottes uns genügen, welche aus dem gleichgiltigen Strome unsers weltlichen Lebens nur hie und da wie einzelne Felsen jene Erfahrungen emporsteigen ließe, die uns des unmittelbaren Eingreifens Gottes in dasselbe gewiß machte? Wir ordnen in sittlicher Beziehung alle die mannichfachen Eindrücke, welche uns von der Welt herkommen, dem einheitlichen Gesichtspunkte unsers Berufes unter. Es wird einleuchten, daß die Führung eines Berufs ohne die straffe Anspannung aller Kräfte auf ein bestimmtes Ziel hin nicht möglich ist. Was für das Ganze Teilung der Arbeit, das bedeutet hier für den Einzelnen eine bewußte und gewollte Einseitigkeit in der Richtung seiner Gedanken, der Erregbarkeit seiner Gefühle und der Wahl seiner Zwecke. Je entschiedener wir in unsern Beruf hineinwachsen, umso natürlicher wird es uns, überall Beziehungspunkte für denselben zu finden. Was uns für ihn Anregung und Förderung bietet, das halten wir unwillkürlich fest und verarbeiten es in uns. Was in keine Beziehung zu ihm zu bringen ist, das gleitet leicht an uns ab und verfällt vielleicht unerwartet schneller Vergessenheit. So hört die Welt auf, sich uns als zusammenhangsloses, buntes Gemisch von Eindrücken aufzudrängen. Wir werden Herr über sie, indem wir sie zwingen, unserm einheitlich geregelten sittlichen Leben dienstbar zu werden.

Aber in unserm Berufe sammelt sich gleichzeitig oder schließt sich in nähern und weitern Kreisen an ihn an alles, was wir als Arbeiter im Weinberge Gottes zu wirken „berufen" sind. Ein gefährlicher pietistischer Sprachgebrauch droht freilich immer wieder dieses Sachverhältnis zu verdunkeln. Von besondrer „Arbeit für das Reich Gottes" redet man da.*) Gefährlich ist diese Rede. Denn sie ist geeignet, das einheitliche Christenleben zu zerreißen und dem, was bei der großen Mehrzahl der „Christen" doch die Hauptkraft und Zeit des Lebens in Anspruch nimmt, den Stempel wertlosen, weltlichen Thuns aufzudrücken. Soll unser Christentum ein Ganzes sein, so müssen wir es in unserm Berufe haben und üben. Hier muß die göttliche Doppelflamme des Glaubens und der Liebe erwärmend und erleuchtend glühen. Hier, in dem Thun und Lassen unsers Berufs, müssen wir auch unsrer Lebensführung durch Gottes Weisheit gewiß werden. Was uns in ihm darum stärkt und fördert oder umgekehrt vielleicht auch hemmt und hindert, das müssen wir lernen unter den Gesichtspunkt der Vorsehung Gottes stellen. Gottes Wille an uns ist unsre Heiligung in seinem Reiche. Wo wir die Welt, weltliches Geschehen und weltliche Erlebnisse, diesem Zwecke dienstbar zu machen wissen, da werden wir sie im Glauben als Gottes Welt, uns zum Heile von unserm himmlischen Vater geschaffen und geleitet, „erkennen." Wo wir keine Beziehungen auf dieses Ziel hin zu entdecken vermögen, da bleiben uns Gottes Wege dunkel und unverstanden. Aber je einheitlicher es uns gelingt, unser sittliches Leben in unserm Berufe zu gestalten, umso einheitlicher muß uns auch die Glaubenserkenntnis von Gottes Vorsehung über uns werden.

Aber ist das nicht eine entsetzlich „subjektive" Anschauung von Gottes Vorsehung? Zur Antwort die Gegenfrage: Giebt es auch Glauben, der niemandes Glaube wäre?

Und thut nicht Aehnliches, wie es hier dem Gläubigen zugemutet wird, der Naturforscher, wenn er aus seinen Untersuchungen die geistige Speise seines Lebens schöpft? Wer hat ihm die Freude je verdacht, die er über seine Entdeckungen empfinden mochte? Aber der Wirbel der Atome wahrlich verhält sich sehr gleichgiltig zu diesem Selbstgefühl des Gelehrten. Es ist die Macht des geistigen Lebens, welche da die geistlose Natur unter das Joch einer ihr selbst durchaus fremden Zweckbeziehung beugt. Wie aber jene Freude eben darin, daß sie erlebt wurde, sich als eine Wirklichkeit zu erkennen giebt, die allem Erklären und Begreifen an innerer Gewißheit überlegen ist, so ist auch der Glaube, der aus Jesu Leben und Liebe seine Zuversicht schöpft, in sich selbst vor der Gefahr des Selbstbetrugs geschützt. Beweisen, als wirklich und notwendig erkennen läßt es sich nicht, daß den Gläubigen alle Dinge zum Besten dienen; aber erlebt wurde und wird es von Vielen. S E

*) Mit einem ähnlichen gefährlichen Sprachgebrauch hebt das von uns mehrfach empfohlene „Handbuch des Edelweiß" an: „Wer einen Antrieb in seiner Seele fühlt, etwas für den Herrn zu thun und eine gemeinnützige Thätigkeit zu entfalten ..." Die hervorgehobenen Worte sind vom Verfasser gesperrt, und er versteht darunter außerordentliche Leistungen im Sinne der innern Mission, vergißt aber darüber, daß das ganze, alltägliche Leben und Thun des Christen für den Herrn sein soll. D H

Das Diakonissenwesen der evangelischen Kirche

2. Organisation und Arbeit*)

Als Fliedner das Diakonissenamt in unsre Kirche einführte, wollte er nicht ein neues Amt schaffen, sondern er wollte ein Amt wieder zum Leben rufen, welches bereits in der alten Kirche vorhanden war. Zweifellos gab es in der apostolischen Zeit weibliche Personen, denen die Diakonie amtsmäßig übertragen war. Die Phöbe, welcher der Apostel Paulus den Römerbrief mitgab, wird Röm. 16, 1 bezeichnet als eine Diakonin der Gemeinde zu Kenchreä. Wir würden jedoch sehr irren, wenn wir annehmen wollten, daß die weibliche Diakonie der apostolischen Zeit eine fertige und vollständige Organisation gehabt hätte. Zum Dienen waren ja alle Jünger Christi berufen. Zum Dienen ermahnen die Apostel in ihren Briefen die Christen, als die zur Gemeinde dessen gehörten, welcher nicht gekommen war, sich dienen zu lassen, sondern um selbst zu dienen. Aber neben der freien Liebesthätigkeit, welche jeder Christ an seinem Nächsten üben sollte, schuf sich die Gemeinde Organe, die als solche sich der Notleidenden annehmen sollten. So gab es, wenngleich nicht in jeder Gemeinde, so doch hier und dort amtlich geordnete Diakonen und Diakoninnen, welche den Aeltesten zur Seite standen. — Es ist mithin nicht möglich, aus der ersten christlichen Zeit die Organisation der Diakonie in unsre Zeit herüberzunehmen. Maßgebend ist nur die damals herrschende Gesinnung, aus welcher die Diakonie geboren wurde und in welcher dieses Amt geführt wurde. Diese Gesinnung giebt für alle Zeiten die rechte Grundlage. Aus dieser Gesinnung heraus erfaßt die Diakonisse ihren Beruf als einen von Gott geschenkten, in welchem sie Gott an ihrem hilfsbedürftigen Nächsten dient. Hierin liegt im Grunde alles, wodurch sich die evangelische Diakonisse von der katholischen Barmherzigen Schwester unterscheidet. Richtig sagt daher der erste Paragraph der Grundgesetze des Rheinisch-Westfälischen Diakonissenvereins: „Derselbe bezweckt, zum Diakonissenamte im apostolischen Sinne evangelische Christen zu bilden." Dagegen ist die Organisation der heutigen Diakonie eine wesentlich andre, als die der apostolischen Zeit. Denn die Organisation muß sich den Bedürfnissen und Verhältnissen unsrer Zeit anpassen, welche sich niemals gleichbleiben, sondern immer im Wandel und Wechsel begriffen sind.

Dies ist aber das Charakteristische der modernen Diakonie, daß das Mutterhaus im Mittelpunkt steht. Das Mutterhaus bildet die eintretende Probeschwester für ihren Beruf aus; das Mutterhaus sendet die Diakonisse auf das Arbeitsfeld, für welches sie sich ihrer Art und Ausrüstung nach am besten eignet; das Mutterhaus nimmt die gebrechliche und alternde Diakonisse wieder auf und sorgt bis zu ihrem Tode. Hat doch ein großer Teil der Mutterhäuser besondre Feierabendhäuser für alte Schwestern. Kurz, das Mutterhaus ist für die Diakonisse wie ein Elternhaus, von welchem sie abhängig ist. Mag auch die Diakonisse von einer Gemeinde, einem Vereine, einem Krankenhause angestellt werden, immerhin ist es das Mutterhaus, das sie entsendet, dem sie Bericht schuldig ist, das sie kleidet und nährt. Denn nicht einmal Gehalt bezieht die Diakonisse; vielmehr wird dieser an das Mutterhaus gezahlt, welches sich verpflichtet, für die Diakonissin in allem zu sorgen.

Diese Zentralstellung des Mutterhauses hat die evangelische

*) Vgl. Nr. 46 des vor. Jahrg., S. 443 ff.: 1. Das Leben und Wirken Theodor Fliedners. Bei dieser Gelegenheit sei berichtet, daß der Kaiserswerther Volkskalender auf 1889 (50 Pf.) als erster von den christlichen Kalendern bereits erschienen ist. Er enthält einen sehr dankenswerten, 81 Seiten langen, reich mit Bildern versehenen Aufsatz „Ostafrika und sein Opfer." D H

Diakonie vielfach bei den Unkundigen in den Geruch des Katholisirens gebracht und man hat gemeint, das Mutterhaus sei eine Nachbildung des katholischen Nonnenklosters. Schon Fliedner mußte den Vorwurf über sich ergehen lassen, ob er in die evangelische Kirche Nonnenklöster einführen wollte. Man hat gesagt, daß die Diakonisse auf Eigentum verzichten müsse, daß sie mit einem unauflöslichen Gelübde an die Anstalt gebunden sei, sodaß sie nicht heiraten dürfe. Das alles sind Erfindungen. Eine beträchtliche Anzahl Diakonissen sind in die Ehe getreten und treue Gattinnen und Mütter geworden. Anderseits ist es dem Mutterhause bei dem immer noch anhaltenden Diakonissenmangel nicht zu verdenken, wenn es gewisse Verbindlichkeiten verlangt. So gilt es in Kaiserswerth: „Nach zurückgelegter Probezeit hat sich die Schwester auf fünf Jahre zu ihrem Amte zu verpflichten." Andre Anstalten mögen andre Bedingungen stellen. Es ist selbstverständlich, daß die Diakonisse einige Zeit in dem Amte bleibe, für welches sie unentgeltlich ausgebildet ist. Nicht minder unrichtig ist es, daß eine Diakonisse auf Eigentum verzichten müsse. Klar und bündig sagt ein Paragraph der Kaiserswerther Hausordnung: „Die Probeschwestern und die Diakonissen, welche eignes Vermögen besitzen und auf Unterstützung der Anstalt für ihre eignen Bedürfnisse verzichten, haben deshalb keinen Vorzug vor den andern Schwestern."

Das Mutterhaus ist also keine Einrichtung nach katholischem Muster. Dagegen kann die weibliche Diakonie nur durch das Mutterhaus ihrer Aufgabe gewachsen sein. Das Frauenherz verlangt aus seiner Vereinzelung nach einer festen Gemeinschaft; es verlangt nach einem schützenden mütterlichen Heim, das nicht gut durch eine andre Organisation ersetzt werden kann. Es sind Versuche gemacht worden, die Diakonisse ausschließlich unter einen Kirchenvorstand zu stellen. Fliedner hat hierzu stets hilfreiche Hand geboten. Aber es sind das bis jetzt Versuche geblieben, die sich unter besondern Verhältnissen bewährt haben mögen, die jedoch immer die Ausnahme von der Regel bildeten.

Es wird jetzt wohl nicht mehr geleugnet werden, daß eine gründliche Ausbildung für das Diakonissenamt nötig ist. Das Talent ersetzt nicht die Schule. Wo aber soll die angehende Diakonisse ausgebildet werden? Hinsichtlich der Krankenpflege spricht sich Professor Billroth (Die Krankenpflege in Haus und Hospital, Wien 1881, S. 16) dahin aus: „Eine Pflegerinnenschule kann in einer großen Stadt mit vorwiegend großen Hospitälern nur dann zur gedeihlichen Entwicklung kommen, wenn sie mit einem eigens dazu bestimmten Krankenhause verbunden ist." Es liegt auf der Hand, daß nur das Mutterhaus mit seiner Organisation ein Krankenhaus schaffen kann. Was aber für die Ausbildung in der Krankenpflege gilt, das gilt auch für die übrigen Zweige der Diakonie, für Kinder- und Armenpflege, besonders für die Lehrdiakonie. Erst indem die Diakonissen unter einer einheitlichen Direktion vereinigt sind, kann ein jedes Glied an den Platz gestellt werden, für welchen es sich am besten eignet, und kann so dienen mit der Gabe, die es empfangen hat. Disselhoft sagt darum mit Recht: „Nur in der Leitung und Zucht durch einen festen Mittelpunkt können auch gewöhnliche Kräfte segensreich verwandt werden. Würden die Diakonissen der Jetztzeit plötzlich dieser Leitung entbehren müssen, man würde bald mit Schmerz erfahren, wie außerordentlich viel weniger sie leisteten."

Da die weibliche Diakonie amtlich geordnet ist und sich mit einer Organisation umgeben hat, so hat bereits Fliedner für die Diakonissen ein Amtskleid eingeführt. An dem schmucklosen Kleide jedoch haben nicht nur die Kinder der Welt, sondern auch ernste Christen Anstoß genommen. Kommt eine Diakonissin in einen Ort, welcher das Diakonissenamt noch nicht kennt, so werden sich sofort die Blicke der Menschen auf das Mädchen in ungewohnter Tracht richten, was allerdings peinlich für dasselbe werden kann. Es mag auch vorkommen, daß ein Mädchen nicht Diakonisse wird, weil es sich durch die Kleidertracht abgestoßen fühlt. Nun heißt es zwar im Sprichwort: Kleider machen Leute. Ein Mädchen wird aber noch keine Diakonissin, indem sie das ernste, dunkle Kleid anzieht. Nicht auf das Kleid kommt es an, sondern auf den frommen, geduldigen, barmherzigen Sinn, in welchem die Diakonisse ihre geschulten Kräfte und Gaben in den Dienst der christlichen Gemeinde stellt. Nichtsdestoweniger erfordern praktische Rücksichten ein Amtskleid. Dasselbe gewährt der Diakonissin Schutz und Ansehen, wenn sie in die Hütten der Armen und Verlorenen geht. Das Amtskleid kennzeichnet seine Trägerin auch äußerlich als Glied der Genossenschaft, welche die amtlich geordnete Liebesthätigkeit an Armen und Elenden ausübt. Mit einem Worte, das Amtskleid ist die öffentliche Legitimation der Schwester. Gewiß ist es auch kein Schaden, wenn die Diakonissin der Mode entzogen wird, und für das Mutterhaus ist es bequemer und billiger, für die Schwesternschaft die Kleidung zu beschaffen.*)

Schließlich werde auf die Thatsache hingewiesen, daß mit der Erneuerung der Diakonissensache eine durchgreifende Reformation auf dem ganzen Gebiete der Krankenpflege sich Bahn gebrochen hat. Gerade das selbstsüchtige Treiben der Lohnarbeiter und Lohnarbeiterinnen an Krankenbetten war es, was Fliedner zur Erneuerung des Diakonissenamtes trieb. Es ist gewiß ehrend für die evangelische Diakonie, daß man allenthalben nach Diakonissen verlangt, daß Gemeinden und Krankenhäuser Diakonissen anstellen möchten. Beschämend ist es jedoch, daß wir viermal mehr Diakonissen brauchen, als wir haben, und sehr viele Gesuche abschlägig beschieden werden müssen. Eine Vermehrung der Diakonissen thut dringend not, zumal vielfach Barmherzige Schwestern in rein evangelische Städte einziehen und da ihre stille Propaganda treiben. Rom schafft allemal, wenn es seine Ehre verlangt, die nötigen Kräfte. Wohl klagen auch katholische Stimmen über einen Mangel an Barmherzigen Schwestern. Der Katholik Leonhard Wassermann schreibt in seiner Schrift (Frankfurter zeitgemäße Broschüren VIII, 1) „Wer soll unsre Kranken pflegen?": „Es ist eine bekannte Thatsache, daß fast in allen Stationen über die geringe Zahl der vorhandenen Schwestern geklagt wird, daß dieselben allen an sie gestellten Anforderungen und Wünschen nicht entsprechen können, sondern viele Kranke ohne die begehrte Pflege lassen müssen." Aber wir haben auf römischer Seite noch keine Verlegenheit gespürt, wenn es galt, einen protestantischen Platz zu besetzen. Umso mehr gilt es, daß die Zahl unsrer Diakonissen auf die nötige Höhe gebracht wird. So viele evangelische Jungfrauen stehen am Markte des Lebens müßig oder streben nach einer falschen Selbständigkeit in irgend einem Berufe, in welchem sie an Leib oder Seele Schaden leiden. Mögen sie Vertrauen zu dem ernsten und doch reich gesegneten Diakonissenberufe gewinnen und diesem sich zuwenden.

Neben der amtlich geordneten weiblichen Diakonie muß jedoch noch mehr als bisher die freiwillige Diakonie nebenher gehen. Es ist nicht selten, daß von Familien eine Diakonissin zur ausschließlichen Pflege eines Kranken begehrt wird. Und doch ist in der Familie eine erwachsene Tochter, oder eine Verwandte wäre zu gewinnen. Die eine oder andre hätte Zeit zur Pflege, wenn sie die Pflege verstünde. Da würde es zur Erfüllung des Christenberufs und zur Entlastung der Berufsdiakonissen recht ersprießlich sein, wenn Jungfrauen aus den verschiedensten Kreisen die Krankenpflege praktisch erlernten. Sie sollten bei Zeiten einen Kursus in der Krankenpflege durchmachen, damit sie an den Krankenbetten in ihrem eignen Hause und in den Häusern ihrer Freunde und Verwandten hilfreiche Hand zu leisten vermöchten. Auch aus diesem Gesichtspunkte ist es mit Freuden zu begrüßen, daß der Johanniterorden in den Diakonissenhäusern Johanniterschwestern ausbilden läßt, welche in Kriegszeiten die Reserve für die ins Feld ziehenden Diakonissen bilden sollen. Aber auch in Friedenszeiten werden sie nicht

*) Alle übrigen guten Wirkungen der Diakonissentracht würden ohne Zweifel auch erreicht, wenn dieselbe nicht in einem vollständigen, zum Teil unkleidsamen und altmodischen „Amtskleide," sondern in einem deutlichen Abzeichen, ähnlich dem schönen Schmucke des roten Kreuzes, bestünde. Aber aus praktischen Gründen erkennen wir die Notwendigkeit der vorgeschriebenen Kleidung durchaus an: nichts verträgt sich schlechter mit dem ernsten Berufe der Diakonissin, als der eitle Wechsel der Frauenmode, und die von da aus dem Mutterhause erwachsenden Mehrkosten würden unerträglich sein. Keinen andern Grund als diesen hat auch die Schwester, welche einst meine freundliche Führerin durch die Kaiserswerther Anstalten war, für ihre Sondertracht geltend gemacht, während anderwärts doch zuweilen damit ein nicht zu rechtfertigender Kultus getrieben wird. D H

nötig haben, ihre Kenntnisse und Fertigkeiten ungenützt zu lassen; denn Arme und Kranke haben wir allezeit bei uns. Möge es nirgends an Personen fehlen, die in echter Samariterliebe Oel und Wein in die Wunden gießen, aus welchen die Menschheit blutet. P B

Die Lutherspiele des Martin Rinckart

2. Der Indulgentiarius confusus

Vielen Lesern dürfte wohl das Hans Herrigsche Lutherfestspiel bekannt sein. Wer den Aufbau dieses Stückes kennt, der kennt auch im großen und ganzen den Aufbau des Rinckartschen Stückes; denn wenn Herrig überhaupt keine Teilung nach Akten oder Bildern giebt, Rinckart dagegen sein Stück in fünf Akte zerlegt, so ist dies etwas Unerhebliches. Es würde nichts im Wege stehen, geeigneten Ortes in Herrigs Stück die Bezeichnung 1., 2. bis 5. Akt einzufügen. Wie bei Herrig Ehrenhold und Ratsherr, setzen bei Rinckart Herold Prologus und Herold Argumentator den Zuschauer erst auf das richtige Plätzchen nieder, um ihn in den richtigen Gesichtswinkel zu rücken und zugleich in die richtige Stimmung zu bringen. Und wie Herrig zum Schluß nicht das Drama durch sich selber reden läßt, sondern seine Reflexionen durch den Mund von Ehrenhold und Ratsherrn den Zuschauern zuflüstert, so legt auch Rinckart durch den Herold Epilogus seine Gedanken den Hörern in die Seele. Ueberhaupt werden in beiden Stücken die Zuschauer gleichsam zur Mithandlung durch direkte Anrede von der Bühne aus herangezogen. Und ebenso — das ist ja diesen Spielen überhaupt eigen — werden die Abschlüsse der Akte, bez. Bilder, durch Gesang markirt, bei Rinckart aber nicht immer durch Gesang des Chores und der Zuschauer, sondern auch allein durch den Gesang der Spielenden auf der Bühne. In beiden Stücken beginnt dann die eigentliche Handlung mit einem Luthermonolog, bei Rinckart seinem Inhalte nach das direkte Gegenteil zum Faustmonolog, denn während Faust sagt: Ich habe gearbeitet und doch keinen Boden unter den Füßen, sagt Luther: Ich habe gearbeitet und nunmehr festen Boden unter meinen Füßen. — In beiden Stücken findet sich der Student, der seine Armut beklagt, die es ihm unmöglich macht, Ablaß zu kaufen. Bei Rinckart ists der spätere Gothaische Generalsuperintendent Mykonius. In beiden Stücken werden nicht dargestellte Thatsachen aus Luthers Leben chronikartig referirt, und in beiden Stücken stehen typische Figuren neben den historischen. — Das Stück beginnt, nachdem Herold Prologus und Herold Argumentator gesprochen, mit einem Monolog Luthers:

Gott jedem Menschen in seinem Leben
Hat dreierlei Beruf gegeben:
Erstlich zur Buß und Seligkeit,
Darnach zu fleißiger Arbeit
Und letzlich auch zu Kreuz und Leiden;
Dies Dreierleis kann niemand meiden,
Und thu ich mirs gleichsam zum Ziel
Vorstecken und erinnern viel!
Wil auch mit Gottes Hülf und Gnad,
Dabei beruhen früh und spat.
Ich hab mein ordentlichen Beruf,
Das ist mein Trost, Schutz und Behuff.
Christus hat mich berufen lahn, . . .
Mich zum Doktor creiren lahn,
Do ich denn vor Gottes Angesicht
Gethan ein hohen Eid und Pflicht,
Die heilge Schrift recht zu erklären
Und männiglich daraus zu lehren;
Das will ich thun durch Gottes Gnad,
Die mir reichlicher komm zu stat,
Und dabei stehn mit breitem Fuß.
Erdulden alles ohn Verdruß,
Was mir Gott schickt darüber zu,
Arbeit, Kreuz, Leiden, Müh, Unruh!

An Luthers Monolog schließt sich bei Rinckart die Darstellung des schmachvollen Treibens Tetzels an: das Wüste und Roh-Geschäftsmäßige seines Auftretens, seine Geschmeidigkeit den verschiedensten Forderungen gegenüber kommt gut heraus. Als Sündenvergeber, als Fegefeuerbefreier und als Reliquienhändler wird er vorgeführt. Aber auch das Volk zeigt sich in der verschiedensten Gestalt. Bauern und Bergleute, Soldaten und Weiber kommen zu kaufen. Gebunden noch innerlich, fangen sie doch schon an, sich zu lösen; der gesunde Volksverstand tritt mit Zweifeln und heikeln Fragen dem Krämer des Papstes entgegen. Gesund ist der Humor, der diese Reden durchzieht; aber der Witz ist etwas breit. Freund Tetzel übertrumpft noch den Papst. Als nämlich der begleitende Mönch die Ablaßbulle vorliest, unterbricht ihn Tetzel und schließt ihm den Mund, sobald er zu der Stelle gekommen ist, deren sich der arme Student und das arme Volk, das keinen „Beutelsamen" (Geld) hat, trösten, zu den Worten nämlich: pauperibus autem detur gratis (den Armen werde er umsonst gegeben). Tetzel giebt nichts ohne Geld. Ein Bergmann jedoch steht dabei auf Tetzels Seite: denn nur was man bezahlt hat, ist wirklich unser Eigentum. Bergmann Glorius will auch nicht einmal den Himmel aus Gnaden haben — der reine Seume des siebzehnten Jahrhunderts.

Der erste Akt schließt dann mit einer Vermählung Luthers mit der Fides (Glaube). Es kommen in dem Stücke drei allegorische Figuren vor, die Religio, die Veritas (Wahrheit) und die Fides (Glaube). Religio ist die Mutter von Veritas und Fides; aber sie hat ihre Kinder verloren und schweift als Witwe fremd und ungekannt über die Erde hin. Veritas liegt, während Tetzel sein unsauberes Geschäft macht und seine Lügenworte redet, in Ketten und Banden am Boden. Luther verspricht der Fides,

Wenn sie, so tausendschön und rein,
Wolle allezeit sein eigen sein,

so wolle er ihr die Schwester, die Veritas, befreien und auch die Mutter, die Religio, ihnen aus dem „Elende" wieder zuführen. — Wir werden auf diese drei allegorischen Gestalten noch einmal zurückkommen müssen.

Im zweiten Akte tritt uns zunächst wieder Tetzel unter dem Volke entgegen. Er öffnet seinen Reliquienkasten; aber sein Treiben wird nun bald ein Ende haben. Luther rückt ihm auf den Leib. Sie disputiren. Luther verteidigt den Papst gegen Tetzel, und seine Verteidigung wird zum Angriff. Luther sieht die gefesselte Veritas, verheißt ihr, sie zu befreien, und geht ab mit dem Worte:

Ich werde etliche Thesen schreiben,
Wider den Ablaß disputiren
Und öffentlich ihn refutiren.

Das Volk wird Tetzel gegenüber immer schwieriger; es treibt mit ihm allerlei Scherz. Auch der Bergmann Glorius kommt in Zweifel über die Heiligkeit des Papstes. Student Mykonius schließt sich Luther an, in dem er einen Gottesmann erkennt, und der Akt schließt mit einer Klage der Religio, daß sie keinen Ort mehr habe auf Erden, und daß sie ihre Kinder Veritas und Fides verloren habe, eine Klage, die zu einer Verurteilung der Lehren der katholischen Kirche wird.

Der dritte Akt beginnt wieder mit einem Monologe Luthers. Luther bebt und zittert vor der Größe seiner Aufgabe; er tröstet sich damit, daß er Gottes Wort und rechte Sache hat; zugleich auch wird es ihm zur Ueberzeugung, daß der Papst der Antichrist sei. Da tritt zu ihm die Veritas, jubelt über ihre Freiheit, die sie ihm zu danken habe. Im übrigen enthält der Akt ein Gespräch des Kurfürsten Friedrich mit seinem Kanzler Staupitz (seltsamerweise heißt der Kanzler des Fürsten Staupitz) über die Frage, wo Luther verhört werden solle, dann eine neue Prellerei Tetzels und endlich Luthers Gespräch mit Kajetan, das aber kein rechtes Salz hat.

Der vierte Akt bringt uns die bedeutsamen Thaten Luthers, die Verbrennung der Bannbulle und sein Bekenntnis auf dem Reichstage zu Worms. Dieser Akt überragt den dritten, sowie auch alle andern ganz bedeutend. Luther jubelt, er habe nun die Veritas, und so unterredet er sich mit ihr, die ihn, den treuen Gottesknecht, auffordert, den Baaliten reinen Wein einzuschenken, auch über die äußern Verhältnisse, namentlich auch darüber, was er etwa vom Kaiser zu erwarten habe. Bei der Verbrennung der Bulle macht die Veritas von der Bühne aus die Zuschauer darüber klar, daß Luther diese That nicht in fleischlicher „Affektion" vollziehe. Und indem wir nun die unbedeutenderen Mittelglieder beiseite lassen, gehen wir gleich zu

Luthers Verhör auf dem Reichstage über. Rinckart läßt auf Kosten der dramatischen Wirkung der historischen Treue zu viel Recht widerfahren, wenn er das geschichtliche Doppelverhör festhält und Luther bei seinem ersten Erscheinen um Bedenkzeit bitten läßt. Zwischen das erste und zweite Erscheinen Luthers vor dem Kaiser legt Rinckart das bekannte großartige Gebet Luthers, und zwar so, daß es, obwohl in Verse gegossen, doch wenig oder gar nichts an seinem Werte und seiner Kraft verloren hat. Es lautet:

Barmherziger, getreuer Gott!
Wie ist die Welt so voller Spott!
Zwar ist das nur ein Schatten hier,
Daß man mit dem Tode drewet mir:
Drin hat der Teufel seinen Rachen
Ueber mich groß und weit thun machen!
Ach Gott! wie schwach ist Fleisch und Blut!
Wie sperrt und wehrt sichs vor Unmut!
Wie ist aber der Teufel so mächtig!
So geschäftig, so stolz und prächtig!
Ach Gott, ach Gott! O du mein Gott!
O du mein Gott in solcher Not!
Steh du mir bei und treib zurück
Fleisch, Teufel, Welt und ihre Tück,
Thu dus, du mußt es thun allein,
Die Sach ist nicht mein, sondern dein.
Willstu dein Ehr lassen untergehn,
So muß ichs auch lassen geschehn;
O Gott, mein Gott, mein frommer Gott,
Hörstu mich nicht? Gott, bistu tot?
Nein, nein, du stirbst mir nimmermehr,
Sondern verbirgst dich nur vor mir.
So kom doch wieder; kom, es ist Zeit,
Tröst mich durch deine Barmherzigkeit;
Kom, bin ich doch bereit zur Strasse,
Auch mein Leben bei dir zu lassen.
Kom nur bald, mein Gott; sterb ich schon,
Ists doch nur um den Leib zu thun....
Die Seel ist dein und gehört dir zu;
Bleibt auch bei dir in ewiger Ruh.

Und siehe, da umfängt ihn seine Fides, vom Himmel kommend, und redet ihn an:

Mein liebster Luther, mein Aufenthalt!
Gott ist dein Schild, der vor der Welt
Dich zu seinem Rüstzeug auserwählt;
Der ist und will stets sein mit dir,
Und ist nicht weit, das glaube mir.
Wirstu heut streiten ritterlich,
Veritatem verlassen nicht,
Die allerherzliebste Schwester mein,
Wil ich ewig dein eigen sein,
Des hab dir dieses Kränzelein, —

worauf dann Luther wieder antwortet:

Ei, wohlan, so walts Gott, der Herr,
.... will Gottes Wort und Lehr
Verleugnen nun und nimmermehr.
Herr Gott, du weißt mein Herz und Mut,
Daß es anders nicht ist als gut;
Daß ich halt ob dem Worte dein,
Wird mir, hoff ich, kein Sünde sein;
Drum steh mir bei mit deinem Geist
Allzeit; heut aber allermeist:
Amen, in Jesu Namen!

Als Bühnenanmerkung heißt es dann:

canit deambulans: Eine feste Burg ꝛc.

Vor dem Kaiser läßt dann Rinckart Luther die geschichtliche Rede in ausgeführterer und schärferer Form halten, und zugleich zeigt er uns, daß auch Fides, Luthers Glaube, schon an das Volk herantritt, sodaß nun auch das Volk bald die Veritas finden werde.

Im fünften Akte endlich vollzieht sich das Gericht. Der Papst steht vor der Himmelsthür und will hinein. Petrus macht nicht auf. Der Narr des Kurfürsten Friedrich, Dr. Klaus, ist Zeuge der Szene und mischt sich ein. Als Petrus noch immer zögert, ist der Papst entschlossen, sich selbst zu helfen; hat er doch den Schlüssel zum Himmel in der Tasche. Aber — o weh! Der Schlüssel paßt nicht. Nun sagt der Narr zum Papste:

Pocht doch ordentlich,

und als nun Petrus fragt, wer solchen Lärm mache, da antwortet bezeichnend Dr. Klaus:

Petre, du heilger Gottes Mann,
Mach auf, oder wirst in den Bann gethan!
Ihr Engel Gottes, was machet ihr?
Euer gebietender Herr ist hier!

und es wirkt dann doppelt komisch, wenn der Papst Petrus fragt:

Kennst du mich nicht an meiner Tracht,
Die du weiland selbst erdacht?

Petrus aber darauf antwortet:

Solltest du, gemästet Höllenschwein,
Mein Stuhlerb und Successor sein?
Das paßt ja wie die Faust aufs Aug!

Petrus prüft nun die römische Lehre an der Lehre seines Briefes und mißt dann den Papst an Christo. Es ist ergreifend, wenn er achtundzwanzig mal hinter einander sagt: Christus that das, du das, Christus war das, du bist das. Als nun der Papst mit seinen Trabanten den Himmel gewaltsam erstürmen will, wird er mit seinen Satelliten in die Hölle gestoßen. Auf der Erde aber schreitet die Reformation immer weiter vor. Erfurter Mönche tragen ihre Kutten unter den Armen, und Friedrich der Weise spricht seine Verwunderung gegen Luther darüber aus, daß es so weit gekommen sei; auch Luther bekennt:

Ja, Gott weiß, daß es den event
Erlanget wider all mein intent!

Schließlich ruft Petrus Luther herbei und weiht ihn zum dritten und letzten Elias. Er soll

Des Herren Himmelsbraut,
Die ihm der Vater angetraut,

vom höllischen Lindwurm erretten, und er empfängt dazu als Pfand Gottes Geist und Gnade; Fides und Veritas werden ihm Beistand leisten, Fides, der Glaube mit starkem Schild, Veritas, die Wahrheit, mit dem Schwerte des Geistes. —

Das ist der Bau. Haben wir daraus den Eindruck empfangen, daß das Stück von dramatischer Wirkung sein kann? Liest man es, so findet man ja zweifellos viele sich lang dehnende und darum für uns langweilige Sachen. Es sind die Stellen, wo der Volkswitz sich breit macht, wo Lehrgespräche gesponnen werden und wo der Kurfürst mit seinem Kanzler über das freie Geleit Luthers verhandelt; aber seinem Kerne nach ist das Stück von dramatischem Leben erfüllt. Wollten wir jetzt das Stück, wie es ist, aufführen, wir in unsrer nervösen Schnellatmigkeit, wir würden es unerträglich finden; aber damals, im Jahre 1617, wo das „Eile mit Weile“ Lebensbedingung war, hat man sich sicher nicht einen Augenblick gelangweilt. Wer auf dem Lande aufgewachsen ist und weiß, mit welcher atemlosen Spannung und mit welchem innerlichen Vergnügen alle Jahre wieder die Fastnachts- und Kirmespoesien und Dialoge angehört werden, der kann sich auch das Vergnügen der Eisleber denken, als sie sich von ihren Gymnasiasten die Bauernszenen und Lehrdialoge unsers Stückes vortragen ließen. Würden wir das überflüssige Rankenwerk abschneiden, so würde sich gewiß ein auch uns fesselndes Volksschauspiel herausschneiden lassen. Denn nicht bloß, daß einzelne Szenen, wie z. B. die Tetzelszene S. 26, von dramatischer Wirkung sind, sondern vor allem in der Hauptperson des Stückes, in Luther, vollzieht sich eine unausgesetzte Steigerung, einmal in der innern Klärung und dann in dem immer festern und tiefern Erfassen seiner Aufgabe. Luther wächst in sein Werk hinein, und so erhebt sich auch das Stück zu einer den Reichstag von Worms überragenden Höhe, zu einer Art Apotheose Luthers. Also den guten Kern herausschneiden und beschneiden, aber beileibe nicht nachahmen und die Lehrdialoge registriren!

Nach dem Geschmacke jener Zeit, und sicherlich auch nach der Meinung Rinckarts, sind im Interesse das dramatischen Lebens die drei allegorischen Figuren dem Stücke eingefügt. Die Religio tritt, wie die Inhaltsangabe es gezeigt hat, zunächst gar nicht auf. Zuerst erblicken wir vielmehr die Veritas, aber gefesselt und gefangen, gepeinigt von den Lügenworten Tetzels. Als nun Luther mit der Fides sich verbunden hat, da tritt auch die Befreiung der Veritas ein, und nun kommt auch die Religio wieder, in der Wiedergewinnung ihrer Töchter sich neu erhebend. Es wird uns hiermit der Grundgedanke des Stückes geboten: Luther kommt zum Glauben, durch den Glauben

zur Wahrheit, und durch beide führt er die wahre Religion den Menschen wieder zu. Aber zugleich dienen diese allegorischen Gestalten, und das ist nicht zu leugnen, dazu, die Monologe Luthers abzukürzen. Die Gespräche Luthers mit der Fides und der Veritas, ja sogar die Gespräche derselben unter einander sind eigentlich Monologe, Selbstgespräche, innere Seelenbetrachtungen Luthers, in die Form des Dialogs umgesetzt.

Die Sprache des Stückes ist durchaus die Sprache der Zeit Rinckarts. Rinckart denkt nicht daran, den Eindruck etwa dadurch erhöhen zu wollen, daß er Luthers Rede in die wirklichen Worte und Wendungen Luthers zurückkünstelt. Scheut er sich doch nicht, auch die damals schon stark auftauchenden Fremdwörter Luther in den Mund zu legen. Im ganzen steht Rinckarts Sprache an Formgewandtheit gerade so viel über Luthers, als später Paul Gerhardts über Rinckarts Sprache. Die Bauern sprechen in ihrem mansfeldischen Platt, oder richtiger in ihrer Mundart, denn Plattdeutsch ist das nicht.

Die historische Treue wird von dem Dichter im ganzen, d. h. gerade so weit bewahrt, daß die Hauptsachen dem Zuschauer nicht in einem falschen Lichte erscheinen. In Einzelheiten erlaubt er sich gerade so, wie der Dichter des Kunstdramas, Freiheit. Am meisten gewissenhaft ist er in der Beobachtung der Zeit. Betreffs des Ortes aber macht ihm auch der kühnste Wechsel kein Kopfzerbrechen. Er hat, scheint es mir, nur einen, d. h. einen idealen Ort angenommen, wenn auch gelegentlich im Gespräch der Ort genannt wird, wo man sich befindet — denn es wird sozusagen der ganze auf der Bühne befindliche Schwarm, nicht bloß die dazu nötigen Personen, sondern alle, auch Tone, Pluhne, die Bauern, alle werden sofort von einem Orte zum andern versetzt, gewiß von dem Gesichtspunkte aus, daß die Tones und Pluhnes überall dieselben sind. Den Schulmeister muß Rinckart nicht zu fürchten gehabt haben, sonst hätte er Luther und Friedrich den Weisen, die sich ja bekanntlich nie gesprochen haben, nicht zu einer Unterredung zusammengebracht. Eine recht seltsame Erscheinung aber ist es, daß Rinckart, wie bereits erwähnt, einen Staupitz dem Kurfürsten als Kanzler zur Seite stellt. Man kann alle möglichen Bücher durchsuchen, um vielleicht einen Mann dieses Namens als Nebenkanzler in der Umgebung Friedrichs zu finden: aber vergebens. Sollte nun Rinckart nicht gewußt haben, daß der Kanzler des Kurfürsten Brück, Staupitz aber Luthers Ordensoberer und Freund gewesen ist? Sicher. Aber hier giebt uns nun der „Eislebische Ritter" mit seinem allegorisirenden Namen Uranophron Aufschluß. Dieser Name sollte ja den Rat und Beistand des Kurfürsten im Geistlichen und im Weltlichen bedeuten, und es ist daher anzunehmen, daß in dem Namen Staupitz sich die Namen des Spalatin und des Brück vereinigen sollen. — Auch macht sich unser Rinckart kein Gewissen daraus, Kaiser Karl V. sprechen zu lassen, obgleich dieser doch kein Deutsch verstand, da sich Martin Rinckart doch wohl sagen mußte, daß, wenn Karl seine Gedanken offenbaren sollte, er sprechen müßte, und zwar, wenn die Zuhörer ihn verstehen sollten, deutsch und nicht spanisch, wie man es jüngst im Interesse der geschichtlichen Genauigkeit gefordert hat! Und da Karl V. thatsächlich in der Lutherfrage schwankte, so ists nicht falsch, wenn Rinckart die günstige Seite herauskehrt. Der Charakter Karls wird doch wahrhaftig nicht dadurch gezeichnet, daß man ihn ein italienisches oder spanisches Wort sprechen läßt. Auch für das Volksschauspiel giebt es dichterische Freiheit; von ihm zu verlangen, es solle eine peinlich und kleinlich genau dramatisirte Geschichtschronik sein, ist eine unverständige Forderung und heißt dasselbe aus der Reihe dichterischer Werke streichen. —

Und welches Lutherbild, so fragen wir zuletzt, hat uns Rinckart gezeichnet? Welches? Giebt es denn deren viele? mehrere? Wir glauben mit ja antworten zu müssen.

Es giebt zweifellos viele deutsche Männer, denen Luthers Bedeutung in dem Worte liegt: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang," einem Worte, das er bekanntlich nie gesagt hat und aus dem dann ein Lutherbild hervorgeht, welches eine ebenso häßliche Karikatur ist als das Lutherbild Janssens. Aber es kommen nun in Scharen die deutschen Männer, welche die Turnerlosung „Frisch, frei, fröhlich, fromm" kurzer Hand auf Luther übertragen, und die dann von dem „frischen, fröhlichen Gottesmanne, dem deutschen Helden ohne Furcht und Zagen" reden, ohne begreifen zu können, daß ein solcher frischer, fröhlicher, allezeit fertiger Gottesmann zum Reformator sicher der ungeschickteste und untauglichste gewesen wäre. — Besser ausgeführt ist das Lutherbild, welches man das Lutherbild der Elementarschule nennen kann; aber die Striche, die es uns zeichnen, sind derb und auch meist nur Umrisse. Luther ist da die deutsche Bestie mit den dämonischen Augen, der Mann, der der Pauke ein Loch macht und mit wuchtigem Hammer die fünfundneunzig Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlägt, und der dann, wie in Erz gegossen, die Faust auf der Bibel, vor Kaiser und Reich steht und die bekannten Worte redet; der, in Acht und Bann, auf die Wartburg gerettet wird und endlich als Sieger, die deutsche Bibel in der Hand, nach Wittenberg zurückkehrt. — Feiner ist natürlich das Bild, in welches Luthers Seelenkämpfe im Kloster mit Verständnis hineingezeichnet sind; aber gerade dieses Bild schließt gewöhnlich mit dem Jahre 1510 ab, der Reise nach Rom, dem Tage, wo Luther zum vollen Verständnis des Spruches kam: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben!" Nun hat er sich hindurchgerungen, und nun ist er fertig; nun ist er Reformator und greift mit fester Hand die irrende Kirche an. — Dieser Luther ist, wie man sich leicht überzeugen kann, auch der Luther vieler Theologen. Der richtige Luther ist jedoch der, welcher streng genommen niemals fertig gewesen ist, sondern die herbsten Seelennöte erfahren hat bis ans Ende, der Luther, in dem stürmisch die entgegengesetztesten Gefühle wider einander tobten. Ein Held des Glaubens im Angesichte der Feinde und in der Stille zusammensinkend, zitternd und zagend. Wer Luthers Schriften wirklich kennt und sie sich nicht bloß im theologischen Lehrinteresse angesehen hat, sondern um die Person Luthers zu finden, der wird uns Recht geben, wenn wir sagen: eine wunderbare Seele — die Seele Luthers! In der wars nicht so fadengerade, wie in uns. Wir brauchen ja nur an seinen berühmten Brief an Melanchthon vom 2. August 1527 — also aus einer Zeit, wo er recht eigentlich auf der Höhe stand — zu erinnern, in dem er von Fluten der Verzweiflung und der Gotteslästerung schreibt, in denen er sich befunden. Ein Werk, wie Luther es vollbracht hat, macht man nicht kurzer Hand, als frischer, fröhlicher Gottesmann.

Und dies Lutherbild ist, wie ich zu meiner Freude sehen muß, auch das Lutherbild Martin Rinckarts. Er kennt keinen fix und fertigen Luther, weder vor 1517, noch nach dem Thesenanschlage. Immer wieder vergewissert sich Rinckarts Luther des guten Rechtes seiner That, und es wechseln in diesen Monologen und Selbstbetrachtungen in rascher Folge die streitenden Gefühle. Immer wieder will Luther unter der Schwere seiner Aufgabe zusammensinken; aber immer wieder richtet er sich in der Kraft des Glaubens an der Hand Gottes auf. Er möchte sich wieder zurückziehen und die Stille suchen; aber da drückt der Feinde Gebahren von neuem auf sein Gewissen, und er schnellt von neuem empor. So wächst Luther in sein Werk hinein; ja er wird im eigentlichsten Sinne des Wortes in sein Werk durch den Verlauf, den es nimmt, hineingezwungen. Dafür möge folgende Stelle als Beleg dienen. Luther klagt:

Du lieber und getreuer Gott,
In was Jammer, Müh, Angst und Not
Führstu mich, wider mein Verhoffen?
Wann soll es denn zu Ende laufen?
Wie kannstu endlich mehr zusehn?
Und immer mehr lassen geschehn,
Daß der Teufel gleich als zum Ziel
Auf mich richt seiner Pfeile so viel? ...

Darauf hebt er, sich selbst tröstend, zu singen an:

Ach wie groß ist der Feinde Rott,
Mein treuer Gott,
Die sich wider mich empören;
Viel sagen zu der Seele mein,
Es könnt nicht sein,
Daß du ihr sollst Hilf gewähren:
Allein du bist, Herr Jesu Christ,
Mein Zuversicht, der mich aufricht,
Und hoch bringet zu Ehren.

Dann fährt er fort in der Rede:

Der Palmenbaum ist der Art,
Je schwerer er beläſtigt ward,
Je mehr er sich aufrichten thut:
Eben also wächst mir der Mut,
Wollen sie mich drücken in guter Sachen,
So sollen sie sehen, was sie machen.

Nur eins fehlt auch dem Rinckartschen Lutherbilde: es ist die Seelentrauer, die Luther nie verlassen, daß er die Kirche hat zerschlagen müssen, das Tieftragische, daß er Treue brechen mußte, um dem Gewissen treu zu sein. Gerade dies stellt Luther so hoch, und dies dauernde Weh zeigt uns eine Tiefe des Gemütes, wie sie eben dem Manne eigen sein mußte, der Fides, Veritas und Religio den Menschen wieder zuführen sollte. Tr

Vom Vatikan

Keine Versöhnung

Daß die Conciliazione zwischen Vatikan und Quirinal ein Traum sei, daß ersterer an eine solche nicht denke, zeigt sich in diesen Tagen aufs klarste, und wenn uns nicht alles täuscht, bereiten sich ernste Dinge vor. Es handelt sich jetzt um drei für den Vatikan sehr wichtige Angelegenheiten.

Zuerst um die bischöflichen Gymnasien, welche in großer Anzahl existiren und großenteils pareggiati sind, d. h. den Staatsgymnasien gleichgestellt. Sie machen diesen Konkurrenz und werden nicht nur von zukünftigen Geistlichen, sondern auch von solchen besucht, die sich auf Universitätsstudien vorbereiten wollen. Was längst hätte geschehen sollen, ist endlich geschehen: der Minister hat Kommissäre abgeordnet, um die Leistungen und Zustände dieser klerikalen Schulen, dieser Brutstätten des Klerikalismus, zu untersuchen. Die Berichte lauten ungünstig, und zwar in einer Weise, daß eine Reihe bischöflicher Gymnasien voraussichtlich geschlossen wird. Man stelle sich vor, wie es in Gymnasien aussehen muß, die der Minister schließen läßt! Wie konnten diese Gymnasien so weit sinken? Es ist hier nicht der Ort, eine Antwort zu geben; auch wollen wir nicht untersuchen, wie es in den staatlichen Gymnasien aussieht. Thatsache ist dieses: beim letzten Maturitätsexamen stellten sich dazu 5033 Abiturienten im gesamten Königreiche, und von diesen haben das Maturitätszeugnis erhalten 1391 (eintausenddreihunderteinundneunzig): mithin sind durchgefallen 3642! Das klingt unglaublich, aber die publizirten Zahlen liegen vor. Zu diesen Durchgefallenen haben die bischöflichen Gymnasien ein ansehnliches Kontingent gestellt. Daß nun der Staat in berechtigter Selbsthilfe gegen die genannten klerikalen Brutnester vorgeht, ist natürlich dem Vatikan ein Dorn im Auge, und so erhebt er seine Stimme, als geschehe ihm schweres Unrecht. Für den italienischen Aufsatz hatten alle obgenannten Abiturienten dasselbe Thema: „Wie ist Italien, seit Jahrhunderten getrennt, zur Einigkeit gelangt, und welche Gefühle bewegen einen italienischen Jüngling jener Thatsache gegenüber?“ Nun denke man sich einen in einem der klerikalen Gymnasien gebildeten Abiturienten, der auf der Schulbank die ärgsten Schimpfreden gegen das einige Italien gehört hat, der von seinen Lehrern lernte, daß die Inkorporirung des Kirchenstaates ein Sakrilegium sei! Welchen Aufsatz mag so einer über jenes Thema geschrieben haben! Von kompetenter Stelle wurde uns die Mitteilung, daß von einer Menge der Abiturienten nicht nur wunderliches, sondern sogar widersinniges Zeug geliefert worden sei. Man kann es nur mit Freude begrüßen, daß endlich die Staatsverwaltung mit scharfem Besen gegen diese Bildungsanstalten vorgeht.

Ferner handelt es sich um die Interpretation des Garantiegesetzes. Vor sechs Jahren machte der Architekt Martutti eine Zivilklage gegen den Vatikan beim staatlichen Gerichte anhängig und verlangte die Zahlung einer Geldsumme. Das italienische Gericht forderte den Vertreter der Vatikanischen Finanzverwaltung vor sein Forum; aber der Vatikan erklärte, daß alle, welche Forderungen an den Vatikan oder Prozeßangelegenheiten wider ihn (den Vatikan) hätten, sich an das im Vatikan vorhandene Tribunal wenden müßten: das italienische Gericht sei in solchen Dingen inkompetent. Die Sache ging ihren Gang bis zur höchsten Stelle; aber jedesmal erklärte sich das Gericht für kompetent, interpretirte das Garantiegesetz also anders, als der Vatikan. In unsern Tagen nun liegt eine ähnliche Sache vor, die aber eine größere Bedeutung besitzt, weil nicht ein Tribunal, sondern die Regierung das genannte Gesetz interpretirt. Es handelt sich um die Frage: Sollen Kontrakte, welche der päpstliche Notar im Vatikan gemacht und beglaubigt hat, ebenso betrachtet werden, als wären sie außerhalb Landes, als z. B. in Frankreich oder Deutschland, gemacht? Die Regierung sagt: Wir erkennen die Kontrakte, die im Vatikan gemacht sind, nur dann als legal an, wenn sie von einem staatlich autorisirten Notar gemacht und mit dem gesetzlichen Stempel versehen sind; einen Notar des Papstes kennen wir ebenso wenig, als den Notar eines sonstigen Bewohners Italiens. Würden wir einen päpstlichen Notar kennen, so könnte (sagt die Regierung Italiens mit Recht) jeder Unterthan des Reiches zum Vatikan gehen und sich dort, ohne staatliche Stempelsteuer, ein notarielles Dokument herstellen lassen. — Nun stößt der Vatikan ins Kriegshorn und schleudert der Regierung das neunsilbige Wort entgegen: Extraterritorialità! — Der Vatikan sagt also: Die paar Quadratmeter, auf denen das „Gefängnis“ des Papstes, der Vatikan, steht, bilden zusammen mit dem Garten des letztern ein Reich für sich, sind kein italienischer Boden, sind letzterm genau ebenso fremd, als z. B. ein Stück von Sibirien oder des Kaffernlandes. Der genannte „extraterritorialisirte“ Boden bildet das Papstreich. Ehedem, sagt der Vatikan, war dasselbe größer; es hat sich (leider) verkleinert, aber der Boden des Vatikans ist vom Kirchenstaat nachgeblieben (!): — folglich, so räsonniren die Jesuiten des Vatikans weiter, steht der Papst, wenn er auch nur ein paar Quadratmeter hat, ebenso wie früher; er übt souveräne Rechte aus; er hat in seinem Reiche Justizverwaltung und Zivilverwaltung, genau wie sonst. Folglich hat er so viele Notare, als ihm gefällt, und die von diesen gefertigten Dokumente müssen von der Regierung Italiens ebenso respektirt werden, als wären sie im Auslande gemacht. So interpretirt der Vatikan das Garantiegesetz.

Sollte diese Auslegung auch keinen sonstigen Erfolg haben, so hat sie doch den, daß sie jedem Einsichtigen Heiterkeit verursacht.

Zunächst ist es doch seltsam, daß der Vatikan, welcher das Garantiegesetz niemals anerkannt hat, sich jetzt auf dasselbe beruft und seinen Nutzen daraus ziehen möchte. Ferner ist jene Theorie wahrhaft komisch, die Quadratmeter des Vatikans seien der Nachblieb des Kirchenstaates, also der verkleinerte Kirchenstaat, ein Liliputstaat. Man versuche, sich die Folgerungen aus der Interpretation des Vatikans klarzumachen. Bildet das Vatikanische Territorium einen Staat mit effektiver Souveränität, so hat der Papst natürlich auch das Recht, einen Verbrecher unter seinen Unterthanen zu strafen, hat das Recht, eine Strafanstalt anzulegen, hat das Recht, Schaffot und Galgen zu errichten, Steuern von seinen Unterthanen zu erheben u. s. w. Die auf dem Territorium dieses Liliputstaates lebenden Unterthanen müssen natürlich tagtäglich das Gebiet des umliegenden Italiens betreten. Wenn nun Italien jenen Vatikanischen Unterthanen das Betreten des italienischen Bodens verböte? Dann sähe es schlimm aus im Vatikan. Dann müßten die Herren Jesuiten dafür sorgen, daß im Gebiete des Vatikans z. B. ein Schlachthaus und andre Dinge hergestellt würden! — Ist der Vatikan ein souveräner Staat, so ist es doch verzweifelt komisch, daß man dort, um telegraphiren zu können, die Güte Italiens in Anspruch nimmt und die Vatikanischen Telegramme unentgeltlich auf italienischen Linien befördert. Doch genug der Komik. Wir sehen, was der Vatikan will; wir sehen, was ihm jener bunte Fetzen, die effektive Souveränität, wert ist. Mancherlei ist uns im Vatikan verständlich, nur dies nicht, daß man nicht merkt, wie sehr sich die Vatikanischen Jesuiten mit ihrer Auslegung des Garantiegesetzes lächerlich machen. Wäre diese Auslegung richtig, so möchten wir jedem raten, in den Vatikanischen Staat zu wandern und sich dort als Bürger einschreiben zu lassen. Diese Emigration wäre sehr vorteilhaft, weil der Vatikanische Staat nicht in der Lage ist, von seinen

Unterthanen Steuern zu erheben. Es ist dies ja ein Staat ohne Schulden, ohne Militärdienst, ein Staat, der dies letzte Jahr hindurch fast vierzig Millionen eingenommen hat!

Gehen wir schließlich über zu einem dritten Punkte. Vor einem Jahre wurde die Zehntabgabe durch ein Staatsgesetz auch in den Distrikten Italiens aufgehoben, wo sie noch bestand. Selbstverständlich handelte es sich dabei um eine Umwandlung in Rente, die freilich den Pfarrern einen kleinen Verlust an ihren Einkünften verursachte. Soeben hat der Vatikan einen bedenklichen Schritt gethan. Das Pönitenzamt hat in den betreffenden Parochien durch Plakat bekannt machen lassen, daß diejenigen, welche seither der Kirche die Zehntabgabe zu leisten hatten, verpflichtet sind, dies auch ferner zu thun, und wer dies nicht thut, darf von keinem Geistlichen absolvirt werden. Was dieser Schritt zu bedeuten hat, liegt auf der Hand. Es ist dies eine offenbare Auflehnung gegen das Staatsgesetz, und wir sind der Ueberzeugung, daß die Regierung ernstliche Maßregeln ergreifen wird. In der Hauptstadt des Landes, am Sitze der Staatsregierung agitiren gewisse Leute gegen den Staat, gegen die Staatsgesetze, und diese Agitatoren meinen, daß sie dies straflos thun dürfen. Die Person des Papstes freilich ist unverletzlich; aber keineswegs die Person des Pönitenziarius, der den Staatsgesetzen entgegen arbeitet. Es ist hohe Zeit, daß die Regierung den Vatikanischen Jesuiten das Handwerk legt! Wenn ein Pfarrer jenes genannte Dekret publizirt und an seiner Kirchenthür befestigt, so ist er nicht so strafbar, als seine Vorgesetzten, die ihm solches befehlen. Ein katholischer Pfarrer Italiens ist eine Null. Wenn also gestraft werden soll, so muß man oben anfangen. Hier muß einmal die Mine platzen. Denken wir uns, daß ein Vatikanischer Jesuit, wegen Auflehnung gegen die Staatsgesetze verurteilt, lächelnd im Vatikan verbleibt, wird dann die Staatsgewalt ihn dort ruhig lassen, wird sie zugeben, daß man im Vatikan eine Straffsentenz der Staatsgewalt verhöhne? Das halten wir für unmöglich. Die Staatsgewalt wird den Schuldigen und Verurteilten auch im Vatikan zu finden wissen; sie wird sich, wenn sie gegen jene Staatsfeinde vorzugehen anfängt, vorher klar machen, zu welchen Konsequenzen mit Notwendigkeit jener Weg führt. — Die Jesuiterei des Vatikans versucht, jenen Schritt des Pönitenzamtes zu rechtfertigen und sagt: Gesetze des Staates heben die Gesetze der „Kirche" nicht auf. Was denken sich die Jesuiten unter „Kirche"? Nichts andres als den Papst mit seinen Bischöfen, d. h. die Hierarchie, einen Staat im Staate. Jene Jesuiterei des Vatikans sagt: Wenn der Staat den Zehnten aufhebt, so bleiben die Kontribuenten moralisch verpflichtet, den Zehnten zu entrichten. Welche Verwirrung der Gewissen wird bei dem armen Volke dadurch erzeugt; welcher Hochmut wohnt in den Köpfen derjenigen, welche die Satzungen der „Kirche" als göttlich, die Satzungen des Staates als menschlich bezeichnen!

Diese „Kirche" ist wegen ihres Hochmutes blind und trägt durch obige neue Maßregel dazu bei, daß das neue Strafgesetzbuch mit seinen gegen den Klerus gerichteten Bestimmungen sicherer und schneller zu stande kommt. Ist dies Gesetz da, so wird sich zeigen, wie groß die Zahl der Kleriker ist, welche Lust haben, die Rolle des Märtyrers zu spielen; so wird sich zeigen, daß die Staatsgewalt auch die Haupturheber der staatsfeindlichen Agitation zu fassen weiß, welche sich jetzt zwischen den Mauern des Vatikans sicher wähnen. T

Bücher und Schriften

(Zur Kirchenreform) Der badische Freiherr von Göler hat kürzlich in einer Broschüre „Wege und Ziele für die kirchliche Arbeit der Gegenwart" (Gotha, Friedr. Andreas Perthes, 1888; 80 Pf.) seine Anschauungen über die kirchliche Gegenwart, ihre Schäden und ihre Heilung dargelegt, bezüglich der Ziele vielfach Fabri, bezüglich der Wege im ganzen von Hammerstein zuneigend. Sein Ideal ist: eine freie und selbständige Kirche mit bischöflicher Spitze, „nicht auf der statistischen, sondern auf der Gottesdienstgemeinde" aufgebaut; eine Volkskirche, nicht eine Staatskirche; weniger schwerfällig und zurückhaltend gegenüber den Bedürfnissen des Volkes, als die gegenwärtige evangelische Kirche. Diesem Ideale wird die thatsächliche Gleichgiltigkeit unsers Volkes gegen kirchliche Dinge gegenübergestellt und die gegenwärtige Lage der Kirche durch einen geschichtlichen Rückblick verständlich gemacht. Als Mittel der Besserung werden empfohlen: eine Erneuerung des Beichtwesens, durch welche die Wirksamkeit der Geistlichen und das geistliche Leben überhaupt wieder gekräftigt werden soll; das stete Offenstehen auch der evangelischen Kirchengebäude für Beter; mannichfaltigere und häufigere Gottesdienste, z. B. tägliche Frühandachten, besondre Gottesdienste für die einzelnen Altersstufen und Geschlechter, kirchliche Besprechungen über innere und äußere Mission, Erneuerung des Diakonissenamtes für die innere Mission; Heranbildung einer niedern Geistlichkeit für Seelsorge und liturgische Handlungen; Einwirkung der Kirchenältesten auf das innere Leben der Gemeinde; überhaupt lebhaftere Heranziehung der Laien zwar nicht zum Predigen, aber doch zu den mancherlei Diensten und Aufgaben der Gemeinde; endlich Eingliederung der gesamten innern und äußern Mission in den Organismus der Kirche.

Diese Vorschläge scheinen uns zwar recht fragmentarisch, aber doch alle beachtenswert zu sein, und manche wichtig; freilich sind sie insgesamt nicht mehr neu und einzelne hie und da schon ihrer Verwirklichung nahe. Ueberhaupt ist die Broschüre nicht so originell und kräftig wie die Schriften Pestalozzis. Sie ist milder und maßvoller als diese, und doch auch von einem frischen, warmen und vertrauensvollen Glaubensgeiste durchdrungen, gedankenreich und weitherzig: wird doch das charakteristische Merkmal der kirchlichen Gegenwart, das Unbefriedigtsein über die herrschenden Zustände der Gegenwart, als hoffnungsvolles Zeichen der Zeit gedeutet. Indem wir übrigens auf unsre zusammenhängenden Ausführungen in diesem Blatte (1. Jahrgang, Nr. 9—17, 20, 27, 53) verweisen, welche durch die Gölersche Broschüre nicht hinfällig geworden sind, gehen wir hier nur auf wenige Punkte noch ein. Der geschichtliche Rückblick von Gölers ist nicht ohne interessante Beobachtungen und Bemerkungen, aber in seiner summarischen Kürze doch etwas subjektiv und einseitig. Besonders tritt die eigentliche Kraft und Bedeutung der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts nicht klar genug hervor. Bezüglich des Beichtwesens sind die gegenwärtigen Verhältnisse gewiß bedauerlich, auf die Dauer unhaltbar und oft innerlich unwahr; ob aber so Abhilfe zu schaffen ist, wie von Göler meint, ist uns zweifelhaft. Die Frage der Laienpredigt kann von andern Gesichtspunkten aus noch wirksamer beleuchtet werden. Daß die Bestrebungen für innere und äußere Mission sich möglichst dem Gemeindeleben eingliedern, erscheint auch uns dringend und wichtig; anders stehen wir zu der Frage, ob dieselben deshalb auch der „Kirche," d. h. der staatlich anerkannten und rechtlich zusammengefaßten (landes)kirchlichen Korporation, in der von Göler angedeuteten Weise einzuordnen oder unterzuordnen sind. Ueberhaupt verursacht hier wohl wieder, wie meist in der Gegenwart auch bei Theologen, die juristische Anwendung des vieldeutigen Namens „Kirche" Unklarheit und schiefe Urteile. So wird z. B. auch in der vorliegenden Schrift die katholische Kirche die „Schwester" der evangelischen Kirche genannt. Wir protestiren dagegen. Denn uns ist wohl jeder einzelne fromme Katholik ein Bruder; aber die sogenannte katholische Kirche, das päpstliche Weltreich im Namen Gottes, ist nicht eine Schwester der evangelischen Kirche, ist nicht „die" Kirche und auch — im biblischen Sinne — nicht „eine" Kirche, sondern ein weltliches Zerrbild des einen wahrhaftigen Gottesreiches. Weiter würden wir als die „Zitadelle unsers kirchlichen Lebens" nicht das Apostolikum, sondern die heilige Schrift bezeichnen. Wenn endlich von Göler den Hammersteinschen Antrag gerade wegen seiner allgemeinen und unschuldigen Form als billig, zeitgemäß und notwendig hinstellt, ihn aber zugleich nur als den ersten Schritt zu einer vollständigen Trennung der Kirche vom Staate angesehen wissen will, so konstatiren wir, daß die Führer der Hammersteinschen Bewegung diese Auffassung und damit die Fabrischen Kirchenbaupläne ausdrücklich als ihnen fremd bezeichnet haben. Man sieht also, daß noch immer ganz verschiedenartige Tendenzen jenen allgemeinen Forderungen zu Grunde liegen. Doch diese Bemerkungen und der „Hohepriester Nathan" (S. 8) sollen uns nicht hindern, dies von warmer Liebe zur evangelischen Kirche getragene und inhaltsreiche Laienwort von Gölers als einen erfreulichen Beitrag zur Lösung der gegenwärtigen kirchlichen Fragen zu begrüßen. W B

(Weizsäckers Neues Testament in neuer Auflage) In dem Mohrschen Verlage zu Freiburg und Tübingen erscheint demnächst vollständig in dritter und vierter Auflage die Uebersetzung des Neuen Testaments von C. Weizsäcker. Eine Empfehlung oder auch nur aufklärende Einführung des Buches bedarf es für theologische Kreise kaum. In diesen ist es bekannt, daß der Verfasser der „Untersuchungen über die evangelische Geschichte" (1864) und des „Apostolischen Zeitalters" (1886), sowie einer Reihe wertvollster Einzeluntersuchungen über neutestamentliche Fragen, wie kaum ein andrer, der berufene Mann für eine Arbeit ist, die so eigentümliche Schwierigkeiten bietet. Das haben zahlreiche fachmännische Beurteilungen ausgesprochen, die dem Buche bei seinen beiden ersten Gängen in die Welt zu teil wurden. Davon zeugt auch das Bedürfnis einer neuen Doppelauflage so verhältnismäßig kurze Zeit nach der zweiten (1882). Aber für nichttheologische Leser dieses Blattes sei hervorgehoben, daß diese Uebersetzung möglichste Treue und möglichste Verständlichkeit sich zum Ziele setzt. Mit viel größerer Sicherheit als zu der Zeit, wo Luther seine Uebersetzung schuf, vermögen wir heutzutage die Gestalt des griechischen Urtextes zu erkennen, wie er in der Zeit, aus der unsre ältesten Handschriften stammen, dem vierten Jahrhundert, gelesen wurde. Auf dieser gereinigten Kenntnis des Urtextes fußt Weizsäckers Uebersetzung. Aber auch unsre Sprache ist anders geworden, seit Luther geschrieben. Der eigenartige Wert von Luthers mächtigem Werke soll wahrhaftig nicht angetastet werden. Aber wir können uns doch nicht verhehlen, daß der altertümliche Klang der Lutherübersetzung uns den wirklichen Sinn der neutestamentlichen Schriftsteller oft nicht zum vollen Verständnisse kommen läßt. Darum verzichtet

Weizsäcker völlig auf den Anschluß an Luthers Wort, um die heiligen Schriften ganz in unsrer heutigen Sprache zu uns reden zu lassen. So macht diese Uebersetzung in hundert Fällen eine Erklärung überflüssig. Wir vermögen in ihr annähernd mit gleichem Verständnisse zu lesen, wie die ersten Leser es konnten.

Was nun diese neue Auflage betrifft, so ist sie keineswegs nur ein Wiederabdruck der frühern. Die Liebe des Verfassers zum Neuen Testamente kommt in unermüdeter Arbeit um sein Verständnis zum Ausdruck. Und diese Arbeit kommt seiner Uebersetzung zu gute. An zahlreichen Stellen ist die bessernde, heilende Hand angelegt, seis daß dem Verfasser der frühere Ausdruck den Sinn der neutestamentlichen Schriftsteller nicht völlig deutlich genug wiederzugeben schien, seis daß er selbst da und dort zu einer andern Auffassung gekommen ist. Auch äußerlich sind bemerkenswerte Aenderungen eingetreten. Die zweite Auflage hatte in dem Bestreben, das Neue Testament dem Leser möglichst so zu bieten, wie es geschrieben ward, die zuweilen sinnstörende Kapitel- und Versabteilung aus dem Texte ganz weggelassen und sie nur oben als Ueberschrift über den Seiten angegeben. Aber das Auffinden der Stellen war dadurch doch zu sehr erschwert. So sind jetzt die Kapitel- und Verszahlen wieder an dem Innenrande der Seiten vermerkt. An Stelle der in den gewöhnlichen Bibelausgaben sich findenden Inhaltsanzeigen vor den Kapiteln hat Weizsäcker schon in der frühern Ausgabe im Texte die Leitworte mit fetter Schrift gedruckt; aber es waren der herausgehobenen Worte so viele, daß für den Leser dadurch eine gewisse Zerstreuung eintrat. Jetzt sind es dieser unterstrichenen Worte beträchtlich weniger, eben nur so viele, um den Leser auf das Thema aufmerksam zu machen und ihm Wegweiser bis zum nächsten Gedankenabschnitte zu sein. Die Anführungen aus dem Alten Testamente und von sonst her sind auch jetzt, recht zum Vorteile des Verständnisses, durch besondern Druck ausgezeichnet.

Ausdrücklich möchten wir noch auf das Register, eine kleine Konkordanz, aufmerksam machen. Der Verfasser hatte es für die zweite Auflage ausgearbeitet, „mit der Absicht, die Namen vollständig zu geben, die Sachen in beschränkter Auswahl, doch als Wegweiser zur Vergleichung der Schriften und Uebersicht über die wichtigsten Stücke der Lehre und der Redeweise.“ Dasselbe ist jetzt auf die neuen Seitenzahlen berichtigt und ziemlich vermehrt. Eine gewisse Willkür der Auswahl läßt sich da ja nicht vermeiden. Wir glauben, daß es namentlich für Unterrichtszwecke an höhern Lehranstalten sich als brauchbar und wertvoll erweisen wird. Aber jeder denkende Christ wird davon Gewinn haben, wenn er an der Hand dieses Registers die Grundbegriffe des Neuen Testaments in ihrer mannichfaltigen und doch wieder übereinstimmenden Ausprägung vergleicht. Es wird ihn tiefer einführen in den Geist des Evangeliums, als dies das bloße Durchlesen der einzelnen Schriften zu leisten vermag.

Schließlich sei auch bemerkt, daß die Verlagshandlung den Preis diesmal auf 4 Mark erniedrigt hat. Ein erhebliches Hindernis für die weitere Verbreitung des trefflichen Buches ist damit weggeräumt. Wir sind der Ueberzeugung, daß durch dasselbe hinsichtlich des Neuen Testaments in viel legitimerer Weise dem Zwecke gedient wird, der neuerdings von andrer Seite durch eine „Familienbibel“ erstrebt wird*): das Evangelium dem evangelischen Volke geistig näher zu bringen und sein Wort den Lesern wirklich zum Herzen dringen zu lassen. A B

(Aus meinem Kriegsleben) In sehr ansprechender Weise hat der Divisionspfarrer Wilhelm Bußler zu Erfurt seine Erlebnisse während des deutsch-französischen Krieges bei der achtzehnten (schleswig-holsteinischen) Infanteriedivision geschildert in dem kürzlich bei Gustav Schlößmann in Gotha erschienenen, 175 Seiten starken Schriftchen: „Aus meinem Kriegsleben.“ Das Buch kommt noch nicht zu spät. Und keineswegs ist dasselbe etwa bloß für Berufsgenossen des Verfassers im engern Sinne, so dienlich und nützlich es auch für diese ist, geschrieben, sondern allgemein wird man diese frische Darstellung gern lesen. Ganz besonders sei sie aber für Volksbibliotheken, selbstverständlich auch Soldatenbibliotheken, empfohlen. — Der Verlag ist derselbe, in welchem die vom Divisionspfarrer Dr. Hermens gesammelten „Reden aus dem Militärpfarramte“ der verschiedensten Amtsbrüder herausgekommen sind. H

Verschiedenes

(Die Vorgänge in Berlin bei dem Lutherfestspiel im Juni 1888) Unter diesem Titel ist eine „Denkschrift des studentischen Komitees“ bei Walther und Apolant in Berlin erschienen (24 S.; 50 Pf.). Nachdem wir jene Vorgänge bereits zur Genüge erörtert haben, beschränken wir uns darauf, eine Stelle aus dem Schriftchen hervorzuheben:

„Eingehend und wohlwollend besprach Se. Exzellenz [v. Goßler mit der Deputation] die ganze Angelegenheit, hielt sogar — mit Dank sei es erwähnt — ein Wort der Freude über das Verhalten des Komitees nicht zurück; gegen die [Wildenbruchsche] Ersatzdichtung fand er nichts einzuwenden, und von allen Streichungen wollte er nur die eine Zeile auf S. 46: »Das Papsttum ist die Quelle alles Frevels« als endgültig gestrichen aufrecht erhalten wissen. — Allein diese Weitherzigkeit konnte der Herr Minister des Innern [v. Puttkamer] nicht teilen. Nur mit schwerem Bedenken ließ er die von Wildenbruch eingeschaltete Szene zu und gab von den übrigen Streichungen auf dringendes Verlangen nur die Hohenzollernstelle frei.

Den Beschlüssen der Montagversammlung gemäß durften wir uns mit diesem kargen Zugeständnis nicht begnügen. Da überdies eine Einübung mit den verlangten Auslassungen die Vorstellung noch länger verzögert hätte, so wurde beschlossen, eine Aufführung gemäß der ersten [!] verhältnismäßig unwesentlichen Zensur des Herrn Polizeipräsidenten zu wagen und die ministerielle Streichung, abgesehen von der Tetzelszene, ganz unberücksichtigt zu lassen [!], und — war es das drückende Bewußtsein des Unrechtes, war es der stürmisch hervorbrechende Beifall der zuschauenden Menge — niemand wagte die Feier zu stören.“

(Eine neue Wunder- und Wallfahrtsstätte) Aus Oesterreich schreibt man uns:

Die Heiligen- und Wunderproduktivität Roms ist so unerschöpflich und unermüdlich in ihrem Thun, daß man sich gar nicht mehr wundert, wenn wieder einmal hier oder dort ein Bild als wunderthätig proklamirt und ihm zu Ehren eine Kapelle erbaut wird. Aber immer und immer wieder tauchen auch Neuheiten auf diesem Gebiete auf, welche trotz allem schon Dagewesenen neues Kopfschütteln und Staunen erregen und den ins Bodenlose gehenden Erfindungsreichtum Roms doch wieder bewundern lassen. So schreibt der in Wien erscheinende Freimütige vom 20. Juli d. J.:

„In der Nähe Laibachs, zwischen Draule und Gleinitz, hat vor einiger Zeit ein Hirte ein »Wunder« entdeckt! ... Und wie schaut das »Wunder« aus? Das soll der Leser gleich beschrieben sehen: Aus dem Astloche eines Baumes wächst ein ganz ordinärer Feuerschwamm, der die Form einer Muttergottes mit der Krone und mit dem Jesuskinde auf dem Arme haben soll. Eine Menge von Wundern, darunter die Heilung eines aussätzigen Knaben und eines lahmen Bettlers, die in der nahen Quelle badeten, wird von den schlauen slovenischen Bauern und Gastwirten der Umgebung eifrigst verbreitet. Das Wunder ist, wie ein Pfarrer gepredigt haben soll, erst im Werden, aber doch schon auf sieben Zoll Höhe gewachsen. Den Baum umgiebt bereits ein Gitter und zwei ewige Lampen, und Blechleuchter sind ebenfalls schon angebracht worden. Zahlreiche Kränze und wächserne Gliedmaßen sind niedergelegt. Nicht jeder erkennt die oben beschriebenen Formen, sondern nur diejenigen, die »dessen wert und würdig« sind. Täglich erscheinen Hunderte, worüber der Wirt in Gleinitz natürlich eine große Freude hat. Da man im Volke, unter welchem zahlreiche photographische Abbildungen des Baumes verbreitet sind, bereits davon spricht, an dem Orte des Wunders eine Kapelle zu errichten, so darf man begierig sein, wie die Landesregierung von Krain sich dieser Absicht gegenüber verhalten wird.“

Sz

*) Ich bemerke wiederholt, daß die Anerkennung, welche wir in Nr. 8 des v. J. der Glarner Familienbibel haben zu teil werden lassen, sich auf die Verkürzung des Neuen Testamentes nicht mitbezieht. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Jahrbücher für prot. Theologie. Red. Geh. Kirchenrat Prof. D. R. A. Lipsius in Jena. **Erscheint vierteljährlich.** 400 Auflage. Petitzeile von 96 mm. 40 Pf. 350 Beilagen incl. Hinweises 6 M.

Theol. Jahresbericht. Red. Geh. Kirchenrat Prof. D. R. A. Lipsius in Jena. **Erscheint im Mai jedes Jahres.** 1000 Auflage. Nonpareillezeile von 55 mm. 20 Pf. 1000 Beilagen 15 M.

Eine Persönlichkeit mit guter, deutlicher Handschrift, in der Entzifferung der verschiedenartigsten Handschriften geübt, auch auf dem schriftstellerischen Gebiete nicht unbewandert, erbietet sich gegen mäßiges Honorar zum Abschreiben von Konkurrenzarbeiten, die von einer andern, als des Verfassers Hand geschrieben, einzureichen sind.

Die Adresse ist zu erfahren durch die Redaktion der „Christlichen Welt“ unter den Buchstaben „E B, H“

Seit 1/3 Jahre durch Todesfall meines langjährigen Wirkungskreises beraubt, sehne ich mich lebhaft nach solchem in fremder Familie: am liebsten lebte ich in solcher, die mit diesem Blatt sympathisirt. Kindererziehung, Haushalt leiten, Hausfrauen unterstützen (oder möglichst ersetzen) würde meinen Fähigkeiten und Neigungen am meisten entsprechen. Vertrauensvolle Anerbieten erbitte unter **H. C. 82** an die Expedition dieses Blattes.

Ich zeige hierdurch mit hohem Dank an, daß mir Herr Pfarrer Fr. Bergmann in Koblenz eine große Liebesgabe von 160 Mark als Unterstützung zum Zwecke der Tilgung unsrer Kirchbauschulden zumitteln ließ. Gott lohne seine Fürsorge und segne alle die lieben Wohlthäter in ihrem menschenfreundlichen Walten.

Rottalowitz bei Holleschau in Mähren, den 7. Juli 1888

Im Namen der dankbaren Kirchengemeinde
Dan. Sloboda, ev.-luth. Pfarrer.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 33 **Leipzig, den 12. August** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 4 — Zur Freiheitsencyklika Leos XIII. — Der Solinger Zwischenfall. Aus Solingen. — Emil Frommel und seine Schriften: 1. Sein Leben — Verschiedenes: Petition gegen § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs; Ein neues Stückchen Berliner Zensur; Kinderheilstätte in St. Andreasberg; Vom Berliner Kapellenverein; Todesfälle — Anzeigen

Der Brief des Paulus an die Philipper

4. Kapitel 1, 12—18

Zu wissen aber thue ich euch, liebe Brüder, daß der Stand meiner Sache nur mehr dem Evangelium zur Förderung gediehen ist, sodaß meine Fesseln als in Christus begründet offenbar geworden sind im ganzen Prätorium und bei den andern allen, und die Mehrzahl der Brüder, in dem Herrn zuversichtlich geworden durch meine Fesseln, nun umsomehr wagen, das Wort zu reden ohne Scheu. Etliche predigen auch den Christus um Neides und Streites willen, etliche auch in wohlmeinender Absicht; diese aus Liebe, weil sie wissen, daß ich zur Verantwortung des Evangeliums hier liege; jene aber verkündigen Christus aus Streitsucht unlauteren Sinnes, in der Meinung, meinen Fesseln Drangsal zu bereiten. Was ists denn aber? Nur daß auf jede Weise, sei es nun aus Vorwand oder im Ernste, Christus verkündigt wird. Und darüber freue ich mich.

Von der ersten Zeile an haben die Philipper nur auf eine Frage Antwort gesucht. Als wolle er ihre rührende Ungeduld beschwichtigen, hebt nun Paulus, nachdem er seinem dankerfüllten Herzen Luft gemacht hat, an: Zu wissen aber thue ich euch, liebe Brüder. Aber was er ihnen damit ankündigt, ist dennoch nicht die Antwort auf jene Frage. Ueber seine persönliche Lage, seine persönlichen Aussichten erfahren die Brüder immer noch nichts. Nur über das Eine, hinter dem ihm alles andre zurücktritt, giebt er ihnen Auskunft, über die Bedeutung seines Geschickes für die Sache des Evangeliums. Welch eine Hoheit des Charakters, der die eigne Person völlig vor der Sache verschwindet! Aber auch welch eine pädagogische Weisheit. Wenn auch nicht für ihr nächstes persönliches Interesse, für den Glauben und die Glaubensfreudigkeit der Philipper mußte es doch von der entscheidendsten Tragweite sein, ob das Mißgeschick des Apostels für das Evangelium selbst keinen Mißerfolg bedeute. Ja war nicht gar zu besorgen, daß sein Schicksal die Philippischen Christen selbst, welche doch durch ihn für das Evangelium gewonnen worden waren, an diesem wieder irre machen könnte? So stellt er die entscheidende frohe Botschaft frohe Botschaft kurz an die Spitze: zu wissen thue ich euch, daß der Stand meiner Sache nur mehr dem Evangelium zur Förderung gediehen ist.

Wir erfahren nun zunächst, daß der Prozeß in ein neues Stadium gerückt ist. Meine Fesseln sind als in Christus begründet offenbar geworden im ganzen Prätorium und bei den andern allen. Es ist also jetzt klar und anerkannt, daß Paulus nicht als Unruhestifter vor Gericht zu ziehen sei, sondern höchstens um seines Bekenntnisses zu Christus willen; daß dies der wirkliche Anlaß jener Auftritte in Jerusalem war, welche zu seiner Gefangennahme geführt hatten. Im Prätorium, der Kaserne der kaiserlichen Leibgarde, welcher die Bewachung solcher Staatsgefangenen übertragen war, und bei all den andern, welche sonst mit seiner Sache sich befaßten, vor allem also wohl den Gerichtsbeamten, ist diese Ueberzeugung jetzt vorhanden, die wir uns ebenso als Ergebnis der Prozeßverhandlungen zu denken haben, wie als Nachwirkung seines persönlichen Eindrucks z. B. bei jenen Soldaten, welche gemäß der damals üblichen Form der Bewachung in regelmäßiger Ablösung bei dem mit einer Kette an sie gebundenen Gefangenen sich Tag und Nacht aufhielten. Sie waren so zu sagen kommandirt, seine Predigt zu hören. Wie manche mögen sich dann in ihrer dienstfreien Zeit auch freiwillig bei ihm eingefunden haben. Daß aber der Apostel nun von der Anklage auf Aufruhr, also auf ein gemeines politisches Verbrechen, freigesprochen war, war von unschätzbarem Werte für die Sache, die er vertrat. Nun stand das Evangelium selbst, und zwar ohne jede Belastung mit fremdartigen verbrecherischen Beschuldigungen, zur Verhandlung.

Aber diese Klärung der Sache hatte noch eine zweite unmittelbare Wirkung, die nicht minder dem Evangelium zur großen Förderung gereichen mußte. Nun einmal die neue Religion vor Gericht bekannt geworden war, mußte die natürliche Scheu und Zurückhaltung schwinden, welche jede persönliche Errungenschaft frommen Glaubens begleitet, weil man sie dem Kampfe der Meinungen und der öffentlichen Verunglimpfung durch Hohn oder Mißverstand nicht aussetzen will, welche aber damals noch ihren besondern Grund hatte in dem Argwohn, mit welchem die kaiserliche Regierung den religiösen Gemeinschaften begegnete. Die Christen in Rom wagen nun in großer Mehrheit ohne Scheu das Wort (ein Ausdruck, mit dem das Evangelium als das einzig wahre, als Gottes Wort bezeichnet wurde) zu reden, also offen ihren Glauben zu bekennen. Der weltgeschichtliche Augenblick ist gekommen, und unsre Stelle bezeugt ihn, wo der neue Glaube, der bisher nur in den Kreisen des privaten Lebens Anhänger geworben hat, die öffentliche Auseinandersetzung mit der damaligen Welt aufnimmt, um sich, zunächst auf dem Wege des Erfolges, das Recht seiner Existenz zu erringen.

Neben der Thatsache erfahren wir auch deren psychologische Bedingtheit. Die Brüder haben in dem Herrn Zuversicht gewonnen aus meinen Fesseln. Die letzte Quelle ihres Mutes und Vertrauens war also der Herr. Als seine persönliche Machtwirkung, sofern ihr Leben und Denken in ihm wurzelt, empfinden sie ihre Stimmung. Die nächste treibende Kraft aber ist der gefangene Apostel. Wie stets, hat die ungerechte Beurteilung und der unverdiente Angriff nur die Erkenntnis des guten Rechtes bei den Anhängern des Evangeliums gesteigert und sie zur freimütigen entschlossenen Verteidigung aufgerufen. Die gerichtliche Freisprechung des als Staatsgefangenen unter ihnen weilenden berufensten Vertreters des Evan-

geliums von jeder andern Schuld mußte vollends jedes Bedenken heben. Endlich aber mußte die Art, wie dieser Märtyrer der gemeinsamen Sache sein Geschick ertrug, ihnen die Kraft und Herrlichkeit ihres Glaubens nur noch tiefer erschließen. Es war die Feuerprobe dieses Glaubens, die sie an Paulus erlebten. Was wir so oft, in unsern kleinen Erlebnissen, wie auf den Höhen der Weltgeschichte, bald beschämt, bald anbetend erleben dürfen, bezeugt hier Paulus von dem ersten großen Mißgeschick des Christentums: was Unglück scheint, wandelt sich in Segen. Im Kampfe wider Gott erficht die Welt nur Pyrrhussiege. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.

Aber schon wirft diese Bewegung der Geister hinaus über den festen Kreis der Brüder ihre Wellen. Auch andre Leute beschäftigt nun „der Christus," um den sich jetzt der ganze Prozeß dreht. Was ists um diesen Christus, wie ihn Paulus vertritt? Ist sein Bekenntnis zu ihm Grund, ihm den Prozeß zu machen? So ging nun die Rede im Gerichtsgebäude, in der Kaserne und im Volke, so weit es von dem Gefangenen Notiz genommen, hin und her. Die einen sind günstig gesinnt. Ihre Aeußerungen verraten die wohlwollende Absicht, Paulus freigesprochen zu sehen. Ihre Stellungnahme entspringt dem Interesse, der Liebe für eine Sache, die, wie sie nun wissen, einen Mann wie Paulus zum Märtyrer zu gewinnen und ihn zu einem solchen Märtyrer zu weihen vermag. Sie bilden sich ihre Meinungen über Christus, ohne sich darum zu dem Glauben der Brüdergemeinde zu bekennen. Aber andre — und es mag wohl die Mehrheit gewesen sein, denn Paulus beginnt und schließt mit ihnen — freuen sich des Streites; sie gönnen es dem Juden, der ohne Zweifel durch seine geistige Ueberlegenheit, seine innere Freiheit und sachliche Ruhe ihnen ärgerlich ist und jenen Neid erregt, mit dem die Welt das Strahlende zu schwärzen liebt, daß er in den Prozeß verwickelt ist, und wünschen, daß die Sache, die er vertritt, als strafwürdig vernehmt werde, daß ihr Vertreter für sie ordentlich büßen müsse. Diese unlauteren Zwecke, die ihrer Lust an Streit und Skandal entspringen, veranlassen sie, viel Redens zu machen von diesem Christus. Wohl möglich, daß darunter auch Juden, ja sogar solche waren, die an Christus als den jüdischen Messias glaubten, aber eben nicht als den Weltheiland, in dem das Gesetz und damit der Unterschied von Juden und Heiden aufgehoben ist, wie ihn Paulus zum Aergernis so vieler jüdischen Christen verkündigte. Es lag nahe, daß durch die Urteile und Agitationen dieser Leute der Prozeß einem ungünstigen Ausgange zugedrängt würde; es lag auch nahe, daß durch sie die Gemeinde selbst verwirrt werden möchte, jetzt schon oder später, wenn der Mann, der jetzt noch ihr Mittelpunkt war, diesen Umtrieben zum Opfer gefallen. Aber in Paulus haben solche Gedanken keinen Raum. Nicht ohne einen Anflug von Ironie sagt er: Sie meinen, mich ins Unglück zu bringen. Aber sie meinens nur. Denn was kommt dabei heraus? Nur das eine, daß auf allerlei Weise Christi Name bekannt wird. Und so ist ihr Erfolg bei mir nur der, daß ich mich darüber freue. Wiederum, welch ein Aufgehen der Person in der Sache! Aber auch welch ein Glaube an die Sache! Welch eine Weite des Blicks, welch eine Freiheit des Geistes! Sie mögen es fassen und beleuchten, wie sie wollen, sie beleuchten immerhin Christus, sie stellen ihn vor die Leute; und der echte Christus wird schon mit der Macht der Wahrheit durchbrechen! Noch mehr! In der ganzen Aeußerung des Apostels klingt ein Ton des Verzichts, des Raumgebens durch, welcher seiner Größe einen neuen Zug beifügt. Er spürt, daß hier in Rom die Sache des Evangeliums unter dem Zusammenfluß von allerlei Geistern ihren eignen Weg einschlage; er spürt ihn vielleicht, der später von so mächtigem Einfluß für die Verbreitung und Gestaltung des Christentums werden sollte, der ihm im Orient und in Griechenland nicht so rein und scharf entgegengeweht war, den römischen Volksgeist, wie er sich der Sache bemächtigt. Der Gefangene merkt, wie sein Lebenswerk über ihn selbst hinauswächst, er sieht schon, wie andre in sein Erbe eintreten und Gedankenbahnen wandeln, die nicht ganz die seinen sind. Aber da ist kein leiser Hauch von Verbitterung oder auch nur von Kleinmeisterei. Da ist die reinste, vertrauensvollste Freude!

Christen, wenn dieser Apostelgeist eines Paulus allezeit unter uns auf dem Plane gewesen wäre, von wie manchem Reichtum, von wie manchen Siegen mehr wüßte gewiß unsre Geschichte zu erzählen, eben dort, wo wir uns des Eindrucks einer Enge und Armut der Glaubensgedanken und des Glaubenslebens und einer notdürftigen, stagnirenden Erhaltung des Besitzstandes nicht erwehren können. Eine freie Entfaltung der Meinungen in fröhlichem Kampfe birgt mehr Leben für die Zukunft als aller Kirchhofsfrieden, der entsteht, wo man nur einer Auffassung Raum geben will, selbst vorausgesetzt, daß sie die absolut richtige sei: so leicht wird dann das Bessere der Feind des Guten. Dieser Geist und Glaube des großen Apostels muß auch uns und er allein wird uns zu neuem, reichem Leben, zu neuen Siegen führen! Gott gebe ihn uns reichlich im Kirchenregiment und in der Gemeinde! v S

Zur Freiheitsencyklika Leos XIII.

„Ueber die menschliche Freiheit" betitelt sich die neueste Encyklika Leos XIII. Auch diese Meisterfrage wäre also nun entschieden! Wer mag sie nennen und zählen, die vielen, die im harten Kampfe des Lebens alle Kraft eines kühnen Willens oder in stillbeschaulichem Sinnen allen Ernst tiefen Wahrheitsdurstes an das Erleben und Ergründen dessen gesetzt haben, was wir mit dem Namen menschlicher Freiheit bezeichnen? Die Armen! Man kann als guter römischer Christ sie wohl nur beklagen. Denn sie erlebten dies wahrhaft erleuchtete Jahrhundert nicht, da es für alle Gläubigen zur allgemein anerkannten und zugleich sinnlich wahrnehmbaren Gewißheit wurde, was vergangene Geschlechter nur wie im Traum zu ahnen oder schüchtern und unter hundert Einschränkungen zu behaupten wagten, daß „Gott der Kirche an seinem göttlichen Lehramt einen Teil gegeben und ihr verliehen, daß sie durch seine Güte nicht irren kann." Sie erlebten es nicht, daß die Kirche, „die größte und sicherste Lehrmeisterin der Sterblichen," sich von dem auch in allen vergangenen Jahrhunderten schon immer, wenn auch ihr selbst unbewußt, wirksamen Dasein eines unfehlbaren Organs ihrer unfehlbaren Wahrheitserkenntnis überzeugte. Wie anders leicht würde ihr Durst heute gestillt! wie viel gewisser ihr mühseliges Ringen heute siegreichem Ende zugeführt! Denn Rom hat heute geredet.

Wir zählen unter diesen Gläubigen nicht mit, müssen uns vielmehr unter diejenigen rechnen, gegen welche „die Kirche auf dem Konzil zu Trient für den freien Willen des Menschen gekämpft hat, indem sie nie und nirgends den Fatalismus Fuß fassen ließ." Dennoch werden wir mit Interesse nach einem Schriftstück greifen, welches jedenfalls in seiner Ueberschrift ein Wort enthält, das für uns evangelische Christen einen verlockenden Klang in sich birgt. Freilich, wir möchten aus dem Munde des höchsten Lehramtes der Kirche lieber etwas von christlicher, als von menschlicher Freiheit hören. Entsinnen wir uns doch einer kleinen Schrift, die einem andern Leo — dem Zehnten — von einem kühnen, freien Mönch, mitten im Kampfe eine Friedenstaube, zugesandt wurde. Sie redete auch von der Freiheit, aber von der Freiheit eines Christenmenschen. Viele Arme waren schon geschäftig, Ketten für den zu schmieden, der das Büchlein schrieb. Sie hatten von Rom schon Befehl hinausgesandt, diesen freien „Fuchs," diesen ungezügelten „Eber" zu greifen, der den Weinberg Gottes verwüsten wollte. Und nicht nur die Gewalten alle, die auf Erden dem Unrecht wehren, waren ermahnt, ihn und seine Genossen festzunehmen, auch an Petrus, Paulus, die Schar der Heiligen war der Ruf gegen den Ketzer ergangen; mit den Worten des Psalms: „Mache dich auf, Herr, und richte deine Sache!" hob die Bannbulle des Papstes gegen Luther an.

Aber mitten in all diesem Dräuen und Drängen sorgt er nicht, daß sie ihn seiner wahren Freiheit werden berauben können. Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge, niemandem unterthan. In seinem Glauben König und Priester zugleich, ist er durch sein Königreich aller Dinge, durch sein Priestertum Gottes mächtig. Denn wie er als Priester im

Glauben hintritt vor seinen Gott, ist er gewiß, daß Gott thut, was er bittet und will. Aus dieser Gewißheit wird ihm geboren eine hohe, ehrliche Würdigkeit, eine rechte, allmächtige Herrschaft, ein geistliches Königreich, da kein Ding ist so gut, so böse, es muß ihm dienen zum Guten. Nicht daß er leiblichem Unterliegen und Sterben entrückt würde. Sein freies Königtum ist vielmehr mächtig, wenn es von Feinden rings umgeben ist, und herrscht inmitten von Drangsalen. Denn es kann ihm kein Ding schaden zur Seligkeit; ja es muß ihm alles unterthan sein und helfen zur Seligkeit (Röm. 8, 28 ff. 1. Kor. 3, 21 f.). Siehe, wie ist das eine köstliche Freiheit und Gewalt der Christen!

Und wie will dieser freie Mönch seine Freiheit gebrauchen? Alles scheint zu seinem Untergange verschworen. Es wäre nicht zum Verwundern, wenn er in bitterm Groll sich zurückzöge vor diesem allgemeinen Haß. Er wäre der erste und der letzte nicht, der als ein „edler" Ketzer begonnen und über dem wilden Geschrei, das sich wider ihn erhob, in finsterm Brüten und zorniger Selbstgenügsamkeit geendigt hätte. Aber so lautet seine Antwort auf die Ausbrüche feindlichen Hasses: Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge, jedermann unterthan. Eben in jener Freiheit hat er die rechte Kraft zu allem Liebesdienste gefunden. Es wird nun kein gezwungener sein. Nicht die Furcht wird treiben. Das Gesetz, vor dem der Sünder bebt, hat seine Schrecken verloren. Christi Frömmigkeit, unüberwindlich, ewig und allmächtig, ist allen Sünden der Gläubigen zu stark. Sie müssen in Christo verschlungen und ersäufet sein. Und im Glauben an Christi Wort wird Gott die höchste Ehre erwiesen, daß man ihn halte für wahrhaftig, fromm und gerecht. So ist der Glaube zum Voraus aller Gebote Erfüllung. Aber auch kein Lohn lockt und fälscht damit die Reinheit der Liebe. Denn der im Glauben Freie, mit allen überschwänglichen Gütern Gottes überschüttet, hat alles Dinges in Christo genug. Es wird zum innern Trieb, wie uns Gott hat durch Christum umsonst geholfen, also auch wiederum frei, fröhlich und umsonst dem Nächsten helfen. Also müssen Gottes Güter fließen aus einem in den andern und gemein werden. Aus Christo fließen sie in uns. Aus uns sollen sie fließen in die, so ihrer bedürfen. Siehe, das ist die Natur der Liebe, wie sie wahrhaftig ist; da ist sie aber wahrhaftig, wo der Glaube wahrhaftig ist.

Könnten wir solche Worte von Rom aus hören! Aber es ist ja kein Freier, es ist der Gefangene im Vatikan, der uns über die Freiheit belehren will. Die Welt will freilich nicht viel von dieser Gefangenschaft merken. Die böse Welt, die in den goldstrotzenden heiligen apostolischen Palästen umsonst nach dem düstern Grauen des Kerkers sucht, spottet noch immer über die Begriffsverwirrung, die ihr in jenem päpstlichen Duldertitel entgegentritt. Aber mit Unrecht. Leo ist wirklich, wie er sich nennt, ein armer Gefangener. Denn sind nicht das die schwersten Ketten, die wir uns selber schmieden? Und Rom hat mit wahrer Wielandskraft in jahrhundertelanger Arbeit seinen Hammer geschwungen über glühendem Eisen, aus dem sich Ring an Ring gestaltete, immer fester um den Riesenleib sich legend, in immer beengendere Fesseln diese mächtigen Glieder zwängend. Davon allein giebt auch die Freiheitsencyklika Leos Kunde.

Da ist von mancherlei „Freiheiten" die Rede, auch von der Freiheit des Lehrens und Forschens. Ahnt Leo, daß nur in freier Luft die Wissenschaft gedeihen mag? Gewiß, „die Thatsachen bezeugen es, daß die Kirche jegliche menschliche Gelehrsamkeit zu begünstigen und zu fördern sucht." Hat sie doch „die Weisheit des Altertums so trefflich gewahrt, den Wissenschaften [einst] überall Wohnstätten errichtet!" Aber das ist lange her. Zu allen Zeiten aber hat sie in der That „für die Freiheit ihres Lehramts gekämpft." Dieses Lehramt aber ist im Besitz einer Wissenschaft (mittelalterliche Scholastik nennt sie sich; Thomas von Aquino, ihr größter Vertreter, starb 1274), die in sich selbst vollendet keines weitern Forschens bedarf, keine neu auftauchenden Fragen kennt und auf keine neu zu erwartenden Lösungen harrt. Ich will unsre Leser nicht ermüden durch Mitteilungen über die gesicherten psychologischen Ergebnisse dieser Wissenschaft, über „die einfache, spirituelle und intellektive Seele," die eben darum, weil sie so ist, „die unveränderlichen und notwendigen Begriffe des Wahren und Guten erfaßt," und die doch wieder eben darum, weil sie so ist, die Fähigkeit besitzen soll, das Entgegengesetzte, die zufälligen irdischen Güter, zu erstreben. Mit größerm Interesse werden wir über den Grundaufriß dieser Wissenschaft einiges hören. Nach ihren sichern Ergebnissen und ebenso sichern Voraussetzungen ist „alle Wahrheit von zweierlei Art: es giebt eine natürliche und eine übernatürliche Wahrheit." Die erstere ist „gewissermaßen das gemeinsame Erbteil der Menschheit." Die letztere hat Gott „einer vollkommenen Gesellschaft, der Kirche, anvertraut, mit der Bestimmung, daß sie dieselbe bewahre, verteidige und mit legitimer Autorität erkläre." Bei der überragenden Bedeutung und Würde aber, die den göttlichen Lehren der Kirche zukommt, ist es selbstverständlich, daß jene natürliche Wahrheit nur dann auf den Ruhm wirklicher Wahrheit wird Anspruch machen dürfen, wenn sie der übernatürlichen nicht widerspricht. Da wären wir mit Hilfe einer unfehlbaren Wissenschaft am Ende aller freien Forschung angelangt. Will es uns aber nun bange werden um die Schätze, welche eiserner Fleiß vergangener Geschlechter aus den Tiefen der Natur und Geschichte gehoben hat, oder greifts uns wie Mitleid an um die, welche sich noch heute solcher mühevollen Arbeit unterziehen, so weiß uns Leo in zwiefacher Weise zu trösten: „Durch das kirchliche Lehramt ist der Erdkreis vom Aberglauben befreit, durch die christliche [römische] Weisheit erneuert worden." Wer nimmt nicht bei solcher Versicherung die Sorge um die Erhaltung moderner Wissenschaft willig mit in den Kauf! Und „ein wie weites Feld der Bethätigung menschlichen Fleißes steht [immer noch] offen: das weite Gebiet aller derjenigen Dinge, bezüglich welcher die Kirche ihre Autorität nicht geltend macht und den Gelehrten volle Freiheit des Urteils überläßt." Wie dürfen wir uns dankbar dieser weiten Aussicht freuen! Rom, selbst in den Kerker scholastischer Gelehrsamkeit verschlossen, läßt uns immer noch ein wenn auch vergittertes Fenster offen, aus dem uns gestattet ist, nach den sonnigen Gefilden freier Forschung hinauszuspähen.

Die Wissenschaft ist nur eines, wenn auch eines der vornehmsten Gebiete menschlicher Kultur. Andre schließen sich ihr gleichwertig und gleichberechtigt an. Sie alle aber gedeihen allein auf dem Boden des Rechts. Fortschritte in jenen allen und Fortschritte in der Handhabung und Entwicklung des Rechts bedingen sich daher gegenseitig. Ist die christliche Kirche eine geschichtliche Macht, so wird sie sich nie gleichgiltig gegen das Rechtsbewußtsein eines Volkes verhalten dürfen. Umgekehrt wird die Kirche in ihrer zeitlich-räumlichen Ausgestaltung von den ausgeprägten Formen des Rechts und dem sie durchwaltenden Geiste nie unberührt bleiben. Die Forderung einer vollständigen Trennung von Staat und Kirche, d. h. von staatlicher und kirchlicher Rechtsgemeinschaft, ist daher gewiß ein geschichtlicher Widersinn. Dieselben Menschen werden nie im Staate ein andres Rechtsbewußtsein hegen und vertreten können, als in der Kirche. Wie verschieden auch die Formen und der Geist bei beiden äußerlich erscheinen mögen, so werden sich immer Verbindungsfäden oder Analogien zwischen ihnen aufweisen lassen. Die Erhaltung und Ausbildung des Rechtes in einem Volke ist mithin eine gemeinsame Aufgabe des Staates und der Kirche. Ist Rom in der Lage, an dieser Aufgabe mit thätig zu sein?

Die Kirche — lesen wir — hat stets eine mächtige Wirksamkeit geübt in der Wahrung und Verteidigung der bürgerlichen und politischen Freiheit der Völker. Sie ist stets die treueste Beförderin der maßvollen Bürgerfreiheiten gewesen.

Wir lassen es dahingestellt, ob von dieser Behauptung, sobald man die Kirche mit Rom gleichsetzt, sehr viel übrig bleiben dürfte, jedenfalls ergiebt sich ihre eigentliche Bedeutung erst aus den Worten:

Die Uebereinstimmung zwischen geistlicher und bürgerlicher Gewalt hat man nicht mit Unrecht mit der Vereinigung verglichen, welche zwischen Seele und Leib besteht. Die Trennung ist besonders dem Körper verhängnisvoll, da sie ihn des Lebens beraubt.

Das will sagen: eine selbständige Ausbildung des Rechts im Staate, dem für sich allein toten Körper, ist unmöglich. Die

belebende Kraft ist der Geisteshauch, der von Rom ausgeht. Aber dieser Geist hat sich selbst längst versteinert. Roms Recht ist das kanonische des Mittelalters, also im letzten Grunde die mit dem Heiligenscheine der Kirche übertünchte Stufe der Rechtsentwicklung, welche im heidnisch-römischen Weltstaat erreicht war. Wenn die kirchliche Sanktionirung dieses Rechtes zu seiner Zeit eine geschichtliche Notwendigkeit war, um die Kultur der alten Welt zu retten und die jungen Völker germanischen Blutes durch dasselbe zu erziehen, so gehört freilich kein sehr umfassendes historisches Wissen dazu, um festzustellen, daß die Staaten der Gegenwart sich durchweg in der Loslösung von diesem kosmopolitischen Zwangsuniversalismus entwickelt haben. Rom aber — feierlich wird es uns hier von neuem bestätigt — besitzt die Freiheit nicht, auf diesem umfassenden grundlegenden Gebiete der Kultur mitarbeiten zu können. Der arme Gefangene im Vatikan ist in die Zwangsjacke seines kanonischen Rechtes eingeschnürt. Und wie der Galeerensklave zuletzt nur seines Gleichen kennt, so ist es auch dieses Gebundenen einzige Hoffnung, die Welt und alles, was sich in ihrem alten und jungen Völkerleben noch fröhlich regt und bewegt, in die gleichen, auf langsames Sterben vorbereitenden Fesseln zu schlagen.

Aber nur nicht zu eilig! Vorsorglich und tröstlich, allerdings mit verblüffender Offenherzigkeit, wird uns versichert:

> Die Kirche kann den Zeitumständen nachgeben und sich den Einrichtungen anbequemen, welche die Klugheit verlangt, wo die sichere Hoffnung auf Erlangung eines großen Gutes sich zeigt.... Man kann selbst eine volkstümliche Staatsform vorziehen, vorausgesetzt, daß die katholische Lehre vom Ursprung und von der Ausübung der Regierungsgewalt beachtet .. und namentlich die Rechte der Kirche nicht verletzt werden.... Wenn aber die Kirche bei eigentümlicher Lage des Staates die Duldung gewisser moderner Freiheiten für ersprießlich hält, wird sie, wenn die Zeiten sich zum Bessern gewandt haben werden, von ihrer Freiheit Gebrauch machen, das ihr von Gott anvertraute Amt zu erfüllen.

Nicht oft redet Rom so offene Sprache; nicht oft werden wir Unbeteiligten in die doppelzüngigen diplomatischen Künste der jesuitischen Kurie so sorglos eingeweiht. Ist wohl irgendwo auf dem Erdboden, vielleicht in unserm jungen deutschen Reiche, die Zeit gekommen, da man meint, daß es sich zum Bessern wendet? Wie dem sein mag, wir nehmen mit Dank diese Offenbarungen hin. Aber wir verwahren uns dagegen und bezeichnen es als eine Gotteslästerung — der einzige Name, den wir dafür finden —, wenn dies verlogene Spiel mit der Freiheit der Völker uns unter der Beleuchtung der göttlichen Vorsehung und ihrer Zulassung des Bösen vorgeführt wird. Denn, so lesen wir in Leos Encyklika:

> Auch hierin [in der bezeichneten Politik] soll das menschliche Gesetz Gott nachzuahmen streben, der, indem er das Böse in der Welt zuläßt, nicht will, daß das Böse geschehe, noch auch will, daß es nicht geschehe, sondern zulassen will, daß das Böse geschehe. Und das ist gut (Thomas von Aquino).

Aber wir sind weit abgeirrt von dem Boden beglückender Freiheit, auf dem wir Luther die Sprache des Glaubens und der Liebe reden hörten. Weiß uns Leo von dieser Freiheit nichts zu sagen? Freilich, auf diesem Boden sind auch die schönen Bäume freier Wissenschaft und freien Rechtes herangewachsen. Es ist kaum zu erwarten, daß jemand den Boden loben wird, dessen Früchte er verdammt. Aber immerhin: Luther wäre und war zum Teil der Freie im Sinne der Freiheit, die er meinte, auch in dem unfreien Gewande der Scholastik und des kanonischen Rechtes. Könnte nicht ähnliches auch von dem Gefangenen im Vatikan gelten? Fast will es einmal scheinen, als wollten uralte Erinnerungen auch der römischen Kirche in Leos Gedächtnis auftauchen. Wir lesen und trauen dabei unsern Augen kaum:

> Die Gewissensfreiheit kann auch dahin abgefaßt werden, daß es dem Menschen gestattet ist, nach der ihm von seinem Gewissen aufgelegten Pflicht Gottes Willen zu folgen. Das ist die wahre, der Kinder Gottes würdige Freiheit. Sie ist von der Kirche stets besonders hoch gehalten worden. Sie haben die Apostel für sich verlangt, die Apologeten verteidigt, die Märtyrer mit ihrem Blut geweiht.

Aber unsre Freude ist bald gedämpft, wenn wir diesen kühnen Satz mit einem andern vergleichen, in dem es heißt:

> Gerechtigkeit und Vernunft verbieten, daß die bürgerliche Gesellschaft atheistisch sei, oder, was auf den Atheismus hinausläuft, die verschiedenen sogenannten Religionen gleichmäßig in Ehren halte.

Die von Leo gemeinte Gewissensfreiheit gilt also nur für eine, nur für die römische Kirche des Papstes. Sie giebt zugleich das Recht, die frivolste Anschuldigung auf Atheismus gegen Andersgläubige zu erheben. Aber wir brauchen nicht in andern Urkunden nach einer Erklärung für diese ebenso plumpe als dreiste Anklage zu suchen. Wir finden sie in der Encyklika selbst. Luthers Auge hatte eine geistige Freiheit erschaut, als er sich in die wunderbaren Tiefen der geistigen Herrlichkeit Christi und seines Evangeliums versenkte. Leos Blick ist längst zu sehr an den äußeren Prunk jesuitischer Kirchenpracht gewöhnt, als daß er sich da heraus verirren könnte. Nur als folgerichtig können wir die Worte anerkennen:

> Die wahre Religion ist als solche auch unschwer, namentlich in katholischen Staaten, zu erkennen, da dieselbe mit gleichsam in die Augen fallenden Merkmalen ausgezeichnet ist. Die göttliche Vorsehung hat sie mit gewissen äußeren Merkmalen auszeichnen wollen, damit sie leicht erkennbar sei, weil sonst in einer Sache von so großer Wichtigkeit ein Irrtum von der höchsten Verderblichkeit entstehen könnte.

Der dreifach gekrönte Gefangene in den vatikanischen Palästen, in denen sich die Schätze häufen, mit welchen die arme Herde diesen reichsten Hirten beglückt, ahnt nicht, in wie erschreckender Wahrheit sich in seiner Erscheinung jenes wirkliche Gefängnis abbildet, in dem die römische Christenheit schmachtet. Je mehr sie mit dem äußeren Glanze ihrer Kirchen und Gottesdienste, ihrer Heiligenbilder und Priestergewänder die Augen der Menge gefangen nehmen, umsomehr auch und umso sicherer ziehen sie sie ab von dem Bilde des Einen, der in Niedrigkeit wandelte und dessen Reich nicht von dieser Welt ist.

„An die gesamten Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe des katholischen Erdkreises, soweit diese die Gemeinschaft mit dem apostolischen Stuhle bewahrt haben," ist diese Unterweisung unsers heiligen Vaters Leo XIII. über die menschliche Freiheit gerichtet. Es wird hier des Herrn Frage gelten: Kann auch ein Blinder einen Blinden leiten? Kann auch ein Gefangener Gefangenen die Freiheit weisen? S E

Der Solinger Zwischenfall

Aus Solingen

1. Vorgeschichte

In seiner Sitzung vom 19. v. M. beschloß der Vorstand des Solinger Ortsvereins vom Evangelischen Bunde auf Anregung seines Schriftführers, des Pfarrers Giesecke, den Pfarrer Thümmel aus Remscheid zu einem Vortrage hierher einzuladen. Pfarrer Thümmel bestimmte den 23. v. M. für die zu berufende Versammlung und „die Heiligtumsfahrt nach Aachen" zu seinem Thema. Nahe genug geht uns Evangelische ja der in Aachen sich abspielende großartige römische Schwindel an. Der Ortsvorstand bemühte sich alsbald um das größte öffentliche Lokal der Stadt, die Schützenburg. Dieselbe gehört einem überwiegend aus Evangelischen bestehenden Vereine und hatte ihre Pforten früherhin anstandslos einem Liebknecht, Lassalle, Eugen Richter aufgethan. In der That wurde der Saal auch sofort bewilligt; und der katholische Vorsitzende des Vorstandes des Schützenvereins, ein Jurist, motivirte diese Bewilligung gelegentlich eines Privatgesprächs ausdrücklich mit der Rücksicht auf die erwähnten Antezedentien des Lokals. Allein am nächsten Tage wurde auf Betreiben des Bürgermeisters, welcher im Sinne einer Regierungsverfügung, wonach Thümmel in seinem öffentlichen Auftreten polizeilicher Ueberwachung untersteht, handeln wollte, die geschehene Bewilligung zurückgezogen.

Als der Ortsvorstand vom Evangelischen Bunde nunmehr sein bisher stets benutztes Lokal, das Vereinshaus der Evangelischen Gesellschaft, in Anspruch nahm, votirte der Vorstand derselben dieses sofort, hielt nur den gewählten Tag, als den Haupttag des soeben in Szene gehenden katholischen St. Sebastianus-Schützenfestes, für ungünstig, da man vor ultramontanen Demonstrationen nicht genügend gesichert sei. War doch gedroht

worden: es solle aus der Heiligtumsfahrt eine Höllenfahrt werden. — Obzwar Solingen zu vier Fünftel evangelisch ist, so haben wir uns bereits so sehr an ultramontane Majorisirung gewöhnt, daß diese fanatische, übrigens leere Drohung in gewissen Kreisen Eindruck machte. Der Vorstand des Ortsvereins vom Evangelischen Bunde gab, um jeden Schein provokatorischen Auftretens zu meiden, nach und vertagte in elfter Stunde die bereits angekündigte und auf polizeiliches Verlangen angemeldete Versammlung.

Unterdessen hatte Pfarrer Thümmel am 22. v. M. in dem benachbarten Städtchen Lüttringhausen über dasselbe Thema vor großer, von Nah und Fern zugeströmter Menge gesprochen. Aus dem sich zu klein erweisenden Wirtschaftssaale war man dort in letzter Viertelstunde in die Kirche gezogen; und ohne jede Beanstandung, ohne jede Ruhestörung, unter wahrhaft erbaulichem Eindruck war dort die Versammlung verlaufen.

Dies brachte die Solinger Veranstalter des Vortrages auf den Gedanken, für die nunmehr auf den 27. v. M. angesetzte Versammlung gleichfalls die Kirche zu wählen. Ihre ausgesprochene Absicht war: so aller Störung vorzubeugen und der Versammlung einen gottesdienstlichen Charakter zu geben. Der Schriftführer, Pfarrer Giesecke, zugleich Präses des Presbyteriums, versicherte sich — der Kürze der Zeit wegen schriftlich — der Zustimmung der Mehrzahl des Presbyteriums und schrieb in den Lokalblättern die Versammlung unter den „Kirchlichen Anzeigen" aus. Als ihm jedoch am Tage vor dem bestimmten Termine ein protestirendes Mitglied des Presbyteriums, welches wahrscheinlich unter dem Einflusse des Bürgermeisters van Meenen handelte, mit polizeilicher Schließung der Kirche drohte, verstand er sich dazu, die Versammlung dem Bürgermeister bekannt zu geben, nicht ohne sich ausdrücklich gegen die Verpflichtung der Anmeldung zu verwahren. Der Bürgermeister bestand darauf, die Versammlung zu überwachen.

2. Der Hergang

Am 27. v. M., abends 7 Uhr, wurde die von Menschenmassen umlagerte Kirche geöffnet und füllte sich schnell vollständig. Wenigstens 2000 Köpfe stark war die Menge. Nach den Geräuschen des Platznehmens wurde es ruhig. Kurz vor ½8 Uhr erschien der Bürgermeister mit dem uniformirten (katholischen) Polizeikommissar und suchte sofort den gottesdienstlichen Charakter der Versammlung dadurch in Frage zu stellen, daß er das Singen des Chorals Ach bleib mit deiner Gnade verhindern wollte. Der Präses des Presbyteriums wahrte jedoch energisch sein Hausrecht, und der Choral wurde trotz dem Bürgermeister gesungen. Hierauf erteilte der Präses des Ortsvereins und Senior der Solinger Geistlichkeit, Pfarrer Schürmann, dem Pfarrer Thümmel das Wort. Thümmel sprach mit großer Ruhe und Wärme, nachdem er zu Beginn nochmals daran erinnert hatte, daß wir im Gotteshause seien, etwa fünfzig Minuten lang über sein Thema. Seine Ausführungen waren wenig reflektirend, ganz vorwiegend historisch-kritisch, gegen das Ende mehr volkstümlich-religiös. Die Menge lauschte gespannt mit würdiger Stille. Die Westdeutsche Zeitung hatte einen Stenographen gesandt; auch einige ultramontane Nachschreiber wurden bemerkt, obwohl nur Glieder des Evangelischen Bundes und Freunde der Sache eingeladen waren. Da plötzlich, als Thümmel auf Grund des ausführlich gelieferten Nachweises von der Unechtheit der sogenannten „Heiligtümer" unter Beziehung auf das Gebot: Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen, gegen den Erzbischof Krementz, die Aachener Geistlichkeit und die römische Priesterschaft daselbst die feierliche Anklage auf Gotteslästerung erhob — —, da unterbrach ihn der Bürgermeister und löste, obwohl Thümmel sofort auf Grund von § 167 des Strafgesetzes protestirte, die Versammlung ohne Grundangabe auf. Thümmel trat sofort freiwillig ab. Nunmehr, aber erst nun, entstand ein gewaltiger Lärm, wie er in eine Kirche nimmer sich schickt. „Hoch Thümmel!" so brauste es durch den weiten Raum. Und auch nachdem Pfarrer Giesecke mit erhobener Stimme die Menge zu ruhigem Auseinandergehen ermahnt hatte, dauerte es wohl zehn Minuten, ehe die Kopf an Kopf gedrängte Schar das Freie gewinnen konnte. Die Polizei ist in einzelnen Fällen eingeschritten, aber im großen und ganzen hat auch nach der Auflösung, auf dem Kirchplatz und in den Straßen, das Publikum, die allgemeine Entrüstung über das Vorgehen des Bürgermeisters berücksichtigt, sich geradezu mustergiltig betragen.*)

Der allgemeine Eindruck war der: es sei beschlossene Sache gewesen, die Versammlung um jeden Preis zu sprengen. Wie brüsk die Polizei vorgegangen ist, geht u. a. auch aus dem ans Spaßhafte grenzenden Vorfalle hervor, daß nachher, als der Vorstand des Ortsvereins, allerdings in Gegenwart von 150 andern Gästen, in einem Gasthofe zur Nacht speiste, auch diese „Versammlung" gelegentlich einer Tischrede Thümmels sollte „aufgelöst" werden!

3. Die Folgen

Die Stimmung im Volke ist, ähnlich wie in den Tagesblättern, noch geteilt. Thümmel hat in unsre konfessionell stagnirenden Verhältnisse Rumor gebracht, und das sagt vielen nicht zu. Da sind die Satten und Reichen, denen aller Geisteskampf unbequem ist; da sind die Indifferenten, welchen die „Hetzerei" ein Greuel ist; da sind evangelische Geschäftsleute und Handwerker mit katholischer Kundschaft; da sind die gemischten Ehen u. s. w. Und nicht alle sind eben fähig, das Prinzipielle von dem Persönlichen zu unterscheiden. Allein bei dem rein und warm evangelischen Teile der Bevölkerung hat Thümmel unstreitig einen gewaltigen Erfolg erzielt und damit auch die Sache unsers Glaubens. Der Ortsverein des Evangelischen Bundes ist noch immer im Wachsen; um mehr als die Hälfte seines bisherigen Bestandes hat er zugenommen, namentlich aus dem wohlhabenden Mittel- und dem Arbeiterstande, also aus den allewege entschiedensten und opferwilligsten Kreisen. Ganz besonders wacker hat sich das Presbyterium der evangelischen Gemeinde erwiesen. Trotz einflußreicher und energischer Gegenagitation hat es, nachdem Pfarrer Giesecke sofort gegen den Bürgermeister auf Grund von § 167 bei der Staatsanwaltschaft zu Elberfeld Strafantrag gestellt, wie ein Mann sich um seinen Präses geschart und nahezu mit Einstimmigkeit in seiner Sitzung vom 31. v. M. gegen den für gesetzwidrig erachteten Eingriff des Bürgermeisters in die Freiheit gottesdienstlicher Versammlungen den Schutz des königlichen Konsistoriums und des Herrn Ministers des Innern angerufen.

Ebenso energisch ist der Ortsvorstand des Evangelischen Bundes vorgegangen. Er hat sich in seiner Sitzung vom 2. d. M. zwar prinzipiell auf den Standpunkt des Presbyteriums gestellt, aber für den Fall, daß die Versammlung nach entscheidender Rechtsanschauung dem Vereinsgesetz unterstanden sei, wegen Amtsüberschreitung des Bürgermeisters an den Regierungspräsidenten und den Bezirksausschuß sich gewandt, da zu einer Auflösung dieser Versammlung nicht der Schatten eines Grundes vorlag. Außerdem werden mehrere rheinische Kreissynoden und selbstredend die Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Duisburg, zu welcher Pfarrer Giesecke vom Ortsverein deputirt ist, sich mit der Sache eingehend befassen.

Emil Frommel und seine Schriften

Das apostolische Alles ist euer ist nicht bloß eine Erlaubnis, sondern auch eine Mahnung.

Das Wort Gottes hat noch keinen Sauertopf gemacht, wohl aber manchen Sauertopf schon gründlich ausgefegt. E Fr

Wie eine Art Dogma hat sich in den Köpfen mancher Gebildeten unsrer Zeit die Ansicht festgesetzt, eine christliche Volkslitteratur, die auch vom ästhetisch-litterarischen Standpunkte aus genüge, sei vor der Hand nur erst in der Idee, aber noch lange nicht in der Wirklichkeit vorhanden; was auf dem Gebiete der Litteratur, zumal der Volkslitteratur, christliche Farbe an sich

*) Vgl. Die aufgelöste Kirchenversammlung des Ortsvereins des Evangelischen Bundes in Solingen am 27. Juli 1888. Stenographischer Bericht der Westdeutschen Zeitung. Barmen, Wiemann; 16 S.; 10 Pf.

trage, sei bodenlos langweilig, und was nicht langweilig sei, das verdanke eben weltlichen Federn seinen Ursprung.

Das relativ Zutreffende solcher Behauptungen räumen wir gern ein. Wer unsre gegenwärtige Traktatlitteratur, an die man ja bei dem Ausdrucke „christliche Volkslitteratur" vor allem denken mag, nur ein wenig kennt, der weiß zur Genüge, was für trockenes, verkehrtes, plumpes, geistloses Zeug ohne Saft und Kraft dem armen Volke mitunter angeboten wird, und der begreift es, wie man weltlicherseits sehr leicht auf den Gedanken kommen konnte, christlich und geschmackvoll, fromm und schön seien auf dem Gebiete der Litteratur unvereinbare Gegensätze. Und wer sich anderseits auf dem Felde der weltlichen Volks- und Unterhaltungslitteratur ein wenig umgesehen hat, der muß bekennen, es wird hier viel Gutes hervorgebracht und dargeboten, und was die Form betrifft, so sind „die Kinder der Welt," wie auf so vielen andern Gebieten, so auch hier, unendlich klüger und geschickter denn „die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht," sodaß man nach dieser Seite hin der „Welt" doch wohl die Palme zuerkennen muß.

Dennoch meinen wir, jene Behauptung hat nur relative Wahrheit, absolute gewiß nicht. Wenn man der christlichen Volkslitteratur ihre Armseligkeit vorhält, so darf man ja nicht vergessen, daß auch das weltliche, unterhaltende Schrifttum seinen Schund hat, der an Fülle alles übertrifft, was die christliche Welt überhaupt auf den Markt bringt. Und dazu soll man zum andern den Begriff der christlichen Litteratur nicht zu eng fassen und nicht etwa nur das darunter begreifen, was mit Bibelsprüchen und Liederstrophen um sich wirft. Alles, was nur irgend christlichen Geist atmet, das ist, weil auf christlichem Boden erwachsen, für das Reich Gottes in Anspruch zu nehmen. Nicht bloß die Predigten von Ahlfeld und die frommen Lieder von Julius Sturm, nein, auch die kulturgeschichtlichen Schriften von Riehl und die Gedichte von Emanuel Geibel gehören zur christlichen Litteratur.

Und wenn der Leser den Nachweis fordert, daß fromm und schön, christlich und geschmackvoll doch mit einander sich vertragen, so brauche ich ihm nur einen Schriftsteller der Gegenwart zu nennen, der beides in sich vereint, der als gläubiger Christ Bücher geschrieben hat, die auch von der dem Christentum abholden Kritik bereits vielfach anerkannt worden sind — Emil Frommel.

Es lohnt sich wohl der Mühe, den Mann, der es zuwege gebracht hat, positives Christentum und alle die schönen Dinge, die man sonst nur bei „weltlichen" Schriftstellern findet und in der Regel bei „christlichen" Autoren vermißt, zu einer lebensvollen Einheit zu verschmelzen, ein wenig anzuschauen. Gewiß haben ja manche unsrer Leser einiges von Frommel gelesen — dann mögen sie ihre Eindrücke mit unsern Beobachtungen vergleichen. Wer Frommel noch gar nicht kennen sollte, der wird vielleicht durch diese flüchtige Skizze dazu veranlaßt, seine Bekanntschaft zu suchen. Und das gethan zu haben, das wird er — wir hoffen es — nicht bereuen.

1. Sein Leben

Emil Frommel wurde geboren am 5. Januar 1828 zu Karlsruhe. Das kleine Ländchen Baden, welches die besten unsrer Volksschriftsteller sein eigen nannte, einen Hebel, einen Berthold Auerbach, einen Alban Stolz, hat auch ihn hervorgebracht. Er war der Sohn eines tüchtigen Malers, der in seiner Jugend in Italien gewesen war und in der badischen Hauptstadt als Galeriedirektor lebte. Die Mutter stammte aus Straßburg, der wunderschönen Stadt, die in den Jugenderinnerungen des Knaben, wie er sie in dem anmutigen Buche „Aus der Chronik eines geistlichen Herrn" niedergelegt hat, eine große Rolle spielt. Ein frisch, fromm, fröhlich Familienleben war es, das in dem Frommelschen Hause herrschte. Da gingen Dichter, Maler, Architekten und Gelehrte aus und ein, da wurde noch Hausmusik gemacht, wie sie Riehl in jedem deutschen Hause hören möchte, da ging eine lebendige Familientradition von Mund zu Mund, da ward der Sinn für Autorität, der Haß gegen alles Gemeine und Unedle, kurzum der Charakter gestählt, da fand das göttliche Wort eine traute Herberge und Heimat. So wurde dem Gemüte des Knaben schon frühzeitig die Lebensrichtung gegeben, in der er sich nachmals entwickelte, und es ist kein Zufall, daß er sich, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, wie später sein jüngerer Bruder Max, dem Studium der Theologie widmete. Im Alter von achtzehn Jahren bezog er zunächst die Universität Halle, siedelte nach drei Semestern nach Erlangen über und beendete schließlich in dem heimatlichen Heidelberg seine Studien. Tholuck und Müller, Hofmann und Rothe, Ullmann und Umbreit und viele andre sind seine Lehrer gewesen. Von Ullmann sagt er:

> Feinsinnig, klar und mild leuchtete er mir ins Leben; es war keine Saite, die in ihm nicht wiedertönte, und die er nicht anschlug.
>
> Neben ihm gedenke ich der Prophetengestalt Umbreits. Ueber ihm lag ein Hauch vom „Geiste hebräischer Poesie" ausgegossen, dazu eine Demut und Bescheidenheit, die tief beschämte.
>
> Dem alten Dittenberger werde ichs nie vergessen, daß er mir hohen Mut einsprach, als ich in Heidelberg zum ersten male die Kanzel bestieg. Ich hatte den Text vom Sturm auf dem Meere — und mein ganzes Herz paßte so richtig dazu, als müßte ich mit den Jüngern sagen, als ich in die Sakristei trat: „Hilf Herr, wir verderben." Ich zog den Talar an, und Dittenberger half. Da lief eine große Kreuzspinne mir vorne über Brust und Bäffchen — ich zuckte einen Augenblick — stak mir doch der alte Aberglaube in den Knochen von den Morgenspinnen. Er aber nahm das Tier und setzte es ins Freie und sagte: „Herr Kandidat, das geschieht nicht jedem, das bedeutet großes Glück. Gehen Sie mit Gott!" Das war so menschlich gehandelt, und es ging auch gut.

Nach dem Examen trat er im Jahre 1850 ins geistliche Amt. Obwohl ein Residenzkind, „das noch wenig mit Bauern verkehrt hatte und kaum wußte, wie einer von Nahem aussah," ward er gleich aufs Land geschickt, nach Alt-Lusheim bei Schwetzingen, wo er als Vikar thätig war. Hier blieb er indessen nur zwei Jahre und ergriff dann mit Freuden die Gelegenheit, mit seinem Bruder Max ins Land seiner Sehnsucht, nach Italien, zu gehen.

> Das Land Italien ist ein wunderherrlich Land! Die deutschen Kaiser weiland haben nicht wegbleiben können von diesem Lande, obwohl es meistens ihr Grab war, und die deutschen Maler bleiben auch nicht weg. Und wer einmal dies Land gesehen hat, dem ists angethan, er kanns nicht vergessen, und wenn er siebzig Jahre alt würde, er muß immer wieder singen und pfeifen: Dahin, dahin laß mich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Voll reicher Eindrücke in die Heimat zurückgekehrt, wurde er sofort dem originellen Pfarrer Henhöfer in Spöck bei Karlsruhe als Vikar überwiesen, der bekanntlich in den zwanziger Jahren mit seiner ganzen Gemeinde zum Protestantismus übergetreten war und in seinen Predigten mit unnachahmlicher Frische und Volkstümlichkeit das Evangelium, vor allem die Rechtfertigung allein aus dem Glauben, verkündete. Von Henhöfer hat Frommel viel gelernt für seine Predigten, für seine Seelsorge, für seinen Umgang mit der Gemeinde und nicht zum wenigsten für seine Volksschriftstellerei. Und es ist ja begreiflich, daß ein Mann wie Henhöfer, dem ein Hebel einst staunend zu Füßen saß, für einen werdenden Volksprediger und Volksschriftsteller der rechte Meister war. Der Schüler hat dem Meister denn auch ein schönes Denkmal gesetzt.

Nachdem Frommel noch einmal auf kurze Zeit in seine frühere Gemeinde Alt-Lusheim als Pfarrverweser zurückgekehrt war, wurde er im Jahre 1855 als Hof- und Stadtvikar nach Karlsruhe berufen, wo er auch bald mit Amalie Bähr, der Tochter des gelehrten Ministerialrates Dr. Bähr, ein eignes Heim gründete.

Das Pfarrhaus wurde ein Abbild des Vaterhauses. Hier hatte der Geist der Pietät seine Stätte. Hören wir ihn selbst, wie er seines Hausherrn- und Hausvateramtes waltete.

> Neben dem Stammbaume ward eine Hauschronik vom Anfang der Ehe angelegt, dabei die Hochzeitspredigt und Gedichte und die Hochzeitsreise und was sich zugetragen bis zur Geburt des ersten Kindleins. Das bekommt nebenher seine besondre Chronik mit Taufschein, Taufrede, Patenbriefen nebst allem, was sich auf seine Geburt, Leben, Thaten und Meinungen bezieht. Der erste Zahn wird notirt, die andern nicht mehr, und so wird jedem Kindlein die Chronik zusammengeheftet; die Hauptsache ist dabei ein guter Aktenstecher und daß das Männlein oder Fräulein (oder gar wie dem Verfasser am 13. Novembris des Jahres 1862 in der Morgenstunde passirt: das Männlein und Fräulein) etwas erlebt. Die Hauschronik geht aber trotzdem weiter, nebenher aber die Familienchronik. Alles, was sich von Wissenswürdigem aus alter und neuer Zeit im Jahre sammelt, kommt zusammen in eine blaue Schachtel, die am Sylvester umgestürzt wird, und woraus sich dann die Nachträge und

weitere Geschichte spinnt. Am Familientage, an welchem aus Ost und West die Kinder und Geschwisterkinder väterlicher- und mütterlicherseits zusammenkommen, wird der Stammbaum ergänzt, ein alter Fund mitgeteilt und in seiner Echtheit nachgewiesen oder als Familiensage in einen rosenroten Kasten gelegt. Daneben halte ich auch ein besondres Fach mit Schwarz überzogen, darin sind die Erinnerungen an die Heimgegangenen, Leichenreden und Andenken, getrocknete Blätter und letzte Briefe. Bei diesem Fache kommen freilich manchmal dem Verfasser die Thränen in die Augen, und das Memento mori thut allezeit Dienste.

Das erinnert lebhaft an den alten Matthias Claudius. Aber während das Leben des guten Wandsbecker Boten eigentlich nur ein Leben in beschaulicher Unthätigkeit war, ist das Leben Frommels allezeit ein Leben reichster Thätigkeit gewesen. Eine Fülle von Arbeit lastete auf ihm, auch abgesehen von der Arbeit des Amtes. So ist Frommel mit seinem Freunde Beyschlag, der damals noch Hofprediger in Karlsruhe war, einer der Vorkämpfer der positiven Richtung in der badischen Landeskirche gewesen und hat als solcher manchen harten Kampf zu bestehen gehabt. Ja diese Kämpfe erschwerten ihm seine Stellung in Karlsruhe, wo er überdies im Jahre 1863 bis zum Stadtpfarrer aufgerückt war, so sehr, daß er es vorzog, seine badische Heimat überhaupt zu verlassen und einen Ruf nach Wuppertfeld in Barmen anzunehmen, wohin er im Jahre 1862 einstimmig zum Pfarrer berufen worden war.

Am 1. November hielt er dort die Antrittspredigt und gewann sich bald die norddeutschen Herzen. Wesentlich unter seiner Mitwirkung und Leitung entstanden in seiner Gemeinde zwei neue Kirchen, und wie er seinen Gemeinden äußerlich die Kirche erbaute, so baute er sie auch innerlich. Seine Predigten hatten nachhaltige Zugkraft, es entwickelte sich ein schönes Verhältnis zwischen Pastor und Gemeinde. Bis zum Jahre 1869 war er in Wupperfeld thätig. Seine Art, allen alles zu werden, kennzeichnen die Worte aus seiner Abschiedspredigt:

> Es giebt Gewonnene, sagt er, es giebt zu Gewinnende und Verlorene. Wer sucht sie? Die Liebe allein. Wer gewinnt sie? Die Liebe allein. Mit Wehmut habe ich gesehen, wie so viele Edelangelegte, einst in häuslicher Frömmigkeit Erzogene sich gewendet haben vom Schönsten der Menschenkinder! — Ich habe ihnen die Brücke schlagen wollen, ihnen, die sich von der Erde abgestoßen und von dem Himmel nicht stark genug angezogen fühlten. Ich habe sie gesucht in dem, was menschlich edel, gut und schön ist, was noch irgendwie einen Schein aus der Heimat her hat in Wissenschaft, Kunst und Musik, um zu zeigen, wie in Christo alles unser, wie ein Christ nicht ein Knecht, sondern ein Herr aller Dinge sei.

Mit diesen Anschauungen, die aber nicht weniger als drei gewichtige Autoritäten für sich haben, Luther, den Apostel Paulus und — den Herrn Christus, scheint indes Frommel nicht überall durchgekommen zu sein. Solche Dinge entsprechen nicht durchaus dem Lebensideale Wupperthalischen Christentums. Man vermißte an Frommel den weltflüchtig pietistischen Zug, man konnte sich in seinen Humor wie in seine Neigung zur Kunst nicht finden und nannte ihn einen Weltmenschen, obgleich er doch nichts weiter war als ein von Pietismus und Romanismus, Orthodoxismus und Rationalismus und all den Ismen gleichweit entfernter Christenmensch voll gesunder Frömmigkeit und lebendiger Teilnahme an allem, was echt menschlich war.

Noch besser als in Wupperfeld war er darum in Berlin am Platze, wohin er im Jahre 1869 auf Vorschlag des Feldpropstes Thielen vom König Wilhelm zum Garnisonpfarrer berufen wurde. Für eine solche Stellung war der Mann wie geschaffen. Hier fand er das geeignete Feld für seine Thätigkeit. Man braucht nur einen Blick hineinzuthun in sein Büchlein „In des Königs Rock," und man erkennt sofort, der Mann, der dies patriotische Buch geschrieben, das ist ein rechter Soldatenpfarrer. Als solcher hat er sich auch bewährt, als er, kurz nachdem er in Berlin seine Antrittspredigt gehalten hatte, mit dem Werderschen Korps ins Feld zog. Wochenlang lag er mit vor Straßburg, der Stadt, die in ihm so manche Jugenderinnerung weckte, und es war ihm vergönnt, seinen Truppen in der Thomaskirche die Sieges- und Dankespredigt zu halten. Mit dem Eisernen Kreuze auf der Brust kehrte er aus dem Felde heim und empfing bald darauf seine Ernennung zum Hofprediger Sr. Majestät.

In frischester Kraft lebt und wirkt Emil Frommel noch in Berlin, predigend, missionirend, schreibend für Buch und Kalender. Möge ihn Gott trotz seiner weißen Haare noch manches Jahr unserm Volke erhalten. F B

Verschiedenes

(Petition gegen § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs) Im Anzeigenteil dieser Nummer kommt eine Reichstagspetition zum Abdruck, für welche 800 Männer aus dem Rheinland und Westfalen um Unterschriften werben. Die teilweise Aufhebung des bekannten § 166 im Reichsstrafgesetzbuche wird darin gefordert als das freilich radikale, aber allein wirksame Mittel, bei der gegenwärtigen kirchenpolitischen Lage dem evangelischen Bekenntnis in Preußen gleiche Luft und gleiches Recht zu schaffen wie dem römisch-katholischen. Wir haben uns aus Anlaß der Thümmelprozesse bereits mehrfach in demselben Sinne geäußert und empfehlen daher unsern Freunden aufs lebhafteste, sich mit ihrer Unterschrift zu beteiligen. R

(Ein neues Stückchen Berliner Zensur) Im akademischen Missionsverein war für die letzte Sitzung ein Vortrag des Pfarrers Lic. Neveling über den Unterschied der römisch-katholischen und evangelischen Missionspraxis angekündigt. Wie der N. Ev. Gmb. zu berichten weiß, hat der Rector magnificus Professor Schwendener Bedenken gegen die Erörterung dieses Themas als den konfessionellen Frieden störend erhoben und für die Zukunft die Erörterung solcher Streitfragen zu unterlassen gebeten!

(Kinderheilstätte in St. Andreasberg) Zur Gründung einer Kinderheilstätte im Hochgebirge hat sich zu St. Andreasberg i. H. ein Komitee gebildet. Dasselbe ist von dem Gedanken geleitet, daß die Lungenschwindsucht, wie sie überhaupt nicht unheilbar ist, besonders bei den Kindern mit Aussicht auf Erfolg bekämpft werden könne und daß dazu das Höhenklima vor allem geeignet sei. Wenn nun auch mancher auf die sog. „schwindsuchtsfreie Zone" nicht unbedingt vertrauen dürfte, so ist doch bekannt, wie gerade der Aufenthalt in St. Andreasberg vielen Schwindsüchtigen sich als heilsam erwiesen hat. Das Komitee beabsichtigt zunächst, Kinder Unbemittelter in Familien unterzubringen, später, wenn genügende Mittel vorhanden sind, ein eigenes Heim, ähnlich den Kinderhospizen an der See, zu gründen. Zu weiterer Auskunft ist Herr Pastor Ebeling zu St. Andreasberg i. H. u. a. bereit. H-Zw

(Vom Berliner Kapellenverein) Die Kreuzzeitung schulmeistert unsere neuliche Bemerkung über den Kapellenverein, daß er nur Predigtkirchen, nicht Pfarrkirchen erbaue. Sie schulmeistert damit sich selbst; denn ihr eigner kirchlicher Rundschauer wußte zu Anfang dieses Jahres zu berichten, daß der Verein Kapellen bauen wolle, „welche keine Pfarrkirchen, sondern nur Predigtkirchen sein und direkt von der Stadtmission besetzt werden sollen." Nun ist inzwischen der Verein offenbar zu andern Anschauungen gekommen; denn die Kreuzzeitung versichert „aus genauer Information": „Der Kapellenverein hat keineswegs die Absicht, bloße Predigtkirchen für die Stadtmission zu begründen. Vielmehr sucht er [seit wann?] nach einer rechtlichen Form, in welcher die von ihm zu erbauenden Kirchen Pfarrkirchen werden, aber die anzustellenden Geistlichen zunächst der Gemeindewahl nicht unterliegen. Ob dies auf dem Wege des Patronats oder in einer andern Weise zu bewerkstelligen sein wird, entzieht sich noch der Mitteilung." — Man darf auf den Erfolg dieser Bemühungen gespannt sein. R

(Todesfälle) Am 20. Juli als am Tage seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums starb zu Cammin in Pommern (75 Jahre alt) Superintendent D. Karl Meinhold, Pastor Primarius am Dom daselbst, ein tapferer Vorkämpfer des konfessionellen Luthertums in Preußen, von seiner Gemeinde wie ein Patriarch verehrt und geliebt, als ehrlicher Charakter auch von seinen Gegnern hoch geachtet, packender, volkstümlicher Rede in besonderm Grade mächtig. — Am 23. Juli starb in Erlangen D. J. H. August Ebrard, Konsistorialrat und Professor der reformirten Theologie, im 71. Lebensjahre. Außer gelehrten Schriften hat er Dichtungen, zum Teil satirischen Inhalts, auch Romane („Kurt Werner," „Einer ist euer Meister") veröffentlicht und erst in diesem Jahre seine Jugenderinnerungen herausgegeben unter dem Titel „Lebensführungen. In jungen Jahren" (Gütersloh, Bertelsmann; geb. 9 M.). — Am 24. Juli starb in Berlin Geh. Oberregierungsrat Dr. H. Friedrich Meyer, vortragender Rat im Reichsjustizamt. Von seiner Heimat Westpreußen her mit den Nöten der Diaspora vertraut, war er einer der treuesten Freunde des Gustav-Adolf-Vereins, zeitweilig Mitglied des Zentralvorstands, seit 1875 ständiger Vorsitzender des Brandenburgischen Hauptvereins. — Am 25. Juli starb im Alter von 74 Jahren zu Berlin der Wirkl. Geh. Oberregierungsrat D. Hermann Bonitz, seit 1875 durch Falk als D. Wieses Nachfolger an der Spitze des preußischen Schulwesens, bis er Ostern d. J. in den Ruhestand trat. — Am 30. Juli starb im Bade Bertrich D. Ernst Ranke, Konsistorialrat und Professor der Theologie an der Universität Marburg, der jüngste Bruder des berühmten Geschichtsschreibers, 74 Jahre alt. — Am 1. August starb zu Halle a. S. im 83. Lebensjahre der Geh. Regierungsrat D. Kramer, früher Direktor der Franckeschen Stiftungen, Verfasser mehrerer Schriften über A. H. Francke. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Bitte

Ein solider, strebsamer Mediziner, im letzten Semester stehend, ist durch den Tod seines Vaters völlig mittellos geworden. Wer hilft durch eine Gabe, daß derselbe im Winter sein Examen machen kann? Quittung erfolgt in dieser Zeitung. Pfarrer **H. Andriessen**, Thorn.

Aufruf!

Die Macht der römisch-katholischen Kirche ist in unserm Vaterlande heutigen Tages in stetigem Wachstume begriffen. Durch Wort und Schrift die Irrlehren derselben zu bekämpfen, wird den Organen der evangelischen Kirche wegen der fortwährenden Kollision mit § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs sehr erschwert. Darum ist das Gefühl von der Unhaltbarkeit der jetzigen Rechtslage auf diesem Gebiete in evangelischen Kreisen weit verbreitet.

Die Unterzeichneten haben deshalb beschlossen, nachstehende Eingabe an den deutschen Reichstag zu richten. Damit dieselbe die erforderliche Bedeutung erhalte, wird jeder gleichgesinnte Evangelische, wes Standes und Berufes er auch sei, gebeten, seine Unterschrift entweder einzeln oder auch mit mehreren vereinigt an den mitunterzeichneten Verlagsbuchhändler **D. B. Wiemann** in **Barmen** baldmöglichst zu senden. Von derselben Stelle sind Bogen behufs Sammlung von Unterschriften zu beziehen, wie auch etwaige weitere Anfragen dahin gerichtet werden können.

Eingabe an den Deutschen Reichstag.

Veranlaßt durch die vor der Elberfelder Strafkammer an den Tagen vom 6. bis 15. Juni 1887 und vor dem Kasseler Gerichtshofe am 4., 5. und 6. Januar 1888 gepflogenen bekannten Verhandlungen, sowie im Anschluß an

die Sr. Exzellenz dem Herrn Justizminister eingereichte mit einem Antrag verbundene Beschwerde der 19. Rheinischen Provinzialsynode nebst

der dieselbe mitbegründenden Denkschrift des Remscheider Presbyteriums vom August 1887, welche beiden Schriftstücke in den Anlagen zugefügt sind, beehren sich die ergebenst Unterzeichneten Einem Hohen Reichstage die Bitte vorzutragen, in dem § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs die Worte

> **„wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen“**

zu streichen.

Begründung.

Der § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs lautet in seiner jetzigen Fassung: „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergernis giebt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebiets bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem andern zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.“

Wie die bei der Beratung über das Reichsstrafgesetzbuch dem Reichstage des norddeutschen Bundes vorgelegten Motive besagen, wollte man durch diesen Paragraph derjenigen Religiosität einen gewissen Schutz gewährleisten, welcher als der Grundlage allgemeiner Sittlichkeit auch der Staat nicht entraten kann. Daher wird in dem Paragraph die öffentliche Gotteslästerung mit Strafe bedroht. Ob Gott dieses irdischen Schutzes bedürfe und ob die allgemeine Religiosität durch eine solche gesetzliche Bestimmung geschützt werden könne, wurde in den Motiven als nicht unzweifelhaft hingestellt, aber doch bejahend entschieden.

Die allgemeine Religiosität stellt sich nur dar in den Formen geschichtlich entstandener Gemeinschaften. Es erschien daher, wie gleichfalls die erwähnten Motive bemerken, aus dem oben angeführten Grunde als eine Pflicht des Staates, diese geschichtlich entstandenen religiösen Gemeinschaften vor Beschimpfung zu schützen und die für den Staat notwendige Toleranz der verschiedenen Religionsgemeinschaften untereinander sicherzustellen. Diesen Zweck verfolgen die Worte „wer öffentlich“, bis „ingleichen.“

Dieselben erfüllen jedoch ihren Zweck, soweit es sich um Schutz der evangelischen Kirche gegenüber beschimpfenden Angriffen von römisch-katholischer Seite handelt, nur in sehr geringem Maße. Ja, was noch schlimmer ist, sie machen der ersteren die Verteidigung fast unmöglich, weil sie die in der geschichtlichen Gestaltung und den Bekenntnissen wurzelnde Wesensverschiedenheit der evangelischen und römisch-katholischen Kirche durchaus nicht berücksichtigen. Die evangelische Kirche bringt vorzugsweise auf eine Bethätigung ihrer Lehren im täglichen bürgerlichen Leben. Die römische Kirche dagegen fordert in erster Linie nicht Bethätigung der Religiosität auf dem Gebiete der Sittlichkeit, sondern Gehorsam gegen die gottesdienstlichen Einrichtungen, die sie getroffen, und genaue Uebung der Gebräuche, die sie angeordnet hat.

In der römisch-katholischen Kirche gipfelt die Lehre zunächst und vorwiegend in Zeremonien und Einrichtungen; in der evangelischen Kirche hat die Lehre als ersten und Hauptzweck, nicht sich äußerlich sinnbildlich darzustellen, sondern geistiges und sittliches Leben zu wecken. Zwar ist die Polemik über die kirchliche Lehre durch die Fassung des § 166 vollständig freigegeben; wenn aber die evangelische Kirche wider die Lehren der römischen streitet, so kann das nicht geschehen, ohne daß sie fort und fort die auf dieselben sich gründenden Einrichtungen und Gebräuche, wie z. B. Papsttum mit seiner Unfehlbarkeit, Cölibat, Klosterwesen, Uebungen der Marien- und Reliquienverehrung, Prozessionen, Wallfahrten ꝛc. mittrifft; die römische Kirche jedoch kann gegen jeden Ausdruck, der ihre Einrichtungen oder Gebräuche tadelt, wenn sie in demselben eine Beschimpfung sehen will, den Schutz des § 166 anrufen. Somit ist der evangelischen Kirche Abwehr und verteidigender Angriff fast unmöglich gemacht. Da anderseits die evangelische Kirche nur wenige öffentlich hervortretende kirchliche Einrichtungen und Gebräuche besitzt, so kann die römische Polemik das Leben der evangelischen Kirche und die Träger der evangelischen Ideen in beschimpfender Weise angreifen, ohne daß sie in Konflikt mit § 166 kommt. Die in dieser Art von katholischer Seite in der heutigen Zeit geführte Polemik ist oft eine die evangelische Kirche in ihrem innersten Wesen tief verletzende, und die dadurch hervorgerufenen, trotz § 166 straflos gebliebenen Aergernisse sind zahllos.

So wurde z. B. der Breslauer Mischehen-Erlaß, welcher die evangelische Kirche dadurch beschimpfte, daß er ein durch die Organe derselben christlich verbundenes Ehepaar als im Konkubinate lebend bezeichnete, ohne seinem Verfasser eine Bestrafung zuzuziehen, veröffentlicht; — so wurden von katholischen Verlegern und Druckern die Rundschreiben des Papstes Leo XIII. vom 26. Dezember 1878 und 29. Juni 1881 verbreitet, welche die evangelische Kirche dadurch beschimpften, daß sie die anarchistischen und nihilistischen Lehren der Neuzeit direkt der Reformation schuld gaben; so wurde von demselben Papst im Jahre 1884 der Reformator Martin Luther als „ruchloser Abtrünniger“ bezeichnet und die evangelischen Missionare bezeichnet als „Männer voll Trugs, Verbreiter von Irrlehren unter dem heuchlerischen Vorgeben, Apostel Christi zu sein.“ Von katholischen Zeitungen, wie der „Eichsfeldia,“ ist der Mann, welchem die christliche Kirche, nach unsrer Ueberzeugung auch in ihrem katholischen Teile, eine Reformation, und dem das heutige staatliche, gesellschaftliche und wissenschaftliche Leben in vieler Beziehung seinen Ursprung und seine Entwicklung verdankt, „ein feiger Revolutionär,“ „ein Schuft,“ „ein Mann der freien Liebe“ geschmäht. So ist die unter den Auspizien und der lebhaften Beteiligung unsers Kaiserhauses veranstaltete Lutherfeier ungestraft ein „Lutherkankan“ genannt worden, zu schweigen von andern ungezählten das innerste Empfinden der Evangelischen verletzenden Rohheiten der sogenannten Kaplanspresse.

Gegenüber solchen Angriffen ist die evangelische Kirche thatsächlich schutzlos, während der § 166 der römischen Kirche den von ihr gewünschten Schutz, wie mehrfache Gerichtsverhandlungen der neuern Zeit beweisen, im weitesten Umfange gewährt. So ist in der Polemik die römische Kirche wenig, die evangelische dagegen sehr beengt, und dieser Notstand, unter welchem die evangelische Bevölkerung Deutschlands leidet, verlangt Abhilfe.

Aber auch noch ein andrer Umstand läßt erkennen, daß die Anwendung des § 166 zum Zwecke der Aufrechthaltung konfessioneller Toleranz einerseits bedenklich, anderseits geradezu unmöglich ist, nämlich: der Mangel einer jeden festen Norm darüber, was als eine religiöse Beschimpfung zu betrachten sei. Manche andre rechtliche Begriffe, z. B. der einer Beleidigung, können freilich nach bloß objektiven Maßstäben ebenfalls nicht bestimmt werden; indessen ist es doch möglich, die notwendigerweise subjektiven Entscheidungen, welche bezüglich dieser zu treffen sind, stets von allgemein menschlichen Gesichtspunkten ausgehen zu lassen. Die Bestimmung aber darüber, was eine religiöse Beschimpfung sei, kann einer rein subjektiven Entscheidung nicht überlassen bleiben, weil diese Entscheidung nicht von allgemein menschlichen, sondern je nach der Konfession des Urteilenden von konfessionell begrenzten Gesichtspunkten ausgehen wird.

Wir sind der Ueberzeugung, daß überhaupt kein staatlicher Gesetzesparagraph imstande ist, zwischen den verschiednen religiösen Gemeinschaften Toleranz herzustellen und zu pflegen; denn die aufrichtige und wirkliche Toleranz muß aus dem Innern dieser religiösen Gemeinschaften selbst hervorgehen.

Auch können wir nicht zugeben, daß einer Gesetzesänderung wie der erbetenen gegenüber der Einwand ins Gewicht fällt, der konfessionelle Gegensatz würde dann vielleicht zu Thätlichkeiten ausarten. Zwar ist die Erfahrung häufiger verzeichnet, daß namentlich von katholischer Seite derartige tumultuarische Ausschreitungen vorgekommen sind. Wir erinnern nur an den Aufruhr in Essen bei Ausweisung der Jesuiten, an den Empfang des altkatholischen Professors Knoodt in Koblenz, an die Glockenangelegenheit in Rheinbrohl ꝛc. ꝛc. Indessen halten wir dafür, daß solche Ausschreitungen nicht mehr mit religiösem Maßstabe zu messen, sondern einfach polizeilich zu bekämpfen sind. Böser That und solchen, die dazu aufreizen, wird die weltliche Obrigkeit mit § 125 und 130 des Reichsstrafgesetzbuchs zu wehren stark genug sein. Aber das Wort wahrhaftiger Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit, wie das Wort ehrlicher Entrüstung wider die Unwahrheit lasse man ganz frei sein!

[Folgen 800 Unterschriften evangelischer Männer, vornehmlich aus Rheinland und Westfalen, die wegen Mangel an Raum nicht abgedruckt werden konnten.]

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 34 **Leipzig, den 19. August** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 5 — Unsre Haltung gegenüber dem römischen Katholizismus — Emil Frommel und seine Schriften: 2. Seine Schriften — Rizpa, die Tochter Ajas — Bücher und Schriften: Von der Kaisertrauer; Daniel Sanders, Fürs deutsche Haus; Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins — Verschiedenes: Konfessioneller Friede in Kroatien; Kirchliche Beeinflussung der Lokalpresse; Die Trinkeranstalten in Lintorf — Quittung — Anzeigen

Der Brief des Paulus an die Philipper

5. Kapitel 1, 19—26

Aber ich werde mich auch freuen. Denn ich weiß, daß mir dies zum Heile ausschlagen wird durch eure Fürbitte und Handreichung des Geistes Jesu Christi, wie ich denn warte und hoffe, daß ich in keinem Stücke werde zu Schanden werden, sondern daß in aller Freimütigkeit gleich wie sonst allezeit, so auch jetzt, Christus seine Machtherrlichkeit erweisen werde an meinem Leibe, sei es nun durch Leben oder durch Tod. Denn mir ist das Leben Christus und das Sterben Gewinn. Sofern aber gerade Leben im Fleische mir Frucht des Wirkens bringt, will ich auch nicht sagen, was ich vorziehen möchte. So liegt mir denn beides hart an: ich habe das Verlangen, abzuscheiden und bei Christus zu sein, was ja doch weit köstlicher wäre; aber im Fleische bleiben ist nötiger um euretwillen. Und darauf bauend weiß ich, daß ich bleiben werde und weilen bei euch allen, euch zur Förderung und zur Freude des Glaubens, auf daß an mir euer Ruhm sich mehre in Christo Jesu, durch meine erneute Anwesenheit bei euch.

Was der Apostel im letzten Abschnitte gesagt hatte, konnte seine Philippischen Freunde nicht völlig beruhigen. Daß es dem Evangelium so herrlich ergeht, ist köstlich; aber wie mag es ihm selbst, aus dessen Drangsal das Evangelium diese Förderung gewonnen, ergehen? — diese Frage brannte immer noch auf ihren Lippen. Der Apostel weiß es; nun giebt er darauf Antwort. Denselben Ton, in welchen sein Bericht über die Sache des Evangeliums ausklang, stimmt er dazu an; der soll vor allem erst jede Kümmernis von ihren Herzen nehmen: *Aber ich werde mich auch freuen.* Ich werde — von der Gegenwart redet er diesmal, da sichs um seine eigne Lage handelt, gar nicht; sie ist ja nur stets werdende Vergangenheit. Auf dem Ausgang allein ruht sein Blick; in ihm liegt ja die Bedeutung der Gegenwart.

Nun schwebt er freilich über den Ausgang seines Prozesses in völliger Unsicherheit. Aber er wägt auch nicht die Wahrscheinlichkeiten ab. Er hat ohne Zweifel darüber keinerlei Fühlung. Jedenfalls aber ist es für ihn nicht von wesentlichem Interesse; denn über das eine ist er *völlig gewiß*, daß diese ganze Angelegenheit ihm persönlich *zum Heile ablaufen wird*. Ganz einerlei, wie sie sich weiter entwickeln mag, das Ende muß doch sein ewiges Heil sein. Glückliche Orientirung in des Lebens Wechselfällen und Unsicherheiten, die ruhiges Licht und erhabenen Frieden spendet! „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist" — was er einst in der Freiheit mit solch hohen Worten eben diesen römischen Christen als Summe des Christentums geschrieben (Röm. 8, 38), jetzt bewährt er es in ihrer Mitte Wort für Wort. O Seligkeit des Christenglaubens; wie hebt er über alle rätselvollen Anfechtungen der Zeit hinaus, mit denen wir uns so leicht quälen!

Und für den Christen ist dies nicht eine bloße kühne Hypothese, das Kind des Wunsches, etwa noch mit blassen Theorien unterstützt. Für ihn ist es eine auf Erfahrung ruhende Gewißheit, auf der Erfahrung einer übermenschlichen Macht, die ihm *Handreichung thut* und dadurch das Unterpfand für jene Hoffnung ist. Der *Fürbitte* seiner Philipper will Paulus hier die Erfahrung danken. Die Macht selbst nennt er den *Geist Jesu Christi*. Denn wie er die ihm innewohnende geistige Kraft als eine sein individuelles Vermögen weit übersteigende spürt, so ist es ihm unverkennbar, wie sie ihm aus dem Glauben an Christus zuwächst, sodaß er darin nichts andres als den Geist Jesu, den als Geist in seinem Jünger wirksamen Christus zu sehen vermag. (Vergl. 2. Kor. 3, 17. 18. Gal. 4, 6, worin diese Handreichung bestand.) Jene alten Erfahrungen (Röm. 8, 16. 23. 26) wiederholten sich ihm, wie dieser Geist unsrer Schwachheit aufhilft, wie wir durch ihn Abba (lieber Vater) rufen, wo den natürlichen Menschen nur Furcht erfüllte, ja, wie er, wenn wir nicht zu beten wissen, wie sichs gebührt, selbst uns vertritt mit unaussprechlichem Seufzen. Aber vor allem erkennt er in der jetzigen Lage dieses Geistes Wirken in der ihn erfüllenden zuversichtlichen Hoffnung, daß er *nicht werde zu Schanden werden*, d. h. daß nicht etwa jetzt sein ganzer Glaube sich als eitle Schwärmerei erweise, der keine Wirklichkeit entspricht, die vielmehr vor der harten Wirklichkeit dieser Feindseligkeiten zerschellt, sondern daß *wie bisher stets, so jetzt Christi Machtherrlichkeit sich glänzend erweise an seiner Person, sei es durch Leben, sei es durch Tod*. Auch hier wieder das Aufgehen der Person in der Sache: nicht auf ein persönliches Mit Ehren bestehen rechnet er; es ist ihm ganz gleichbedeutend, ob es mit ihm persönlich zum Leben oder zum Tode gehe; nicht in diesem letzteren würde er daher, wie jeder andre, ein Zuschandenwerden erkennen. Nur wenn Christi Machtherrlichkeit nicht hervorträte, dann sähe er sich zu Schanden geworden. So sehr lebt er nur in ihm und für ihn!

Aber auch hier wieder die tiefe und geistige Auffassung! Nicht in irgend einem äußeren Wunder, wie es spätere Märtyrergeschichten zu berichten wissen, sondern *in dem vollen freudigen Freimute*, der bei jedem Stande seiner Sache ihm zu eigen bleibt, erwartet er jenen Macht- und Herrlichkeitserweis. Und der kann sich bethätigen im Sterben wie im Leben, dort als Todesfreudigkeit, worin die ganze Erhabenheit des ihn durchgeistenden Herrn über den Tod offenbar würde, hier als durch die Verfolgung unbeirrter Freimut in unerschrockenem Wirken für das Evangelium, wie zuvor. Wie oft seitdem in der Geschichte des Christentums hat sich diese Machtherrlichkeit Christi an seinen Jüngern bewiesen in ihrem Freimut im Streiten und Leiden für das Evangelium!

Ein Wunder, nein eine Thorheit dem, der nur des natürlichen Lebens Reize kennt. Ein allzu kühnes Zutrauen mindestens, möchte mancher denken, in des Paulus Lage. Aber ein Blick in sein Innerstes, den er uns hierbei thun läßt, macht alle Zweifel verstummen.

Denn mir ist das Leben Christus. Das ist das Geheimnis dieses Bewußtseins, dessen Größe schon in den wenigen Zeilen dieses Briefes so mächtig sich bezeugt hat: dieses Mannes ganzes persönliches Leben und dessen Interessen allzumal gehen ihm auf in Christus; dieser füllt sein Leben aus; was er lebt, das lebt er ihm, und nur was er ihm lebt, das ist ihm Leben. Alles andre berührt sein eigentliches Leben nicht; es bildet keinen Lebensreiz, es birgt keinen Lebensinhalt. Wie wird das Leben zugleich so unwichtig und doch so wichtig, wie wird es über alle Wechselfälle der Zeit und über alle Sorgen des zeitlichen Lebens weit hinausgehoben und in die Ewigkeit verwoben, wenn es so aufzugehen vermag in einem großen Ziele, in einer klar erfaßten Lebensaufgabe, selbst wenn wir sie nicht so zu formuliren vermöchten, wie hier Paulus thut. Aber sollten wir ein höheres Ziel, eine allumfassendere Aufgabe wissen? Christus, in welchem, wie der Glaube mit Paulus erkennt, „die Fülle der Gottheit" wohnt, das Ebenbild Gottes und darum das Urbild der Menschen; Christus, von dessen im Tode vollendetem Leben darum in die Gott suchende und doch von Gott getrennte Seele die Gewißheit jener Versöhnung mit Gott sich ergießt, durch welche aller Bann schwindet, der unsrer Kräfte freie Entfaltung lähmt, und alle Bitterkeit und Härtigkeit des Herzens sich in Liebe wandelt, die das Leben verklärt und durch Gemeinschaft reich und stark macht; Christus, in dem alle wahren Ideale verborgen sind, dessen Gestalt die höchsten Aufgaben stellt und die höchsten Ziele eröffnet; er, der unser Leben verklärend selbst als Leben, unzerstörbares Leben sich bewährt — sollten wir unserm Leben einen höhern Wert abgewinnen können, als wenn wir mit Paulus sagen: Mir ist das Leben Christus!?

Die Probe schließt Paulus sofort an! Das Leben geht ihm auf in Christus. An sich allein ists darum ohne Wert, eine Form ohne Inhalt. Sie mag zerbrechen, sobald ihr jener Inhalt fehlt. Weil aber der Tod seiner Natur nach das Wirken für Christus ausschließt, darum ist er an sich selbst nichts Schreckliches. Das Leben, das er raubt, ist ja kein Leben mehr. Ja, jene Lebensbestimmtheit wirkt mehr noch: Das Sterben ist Gewinn. Bringt es doch dem, deß Leben Christus ist, das Höchste: bei Christus zu sein. Mag auch hier jede Vorstellung versagen, die Lebenskraft des Geistes Christi bezeugt für ihn selbst, und die Gemeinschaft desselben Geistes mit dem Christen verheißt auch diesem solches Sein. Dann trennen ihn nicht mehr die Sichtbarkeiten, die Leiblichkeit an ihm und um ihn, von seinem Herrn. So hebt jene Bestimmung des Lebens auch des Lebens letzten, rätselhaften Widerspruch auf; statt daß er des Lebens Ziel zerstört, bringt der Tod es vollends ans Ziel. Er hebt nicht die Gemeinschaft, er hebt die letzte Trennung auf.

Nun verstehen wir die Zuversicht, daß der Apostel so im Tode wie im Leben freudigen Freimut bewahren und damit an ihm in beiden Fällen sich Christi Machtherrlichkeit erweisen werde. Dagegen mag mancher das sittliche Bedenken erheben, ob jene Lebensanschauung nicht neben dem Freimute, den sie wecken kann, eine ermattende, weltflüchtige und thatscheue Todessehnsucht zur Folge habe. Und oft genug hat sich solch krankhafte, ohne Frage unfromme Stimmung an unserm Apostelwort genährt und mit ihm gedeckt. Aber wahrlich mit Unrecht. Sie stammt nicht aus der Liebe, die nicht das eigne sucht, sondern das des andern ist, auch nicht aus der Liebe, der das Leben wirklich Christus ist. Diese Liebe will wirken und freut sich darum des Lebens, so lange es da ist; hat es doch einen herrlichen Inhalt und eine hohe Aufgabe. Was der Apostel behauptet, ist nur, daß trotzdem, ja eben darum, aber auch eben nur insoweit, als das Leben also bestimmt war, der Tod, wenn er denn einmal uns naht, nicht ein Unglück ist, vor dem wir zittern müßten, sondern ein Gewinn, deß wir uns freuen dürfen. Ergreifend bekennt er denn das Schwanken seiner Stimmung entsprechend dem Schwanken seiner Aussicht. Er fühlt sich wie im Gedränge zwischen den beiden Möglichkeiten. Wenn er denkt, es gehe zum Tode, dann füllt seine Seele das Verlangen, abzuscheiden und bei Christus zu sein. Aber zugleich weiß er, daß noch so viel zu wirken nötig ist; das fesselt ihn mächtig ans Leben. So hält er mit jedem Wunsche zurück; er will nicht sagen, daß er das eine oder das andre sich wünsche. Er giebt es völlig Gott anheim. Ja statt eignen Gedanken nachzuhängen, sucht er in Gottes Gedanken zu lesen. Und da glaubt er bestimmt zu sehen, daß er am Leben, im Fleische bleiben werde. Und rührend ist es, wie seine Liebe, die ihm dies eingiebt, weil es nötiger sei um ihretwillen, sofort auch, als müßte sie doch gegen jenes Verlangen, bei Christus zu sein, sich erwehren, in trauter Szene diese Aussicht ausmalt: er sieht sich weilen bei seinen Philippern und sie in ihrem Glauben fördern und freudig machen, sodaß durch ihn, wenn er erst wieder unter ihnen ist, ihr Ruhm vor Gott, d. h. das, was ihnen ihre Anerkennung, ihre Geltung vor Gott sichert, also ihr christliches Leben, sich weiter entfalte in Christo Jesu, in dem es ja, wie er nie zu sagen vergißt, seine Quelle hat, wenn auch der Apostel sie ihnen zuführt. — Ob nun wohl ihre Besorgnis gehoben ist? Ein solches Leben bot für Sorge nicht Raum! Ein Echo klang wohl in ihrer Seele wieder von dem Worte, mit dem er begonnen: Freuen werde ich mich! — O wer diese Freude teilte! v S

Unsre Haltung gegenüber dem römischen Katholizismus

Der konfessionelle Gegensatz verschärft sich zusehends. Streit- und Beruhigungsartikel füllen bereits die Tagesblätter, nachdem sie lange genug sich vor einer Bewegung versteckten, die ihnen unbequem war. Die Aachener Heiligtumsfahrt, der Solinger Zwischenfall und der Windthorstsche Schulantrag setzen immer von neuem Federn und Gemüter in Bewegung; und während dieser Artikel durch die Presse geht, werden die Verhandlungen des Evangelischen Bundes zu Duisburg den Beschwerden, Wünschen und Forderungen des deutschen Protestantismus einen lauten und öffentlichen Ausdruck geben.

Krieg ist immer ein Uebel. Wir teilen den patriotischen Schmerz derer, welche unserm deutschen Volke gern den konfessionellen Frieden erhalten wüßten, von Herzen. Aber wir sind der Meinung, daß vom konfessionellen Frieden bei der Haltung Roms gegenüber unsrer Kirche seit Jahren nicht mehr die Rede sein konnte und daß nur Kurzsichtigkeit oder Falschheit uns Protestanten einen einseitigen Frieden zumuten kann.

Manchem unsrer Leser ist in diesen Spalten ja zu viel von Rom die Rede gewesen. Uns auch. Als wir das Blatt gründeten, war uns allerdings klar, daß wir gegen römischen Irrtum und römische Uebergriffe von Glaubens und Gewissens wegen eine scharf ablehnende Haltung zu beweisen hätten; aber daß die Polemik so viel Raum in Anspruch nehmen würde, fürchteten wir nicht. Der Herausgeber bekennt, daß er oft über die Fülle römischen und antirömischen Stoffes seufzt, der zur Veröffentlichung drängt; denn erstens giebt es für den, der Rom aus Geschichte und Gegenwart einmal kennen gelernt hat, nichts Eintönigeres, als das überall in seiner Art sich gleich bleibende römische Wesen; zweitens aber fehlt es wahrlich in unsrer Zeit nicht an andern Aufgaben und uns nicht an Lust und Mut, auch diese Aufgaben fröhlich anzugreifen. Und wenn wir dennoch manches Nötige sonst haben liegen lassen, um immer wieder auf die römische Gefahr hinzuweisen: Leser in rein evangelischen Landen mögen uns ja vielleicht darum gescholten haben; aber die Brüder in der Diaspora, die, welche draußen auf Vorposten im harten Kampfe stehen, unsre Brüder am Rhein und in Oesterreich, in Italien und in Spanien haben uns wohl verstanden.

In Kriegszeiten müssen manche Friedenswünsche schweigen. So lange die gebildeten Protestanten hinsichtlich der konfessionellen Unterschiede gemeinhin noch so ungebildet sind, so unwissend und schwankenden Urteils gegenüber dem Auftreten und Geiste Roms, so lange ist es Pflicht der evangelisch-kirchlichen Presse, die irrigen Begriffe und Urteile zu berichtigen. Es ist begreiflich, wenn

die Gleichgiltigen, für welche Bekenntnis und Glaube ein überwundener Standpunkt sind, die mit Pilatus die Achseln zucken: Was ist Wahrheit?, jede Erörterung christlich-konfessioneller Fragen fliehen und auch dem jetzt entbrannten Kampfe gegenüber wehren und schelten: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Wer aber der Ueberzeugung lebt, daß es nur eine Wahrheit und ein Heil geben kann*) und daß nichts in der Welt entschlossener bekämpft werden muß als der Schein, der Irrtum und die Lüge, der wird zwar die Notwendigkeit der gegenwärtigen Auseinandersetzungen mit uns innig beklagen, aber sich der Verpflichtung nicht entschlagen, dabei Stellung zu nehmen. Oder giebt es eine ärmlichere, verächtlichere Haltung als die, zu sagen: Ihr habt Recht zu kämpfen, ja es muß wohl sein — aber mich laßt davon!? Frauen geziemt solche Friedfertigkeit; sie haben nicht den Beruf, die Waffen zu führen: Männer schändet Fahnenflucht.

Worin aber liegt die Gefahr der Lage? Nicht darin, daß die römische Kirche den äußern Besitzstand des Protestantismus irgend erheblich gefährdet. Die Freizügigkeit und ein paar Uebertritte mögen die Verhältnisziffer der beiden Konfessionen hier und dort verändern: was hat das zu besagen! Da mag Gewinn und Verlust auf beiden Seiten sich ungefähr ausgleichen. Drei andre Thatsachen machen die Lage so ernst:

1. Die innere Entchristlichung des römischen Katholizismus selbst.

2. Die Erfüllung vieler evangelischen Gemüter mit römischen Idealen.

3. Der Mangel einer protestantischen Politik bei unsern protestantischen Staaten.

Was das Erste, die innere Umwandlung des römischen Katholizismus, anlangt, so ist der im vatikanischen Konzil zum Durchbruch gelangte jesuitische, ultramontane, römische Geist zwar auch früher in der katholischen Kirche vorhanden und mächtig gewesen: aber er hat seit lange nicht so frech und tyrannisch, so ohne Widerstand in ihr geherrscht wie heute. Es werden eben die Konsequenzen des Vatikanums je mehr und mehr offenbar. Hiervon haben wir in größern Aufsätzen und kleinern Mitteilungen unsern Lesern vielfach den Beweis gegeben; weitere Belege werden folgen.

Daß aber innerhalb des evangelischen Deutschlands die Gemüter vieler mit römischen Idealen erfüllt sind, zeigt sich schon darin, daß der Widerspruch gegen das neukatholische, jesuitische Wesen von vielen gar nicht als Gewissenssache empfunden wird. Aber mehr noch: welche urteilslose Bewunderung der Disziplin in der römischen Kirche! Ist die Disziplin oberste Tugend des Christen, so war die Reformation kein christliches Werk; denn dreifach hat Luther gegen die Disziplin gesündigt, als Mönch, als Katholik und als Reichsunterthan. Und doch ist diese Begeisterung für Disziplin nur ein Stück von der Verwirrung, welche das Aufkommen der römischen Kirche nachgerade auch in den Köpfen von Theologen und sogenannten Kirchenpolitikern angerichtet hat; es will manchmal scheinen, als sollte ihnen der evangelische, Lutherische Begriff der Kirche darüber ganz abhanden kommen!

Und unsre protestantischen Staaten? Und Preußen vor allen? Ist es nicht vor aller Augen, daß es ihnen an einer bewußten, kräftigen, protestantischen Politik mangelt? Nur eine protestantische Staatskunst kann wahrhaft paritätisch sein; katholische Staaten nehmen, um Parität üben zu können, protestantische Grundsätze an und verleugnen ihre katholische Ueberlieferung; aber das protestantische Preußen bequemt sich Rom zuliebe zur Hintansetzung der Rechte seiner protestantischen Bürger und zu Konzessionen an die unersättlichen Ansprüche römischer Alleinherrschaft. Bei der Hauptversammlung des Gesamt-Gustav-Adolf-Vereins zu Düsseldorf im Jahre 1886 blieb die preußische Regierung unvertreten (anders 1887 die bairische zu Nürnberg!); dagegen an der Aachener Heiligtumsfahrt durfte (oder mußte?) der protestantische (!) Regierungspräsident samt den übrigen Mitgliedern der Regierung, dem Offizierkorps, den Gerichts- und Postbeamten u. s. w. sich beteiligen!*) Während „jeder Schustergesellenverband und Rauchklub seine Schelmenlieder singen kann," verbietet der Bürgermeister von Solingen einer Protestantenversammlung den Gesang des Liedes „Ach bleib mit deiner Gnade." Während Luthers Ehre den ultramontanen Lästerungen frei gegeben wird, darf Tetzel mit seinem Ablaßunfug nicht über die Bühne gehen. An der ganzen Erregung, welche den gläubigen Protestantismus erfaßt hat, ist nichts so sehr schuld als das Ungeschick der preußischen Regierung oder ihrer Organe, gegenüber beiden Bekenntnissen Gerechtigkeit zu üben. Das aber kommt davon, daß man von einer protestantischen Politik, die an sich Toleranz andrer Bekenntnisse in sich schließt und die allein bewährter preußischer Ueberlieferung entspricht, zu einer romfreundlichen überging. Es ist hohe Zeit, diesen Fehler gutzumachen!

Liegt in diesen Thatsachen die geschichtliche Notwendigkeit des Kampfes begründet, so haben wir doch nur unter einer Bedingung auch das christliche Recht zum Kampfe: nämlich wenn wir in Rom den Unglauben selbst bekämpfen. Rom ist der Unglaube. Ja schlimmer, es ist der mit dem Namen Christi geschmückte Unglaube. So scharf das klingen mag, so kann doch einzig und allein die Richtigkeit dieser Behauptung den Kampf gegen Rom rechtfertigen.

Noch Münkel konnte in der letzten Nummer seines Neuen Zeitblattes schreiben: „Beide Kirchen haben einen gemeinsamen Feind gegen sich, den zeitgeistigen Unglauben." Das war richtig, so lange die katholische Kirche christliche, evangelische Elemente in sich walten und wirken ließ. Aber der antichristliche Geist hat im offiziellen herrschenden Katholizismus über diese triumphirt. Auch jetzt hat zwar die katholische Kirche noch viele fromme und treue Christen in sich: möge Gott ihre Zahl mehren! Möge er ihren Glauben stärken und sie bewahren als eine Aussaat auf bessere Zeiten! Sie leben in ihrer Kirche jetzt eine schwere Stunde. Sie sind nicht etwa alle im Altkatholizismus ausgeschieden; gar manche haben eine bessere Erkenntnis, als sie der unfehlbare Papst besitzt, mit unter die Herrschaft des Vatikanums hinübergerettet. Sie halten auch mit uns noch freundliche Nachbarschaft: so erfreuen wir im Königreich Sachsen unter einem katholischen Fürsten uns wirklich noch des konfessionellen Friedens. Aber während man von dem einzelnen frommen Protestanten allerdings mit einem gewissen Rechte sagen kann: er ist die Kirche, so ist ein frommer Katholik bei weitem nicht seine Kirche! Die römische Kirche, dieser stolze, sichtbare Bau, will als Ganzes beurteilt sein. Und da kann kein Zweifel sein: das Antichristentum macht in ihr reißende Fortschritte. Seit dem Vatikanum übt sie fester und immer fester eine beängstigende Gewissensknechtschaft über die Gemüter aus. Die Aachener Heiligtumsfahrt — wir haben von ihr geschwiegen, offen gestanden, weil uns ein Grauen davor überkam, daß solcher Spuk von einer christlichen Kirche getrieben werden kann im Namen dessen, der uns gelehrt hat, im Geist und in der Wahrheit anbeten. Die Aachener Heiligtumsfahrt kann ein gläubiger Protestant gar nicht anders beurteilen, denn als Götzendienst und Gotteslästerung. Es ist im Grunde dasselbe, was die Gaukler in Afrika und Indien treiben, mit denen unsre Missionare ringen. Und wenn es so weitergeht, daß die römische Priesterschaft unsre katholischen Volksklassen hermetisch abschließt

*) Das ist aber etwas ganz andres, als eine alleinseligmachende Kirche lehren!

*) Betreffs der Aachener Heiligtumsfahrt richtet Gymnasialdirektor Dr. Oskar Jäger in Köln im Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen folgende Interpellation an diejenigen, welche es betrifft: „1. Ist es wahr, was in öffentlichen Blättern zu lesen war, daß bei der Eröffnungsfeier der sogenannten Heiligtumsfahrt auch die Mitglieder der königlichen Regierung, des Landgerichts, die Lehrkörper der höheren Schulen, das Offizierkorps in corpore zugegen gewesen sind? 2. Ist anzunehmen, daß die Mitglieder dieser Körperschaften, gleichviel ob katholisch oder protestantisch, an die Echtheit der ausgestellten Reliquien geglaubt haben? 3. Wenn dies nicht der Fall — wie anzunehmen, da die Mehrzahl der Beteiligten dieser Kategorien auf deutschen Hochschulen studirt hat —, so ergiebt sich, daß denselben die passive Assistenz bei einem Akte dieser Art als etwas sittlich Indifferentes erscheint, und daraus mit Notwendigkeit weiterhin die Frage: 4. Was kann von seiten der Regierung und was kann überhaupt zur Pflege der Charakterbildung und zur Förderung des Wahrheitssinnes auf deutschen Universitäten geschehen? Dr. Oskar Jäger."

gegen jeden Luftzug protestantischen Geistes, gegen jede Regung der Denk- und Gewissensfreiheit, dann werden wir erwägen müssen, ob wir nicht die heilige Pflicht haben, auch ihnen Missionare zu senden, die sie das Wort der Wahrheit lehren. Aber vielleicht kommt es doch noch zu einer kräftigen Reaktion der christlichen Elemente innerhalb der römischen Kirche selbst. Inzwischen bleibt zu befürchten, daß es einen Riß giebt in unserm Volke, den keine Staatskunst wieder zusammenschweißen kann. Kurzsichtige Thoren, die da meinen, in unsrer aufgeklärten Zeit könne der römische Aberglaube so stark nicht mehr werden. Die Aufklärung hat noch nie so viel Kraft besessen als der Fanatismus. Gewachsen ist dem Aberglauben nur der Glaube, dem Romanismus nur der in Gott freie Protestantismus, dem Antichristentum nur das evangelische Christentum. Und hier allein liegt für uns das heilige Recht des konfessionellen Kampfes, ja vielmehr die heilige Verpflichtung dazu.

Und nun sollten doch Blätter, die sich christlich dünken, nicht immer reden von der „bloßen Negation gegen Rom," mit welcher der Evangelische Bund und alle, die zu ihm stehen, nichts ausrichten würden. Gewiß, es giebt eine bloße Negation gegen Rom, und die wird nichts ausrichten. Aber sie begründet keinen Bund, sie eifert und predigt nicht; sie schimpft und spottet — und verkriecht sich. Den dreißig-, vierzigtausend Männern des Evangelischen Bundes, die doch jedenfalls nicht zu den Indifferenten gehören, bloße Negation vorzuwerfen, ist Unbesonnenheit und Schlimmeres. Wer an den heutigen konfessionellen Kämpfen sich beteiligt, thut es gewiß nicht ohne ein Bewußtsein der hohen, ewigen Güter, die er der Reformation verdankt; denn bequem und vor der Welt angenehm ist solche Haltung nicht. Also bitten wir Kreuzzeitung und Gefolge, ihre leichtfertigen Beschuldigungen endlich zu unterlassen. Uns treffen sie nicht.

Der gegenwärtige Geisteskampf gegen Rom ist, ich wiederhole es, auch in unsern Augen ein Übel. Aber wir dürfen ahnen, wozu uns Gott diese Züchtigung sendet. Er will uns heilen von unsrer Lauheit und Gleichgiltigkeit, von unsrer Undankbarkeit gegen sein lauteres, freimachendes Evangelium!

Wie die Dinge sich weiter entwickeln sollen, wenn die preußische Kirchenpolitik so fortfährt, Roms Uebermut immer mehr zunimmt, die Leidenschaften auch auf unsrer Seite immer mehr rege werden und die konfessionelle Bewegung noch weiter und tiefer ins Volk dringt — wir wissen es nicht. Uns bleibt nur der Wunsch und die Bitte: Möchte die Heimsuchung unserm Volke zum Segen dienen und nach einem im Glauben treu geführten Kampf uns ein Friede erblühen, in dem zu Gottes Ehre fröhliche Saaten gedeihen und reifen! R

Emil Frommel und seine Schriften

2. Seine Schriften

Die zahlreichen Schriften Frommels teilen sich von selbst in drei Gruppen: Geistliche Reden, Feuilletons und Erzählungen.

Wie es scheint, hat Frommel seine schriftstellerische Thätigkeit mit der Herausgabe einiger Predigten begonnen. Bereits in den fünfziger Jahren, da er noch Hofdiakonus in Karlsruhe war, gab er, noch ein Zwanziger, die Predigten über die zehn Gebote, die über das Gebet des Herrn und eine Sammlung Trinitatispredigten heraus. 1872 folgten „Allerlei Festreden"; sonst hat er nur hie und da einmal auf besondern Wunsch seiner Zuhörerschaft eine geistliche Rede drucken lassen, wie die schöne Predigt beim Friedensdankfeste 1871. An homiletischen Zeitschriften hat er nur sparsam mitgewirkt. Es ist nicht viel, was uns vorliegt; aber was er uns geliefert hat, das ist durchaus der Beachtung wert. Frommel hält keine Predigten nach streng akademischer Schablone, und mancher Professor der Homiletik möchte wohl allerhand daran auszusetzen haben. Er ist viel zu sehr Mann des Lebens, als daß er sich von den „spanischen Stiefeln" des hergebrachten Schlendrians imponiren ließe. Die aschgraue Theorie genügt ihm nicht. So tritt er denn auf nicht eigentlich als Redner, sondern mehr als Zeuge, der wie der Volksprediger Römheld seine ganze Homiletik zunächst in dem untersten Satze wurzeln läßt: „Sieh, wie dus an den Mann bringst!" Demgemäß thut unser Prediger frisch und fröhlich seinen Mund auf und versteht es vortrefflich, den Text ad hominem zu demonstriren, das harte Dogma flüssig zu machen und auf Grund reichster Herzens- und Lebenserfahrungen gründlich ins Leben umzusetzen.

Wir haben den Mann noch nicht selber predigen hören, aber wir fühlen es seinen herzlichen, muntern Predigten, die nicht mit dem Kopfe allein, sondern wesentlich mit dem Herzen gearbeitet sind, schon beim Lesen ab, daß sie dem Zuhörer auch zu Herzen gegangen sein müssen. Den besten Eindruck macht oft schon das Thema einer Predigt von ihm, wie wenn er einmal in einem Dorfkirchlein über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde predigt: „Sorget nicht! Wir dürfens nicht, es ist Götzendienst; wir wollens nicht, es ist Thorheit; wir brauchens nicht, denn wir sind Gottes Kinder; wir könnens nicht, denn wir haben Besseres zu thun."

Mehr indes als auf dem Gebiete der Predigt hat Frommel auf andern Gebieten, zunächst auf dem Felde des Feuilletons, geleistet.

Das Feuilleton steht nun freilich bei manchen Leuten in üblem Geruch. Man denkt dabei gewöhnlich an Ungründlichkeit, Seichtigkeit, Oberflächlichkeit, und das „christliche" Feuilleton, um einmal diesen Ausdruck zu gebrauchen, ist „christlichen Kreisen" oft geradezu widerwärtig. Indes das Feuilleton braucht ja nicht immer seicht zu sein, und seine Pflege ist für unsre Zeit geradezu ein Bedürfnis. Wir können doch nicht alle gelehrte Leute sein, die nichts andres als dickleibige Bücher zur Hand nehmen, wenn sie sich belehren und unterhalten wollen. Das Volk will andre Speise haben, leichter verdauliche Kost. Und jede Zeit hat ja ohnehin ihre besondern litterarischen Aufgaben und Bedürfnisse. Das sechzehnte, siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert mag das Zeitalter der Folianten und Quartanten gewesen sein. Heutzutage ist das anders geworden. Wer jetzt etwas wirken will, schickt keinen Schweinslederband von einem halben Zentner Gewicht in die Welt hinaus, sondern hält einen Vortrag, schreibt eine Broschüre oder verfaßt einen leichtbeschwingten Zeitungsartikel. Es gilt eben auch hier, die Zeit zu studiren, die Zeit zu verstehen und die Zeit auszukaufen. Die Zeit aber greift nach Feuilletons; darum gilts, der Zeit entgegenzukommen, und Frommel ist ein Meister in diesem Fache mehr noch als Otto Funcke, der christliche Feuilletonist par excellence, der ja gewiß recht schöne Sachen geliefert hat, der aber nicht selten den Eindruck des Gesuchten zurückläßt, während Frommel viel naiver, frischer, urwüchsiger ist, als sein reformirter Genosse.

Auf dem Gebiete des Feuilletons entfaltet sich seine ganze Art voll und frei. Muß er sich naturgemäß bei seinen Reden an heiliger Stätte immer einen gewissen Zwang auferlegen, so läßt er in seinen Feuilletons, wie er sie im Daheimkalender, in der neuen Christoterpe und sonst veröffentlicht und nachmals in seine „Gesammelten Schriften" aufgenommen hat, seinem köstlichen Humor und seinem anmutigen Schilderer- und Erzählertalent freien Lauf. Das fließt alles so munter dahin, daß man, wenn man einmal angefangen hat, nur schwer wieder aufhören kann. Die Sprache ist mit großer Virtuosität gehandhabt. Und was den Inhalt angeht, so möchte man bald laut auflachen, um gleich darauf eine Thräne sich aus dem Auge zu drücken, eine Wirkung, die eben nur der echte Humorist hervorzubringen vermag.

Man mache die Probe und lese einen der köstlichen Aufsätze, deren Titel schon zur Lektüre reizen, und man wird ihn erhoben und erbaut, unterhalten und erquickt aus der Hand legen, um ihn nach ein paar Wochen mit derselben Wirkung wieder zu lesen. Welch eine Fülle von feinen Beobachtungen ist nicht in dem Artikel „Minutenbilder auf Reisen" niedergelegt! Wie angenehm berühren nicht die ernst-heitern Bilder „Aus der Kinderstube" jedes unverdorbene Gemüt! Welch feine Winke für die gebildete Welt enthalten nicht die trefflichen Gedanken „Ueber Gesellschaften und Geselligkeit"! Wie gemütlich und erbaulich lesen sich nicht die Skizzen „Von Taufen, Hochzeiten, vom Scheiden der Menschenkinder," „Allerlei von Taufen, Hochzeiten und Be-

gräbnissen," „Storchnester auf allerhand Häusern," „Dorfpoesie," „Eine Zimmerreise," das Büchlein über „Die Kunst im täglichen Leben" und der Aufsatz über die „Orgel"! Und um den oben berührten Vorwurf von der unvermeidlichen Seichtigkeit des Feuilletons zu entkräften, sei nur auf einen Aufsatz Frommels noch hingewiesen, aus dem sich jedermann reiche und gründliche Belehrung zu holen vermag, „Christentum und Humor." Mit besondrer Liebe hat Frommel gerade an diesem Artikel gearbeitet, denn er hat darin seine ganze Weltanschauung niedergelegt. Der Humor, der echte Humor, das ist seine Weltanschauung, der Humor, der unter Thränen lächelt und unter Lachen weint, der über dem Grabe die ewige Freude im Himmel droben und beim Hochzeitsjubel die Leichenklage nicht vergißt, der über die Sorgen und Mühseligkeiten dieses Erdenlebens freundlich hinweghilft und der Freude allezeit einen milden Dämpfer aufsetzt, der Humor, der uns zeitlebens das kindliche Herz bewahrt mit seiner eingehüllten Sehnsucht nach der ewigen Heimat, der Humor, wie er die besten und größten unsrer vom Odem des Christentums berührten Dichter und Denker beherrscht hat, einen Hans Sachs und Valentin Andreä, einen Valerius Herberger und Balthasar Schuppius, einen Matthias Claudius und Fritz Reuter, ganz zu geschweigen einen Shakespeare und Addison, einen Thackeray und Dickens und hundert andre, der Humor, wie er schließlich auch der heiligen Schrift eigen ist, wenn sie sagt: „Als die Traurigen und allezeit fröhlich, als die Sterbenden und siehe wir leben, als die nichts inne haben und doch alles haben," der Humor, der darum auch den echten Christen nicht fremd sein darf, da sie ja „Gott zum Zentrum und die ganze Welt zur Peripherie" haben und demgemäß singen und sagen können:

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Busen trägt.

Ebenso bedeutend wie als Feuilletonist ist Emil Frommel als Volksnovellist, als Verfasser von Erzählungen und Geschichten, wie sie das Volk so gerne liest.

Auf diesem Gebiete hat seit etwa fünfzig Jahren kein Mangel an guten und trefflichen Leistungen geherrscht. Wer nennt sie alle die Namen, die zu Nutz und Frommen des leselustigen Volkes hier ihre Federn in Bewegung gesetzt haben, die Hebel, Gotthelf, Caspari, Glaubrecht, Nieritz, Horn, Stöber, Wildenhahn, Josephson, Schubert und andre! Ihre Zahl ist Legion. Was ists aber, das unsern Frommel von ihnen allen unterscheidet und ihn über nicht wenige so hoch emporhebt?

Wir meinen, es ist nicht der Umfang seiner Leistungen. Haben wir auch eine schöne, stattliche Anzahl von Bändchen aus seiner Feder, zu viel ist es nicht; und um nur einige der oben genannten Männer vergleichsweise heranzuziehen, ein Gotthelf, ein Glaubrecht, ein Nieritz, ein Horn, jeder von ihnen hat ungleich mehr geschrieben als Emil Frommel, der ja wohl durch seine amtliche Stellung verhindert werden mag, mehr auf den Markt zu bringen, oder vielleicht in weiser Bescheidung sich selber Schranken setzt.

Auch die Größe und Erhabenheit der Stoffe ist es nicht, welche den Frommelschen Schriften besondern Wert verleiht. Seine Stoffe sind manchmal an sich ziemlich unbedeutend; auch ist es ihm nicht darum zu thun, durch Abwechselung in den Stoffen anzuziehen.

Noch weniger ist seinen Schriften kunstmäßiger Aufbau charakteristisch, wie er von manchen unsrer modernen Novellisten und Romanschreiber beliebt wird und wie er z. B. auch bei Fries sich findet. Manche Erzählungen Frommels entbehren sogar eines Knotens, einer novellistischen Spitze und sind einfache Reisebeschreibungen oder Schilderungen sonstiger Erlebnisse, deren Komposition vor dem Richterstuhle der Poetik keine Gnade finden würde.

Ganz andre Dinge, so ziemlich die Gegensätze der angeführten Merkmale sind es, welche den Arbeiten Frommels so große Anziehungskraft verleihen und sie auch in weltlichen Kreisen beliebt gemacht haben.

Frommel pflegt seine Stoffe mit Vorliebe dem realen Leben zu entnehmen. Er hebt sie sozusagen auf der Gasse auf, und das ist schon ein großer Vorzug. Was hilft es, wenn ein Schriftsteller seine Gestalten von seiner Phantasie sich eingeben läßt und dann Dinge zu Tage fördert, die keine Spur mehr von der Wirklichkeit an sich tragen? Das Volk wenigstens vermag mit solchen Gebilden schlechterdings nichts anzufangen, es will Gestalten mit Fleisch und Blut. Und solche Gestalten hat Emil Frommel gezeichnet. Nicht umsonst hat er daheim als Kind den Erzählungen seiner Eltern und Großeltern aus ihren Jugendtagen gelauscht, in den Chroniken seiner engern und weitern Heimat sich umgesehen und unter Bauern und Bürgersleuten, unter Zivilisten und Soldaten, unter Grafen und Fürsten gelebt. Er kennt die Menschen und weiß sie so getreu und lebendig zu schildern, daß sie fest im Gemüte haften bleiben. Und merkwürdig, gerade für sogenannte gewöhnliche Menschen, an denen andre achtlos vorübergehen, hat er ein ganz hervorragendes Beobachter- und Erzählertalent. Bald schildert er einen alten, knorrigen, adligen Hagestolzen, der nach und nach an einer gleichfalls adligen Dame voll griesgrämlichen Sinnes die edle Tugend der Geduld lernt; bald einen ehrsamen Handwerksmann, der durch eine reiche Erbschaft um sein bischen Christentum kommt, bis er durch eigne Schuld das Geld verliert und durch göttliche Fügung den Glauben wiederfindet; bald wieder einen dummdreisten Bauersmann, der hoch hinaus will und zuletzt einen tiefen Fall thut, aus diesem Fall aber sich geistlich wieder erhebt. Daneben erzählt er ein lustiges Soldatenstücklein oder ein heiteres Reiseerlebnis mit zwei braven Steiermärkern, oder wie sein Großvater mütterlicherseits eine alte Schuld einkassirt, oder gar was sein Schneider für merkwürdige Schicksale durchgemacht hat. Mit besondrer Vorliebe hat er auch eine Reihe Biographien gezeichnet, meist von solchen Personen, die dem Volksleben mit seinen kleinen Angelegenheiten und Sorgen nahe standen, so „Katharina Zell und Luise Scheppler, Pfarrfrau und Pfarrmagd," „J. A. Strauß," „Aloys Henhöfer," und dergleichen volkstümliche Originale. In unsrer Zeit, so bemerkt er sehr richtig —

In unsrer Zeit, die alles abschleifen will, was von Besonderheit an einem Menschen ist, und mit ihrem Allerweltshobel alle abhobelt, ists für Menschen, die Sinn für ausgeprägte Persönlichkeiten haben, doppelt erquicklich, in solch ein Leben zu schauen, das seine Ecken und Kanten, aber auch seinen Goldgehalt hat.

Dem Leben also, dem vollen Leben sind seine Stoffe entnommen, dem Leben, von dem der Dichter sagt: Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihrs packt, da ists interessant.

Aber freilich viele greifen ins Leben hinein und bringen doch mit all ihrem Realismus nichts Anziehendes zu stande. Die französischen Naturalisten kopiren das Leben, und ihre Produkte sind uns widerwärtig. Es fehlt jener idealisirende Hauch, welcher jedem deutschen Schriftsteller, mag er noch so realistisch sein, wenigstens bis zu einem gewissen Maße eigen ist. Diesen idealisirenden Hauch, wir finden ihn auch bei Frommel. Er läßt auf alles, was er unter die Hände bekommt, die milde, warme Sonne seines Gemütes strahlen, und sie umgiebt alle seine Gebilde mit freundlich goldenem Schimmer. Seine Erzählungsweise ist nicht kalt objektiv, sondern durchaus herzlich subjektiv. Wo ers für gut findet, da hält er mitten in der Erzählung mit seinen bald heitern, bald ernsten, immer aber fesselnden Zwischenbemerkungen nicht zurück, und wenn er zur Abwechselung einmal den Leser anredet oder ihm am Schlusse noch einige „Items" mit auf den Weg giebt, da ist dies mitunter von bester Wirkung.

Ein nicht zu leugnender Vorzug der Frommelschen Schriften liegt weiter in ihrer Sprache. Frommel hat seine Sprache für sich. Er hat sie auch dem Volke abgelernt, und doch ist es eine ganz eigne Sprache, klar wie ein Waldbach, fließend, bestimmt, derb, wo es sein muß, und dann auch wieder einschmeichelnd, wenn es die Gelegenheit giebt, das gerade Gegenstück der sogenannten Büchersprache, urwüchsig und frisch, so wie der Genius des Volkes selbst.

Sollen wir noch ein Charakteristikum der Volkserzählungen Frommels nennen, so wäre es dies, daß bei ihm die christliche Tendenz schlechterdings nie störend hervortritt. So prächtig die Schriften von Gotthelf, von Fries, Evers und vielen neuern auch sein mögen, den Vorwurf kann man ihnen nicht ersparen,

daß sie den christlichen Firniß oft etwas zu dick aufgetragen haben. Für bewußt christliche Leser ist das ja nun freilich kein Schade, im Gegenteil; — aber die dem Reiche Gottes ferner stehenden Leser, die ja doch durch derartige Schriften mit gewonnen werden sollen, nehmen leicht daran Anstoß, wenn der Autor gleich mit der Thür ins Haus fällt; sie merken die Absicht und sie werden verstimmt, und der Schriftsteller hat nicht Nutzen, sondern im besten Falle eben gar keine Wirkung erzielt. Da ists nun schön bei Emil Frommel, daß er in der christlichen Färbung Maß und Ziel gehalten hat und frei von aller Salbaderei und frommen Gespreiztheit seinen Tränklein nur so viel Tropfen aus Gottes Apotheke hinzuthut, daß es jeder Durchschnittsmensch vertragen kann. Er bietet nicht bloß Weltliches, wie dies bei seinem Landsmanne und Kollegen Johann Peter Hebel der Fall ist, noch weniger bloß Geistliches, wie das etwa die Manier seines andern Landsmannes, des Katholiken Alban Stolz, ist: nein, er hält die rechte Mitte zwischen diesen beiden Landsleuten und Geistesgenossen. Hebel gegenüber erscheint er auf den ersten Blick als der, der allezeit Salz aus bekannter Quelle bei sich hat, welches dem guten rheinländischen Hausfreunde mitunter ausgegangen zu sein scheint; Alban Stolz gegenüber bewährt sich Frommel sofort als der weitherzig evangelische Christ, der nicht in schwüler Klosterluft lebt und webt, sondern an allem Guten, Wahren und Schönen in Leben, Kunst und Wissenschaft, in Arbeit, Ernst und Scherz lebendig teilnimmt nach dem apostolischen Grundsatze: Alles ist euer, — der ihm eben nicht bloß eine Erlaubnis ist, sondern auch eine Mahnung.

Und nun würde es nur noch erübrigen, nach dieser allgemeinen Charakteristik die einzelnen erzählenden Schriften Frommels Revue passiren zu lassen. Dem Zwecke dieser Zeilen gemäß können wir indessen nur auf einige wenige derselben mit ein paar Worten zurückkommen. „Lesen Sie den Heinerle von Lindelbronn, so schrieb er dem Verfasser dieser Skizze einmal, und dann haben Sie mich mit allem Guten und Bösen!“ Und in der That mag der Heinerle, eine seiner ersten Schriften, auch dem Werte nach die erste sein, und wer Frommel noch nicht kennt, wird gut thun, durch dieses Buch ihn kennen zu lernen; gefällts ihm nicht, meint Frommel einmal, so kann er ja seine fünfundsiebzig Pfennige wieder heraus kriegen, muß aber natürlich auch das Buch wieder hergeben. Daneben sind alle die kleinen Geschichten höchst empfehlenswert, welche Frommel unter den Titeln „Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn,“ „Aus vergangenen Tagen,“ „Aus dem untersten Stockwerk,“ „In des Königs Rock,“ „Feldblumen,“ „Treue Herzen u. s. w. gesammelt hat. Die kleinen Geschichten sind ihm unsers Erachtens überhaupt am besten gelungen. Doch liest man auch die größern Erzählungen, wie den „Ratschreiber,“ „Aus einem Kellnerleben“ und „Die Gräfin“ gern, unter denen wir die letztere, ein Jugendwerk, in dem sich schon der ganze Frommel zeigt, ganz besonders hervorheben möchten. Noch ein Büchlein wollen wir nicht vergessen, das hier am besten mit erwähnt wird, das sind die trefflichen „Bilder aus Dr. Martin Luthers Leben,“ welche im Lutherjahre entstanden sind und eine weite Verbreitung im Volke erlebt haben. Aber wo wollten wir aufhören, wenn wir alles Gute und Schöne, was wir von Frommel haben, einzeln aufzählen wollten! Das Beste wird sein, der Leser schreibt an die Buchhandlungen von Steinkopf in Stuttgart, Klein in Barmen und Wiegandt und Grieben in Berlin und läßt sich schicken, was Frommel da in Druck gegeben hat.

Alles in allem müssen wir sagen, wir haben hier einen hochbegabten, ganz eigenartigen Volksschriftsteller vor uns. Seine Schriften gleichen nicht den Eintagsfliegen und Monatsrosen, sie haben bleibenden Wert. F B

Rizpa, die Tochter Ajas

Was that Rizpa, die Tochter Ajas? Diese Frage habe ich schon gar manchen Theologen und Laien vorgelegt, ohne eine Antwort darauf zu erhalten. Und ich frage nun dich, lieber Leser, und insbesondre dich, verehrte Leserin: Weißt du, was jenes Weib in Israel gethan hat? Ich fürchte, es werden am Ende auch unter den Lesern dieses Blattes nur wenige davon wissen. Und doch handelt es sich um einen der ergreifendsten Züge von Mutterliebe, die uns die Geschichte berichtet. Fände sich die Erzählung bei Homer oder im Nibelungenliede, oder wäre sie durch Shakespeare oder Goethe verherrlicht: der Name Rizpa wäre auf aller Lippen. Nun aber steht die Geschichte freilich in einem Buche, mit dem der auf der Höhe moderner Bildung sich wähnende Durchschnittsmensch wenig anzufangen weiß, und da ist es denn ganz natürlich, daß vielen jene alten Ueberlieferungen längst verklungen sind.

Aber wenn du, lieber Leser, wie ich hoffe, noch nicht auf dieser Dutzendmenschen-Kulturhöhe angekommen bist, so bitte ich dich, schlage einmal das zweite Buch Samuel auf und lies, was dort im 21. Kapitel, vom ersten bis zum vierzehnten Verse, geschrieben steht! Es ist ja allerdings eine sehr rauhe Zeit, in die wir uns versetzen müssen, deren Anschauungen und Sitten für uns vielfach etwas Befremdliches haben. Ich will auch hier nicht die theologischen Probleme zu lösen versuchen, die jene Erzählung uns aufgiebt, und verweise in dieser Hinsicht den nach Belehrung verlangenden Leser auf eine der ausführlichen Bibelerklärungen. Nur soviel sei hier mitgeteilt, als zum Verständnis für die That der Rizpa nötig ist.

Die Bürger zu Gibeon, welche der König Saul einst auszurotten gedacht, stellten zur Zeit einer großen Teuerung an dessen Nachfolger David die Forderung, ihnen sieben Männer aus dem Hause dessen, der sie entgegen ihren uralten Privilegien zu verderben suchte, zur Sühne auszuliefern. Und David überließ, in der Ueberzeugung, damit dem Willen Gottes nachzukommen, fünf Söhne einer Tochter Sauls der Merob, sowie zwei Söhne der Rizpa, die ein Nebenweib des Königs gewesen, der Blutrache der Gibeoniten. Diese hängten die Ausgelieferten auf einem Berge auf: „Also fielen diese sieben auf einmal und starben zur Zeit der ersten Ernte, wann die Gerstenernte angeht.“ Da aber nahm Rizpa ein härenes Tuch und breitete es sich aus auf den Felsen vom Anfang der Ernte, bis daß Wasser vom Himmel über sie troff, d. h. vom Frühjahr an, bis daß im Herbste Regen das Land wieder erquickte — und in dieser ganzen Zeit ließ sie des Tages die Vögel des Himmels nicht auf den Leichen ihrer Kinder ruhen, noch des Nachts die Tiere des Feldes ihnen nahen, bis endlich David, gerührt von solcher Mutterliebe, die Gebeine der Gehängten mit den Leibern von Saul und Jonathan zusammen ehrlich bestatten ließ.

Nun frage ich, ist das nicht ein großartiges Bild, diese schmerzensreiche Mutter unter dem Marterholze ihrer Söhne, das schwache, nicht einmal sittlich hochstehende Weib des Orients, das in seinem passiven Heldenmute Monate hindurch an den Leichen ihrer Lieblinge Wache hält, allen Gefahren, allen Beschwerden trotzend. Welcher Mutter treten nicht bei solchen Gedanken Thränen des Mitgefühls in die Augen? Wer gedenkt hier nicht der Szene, da der greise Vater Priamus die geschändete Leiche seines Sohnes Hektor von Achill erbittet? Es tritt uns hier einer jener einzig großen plastischen Züge entgegen, die in der Schrift uns mannichfach begegnen, wie das erste Zusammensein der drei Freunde Hiobs mit dem schwergeprüften Manne, die sieben Tage kein Wort fanden bei dem sehr großen Jammer des Dulders. Sollte man nicht meinen, der Name Rizpa müsse an das Heiligtum der Mutterliebe erinnern, wie Jonathan an das Allerheiligste der Freundschaft?

Man klagt unter Kunstfreunden oft über Mangel an interessanten, bedeutenden Motiven; man meint besonders vielfach, die zu künstlerischer Gestaltung sich eignenden biblischen Vorwürfe seien längst erschöpft; ich glaube hier auf einen Gegenstand hingewiesen zu haben, der sowohl von der Kunstrichtung des Idealismus wie des Realismus aufgegriffen werden könnte, an dessen Darstellung Maler wie Bildhauer ihr Können zu beweisen vermöchten. Außer bei Doré fand ich ihn bisher in keiner Bilderbibel verwertet.

Ebenso wenig scheinen Dichter sich dieses gewiß dankbaren Stoffes bisher bemächtigt zu haben. Der Verfasser der „Palmblätter,“ der so manche Frauengestalt des Alten Testaments, wie Hagar und die Tochter Jephthas, besungen hat, ist an der

eindrucksvollen Szene vorübergegangen. Staudenmeyer hat in seinem Buche: „Die biblischen Frauen und Jungfrauen," in dem er einunddvierzig weibliche Charaktere vorführt, jener heldenmütigen Mutter nirgends auch nur beiläufig Erwähnung gethan. Auch in den von mir nachgesehenen Bibelerklärungen ist nur flüchtig auf das Rührende des ganzen Vorganges hingewiesen, ohne die mancherlei praktischen Winke, die darin liegen, zu verwerten. In der Glarner Familienbibel fehlt die ganze Geschichte.

Möchten diese Zeilen dazu beitragen, die Heldin der Mutterliebe unverdienter Vergessenheit zu entreißen. D-Fr

Bücher und Schriften

(Von der Kaisertrauer) Nicht zu spät ists, unsre Leser auch jetzt noch auf Kögels Ansprachen und Reden Am Sterbebette und Sarge Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm (Bremen und Leipzig, 1888; vierte Aufl.; 1 Mk.; geb. mit Goldschnitt 2 Mk.) aufmerksam zu machen. Sie werden nicht veralten. Aus der Flut der Gedächtnispredigten-Litteratur ragen sie empor, ein Zeugnis für kommende Zeiten. Sie gehören der Geschichte an. Echt Kögelscher Art, mächtig, ernst, wie in Marmor gehauen ist jeder Satz, jedes Wort. Wer die Erinnerung an jene schmerzlichen Tage der Trauer und der Dankbarkeit in sich, in andern wieder beleben will, soll vor allem zu diesem Büchlein greifen. — Wie die Trauer um Kaiser Wilhelm nur zu bald ihre Fortsetzung in der Trauer um Kaiser Friedrich fand, so konnte auch Kögel jenem Schriftchen bald eine Fortsetzung folgen lassen: Zur Erinnerung an den 18., 24. und 25. Juni 1888. 1. Gebet am Sarge weiland Seiner Majestät des Kaisers und Königs Friedrichs III. am 18. Juni 1888 im Jaspissaale des Schlosses Friedrichskron. 2. Gedächtnispredigt auf den Heimgang Friedrich III. im Dome zu Berlin am 24. Juni 1888. 3. Festpredigt zur Eröffnung des Reichstages in der Schloßkapelle zu Berlin am 25. Juni 1888. (Bremen und Leipzig; 50 Pf.) Aus der Wehmut um den kaiserlichen Dulder führt uns Kögel zur freudigen Hoffnung auf Deutschlands Zukunft, die auf dem jugendlichen Kaiser ruht, der nur aus Gnaden sein will, was er ist.

Unter den Gedächtnispredigten auf Kaiser Friedrich nimmt besondre Bedeutung in Anspruch die des Predigers Persius zu Potsdam, da derselbe dem Verewigten bekanntlich sehr nahe gestanden hat: Gedächtnisrede auf Kaiser Friedrich III., gehalten am 17. Juni 1888. 1. Petr. 5, 6. 7. 8. 10. (Berlin, Georg Nauck; 30 Pf.) Nebst andern Zeugnissen von Kaiser Friedrich enthält sie ein Stück Brief aus seiner Leidenszeit, das vielfach in die Zeitungen übergegangen ist. Aus persönlichen Erinnerungen heraus hat auch Pfarrer Dr. Pietschker von Bornstädt und Eiche reden können, als er seinem Patron und Gutsherrn am 24. Juni d. J. die Gedächtnispredigt hielt: Tröstet, tröstet mein Volk! Predigt zur Gedächtnisfeier u. s. w. (Köthen, Paul Schettlers Erben). Es sind viele kleine Züge aus dem Leben des edeln Fürsten darin mitgeteilt, die weiter bekannt zu werden verdienen. — Treffliche Reden liegen uns noch vor von Beyschlag, Leuschner u. v. a., auch aus Oesterreich von Pfarrer Ergenzinger in Reichenberg; es ist unmöglich, sie alle auch nur aufzuzählen. P D

(Daniel Sanders, Fürs deutsche Haus) Blütenlese aus der Bibel und den mustergiltigen griechischen und römischen Schriftstellern, mit einem Titelbilde von O. Wisnieski. Elegant gebunden mit Goldschnitt; 434 S.; Berlin o. J.; 6 Mk.

Dieses bereits vor länger als Jahresfrist erschienene Werk sei hierdurch in empfehlende Erinnerung gebracht. Der Verfasser, durch seine sprachgeschichtlichen und lexikographischen Arbeiten nicht bloß seinen Fachgenossen rühmlichst bekannt, wendet sich mit dieser neuen Darbietung an die Gebildeten unsers Volkes, etwa an dieselben Kreise und Familien also, denen auch unser Blatt gewidmet ist. Er giebt in drei Abteilungen trefflich gewählte Proben solcher Stellen der heiligen Schrift und der altklassischen Dichter, Geschichtsschreiber und Redner, welche einen hervorragenden Wert haben und auch losgelöst von dem Zusammenhange, in dem sie sich finden, die sittlich-religiöse wie die allgemeine Bildung zumal der Jugend anzuregen und nachhaltig zu fördern wohlgeeignet sind. Hin und wieder wird durch knapp gehaltene Vorbemerkungen und wenige, aber klare, ausreichende Erläuterungen das Verständnis gefördert. — Daß Abteilung I (Blütenlese aus der Bibel Alten und Neuen Testaments, S. 1 bis 122) etwas weniger umfangreich erscheint, als Abteilung II (S. 125 bis 243 griechische Dichter, S. 244 bis 300 griechische Prosaiker) und Abteilung III (S. 301 bis 352 römische Dichter, S. 353 bis 434 römische Prosaiker) erklärt sich naturgemäß aus der leichteren Zugänglichkeit noch andrer biblischer Abschnitte verwandten Inhalts. Aus demselben Grunde sind wohl auch neben Luther, zumal im Alten Testamente, neuere Uebersetzer (Herder, Mendelssohn, van Eß, Leander, Philippson) bevorzugt. An dreizehn vorwiegend dichterischen und prophetischen Stellen tritt auch der Herausgeber selbst als solcher auf. Ein Vergleich der betreffenden Stellen mit der Lutherschen Uebersetzung zeugt ausnahmslos von tüchtiger Erfassung der Sache und großer Gewandtheit und Gediegenheit der sprachlichen Fassung. (Es sei bei dieser Gelegenheit gestattet, nachdrücklich auf die im Erscheinen begriffene Gütersloher Parallelbibel (drei Bände, 12 Mk.) hinzuweisen, welche bei voller Pietät gegen Luthers Werk dem gegenwärtigen Stande der Sprachkenntnis und der heutigen Ausdrucksweise gebührende Rechnung trägt.) Aus dem Neuen Testamente ist bei Sanders die Bergpredigt nach Luther unverkürzt abgedruckt und das Hohelied der Liebe (1. Kor. 13) schließt den Reigen der ausgewählten durchweg ethischen Abschnitte. Unter den Griechen nehmen Homer und die drei großen Tragiker Aeschylos, Sophokles und Euripides den Löwenanteil hinweg, denen Epigramme und Sentenzen der besten Lyriker beigesellt werden. Herodot, Platon, Thukydides, Xenophon, Demosthenes und andre sind die berufenen Vertreter der griechischen Prosa. Hier, wie in der Blütenlese aus römischen Schriftstellern, erfreut der Herausgeber den Leser wiederholt durch gute eigne Uebersetzungen. Zu Worte kommen hier: Virgil, Horaz und Ovid, ferner Cäsar, Cicero, Sallust, Livius, Tacitus und Sueton.

Wir dürfen uns auf Grund eingehendster Prüfung den bereits von verschiednen Seiten, u. a. von dem Staatssekretär Dr. v. Stephan, ausgesprochenen günstigen Beurteilungen rückhaltlos anschließen und wünschen dem Buche bei Auswahl von Prämienbüchern für Schüler höherer Lehranstalten und ähnlichen Anlässen fleißige und wohlwollende Beachtung, da auch die äußere Ausstattung es als hierfür sehr geeignet erscheinen läßt. Pr

(Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins) Mit dem verdienstvollen Unternehmen, welches unter dem obigen Titel der eifrige Verleger Hugo Klein in Barmen im Dienste der Gustav-Adolf-Sache, ja des evangelischen Glaubens ins Werk gesetzt hat, sind unsre Leser bereits bekannt (vgl. S. 134 des vor. Jahrgangs). Die Sache nimmt einen kräftigen Fortgang und findet bei freundlichster Beurteilung der Presse thatkräftige Unterstützung. Bis jetzt liegen 74 Hefte vor; von etlichen Nummern sind Neudrucke notwendig geworden. Je freundlicher auch wir dem ganzen Unternehmen gegenüber stehen, desto weniger möchten wir einen Wunsch unausgesprochen lassen, den vielleicht mancher Leser der Kleinschen Hefte mit uns teilt, nämlich den Wunsch: volkstümlicher! Sachliche Richtigkeit und volkstümliche Darstellung, das sind nach unsrer Meinung die Angelpunkte, um welche sich das ganze Unternehmen bewegen muß. Die Tüchtigkeit der Leistungen anzuzweifeln, finden wir nicht den geringsten Anlaß. Wohl aber können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß manches Heftchen für unser Volk, wohlverstanden, das sogenannte ungebildete Volk, ungenießbar ist, also in den Rahmen des Ganzen nicht hineingehört und der Einheitlichkeit desselben Abbruch thut. Wer wollte zweifeln, daß z. B. Rosenthal in seinem König Gustav Adolf von Schweden (Nr. 40), daß die schlichte Erzählung von der Auswanderung der evangelischen Zillerthaler aus Tirol (Nr. 65) den rechten Ton trifft? Dasselbe gilt gleich von den folgenden Nummern 66, 67, 69, sowie von 59, 60, 73. Auch scheint uns Buchwald einen beachtenswerten Weg eingeschlagen zu haben, wenn er aus den Akten kleine Genrebilder der Leiden unsrer evangelischen Glaubensgenossen in schwerer Zeit zusammenstellt (vgl. Heft 58: Böhmische Exulanten im sächsischen Erzgebirge zur Zeit des dreißigjährigen Krieges). Haben diese für die Geschichtswissenschaft einen sehr relativen Wert, so sind gerade solche Aufzeichnungen hier am Platze, um fruchtbar gemacht zu werden. Am Kleinen, Genrehaften freut sich unser Volk. Aber für Zöcklers an sich vortrefflichen Vortrag: „Der Jesuitenorden nach seiner Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Mönchtums" (Nr. 68) ist hier kein Raum; er ist aus „Vorträgen für das gebildete Publikum" genommen, da gehört er hin. Schon der Titel wird mein Urteil rechtfertigen; ich füge zur Begründung desselben noch einen einzigen Satz hinzu, gleich den Anfangssatz des Ganzen: „Die geschichtliche Bedeutung des Mönchtums wird nur von dem richtig gewürdigt, der die Herstellung der reinen Urgestalt christlich-frommen Lebens als den Grundgedanken seiner Urheber und als das treibende Prinzip seiner Entstehung erkennt." So fein die Charakteristik Calvins in Heft 54 ist, volkstümlich ist sie nicht. Das Gleiche gilt etwa von Nr. 62, 63, 64 und 70. Namentlich möchten wir bitten, einen erbarmungslosen Kampf gegen alle Fremdwörter zu führen. — Den Lesern unsers Blattes, die wir nicht in jenem besondern Sinne zum „Volke" rechnen, können wir diese Heftchen mit bestem Gewissen empfehlen. Namentlich auch zu Geschenken für unsre gereifte Jugend. Findet ein wissensdurstiger Gymnasiast eine Reihe dieser Heftchen auf seinem Geburtstags- oder Weihnachtstisch, so wird er gewiß Gewinn und Freude davon haben.

Wir lassen zum Schluß noch die Titel der neuesten Hefte folgen: (59) Lukas Kranach. — (60) Diehl, Pfarrer, Dominikus Dietrich, der letzte deutsche Ammeister von Straßburg im Elsaß. — (61) Weitbrecht, Richard, Die Inquisition. — (62) Kölsch, A. R., Pfarrer, Die Bedrückung der Evangelischen in der Pfalz unter der Herrschaft katholischer Kurfürsten in den Jahren 1685—1803. — (63) Persius, Konrad, Prediger, Huldreich Zwingli. — (64) Büttel, G. A., Divisionspfarrer, Gustav Adolfs Grab in der Riddarholms-Kirche zu Stockholm. — (65) Die Auswanderung der evangelischen Zillerthaler aus Tirol. — (66) Gußmann, Karl, Pfarrer, Eine Gegenreformation im Hohenloher Land. — (67) Böhringer, Paul, Pfarrer, Käthe, die Frau Luthers. Ein christliches Frauenbild. — (68) Zoeckler, Prof. D., Der Jesuitenorden nach seiner Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Mönchtums. — (69) Die Leidenstage Glogaus. — (70) Hermens, Divisionspfarrer Dr., Kloster Lehnin und seine Weissagung. — (71) Birck, Gymnasiallehrer Dr., Die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstag 1521. — (72) Geiger, Universitätsbibliothekar Dr., Elisabeth Bona von Reute, die Patronin und Wunderthäterin Schwabens. Eine Heiligengeschichte. — (73) Blanckmeister, Franz, Archidiakonus, Vater Großmann, der Gründer des Gustav-Adolf-Vereins. Ein Lebensbild. — (74) Kiefer-Korst, Ludwig, Ueber die Protestanten-Verfolgungen im Elsaß am Ende des siebzehnten Jahrhunderts. P D

Seit Eingang vorstehender Anzeige erschienen: (75) Dresbach, Ewald, Pfarrer, Ein Ueberblick über die Kirchengeschichte. — (76)

Neubert, K. H. Dr., Im Banne Moskaus. Die evangelisch-lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen. — (77) Breest, P. Lic., Das Wilsnacker Wunderblut. — (78) Schnizer, Pf. O., Johannes Brenz, der württembergische Reformator. — (79) Terlinden, P., Die Taufe der Konvertiten oder Wie ist die römische Wiedertaufe übertretender Protestanten zu beurteilen? Ferner in dritter Auflage (8) Ueber die Beteiligung am Gustav-Adolf-Verein und die Bedeutung desselben für die evangelische Kirche, und endlich der unentgeltlich zu beziehende IV. Bericht über den Fortgang des Unternehmens „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins." D H

Verschiedenes

(Konfessioneller Friede in Kroatien) Von wahrhaft glücklichen konfessionellen Zuständen weiß „Der österreichische Protestant" aus Kroatien zu berichten. Wir entnehmen ihm mit aufrichtiger Freude Folgendes:

Abgesehen von vereinzelten Fällen, welche für eine mißgünstige und despektirliche Behandlung des Protestantismus sprechen, wie z. B. das Verbot der Abhaltung einer evangelischen Rede auf dem katholischen Friedhofe, oder die Aeußerung eines zelotischen römisch-katholischen Pfarrers, „daß der Protestantismus mit seinen Gottesdiensten ins Beisel [Wirtshaus] gehöre" .... darf zum Ruhme des Königreichs Kroatien verkündet werden, daß der Protestantismus daselbst seitens der römisch-katholischen und der griechisch-katholischen Kirche eine Duldung findet, die in so hohem Grade anderwärts, vielleicht auch in Oesterreich und in Ungarn, nicht überall gefunden werden dürfte. Der auf 6670 Gulden geschätzte Bauplatz, auf welchem in Agram die schöne evangelische Christuskirche und das evangelische Pfarr- und Schulhaus sich befinden, ist ein Geschenk der Kommune; die evangelischen Leichenbestattungen in Agram erfreuen sich ausnahmslos des katholischen Geläutes; die evangelischen Gottesdienste am Sitze der Muttergemeinde Agram und in den Filialen finden in der katholischen Bevölkerung ihre eifrigsten und treuesten Theilnehmer; das persönliche Verhältnis zwischen dem evangelischen Pfarrer in Agram und den hohen und höchsten Würdenträgern der römisch-katholischen und griechisch-katholischen Kirche trägt fast durchweg den wohlthuenden Charakter des aufrichtigsten Wohlwollens, ja der Freundschaft an sich; die mancherlei Klippen, welche bei Behandlung der heiligen Fragen der Mischehen, der religiösen Kindererziehung in Mischehen, der kirchlichen Uebertritte u. a. dem Schifflein des interkonfessionellen Friedens gefährlich werden könnten, werden in vielen Fällen durch direkte persönliche Besprechungen und vertrauliche Auseinandersetzungen gänzlich umschifft.

Die jüngsten Tage endlich haben ein Geschehnis gebracht, welches die obwaltenden interkonfessionellen Verhältnisse des Königreichs Kroatien in das vorteilhafteste Licht rückt und wohl verdient, vor der Vergessenheit bewahrt zu werden. Ein in Volinja an der kroatisch-bosnischen Grenze wohnendes gemischtes Brautpaar, von dem der Bräutigam der römisch-katholischen, die Braut der evangelischen Kirche angehörte, sollte vom evangelischen Pfarrer kopulirt werden. Die evangelische Christuskirche in Agram lag zu fern. Und doch war es der sehnlichste Wunsch der Braut, nicht im Wohnhause, sondern in einem Gotteshause eingesegnet zu werden. Im benachbarten, an der Unna reizend gelegenen Kostajnica gab es zwei römisch-katholische und eine griechisch-orientalische Kirche. Es wurde seitens der Brautleute eine Bitte an den griechisch-orientalischen Pfarrer um Ueberlassung des Gotteshauses für den evangelischen Pfarrer gewagt. Und der Erfolg? Ohne jedes Bedenken willfahrte der griechisch-orientalische Pfarrer dem gestellten Ansuchen. Und so geschah es, daß der evangelische Pfarrer aus Agram, Herr Dr. Kolatschek, am 12. Juli l. J. das erwähnte Brautpaar in Gegenwart des griechisch-orientalischen Pfarrers und unter Teilnahme eines großen Teils der nichtevangelischen Bevölkerung in feierlicher Weise einsegnete. Eine evangelische Kopulation in einer griechisch-orientalischen Kirche! — gewiß, kein gewöhnliches Geschehnis.

(Kirchliche Beeinflussung der Lokalpresse) wird immer mehr als eine der wichtigsten kirchlichen Aufgaben erfaßt. Jetzt, wo in jeder Hütte gelesen wird, reichen die mündliche Predigt und die Verbreitung christlicher Sonntagsblätter (Nachbar, Stuttgarter Sonntagsblatt, Hannöversches Sonntagsblatt, Berliner Sonntagsfreund, Immergrün-Kassel u. dergl.) nicht aus; denn beides gelangt in der Hauptsache nur an die schon christlich interessirten Kreise. Das Ortsblättchen oder Tageblatt oder Anzeiger dringt aber in jeden Keller und auf jeden Boden. Auch sind im allgemeinen wohl die Redaktionen dieser Blätter der Kirche gegenüber nicht unfreundlich; aber freilich selber schreiben sie außer kleinen Lokalnotizen nichts. Was ihnen nicht druckfertig und womöglich unentgeltlich in die Hand gelegt wird, wird nicht abgedruckt.

Unter diesem Gesichtspunkte sind schon mehrfache Versuche von kirchlichen Korrespondenzen für die deutsche Tagespresse gemacht worden. Eine solche sahen wir aufblühen und verwelken. Warum? Sie war gut, inhaltreich, volkstümlich, aber nicht was man im Zeitungsleben „aktiv" nennt, d. h. ihre Artikel waren meist so, daß sie sich ohne Schaden zehn Jahre konserviren ließen. Ein kleiner Redakteur ist aber durch langjährige Uebung gewöhnt, nur das Neue, Eigenartige, das „Interessante" herauszugreifen; denn er kennt sein Publikum und dessen leichte Art zu lesen. Wer aber will gerade auf kirchlichem Gebiete immer neues bieten, was auch der kleine Mann für interessant hält? Die in unserm Blatte schon erwähnte Kirchliche Korrespondenz des Evangelischen Bundes (Halle, bei Eugen Strien, redigirt von Pf. Brecht zu Oberkochen in Württemberg) versucht ihr möglichstes, sie bringt vieles und neues, aber — soweit unsre Beobachtung reicht — wird sie nicht so viel benutzt, wie man wünschen möchte, vor allem wohl nicht von der wirklichen Lokalpresse der nicht konfessionell gemischten Gegenden. Dieser Zustand würde auch, noch idealere Leistungen der Korrespondenz vorausgesetzt, nicht wesentlich anders werden; denn einer solchen Korrespondenz muß dasjenige fehlen, was die Lokalpresse sucht und suchen muß: die Lokalfarbe. Der schlechteste Lokalartikel ist ihr meist wertvoller, als der beste Aufsatz von allgemeinem Werte. Daher: Beeinflussung der kleinen Presse muß von Personen aus dem Leserkreise derselben ausgehen, von Pastoren u. s. w. Diese mögen ja die allgemeineren Korrespondenzen dankbar benutzen und für die Ortsbedürfnisse zuschneiden.

Eine gute Verwirklichung dieser Gedanken scheinen uns die von Lic. Dr. Buchwald herausgegebenen (anderwärts bereits nachgeahmten) „Kirchlichen Mitteilungen für Zwickau und Umgegend" zu sein, welche als monatliches Beiblatt zum Zwickauer Tageblatt gratis ausgetragen werden. In ihnen wird auch unter Umständen ein allgemeinerer Aufsatz geboten werden können, da nun hinter demselben die Person eines lokalen Herausgebers steht. F N

(Die Trinker-Anstalten in Lintorf) verdanken ihre Entstehung dem Diakonenhause in Duisburg. Sie bestehen schon längere Zeit und nehmen unter den fünf gleichartigen Anstalten Deutschlands den ersten Rang ein. Das Männerasyl, ein früherer Bauernhof, in welchem durchschnittlich zwanzig bis fünfundzwanzig Männer aus den niedern Schichten durch Land- und Hausarbeit, gute Kost, sachgemäße Hausordnung und christliche Seelenpflege von ihrem Verderben befreit zu werden suchen, besteht seit 1851. In dasselbe wurden im ganzen 612 Trinker aufgenommen, von denen allerdings über 200 die Anstalt schon vor einem halben Jahre wieder verließen, während doch eine Pflege von einem bis zwei Jahren unerläßlich scheint. Neben dem Männerasyl steht unter Leitung des Pastors Hirsch die Kuranstalt Siloah für Männer gebildeter Kreise. Sie ist den mancherlei Bedürfnissen ihrer bisweilen verwöhnten Insassen nach Kräften angepaßt; nur leidet sie noch darunter, daß ein Arbeitszwang nicht thunlich ist, während doch Müssiggang gerade für den Trinker ein schlimmer Feind bleibt. In die Kuranstalt wurden 199 Herren seit 1879 aufgenommen, von denen freilich 109 vor dem ersten Halbjahr die Geduld verloren. Man sieht in Lintorf die Trunksucht als Krankheit und sittlichen Schaden zugleich an und behandelt sie daher auch zugleich moralisch und diätetisch. In der Anstalt wird — von ärztlicher Verordnung abgesehen — kein spirituöses Getränk verabreicht. Vom langsamen Abgewöhnen hält man wenig. Eintritt und Austritt sind freiwillig; aber für den Aufenthalt in der Anstalt gelten ihre Ordnungen unverbrüchlich. Als wirklich gerettet sind ein Viertel der Aufgenommenen anzusehen, eine Zahlangabe, die von viel Sorge, Mühe und getäuschten Hoffnungen redet. F N

Quittung

Für die Diasporaerziehungsanstalt zu Schadwalde i. W.-Pr. (vgl. Nr. 25): je 50 Pf. B, Dresden und R B, Magdeburg; Summa (vgl. Nr. 31) 63,75 M.

Für das Diasporahaus Godesheim am Rhein (vgl. Nr. 25): 10 M. X Y, Gießen; Summa (vgl. Nr. 31) 74 M.

Für Sommerpflege armer Näherinnen in Berlin (vgl. Nr. 24): 20 M. R, Herrnhut; 6 M. K, Würzburg; 5 M. B, Danzig; Summa (vgl. Nr. 31) 106,50 M.

Für das Kinderhospital Marienstift in Jerusalem (vgl. Nr. 21): 20 M. N N, Marburg; Summa (vgl. Nr. 31) 85 M.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

An der evangelisch-reformirten **St. Stephani-Gemeinde in Bremen,** die im Laufe der Zeit einen im wesentlichen unirten Charakter angenommen hat, wird zu Ostern 1889 eine Pfarrstelle erledigt. Festes Gehalt 5400 Mark bei freier Wohnung und einigen Nebeneinnahmen. Von den Bewerbern wird gefordert, daß sie fest auf dem Boden des positiven Christentums stehen, und daß sie schon einige Jahre ein Pfarramt bekleidet haben. Meldungen nimmt der Unterzeichnete bis 1. November entgegen.

Namens des Kirchenvorstandes der St. Stephani-Gemeinde in Bremen:
Der verwaltende Bauherr
H. Stoevesandt

Eine Anzahl Werke **geschichtlichen, theologischen** und **erbaulichen** Inhalts aus der Bibliothek eines evangelischen Pfarrers herrührend, zu verkaufen. Schriftliche Anerbieten unter B P an die Expedition der Solinger Zeitung in Solingen.

Bei dem Unterzeichneten finden 2—3 Pensionäre (Knaben oder Mädchen) beste Aufnahme. Unterricht in allen Mittelschulfächern. Pensionspreis nach Uebereinkunft.

Zell im Wiesenthal (Großh. Baden). **H. Specht,** evgl. Pfarrer.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 35 **Leipzig, den 26. August** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 6 — Der Prophet Amos: 1. Zeit des Amos, sein Auftreten in Bethel; sein Konflikt mit Amazia; 2. Amos Stellung in der Geschichte des hebräischen Prophetismus; 3. Inhalt von Amos Weissagung — Unser geselliger Verkehr — Protestantische Rheinfahrt: 1. Remscheid; 2. Duisburg — Aus Spanien: Die evangelische Kirche in Asturien — Bücher und Schriften: Neue Erklärungen biblischer Bücher; Arme Reisende; Eine billige christliche Monatsschrift — Verschiedenes: Erklärung, Bromkali betreffend — Anzeigen

Der Brief des Paulus an die Philipper

6. Kapitel 1, 27 bis 2, 4

Nur verhaltet euch würdig des Evangeliums Christi, damit ich, wie es nun werden mag, wenn ich komme, euch sehe oder, wenn ich fern bleibe, es von euch höre, wie ihr feststeht in einem Geiste, indem ihr mit einer Seele gemeinsam ringt für den Glauben des Evangeliums und auf keine Weise euch scheu machen laßt durch die Widersacher, ihnen zum deutlichen Anzeichen der Verderbnis wie eures Heils. Und dies von Gott. Ist euch doch die Gnade verliehen, nicht nur an Christus zu glauben, sondern auch für ihn zu leiden, indem ihr denselben Kampf erlebet, den ihr an mir einst gesehen und jetzt von mir hört. Giebt es nun irgend Zuspruch in Christus, giebts Trost der Liebe, giebt es Gemeinschaft des Geistes, giebt es Herz und Erbarmen, so machet meine Freude voll, daß ihr gleichgesinnt seid, indem ihr gleiche Liebe hegt, in Seelengemeinschaft des einen Sinnes seid, in nichts von Parteigeist und Eitelkeit euch bestimmen laßt, sondern durch die Demut einer den andern höher achtet als sich selbst, nicht jedes das eigne sucht, sondern auch das des andern.

Mit dem Ausblick auf ein Wiedersehen in Philippi hatten die Mitteilungen über die Lage der Dinge in Rom abgeschlossen. Durch ihn läßt sich der Apostel hinüberleiten zur Besprechung der gegenwärtigen Verhältnisse in Philippi. Sie fällt in den zweiten Abschnitt des Briefes (1, 27 bis 2, 18). Die Verhältnisse da und dort haben manche Aehnlichkeit. Seine Leser haben denselben Kampf zu kämpfen wie er in Rom; es gilt zu ringen für den Glauben des Evangeliums; es ist ihnen geworden, für Christus, statt nur an ihn zu glauben, nun auch zu leiden. Mit allerlei Anfeindungen suchen Gegner ihrer Sache sie zurückzuschrecken und scheu zu machen.

Wie überall, soweit unsre Kunde reicht, begegnete das Evangelium auch in Mazedonien von seinem ersten Erscheinen an einer sehr entschiedenen und hartnäckigen Feindseligkeit. Der Apostel bezeugt, was die Apostelgeschichte ausführlich erzählt (16, 11 bis 17, 15), daß er selbst bei seinem ersten Aufenthalt in Philippi schwere Leiden und Mißhandlungen zu erdulden hatte (1. Thess. 2, 2); und bei seinem späteren Besuche dort redet er wieder von Kämpfen, die ihm von außen bereitet werden (2. Kor. 7, 4). Aber auch die eingeborenen Anhänger des angefeindeten fremden jüdischen Predigers haben „mit ihm um das Evangelium kämpfen" müssen (1. Phil. 4, 4). Wie es Paulus von Thessalonich berichtet (1. Thess. 2, 14), so haben die Christen also auch in Philippi von Anfang an, ohne Zweifel durch ihre eigenen Volksgenossen, viel zu leiden gehabt. Welches immer die gewiß sehr mannichfaltigen Beweggründe gewesen sein mögen, aus welchen diese feindselige Stellung gegen die neue Religion gleich bei ihrem ersten Auftreten entsprang, dieselbe konnte sich nur verschärfen, je mehr die letztere sich ausbreitete und an Bedeutung gewann. So hatte die Feindschaft nachgerade in Philippi einen sehr hohen Grad erreicht. Der ganze Abschnitt unsers Briefes, der sich mit der Lage der Dinge daselbst beschäftigt, ist von dieser Thatsache beherrscht. Er ist uns nicht nur ein wertvolles Zeugnis, wie auch dieser scheinbar so ungünstige Umstand nur dazu helfen mußte, die jungen Christen zu befestigen, zu vertiefen und unter einander eng zusammenzuschließen, sondern er giebt uns dadurch Gelegenheit, das Maß der Kraft kennen zu lernen, welche die neue Religion ihren Anhängern verlieh, und zugleich deren eigne sittliche Höhe abzumessen an der Art, wie sie solche Widerwärtigkeiten auffassen lehrte. Aber er hat auch noch ein unmittelbares Interesse für uns. Obgleich nicht mehr in derselben Form wie damals, in der mannichfaltigsten Weise hat zu allen Zeiten der Glaube Anfechtungen zu bestehen durch die Verhältnisse der Welt. Seine ganze Entwicklung ist, scharf besehen, ein steter Kampf wider dieselben, in dem er noch oft genug unterliegt, selbst dann gar manchmal in Wahrheit unterlegen ist, wenn er gesiegt zu haben, ja wo er sich unbesiegbar wähnte. „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens" mit der Warnung „Wer da stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle," ist heute noch das A und O im Glaubensleben.

Ergreifend und ein köstliches Zeugnis von dem innigen Vertrauensverhältnis zwischen dem Apostel und seiner Gemeinde ist es zunächst, daß durch alle Mahnungen, welche er in diesem Zusammenhang an sie richtet, ein ganz persönlicher Ton als begleitendes Motiv hindurchklingt. Am eindringlichsten bricht er da vor, wo die Mahnung übergeht auf die inneren Verhältnisse der Gemeinde. Da führt er ihnen zu Gemüt, wie sie durch deren Erfüllung seine Freude, die Freude, mit welcher ihn, wie er ihnen dargelegt, die Verhältnisse in Rom erfüllen, voll machen würden. Und daß sie dies thun möchten, dafür ruft er die höchsten Instanzen an, in der sicheren Voraussetzung, daß, wenn es solche überhaupt gebe, sie bei ihnen in Geltung sein werden. Er redet wie ein Bittender in höchster Bedrängnis, der sehnsüchtig ausschaut nach Zuspruch in Christus, d. h. nach der Aufrichtung, die für ihn in dem kraftvollen Wirken Christi in seinen Philippern liegen würde, nach Trost der Liebe, wie sie ihn spenden würde, indem sie sich in der Rücksichtnahme auf sein Sorgen und Wünschen bewiese, nach Gemeinschaft des Geistes, d. h. nach der gewissen Erfahrung, daß der Geist, der ihn erfüllt, auch sie erfülle, nach Herz und Erbarmen, weil es solchen unmöglich wäre, dem Apostel zu seinen Leiden noch neue hinzuzufügen. Giebts dies, dann giebts es bei euch; dann beschwöre ich euch dabei, thut, was ich euch sage, damit meine Freude voll werde. Aber von vornherein stellt er die ganze Ermahnung unter dieselbe Beleuchtung, wenn er sie mit einem nur an die Aussicht auf seine Wiederkunft zu ihnen knüpft. Damit ihr

euch meiner dann wirklich freuen könnt, damit diese meine schöne Hoffnung nicht durch euch zerstört werde, thut nur das Eine gewiß, thut es, ob ihr nun durch meine Darlegungen völlig beruhigt sein mögt oder nicht, thut es genau eben so, ob ich nun komme oder nicht, ob ich es selbst sehen darf oder nur aus der Ferne davon hören werde: wandelt nur würdig des Evangeliums Christi. Da ist keine trockene Moral, kein kalter, meisternder Ton; da spricht das Herz zum Herzen. Der hier mahnt, hat selbst ebensoviel Herzensinteresse an der Sache, wie er es von denen verlangt, an die er sich wendet, und hat wiederum ebensoviel Herzensinteresse an den Personen, denen seine Mahnung gilt, als an der Sache, für die er sie erwärmen will. Ein Muster für alle, die zu mahnen berufen sind! Auf demselben innigen Verhältnis beruht es, wenn der Apostel sich bewußt ist, seiner Gemeinde Kampfesfreudigkeit zu stärken, durch den Hinweis darauf, daß auch er denselben Kampf dereinst mitten unter ihnen gekämpft hat und jetzt in der Ferne zugleich mit ihnen kämpft. Nicht minder stellt er damit ihr Erleben hinein in den großen Zusammenhang der Geschichte, weist ihnen auf, wie sie dabei unter einem allgemein giltigen Gesetze mit andern zusammenstehen. Er weiß, was zu trösten, aufzurichten, zu ermutigen vermag! —

An die Spitze seiner Mahnung stellt Paulus die Parole, unter der sie kämpfen; mit überaus feiner Pointe, das Evangelium Christi, eine volltönende, feierliche Formel, die er nur selten bildet, indem er mit gutem Grunde neben das Gut sofort dessen sicheren Bürgen stellt. Das Evangelium Christi, die gewisse Botschaft von der Gnade Gottes und dem ewigen Heile derer, die sie annehmen, wie sie in dem Erscheinen Christi ihre sichere Gewähr hat, ist es ja, das eigentlich in ihnen geschmäht wird. Da sollen sie nun just die Sache ins Gegenteil kehren, dem Evangelium Ehre machen, seiner würdig sich verhalten. Jetzt beweist, was es heißt, dies Evangelium besitzen, das sie verachten! Daneben liegt in dem Ausdruck auch eingeschlossen ein Appell an ihre Ehre, an ihr eignes Gewissen: jetzt sollen sie beweisen, daß sie selbst solchen Besitzes wert seien. — Worin besteht nun das des Evangeliums würdige Verhalten in Anfeindungen und Nöten? Feststehen in Einem Geiste, d. h. nicht wanken und nicht abgehen, sodaß ebensowenig in den Positionen des Einzelnen als in der geschlossenen Frontlinie der Gemeinde irgend Schwankungen vorkommen. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders." So hat ein zweiter Paulus 1500 Jahre später des ersten Wort eingelöst und seine Mahnung in das treffendste Vorbild umgesetzt. — Positiv und negativ bezeichnet der Apostel näher, was er unter dem „Feststehen" meint. Es gilt, den Angriffen Stand halten (der gewählte griechische Ausdruck bezeichnet nicht einen aktiven Kampf; es ist nicht das in 1. Kor. 9, 25 gebrauchte Wort; sondern einen Kampf des ausharrenden, nicht von der Stelle weichenden Leidens) und dabei durch nichts sich irre oder scheu machen lassen. Es ist also ein passiver Widerstand, nicht ein Sich zur Wehr setzen, geschweige ein aktives Kriegführen, was der Apostel als das des Evangeliums würdige Verhalten erklärt. Das ist die Art, wie man kämpft — jenen Streitbaren, die in solchem Verhalten einen Verrat an der Sache zu sehen zu allen Zeiten geneigt sind, zur Beruhigung fügt er dies bei — für den Glauben des Evangeliums. Ein Glaube ist es ja, welcher jenes Evangelium dem Einzelnen zueignet, wie er aus ihm entspringt und ihm darum zugehört. Und das ist die Art, wie man siegt. Solches Feststehen wird den Widersachern deutlich zeigen, daß sie wider eine gute Sache, wider Gott streiten, daß denen, die sie anfeinden, das Heil sicher ist, während sie selbst, wenn sie bei ihrem Thun verharren, ebenso sicher in ihr Verderben rennen. In diesem Erweis der standhaften Kraft streitet Gott selbst, der sie verleiht, für seine Sache: und dies von Gott. Er tritt an die Stelle jedes menschlichen Streitens; er ist des richtigen Erfolges sicher. Wenn irgend etwas, dies kann die Gegner zur Besinnung und zur Umkehr bringen. — Hat Paulus da nicht Recht, wenn er es als eine besondere Gnade bezeichnet, für Christus auch leiden zu dürfen, statt nur an ihn zu glauben? In solchen Leiden wird die eigne Kraft erprobt, wird das Verhalten zu vollem Einklang mit dem Evangelium gedrängt und wird am eindringlichsten für das Evangelium geworben.

Welch eine Zuversicht, welch eine Höhe der Auffassung! Zu fürchten ist nichts. Aber zum Schwert zu greifen thut auch nicht Not. Wer wider uns ist, wird durch unser Ausharren überführt oder geht unter. Wir aber haben die Gewißheit der Gnade Gottes und des ewigen Heils, was soll uns da jene Feindseligkeit von Menschen, was etlicher Schaden in zeitlichen Dingen! „Laß fahren dahin; sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!" Und es ist ihnen geblieben!

D S

Der Prophet Amos

1. Zeit des Amos; sein Auftreten in Bethel; sein Konflikt mit Amazia

„Suchet Gutes und nicht Böses, damit ihr lebet. Dann wird Jehova, der Herr Zebaoth, mit euch sein, wie ihr rühmet." So ruft Amos den Israeliten zu (5, 14).

Man war also in Israel überzeugt, mit Freuden rühmte man es: Jehova ist mit uns! Hatte man nicht Ursache zu solchem Rühmen? Waren doch seit einem Menschenalter Israels Waffen endlich wieder siegreich gewesen gegen seine Feinde.

Seit König Jehu (um 830) nämlich hatte Israel fast ununterbrochen mit den Königen von Damaskus, einem jener syrischen Reiche im Norden Palästinas, mit Hasael und Benhadad III., um seine Selbständigkeit zu ringen. Das Kriegsglück war wider Israel gewesen. „In jener Zeit begann Jehova abzuschneiden von Israel," meldet das Königsbuch von Jehus Regierung (2, 10, 32). Ja unter Joahas, Jehus Sohn, durch wiederholte Niederlagen fast aufgerieben, war Israel zum syrischen Vasallenstaate geworden (2. Könige 13, 7). Dazu hatten die umwohnenden kleinen Völkerschaften, die Philister, Phönizier, Edomiter u. s. w., des einst mächtigen Nachbars Bedrängnis und Ohnmacht benutzt und Israel durch zahlreiche, mit wildester Grausamkeit unternommene Raubzüge heimgesucht. Jetzt endlich, unter Jerobeam II., dem dritten Nachfolger Jehus (um 780 bis 740), atmete das Nordreich von seiner Drangsal wieder auf, ja erstieg eine Höhe politischer Macht, welche an Davids und Salomos Zeiten erinnern mochte. Was Wunder also, wenn man jubelnd bekannte: Jehova ist mit uns! (vgl. auch 2. Könige 14, 23 ff.).

Durch wiederholte Einfälle hatten die Assyrer Damaskus so geschwächt, daß Israel seine Fesseln brechen, verlorenes Gebiet zurückerobern konnte.

Endlich war Friede. Man freute sich desselben. Epidemien — assyrische Quellen jener Zeit wissen von großem „Sterben" zu berichten —, verheerende Naturereignisse, Mißwachs und Dürre suchte man durch überreichliche Opfer, glänzende gottesdienstliche Festversammlungen und Wallfahrten abzuwenden. Im übrigen genossen die Oberen in Israel den Frieden nach ihrer Art. Man schwelgte — wie es ja oft im Leben der Völker nach Zeiten langer Unruhen und Kriegslasten zu gehen pflegt —, man schwelgte in allerlei sinnlichen Genüssen, namentlich die königlichen Beamten mit ihren üppigen Weibern; man hatte Wohlgefallen an fremdländischer Mode — besonders bei Gastereien pflegte man solche —; man freute sich an Prachtbauten, legte schöne Landsitze an, bedrückte die Armen, brachte sie durch Wucher und Spekulation um Hab und Gut, beugte das Recht u. s. w. Die Propheten weissagten je nach der Gabe des Fragenden. Aber niemand wagte solches Treiben zu rügen. Vielmehr vertraute man fest darauf, daß Jehova gnädig auf sein Volk herabschaue und Israels Macht vermehren, Israels Ansehen bei der Heidenwelt und seinen innern Wohlstand steigern werde. Alles Züge, auf welche Amos in seiner Prophetie mehr als einmal als bezeichnend für seine Zeit hinweist.

Von den Wallfahrtsorten und Opferstätten damaliger Zeit war neben Gilgal und Beerseba die berühmteste Bethel (d. h. Gotteshaus), ein königliches Heiligtum.

Es war zwei Jahre vor einem großen Erdbeben, welches den Zeitgenossen, wohl infolge gewaltiger Verheerungen, die es

angerichtet, späterhin zur Zeitbestimmung diente: da war man wieder einmal in Bethel versammelt; man opferte, räucherte, sang heilige Lieder; kurz, alles war in festlichem Gewande, in festlicher Stimmung. Da erschien ein Judäer, Amos aus Thekoa, und ließ in den rauschenden Festjubel seinen herben Weheruf ertönen*):

Verwüstet werden sollen die Höhen Isaaks, die Heiligtümer Israels sollen zerstört werden, und mit dem Schwerte will ich über das Haus Jerobeams kommen, spricht der Herr (7, 9).

Welch ein Gegensatz zu der festlich gestimmten, zukunftsgewissen Menge! Man wollte nichts von solcher Predigt wissen. Den schärfsten Widerspruch dagegen erhob Amazia, ein Priester von Bethel. Er ließ dem Könige sagen, Amos habe inmitten der festlichen Versammlung hochverräterische Gedanken verkündet. Denn so spricht Amos:

Durchs Schwert wird Jerobeam sterben, und Israel wird gefangen aus dem Lande fortgeschleppt werden (7, 11).

An Amos selbst aber wendet er sich:

Schnell, fliehe nach Juda; verdiene dort als Prophet dein Brot. Nicht lange darfst du in Bethel prophezeien; denn es ist königliches Heiligtum (7, 12 f.).

Amos antwortet:

Ich bin kein Prophet noch Prophetensohn. Herdenbesitzer bin ich und treibe Sykomorenkultur. Aber Jehova nahm mich hinter der Herde weg und sprach zu mir: Mache dich auf, prophezeie wider mein Volk Israel (7, 14 f.).

2. Amos Stellung in der Geschichte des hebräischen Prophetismus

„Ich bin kein Prophet noch Prophetensohn." Warum lehnt Amos den Titel eines Propheten ab? Wodurch unterscheidet er sich von den Propheten?

Wie sie uns 1. Samuelis 10 entgegentreten, waren die Propheten jener ältesten Zeit Weissager, oft von heiliger Begeisterung dahingerissen, in Extase, tanzend, springend, ihre Aufregung noch durch rauschende Musik steigernd, bald an der Scholle haftend, bald das Land durchstreifend, immer weitere Kreise ziehend. Sie waren keine ausschließlich israelitische Erscheinung. Auch Baal hatte welche, wie wir aus dem Wettstreit zwischen Elia, dem einzig übrig gebliebenen Propheten Jehovas, und den 450 Baalspropheten wissen (1. Könige 18, 18 ff.).

Die Propheten bildeten einen festen Stand. Weissagen war ihr Nahrungserwerb. Als Genossenschaft nannten sie sich Prophetenkinder oder, wie man gewöhnlich sagt, Prophetenschüler. An ihrer Spitze stand eine hervorragende Persönlichkeit, des unbedingten Gehorsams der Prophetenkinder gewiß, dafür in allen Nöten ihnen beistehend. Oft standen die Propheten im Dienste oder an der Spitze politischer oder religiöser Parteien. So Elisa, wenn er einen der Prophetenschüler aussendet, Jehu zum Könige von Israel zu salben (2. Könige 9).

Welch andre Erscheinung Amos! Er gehört nicht dem Prophetenstande an. Er ist Herdenbesitzer und zieht Sykomoren, welche eine nicht eben gesunde, nur den Armen als Nahrung dienende Frucht geben sollen. Einer der trefflichsten Kenner des Alten Testaments, der ehemalige Göttinger Theolog Ewald, hat beobachtet, wie der Beruf des Amos bis in das feinste Geäder seiner Sprache mit ihrer reinen Ursprünglichkeit, mit ihrer Lebendigkeit und unerschöpflichen Fülle sich spiegelt.

Wiewohl nicht Prophet von Beruf, ist Amos seiner göttlichen Berufung sich vollbewußt. Seine Antwort auf Amazias Rede, sowie die häufige Wiederholung: „so sagt Jehova" beweisen es hinlänglich. Amos war ein gebildeter Mann. Seine eingehende Kenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse, seine hohen sittlichen Anschauungen, seine blühende gedrängte Sprache legen Zeugnis dafür ab.

Da ist auch nichts von jenem Prophetentum der Extase. Des Amos Macht ist allein das Wort.

Er steht nicht im Dienste oder Geleit bestimmter religiöser oder politischer Parteien. Vielmehr steht er mit seinen religiösen Anschauungen einsam da. Und daß er, ein Judäer aus Thekoa, welches zwei Stunden südlich von Bethlehem an der Grenze der Wüste liegt, daß er, ein Judäer, in Israel auftritt, zeigt hinlänglich, daß die Politik ihm weder Motiv noch Norm war.

Nach alledem, sowie mit Berücksichtigung dessen, daß er wahrscheinlich der älteste Prophet ist, von welchem wir schriftliche Aufzeichnungen haben, bezeichnet Amos einen Wendepunkt von hervorragender Bedeutung in der Geschichte des hebräischen Prophetismus. Das Gewaltsame schwindet; Ruhe und Besonnenheit wachsen. Das religiöse Leben macht sich nicht mehr in extatischen Zuständen geltend, sondern in dem Erwachen einer tiefen sittlichen Gottesvorstellung. Der Prophet stellt sich über die Parteien. So gewinnt das Prophetentum nur an Bedeutung für Religion und Geschichte Israels.

Prophet nach Art jenes alten Prophetentums war Amos also nicht. Später wurde der Name Prophet aber auch von Männern nach Amos Art getragen.

3. Inhalt von Amos Weissagung

Israels Untergang zu verkünden, sieht Amos als seine Aufgabe an. So in seiner Antwort an Amazia und sonst. Namentlich scharf ist dieser Gedanke 9, 1—6 ausgeprägt. Der rächenden Hand des Herrn zu entfliehen, ist keine Möglichkeit.

Nicht einer soll von ihnen entfliehen, nicht einer entrinnen und sich retten. Ob sie einbrächen in die Hölle, meine Hand wird sie von dort holen, ob sie aufstiegen zum Himmel, ich werde sie herabstürzen; ob sie sich verbärgen auf dem Haupte des Karmel, ich werde sie suchen und holen und ob sie vor meinen Augen sich versteckten im Schlunde des Meeres, so will ich der Schlange befehlen, sie zu beißen. . . . .

Hatte Amos bestimmte Veranlassung zum Ausmalen so trüber Zukunft? Oder redet er nur im allgemeinen?

Allerdings hatte er die allerbestimmteste Veranlassung. Die gegenwärtige Zeit der Ruhe ist ihm wie die stille Schwüle vor Losbruch des Gewitters. Nur zu nahe ist die Gefahr für Israel: Assur.

Schon einmal, unter Salmanassar II., als sich verschiedene vorderasiatische Reiche, darunter Israel, vielleicht auch Aegypten, gegen die Assyrer verbunden hatten, hatten diese in der Schlacht von Karkar (854) ihre Ueberlegenheit erwiesen. Doch war damals die Gefahr für Israel noch gnädig vorüber gegangen. Aber im letzten Jahrhundert war immer klarer zu Tage getreten, welche Gefahr das immer mächtiger werdende Assyrerreich für Vorderasien war. Immer näher rückte seine Grenze an Israel. Nun war auch Damaskus gefallen, die Bahn nach Israel offen.

Die Masse ahnte diese Gefahr wohl gar nicht. Der Gebildete begegnete ihr mit trotzigem Pochen auf Israels Kriegsmacht und mit blindem Vertrauen auf Jehovas Hilfe. Nur Amos erkannte den Ernst der Lage. Das Ende beginnt. Jehova selbst vernichtet sein Volk. Der Tag Jehovas, in Zeiten der Bedrückung ein Gegenstand der Sehnsucht, noch jetzt herbeigewünscht in dem Glauben, daß an ihm, dem großen Gerichtstage, Jehova sein Volk Israel durch Macht, Grenzerweiterung und Reichtum vor allen andern verherrlichen werde, der Tag Jehovas, er wird ein Tag der Schrecken sein.

Wehe denen, die den Tag des Herrn herbeiwünschen! Er ist Finsternis und kein Licht . . . (5, 18). Da wandle ich eure Feste zur Trauer und eure Gesänge zur Klage (8, 10 ff.).

Aber was war die Ursache zu solchem Thun Jehovas? Was veranlaßte den Herrn, mit eigner Hand sein Volk zu vernichten? Zweierlei namentlich: Israels falscher Jehovadienst und seine Sünden wider Recht und Gerechtigkeit.

Mit kühner Polemik kämpft Amos gegen die in Israel gemeine Gottesvorstellung, gegen die Opfer und Zeremonien beim Gottesdienste, gegen das stolze Rühmen: Jehova mit uns, und gegen das Herbeiwünschen des Tages des Herrn, gegen die thörichte Einbildung darauf, daß Jehova Israel allein anerkenne,

*) Das Buch des Amos enthält teils Reden, teils Gesichte des Propheten. Es zerfällt in zwei Teile, deren erster Kap. 1—6, deren andrer 7—9 umfaßt. Nach einer Einleitung mit Drohreden gegen Damaskus, Philistäa u. s. w. (1, 1 bis 2, 5) folgen drei Drohreden gegen Israel, gegen die Ungerechtigkeit der Großen (2, 6 bis 4, 3), gegen die heidnische Art des Volkes, Jehova zu dienen (4, 4 bis 5, 27) und gegen den üppigen Lebenswandel der Vornehmen (6, 1—14). Der zweite Teil enthält fünf Gesichte (7, 1—3. 4—5. 6—9, 8, 1—4, 9, 1—6); an das dritte schließt sich die Schilderung des Zwiespaltes mit Amazia, an das vierte eine Drohrede gegen die wucherischen Reichen. Zum Schluß schaut der Prophet aus in die messianische Zeit (9, 7—15).

gegen die unbegründete Einbildung darauf, daß Jehova sie aus Aegypten ausgeführt habe.

Jehova ist dem Propheten nicht mehr der Volksgott Israels, sondern der Gott, welcher die Zügel der Weltgeschichte in der Hand hat, welcher selbst die Assyrer wider Israel heraufführt. Der Vorzug Israels vor andern Völkern besteht nicht darin, daß sie des ununterbrochenen Schutzes Jehovas sich erfreuen, gleichgiltig, ob sie das Recht pflegen oder beugen, sondern darin:

Euch kenne ich allein, spricht der Herr, darum suche ich an euch heim alle eure Sünden.... Seid ihr Kinder Israel mir nicht wie die Mohren? spricht Jehova; habe ich nicht Israel aus Aegypten geführt, die Philister aus Kaphthor und die Syrer aus Kir? (3, 2. 9, 7.)

Nicht an gehäuften Opfern und Zeremonien hat Jehova Wohlgefallen:

Ich hasse, ich verschmähe eure Feste, ich mag nicht riechen an eure Feiertage.... Weg mit deiner Lieder Lärm; dein Harfenspiel mag ich nicht hören. (5, 21 ff.)

Vielmehr das Leben nach Recht und Gerechtigkeit hat des Herrn Wohlgefallen:

Wie Wasser soll das Recht und wie ein unversiegbarer Bach die Gerechtigkeit fließen (5, 24).

Aber hat Israel sich nicht durch allerlei Plagen, durch Hungersnot, Dürre, Pest (4, 6—12) zum Herrn bekehren lassen, so bleibt nichts übrig, als daß es gerichtet wird, daß die Sünder des Volkes durchs Schwert sterben, daß es gesichtet wird, wie mit einem Siebe (9, 9 f.).

Freilich dieser Tag des Herrn, welcher mit Israel auch Juda und die umwohnenden Völker trifft (1, 2 ff.), ist Mittel, nicht Zweck. Amos schließt:

An jenem Tage stelle ich die verfallenen Hütten Davids wieder her.... Es werden Tage kommen, da triefen die Berge von Most und alle Hügel fließen; da wende ich meines Volkes Israel Geschick; verwüstete Städte bauen sie wiederum auf und wohnen darin, Weinberge pflanzen sie an und trinken ihren Wein, Gärten roden sie und essen ihre Frucht. Da siedle ich sie an in ihrem Lande und werde sie nimmer herausreißen ... (9, 7 ff.).

Ein geordneter Staat mit den einfachen ländlichen Verhältnissen wie zu Davids Zeit, da man Hütten, noch keine Prachtpaläste kannte, in welchem gute Verwaltung, gewissenhafte Rechtspflege, Gerechtigkeit, Billigkeit, Demut im Schwange gehen, ein wohlbebautes, reichlich die Arbeit lohnendes Land, Kanaan, im ewigen Besitze Israels, das schaut Amos in der Zukunft nach hereingebrochenem Gericht. V W

Unser geselliger Verkehr

Keine Religion kann sich lebensfähig erhalten ohne bestimmte äußere Gebräuche, Satzungen, Ordnungen. Sie erzeugt sie sich, ihrem Wesen und Geiste entsprechend; in ihnen lebt sie; durch sie pflanzt sie sich fort. Auch die geistigste Religion, das Christentum, kann ihrer nicht entbehren. Aber wunderbar genug: an diesem ihrem äußern Gewande hat die Religion ihren Todfeind. Wo im religiösen Leben die Form herrscht, erstirbt das religiöse Leben. Die Kirchengeschichte zeigt uns den doppelten Prozeß, wie einmal das Christentum nach einer äußern Ausgestaltung ringt, sich eine Form, ihr ganz entsprechend, zu schaffen sucht und wie dasselbe sich dann wider jedes Vorherrschen der Form eifersüchtig erhebt.

Genau dasselbe wie von der Religion, dem Verkehre des Menschen mit Gott, läßt sich nun vom Verkehr der Menschen untereinander sagen. Der Verkehr, dieses eigentümliche geistige Ineinanderaufgehen der Personen, dieses wunderbare, geheimnisvolle, zarte Band der Herzen und Geister, kann nirgends und niemals der äußern Formen entraten. Auch der Bauer hat seinen ungeschriebenen Anstandskodex, dessen Paragraphen er ebenso streng, wenn nicht strenger, wie die des bürgerlichen Gesetzbuches beachtet sehen will. Unsre Vorfahren bewegten sich in einem Reiche ererbter, aber ihrem deutschen Wesen durchaus entsprechender Sitten. Man hielt an diesen Sitten fest mit religiöser Ehrfurcht. Warum? Weil ein Stück des deutschen Gemütes sich darin auslebte. Herzlichkeit und Gemüt, darum Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit beherrschten, belebten, erhielten den geselligen Verkehr und die Verkehrsformen waren, wenn ich so sagen darf, fester Körper gewordenes Gemüt. Noch heute durchforscht der Gelehrte, gewiß nicht ohne Wehmut — ich denke z. B. an Riehl —, die Reste der alten Sitte und findet hinter dem Unscheinbarsten oft den zartesten, tiefsten Sinn.

Da war es ein unberechenbarer Schaden für unser Volk, daß zunächst an den kleinen Höfen und in der Aristokratie Deutschlands, dann herabsickernd bis in die bürgerlichen Stände, seit Mitte des vorigen Jahrhunderts der französische Gesellschaftston Eingang fand, alsbald deutsche Sitte verdrängte und das Herrschende, das Wichtigste im Verkehr wurde. Trotzdem hat sich noch zu unsrer Großväter Zeiten auch unter steifen Formen das Herz im Verkehr sein Recht nicht nehmen lassen; aber, begünstigt durch eine gemütsarme Geistesrichtung, vollzog sich unaufhaltbar der Prozeß, daß der Verkehr zur hohlen Form herabsank, daß das, was eigentlich den Namen Verkehr verdient, erstarb.

Wir gehören nicht zu den unbedingten Lobrednern der guten alten Zeit; aber wenn wir uns von unsern Großeltern von dem gemütvollen, zwanglosen und doch nicht formlosen, heitern Tone ihres freundschaftlichen Familienverkehrs haben erzählen lassen, wenn wir die Einfachheit und den harmlosen Humor sehen, der, ohne die Grenzen des Schicklichen zu überschreiten, den Verkehr würzte und belebte — wie es z. B. in einem Gesellschaftskreise Kassels üblich war, daß die Mitglieder nach geheimer Verabredung abends einem der ihrigen ins Haus fielen und die Hausfrau wegen der Bewirtung in Verlegenheit setzten*) —, wenn wir daran gedenken und halten dagegen, was für eine gezwungene, kalte, herzlose Weise des Umgangs vielfach, Gottlob nicht allenthalben, Gesetz und Regel geworden ist, wie kühl die Menschen unter den höflichsten Redensarten aneinander hingleiten, wie man darin etwas Besondres sucht, möglichst vornehm und abgeschlossen zu erscheinen, so kann in uns wohl etwas wie Sehnsucht nach der alten traulichen Gemütlichkeit lebendig werden. Geradezu eine Virtuosität des Salonverkehrs hat sich herausgebildet; der gesellige Verkehr ist überaus rege, aber der Mensch bleibt dem Menschen fremd; es fehlt dem Verkehr die Seele, das Herz.

Was soll uns denn der gesellige Verkehr leisten? Er soll ein Ausruhen edelster Art sein, Erholung und Anregung zugleich. Hat uns die Arbeit zu einer Art Einzelhaft verurteilt, nun soll sich das berechtigte Bedürfnis nach Austausch und Anschluß befriedigen; hat die Arbeit unsern Geist gezwungen, sich auf einen Punkt zu sammeln, nun will der Geist, dieser Fessel entledigt, dem freien Spiele seiner Gedanken sich hingeben. Haben wir in der Arbeit uns selbst verleugnen müssen, nun will der Mensch Mensch sein, sich geben und fühlen, wie er ist. Und wo wäre das leichter zu finden, als im traulichen Kreise lieber Freunde, von denen man weiß, sie bringen uns Vertrauen und ein Herz entgegen? So soll der Verkehr Herz und Geist erfrischen zu neuer Arbeit, soll unserm Gemüte wieder die Wärme schaffen, die ihm im Geschäftsgetriebe so leicht verloren geht, soll den Menschen dem Menschen lieb und vertraut machen — das ist wahrhaft erquickender Verkehr.

Wie laut und allgemein ist aber in unsrer Zeit die Klage, daß der gesellige Verkehr das nur in seltenen Fällen noch leistet. Wir haben uns gewöhnt, von „geselligen Verpflichtungen" zu reden, „denen man nachkommen muß." Der Verkehr lastet auf vielen schwerer als die Arbeit, für viele ist er einfach an Stelle der Arbeit getreten und zehrt vollkommen alle körperlichen und geistigen Kräfte auf. Abspannung, Erschöpfung, Unmut sind die zweifelhaften Früchte, die in der Salonluft heranreifen.

Und wenn es nur diese wären! Schlimm, daß die edelste Freude, die uns Gott beschert hat, der Mensch sich zu einer Last gemacht hat; aber viel schlimmer noch ist es, daß diese moderne Art des Verkehrs den Charakter gefährdet, und deshalb muß der Christ dagegen Front machen.

Wie verflachend die moderne Art des Verkehrs wirkt, mag

---

*) Vergl. „Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren" von Dr. Otto Bähr (Leipzig, Grunow), S. 69.

uns Riehl sagen. In seiner „Familie" geißelt er das Salonwesen mit scharfen und doch feinen Worten:

Der unhäusliche Salon zersplittert die Naturen. Man unterhält sich da nur in Aphorismen, man huscht nur an aphoristischen Erscheinungen vorüber. Die dem Salon vergleichbare Erscheinung in unsrer Litteratur ist das „Feuilleton"; wer aber vorwiegend Feuilleton liest, der kann zuletzt gar kein solides Buch mehr lesen. Das kann auch der echte Salonmensch nicht mehr, er liest keine Bücher, sondern er liest nur noch in Büchern; er kann auch nur Gespräche anknüpfen, aber keines zu Ende führen; überhaupt nur anregen, nicht selbst vollenden; er wird sprunghaft, unstät, eine zerstückte Natur; er ist kein ganzer Mann mehr und vermag auch nicht mehr den ganzen Mann zu würdigen; denn im Salon streifen sich nur die Persönlichkeiten, aber sie fassen sich nicht. Das sind tiefgehende Krankheitszustände unsrer Zeit.

Wer christlichen Ernst besitzt, weiß, daß auf dem Boden dieser Oberflächlichkeit der Same des Ewigen nicht haftet und nicht gedeiht. Die hartnäckigsten Gegner, die gefährlichsten Feinde der christlichen Weltanschauung sind nicht in den lauten Versammlungen lästernder Sozialdemokraten, nicht in den Studirstuben glaubensloser Professoren zu suchen, sondern in den Salons. „Er ist kein ganzer Mann mehr," sagt Riehl vom Salonmenschen; das Christentum will aber ganze Menschen, nicht Puppen. „Allerdings muß Gott erst einen wirklichen Menschen haben, ehe er aus ihm ein Kind Gottes machen kann," ist ein wahres Wort Rothes.

Riehl fährt fort: „. . . und vermag auch nicht mehr den ganzen Mann zu würdigen." Denken wir dem ein wenig nach, so kommt uns zum Bewußtsein, wie unterchristlich*) die Art der Beurteilung des Menschen in diesen Gesellschaftskreisen ist. Unterchristlich, denn hier wird der Mensch nicht nach seinem Charakter, nicht als sittliche Persönlichkeit nach dem Maßstabe unsers christlichen Sittlichkeitsbegriffes gemessen, sondern nach dem Kodex der gesellschaftlichen Regeln, nur als Gesellschaftsmensch. Ist doch vielfach an Stelle des christlichen Gewissens das gesellschaftliche Taktgefühl getreten. Wer will leugnen, daß beide die engsten Berührungspunkte haben? Aber nie darf der gesellschaftliche Takt der höchste Maßstab für die Beurteilung eines Mitmenschen sein. Gilt denn aber nicht der Begriff „liebenswürdig" vielfach als das höchste Ehrenprädikat, das man einem Menschen geben kann? Ob einer einen höchst anstößigen Lebenswandel führt, ob er Zeit, Kraft, Geld vergeudet, ob er manchen höchst zweifelhaften Charakterzug zeigt, ob er religiös durchaus gleichgiltig ist, das alles wird ihm gern verziehen, wenn er nur eine gesellschaftliche Stellung einnimmt und mit Gewandtheit zu behaupten weiß. „Liebenswürdigkeit" deckt der Sünden Menge. Woher so manche unglückliche Ehe? Weil man den liebenswürdigen Menschen, die anmutige Gesellschaftsdame geheiratet hat, nicht den Menschen, oder vielmehr, weil der Mensch des täglichen Lebens sich als einen andern herausstellt, als der Mensch auf dem Parket war. — Umgekehrt! Wie leicht wird über einen tüchtigen, fleißigen, ernsten, frommen Menschen abgeurteilt, gewitzelt, verächtlich die Achsel gezuckt, weil er die Virtuosenkunst des Salons sehr mittelmäßig zu üben versteht. Solche Beurteilung ist durchaus unchristlich, und es gilt mit ihr überall ernstlich zu brechen.

Wenn aber, wie wir andeuteten, oft bittere Enttäuschungen nicht ausbleiben, ist das zu verwundern? Geht denn nicht durch unser gesellschaftliches Leben — so hart es klingt, es muß gesagt werden — ein breiter Strom von Unwahrhaftigkeit und Heuchelei hindurch? Ist hier nicht die Lüge geradezu privilegirt? Man heuchelt Teilnahme, und ist im Grunde herzlich gleichgiltig gegen einander; man versichert die aufrichtigste Freude, der Einladung Folge leisten zu dürfen, und hat sein Haus mit Verwünschungen verlassen; man macht die verbindlichsten Redensarten, und ist voll Unmut und Widerspruch; man überschüttet sich mit schmeichlerischen Worten, und lacht hinterher über die ganze Komödie. Ja — es ist Komödie, aber der traurigsten Art. Der Salon — gleicht er nicht in vieler Beziehung der Bühne? Nur daß hier keinem Menschen, was er vor den Kulissen sieht, für Wahrheit zu nehmen zugemutet wird, aber das Scheinwesen des Salons soll für Wahrheit gelten. Das ist das tief Entsittlichende des modernen Verkehrs, das sich schwer genug rächt. Untergraben ist das gegenseitige herzliche Vertrauen, geschwunden die ernste Achtung des andern — der Verkehr im edelsten Sinne ist ertötet.

Noch mehr! Dieser kalte Ton des Salons ist in das Familienleben selbst zerstörend eingedrungen. Ihrer glänzenden Außenseite beraubt, macht diese Herzlosigkeit das eigne Heim unwohnlich, ungemütlich, erschreckend leer und kalt. So rächt es sich, daß man, des Familiengeistes sich schämend, im Salon, dieser fremden Welt im eignen Hause, einen neutralen Boden für den Verkehr glaubte gefunden zu haben. Der Salon ist eine Verleugnung der Familie vor den Freunden der Familie, eine Mißtrauenserklärung gegen sie, eine Ablehnung der Teilnahme am innersten Familienleben. Man fürchte nicht, daß das Heiligtum der Familie durch solch herzlichen Verkehr geschädigt werde, im Gegenteil: es wird nur noch geweihter und befestigter.

Ohne Zweifel, in ernster gerichteten Kreisen hat man sich von diesem kalten Verkehrston frei zu erhalten gewußt, oder man ist desselben jetzt herzlich müde. Immer mehr sucht man wieder dem Verkehr seinen familienhaften Charakter zu verleihen; die „offenen Abende" sind darin ein hoffnungerweckender Schritt vorwärts. Helfe nur ein jeder an seinem Teil, daß wieder Ernst, Wahrhaftigkeit und Herzlichkeit für unsern Verkehr die festen Grundlagen werden. Es gilt unsre gebildeten Kreise aus einer ernsten Gefahr zu retten. P D

*) „inferior" könnte man in einem gewissen Jargon sagen.

Protestantische Rheinfahrt

1. Remscheid

Die Einladung des Evangelischen Bundes nach der nordwestlichen Ecke Deutschlands, nach Duisburg, mutete seinen ostwärts wohnenden Freunden eine weite Reise zu. Aber einmal hatte der protestantische Osten bei seiner Lauheit diesen Bestrebungen gegenüber eine bessere Rücksicht nicht verdient; zum andern mußte der Zug nach dem Westen auch in diesem Falle seine Kraft beweisen. Doppelt willkommen war mir die Gelegenheit, so nach dem Schauplatz der Ereignisse geführt zu werden, welche in jüngster Zeit alle Beobachter unsrer konfessionellen Zustände erregt haben.

So ließ ich denn die erste Station meiner protestantischen Rheinfahrt Remscheid sein. Es lag mir daran, den vielgenannten Pfarrer Thümmel einmal auf der Kanzel und inmitten seiner Gemeinde zu sehen. Es sind viele Protestanten so schnell fertig mit ihrem Urteil über diesen Mann und seine Sache, und auch aus dem evangelischen Rheinlande war mir bis dahin kein einstimmiges Urteil entgegengeklungen. Seine Fehler zwar liegen am Tage; aber inwiefern seinem Auftreten und seiner Haltung dennoch grundsätzliche Berechtigung zukomme, das im Lande der Begebenheiten selbst für mich zunächst und, soweit sie ein Zutrauen zu mir haben, auch für meine Leser näher festzustellen, schien mir der Mühe wert.

Ich erwartete, in Remscheid eine verqualmte Fabrikstadt mit vielen Schloten zu finden, wie ich sie sonst an der Wupper gesehen; statt dessen fand ich eine Stadt auf dem Berge mit freundlichen, gartenumhegten Häusern und Häuschen, wahrhaft reizend durch die immer wechselnden Ausblicke, die einem im Rahmen der rasch abfallenden Gassen oder der Gärten und Häuser auf das bergische Land und weit darüber hinaus bis zu den Türmen des Kölner Doms sich öffnen. Hier hat noch nicht die dampfgetriebene Maschine die Alleinherrschaft, sondern wackere Handwerksmeister treiben mit etlichen Arbeitern und Gesellen die Verarbeitung von Stahl und Eisen zu feineren Werkzeugen, Sägen u. dgl. Ein behäbiger Mittelstand ist die gute Frucht dieser hoffentlich noch lange lebensfähigen Industrie; die Volksart stellt eine glückliche Mischung rheinischen und westfälischen Wesens dar.

Es traf sich, daß Thümmel, der mit drei Amtsgenossen sich in die geistliche Versorgung der über 30000 Seelen zählenden Gemeinde teilt, um zehn Uhr den Hauptgottesdienst hielt. Er predigte über das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner mit jener ruhig entwickelnden, aber dazwischen lebhaft die Person des Hörers anfassenden Beredsamkeit, welche mir immer als die

für einen evangelischen Prediger angemessenste und wirksamste Weise erschienen ist; in den Gedanken ernst, biblisch, christlich. Für argwöhnische Gemüter bemerke ich ausdrücklich, daß auch nicht die leiseste Wendung gegen Rom und seine Gläubigen mit einfloß. Das außen schmucklose, innen wahrhaft unschöne Predigthaus — denn etwas andres sind diese bergischen Kirchen nicht — faßte eine stattliche, aufmerksame Gemeinde von nahe an tausend.

Es war mir von großem Wert, Thümmel in seiner Gemeinde, in seinem Amte gesehen und mich davon überzeugt zu haben, daß er hier starke Wurzeln seiner Kraft besitzt. Im weitern Verlaufe meiner rheinischen Tage überraschte mich doch die allgemeine Gunst, die seine evangelischen Stammesgenossen ihm entgegenbringen. Nicht daß es an Tadel, an Besorgnissen, an Ermahnungen gefehlt hätte. Aber Thatsache ist, daß es im evangelischen Rheinland zur Zeit keinen populäreren Mann giebt als ihn, daß weite Kreise des Volkes mit ihm durch Dick und Dünn gehen, nichts so gelesen, ja verschlungen wird als seine Reden, nichts so begehrt, als ihn zu hören oder zu sehen — und das geht hinauf bis in bessere und beste Stände. Möchte Thümmel ebensosehr der Wandelbarkeit eingedenk bleiben, die aller Volksgunst eignet, wie der großen Verantwortung, die sie ihrem Helden auferlegt! Neugier und Mode spielen dabei ihre große Rolle; aber sie erklären die Thatsache nicht. Ich habe auf meine wiederholte Erkundigung von den zuverlässigsten und ehrwürdigsten Männern immer wieder die Zusicherung bekommen, daß der Kampf Thümmels gegen ultramontane Rechtsprechung am Rhein wahrlich kein Kampf gegen Windmühlen sei, sondern die dortigen evangelischen Kreise von einem unerträglichen Druck zu entlasten angefangen habe. Und auf das bestimmteste bestätigten mir Leute, die keineswegs an seinem Temperament Gefallen tragen, daß Thümmel den Vorwurf eines Krakehlers nicht verdiene, sofern er auf Schritt und Tritt doch nur durch Provokationen seiner Gegner weitergeführt worden sei. Er ist jetzt eine Zuflucht aller geworden, die konfessionelle Zwistigkeiten mit den Römischen haben; bis weit aus dem Osten giebt man ihm Bericht und begehrt seinen Rat, sodaß seine Kenntnis römischer Nachtgeschichten vielleicht schon heute eine unvergleichliche ist. Kein Wunder, daß ihn der erbitterte Ultramontanismus um jeden Preis verderben will! Was die römische Winkelpresse in Schimpfereien gegen ihn leistet, geht über alle Begriffe. Die grellste Beleuchtung aber erfährt der Haß des rheinisch-westfälischen Ultramontanismus gegen Thümmel durch die Thatsache, daß ein Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gegen die in Nr. 33 d. Bl. veröffentlichte Petition, § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs betreffend, indem er als ein Wort Bismarcks gegen Thümmel verstanden wurde, dem Reichskanzler jüngst das erste ultramontane Begrüßungstelegramm eingebracht hat! So etwas vermochte die ganze Kulturfriedenspolitik bisher nicht.*)

*) Das Telegramm lautet: „Fürst Bismarck, Durchlaucht, Friedrichsruh. Dem Wiederhersteller des religiösen Friedens, dem abgesagten Feinde jeder konfessionellen Hetzerei, senden die aus Arbeitern beider christlichen Bekenntnisse bestehenden christlich-sozialen Vereine Westfalens, zur Feier ihres zweiten Jahresfestes in Gelsenkirchen versammelt, ihren ehrerbietigen Gruß. J. A.: Franz Schlüter, Präses des Gelsenkirchener christlich-sozialen Vereins."

Zu dem vorgeblich interkonfessionellen Charakter dieses Vereins bemerkt die Kreuzzeitung: „Thatsächlich sind sowohl die Gesellenvereine als die christlich-sozialen Vereine katholische, beziehungsweise Zentrums-Vereine. Man ersieht das auch deutlich daraus, daß auf dem Gelsenkirchener Verbandsfest die Festrede im Auftrage des Barons v. Schorlemer von Herrn Fr. Meisen gehalten wurde. Noch interessanter ist [fährt die Kreuzzeitung fort], daß der Redner, welcher die Absendung eines Telegramms an den Reichskanzler motivirte, kein andrer als Herr Fusangel war. Dieser ist Chefredakteur eines der entschiedensten Zentrumsblätter, der Westfälischen Volkszeitung, die kürzlich von Herrn Pastor Thümmel — etwas zu übertrieben — als „ultramontan-anarchistisch" bezeichnet wurde. Herr Fusangel ist in jener Gegend der eifrigste Widersacher des Pastors Thümmel. Er motivirte die Beglückwünschungs-Depesche an den Fürsten Bismarck laut der Gelsenkirchener Zeitung folgendermaßen: »Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung habe heute jenen bekannten Hetzer [Thümmel] einen religiösen Sozialdemokraten genannt [?], und mit Recht. Es sei anerkennenswert, daß das Organ des Reichskanzlers gegen diesen Menschen energisch Front mache, und einen neuen dreißigjährigen Krieg von uns abwende. Dem Manne aber, der das thue, nämlich Reichskanzler Fürst Bismarck, müsse man Dank abstatten durch ein Telegramm.« . . .

„Sehr interessant [fährt die Kreuzzeitung mit gesperrtem Druck fort] und auch politisch bedeutsam ist das Auftreten der Ultramontanen immerhin, zumal es gerade der linke Zentrumsflügel ist, der hier dem Reichskanzler Liebenswürdigkeiten sagt."

Die Kreuzzeitung polemisirt dann gegen die Germania und stellt gegenüber den Abschwächungen derselben noch einmal die Thatsache fest, daß „die in Gelsenkirchen versammelt gewesenen 2000 Zentrumsmänner den Reichskanzler als »Wiederhersteller des religiösen Friedens« gefeiert haben."

Wie viel Dank ist Fürst Bismarck dem Pfarrer Thümmel schuldig!

Eigentümlich ist das Verhältnis, worin Thümmel und der Evangelische Bund mit einander stehen. Thümmel gehört wohl dem Bunde an, und ruft einmal ein Ortsverein ihn zum Vortrage, so kommt er, wie in Lüttringhausen und Solingen geschehen; der Bund anderseits sieht sich durch Thümmels Erlebnisse und Thaten immer wieder aufs lebhafteste in Mitleidenschaft versetzt. Aber obwohl in Remscheid die, wenn ich nicht irre, zweitgrößte Bundesortsgruppe besteht: Thümmel leitet sie nicht und gehört nicht einmal dem Vorstande an. Während der ganzen Duisburger Tage ist zwar unendlich viel von ihm die Rede gewesen: er selbst hat nicht gesprochen. Thümmel hat Beifall und Anhang auch in Kreisen, die dem Bunde fernstehen, und wiederum im Bunde findet er seine scharfen Kritiker. Man wird auch im Osten den Kampf, den Thümmel für seine Person aufgenommen hat, von dem, was der Bund als solcher leistet und verantwortet, unterscheiden lernen müssen. Noch mehr aber wird man sich abgewöhnen müssen, bloß von Thümmels Fehlern Kenntnis zu nehmen und so das Gewissen gegen den Eindruck der Zustände zu verschließen, die sein Auftreten ans Tageslicht gezogen hat. Denn es liegen hier Dinge vor, welche den Anspruch haben, das öffentliche Gewissen jedes guten Christen und Staatsbürgers zu erregen. Und das Verdienst, diese Zustände mutig aufgedeckt zu haben, wird dem Pfarrer Thümmel bleiben.

2. Duisburg

In Duisburg war ich drei Tage und drei Nächte, aber von der Stadt und ihrer Lage habe ich kein Bild bekommen. In der langen Straße zwischen Bahnhof und Salvatorkirche bewegte man sich hin und her: dort lag auch die Städtische Tonhalle, jenes schöne, wohleingerichtete Versammlungshaus, das erst seit kurzem die Stadt ziert. Sie zählt 50000 Einwohner, wovon die größere Hälfte Katholiken. Gleichwohl fühlt sich Duisburg als protestantische Stadt, und wenn es die nicht wäre, hätte schwerlich der Bund in ihren Mauern getagt. Die frühesten Versuche einer Reformation lassen sich um 1538 nachweisen; seit 1559 fand Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt in ihren Mauern statt. Nachdem Lutherische Predigt die erste Arbeit gethan, schuf hier eine reformirte Synode die Grundlage der Kirchenordnung, welche bis auf unsre Tage den immer mehr anerkannten und nachgeahmten Vorzug des rheinischen Protestantismus bildet. Die Stadt, einst Mitglied der Hansa, 1665 bis 1818 Sitz einer Hochschule, hat Zeiten schweren Niedergangs durchgemacht: 1767 zählte sie 3300 Einwohner, 1837 8300, 1854 13400. Seitdem nimmt sie als lebenskräftige Industriestadt einen mächtigen Aufschwung. Und da Intelligenz und Kapital — wie fast durchgängig am Rhein — auf protestantischer Seite sind, vermag sie trotz der unablässig zudrängenden katholischen Einwanderung sich den protestantischen Charakter zu bewahren. So haben wir denn diesmal, anders als in Frankfurt, zu Beginn der Zusammenkünfte ein herzliches Begrüßungswort von dem Oberbürgermeister der Stadt, Herrn Lehr, gehört, der seinen Urlaub eigens verkürzt hätte, um uns diesen Willkomm zu bieten.

In der Geschichte der Innern Mission ist Duisburg durch seine Diakonenanstalt bekannt. Im Jahre 1844 durch den Vater der Diakonissensache, Pfarrer Fliedner von Kaiserswerth, als Pastoralgehilfenanstalt ins Leben gerufen, steht sie seit 1847 unter der Leitung des nun hochbetagten Pfarrers Engelbert. Inspektor Pfarrer Ohl führte uns durch die Räume des Bruderhauses, Knabenrettungshauses und der beiden Krankenhäuser.

Ableger der Anstalt befinden sich zu Lintorf (Trinkerheilstätten: vgl. Nr. 34, S. 320), Lötzen in Ostpreußen, Gleidorf in Westfalen, Götterswickerhamm am Niederrhein, Katzenelnbogen in Nassau. 200 Brüder stehen gegenwärtig in der Arbeit: Kranken- und Kinderpflege, Herberge, Gemeindediakonie. 1870 schickte Duisburg 265 Krankenpfleger hinaus, und unablässig arbeitet es an der Ausbildung freiwilliger Hilfskräfte für den Samariterdienst in neuen Kriegsfällen.

Aber die Besichtigung dieser Anstalten konnte nur eine Episode sein. Andre Aufgaben führten uns in Duisburg zusammen. Und daß wir so dankbar und zufrieden auf ihre Bewältigung zurückschauen können, ist ganz wesentlich das Verdienst des Festortes.

Großartig schön verlief durch die Teilnahme der Gemeinde der Eröffnungsgottesdienst. Die Salvatorkirche, ein mächtig hoher gothischer Bau, war bis auf den letzten Platz gefüllt. Superintendent Trümpelmann von Torgau hielt über Lukas 21, 33 die Predigt: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht. Ich bedaure die Armen, denen auch dieser Predigt gegenüber vornehmlich die kritische Ader sich regte: wie gut war der Text gewählt (er klang noch manchmal in den Verhandlungen wieder); wie schön war unter anderm die Ausführung: Himmel und Erde sind schon einmal vergangen — als das alte Weltsystem durch Kopernikus in die Brüche ging, da wollte manchem mit dem alten Himmel und der alten Erde auch das Christentum unter den Füßen wanken — aber Christi Wort verging nicht! Das Schönste war doch die volle Kirche nach der leeren in Frankfurt. Und der innere Anteil, den die Gemeinde nahm. Stehend wurde das Lutherlied gesungen. Das Gefühl, in einer noch von vielen Seiten unverstandnen, ja hart angefochtenen Sache beisammenzusein, verlieh eine Stimmung, die weit über das, was man sonst in Festgottesdiensten empfindet, hinausging. Diese Stimmung aber wich immer mehr der andern, daß man im Dienste einer siegreichen Sache zusammengekommen sei. Und dies Gefühl verdankte man wieder vornehmlich der Duisburger Gemeinde. Nicht die Gastfreundschaft der protestantischen Familien, nicht der Zulauf bei den freien Abendzusammenkünften war das Großartige — Gleiches erlebt man ja bei ähnlichen Festen auch sonst. Nein, daß auch zu den Vorträgen und Verhandlungen des Tages der Zudrang so groß war, sodaß man die Teilnehmer immer auf Tausend und mehr zählen konnte, das war so einzig und erhebend. Hier fanden die Beratungen in engster Fühlung, ja unter dem begeisterten Einverständnis der Gemeinde statt; hier war die Pastorenkirche einmal wirklich überwunden und die Gemeindekirche Thatsache. Ich gestehe, daß ich den Pastor Terlinden von Duisburg, dem das Hauptverdienst um Zustandekommen und Verlauf des Festes gebührt, zuweilen beneidet habe. Es muß köstlich sein, für ideale Bestrebungen in seiner Gemeinde solch einen hellen Wiederhall zu finden. Und umso erfreulicher, wenn das Bild, welches man so von dem evangelischen Duisburg bekam, auf das evangelische Rheinland überhaupt zutrifft.

Für den Evangelischen Bund war solche Aufnahme von unermeßlicher Bedeutung. Ist er nur erst an einem Punkte unsrer Kirche Volks- und Gemeindesache geworden, so ist damit für die Zukunft alles gewonnen. Darum sehe ich in der innern Beteiligung Duisburgs an den Duisburger Tagen den größesten und wertvollsten Ertrag derselben für die fremden Gäste, die des Zeuge waren, wie für die Entwicklung des Bundes überhaupt.

Ueber die Verhandlungen selbst das nächste mal noch ein kurzes Wort. R

Aus Spanien

Die evangelische Kirche in Asturien

Einem Briefe des Predigers Juan Emeterio Fuente zu Gijon in Spanien, der uns freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist, entnehmen wir folgendes:

Die Arbeit hier ist sehr schwer. In Oviedo, als Bischofsstadt, wo so viele Priester wohnen, haben wir große Schwierigkeiten. Die Leute sehen uns mit Argwohn; sie schämen sich, mit uns zu handeln; eine Magd dauert bei uns nur vierzehn Tage, dann geht sie fort; wir haben weder Freunde noch Bekannte, und das kleine Häuflein von evangelischen Christen ist großen Gefahren ausgesetzt. In Gijon, einer kleinen Seestadt, ist die Sache eine erfreulichere: der freie Verkehr des Handels macht die Gemüter auch freier. Doch hier haben wir auch viel zu leiden, und die Evangelischen sind gebrandmarkt und als die Pest betrachtet. Bis jetzt waren in Gijon keine Jesuiten; nun sind in diesen Tagen zwei Jesuiten angekommen, haben ein großes Grundstück angekauft und wollen ein großes Kloster bauen. Mit den Jesuiten wird das Unglück für Gijon kommen; die Jesuiten fanatisiren das Volk, sie führen einen heimlichen Krieg gegen die Gesellschaft. Wir werden ungeheuer viel darunter leiden und brauchen die Gebete unsrer Glaubensgenossen. Der allmächtige Gott kann uns von unsern Feinden retten. Die römische Kirche gewinnt immer mehr Kraft in Spanien, sie wächst ungeheuer, sie verfügt über große Mittel. — In Gijon habe ich auch eine kleine treue spanische Gemeinde. Hier habe ich auch eine Mission unter den Matrosen angefangen. Gottes Wort habe ich in den Schiffen vorgelesen und gepredigt, und ich habe die Freude gehabt, bei meinen Gottesdiensten in der Kapelle mehrere Matrosen zu sehen. Das freut uns sehr. Es freut uns, die wenigen treuen Seelen zu Jesu, welche das Evangelium lieben, welche in Jesu leben wollen, zu sehen. Wie viel müssen diese Seelen leiden um des Evangeliums willen. Dagegen wohnen hier mehrere Ausländer, welche evangelisch geboren, erzogen und ausgebildet worden sind, welche aus echt evangelischen Familien stammen, und sie verleugnen ihren Glauben. Es wohnen hier Deutsche, welche sich schämen, mich zu begrüßen, weil ich Protestant bin, welche nichts mit dem Protestantismus zu thun haben wollen. Sie fürchten die römischen Christen, sie wollen die Achtung in der Gesellschaft, sowie Freunde und Bekannte nicht verlieren, sie wollen in ihren Geschäften keinen Schaden haben. Die hiesigen spanischen Brüder können nicht begreifen, wie diese Ausländer so wenig den Protestantismus schätzen. Es ist eine Schande. Das schlechte Beispiel der Ausländer ist eine Schande. Darum ist die Arbeit hier sehr schwer. Doch es tröstet uns, auch andre Familien zu sehen, welche dem Evangelium treu sind.

Seit zwei Jahren wohnt hier eine ausländische christliche Familie. Der Herr Robert Schaafsma und seine Frau, Julie Schaafsma geb. Ramsden, von Kindheit an in der heiligen Schrift unterrichtet, halten sie hoch, sind in allen Gelegenheiten des Lebens der Wahrheit treu geblieben und haben immer ihren Glauben ohne Furcht vor den Menschen bekannt. Der liebe Gott schenkte ihnen am 3. Mai ein schönes Kind. Herr Schaafsma, als Maschinenmeister eines Dampfers, war auf der Reise, kam einige Tage nachher an und konnte nur wenige Stunden in Gijon bleiben. Dankbar gegen Gott für seine Güte, wollte er diese Zeit benutzen, um dem Herrn sein Kind vorzulegen. Das wollte er desto schneller machen, weil er fürchtete, daß eine streng römisch-katholische Verwandte und andre fanatische Familien, welche seine Frau besuchten, durch die Priester verführt, seine Abwesenheit und die Krankheit seiner Gemahlin benutzen konnten, um das Kind in der römischen Kirche taufen zu lassen, was für ihn ein großer Schmerz sein würde. Er besuchte mich und bat mich, die notwendigen Maßregeln zu treffen, um seinen Sohn in dem Glauben der evangelischen Kirche feierlich zu taufen. Er achtete nicht auf die Skrupel seiner Verwandten und Nachbarn, nicht auf die Bedenklichkeiten seiner Freunde, er achtete nicht auf das, was die Welt sagen konnte. Infolge davon hielten wir für gut, daß die Feier in Schaafsmas Hause stattfinden würde, damit die Mutter des Kindes zugegen wäre. In dem Saale wurde ein Altar aufgerichtet, welcher mit einem weißen feinen Tuch gedeckt wurde; darauf war eine kostbare Bibel und ein schönes Taufbecken und über dem Ganzen war das Bild des Heilands, welcher uns freundlich anblickte. Vor den Altar setzten sich die Paten. Im Namen und in Vertretung der evangelischen Gemeinde in Gijon waren sechs Mitglieder zugegen. Um 8 Uhr abends, am 12. Mai, fing die Feier an. Nachdem die vorgeschriebene Liturgie vorgelesen wurde, stellten der Pate, Herr Lucio Hold aus der Schweiz, und die Patin, Frau Celedonia Aspiri, das Kind vor. Sie versprachen, das Kind in der evangelischen Lehre zu unterrichten. Das Kind wurde feierlich getauft und ihm die Namen Wilhelm Johann gegeben. Nachher sprach ich über die Erziehung der Kinder für das Reich Gottes unter Zugrundelegung der Worte Markus 10, 13—16. Es wurden einige Gebete zum Herrn erhoben, und mit dem Segen des Allmächtigen endete die Feier. Die Mutter des Kindes wohnte der Feier bei, und in ihrem Gesichte bemerkte man die größte Befriedigung. Ihr Gatte war sehr bewegt, und am Ende umarmte er uns alle. In derselben Nacht fuhr er mit dem Dampfer nach Barcelona ab.

Wenn der Herr sein Werk in Gijon gesegnet und uns in der Familie Schaafsma ein Vorbild von Standhaftigkeit und Selbstverleugnung gegeben hat, nicht weniger haben wir in Oviedo Gottes Hand gesehen, wo auch evangelische Christen sind, welche ihrem Vaterlande Deutschland und dem Protestantismus treu bleiben.

Am Sonntag den 3. Juni fand in Oviedo eine ähnliche Feier wie die von Gijon am 12. Mai statt. Der Herr Kaufmann Gustav Roß aus Altona und seine liebe Frau ließen mich rufen, um ihr Kind zu taufen. Pate war der Herr Otto von Platen. Dem Kinde wurden die Namen Friedrich Wilhelm Otto gegeben, in freundlichem Andenken an den geliebten und geprüften Kaiser und an seinen Paten. Das Kind war geboren am 13. März, in jenen traurigen und schweren Tagen für Deutschland.

Heute will ich nicht länger schreiben. Meine Absicht war es, Sie nur über diese zwei Fälle in Kenntnis zu setzen, welche uns beweisen, daß es noch Herzen in Spanien giebt, welche für Deutschland und den Protestantismus laut schlagen. Ich habe noch drei Taufen vor.

Auch gedenken wir am nächsten Sonntag*) den Trauergottesdienst für den verstorbenen Kaiser zu halten. Wir hoffen, daß andre hiesige Ausländer, welche bis jetzt gleichgiltig geblieben sind und sich von der Religion fern gehalten haben, in Zukunft an unsrer Mission teilnehmen werden.**)

Bücher und Schriften

(Neue Erklärungen biblischer Bücher) Zur Empfehlung zweier vor mir liegenden Schriften (Luger, Der Brief des Jakobus in 26 Betrachtungen, Leipzig, Dörffling und Franke, 1887, und: Zimmer, Der Römerbrief übersetzt und kurz erklärt, Quedlinburg, Vieweg, 1887) sei die Bemerkung erlaubt: wir sollten nicht bloß die heilige Schrift, sondern auch die heiligen Schriften mehr lesen. Der heilige Geist Gottes redet in der Bibel zu uns, lehrend, tröstend, mahnend. Aber er redet in ihr zu uns durch Menschen, durch eigenartige Persönlichkeiten, in deren jeder der Geist Gottes und Christi ein eigenartiges Leben gewonnen hat. Zu einem fruchtbaren Bibelstudium gehört für den, der imstande dazu ist, auch das Bemühen, die Eigenart der einzelnen biblischen Schriftsteller, der Propheten und Apostel möglichst zu erfassen und des Unterschiedes sich bewußt zu werden, der etwa zwischen einem Paulus und einem Jakobus und ihrer besondrer Art, das Christentum aufzufassen, besteht. Ein trefflich geeignetes Hilfsmittel für jeden gebildeten Christen, der sich in die herrliche Epistel des Jakobus hineinlesen und -leben möchte, sind die obengenannten Predigten von Luger. Der ehrwürdige Verfasser hat etwas von Jakobus' Art in sich, eine ernste, schlichte Frömmigkeit, dem theologischen Streit abhold und allem Schein- und Lippenwerke Feind; die Erklärung und Anwendung des Textes ruht auf sorgfältigem exegetischen Studium. Zimmers Römerbrief hat es besonders auf eine logische Entwicklung des Gedankenganges in diesem „rechten Hauptstück des Neues Testamentes" abgesehen. Wenn der Verfasser nach der Meinung des Referenten allzu logisch verfährt und dem vollen, frischen Leben in dem Gedankenstrome des Apostels nicht gerecht wird, so regt das ernstliche Bemühen des Verfassers doch zur Mitarbeit an. Dabei ist das Buch so gehalten, daß es auch dem Nichttheologen, ja dem Nichtgriechen verständlich sein mag. J-H

(Arme Reisende) Unter diesem Titel ist ein Vortrag veröffentlicht worden, den unser Mitarbeiter, Pfarrer Naumann, über Vagabundennot, Verpflegstationen und Arbeiterkolonien gehalten hat. Der Herausgeber d. Bl. durfte ihm ein Vorwort mit auf den Weg geben, welches nur von örtlichem Interesse ist. Der Vortrag selbst jedoch ist in hohem Grade geeignet, das Verständnis der ganzen Wanderfrage beim Volke zu fördern, und zur Massenverbreitung sehr zu empfehlen. Für diesen Zweck giebt der Schönbacher Ortsverein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, auf dessen Rechnung die Veröffentlichung geschieht, bei Entnahme von mindestens 25 das Stück zu 17 Pfennig ab, und wird gebeten, sich deshalb an den Verfasser des Vorwortes zu wenden. Vergl. das Inserat. R

(Eine billige christliche Monatsschrift) Bei dem infolge der Thümmelschen Prozesse oft genannten Verleger Wiemann in Barmen erscheint seit fast fünf Jahren die „Monatsschrift für christliche Volksbildung." Ihr Redakteur ist Dr. Heinrich Rocholl. Jedes Heft enthält etwa 40 Seiten Oktav, bietet eine Illustration und kostet im Abonnement 25 Pf. (jährlich 3 Mark).

Wer den Titel der Zeitschrift liest, kommt, soweit wir nach dem uns vorliegenden Materiale urteilen können, leicht zu einer falschen Auffassung von ihrer Tendenz. Nicht für das „Volk" selber wird geschrieben. Die Artikel sind zwar nicht schwer und hoch, aber auch nicht volkstümlich. Sie wenden sich an christliche Familien von gewisser Bildung, um in ihnen evangelische und patriotische Interessen zu beleben. Fast möchten wir sagen, diese Monatsschrift für christliche Volksbildung sei eine schlichtere, anspruchslosere Ausprägung desselben Gedankens, der die bei Böhme in Leipzig erscheinende, in ihrer Art treffliche und empfehlenswerte „Allgemeine Konservative Monatsschrift" hervorgebracht hat.

Im Programm der Barmer Monatsschrift steht der Kampf gegen die schlechte Presse obenan. Er wird leider ein wenig zu sehr in der Manier des Reichsboten geführt, d. h. man konstruirt sich mythologische Gestalten, den „Mammonismus," „Materialismus," „falschen Liberalismus" und noch etliche „ismusse," um dann „mit Gott für Kaiser und Vaterland" gegen diese abstrakten Gebilde zu Felde zu ziehen. Es wird eine Gemeinsamkeit der Interessen zwischen konservativer Politik und christlichem Glauben behauptet, wie sie bei genauerem Zusehen nicht vorhanden ist. Aber abgesehen von dieser Grundrichtung haben uns nicht wenige historische und praktische Aufsätze recht gut gefallen. Wir fanden gutes biographisches Material über Scharnhorst und Moltke, eine gedankenvolle Totenfestbetrachtung u. s. w.

Der Gesamteindruck ist: Vorzügliche Absicht, aber mangelnde Kräfte. Will man das Volk erreichen, so werde man volksmäßiger; will man die Bildungsschicht haben, so werde man knapper und reichhaltiger! Fürwahr, eine gute Monatsschrift mehr ist sehr zu wünschen. Die Monatsschrift für christliche Volksbildung aber wird sich in dem Maße heben können, als sie vom Publikum gehoben wird. Darum empfehlen wir sie der Beachtung und Unterstützung unsrer Freunde. F N

*) Der Brief ist vom 29. Juni.

**) Gaben zur Unterstützung des Evangeliums in Spanien vermittelt gern D H

Verschiedenes

(Erklärung, Bromkali betreffend) Die Süddeutsche Apothekerzeitung teilt unsre Notiz in Nr. 30 „Eine große Wohlthat für Epileptische" ihren Lesern mit als eine „Leistung, an der der heilige Krispin [!!] seine Freude haben müßte," und schließt diese Mitteilung mit den Worten: „Die Mache ist recht geschickt eingefädelt, unter mitleidigem Augenverdrehen [!] wird dreist auf die Wahrheit losgehämmert [!]; das erhöht die Wirkung in den Augen der kritiklosen Leser."

Eine derartige Kritik kann keine Erwiederung beanspruchen; wohl aber veranlaßt mich eine private Zuschrift aus unserm Leserkreise, für die ich hiermit danke, zu folgender Erklärung.

Jene Mitteilung ist nicht von Bethel ausgegangen, sondern von mir, dem Herausgeber d. Bl., in der harmlosesten Absicht gegeben worden. Durch den unvergleichlichen Konsum von Bromkali ist die Epileptischenkolonie Bethel in der Lage, ein bis an die äußersten Grenzen reines Präparat von Bromkali zu erzielen. An dieser Errungenschaft kann jede Apotheke teilnehmen; der ganze Stand hat nur Ursache, sich ihrer zu freuen. Um irgendwelche Reklame für das Geschäft in Bethel handelte es sich aber für mich selbstverständlich nicht, geschweige um einen Angriff auf den ehrenwerten Apothekerstand: wie in aller Welt sollte ich darauf kommen! Es handelte sich für mich darum, auf das hinzuweisen, was Bethel durch den unentgeltlichen Versand auch für die armen Kranken in der Ferne thut, ausdrücklich unter der Empfehlung, daß ein Arzt in jedem Falle hinzugezogen werden solle. Von dieser Wohlthat habe ich in meiner eignen Gemeinde mit Dank und Erfolg bei gänzlich mittellosen Leuten Gebrauch gemacht, ohne daß ich hierzulande bei Arzt oder Apotheker in den Geruch der Kurpfuscherei gekommen wäre. Wenn mein Laienverständnis der Sache sich in meiner Notiz bemerkbar gemacht hat — wie denn die zwei Wörter „und frisch" auf einer falschen Auffassung beruhen und also jedenfalls gestrichen werden müssen —, so wird jeder Billigdenkende das gern entschuldigen. Was ich zu Ehren der Bodelschwinghschen Anstalt sagen wollte, bleibt bestehen, und ich meine, die Herren Apotheker werden die Menschenfreundlichkeit, die Bethel auch in dieser Form übt, ohne Schaden für ihre Ehre wie für ihr Geschäft gern anerkennen dürfen. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

In Kommission von Hermann Oeser, Neusalza in Sachsen erschien soeben:

Arme Reisende,

Vortrag von **Fr. Naumann**, Pfarrer zu Langenberg bei Hohenstein-Ernstthal. Mit einem Vorwort von M. Rade, Pfarrer zu Schönbach bei Löbau i. S.

Ladenpreis 30 Pfennig.

„Halte was du hast." Unter Mitwirkung vieler in Wissenschaft und Praxis bewährter evangelischer Theologen, herausg. von Fr. Oehler. XI. Jahrgang 1888. Monatlich ein Heft von 3 Bogen Lex.-8°. Preis vierteljährlich Mk. 2. — H. Reuthers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Inhalt von Heft 9:

I. **Abhandlungen.** Die Bedeutung der Gemeinde für die Heilsvermittlung an den Einzelnen nach der Lehre des Neuen Testaments mit Beziehung auf Ritschl untersucht. Konferenz-Vortrag von F. Giesekke, Pfarrer in Solingen.
II. **Pastorale Mitteilungen.** Praktischer Kommentar zu Titus 2. Vortrag, gehalten vor der Basler Pfarrkonferenz von Lic. Dr. Bernhard Riggenbach, Pfarrer und Dozent.
III. **Predigten, Meditationen und Studien.** 7. Sonntag nach Trinitatis. Röm. 6, 19—23. Meditation. Von Franz Blanckmeister, Archidiak. in Schneeberg, Kgr. Sachsen. — 8. Sonntag nach Trinitatis. Röm. 8, 12—17. Entwurf. Von Franz Blanckmeister, Archidiak. in Schneeberg, Kgr. Sachsen. — 9. Sonntag nach Trinitatis. 1. Kor. 10, 1—14. Meditation. Von Paul Lang, Stadtpfarrer, Ludwigsburg. — 10. Sonntag nach Trinitatis. 1. Kor. 12, 1—11. Meditation. Von Paul Lang, Stadtpfarrer, Ludwigsburg. — 11. Sonntag nach Trinitatis. 2. Kor. 5, 1—10. Meditation. Von Otto Brennekam, Pfarrer zu St. Georgen in Klettenberg bei Walkenried am Harz. — 12. Sonntag nach Trinitatis. 2. Kor. 3, 4—11. Vom Herausgeber. — 13. Sonntag nach Trinitatis. Jak. 3, 1—12. Meditation. Von Pfr. Fuchs in Arheiligen. — Predigt, gehalten bei der Kirchenvisitation (Montag nach 12. S. n. Trinitatis). Psalm 70. Von Pfarrer Fuchs in Arheiligen bei Darmstadt. — Traurede über Spr. 3, 6. Von Lic. th. Leßmüller, P. Prim. in Kamenz i. S.
IV. **Bücherschau.**

Inhalt von Heft 10:

I. **Abhandlungen.** Welches sind die Gründe der vielfach beobachteten Abnahme der Teilnahme am heiligen Abendmahl, und was kann insonderheit der Geistliche thun, um die Wertschätzung und den häufigern Genuß des heiligen Abendmahls zu fördern? Konferenz-Vortrag von Otto Brennekam.
II. **Pastorale Mitteilungen.** Die Begräbnis-Liturgie. Sätze zur Besprechung in Pfarr-Konferenzen dargeboten von D. G. Chr. Dieffenbach, Oberpfarrer in Schlitz.
III. **Predigten, Meditationen und Studien.** 14. Sonntag nach Trinitatis. Gal. 5, 16—24. Meditation. Von P. Fuchs, Arheiligen. — 15. Sonntag nach Trinitatis. Gal. 5, 25 bis 6, 10. Meditation. Von Archidiak. Stöckel, Meerane. — 16. Sonntag nach Trinitatis. Epheser 3, 14—21. Meditation. Von Archidiak. Stöckel, Meerane. — 17. Sonntag nach Trinitatis. Epheser 4, 1—6. Meditation. Von H. Allihn, Pfarrer, f. Batzendorf. — 18. Sonntag nach Trinitatis. 1. Kor. 1, 4—9. Von Sup. Wilke, D. th., Bitterfeld. — Predigt nach der Orgelweihe. Psalm 150. Von Remus, Pastor in Latowitz, Posen. — Bei der Einführung eines Geistlichen. Text: Hebräer 2, 12. 13. Von Kirchner in Magdeburg.
IV. **Bücherschau.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 36 **Leipzig, den 2. September** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 7 — Vorsehung und Geschichte — Protestantische Rheinfahrt: 3. Die Verhandlungen des Evangelischen Bundes in Duisburg — In Sachen des Evangelischen Bundes. Offene Antwort an den Freiherrn von Hammerstein von Konsistorialrat Leuschner — Noblesse oblige. Roman von Friedrich Spielhagen — Anzeigen

Der Brief des Paulus an die Philipper

7. Kapitel 2, 1—4

Giebt es nun irgend Zuspruch in Christus, giebt es Trost der Liebe, giebt es Gemeinschaft des Geistes, giebt es Herz und Erbarmen, so machet meine Freude voll, daß ihr gleichgesinnt seid, indem ihr gleiche Liebe hegt, in Seelengemeinschaft des einen Sinnes seid, in nichts von Parteigeist und Eitelkeit euch bestimmen laßt, sondern durch die Demut einer den andern höher achtet, als sich selbst, nicht jedes das eigne sucht, sondern auch das des andern.

In einer andringenden Bitte, die uns in das tief von Sorge und Hoffnung bewegte Herz des starken Mannes blicken läßt, wirft der Apostel auch die liebende Rücksicht auf seine Person mit in die Wagschale, um der Mahnung, auf welche er nun kommt, allen erdenklichen Nachdruck zu geben. Schon vorher (1, 27) hatte er angedeutet, worin die Stärke für den Kampf, der ihnen obliegt, verborgen liege, wenn er die Mahnung zum Feststehen und zum Ringen genauer bestimmt: Stehet fest in Einem Geiste, indem ihr mit Einer Seele gemeinsam ringt. Es gilt, sich der geschlossenen Einheit des Geistes recht bewußt zu werden, sie im Kampfe fest zu bewahren und gemeinsam einer für alle, alle für einen zu ringen „mit Einer Seele," sodaß auch, wenn sie einzeln angefeindet werden, alle innerlich mit dem einen kämpfen und der einzelne alle um sich stehen fühlt. Es ist die stärkende Macht der Gemeinschaft, die der erfahrene Kämpfer seinen Christen damit als mächtigsten Bundesgenossen empfiehlt. Sind wir Menschen doch unsrer Natur nach, d. h. nach Gottes Ordnung, darauf hingewiesen. Nicht nur in dem materiellen Sinne, in welchem es auf der Hand liegt, daß „Einigkeit stark macht," sondern, wie es Paulus hier meint, nicht minder in dem ideellen, nach welchem das Bewußtsein des einzelnen, nicht allein zu stehen, das Gefühl, sich von Gleichgesinnten umgeben und getragen zu wissen, die Kraft verdoppelt. Und dabei ist noch außer Rechnung gelassen, wie solch geschlossene Gemeinschaft, ja Einheit, auf den Gegner den verwirrendsten Eindruck macht.

Nicht als ob der einzelne, wenn er nun einmal für sich allein steht, ohne Anlehnung an eine Gemeinschaft den Kampf mit der Welt nicht aufnehmen könnte, wenn er nur sich eins weiß mit seinem Gott. Aber wenn es sich, wie in Philippi, um eine vielen gemeinsame Sache handelt, dann allerdings ist für den einzelnen das Gefühl des Verlassenwerdens, des Alleinstehens lähmend, das des Verbundenseins Wunder wirkend. Was giebt dieser Wink des Apostels alles zu bedenken für die Kämpfe, die in unsern Tagen dem „Glauben" bereitet werden. Wie weist er auf die wahre Ursache so vieler beschämenden Niederlagen hin wie im Einzelleben des Christen, so in der christlichen Gemeinschaft. Oder stehen wir zu der Losung des Apostels: Stehet in einem Geiste, kämpfet vereint mit einer Seele für den Glauben des Evangeliums?

In dem oben noch einmal zur Betrachtung gestellten Absatz erfahren wir nun auch, unter welchen Bedingungen diese Einheit allein bestehen kann. Und mit der ganzen Beredsamkeit der Liebe bindet Paulus darum den Philippern auf die Seele, daß sie es an diesen Bedingungen nicht fehlen lassen. Mit einem Worte faßt er sie zusammen in der Mahnung, daß sie sollen gleichgesinnt sein: eine der Grundforderungen des Christentums, wie sie sich auch 2. Kor. 13, 11. Röm. 12, 16. 15, 5 findet. Nicht die gleichen Gedanken oder Vorstellungen, — die gleichen Gesinnungen, die gleiche Grundrichtung des Gemüts und des Willens verlangt der Apostel. Ja so weit entfernt ist er von jener Mißdeutung des Katholizismus der nächsten Jahrhunderte, die sich in der Forderung einer falschen Rechtgläubigkeit auch in die evangelische Kirche verirrt hat, daß er jene gemeinschaftliche Gesinnung nicht einmal genauer ihrem Inhalte nach kennzeichnet. Das Wesentliche ist ihm, daß sie zusammen stimmen, daß einer sich nach dem andern richte und sich in den andern versetze und seine Empfindungen und Bestrebungen zu teilen suche. Er ist gewiß, daß es die rechte Gesinnung sein werde, in der sie dann alle zusammentreffen. Das ist Glauben an seines Herrn Wirken in der Gemeinde! Das ist für alle, die Mut des Glaubens haben, die Norm der Entwicklung, die Garantie eines normalen Fortschreitens: seid gleichgesinnt! Der Geist wird euch in alle Wahrheit leiten, hat der Herr verheißen.

So giebt der Apostel denn auch in der genaueren Ausführung seines Mahnworts nicht einen bestimmten Gedankeninhalt, eine Art „Glaubensregel," wie man es später gehabt und genannt hat, für jene Gesinnung, sondern nur dieser von ihm geforderten Haltung selbst gilt das Weitere, indem er näher zeigt, wie solches Gleichgesinntsein zu stande kommt und wie es sich bethätigt, beides in zwei Ausdrücken. Wie es zu stande kommt? Gleichgesinnt sein werden die, welche gleiche Liebe haben, d. h. bei denen eins dem andern es an Liebe, an dem Interesse für den andern und der damit gegebenen Fähigkeit und Kunst, sich in ihn zu versetzen, gleich thut, und welche in Seelengemeinschaft jenes einen Sinnes sind, d. h. welche ein Herz und eine Seele sind (Apostelgesch. 4, 32), ein und dasselbe empfinden in echter Sympathie. Also nicht auf einem äußern Sichanbequemen, sondern auf einem in der Liebe begründeten innern Zusammenstimmen muß jene gleiche Gesinnung beruhen. So will er sie verstanden, so will er sie gepflegt wissen. Eine hohe Forderung freilich, aber nicht zu hoch, wenn auch allein erreichbar für solche, die sich alle als Sünder, alle als derselben Gnade lebend, alle als zu demselben Ziele berufen wissen, bei

welchen darum Verschiedenheiten der Individualität, der Stellung, der Meinungen, keine Scheidungen, geschweige Gegensätze mehr bewirken können. Hier und hier allein kann die Brüderlichkeit, sonst nur eine schöne Phrase, ein überschwellendes Gefühl, zur wirklichen Thatsache werden.

Aber ein andres ist es, etwas im Herzen zu tragen, ein andres, es in der That zu bewähren. Darum fügt der Apostel nachdrücklich hinzu, wie das Gleichgesinntsein sich bethätigt. Auch dies in zwei Sätzen. Und diesmal zeichnet er neben dem Ideal auch dessen Gegensatz; die Mahnung wird zugleich zur Warnung. Sind es ja nur zu bekannte Züge, die zur Abschreckung vorzuführen allzeit notthut und auch bei den Philippern notgethan haben muß. Es ist der einzige leise Tadel, der in dem Briefe anklingt, der einzige Schatten, der sich auf das Lichtbild der Gemeinde legt. Aber nicht ein Schatten, der von dem frühern heidnischen Leben hereinfällt; von der Nachwirkung heidnischer Sitten und Anschauungen, gegen die der Apostel in Galatien und Korinth in den Jahren nach der Gründung der dortigen Gemeinden so nachdrücklich kämpfen mußte, finden wir — ein glänzender Beweis von der neuschaffenden Kraft des christlichen Glaubens und ein Ehrenzeugnis für die zehnjährige Erstlingsgemeinde Europas — zu Philippi keine Spur. Sondern es ist ein Schatten, den die Menschennatur selbst im Lichte des neuen Lebens wirft. Das Bewußtsein, wert geachtet zu sein vor Gott, ruft den Schatten der Eitelkeit und Ueberhebung. Das warme Interesse für die Wahrheit und der Wettlauf nach der Vollkommenheit, mehr noch, was nach 4, 2 und 3 hier gerade zutraf, etwaige Leistungen im Dienste der Sache und dadurch erworbenes Ansehen, das man doch mit andern zu teilen hat, weckt den Parteigeist. Und wie mögen beide Fehler gesteigert worden sein durch das verschiedene Maß von Widerstandskraft gegen die Anfechtungen und von mit Auszeichnung erduldetem Märtyrertum. Aber wie der gegenwärtige Stand, so birgt auch die Eröffnung einer herrlichen Zukunft ihre Gefahr. Jeder wird geneigt sein, zunächst für sich selbst zu sorgen und sich zufrieden zu geben, wenn er nur sich gerettet, geborgen weiß. Und auch diese Gefahr können Zeiten aufregender Anfeindungen, die jeden zwingen, an sich selbst zu denken, nur erhöhen. Die Wurzeln dieser Fehler liegen freilich tief in der menschlichen Natur; Hochmut und Selbstsucht heißen sie. Aber in der gezeichneten Ausbildung kennen wir sie bis heute als die so zu sagen christlichen Sünden. Daß sie das Gleichgesinntsein unmöglich machen und darum die in der Gemeinschaft liegende Widerstandskraft der Gemeinde aufs Bedenklichste schwächen müssen, liegt auf der Hand; ganz abgesehen davon, daß sie auch dem einzelnen gefährlich werden, weil geistlicher Hochmut, so gut wie jeder andre, zum Falle führt und die fromme Selbstsucht nicht minder als jede andre die Frömmigkeit, deren Wesen Selbsthingabe an Gott ist, zum kraftlosen Schein veräußerlicht.

Aber das Evangelium bietet das Gegenmittel gegen jene Gefahren. Seine Gnadenbotschaft ist ein Zeugnis unsrer Unwürdigkeit und Unfähigkeit, das, wie nur die Demut es aufnimmt (1. Petri 5, 5), je mehr man ihrer gewiß wird, desto mächtiger in die Demut treibt. Die Demut aber erkennt nicht nur an dem Bruder die Vorzüge, die er gewiß nach irgend einer Seite hat, und stellt sie vor sich ins Licht, sondern sie betrachtet ihn auch als den Höherstehenden, dem sie selbst zu ehrerbietigem Dienst bestellt ist: an Ehre einander höher achtend, „sich herunterhaltend zu dem Niedrigen," wie Paulus an die Römer dereinst geschrieben hatte (12, 10. 16), das ist der Demut Art. Und aus der Stellung, die sich die Demut giebt, erwächst sofort auch ihr Verhalten: bei den Christen sucht nicht jeder das eigne, d. h. er lebt nicht für seine eignen Interessen, sondern bei allem, was er thut, hat er auch das Beste des andern im Auge. „Die Liebe suchet nicht das Ihre" (1. Kor. 13, 5). Sind diese andern doch gleich uns Gottes Kinder; ist doch auch für sie Christus gestorben; sind doch sie gleich uns berufen zur Herrlichkeit. Also gilt es auch für uns, sie zu lieben, gleich uns selbst (Gal. 5, 14. Römer 13, 9).

Diese wenigen Worte des Apostels an die im Leidenskampf der Anfeindungen stehende kleine Christengemeinde zu Philippi enthalten den Inbegriff der neuen, der christlichen Sittlichkeit. Sie enthalten auch das Geheimnis der Siegeskraft des neuen, des christlichen Glaubens, der eine solche Gesinnung mit sich brachte. Sie enthalten den Quell alles Segens, all der reichen Lebensentfaltung, welche die Menschheit diesem christlichen Glauben und seiner Sitte verdankt, und aus welchem in alle Zukunft im kleinen Kreise des persönlichen Lebens wie in den Weiten des öffentlichen Gemeinschafts- und Volkslebens alle wahre Bereicherung und Verklärung fließen wird. v S

Vorsehung und Geschichte

Im Mittelpunkte unsers christlichen Lebens steht die Gestalt Jesu. Welche Saite da angeschlagen werde, es zittert immer ein Ton mit, der von ihm stammt. Zu kräftiger Wirksamkeit fühlen wir uns angetrieben: Jesus lehrt uns in der Liebe die Weihe alles Wirkens entdecken. Die Kraft erlahmt, und die Reue hält uns fest am pflichtwidrigen Thun oder Lassen vergangener Tage: Jesus weckt in dem Verzagten den frischen Mut, der sich einer vergebenden Gnade getröstet und darin die Freudigkeit findet zu neuem Streben. Es senkt sich die Nacht der Leiden über uns und andre, im Tode endet all unser Mühen und Ringen: Jesus wirft den hellen Schein geduldig-demütigen Glaubens in dieses Dunkel, und aus der Gewißheit, die ihn erfüllte, wird uns die Hoffnung auf ein ewiges Leben geboren.

Sollte es so schwer sein, dieses Gebundensein an Jesum zu verstehen? Wohin wir in der Welt christlicher Gedanken blicken, es ist überall persönliches Leben, das uns da entgegentritt: das schlummernde will geweckt, das wache in seiner Regsamkeit erhalten und zur vollen Auswirkung seiner Kräfte gefördert werden. Man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man dieses Wertlegen auf persönliches Leben als den Kern des Christentums bezeichnet.

Jesus spricht dies selbst in klarster Weise aus. Er steht am entscheidenden Wendepunkt seines öffentlichen Lebens. Seine Jünger haben sich zu ihm bekannt, er hat also das vorläufige Ziel seiner Wirksamkeit erreicht. Zugleich aber hat er zum erstenmale offen seine Ueberzeugung kund gegeben, daß sein Lebensweg in gewaltsamem Tode enden werde. Da lesen wir seine Worte:

> Was nützt es einem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen und um seine Seele zu kommen? Denn was kann der Mensch zum Tausch geben für seine Seele? (Mark. 8, 36 f.)

Gewiß liegt in dieser Frage ebenso eine Deutung seines eignen Schicksals, wie eine Begründung der Selbstverleugnung, die er von seinen Jüngern fordert: Eine Seele wiegt eine Welt auf. Persönliches Leben, in der Enge seiner unsichtbaren Geistesheimat beschlossen, übertrifft an innerem Wert alles Sein und Werden, das sich äußerlich im Raume gestaltet.

Kann es uns nun Wunder nehmen, daß christliches Leben sich überall an die Persönlichkeit Jesu gebunden weiß? daß für seine Geburt und Pflege letztlich nicht Lehren und Wahrheiten oder Gesetze und Grundsätze, sondern allein der lebendige, anschauliche und eben dadurch wirksame Eindruck des geschichtlichen Lebensbildes Jesu von Bedeutung ist? Auf solche wirksame Eindrücke persönlicher Art kommt es ja bei aller Erziehung oder Charakter- und Gemütsbildung an. Auch wenn es sich um die Erinnerung an einzelne Worte oder Lehren handeln soll, so werden ja gewiß diejenigen am treuesten aufbewahrt, welche sich uns wie ein kenntlicher Abdruck des ganzen Wesens der Eltern und Erzieher eingeprägt haben. Und nur die Geschichte — in dem umfassenden Sinne, in dem auch unser kleines Dasein ihr angehört — kann uns doch als der Ort gelten, an dem sich dieses Geben und Nehmen vollzieht. Denn die Geschichte ist der Zusammenhang des gemeinschaftlichen menschlichen Lebens. Nun ist aber nicht nur für sich klar, daß jede Persönlichkeit, die sich vollständig auf sich selbst zurückziehen und allem Umgang und Verkehr verschließen wollte, sich damit der Möglichkeit einer Einwirkung auf andre berauben würde, sondern es wird auch kaum sehr weitläufiger Erwägung bedürfen, um festzustellen, daß persönliches Leben überhaupt nur da werden und wachsen kann, wo es sich den Anregungen öffnet oder gegen die Hemmungen wehrt, welche ihm aus der Gemeinschaft mit andern Menschen erwachsen.

Darin sind wir ja alle einverstanden, daß sich der Charakter nur bilden kann im Sturm der Welt. Darum trägt er die Spuren der überstandenen Stürme auch fast immer an sich. Etliche Ecken und Kanten, Einseitigkeiten oder Schroffheiten sind wir leicht bereit, ihm zu gute zu halten. Aber auch wenn man geneigt wäre, für das geheimnisvoll-zarte Weben des religiösen Glaubens sich nach einer feineren Stätte des menschlichen Geisteslebens umzusehen, so dürfte man dem Dichter doch schwerlich zu nahe treten, wenn man es nur mit Einschränkungen gelten ließe, daß er für die Bildung des Gemütes die Stille sucht. Denn zum Gemüte rechnen wir doch gewiß die Fähigkeit teilnehmenden Mitgefühls mit fremdem Leid oder williger, beglückender Hingabe an die großen Gedanken und Ziele andrer. Soll dies beides in abgeschiedener Stille gefunden und ausgebildet werden? Kann sich also nur aus dem geschichtlichen Austausch von Anregungen und Rückwirkungen persönliches Leben entbinden, so dürfen wir doch noch einen Schritt weiter gehen und fragen, ob es sich denn dann mit der ursprünglichen Kraft seiner Erzeugung anders verhalten solle? für diese also ein andrer Ort des Werdens aufgesucht werden müsse, als derjenige, auf dem allein ein Fortwirken derselben nachweisbar ist? In den Worten Jesu: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," (Matth. 5, 48) werden wir doch die letzten Ziele seiner Wirksamkeit bezeichnet finden dürfen. Von welchen höheren könnte man auch nur träumen wollen? Die Vollkommenheit aber, die er meint, ist, wie der Zusammenhang seiner Rede deutlich zeigt, die Vollendung der sittlichen Persönlichkeit in der Selbstüberwindung, welche auch dem Feinde gegenüber die Pflicht der Liebe übt. Ich wüßte aber nicht, wie man für die Verfolgung dieses Zieles einen andern geschichtlichen Ausgangspunkt nachweisen könnte, als die ihrerseits wieder auf dem gleichen Boden geschichtlichen Ringens vollendete Persönlichkeit Jesu.

Es könnte ein gerader und kurzer Weg sein, der uns von hier aus zur Beantwortung unsrer Frage nach der Vorsehung Gottes in der Geschichte führte. Wir vertiefen uns in das Werden unsrer sittlichen Persönlichkeit und entdecken da die höchste Aufgabe, welche menschlichem Denken und Wollen überhaupt gestellt werden kann. Diese Aufgabe finden wir in einzigartiger Weise in dem Leben Jesu erfüllt. Wir erfahren aber, sowie wir diesem Leben näher treten, daß die Fülle charaktervoller persönlicher Selbständigkeit, die dasselbe auszeichnet, in untrennbarer Wechselwirkung steht zu der Gewißheit steter Gottesnähe. Nirgends merken wir, daß diese Gewißheit in Schwanken geriete oder zweifelnder Prüfung unterworfen würde. Von bittern Leiden ist der Kelch erfüllt, den er trinken muß. Aber auch wenn er fragen mag, ob er ihn denn wirklich leeren müsse bis auf die letzte Neige, bleibt doch sein Glaube unerschüttert, daß es der Vater ist, aus dessen Hand er ihn empfing. Des Vaters Wille aber ist gut, weil es der Wille des einigen Gottes und damit des einzig wahrhaft Guten ist. So erweist sich gerade da, wo diese „Seele" im Leiden die schwersten Proben ihrer Selbständigkeit gegenüber der „Welt" abzulegen hat, die Gewißheit einer steten Gottesnähe als die eigentlich tragende Kraft im Leben Jesu. Hier also verbindet sich das Gottesbewußtsein in der Menschheit mit der höchsten Aufgabe, welche dieser selben Menschheit in der Geschichte gestellt ist: mit dem Werden und der Vollendung persönlichen, sittlichen Lebens. Es ist aber nur mit andern Worten dasselbe ausgedrückt, wenn wir sagen: hier also tritt Gott als der Lenker und Leiter geschichtlichen Lebens hervor. Denn seiner Fürsorge weiß sich dieses vollendete persönliche Leben in seinem Ringen um die höchste geschichtliche Aufgabe durchaus und sicher anvertraut.

Aber Jesus nimmt diesen Glauben, diese Gewißheit eines Waltens der Vorsehung Gottes in der Geschichte nicht für sich und sein Leben allein in Anspruch. Vielmehr sehen wir, wie er nicht nur für jenes Ziel persönlichen Lebens seine Anhänger begeistern, sondern ebenso auch diese Kraft persönlichen Glaubens auf sie übertragen will. Und in diesen Zusammenhang von Wechselwirkungen zwischen Glauben und Leben, der von Jesu ausgeht, wissen wir uns als Christen hineingestellt. Wenn es nun doch nicht schwer sein dürfte, nachzuweisen, daß aller wirkliche christliche Glaube sich schließlich immer dahin beurteilt, daß er von Gottes Gnaden ist, was er ist, „ohne alle mein Verdienst und Würdigkeit," so ist ja an jenem innerhalb der christlichen Kirche von Geschlecht zu Geschlecht fortlaufenden Faden persönlichen Glaubenslebens ein einheitlicher Zusammenhang von Wirkungen göttlicher Vorsehung in der Geschichte aufgerollt. Freilich ist dieser Zusammenhang nur für den Gläubigen erkennbar und giltig. Aber für ihn genügt er doch vollauf, um den Faden als lose angesponnenen, aber noch nicht in sich gefestigten, auch rückwärts über das Leben Jesu hinaus in dem erstarkenden Gottesvertrauen der Glaubensmänner Israels oder in dem sich reinigenden Gottesbewußtsein der griechischen Weltweisen zu verfolgen. In einem weiten Netz ferner, scheinbar andersartiger geschichtlicher Erscheinungen wird der Glaube jenen Faden seines Lebens als leitenden und verbindenden unschwer entdecken. In den kriegerisch-friedlichen Eroberungen des hellenischen Geistes und in der Ausdehnung des römischen Rechtes über den Erdkreis wird er Vorbereitungen sehen auf die Fülle der Zeiten; in den Stürmen der Völkerwanderung wird sein Auge eine Saatzeit erkennen, deren schönste Früchte erst nach einem Jahrtausend in Luthers Glaubensleben reifen sollten. Auch da endlich wird der Glaube das unsichtbare Fortweben jenes Fadens voraussetzen, wo seine Spuren selbst für ihn teils unter dem gleichgiltigen bunten Gewebe weltlichen Geschehens, wie in der einseitigen Kunstbegeisterung der Renaissance oder der naturwissenschaftlichen Schwärmerei unsrer Tage, teils unter den absichtlich verhüllenden Gespinnsten abergläubischen Wahns, wie in der Entwicklung der katholischen Kirchen, zu verschwinden scheinen. Der Glaube stirbt nicht und das Auge der göttlichen Vorsehung entschlummert nie, das ist die Losung für das Verständnis der Geschichte, die wir aus dem Leben Jesu vernehmen. Nachdem wir sie dort einmal vernommen haben, hören wir sie leise anklingen in fernen Jahrtausenden und tönt sie, zu immer volleren Akkorden anschwellend, ein tausendstimmiges Echo, uns aus allen Zeiten der Geschichte des menschlichen Geschlechts entgegen.

Aber der Gang der Geschichte selbst scheint sich dagegen zu sträuben, daß die geschichtliche Persönlichkeit Jesu als solche mit so ausschließlichem Nachdruck als ihr Mittel- und Zielpunkt betont werde. Jesu Leben vollendet sich im Kreuzestode. Aber das Kreuz ist der Welt ein Aergernis und eine Thorheit. Hatten Griechenland und Rom darum gewetteifert, die Menschheit mit dem Freudenwein der Erde zu berauschen, jenes mit der Herrlichkeit seiner Kunst und Wissenschaft, dieses mit der Größe seiner Macht, so war es wohl ein kühnes Unterfangen, dieser Menschheit den Gekreuzigten als Erlöser zu verkündigen. Aber sie nimmt die Botschaft dennoch an. Denn das Wort verstand diese alternde Welt wohl, welches ihr von dem ewigen Leben des Auferstandenen gesagt wurde. Und lauten Widerhall fanden die einfach-hohen Lehren der Bergpredigt in der Stimme ihres Gewissens. Aber eines wollte sie nicht hinnehmen: das Kreuz und mit ihm die geschichtlich-niedrige Persönlichkeit Jesu sollte die Bürgschaft des Heils nicht in sich schließen. Unermeßlich groß, wie diese Aufgabe einer Welterlösung war, sollten in dem, der sie vollzog, auch alle Mächte der Welt vereinigt angeschaut werden. Die Allmacht des Kreuzes war ein unverstandenes Rätsel. Nur wie ein Schleier sollte diese Niedrigkeit sich über das wahre Bild breiten. Dies Bild selbst war ihnen die göttliche Vernunft, in welcher sich die ewige Welt der Ideen, die Plato einst geschaut, lebendig regte. Ihr hatten griechische und jüdische Lehrer ein halbpersönliches Leben beizulegen längst unternommen. Von ihr wollten sie sich erlösen lassen; freilich viel weniger von Sünde und Schuld, als von den drückenderen Schäden des Irrtums und der Vergänglichkeit. Während für Paulus der geschichtliche Herr und sein Kreuz den Mittelpunkt des Glaubens bildete, und nur von hier aus seine Rede sich nach den ungreifbaren Fernen eines vorzeitlichen Daseins Christi hinauswagte, kehrten die griechisch-römischen Christen das Verhältnis bald um: das gewisseste war ihnen jene überzeitliche, außergeschichtliche, aber irgendwie persönliche Vernunft Gottes: — über das irdische Leben des Herrn war der Rest

fast Schweigen. „Nehmt vorläufig diese Mythe hin, sie gleicht den eurigen (euren heidnischen Götterfabeln)", fügte der Kirchenvater Tertullian einem Satze bei, in dem er von dem Erdenleben dieser menschgewordenen Vernunft Gottes geredet hatte.

Wird aber nicht in der Ewigkeit der Erlöser ihnen schließlich ganz verschwinden, der in der Geschichte ihnen so nahe getreten war? In der That, wie ist sein Angesicht so streng geworden, als eines fast unerbittlichen Richters, und dieses menschliche Herz mit seiner Erlösungssehnsucht, aber seiner Gottesfurcht wendet sich lieber an seines Gleichen, an Heilige und Priester, als an ihn, den menschlichem Empfinden so fern Entrückten. Und mit den Zügen seines irdischen Lebensbildes verblassen auch die Aufgaben und Verheißungen, welche der geschichtliche Herr den Seinigen hinterlassen hatte. Wenn sein Erdenwallen nur einem flüchtigen Traume gleicht neben der wachen Wirklichkeit seiner himmlisch-unveränderlichen Daseinsweise, so scheint, dieses Traumleben der Erde zu verlassen, auch das einzig gebotene Ziel seiner Gläubigen: in breitem Strome ergießt sich die Weltflucht in das Bett der christlichen Kirche; so allein meinen die Tausende, welche Einsiedeleien und Klöster sich zum Wohnort erwählen, dem ähnlich zu werden, dessen wahres Wesen allem Erdenwirken und -Leiden so unvergleichlich gegenübersteht. Aber die große Menge kann diesem Zuge nicht folgen. Mit klammernden Organen fühlen sie sich der Welt und ihrem geschichtlichen Leben verbunden. Hat aber die Kirche einmal den Boden verlassen, auf welchem Jesus seine Jünger anweist, ihre Seelen zu retten in der Selbstverleugnung, die aus dem Glauben geboren wird und sich in der Liebe kräftig erweist, so bleibt ihr nur übrig, nach schwächlichen Vermittelungen zu suchen zwischen der dem Bilde des Erlösers entsprechenden, völlig überirdischen Bestimmung des Christenlebens und der diesem Bilde widersprechenden Verkettung der Gläubigen in das Getriebe irdischer Gedanken und Aufgaben: Kräfte der übernatürlichen Welt werden nun durch Sakramente und Weihungen den Seelen eingegossen als Bürgschaften des himmlischen Lebens, welches sie nicht führen; zu Werken und Bußleistungen werden die Frommen angehalten als zu Abschlagszahlungen auf die große Schuld, in welche ihr Erdendasein als solches sie verwickelt.

Mit unverkennbarer Deutlichkeit doch hängen so die unevangelischen, also auch widerchristlichen Grundzüge katholischer Frömmigkeit mit einer Verleugnung der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu zusammen. Aber drohen nicht, wenn wir nun zu diesem gering geschätzten Erdenleben zurückkehren wollten, dem Christentum vielleicht noch ernstere Gefahren? Wie viele Verschiebungen und Verhüllungen der katholisch-kirchliche Glaube enthält, immer hat er doch unsern heiligsten Besitz, die unvergleichliche göttliche Erhabenheit der Person Christi, durch alle Stürme der Jahrhunderte hindurch gerettet. Gehört aber diese Person der Geschichte an, entfaltet sie eben in den Kräften geschichtlichen Lebens die ganze Fülle ihrer Wirksamkeit, so steht ja zu befürchten, daß sie ihrer göttlichen Würde und damit ihrer einzigartigen Bedeutung wird entkleidet werden. Auf D. F. Strauß werden wir hingewiesen und auf die große Zahl seiner Anhänger, denen allen angeblich unter der zwingenden Macht geschichtlicher Forschung über das Leben Jesu jener neue Unglaube entstanden ist, der alles, was frühere Geschlechter von Christus gelehrt haben, als veraltete Märlein verwirft. Dem gegenüber, sagt man wohl, gilt es mit nur umso größerer Entschlossenheit an den übernatürlichen Voraussetzungen festzuhalten, welche dem irdischen Leben Jesu erst seine ewige Bedeutung sichern.

Aber wird sie so wirklich gesichert? Für wen, dürfen wir doch fragen, wird diese Sicherung gesucht? Doch nur um die Gläubigen kann es sich dabei handeln. Dem Unglauben den Glauben beweisen zu wollen, ist doch ein noch kindlicheres Unternehmen, als dem Blinden vom Glanze der Sonne zu reden. Für die Gläubigen aber kann ja eine Sicherung ihres Glaubens immer nur wieder im Glauben selbst gesucht werden. Denn ist es für sie nicht völlig außer Frage, daß nur der Glaube Gott fassen kann? Soll aber dieser Glaube von allem Aberglauben unterschieden werden, so wird er weder in bloßem Meinen noch in gesichertem Erkennen gesucht werden dürfen. Er soll entscheiden über den Wert oder Unwert unsers Lebens. Aber das reichste Wissen kann sich vertragen mit einem verwerflichen Leben, und umgekehrt ist kaum etwas gewisser, als daß auch bei sehr geringer „Bildung" sittliches Leben oft in ergreifender Wahrheit gedeiht. Der Glaube also, von dem es sich allein zu reden lohnt, muß in sehr naher Beziehung stehen zum guten Willen und seinem Streben, in einer sehr fernen vielleicht zu allem verständigen oder vernünftigen Erkennen. Nun ergiebt sich aber doch leicht, daß Jesus, wenn er für den bleibenden Grund desjenigen Glaubens gelten soll, der sich als die untrügliche Macht des sittlichen Lebens beweisen will, dies nicht dadurch sein kann, daß in seinem Wesen oder seiner Natur eine göttliche Macht uns anschaulich würde, welche ihrerseits auch nur möglicherweise oder in irgend einer Hinsicht außer Beziehung zu solchem Glauben gedacht werden könnte. Sondern dadurch allein kann er ihn in uns wecken, daß in seinem Leben die Mächte uns in einzigartiger Vollendung entgegentreten, welche die Ueberlegenheit einer „Seele" über eine „Welt" begründen. Diese Mächte aber sind Glaube und Liebe.

So bewegen wir uns nun freilich in einem Kreise: wir glauben an Jesum mit dem Glauben, der die Liebe wirkt, weil wir in ihm den vollendeten Glauben finden, der die vollkommene Liebe übt. Aber in diesem Kreise bewegen wir uns mit vollem Bewußtsein. Wir erinnern uns, wie Luther einmal an Melanchthon schreibt:

> Gott hat diese Sache an einen Ort gesetzt, den ihr in eurer Rhetorika nicht findet, auch nicht in eurer Philosophie: derselbe Ort heißt Glaube.

Dieser Ort aber ist ein Zauberkreis. Man kann ihn entweder gar nicht betreten, oder man muß sich von ihm völlig gefangen nehmen lassen.

Am Kreuze vollendet sich Jesu Leben. Wer diesem Ende gegenüber, welches der Sterbende selbst in der Zuversicht auf sich nimmt, daß er trotz dem Tode das ewige Leben habe und der ewige König im Gottesreiche sei, bei dem Urteile beharrt, daß dieser Glaube Wahn ist, für dessen Erkennen kann nirgends in der Weltgeschichte ein Augenblick kommen, durch den er sich gezwungen sähe, das Urteil zu berichtigen. Denn er könnte doch in jedem späteren Auftreten des Glaubens immer wieder nur das Hervorbrechen des gleichen Wahnes feststellen. Teilweise erklärbar würde er nun allerdings zu sein scheinen. Denn sein geschichtlicher Ursprung könnte für einigermaßen bescheidene Ansprüche nachgewiesen werden. Aber in seinem Wesen würde er doch unverändert bleiben. Es erbte sich dann wohl auch der Glaube wie eine ewige Krankheit fort. Aber durch eine ewige Fortdauer würde er doch nicht aufhören, Krankheit zu sein. Den Glauben als Glauben kann nur der Glaube anerkennen. So lange es darum noch als eine schmerzliche, aber unzweifelhafte Thatsache feststeht, daß er nicht jedermanns Ding ist, wird es auch immer solche geben müssen, die Gott aus dem Leben Jesu und damit überhaupt ihn und seine Vorsehung aus der Geschichte zu entfernen bestrebt sein werden. Mit wehmütiger Teilnahme für die irrenden Führer wie für die Irregeführten werden wir der unersetzlichen Verluste an Freude und Friede gedenken, die so dem Dasein von Tausenden bereitet werden. Aber für sich wird der Glaube dennoch mit unerschütterlichem Gleichmut den Ergebnissen solcher Wissenschaft zusehen können. Sie kämpft gegen einen für sie schlechthin unsichtbaren Feind. Es können also nur Luftstreiche sein, welche sie gegen ihn führt. Treffen wird sie ihn gewiß niemals. Höchstens seinen vermeintlichen Doppelgänger, den Aberglauben. Und für dessen Wunden haben wir keine Thränen.

Aber dieser Selbstgewißheit des Glaubens werden wir uns nur versichert halten können, wenn wir ihn rein auf sich selbst beruhen lassen und nicht noch über ihn hinaus nach erkennbaren Gründen seiner Wirklichkeit fragen wollen. Denn mag er auch auf eine Ueberlieferung hinweisen, aus der er hervorwächst, so kann er doch niemals ihr die schöpferische Kraft seiner Zeugung zuschreiben. So lange er das ist, was er zu sein behauptet: persönliches Vertrauen zu einem persönlichen Gott, wird er auf die Frage nach seinem Werden und nach seinem Bestande immer nur die eine Antwort haben: aus Gott und in

Gott. Denn Vertrauen zu einer Person kann nur durch die Person selbst geweckt werden. Damit aber ist alles oder — nichts gesagt. Mit dem Hinweise auf das geheimnisvolle Walten Gottes in seinem Innern hat er nur die Thatsache seiner Wirklichkeit näher umschrieben. Diese Wirklichkeit besteht eben in nichts anderm, als in dem Erlebnis der vertrauenerweckenden Nähe Gottes. Aber eine Wirklichkeit beschreiben heißt nicht sie erklären. Um sich selbst zu erklären, müßte der Glaube die Möglichkeit haben, aus sich herauszutreten und sich selbst von einem außerhalb seiner gegebenen Standpunkte zu beobachten. Sowie er aber aus sich heraustreten wollte, würde er den einzigen Grund seiner Wirklichkeit — eben den Gott, der nur im Glauben da ist — verloren haben. Von allen Seiten also ist er immer wieder allein auf sich selbst angewiesen. Als ein Wunder muß er sich so erscheinen. Denn jeder Versuch, ihn zu erklären, hebt ihn sofort in seinem eignen Bestande auf. Steht es aber so um ihn überall, wo er wirklich da ist, wie vielmehr wird er die Schleier keuschester Andacht über die Stätte der Geschichte breiten, an der er sich selbst in seiner herrlichsten Vollendung schaut. Nicht um eine Erklärung darum, sondern nur um eine Anerkennung des Glaubens Jesu, der Welt und Feinde und Tod überwindet, kann es uns zu thun sein.

Aber haben wir nicht so eben den geschichtlichen Zusammenhang wieder durchbrochen, auf dessen Herleitung aus Gottes Vorsehung es uns ankam? Ueberall, sagen wir ja, soll der Glaube doch nicht aus einer wie immer gearteten Ueberlieferung stammen, sondern allein von dem lebendigen Gott selbst erzeugt werden können. Aber aus einer noch so großen Summe von Wesen, die durch die Erweckung des Glaubens von Gott aus in annähernder Gleichartigkeit geschaffen wären, würde noch kein geschichtlicher Zusammenhang zwischen ihnen selbst entstehen. Eine lose Reihe hätten wir vor uns, deren Glieder sich willkürlich vertauschen ließen und von denen auch einige wegfallen und durch andre ersetzt werden könnten. Wir entsinnen uns jedoch noch einmal, daß der Glaube in Jesu die Kraft seines persönlichen Lebens war, daß er eben die Lust in ihm erweckt und stetig wach erhalten hat, in verzehrender Liebe die Gemeinschaft der Menschen zu suchen. Er zieht sie an sich heran, erfüllt sie mit Vertrauen zu sich. Durch seine liebevolle Hilfsbereitschaft und seine erbarmungsreiche Milde facht er Funken neuen Lebens in den unter dem Drucke des Leidens und Schuldbewußtseins ersterbenden Gemütern an. Wie hat diese Flamme gezündet! Wie zündet sie noch fort in unsern Tagen! Man kann Jesum nicht wegdenken aus der Geschichte der Menschheit, wenn man nicht die Fülle von Glück hinwegdenken will, welche seine selbstlose Liebe geschaffen hat. Aber indem er Menschen an sich heranzieht und mit Vertrauen zu sich erfüllt, weist er sie zugleich über sich hinaus an den, der ihn gesandt hat. Das Vertrauen, das sie zu ihm fassen, wird so zum Keim des Glaubens an seinen Vater. So wächst der Glaube dennoch in die Geschichte hinein und aus ihr heraus. Wenn man ihn sich denken wollte als eine geschichtslose Macht, etwa wie das Mönchtum sich selber denken möchte als eine geschichtslose Aneinanderreihung gleichartiger Gott-erfüllter Heiliger, so hätte man sich damit wohl irgend ein religiöses Bewußtsein, nur gewiß nicht den Glauben Jesu vorgestellt. Bei ihm ist derselbe mit der Liebe und eben durch sie mit der Geschichte untrennbar verknüpft. In dieser Verknüpfung erweist er sich als der geschichtliche und gerade als solcher auch als der ewige König in dem Gottesreich voll Friede und Freude, welches zu gründen er sich berufen wußte.

So finden wir in seinem persönlichen Leben die Gegenwart Gottes auf Erden. Von ihm aus werden sich für die, die sich auf die Mächte seines Glaubens gründen, helle Lichtstrahlen der Vorsehung Gottes rückwärts und vorwärts über das Dunkel der Geschichte breiten. Sie haben in ihm den Gott gefunden, der durch den Glauben „Seelen" schafft, die allem Werden und Vergehen einer „Welt" sich überlegen wissen. Wie sollte ihnen darin nicht die Gewißheit aufgehen, daß der ganze Zusammenhang, den wir Geschichte nennen, in seinen Längen und Breiten durchschnitten, überall und immer, in der Hand des persönlichen Gottes ruht, der sich die Hervorbringung persönlichen Lebens zum Ziele seiner Ewigkeit gesetzt hat? Aber dennoch nur ihr Glaube glaubt das; ihr Erkennen erkennt es nicht. Und ich meine fast, sie werden auch für die Ewigkeit nicht Verlangen darnach tragen, dieses wundersame Bild reichster Wechselwirkungen des Glaubens und der Liebe von Person zu Person mit andern Augen zu schauen als mit denjenigen dankbar-vertrauenden Glaubens an den, der auch ihnen eine Stelle in diesem Bilde angewiesen hat. Paulus wenigstens ist gewiß, daß auch der Glaube bleiben werde (1. Kor. 13, 13). S E

Protestantische Rheinfahrt

3. Die Verhandlungen des Evangelischen Bundes

Die Ausführlichkeit, mit welcher unsre bessern Tagesblätter von den Reden und Beschlüssen der Duisburger Versammlung geredet haben, überhebt mich der Pflicht einer allumfassenden Berichterstattung. Auch dürfte die authentische Veröffentlichung der Hauptvorträge nicht lange auf sich warten lassen. Ich begnüge mich also mit der Wiedergabe einiger Eindrücke und Feststellung wichtigerer Punkte.

Wieder wie im vorigen Jahre war die Eröffnungsansprache des Grafen Wintzingerode-Bodenstein in ihrer ruhigen, wohl bedachten, ernsten Bestimmtheit von besondrer Bedeutung. Ueberhaupt ist kein Zweifel, daß der Bund diesem Manne außerordentlich viel zu danken hat. Liegen diese Verdienste zu ihrem besten Teil hinter dem, was der Oeffentlichkeit gehört, so empfanden wir wiederum zu Duisburg als ungemein wohlthuend die innere Anteilnahme und das feine Verständnis, womit unser Vorsitzender die Verhandlungen leitete. Seine Eröffnungsansprache galt in ihrem ersten Teile den beiden abgeschiedenen Kaisern, von denen insbesondre Kaiser Friedrich den Dank empfing, welchen der Bund ihm schuldet. Ein zweiter Teil möge, weil er zu gewissen Tagesereignissen und Tagesfragen die offizielle Meinung des Bundesvorstandes ausdrückt, hier seinem genauen Wortlaute nach folgen.

Unabweislich sind die Thatsachen, welche die Behauptung rechtfertigen, daß in Haß gegen den Protestantismus und in Gehässigkeit gegen den einzelnen Protestanten, der in mannhafter und überzeugungstreuer Weise für den evangelisch-christlichen Glauben eintritt, seit den Tagen der Reformation und der Gegenreformation nichts Gleiches geleistet ist, wie heute, — daß die Arbeit der Gegenreformation unter Benutzung aller der Hilfsmittel betrieben wird, welche die in dieser Beziehung so arglose moderne Gesetzgebung an die Hand giebt, — daß mit Hilfe der Presse und der Vereinsgesetze, wie der Zwangsmittel, welche dem Geiste des Christentums zuwider die „katholische Kirche" sich zu Nutzen zu machen weiß, täglich der Keil tiefer in unser Volksleben hineingetrieben, die Scheidewand zwischen katholisch und protestantisch erhöht und verstärkt wird —, daß bei der großen sich fort und fort verstärkenden Schar des katholischen Priestertums und Ordenswesens (wenn auch mit rühmlichen Ausnahmen) meist alles Unterstützung und Förderung findet, was dem Deutschtum, dem deutsch-protestantischen Kaisertum entgegenstrebt. Unabweisbar sind die Thatsachen, daß die unsittlichen Mittel der Fälschung der Geschichte, der lügenhaften Darstellung der Tagesereignisse, der Verleumdung der Gegner, der Verheißung und Gewährung äußerer Vorteile zum Zwecke der Proselytenmacherei in katholischen Kreisen keiner erkennbaren Verurteilung begegnen. [Bravo.] Und dennoch giebt es immer noch Protestanten, welche von diesen Thatsachen entweder nichts wissen wollen, oder, obgleich sie sich täglich von der Wahrheit derselben überzeugen können, die Augen vor den heiligsten Interessen unsers Volkes und vor der Not derer schließen, die, sei es unter den gehässigen Angriffen, sei es unter den zudringlichen Verlockungen leiden. Sie schließen die Augen vor dem sittlichen Schaden, den unser Volk dadurch erfährt, daß gerade für Zwecke einer Kirche, der ultramontan-katholischen nämlich, entstellt, gelogen und verleumdet wird. [Zustimmung.]

Mögen die Gleichgiltigen es wohl beherzigen, daß es kein leerer Wahn ist um das Evangelium und daß es gilt, bei Zeiten für dasselbe einzutreten, ihm zu dienen, bei Zeiten sich für dasselbe aufzurichten, damit die Gefahr uns nicht über den Kopf wachse. Gewiß liegt dem Menschen das Gefühl nahe, das, was er Heiligstes in seinem Innern trägt, nicht auf die Gasse zu tragen; dieses Gefühl ist ein edles; es hängt eng zusammen mit der berechtigten Furcht, als Heuchler zu erscheinen oder zum Heuchler zu werden. Aber es giebt Zeiten, wo es zu zeigen gilt, daß wir uns Christi nicht schämen, auf daß er sich unser nicht schäme. [Lebhafter Beifall.]

Dieses Verkennen, daß nicht immer im duldenden Schweigen unsre Aufgabe liegen kann, treibt wunderbare Blüten. Ich werde mich hier nicht in eine Aufzählung von Einzelheiten verlieren. Der Umstand, daß die geschickte Mache der Zentrumsführer immer wieder unter Protestanten Gläubige findet, die Zurückhaltung des größten Teils der Tagespresse in Mitteilung auch nur der einfachsten Thatsachen, welche den

Leserkreis aufklären würden, würde schon allein Stoff genug bieten für den Nachweis einer Verleugnung des evangelischen Standpunktes; — in den Ehrenbezeigungen, zu welchen sich Protestanten gegenüber katholischen Würdenträgern und bei Gelegenheit katholisch-kirchlicher Festlichkeiten drängen, in der Freigebigkeit, mit welcher sie bei Sammlungen ultramontane, zum Teil propagandistische Zwecke fördern, und zwar auch da, wo doch die Katholiken weit entfernt davon sind, uns Gleiches mit Gleichem in nachbarlichem Wohlwollen zu vergelten, tritt diese Verleugnung noch mehr hervor. Ich schweige von dem allen. Aber zwei Vorgänge besondrer Art sind hier nicht zu übergehen, weil sie das öffentliche Interesse denn doch in ungewöhnlichem Maße in Anspruch genommen haben: die ausschließlich abfällige Beurteilung, welche das Auftreten des Pfarrers Thümmel in weiten Kreisen des protestantischen Publikums gefunden hat, und die Zensur, welche in der Reichshauptstadt an dem Trümpelmannschen Lutherfestspiel geübt ist. [Lauter Beifall.]

Solche Vorkommnisse würden bald vergessen sein, wenn sie nicht typisch wären.

Den Herausforderungen der ultramontanen Geistlichkeit, den Ansprüchen an die Geduld und Zurückhaltung der Protestanten gegenüber haben sich unter unsrer Geistlichkeit Männer gefunden, welche den offenbarsten Mißbildungen das Zeugnis für die christliche Wahrheit entgegenhalten und den evangelischen Standpunkt wahren. Unter entsprechenden Präludien der katholischen und katholisch beeinflußten Presse gehen nun Strafprozesse über Strafprozesse in Szene. Während die Minorität in Deutschland den Reformator, welcher die Gestalt Christi als des alleinigen Mittlers des Heils uns in ihrem reinen Glanze wiedergegeben hat, als Eidbrüchigen, Selbstmörder und Wollüstling, — während sie Luthers auf dem reinen Evangelium ruhende Lehre als Kloakenphilosophie beschimpfen darf, bringt es Gefahr, die das Evangelium verleugnenden Lehren der heutigen römischen Kirche als das zu bezeichnen, was sie sind. [Bravo.] Ich bin der letzte, der nicht zum Maßhalten auch in der gerechten Geißelung der Mißbräuche mahnen, der nicht auch in der Wahl des Ausdrucks diejenige Vornehmheit gewahrt wissen möchte [sehr wahr! Bravo!], zu welcher das Bewußtsein von der Gerechtigkeit und Größe der eignen Sache das Recht und die Fähigkeit verleiht. [Zustimmung.] Ich will die Polemik frei gehalten wissen von persönlichen Angriffen, von persönlicher Verurteilung gerade auf kirchlich religiösem Gebiete: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.

Aber welche traurige Erscheinung ist es denn doch, und das gilt es, hier hervorzuheben, daß, wenn von dem evangelischen Pfarrer und den gegen ihn geführten Prozessen die Rede ist, so viele zuerst und ausschließlich nach dem Zeugnis (zur Ungerechtigkeit ausartender) Objektivität haschen, indem sie Ausschreitungen in dem Auftreten des protestantischen Geistlichen tadeln, den Kern der Sache aber übergehen [sehr richtig], indem sie, vielleicht an der Hand katholischer Zeitungsnotizen, allerhand gegen die Person des protestantischen Geistlichen sagen, — aber sich weislich enthalten, den Mut und die Bekenntnistreue anzuerkennen, von welcher er Zeugnis abgelegt hat. [Lebhaftes Bravo.] Weiß doch der Bergmann das Erz im Gestein zu erkennen. Er fördert es und schämt sich dessen nicht.

Auch bei dem Lutherfestspiel halte man nur die lügnerischen Beschimpfungen Luthers und der Thaten der Reformation, welche man hinnimmt, man halte die Geschichtsverdrehungen jesuitisch ultramontaner sogenannter Geschichtswissenschaft der dichterischen Verwertung historischer Thatsachen gegenüber. Jenes sei zu dulden!? Selbst in Protestantenkreisen ist man — ohne Kenntnis, ohne eignes Studium, lediglich um sich den Ruf einer objektiven Denkweise bei den angriffslustigen Ultramontanen zu wahren, aus Trägheit vielleicht, aus Mangel an Ernst der Ueberzeugung gewiß —, bereit, zuzugestehen, daß Janssen doch wohl nicht so ganz unrecht haben könne. [Gelächter.] Aber mit der Darstellung dessen, was die katholische Hierarchie den Deutschen schon vor Jahrhunderten für Mißbräuche und für Unheil gebracht, sei Vorsicht geboten?! Ist es nicht, als ob Entstellung und Verleumdung ein Privilegium genösse, der Wahrheit dagegen durch die eignen Genossen die Waffen aus der Hand geschlagen würden? [Bravo.]

Eine sehr bezeichnende Illustration scheint das aus Schwäche ungerechte Maß, mit welchem heutzutage protestantische Beleuchtung katholischer Mißbräuche gemessen wird, in den neuesten Solinger Vorgängen gefunden zu haben. Ich erwähne sie, weil ich angesichts der Bewegung, welche das Solinger Nachspiel zu der Aachener Heiligtumsfahrt in weiten Kreisen hat hervorrufen müssen, nicht ganz darüber hinweggehen zu dürfen glaubte. Es ist nicht an der Zeit, in der Sache ein endgiltiges Urteil auszusprechen, und ich würde mich im Sinne des audiatur et altera pars überhaupt jedes Urteils enthalten, wenn nicht der Herr Bürgermeister von Solingen inzwischen Gelegenheit genommen hätte, sich über das, was er beabsichtigt habe, zu äußern. Meine Herren, gegenüber einer Erklärung, welche von den charaktervollen Worten Luthers einen so unzutreffenden Gebrauch machte, wie nur möglich [lauter, anhaltender Beifall; Herr van Meenen hat nämlich seine Verteidigungsrede mit den Worten geschlossen: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!!], welche den entscheidenden Punkt in den Solinger Vorgängen aber umgeht, ist es wohl schon heute am Platze, auch über dieses Vorkommnis mit der Meinung nicht zurückzuhalten, daß die evangelische Bevölkerung allen Grund hat, über die Lauheit und den Mangel an Mut auch da ihr Bedauern auszusprechen, wo es Behörden sind, die sich durch Schwäche zu so auffälligem Verhalten verleiten lassen. [Bravo.]

Wo der Unwillen über solche oder ähnliche Vorgänge hoch geht, da hört man wohl sagen, daß die Protestanten und die protestantische Kirche erst dann aus dem Druck, welcher ihnen täglich sichtbarer wird, befreit werden würden, wenn sie eine Bewegung entfachten, die sie fürchten mache. Man denkt dabei zwar nicht an rohe Gewalt, vor welcher freundlichst zu warnen wieder das Vorrecht der ultramontanen Seite ist — [Heiterkeit], man erinnert vielmehr an das in den Mitteln nicht wählerische Treiben ultramontaner Demagogie, an die geschickte und erfolgreiche, leider durch viele Protestanten so wirksam unterstützte parlamentarische Aktion. Wir treiben hier nicht Politik, und in der Wahl der Mittel wissen wir als evangelische Christen uns beschränkt durch Gottes Gebot. Aber ein Feuer ist uns ja angezündet, und ein Licht leuchtet uns auf unserm Wege. Daran wollen wir, mit Gottes Hilfe, auch ferner mitwirken, daß dieses Licht nicht in den Schatten gestellt werde und daß jenes Feuer auch denen auf die Seele brenne, welche die Mitschuld daran tragen, daß Vorgänge, wie die erwähnten, in Deutschland möglich sind. [Beifall.]

Hoffen wir für die Zukunft insbesondre, daß die Staatsgewalten, wenn sie, in Ermangelung einer gesunden Reaktion innerhalb der katholischen Kirche selbst, über kurz oder lang sich doch genötigt sehen sollten, für den Frieden unter den Konfessionen und für die Gleichberechtigung derselben ihr Gewicht in die Wagschale zu werfen, in der ganzen evangelischen Bevölkerung eine kräftige Stütze finden, und hoffen wir, daß sie die evangelische Bevölkerung einmütig auf ihrer Seite finden, wenn es wohl schon in kurzer Frist darauf ankommt, die staatliche Volksschule vor deren Knechtung unter hierarchische Botmäßigkeit zu schützen. Nach allem, was von ultramontaner Seite geschehen ist, um den innern Zusammenhang in der Nation zu zerstören, wäre mit jener Unterwerfung das Ziel erreicht, auch das Band einheitlicher Bildung, einheitlicher, nationaler und sittlicher Erziehung unsers Volkes zu zerreißen. [Lautes Bravo.]

Raumrücksichten verbieten, noch den Schlußteil wiederzugeben, der Sinn, Geist und Aufgaben der vom Bunde zu leistenden Arbeit klarlegte. Wem von den Gegnern der Sache es um die Wahrheit zu thun ist, möge auch an diesen Worten nicht vorübergehen!

Einen trefflichen Jahresbericht erstattete Konsistorialrat Leuschner aus Merseburg, welcher als Schriftführer des Bundesvorstandes die gewaltige Geschäftslast desselben mit aufopfernder Hingebung trägt. Die Zahl der Mitglieder ist binnen Jahresfrist von 10000 auf mehr als 37000 gewachsen; man kann getrost annehmen, daß sie zur Zeit 40000 erreicht hat. Obenan steht die Rheinprovinz mit 11000, Württemberg mit 5000; je weiter nach Osten, desto stiller wirds; völlig unberührt von der Bewegung erhielten sich nur Mecklenburg-Strelitz und Reuß älterer Linie. Von der nichtultramontanen Tagespresse konnte bezeugt werden, daß sie mehr und mehr eine günstige Haltung einnehme; von den anfangs so feindlich zufahrenden Kirchenzeitungen, daß sie, wie die Parteien selbst, sich zumeist freundlich abwartend stellten. Leider mußte doch gegen neuerdings wiederum versuchte Verleumdungen Verwahrung eingelegt werden; Leuschner that dies, indem er bemerkte:

Nur die Kreuzzeitung fiel jüngst in ihr altes, häßliches Spiel zurück, und zwar anläßlich der Bewegung in Rheinland und Westfalen für Aufhebung der bezüglichen Bestimmung des § 166 des Strafgesetzbuches, wobei sie bekanntlich schrieb: „Die Liberalen gründeten den Evangelischen Bund, um den Orthodoxen nicht den Ruhm zu lassen, als hätten sie zuerst das evangelische Bewußtsein wieder wach gerufen; das ist uns noch jüngst von Leuten bestätigt worden, welche in die Entstehungsgeschichte des Bundes durchaus eingeweiht sind. Die Folge ist die Zersplitterung der evangelischen Kräfte und die Ableitung der berechtigten positiven Bewegung in die Bahn der reinen Negation gegen Rom. Dabei ziehen die Evangelischen, wie wir sehen, bereits den Kürzeren, und das Ansehen der evangelischen Kirche ist dadurch bisher wahrlich nicht gesteigert.“ Ein Appell, welchen ich persönlich an die Ehre und das Gewissen des Chefredakteurs der Kreuzzeitung mit der bestimmten Erklärung, daß diese angeblich „Eingeweihten“ keine seien, daß sie entweder bewußterweise die Unwahrheit gesagt oder gewissenlos ohne Prüfung nachgeredet hätten, ist dagegen unbeachtet geblieben. [Hört, hört!] Aber ein solches Vorgehen richtet sich von selbst, sicherlich auch in den Augen der beharrlichen Anhänger jener Richtung, um so mehr aber in allen evangelischen Kreisen. [Lebhafte Zustimmung.]*)

Ueber die Thätigkeit der einzelnen Zweig- und Hauptvereine, insbesondre aber des Bundesvorstandes, wurde das Beste in der geschlossenen Abgeordnetenversammlung (die immerhin 140 Teilnehmer zählte) bekannt. Die Abgeordneten erhielten hier die willkommene Gewißheit, daß die Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen beim Vorstande in guten Händen liegt. Insbesondre was über Verhandlungen mit Staatsbehörden verlautete, erweckte lauten, herzlichen Beifall. Der Jahresbericht-

*) Vgl. unten den Briefwechsel zwischen v. Hammerstein, Chefredakteur der Kreuzzeitung, und Konsistorialrat Leuschner.

erstatter konnte mit berechtigter Genugthuung in der weiteren Versammlung es aussprechen:

Die obersten staatlichen Behörden wissen jetzt: in der deutschen evangelischen Christenheit giebt es eine Instanz, getragen von 40000 evangelischen Männern, welche über die evangelischen Interessen wacht; es giebt eine Stelle, welche den früher unbeachtet verhallten Klagen Nachdruck giebt. Ist diese Vertretung auch eine frei hervorgegangene, entbehrt sie auch jeder offiziellen Legitimation, umsomehr entspricht sie dem Geiste der evangelischen Kirche, umsomehr kann sie ihre Kraft entwickeln. Sie wächst aus dem Volke heraus und wächst mit Gottes Hilfe in das Volksleben immer tiefer hinein, und wird eine Stärke gewinnen, welcher keine äußere Kraft widerstehen kann!

An dieser Stelle mag es Erwähnung finden, daß eine umfassende Adresse an Kaiser Wilhelm II. der Versammlung vorgelegt und einhellig angenommen wurde.

Zu so bewegten Debatten wie in Frankfurt kam es diesmal nicht. Die Fülle der zu bewältigenden Gegenstände drängte; alles war wohl vorbereitet, und vieles konnte der Bundesleitung vertrauensvoll überlassen bleiben. Den Höhepunkt der ganzen Jahresversammlung bildete die Annahme der zwei Hauptresolutionen. Die erste betraf die in Berlin an dem Trümpelmannschen Lutherschauspiel geübte Zensur. Sie lautete:

Die zweite Generalversammlung des Evangelischen Bundes spricht ihr tiefes Bedauern über die Hindernisse aus, welche der Aufführung des Trümpelmannschen Lutherfestspiels in Berlin bereitet worden sind. Sie befürchtet, daß durch derartige Vorgänge der Sinn unsers Volkes für geschichtliche Wahrheit verdunkelt, das Vertrauen zur Gerechtigkeit und Billigkeit der Staatsregierung in religiösen Fragen geschwächt und die Gewissen der evangelischen Glaubensgenossen verwirrt werden.

Die Begründung, welche der Vorsitzende des Berliner Zweigvereins, Prediger Weser von St. Marien, hierzu gab, war durchschlagend. Ich kann mir nicht versagen, sie unsern Lesern vollständig mitzuteilen:

Als dem Lutherfestspiel in Berlin so viele Hindernisse bereitet wurden, faßte der dortige Zweigverein den Beschluß, sein Bedauern darüber auszusprechen, und er wünschte, daß seine Gefühle Resonanz hätten in ganz Deutschland, daß alle deutschen Protestanten ihrem tiefen Bedauern über die bereiteten Schwierigkeiten Ausdruck gäben. Alles, was das Lutherfestspiel in Reden und an Thatsachen enthält, läßt sich historisch bis auf das Tüpfelchen auf dem i nachweisen, und kein Katholik, kein Papst, ja nicht einmal die Norddeutsche Allgemeine Zeitung [allgemeine Heiterkeit] können in Abrede stellen, daß alles, was darin vorkommt, geschichtlich begründet ist. Auf der andern Seite werden dagegen Dinge verherrlicht, die niemals waren und niemals sein werden: jene Windeln, die, wie in einer [ultramontanen!] Zeitung zu lesen ist, geschnitten sein sollen aus den Gamaschen Josefs [Heiterkeit], jenes Kleid der Maria und jenes Tuch des Johannes, in welches sein Haupt gehüllt gewesen sein soll, sie haben niemals in Zusammenhang mit den genannten Personen existirt, und die werden verherrlicht. Dadurch scheint uns eine historische Verirrung unsers Volkes herbeigeführt zu werden. [Bravo.] Luther mag manches scharfe Wort gesprochen haben, es trifft aber doch nur seine Zeit; aber alles, was von seiten des Papstes wider Luther und den Protestantismus gesprochen wird und unsre Zeit betrifft, und was doch nicht minder verletzend ist, bleibt unangefochten. Auf der einen Seite das Verbot, auf der andern die Erlaubnis. Dadurch wird wahrlich der Sinn für die historische Wahrheit verdunkelt; denn wenn die Regierung das verbietet, so sagt das Volk, das doch eine historische Forschung nicht treiben kann: der eine hat unrecht und der andere hat recht. [Sehr richtig!] Bis zum 30. Mai konnte das Lutherfestspiel aufgeführt werden — am 1. Juni ist es mit einem male ein verwerfliches Werk. [Heiterkeit.] Ein halbes Jahr haben sich die Vorbereitungen zur Aufführung des Stückes hingezogen, und es sind keine Hindernisse bereitet worden; da tritt plötzlich in den maßgebenden Kreisen eine Aenderung der Anschauungen ein. Daß da von einer Ueberzeugung, die aus dem Herzen heraus geboren, die Rede nicht sein konnte, wurde den jungen Studenten sofort klar. Es ist gleichsam eine Schädigung der Autorität unsrer Behörden, wenn die Studentenschaft fühlt: es steht eine geheime, verborgene Macht dahinter, die wir heute noch nicht kennen, und von der wird auch unsre Regierung wieder regiert. [Lebhaftes Bravo.] Der Studentenschaft bewilligte man anfänglich die Anzüge aus dem Opernhause, sowie eine Unterstützung des Ministeriums, und stellte eine höhere in Aussicht, falls sie nicht ausreichen sollte, und vielleicht auch noch eine hohe Protektion — da mit einem male kommt die Anweisung: nur nicht so viel davon reden, daß wir euch vielleicht Geld geben könnten; von der kostenfreien Ueberlassung der Anzüge aus dem Opernhause ist keine Rede mehr und von der Protektion gar nicht. Dagegen wurden seinerzeit bei der Aufführung der Legende von der heiligen Elisabeth von Thüringen vom Opernhause die Anzüge für den Chor kostenlos bewilligt. Das ist nicht derselbe Maßstab, der angelegt wird. Diese Legende der heiligen Elisabeth zum Besten des katholischen Hedwigs-Krankenhauses in Berlin wird unterstützt, dagegen das Luther-Denkmal in Berlin, welches hierdurch unterstützt werden sollte — ja, das ist ganz was andres [Heiterkeit, großer Beifall]. Da wird das Vertrauen zur Gerechtigkeit und Billigkeit der Staatsregierung in religiösen Fragen geschwächt. Und am Ende kommts dahin, daß unsre evangelischen Choräle erst einmal der Polizei vorzulegen sind, gerade wie die Kouplets in irgend einem der Berliner Theater, ob sie auch gesungen werden dürfen. Endlich aber wird das Gewissen der evangelischen Glaubensgenossen verwirrt, nicht zu sprechen von der Gewissensverwirrung, die bei Staatsanwälten und Bürgermeistern eintreten könnte. [Heiterkeit.] Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schrieb damals, daß in einem Staat, in welchem die religiöse Gleichberechtigung als erstes Ziel gelte, es ganz notwendig gewesen sei, dieses Lutherfestspiel zu verbieten. Wie das jemand schreiben kann, ohne das Gefühl zu haben, das wird sophistisch, ist mir nicht klar. Wir wollen die Gewissen schärfen und wollen, daß auch die Zeitungsschreiber ein ehrliches Gewissen haben. Auch das Gewissen der Studenten ist durch solche Vorgänge ein wenig verwirrt worden.

Die einstimmige Annahme der Resolution war selbstverständlich. Ebenso entsprach auch die zweite durchaus dem innern Herzensbedürfnis der Versammlung. Mit Fleiß waren die Aachener und Solinger Vorgänge, die sich gegenseitig beleuchten, darin zusammengefaßt. Pfarrer Thönes von Lennep, der Vorsitzende des rheinischen Hauptvereins, und Pfarrer Giesekke von Solingen hatten es leicht, sie zu empfehlen. Sie lautete:

Der zweiten Generalversammlung des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen ist es zur Kenntnis gekommen, daß zu der Eröffnungsfeier der sogenannten Heiligtumsfahrt, welche vom 9. bis 24. Juli d. J. in Aachen stattfand, einer das protestantische Bewußtsein tief verletzenden, rein katholischen Feier, auch Einladungen an Evangelische ergangen sind. Sie spricht ihr schmerzliches Bedauern darüber aus, daß die Einladungen nicht überall in gebührender Weise zurückgewiesen, ja daß derselben sogar sicherm Vernehmen nach von Spitzen der Behörden, die evangelischer Konfession sind, Folge gegeben worden ist. Ebenso kann sie nicht unterlassen, zu erklären, daß die Art und Weise, in welcher die am 27. Juli d. J. in der evangelischen Kirche zu Solingen gehaltene Versammlung des dortigen Lokalvereins des Evangelischen Bundes seitens der Polizeibehörde behandelt worden ist, dem Gefühle der evangelischen Bevölkerung in den weitesten Kreisen zum schweren Anstoß gereicht hat.*)

*) Zur Sache noch dies, daß die Staatsanwaltschaft Elberfeld (Staatsanwalt Pinoff) es abgelehnt hat, gegen den Solinger Bürgermeister auf Grund von § 167 Anklage zu erheben (vgl. Nr. 33, S. 309). Dagegen hat die Kreissynode Solingen mit allen gegen eine Stimme folgende Resolution gefaßt:

Kreissynode beschließt, 1. ihr tiefes Bedauern über die die freie Bewegung der gesamten evangelischen Vereinsthätigkeit gefährdenden Vorgänge in der Kirche zu Solingen am 27. Juli auszusprechen, insbesondere über die gesetzlich nicht zu begründenden Eingriffe des Bürgermeisters in die Freiheit des Versammlungsrechts, gethätigt zunächst durch den Versuch, das Singen eines Chorals zu verhindern, sodann durch die gegen § 5 der Verordnung vom 11. März 1850 verstoßende Auflösung der Versammlung des Ortsvereins des Evangelischen Bundes. Dem energischen Vorgehen des Solinger Presbyteriums kann Synode ihre Anerkennung nicht versagen. Sie beschließt 2. das evangelische Konsistorium zu bitten, daß dasselbe mit allen Mitteln nachdrücklichst zuständigen Ortes dahin wirke, daß gegen das Vorgehen der Solinger Polizeibehörde, welches unter den § 339 des Str.-G.-B. fällt, volle Remedur und gesetzliche Sühne geschaffen werde.

Die Kreissynode Lennep hat in gleicher Angelegenheit einstimmig beschlossen:

1. Kreissynode wolle ihr Befremden ausdrücken über die ungeeignete Form, in welcher hohe Verfügung Königlichen Konsistorii, betreffend § 75 [wonach nichtgottesdienstliche Versammlungen in Kirchen der Genehmigung des Konsistoriums bedürfen] erlassen worden ist und zwar deshalb für ungeeignet, weil 1. erlassen in einem auch den Gegnern zugänglichen Blatte und weil 2. dadurch die Meinung erweckt werden konnte sowohl bei Evangelischen wie bei Römisch-Katholischen, als ob Königliches Konsistorium in dem entbrannten Kampfe nicht auf Seiten der Evangelischen stehe.

2. Kreissynode wolle bei Königlichem Konsistorium und hochwürdiger Provinzialsynode den Antrag stellen, dahin bei den staatlichen Behörden zu wirken, daß dieselben ihren Organen jegliche Unterbrechung von Handlungen im Gotteshause untersagen und, wo sie eine Ueberwachung meinen ausüben zu müssen, etwaige in der Kirche vorgekommene Vergehen gegen die Staatsgesetze nachträglich zur Bestrafung überweisen; dieses umsomehr, als ein Vorgehen der staatlichen Organe, wie es bei den Solinger Vorgängen stattgefunden hat, nicht nur nicht geeignet ist, den konfessionellen Frieden zu erhalten, sondern Hader und Zwietracht zwischen Evangelischen und Römisch-Katholischen säet, weil dadurch der leider weit verbreiteten Ansicht Vorschub geleistet werden könnte, daß beide Konfessionen in Preußen heute nicht mit gleichem Maße gemessen werden.

3. Kreissynode wolle der Auffassung sich anschließen, daß für Handlungen, welche nach sorgfältiger Prüfung im Sinn der Kirchen-

Eine dritte Resolution schloß sich an den Vortrag des Pfarrers Weber von München-Gladbach an, der uns „die soziale Organisation des römischen Katholizismus“ vor Augen führte. Sie bot den evangelischen Arbeitervereinen den Gruß des Bundes und fand selbstverständlich ebenfalls einstimmige Annahme:

Die Generalversammlung des Evangelischen Bundes erkennt die hohe Bedeutung an, welche das evangelisch-soziale Vereinswesen für die Anregung und Förderung des religiös-sittlichen Lebens und des kirchlichen Gemeingefühls wie im allgemeinen so insbesondre in Bezug auf die Kreise der Fabrikarbeiter besitzt. Sie begrüßt deshalb, so sehr sie das Eintreten für ein bestimmtes politisches oder kirchenpolitisches Parteiprogramm ablehnen muß, unter dem religiös-sittlichen und kirchlichen Gesichtspunkte die am Niederrhein und in Westfalen, Baiern, Schlesien, Sachsen, Baden bestehenden evangelischen Arbeitervereine als eine hocherfreuliche Erscheinung und sendet denselben einen Gruß der Bruderliebe und des herzlichen Einverständnisses mit diesen ihren Bestrebungen.

Aus dem reichen Inhalt dieses Vortrages etwas mitzuteilen, geht nicht an; auch wer Beyschlags feine und gute Ausführungen über „falsche und wahre Toleranz,“ oder Onckens warmes Zeugnis von „Luthers Fortleben im Staat und im Volke“ kennen lernen will, den muß ich an die gedruckten Reden verweisen. Doch kann ich mein Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß uns durch Professor Oncken von Gießen beiläufig das fröhliche Lutherbild gezeichnet wurde, das jüngst in diesen Blättern (Nr. 32, S. 301) mit Recht eine kräftige Ablehnung fand. In diesem Punkte dürfen alle, die Luther kennen, schlechterdings keine Duldung üben. So würde auch Luther sich schwerlich zu dem Gedanken der „Kirchenhoheit des Staates,“ wie Oncken ihn verstand, bekennen. Aber den Preis Luthers als des ersten deutschen Mannes wollen wir dem Redner gerne danken und uns freuen, daß deutsche Geschichtsprofessoren heute noch ein so entschiedenes Wort davon zu sagen wissen.

Aus den vertraulichen Sitzungen der Abgeordneten will ich nur eins verraten. Pfarrer Weitbrecht aus Mähringen, der für seine Bemühungen um die ultramontane Presse bereits weidlich durch deren Spalten hin- und hergezerrt worden ist, gab uns einen Begriff von dem schier unglaublichen Gift, das in dieser Litteratur aufgehäuft, ja vielmehr durch tausend Kanäle dem Herzen des armen katholischen Volkes zugeführt wird. Ein Beispiel mag genügen. Die Duisburger Volkszeitung vom 5. Juli 1888 berichtet über eine englische (anglikanische) Kirchenversammlung und weiß unter anderm zu melden, daß dieselbe auch über die Frage beraten werde, ob unter Umständen den bekehrten Heiden die Vielweiberei zu gestatten sei. Es soll, schreibt sie,

unter den Bischöfen, die mit diesem Gegenstande vertraut sind, eine bestimmte Vorliebe für die Genehmigung der Vielweiberei unter gewissen Völkern herrschen, „weil dadurch der Unzucht am besten vorgebeugt würde.“

Und dazu wagt sie die Schlußbemerkung (die gesperrten Worte sind es auch in der Vorlage):

Daß die Herren die Vielweiberei nur unter gewissen Heidenvölkern zulassen wollen, ist immerhin ein Fortschritt gegenüber der Lutherschen Lehre, der ja bekanntlich [!!] allen Christen mehrere Weiber „erlaubte“ und sich seine Ansicht auch praktisch zu Nutze machte. Die Anglikaner sind entschieden vorsichtiger und — uneigennütziger.

Daß dergleichen kein preußischer Staatsanwalt liest, daß es dafür den § 166*) nicht giebt, mag auffallend sein; wir bedauern es nicht. Aber daß dergleichen auf katholischer Seite keinerlei Anstoß mehr erweckt, geschweige denn Korrektur erfährt, das beleuchtet die sittliche Verkommenheit, in welche führende römische Kreise, ja die römische Kirchenleitung selbst mehr und mehr verfallen sind, grell.

Verzeihlich finden wirs ja wahrlich, wenn die Duisburger Bundesversammlung selbst den Entrüstungssturm der ultramontanen Presse frisch heraufbeschworen hat. Es ist in der That eine unverantwortliche Freiheit, die wir Protestanten uns nehmen, wenn wir in demselben Jahre, wo die deutschen Katholiken ihre fünfunddreißigste Generalversammlung halten werden, zum zweiten male als Evangelischer Bund zusammenkommen. Harmlos genug hat man uns dafür „Lutherbündler und Thümmelbrüder,“ die mitanwesenden Damen „Thümmelschwestern“ getauft. Schlimmer kamen die „Oberbündler“ weg, und besonders Pfarrer Terlinden, der „Spezialdrachentöter und Lindwurmheld.“ Wie sich der ultramontane Aerger überschlug, davon mag ein Stück aus der Duisburger Volkszeitung einen Begriff geben:

So war es beispielsweise für den ungebetenen Beobachter der Generalversammlungs-Gäste nicht uninteressant zu bemerken, wie diejenigen Kandidaten der Theologie am lautesten Beifall klaschten, welche durch die zerschmissene „Quartseite“ ihrer Gesichtsmaske ihre Verachtung des sittlichen und bürgerlichen Gesetzes zur Schau trugen. Für diese Laffen, deren vorzeitiger Tod auf der Mensur schon Tausenden Thränen des natürlichen Schmerzes ausgepreßt hat [offenbar sind sie inzwischen wieder lebendig geworden!!], von Schlimmerem zu schweigen, hat der Evangelische Bund, der sein Volk „sittlich erneuern“ will, eine Toleranz, die soweit geht, daß sich irgendein Ober-Bündler morgen am Tage selbst in eine blutige Balgerei einlassen dürfte, ohne in den Augen seiner Bundeskameraden an Hochachtung zu verlieren. Ja, selbst die hohe kirchliche Behörde straft mit lakedämonischer Gesetzestreue den Zweikampf der Theologen an sich nicht, sondern schließt nur diejenigen Theologen von der Anstellung aus, die so ungeschickt oder so unglücklich waren, die Hiebe des Gegners nicht waffengerecht zu pariren. Hierin wird also eine Toleranz geübt, von deren Folgen die Grabeshügel der Jünglinge und Männer, die Flüche der Mütter und Frauen und die Selbstmorde und das vernichtete Lebensglück der Beteiligten ein erschütterndes Zeugnis ablegen[!]. Dagegen riskiren sie weder Blut, noch Geld, noch einen hohen „Anschnauzer,“ wenn die Bündler sich darüber ennuyiren, daß in Aachen das Offizierkorps, der Regierungs- und der Polizeipräsident ꝛc. den Feierlichkeiten einer hohen katholischen Andachtsübung assistirt haben, — einer Andachtsübung, welche schon Jahrhunderte lang existirte, ehe es einen Protestanten auf der Welt gab.

Dies wird genügen zur Bestätigung eines Wortes, welches unter großer Heiterkeit am Begrüßungsabend ausgesprochen wurde und dessen bittern Ernst doch jeder empfindet, der nur einmal in dieser Litteratur blätterte:

Einst konnten wir unsre Errungenschaft hüten im Frieden; jetzt aber ist unsre Losung täglicher Kampf. Es ist uns eine Presse herangewachsen, die unwillkürlich an jenes Horn erinnert, von welchem Daniel erzählt: „Selbiges Horn hatte ein Maul, daß es redete große Dinge und war größer denn alle, die neben ihm waren.“ [Dan. 7, 8. 20.]

Ich könnte nun meinen Bericht schließen. Aber da sind inzwischen gewisse Kirchenzeitungen erschienen, denen es offenbar leid ist, daß man in Duisburg ihre freundlich zuwartende Haltung rühmte. Ich kann die Artikelschreiber versichern, sie würden vieles von dem, was sie auf Grund der Zeitungsberichte vermissen, gefunden haben, wenn sie selbst in Duisburg mit anwesend gewesen wären. Antworten aber will ich nur auf den einen Vorhalt der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung, daß es ein zweifelhaftes Beginnen sei, „durch den isolirten Angriff auf Rom den eingeschlafenen protestantischen Geist zu wecken,“ wogegen sie das bessere Teil erwählt zu haben meint, indem sie „die Uebergriffe des Judentums ebenso scharf wie die des Papsttums zurückweisen und den Unglauben oder Halbglauben in der eignen Kirche ebenso kräftig wie den Aberglauben und den Ueberglauben in der fremden befehden“ will. Glaubt denn die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung wirklich, daß — um vom Judentum einmal abzusehen — die Notwendigkeit dieser innern Kämpfe den Freunden des Evangelischen Bundes verborgen ist? Nehmen wir nicht an diesen Kämpfen ein jeder auf seinem Posten teil? So wir in diesen Blättern, die sie — weil sie aus der Beschränktheit altpreußischer Parteiverhältnisse nicht herauskann — als „ein mittelparteiliches Unternehmen“ genügend charakterisirt zu haben meint? Wenn wir gleichwohl im Evangelischen Bunde uns zu einer „isolirten“ Aktion zusammengethan haben, so pflegen es in der Regel besondre Ziele zu sein, zu deren Gewinnung verständige Männer sich die Hände reichen, und wenn

ordnung und ihrer Auslegung durch die Presbyterien als kirchliche Handlungen beziehungsweise als Gottesdienste erklärt worden sind, die Hergabe der Kirche nicht mehr der Genehmigung durch den Superintendenten und das Provinzial-Konsistorium bedarf.

*) Beiläufig: Die Allg. Ev.-Luth. Kz. spricht ihre Befriedigung darüber aus, daß in Duisburg „die Petition für Abänderung des § 166 des Strafgesetzbuchs nicht aufgenommen ist.“ Diese Befriedigung ist gegenstandslos. Die Petition zur Bundesangelegenheit zu machen, ist gar nicht in Frage gekommen. Unter den Mitgliedern des Bundes aber galt, soweit meine Beobachtung reicht, die Unterstützung der Petition als selbstverständlich. Wir werden in nächster Nummer dieser Angelegenheit einen eignen Artikel widmen.

wir als gläubige Christen Rom vor allem andern ins Auge fassen, so thun wirs, weil Rom (vgl. Nr. 34, S. 315) der unter dem Namen und Gewande einer christlichen Kirche einherprangende Unglaube ist. Hier liegt der Grund, weshalb der Zusammenschluß aller gläubigen Protestanten gerade gegen Rom vornehmlich dringend und notwendig ist; hier liegt der Rechtstitel des Evangelischen Bundes auf christlich-kirchlichem Boden.

Möge es ihm je länger je mehr gelingen, seine „isolirten" Arbeiten kräftig und gründlich zu thun; es werden alle Gebiete des kirchlichen Lebens ihren Segen davon haben. Der volle Erfolg der Duisburger Hauptversammlung ermutigt nicht nur, sondern verpflichtet zu neuen Anstrengungen. R

In Sachen des Evangelischen Bundes

Offene Antwort

an den Chefredakteur der Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung, Freiherrn von Hammerstein*)

Hochgeehrter Herr! Auf das Schreiben vom 16. d. M., welches gleichzeitig in Nr. 310 der Abend-Ausgabe Ihrer Zeitung vom 17. veröffentlicht wurde, aber erst am 20. d. Mts. in meine Hände gelangte und mich nötigte, eine Erklärung des Herrn Pfarrer Thümmel abzuwarten, erwiedere ich Ihnen nunmehr Folgendes:

*) Zu unserm aufrichtigen Bedauern sehen wir uns veranlaßt, unsre Leser mit einem leidigen Nachspiel bekannt zu machen, welches den schönen Duisburger Tagen gefolgt ist. Wir fühlten uns um so mehr verpflichtet, den Brief des Herrn Konsistorialrat Leuschner hier vollständig zum Abdruck zu bringen, als dasselbe von unsern beiden einflußreichsten Kirchenzeitungen schwerlich zu erwarten steht, welche bereits in ihren Berichten über die Generalversammlung des Evangelischen Bundes von dem uns vollkommen unverständlichen Schreiben des Herrn von Hammerstein einen sehr voreiligen Gebrauch gemacht haben. Zum Verständnis der ganzen Kontroverse ist es nötig, dieses Schreiben aus Nr. 310 der Kreuzzeitung hierunter ebenfalls mitzuteilen. D H

An Herrn Konsistorialrat Leuschner, Merseburg

Hochgeehrter Herr! Unter dem 7. d. M. haben Sie an mich persönlich ein Schreiben gerichtet, welches, da ich inzwischen hierher abgereist war, am 9. in meine Hände gelangte. Sie beschwerten sich in demselben über meinen Artikel in Nr. 287 der Kreuzzeitung, an dessen Schluß die Ansicht ausgesprochen war, der „Evangelische Bund" sei hauptsächlich deshalb begründet worden, um den „Orthodoxen" nicht den Ruhm zu lassen, das evangelische Bewußtsein durch den Antrag Hammerstein-Kleist rechtzeitig wachgerufen zu haben. Die Folge sei eine Zersplitterung der Kräfte der Evangelischen und die Ablenkung der berechtigten positiven Bewegung auf die Bahn reiner Negation gegen Rom. Es war die Bemerkung angeschlossen, daß neuerdings erst diese Auffassung von der Entstehungsgeschichte des Evangelischen Bundes durch einen in dieselbe genau eingeweihten Mann ausdrücklich als richtig anerkannt worden sei. Sie sprachen die Erwartung aus, daß ich dieses Urteil in irgend einer Weise aufgeben würde, aber Sie stützten diese Zuversicht lediglich auf Ihre eigene Versicherung, daß die Kreuzzeitung sich mit ihrer Aeußerung thatsächlich im Unrecht befinde, und auf den Hinweis, daß Männer wie Sie selbst neben Richter, Beyschlag, Witte und — „vor allen aber Graf Wintzingerode" an die Spitze des Bundes getreten seien. Sie stellten zugleich die Behauptung auf, daß der von der Kreuzzeitung als Gewährsmann erwähnte „Eingeweihte" „es nicht sein könnte", da von Ihnen selbst die allererste Bewegung ausgegangen sei, der erstere also entweder in „bewußter Weise die Unwahrheit" gesagt oder in „gewissenloser Weise" andern nachgesprochen habe, was er auf deren Angaben hin für Wahrheit nahm, ohne zu prüfen.

Diese reichlich subjektive Art der Beweisführung besitzt aber begreiflicherweise nur für Sie allein eine überzeugende Kraft; ich kann es deshalb nur als eine Anmaßung Ihrerseits bezeichnen, wenn Sie, ohne eine Antwort von mir abzuwarten, am 13. d. M. in Duisburg öffentlich zu erklären keinen Anstand genommen haben: „ein an Ehre und Gewissen des Chefredakteurs der Kreuzzeitung gerichteter Appell blieb unbeachtet."

Meine Urteile über eine so wichtige Frage, wie die Gründung des Evangelischen Bundes es unzweifelhaft ist, pflege ich nicht auf Gründe so leichten Kalibers, wie die von Ihnen angeführten zu stützen; wer berechtigt Sie also zu der Erwartung, daß ein so oberflächlicher „Appell" von mir beachtet werden müsse, da Sie objektives Beweismaterial gegen das Urteil der Kreuzzeitung nicht beigebracht haben?

Da Sie nun aber zu meinem Bedauern eine noch dazu ganz einseitige Privatkorrespondenz der Oeffentlichkeit übergeben haben, so zwingen Sie mich zu einer gleichfalls öffentlichen Erwiderung, damit Sie sich mit Ihren Angriffen an die richtige Adresse, d. h. an den „Eingeweihten," wenden können, welchen Sie in Ihrem Schreiben so scharf kritisirt haben. Ich beschränke mich zu diesem Zweck darauf, Ihnen mitzuteilen, daß niemand anders als Herr Pfarrer Thümmel zu Remscheid, von Ihrem Standpunkt gewiß ein unverdächtiger Zeuge, mein Gewährsmann ist. In einer Korrespondenz über seinen im Evangelischen Arbeiterverein zu Weitmar gehaltenen Vortrag sprach ich ihm gegenüber meine Ansicht dahin aus, daß die Art, wie er den Kampf gegen Rom führe, sich nur auf der Peripherie bewege, den Kern dessen, was der evangelischen Kirche not thue, aber nicht nur nicht berühre, sondern sogar davon abführe, wie denn auch zu meinem Bedauern durch die Gründung des Evangelischen Bundes der gleiche Erfolg, und zwar im Gegensatz zu dem Antrage Hammerstein-Kleist, mit Bewußtsein erreicht werde. Herr Pfarrer Thümmel hat nur diese meine Ansicht über die eigentlichen für die Gründung des Bundes maßgebend gewesenen Motive unter Bezugnahme auf seine sehr genaue Kenntnis der Entstehungsgeschichte desselben ausdrücklich bestätigt.

Ich bedaure diese Thatsache und die daraus sich ergebende Zersplitterung der evangelischen Kirche aufrichtig, denn ich erkenne in der evangelischen Kirche den wahrhaft berechtigten evangelischen Bund, aber ich bin nicht gesonnen, von meiner tiefgewurzelten Ueberzeugung über das, was der evangelischen Kirche vor allem Not thut, zurückzutreten, und eben so wenig mich von Leuten öffentlich ins Unrecht setzen zu lassen, welche sich nicht gescheut haben, meine Bestrebungen zu Gunsten der evangelischen Kirche, obgleich denselben die Priorität zukam, in Wort und Schrift, ohne eine Spur von Berechtigung, in schmählicher Weise zu verdächtigen. Richten Sie also Ihren „Appell" in Zukunft gefälligst an eine andre Adresse.

Den Ton Ihres Schreibens an mich will ich nicht in Betracht nehmen, noch weniger, wozu mir reichlich Veranlassung gegeben wäre, ihn vergelten. Er richtet sich selbst und stellt gerade dasjenige in Frage, was Sie sich damit zu sichern gedachten — Ihre vermeintliche Ueberlegenheit!

Was mein Verfahren in dieser Angelegenheit angeht, so müssen Sie selbst bezeugen, daß ich mich vorweg privatim und vertrauensvoll an Sie persönlich gewendet habe. — Kann man maßvoller und rücksichtsvoller handeln, angesichts einer schweren Beleidigung, welche den Begründern des Evangelischen Bundes zugefügt war? Ich besaß ohne Zweifel das Recht, die Sache sofort vor die Oeffentlichkeit zu bringen und dabei an erster Stelle Sie selbst als den verantwortlichen Redakteur zur Rechenschaft zu ziehen. Ich unterließ dies, weil ich es vermeiden wollte, die gemeinsamen Gegner durch einen Streit zwischen Evangelischen zu erfreuen, und weil ich aufrichtig überzeugt war, daß ein Mann Ihres Standes und Ihrer öffentlichen Stellung sich unmöglich zur Deckung unwürdiger Behauptungen habe hergeben können, daß also ein vertrauensvolles Wort von berufener Seite notwendig eine gute Statt bei Ihnen finden müsse.

Nun suchen Sie im Eingange Ihres Schreibens den Schein zu erwecken, als wäre dieses Vertrauen in der That nicht getäuscht worden, wenn ich mich nur — geduldet hätte. Am 9. sei mein Brief in Ihre Hände gekommen und am 13. habe ich „ohne eine Antwort von Ihnen abzuwarten" keinen Anstand genommen, in Duisburg öffentlich die bekannte Erklärung abzugeben. — Aber nur auf den wenig Nachdenkenden kann diese Beweisführung Eindruck machen. Am 9. also empfingen Sie meinen Brief und fanden, obwohl in Lauterberg völliger Muße hingegeben, weder an diesem Tage, noch am 10., noch am 11. auch nur einige Minuten Zeit, um zum mindesten ein vorläufiges, noch so kurzes Wort an mich zu richten? Sie wußten, daß unsre Generalversammlung am 12. eröffnet wurde, Sie wußten, daß mir die öffentliche Berichterstattung dabei oblag, und konnten darüber nicht zweifelhaft sein, daß ein so schwer wiegender Vorwurf an dieser Stelle und in diesem Augenblick nicht unbemerkt, nicht unwidersprochen bleiben durfte. Dennoch ließen Sie drei Tage — eben die Tage, innerhalb deren ich Antwort empfangen mußte, wenn sie überhaupt Wert haben sollte — vorübergehen, ohne mich eines einzigen Wortes zu würdigen. — Bleibt Ihnen darnach eine Spur von Recht, mich anzuklagen? Sie allein tragen die Schuld für das mir aufgezwungene öffentliche Vorgehen. Und zwar war diese Schuld keineswegs nur Versäumnis. Sie konnten in dem Sinne nicht antworten, wie ich es zu Ihrer Ehre voraussetzte. Sie wollten überhaupt nicht antworten. Sagen Sie das nicht deutlich genug mit der Frage: „wer berechtigt Sie also zu der Erwartung, daß ein so oberflächlicher Appell von mir beachtet werden müsse"? In einem Atem der anscheinend ernste Vorwurf: ich hätte die Antwort nicht abgewartet! und der Hohn: „wer berechtigte Sie zu der Erwartung?" Ich kann das Urteil hierüber dem Leser getrost überlassen.

Was nun die Sache selbst betrifft, so muß ich Ihnen an erster Stelle vorhalten: Sie haben in Ihrem offnen Schreiben an mich ein quid pro quo geschaffen, an Stelle des wirklichen Streitobjekts ein völlig andres gesetzt. Rechneten Sie darauf, daß die Leser von Nr. 310 Ihres Blattes schon nicht mehr wissen würden, was in Nr. 287 geschrieben stand?

In Nr. 287 hieß es: „Die Liberalen gründeten den Evangelischen Bund, um den »Orthodoxen« nicht den Ruhm zu lassen, daß sie das evangelische Bewußtsein zuerst wieder wachgerufen hatten. Das haben uns noch neuerdings in die Entstehungsgeschichte des Bundes durchaus eingeweihte Leute bestätigt."

Das also: nichts als kleinliche Eitelkeit und gemeiner Neid auf Ihren Ruhm habe uns zur Gründung des Bundes angetrieben, — das behaupteten Sie (denn nun haben Sie selbst sich zu jenem Artikel bekannt).

Und das hatte ich als eine schmähliche Verdächtigung bezeichnet, durch welche, wie ich jetzt hinzufüge, nicht nur unsre Ehre, sondern die

Hochachtungsvoll Freiherr von Hammerstein

Lauterberg a. Harz, 16. August 1888

eines großen Teiles der evangelischen Christenheit verletzt und vor den Feinden bloßgestellt worden ist, ja die Ehre der evangelischen Kirche überhaupt, deren Glieder, Ihrer Angabe nach, einen so niedrigen Wettstreit führen sollten.

Dafür hatten Sie sich auf „eingeweihte Leute" berufen und dafür jetzt das Zeugnis derselben zu erbringen.

Haben Sie das gethan? Haben Sie es gekonnt? Mit nichten!

Sie weichen aus und lassen Herrn Pfarrer Thümmel in Remscheid (die Mehrheit der Zeugen ist im Handumdrehen bei Ihnen zur Einheit geworden) — ja, was denn bestätigen? Daß der „Ruhm" der Orthodoxen uns nicht habe schlafen lassen? Daß wir, um denselben diesen „Ruhm" streitig zu machen, den Evangelischen Bund gegründet haben? — Denn das, ich wiederhole es, nichts andres war zu erhärten.

Kein Wort, keine Silbe davon! auch nicht das Geringste, was in diesem Sinne zu deuten wäre!

Vielmehr, soweit die etwas verworrene Wiedergabe Ihrer Fragestellung an Pfarrer Thümmel Klarheit gewinnen läßt: daß die Art unsers Kampfes gegen Rom gleich der seinigen sich „auf der Peripherie bewege, den Kern dessen, was der evangelischen Kirche notthue, nicht nur nicht berühre, sondern sogar davon abführe, und zwar dies im bewußten (so wollten Sie wohl schreiben) Gegensatze zu dem Antrage Hammerstein-Kleist."

Nicht wahr, jene schmähliche Behauptung und diese schlichte Aussage, die wir auf ihre Haltbarkeit noch prüfen wollen, gleichen sich wie ein Ei dem andern? Nein, Sie empfingen sozusagen ein Ei und — verwandelten es in einen Skorpion. — Sie kennen die Schriftstelle Luk. 11, 12? — Einem angeblich von Pfarrer Thümmel bestätigten sachlichen, an sich nicht ehrenrührigen Motive für Begründung des Bundes legten Sie ein persönliches Motiv gemeinen Ehrgeizes unter. Das war Ihr erstes Vergehen.

Nun aber, wo ist dieses Motiv geblieben? In dem Augenblicke, wo Sie Zeugnis dafür erbringen sollten und sich anschickten, es zu geben, ist es verschwunden und gegen das andre wieder umgetauscht.

Ich möchte solch ein Verfahren nicht ausdrücklich qualifiziren. Jedermann wird wissen, was er davon zu halten hat und wie man es zu nennen pflegt.

Ich stelle nur fest: Sie haben hiermit thatsächlich eingestanden, daß es Ihnen für die in Nr. 287 Ihrer Zeitung gegen uns geschleuderte Insinuation an Zeugen völlig gebricht.

Oder, wäre es für Sie ohne weiteres ein und dasselbe: der von Ihnen angeregten Bewegung entgegenwirken und — Ihnen den „Ruhm" der „Priorität" derselben nicht lassen wollen? Dann könnte man nur folgern, daß dieser Ruhm Ihnen Ein und Alles war! Ich hoffe, Sie lehnen diese Schlußfolgerung ab.

Wie steht es nun aber mit der jetzt untergeschobenen Behauptung und wie mit dem Zeugnis des Pfarrers Thümmel für diese? wie mit seiner Zeugenschaft überhaupt im Vergleich zu der meinigen, welche Sie so geringschätzig beiseite setzen möchten?

Herr Pfarrer Thümmel, z. Zt. in Oberstdorf im Allgäu, hat schon ehe er Anfrage von mir erhielt, ein Schreiben an mich gelangen lassen, welches auf Wunsch Ihnen vollständig und originaliter zur Verfügung steht. Ich bemerke dies letztere, damit man nicht meinen könnte, ich hätte entstellt oder ungenau aus dem Zusammenhange gelöst, wenn ich für jetzt Folgendes daraus mitteile.

Herr Pfarrer Thümmel schreibt: „Selbstverständlich ist mir hier in den Alpen weder das Konzept meines Briefes an Herrn v. H. zur Hand, noch jeder Ausdruck in demselben gegenwärtig. So viel kann ich jedoch von hier aus feststellen:

1. daß ich allerdings die Meinung: durch Begründung des Evangelischen Bundes sei thatsächlich den sogenannten Hammersteinschen Anträgen der kräftigste Wind abgefangen worden, stets gehegt, auch an geeigneter Stelle mein Bedauern über diese Thatsache ausgesprochen habe; ob dies beabsichtigt gewesen sei, könne ich weder bestreiten noch bestätigen. Aber

2. bestreite ich auf das Entschiedenste, daß ich die von Herrn v. H. behauptete bewußte Absicht der Begründer des Evangelischen Bundes, den H.schen Anträgen eine vernichtende Konkurrenz zu schaffen, meinerseits als „Eingeweihter" und „genauer Kenner der Entstehungsgeschichte des Bundes" bestätigt hätte. Ich habe von der Begründung des Bundes nicht früher als jedermann durch die Zeitungen erfahren;

ich bin in die Entstehungsgeschichte wie in die heutigen Bestrebungen des Bundes nicht tiefer eingeweiht, als dieselben aus seinem veröffentlichten Programm wie aus seiner Broschüren-Reihe zu erkennen sind."*)

Genügt Ihnen das? Sie sind hiermit von Ihrem einzigen angeblichen Zeugen, Herrn Pfarrer Thümmel in Remscheid, in jeder Hinsicht, vor allem aber in dem entscheidenden Punkte der „Eingeweihtheit," und dies auch bezüglich der gegenwärtig unterstellten Behauptungen vollständig desavouirt!

In mir trat Ihnen ein wirklich berufener Zeuge entgegen. Ich gehöre anerkannt zu den allerersten Begründern des Bundes und bin selbst an jedem Gedankenaustausch über Idee und Zweck desselben von Anfang an beteiligt gewesen. Somit war ich im vollsten Maße legitimirt, eine zuverlässige Aussage zu machen, und nur dann noch waren Sie befugt, dieselbe abzulehnen, wenn Sie Grund hatten, an meiner persönlichen Glaubwürdigkeit, d. h. an meiner Ehrenhaftigkeit zu zweifeln.

Trotzdem haben Sie versucht, mein Zeugnis mit den allernichtigsten Bemängelungen („subjektiv?" — „objektiv"? — Begriffe, welche hierauf gar nicht anwendbar waren) aus dem Wege zu räumen. Warum dies? Sie erklären sich selbst: Sie waren „nicht gesonnen, sich ins Unrecht setzen zu lassen." Ja, wenn man Unrecht thut, so darf man sich gewissens- und ehrenhalber auch nicht weigern, das Unrecht einzugestehen. Ist das nicht erste Christenpflicht? Aber Sie waren insbesondre „nicht gesonnen, sich von Leuten ins Unrecht setzen zu lassen, welche sich nicht gescheut haben, Ihre Bestrebungen in Wort und Schrift .... in schmählicher Weise zu verdächtigen." Auch damit würden Sie vor dem Richterstuhl unsers Herrn und Meisters nicht bestehen, selbst wenn diese Angabe begründet wäre. Wer darf, um Unrecht zu vergelten, Unrecht thun und das begangene Unrecht hartnäckig behaupten? Aber, wer von uns hat Ihre Bestrebungen verdächtigt? Es ist Ihnen von Einem oder Zweien der Begründer des Bundes ernstlich widersprochen worden, wohl auch von mir. Verdächtigt hat keiner Ihre Bestrebungen. Vielmehr wurden die Beweggründe dafür allseitig anerkannt. Und die Hauptsache: mit der Begründung des Bundes und den dafür maßgebenden Motiven hat jene der Zeit nach überdies vorangegangene ehrliche Polemik nicht das Geringste zu thun. Liegen die Motive für Gründung des Bundes denn nicht klar genug vor jedermanns Augen?

Ich aber kann Sie nicht nur versichern, ich kann Ihnen objektiv beweisen, daß wir nicht die Absicht hatten, durch Begründung des Bundes Ihren Bestrebungen entgegen zu treten. — Schon in Erfurt wurde feierlich im Namen aller Mitbegründer und zwar durch mich erklärt: auch das Für und Wider bezüglich „der brennendsten Frage des Augenblicks solle hier zurücktreten," uns in diesem allgemein wichtigen Unternehmen nicht trennen; „die Bewegung, welche sich an Ihren Namen knüpfe, werde auf anderm Boden (dem der Synoden) zum ordnungsmäßigen Austrag gelangen." Und allgemein bekannt ist es ja, daß in der sächsischen Provinzialsynode vorigen Jahres gerade diejenigen Repräsentanten des Bundes, welche einem Teile Ihrer Bestrebungen entgegengetreten waren, mit andern Männern derselben Richtung vereint, zuerst die Hand dazu boten, um dasjenige, was an diesen Bestrebungen berechtigt erschien, der Verwirklichung entgegenzuführen. Denn wir alle ohne Ausnahme unterschätzen mit nichten die denselben innewohnende Wahrheit und am wenigsten das Recht des sie tragenden Grundgedankens kirchlicher Selbständigkeit. Ist doch unser Bund selbst durch und durch eine Selbständigkeitsbewegung.

Dies ist die grundsätzliche und feierlich dokumentirte Stellungnahme der Begründer des Bundes zu Ihren Bestrebungen, von Anfang an, — und dies die thatsächliche Haltung selbst derer, welche Ihnen bezüglich gewisser Zukunftsideale für unsre Kirche glaubten widersprechen zu müssen!

Was bleibt darnach von allen ihren Behauptungen? Nichts als ein anscheinend unüberwindliches Vorurteil! —

Dennoch geben wir die Hoffnung auf Zusammenwirken selbst mit denen nicht auf, welche uns zur Zeit noch völlig verkennen wollen.

Wir suchen ehrlich nur das Wohl unsrer evangelischen Kirche. Wir wollen den Frieden mit allen, die in Christo Jesu ihr einziges Heil und ihre Hoffnung haben. Wir wollen diesen Frieden ohne Verleugnung der besondern Glaubensüberzeugung. Wir wollen auch den Kampf gegen Rom nicht nur auf der Peripherie, sondern zugleich im Wege des innern Aufbaues.

Wer die Eröffnungsrede unsers Vorsitzenden bei Konstituirung des Bundes gelesen — wer unsre Arbeit seitdem beobachtet — wer der Versammlung in Duisburg angewohnt oder auch nur die Berichte darüber verfolgt hat — und dies alles offnen, ehrlichen Sinnes, nicht schielenden Auges — kann sich dieser Erkenntnis nicht verschließen.

Aus jener Eröffnungsrede in Frankfurt a. M. möchte ich Worte wiederholen, welchen seitens aller Beteiligten die Eigenschaft eines erweiterten Programms zuerkannt wurde.

Sie mögen auch dazu dienen, Ihre Behauptung, wir seien Urheber neuer „Zersplitterung," in das rechte Licht zu stellen. Sie lauten: „Und so lassen Sie mich denn vor Ihnen Zeugnis ablegen, daß es sich bei dem Entstehen des Bundes nicht um eine That von Menschenwitz und Menschenwillkür handelt. Aus der Not der Zeit heraus ist die Forderung geboren, daß die Bekenner des reinen Evangeliums sich um das gemeinsame Bekenntnis scharen sollen. Wir alle wissen, daß die Zwietracht in den eignen Reihen seit Jahrhunderten unser Volk um einen guten Teil der Segnungen der Reformation gebracht hat; als ob nicht das Evangelium selbst, sondern die verschiednen Formen seiner Verkündigung das Heil zu bringen hätten." —

„Wo auch die Meinungen und Bekenntnisformen im einzelnen

*) Vgl., was gleich nach Erscheinen des Hammersteinschen Briefes die Westdeutsche Zeitung hinzufügte: „Es ist zu konstatiren, daß Pfarrer Thümmel weder der den Evangelischen Bund vorbereitenden Versammlung (Oktober 1886) zu Erfurt, noch der konstituirenden Versammlung beigewohnt hat und auch weder dem provisorischen noch dem ergänzten Vorstande des Evangelischen Bundes angehört. Ebensowenig hat er den unter dem 15. Januar 1887 ergangenen Aufruf zum Beitritt zu dem Bunde unterzeichnet. Wie derselbe also in die Entstehungsgeschichte des Evangelischen Bundes ganz besonders genau eingeweiht gewesen sein soll, ist nicht recht ersichtlich. Die Entstehungsgeschichte, sowie die Konstituirung des Evangelischen Bundes fällt vor die Veröffentlichung der Thümmelschen Broschüre und die ganze sich an dieselbe anschließende Bewegung." Das alles mußte Herr von Hammerstein auch wissen. D H

abweichen mögen und naturgemäß abweichen müssen, da bleibt uns doch allen das gemeinsame Band in dem Worte Gottes, in Christus, in seinem Wahrheitszeugnis, in seiner welterlösenden Kraft. Das Wort sie sollen lassen stahn! Wir glauben an seine einigende Macht und wir leben der Hoffnung, daß diese Ueberzeugung je mehr und mehr innerhalb aller Parteigruppen der evangelischen Kirche sich Raum schaffen wird."

Diese Hoffnung ist nicht zu schanden geworden. Männer aller auf dem Boden des Evangeliums stehenden Richtungen haben sich zusammengeschlossen, die kirchliche Rechte nicht ausgenommen, und immer mehr lernt man auch im Kreise der letzteren die Beteiligung am Evangelischen Bunde als ein Pflichtgebot Gottes verstehen.

Wir gaben uns der Erwartung hin, bei Lösung unsrer Aufgaben, welche, wie Ihnen wohl bekannt sein wird, bereits zu praktischen Handreichungen zur Hebung unsrer kirchlichen Not gediehen sind, auch auf Ihre Mitwirkung rechnen zu können. Ich werde es bedauern, wenn nach diesen Vorgängen die Erfüllung dieser Hoffnung als ausgeschlossen angesehen werden muß.

Merseburg, am 23. August 1888

Der Schriftführer des Evangelischen Bundes
Leuschner, Konsistorialrat

Noblesse oblige

Roman von Friedrich Spielhagen

Vor wenigen Monaten ist der neueste Roman Spielhagens in Buchform erschienen, nachdem er bereits zu den gelesensten der Gegenwart gehörte. Das Litterarische Institut von Greiner und Carv in Berlin hatte gründlich für seine Verbreitung gesorgt: am 1. Oktober 1887 begann seine gleichzeitige Veröffentlichung in folgenden fünfzehn Zeitungen: Nationalzeitung, Weserzeitung, Breslauer Zeitung, Budapester Tagblatt, Elberfelder Zeitung, Nord-Ostsee-Zeitung (Kiel), Hartungsche Zeitung (Königsberg i. Pr.), Leipziger Zeitung, Neueste Nachrichten (München), Staatszeitung (New-York), Rigasche Zeitung, Straßburger Post, Württembergische Landeszeitung, Die Presse (Wien), Neue Züricher Zeitung. Eine dringendere Veranlassung kann es für uns nicht geben, uns diesen Roman einmal näher anzusehen.

Er spielt in Hamburg zur Zeit der Befreiungskriege. Minna Warburg, die Tochter eines Kaufmanns, hat ihre Hand dem französischen Offizier Hypolit d'Héricourt zugesagt. Als aber der Krieg ihren Geliebten nach Rußland schleudert, geht sie, durch verschiedne Umstände gedrängt, wider Willen eine Ehe mit dem reichen Kaufmann Billow ein. Aus dem Zwange dieser Ehe und der unerloschenen Liebe zu dem Fremden erwachsen für Minna zahlreiche Konflikte, und diese schildert uns vorzugsweise der Roman.

In welchem Sinne, sagt der Titel. Noblesse oblige ist Minnas Wahlspruch. Im Entsagen zu Gunsten der Pflicht, im mutvollen Einsetzen der Person für die geknechtete Vaterstadt, im Samariterdienste an den Elenden, im Leiden, im Entschließen, Reden und Handeln, überall, auch irrend, bewährt sie ihn: sie ist ganz und gar hochgesinnt, auf das Große und Ungemeine gerichtet.

Hier ein paar kleine Züge zu ihrer Charakteristik. Als ihr Bruder ihr in fließendem Vortrage, mit verhaltener Leidenschaft eröffnet, daß sie seine Geliebte gewesen sei, ja es noch sei, daß er jetzt zwar begreife, weshalb Bruder und Schwester nicht Mann und Frau sein dürfen, aber doch sagen müsse: „es ist schade" — hört sie ihn nicht nur ohne Schrecken und Befremdung an, sondern bittet ihn auszureden, tröstet ihn und nimmt sich seinen Duldermut zum Vorbilde. Als die Franzosen auch ihren kranken Vater zur Schanzarbeit kommandiren, tritt sie selbst für ihn an die Stelle, obwohl ihr alter Diener auf den Knieen bittet, das ihm zu überlassen, und erbringt so (eine gute Jüngerin Spielhagens, wie man sieht) den Beweis, daß sie sich zum Volke rechne. Ihr Bruder schickt inmitten des Kampfes zu ihr, sie solle ihm ein Flacon mit Gift senden. Nur einen Augenblick schwankt sie: er hatte das Recht, über sein Leben zu entscheiden; für sich aber behält sie die Hälfte der Tropfen zurück. Wiederum bezwingt sie heißeste Todessehnsucht im Dienste der Pflicht: als ihr klar wird, daß sie Mutter werden wird und also der Allmutter Natur zu dienen hat, unterläßt sie den beabsichtigten Selbstmord. Am Schlusse finden wir sie als Regentin auf ihrem Gute, alle gemeinnützigen Unternehmungen fördernd, den Adligen auf dem Kreistage oft das Konzept verderbend, von den Geringen angebetet. Gewiß eine „seltene" Frau!

Uebrigens verkörpert nicht sie allein jene adlige Gesinnung. Ihres Gleichen hat sie in ihrem Geliebten Hypolit und in ihrem Bruder Georg. Alle drei sind sozusagen aus demselben Seelenmetall gegossen. Ihre Reden könnte man vielfach verwechseln: Georg redet wie Minna, Hypolit ziemlich wie Georg, und alle drei wie Spielhagen — nämlich eine gewählte, flüssige, tönende Sprache, eine Sprache reich an pointirten Wendungen und Veranschaulichungen, wenngleich arm an Tonarten, eine Sprache, welche stark zum Pathos, zur Feierlichkeit, zum Philosophiren hinneigt, dabei aber nicht selten ins Pomphafte, Hohle, ins Räsonniren verfällt.

Zu den Edeln kommen die Gegenbilder, die Erbärmlichen. Da ist vor allem Warburg der Vater, durch und durch verlogen, bis zur Niedertracht selbstsüchtig, innerlich und äußerlich ruinirt. Noch weiter von der Noblesse entfernt ist Minnas Gatte Billow, eine grundgemeine, allem Höhern verschlossene Seele, dazu äußerst feige, äußerst unpatriotisch, äußerst sinnlich, äußerst plump, äußerst beschränkt u. s. w., in allem das Gegenteil von Georg-Hypolit.

Die Nebenfiguren lassen sich gleichfalls im Ganzen in Schufte und Ehrenmänner teilen. Unter den letztern konnte sich Spielhagen einen überaus uneigennützigen patriotischen Juden und einen herrlichen atheistischen Doktor nicht versagen.

Ob das Leben nun auch so gruppirt, entscheide der Leser.

Unleugbar versteht sich Spielhagen auf das Schildern und schildernde Erzählen. Freilich schildert er zu gleichmäßig alle möglichen Kleinigkeiten und Nebendinge; freilich erzählt er oft, wo er gestalten sollte, um glaubhaft zu werden. Aber wo die Schilderung am Platze ist, weiß er in großen Zügen ein fesselndes, nicht selten glänzendes Bild hinzuwerfen, und dort, wo es sich um aufregende, spannende Vorgänge handelt, weiß er den Leser mitzuziehen, fortzureißen. In diesem Romane boten die Zeitereignisse ihm ganz besonders Gelegenheit, sein Talent zu entfalten. Die Franzosenwirtschaft in Hamburg, die Bemühungen zur Befreiung der Stadt, der Jubel der Befreiungstage u. a. wird uns in lebhaften Bildern geschildert, und dadurch, daß ein warmer Hauch patriotischer Anteilnahme darüber gebreitet ist, kann das Gemälde nur gewinnen.

Aber Kulissen und Kostüme machen kein Schauspiel und Schilderungen keinen Roman. Unserm Romane fehlt doch das Beste, um einer zu sein. Romanhaftes freilich genug, sollte es darauf ankommen. Wer aber in einem Romane wie diesem, der in der Hauptsache weder Sittenbild, noch Zeitbild, noch philosophischer Art ist, vor allem menschliche Charaktere sehen möchte, wer erfahren möchte, wie sich Menschen mit bestimmten Anlagen an bestimmten Schicksalen in Berührung mit andern entwickeln, wer psychologische Probleme mit Wahrscheinlichkeit gelöst oder menschliches Geschick mit Wahrheit und ergreifend dargestellt sehen möchte, der wird wenig Befriedigung finden. Julian Schmidt rühmte zwar Spielhagens glänzende Beobachtung: für das innere Leben der Persönlichkeit kann man solche jedenfalls nicht zugestehen. In dieses vermag Spielhagen nicht einzudringen und kann es darum auch nicht wiedergeben. Schon wenn man die Gespräche mustert — wie vieles reden die Personen, was nicht aus ihrer Lage heraus geredet ist. In den Selbstgesprächen gehen sie mit Sentenzen um; in den Dialogen reden sie statt zu einander zum Leser. Sie geben dies oder jenes Stück Denkweise, Spielhagenscher nämlich, zum Besten oder erleichtern dem Dichter durch allerlei unmotivirte Lobpreisungen seiner Helden das Geschäft der Charakteristik, was nach meinem Geschmacke beides gleich widerwärtig ist. Und die Charaktere im ganzen! Spielhagen versteht nicht die Eigenschaften zu mischen, um lebenswahre Gestalten hervorzubringen, und ebenso muß man für ihre Entwicklung die innere Folgerichtigkeit bezweifeln. Man wird das Gefühl nicht los, daß ihm etliche Ideen und Gesinnungen vorschwebten, zu denen er sich dann persönliche Träger suchte. So wird ihnen nun ihr Empfinden (bei Spielhagen oft Ueberempfinden) vom Dichter zugemessen. Zu ihren Handlungen werden sie wie Marionetten dirigirt. Sie sind mehr personifizirte Eigenschaften, als Individualitäten. Das gilt von den Nebenpersonen — was für Schablonenseelen sind doch diese Bedienten in ihrer redseligen

Biederkeit —; das gilt auch von den Helden. Wer den ganzen Unterschied eines dichterisch angeschauten und der Wirklichkeit nachgebildeten Charakters und eines abstrahirten und gemachten sehen will, der vergleiche nur etwa mit Minna Warburg G. Eliots herrliche Dorothea Brooke, welche bei aller Wahrheit doch auch ein Idealbild selbstlosen Hochsinnes ist.

Ich bin der Meinung, daß die Frage, ob ein Roman das Leben wiederzugeben weiß, nicht bloß eine ästhetische, sondern auch eine sittliche Seite hat. Von sittlicher Wirkung und eine Bereicherung für das Innere wird es ja sein, wenn mir ein Dichter das Leben mit seinen Realitäten, das ich selbst nur so unvollkommen sehe, durchdringe und verstehe, deutlicher offenbart und voller erschließt. Denn dieses Leben ist es, das ich lebe, in dem ich auf andre wirke und das so oder so, im getreuen oder verzerrten Bilde, seinen Platz in meiner Gemütswelt einnimmt.

Doch Spielhagen stellt sich geradezu ein sittliches Problem. Wie er das löst, geht uns vor allem an.

Minnas Ehe mit Billow erscheint von ihrer Seite als Opfer für ihre Familie. Sie meint es bringen zu können ohne Schaden ihrer Seele, gerade weil ihre Seele an ihrer Heirat keinen Anteil habe; daß ihr Herz stets einem andern gehöre als ihm, hat sie Billow selbst gesagt. Die Ehe wird für sie bald ein schlimmeres Joch, als sie geahnt. Rückschauend kann sie auch die Motive nicht mehr wahrhaft sittlich nennen. — Eine Wendung bringt in der Erzählung das Wiedererscheinen Hypolits in Hamburg. Zornig wendet sie sich beim ersten Zusammentreffen zunächst von ihm. Aber an den Rand der Verzweiflung treibt sie die Entdeckung, daß ihr Vater sämtliche Briefe des Franzosen, die sie seit seiner Entfernung sehnlichst erwartete, nebst ihren eignen unterschlagen hat.

Nebenbei bemerkt, verliert sie bei dieser Gelegenheit ihren Glauben, und Hypolit ruft in richtiger Theaterpose aus:

> Ich kann nicht mehr schwören bei dem allbarmherzigen Gott — diese Stunde hat auch in mir den Glauben an ihn vernichtet. Ich schwöre bei meiner Ehre u. s. w.

Für die Geschichte ist dieser Zug unwesentlich, für Spielhagen bezeichnend. Es ist die alte Geschichte: diese Romanchristen verlieren auf einmal ihren Christenglauben, nachdem sie ihn nie besessen haben. Kein Wunder, daß sie diesen Verlust ohne alle Klage mit der Ruhe des stoischen Weisen hinnehmen. Auch das mag zur Noblesse gehören. In ihrer Geflissentlichkeit und zugleich Aeußerlichkeit kann solche Mache nur zum Spotte reizen.

Doch zur Geschichte zurück. Minna liebt Hypolit wie früher. Eine Verwundung desselben im Duell macht sie zu seiner Pflegerin. Eine arg sentimentale Szene schildert sie als solche. Dem Schlummernden flüstert sie zu, daß sie, wiewohl äußerlich von ihm getrennt, doch „in geheimnisvoll köstlicher Ehe" mit ihm verbunden sei, und küßt ihn. Wesentlich scheint sich dieses Verhältnis zu ändern dadurch, daß sie in rechtmäßiger Folge ihrer Ehe Mutter wird. Sie redet wohl auch noch von einem Gatten ihrer Seele, aber

> ihr kritischer Geist durchschaut dann das moralische Gaukelspiel. . . Entweder war die Ehe heilig, oder sie war es nicht. Ein Drittes war ausgeschlossen. So mußte sie ihre Ehe heilig halten, auch in der Phantasie, um ihres Kindes willen(!).

Bald ist sie völlig mit sich im Reinen. Ihrem nach England geflüchteten Gatten schreibt sie entgegenkommende Worte. Ihr ist, als hätte sie seit der Geburt des Kindes den ehelichen Schwur noch einmal geleistet. Doch das Kind stirbt. Alsbald erscheint es ihr als Bote der Rache, der ihr zuruft: Gieb der Wahrheit die Ehre! „Was war die Wahrheit? Daß sie Hypolit liebte und ihren Gatten haßte." Sie sagt sich von ihm los. Sie hat erkannt: „Es giebt nur eine Scheidung, die der Seelen, die sich nicht verstehen." Im Geiste will sie nun Hypolit gehören; sie eilt von ihrem Gute nach Hamburg, um ihn noch einmal zu sehen; ihres Wahlspruchs meint sie sich nicht schämen zu müssen. Der Geliebte erklärt, zum zweiten male werde er sie nur mit dem Leben verlieren, worauf sie „ein Schauer der Ehrfurcht vor dieser in sich gefestigten Mannesgröße durchrieselt." Nicht lange aber, so entschließt sie sich, zu Billow zurückzukehren, um den Bruder und den Geliebten zu retten, welche vor dem Duell stehen. Doch diese versöhnen sich. So ist einige Aussicht, daß sie von Billow sich trennen werde: da fällt der Vorhang — Billow und Hypolit, der ihn retten wollte, ertrinken beim Seesturme. —

Spielhagen sagt in seinem Romane nicht einfach: seht, so geht es im Leben her, sodaß man nur darüber mit ihm streiten könnte, ob dies wahr sei, und übrigens rein ästhetische Maßstäbe anzulegen hätte. Er begleitet vielmehr seine Personen und ihre Handlungen mit sittlichen Urteilen. Leider können sie nicht befriedigen. Zwar spricht er ja seine Heldin von Irrtum nicht frei, zwar redet er auch nicht im gewöhnlichen Sinne leichtfertig über das eheliche Verhältnis. Aber im Grunde ist sein Urteil doch leichtfertig und oberflächlich. Davon will ich nicht weiter reden, daß er als den Weg der Wahrheit andeutet, das bestehende, aber nur als Fessel fühlbare eheliche Band zu trennen. Weit schlimmer ist es, daß überhaupt im ganzen Romane die Würde der Ehe als solcher so wenig geachtet wird. Wir haben eine Heldin vor uns, die diese Würde, wenn auch nur in Gedanken und Worten, aufs stärkste mißachtet, für deren Handlungen unter all den mancherlei Motiven der Gedanke an die Heiligkeit der Ehe die geringste Rolle spielt, die über die Verirrungen, die sie selbst als solche nach allen Voraussetzungen erkennen müßte, niemals ernste Reue spürt und dann schließlich im ganzen doch dem Leser als ein sittliches Muster angepriesen wird. Diese Verschleierung einer Schuld, die thatsächlich unleugbar ist, kann nur verwirrend oder abstoßend auf den Leser wirken, und umso mehr, als sonst Pflicht und Ehre das dritte Wort ist. So ist auch gelegentlich (wie die obige Inhaltsangabe zeigt) von dieser Schuld und der Heiligkeit der Ehe die Rede; aber dadurch wird die Sache nicht besser. Denn man erkennt nun erst recht, daß die sittliche Beurteilung ohne Ernst, schlaff, matt und verschwommen ist. Es mußte ein entscheidendes Moment in dem Seelenkampfe werden, daß die Heldin die Unverletzlichkeit der Ehe erkannte: und dann mußte Spielhagen entweder anders über sie urteilen oder ihr eine zweifellosere Noblesse zuteilen.

Was hat man nun für Gewinn, wenn man einen solchen Roman gelesen hat? Eine Gestalt, die in uns fortzuleben wert wäre, findet man nicht. Eine wahrhaft erhebende Wirkung vom Ganzen verspürt man nicht. Eine reichere Anschauung vom Leben gewinnt man nicht. Die Erhabenheit des Sinnes, die man sah, erinnerte teils zu sehr an das Theater, teils weckte sie ethisches Unbehagen. Und dennoch — das ist das Schlimmste — hat man einen Schriftsteller gelesen, der von sehr vielen den ersten der Gegenwart beigezählt wird. W W

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Diaspora-Konferenz

Mittwoch den 3. Oktober, pünktlich 7½ Uhr abends: Oeffentliche Versammlung in dem evangelischen Vereinshause in **Hannover,** Prinzenstraße Nr. 12: 1. Ansprache des Vorsitzenden, Generalsuperintendent Dr. Trautvetter. 2. Die deutsche lutherische Kirche in der Südsee, besonders auf den hawaiischen Inseln, Pastor F. Richter. 3. Die deutschen evangelischen Gemeinden im Süden Frankreichs, Schloßprediger F. W. Schubart. 4. Die deutsche evangelische Kirche im Orient, Superintendent Dr. Zschimmer.

Donnerstag den 4. Oktober, pünktlich 8 Uhr morgens: Spezial-Konferenz in dem evangelischen Vereinshause. 1. Biblische Ansprache, Abt D. Uhlhorn. 2. Jahresbericht, Pastor Dr. Borchard. 3. Bericht über Statutenveränderung, Superintendent Lüttke. 4. Die deutsche katholische Presse in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, Pastor Vorster. 5. Die Liebesarbeiten der deutschen evangelischen Kirche in Nordamerika, Pastor Dr. Borchard. 6. Verschiedene Anträge. 7. Kassenbericht, Superintendent Dr. Reineck.

Alle Mitglieder und Freunde der Diaspora-Konferenz werden zu der Versammlung freundlichst eingeladen.

Am Donnerstag 1 Uhr 30 Min. findet im Vereinshause ein gemeinschaftliches Mittagsessen statt.

Der Vorstand der Diaspora-Konferenz

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 37 **Leipzig, den 9. September** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 8 — Richtet nicht! — Der russische Nihilismus — Aus Italien: Ein Missionar Kardinal; Ein neues Missionshaus; Ein Begräbnis; Kirchenkollekte; Von der Propaganda — Verschiedenes: Ein Johanniterblatt über katholische und evangelische Diakonie; Erklärung des Studentischen Missionsvereins in Berlin; Der Solinger Zwischenfall; Gustav-Adolf-Doppelfest in Zittau und Reichenberg; Zu dem Briefwechsel zwischen von Hammerstein und Leuschner — Quittung — Anzeigen

Der Brief des Paulus an die Philipper

8. Kapitel 2, 5—11

Alle heget, jeder in sich, die Gesinnung, die auch in Jesus Christus war, welcher, da er in Gottesgestalt sich befand, das gottgleiche Sein nicht als Gewaltmittel betrachtete, sondern sich selbst aufgab, im Bilde von Menschen erschien und Knechtsgestalt annahm, an Haltung wie ein Mensch erfunden sich selbst erniedrigte und sich unterwarf bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz, weshalb ihn auch Gott hocherhoben und ihm den Namen über alle Namen verliehen hat, damit in dem Namen Jesu sich alle Kniee derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, beugen und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.*)

Paulus war eine durch und durch praktisch gerichtete Natur. Die Bekehrung zum Glauben an Christus war für ihn eins mit der Berufung zum Apostel Christi. Das Evangelium, Christus selber war ihm in erster Linie eine Kraft (Röm. 1, 17, 1. Kor. 1, 24). Als Christ rang er darnach, in seinem Leben Christus zu ergreifen, in ihm erfunden zu werden. Die Wirkungen der Erscheinung Christi im Leben des Glaubenden, Erlösung, Versöhnung, Heiligung waren es, die sein christliches Selbstbewußtsein erfüllten und sein Denken beschäftigten. Durch diese Richtung seines Geistes ist er für die Menschen der Pfadfinder geworden zu den höchsten Erlebnissen des Christusglaubens, auf welchen die welterneuernde Bedeutung des Evangeliums beruht. Für die Menschheit ist er durch sie der Gründer der christlichen Kirche geworden, indem er auf Grund der Erkenntnis, daß alles äußere Gesetzeswesen nun wertlos sei, alle religiös bestimmten, national sich geltend machenden Unterschiede für nichtig erklärte und aus der von ihm am tiefsten erfaßten Ausrüstung der Christen mit heiligem Geiste die Aufhebung aller sonstwie bestimmten, sozial sich geltend machenden Unterschiede unter den Christen folgerte.

Gewiß hat nun dieselbe Energie seines Charakters, die ihm die vorwiegende Richtung aufs wirkliche Leben gab, hier die Wirkungen der Erscheinung Christi zu erfassen und bis in ihre letzten Konsequenzen durchzuführen, auch sein Denken gedrängt, die Erscheinung Christi auf Grund jener Wirkungen zu begreifen, sie in seine Gedankenwelt einzugliedern, beziehungsweise diese nach ihr zu ändern und so dieselbe einheitlich auszugestalten. Aber es ist bezeichnend, daß er über solche Erwägungen nur selten und nur durch rein praktische Zwecke veranlaßt sich äußert. Auch an unsrer Stelle verdanken wir den Einblick in seine Anschauungen über das persönliche Wesen Christi nur dem Zwecke, durch die Aufstellung Christi als Vorbildes seinen an die Gemeinde gerichteten sittlichen Mahnungen (2, 1—4) den höchsten Nachdruck zu verleihen. So fern liegt ihm dabei die Absicht, eine lehrhafte Darlegung zu geben, daß er in einem einzigen Satze, den er durch „welcher" an die Hauptsache, die Mahnung, sich die Gesinnung Jesu Christi zum Vorbilde zu nehmen, anhängt; die Zeichnung dieser Gesinnung zusammendrängt. Dabei deutet er, was nicht unmittelbar zum Vorbilde gehört, so kurz und fast wie beiläufig an, daß er eher Rätsel aufgiebt, als solche löst.

Am wenigsten gilt dies von dem letzten Teile des Ausspruchs, der übrigens nicht zum Vorbildlichen gehört, sondern vielmehr den Segen solcher Gesinnung an dem Beispiele des Vorbilds aufweist. Er ist verhältnismäßig ausführlich und anschaulich gehalten, wie denn Paulus auch sonst verhältnismäßig häufig den Gegenstand desselben berührt. Es handelt sich darin um die gegenwärtige und zukünftige Seinsweise Christi. Das ist für einen praktisch gerichteten Geist nur natürlich. Gegenwart und Zukunft, genauer, das, wovon in der Gegenwart in dem Gebiete, mit dem er sich beschäftigt, die maßgebenden Wirkungen ausgehen und worauf sie zielen, muß ihm viel wichtiger sein, als die Vergangenheit und die in ihr zurückliegende Entstehung jener wirkenden Kraft. Für Paulus also wird die Daseinsweise seines Herrn, deren Machtwirkungen er seit der Stunde von Damaskus an sich selbst erfährt und auf andre zu übertragen sucht, seine Daseinsweise in der Gegenwart, in der er selbst, der Apostel, wirkt, und in der Zukunft, für die er wirkt, das Erste sein, worauf sein Nachdenken gerät, wenn ihm die thätige Beschäftigung mit der Wirklichkeit einmal Zeit dazu vergönnt. Man kann die Anschauungen des Apostels erst verstehen, wenn man seine Aussagen über Christus, wo nicht der Zusammenhang deutlich es anders verlangt, nicht ohne weiteres auf die geschichtliche Erscheinung Jesu deutet, wie dies uns, deren Kenntnis von Christus und meist auch Glauben an Christus auf den evangelischen Erzählungen von seinem Erdenleben beruht, begreiflicherweise nahe liegt, sondern, wenn man sie als das erkennt, was sie in seinem Sinne sind, Aussagen über den Christus seiner Gegenwart, der sich seinem Glauben stündlich bezeugt. Er ists, der sein Leben füllt; er beschäftigt zunächst sein Denken. Ihn will er zeichnen mit jenen Ausdrücken: Herr der Herrlichkeit, der letzte Adam, der zweite Mensch vom Himmel, der Geist, das Ebenbild Gottes, die uns sonst in seinen Briefen begegnen; er ists, in dessen Angesicht ihm aufleuchtet die Herrlichkeit Gottes; von ihm sagt er, daß er, geworden zum lebendig machenden Geist, er ist eingesetzt worden in Kraft zum Sohn Gottes im Gebiet des Heiligkeitsgeistes durch und seit der Auferstehung, daß er sei Gottes Kraft und Gottes Weisheit, gemacht von Gott zur Gerechtigkeit und Heiligung und Erlösung. Wie er sich die Seinsweise dieses

*) Die ausgedehnte Behandlung dieser Stelle rechtfertigt sich selbst.

gegenwärtigen Christus vorgestellt hat, das hängt mit seiner ganzen Weltanschauung zusammen, ist übrigens nur spärlichen Andeutungen zu entnehmen und bleibt in der vorliegenden Stelle ganz außerhalb des Gesichtsfeldes, wie es überhaupt für einen praktisch gerichteten Geist keine Frage von unmittelbarem Interesse war, und noch viel weniger eine Glaubensfrage. Die Hauptsache für ihn ist die seinem Glauben gewisse Thatsache des Daseins dieses Christus und dessen Bedeutung. Die letztere ist am kürzesten ausgedrückt in dem Bekenntnis, das Paulus öfters unverkennbar als das Erkennungszeichen der Christen, als das eigentliche „Glaubensbekenntnis" der Christen bezeichnet (1. Kor. 12, 3, Röm. 10, 9. 13), daß Christus der Herr sei. Der Ausdruck bezieht sich nicht bloß, wie seine Anwendung in der Formel „unser Herr Jesus Christus," auf das persönliche Verhältnis der Christen zu Christus, gleichbedeutend mit jenem „wir sind Christi" (1. Kor. 3, 23, vergl. daher: „wir sind des Herrn" Röm. 14, 8), sich auswirkend darin, daß die Christen „suchen, was Jesu Christi ist" (Phil. 2, 21), sich halten als „Knechte des Herrn Christus" (Kol. 3, 24) und „anrufen den Namen dieses Herrn" (1. Kor. 1, 2, Röm. 10, 12). Sondern wir verkündigen, sagt Paulus ganz unbeschränkt, Christus Jesus als den Herrn (2. Kor. 4, 5). Dies eben ist der Name über alle Namen, den nach unsrer Stelle Gott Christo nach seinem Tode verliehen hat, sodaß er jetzt der Name Jesu ist. Denn „Herr" ist die Uebersetzung von Jehova, jenem Namen, der den Juden so heilig war, daß sie ihn nicht auszusprechen wagten, dem Namen über alle Namen. In dieser durch die Feierlichkeit der Stelle veranlaßten Hinweisung auf Jehova ist aber auch die beste Erklärung enthalten, was die Verleihung des Namens „Herr" im Sinne des Paulus bedeutet. Was Gott als Jehova im alten Bunde beschlossen und zubereitet hat, das soll Christus nun hinausführen. Er ist nun „der Herr"; er tritt an die Stelle Jehovas.

Was dies in sich schließt, erfahren wir noch genauer. Von der Höhe seines Lebenszieles Umschau haltend, spricht der Apostel im Prophetenton, daß alles, was lebt, sei es in einer höhern Welt, also höherer Art, als die Menschen, sei es unter der Erde, also die vergangenen Geschlechter, sei es auf der Erde, also die lebende Menschenwelt, alles in diesem Namen seine Kniee beugen und bekennen müsse, daß er der Herr sei. Die Geberde des Kniebeugens läßt es hierbei offen, ob das Bekenntnis das freiwillige der Anrufung oder das erzwungene der Unterwerfung sein wird. Hiernach ist der Sinn des christlichen Bekenntnisses „Christus der Herr," der Sinn des Glaubens an den verklärten Christus der, daß es in der ganzen Welt nichts gebe, was des Evangeliums von der Gnade Gottes in Christus entraten oder auf die Dauer sich ihm widersetzen könne, und daß, so lange es noch etwas in der Welt giebt, was nicht mit Gott versöhnt, beziehungsweise ihm gebeugt ist, Christus nicht seine Macht verlieren werde.

Aber so hoch der Apostel hierdurch Christus stellt, auch Er dient nur dem Herrn aller Herren, dem Allerhöchsten, von dem und zu dem alles gemacht ist: wie er Herr von Gottes Gnaden ist (was wir mit „verliehen" übersetzt haben, bedeutet: als Gnade gewähren), so dient sein Herrsein zur Ehre Gottes des Vaters. Wir sind Christi; Christus aber ist Gottes, hat er an anderem Orte gesagt (1. Kor. 3, 23). Der Zweck seiner Herrschaft ist, daß er alles lege zum Schemel der Füße Gottes und dann auch sich selbst Gott unterordne, damit Gott sei alles in allem (1. Kor. 15, 25—28). So schließen auch diese kühnen Anschauungen, die Christus in eine ganz außerordentliche, einzigartige Stellung versetzen und bei manchen den Eindruck machen mögen, als ob damit das Ebenmaß des Alls durchbrochen würde, in einem Gedanken ab, der sie von dem Verdachte der Schwärmerei, welcher sich die unverrückbaren Grenzen und Ziele stets verwischen, entlastet, in dem Gedanken, daß alles nur diene zur Verwirklichung des höchsten Zieles, der Zurückführung alles Lebendigen zu dem Urquell alles Lebens, zu Gott.

Aber wie nach der Seite Gottes, so ist die Anschauung des Paulus über Christus auch nach der Seite der Welt trotz ihrer überschwänglichen Geistigkeit scharf unterschieden von aller verschwommenen Schwarmgeisterei. Jener Herr Christus ist niemand anders als der gekreuzigte Davidssohn Jesus, und seine gegenwärtige Stellung als Herr der Menschheit hängt aufs engste zusammen mit seiner geschichtlichen Erscheinung unter den Menschen. Dieselbe ist, wie „weswegen" zum Ausdruck bringt, die Folge, und zwar nicht nur als Lohn, sondern als unmittelbare Wirkung seines Erdenlebens. Nicht als ob darum nach des Apostels Meinung auch der Glaube an Christus sich seine Begründung in dessen Erdenleben suchen müßte. Es tritt hier ein grundlegender Unterschied zwischen dem Glauben des Paulus und den unter uns herrschenden Gedankengängen zu Tage. Wir Heutigen, Kinder des Zeitalters der „Leben Jesu," meinen, die Entscheidung über den Christusglauben liege in den Berichten über sein Erdenleben. Nimmermehr aber wird aus „Historie," wie Luther sagte, ein seiner selbst gewisser und lebensvoller Glaube entstehen können. In der Schule des größten Christen, unsers Apostels, lernen wir vielmehr, daß es das segensreiche, heilkräftige, heiligen Geist spendende Machtwirken des Herrn, des verklärten Christus der Gegenwart, als des Geistes ist, worauf der Glaube sich gründet, ein Glaube, der dann, wie er auf lebendiger Erfahrung ruht, ein lebendiger Besitz ist, aus Leben zu Leben. Nur sachlich bedingt sind diese Wirkungen durch das geschichtliche Erscheinen Jesu auf Erden. Aber sie können, wie wir zu unsrer Ermutigung und Stärkung an uns und andern täglich beobachten, unter Umständen auch eintreten, ohne daß der Betreffende sie jedesmal in seinem Bewußtsein zurückführt und anknüpft an das geschichtliche Leben Jesu. In dem Maße aber, als er diesen Zusammenhang erkennt, werden ihm dann jene persönlichen Erlebnisse Grund des Glaubens an Jesus als den Christ und Herrn und bestimmend für seine Stellung zu den Berichten über das Leben Jesu. Diese werden dazu dienen, seine Vorstellungen über Christus mit konkretem Inhalt zu füllen und sein Verhältnis zu seinem Herrn lebensvoll auszugestalten. So verstehen wir es, daß Paulus selten die Ereignisse des Lebens Jesu berührt, ja daß er sagen konnte: Und wenn wir Christus gekannt haben nach dem Fleisch, jetzt kennen wir ihn nicht mehr (2. Kor. 5, 16); daß er auch in dem Zusammenhang unsrer Stelle nicht etwa, wie wir alle es gethan hätten, Einzelzüge aus dem Leben Jesu als Vorbild einführt.

Aber unsre Stelle sagt uns noch mehr. Der Apostel findet in dem Erdenleben Jesu gar nicht die Züge, an die sein Glaube sich heftet. Dasselbe erscheint ihm sozusagen nur als ein Durchgangsstadium, welches das Wirken des verklärten Christus als Herr ermöglichte, indem es ihm den Zugang zu den Menschen öffnete und die Bahn frei machte. Er ist erschienen im Bilde von Menschen, um Knecht, Sklave zu werden, und er hat sich unterworfen bis zum Tode, ja zum richtigen Sklaventode, dem Tode am Kreuz, der ihn treffen konnte, bei seinen Ansprüchen treffen mußte, weil er in seiner Haltung wie ein Mensch erfunden wurde (vgl. 2. Kor. 13, 4. 1. Kor. 2, 8). So ist er in Berührung mit den Menschen gekommen, hat ihr Herz gewonnen durch sein selbstloses Dienen und hat im Tode, wie Paulus anderwärts genauer ausführt, die Schranken überwunden, welche die Menschen fesselten. Darin liegt die Bedeutung des Erdenlebens Jesu für sein Werk: in der einfachen Thatsache, daß dieses Wesen Mensch war, als solcher sich nicht herausgestellt hat aus dem Kreise, nicht zu herrschen suchte in dem Kreise der Menschen, sondern ihnen sich zu Dienst begeben, ihnen sich unterworfen und dabei den Tod erduldet hat.

Bedingt war somit für Paulus die Wirksamkeit des verklärten Christus durch dessen irdisches Leben; erklärt daraus konnte sie ihm nicht erscheinen. Dazu greift sie viel zu weit hinaus über den Rahmen des letzteren. Eben dieser Umstand führte seine Gedanken weiter. Er kam zu dem Schluß, daß die in Jesus im Menschenbilde erschienene Persönlichkeit ihrem Wesen nach viel mehr sei, als in dieser geschichtlich bestimmten endlichen Erscheinung zu Tage trat, daß die in der Gegenwart sich erweisenden Kräfte auch schon seiner irdischen Erscheinung zu Grunde gelegen haben müssen. Aus dem weltgeschichtlichen Erfolge, den Paulus in kraft seiner Glaubenserfahrung voraussah, folgerte er, daß in Jesus Christus sich nur in der Zeit verwirklicht, was von Uranfang im Ratschlusse Gottes vorhanden, worauf alles

angelegt, was in allem Geschehenen voraus wirksam war, was, wie wir heute etwa sagen würden, die aller Erscheinung zu Grunde liegende Wahrheit, die Idee der Weltgeschichte ist. Und so ergiebt sich für Paulus, daß Christus Jesus von Ewigkeit her in Gottesgestalt in einem gottgleichen Sein existirte. Nicht als zweiter Gott. Auch hierin hielt er die Grenzen klaren religiösen Denkens unverrückbar fest. Er hatte Gottesgestalt, gottgleiches Sein, aber in jener Abhängigkeit von Gott als dem einzigen Gott, welche er sonst in der Bezeichnung „Sohn Gottes" zum tiefsinnigen Ausdruck bringt. Vor einer näheren Ausmalung dieser Vorstellung, die Paulus überhaupt nur sehr selten streift, hat ihn das Bewußtsein bewahrt, daß unser Erkennen Stückwerk ist; von jeder Neigung zu einem Versuch hierzu die Ueberzeugung ihn abgehalten: Wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und gewiß war er der erste, der auf all diese Gebiete, die er in unserm Abschnitte berührt, sein Bekenntnis anwendete: Wir sehen jetzt durch einen Spiegel im dunkeln Umriß. Und wenn wir heute dieselben der Glaubenserfahrung sich aufdrängenden Thatsachen etwa in andren Worten und Vorstellungsformen uns klar machen möchten, wohl, so ist der Umriß in andrem Spiegel gefaßt; die sich spiegelnde Thatsache bleibt die gleiche. Und daß wir diese erleben in ihrer ganzen Kraft, den freimachenden, alles an uns und in uns überwindenden Christusgeist, stark und lebensvoll durch seine Anknüpfung an Jesu Lebensbild, sich bewährend als die Erfüllung, die Verwirklichung alles dessen, worauf die Welt und wir angelegt sind, darauf kommt alles an. —

Doch wo liegt nun in der Reihe dieser Vorstellungen im Sinne Pauli das Vorbildliche für die Lage der Philipper? Unter ihnen ist Gefahr und Neigung vorhanden, sich auf Grund etwaiger geistiger Vorzüge gegenseitig in Streit und Eitelkeit übereinander zu erheben. Dies, sagt Paulus, sei, wie wenn Christus sein gottgleiches Sein als Anlaß genommen hätte, sich die Herrschaft über die Menschen anzueignen, was nur durch ein gewaltsames Ansichreißen, einen gewaltthätigen Machteingriff in die Selbstentscheidung der Menschen möglich gewesen wäre. Darin aber, daß Christus vielmehr den Menschen gleich wurde, um durch Dienen, ja sich in allem verhielt ganz wie ein Mensch, um durch Unterwürfigkeit bis in den Tod sie zu gewinnen und zu sich heraufzuziehen, daß Christus so *sich selbst aufgab*, *sich selbst erniedrigte*, sollen sie ein Vorbild erkennen für das, wozu er sie eben (Vers 2—4) ermahnt hatte. Darin können sie sehen, was es heißt *gleichgesinnt sein*, gleiche Liebe hegen, in nichts von Eitelkeit sich bestimmen lassen, sondern durch *Demut* (im Griechischen dasselbe Wort mit „sich erniedrigen") einander höher achten als sich selbst, was es heißt, nicht das Eigne suchen, sondern auch *das des andern* ist.

Gewaltiger Geist, der hier zu uns redet! Wo wir einzelne Handlungen aus dem Erdenleben Jesu verwerten würden, bietet sich ihm, der hinter allem Zeitlichen in die ewigen Urgründe hineinblickt, dies ganze Erdenleben selbst als eine einzige große That, als eine weltgeschichtliche Offenbarung der ewigen Ordnungen Gottes, nach denen auch das Einzelne im kleinen Menschenleben sich richten muß, zum großartigsten, im Lichte des Ewigen strahlenden Vorbilde dar.

Wie können wir von diesem Meister lernen! Er weiß, wo die ihrer Wirkung sichren Motive zu wahrhaft sittlichem Handeln im großen Stile liegen: nicht in einzelnen „Beispielen des Guten," sondern in den großen weltgeschichtlichen Zügen und Entwicklungen, welche Ewigkeit atmen, in welchen Gott selbst uns lehrt, welche die Kraft haben, unsre ganze Weltanschauung umzugestalten.

v S

Richtet nicht!

Dem Sittlichkeitsideal des Christentums in seiner erhabenen Einfachheit und Hoheit bringen wir alle vollkommene Zustimmung entgegen: wäre es nur auch so schnell in die Praxis umgesetzt und gelebt! Daran hindert uns aber nicht nur unsers Herzens Härtigkeit, die Macht unsrer Leidenschaften, die Ohnmacht unsers Willens, sondern auch sehr oft der Mangel an richtigem Urteil. Nicht böser Wille, sondern falsches Urteil ist in ungezählten Fällen die Ursache unsrer Verirrung. Denn nicht nur fordert Gott von uns, daß wir dies und jenes thun oder lassen sollen; nein, wir sollen auch selbst bestimmen, was unter den jeweiligen Verhältnissen das Richtige zu thun ist. Und das wird uns oft so schwer. Steht doch fast jeder Pflicht eine andre entgegen; gilt es doch die feine Grenze zu finden, wo das eine Gebot aufhört Geltung zu haben und das Gegengebot in Kraft tritt. Du sollst dich selbst verleugnen, deine Kräfte unbedenklich an deine Pflichten setzen; aber giebt es nicht ein berechtigtes: „Schone deiner!"? Wo liegt nun die Grenze der Selbstverleugnung? Wann darf ich ohne Pflichtverletzung an mich selbst denken? Du sollst Unrecht leiden und nicht wieder schelten, wenn du gescholten wirst; aber giebt es nicht Lagen, wo es Pflicht wird, sein gutes Recht auch mit den Mitteln des Rechtsschutzes zu vertreten? Jede Mutter weiß, daß sie ihr Kind mit Milde und doch mit Strenge erziehen soll; aber welche gewissenhafte Mutter hätte nicht ernsteste Zweifel durchzufechten, ob sie jetzt gerade strafen oder jetzt gerade verzeihen soll? Kurzum: Theorien sind über das alles schnell aufgestellt; aber diese helfen uns meist blutwenig in der Praxis, wo es gilt, so oft im Augenblick eine Entscheidung zu treffen.

Da steht nun das Wort des Herrn: „Richtet nicht!" Wer sähe darin nicht einen überaus wichtigen und richtigen Satz für unsern gegenseitigen Verkehr? Aber nun treten wir in das Leben hinein; geht es da ab ohne Richten? Richtet nicht unser Herr selbst, da er sein Wehe wider die Pharisäer schleudert; nennt er nicht Petrus einen Satan; hat er nicht zur Geißel gegriffen und an den Tempelschändern selbst ein Gericht durch die That geübt? Doch mag der Herr dazu befugt gewesen sein — aber seine besten Jünger? Ein Paulus ist erzürnt über die „falschen Brüder" und ruft ihnen sein Anathema zu. Wie eifert Luther: richten ist eigentlich, von einer Seite angesehen, sein ganzes Werk. Ja, wenn Christus uns warnt vor den falschen Propheten, wenn er als Kennzeichen ihrer Lauterkeit ihre „Früchte" bezeichnet, wenn er seine Jünger vor den Pharisäern warnt, liegt darin nicht gerade die *Aufforderung*, über andre zu richten?

Ja, wendet man ein, das ist doch kein Richten, wenn ich mir über einen andern ein Urteil bilde und darnach mein Verhalten gegen ihn einrichte. Unter dem Richten versteht doch der Herr nur, daß ich nicht lieblos und vorschnell über den Nächsten absprechе, daß ich gerecht und vorsichtig im Urteil bin, daß ich nicht zu viel fordere, daß ich alles zum Besten kehre. Sehr gut. Nur daß damit das Wort des Herrn abgeschwächt ist; es heißt doch viel mehr. Und wenn ich über einen Menschen zu dem Urteil gekommen bin: er ist ein falscher Prophet, ein Heuchler, kann es ein schärferes Urteil geben? So lange er in diesem Herzenszustande bleibt, muß ich ihm sogar die Seligkeit absprechen — ist das nicht ein Richten? Und ist dieses Richten nicht geradezu eine unerläßliche Bedingung für die Erhaltung nicht nur unsers Staatslebens, sondern auch des Reiches Gottes selbst? Hat unser Herr nicht das Schwert gebracht? Mit Entsetzen wenden wir uns von jener sittlichen Versunkenheit, die, auf ihrer Höhe in Frankreich, im Namen der Toleranz Straflosigkeit für alle Verbrecher haben will, denn Sünde sei Krankheit, ererbt oder anerzogen oder angeboren. Ist diese sogenannte Toleranz nicht das Treibhaus der Entsittlichung? Wo bleibt alles rechtschaffne Leben, wenn wir nicht schonungslos richten, was verwerflich, was widergöttlich ist, wenn wir nicht entschieden Partei ergreifen und als christliche Persönlichkeiten ein eignes Urteil vertreten, wenn wir nicht mutig auf den Kampfplatz treten und streiten — da klingt es uns ins Ohr: Richtet nicht! Und das Schwert möchte uns aus der Hand sinken. Vielleicht ist doch an der Sünde nur die falsche Erziehung, der schlechte Einfluß der Zeit schuld? Wer kennt alle die Versuchungen? Tout comprendre c'est tout pardonner. Vielleicht rotte ich mit dem Bösen auch viel Gutes aus? Sollen wir nicht das Unkraut mit dem Weizen bis zu jenem großen Tage der Ernte wachsen lassen?

Da stehen wir wieder in Unentschiedenheit. Und sehen wir genau zu, so ist unser thatsächliches Verhalten wie ein Kompromiß zwischen dem Gebote, nicht zu richten, und der Ver-

pflichtung, doch zu eifern. Je nach Stimmung entscheiden wir von Fall zu Fall, sind einmal streng, das nächste mal mild. Oder es läßt ein jeder seinem Temperamente die Führung: der eine ist mild angelegt, er mag nicht richten; der andre ist herber Natur, ihm drängen sich die strengen Worte auf die Lippen. Beide scheinen Recht zu haben — und ein tiefliegender Widerspruch scheint fortzubestehen, während das Leben seinen Gang geht.

Können wir, dürfen wir uns dabei beruhigen? Da kommt uns eine wohlgemeinte Stimme zu Hilfe: das Wort des Herrn ist so zu verstehen, daß wir niemals die Person richten sollen; die Sache zu richten steht uns nicht nur frei, sondern ist Pflicht. Welche verführerische Formel von dem Unterschiede zwischen Person und Sache! Aber genau zugesehen: läßt sich denn in der hier in Betracht kommenden Beziehung Person und Sache trennen? Das geht wohl, wenn ich eine wissenschaftliche Leistung des Nächsten oder ein Werk seiner Hand beurteile; aber jedes auf das moralische Verhalten des Nächsten gerichtete Urteil trifft auch die Person. Unsre sittliche That gehört uns vollkommen zu, und hier läßt sich Sache und Person nicht trennen.

Oder man sagt: Richten darfst du, wenn du es im Dienste der Sache Gottes thust von Amtswegen, aber nie, wenn es sich um deine Person handelt. Auch hier ist Person und Sache nicht zu trennen. Wenn ich mich als Christ jederzeit als im Dienste der Sache Gottes weiß und keine ihr fremden, sogenannten rein persönlichen Interessen kenne, wie mag jener Unterschied bestehen? Und zugegeben, er wäre vorhanden, werde ich nicht immer in eine Unsicherheit versetzt werden durch die Frage: Handelt es sich jetzt um mein Ich oder um Gottes Sache? Jedenfalls hat Christus solche Unterscheidungen nicht gemacht. Wir kommen nicht vorwärts mit diesen Ausflüchten. Es scheint der Gegensatz zwischen der Forderung strengen Urteils und nachsichtiger Milde doch zu bestehen, und es bleibt uns vielleicht doch nichts andres übrig, als abwechselnd auf beide Gebote Rücksicht zu nehmen. Aber noch einmal frage ich: Können wir, dürfen wir bei dieser charakterlosen Halbheit uns beruhigen?

Wir treten von einer andern Seite aus an unsern Spruch noch einmal heran. Wenn uns Christus oder der Apostel die Mahnung giebt: Betet, meint er damit, daß wir bestimmte Formeln hersagen sollen? Gewiß nicht. Beten läßt sich nicht anbefehlen, Beten muß werden. Darum heißt „Betet“ eigentlich nichts andres, als: Rechte Christen müssen jederzeit in der Stimmung des Gebetes sein; trachtet darnach, daß ihr zu dieser Stimmung hinankommt. „Betet,“ das kann höchstens ein guter Rat sein für solche, bei denen ich Gebetsstimmung im allgemeinen voraussetzen darf, welche aber durch augenblickliche Eindrücke dieser Stimmung entrückt sind. „Richtet nicht!“ Das Wort bezieht sich, im tiefsten Sinne verstanden, gar nicht auf einzelne Urteile über Menschen, sondern es bedeutet: Seid jederzeit so gesinnt, daß das Richten über den Nächsten euch zur Unmöglichkeit wird. Es ist dieses Wort, wie alle Gebotsworte Christi, nur der Form nach ein Gebot; richtig angesehen ist es ein Grundsatz, der für Christen selbstverständlich Geltung hat.

Wie aber komme ich zu solcher Gesinnung? Lukas (6, 37) setzt diesem Worte Christi die Mahnung voraus: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“ Mag nun dies die ursprüngliche Fassung sein oder mag Matthäus (7, 1) das Wort in richtigerm Zusammenhang bringen, das fragen wir hier nicht und thut nichts zur Sache. Jedenfalls ist die Ueberlieferung sehr bedeutungsvoll und im Sinne des Herrn. „Wie auch euer Vater barmherzig ist,“ wir knüpfen an diesen Zusatz an. Wie ist Gott gegen uns barmherzig? Nicht gezwungen, nicht von Fall zu Fall, sondern gedrungen von seinem innersten Wesen als die Liebe: die Barmherzigkeit ist seine Gesinnung. An dieses Barmherzigkeitsgebot reiht sich das Gebot „Richtet nicht“ an; sollte das bloß äußerliche Zusammenstellung sein? Wir sind berechtigt zu verbinden: Werdet ihr so von Herzen barmherzig gesinnt sein, wie euer Vater es gegen euch ist, dann werdet ihr nicht richten. Warum nicht? Weil ich mich Gott gegenüber als der sündhafte Mensch fühle, der eitel Strafe verdient, aber auch als das begnadete Kind, dem der Vater alle Sünde reichlich und täglich vergiebt. Wenn ich so tief fühle, was meine Sünde ist, und so freudig weiß, was die Gnade mir gewährt, wenn ich so als Gottes Kind auf den sündigen und vielleicht unbußfertigen Nächsten blicke, kann nur das Gefühl des Erbarmens über mich kommen. So wenig ich selbst ein Vergnügen daran finde, bei dem Gedächtnis meiner Schuld zu verweilen, so wenig wird es mir eine Freude sein können, am Nächsten die Sünde zu sehen. So wenig gern ich von meiner Sünde gegen andre rede, eben so wenig mag ich es von fremder Sünde thun. So gut ich aus Erfahrung kenne, was die Gnade vermag, so wenig wage ich, an dem Nächsten, der da sündigt, zu verzweifeln. Ich richte ihn nicht, nicht weil ich etwa mir deutlich erklären kann, wie er zu solch einem Sünder geworden ist, sondern weil ich weiß, wie er durch die Gnade noch immer zu einem neuen Menschen werden kann. Und nun wird mich immer ein Verlangen erfüllen, diesem Menschen den Weg zur Gnade zu zeigen. So wenig ich über ihn hinter seinem Rücken reden mag, so lebhaft treibt es mich, ihm persönlich auf irgend eine Weise nahe zu kommen. Und vielleicht ist dann mein Urteil ihm gegenüber sehr scharf: die Sünde wird bei ihrem vollen Namen genannt, die Schuld wird mit ernsten Worten aufs Gewissen geschoben: ich richte, und ich richte doch nicht! ich suche zu retten. Ich bin mild, indem ich barmherzig bin, und das ist mehr als mild. Indem ich so barmherzig bin, zeige ich doch den ganzen sittlichen Ernst, der mit gleichem Gewicht von uns gefordert werden muß.

So ist für den Christen der oben erwähnte Widerspruch praktisch nicht vorhanden. Er kann thatsächlich nicht richten. Er kann den Nächsten doch immer nur unter dem Gesichtspunkte der ihn suchenden Gottesgnade sehen; er wird nie an einem Sünder verzweifeln, weil er sonst an der Gnade verzweifeln müßte; aber er ist bei dieser Milde doch von jeder leichtfertigen Unterschätzung der Sünde weit entfernt. So lange wir aber noch zwischen Milde und Strenge unsicher hin und her schwanken, ist dies ein Beweis, daß unser religiöses Leben noch nicht zum wirklich bestimmenden Faktor in unserm Verhalten geworden ist. Auch hier bewährt es sich wieder, daß es ein Unding ist, die christliche Sittlichkeit ihrer religiösen Grundlage entkleiden zu wollen.

Nur dem Christen kann das Wort des Herrn gelten: Richtet nicht! Nur der Christ kann es erfüllen. Ist jemand scharf gegen seinen Nächsten, ohne daß er die allerbarmende Gnade auch über dessen Haupte sieht, so richtet er; ist jemand mild gegen den Sünder, ohne daß er den ganzen Sündenernst, wie das Kreuz Christi ihm predigt, kennt, so ist er leichtfertig. Und sehen wir genau zu: Wie so manche sind in ihrem Urteil gegen andrer Vergehungen mild, weil sie im letzten Grunde hoffen, dadurch die Schuld von sich selbst abzuwälzen. Es ist diese Milde sittliche Laxheit und reine Selbstsucht; es ist die Furcht vor dem Gericht, das man selber verdient.

Eins ist nun aber auch deutlich, daß nämlich Gott allein auch darüber richten kann, ob jemand wirklich richtet (im verwerflichen Sinne) oder nicht, weil Gott allein weiß, ob einer ein rechter Christ ist oder nicht. Wir wissen es nun allein von unserm Heiland ganz sicher, daß seine scharfen Worte keine richtenden Worte waren, sondern Warnungsrufe vor dem Gericht. Wir vertrauen aber auch, und für uns evangelische Christen bedarf es dafür keines weitern Zeugnisses, daß die scheinbar richtenden Urteile eines Paulus und Luther thatsächlich aus jener reinen Gesinnung flossen, der das Richten zur Unmöglichkeit geworden ist.

Und wir? Hier ist wieder ein Punkt, an welchem wir unsre Christlichkeit prüfen können. Wir haben vielleicht viel Grund, diese Erwägungen in ein stilles Selbstgericht und in das Gebet ausklingen zu lassen: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte!“ Dann sind wir auf dem Wege, des Herrn Wort zu erfüllen: „Richtet nicht!“ P D

Der russische Nihilismus

Wer die Geschichte des Nihilismus auch nur oberflächlich verfolgt hat, wird den Eindruck gewonnen haben, daß die entsetzlichen Attentate auf die Spitzen unsers Nachbarreiches keines-

wegs bloß als wahnwitzige Handlungen einzelner Individuen, sondern als Symptome einer weitverbreiteten, durch viele Umstände genährten Bewegung zu beurteilen sind.

Die russische Gesellschaft, wie sie z. B. in den Romanen Turgenjeffs uns geschildert wird, steht auf einem sittlichen Niveau, welches verstehen läßt, wie der Umsturz gerade in den gebildeten Kreisen der Bevölkerung willige Werkzeuge gefunden hat. Wenn die Vertreter der öffentlichen Ordnung und des Rechts für Rubelnoten die bekannte Empfänglichkeit zeigen, dann ist es um ein Staatswesen übel bestellt. Fortdauernde Beamtenkorruption muß das sittliche Volksbewußtsein untergraben.

Im Blick auf die geringe allgemeine Durchbildung des Volkes mag es gerechtfertigt sein, daß von einer einfachen Uebernahme der Verfassungsformen des westlichen Europas Abstand genommen wird. Kindern und unreifen Burschen darf man nicht die Freiheiten des Mannes gestatten. Aber der dauernde und vollständige Ausschluß der politisch interessirten Schichten der Bevölkerung von der Teilnahme an der Regierung muß Erbitterung erzeugen. Es werden durch dieses Verfahren gerade die geistig regsamen Elemente in eine Oppositionsstellung gedrängt, in welcher so leicht die niedrigen Gefühle erwachen und erstarken, welche die Schranken der Pietät und Gesittung nicht mehr respektiren. Mit der praktischen Wirksamkeit der Nihilisten wird selbstverständlich kein Christ sympathisiren; für ihn besteht kein Zweifel an der Verwerflichkeit der angewandten Radikalmittel. Wir dürfen aber, um gerecht zu urteilen, der Einsicht uns nicht verschließen, daß der Protest gegen unhaltbare politische Zustände zur Zeit seiner Geltendmachung fast überall seine Vertreter auf Punkte hinführen wird, wo der Pfad der Pflicht besonders schmal ist und Abgründe dem zu rasch vorwärts eilenden entgegenstarren. Zugleich dürfen wir uns nicht verhehlen, daß viele, welche in einem konstitutionellen Staatswesen mit Recht den Ruf guter Staatsbürger genießen, wenn sie jenseits der Weichsel wohnten, den Bestrebungen auf Umsturz des Bestehenden anders gegenüberstehen würden.

Die kirchlichen Verhältnisse endlich zeichnen sich durch eine so wunderbare Vereinigung von Lethargie und Intoleranz aus, daß es eine Thorheit wäre, günstige Einflüsse auf die allgemeine Gährung von dieser Seite her zu erwarten. Die Thatsache, daß innerhalb des russischen Reiches viele Millionen Sektirer, zum Teil unter sehr schwierigen Verhältnissen, gesondert von der Staatskirche eine Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse anstreben und auf geradezu lächerliche Eigentümlichkeiten das Recht der Trennung gründen, zeigt nicht nur den niedrigen Bildungsgrad dieser Leute, sondern beweist zugleich, wie wenig die Kirche ihrer Aufgabe gerecht wird. Sehen wir nun anderseits eben diese Kirche mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen alle diejenigen vorgehen, welche in wirklich heißem Verlangen nach Gott protestantischen Kirchengemeinschaften sich zuwenden, in denen statt der Feier eines unverstandenen Kultus das lebendige Gotteswort gepredigt wird, dann ist es verständlich, daß auch die nihilistische Schreckenszeit, soweit Menschen urteilen können, keine Vertiefung des religiösen Lebens hervorgebracht hat. Unter diesen Umständen ist es wahrlich begreiflich, daß die zersetzende Negation weiter und weiter um sich greift. Ein verzweifelter Ausblick in die Zukunft! Was nützt die Beseitigung einzelner Mißstände, wenn das tiefer liegende Uebel, die gesamten Verhältnisse, keiner radikalen Reform unterworfen werden?

Der Nihilismus ist von seinen Anfängen bis zur Gegenwart neuerdings von Oldenberg in sehr ansprechender Form geschildert worden. (Leipzig, Duncker & Humblot, 1888; 3,60 Mk.) Das sehr lehrreiche und gewandt geschriebene Buch ist es wert, daß wir einige Mitteilungen daraus machen.

Der Nihilismus läßt sich zwar erst seit dem Ende der fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts nachweisen, aber er ist — das zeigt uns Oldenberg — das, gewissermaßen notwendige, Produkt der gesamten Kulturentwicklung Rußlands. Bereits in den Zeiten Peters des Großen († 1725) sehen wir die Anfänge der charakterlosen russischen Beamtenwelt, deren Servilismus gegen Vorgesetzte mit einem asiatischen Despotismus gegen Untergebene wetteifert. Die Auflösung des Familienlebens und die Allgewalt der Mode sind Geschenke der französischen Aufklärung, welche die höhern Stände im Fluge durchdrang und einen erfolgreichen Vernichtungskrieg gegen alle Grundlagen eines gesunden Staatswesens unternahm. Als die politische Tragweite der Aufklärung in der französischen Revolution ihre blutige Illustration gefunden, sollte eine umfassende Reaktionspolitik alle Keime des nun mißliebig gewordenen Liberalismus ausrotten. Da brach im Jahre 1825 die „Dekabristenverschwörung" aus. Der Ueberwinder dieses Aufstandes, Kaiser Nikolaus, hatte kein Verständnis für die Oppositionsbewegung; durch Zensur, Geheimpolizei und Prügelstrafe hoffte er der unzufriedenen Elemente Herr zu werden. Der Vorliebe für die westeuropäische Kultur wurde durch systematische Verherrlichung aller russischen Zustände ein Gegengewicht gegeben.

Rußlands Vergangenheit — so lautete der klassische Ausspruch eines zeitgenössischen Petersburger Staatsmannes — war bewundernswert, die Gegenwart ist mehr als herrlich, und die Zukunft wird alles übertreffen, was menschliche Einbildungskraft zu fassen vermag.

In der Mitte der dreißiger Jahre vollzog sich in Rußland ein bedeutsamer Umschwung der öffentlichen Meinung. Ein gewohnheitsmäßiges Absprechen über alle Maßregeln der Regierung griff um sich; der konstitutionelle Liberalismus der zwanziger Jahre wurde von dem demokratisch-sozialistischen überholt. Das erste Kadettenkorps und die Artillerieschule in Petersburg wurden neben der Moskauer Universität bald die Mittelpunkte dieser Bewegung. An phantastischen Hoffnungen für die Zukunft des befreiten russischen Volkes, an dem Ideale eines europäischen Primats der slawischen Rasse berauschte sich hier die Blüte der russischen Intelligenz. Hinsichtlich der einzuschlagenden Wege gingen freilich die Meinungen auseinander. Als Universalheilmittel galt den einen eine Repristination der alten russischen Kultur, den andern ein enger Anschluß an die europäische Bildung.

Die großen Parteiströmungen des spätern Rußland, welche sich keimförmig in den Glaubensbekenntnissen dieser akademischen Zirkel wiederspiegeln, haben hier nicht nur ihre am meisten charakteristische Gestalt, sondern auch diejenigen leitenden Persönlichkeiten gefunden, in deren Gefolgschaft sie zu ihrer spätern Bedeutung gelangt sind.

In ein andres Stadium trat die allgemeine Unzufriedenheit durch den Krimkrieg und durch den Tod des Kaisers Nikolaus. Die militärischen Mißerfolge und die umfänglichen Veruntreuungen hatten, als der wahre Sachverhalt trotz der offiziellen Bülletins bekannt wurde, eine Erbitterung erzeugt, welche mehr und mehr einen bedrohlichen Charakter annahm. Die Nachricht vom Tode des Kaisers 1855 ließ die kühnsten Hoffnungen entstehen. An Alexander II., den Thronfolger, richtete Herzen damals seinen offenen Brief, welcher die unklaren Empfindungen weiter Kreise zum Ausdruck brachte. Es war der Appell eines patriotischen Idealisten an den neuen Regenten, ein Mahnruf, den Weg zeitgemäßer Reformen zu betreten. Herzen lebte damals als Verbannter in London, wo er die „erste freie russische Druckerei" gegründet hatte. Hier erschien seine berühmte Wochenschrift „Glocke" (Kolokol), welche, über jede verkehrte Handlung der Regierung vorzüglich unterrichtet, mit beispielloser Gewandtheit über die Grenze geschafft wurde. Die schonungslose Kritik, welche hier geübt wurde, lähmte jede reaktionäre Regung der Büreaukratie. Man fürchtete „in den Kolokol zu kommen."

Der neue Regent war zu einem entschiedenen Vorgehen nicht geschaffen. Er zeigte weder gegen die Opposition eine energische Haltung, noch auch war er in seinen Reformbestrebungen durchgreifend. Der Ukas vom 19. Februar 1861, welcher die Leibeigenschaft aufhob, war durch seine näheren Bestimmungen nicht einmal den Bauern genehm. Das reichhaltige Reformprogramm vom Jahre 1862 war auch nicht geeignet, versöhnend zu wirken. Die öffentliche Meinung stand unter dem Banne Herzens. Da war es Katkow, welcher die revolutionären Bahnen Herzens erkannte und den Mut hatte, sie öffentlich zu brandmarken. Die Parteinahme des durch Bakunin geleiteten Herzen für die polnische Rebellion bot die Gelegenheit, seinen Einfluß zu brechen. Die Betonung des National-Russischen schien ein Einheitspunkt für Volk und Regierung werden zu können.

Aber die extremen Elemente hielten sich diesem Einlenken in friedliche Bahnen fern. Durch das Attentat auf den Kaiser

im April des Jahres 1866 bewiesen sie, daß die Periode rein theoretischer Kritik des Bestehenden ihr Ende erreicht. Wohl folgten zunächst einige Jahre scheinbarer Ruhe. Doch der emporblühende westeuropäische Sozialismus eröffnete so glänzende Perspektiven, daß die russische Jugend der Führung eines so gewandten Agitators, wie Bakunin es war, willig sich anvertraute. Die Schwindeleien seines Werkzeuges, Netschajew, stürzten viele ins Unglück, aber vermochten, da der Grund der revolutionären Bewegung in den Verhältnissen lag, keine Ernüchterung zu erzielen.

Wir übergehen hier die Wühlereien, welche mit mehr oder weniger Erfolg jetzt betrieben wurden und als Vorbereitung für die „ruhmreiche“ Phase des Nihilismus von größter Bedeutung waren. Diese Periode begann 1878 und stand in zeitlichem und ursächlichem Zusammenhange mit dem Aufschwunge der liberalen Bewegung, welchen der Verlauf des türkischen Krieges hervorrief. Wie zur Zeit des Krimkrieges stieg die Opposition von Tag zu Tag, die Enthüllungen der Mißstände in allen Zweigen des militärischen Organismus gaben Angriffspunkte in Menge. Auch das Ende des Krieges vermochte die Gemüter nicht zu beruhigen. Doch nahm das öffentliche Interesse jetzt eine andre Richtung. Die nihilistischen Prozesse, welche in rascher Aufeinanderfolge stattfanden, waren durch das dabei beobachtete Verfahren geeignet, für die Verurteilten Sympathien zu erwecken. Die empörende Mißhandlung der Untersuchungsgefangenen, die Beseitigung vieler ohne gerichtliche Untersuchung, das unaufgeklärte Verschwinden mancher Freigesprochenen — alles dies gab den Verfolgten den Heiligenschein des Martyriums, untergrub das Ansehen der Staatsgewalt. Das berühmte Attentat der Wera Sassulitsch auf den verhaßten Polizeipräsidenten General Trepow (am 24. Januar 1878) wurde von dem Publikum mit einem bedeutsamen Stillschweigen aufgenommen, die Freisprechung der Schuldigen durch das Schwurgericht mit rauschendem Beifall begrüßt. Jetzt folgte die Zeit, in welcher Regierung und Volk von den unheimlichen Komitees terrorisirt wurden, von denen man nichts bestimmtes wußte, welche aber einen fabelhaften Nimbus um sich zu verbreiten verstanden. Der Chef der berüchtigten dritten Abteilung der kaiserlichen Kanzlei, General Mesenzew, wird auf offener Straße ermordet. Eine elegante Equipage entführt die Mörder — keine Spur ist jemals entdeckt worden. Einen Aufwand von rund 6000 Rubeln hat nach den Angaben der nihilistischen Presse diese „Hinrichtung“ erfordert. — Die Schilderungen von den Attentaten auf den Kaiser, welche Oldenberg unter Benutzung der von der nihilistischen Presse selbst gegebenen Berichte entwirft, liefern ein sehr anschauliches Bild. Die geradezu erstaunlichen Schwierigkeiten, welche die Verschwörer zu überwinden hatten, die monatelangen Vorbereitungen, welche unter steter Lebensgefahr getroffen werden mußten, zeigen deutlicher als alle Aussprüche und prahlerischen Reden, welches Maß von Feindschaft und Haß in jenen Feinden aller Gesittung lebte.

Die interessanten biographischen Skizzen, welche Oldenberg über die bekannteren Nihilisten beizufügen nicht unterläßt, stellen die ergreifende Thatsache ins Licht, daß gerade die Talentvollsten der Umsturzbewegung sich angeschlossen. Wohl finden sich in ihrem Dienste auch weniger bedeutende Leute. Daß aber Männer von Bildung und höherem idealen Streben in so großer Zahl ihren Scharfsinn wie ihr Leben dem Verderben gewidmet haben, setzt eine Verzweiflung an den gesamten Verhältnissen Rußlands voraus, die ohne schwere Verschuldung der leitenden Kreise keinesfalls möglich gewesen wäre.

Ob die nihilistische Bewegung gegenwärtig im Niedergange begriffen ist, darüber läßt sich wohl kaum ein sicheres Urteil abgeben. Mögen noch so viel einzelne Nihilisten am Galgen enden oder sonst unschädlich gemacht werden, mag das Spionirsystem noch so sehr verbessert werden — bis die im Eingange berührten Mißstände gehoben sind, d. h. bis das gesamte russische Gesellschaftsleben eine moralische Kräftigung erfahren, wird der Keim der Revolution von Generation zu Generation als Erbübel sich fortpflanzen. Der Regent, welcher das russische Volk zu einer vollen Entfaltung und Entwicklung seiner intellektuellen wie moralischen Anlagen anzuleiten verstehen wird, wird in dem Maße einer Bewegung den Boden entziehen, welche außer Stande ist, von der Negation des Bestehenden zu positivem Schaffen sich zu erheben. G M

Aus Italien

(Ein Missionar Kardinal) Kardinal Massajah, der hervorragendste unter den jetzt lebenden Missionaren der katholischen Kirche, vor etwa drei Jahren mit dem roten Hute begabt, hat soeben sein achtzigstes Lebensjahr vollendet, beweist aber seine geistige Frische dadurch, daß er unabläßig an seinem Werke arbeitet, welches betitelt ist: Meine dreißig Missionsjahre in Aethiopien. Dies Werk wird, mit einer Unzahl von Illustrationen versehen, auf Kosten des Papstes herausgegeben, sechs dicke Bände umfassen und eine Fülle interessanten Materials an Schilderungen von Land und Leuten Abyssiniens enthalten. Massajah hat unglaubliche Mühsale überstanden und scheint erfolgreich gewirkt zu haben. Jedenfalls giebt es Kardinäle, die den roten Hut weit weniger verdient haben, als der genannte. Um päpstliche Politik kümmert sich der greise Mann absolut nicht und befindet sich jetzt in S. Giorgio, einer bekannten Villeggiatur-Stadt am Fuße des Vesuvs, wo er mit seinem Sekretär eine einsame Villa bewohnt und von den Kindern der Straße ebenso begrüßt wird, wie einst der „alte Fritz“ in Berlin. T

(Ein neues Missionshaus) hat in Piacenza der dortige Bischof Scalabrini gegründet. Dasselbe trägt den Namen „Cristofero Colombo“ und hat den Zweck, Geistliche und Laienkatechisten nach Amerika zu senden, um dort den oft in schwerer Verwahrlosung befindlichen Emigranten zu dienen. Im Juli d. J. hat dies Institut sieben Priester und Laienkatechisten teils nach Newyork, teils nach Brasilien gesandt. Von Herzen gerne wollen wir dies Liebeswerk des genannten Bischofs anerkennen, und das umsomehr, da wir an die Zustände der Emigranten denken, die zu Tausenden, namentlich aus dem nördlichen Italien, aus der lombardischen Ebne, auswandern, wo unter der Landbevölkerung ein unglaubliches Elend herrscht. Die bittere Not treibt Tausende aus einem Lande fort, wo man sich um die Zustände der Landbevölkerung wenig oder gar nicht kümmert, und Tausende bei dem besten Willen nicht imstande sind, das zu erarbeiten, was wir „trockenes Brot“ nennen. Gewiß, die römische Kirche hat Liebeswerke, vergißt aber dabei fast immer die Demut. Als jene sieben Missionen im Dom zu Piacenza abgeordnet wurden, las man am Dom eine stolze Inschrift: „Ihr Erstlinge des neuen Apostolats, schreitet voll Mut den Leiden entgegen. Keine größere Liebe auf Erden, als diejenige der katholischen Priester [!]. Dies neue Apostolat der Missionare für Auswanderer gründete G. B. Scalabrini, Bischof. Piacenza grüßt euch voll Jubel, mutige Streiter für Zivilisation und Fortschritt, die ihr in fernen Ländern Italiens Namen zu Ehren bringen werdet“ u. s. w. u. s. w. Vier andre ähnliche Inschriften las man in der Kirche! — Hat denn der Monsignore Scalabrini nie gelesen: Du sollst nicht lassen vor dir posaunen?

Die Auswanderung nimmt auch im Süden Italiens in einer Weise zu, daß z. B. in der sogenannten Basilicata weite Strecken halb und ganz entvölkert werden. Man sieht im Hafen von Neapel oft Tausende armer Emigranten mit ihren Bündeln. Man frage sie: Warum flieht ihr euer schönes Heimatland? Die Antwort derselben schneidet ins Herz, sie lautet kurz: La fame — der Hunger! T

(Ein Begräbnis) Im Juli d. J. starb Salv. Tommasi, Professor an der Universität zu Neapel, Senator des Reiches. Der genannte genoß deswegen hohen Ruf, weil er Vertreter des Darwinismus war und nach solcher Stellung, wie selbstverständlich, nur ein Antiklerikaler sein konnte. Das Begräbnis desselben, an dem sich Universität, Stadt und Staat beteiligten, war ein fürstliches, aber ohne Mitwirkung der Kirche. Man sah Fahnen im Gefolge mit der Inschrift: Evoluzione o miracolo! Mit Hunderten von Plakaten waren die Häuser einer der Straßen, welche der Trauerzug passirte, bedeckt und auf denselben las man die nämlichen Worte: Entweder Entwicklung oder Wunder! Mit diesen Worten war selbstverständlich der Sinn verbunden, das Wunder einer göttlichen Schöpfung anzunehmen sei Unsinn, Sache der Einfältigen, also müsse man, wie alle Klugen, Darwinianer sein. So denken leider die meisten der Studirenden genannter Universität, wo der Bruno-Kultus Tausende von Liebhabern unter den mehr als 4000 Studenten zählt.

War Professor Tommasi wirklich ein konsequenter Atheist? Die klerikale Zeitung Libertà cattolica erzählt, der Genannte habe 1885, als er gefährlich krank war, den Pfarrer V. Milone rufen lassen, gebeichtet und seine atheistischen Lehren widerrufen; sie berichtet ferner, daß der Genannte stets die am Osterfest geschehende Benediktion seiner Wohnung verlangte, und daß der Priester G. Arienzo ihm kurz vor dem Sterben die Sterbesakramente reichte. T

(Kirchenkollekte) Das Gebiet Neapels zählt etwa vierhundert Kirchen und Kapellen für eine Bevölkerung von rund 50 000 Seelen. Für das religiöse Bedürfnis ist also so reichlich gesorgt, sodaß weitere Kirchenbauten nicht erforderlich erscheinen. Trotzdem hat der Erzbischof soeben eine Verfügung erlassen, welche für diesen Zweck regelmäßige Kollekten im gesamten Sprengel anordnet. Letztere sollen an jedem Sonn- und Festtage stattfinden, und der Erzbischof wird vierundzwanzig Geistliche bestellen, welche wöchentlich die Kollekten von den Pfarrern sich behändigen lassen und sie einem Generalschatzmeister abliefern, worauf eine Kommission von Geistlichen über neue Kirchenbauten beschließt. Um zur Kollekte zu ermuntern, verheißt der Erzbischof jedem, so oft er für diesen Zweck eine Gabe giebt, einen Ablaß von sechzig Tagen, wobei nur noch die Bedingung gemacht ist, daß der Geber dabei ein Gloria patri und ein Ave Maria spricht. T

(Von der Propaganda) Die Congregatio de propaganda fide in Rom hat soeben ein Buch erscheinen lassen unter dem Titel Missiones catholicae ritus latini, ein Buch, welches jedem Protestanten zu empfehlen ist, der sich über die Bedeutung genannter Anstalt instruiren und eine klare Vorstellung von dem Riesennetze haben möchte, welches die römische Kirche über alle fünf Erdteile gesponnen hat, indem sie fortwährend neue Maschen hinzufügt. Der erste Teil beschäftigt sich mit der Organisation jener Kongregation, der zweite mit allen Missionsanstalten, der dritte beschreibt alle Missionsstationen in aller Welt. Wir folgen dem Verfasser durch Europa und sehen den Fortschritt der römischen Kirche in verschiedenen Ländern dieses Erdteiles und begleiten ihn dann durch die übrigen Erdteile. Dieses gesamte Netz bildet eine Einheit, deren Fäden in der Hand des Papstes zusammenlaufen. (Ueber den Ursprung, Geschichte, Bedeutung jener Congregatio handelt die kleine Schrift: Die Propaganda fide in Rom von Th. Trede. Erschienen in der Sammlung deutscher Zeit- und Streitfragen. Berlin, C. Habel, 1884.)

Verschiedenes

(Ein Johanniterblatt über katholische und evangelische Diakonie) Ueber katholische und evangelische Diakonie bringt das Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg (Nr. 34 vom 22. August) einen trefflichen, beherzigenswerten Artikel. Raummangel verbietet uns leider, von der Erlaubnis zum Nachdruck Gebrauch zu machen. Hier nur einige Sätze aus dem reichen Inhalt.

„Es wird behauptet, daß die katholische Hilfe nicht nur viel reichlicher zu haben sei, sondern daß die Schwestern und Brüder der katholischen Kirche auch viel gründlicher ausgebildet seien und mit größerer Hingabe und Aufopferung pflegten. Sind diese Behauptungen begründet oder nicht? Wir müssen sagen: Ja, sie sind begründet nach beiden Seiten hin. . . .

„Das evangelische Deutschland ist wohl das bevorzugteste Feld für die Liebesthätigkeit der katholischen Kirche. Die edelsten und ausgewähltesten Arbeiterinnen werden nach diesem Kampfplatze ausgeschickt. . . .

„Sollte man die zahllosen Frauen und Jungfrauen, die nicht als Diakonissen, sondern innerhalb freier Vereine oder auch in der Stille — persönlich für sich allein das Liebesamt pflegen an den Elenden und Kranken, innerhalb der katholischen und evangelischen Christenheit vergleichen, so würde hierin die evangelische Frömmigkeit gewiß nicht hinter der katholischen zurückstehen. . . .

„Paris unterhielt schon 1860 bei erst 1 600 000 Einwohnern 36 000 Findelkinder und hatte 17 000 Krankenbetten, in denen sämtliche Kranke unentgeltlich verpflegt wurden. . . . Wie tief entsittlichend wirkt diese großartige kommunale Barmherzigkeit! . . . Anstatt daß die Angehörigen sich unter einander selbst pflegen und dienen, entledigt man sich der Kranken auf die bequemste Weise und geht selbst auf den Ball, ins Theater. . . .

„Nicht allein giebt es in manchen deutschen evangelischen Städten viel zu viele katholische Schwestern, sondern es ist auch an manchen Orten der evangelischen Genossenschaftspflege durch unsre Schwesterschaften schon zu viel. Besonders schlimm ist es, daß häufig durch eine Konkurrenz zwischen beiden Pflegegenossenschaften eine schädliche Einwirkung auf die arme Bevölkerung eintritt, indem dieselbe sich mehr, als recht und gut ist, auf die öffentliche Wohlthätigkeit verläßt und ihren Glauben gar den Meistbietenden verkauft. Ganz besonders auf dem Gebiete der gemischten Ehen üben die katholischen Ordensgenossenschaften ihrer Aufgabe gemäß einen schädlichen Einfluß auf das Familienleben in den ärmeren Schichten des Volkes und befördern, ohne es zu wollen, Bettelhaftigkeit, Heuchelei und Unsittlichkeit. . . .

„Eine große Schuld hieran [daß die häusliche, von Familiengliedern geübte Krankenpflege in Verfall kommt] tragen die Aerzte, welchen es freilich angenehmer ist, ganz geschulte Werkzeuge ihrer Anordnungen zur Hand zu haben, als erst die Familienglieder instruiren zu müssen. Gerade die Aerzte sind es auch, welche überall katholische Schwestern empfehlen; sind diese doch in viel größerer Anzahl und darum auch viel leichter in unsern norddeutschen evangelischen Städten zu haben, wie die evangelischen Schwestern, und sind sie doch . . . in der That meistens geschulter, weil eben die katholische Kirche in diese Städte ihre Elite aussendet und ihre minderwertigen Kräfte daheimläßt. . . .

„Es ist eine große Schmach, daß noch viele wirklich nötige Arbeiten, namentlich in den Krankenhäusern der großen evangelischen Städte, von gemieteten Wärterinnen oder katholischen Ordensschwestern versehen werden, während diese köstliche Arbeit mit Freuden von arbeitslosen evangelischen Jungfrauen übernommen werden sollte. . . ."

Zum Schluß berichtet der Artikel über die von dem Prinzen Herrenmeister des Johanniterordens ins Leben gerufene Einrichtung der freiwilligen Schwestern. Wir gedenken darüber demnächst in einem eignen Artikel Ausführlicheres mitzuteilen.

(Erklärung des Studentischen Missionsvereins in Berlin) Der Vorstand des Studentischen Missionsvereins in Berlin macht in Bezug auf die auch von uns in Nummer 33, S. 311 mitgeteilte Nachricht bekannt, daß der Rektor der Universität den Nevelingschen Vortrag über die römische und evangelische Missionspraxis nicht verhindert hat, sondern nur die Aufforderung an den Vereinsvorstand richtete, künftig ähnliche polemische Themata zu vermeiden, da er angewiesen sei, solche zu verbieten. Diese Berichtigung macht die Sache wahrlich nicht besser. R

(Der Solinger Zwischenfall) Ueber den weiteren Verlauf der Solinger Angelegenheit ist zu berichten, daß Pfarrer Giesekke gegen die Elberfelder Staatsanwaltschaft, welche Erhebung der Strafklage gegen den Bürgermeister van Meenen abgelehnt hatte (vgl. Nr. 36, S. 335), auf Gund des § 170 der Strafprozeßordnung beim Oberstaatsanwalt zu Köln Beschwerde eingereicht, zugleich auch an den Herrn Justizminister berichtet hat. Ueber die Haltung des Konsistoriums zu Koblenz wird der Westdeutschen Zeitung unter dem 24. August aus Solingen geschrieben:

Dem Presbyterium der evangelischen Gemeinde lag gestern eine Verfügung des Konsistoriums in Sachen der Vorgänge vom 27. Juli vor, welche dem Presbyterium beziehungsweise den Pfarrern Verstoß gegen § 75 der Kirchenordnung vorwirft und selbst dahin gerät, es bedenklich zu finden, einem unter seinen (des Konsistoriums) Augen uneingeschränkt amtirenden Geistlichen die Kirche einzuräumen!! — Sicherlich hat Königliches Konsistorium hierdurch einen schweren Stein im ultramontanen Brett sich gewonnen. Das Presbyterium in Solingen dagegen hat sich fast einmütig gegen genannte Verfügung erhoben, indem es dem § 75 der Kirchenordnung den § 118 entgegenhält, wonach der Geistliche in seinen öffentlichen Vorträgen verpflichtet ist, unter anderem auch vor unchristlichen Grundsätzen zu warnen, und sich namentlich mit aller Entschiedenheit gegen die ungerechte Unterstellung verwahrt, als sei vom Presbyterium und nicht vielmehr vom Bürgermeister das Aergernis vom 27. v. M. veranlaßt worden. Endlich spricht Presbyterium ähnlich wie die Kreissynode Lennep [vgl. Nr. 36 d. Bl., S. 335 f.] sein Bedauern darüber aus, daß ohne jede nähere Untersuchung der Thatsachen, zum Teil auf entstellende Zeitungsberichte hin (Köln. Volkszeitung? die Red. der Westd. Ztg.) sofort in dem jedermann zugänglichen Kirchlichen Amtsblatt der § 75 sei eingeschärft und hierdurch der Eindruck gemacht worden, als wenn die evangelischen Kirchenbehörden zu schwach oder nicht gewillt seien, ihre Untergebenen wirksam in Schutz zu nehmen.

So die Westdeutsche Zeitung. — Der in voriger Nummer bereits angesagte Artikel über § 166 des Reichsstrafgesetzbuches konnte diesmal noch nicht Aufnahme finden.

(Gustav-Adolf-Doppelfest in Zittau und Reichenberg) An der Schwelle der großen Jahresfeier des Gesamt-Gustav-Adolf-Vereins zu Halle fand ein Doppelfest eigner Art an der sächsisch-böhmischen Grenze statt. Vom 27. bis 29. August hielt in Zittau der Hauptverein Dresden, vom 29. bis 31. in Reichenberg der Hauptverein Wien seine Jahresversammlung.

Ueber der freundlichen Stadt Zittau und ihrem Kleinod, dem Oybin, leuchtete die Augustsonne so hell und freudig, daß sie allein schon die Herzen festlich stimmte. Dazu der Wetteifer schnell bereiter Gastfreunde, die Teilnahme der Gemeinde am Festgottesdienst und an der öffentlichen Abendversammlung, in welche Hunderte vergebens Eingang begehrten: es war wieder einmal der Beweis geliefert, daß Stadtverordnetenbeschlüsse nicht immer die Meinung der Bürgerschaft wiedergeben. Die Zittauer Stadtverordneten nämlich hatten dem Stadtrat eine Forderung von 300 Mark zur Ausrüstung des Festes — als zu einem „konfessionellen Vergnügen" aus Paritätsrücksichten verweigert. Notabene: der Hauptstimmführer in der Stadtverordnetenversammlung, ein deutschfreisinniger Reichstagsabgeordneter, verdankt seine Wahl den ausschlaggebenden Stimmen der wenigen Katholiken im Kreise — und die Katholiken bestanden diesmal auf ihrem Schein. Nun, wie gesagt, die gut evangelische Stadt Zittau wird dennoch bei den zahlreich zugeströmten Gästen in dankbarem Andenken bleiben. Aus den Verhandlungen nur dies, daß der Dresdener Hauptverein diesmal eine bedeutende Mehreinnahme zu verzeichnen hatte und daß die Festkollekte über 500 Mark betrug.

In erfreulicher Anzahl hatten sich die Gäste aus Böhmen eingefunden. Die seltene Gunst, eine Jahresversammlung des österreichischen Hauptvereins so nahe der Grenze mitfeiern zu können, lockte nun auch eine ansehnliche Schar sächsischer Gustav-Adolf-Freunde hinüber nach Reichenberg. Es hätten ihrer wohl noch mehr sein dürfen, — und wo blieben die guten Nachbarn aus Schlesien? Wir stecken doch noch erschrecklich im Provinzial- und Winkelkirchentum drin. Oesterreichischerseits hatten die weiten Entfernungen dem Besuche Abbruch gethan: ein armer Diasporapfarrer kann unmöglich für 25 Gulden und mehr reisen, um 25 Gulden oder weniger für seine Gemeinde mit heimzubringen. Immerhin war das Reichenberger Fest von ganz außergewöhnlichem Reize.

Als ich mit etlichen Freunden am Abend des 30. eintraf, empfing man uns am Bahnhofe mit lebhaftester Befriedigung: „Gott sei Dank, daß Sie kommen; wir können nicht genug Gäste schaffen; die Herrschaften sind schon ganz ungehalten." Ich war darauf vorbereitet, daß auch katholische Bürger an dieser Beherbergung sich beteiligen würden; aber eine solche Sehnsucht setzte ich nur bei Evangelischen voraus. Wie erstaunte ich, als meine Wirte, die mich mit einer wahrhaft überschwänglichen Liebenswürdigkeit honorirten, sich doch als Katholiken entpuppten! Und wenn man dann den Freunden berichtete: „Ich wohne bei Katholiken," so hieß es von allen Seiten: „Ich auch," und wenn man fortfuhr: „So geht mirs da," hieß es wieder: „Mir auch!" Katholiken nahmen am Gottesdienst — woher wäre sonst die große Kirche so voll gewesen —, Katholiken nahmen am Festmahle teil. Offizielle Vertreter der Stadt waren selbstverständlich zur Stelle. Die Hauptstraßen hatten reichlich geflaggt: es mußten doch katholische Flaggen sein, denn in Reichenberg selbst sind (von den Bahnbeamten abgesehen) unter 32 000 Einwohnern kaum dreihundert Protestanten! Aber das Großartigste war doch der mächtige Triumphbogen in der Bahnhofsstraße, gelb und blau ausgeschlagen, oben Gustav Adolfs Büste! Ein sonderlicher Sieg

des Schwedenkönigs über Wallenstein! Wie oft habe ich gewünscht, daß nur einer von den Genossen der Duisburger Tage dies miterleben möchte: es war eine Verwandlung wie im Märchen. Als das Volk beim Festzuge Spalier stand, oder wenn man mit dem weithinleuchtenden Festzeichen auf der Brust durch die Straßen ging — immer und überall hatte man das Gefühl, von den Sympathien der Bevölkerung getragen zu sein. Und ich wiederhole: 300 Evangelische gegen 30000 Katholiken! Wollte einer sagen, daß die nationalen Verhältnisse und Kämpfe in Oesterreich das erklären, den muß man daran erinnern, daß es schon vor der Taaffeschen „Versöhnungs"-Politik nicht anders stand. Als 1868 die schöne evangelische Kirche eingeweiht wurde, sang der Festzug das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott" durch die katholische Stadt. Aber die Hinneigung zu allem, was deutsch ist, wuchs freilich seitdem, und deutsch ist die evangelische Kirche! Nicht in allen evangelischen Städten hat man 1883 so Lutherfest gefeiert, wie zu Reichenberg unter allgemeiner Beteiligung. Freilich man kennt an unsrer Reformation dort im wesentlichen doch nur die Aufklärung; man beweist Toleranz und schwärmt für Gewissensfreiheit im Sinne des vorigen Jahrhunderts. Sei's drum: die Erfahrung dieses Reichenberger Gustav-Adolf-Festes war es wert, gemacht zu werden. Auch mit Rücksicht darauf, daß vor drei Jahren die Stadt Reichenberg auf erhaltene Einladung zum Festort für den Gesamtverein der Gustav-Adolf-Stiftung erwählt, dann aber aus politischen Gründen fallen gelassen wurde. Was Reichenberg anlangt, so hat es bewiesen, daß es eine rechte Feststadt auch für den Gesamtverein durchaus ist: die mitanwesenden tschechischen Brüder hat niemand gekränkt; die in Nordböhmen so gern überlaufenden deutschnationalen Gefühle sind allerseits in Schranken gehalten worden. Vielleicht, daß man doch nach dieser Generalprobe in Wien und Leipzig noch einmal den Mut findet, eine etwa wiederholte Einladung des Reichenberger Rates anzunehmen.

Wie viel wäre von den Verhandlungen zu sagen, wie viel von dem haarsträubenden Elend, das — zumal aus Galizien — zu Tage kam! Wie viel auch von Gesprächen, die ich mit Katholiken hatte über die Aachener Heiligtumsfahrt oder über den Beichtstuhl, der in Reichenberg für die Erwachsenen fast außer Gebrauch gekommen ist! Nur dies noch, daß von den Mischehen 90 Prozent evangelische Kindererziehung haben, Uebertritte jedoch verhältnismäßig selten sind. — Fragt man, wieweit diese merkwürdigen konfessionellen Verhältnisse sich erstrecken, so lautet die Antwort: nicht über das deutsche Nordböhmen hinaus.

R

(Zu dem Briefwechsel zwischen v. Hammerstein und Leuschner) Mit schwerem Herzen, weil wir unsern kostbaren Raum besser brauchen können, aber um die äußerste Billigkeit zu üben, teilen wir hiermit unsern Lesern die Erklärung mit, wodurch der Chefredakteur der Kreuzzeitung den Empfang der offenen Antwort des Konsistorialrat Leuschners quittirt. Sie lautet:

„Herr Konsistorialrat Leuschner hat mir als Antwort auf mein an ihn gerichtetes Schreiben ein sechs Bogenseiten langes lithographirtes Elaborat zugehen lassen, zugleich mit dem Ausdruck der Erwartung, daß ich dasselbe in der Kreuzzeitung zum Abdruck bringen lassen werde. Da Herr Leuschner, trotzdem ihm meine Abwesenheit von Berlin bekannt war, diese seine Zusendung wieder an meine persönliche Adresse nach Berlin adressirt hatte, so kam dieselbe so spät in meine Hände, daß inzwischen schon eine Anzahl größerer Zeitungen, von denen mir Herr Leuschner im voraus mitteilte, daß sie sein Schreiben abzudrucken bereit wären, dasselbe veröffentlicht hatten. Der Publizität dürfte, nachdem ich mein Schreiben an Herrn Leuschner allein in der Kreuzzeitung habe drucken lassen, genügt sein. Meine kurze Antwort verschob ich bis heute, weil ich dazu das in Rede stehende Schreiben des Herrn Pfarrers Thümmel im Original einsehen mußte, welches ich begreiflicherweise nicht auf Reisen bei mir führe.

Herr Konsistorialrat Leuschner beschwert sich zunächst über den Ton meines Briefes. Ich will mit ihm darum nicht streiten. Einem Manne gegenüber, der es nicht fühlt, daß er mir die denkbar schwerste Beleidigung zufügte, als er öffentlich in Duisburg erklärte: »ein Appell an die Ehre und das Gewissen des Chefredakteurs der Kreuzzeitung blieb unbeachtet,« und es nicht als maßvolle Schonung anerkennt, daß ich diese Beleidigung lediglich aus Rücksicht auf seinen geistlichen Stand nur mit dem Ausdruck »Anmaßung« erwiedert habe, fehlt mir der gemeinsame Boden der Auffassung, von dem aus solche Differenzen zum Ausgleich gebracht werden könnten. Ich beschränke mich deshalb darauf, die entscheidende Stelle des von mir als Zeuge für die bei der Gründung des Evangelischen Bundes entscheidend gewesenen Momente angeführten Briefes des Pfarrers Thümmel wörtlich wiederzugeben:

»Ihre Beurteilung der Entstehungsursachen des Evangelischen Bundes teile ich — wie ich das vor sechs Wochen in Bonn auf der Predigerkonferenz aussprach — vollkommen und aus tiefer gehender Kenntnis.«

Welcher Art diese meine Beurteilung der Entstehungsursachen war, ist bekannt. Herr Konsistorialrat Leuschner selbst wird jetzt wohl zugeben, daß ich ein Recht hatte, zu behaupten, ein »Eingeweihter« [!] hätte diese meine Auffassung noch neuerdings durchaus bestätigt [!]. Daß Herr Leuschner selbst bei seinen Bestrebungen zu Gunsten des Evangelischen Bundes von gleichen Motiven geleitet gewesen sei, habe ich nie behauptet; der Gegenbeweis ist also überflüssig. Aber die alte Erfahrung, daß die Geschobenen nur zu oft die Schiebenden zu sein glauben, scheint sich uns in diesem Falle zu bestätigen [!].

Berlin, 31. August 1888. Frhr. v. Hammerstein."

Hierzu nur wenige Bemerkungen.

1. Was v. H. durch seine neueste Erklärung erreicht, ist höchstens eine Bloßstellung Thümmels. Daß v. H. einem Manne gegenüber, der sich zu seinen Anträgen bekennt, einen derartigen Gebrauch von Privatbriefen zu machen imstande ist, — darüber zu urteilen wollen wir unsern Lesern überlassen.

2. Wenn v. H. sich mit der Bürgschaft Thümmels, welchen er übrigens in der Kreuzzeitung schnöde genug zu behandeln pflegt, auch nach Thümmels und Leuschners letzten Erklärungen begnügen will, um seine Behauptung: „Die Liberalen gründeten den Evangelischen Bund, um den Orthodoxen nicht den Ruhm zu lassen, als hätten sie zuerst das evangelische Bewußtsein wieder wach gerufen," aufrechtzuerhalten: nun, so überlassen wir auch darüber das Urteil unsern Lesern.

3. Ob von einer Seite, die so mit Gliedern und Vereinigungen der evangelischen Kirche umgeht, wie v. H. mit Konsistorialrat Leuschner und dem Evangelischen Bunde, eine wirkliche Förderung der für unsre Kirche so wünschenswerten Selbständigkeit und Freiheit zu erwarten ist, — das empfehlen wir unsern Lesern zur Erwägung.

4. Das erfreuliche Ergebnis des ganzen unerquicklichen Wortwechsels ist dies, daß für die Verdächtigung der Kreuzzeitung: „Die Liberalen gründeten u. s. w." auch nicht der Schatten eines Beweises beigebracht worden ist. Die „Leute, welche in die Entstehungsgeschichte des Bundes durchaus eingeweiht sind" (vgl. Nr. 36, S. 334), versagen v. H. ihr Zeugnis.

5. Betrübend aber ist und mit Pfarrer Thümmel müssen wir es lebhaft beklagen, „daß wiederum Evangelische in öffentlichen Blättern coram populo Romano die internen Angelegenheiten erörtern." Die Verantwortung dafür trägt aber in diesem Falle lediglich die Kreuzzeitung, bez. ihr Redakteur Freiherr von Hammerstein. —

Und nun bitte ich unsre Leser um Entschuldigung! D H

Quittung

Für die evangelische Gemeinde Rottalowitz in Mähren (vgl. Nr. 18): 10 M. H, Jenaz; Summa (vgl. Nr. 31) 109,25 M.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Schadwalde i. Westpr. (vgl. Nr. 25): 5 M. M G, Leipzig; 1,25 M. N, N; Summa (vgl. Nr. 34) 70 M.

Für die deutsch-evangelische Gemeinde in Marseille (vgl. Nr. 28): 10 M. H, Jenaz.

Für das Kinderhospital Marienstift in Jerusalem (vgl. Nr. 21): je 10 M. H, Jenaz; N, Obermais; Summa (vgl. Nr. 34) 105 M.

Für Sommerpflege armer Näherinnen in Berlin (vgl. Nr. 24): 10 M. H, Jenaz; Summa (vgl. Nr. 34) 116,50 M.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Die zu der unirten **Waldeckischen Landeskirche** gehörige Pfarrstelle zu **Odershausen,** in der Nähe von Bad Wildungen gelegen, mit welcher der Pfarrdienst in den Gemeinden Braunau und Reinhardshausen verbunden, ist neu zu besetzen. Das Einkommen beträgt nach dem Anschlage neben freier Wohnung etwa 2100 M. jährlich.

Meldungsgesuche sind mit Lebenslauf und Zeugnissen innerhalb 4 Wochen an uns einzusenden.

Arolsen, den 24. August 1888

Fürstlich Waldeckisches Konsistorium
Ebersbach

In unserem Kommissionsverlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Echt-Christliche in Fritz Reuters Werken.

Von

Dr. **Riemann,** Pastor.

Preis 60 Pf.

Magdeburg, **C. E. Klotz** (E. Baensch).

Um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements beim kommenden Vierteljahrswechsel und Zuführung neuer Freunde wird gebeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine litterarische Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg

Nr. 38 **Leipzig, den 16. September** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 9 — Zum Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion: 1. Die Grenzregulirung und ihre Gefahren — Die Petition um Abänderung des § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs — Bedenken gegen die geschäftliche Einrichtung englischer Liebesthätigkeit — Bilder aus der neueren Kunstgeschichte — Bücher und Schriften: Der Verein für Reformationsgeschichte; Ueber Zinzendorfs erste Gattin; Briefe von Schleiermacher; Das evangelische Wien; Protokoll der Diasporakonferenz; Echte und falsche Toleranz — Verschiedenes: Vor vierzig Jahren; Provinzielle Kirchengeschichte; Zwei Gefahren für den Gustav-Adolf-Verein; Evangelisches Diakonissenhaus in Budapest; Weltkonferenz der christlichen Vereine für junge Männer; Sonntag und Sedantag im Manöver — Anzeigen

Der Brief des Paulus an die Philipper

9. Kapitel 2, 12—18

Also, meine Geliebten, wie ihr allzeit gehorsam wart, so erwirket nicht nur, wie es geschähe, wenn ich bei euch wäre, sondern jetzt, da ich abwesend bin, noch viel mehr, mit Furcht und Zittern euer eignes Heil. Denn Gott ist es, der da vollbringt in euch sowohl das Wollen als das Vollbringen, wie er es beschlossen hat. Alles thut ohne Murren und Zweifel, damit ihr tadellos und unanstößig werdet, Kinder Gottes ohne Fehl mitten in einem verkehrten und verwirrten Geschlecht, unter denen ihr leuchtet wie Sterne im Weltall, innehabend das Wort des Lebens; mir zum Ruhme auf den Tag Christi, weil ich nicht vergeblich gelaufen noch vergeblich gearbeitet habe. Ja wenn ich auch als Trankopfer ausgegossen werde über dem Opferdienst für euern Glauben, so freue ich mich dennoch und freue mich mit euch allen; desgleichen freuet auch ihr euch und freuet euch mit mir! —

Von den Höhen, zu welchen der Apostel in begeistertem Fluge der Gedanken das vorbildliche Verhalten Jesu Christi verfolgt hatte, kehrt er zu den Thatsachen in Philippi, zur Erdenwirklichkeit zurück. Mit einem also faßt er wieder Fuß auf der Erde, um nun kurz die Lehre zu ziehen aus dem, worein er sich eben anbetend versenkt hatte. Mit einem Meine Geliebten! schließt er sie gleich eng ans Herz, wie sie nun wieder vor sein Auge treten, das eben in den höchsten Fernen geweilt. Will er jetzt doch sein letztes Wort in dieser bitterernsten, für die Zukunft des Evangeliums unter ihnen entscheidungsvollen Lage zu ihnen sprechen. Das soll von Herz zu Herzen gehen. Darum: meine Geliebten! Und wieder läßt er gleich die Saite erklingen, die zum Gemüte spricht: Ich weiß, welch ein Sporn und welche Stärkung in meiner Anwesenheit bei euch liegt; ich weiß, wie leicht es kommen mag, daß mein Fernesein, zumal ein auf diese Weise veranlaßtes, euch kleinmütig macht, euch lähmt. Aber nein, meine Geliebten: nun gerade doppelt, da ich nicht bei euch sein darf, nicht nur so, wie wenn ich mit meiner Gegenwart euch stärkte, nun doppelt setzt die Kräfte ein, nicht nur beim Blick auf euch, weil ihr auf euch allein angewiesen seid, auch beim Blick auf mich, weil ich doppelt des „Zuspruchs in Christo u. s. w." (2, 1) bedarf!

Schon bisher, so nimmt er nun die Mahnung mit erzieherischer Weisheit wieder auf, sind sie ja dem eben vorgehaltenen Vorbilde nachgefolgt. Sie waren allezeit gehorsam gewesen, wie Er gehorsam war (2, 8). Sie hatten sich allzeit gefügt und unterworfen dem, was Gott von ihnen gefordert oder ihnen zu tragen auferlegt hatte. Das Grundbekenntnis aller Frömmigkeit: „Rede Herr, dein Knecht höret" im Tone des alten, „Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst" im Tone des neuen Bundes — ihr Leben klang davon wieder. Aber jetzt gilt es die höchste Probe solcher Nachfolge; „gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz," hatte er dort bedeutungsvoll hervorgehoben. Es gilt, mit Furcht und Zittern treu zu bleiben der Vergangenheit. Nicht kann sich dies auf Gott beziehen, wie mittelalterliche Frömmigkeit und in ihrer Nachfolge heute noch eine Frömmigkeit der Angst das ernste Pauluswort mißverstanden hat. Vor Gott kennt der Christ (und Christen sind es, denen das Wort gilt, nur sie wollen und können „erwirken ihr Heil") nicht Furcht und Zittern, sondern nur kindliches Vertrauen und freudigen Dank. Furcht und Zittern befällt ihn beim Blick auf seine menschliche Schwachheit gegenüber dem Großen, was ihm befohlen ist, zumal unter des Lebens Nöten und Prüfungen (vergl. 1. Kor. 2, 3). Wenn die Lage der Philipper so war, daß der Apostel sie warnen muß, sich nicht scheu machen zu lassen und im Leidenskampfe auszuharren (1, 27), wenn also diesmal ein Gehorsam verlangt wird, gegen den alles im natürlichen Menschen sich sträubt und der eine mächtige Versuchung, sich ihm durch Aufgeben des Glaubens zu entziehen, mit sich führt, da war er von Natur verbunden mit Furcht und Zittern. Was aber von selbst sich ergab, das sollten sie aufnehmen in ihren Willen. Furcht und Zittern soll ihnen ein mahnendes Zeichen der Gefahren sein, in denen sie stehen.

„Mit Furcht und Zittern erwirket euer eigen Heil!" So prägt er jetzt die Mahnung aus, die er oben (1, 27) in die Worte gefaßt hatte, welche rein sachlich enthalten, was sie zu thun haben: „Stehet fest, ringend und nicht scheu werdend." Was er dort beigefügt hatte zur Ermutigung, nämlich daß solches Feststehen selbst den Widersachern ein Anzeichen ihres Heils sein werde, und dies von Gott, das setzt er hier beim zusammenfassenden Abschluß seines Zuspruchs geradezu als das Ziel ihrer Aufgabe ein: Erwirket nun euer eigen Heil! Der Betonung euer eigen liegt eben jener Gedanke daran zu Grunde, daß die Feindseligkeiten, unter denen sie zu leiden haben, denen allen, die sie üben, zum Verderben ausschlagen werden. Ringsum seht ihr sie in ihrer Verblendung in ihr Verderben rennen. Nicht scheu machen, nur zum Sporn soll euch dies dienen, mit doppeltem Ernste das eigne Heil euch zu sichern. Das eigne Heil — es ist dasselbe Motiv, das der Apostel ihnen hiermit zur Ermutigung vor Augen rückt, wie oben (1, 27) mit dem zweimaligen „Evangelium"; sie kämpfen für den Glauben des Evangeliums; es ist ein Evangelium, dessen sie sich würdig beweisen sollen; darum ist es, ob es auch jetzt wie Schaden und Unheil erscheint, ihr Heil, was sie damit erwirken. Ist das Eudämonismus? Ist es Lohnsucht, auf die der Apostel hier spekulirt? Es ist nur ein Trost, den er solchen gewährt,

die gehorsam sind. Dies hat er obenan gestellt. Aber wenn anders Gott Liebe ist, also ein freier Gehorsam gegen ihn (nicht ein knechtisches Sichunterwerfen unter das Fatum, meint ja der Apostel) Sinn und Grund hat, sollte er diesen Trost uns versagen? Ja sollte es nicht seinem Willen entsprechen, daß wir, die er doch mit dem Triebe zum Leben und fürs Leben schuf, an solchem Trost uns aufrichten und ermutigen zum „Gehorsam bis in den Tod"?

Aber — erwirket euer Heil! schaffet, daß ihr selig werdet, wie Luther es ausdrückt. Erwirken? Also hat doch der Katholizismus mit seinem Werkdienst Recht? Oder ist jener Pietismus und Methodismus evangelisch, der doch im Grunde, ob er es auch nicht Wort haben will, durch seine Frömmigkeit (dort mehr durch seinen Verzicht auf die Welt und seine „Erbauungs"-Uebungen, hier mehr durch „das Zittern," die Gemütserregungen, welche die „Bekehrung" herbeiführen sollen) den Himmel und die Seligkeit erringen will? Nein, zu denen der Apostel dies Wort spricht, die „sind schon selig, doch in der Hoffnung." „So sie aber deß hoffen, so warten sie sein in Geduld" (Röm. 8, 24). Dies Warten in Geduld, dies Ausharren bis ans Ende, dies Treusein bis in den Tod ist es allein, was von ihnen begehrt wird. Sie können das Heil nicht erwerben, sie können es aber verlieren; sie erwirken es sich nur endgiltig, wenn sie feststehen. „Halte, was du hast, damit niemand deine Krone nehme." Luthers Uebersetzung ist mißverständlich wegen des starken Ausdrucks schaffen. Er will aber damit Paulus nicht so deuten, als ob die Christen ihre Seligkeit schaffen, gleichsam hervorbringen sollen, sondern sie sollen „schaffen," d. h. so sich jetzt halten, so ringen und feststehen, damit sie selig werden können und also wirklich selig werden.

Alles Mißverständnis schließt zum Ueberfluß der folgende Satz aus, in welchem der Apostel jenes obige „und dies von Gott" (1, 28) genauer ausführt. Gott ist es, der in euch vollbringt sowohl das Wollen als das Vollbringen: wir würden sagen, sowohl den Willensentschluß, als die Thatkraft, ihn durchzuführen. Absichtlich wählt der Apostel, was Luther nicht zum Ausdruck brachte, dasselbe Wort für Gott und den Menschen: was ihr vollbringt, vollbringt Gott in euch; eure Thatkraft ist Gottes Thatkraft. Der religiöse Gedanke ist klar: jeder gute Entschluß in uns ist Gottes Werk, so gut wie die Kraft, ihn durchzuführen. Er giebt sich hier als Erfahrungsthatsache der Frömmigkeit. Dabei bleibt die menschliche Willensfreiheit doch bestehen, sofern sie sich Gott widersetzen, das Erwirken des Heils unterlassen kann. Selbstverständlich hat die Frömmigkeit als solche kein Bedürfnis, auf die philosophische Schwierigkeit des darin verborgenen Problems einzugehen, das der Apostel hier in änigmatischer Paradoxie aufhebt, in dem er etwas zugleich als menschlichen Willen und als Gottes Wirken bezeichnet, also das begrifflich sich Ausschließende zu einer Thatsache zusammenschließt. Aber wohl ist es ihr wesentlich, und dies bringt Paulus darum gerade hier, wo gewaltige Mächte wider die Position der Philippischen Christen anstürmen, zu entschiedenem Ausdruck, jene Thatsache zu erfassen als beruhend auf dem göttlichen Wohlgefallen, darauf, daß es Gott also beschlossen hat. Denn darin liegt ihr die Garantie, daß nichts diesen Ratschluß hintertreiben kann. Aber wie diesen letzten Urgrund des göttlichen Beschlusses, so fügt Paulus den ganzen Satz hier ein, um den Bedrängten Mut zu machen, „ihr Heil zu erwirken." Thüts trotz Furcht und Zittern; werdet nicht müde noch scheu, denn Gott ist mit euch; er wirket in euch, wirkt auf Grund eines Ratschlusses. Ja vielleicht blickt das „Wollen," ähnlich wie 1, 6, in der Vergangenheit eine Garantie zu suchen für Gegenwart und Zukunft, zurück auf das bisherige Verhalten der Philipper, es charakterisirend als einen großen „Willensentschluß," dem jetzt eben die Durchführung zu entsprechen hat. Und wie Gott es ist, der dies Wollen gewirkt, so, und eben darum dürft ihr deß sicher sein, wirkt er auch das Vollbringen, und wirkt es gerade jetzt in dieser Trübsal, ja durch diese Trübsal. Wie der Apostel zu Beginn des Abschnitts ihre Lage der seinen verglichen hat (1, 30), so wendet er auf sie hier auch die Auffassung des eignen Leidens an, zu der er sich oben (1, 19) bekannt hat: ich weiß, daß mir solches ausschlagen wird „zum Heil." —

Der Apostel ist am Ende, er könnte abschließen mit diesem Hinweis auf das letzte, alles ausgleichende Ziel, das Licht und Zuversicht in die Gegenwart hereinträgt. Aber er rekapitulirt noch einmal, um diese Gegenwart selbst, die ihnen so trüb und rätselvoll erscheinen mag, mit großen Strichen ihnen in dem Lichte zu zeigen, in das sie tritt, wenn sie den ausgeführten Mahnungen entsprechen. Alles, alles, was entsprechend meinen Weisungen nun die Verhältnisse von euch fordern werden, thut ohne Murren und Zweifel, ohne Auflehnung des Willens und ohne Auflehnung des Denkens, ohne Murren darüber, daß Gott solches euch schickt, ohne Zweifel daran, daß Gott solches euch schickt, also in der Gewißheit, daß euch solche Schickung nicht an eurem Heile irre machen darf, vielmehr euch zum Heile helfen muß. So bietet ihnen Paulus zusammenfassend einen Wahlspruch für alle Rätsel des Lebens, wie wir ihn schlagender nicht wünschen können, einen Wahlspruch, vor dem die Wolken sich zerteilen und die widerstreitenden und darum schwächenden Stimmen des Innern verstummen müssen.

An ihn knüpft er darum die Verheißung, daß sie mitten unter einem verkehrten und verwirrten Geschlecht — als solches beweisen sich die Zeitgenossen durch ihre Feindseligkeit wider das Evangelium, das ihnen doch nur das höchste Gut bringen will — wie Sterne im dunkeln Weltall aufleuchten sollen, Gottes Kinder ohne Fehl, an denen nichts Gutes mangelt und nichts Böses haftet (tadellos und unanstößig). Sternen, den reinen Trägern des Lichtes, die als solche auch als Träger des Lebens gelten, gleichen die Christen, die da ausharren, weil sie damit beweisen, daß sie das Wort des Lebens inne haben, ja weil sie es, vielleicht ist der griechische Ausdruck so gemeint, hinhalten, hineinhalten in die dunkle Welt, wie die Sterne das Licht.

Wunderbarer Geist! Von deinem römischen Kerker blickst du hinaus in die Völkerwelt. Nacht ringsum für das Auge, das ewiges Licht getrunken, ja kaltes Sturmeswehen durch die Nacht. Aber da und dort am weiten, unermeßlichen Horizonte sieht das Lichtauge Sterne aufleuchten, die kein Sturm auslöschen kann, von denen niemand sonst etwas ahnt: die kleinen Vereinigungen von Menschen, die das Evangelium Christi erfaßt haben und ihre Leuchte hochhalten und ihre Lebenskraft bewähren in allen Anfeindungen. Welche hehre Poesie der Weltgeschichte!

Da sinkt sein Auge zurück auf die eigne Lage; es hat Trost und Licht gesaugt aus jenen Sternen. Am großen Tage Christi werden sie dereinst es sein, auf die er sich berufen darf, daß er nicht „vergeblich gelaufen" in der Bahn, in die er sich gewiesen sah, nicht „vergeblich gearbeitet" habe, wie jener alte Prophet vor Zeiten klagen mußte (Jesaias 49, 4). Ein neues Licht fällt auf die nächste Zukunft. Wie ein Opferdienst ist ihm sein Leben, geweiht dem Glauben seiner Geliebten, ein Dienst, bei dem er sein Bestes, sein Alles täglich opfert; jetzt mag er dabei wohl selbst, als Trankopfer, ausgegossen werden — aber ob auch, ich freue mich (sie haben ja seine Freude „vollgemacht" 2, 1), ich freue mich ob solchen Opfers, denn es ist nicht umsonst gewesen, und freue mich zugleich mit euch, denen es ja zu gute kommt. Aber auch ihr sollt nun durch nichts, nicht durch meine und nicht durch eure Lage, euch eure Freude trüben lassen. Desgleichen freut auch ihr euch, selbst wenn ich geopfert werden sollte, und, wirds euch schwer, freuet euch mit mir!

So bricht die Sonne durch Gewitterwolken. Im Vollklang der Freude tönt der Abschnitt (1, 27 bis 2, 18), der voll schweren Ernstes ist, aus, und nimmt damit den Grundton des ersten Abschnitts (1, 12—26), in ihm beide verbindend, wieder auf. v S

Zum Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion

Uebersicht: 1. Die Grenzregulirung und ihre Gefahren. 2. Das Verdienst O. Flügels und Herbarts um die Frage

1. Die Grenzregulirung und ihre Gefahren

Der heftige Geisteskampf zwischen Religion und Naturwissenschaft, der vor einem Vierteljahrhundert bei dem siegreichen

Umsichgreifen des Materialismus am heißesten war, scheint sich, in den obern Regionen wenigstens, einigermaßen gelegt zu haben. Ob man zu einem stillschweigenden Waffenstillstand übergegangen ist, um bald mit neu gesammelten Kräften und mit neu zugerüsteten Waffen umso ernstlicher wieder gegen einander vorzugehen? Oder ob die Vertreter der Naturwissenschaft, welche ja oft so gern „die Wissenschaft“ für sich allein in Anspruch nehmen möchten, doch inzwischen gemerkt haben, daß sie übers Ziel geschossen und nun leise „restringiren“ müssen oder vielleicht, dem historischen Sinne der realistischen Gegenwart gemäß, vor der realen Macht der Religion mehr Achtung bekommen und sich wenigstens auf einen höflich-kühlen Verkehrsfuß mit ihr zu stellen wünschen; ob auch anderseits die Theologen sich hie und da schämen, mit etwas blindem Eifer auf die Angreifer losgeschlagen zu haben — diese Umstände wollen wir hier nicht untersuchen. Schön wäre es ja, wenn man die beruhigenden Zeichen auf eine sich anbahnende Verständigung seitens der berufenen Vertreter in beiden Lagern deuten könnte.

Sicher aber ist es auf der andern Seite auch, daß nach bekanntem Natur- oder Geschichtsgesetz die in den obern, höchstgebildeten Schichten vielleicht schon erledigten Kämpfe und überwundenen Modethorheiten und Irrungen in arithmetischer Progression zu den Gebildeten, Halbgebildeten und Ungebildeten herabsteigen und hier die bei weitem schlimmeren Verwüstungen anrichten. Und hier in den mittlern und niedern Schichten wird der eigentliche „Kampf um die Weltanschauung“ ausgefochten; denn was oben noch Wort und Theorie war, wird hier in rücksichts- und heillose Praxis umgesetzt. Was von den Männern der Wissenschaft als Hypothese ausgegeben und vorsichtig begründet wird, gilt einige Häuser weiter schon als ausgemachte, unumstößliche Wissenschaft. In den weiten Kreisen, welche die von einem Max Nordau und Zola bereitete Geistesspeise mit Gier verschlingen, schwört man abergläubisch auf den unfehlbaren Materialismus — und Sozialdemokratie und Nihilismus ziehen seine praktischen Konsequenzen!

So weit es sich hier nun um die Praxis handelt, läßt sich diesem Treiben natürlich nur mit einsichtsvoll-praktischem Christentum begegnen. Aber es muß dies eben *einsichtsvoll* sein, darf nicht zu einer bloßen *Technik* der Liebesthätigkeit herabsinken. Dem Volksfreunde bleibt darum die Pflicht nicht erspart, die Argumente des Unglaubens immer aufs neue zu prüfen, seine Position auch in dem theoretischen Geisteskampfe immer mehr und zuverlässiger zu befestigen. Gerade in dem Tagesleben mit seinen ungesuchten Begegnungen und Vorkommnissen haben wir ja so häufig in den alten und ewig neuen Kampf zwischen Wissen und Glauben einzugreifen, und selbst einsichtige Leute sind da oft in Verlegenheit, wie sie den Gegner mit knappen, klaren Gründen zurückweisen sollen. Eine prinzipielle, dem Wesen der Sache auf den Grund gehende Erkenntnis muß daher rastlos gepflegt und gefördert werden; denn nur wer die Grundfragen wirklich beherrscht, kann sich einfach und klar darüber aussprechen, auch dem denkenden Laien die Sache klar machen und zumal dem Schüler (Seminaristen, Gymnasiasten, Studenten) die richtigen Fingerzeige geben.

Welche Stellung nehmen wir also ein gegenüber der noch immer in weiten Kreisen als zweifelloses Axiom geltenden Behauptung, daß die Wissenschaft, im besondern die Naturwissenschaft den Glauben, die Religion, wenn nicht ausschließe, so doch stark gefährde?

Glücklicherweise ist heutzutage für den Kundigen die Sachlage bereits soweit geklärt, daß man zunächst erwiedert: Wissen und Glauben sind *zwei disparate, inkommensurable Geistesgrößen* oder Funktionen, die gar nicht nach den gleichen Maßstäben gemessen sein wollen, und völlig verschiednen Geistesgebieten angehören, darum also sehr wohl neben einander bestehen können und sich so wenig ausschließen, wie z. B. der Beruf als Familienvater und als Gelehrter. Erst wenn man die Welt des Wissens und die des Glaubens gehörig von einander *abgegrenzt* hat, indem man populär etwa die eine als Sache des Verstandes, die andre als Gemütssache bezeichnet, kann man sie richtig mit einander vergleichen. Wer diese prinzipielle Unterscheidung einigermaßen verstanden hat, wird sodann eine Reihe von bezüglichen Fragen, welche sonst viel Verlegenheit und Kopfzerbrechen bereiten, als gegenstandslose Vexirfragen erkennen. So besonders die: Aber Glauben ist doch eben nicht so viel wie Wissen; Wissen ist doch eben das Sicherere, Gewissere; also bleibe man lieber dabei stehen und überlasse den Glauben als angenehme Phantasie den schwächern und schwärmenden Gemütern; oder aber man erhebe den Glauben irgendwie zum Wissen, die Vorstellung zum Begriff. Wer nun aber weiß und erfahren hat, was religiöser Glaube in Wirklichkeit ist, dem steht es auch fest, daß derselbe eine mindestens ebenso zuverlässige Gewißheit besitzt, wie das Wissen; nur ist diese Gewißheit eine andersartige, sie gründet sich nicht auf den Verstandesbeweis, sondern auf das sittliche Bewußtsein und die innere Erfahrung.

Daraus folgt nun unmittelbar, daß man die beiden Gebiete auf die Gegenstände einschränken muß, welche ihnen auch wirklich zukommen, nach dem einfachen Kanon: Was gewußt wird oder gewußt werden kann, kann eben darum nicht mehr Gegenstand des Glaubens sein, und umgekehrt; also z. B. ein Gott, der *gewußt* wird, dessen Dasein mir logisch-mathematisch vordemonstrirt wird, ist kein Gott, an den ich *glauben*, zu dem ich mir ein Herz fassen kann; und wiederum kann ich eine Offenbarung Gottes, welche ich selbst erlebe und erfahre, von deren Wirklichkeit und Gewißheit ich demnach überzeugt bin wie von meinem Dasein, jemandem, der keinen Sinn und Geschmack für diese geistigen Erlebnisse hat, auch auf keine Art beweisen. Wer dies im Auge behält, der wird sich vor der so gewöhnlichen Vermengung von Wissen und Glauben wie vor Gift hüten und wird gegen das immer noch so beliebte Durcheinanderwerfen von eigentlich religiösen und von wissenschaftlichen Fragen, wenn es auch noch so gut und redlich gemeint ist, unausgesetzt Einspruch erheben. Der wird auch gelassen zusehen, wie in der That gegenwärtig die Wissenschaft große Gebiete von geologisch-anthropologischen, von historischen und geographischen Fragen, welche die Kirchenlehre vor der Entwicklung dieser Wissenszweige als ihre Domäne ansah, für sich allein in Anspruch nimmt. Er wird nicht mehr mit der Wissenschaft um diese Dinge, z. B. um das Sechstagewerk, markten und feilschen wollen, nicht einmal sie ihnen in Bausch und Bogen zugestehn, weils nun mal nicht mehr zu retten und zu halten ist; im Gegenteil, er wird sich freuen, wenn diese Grenzregulirung möglichst genau und sachgemäß vollzogen wird, denn erst dann kann er sich mit voller Ruhe und Sicherheit auf seinem unbestrittenen und unangreifbaren Besitze wohnlich einrichten. Nun werden also die Vertreter des Glaubens dem exakten Wissen keinerlei Vorschriften machen wollen, dasselbe vielmehr als rein weltliches Wissen getrost gewähren lassen; wie auch umgekehrt die berufenen Vertreter der Wissenschaft die unübersteigbaren Grenzen ihres Gebietes immer besser und genauer kennen lernen und ehrlich eingestehen, sodaß sich der Glaube nicht mehr vor unberechtigten Uebergriffen und Feindseligkeiten von jener Seite zu fürchten braucht.

So weit, nach diesen allerallgemeinsten Prinzipien, wäre ja die Sache ganz gut und schön, und alles scheint in bester Ordnung zu sein. Aber so leichten Kaufes kommen wir doch nicht davon; wäre die Lösung so einfach, so wäre es unbegreiflich, wie sich die besten Geister so lange um diese große Frage gestritten und bis zum heutigen Tage noch so uneins sind. Die *Anwendung* des dargelegten Prinzips, das ja den Lesern der Christlichen Welt nicht mehr unbekannt ist, veranlaßt für die einzelnen Fälle immer wieder so heikle Fragen, daß die eben überwunden geglaubten Schwierigkeiten aus ihrem Grabe neu zu erstehen scheinen.

Zunächst die *Grenzregulirung* selbst! Dazu gehören doch eben zwei, Vertreter *beider* Gebiete; die Theologen können doch nicht einseitig die Grenze bestimmen, und wenn sie auch noch so bereitwillig alles ihnen nicht Zukommende aufgeben wollen. Und wenn Gegner sich über eine umstrittene Grenze verständigen sollen, so hat das bekanntlich seine Nücken und Tücken! Unmöglich können sich auch die Vertreter des Glaubens dabei beruhigen, daß *ein* großer Naturwissenschaftler sein berühmtes Ignoramus und Ignorabimus proklamirt und ein andrer sein Restringamur. Solche Autoritätsstützen sind doch teils unzuver-

läßig, teils unwürdig. Autoritäten können mit Autoritäten widerlegt werden. Wer sich darauf verläßt, betrügt sich selbst, darf wenigstens in einer prinzipiellen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung zwischen den Gegnern nicht mitsprechen. Freilich sind wir ja alle in gewisser Weise und bis zu einem gewissen Grade auf Autoritätsbeweise angewiesen, zumal der Anfänger. Wie werden aber nun z. B. ein junger Theologe und ein junger Naturwissenschaftler, welche das Bedürfnis haben, sich über die höchsten Fragen auszusprechen und zu verständigen, übereinkommen können? Jeder vertritt seinen Standpunkt, jeder schwört auf seinen Meister. Der Naturwissenschaftler sagt: „Wenn ich auch wollte, so kann ich mich der zwingenden Macht der mechanischen Weltanschauung, welche alles streng nach dem Kausalitätsbegriff erklärt, wonach also alles notwendig geschieht und für Wahlfreiheit des Willens und göttliche Weltregierung kein Raum mehr ist, nicht entziehen; alle deine Gegenargumente mögen theologisch und moralisch ganz schön sein, sie widerlegen aber meine Zweifel nicht. Soll ich da lügen, das berüchtigte sacrificio dell' intelletto bringen, um glauben zu können?"

Und damit kommen wir eben auf die zweite große Schwierigkeit, welche sich gegen jene prinzipielle Unterscheidung und Trennung von Wissen und Glauben trotz aller schlagfertigen Abwehr wie eine Hydra immer neu erhebt: Wird nicht durch dieses postulirte Auseinanderklaffen von Glauben und Wissen in dem einzelnen Menschengeiste eine unerträgliche Kluft befestigt, ein Zwiespalt hineingetragen, den der nach Harmonie ringende Geist, ohne unwahr zu werden, nicht dauernd in sich dulden kann? Es soll doch nicht jene verzweifelte Lösung der großen Streitfrage empfohlen werden: Mit dem Kopfe ein Heide, mit dem Herzen ein Christ? — Diejenigen zwar, welche sich von Berufs wegen um die exakte Naturwissenschaft ihre Grundlage, Methode und Ziele nicht zu kümmern brauchen oder sonst sich nicht dafür interessiren, werden natürlich diesen Zwiespalt weniger oder gar nicht empfinden, jedenfalls nicht so hoch anschlagen. Anders ist es aber, wenn man die moderne Naturforschung mit Interesse verfolgt und wenn man es mit ihren Vertretern oder den von ihren Anschauungen und Ergebnissen durchtränkten Laien häufiger zu thun hat. Soll ich, wenn ich mit solchen Leuten ins Gespräch komme, ihnen das Wesen der christlichen Religion entwickeln und, wenn sie diese Sprache nicht verstehen, erklären: „Ja, habt ihr für diese Dinge keinen Sinn und Geschmack, so kann ich euch nicht helfen" — und der andre möchte vielleicht doch gerne verstehen! Ist das dann nicht hart, lieblos? Bin ich nicht verpflichtet, vielmehr in seiner Sprache zu reden, mich zu seinem Standpunkte herabzulassen, auf seine Zweifel mit möglichstem Verständnis einzugehen? Wissenschaftliche Zweifel lassen sich eben nur wissenschaftlich heben.

Kurzum, sind wir vielleicht durch gehässige Angriffe seitens einer gottlosen, materialistischen Naturforschung gezwungen worden, uns in eine unangreifbare Glaubensburg zurückzuziehen und die Mauern möglichst hoch zu führen und die Thore möglichst fest zu verschließen, so sollen wir doch hinwiederum nicht in unchristlicher Selbstgenügsamkeit uns darin so abschließen, daß wir alle, die nicht sofort unsern Standpunkt verstehen und würdigen können, abweisen. Die Isolirung des Glaubens und Wissens von einander läßt sich im realen Geistesleben gar nicht so sauber und streng durchführen: tausend Brücken führen über die Kluft herüber und hinüber. Und es muß sich zeigen lassen, daß diese Brücken ihr gutes Recht haben, daß sie auch gefahrlos betreten werden können, daß man ohne Gefahr für die wissenschaftliche Wahrheit einerseits und für das sehnende religiöse Gemüt anderseits beides in sich in innerer Harmonie vereinigen kann.

Eine ganz vorzügliche Unterweisung hierzu geben nach unserm Dafürhalten die Schriften von O. Flügel, zumal sein jüngst in zweiter Auflage erschienenes Buch: Die spekulative Theologie der Gegenwart, kritisch beleuchtet. (Köthen, O. Schulze. 2. Aufl., 1888. 444 S.; 6 M.) R H

Die Petition um Abänderung des § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs

Kaum hat die rheinisch-westfälische Eingabe an den Reichstag betreffs Abänderung des § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs, zu welcher, was ich nicht ungesagt lassen möchte, die erste Anregung aus dem Lande der „grünen Hefte" gekommen ist, das Licht der Oeffentlichkeit erblickt: so hat fast die gesamte deutsche Presse aller nationalen Parteien, ja bis hinunter zu der Freisinnigen Zeitung, sich der Sache bemächtigt und die Eingabe besprochen. Unstreitig ein Zeichen, welche Bedeutung man der grundsätzlichen Frage, um die es sich handelt, in weiten Kreisen beimißt. Ganz besonders erfreulich aber und — das darf ich als Mitarbeiter an der Petition versichern — in diesem Umfange nicht erwartet ist es, daß, soweit ich sehe, die meisten Blätter von Einfluß dem Grundgedanken des Antrages, wenn auch vorbehaltlich einiger Bedenken gegen die gesetzgeberische Ausführung desselben, sympathisch gegenüberstehen.

So schreibt u. a. in der Kölnischen Zeitung ein „praktischer Jurist":

> Die in dem Aufruf geforderte Streichung, beziehungsweise Abänderung des Paragraphen erscheint so wünschenswert, daß man annehmen darf, daß sowohl der Reichstag wie der Bundesrat sich den schwerwiegenden Gründen, welche für die Abänderung sprechen, nicht entziehen werden.

Und die Nationalliberale Korrespondenz zeichnet den dermaligen Zustand, aus welchem die Eingabe hervorgewachsen, mit folgenden Worten:

> In gerichtlichen Urteilen ist mitunter dem Begriff „Beschimpfung kirchlicher Einrichtungen" eine Ausdehnung gegeben worden, die fast jede Erörterung kirchlicher Gegenstände unmöglich macht. Man muß heutzutage sich sehr bedenken, Zweifel an der Echtheit heiliger Röcke und Windeln zu äußern, weil auch Reliquien in gerichtlichen Erkenntnissen als Einrichtungen der katholischen Kirche betrachtet worden sind. Der Verfasser des vor einem halben Jahrhundert erschienenen und seitdem in allen Liederbüchern verbreiteten Gedichts vom heiligen Rock zu Trier würde heutzutage lange Gefängnisstrafe wegen Gotteslästerung und Kirchenbeschimpfung zu gewärtigen haben; selbst wissenschaftliche Untersuchungen über die Echtheit solcher Gegenstände, wie die von Sybel und Gildemeister, wären vielleicht nicht sicher vor strafrechtlicher Verfolgung.

Als durch die neueste staatsanwaltliche und gerichtliche Handhabung des § 166 aufmerksam gewordene Männer aus Rheinland und Westfalen am 22. November vorigen Jahres zum ersten male über den jetzt vorliegenden Gegenstand in Beratung traten, da haben sie, wie gesagt, einen solchen Erfolg beim ersten Vorstoße kaum zu hoffen gewagt. Und ich gehe sicher nicht fehl, wenn ich die inzwischen eingetretenen Ereignisse, insbesondre das Verbot des Trümpelmannschen Lutherfestspiels in Berlin und die Vorgänge in der Kirche zu Solingen gegenüber der ultramontanen Ungenirtheit zu Aachen, mit der günstigen Wendung der öffentlichen Meinung in ursächlichen Zusammenhang setze. In der That waren ja diese Begebnisse auch ungemein geeignet, selbst den blödesten Augen es deutlich zu machen, wie sehr wir im neuen deutschen Reiche bereits im Kielwasser des Schiffleins Petri schwimmen; geeignet, selbst sehr vertrauensselige, ruhebedürftige Naturen vor die ernsthafte Frage zu stellen: Was will das werden?!

Dem gegenüber fehlt es ja freilich auch nicht an bedächtigen Stimmen, welche sich ablehnend und abmahnend aussprechen; ebenso wenig an Studirstubenkritikastern, welche, ohne selbst eine Hand zu rühren und etwas Positives zu Tage zu fördern, vornehm tadeln und achselzuckend fragen: Warum habt ihr eure Sache nicht besser gemacht? — Dieses kann im lieben deutschen Vaterlande nun einmal nicht anders sein; und ich würde darum keine Feder ansetzen, wenn nicht einzelne Einwände, sei es wegen der Stelle, von welcher sie ausgingen, sei es wegen ihres anscheinenden Wertes, in weitern Kreisen Eindruck gemacht hätten. Diesen Stimmen in Verteidigung unsrer Stellung zu begegnen, ist der Zweck meiner folgenden Ausführungen.

Vor mir liegt ein Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, mit dem ich mich beschäftigen muß, nicht sowohl um des Gewichts der Gründe willen, welche gegen unsre Eingabe ins Feld geführt werden, als vielmehr wegen des weithin maß-

gebenden Einflusses, dessen das offiziöse Blatt sich erfreut. — Richtig ist, was die Westdeutsche Zeitung als Epikrisis unter den betreffenden Artikel gesetzt hat: Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung trifft den Kern der Petition gar nicht. Zum Erweise dessen möchte ich einige Sätze aus dem norddeutschen allgemeinen Räsonnement herausgreifen und so kurz wie möglich beleuchten. Gegen die Gefahr, durch dieses „Herausgreifen" Sinn und Absicht des Artikels zu entstellen, werde ich mich dabei zu schützen wissen.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung freut sich einleitungsweise der neu erwachenden „Aeußerungen religiösen Bewußtseins" und fährt dann fort:

Aber jede stärkere Bethätigung des konfessionellen Bewußtseins ist bei der Lage der Dinge in Deutschland mehr oder weniger durch den Gegensatz zu andern Konfessionen bedingt: hieraus folgt naturgemäß eine gegenseitige Verbitterung; und wenn nicht der Staat in seinen Gesetzen Vorsorge getroffen hätte, daß dieser konfessionelle Streit gewisse Grenzen ungestraft nicht überschreiten darf, so könnte das an sich erfreuliche konfessionelle Bewußtsein sich in unangenehmer Weise fühlbar machen.

Nun frage ich: haben die Staatsgesetze, hat der § 166 die gerechte und tiefe „Verbitterung" verhindern können, welche es in der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands hervorgerufen hat und hervorrufen mußte, wenn der Breslauer Mischehenerlaß ein durch die amtlichen Organe jener Kirche christlich verbundenes Ehepaar als im Konkubinate lebend bezeichnete, wenn in allen ultramontanen Blättern und Blättchen die Schimpfereien des „Friedenspapstes" Leo gegen unsern ehrwürdigen Reformator, gegen die evangelischen Missionare u. s. w. den deutschen Katholiken aufgetischt wurden, wenn das so erhebende, unter den Auspizien und der lebhaften Beteiligung unsers Kaiserhauses veranstaltete Lutherjubelfest ein „Lutherkankan" genannt wurde u. v. a.? Will die Norddeutsche Allgemeine Zeitung es bestreiten, daß, wie es in der Begründung der Eingabe heißt, „die in dieser Art von katholischer Seite in der heutigen Zeit geführte Polemik eine die evangelische Kirche in ihrem innersten Wesen tief verletzende ist, und die dadurch hervorgerufenen, trotz des § 166 straflos gebliebenen Aergernisse zahllos sind"?

Allein die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, welcher die Aachener „Wunder" — sicherlich auch „Aeußerungen konfessionellen Bewußtseins" — vielleicht „angenehm fühlbar" geworden sind, scheint sich lediglich vor der Möglichkeit katholischer „Verbitterung" zu fürchten. Sie schreibt weiter:

Als Grund für diese [in der Eingabe erstrebte] Aenderung [des § 166] ist zu erkennen, daß man sich durch diese Strafbestimmung in der Agitation gegen andre Konfessionen, speziell gegen die katholische Kirche, beengt fühlte. Das ist aber gerade der Zweck jenes Paragraphen [!], daß die öffentliche Agitation, die in Versammlungen ausgeübte, mit beleidigenden Ausfällen gewürzte Bekämpfung der Kirchen unter einander thunlichst eingedämmt werden sollte.

Das Blatt scheint die Eingabe und ihre Begründung sehr oberflächlich gelesen zu haben. Die letztere ist diesem Einwande im voraus begegnet. Es heißt daselbst: Die zu streichenden Worte des § 166

erfüllen jedoch ihren Zweck [die geschichtlich entstandenen religiösen Gemeinschaften vor Beschimpfung zu sichern und die für den Staat notwendige Toleranz derselben unter einander sicher zu stellen], soweit es sich um Schutz der evangelischen Kirche gegenüber beschimpfenden Angriffen von römisch-katholischer Seite handelt, nur in sehr geringem Maße. Ja, was noch schlimmer ist, sie machen der ersteren die Verteidigung fast unmöglich, weil sie die in der geschichtlichen Gestaltung und den Bekenntnissen wurzelnde Wesensverschiedenheit der evangelischen und römisch-katholischen Kirche durchaus nicht berücksichtigen —

mithin gegen den Grundsatz von der Parität verstoßen. Uebrigens ist es doch ein ödes Ansinnen, wenn man den Männern, welche die Eingabe mit ihrem Namen vertreten haben (der beängstigende Name Thümmel-Remscheid steht nicht einmal darunter!), zwischen den Zeilen die Absicht scheint beilegen zu wollen, als möchten dieselben „Erlaubnis zum Schimpfen" gewinnen. Von „Agitation gegen die römische Kirche" ist gar die Rede nicht, sondern lediglich von „Verteidigung" (bezw. „verteidigendem Angriff") gegen ultramontane Ausfälle. Und diese sollte, in rechter Würdigung der Bedeutung, welche der Protestantismus für Preußen und sein Königshaus seit Jahrhunderten gehabt hat, selbst der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wertvoll genug und zu freier Bethätigung vollauf berechtigt erscheinen.

Ich überlasse die Befürchtungen, welche die Norddeutsche Allgemeine Zeitung für den „bürgerlichen Frieden" hegt, gleich ihr selbst, „der Phantasie des Lesers." Die Begründung der Eingabe hat auch diesem Einwande in ihrem letzten Absatze vorgebeugt. Man hätte auf das dort Gesagte doch wenigstens ein Wort der Erwiederung erwarten dürfen. Dieser Mühe überhebt sich die Zeitung. Wohlan, so möge sie umgekehrt in Erwägung nehmen, ob die thatsächlich imparitätische Art, wie entsprechend der Mangelhaftigkeit des § 166 gegen Evangelische verfahren worden ist und verfahren wird, dem bürgerlichen Frieden förderlam sein kann. — Hervorheben muß ich jedoch den weiteren Hinweis auf den Umstand, daß

die Aufhebung der angegriffenen Strafbestimmung auch einen Ansturm von materialistischer Seite gegen alles Religiöse zur Folge haben würde, der allen christlichen Kirchen in gleicher Weise Abbruch zu thun vermöchte.

Wir sind überzeugt, daß die evangelische Kirche diesen „Ansturm" jederzeit auch ohne weltliche Strafbestimmungen wird aushalten können, wie sie ihn schon oftmals ausgehalten und siegreich ausgehalten hat. Wir vertrauen der Macht der Wahrheit und singen getrost: „Das Feld muß Er behalten." Und wenn die römische Kirche Vertrauen zu sich selber hätte, dann würde sie nicht anders denken. — Allein, die Instanz dieses Einwurfs selbst zugestanden, so zieht auch nach dieser Richtung hin wiederum lediglich die katholische Kirche für „ihre Einrichtungen und Gebräuche" aus § 166 den Vorteil; die evangelische bleibt, wie den Beschimpfungen des Romanismus, so den Angriffen des Freidenkertums nach wie vor bloßgestellt. Denn ihr Wesen besteht nun einmal nicht, wie das der römischen Kirche, in „Einrichtungen und Gebräuchen."

Wenn endlich die Norddeutsche Allgemeine Zeitung sagt:

Der Staat schützt seine Einrichtungen, Beamte u. s. w. auch dadurch, daß er die Beleidigungen derselben bestraft, ... in gleicher Weise ist denn auch den Kirchen derselbe Schutz gewährt worden —

so scheint sie abermals übersehen zu haben, was in der Begründung der Eingabe von dem „Mangel einer jeden festen Norm darüber, was als eine religiöse Beschimpfung zu betrachten sei," geschrieben steht. Der Begriff einer „Beleidigung" kann zwar auch nur subjektiv, jedoch „von allgemein menschlichen Gesichtspunkten" aus festgestellt werden. Die Bestimmung aber darüber, was eine religiöse Beschimpfung sei, wird stets eine so unsichere sein und darf subjektivem Ermessen umso weniger überlassen bleiben, „weil diese Entscheidung nicht von allgemein menschlichen, sondern je nach der Konfession des Urteilenden von konfessionell begrenzten Gesichtspunkten ausgehen wird."

Hiernach dürfte ich denn wohl die Norddeutsche Allgemeine Zeitung auf sich beruhen lassen. Sie hat bewiesen, daß sie entweder von der Freundin Germania bereits manches, namentlich das Ignoriren, gelernt hat oder daß in ihrem Redaktionsbüreau die „Gründe" doch nicht ganz so reichlich wachsen, wie Shakespeare meint. Sie hat mit dem besprochenen Artikel nicht viel mehr gethan, als das ziemlich abgebrauchte Motiv: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" seicht genug variirt. Sie darf sich dafür überzeugt halten, daß, falls eine neue Reformation nötig würde, sie trotz den hohen Beziehungen, deren sie sich je und dann berühmen kann, in einer mächtigen Bewegung der Geister eine sonderliche Rolle nicht würde zu spielen haben. Hoffentlich läßt sie in ihrer Romfreundlichkeit auch durch die neueste Un—verfrorenheit der Kölnischen Volkszeitung, welche den deutschen Kaiser aus dem Quirinal ausweist, noch ehe er eingezogen, sich nicht stören. Aber über den Kopf der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung hinweg möchte ich, wenn auch halb „Landpastor," ein ernstes Videant consules!! zu rufen mir die Freiheit nehmen. —

Aber noch auf einen andern, mehrfach vernommenen und auch in dem eben verarbeiteten Zeitungsartikel anklingenden Einwurf, der, wenn berechtigt, fast einen Vorwurf bedeuten könnte, muß ich eingehen. Ich meine das Urteil: Eure Eingabe

ist etwas rein Negatives. Ihr nehmt dem Staate ein Machtmittel, dessen er in seinem eignen Interesse nicht entraten kann, ohne ihm ein andres, besseres dafür zu bieten.

An dieser Rede ist zweifellos etwas Wahres. Das, was die Antragsteller vom Reichstage erbitten, ist zunächst die Aufhebung einer sie drückenden Gesetzesbestimmung. Allein man wird mir, der ich an der Sache von Anfang bis zu Ende, sowohl bei den weiteren Beratungen der Vertrauensmänner, wie im engern Redaktionsausschusse, mitgearbeitet habe, wohl glauben, wenn ich versichere, daß wir auf einer breiten Grundlage sorgfältigster Erwägungen und Informationen gebaut haben. Und nun bitte ich nicht aus dem Auge zu lassen, daß es, wie wir bewiesen haben und wie bisher nicht widerlegt ist, um ein Machtmittel sich handelt, welches den Staat selbst in eine seltsame und peinliche Zwangslage versetzt, indem es ihn, d. h. seine Staatsanwälte und Gerichtshöfe, nötigt, einen Teil seiner Bürger — und zwar weder den größern noch den unterthänigern — zum Schaden der überwiegenden Mehrzahl an gesetzlichem Schutze zu bevorzugen. Die genannten Beamtenkategorien sollten meines Erachtens um ihrer sittlichen Verantwortlichkeit willen froh sein, wenn sie aus den Buchstabenbanden des § 166 zu einer freien geistigen Erfassung der Wesensverschiedenheit der beiden Kirchen und damit zu Urteilssprüchen, die der Wahrheit näher kommen als gewisse Erkenntnisse der jüngsten Vergangenheit, wiedergeboren würden.

Der billig Urteilende wird in dieser Ueberlegung das positive Moment nicht verkennen. Mehr zu bieten war aus zwei Gründen unthunlich. Einmal lag uns das Angebot eines Entgelts für die angegriffene Strafbestimmung nicht ob. Wenn man, um ein triviales Gleichnis aus dem hiesigen Geschäftsleben zu gebrauchen, neben mein Haus eine Dampfschleiferei oder ein Hammerwerk mit brummendem Ventilator und polterndem Maschinerie bauen wollte, so würde ich dagegen sehr entschiednen Einspruch erheben. Wenn aber der Nachbar Fabrikant mir erwiedern wollte: ja, dann gieb mir einen andern Bauplatz! so würde ich ihm billig antworten: Da siehe du zu! Muß es zugestanden werden — und wer wollte außerhalb des Zentrums es leugnen? —, daß der § 166 uns Evangelische ungleichmäßig schutzlos läßt und in unsrer Freiheit beschränkt, so muß der Staat diesen Uebelstand bedingungslos beseitigen, und es ist seine Aufgabe, seine Interessen anderweitig wahrzunehmen. Einen etwa gangbaren Weg hierzu haben wir zum Ueberfluß angedeutet, die §§ 125 und 130 des Strafgesetzbuchs.

Weiter aber halte ich dafür, daß es mit dem positiven Ersatz des § 166 gar so sehr nicht eilt. Man bewillige uns unser Recht; man lasse „das Wort wahrhaftiger Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit, wie das Wort ehrlicher Entrüstung wider die Unwahrheit ganz frei sein“ — und warte ab, was daraus folgt. Ich glaube, man sieht zu schwarz; es wird auf evangelischer Seite zu nennenswerten Ausschreitungen nicht kommen. Im Notfall hat der Staat ja ohnehin jederzeit Machtmittel genug, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, beziehungsweise zu erzwingen. Wenn es sich aber herausstellen sollte, daß es eines besondern bedarf, nun, so wird gerade die Beschaffenheit der einzelnen Anlässe selbst die beste und allein sichere Handleitung abgeben, in welcher Richtung der Gesetzgeber vorzugehen habe. Ohne ein solches Erfahrungsmaterial scheint mir jeder positive Vorschlag anfechtbar und deshalb zur Zeit ungeeignet zu sein.

Ich zweifle nicht, daß die gewichtigen Gründe, auf welche die Eingabe sich stützt, sowie der Umstand, daß letztere aus Landesteilen hervorgegangen ist, wo man Rom aus eigner täglicher Anschauung und langer bitterer Erfahrung kennt, wie es ist, bei den Urteilsfähigen und Weitersehenden auch des Ostens je länger desto besser werden gewürdigt werden.

G-S

Nachwort der Redaktion. Die Sache liegt unsers Ermessens sehr einfach. Es ist notwendig, daß gewisse Vorgänge, welche die evangelische Kirche und ihre Glieder der römischen Kirche gegenüber als eines geringeren Rechtsschutzes teilhaftig erscheinen lassen, vor dem Reichstage zur Sprache kommen. Die unter der gegenwärtigen Lage vornehmlich leidenden Kreise haben die in Nr. 33 d. Bl. abgedruckte Petition nach reiflicher Ueberlegung vorgelegt und bereits Tausende von Unterschriften dafür gesammelt. Es handelt sich darum, ob wir im Osten dem Vorgehen der westlichen Freunde noch zu größerm Nachdruck helfen wollen. Gewiß kann man im einzelnen verschiedner Meinung sein, Wünsche und Ausstellungen erheben. Aber wer protestantisch-kirchlichen Gemeinsinn besitzt, für den kann es nicht zweifelhaft sein, was er zu thun hat. Wäre selbst die Formulirung der Petition zu negativ und radikal, was ich mit dem Verfasser des obigen Artikels bestreite, nun, so wird der Reichstag Gelegenheit haben, seine gesetzgeberische Schöpferkraft zu beweisen.

Bedenken gegen die geschäftliche Einrichtung englischer Liebesthätigkeit

Daß in England großartige Leistungen der Liebesthätigkeit zu finden sind, ist bekannt. Auch wer nicht bloß die absolute Summe dessen, was an äußern Mitteln zusammenfließt, ins Auge faßt, sondern beim Vergleiche etwa mit dem deutschen Volke auch den größern Wohlstand in Rechnung zieht, wird trotzdem seine Bewunderung nicht zurückhalten. Noch mehr, wer den Wert der Leistungen nicht nur nach der Höhe der Einnahme und Ausgabe, nach der Großartigkeit der bestehenden Anstalten, nach der Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen messen will, wird die Kraft und Opferwilligkeit persönlicher Anstrengungen in der englischen Liebesarbeit hoch anschlagen. Aber er wird auch hie und da Gefahren finden, welche der Liebesthätigkeit drohen und ihren höhern Wert beeinträchtigen können, und er wird auch diese bedenklichen Seiten ins Auge fassen müssen, weil sie in irgend einer Form sich bei uns wiederholen können. Solche Gefahren liegen zum Teil in dem Geschäftsbetriebe der englischen Liebesarbeiten vor, von einflußreichen Engländern selbst erkannt und bekämpft und doch bisher noch nicht völlig überwunden.

Eine Gefahr liegt in der Art, wie geschäftsmäßig die nötigen Summen für Begründung und Erhaltung der Anstalten zusammengebracht werden. Es ist gewiß ein richtiger und zweckmäßiger Gedanke, daß jedes Jahr einmal die Freunde einer Anstalt sich versammeln und auf recht deutliche Art das Vorhandensein einer Anstalt auch dem größern Publikum ins Gedächtnis gebracht, Bericht gegeben, Hilfe gefordert wird. Das ist der leitende Gedanke der sogenannten Maimeetings, die teilweise viel mehr geschäftsmäßige Versammlungen sind, als wir denken. Das ist auch der Gedanke, welcher besondre Festlichkeiten zum Besten einzelner Anstalten jahraus jahrein hervorruft. Am beliebtesten sind zu solchem Zwecke große Festessen, bei denen die Glieder der königlichen Familie, Diplomaten, Aristokraten und Minister häufig den Vorsitz führen. Als sogenannte Stewards übernehmen einflußreiche, bekannte Männer die Vorbereitung von Sammellisten, die dann beim Essen abgeschlossen und verlesen werden und oft Tausende von Pfunden Sterling bei einem Jahresfeste aufbringen. Der Umstand, daß bei solchem Feste die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Liebeswerke gerichtet wird und daß im Vergleiche mit den hohen Kosten des Festes der Ertrag desselben meist sehr beträchtlich ist, mag diese uns fremde Einrichtung erklären. Und hier liegt ohne Frage etwas vor, was bei uns in andrer Weise noch viel nachgeahmt werden könnte. Denn bei uns pflegen die meisten aller Generalversammlungen insonderheit für lokale Anstalten und derartige Einrichtungen doch nur einen sehr beschränkten Kreis und in sehr geschäftlicher Weise um den Mittelpunkt der Anstalt zu versammeln. Bedenklicher erscheint mir die auch bei uns gebräuchliche Abhaltung von Bazars oder gar von Schaustellungen und von Bällen zum Besten von Anstalten der Liebe. Es tritt der Zweck des Vergnügens neben den der Liebesthätigkeit, und manche große Summe wird gesammelt von Leuten, die für den eigentlichen Zweck wenig oder kein Interesse haben. In irgend welcher Weise findet sich ja die gleiche Schwierigkeit bei allen Anstalten, die für ihr Fortbestehen dauernde Unterstützung beanspruchen müssen. Aber die englische Gewohnheit bringt diese Schwierigkeit in verstärktem Maße mit sich. Dazu kommt, daß die englische Liebesthätigkeit für unser Gefühl viel zu sehr Reklame macht. Dem Engländer wieder wird es so scheinen, als ob wir Deutschen oft völlig berechtigte und zweckmäßige

Mittel nicht benutzten, durch die wir Anteil und Unterstützungen für unsre Bestrebungen gewinnen könnten.

Ein andrer Punkt ist mit dem ersten in Verbindung zu bringen: die Ausgabe von Stimmrecht an die Beitragenden nach dem Maße ihres Beitrages. Es wird immer, wer zu einem Liebeswerke beiträgt, moralisch dadurch ein gewisses Recht an demselben gewinnen. Es wird auch nichts dagegen einzuwenden sein, und in der That haben auch wir diese Einrichtung, wenn gleich in recht bescheidenem Maße, daß irgendwie thatsächlich dieser Rechtsanspruch zum Ausdruck kommt. Aber wir werden doch immer dies Recht beschränken auf die Abstimmungen in Versammlungen, auf die Wahl des Vorstandes und Verwaltungsrates und dergleichen, und alle einzelnen Entscheidungen, die ganze volle Leitung dann vertrauensvoll in die Hände des erwählten Vorstands legen. Anders die freien und geschäftsgewohnten Engländer. Bei sehr vielen Liebeswerken giebt die Zahlung einer bestimmten Summe das Recht zu einer Stimme auch in Einzelheiten, die einer geringern Summe für ein Jahr, die einer höhern Summe dauernd. Man erhält also, ich will sagen, für eine halbe Guinee auf ein Jahr Stimmrecht, für zwanzig Guineen auf Lebenszeit. Was ist der Erfolg? Kommen Sie mit mir in einen der größten und prächtigsten Säle Londons, wo etwa die Jahresaufnahme für ein Waisenhaus vor sich geht. Fünfzehn Plätze sind zu besetzen; hundert Anmeldungen sind eingelaufen. Bei uns würde der Vorstand nach bestem Ermessen prüfen und wählen. Hier aber geschieht die Wahl durch Abstimmung. Um zwölf Uhr ist die Wahl. Um neun Uhr finden wir den Saal schon gedrängt voll von Menschen, meist den bessern Ständen angehörig. Ein Komiteetisch ist in der Mitte, rings umher Tische für die Verhandlungen der Abstimmenden. Die Wahl geschieht schriftlich. Jeder Stimmführende hat auf der Rückseite seines namentlich bezeichneten Stimmzettels ein Verzeichnis der angemeldeten Kinder. Er hat seine Stimme einem einzigen Kinde zu geben, das hinter dessen Namen anzumerken und so den Stimmzettel abzugeben. Die Majorität der Stimmen entscheidet. Es liegt aber auf der Hand, daß eine Anstalt, die auf einmal fünfzehn Kinder neu aufnimmt, Tausende von Guineen jedes Jahr braucht und erhält und darum auch Tausenden Stimmrecht geben muß. Auch jemand, der etwa zwanzig Stimmen für seine Person abzugeben hätte, hat darum nur verschwindenden Einfluß. Es muß also gehandelt werden. Es werden Geschäfte geschlossen: dies Jahr wendest du meinem Schützling alle Stimmen zu, die du sammeln kannst, ich thue nächstes Jahr für den deinen das Gleiche; oder: ich stelle dir alle Stimmen für die und die Blindenanstalt zur Verfügung, gieb du mir ebenso viel Stimmen für dies Waisenhaus. So wird wochenlang vorher gesucht und gebettelt und getauscht, daß man genug Stimmen sammelt. Zuweilen sind deren tausend nötig, um des Erfolges sicher zu sein. Nur der angespanntesten Thätigkeit ist es möglich, mit einigen Hoffnungen zur Wahl zu kommen. Und hier findet dann das letzte Gefecht statt. Zwei Jahre oder drei Jahre darf meistens derselbe Name auf die Liste gesetzt werden, dann nicht wieder. Nun ists vielleicht das letzte mal. Voriges Jahr fehlten nur noch ein paar hundert Stimmen. Wirds heute Erfolg haben? So werden denn alle, die sich nicht schon verpflichtet haben, angeredet und gebeten. Selbst die Kosten scheut man nicht, gedruckte Darstellungen des Falles umherzugeben, für den man bittet. Hin und her wird beratschlagt und geredet, wie auf den Börsenhallen rauscht der Ton des Gespräches im Saale. Die Stunde schlägt. Die Abstimmung ist beendet. In langer Arbeit sitzt der Vorstand und zählt, wer von den hundert Gemeldeten zu den fünfzehn Meistbegünstigten gehört. Sie werden aufgenommen. Für die andern ist diesmal, und vielleicht für immer, die Hoffnung vorüber. Jubel hier, Niedergeschlagenheit dort. Und nächstes Jahr dasselbe Lied.

Was aber ist der Erfolg dieser Art Abstimmung, die für eine große Anzahl Anstalten statutenmäßig geschehen muß? Sehen wir ab von der unendlichen Mühe, die man hat, auch im Falle der größten Not irgend Aussicht für die Aufnahme des Schützlings zu gewinnen; sehen wir ab von dem merkwürdigen und peinlichen Schauspiel, darf ich sagen, einer Börse der Liebesthätigkeit; der letzte Erfolg wird immer sein, der Schützling, für den an sich schon größere und einflußreichere, wohlhabende Kreise sich interessiren, dem also ohne die Aufnahme am ersten könnte geholfen werden, wird gewählt, und der ärmste, der keinerlei Beziehungen zu solchen Kreisen hat, für den sonst keine Aussicht auf genügende Unterstützung ist, wird in der Regel nicht gewählt. Ich bin überzeugt, ein unabhängig nach seinem Ermessen handelndes Komitee würde dieselben Wohlthaten des Liebeswerkes ganz anders austeilen und zu ungleich größerem Segen.

Ein andres Bild zu demselben Gegenstande. Ein armer Londoner Arbeiter erkrankt an einer schweren, fieberhaften Krankheit. Daheim kann er nicht bleiben; denn wenn seine Frau nicht zur Arbeit ausgeht, fehlt das Brot. In die Krankenabteilung des Armenhauses mag er nicht. Denn wenn der Mann im Armenhause ist, gehören nach englischem Gesetz auch Weib und Kind, von ihm dann getrennt, ins Armenhaus. In seiner Nachbarschaft aber weiß der Mann ein Hospital mit vielen Betten, eine Stiftung der Liebe, mit guten Aerzten und vortrefflicher Pflege. Die Frau muß hier um Aufnahme bitten. Aber die Aufnahme kann nicht geschehen, wenn auch Betten genug frei sind. Denn sie bringt keine Empfehlung von einem Mitgliede, das für dies Hospital zahlt. Also nun umher und solche Empfehlung suchen. Wer jährlich so und so viel zahlt, erhält so und so viel Empfehlungskarten. Nun also hin und her zu Bekannten und Unbekannten, bis endlich einer sich findet, der für dies Hospital und auf dies Jahr noch eine Karte besitzt und bereit ist, sie auszugeben. Und während dieses Suchens mag der Kranke tagelang liegen, bis er endlich die Botschaft bekommt, daß er aufgenommen werden kann, oder, oft genug, bis er diese Hoffnung auf Hilfe ganz aufgiebt, oder bis keine menschliche Hilfe mehr helfen kann. Wir brauchen das Bild nicht auszumalen. Die Bedenklichkeit solcher Bestimmungen ist zu deutlich, und doch muß irgendwo eine Grenze gezogen werden.

Die große Gefahr, die in diesem Stimmen- und Empfehlungswesen für die Liebeswerke liegt, daß sie ihren nächsten und besten Zweck nicht erreichen und wohl gar zu allerlei Unordnung Anlaß gegeben wird, ist denn auch einer großen Anzahl einflußreicher Engländer nicht unbekannt. In neuerer Zeit mehren sich die Anstalten, welche völlig mit dem alten Systeme brechen. Aber noch hat dieses System ein weites Gebiet. Und gewiß ist, in solchen Dingen Wandel schaffen, ein langsames Werk der Geduld. Um nur eins von den Hospitälern zu nennen, welche von Anfang an diesem Systeme nicht gefolgt sind, sei auf das große deutsche Hospital in London hingewiesen, das jeden kranken Deutschen, wenn nur Platz ist, frei und unentgeltlich aufnimmt, und von dem zu berichten mir ein andermal vergönnt sein mag. Für diesmal sei es genug mit dem, was von dem Geschäftlichen in englischen Liebeswerken mir bedenklich erschienen. Das Große und Bewundernswerte der englischen Liebeswerke wird über solchen Bedenklichkeiten niemand vergessen.

J B

Bilder aus der neueren Kunstgeschichte

Wohl keine unter unsern Wissenschaften hat es mit größern sich ihrer ruhigen Entwicklung entgegenstellenden Schwierigkeiten zu thun, als die jüngste unter ihnen, die Kunstgeschichte. Sie gehört zwei Welten an: der Geschichte und der Kunst, und sie teilt mit allen auf Grenzgebieten liegenden, zwei Reichen gleichmäßig angehörenden Disziplinen das Los, von beiden allein beansprucht, herüber- und hinübergerissen zu werden. Der Künstler sagt zum Kunsthistoriker: Wie vermag ein andrer als ein Künstler über Kunstwerke zu urteilen! L'art pour l'art! Der Kunstkenner wieder verfügt in seinem eng begrenzten Interessenkreise über größere Detailkenntnisse als der, welcher alle Perioden der Kunstgeschichte mit gleichem Verständnis umspannen soll. Und wieder unsre eigentlichen Historiker haben nur notgedrungen und zum Teile noch heutigen Tages nicht voll überzeugt die neue Wissenschaft als die Schwester der altzünftigen aufgenommen. Ihr Zögern, ihr Unwille läßt sich freilich begreifen. Vielen unsrer kunstgeschichtlichen Arbeiten geht der Charakter historischer

Methode völlig ab. Es sind das gerade die am meisten verbreiteten. Gewiß hat das Interesse wie an den bildenden Künsten, so an der Kunstgeschichte in unsern Tagen sehr zugenommen. Aber unser großes Publikum betrachtet die Kunstgeschichte nur als Luxusartikel, der wohl ergötzen, die Zeit angenehm und ja auch ganz nützlich vertreiben könne, zugleich befähige, in der Gesellschaft geistreich mitzureden, der aber doch eigentlich ernsterer Arbeit nicht wert sei. Man freut sich deshalb an kunsthistorischen Büchern, die nicht zu viel des historischen Ballastes bergen, sondern eine modern ästhetische Beurteilung bevorzugen, aus denen man zugleich die ganze Skala der zustimmenden und lobenden, ablehnenden und verabscheuenden Ausdrücke kennen lernen kann. Anderseits mag es dem aufmerksamen Betrachter wohl bange werden, wenn er in die kleinliche Arbeit, man möchte sagen, die mikrologische Arbeit vieler unsrer Kunsthistoriker hineinsieht. Gewiß, nichts ist so klein, daß es nicht Beachtung verdiente. Oft giebt gerade das scheinbar Unbedeutendste dem Forscher die willkommenste Handhabe, weil es schärfer illustrirt als manches große Ereignis. Aber das soll doch alles nur Mittel zum Zwecke sein. Nirgends rächt sich ein derartiges Stehenbleiben auf halbem Wege so sehr, wie in der Kunstgeschichte. Die künstlerischen Werke sprechen unser Empfinden unmittelbar an. Ihre wissenschaftliche Verarbeitung, ihre weitere Vermittelung muß darum nicht in Trockenheit und Dürftigkeit stecken bleiben. Nirgends wirkt aber auch eine glückliche Vereinigung, die streng wissenschaftliche Erfassung und Verarbeitung des schönen, lebendigen Stoffes und die entsprechende künstlerische Darstellung, lebendiger, begeisternder als in der Kunstgeschichte.

Wir dürfen bei unsern Lesern die nähere Bekanntschaft mit Anton Springers „Raffael und Michelangelo“ voraussetzen. Ein weiteres Zeugnis sind desselben Meisters vor kurzem erschienene, in zweiter Auflage gegen die erste Ausgabe um die Hälfte vermehrte „Bilder aus der neueren Kunstgeschichte.“*) Sie umfassen das Gesamtgebiet der kunsthistorischen Entwicklung, von den Wurzeln der neuern Kunstgeschichte in der Antike bis auf die Verhältnisse unsrer Tage. „Das Nachleben der Antike im Mittelalter“ bespricht die erste Abhandlung; mit der Betrachtung der „Wege und Ziele der gegenwärtigen Kunst“ und einem die Prinzipien der Kunstgeschichte erörternden, mit Feinden ihrer streng wissenschaftlichen Behandlung und sonstigen übelwollenden Freunden der Kunstgeschichte abrechnenden Nachworte „Kunstkenner und Kunsthistoriker“ schließt das Werk.

Was in diesem gewissermaßen den theoretischen Extrakt aus den vorangegangenen historischen Studien bietenden Schlußaufsatze vor allem in den Vordergrund gestellt wird, ist die engste Verknüpfung des kunstgeschichtlichen mit dem kulturgeschichtlichen Elemente, die Einfügung der Kunstgeschichte selbst in die Kulturgeschichte. Das ist es auch an erster Stelle, was dieser Auffassung der Kunstgeschichte, was den vorliegenden Bildern den hohen, unvergänglichen Wert verleiht. Was der Maler und der Bildhauer geschaffen, ist ebenso eine historische Thatsache, wie alles andre in der Weltgeschichte. Lernt sehen, und ihr werdet in den Kunstwerken den sprechenden Ausdruck der Kulturperiode finden, in der sie entstanden sind, schlagende Parallelen zu den historischen Erkenntnissen, wie wir sie schon haben, aber auch scharfes Schlaglicht, helle Erleuchtung auf uns noch unverständliche Verhältnisse werfend. Bilder haben dank der sinnlichen, unmittelbaren Anschauung unmittelbare Beweiskraft. Sie als solche verwerten zu können, will uns das Buch lehren. Wir können darum mit demselben Rechte diese Bilder aus der neuern Kunstgeschichte auch als glänzende Bilder aus der neuern Kulturgeschichte bezeichnen. Vielseitig, ja allseitig sind die Aufgaben, die sie erfüllen wollen: die gesamte Kunstgeschichte in ihren hervorragendsten Vertretern, in den charakteristischen Eigentümlichkeiten der Hauptperioden zu schildern. Das landläufige Urteil zu berichtigen, treten die meisten Abhandlungen ein.

Schon daß unter die neuere Kunstgeschichte die Untersuchungen über das Mittelalter eingereiht werden, ist eine zu der allgemein giltigen Ansicht in Widerspruch stehende Meinung. Nirgends wird der Historiker bei den Laien mehr richtig zu stellen haben, als in den Anschauungen über das Mittelalter. Für gewöhnlich ist es eine ganz dunkle Größe. Antike, dann lang dauernde, wüste Verwilderung, einige schöne, aber ihrer Entstehung nach unverständliche Blüten, in der Renaissance Wiederbelebung der Antike — das ist das landläufige Schema. Aber so wenig die Rückkehr zur Antike das Wesen der großen Bewegung in jenen Jahrhunderten erschöpft, die wir als die Jahrhunderte der Renaissance bezeichnen, so wenig darf man dem Mittelalter Kenntnis und Einfluß der alten Welt absprechen. Man würde sich dadurch das Verständnis vieler und gerade der interessantesten Aeußerungen des mittelalterlichen Lebens verschließen. Die antiken Kunstwerke standen zum Teil vor aller Augen. Mit Sehnsucht blickte der Künstler auf ihre bewunderungswürdige technische Vollendung. Wir finden direkte Kopien alter Werke, wir finden das Verständnis für manche künstlerische Regel der Alten. Lebendig ist die Symbolik, welche den tragbaren Geräten das Gepräge lebendiger Beweglichkeit giebt. Die mittelalterlichen Naturfabeln verdanken zum Teile ihren Ursprung der Bewunderung der antiken Kunst, namentlich der Gemmenbilder. Ein Jupiterkopf auf einem Steine giebt Macht; Sirenenbilder bewirken Unsichtbarkeit des Trägers. Wie tief wurzelt im Volke die Virgiliussage! Der antike Dichter ist dem Volke der wundermächtigste Zauberer. Bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, daß die sehnsüchtige Bewunderung der antiken Kunstwerke der Ausgangspunkt für die Sage ist. Die größten, in zauberhaftem Lichte erscheinenden Kunstwerke werden mit dem Manne verknüpft, der dem Mittelalter als der größte Repräsentant des Altertums gilt. Und nicht nur in den Gedankenkreisen der bildenden Künste läßt sich das Leben der Antike deutlich nachweisen. Die Lieder der Vaganten, der fahrenden Schüler, in den weitesten Kreisen bekannt, atmen eine Freude am Genuß der Natur und der Schönheit und verfügen über einen so reichen mythologischen Apparat, zeigen so ungezwungene Anklänge an die Denk- und Ausdrucksweise des klassischen Altertums, daß unwillkürlich die Erinnerung an die Männer der Renaissance in uns lebendig wird, während auf der andern Seite auch sie wieder lehren, daß die Antike im Mittelalter nur ein halb träumerisches, halb phantastisches Leben besitzt.

Ganz anders wirkt natürlich die christliche Antike nach. Sie ist die einheitliche Grundlage für die oströmisch-byzantinische und für die abendländische Welt, bleibt in jener aber ausschließlich maßgebend, während im Westen neue Elemente eintreten: die jugendliche Kraft der Germanen unterwirft sich mit frischer und kecker Originalität der antiken Kultur, nicht ohne auch ihrerseits zu geben. Weitverbreitet ist die Meinung, und sie hat sich bis zu unsern Tagen in den bedeutendsten historischen Schilderungen erhalten, daß die abendländische Kunst, besonders unsre deutsche Kunst, der Hauptsache nach vom Osten, von Byzanz aus Anregung und Nahrung empfangen habe. Gewiß fehlte es nicht an Beziehungen. Die Kaiserin Theophano, Ottos II. Gemahlin, entstammte dem byzantinischen Kaiserhause. Wir wissen, daß Luxusarbeiten, Werke der Goldschmiedekunst, Elfenbeinarbeiten, Teppiche in Deutschland eingeführt wurden, und wir können die einzelnen Motive deutlich verfolgen. Die lebhaften politischen Beziehungen einzelner Gegenden Italiens, zumal Venedigs und Unteritaliens, haben auch lebhafte künstlerische Einwirkungen zur Folge gehabt. Aber schon zeitlich schränkt sich der Einfluß ein, und er dehnt sich auch nicht auf das Gesamtgebiet der Künste aus. Eigentlich ist es nur die Mosaikmalerei, die für spezifisch byzantinisch angesehen werden muß, und für einzelne Gegenden auch die quadratische, mit einer Kuppel gekrönte Kirchenanlage. So haben wir diese beiden Elemente in der glänzendsten mittelalterlichen Kultur, bei der sich in der phantastischsten Mischung die verschiednen Kulturelemente vereinigen, in der Palermitaner Kunst des zwölften Jahrhunderts, auf Rechnung der Byzantiner zu setzen. Die Verhältnisse lagen aber ganz anders im Norden bei uns Deutschen, als in Sizilien, in Italien. Andre Sprache, andre Bildung, andre Beanlagung lassen von vornherein auch andre Kunstübung erwarten. Man hat von der byzantinischen Kunst

*) Bilder aus der neueren Kunstgeschichte von Anton Springer. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage mit Illustrationen. Zwei Bände; 402 und 409 S. Bonn, Adolph Marcus. 12 Mark.

freilich in der Regel eine ganz irrige Vorstellung, ungefähr so wie der junge Maler in Immermanns Epigonen: „Die Byzantiner malten Herrgötter mit Eidechsenleibern.“ Man spricht ihr eine Entwicklung, man spricht ihr auch die Schönheit nahezu ab. Und doch ist gerade diese ein Hauptbestimmungsgrund, unsrer deutschen Kunst andre Quellen zuzuweisen. Sowohl stofflich als formal ist in der byzantinischen Kunst die antike Ueberlieferung von langem direkten Einflusse gewesen. Die zahlreichen Personifikationen, die Art der Zeichnung und Farbengebung beweisen es. Und welch eigentümlich lehrhafter Ton spricht aus allen den Darstellungen! Die Textillustrationen der biblischen Schriften sind der Ausdruck für die vorwiegend theologischen Interessen. Der Künstler deutet homiletisch um, beutet die Stelle typologisch aus. Der Deutsche illustrirt das Wortbild, wie es sich gerade darbietet. Der Byzantiner kann z. B. die Parabel von den Weingärtnern nicht darstellen, ohne daß er die Kreuzigung Christi mit anbringt. Wie häßlich, wie plump sind den griechischen Schöpfungen gegenüber unsre deutschen, aber auch wie ganz anders lebendig! Sie kennen kein Maßhalten; aber der unruhige, heftige Ausdruck packt und läßt uns schließlich die rohe Form vergessen. Es ist eine andre Empfindungsweise, es ist ein andrer Bildungsgang. Aber die Anfänge sind die gleichen, und sie haben nie aufgehört, bestimmend für die Entwicklung zu sein. Aus der Säulenbasilika sind die Kirchen des zehnten Jahrhunderts herausgewachsen; deutlich erinnern die Skulpturen an die altchristlichen Werke, und die vor kurzer Zeit erst wieder von der Tünche befreiten Wandgemälde von Oberzell auf der Reichenau atmen, wie auch die gleichzeitigen Miniaturen z. B. im Trierer Egbertkodex, ganz altchristlichen Geist. Die Kunst der Ottonen gehört eng mit der karolingischen zusammen, und diese Periode ist nicht eine Renaissance, sondern eine Fortsetzung der christlichen Antike.

Da tritt mit dem elften Jahrhundert ein jäher Wechsel ein. Die großen Kämpfe zwischen Papst und Kaiser beginnen. Die allgemeine Stimmung wird eine düstere. Der fröhliche Grundzug der religiösen Stimmung, der Glaube an die Wundermacht des Herrn Christus, tritt ganz zurück hinter der scharfen Trennung zwischen weltlichem und geistlichem Leben, dem Glauben an die Erbärmlichkeit der Welt, die Sündhaftigkeit der Natur. Das Endgericht stellt sich immer aufs neue vor die Phantasie. Die Gestalt des Teufels wird mit immer schreckenvolleren Zügen ausgestattet. Der jugendliche göttliche Typus Christi schwindet; der fahle, abgezehrte Gekreuzigte tritt an seine Stelle. Nicht zum wenigsten ist das der Einfluß der Clunia-zensermönche gewesen. Ihre Gedanken beherrschen das Zeitalter, wie vor ihnen die Benediktiner, von denen die zu Cluny ausgingen, besonders für den Norden eine allseitig bestimmende Kulturmission gehabt haben, wie nach ihnen, den allgemeinen Zug der Zeit glücklich verstehend, die Zisterzienser in dem abenteuerlich-ritterlichen Sinne, in dem Marienkultus ihrer Zeit vorausgeschritten sind. Das Kloster war nicht eine Anstalt, welche nur die Mönche barg, die in stiller Beschaulichkeit ihr Leben führen wollten. Ueberall sind die Klöster Mittelpunkte des reichsten Lebens. Ein Kloster im Mittelalter ist eine kleine Stadt, die den verschiedenartigsten Berufszweigen Beschäftigung bot. Zum Glücke hat sich, mit erklärenden Beischriften bei den einzelnen Baulichkeiten versehen, ein Klosterplan erhalten, von dem wir ohne Mühe ablesen und unsre bisherige Meinung richtig stellen können. Auch das Urteil über die Klosterkunst ist lange irrig gewesen. Nicht vorwiegend hat die Kunst in den Händen der Mönche gelegen; wir treffen auf viele Künstler, die nur lose oder gar nicht dem Klosterverbande angehören. Dadurch ändert sich auch das Urteil über die ganze Kunst. Nicht als eine weitern Kreisen unverständliche Mönchskunst, sondern als eine rechte Volkskunst ist die mittelalterliche Kunst anzusehen. Sie ist es bis zum Ende geblieben. Wie sitzt unsern Handwerkern die Gothik noch im Auge und in der Hand! Aber gerade das Handwerksmäßige mußte auf die Dauer Opposition erregen. Das Mittelalter kennt überhaupt den Begriff der freien Persönlichkeit nicht. Die Gegenströmung, die sich, zuerst in Italien, erhob, führte zur Renaissance.

Die humanistische und die künstlerische Bewegung gehen Hand in Hand, jene, die ihr Ziel in den Worten des Pico von Mirandula am schlagendsten wiedergegeben hat:

Ich schuf dich, spricht der Schöpfer zum Menschen, als ein Wesen, weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, damit du dein eigner freier Bildner seiest. Die Tiere bringen aus dem Mutterleibe das fertige Wesen mit; die Engel sind von Anfang an, was sie in Ewigkeit bleiben werden. Du allein hast eine Entwicklung, ein Wachsen nach freiem Willen, du hast die Keime eines allartigen Lebens in dir.

Selbstgenugsamkeit des Individuums, Universalität des Wissens, die Sehnsucht nach unsterblichem Ruhme, die Berufung auf die antiken Heroen charakterisiren den Humanisten. Der offene Blick für die umgebende Natur, das freie Hinausgreifen in die schöne Wirklichkeit, dazu aber der starke persönliche Hauch, den er seinem Kunstwerke aufprägt, zeichnen den Renaissancekünstler aus. Wo die Natur nicht ihm die Formen, die Wege bietet, greift er zur Antike, setzt an ihr seine Studien fort. Mit ihr hat er das volle Verständnis für die Natur, die helle Freude an dem Schönen um ihn herum, die Lust zu heiterm Genusse gemein, lernt von ihr sich darin vervollkommnen. Eine festliche Stimmung liegt verklärend auf allen Erscheinungen.

Leon Battista Alberti und Lionardo da Vinci sind die Inkarnationen der Renaissancegedanken. Kein dritter folgte. Jäh bricht die so viel verheißende Bewegung zusammen. Es konnte mit einer bloßen Aenderung der Formen des Lebens unter Ignorirung des Inhaltes der Bildung schließlich nicht länger gehen. Wie so ganz anders ists im Norden! Unter wie viel kümmerlicheren Verhältnissen ist unser Dürer groß geworden; auf welch anderm Gebiete, in welch andern Stoffen suchen unsre deutschen Künstler ihre künstlerische Kraft zu bethätigen! Der Holzschnitt und Kupferstich ist es, aus dem Volke herausgewachsen, im Volke allezeit auf das höchste angesehen, in dem die erfindende Kraft, der Gedankenreichtum ungehindert sich entfalten kann. Hier wirkt Albrecht Dürer; ihm hat er erst die künstlerische Weihe gegeben, ihm einen persönlichen Atem eingehaucht. Der blendende Schein der Wirklichkeit, die formale Schönheit leidet; aber dafür ist die deutsche Kunst wie der deutsche Humanismus gedankenvoller, tiefer, bei weitem mehr religiös. Wie oft hat Dürer die Passion geschaffen! Welch unerschöpflicher Gedankenreichtum, welche Tiefe der Empfindung spricht aus der kleinen Holzschnittpassion, welche episch erzählt, der großen, die mit dramatischer Macht schildert, der Kupferstichpassion, welche der lyrisch-elegischen Stimmung den innigsten Ausdruck gegeben hat! Die Zeichnung des Dürerschen Charakterbildes, die Schilderung seines Entwicklungsganges, des größten deutschen Malers, des Mannes, der die schönsten deutschen Eigentümlichkeiten, die lautere Wahrheitsliebe, die tiefe Frömmigkeit aufrichtig und stark verkörpert hat, wird niemand ohne aufrichtige Erhebung und wahrhafte Förderung verfolgen können:

Ein gebildeter Deutscher sollte wie seinen Goethe, so auch seinen Dürer genau kennen.

Ich kenne keine trefflichere Einführung in das Verständnis Dürers, als die Abhandlung in den „Bildern der neueren Kunstgeschichte.“ Und wie gut fügt sich zum deutschen der niederländische Meister, Rembrandt, der mit seinen Genossen „aus den Glaubenskämpfen des sechzehnten Jahrhunderts so rasch und so glänzend die ästhetischen Resultate zog“!

Mit dem Hinweis auf die glänzenden kulturgeschichtlichen Schlußbilder „Der Rokokostil“ und „Die Kunst während der französischen Revolution,“ sowie auf den wegweisenden und ermutigenden Aufsatz über „Die Wege und Ziele der gegenwärtigen Kunst“ brechen wir hier ab und überlassen es allen, denen an kunst- und kulturgeschichtlicher Förderung gelegen ist, das flüchtig Skizzirte in der feinen, vollendeten Ausführung im Buche selbst zu verfolgen. Das glauben wir versichern zu dürfen, daß die Grundlinien der Kunst- und Kulturgeschichte und der Eigentümlichkeiten ihrer Hauptträger von einer künftigen Forschung nicht wohl anders gezogen werden können. J F

Bücher und Schriften

(Der Verein für Reformationsgeschichte) blickt heuer auf ein fünftes Jahr gesegneter Thätigkeit zurück. Eine Gründung des Lutherjahrs, hat

er sich angelegen sein lassen, gemäß dem ersten Paragraphen seiner Satzungen die Ergebnisse gesicherter Forschung über die Entstehung unsrer evangelischen Kirchen, über die Persönlichkeiten und Thatsachen der Reformation und über ihre Wirkungen auf allen Gebieten des Volkslebens dem größeren Publikum zugänglicher zu machen. Viele Leser und Freunde der Christlichen Welt werden gewiß Mitglieder dieses Vereins sein, und seine Schriften sind ihnen alte Bekannte. Obwohl jedoch der Verein eine starke Verbreitung hat — von den etwa 5000 Mitgliedern wohnen einzelne in Amerika, Asien und Afrika —, so ist doch von ihm noch manches Gebiet zu besetzen. So lange Rom seine Hauptangriffe gegen unsre Geschichte richtet und seine Geschichtsfälschungen als sichere Resultate der Wissenschaft in die Welt sendet, haben wir es doppelt nötig, daß die Resultate der gesicherten Forschung auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte geistiges Eigentum unsers Volkes werden. Aus diesem Grunde möchten wir auch in dieser Zeitung auf diesen Verein hinweisen und zum Beitritt einladen. Anmeldungen sind, falls sie nicht von einem nahewohnenden Pfleger angenommen werden, am besten an den Buchhändler Max Niemeyer in Halle a. S. zu richten. Gegen einen jährlichen Vereinsbeitrag von mindestens 3 Mk. erhält das Mitglied die Schriften des Vereins.

Von der Gediegenheit der Leistungen zeugen auch die Schriften des letzten Vereinsjahres, auf welche wir kurz hinweisen wollen. Den letzten Schriftenjahrgang eröffnet Professor Benrath in Bonn, einer der besten Kenner der italienischen Reformationsgeschichte, mit der Schrift: Geschichte der Reformation in Venedig (128 S.). Bei der großartigen Bedeutung, welche Venedig für das geistige und wirtschaftliche Leben im 15. und 16. Jahrhundert hatte, ist es erklärlich, daß die Reformation in früher Zeit eifrige Anhänger in diesem Staate fand. Aber zu einer durchgreifenden Neugestaltung des kirchlichen Lebens kam es nicht. Der evangelische Geist wurde, sobald er sich regte, durch die Inquisition niedergetreten. Rom wußte auch hier mit gewohnten Waffen den Kampf gegen das evangelische Bekenntnis siegreich auszufechten. So ist die Geschichte dieser Reformation eine Geschichte evangelischen Märtyrertums jenseits der Alpen. Groß ist die Zahl der Blutzeugen, welche ihren Glauben mit dem Tode besiegelten, und es verlohnt sich, ihr Ende anzuschauen.

Die zweite Schrift führt uns in die deutsche Reformation zurück und führt den Titel: Luther und seine Beziehungen zu Schlesien von D. Erdmann (75 S.). Wir sind es gewöhnt, dem Eingreifen Luthers in die allgemeine Gestaltung und den Gang des Reformationswerkes nachzugehen; noch zu wenig bekannt aber ist die Wirksamkeit, die er in engeren Kreisen durch persönliche Beziehungen, besonders durch seinen Briefwechsel ausgeübt hat. Aber ohne Zweifel wird das Gesamtbild des Reformators dadurch deutlicher und gewinnt an Mannichfaltigkeit der Farben. Aus der vorliegenden Schrift erfahren wir, welchen wirksamen Einfluß Luther auf die Gestaltung der kirchlichen Dinge in Breslau und Schlesien ausgeübt hat und wie die Reformation in diesen Landen eingeführt wurde. Möge der Verein uns mit mehr derartigen Monographien erfreuen.

Die Vorgeschichte des Bauernkrieges (144 S.) behandelt Wilhelm Vogt in der dritten Schrift. Wir werden Luther nicht gerecht, wenn wir den großen Bauernkrieg der Jahre 1525 und 1526 nicht verstehen. Wir werden diesen nicht verstehen, wenn wir seine Vorgeschichte nicht kennen. Von der richtigen Würdigung dieser Vorgeschichte wird es abhängen, ob Luther in seinem Verhalten zu den Bauern als ein Revolutionär oder als ein feiler Fürstendiener erscheint oder als der kirchliche Reformator, der bei aller Liebe für das Volk doch nichts andres wollte, als ein geistiges Evangelium predigen, das mit Politik und Sozialpolitik zunächst nichts zu thun hat. In der vorliegenden Schrift wird in umfassender und ansprechender Weise der Nachweis geführt, wie die in den Bauernunruhen zu tage tretende soziale Frage der Niederschlag der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung war, wie vergeblich die Reformen waren, welche nach mittelalterlichem Rezept versucht wurden, wie die Versuche, die Frage mit der Faust zu lösen, lange vor Luther nicht selten waren, und endlich, daß eine Verschärfung der Bauernfrage durch die Reformation, wie vielfach behauptet wird, kaum mehr möglich war. — Auf die letzte Schrift: Wilibald Pirkheimer, ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation von Friedrich Roth (182 S.), wird ein andrer Freund unsers Blattes gelegentlich näher eingehen. P B

Inzwischen ist das erste Stück des sechsten Jahrgangs erschienen: Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation. Von D. Hermann Hering, Professor in Halle. 175 S. D H

(Ueber Zinzendorfs erste Gattin) ist jüngst ein Büchlein erschienen: Leben und Lieder der Gräfin Erdmuth Dorothea von Zinzendorf von Karl Friedrich Ledderhose (Gütersloh, Bertelsmann, 1887; 2 M., geb. 2,80 M.). Wer den Pietismus, wie ihn der Graf Zinzendorf vertrat, in der Form einer kurzen Biographie kennen lernen will, dem können wir die vorliegende empfehlen, deren Verfasser auf dem Gebiete der christlichen Biographie vorteilhaft bekannt ist. Wir sehen, wie die Gemahlin des Begründers der Brüdergemeine liebevoll auf die Gedanken ihres Mannes eingeht und ihm bei seinen Unternehmungen als treue Gehilfin zur Seite steht und wie ihre eigenartige Frömmigkeit in den verschiedensten Lebenslagen, besonders beim Tode ihrer Kinder, zum Ausdruck kommt. Die im Anhang mitgeteilten Gedichte tragen zu sehr das Gepräge des Herrnhutischen Pietismus (z. B. „Laß in unsern Konferenzen die Wundenmale helle glänzen") und erheben sich nur selten über eine gereimte Prosa. P B

(Briefe von Schleiermacher) Schleiermachers Briefe an die Grafen von Dohna. Herausgegeben von Dr. J. L. Jacobi, ord. Professor der Theologie zu Halle. (Halle, Strien 1887; 95 S.; 1,80 M.) Diese Sammlung von 35 Briefen Schleiermachers, von denen die Mehrzahl an den Grafen Alexander Dohna gerichtet ist, bietet eine wertvolle Ergänzung zu dem von Jonas und Dilthey herausgegebenen Briefwechsel Schleiermachers mit Angehörigen und Freunden, welcher bei dieser Gelegenheit auch weitern Kreisen als fesselnde Lektüre und den Verehrern der bisher leider noch immer nicht vollendeten Diltheyschen Biographie Schleiermachers als eine Ergänzung der vortrefflichen Darstellung, die bisher nur bis zum Jahre 1802 reicht, warm empfohlen sein mag. Der Herausgeber hat sich mit der Veröffentlichung jener Briefe, die ihm von einer Dame aus dem Hause des Feldmarschalls Friedrich zu Dohna zugänglich gemacht worden sind, ein Verdienst erworben. Wenn sie auch, wie derselbe im Vorwort selbst betont, keine Nachricht von wichtigen Ereignissen aus Schleiermachers Leben enthalten, so finden sich doch manche Urteile und Betrachtungen, besonders auch über politische und kirchenpolitische Fragen der zwei ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts darin, welche auch für weitere Kreise der Verehrer Schleiermachers von Interesse sein dürften. Der Sammlung ist ein Brief des berühmten Philosophen Trendelenburg an seine Schwester hinzugefügt, in welchem dieser über Schleiermachers letzte Stunden und die großartige Teilnahme ganz Berlins an dem Tode des geliebten und verehrten Theologen berichtet. Dieser Brief bietet ein wertvolles Seitenstück zu den Aufzeichnungen der Frau Schleiermacher über das Ende ihres Gatten, welche in dem zweiten Bande des Briefwechsels aufgenommen worden sind. D R

(Das evangelische Wien) Von D. C. A. Witz. Wien, A. Hartleben, 1887; 86 S. Sedez; 1 Mk. 20 Pf. 2. Aufl. im Druck.

Die Empfehlung dieses sauber und nett auf gutes Papier gedruckten Büchleins hat sich verspätet. Und doch haben wir es gleich mit herzlicher Freude begrüßt. Es bietet eine Statistik der Organisation und Entwicklung der evangelischen Gemeinde Wiens und soll sowohl einen Wegweiser für Fremde, als ein Nachschlagebüchlein für Einheimische bilden. Wir finden in demselben die Seelenzahl, den Rechtsstand, die kirchlichen Behörden aufgeführt; eine Darstellung der Kirchen, Schulen, der Gemeindevertretung Augsburgischer und Helvetischer Konfession, sowie eine erschöpfende Uebersicht über die Vereinsthätigkeit, deren Ziele und Erfolge. Ein kleiner Anhang bespricht noch die Nachbargemeinden Wiens und die wertvollsten Erscheinungen der protestantischen Litteratur. Auch auf den Bestand und die Geschichte des Protestantismus in Gesamtösterreich erstrecken sich die Mitteilungen. In Wien selbst wohnten am 31. Dezember 1880 21 760 Evangelische A. K. und 3258 H. K. R

(Protokoll der Diasporakonferenz) Nachdem wir in Nr. 2 d. J. eingehend über die Verhandlungen der Diasporakonferenz in Dessau berichtet haben, wollen wir doch noch auf das reichhaltige Protokoll hinweisen, das inzwischen davon erschienen und durch Pfarrer Dr. Borchard in Ummendorf bei Eilsleben zu beziehen ist. Es enthält u. a. die drei Vorträge des Pfarrers Hahn über die deutsch-lutherischen Gemeinden im westlichen Teile der Kapkolonie, des Professors Guthe über den gegenwärtigen Stand der Pflege der deutsch-evangelischen Diaspora und des Pfarrers Borchard über das Wachstum der römisch-katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Summa des ganzen Protokolls 101 Seiten. R

(Echte und falsche Toleranz) Der von Professor Beyschlag in Duisburg gehaltene Vortrag „Ueber echte und falsche Toleranz" ist bereits bei Strien in Halle erschienen und sei hiermit aufs wärmste empfohlen. Preis 30 Pf. R

Verschiedenes

(Vor vierzig Jahren) Wer sich in der Lage befindet, viel katholische Schriften der Gegenwart lesen zu müssen, der gewinnt hier immer wieder den schmerzlichen Eindruck, daß die Beziehungen, der gegenseitige Austausch zwischen evangelischer und katholischer theologischer Arbeit so gut wie ganz abgebrochen ist. Es kommt uns daher wie eine verschwundene Welt vor, wenn wir nur um einige Jahrzehnte rückwärts gehen und beobachten, wie lebhaft noch in unserm Jahrhundert der geistige Verkehr und Austausch gewesen ist, wie Deutschlands katholische Theologen sich zu ihren evangelischen Mitarbeitern hingezogen gefühlt, an den von letzteren aufgeworfenen Fragen den lebhaftesten Anteil genommen und somit das erfreuliche Bild weitgehender Gemeinsamkeit der beiderseitigen Interessen geboten haben. Vor uns liegt ein Buch (Anton Graf, Zur praktischen Theologie, Erste Abteilung), welches im Jahre 1841 ein Dozent der Tübinger katholischen Fakultät ausgehen ließ. In diesem stoßen wir mit nicht geringer Ueberraschung auf eine Lobrede, die dort einem evangelischen Theologen gehalten wird, angesichts deren wir sagen müssen: es ist rein undenkbar, daß heutigen Tages ein katholischer Theologe geneigt wäre oder wagen dürfte, ein ähnliches Lob eines protestantischen Theologen seinen Glaubensgenossen zu bieten. Die Stelle ist so lehrreich, um den Unterschied der Zeiten kennen zu lernen, daß wir sie unsern Lesern im Wortlaute mitteilen wollen:

„Den praktischen Geistlichen insbesondre empfehle ich als eine ebenso belehrende als anziehende Lektüre Harms Pastoraltheologie. Wer den Verfasser, den Mann von Glauben, von Gemüt, Geist, Phantasie, Originalität und Erfahrung auch nur durch einige seiner

Predigten kennen gelernt hat, wird von selbst nach dem obigen Werke greifen. Alles ist aus dem Leben und einer reichen Erfahrung gegriffen, alles auf eine anziehende originelle Weise dargestellt. Auch das Geringfügigste erscheint in des Verfassers Händen wichtig und interessant, auf jeder Seite legt sich das Herz, der eigentliche Springquell in Harms' Individualität, zu Tage. Auch lernt man die kirchlichen Verhältnisse und Zustände des uns mehr aus den Augen gerückten Vaterlandes des Verfassers in reicher Ausdehnung kennen. Die Billigkeit gegen die katholische Kirche und ihre Schriftsteller ist zwar nicht etwas besonders Verdienstliches, aber als größere Seltenheit hervorzuheben. Da das Werk durch und durch von Harms' Individualität getragen ist — was gerade bewirkt, daß man es nicht mehr aus der Hand legt —, so konnten freilich gewisse Einseitigkeiten nicht ausbleiben. Müssen wir uns freuen, wenn Theologen wie Nitzsch, Schweizer, Drey, Staudenmeier, welche auf der Höhe der Wissenschaft stehen, der praktischen Theologie ihre Aufmerksamkeit zuwenden, so müssen wir uns ebenso sehr freuen, wenn tüchtige Geistliche im Amte, wie Harms, ihre Erfahrungen und Ansichten mitzuteilen fortfahren. Wissenschaft und Leben, Theorie und Praxis gehören überall zusammen, stehen überall in der vielseitigsten Wechselwirkung."

Was würde heutigen Tages die Germania zu einem solchen Votum im Buche eines katholischen Theologen sagen, wenn sie doch einen Dozenten in derselben Fakultät in unsern Tagen schon deswegen denunziert und öffentlich verwarnt hat, weil er bei seiner Auslegung des Johannesevangeliums häufig die Anschauungen evangelischer Schriftausleger zu berücksichtigen gewagt hat! G K

(Provinzielle Kirchengeschichte) Ein besonders wichtiges Feld für ersprießliche kirchliche Mitarbeit der gebildeten Laien ist die provinzielle und auch lokale Kirchengeschichte. Man hat unser Jahrhundert mit Recht ein historisches genannt; ein geschichtlicher Zug erfüllt seine Söhne. Und zwar forscht man auf solidem, manchmal vielleicht nüchternem und trocknem, aber festem und sicherm Grunde. Ueberwunden ist die pragmatische Geschichtsbaumeisterei, da man hinterher den Helden allerlei Absichten und Pläne zuschob, an die nicht sie, sondern nur ihre späten Geschichtschreiber gedacht haben; heute durchwühlt man staubige Archive, um aus ihren eignen Herzensergüssen ihre Gedanken und Ziele zu ergründen; man läßt sichs nicht verdrießen, „Jahreszahl und Datum" festzustellen, um die Aufeinanderfolge und den Zusammenhang der Thatsachen ins rechte Licht zu stellen.

Und dieser historische Zug ist in fruchtbarster Weise auch der Kirchengeschichte zu gute gekommen. Auch hier fängt man mit Recht an, den Grund zu graben und den Grundstein zu legen, ehe man die Mauern aufrichtet und die Bogen wölbt und die Türme sich erheben läßt. In fast allen Städten und nicht wenigen Landgemeinden wird die Ortsgeschichte gepflegt und gezeichnet, und zwar oft keineswegs ausschließlich von den Ortsgeistlichen. Diese sind, zumal auf dem Lande, wohl in erster Reihe dazu berufen, aber nicht immer dazu besonders geneigt oder begabt; vielen fehlt die Muße, bezügliche Studien anzustellen. Da ist es oft der Lehrer, der Bürgermeister oder Gemeindevorstand, oder ein schlichter Landmann oder Handwerker, ein betagter Auszügler, der sich zur Ruhe gesetzt hat, der sichs zur Aufgabe macht, aufzuzeichnen, was in jeglichem Jahre geschieht, was die Greise erzählen von ihrer Jugendzeit, um es der Vergessenheit zu entreißen, ehe sie heimgehen, und die Kirchen- und Gemeindearchive zu durchmustern, die vergilbten, schwer lesbaren alten Schöffenbücher zu entziffern.

Durch solche Einzelforschungen, deren Ergebnisse, handschriftlich niedergelegt, oft auch durch Drucklegung, einmal oder alljährlich, den Mitgliedern der betreffenden Gemeinden und auch weitern Kreisen zugänglich gemacht werden, ist ein solider Unterbau gewonnen worden, auf dem sich sicher und zuverlässiger als ohnedem die provinzielle Kirchengeschichte auferbauen läßt und auch wirklich auferbaut wird. Katholischer wie evangelischerseits wird darin erfreuliches geleistet; wenn uns letzteres bedeutsamer erscheint, so ist dies vielleicht deshalb der Fall, weil die Kunde davon uns leichter zugeht.

Schon längere Zeit bestand für die „Reste der Hugenotten," für die französischen Glaubensgenossen, die Société de l'histoire du protestantisme français. In Deutschland machten den Anfang die Nachkommen der österreichischen Märtyrer mit der seit 1880 bestehenden Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich; unsre mit äußern Gütern vielfach weniger reich begabten österreichischen Glaubensgenossen sind damit den doch weit günstiger gestellten Evangelischen „im Reiche" mit rühmlichstem Beispiele vorangegangen. Bereits liegen acht Jahrgänge des in vier Heften erscheinenden „Jahrbuchs" genannter Gesellschaft vor, welche eine Fülle des wertvollsten Materials enthalten. Von den Mitgliedern dürften nur wenig mehr als die Hälfte dem geistlichen Stande angehören. Vielfach sind auch Presbyterien oder Gemeinden als „korporative" Mitglieder beigetreten. Es scheint unter den Mitgliedern des seit dem Lutherjahre in so erfreulicher Weise sich entwickelnden Vereins für Reformationsgeschichte ein ähnliches Verhältnis obzuwalten.

Dagegen scheinen die Gesellschaften für provinzielle Kirchengeschichte, die sich im deutschen Reiche im Königreich Sachsen, in den preußischen Provinzen Schlesien und Hannover, in den Königreichen Baiern und Württemberg und wohl auch noch anderwärts gebildet haben, noch nicht zum vollen Leben gediehen zu sein, wenngleich auch von ihnen wertvolle Veröffentlichungen vorliegen, von letztern beiden sogar Monatsblätter.

Es dürfte dieser geringere Aufschwung darin beruhen, daß sie in Betreff ihrer Mitgliederschaft vorzugsweise auf geistliche Kreise angewiesen sind. Es würden gewiß viele gebildete Männer aus andern Ständen mit Freuden den Bestrebungen für provinzielle Kirchengeschichte ihre Teilnahme zuwenden, ja sie durch thätige Mitarbeit fördern, wenn sie von ihnen nur Kenntnis hätten. Gegenwärtige Zeilen sollen Geschichtsforscher und Freunde auf die Bestrebungen genannter Gesellschaften aufmerksam machen. So verlangt die Gesellschaft für sächsische Kirchengeschichte von ihren Mitgliedern nur 3 Mk. Jahresbeitrag und bietet dafür sehr wertvolle Publikationen: die „Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte" — herausgegeben von den DD. Dibelius in Dresden und Lechler in Leipzig. Die bis jetzt erschienenen vier Hefte enthalten neben schätzbaren Studien der Herausgeber und anderer Geistlichen folgende äußerst wertvolle Arbeiten von Nichtgeistlichen: vom Oberlehrer Dr. Müller in Neustadt-Dresden: M. Stephan Roth, Schulrektor, Stadtschreiber und Ratsherr zu Zwickau im Reformationszeitalter; vom Professor Dr. Knothe: Die Franziskanerklöster zu Löbau und Kamenz; Die Erzpriester in der Oberlausitz, und Nachtrag zur Geschichte des Franziskanerklosters in Kamenz; von Dr. Seifert, Lehrer an der Ratsfreischule in Leipzig: Die Durchführung der Reformation in Leipzig 1539—1545; Hat Luther 1517 oder 1518 in Dresden gepredigt? und Johann Pfeffinger, der erste lutherische Pastor zu St. Petri und Superintendent in Leipzig; von † Regierungsrat Georg von Hirschfeld in Merseburg: Die Beziehungen Luthers und seiner Gemahlin Katharina von Bora zur Familie von Hirschfeld. Der erstgenannte Herausgeber, Konsistorialrat D. Dibelius, nimmt als Vorsitzender der Gesellschaft Beitrittserklärungen entgegen. Eine zahlreichere Beteiligung von Geschichtsfreunden aus andern Ständen würde dazu führen, daß die Beiträge noch öfter erscheinen könnten. Und ähnlich wird es auch in andern Landes- und Provinzialkirchen Deutschlands stehen. S

(Zwei Gefahren für den Gustav-Adolf-Verein) In der trefflichen Ansprache, mit welcher Oberkonsistorialrat D. Franz aus Dresden die Jahresversammlung des Dresdener Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Zittau eröffnete, machte derselbe auf zwei Gefahren aufmerksam, welche dem Liebeswerke der Gustav-Adolf-Vereine drohen. Er sagte ungefähr Folgendes:

Die eine Gefahr ist die Schuldenlast, welche auf den Diasporagemeinden ruht, zumeist infolge von Bauten. Dieselbe beziffert sich auf $3^1/_2$ Millionen Mark. Da die aufgenommenen Darlehen zum Teil zu einem sehr hohen Zinsfuße bis zu 10 Prozent, ja sogar 12 Prozent zu verzinsen sind, so rechtfertigt es sich, anzunehmen, daß gegen 200000 Mark Zinsen jährlich aufgebracht werden müssen.*) Rechnet man nun noch dazu, daß alljährlich ein Teil der Schuld getilgt werden muß, so ergiebt sich, daß ein großer Teil der vom Gustav-Adolf-Verein jährlich gesammelten Gelder gewissermaßen im voraus festgelegt ist, indem er zur Schuldenverzinsung und Tilgung Verwendung findet. Dadurch wird die freie Thätigkeit des Vereins für die Diaspora gelähmt, und insofern ist die Schuldenhäufung in den Diasporagemeinden eine Gefahr für den Gustav-Adolf-Verein. Dieser Gefahr kann begegnet werden, wenn in Zukunft zu einem Kirchenbau in einer Diasporagemeinde nicht eher verschritten wird, als bis nach Luk. 14, 28—30 die Mittel dazu vollständig vorhanden sind, so sehr man auch geneigt sein mag, den sehr erklärlichen Wunsch einer Diasporagemeinde, so bald als möglich eine eigne Kirche zu besitzen, nachsichtig zu entschuldigen. Es muß im Interesse der Gemeinden sowohl als auch des Gustav-Adolf-Vereins darauf hingewiesen werden, daß es sich in erster Linie um Pastorirung der zerstreuten Evangelischen, an zweiter Stelle um Erteilung evangelischen Religionsunterrichts an die Jugend und dann erst um Erbauung einer Kirche handelt. Die Erbauung von Pfarr- und Schulhäusern und die

*) Ich darf hier noch von einigen freundlichst zur Verfügung gestellten Notizen Gebrauch machen. Herr Oberkonsistorialrat D. Franz hat die Gesamtschuld der vom Gustav-Adolf-Verein verpflegten Diaspora für das Jahr 1887 auf 3456041 Mark berechnet. Es kommen nämlich auf

Preußen	1348298	Mark	
das übrige Deutsche Reich	462423	„	
Oesterreich-Ungarn	1432347	„	(zu 169,80)
Deutsches Reich mit Oesterreich-Ungarn	3243068	Mark	
Ferner 107828 Franks =	86262	„	
24280 fl. holld. =	41276	„	
23500 Rubel =	42535	„	
300 Pesos =	900	„	
Außerdem noch	42000	„	
Summa Summarum	3456041	Mark	

Verschuldet sind z. B.

Horocholina in Galizien (Nr. 999 des Unterstützungsplanes)	mit 200	fl. zu	12 %
Sapiezanka in Galizien (Nr. 1034)	„ 189	„ „	10 %
Kaltwasser in Galizien (Nr. 1003)	„ 50	„ „	8 %
Engelsberg in Galizien (Nr. 990)	„ 600	„ „	8 %
Hovezi in Mähren (Nr. 846)	„ 1500	„ „	8 %
Wellenitz in Böhmen (Nr. 817)	„ 600	„ „	8 %

Es legt sich angesichts dieser Schuld- und Zinsverhältnisse die Frage nahe, ob nicht ein evangelisches Bankhaus im Reiche zu finden wäre, welches jenen armseligen Gemeinden die nötigen Gelder zu einem geringeren Zinsfuße vorstreckt. Wo der galizische Jude borgt, sollten evangelische Glaubensgenossen das auch noch riskiren. Oder vielleicht weiß jemand bessern Rat. Daß unsre Liebesopfer zu einem so hohen Teile (jährlich 200000 Mark!) in die Taschen von zum Teil Wucherzinsen nicht verschmähenden Gläubigern fallen sollen, ist ein unerträglicher Zustand. Möge man einen Weg finden, ihn abzustellen, ehe das Uebel ins Riesengroße wächst. R

Besoldung von Geistlichen und Lehrern belasten die Gemeinden weitaus nicht in dem Maße, wie die Erbauung einer Kirche, die monumental errichtet werden soll und für die die Kostenanschläge fast durchgängig weit überschritten werden. Die Diasporagemeinden können sich recht wohl mit einem Betsaale begnügen, wenn die Herde ihren Hirten hat und die Jugend ihren Religionslehrer, und zwar so lange, bis die Mittel zu einem Kirchenbau bereit liegen. Müssen doch in und um Dresden jetzt acht Gemeinden Schul- und Turnsäle als Betsäle benützen.

Eine zweite Gefahr für die Vereinsthätigkeit ist die teilweise Planlosigkeit im Geben. Es ist voll- und ganz anzuerkennen, daß die Regelung der Vereinsthätigkeit, nach welcher die Zweigvereine frei über das erste Dritteil ihrer Einnahmen zu verfügen haben, die Hauptvereine über das zweite Dritteil, während das dritte an den Zentralvorstand abzugeben ist, sich als die Vereinsthätigkeit belebend durchaus zweckmäßig bewährt hat. Auch ist mit Dank anzuerkennen, daß der Zentralvorstand mit großer Sorgfalt alljährlich einen Unterstützungsplan ausarbeitet und ausgiebt. Allein die Tabelle, welche er alljährlich dem Unterstützungsplane anfügt, läßt ersehen, wie weit die Bewilligungen der Zweig- und Hauptvereine jedesmal im Jahre vorher von dem Unterstützungsplane abgewichen sind. Während nach einer Richtung hin in der Diaspora viel mehr bewilligt worden ist, ist nach einer andern Richtung die Bewilligung weit zurückgeblieben. Wenn es mit dieser Willkür, mit den zufälligen Motiven für Bewilligungen so fortgeht, so ist darin eine Gefahr für die Vereinsthätigkeit zu erblicken. Derselben könnte dadurch begegnet werden, daß jeder Zweigverein aufgefordert würde, sich über einen Pflegling — bez. einige — unter den Diasporagemeinden auf mehrere Jahre schlüssig zu machen und denselben — bez. dieselben — seinem Hauptvereine zu benennen. Die Hauptvereine würden eine Zusammenstellung zu fertigen und dem Zentralvorstande einzusenden haben. Der letztere gewönne dadurch eine sicherere Unterlage für seinen Unterstützungsplan. Es würden sich dann zwischen den bewilligenden Zweigvereinen und ihren Pfleglingen engere Bande knüpfen, was gewiß für die Vereinsthätigkeit förderlich wäre.

Daß die zuerst erwähnte Gefahr sich nicht bis zur Lähmung der Vereinsthätigkeit steigere, dazu wird die Stärkung des Glaubens, dem die Sammlung um das reine Evangelium und die Sakramente nach ihrer Einsetzung, nicht das Kirchengebäude, die Hauptsache ist, helfen. Und daß die zweite Gefahr überwunden wird, das wird die Bruderliebe bewirken.

(Evangelisches Diakonissenhaus zu Budapest) Seit dem Jahre 1860 besteht in Budapest neben der magyarisch-reformirten Gemeinde die sogenannte deutsche Filialgemeinde der reformirten Kirche. Anfangs von der freien schottischen Kirche unterstützt, hat sich gegenwärtig diese Gemeinde zu einem nicht unwichtigen Faktor in dem evangelisch-kirchlichen Leben Ungarns entwickelt. Aus Evangelischen verschiedner Nationalität, besonders aber Deutschen und Schweizern, zusammengesetzt, bildet die nicht allzu zahlreiche Gemeinde eine sogenannte Personalgemeinde, ähnlich der Ansgargemeinde des bekannten, jüngst verstorbenen Pastors Nieck in Hamburg. Dieser gleicht sie auch in ihrer eifrigen Bethätigung christlicher Liebe. Nicht nur, daß sie bestrebt ist, vielen nach Budapest gekommenen, in Not geratenen evangelischen Fremden, besonders Erzieherinnen, Handwerkern und Fabrikarbeitern, materielle Unterstützung zu gewähren, hat sie auch vor zwanzig Jahren ein Krankenhaus errichtet, das aus dürftigen Verhältnissen heraus gegenwärtig zu dem stattlichen Diakonissen- und Krankenhause Bethesda emporgewachsen ist. Die Geschichte dieser Anstalt inmitten einer fast durchweg katholischen Bevölkerung ist ein neuer schlagender Beweis für die Lebensfähigkeit und Bedeutung der evangelischen Diakonissensache. Aus kleinsten Anfängen hat sich hier in kurzer Zeit eine Anstalt entwickelt, deren segensreiche Thätigkeit selbst von den katholischen Behörden Budapests durch Gewährung pekuniärer Beihilfen unumwunden anerkannt wird. Auch die deutsche Regierung unterstützt das Krankenhaus Bethesda durch einen Beitrag von jährlich 400 Gulden. Das Diakonissenhaus wird gegenwärtig von einer Kaiserswerther Diakonissin geleitet, welcher noch zwei Schwestern aus Deutschland und vier einheimische Diakonissen zur Seite stehen. Diese vier sind die ersten Diakonissen ungarischer Staatsangehörigkeit. Man ist gegenwärtig eifrig bemüht, von Bethesda aus die Diakonissensache auch in der protestantischen Kirche Ungarns populär zu machen, und allmählich über ganz Ungarn Diakonissenanstalten zu errichten, für die Bethesda das Mutterhaus sein wird. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Stellung der Budapester Anstalt von größerer Bedeutung. — Von Interesse dürfte auch die Mitteilung sein, daß die deutsche Filialgemeinde der reformirten Kirche zu Budapest die erste evangelische Gemeinde in ganz Ungarn ist, deren Gottesdienst am Tage der Totenfeier für Kaiser Friedrich III. ein ungarischer König und Kaiser von Oesterreich beiwohnte. Vgl. Geschichte der Entstehung und Entwicklung des Krankenhauses und der damit verbundenen Diakonissenbildungsanstalt in Budapest (Budapest, 1885; Hornyanßky). Ferner: Mitteilung über Entstehung und gegenwärtige Stellung der deutschen Filialgemeinde der reformirten Kirche in Budapest (ebenda). P G

(Weltkonferenz der christlichen Vereine für junge Männer) Vom 15. bis 20. August hat in Stockholm die elfte Weltkonferenz der christlichen Vereine junger Männer getagt, beschickt von 500 bis 600 Abgeordneten aus fast allen Ländern Europas und aus Nordamerika. Der erstattete Jahresbericht erweist, daß die Sache der christlichen Jünglingsvereine stetig im Wachsen begriffen ist. Die Mitgliedszahl aller Vereine auf der Erde betrug im Mai d. J. 267 052, verteilt auf 3785 Vereine. Davon stellten die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Kanada die meisten Mitglieder: 152721. Dann folgt England mit 51518, Deutschland mit 35752, Holland 7409, Australien 5500, Schweiz 5000, Dänemark 1667, Frankreich 850, Norwegen 690, Italien 480, Schweden 300 u. s. w. Eine besonders erhebende Feier veranstalteten während der Konferenz die Vertreter der deutschen Vereine. Sie legten im Beisein vieler Genossen fremder Nationalität unter Gesang und Ansprache einen Kranz aus Palmenblättern am Sarge Gustav Adolfs nieder. Die elfte Weltkonferenz war die bisher besuchteste. Keine ist mit größerm Interesse auch von Fernerstehenden verfolgt worden. Als Versammlungsort für die nächste Konferenz ist Amsterdam und Paris vorgeschlagen worden. P G

(Sonntag und Sedantag im Manöver) Alljährlich erneuern sich aus den Manövergegenden die Klagen über Mißachtung und Störung christlicher Sonntagsfeier durch die Einquartierung. Es ist kein Zweifel, daß es dem Nutzen des Kriegsspiels keinen Abbruch thun würde, wenn die Herren Hauptleute und Rittmeister ihre Appells bisweilen zu andrer Stunde und unter andern Bedingungen stattfinden ließen, sodaß den Mannschaften die Möglichkeit zum Besuche des Gottesdienstes unbenommen bliebe. In kirchlichen Landgemeinden würden sich die Quartierwirte ein Vergnügen daraus machen, ihre Gäste zur Kirche zu führen. Und von den Soldaten ließe sich dieser und jener das ganz gerne gefallen; aber sie haben für den Appell zu „schuften." Als ich mit einem Berliner Regiment im Manöver lag, pflegten wenigstens mein Hauptmann und ich, dazu etwa noch ein andrer Einjähriger, die Kompagnie beim Gottesdienste zu vertreten. Aber in der Regel bleiben die Offiziere dies gute Beispiel schuldig. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sich vielmehr nur zu oft Haupt und Glieder der Truppe über die sonntägliche Sitte des Quartierorts hinwegsetzen, verwirrt Gemüter und Gewissen unsrer Landbevölkerung, welche gewohnt ist, für das, was im Heere geschieht, die Obrigkeit in besonderm Maße verantwortlich zu machen, und mit Recht; sie entzieht dem Heere die Sympathie der Besten, welche unter Umständen, wenn es zum Beispiel das Septennat gilt, eifrig für dasselbe in Anspruch genommen wird; sie befördert das vielerorten noch nicht überwundene Vorurteil, daß unsre jungen Männer im Militärdienste nichts Gutes lernen, sondern Zucht und fromme Sitte verlernen. Unsre oberste Heeresleitung hat alle Ursache, dieser Angelegenheit ihr Augenmerk zuzuwenden.

Doppelt grell wirkte die Verachtung des Sonntags durch unsre Truppen in diesem Jahre, wo die Feier von Sedan auf einen Sonntag fiel. Kein Gotteshaus, wo man heuer nicht die alte große Erinnerung hätte wieder lebendig werden lassen, wo nicht von selbst auch unsers Kriegsheeres wäre patriotisch gedacht worden: aber dieses selbst feierte nicht, wenigstens am Vormittag in der Kirche nicht, allenfalls wohl mit Durchbringen der nächsten Nacht. Wenn das preußische Kriegsministerium seiner Zeit eine Petition um Einführung der Sedanfeier bei der Armee aus dem Grunde abschlägig beschieden hat, „weil die unverkürzte Ausführung der um jene Zeit stattfindenden Herbstübungen behufs Erhaltung voller Schlagfertigkeit des Heeres unabweisbar geboten sei," so mag das zutreffen, sobald der 2. September auf einen Wochentag fällt, nicht aber, wenn er auf einen Sonntag fällt. Sind mit der Schlagfertigkeit unsrer Truppen andre Freiheiten vereinbar, so ohne Zweifel auch die, an einem Sedansonntage mit dem übrigen deutschen Volke festlichen Gottesdienst zu halten. Die Pflege der Vaterlandsliebe ist in einer Zeit, wo so viel Vaterlandslosigkeit über und noch mehr unter der Decke gedeiht, eine heilige Pflicht, und unser Heer steht teilnahmlos, wo Kirche, Gemeinden, Vereine diese Pflicht gewissenhaft erfüllen? Es wird Zeit, daß die Feier des Sedanfestes durch den Reichstag endlich einmal ihre letzte Weihe erhält: möge dann auch für eine angemessene Beteiligung seitens der deutschen Armee Bestimmung getroffen werden! R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

In Kommission von **Hermann Oeser, Neusalza in Sachsen,** erschien soeben:

Arme Reisende,

Vortrag von **Fr. Naumann,** Pfarrer zu Langenberg bei Hohenstein-Ernstthal. Mit einem Vorwort von M. Rade, Pfarrer zu Schönbach.
Ladenpreis 30 Pfennig; in Partien billiger.

Evangelische Pension in Bonn am Rhein

Unterzeichnete nimmt junge Mädchen in beschränkter Anzahl zur Erlernung des Haushalts in Pension. Der gesundheitlichen wie religiös-sittlichen Entwicklung ist dabei besondre Fürsorge gewidmet. Französische und englische Konversation. — Gefällige Anfragen an Frl. **Henny Beenken,** Arndtstraße 16.

Auskunft erteilen gern Frau Admiralitätsrat **Buchholz** in Elberfeld, Seilerstraße 2; Herr **K. Schaefer,** Köln am Rhein, Domstr. 24; Herr **A. Drews,** Bonn, Arndtstr. 34; Mme. **G. Dörffel,** Brüssel, rue des Cendres 8; Herr Pfarrer **Rade,** Schönbach bei Löbau i. S.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 39 **Leipzig, den 24. September** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 10 — Allerlei Predigten. 1 — Die 42. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Halle a. S., vom 3. bis 6. (7.) September 1888 — Der Freiburger Katholikentag. Von einem Teilnehmer — Völkerstämme der Steinperiode — Verschiedenes: Sitzung der vereinigten Kreissynoden in Berlin; Eine Erinnerung für den deutschen Buchhandel

Der Brief des Paulus an die Philipper

10. Kapitel 2, 19—24

Ich hoffe aber in dem Herrn Jesu, Timotheus euch bald zu schicken, damit auch ich guten Mutes werde, wenn ich erfahre, wie es um euch steht. Denn ich habe keinen gleich gesinnten, der so aufrichtig um eure Dinge besorgt wäre. Denn sie suchen alle das Ihre, nicht das Jesu Christi ist. Wie bewährt er aber ist, das kennt ihr. Denn wie einem Vater sein Kind, hat er mit mir gedient für das Evangelium. Ihn also hoffe ich zu schicken, alsobald sowie ich irgend absehe, wie es mit mir wird. Ich bin aber in dem Herrn der Zuversicht, daß ich auch selbst bald kommen werde.

Zuerst hatte der Brief mit Rom, dann mit Philippi sich beschäftigt. Jetzt schließt sich in naturgemäßer Folge daran, als dritter Teil, die Besprechung der gegenseitigen Beziehungen, doppelt innig in der Verknüpfung, weil durch die Pflege dieser Beziehungen, wie sie der Apostel in Aussicht nimmt, erst voll erreicht und sicher gestellt wird, worin die beiden ersten Teile gipfeln, Freude in Rom und Freude in Philippi, hier durch den ermutigenden Zuspruch des Abgesandten, dort durch dessen gute Nachrichten. Indem wir hierbei erfahren, auf welche Weise diese Beziehungen vermittelt wurden, erhalten wir zugleich, ob auch in engem Ausschnitt, einen Einblick in die äußere Geschichte des Paulinischen Missionswerkes; wir lernen sozusagen die Fäden kennen, an welchen sich die Entwicklung bewegte.

Es war ein großartiger Plan, nach welchem Paulus ums Jahr 52, als er und die Urapostel gleichsam die Welt unter sich geteilt hatten in der Vereinbarung, daß sie den Juden, er aber den andern Völkern das Evangelium bringe, seinen Eroberungszug ins Römerreich unternahm. Mag er im einzelnen ihn allmählich ausgestaltet haben, wobei er sich, wie er es oft bezeugt, von dem Willen Gottes, den er in hindernden und fördernden Verhältnissen erkannte, leiten ließ: als Entwurf im Großen stand das Werk seines Lebens deutlich vor seiner Seele. Es galt über die Provinzen des Römerreichs, indem er sich ihrer wichtigsten Städte bemächtigte, das Netz auszuspannen. Mit Galatien begann er, nachdem er vor jenen Abmachungen von Jerusalem bereits in Syrien und Cilicien gewirkt hatte. Nach der an Galatien grenzenden Provinz Asia fand er den Weg verschlossen. Der Mann aus Mazedonien ruft ihn im Traumbild nach Europa. Er gründet in den wichtigsten Städten Mazedoniens, dann in der Hauptstadt der Provinz Achaja, Korinth, und von ihr aus, wie die Ueberschriften des ersten und zweiten Briefes dahin erraten lassen, auch in anderen Gegenden derselben Gemeinden. Jetzt erst führt ihn wir wissen nicht welche Gelegenheit nach der Provinz Asia zurück, in deren Hauptstadt Ephesus er einen langen Aufenthalt nimmt. Bis in die Provinz Illyrien am Adriatischen Meere ist er auf seinen Reisen vorgedrungen (Röm. 15, 19), wenn wir auch aus der Mission daselbst keine Urkunden besitzen, die uns Näheres davon erzählen könnten. Da inzwischen in Rom, wie er erfahren, das Evangelium schon Boden gefunden hat, so richtet sich nun sein Blick nach Spanien (ebenda v. 24). Wie früher erzählt, ist dieser Plan, über den hinaus sein kühner Geist vielleicht sich mit noch weiterem trug, durch seine Gefangennahme vereitelt worden. Das groß angelegte Werk blieb ein Bruchstück. Aber auch dies ist gewaltig genug; es stellt seinen Schöpfer mit in die erste Reihe der weltgeschichtlichen Persönlichkeiten.

Wir wissen nun — und wir erfüllen eine Pflicht der Pietät, abgesehen von der Belebung unsrer geschichtlichen Anschauung, wenn wir dies auch hier nicht vergessen — daß Paulus nicht der einzige geblieben war, welcher solches Missionswerk unter den heidnischen Völkern trieb. Es gab solcher „Apostel" noch mehr. Schon das Entstehen einer Gemeinde in Rom ist ein Zeugnis ihres Wirkens. Von einigen kennen wir die Namen. Bei unsrer auf die Briefe des Paulus und die einen bestimmt begrenzten Zweck verfolgenden Erzählungen der Apostelgeschichte beschränkten Kenntnis der urchristlichen Zeit ist noch für viele andre Raum. Die Ausdrücke „die Apostel alle" neben den Zwölfen (1. Kor. 15, 7) und „die andern Apostel" (1. Kor. 9, 5), nicht minder das Auftreten von Leuten, die sich als Apostel einführen (2. Kor. 11, 5. 12, 11), weisen auf sie hin. Fast nur die Namen wissen wir von zweien, Andronikus und Junias, die vor Paulus schon Christen geworden waren und neben ihm als Apostel des Evangeliums wirkten; offenbar mit besonderem Erfolg, denn Paulus nennt sie „hervorragend unter den Aposteln." Weil sie eine Zeit lang mit Paulus sich vereinigt hatten und mit ihm in Lebensgefahr geraten waren (Röm. 16, 7), sind ihre Namen uns in einem Paulusbrief erhalten. Bekannter ist Apollos aus Alexandria, der selbständig erst in Ephesus, dann in Korinth gewirkt haben muß und später mit Paulus sich in Ephesus begegnet (Apostelg. 18, 24 ff. 1. Kor. 3, 6. 4, 9. 16, 12). Am meisten wissen wir von Barnabas, der, in Cypern gebürtig, aus der Urgemeinde hervorging, lange in völlig ebenbürtiger Selbständigkeit mit Paulus gemeinsam Mission trieb, bis sie sich trennten, eben damals, wie Paulus seinen großen Zug durchs Römerreich unternahm (Gal. 2. Apostelg. 13—16). Er muß nun seine eignen Wege gegangen sein, aber ganz in Geist und Art des Paulus, wie wir durch eine gelegentliche Berufung des letzteren auf ihn (1 Kor. 9, 6) erfahren. Vielleicht darf man aus Kol. 4, 10 schließen, daß er bei der Gründung der dortigen Gemeinde beteiligt war.

Aber es scheint doch, daß die größere Zahl der Männer, welche sich befähigt und getrieben fühlten zu solchem Missionsdienst, sich, wie ja die eben genannten es alle wenigstens zeitweise thaten, an den größten unter ihnen, an Paulus, an-

schlossen und auf Unternahme einer selbständigen Mission verzichteten. Die Uebermacht seines Geistes zog sie an sich; er war ihr Mittelpunkt. Dennoch bleibt es ein ganz freies Verhältnis; er nennt sie seine Mitarbeiter, seine Diakonen, seine Genossen. Wir sehen sie auch zum großen Teil kommen und wieder gehen. Sie mögen nicht alle wie Paulus und die andern Apostel, ihr ganzes Leben der Sache gewidmet, sondern ihn nur zeitweilig begleitet, ihm zu Gefallen einzelne Aufträge übernommen, daneben aber im übrigen ihre bürgerliche Existenz fortgeführt haben. Unser Wissen ist hier darum noch viel lückenhafter. Von vielen kennen wir nur den Namen und etwa Ort und Zeit, wo sie dem Paulus zur Seite gestanden haben. Etwas deutlicher heben sich heraus, auch in ihrer Laufbahn einander verwandt, Johannes Markus, der Neffe jenes Barnabas, und Silvanus, beide aus der Urgemeinde hervorgegangen (Apostelg. 12, 12 ff. 25. 15, 22) und in ihren letzten Spuren mit Petrus verbunden erscheinend (1 Petr. 5, 12 f.), jener eine kurze Zeit im ersten Anfang der großen Mission (Apostelg. 12, 25. 15, 37) und dann zuletzt wieder in Rom (Kol. 4, 10), dieser bei den wichtigen und erfolgreichen Missionen in Mazedonien und Korinth dem Apostel zur Seite (1. Thess. 1, 1 ff. 2. Kor. 1, 19. Apostelg. 17, 10. 14. 18, 5). Spätestens bei des Apostels Uebergang nach Ephesus muß Silvanus von ihm geschieden sein. Denn schon den ersten von dort geschriebenen Brief nach Korinth hat er nicht mehr, wie den von Korinth aus nach Thessalonich gesandten, mit verfaßt (1. Kor. 1, 1. 1. Thess. 1, 1). Dagegen hat sich dem Apostel gerade für Ephesus einer der neugewonnenen Christen aus Thessalonich angeschlossen, Aristarchus, der ihn, wie es scheint, nicht wieder verlassen hat; er teilt mit ihm den Transport nach Rom und dort die Gefangenschaft (Apostelg. 19, 29. 20, 4. 27, 1. Kol. 4, 10). Aus der Provinz Asien, ohne Zweifel also in Ephesus durch den Apostel bekehrt, begleitete ihn auf seiner letzten Reise ein gewisser Tychikus; er ist später auch in Rom eine Zeit lang um ihn, vielleicht gekommen, um dem Apostel Nachricht über den Stand der Gemeinden in Asien zu bringen, und wird von ihm bei seiner Rückkehr mit einem Besuch der neu entstandenen Gemeinde in Kolossä beauftragt (Apostelg. 20, 4. Kol. 4, 7 f.). Schon während seines Wirkens in Syrien hatte sich dem Paulus Titus angeschlossen, von ihm dadurch ausgezeichnet, daß er ihn zu jener Besprechung nach Jerusalem mitnahm. Im weiteren verliert sich seine Spur, bis er ihm von Ephesus aus in schwierigen Verständigungen mit Korinth sehr wichtige und erfolgreiche Dienste leistet und dann auch mit dem Betriebe der früher erwähnten großen Kollekte betraut wurde (Gal. 2, 1 ff. 2. Kor. 2, 13. 7, 6 ff. 8, 6 ff.). Dann verschwindet auch er uns aus den Augen.

In den Reihen dieser Gehilfen der erste an Bedeutung ist nun Timotheus, nach Apostelgesch. 16, 1 f. aus Lystra in der Provinz Galatien gebürtig, eines griechischen Vaters und einer jüdischen Mutter Kind, dort für das Evangelium gewonnen und seitdem unausgesetzt dem Apostel zur Seite. Er ist beteiligt an den Gemeindegründungen in Mazedonien, Achaja, Asien. In Mazedonien hat er sich ganz besonders verdient gemacht um die Befestigung der Gemeinden durch längeres Verweilen, wenn der Apostel verdrängt worden, und durch Besuche, wo der Apostel zu kommen verhindert war (Apostelg. 16, 17. 10, 14 f. 19, 22. 1. Thess. 3). Von Ephesus war er auch nach Korinth gesandt (1. Kor. 4, 17. 16, 10); der einzige Grund, warum er in der Adresse des während seiner Abwesenheit geschriebenen ersten Briefes dahin nicht, wie in dem Briefe nach Thessalonich und dem zweiten nach Korinth, als Mitverfasser erscheint. Auch als Paulus von Korinth aus kurz vor seiner Jerusalemreise nach Rom schreibt, ist Timotheus bei ihm (Röm. 16, 21). Er hat ihn nicht wieder verlassen bis zur Stunde, da sie gemeinsam den Philippern schreiben (Apostelg. 20, 4. Kol. 1, 1. Philem. 1. Phil. 1, 1). So darf er ihm wohl das Zeugnis geben, daß er, wie einem Vater sein Kind, mit ihm gedient habe für das Evangelium — doppelt rührend durch den unregelmäßigen Satzbau. Paulus durfte wohl sagen, daß er ihm gedient habe wie einem Vater; so innig war seine treue persönliche Anhänglichkeit. Aber er verbessert sich, er will ihm noch ein höheres Zeugnis geben: er hat mit mir gedient, Gott gedient, Christo gedient, euch gedient für das Evangelium. Er darf sich auch darauf berufen, ob nun gleich manche Jahre darüber hingegangen waren, daß sie es kennen aus eigner Anschauung, wie bewährt er ist. Er tritt dabei niemand zu nahe mit dem Urteil, daß er keinen zur Verfügung habe von gleicher Gesinnung; wer sollte es auch ihm, dem Mitbegründer der Gemeinde, der sie seitdem mehrfach besucht, an selbstlosem Interesse für sie gleichthun können? Aber hinter dieser lichten Gestalt treten auch alle andern, die zur Zeit noch in des Apostels Umgebung sind und etwa in der Lage und geeignet wären, im Auftrage des Paulus die Philipper — und ohne Zweifel sie nicht allein, sondern all die Gemeinden Mazedoniens, Achajas und wohl auch Asiens — zu besuchen, in den Schatten des Wortes: sie suchen alle das ihre, nicht das Jesu Christi ist. Man spürt in diesem Worte die Liebe des Apostels für seine Gemeinden, welche die strengsten Anforderungen an diejenigen stellte, die ihnen dienen wollten, aber auch das scharfe sittliche Urteil, das nicht bloß nach Bereitwilligkeit und Begabung fragte, noch durch persönliche Anhänglichkeit sich bestechen ließ. Aber zugleich schauert uns daraus die Vereinsamung des großen Mannes an seinem Lebensende entgegen, nach einem Leben, das nie sich selbst gesucht, sondern nur das Jesu Christi ist oder, was damit gleichbedeutend ist, das Heil der Menschen. Er hatte schon früher den Kolossern geklagt, als er im Begriffe stand, ihnen Tychikus zu senden, daß er nun nur Aristarchus, Markus und einen sonst ganz unbekannten Jesus Justus als Mitarbeiter habe, die ihm zum Troste dienen (4, 10 f.). Epaphras (V. 12) gehörte nach Kolossä und war im Begriff dorthin zurückzukehren. Lukas der Arzt und Demas (V. 14) waren wohl nicht in der Lage, ihre Kraft dem Dienste des Evangeliums zu widmen. Inzwischen muß Aristarchus nach Thessalonich heimgekehrt sein. Auch Markus hat gewiß die in Aussicht genommene Reise ausgeführt. Von den bekannten Gehilfen des Apostels ist also keiner von dem Urteil betroffen. Gewiß hebt es der Apostel auch darum hervor, damit sie an der Größe des Opfers, das er seinen Philippern zu bringen bereit ist, indem er auch auf diesen letzten Getreuen verzichtet, um so deutlicher seine Liebe und sein brennendes Verlangen, daß sie fest bleiben, erkennen mögen.

So soll auch dies, wie natürlich in erster Linie die sichere Aussicht selbst, von dem geliebten Manne bald Zuspruch zu erhalten, ihnen zum Sporn dienen, auszuharren. Aber noch einen andern Zweck dieser Sendung verrät er ihnen, um sie anzufeuern; nachdem er sie nun mit seinen guten Berichten über das Evangelium in Rom und seine Sache erquickt hat, sind sie ihm dasselbe schuldig. Und er setzt gar nichts andres voraus. Die Liebe glaubt ja alles, und die erzieherische Weisheit spricht diesen Glauben auch aus als die stärkste bewahrende und anspornende Macht. Das liegt in den folgenden Worten: Ich schicke euch den Timotheus, damit auch ich guten Mutes werde, wenn ich erfahre, wie es um euch steht. Aber — es ist ein köstliches Gedankenspiel der Liebe in diesen scheinbar geschäftlichen Verhandlungen — nicht daß ihr nun fürchtet, dann werde es mit meinem in Aussicht gestellten Kommen wohl nichts werden: nein, ich bin in dem Herrn der Zuversicht, daß ich auch selbst bald kommen werde. So schließt er wie mit einem Auf Wiedersehn!

Welch eine Welt der Liebe, der zartesten Empfindungen und Rücksichten, die wir da unter der freimachenden Kraft des Evangeliums im Frieden der Versöhnung ebenso im großen öffentlichen Wirken wie im engen persönlichen Gedankenaustausch sich über die alternde Erde breiten sehen! v S

Allerlei Predigten

1

Für wen werden denn jahraus jahrein so viele Predigtsammlungen gedruckt? Wenn man ihre Vorreden liest, so möchte man antworten: für die Gemeinden; wenn man aber ihrem buchhändlerischen Schicksal nachgeht, spricht man beinahe: für die Pastoren. Sich übrigens über diesen Thatbestand zu ereifern, scheint nicht Ursache vorhanden, denn wer will dem überbürdeten

oder dem nach technischer Vollendung ringenden oder dem vom ewig frischen Strom der Gedanken hin und wieder nicht hinreichend getränkten Berufsredner wehren, seiner vielleicht glücklicheren Genossen Sonntagsleistungen kritisch oder dankbar zur Hand zu nehmen, und wer will von den Bücherlesern unter den Gemeindegliedern fordern, daß sie Predigten, welche schon gesprochen sie nicht stetig zu fesseln vermögen, im toten Drucke lieb gewinnen sollen?

Eine gedruckte Predigt vergleicht sich dem Buchdrama. Beide bieten nicht den Vollgenuß, zu dem der Meister sie erschuf, aber sie geben darum eben doppelt Gelegenheit, sich in aller Ruhe der innern Gesetze ihrer Entstehung bewußt zu werden. Fast möchten wir wünschen, daß zur Reife solchen Bewußtwerdens ein theologischer Gustav Freytag auch eine „Technik der Predigt," nicht für Prediger, sondern für Predigtfreunde schriebe. Er würde wesentlich helfen, das oberflächliche Aburteilen über geistliche Reden zu verscheuchen, denn er würde den Gebildeten zwingen, seine Kritik auch prinzipiell zu begründen.

Aber darf denn eine Predigt kritisirt werden? Soll man sie nicht lieber bloß „still auf sich wirken lassen"? Als ob dies scheinbar so gedankentiefe Schweigen auf dem Heimwege von der Kirche nicht oft nur zu einem Rückschluß auf Mangel an jeglicher innern Verarbeitung des Gehörten berechtigte! Als ob Kritik nicht die Form wäre, in welcher sich dialektische Geister einer Sache zu bemächtigen suchen! Fürwahr, eine Predigt, die wirklich eingehend kritisirt wird, kann nicht ganz schlecht sein. Aber wo bleibt bei der Kritik die heilige Scheu vor dem geweihten Redestuhle und vor dem geoffenbarten Inhalte? Sie wird in dem Maße auch die Kritik erfüllen, als sie überhaupt der Hörer Seele erfüllt, und als bloße Form ist sie vom Uebel. Eine Kanzel hat übrigens im allgemeinen nur gerade so viel Weihe, als die Gedanken, die von ihr herniedertönen, religiösen Wert haben.

Darum halten wir es auch für falsch, daß die landläufigen Rezensionen von Predigtbüchern über sehr allgemeine Versicherungen ihrer Erbaulichkeit und ihrer Formvollendung kaum hinausgehen. Beides muß in irgend welchem Grade von jeder gehaltenen und gedruckten Predigt vorausgesetzt werden können, wie man nicht erst bei jedem Gemälde der Ausstellung hervorheben kann, daß sein Schöpfer Blick in die Natur, Sicherheit der Hand und wer weiß was noch habe. Das, was den denkenden Leser einer neuen Predigtsammlung beschäftigt, ist gerade die Eigenart, in der bei diesem oder jenem Prediger die immer im Grunde gleichen Gedanken sich zu Worten verfestigen.

Dazu, den Blick für die Verschiedenheit unsrer Prediger bei aller ihrer stofflichen Einheitlichkeit zu schärfen, mag unter anderm dienen eine soeben in Lieferungen erscheinende Sammlung, welche wir als „Galerie moderner Meister" bezeichnen möchten. Pfarrer Stöber in Regensburg stellt nämlich unter dem Titel „Das christliche Kirchenjahr" Beiträge von mehr als siebzig meist namhaften Predigern zusammen. Wir finden schon jetzt manchen evangelischen Kanzelredner von Nord und Süd vertreten, der uns längst litterarisch bekannt war, und hoffen bis zur Vollendung des Werkes noch manchem zu begegnen.

Natürlich ist es unmöglich, über die einzelnen Predigten dieser Sammlung hier Bemerkungen zu machen. Es würde dies die Geduld unsrer Leser allzusehr in Anspruch nehmen und doch vergebliche Mühe sein; denn kein Prediger läßt sich nach einer einzigen gelesenen Predigt voll charakterisiren. Was aber wohl möglich ist, ist dies, einige Gesamteindrücke zu fixiren, welche die Lektüre so mannichfaltiger Predigten hinterlassen hat.

Wir fragten uns: Zu welchem Publikum reden eigentlich diese Redner? Zum Volk, zu der Masse, die unsre Häuser baut, unsre Treppen scheuert und unsre Felder bestellt, wollen nur wenige sich wenden; denn wenn sie das wollten, so würden sie ohne Zweifel anders reden: sie würden allen allgemeinen Ueberlegungen, farblosen psychologischen Studien, allem, was ihren Köchinnen und Schuhmachern unverständlich bleiben muß, ohne weiteres Urlaub geben und so drastisch, bisweilen innig, bisweilen derb, bisweilen heiter mit allerlei Geschichten und handgreiflichen Exempeln die ewige Wahrheit lehren, daß ein Hauch von der Poesie des durch Gottes Wort verklärten Alltagslebens durch alle ihre Worte wehte. Zu den eigentlichen Gebildeten wollen aber auch nur wenige sprechen; denn wenn sie dies wollten, müßten sie die feindlichen und freundlichen Beziehungen unsrer Bildungswelt zum christlichen Glauben eingehender behandeln, sich in der Form der knappen, klaren Darstellungsweise unsern besten Nationalschriftstellern mehr nähern, und dürften um die Probleme des Denkens nicht so oft fromm und leicht herumgehen. Das Publikum, an welches die meisten der uns vorliegenden Predigten gerichtet erscheinen, ist eine Zuhörerschar von ziemlicher Fähigkeit, längern Erörterungen zu folgen, gut bekannt mit der Heilsgeschichte der Bibel, nicht befremdet von den Besonderheiten traditioneller Predigtwendungen, gern bereit, auch die sehr im allgemeinen gehaltenen Ermahnungen für sich fruchtbar zu machen. Daß es derartige Zuhörer giebt, steht fest; daß sie aber der Teil der Gemeinde seien, welcher mehr als alle andern dem Prediger vor Augen stehen müßte, wird wohl nicht leicht jemand ernsthaft behaupten. Auch vermuten wir, daß nicht nur einige Kanzelredner, indem sie sich an die gekennzeichnete christliche Bildungsschicht wenden, Hoch und Niedrig zugleich zu umfassen meinen. Dies aber wird selbst hervorragendsten Predigern nur selten gelingen. Im allgemeinen gilt, daß sich der Prediger mit Bewußtsein die Bevölkerungsklasse wählt, der er seine Reden widmet — wenn die örtlichen Verhältnisse überhaupt die Wahl freistellen. Dieses muß gerade von predigthörenden Laien bedacht werden, wenn sie an ihrem vielleicht gut populären Prediger nicht mit Unrecht tadeln sollen, daß er für sie, die schnelldenkenden und feingebildeten, zu breit und zu wenig ideell reden muß.

Von gebildeten Christen, deren Urteil uns sonst hoch steht, haben wir es aussprechen hören, daß eigentlich dieselbe Schriftauslegung König und Bettelmann im Gebiete des Geistes befriedigen müsse. Wir könnten ihnen aber an Beispielen darthun, wie wenig sich ihre Theorie in der Praxis halten läßt. Hätten sie die bei Schlößmann in Gotha 1887 erschienenen Predigten über Ländliche Lebensverhältnisse von Dr. Fritz Dickmann mit anhören müssen, so würden sie ein Wort wie „fade" oder „dünn" auf ihren Lippen gehabt haben, während die Bauern rechts und links sich zunickten, als wollten sie sagen: Hört nur den Pastor! Ja so ist es, genau so! Der kanns aber! Hätten sie aber dann einen von diesen Bauern mit unter jene Heidelberger Kanzel genommen, von der aus Professor Bassermann seine 1886 bei Cotta in Stuttgart erschienenen Akademischen Predigten hielt, so wären sie selbst wohl vor innerer Arbeit und wachsender Freude nicht dazu gekommen, sich über die Teilnahmlosigkeit ihres biedern Begleiters zu verwundern.*)

Doch zurück zu der Stöberschen Sammlung! Wir nennen die Gegenstände der Predigten der zweiten und dritten Lieferung:

Neujahrstag (Generalsuperintendent Carus in Königsberg):
Vier ernste und trostreiche Erinnerungen zum Anfang des neuen Jahres, an die Flucht der Zeit, an den ewigen Bund Gottes, an den teuern Jesusnamen, an das göttliche Walten ewiger Vorherbestimmung.

Sonntag nach Neujahr (Div.-Pfarrer Rocholl in Köln):
Simeon, ein Bild nicht alternder Lebenskraft: sein gottesfürchtiger Sinn mitten im tagtäglichen Leben, sein Lebensglück am Lebensabend.

Epiphanien (Hofprediger Braun in Stuttgart):
Was wir lernen können von den Weisen im Morgenlande, in Jerusalem, in Bethlehem?

1. Sonntag nach Epiphanien (Pfarrer Schlosser in Gießen):
Einige Gedanken über die Erziehung unsrer Kinder: Habt Acht auf euch selbst und auf eure Kinder!

2. Sonntag nach Epiphanien (Professor Beyschlag in Halle):
Wie Jesus an der irdischen Lebensfreude seine Herrlichkeit offenbart. Lasset uns sehen, wie auch die irdische Lebensfreude seiner bedürfe und wie er dem Bedürfen derselben entspreche.

3. Sonntag nach Epiphanien (Pfarrer Nied in Straßburg):
Des Herrn Siegeszug vom Berge der Predigt nach Kapernaum.

*) Die Bassermannschen Predigten sind ein fortlaufendes, klares und anregendes Gespräch mit dem Geiste der modernen Bildung, im Glauben der heiligen Schrift begründet, aber in Form und Redeton fein und frei, wohl geeignet, auch einen vielbeschäftigten Mann zu fesseln.

Wir sehen: mannichfaltig sind die Gegenstände der evangelischen Predigten auch in der gleichen Zeit des Kirchenjahres, mannichfaltiger, als es vielen, die nur hin und wieder in die Kirche hinein hören, erscheinen mag. Ob die Themen immer ganz glücklich formulirt sind, soll uns hier nicht aufhalten. Das aber sei hervorgehoben, wie sich deutlich zwei Arten von Predigten unterscheiden lassen. Die einen haben ihre Einheit in der Textgeschichte, aus welcher sich unter Umständen fünf oder zehn verschiedne Lehren und Ermahnungen erheben lassen; die andern haben ihre Einheit in einem Hauptbegriff, wie etwa dem der Erziehung oder der Lebensfreude. Schriftauslegung oder christliche Begriffsbildung sind die zwei Gaben, von denen der Prediger jedesmal nur eine in ihrer Fülle darbieten kann. Die Hörer werdens ihm danken, wenn er die Schriftauslegung nicht durch Ideen spätgeborner Geschlechter zu einer Legirung von ältestem und jüngstem Metalle, und die Begriffsbildung nicht durch Auseinandersetzung mit den örtlich und zeitlich bedingten Einzelausdrücken einer besondern Bibelstelle zu einer Linie mit zahlreichen unsymmetrischen Schnörkeln werden läßt. Uns will es scheinen, als seien die keineswegs ganz zu verwerfenden Versuche, beide von Natur geschiednen Weisen der Predigt harmonisch in einer halben Stunde auftreten zu lassen, in der Sammlung, die wir besprechen, zu häufig.

Etwas fehlt uns übrigens, offen gesagt, bei vielen dieser Predigten: es ist der historische Sinn, welcher einerseits nicht zuläßt, daß Worte, welche vor achtzehn Jahrhunderten sehr anders klingen mußten als heute, nun doch ohne weiteres dem lieben Christen auf der Kirchbank im heutigen Deutschland aufgenötigt werden, der aber anderseits die ganze bunte Vergangenheit der Kirche ausnutzt, um uns das Christentum von heute als reichen Erben vielbewährter Schätze zu zeigen. Wer wird die Kirchengeschichte auf der Kanzel lebendig machen, damit zu dieser thätigen Zeit der Väter Thun und Leiden rede? Geschichte ist stets mehr wert als Reflexion.

Zum Schluß sei die wirklich noble Ausstattung des relativ billigen Lieferungswerkes (eine Lieferung von 24 großen Seiten 40 Pf.) hervorgehoben. F N

Die 42. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Halle a. S.,

vom 3. bis 6. (7.) September 1888

Die Gustav-Adolfs-Tage von Halle sind vorüber. Etwa 500 auswärtige Festteilnehmer mochten sich eingestellt haben; auch seitens der Einwohner war die Teilnahme eine rege. Es kann die Absicht hier nicht sein, weder dem ausführlichen Berichte, den der Zentralvorstand samt den Festpredigten ausgiebt und der schließlich jedem in die Sache eindringenden Gustav-Adolfsfreunde unentbehrlich ist, vorzugreifen, noch die bereits ausgegangenen Zeitungsberichte zu wiederholen. Nur eine kurze Vergegenwärtigung des Verlaufs mag Stelle finden.

Die Wahl und Bedeutung des Festortes fand in den Begrüßungsreden des Eingangs, im Trinkspruch des Bischofs Teutsch von Siebenbürgen auf Halle, in den weihevollen Worten des Deputirten der Halle-Wittenbergschen theologischen Fakultät ihre Würdigung. Teutsch wies auf die Widerstandskraft der guten Stadt Halle gegen den Erzbischof von Magdeburg, zuletzt noch gegen Albrecht, den unfreiwilligen Förderer des Reformationswerkes, hin. Der Vorsitzende D. Fricke hatte außerdem die unsterblichen Namen August Hermann Francke und Tholuck genannt; auch an die Abwerfung von Geistesfesseln durch Thomasius wurde erinnert. D. Beyschlag mußte seine Fakultät als in Trauerkleidern einhergehend bezeichnen, da drei Säulen ihr in diesem Jahre entrissen worden seien: Jacobi, Schlottmann Riehm.

Sämtlichen drei Festpredigten wurde von ihren Hörern das Zeugnis ausgestellt, daß sie der Bedeutung des Festes entsprochen. Prediger Scholz aus Berlin (Müllensiefens Nachfolger) predigte in der Ulrichs-, Pfarrer Vieregge aus Bonn in der Domkirche, beide zu gleicher Stunde am 3. September nachmittags. Jener zeichnete auf Grund von Hebr. 13, 15. 16 den Gustav-Adolf-Verein als ein Opfer der Lippen in Dank und Bekenntnis, ein Opfer der Hand in Wohlthun und Mitteilen; dieser sprach nach 2. Korinther 8, 1—9 vom Dienste der Liebe an den Brüdern. In jener Predigt vernahmen wir das Wort: der Unglaube ist trostlos, der Aberglaube um nichts tröstlicher; ist der Unglaube eine Wüste, so ist der Aberglaube ein Sumpf. Der Festprediger des zweiten Tages, Generalsuperintendent D. Baur, schloß seine gewaltige, alle eigentümlichen Vorzüge dieses Redners (in ungleich glücklicherer Weise als zu Düsseldorf vor zwei Jahren) zusammenfassende Verkündigung in Joh. 18, 36. 37: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt ... Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ Es war ein „Aufruf zur Arbeit für Christi Reich: wir gehören Ihm; wir zeugen von Ihm; wir bringen Ihm Opfer.“ Als der Redner in männlicher Weise die Dinge berührte, welche auch die Versammlung des Evangelischen Bundes in Duisburg zu ihren Resolutionen veranlaßte, da war jeder tief ergriffen: es war der Höhepunkt der Predigt; durch die Versammlung ging jene lautlose Zustimmung, die doch schlechthin unverkennbar ist. — Immerhin aber sei zu diesem wahrhaft erhebenden Gottesdienste bemerkt, daß wenn ein solcher schon um 8 Uhr früh die Festgäste zusammenruft, dies doch geschieht, um Zeit zu gewinnen, nicht aber um diese Zeit den wenn auch noch so kunstfertigen Kantoren auszuliefern. War doch ein besonderes, uns als ganz vortrefflich gelungen bezeichnetes Kirchenkonzert veranstaltet! Es ist aber übel, wenn die geistigen Spannkräfte erschöpft sind, ehe zur Sache selbst geschritten werden kann. Wo man so oft sich auf Luther bezieht, da wolle man doch auch bedenken, daß er gesagt hat, das Gehör sei ein zärtlich Ding. Damit aber ist ein Punkt berührt, den wir um der Sache selbst willen nicht ungenannt lassen zu sollen meinen: es war als ob in diesem Jahre der Ueberschwemmungsnöte auch die Reden ihr gewohntes Bett weitaus überschreiten sollten. Referent wünscht, im Gegensatz zu andern, weder die gänzliche Aufhebung der Begrüßungsreden noch der Trinksprüche, aber es war ein gutes Wort, was der wackere Schwabe, Stadtpfarrer Lauxmann, in kleinem Kreise aussprach: das sei so schön an den alten Griechen gewesen, daß sie auch den Gott Horos (des Maßhaltens) geehrt hätten.*)

Nach den beiden Festgottesdiensten des Vortages fand in beiden Kirchen die Uebergabe von Festangebinden statt, wie auch im Vorjahre zu Nürnberg. Wenn diese Gaben an Stickereien und heiligen Gefäßen freilich in der äußern Darstellung den Nürnberger Reichtümern nicht entsprachen, so gesellten sich doch diesmal sehr erhebliche Geldsummen dazu, welche in verschiedenen Verbänden der Stadt Halle und der Provinz Sachsen gesammelt waren. Unter den Gaben aber, die von anderwärts in diesen Tagen überwiesen wurden, scheint besonders hervorhebenswert ein namhaftes Geldgeschenk von Frauen aus Mecklenburg-Strelitz, während das andre Mecklenburg sich nach wie vor ganz zurückhält. Warum — so konnte und mußte der Vorsitzende mit Recht fragen — warum versagen doch die Brüder und Schwestern dort?

Die Sammlung der Hugo Kleinschen Schriften (vgl. Nr. 34) Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins hatte dem Gustav-Adolf-Verein — zum Teil durch die Mühewaltung des Herrn Pastor Schütze in Naundorf bei Halle — einige Beiträge zuführen können; sie wurde vom Geh. Kirchenrat D. Fricke und Hofprediger D. Rogge warm empfohlen.

Schon D. Baur hatte in Einleitung und Schluß seiner Festpredigt auf das „Dreikaiserjahr“ hingewiesen, das die Gedanken notwendig auf das ewige Reich leiten müsse. Nun verstand es sich von selbst, daß an den jungen Hohenzoller auf dem Kaiserthrone, der bereits das Protektorat der preußischen Gustav-Adolf-Vereine übernommen, ein Huldigungstelegramm gesandt wurde: es fand die huldreiche Erwiederung des Kaisers.

---

*) Daß bei dem Festmahl des Kasseler Kongresses für innere Mission außer dem auf Kaiser und Kaiserin alle Toaste unterblieben und nur ganz wenige innerlich begründete Ansprachen gehalten wurden, machte dieses Beisammensein zu einem selten genußreichen. Uebrigens pflegen auch Leute gegen das viele und lange Reden zu schelten, die es gelegentlich selbst nicht lassen können — eine Bemerkung, die nicht auf den Herrn Referenten gemünzt ist R.

Unter den darauffolgenden Begrüßungsreden seien wenigstens zwei hervorgehoben: die des Vertreters des Evangelischen Oberkirchenrats aus Berlin, D. Brückner, und Sr. Exzellenz des Oberpräsidenten der Provinz Sachsen, Herrn von Wolff, der zugleich für den ebenfalls anwesenden Regierungspräsidenten von Merseburg das Wort ergriff, und zwar, wie er sagte: „namens der königlichen preußischen Staatsregierung," welche gern zum Ausdruck bringe, welchen Wert sie auf die Thätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins lege, insonderheit in der Provinz Sachsen. Das war denn freilich anders wie in Düsseldorf, wo der Regierungspräsident kein Wort fand, und eine erfreuliche Erinnerung an Nürnberg, wo im Lande eines katholischen Regiments man doch den Gustav-Adolf-Verein zu begrüßen wußte. Die Worte des Herrn von Wolff wurden denn auch von der Versammlung mit sichtbarer Freude aufgenommen.

Von auswärtigen Diasporaednern, die hier alle aufzuführen zwecklos wäre, traten besonders hervor der Pfarrer Schullerus aus Schönberg bei Hermannstadt in Siebenbürgen und der österreichische Konsul aus Bari in Italien, der auf der Durchreise durch Halle von den Tagen der Gustav-Adolf-Versammlung vernehmend sofort ausgestiegen war, um für die Bemühung des Vereins um Versorgung der deutschen Evangelischen auf der apenninischen Halbinsel zu danken, wie sie namentlich durch die Entsendung des Pfarrers Dr. Zschimmer in Beichlingen sich kundgegeben. Sie hätten sich dort in Bari, so etwa sagte er, um die Kirche nicht mehr gekümmert, aber nun sei alles anders geworden. Dieser so unerwartet sich einstellende Redner war ein überaus sprechendes Beispiel für die gesegnete Thätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins.

Die Ergänzungswahl des Zentralvorstandes fand in der Weise statt, daß sämtliche ausscheidende Mitglieder aus Leipzig wiedergewählt wurden mit Ausnahme des hochbetagten D. Lechler, dessen Wünschen dies entsprach: dafür trat Schulrat Dr. Hempel ein. Von den auswärts wohnenden Mitgliedern schieden, als für die nächsten drei Jahre nicht wieder wählbar, aus: Herr Asche-Wien, Superintendent Großmann-Grimma, Prälat D. Doll-Karlsruhe und D. Rogge-Potsdam. Dafür wurden gewählt Generalsuperintendent Schuster-Hannover, Konsul Adami-Bremen, Oberkirchenrat von Trauschenfels-Wien, Oberstabsauditeur Eigenbrodt-Darmstadt.

Von den um die große Liebesgabe sich bewerbenden Gemeinden errang Schwetz in Westpreußen den Sieg mit 101 Stimmen, während Stadlo mit 26, Straubing mit 27 Stimmen und dem Schmerzensgelde von je 5400 Mark sich begnügen mußten. Die große Gabe betrug über 17 500 Mark.

Dem Jahresberichte, erstattet von Lic. Dr. von Criegern, wollen wir heute nur wenige Notizen entnehmen. Zwölf Zweigvereine haben sich aufgelöst, aber offenbar wenig lebensfähige (eigentlich Ortsvereine, die im Anschluß an größere Verbände vielleicht mehr geleistet haben würden), so daß es sich dabei um eine eigentliche Einbuße nicht handelt; 7 sind neu gebildet worden. Darnach beträgt die Gesamtzahl jetzt 1776. — Die Gesamtzahl der Frauenvereine ist auf 432 angewachsen. An Legaten und Stiftungen hat der Zentralvorstand 7 erhalten im Betrage von zusammen 25 000 Mark; darunter ein Erbvermächtnis des Oberamtsrichters Rudolf Dost von 21 000 Mark. Aus der Vereinspflege schieden 26 Gemeinden aus, aber die Zahl der bleibenden beträgt 1361. An Kirchgebäuden sind 17, an Schulen 4 eingeweiht worden.

Bei einer so großen Zahl von Unterstützungsbedürftigen war es sehr berechtigt, wenn folgenden Tages der Berichterstatter sich auch über die Frage nach „Maßregeln zur Hebung der Vereinsthätigkeit" verbreitete. Mit leider nur zu viel Wahrheit durfte er sagen, der Gustav-Adolf-Verein gelte nicht für vornehm. Er empfahl den Kirchenregimentern allgemeine Aufnahme der Fürbitte für die Notstände der Diaspora ins Kirchengebet, den Superintendenten Aufnahme der Gustav-Adolf-Sache in die Visitationsfragen, den Geistlichen Gustav-Adolf-Stunden, wie deren z. B. in Halle jährlich 4 in Nebengottesdiensten gehalten werden; ferner Nachsuchen der Rechte der juristischen Person für die Gustav-Adolf-Vereine u. a. m. Vom Hofprediger D. Rogge wurde besonders auf die Gewinnung der Konfirmanden für die Gustav-Adolf-Sache hingewiesen, wie er denn, wenn er nun wegen Besuchs eines Gustav-Adolf-Festes etwa den Konfirmandenunterricht habe aussetzen müssen, diese seine Abwesenheit dann den Kindern durch Erzählen über die stattgehabte Versammlung begründe u. s. w.

Die abendliche Festversammlung in Giebichenstein und die öffentliche Nachversammlung des folgenden Tages waren von den Bürgern Halles so besucht, daß für die Deputirten von auswärts fast kein Raum blieb; am ersten Tage fanden sie buchstäblich keinen leeren Tisch.

Den Schluß des Festes bildete ein erhebender Besuch der Lutherstätten in Eisleben: des Geburts- und Sterbehauses Luthers, sowie des herrlichen Denkmals und der Andreaskirche daselbst. H

Der Freiburger Katholikentag

Von einem Teilnehmer

Ungeheure Anstrengungen sind gemacht worden, um den diesjährigen „Katholikentag" zu einem möglichst imposanten zu machen. Man wollte dem halb sich zurückziehenden Gegner mit seiner Streitmacht imponiren und im „endgiltigen, vollkommenen Frieden" noch weit größere Vorteile erlangen, als im bisherigen Waffenstillstande; daher mußte auch der Papst selber zur Teilnahme einladen. Zugleich sollte auch damit gezeigt werden, wie es nachher hervorgehoben worden ist, daß Papst und Zentrum einig seien und der „Friedenspapst" in dem streitfertigen Zentrumsheere seine besten Kerntruppen erblicke im großen Kulturkampf gegen die modernen Staaten. Als Tag wurde der 2. September festgesetzt, um demonstrativ zu zeigen, daß man gegen die Erfolge von 1870 protestire, und als Ort die Breisgaustadt, weil Baden, das „Probirländle," sich bei dem diesjährigen ultramontanen Ansturm widerspenstig gezeigt hatte. Endlich wurde als Hauptthema neben dem Schulantrag des Zentrums die römische Frage (allerdings in abgeschwächter Form) nebst entsprechendem Protest gegen die italienischen Kirchengesetze auf die Tagesordnung gesetzt, und von der deutschen Regierung eine energische Einsprache gefordert, unbekümmert darum, ob dadurch das gute Einvernehmen und Bündnis mit Italien aufs Spiel gesetzt würde. Windthorsts Versicherung, daß das nicht bezweckt sein solle, konnte auf niemanden Eindruck machen.

So kamen denn dem kleinen Häuflein badischer Ultramontanen große Scharen aus Rheinland, Elsaß, Schweiz, Oesterreich, Württemberg und Baiern zu Hilfe, um, wie es auch in Freiburg von badischer Seite eingestanden wurde, die fast Verzagten durch hilfreichen Beistand zu ermutigen; sie wollten, nach Windthorsts drastischem Witzwort, den Badensern den Opernchor in die Ohren singen: „Nur Kourage, nicht verzagen, immer sind die Freunde nah." Alles in allem mögen drei- bis viertausend Ultramontane (1318 Mitglieder und etwa 900 Teilnehmer, außerdem noch Besucher) in Freiburg anwesend gewesen sein, wohl zur Hälfte Geistliche, von Laien namentlich Adlige, Juristen, Kaufleute, Studenten, Bauern- und Gesellenvereinler, außerdem ein Heer Berichterstatter von allerlei Meinung und Parteistellung. Die Mitgliederkarte kostete sieben Mark, die Teilnehmerkarte die Hälfte und berechtigte der Hauptsache nach nur zur Teilnahme an den vier öffentlichen Hauptversammlungen, für welche auch Einzelkarten zu einer halben Mark abgegeben wurden; bei Anmeldung mußte die Visitenkarte mit Vor- und Zunamen, Stand und Wohnort abgegeben werden; trotzdem wurde verschiedentlich über die „geheimen" Sitzungen des Evangelischen Bundes gespöttelt.

Bezüglich der Geschäftsordnung war die im Gegensatz „zu gewissen andern" mit selbstgerechtem Stolze proklamirte Parole ausgegeben, sich jeder Polemik zu enthalten, auf Grund der seit vorigem Jahre festgestellten „Geschäftsordnung der Generalversammlung", worin nach dem Wortlaut des § 15 „konfessionelle Polemik in den Verhandlungen der Generalversammlungen untersagt ist." Und in der That haben sich auch viele Redner sichtlich beflissen, offene und direkte Angriffe auf den Protestantismus zu vermeiden. Eine Kritik der evangelischen Dog-

matik kann sich der Katholik ja auch leicht versagen, während der Protestantismus seinem Namen nach Kritik ist — freilich nicht wirklich religiöser Grundsätze, sondern der kirchlichen und kirchenpolitischen Anschauungen und Einrichtungen des Katholizismus, welche eben durch ihre Falschheit und Schädlichkeit die sittlich-religiöse Kritik herausfordern müssen. Dennoch war die gesamte Reihe der Freiburger Verhandlungen von Anfang bis zu Ende eine demonstrative Verurteilung und Kriegserklärung gegen die evangelische Kirche und den Protestantismus nicht nur, sondern gegen den modernen Staat und die gesamte heutige Kultur überhaupt. Entweder alles Nichtultramontane wurde totgeschwiegen, als gar nicht vorhanden betrachtet, und vom Katholizismus geredet, als ob er allein auf der Welt sei, oder alle außerkatholischen Bestrebungen wurden als ungläubig, unsittlich, grundstürzend, lügnerisch, „höllisch" angeschwärzt und dagegen alles „Katholische" als christlich, fromm, wahr, gut, himmlisch mit dem Heiligenschein verklärt. Und die Bravos und Pfuis der Versammlung galten redlich geteilt die einen dem Katholischen, die andern dem Nichtkatholischen.

Das Programm war ein reiches: vier öffentliche und vier geschlossene allgemeine Generalversammlungen: Generalversammlungen der einzelnen Vereine: des katholischen Juristenvereins, der Vinzens-, Pius-, Bonifatius-, Studenten-, Arbeiter-Vereine; Sitzungen der verschiedenen Ausschüsse; Begrüßungen, Bankette, Ausflüge, Festmahl, Münsterbeleuchtung, Messen und „Aemter." Den verschiedenen Verhandlungen lagen von Anfang an nicht weniger als 39 Anträge vor über Missionen (d. h. Propaganda) und christliche Charitas, über soziale Fragen, über christliche Kunst, Wissenschaft und Presse, über Schule und Unterricht, über Vereinswesen, Aeußeres und Formalien; allmählich kamen noch ein gutes Dutzend neuer Anträge hinzu. Dieselben enthielten meist Empfehlungen der verschiedenartigen Vereine, Aufrufe zu neuen Organisationen und Erweiterung der bestehenden, soziale Programme, Klagen über Mißstände und Vorschläge zur Abhilfe. So: Unterstützung von Kirchenbauten in Berlin und in andern Städten, Kindergebetsvereine (!), Normalarbeitstag, Widerlegung der Lügenberichte gegen den Klerus, Abwehr der Angriffe in der protestantischen Presse, Einschreiten gegen die Zurücksetzung der katholischen Beamten, katholische Universitäten, Erhebungen über das philosophische Studium an deutschen Hoch- und Mittelschulen (Stunden, Lehrer, Bücher), Erteilung und Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes und des Unterrichtes überhaupt durch die Kirche, der Schulantrag des Zentrums u. s. w. Vor allem aber als wichtigster der Protest gegen die Beraubung und Vergewaltigung des Papstes und der Kirche in Italien. Dieser letztere wurde in öffentlicher Versammlung feierlichst von Windthorst verlesen und mit großem Beifall angenommen. Außerdem geschah das noch mit den „wichtigeren" Anträgen: über die Schule und die afrikanische Sklaverei.

Ueber diese und andere Dinge wurde nun in den geschlossenen und öffentlichen Versammlungen gesprochen. Als Redner traten meist Nichtbadener und überhaupt viele Nichtdeutsche auf, Geistliche und Weltliche, insbesondre auch Ordensleute, die, in Baden sämtlich unbekannt, wohl von auswärts berufen wurden, um die guten Bewohner Freiburgs mit solch ungewohnten Gestalten vertraut zu machen und sie im Gegensatz zu den diesjährigen Landtagsverhandlungen zu empfehlen. Auch der Erzbischof hielt einige ziemlich unbedeutende Reden, welche durch die heisere, leise Stimme und den unnatürlichen Kanzelton alles Eindrucks entbehrten. Einer der Mönche, der Dominikaner Weiß, redete in sehr populärem Predigtton, mit Sprichwörtern und Witzen gespickt, vom katholischen Mann; der andre, Abt Sauter, pries das Mönchstum als das christliche Lebensideal, als Erfüllung des Evangeliums und der Nachfolge Christi, die drei Gelübde als Darstellung der geistlichen Vollkommenheit gegenüber der weltlichen Verkommenheit. Der Präsident Müller (Rechtsanwalt aus Koblenz) hielt in der ersten öffentlichen Versammlung die einleitende Programmrede, welche sich mit der Begrüßungsansprache Windthorsts am Sonntag Abend berührte und auch die Eröffnungsrede des Lokalkomitee-Präsidenten, Domkapitulars Knecht, in der ersten geschlossenen Versammlung fast überall wiedergab:

Die Katholikenversammlung hat sich noch nicht überlebt, so wenig als die Kirche. Die Gefahren sind noch groß, eine „Restauration" (das Wort „Reform" wurde ängstlich vermieden) der Gesellschaft ist vonnöten. Wir haben manches errungen durch den Opfermut des Klerus und die Festigkeit des Volkes; aber wir dürfen nicht ruhen, bis wir die volle Freiheit der Kirche errungen haben. Wir sind nicht reichsfeindlich, aber Feinde des Staates, der sich an Gottes Stelle setzen will. Für den bedrängten Papst müssen wir einstehen; seine Sache ist die der Kirche.

In diesem trotzigen Märtyrertone gekränkter Unschuld und unterdrückter Minderheit ging es nun weiter; Klage und Anklage, Jubel und Triumphgeschrei wechselten ab. Die Schlagworte von dem Rechte der Kirche, das ihr gebühre und ganz und voll erkämpft werden müße, von ihrer Freiheit, die sie brauche und fordere, von der alleinseligmachenden Kraft der Kirche in allen irdischen Dingen wurden immer und immer variirt. Ein Pfarrer erklärte in einem überschwänglichen Panegyrikus den Papst für „die Seele der Kirche" und wandte sich zum Schlusse wie anbetend an die Büste Leos. — Professor Mosler aus Trier sprach über Toleranz, welche die allezeit unfehlbare Kirche der Wahrheit gegen die Irrenden, aber nicht den Irrtum übt. Ein Freiburger Universitätsprofessor klagte über das aggressive Vorgehen des Protestantismus und insbesondere darüber, daß die katholischen Beamten, besonders die katholischen Universitätslehrer, systematisch zurückgedrängt würden — wogegen der junge importirte Mann selbst einen sprechenden Gegenbeweis bildet. Lingens aus Aachen erzählte von dem Gebetsaroma, das er von den 100—150000 Heiligtumspilgern vorigen Sonntags verspürt habe. Ein Schweizer stellte den Bischof Ketteler als den ersten und eigentlichen Begründer der sozialen Reform hin und sagte, wie es im Mittelalter der Kirche gelungen, den „Gottesfrieden" herzustellen, so werde sie auch den sozialen Frieden herstellen. (Natürlich, der Staat kommt gar nicht in Betracht!) Ein Tübinger Professor Keppler spricht nach den Witzeleien des Preßredners in ernster Weise über die Pflege der Kunst; er begehrt katholische Maler- und Architektenschulen und weiß von einer solchen zu erzählen; sonst aber sei die Kunst nicht kirchlich oder nicht gut. Pfarrer Schmitz aus Krefeld spricht über die Volksmissionen als „ein altes Mittel zur Erneuerung des katholischen Bewußtseins und ein bewährtes Mittel auch gegen die Sozialdemokratie;" denn: „die Missionen bringen zum Beichtstuhl. Noch keine Anstalt hat so viele Vagabunden gerettet als der Beichtstuhl." Die soziale Frage wird nicht gelöst, ohne daß einer dabei mitthut: der Kapuziner. Auch der Vorsitzende des Verbandes „Arbeiterwohl," Brandts, erklärt, daß die heilige Kirche in erster Linie berufen ist, sich mit der Lösung der sozialen Probleme zu beschäftigen; der ihm unterstehende Verband zählt 600 Mitglieder und 137 Vereine, darunter 39 für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen, in denen besonders die Arbeiterschutzgesetzgebung erörtert wird (!); außerdem verbreitete er sechs Schriften, über deren eine sich Windthorst in greisenhafter Redseligkeit erging. Was Brandts über die Wohnungsfrage sagte, war gut. Auch Hitze sprach und redete sachgemäß über dasselbe Thema: daß das Christentum (d. h. das katholische) die soziale Frage lösen müsse. Ein Antrag auf „internationale Fabrikgesetzgebung" wurde als „inopportun" zurückgenommen, wäre auch nach dem Vorgehen der schweizer Regierung nur wichtigthuerisch erschienen. Viel Aufhebens wurde von der Sklavenfrage in Afrika gemacht; da ein katholischer Prälat, Lavigerie, die Sache in die Hand genommen hat, und damit eine Empfehlung der katholischen Missionen verbunden werden soll. Wenn Los von jährlich drei Millionen erbeuteter Sklaven sprach, von denen fünf Sechstel zu grunde gingen, so mag wohl Uebertreibung mit unterlaufen. Was sagen aber unsre katholischen Sklavenfreunde dazu, daß nach einem Berichte der Times Schiffe mit französischer Flagge den ostafrikanischen Sklavenhandel nach Madagaskar betreiben. Ein Antrag forderte Berücksichtigung der katholischen Anschauung bezüglich der Ehe und der kirchlichen Freiheit im neuen bürgerlichen Rechtsbuch. Rückgabe der Schule an die Kirche forderte der Schweizer Pfarrer Eisenring, sie gehöre ihr wie der Mutter das Kind. Die Schule von der Kirche trennen, hieße den Menschen von Gott losreißen.

Pfarrer Keller nannte die in Baden bestehende Mischschule die Schule der Unduldsamkeit, ein pädagogisches Monstrum.

Wohl das Heftigste, was gesprochen wurde, ist die Rede des Oesterreichers Professor Dr. Scheicher über „katholisches Leben und Versumpfung“ des Kulturkampfes nämlich und des sozialen Kampfes. Die heutige Gesellschaftsordnung, sagte er u. a. ganz in sozialistischem Hetzton, gewähre den obern Zehntausend alle Genüsse, den untern lege sie nur Lasten auf. Dies zu ändern sei keine Rebellion, sondern Menschenrecht. Pfarrer Werber aus der Scheffelstadt Radolfzell stellt sich als „kräftiges Exemplar eines Hetzkaplans“ vor und rühmt die Macht der Presse, die das Fenster des Parlaments sei, durch das es hinausrede, und das Gewehr der Partei; man müsse sie darum unterstützen; leider kämen in Baden nur 12 katholische auf 100 andre Zeitungen. Abgeordneter Racké von Mainz sprach über die Orden; er kritisirte Schramms Buch und die Stellung der badischen Kammer zur Ordensfrage in derbster Komik und meinte, die Katholiken dürften nicht ruhen, bis der letzte Kapuziner und Jesuit zurückgekehrt sei und ein junger Badenser Christo folgen dürfe, ohne in Konflikt mit der Polizei zu kommen.

Zu Anfang bei der Begrüßung und zum Schluß, zwischen hinein auch sonst gelegentlich, nahm Windthorst das Wort, bei weitem der gefeiertste Mann der ganzen Versammlung, auch der beste Redner, wie viele Zeitungen, sogar nichtultramontane, versichern. Ich habe einen andern Eindruck gehabt: das waren keine Reden, sondern ein Gerede; manchmal sogar ein Geschwätz, dessen Inhalt sich schwer wiedergeben läßt und in der Schrift einen andern Eindruck macht als beim Anhören. Er machte über alles schon Besprochene und einiges andre seine schlechten und guten Witze, und nicht nur bei den Banketten, sondern auch bei der Generalversammlung war fast jeder Satz von „Heiterkeit“ und „Beifall“ begleitet; denn er handhabte Komik und Schlagwörter mehr als jeder andre Redner. Dazu kam der abgezirkelte, auf Effekt berechnete Vortrag, der denn auch seinen Zweck bei der Menge nicht verfehlte.

Das Publikum war sehr beifallslustig. Die vielen Bravos und — eine katholikentägige Spezialität — die Pfuis, das häufige Gelächter und die steten Zurufe ließen den Eindruck nicht aufkommen, daß man es hier mit ruhigen und sachlichen Verhandlungen ernster Männer über schwerwiegende kirchlich-religiöse und sittlich-soziale Fragen zu thun habe. Dagegen erreichte der Katholikentag in der That, was er sein wollte: eine agitatorische und demonstrative Parteiversammlung, wie Windthorst zum Schluß bemerkte: „eine der großartigsten Manifestationen des katholischen Deutschlands, die in den letzten Jahren vorgekommen sind.“ Politik, Kirchenpolitik und Kulturkampf wurde ausschließlich da getrieben, alle Dinge nur unter diesen einen Gesichtspunkt gestellt. Und daß nicht nur eine extreme Partei solche Mischung von Politik und Religion betreibt, sondern der offizielle Katholizismus selbst dieser Richtung verfallen ist, zeigt die aktive Beteiligung und Zustimmung des hohen und allerhöchsten Kirchenregiments vom Domkapitular bis zu den Bischöfen und dem Nuntius mit ihren Zustimmungsadressen und des Papstes mit seiner Mahnung an alle Katholiken, denen es die Verhältnisse gestatten, dem Katholikentage beizuwohnen.*)

*) Die nur allzugroße Wahrheit dieser Behauptung wird aufs neue bestätigt durch den Verlauf des am 8. und 9. d. in Georgswalde, dem „schwarzen Winkel,“ abgehaltenen zweiten nordböhmischen Katholikentages. Derselbe ist im Kleinen ein Abbild der Freiburger Katholikenversammlung. Auch hier dieselbe unselige Vermischung von Politik und Religion, dieselbe heidnische Verherrlichung des modernen unfehlbaren Papsttums, die ähnliche Behandlung der Schulfrage. Neben den Verhandlungen über die bisher nicht allzu glücklich gewesene Agitation behufs Wiederaufrichtung der katholischen Universität zu Salzburg waren die vornehmlichsten Themen folgende: „Freiheit und Autorität, Gesetz und Ordnung,“ wobei der „Friedenspapst“ und die katholische Kirche als der höchste Hort des Friedens dargestellt wurde, ferner: „Staat und Kirche, Kaiser und Papst,“ wobei der Redner die Lehren der modernen Philosophie verdammte und die Notwendigkeit des Unfehlbarkeitsdogmas nachzuweisen sich erkühnte. Ein Pfarrer Schlosser überbrachte im Auftrage des Fürsten zu Löwenstein, als Kommissars des 35. deutschen Katholikentages zu Freiburg, die Versicherung der wärmsten Sympathien desselben. Der feste internationale Zusammenschluß der Katholiken erhält eine weitere helle Beleuchtung durch folgendes Telegramm der Kreuzzeitung: „Ostende, 13. September. Der Klerus beruft einen belgischen Katholikentag nach Löwen, um während der Anwesenheit des Kaisers Wilhelm in Rom zu Gunsten der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papsttums zu demonstriren.“ Man sieht, Roms Agitation vollzieht sich im großen Stile. D H

Einen ernsten Protestanten mußte aber bei all diesen Verhandlungen der schmerzliche Gedanke aufsteigen: Ist bei einer solchen Pflege und Gestaltung des katholischen Wesens noch ein Kompromiß mit dem heutigen Katholizismus möglich? Denn diese Männer, die sich wie wir Christen und Deutsche nennen, haben einen andern Geist als wir, einen Geist, den wir als undeutsch und unchristlich abweisen und bekämpfen müssen im Namen der Wahrheit, wie im Interesse des zeitlichen und ewigen Heils unsrer deutschen Nation. N

Völkerstämme der Steinperiode

Der Leser soll nicht fürchten, daß ich ihn um einige Jahrhunderte oder Jahrtausende zurückführen und an einzelnen Funden ihm das Leben und Treiben früherer Stämme und Völker schildern werde. Aber eine kleine Reise muß er doch machen, nämlich hierher nach Brasilien und zwar in die Provinz Matto Grosso. Das ist nun ein ziemlich unbekanntes Stück Erde, und ich wills jedem Leser zum Troste sagen, daß die Provinz auch für Brasilianer zum größten Teile noch unerforscht ist. Wer sie uns und der Welt jetzt entdeckt und aufschließt, sind deutsche Forscher. Im Jahre 1884 machte Herr Dr. med. Karl von den Steinen aus Düsseldorf in Verbindung mit seinem Vetter Wilhelm von den Steinen (Maler) und dem Herrn Dr. Otto Clauß (Physiker) eine Expedition zur Erforschung des Xingú und verfolgte diesen von der Quelle bis zu seiner Mündung in den Amazonas. (Siehe das Prachtwerk: Durch Zentralbrasilien. Leipzig, F. A. Brockhaus.) Sie kamen hier durch eine Gegend, welche noch vollständig unbekannt war, trafen viele Indianerstämme und führten eine Menge interessanter Gegenstände mit nach Berlin. — Im Mai vorigen Jahres traten die Herren Karl und Wilhelm von den Steinen in Begleitung der Herren Dr. Ehrenreich und Dr. P. Vogel zum zweiten male die Reise nach dem Innern der Provinz Matto Grosso an. Von derselben kehrten sie zu Anfang des Monats Juni hierher nach Rio Grande do Sul zurück. Ihre Ausbeute dieser Reise ist noch reichhaltiger und interessanter als die des Jahres 1884. Und die Hauptsache ist, daß sie auf mehrere Indianerstämme getroffen sind, welche noch vollständig im Steinzeitalter leben!

Jede einigermaßen gute Karte wird die Hauptstadt der Provinz Matto Grosso, Cuyabá, aufzeigen. Die Provinz selbst nimmt sich auf den sehr reduzirten Karten recht klein aus; man muß aber daran denken, daß sie doppelt so groß ist wie Deutschland. Cuyabá ist fast der letzte zivilisirte Ort; er zählt etwa 12 000 Einwohner. Fast fünfzig Meilen nördlich liegt noch eine einsame Fazenda, dann aber beginnt der „Sertao,“ die Wildnis. Wendet man sich jetzt noch etwa fünfzig Meilen nordöstlich, so kommt man in das Gebiet der Quellflüsse des Xingú, und an einem derselben, dem Culisen, haben genannte Herren etwa dreiviertel Jahre lang ethnographische Studien gemacht. Hier trafen sie sechs verschiedne Stämme, die von aller Kultur so rein und vollständig unberührt geblieben waren, wie es sonst wohl keinen Stamm mehr auf der Erde giebt. Unsre Reisenden waren die ersten weißen und bekleideten Menschen, welche jenen zu Gesichte kamen, natürlich ein Anblick höchster Verwunderung und eine Ursache großer, ungemeiner Aufregung. Wie zeigten sie das? fragte ich die Herren von den Steinen. — Sie liefen alle mit Pfeilen und Bogen zusammen, sprangen, zappelten, schrieen und plapperten wie Papageien und schlugen heftig an ihre Brust, daß es weithin schallte. — Und was thaten Sie dann? — Ich ging jedesmal ruhig auf den Vornehmsten zu, der mir der Häuptling zu sein schien, und redete ihn im Düsseldorfer Platt an, etwa des Inhalts: Nu man stille, alter Freund, wir thun dir ja nichts! Solche Rede übte denn auch jedesmal eine beruhigende Wirkung aus, und wir wurden bald Freunde.

Diese Stämme haben keine Ahnung davon, daß es außer ihnen noch Menschen in der Welt giebt. Aus dem Gebiete des Oberlaufs der Xingúquellflüsse kommen sie nicht weg; denn da sie

zum Teil von Fischen leben, so müssen sie am Wasser bleiben, und da sie Boote von Baumrinde benutzen, so können sie auf dem Mittel- und Unterlaufe des tobenden Stromes mit seinen vielen Felsen und Stromschnellen nichts anfangen. Und ein weißer Mann hatte sich nie in jene Gegend gewagt. Sie sind völlig unbekleidet. In uralten Zeiten mögen die einzelnen Stämme mit einander verwandt gewesen sein; jetzt aber sind Sprache und Sitten ganz verschieden. Den Gebrauch des Eisens kennen sie nicht; alle ihre Gerätschaften sind von Stein. Die Steinaxt ist dort noch in voller Thätigkeit. Und mittels derselben schlagen sie viel Wald nieder, den sie dann, nachdem er getrocknet ist, wie unsre Kolonisten verbrennen. Sie pflanzen Baumwolle, Mandiocca und Mais. Mit ihrem Bogen schießen sie Fische, und mit der Axt erschlagen sie Tiere, welche sie beschleichen. Ihre Häuser sind groß und solid gebaut. Mehrere starke Baumstämme werden in einem ovalen Kreise von etwa 25 Meter Länge und 18 Meter Breite eingegraben, die Seitenwände mit Bambus verflochten und oben über das Dach mit gleichem Materiale gewölbt. Im Innern bildet diese Hütte einen einzigen Raum, in welchem man durch zwei gegenüberliegende Thüren eintreten kann. In der Mitte sind noch einige Pfosten in einem kleinen Kreise eingegraben. Innerhalb dieses Kreises wird zuweilen Feuer angezündet, das man sich durch das Reiben von Holz verschafft. Zur Nacht werden zwischen den Außenpfosten und den innern Hängematten gespannt, welche aus Baumwolle oder aus Bast verfertigt sind.

Nach der Darstellung der Reisenden sind alle diese Wilden sehr gesittet und leben in vielen Beziehungen weit anständiger und sittlicher, als die Weißen in jenen Gegenden. Selbst die Sinnlichkeit wird durch die völlig nackten Gestalten weit weniger erregt, als durch die halbe Verhüllung der zivilisirten Menschen. Die Ehe existirt bei ihnen und wird unverletzt erhalten. Daß Eheleute in einem Hause wohnen, erkennt man daran, daß zwei Hängematten über einander befestigt sind, von denen die obere die des Mannes ist. Religiöse Zeremonien sind meines Wissens nicht beobachtet worden; bei der Bestattung, welche erst stattfindet, nachdem das Fleisch von dem Gerippe heruntergefault ist, wird viel geschrieen.

Aus diesen wenigen Mitteilungen ist zu ersehen, daß wir mit großem Interesse den Publikationen der Forschergesellschaft entgegensehen dürfen. Es ist ihr die Gunst zu teil geworden, ein Menschengeschlecht lebend zu treffen und viele Monate mit demselben zu verkehren, das andre Altertumsforscher aus spärlichen Ueberresten rekonstruiren müssen.*)

Für uns evangelische Christen erhebt sich nun besonders die Frage: Was wird aus jenen Stämmen? Die Anzahl der von der Expedition diesmal aufgesuchten Wilden mag etwa nur 2000 betragen; aber den ganzen Xingúfluß hinunter wohnen noch viele andre Indianervölker, die in gleicher Lage sind. Jetzt nach ihrer Entdeckung wird es nicht lange dauern, und sie werden bald genug in den Bereich der „Zivilisation“ gezogen werden aber einer Zivilisation, welche ihrer „Wildheit“ in intellektueller und sittlicher Beziehung entschieden nachsteht. Messer, Beile und Perlen sind schon jetzt in ziemlicher Masse unter sie verteilt; wie bald werden Flinten und Spirituosen ihren Einzug halten! Und wenn nun erst die depravirte katholische Kirche Brasiliens das erbarmungslose Mitleiden spüren sollte, sich dieser Naturkinder anzunehmen und sie zu „katechisiren,“ d. h. nichts andres, als ihnen den Fetischdienst beizubringen und die Früchte ihrer Arbeit einzuheimsen! Das ist ein schrecklicher Gedanke. Oder sollen diese Stämme dem Untergange geweiht sein?

Das evangelische Deutschland hat ja schon viele und gewichtige Aufgaben; aber vielleicht finden sich doch einzelne von der Liebe zu Christo entflammte Seelen, welche dem Gesagten nachdenken? Einer der Herren Reisenden fragte mich auch im Blicke auf die vielen evangelischen Deutschen, welche unter den Brasilianern zerstreut wohnen, ob wir denn keine Reiseprediger hätten, welche von Haus zu Haus gingen und das Evangelium predigten. Und als ich bedauerte, nicht einmal für die ordentlichen Gemeinden eine genügend große Anzahl von ordinirten Geistlichen zu haben, da meinte jener Forscher, es müßte doch unter den deutschen Theologen schlecht stehen, wenn sich unter denselben nicht Männer fänden, welche aus Liebe zur Sache sich entschlössen, auf einige Jahre Reiseprediger zu werden. Wenn sie [die Forscher] wohl auch einen kleinen Zuschuß zu ihren Reisespesen bekommen hätten, so würde einem jeden doch noch ein Defizit von etlichen tausend Mark zu decken bleiben; ob denn die Theologen weniger Begeisterung für ihren Beruf hätten, als die Männer der Wissenschaft?

Auch das sind Gedanken, welche beherzigt zu werden verdienen.

Zum Schluß will ich noch erwähnen, daß die Evangelisation Südamerikas in dem „Evangelischen Verein für die protestantischen Deutschen in Amerika“ schon einen Mittelpunkt besitzt, und darum möchte ich jeden, der in den erwähnten Richtungen etwas für die Ausbreitung des Evangeliums thun will, bitten, sich mit dem Vorsitzenden jenes Vereins, Herrn D. theol. Fabri in Godesberg am Rhein, in Beziehung zu setzen.

S. Leopoldo, 17. Juli 1888. Dr. Wilh. Rotermund

*) Am 22. September wird Karl von den Steinen vor der Naturforscherversammlung zu Köln über den Kulturzustand heutiger Steinzeitvölker in Zentralbrasilien einen Vortrag halten. D H

Verschiedenes

(Sitzung der vereinigten Kreissynoden in Berlin) Die Berliner Kreissynoden verhandelten am 10. und 11. September über den kirchlichen Notstand. Gegenüber früheren Sitzungen zeichneten sich diesmal die Auseinandersetzungen durch gegenseitiges Sichverstehen und Anerkennenwollen aus. Diesen Geist der Versöhnlichkeit atmeten allerdings weitmehr die Reden der Schröder und Stöcker, als die des Konsistorialpräsidenten Hegel. Wenn der vom Kammergerichtsrat Schröder erstattete Bericht gedruckt vorliegen wird, kommen wir auf die Verhandlungen und Beschlüsse zurück. Heute sei nur eine Aeußerung hervorgehoben.

Professor Weber sprach mit Rücksicht auf die seitens des Staatsministeriums noch immer, und wie es scheint für immer, ausstehende Bewilligung des Anleiherechts der vereinigten Kreissynode aus: es sei ein offenes Geheimnis, daß Fürst Bismarck ein Gegner der Erfüllung des von den vereinigten Kreissynoden ausgesprochenen Wunsches ist. — Wir haben leider keinen Grund, dem zu widersprechen. R

(Eine Erinnerung für den deutschen Buchhandel) Kürzlich beschlagnahmte die Berliner Polizei 15000 Bände unzüchtiger Bücher und gegen 2000 Stück anstößiger Photographien, zu deren Wegschaffung zwei Möbelwagen erforderlich waren. Wie anders war es doch 1827! Als damals ein schmutziges Werk von einem deutschen Buchhändler verlegt und verbreitet worden war, trat Friedrich Perthes in einer von 200 Mitgliedern besuchten Versammlung des Börsenvereins in Leipzig mit den Worten auf: die Ehre des deutschen Buchhandels sei durch diesen Unflat beschmutzt, und jede Buchhandlung würde schon durch die Zumutung, ein solches Buch zu verbreiten, herabgewürdigt. Der deutsche Börsenverein möge im Namen des deutschen Buchhandels ein Zeugnis ablegen, und der Börsenvorstand die zur Stelle befindlichen Exemplare der Schmutzschrift am schwarzen Brett öffentlich zerreißen lassen. Wenn Gleiches auch in künftigen ähnlichen Fällen immer wieder geschehe, so werde niederträchtige Schamlosigkeit sich nicht mehr an den Tag wagen, die Ehre des deutschen Buchhandels aufrecht erhalten und großem Uebel vorgebeugt werden. Der angeschuldigte Verleger war selbst zugegen. Einen Augenblick schwiegen die Anwesenden still, betroffen über das Gefühl der eignen Macht, dann stimmten alle bei, und am folgenden Tage vernichtete der Börsenvorstand wirklich in förmlicher und feierlicher Weise die vorhandenen Exemplare der schmutzigen Schrift. Perthes selbst wurde zwar von dem betroffenen Verleger auf Schadenersatz und wegen Injurien verklagt, in beiden Prozessen aber vom Gericht in Leipzig freigesprochen. (E. K. A. v. B.)

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements beim Vierteljahrswechsel und Zuführung neuer Freunde wird gebeten. Probenummern sind bei der Verlagshandlung stets in beliebiger Anzahl unentgeltlich zu haben, und zwar wird auf Verlangen jede Nummer, soweit der Vorrat reicht, als Probenummer abgegeben.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu je eine litterarische Beilage von H. Reuther in Berlin und Fr. Richter in Leipzig

Nr. 40 **Leipzig, den 30. September** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper II — Zum Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion 2 Das Verdienst O. Flügels und Herbarts um die Frage — Eindrücke vom Kasseler Kongreß für innere Mission — Joseph Rabinowitsch, der nationaljüdische Prediger des Evangeliums in Südrußland

Der Brief des Paulus an die Philipper

11. Kapitel 2, 25—30

Für nötig aber erachte ich es, Epaphroditus, meinen Bruder und Mitarbeiter und Mitstreiter, euern Abgeordneten und Opferbesteller zu Gunsten meines Bedarfs, zu euch zu entlassen, da er voll Sehnsucht ist nach euch allen und voll Unruhe, weil ihr von seiner Erkrankung gehört habt. Er war nämlich wirklich krank auf den Tod. Aber Gott hat sich seiner erbarmt, nicht aber allein seiner, sondern auch meiner, damit ich nicht Traurigkeit über Traurigkeit hätte. Nun schicke ich ihn um so eiliger, damit ihr wieder froh werdet, wenn ihr ihn sehet, und ich der Traurigkeit weniger habe. Nehmet ihn nun in dem Herrn auf mit aller Freude und haltet solche Männer in Ehren. Denn um des Werkes des Herrn willen ist er dem Tode nahe gekommen, indem er sein Leben aufs Spiel gesetzt hat, damit er euer Fehlen bei dem mir erwiesenen Dienste mir ersetze. —

Der weitangelegte Plan, welcher der Missionsarbeit des Paulus zu Grunde lag, konnte dem äußern Beobachter beinahe phantastisch erscheinen. Welch ein Beginnen, durch die Gewinnung einzelner Seelen für den Glauben des Evangeliums und deren Zusammenschluß in kleinen, über das weite Römerreich zerstreuten Gemeinden einen weltgeschichtlichen Erfolg erzielen zu wollen! Mußten diese zersprengten Häuflein sich nicht verlieren? Mußte das Unternehmen nicht an Zersplitterung untergehen? Aber wie der Glaube, daß in dem Namen seines Herrn sich alle Kniee beugen werden, daß es sich im Evangelium um eine allgemein menschliche Angelegenheit handle, dem Apostel zu seiner Arbeit Mut gemacht hat, so hat dieser Glaube ihm auch von Anfang an die Ueberzeugung gegeben, daß alle, die diesen Herrn bekennen, dadurch zu einer Einheit zusammengeschlossen werden. Und dies hat er nicht nur rein geistig sich gedacht, sofern in Christus alle Unterschiede, auch diejenigen sozialen und nationalen Ursprunges, in einer höhern Einheit sich auflösen (Gal. 3, 28. 1. Kor. 12, 13. Kol. 3, 11), sofern alle, trotz der verschiedensten Anlagen und Bestrebungen, denselben Geist, denselben Herrn, denselben Gott haben (1. Kor. 12, 4—6). Sondern seine Anlehnung an die Provinzialeinteilung des römischen Reiches verrät, wie der Gedanke einer Reichskirche vor seiner Seele stand.

Als „Reich Gottes" hatte Jesus sein Werk bezeichnet. Der Ausdruck verliert sich nicht in der Apostelzeit; aber er tritt zurück hinter dem andern der „Gemeinde Gottes." Dieselbe Idee, aber, entsprechend der Aufgabe der Zeit, von der menschlichen Seite aus betrachtet. Name wie Verwendung desselben bei Paulus in Gal. 1, 13. 1. Kor. 15, 9 weist auf seine Entstehung in den urchristlichen Kreisen Jerusalems hin. Für die jüdischen Gemeinden war nun die Urgemeinde Jerusalems der sich von selbst ergebende Einheitspunkt. Ganz anders lag es für die Christengemeinden der Paulinischen Heidenmission. Das letzte Ziel für Paulus war auch hier die feste Angliederung an Jerusalem und die dortige Stammgemeinde. Von ihr und ihren Aposteln redet er darum seinen Gemeinden bei jeder Gelegenheit (1. Thess. 2, 4 ff. Gal. 1, 18. 22—24. 2, 1—10. 1. Kor. 9, 5. 15, 3—9. 16, 1—4. 2. Kor. 8 f. Röm. 15, 25—27). Ehe er den großen Zug beginnt, vergewissert er sich darum ihrer Gemeinschaft, indem er für die Grundsätze seines Unternehmens ihre Anerkennung gewinnt (Gal. 2, 1—10 bes. 9). Und das große Kollektenwerk in seinen galatischen, mazedonischen, achajischen und asiatischen Gemeinden für Jerusalem soll gewiß vor allem diesem Zwecke dienen. Ueber seiner Verfolgung erfüllte er sein Geschick, als er trotz allen bösen Vorahnungen und Warnungen es sich nicht nehmen ließ, jene Kollekte persönlich nach Jerusalem zu überbringen, in Begleitung von Abgeordneten der verschiednen Provinzen. Auch die bei seinem freien Geiste scheinbar auffallende Entschiedenheit, mit welcher er das Festhalten an gewissen Gemeindesitten vertritt (1. Kor. 11, 16 und 14, 33—36), erklärt sich aus dem lebhaften Interesse, auch durch möglichste Einheit der Sitte die Gemeinschaft mit der Urgemeinde zu erleichtern und zu befestigen. In voller Klarheit tritt die ihn erfüllende Vorstellung in der Stelle 1. Kor. 10, 32 zu Tage, wo er neben den beiden Teilen der bisherigen Menschheit, den Juden und den Griechen, als das neue, höhere Dritte die Gemeinde Gottes bezeichnet.

Die nächste Aufgabe für den Heidenapostel war nun freilich, innerhalb seiner eignen Mission die von Natur getrennten und ihrer Natur nach auseinanderstrebenden Teile zusammenzuschließen. Auch da ist ihm die gleichartige Sitte in den Gemeinden von Wichtigkeit, wie 1. Kor. 4, 17. 7, 17 zeigt. Aber das Hauptbindemittel bildet hier seine eigne Person. Rastlos reist er darum von einer Gemeinde zur andern, so oft als möglich wiederholt er seine Besuche; wo er verhindert ist, müssen Gehilfen (vgl. z. B. 1. Kor. 4, 17) oder Briefe ihn ersetzen. Daraus erklärt sich der Eifer, mit welchem er überall die Angriffe nicht nur auf sein Evangelium, sondern auch auf seine Person widerlegt, in scheinbarem Widerspruche mit dem großen Bekenntnis von den Korinthern; „Mir ists ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von irgend einem menschlichen Tage" (1. Kor. 4, 3). Aber auch die Gemeinden selbst hatten das Bedürfnis, unter einander in Gemeinschaft zu treten; es lag in der Natur ihres Glaubens an den einen gemeinsamen Herrn und das eine gemeinsame Heil. Wenn man sonst geneigt sein könnte, die Verbindung unter den Gemeinden ganz auf die gewinnende Macht der Persönlichkeit des Apostels als des Einheitspunktes zurückzuführen; zuletzt ist es doch, wie dieses innere Bedürfnis verrät, Jesus Christus selbst, der seine einigende Macht bewährt. Wo er konnte, hat der Apostel jenen Zug zur Gewinnung von Beziehungen unter den Gemeinden durch Grüße hin und

her und durch Empfehlungsschreiben, wenn reisende Glieder einer Gemeinde eine andre besuchten, auf das angelegentlichste unterstützt. Von solch einer Besuchsreise eines Gemeindegliedes giebt der vorliegende Abschnitt unsers Briefes uns ein Beispiel.

Sonst können wir uns aus den gelegentlichen Erwähnungen solcher Besuchsreisen von Gemeindegliedern kein klares Bild schaffen, wenn auch Beispiele da und dort beurkundet sind. So hat ein Ehepaar, Aquila und Priska, das von Rom nach Korinth und von dort nach Ephesus gezogen ist, überall sich der betreffenden Christengemeinde nicht nur angeschlossen, sondern, obgleich fremd hereingekommen, in ihr eine hervorragende Stellung gewonnen (Apostelg. 18, 2. 1. Kor. 16, 19. Röm. 16, 3). Vielleicht hat Paulus durch sie in Korinth die erste Kunde von der Existenz einer Christengemeinde zu Rom erhalten. In Ephesus kommen Leute einer gewissen Chloe aus Korinth in die Gemeinde, welche von dort Nachrichten bringen (1. Kor. 1, 11); vielleicht war dies nur ein gelegentlicher Besuch. Aber die drei Männer aus Achaja, über deren Besuch sich Paulus so herzlich gefreut hat, hatten wohl nur diesen Reisezweck (1. Kor. 16, 17 f.). Eine Phöbe aus der Hafenstadt Korinths wird der Gemeinde ihres neuen Aufenthaltortes warm empfohlen (Röm. 16, 1 f.). Auch von den Verhältnissen der Gemeinde in Rom muß Paulus, wie sein Brief dahin deutlich verrät, neueste sehr bestimmte Nachrichten in jener Zeit erhalten haben. Weit über diese Einzelbesuche geht aber hinaus jene Reisegesellschaft, welche mit Paulus dessen letzte Fahrt nach Jerusalem teilt (Apostelg. 20, 4 f.). Gewiß hat man mit Recht darin eine Deputation der Gemeinden der verschiednen Provinzen erkannt, welche sich an dem Kollektenwerk beteiligt hatten, um dessen Ertrag nun der Urgemeinde zu überbringen. Schon bei der Ersammlung hatte Mazedonien mit dem Apostelgehilfen Titus zwei Mitglieder mazedonischer Gemeinden nach Achaja gesandt (2. Kor. 8, 18—24). Nun finden sich aus allen Stiftungen des Apostels Christen zusammen, gemeinsam die Urgemeinde zu besuchen. Welche Hoffnungen mochte der große Heidenapostel auf diese Zusammenkunft von Vertretern aller bis jetzt vorhandenen Christengemeinden setzen! Aber auch der Gefangene ist noch der Mittelpunkt der Heidengemeinden. Die offenbar noch nicht lange gegründete Gemeinde zu Kolossä in Kleinasien sendet einen Epaphras nach Rom, um mit dem Apostel Fühlung zu gewinnen und seinen Rat zu erholen (Kol. 1, 7. 4, 12 f.).

Ein ganz ähnliches Beispiel bietet uns unser Abschnitt. Nur trägt hier alles den Stempel des innigen persönlichen Verhältnisses, das zwischen Paulus und seinen Philippern herrschte. Ein hervorragendes Mitglied der Gemeinde, Epaphroditus, ist nach Rom gekommen, um Nachrichten über die Lage in Philippi zu bringen, für deren Schwierigkeiten sie des Apostels Zuspruch und Weisung begehrten, und zugleich über das Ergehen und die Aussichten des Gefangenen sich zu erkundigen. So ist er ihr Abgeordneter. Aber er kam nicht mit leeren Händen; Paulus nennt ihn noch mit einem zweiten Ausdruck, mit dem man solche bezeichnete, die ein Opfer brachten; er hat ihm, das deutet er damit an, eine Unterstützung an Geld gebracht, der er gleich die ideelle Bedeutung giebt: sie ist ein Opfer an Gott zu Gunsten seines Unterhalts. Doch davon will er später noch besonders reden. Jetzt handelt es sich ihm um die Person. Epaphroditus war noch ferner beauftragt, dem Apostel zur Seite zu bleiben, ohne Zweifel bis zur Entscheidung seines Prozesses, wie der ganze Zusammenhang erkennen läßt, und ihn in seiner Arbeit für das Evangelium zu unterstützen. Er hat dies treulich gethan und hat damit, wie der Apostel es sinnig und feinfühlend ausdrückt, auch das einzige, was ihm, mehr wert als die Gabe selbst, an dieser fehlte und dessen Fehlen ihm eben durch den erneuten Beweis ihrer Liebe doppelt schmerzlich zum Bewußtsein gekommen ist, zu ersetzen versucht, nämlich, daß sie selbst nicht mitgekommen sind. Er ist darob dem Tode nahe gekommen; er ist tötlich erkrankt infolge seines Dienstes. Paulus nennt ihn im Blick darauf in steigernder Häufung der Gemeinschaftsausdrücke Bruder, Mitarbeiter, ja seinen Mitstreiter, und stellt ihn als Typus von solchen hin, denen die höchste Ehre in der Gemeinde gebührt. Solche Männer haltet in Ehren.

Aber der Abschnitt macht uns nicht nur mit einem jener Männer aus der ersten Christenheit bekannt, welche die Verbindung unter den einzelnen Gemeinden pflegten. Die Art, wie der Apostel die Sache behandelt, verrät auch die Schwierigkeiten, welche bei der Pflege dieser Verbindung zu überwinden waren. Sie lagen, abgesehen von der Beschränktheit der Mittel und der kleinen Zahl der geeigneten Persönlichkeiten, in der großen Verschiedenheit der Empfindungsweise und der Auffassung des einzelnen Falles, zumal bei der doch immer verhältnismäßig kurzen und flüchtigen gegenseitigen Bekanntschaft, in Verbindung mit den aufs höchste gesteigerten Anforderungen innigster Gemeinschaft des Geistes und des Herzens. Um so leuchtender hebt sich auf diesem Hintergrunde die Weisheit und das feine Zartgefühl der Liebe ab, womit der Apostel alle diese Schwierigkeiten bewältigt. Er spürt, daß die Rückkehr ihres Abgesandten den Philippern etwas unerwartet kommen werde. Er hält es für nötig, ihnen auf Grund der warmen Anerkennung seiner Leistungen, in welcher zugleich ein dankbares Bekenntnis liegt, daß er ihren freundlichen Gedanken wohl zu schätzen gewußt habe und daß dieser voll und ganz verwirklicht worden sei, die freudigste Aufnahme des Heimkehrenden ans Herz zu legen. Er fügt aber, schon um jedes Mißverständnis zu verhüten, auch die Gründe bei, die ihn zu seiner Rücksendung veranlassen. Da ist zuerst des Epaphroditus Sehnsucht nach ihnen; doch, so rührend dies für sie war, war es nicht von ihm etwas egoistisch? Nein, die Sehnsucht gipfelte in seiner Unruhe um sie, seit er erfahren — ein neuer Beweis von der lebhaften Verbindung unter den Christengemeinden —, daß sie von seiner Erkrankung gehört hatten. Es galt, sie zu beruhigen, daß nicht dies neue Mißgeschick ihrem Glauben eine Anfechtung bringe. Aber nicht nur um ihretwillen — darüber konnte ihre Liebe, die nun einmal nur des Apostels gedachte, unwillig werden —, auch um seiner selbst, des Apostels willen sendet er ihn heim. Auch er ist nun unruhig um sie; auch er möchte, indem er ihnen ihre Sorge nimmt, um eine Sorge, freilich nur eine Sorge der Liebe zu ihnen, leichter sein. Dieser Gesichtspunkt, deß ist er gewiß, wird bei ihnen durchschlagen.

Nicht wahr, der Herr, im Glauben an den Paulus die Welt zusammenzuschließen unternahm, war nicht nur ein Ideal, ein Gegenstand des „Glaubens," die Botschaft von ihm nicht nur die Mitteilung einer „Weltanschauung"; er war eine lebendige Macht, welche die Herzen mit der zartesten Liebe füllte; und die Botschaft von ihm geschah in „Beweisung des Geistes und der Kraft" (1. Kor. 2, 4). Der diesen Abschnitt über Epaphroditus schrieb, der durfte es sagen, daß „der Glaube in der Liebe wirksam wird" (Gal. 5, 6). v S

Zum Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion

2. Das Verdienst O. Flügels und Herbarts um die Frage

Das Buch von Flügel, auf welches wir am Schlusse unsers ersten Artikels hinwiesen, bietet natürlich, wie schon der Titel lehrt („Die spekulative Theologie der Gegenwart"), mehr als eine Auseinandersetzung über die von uns hervorgehobene Streitfrage. Da es aber außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift liegt, die „theologische Spekulation" im engern Sinne zu verfolgen, so dürfen wir wohl vor allem auf das hinweisen, was Flügels Buch auch jedem für diese Fragen interessirten Gebildeten wertvoll macht. Und das ist eben seine klare, sichere Stellungnahme der Naturwissenschaft, bezw. der Naturphilosophie gegenüber.

Wir finden hier nicht einen Theologen, der dilettantisch den Naturforschern ins Handwerk pfuscht, aber auch nicht einen Naturforscher, der geistreich, aber phantastisch theologisirt, wie Drummond mit seinem „Naturgesetz in der Geisteswelt" (vergl. 1. Jahrg. d. Bl., S. 99 ff.), sondern einen realistischen Philosophen, welcher mit kritischer Ruhe und Sorgfalt, sine ira et studio, möglichst vorurteils- und tendenzlos die gemeinsamen Grundlagen und prinzipiellen Beziehungspunkte zwischen Theologie und den übrigen Wissenschaften untersucht und beurteilt. Daß er befähigt und befugt ist, in den letzten Problemen der

exakten Naturwissenschaft und Philosophie sein Votum mit abzugeben, hat er durch mehrere scharfsinnig und klar geschriebene größere Arbeiten wie „Probleme der Philosophie und ihre Lösungen," über den „Materialismus", über die „Seelenfrage" und zahlreiche einzelne Aufsätze und Kritiken bekundet. Als Theologe nimmt er eine entschieden „positive" Stellung ein.

Was nun den für die moderne exakte Naturwissenschaft interessirten Gebildeten von vornherein mit Flügel und seinem Standpunkte befreunden muß, ist das unbefangen liebevolle Verständnis, welches er für diese Wissenschaft, ihre Axiome, ihre Methode und ihre wirklichen Ergebnisse bekundet. Da ist keine Spur von jener stillen Angst, jenem unheimlichen Gefühl, welches so viele „Gläubige" beschleicht, wenn sie von der Naturforschung und ihrer Gottlosigkeit hören; es ist auch keine Sucht da, mit ihr rabulistisch zu disputiren und ihren wohlerworbenen Ruhm ihr streitig zu machen; noch weniger aber auch die kühle, ablehnende Haltung mancher Theologen, welche mit einer Verbeugung an der Naturwissenschaft vorübergehen und sie möglichst ignoriren; am allerwenigsten aber jener feige Respekt vor der öffentlichen Meinung, von der gerade die Naturwissenschaft vorzugsweise getragen und erhoben wird, jene Besorgnis, man könne als ungebildet erscheinen, wenn man sich nicht vor den Machtsprüchen einer gewissen als exakte Wissenschaft sich geberdenden Naturphilosophie beuge; oder jene Nachgiebigkeit der Unwissenheit, welche auf die Phrase „Versöhnung oder Vermittelung der Religion mit der Kultur" schwört und unbesehens alles annimmt, was von gewissen Popular-Gelehrten gegen die Möglichkeit der Wunder, persönliche Unsterblichkeit u. s. w. deklamirt wird.

Nichts von alledem finden wir bei Flügel, vielmehr ein herzhaftes, dabei aber durchaus selbständiges Handinhandgehen mit der exakten Naturforschung und Philosophie. Er behauptet damit eine so eigenartige Position inmitten des Kampfes der verschiednen Parteien, daß es uns nicht wunder nimmt, wenn er gegen alle theologischen Richtungen, soweit sie die spekulative Dogmatik betreffen, rücksichtslos Front macht, gegen die positiv-apologetische nicht minder, wie gegen die liberale und gegen die Ritschlsche, wenn ihn auch mit letzterer zahlreiche und fundamentale Berührungspunkte verbinden. Für so viele — ich meine nicht Leser der Christlichen Welt! — würde diese Mitteilung allerdings genügen, von vornherein Flügel und seine Bücher getrost ad acta zu legen; denn wer mag im Zeitalter des Parlamentarismus sich zu solch einem „Wilden" halten? Wer nicht einen Haufen hinter sich hat, ist doch keiner Beachtung wert! Allerdings, hätte man es mit den subjektiven Einfällen und gehaltlosen Phantasien eines Sonderlings zu thun, so würde Referent der erste sein, der vor sträflicher Zeitvergeudung warnte. Aber lassen wir die Thatsachen, bezw. die Anschauungen und Grundsätze für den Mann selbst sprechen!

Jedem das Seine! das gilt auch für das Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion. Bei einer solchen gerechten Verteilung braucht die Theologie nicht so eifersüchtig auf eine Reihe gewisser überlieferter Lieblingstheorien und Annahmen zu blicken, welche ihr nunmehr von der Naturwissenschaft bestritten werden. Denn bei genauerer Besichtigung stellt sich heraus, daß manches, was von der rechtgläubigen Theologie früher als unveräußerliches Besitztum und unentbehrliche Stütze betrachtet wurde, in der That nicht nur überflüssiger Ballast, sondern geradezu schädliches Vorurteil war. So besonders gewisse, sorgfältig konservirte Reliquien aus der griechischen und scholastischen Philosophie, wie die Beweise für das Dasein Gottes und für die Dreieinigkeit; die angebornen Ideen, wie Gewissen und Gottesbewußtsein; der Begriff der Lebenskraft, der organischen Weltanschauung u. s. w. Diese Lieblingsideen, auf welche sich die Theologie ehemals so viel zu gute that, muß man heute freilich über Bord werfen.

Glücklicherweise hat nun nicht erst Flügel diese Forderung aufgestellt — keiner der geehrten Leser würde ja solchen kühnen Todessprung mitmachen, wenn er nicht schon anderweitig überzeugt und durch verschiedne Darstellungen auch dieser Zeitschrift ihm bestätigt wäre, daß in dem Aufgeben jener angelernten Vorurteile keine Gefahr, vielmehr großer Segen enthalten ist.*) Die klare und sichere Begründung bei Flügel verdient aber wohl nachgelesen zu werden; man wird die betreffenden Abschnitte des Buches nicht nur mit Nutzen, sondern auch mit wachsender Befriedigung studiren. Freilich muß man dann, versucht man es einmal mit seiner Führung, auch gleich einige Schritte weiter mit ihm gehen: das Kausalitätsgesetz und seine Allgemeingiltigkeit in allem Geschehen, auch dem geistigen, muß unumwunden anerkannt werden, und man muß es ferner als eine verhängnisvolle Velleität der sogenannten idealistischen Anschauung erkennen lernen, wenn sie gegen die Atomistik der Naturwissenschaft protestirt und die mechanische Welterklärung verwirft oder gar auf den „rohen Empirismus" schimpft. Denn Empirie, Erfahrung, ist in der That der einzig sichere Boden nicht nur für die Naturforschung, sondern für die gesamte Wissenschaft, auch für die Theologie und die induktive Methode, von dem Gegebenen auszugehen, allenthalben die allein haltbare. Eben dadurch hat sich die Theologie in ihren apologetischen Vorkämpfern bei der Naturwissenschaft so schwer kompromittirt, daß man in blindem Eifer meinte, alles ungeprüft als unchristlich verwerfen zu müssen, was die Materialisten für ihre Sache vorbrachten.

Gewiß werden manche Naturwissenschaftler und moderne Gebildete staunen, wenn sie das alles als Ueberzeugung eines positiv gläubigen Theologen rückhaltlos aussprechen hören; aber das beste daran ist, daß es keine mühsam abgerungenen Zugeständnisse sind, sondern vielmehr das selbst gefundene und gesicherte Ergebnis aus der unbefangenen prinzipiellen Untersuchung der Sachlage, der Probleme des Denkens überhaupt, und zwar auf Grund einer Philosophie, welche bedeutend älter ist als der moderne Materialismus, der Herbartschen. Demnach wird eine solche Position, wie sie Flügel einnimmt, durchaus nicht bestimmt durch die wechselnden Hypothesen einer naturalistischen Weltanschauung; sie läßt sich nicht, wie die Apologetik es that, von dem Materialismus die zu entscheidenden Fragen vorschreiben, sondern sie geht, zunächst unbekümmert um den erbitterten Kampf zwischen Theologie und Naturphilosophie, völlig selbständig vor und vermag so zwischen beiden das unparteiische Schiedsrichteramt zu üben. Daß die exakte Naturforschung in so vielen fundamentalen Streitfragen mit dieser realistischen Metaphysik übereinstimmt, sieht dieselbe als eine willkommene Bestätigung ihrer Anschauung an.

Nach dem Mitgeteilten wird es nun leicht verständlich, daß und warum Flügel die bisher übliche Apologetik einer wahrhaft vernichtenden Kritik unterziehen muß. So urteilt er in Bezug auf eins der hervorragendsten apologetischen Werke, welches sich direkt mit den Naturwissenschaften beschäftigt:

> Es wird fast überall nur die ganz äußerliche Seite, der kulturgeschichtliche Einfluß der naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Theorien, ins Auge gefaßt. So äußerlich wird nun auch die Rechtfertigung des Christentums geführt. Es wird fast nur auf Autoritäten hingewiesen, daß auch berühmte Naturforscher fromme Männer gewesen sind, und daß sich auch Pastoren und Pastorensöhne mit Naturwissenschaften abgegeben haben.

Es folgt nun ein noch mehr beschämendes als erheiterndes Beispiel solches blinden Anrufens von fragwürdigen Autoritäten.

> Derartige Behandlungen naturwissenschaftlicher Fragen sind recht ein Beweis, wie unorientirt, laienhaft und ratlos die Apologetik der Naturforschung gegenübersteht. Nicht einmal die wesentlichsten Punkte kennt sie, worauf es ankommt; das Beiläufigste, Zufälligste sieht sie oft für das Wesen der Sache an. Wenn sich die Theologie mit der Naturwissenschaft erst über das Vorhandensein eines persönlichen Gottes und einer unsterblichen Seele geeinigt haben sollte, dann würden sie die Fragen nach der Art der Schöpfung, der Reihenfolge der Erdschichten u. s. w. nicht mehr entzweien.

Ferner verurteilt Flügel scharf die opportunistische Tendenz der Apologetik nach Rücksichten der Nützlichkeit, das ten-

*) Auch ein Theologe wie M. v. Nathusius, derzu den Säulen der spezifisch „kirchlichen Theologie" gezählt wird, versteht sich in seinem interessanten, lesenswerten Buche: Das Wesen der Wissenschaft und ihre Anwendung auf die Religion zu diesen Zugeständnissen an die moderne exakte Wissenschaft. Auch er bricht mit dem apriorisch deduktiven Verfahren der Scholastik und verwirft den Begriff eines angebornen Gewissens und Gottesbewußtseins. Das halten wir für ein günstiges Zeichen einer sich anbahnenden allgemeineren Verständigung in diesen vielumstrittenen Prinzipienfragen.

denziöse Aufraffen von Meinungen und Aeußerungen der Gegner, von Entdeckungen und Ergebnissen der Wissenschaften, alles nur, um die eignen Anschauungen, ja oft nur die eignen Vorurteile zu stützen.

Die Folge davon ist häufig ein blindes Zutappen, sich Leitenlassen von bloßen Worten, ein Haschen nach scheinbaren Anklängen und oberflächlichen Analogien. Das alles macht den Eindruck eines Ertrinkenden, der sich an einen Strohhalm anklammert. Und die weitere Folge ist, daß man der guten Sache nicht nützt, sondern schadet; schon das tendenziöse Verfahren muß mißtrauisch machen; sodann aber kann es dem Kundigen nicht entgehen, wie weit hinter aller Wissenschaft die Apologetik durch die Prinzipien, denen sie ihre Argumente entnimmt, zurückgeblieben ist.

Denn sie hat sich mit dem ganzen Ballast der veralteten Naturphilosophie beladen und sucht alle die Verfehlungen des Wahren, die bei den Anfängen der Wissenschaften ganz natürlich sind, aber durch die fortschreitende Forschung berichtigt werden, zu konserviren; sie bringt solche abgethane Vorurteile wie die angebornen Ideen (Gewissen bezw. Sittengesetz, Gottesbewußtsein u. s. w.) in die innigste Verbindung mit der Religion und sucht sie durch advokatorische Künste zu rechtfertigen.

Dadurch muß notwendig der Schein erweckt werden, daß Religion und Wissenschaft wirklich in Widerspruch mit einander stehen und diejenigen Recht haben, welche meinen, man könne nur entweder der einen oder der andern, aber konsequenterweise nie beiden folgen. Das ist die schlimmste Situation, in welche die Religion und Theologie gebracht werden, und die günstigste Position, in welcher sich die atheistische Tendenz befinden kann.

Steht es nun mit der Apologetik so böse, so gelangt man leicht zu dem Extrem, das Naturerkennen als völlig gleichgiltig für die Religion und Theologie anzusehen, indem man versucht, letztere auf eine für alle Naturforschung und Metaphysik völlig unzugängliche Insel zu flüchten. Man sagt dann: was die Welterklärer auch auf ihrem Standpunkte ausmachen mögen, wenn auch Darwinismus, Materialismus, Atheismus für die exakte Wissenschaft noch so sehr als feststehend und bewiesen gelten, das berührt uns alles nicht, das ficht uns nicht an; unser Fundament ist eben ganz anderswo als im Intellekt begründet und völlig unabhängig von aller und jeder Metaphysik sicher gestellt; wir können also jenem Treiben des Welterkennens mit Gemütsruhe zusehen. Aber diese Meinung bekämpft Flügel ebenfalls aufs entschiedenste. Er hält es für eine „beklagenswerte Verzagtheit," sich in dieser Weise vor seinen Gegnern zurückzuziehen, indem man ihnen, sozusagen — sit venia verbo! — Satisfaktion verweigert. Ein Kampf in offener Feldschlacht ist meist angemessener, würdiger und aussichtsvoller als ein sich Einschließen in eine uneinnehmbare Burg, wo man doch in Gefahr kommen kann, ausgehungert zu werden. Und die Gegner werden darin doch zweifellos ein Zeichen des Unvermögens erkennen und mit ihren bezüglichen Deklamationen bei der halbgebildeten Menge noch viel eher Glauben finden.

Nein, man muß den Materialismus mit seinen eignen Waffen angreifen, ist Flügels Losung. Man soll den Materialisten eben nicht aufs Wort glauben, daß ihre Konsequenzen wirklich aus den allgemeinen naturwissenschaftlichen Prinzipien folgen. Wenn sie z. B. behaupten und als bewiesen hinstellen, daß alle Geistesfunktion auf die Materie und ihre Bewegung zurückzuführen sei u. s. w., so haben die Theologen doch zum mindesten das Recht, diese Beweisführung auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Wenn sie die Möglichkeit des Wunders von vornherein leugnen, so ist man doch berechtigt und verpflichtet, zu untersuchen, ob diese Leugnung wirklich wissenschaftlich begründet ist. Man läßt sich zu leicht von der Vergötterung der Naturgesetze seitens der modernen Kultur verblüffen — auch der verehrte Verfasser von „Im Kampfe um die Weltanschauung" (vergl. Nr. 7, S. 58 ff.) scheint uns zu nachgiebig in dieser Frage zu sein — und sich mit einer naheliegenden Verschiebung des Gedankens einreden, die Unveränderlichkeit der fundamentalen Naturgesetze sei gleichbedeutend mit Unveränderlichkeit des gewöhnlichen Naturlaufes. Außerdem verehrt man oft in ganz unrichtiger Weise die Naturgesetze fast als reale höhere Wesen, als wirksame Kräfte und Gewalten, welche souverän den Naturlauf beherrschen, während sie in Wahrheit doch gar nichts an sich sind, vielmehr nur die Abstraktionen der Naturforscher, welche in diesen Sätzen die Kontinuität und Regelmäßigkeit des Naturgeschehens, soweit sie es bislang beobachtet und sicher erkannt haben, zusammenfassen. Flügel hat nun in einer besondern Schrift: „Das Wunder und die Erkennbarkeit Gottes," wie uns scheint, einleuchtend und befriedigend nachgewiesen, daß das Wunder keineswegs gegen die eigentlichen Naturgesetze und ihre Unumstößlichkeit streitet, worüber wir vielleicht ein andermal nähere Mitteilung machen dürfen.

Flügel glaubt nun auch ferner den eigentlichen Grund zu kennen, warum die Theologie bisher sich so unfähig bewiesen hat, den Materialismus und Atheismus wissenschaftlich zu überwinden; warum sie teils sich durch thörichte Bekämpfung kompromittirt, teils in unwissenschaftlicher Weise mit ihm parlamentirt und paktirt, teils ihn vornehm zu ignoriren versucht. Der Grundschade, das πρῶτον ψεῦδος der spekulativen Theologie, sowohl der liberalen wie der positiven ist nach Flügel der Monismus, diejenige Metaphysik, welche nur Ein Seiendes annimmt, „aus welchem alles Gegebene erklärt werden soll und welches als letzte Substanz allem Gegebenen zu Grunde liegt." Diesen Monismus verfolgt nun Flügel mit rücksichtsloser Schärfe und Unerbittlichkeit, deckt ihn in der Form des Pantheismus bei Biedermann, Pfleiderer, Lipsius auf, verschont aber auch nicht die „positiven" Theologen Ebrard, Dorner und Frank, welche die Welt aus dem Gottesbegriff ableiten, ja das Wesen Gottes selbst konstruiren wollen. Man muß es dem Verfasser zugestehen, daß er den Proteus „Monismus" in seinen zahllosen Wandlungen mit sicherer Faust zu packen und niederzuwerfen weiß! Auf diese, mit ausgezeichneter Klarheit durchgeführte Kritik, welche jedoch zuweilen der Person und eigentlichen Meinung der Verfasser vielleicht zu wenig gerecht wird, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Aber auch ohnedem werden die Leser die Ueberzeugung teilen, welche eben Flügel in seinem Buche so unwiderleglich begründet hat, daß die Verquickung von Philosophie und Theologie, wie sie vor allem im Monismus (vergl. auch Mystik und Theosophie!) seit den Kirchenvätern die Glaubenslehre beherrschte, der christlichen Religion und dem reinen Evangelium Christi nur geschadet hat.

Also, der Monismus, in welcher Gestalt es auch sei, ist mit der christlichen Religion nicht verträglich; konsequent durchgedacht, führt er immer zum Atheismus; die monistische spekulative Theologie, positive oder negative, bietet uns Steine statt Brot, statt des Gedankens an einen Gott, auf den wir uns verlassen, zu dem wir uns ein Herz fassen können, hohle Abstraktionen und leere Begriffe.

Indes — schließt nun Flügel weiter — wenn es nun so wäre, wie die Vertreter des konsequenten Monismus, die ihn als Inbegriff der Wissenschaft betrachten, sagen: Die Religion ist nur Produkt der Phantasie, sie ist unverträglich mit unsrer Wissenschaft, wie ihr selber zugebt; sie verschwindet konsequenterweise, wo sie ins Licht unserer Wissenschaft [nämlich des Monismus] gestellt wird. Entweder also: ihr müßt zugestehen, daß ihr die Religion nur halten könnt, wenn ihr euch gegen die Wissenschaft absperrt, oder aber: widerlegt den Monismus, zeigt, daß dieser nicht die Wahrheit ist!

Dies in Bezug auf den eigentlichen Monismus Gesagte gilt nun ebenso in Bezug auf eine Philosophie, die sich vorzugsweise mit der Wissenschaft identifizirt und auch gern den Titel Monismus auf sich überträgt, ohne den ursprünglich streng metaphysischen Sinn desselben beizubehalten: den Materialismus und Darwinismus. Man darf also nach Flügels Ansicht den Monismus nicht nur dahingestellt sein lassen und als unverträglich mit der Religion bezeichnen: man muß ihn im ernsten wissenschaftlichen Kampfe überwinden und vernichten.

Kurz, die Theologie als wissenschaftliche Begründung des Glaubens muß doch irgendwie mit Philosophie und Metaphysik sich befassen. Sie bleibt doch als Dogmatik irgendwie abhängig von gewissen philosophischen Grundanschauungen, kann z. B. die Grundlinien einer Erkenntnislehre u. s. w. nie entbehren. Darum empfiehlt nun Flügel die realistische Metaphysik Herbarts. Dieselbe hat zunächst den nicht hoch genug zu schätzenden Vorteil, daß sie der Theologie als eigentlicher Glaubenswissenschaft gar keine Vorschriften macht, da sie eine rein weltliche Wissenschaft sein will, allein auf das Begreiflichmachen des Gegebenen ausgeht, also gar nicht eine Weltanschauung darstellen will. Die realistische Metaphysik verzichtet darauf, das Ueberweltliche, also den eigentlichen Gegenstand des Glaubens, erklären zu wollen.

Hier handelt es sich um Dinge, denen man immer gleich fern bleibt, nicht wegen einer ursprünglichen Beschränkheit unsers Erkenntnisvermögens, sondern eben weil uns in dieser Hinsicht alle Data versagt sind. Dies zu erkennen und festzuhalten, ist gewiß gar sehr im Interesse der Religion selbst, namentlich der Demut. Der Gegenstand der tiefsten Anbetung ist damit allem Begreifenwollen für uns hier ganz entrückt, alle jene ärgerlichen Konstruktionsversuche der göttlichen Persönlichkeit fallen ohne weiteres fort; die schwierigen, für den irdischen Standpunkt nie lösbaren Fragen nach dem Schöpfungsakt, der Art des göttlichen Wirkens zu der Verbindungsweise Gottes in der Welt werden als unlösbar und zugleich religiös-indifferent erkannt. Insofern hat Herrmann recht, wenn er einmal sagt, die Dogmatik muß kürzer werden.

Je weniger also diese realistische Metaphysik Wissen und Glauben durcheinander mengen will, je schärfer sie die Grenzen des wirklich Wiß- und Erklärbaren zieht, um so mehr ist sie geeignet, der religiösen Weltanschauung wesentliche Dienste zu leisten. Denn wenn auch der religiöse Glaube ganz auf sich selbst ruht und in keiner Weise vom Wissen abhängig gemacht werden darf, so ist es doch, wie dargelegt, für den religiösen Menschen, welcher berufsmäßig oder aus Interesse das Weltwissen verfolgt und nach Möglichkeit sich anzueignen sucht, von hoher Bedeutung, dessen immer gewisser zu werden, daß er sich mit seinem Weltwissen und seinem Glauben nicht in unlösbare Widersprüche verwickelt, welche die innere Harmonie und Wahrhaftigkeit aufheben. Und diese Aufgabe löst die Herbartsche Philosophie in einer so lehrreichen Weise, daß sie wohl die allergrößte Beachtung verdient. Sie zeigt, um nur einige Hauptmomente hervorzuheben, daß das Dasein Gottes und die persönliche Unsterblichkeit sich nicht beweisen läßt, daß aber eine vernünftige Naturbetrachtung beides im höchsten Grade wahrscheinlich macht, ihre Annahme mithin vernünftiger ist als das Gegenteil. Sie zeigt so in einer Reihe von wichtigen Fragen, wie Schöpfung, Wunder ꝛc., die Möglichkeit und Denkbarkeit dieser Glaubensgegenstände vom wissenschaftlichen Standpunkte; sie bietet also Bestätigungen und Stützen des Glaubens.

Und das sollte man doch nicht so unbesehen von der Hand weisen. Wir können hier diese Anschauung nicht des Näheren begründen; möchten nur darauf hinweisen, daß die nahe liegenden Bedenken, auf diese Weise werde doch der Glaube gewissermaßen wieder abhängig vom Wissen, und bei solchen Untersuchungen könne einem unversehens ein ganz anderer Gottesbegriff u. s. w. als der christlich-religiöse untergeschoben werden, bei genauerer Betrachtung als gegenstandslos erscheinen. Wir glauben, daß die Leser, welche sich für die besprochenen großen Streitfragen interessiren, uns für den Hinweis auf dieses Flügelsche Buch und seine andern Schriften Dank wissen werden; denn sie werden eine solche Fülle anregender neuer Gedanken und eine so lichtvolle und selbständige Behandlung der bezüglichen Probleme darin finden, daß sie aus dem Studium derselben nur Gewinn ziehen können, auch wenn sie nicht gleich zur Herbartschen Philosophie volles Vertrauen fassen lernen. Jedenfalls, was dem Philosophen Lotze recht ist, ist Herbart billig; wurde jener in dieser Zeitschrift (vergl. vorigen Jahrgang Nr. 21—24) so dringend empfohlen, so mag auch eine Hinweisung auf diesen ausgezeichneten Philosophen, zu welchem Lotze sich freilich in vielfachem Widerspruche befindet, hier Platz finden. Beide stehen mit ihrer Lehre und ihrer Person dem Christentume sehr nahe, und beide verdienen gerade in den erwähnten Grenzfragen um so größeres Vertrauen, als sie der Grenzen von Philosophie und Religion sich nicht nur besser bewußt sind als sogenannte „christliche Philosophen," sondern zur zuverlässigen Grenzregulirung in wesentlichem Maße beigetragen haben.*) R H

*) Für den Leser, der sich etwa für die Gedanken Herbarts über die Religion interessiren möchte, nennen wir noch die Arbeit vom Prof. Schöl in St. Gallen: Herbarts Religionsphilosophie. Erwähnen dürfen wir auch noch in diesem Zusammenhange ein kleines Schriftchen des Bremer Pastors Thiktötter: Das Verhältnis von Religion und Philosophie, ein Vortrag, in welchem eine treffliche knappe Uebersicht über die wesentlichsten Beziehungen der Philosophie zur Religion geschichtlich und kritisch gegeben wird (Bremen, Valett und Co.; 80 Pfennige). Allerdings gehört der Verfasser auch zu den Theologen, welche meinen, daß Philosophie, beziehentlich Naturwissenschaft und Theologie gar nichts mit einander zu schaffen haben, was, wie dargelegt, zwar als Postulat an sich richtig ist, in der Anwendung aber auf die thatsächlich gegebenen Berührungspunkte von Theologie und Naturwissenschaft irreführend werden kann.

Eindrücke vom Kasseler Kongreß für innere Mission

Des in Kassel vom 10. bis 13. September Gebotenen war zu viel, als daß wir hier darüber einigermaßen erschöpfend berichten könnten. Nur einige Streiflichter möchten wir auf das Erlebte fallen lassen, anzuzeigen, mit welchen Gedanken erfüllt wir den Kongreß verließen.

Unvergessen wird uns der freundliche Eifer bleiben, mit dem die Stadt der ehemaligen hessischen Herrscher die Männer der innern Mission aufnahm. Wir waren binnen wenigen Stunden wie zu Hause, denn brüderliche und schwesterliche Hände streckten sich uns aus ungezählten Häusern entgegen. Die vortrefflich geschriebene historische Festschrift führte uns durch Kassels Altertümer, Naturschönheiten und Liebesanstalten. Und ob die Stadt wenig Kirchen und noch weniger Kirchtürme hat, so zeigte sich doch ihr Interesse an kirchlichem Werk auf das glänzendste in ihrer starken Beteiligung besonders an den Abendversammlungen und in den übervollen sechs Gottesdiensten. Und wie sollten wir der einzigartigen Pracht von Wilhelmshöhe nicht gedenken, wo der steinerne Mann der Kraft herniederschaut auf Baumgruppen und Wassersprudel, die vielleicht ein Dichter besingen, aber gewiß kein Prosaiker beschreiben kann?

Gerade im September 1888 sind vierzig Jahre vergangen, seit auf dem ersten Wittenberger Kirchentage Wichern sein gewaltiges Wort von der kirchlichen Liebe sprach. Damals war die innere Mission ein schüchternes Kind, heute ist sie ein thatenvoller Mann. Was bei ihm Weissagung war, heute ist es teilweise schon Wirklichkeit. Und was das Wunderbarste: in allen Verhandlungen klingt noch der Name Wicherns weiter, nicht wie der eines Toten, sondern wie der eines geheimnisvoll Lebendigen, der noch der heutigen Zeit ihre Lektion vorliest. Durch den ganzen Kongreß hindurch wurde es uns noch klarer, als es uns vordem gewesen war: Wichern war Prophet. Man lese nur das, was Oldenberg im Anfang des zweiten Bandes der Biographie wiedergiebt, und frage sich, ob es nicht hin und wieder scheint, als hätte der Ewige seinen Knecht ein wenig in dem Buche blättern lassen, dessen einzelne Seiten für uns Nachgeborene bestimmt waren!

Was soll ein Kongreß für innere Mission? Er ist keine Versammlung mit gesetzgeberischer Kraft. Alle seine Beschlüsse sind zunächst nichts als „fromme Wünsche." Was er aber kann und dieses Mal in hervorragender Weise gethan hat, ist dies: er läßt auf repräsentative Weise einmal die Gesamtgestalt der innern Mission deutlich werden und hilft dadurch zur gegenseitigen Bereicherung und Klärung aller beteiligten Kreise. Hier tauschten der Osten und der Westen ihre Erfahrungen aus; hier sah so mancher zuerst einen der Männer, deren Wort und Werk ihm lange schon Vorbild war; hier faßte wohl jeder wenigstens einen Vorsatz für weiteres Liebeswerk.

Nie wohl war bessere Gelegenheit, das Eigentümliche gerade der heutigen inneren Mission kennen zu lernen als auf dem Kasseler Kongreß. Es traf die Herzen mit der Wucht der Wahrheit, wenn Generalsuperintendent Frommel aus Kassel predigte: „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest." Ja, fürwahr! Die erste Liebe jener lieben Christenseelen, denen Wicherns und seiner Genossen Mund zum ersten male die Tiefe leiblichen und geistlichen Elends zur Rechten und zur Linken öffnete, ist für uns ein wenig vergangen; denn wir sind leider so gewöhnt, daß uns herzbrechender Jammer enthüllt wird, daß wir vielleicht schon etwas zu sehr das Zittern und Erschrecken verlernt haben. Wir wußten längst, ehe wir auf den Kongreß fuhren, wie die Löhne der Arbeiterinnen und Arbeiter im Mantel- und Webfache Berlins, Sachsens und Schlesiens sind, die Legion der Opfer öffentlicher Unzucht in allen Großstädten, die Glaubenslosigkeit weiter Volksschichten; alles das und viel mehr bedrängte das Gemüt dessen, der zum Kongresse fuhr. Mehr an Jammer konnte er nicht hören. Aber was er hörte, war der Eifer der Hilfe, die nicht mehr, wie in der unvergeßlich schönen Zeit der ersten Liebe, sich vereinzelte und mit kleinen Mitteln und Mittelchen arbeitete, sondern stets die umfassende Organisation im Auge hatte. Organisation massenhafter Liebe schien uns die stille Sehnsucht des Kongresses, und deshalb war es uns nicht wunderbar, wenn in den meisten Verhandlungen die Worte „gesetzliche

Regelung" und „Staatshilfe" fielen. Die Liebe im größten Stil ist eben und bleibt das barmherzige Staatsgesetz.*)

Hatte somit der Kongreß eine gewisse Neigung, an den Staat zu appelliren, so kamen ihm dabei die Wünsche hervorragender Vertreter des modernen Verwaltungsstaates entgegen. Wir denken dabei besonders an die Begrüßungen des Oberpräsidenten Grafen zu Eulenburg, der als erster Redner des Kongresses darauf hinwies, wie der heimgegangene Kaiser Wilhelm I. das praktische Christentum als Staatsgrundsatz proklamirte, und an die höchst dankenswerten Ausführungen des Geheimrat Lohmann aus dem Reichsamte des Innern.

Der Staat hat in letzter Zeit die innere Mission besonders herangezogen in der Frage der freiwilligen Krankenpflege im Kriege und der Versorgung der Arbeiter am Nord-Ostsee-Kanal. An ihn wurden auf dem Kongresse Forderungen laut in Fragen der Arbeiterverhältnisse, Trinkerentmündigung, Wucherverhinderung, des Wohnungselendes und der Seemannsmission (Regulirung des Heuerwesens). Der Staat beginnt die Kräfte christlichen Geistes anzuerkennen und die innere Mission beginnt an dem Erfolge freier Vereinsarbeit auf einigen Gebieten zu zweifeln. Hierdurch wird eine Gesamtstimmung erzeugt, in welche hinein das herzenswarme Telegramm Ihrer Majestät der Kaiserin (der Kaiser selbst befand sich unerreichbar auf der Nordsee) wie linder Morgentau fallen mußte.

Offen gestanden, wir sind viel fröhlicher heimgefahren, als wir gekommen waren; denn es hatte sich uns in den Kasseler Tagen durch Erfahrung bekräftigt, daß die evangelische Kirche eine große Fülle praktischer Kräfte und Absichten besitzt. Wir stehen nicht am Abend, sondern am Morgen einer kirchlichen Periode. Eine Kirche, welche so viel ernste, große Aufgaben nicht nur hat, sondern erkennt und lösen will, wie die evangelische Kirche Deutschlands, ist nicht auf dem Wege ins trübe Grab. Es wehte Hoffnungsluft, wie schon nach den Berichten von Freunden auf den diesjährigen Hauptversammlungen des Evangelischen Bundes und des Gustav-Adolf-Vereins, so auch auf dem Kongreß für innere Mission in Kassel.

Eine besondre Freude, man kann wohl sagen, aller Kongreßmitglieder war die vielfach hervortretende Person des allbekannten Bielefelder Pastors von Bodelschwingh. Ueber seine Vorschläge in der Wohnungsfrage soll weiterhin geredet werden; hier sei nur versucht, von dem wunderbaren, herzgewinnenden Einfluß zu sprechen, den seine ganze Person, Denk- und Sprechweise auf die Versammlung ausübte. Soll ich sagen, er sei herzlich? er sei schlicht? er sei klar, wie helles Brunnenwasser? er sei väterlich und brüderlich? naturwüchsig? optimistisch? Jedes dieser Worte würde irgendwieweit passen; aber keines reicht aus, jenen Hauch praktischer Liebe, die aber dabei Liebe, tiefe, gottgeborene Liebe bleibt, völlig zu kennzeichnen, mit welchem von ihm her die nach Tausenden zählende Versammlung angeweht wurde. Dies schreiben wir nicht, um leidiger Personenverehrung zu dienen — wir dürfen ja auch gewiß sein, daß der Vielbeschäftigte diese Zeilen nicht liest —, sondern darum, daß jeder, dem es noch nicht vergönnt war, Bodelschwingh zu hören, von neuem angeregt sei, jede passende Gelegenheit dazu wahrzunehmen.

Als erstes Hauptthema stand mit Recht auf der Tagesordnung: „Die Aufgaben der innern Mission in den sozialen Kämpfen der Gegenwart." Als Referenten waren Pastor Nelle aus Hamm und Kommerzienrat Conze aus Langenberg im Rheinland berufen worden. Der erstere hatte seine Gedanken in neunzehn allzulangen Thesen den Hörern vorher in die Hände gegeben. Sein Referat enthielt im einzelnen sehr viel Gutes und Beherzigenswertes, denn es war der Widerschein eigner wohlgelungener Seelsorgerarbeit auf industriellem Boden. Der Geistliche, die Gemeindekirchenräte, die Berufsarbeiter für innere Mission, der Arbeitgeber, der Arbeiter, alle erhielten ihre evangelischen Ratschläge. Was uns aber fehlte, war erstens die rückhaltlose Anerkennung der wirklich vorhandenen sozialen Not in ihrer ganzen Größe und Gefahr. Wer als These aufstellt: „Die wirtschaftliche und die durch sie bedingte gesellschaftliche Entwicklung unsers Jahrhunderts und die der letzten Jahrzehnte im besondern ist unzähligen Gliedern auch der arbeitenden Klassen zu Gute gekommen," muß entweder günstige lokale Beobachtungen verallgemeinert haben, oder für den Arbeiter nur ein sehr geringes Maß von Anteil an der modernen Produktionsentwicklung als hinreichend ansehen. Es war nie Art der innern Mission, da rosige Bilder zu malen, wo sie helfen wollte. Das zweite aber, was wir vermißten, war eine den einzelnen Ratschlägen zu Grunde liegende soziale Gesamtauffassung. Ein einzelner Christ kann sehr wohl ohne solche auf seine Art am sozialen Frieden mitarbeiten; aber ein Kongreß für innere Mission kann doch wohl um die Frage kaum herumkommen, welches die wirtschaftlichen Folgen der von der innern Mission ergriffenen Maßnahmen sind. Sehr zeitgemäß schien uns aber der Vorschlag des Pastors Nelle, möglichst bald eine täglich erscheinende nicht direkt erbauliche, aber christlich-patriotische Arbeiterzeitung zu begründen, welche den Arbeiterfragen nicht spröde aus dem Wege geht, sondern sie in Gottesfurcht ohne Menschenfurcht frisch und froh anfaßt. Sobald wir von einer Verwirklichung dieses Vorschlages hören, werden wir unsern Lesern Mitteilung darüber machen.*)

Der Korreferent, Kommerzienrat Conze, sprach vom Standpunkte des edlen Arbeitgebers aus. Es wäre zu wünschen, daß seine Worte allen Arbeitgebern nahe gebracht würden, um sie zu gleicher christlicher Liebe und Opferfreudigkeit anzuregen. Was sich nur irgend Gutes von der heutigen Produktionsweise sagen ließ, wurde gesagt, und es wäre recht gewesen, es zu sagen, wenn nur nach dem Herrn Kommerzienrat auch ein Arbeiter von seinem Standpunkte aus sich hätte aussprechen können. Sollte es dem Zentralausschuß für innere Mission bei seinen weitreichenden Beziehungen wirklich unmöglich gewesen sein, einen christlichen Arbeiter zu finden, der Einsicht und Redegabe genug gehabt hätte, dem Pastor und dem Arbeitgeber als dritter an die Seite zu treten? Sollen in der innern Mission die kleinen Leute nur zahlen dürfen und selbst dann nicht mit reden, wenn man sich über ihr eigenstes Wohl und Wehe verständigt? Vor allem gefiel uns übrigens in der Rede des Kommerzienrat Conze das Hervorheben des Wertes sittlicher Personenbildung: „Wir brauchen Männer, nicht Maßregeln!" Genauer wohl: Wir brauchen Männer und Maßregeln!

Aus der sich anschließenden Debatte sei besonders hervorgehoben, daß Hofprediger Stöcker allen rosigen Verschönerungen die nackte Wahrheit der beängstigenden sozialen Not entgegenstellte. Es wirkte geradezu befreiend, daß er klare Aussicht und Einsicht schaffte, indem er die Kirchenentfremdung der Sozialdemokratie und die entsetzlichen Lohnverhältnisse einzelner Arbeitsgebiete wieder einmal in die Mitte des Bewußtseins rückte. Vor allem drang er diesmal auf persönliche Beschäftigung der Geistlichen mit der Arbeiterfrage und der Arbeiterwelt. Aus anderm Munde hörten wir die Kreissynoden (Diözesanversammlungen) zu christlich-sozialer Thätigkeit ermuntern und auch aussprechen, daß in der heutigen Arbeiterbewegung die idealen Momente nicht fehlen.

Für Mittwoch früh waren gleichzeitige Spezialkonferenzen über die „Rettung der Trinker" und über die „Bekämpfung des Wuchers mit Hilfe der christlichen Gemeindethätigkeit" angesetzt. Wir gingen in die letztere, schon deshalb, weil in ihr ein neuer Zweig der innern Mission seine Legitimation zu erwerben suchte. Und es ist ihm dies gelungen. Wer Pastor Wuttig aus Frankenheim (Sachsen-Weimar) hörte, wurde gewiß für die Ueberzeugung gewonnen, daß es in Deutschland Gegenden giebt, wo die Wucherfrage die Grundfrage des christlichen Volkslebens ist, und daß in diesen Gegenden es zur unabweislichen Pflicht der kirchlichen Organe werden kann, sich des Elends des ausgewucherten Volkes durch positive Maßnahmen zu erbarmen. Für ländliche Verhältnisse wurden die Raiffeisenschen

*) Der Herr Berichterstatter wird in einer der nächsten Nummern diesen Satz gegen Mißverständnisse und Einwendungen eingehend vertreten. Ich empfehle ihn bis dahin freundlichem Nachdenken. D H

*) Inwieweit die soeben angekündigte im Verlage der Nationalzeitung (Dr. Salomon) erscheinende Deutsche Arbeiterzeitung diesen Wünschen entgegen kommt, werden wir ja bald sehen und berichten können. D H

Darlehnskassen auf parochialer Grundlage auf das Wärmste empfohlen. Selbstverständlich war es schwer, bei der Wucherfrage den Antisemitismus nicht zu berühren. Es sprachen zur Judenfrage ein Kasseler Redakteur Werner, der jüdische Oberrabbiner des israelitischen Seminars zu Cassel und Hofprediger Stöcker. Letzterer lenkte die Diskussion wieder zur einfachen Behandlung der Wucherfrage zurück.

Nach der Wucherfrage kam die Wohnungsfrage an die Reihe. Auch sie sollte als Spezialkonferenz behandelt werden; aber die Versammlung gestaltete sich von selbst zur Hauptversammlung im großen Stadtparksaale. Referent war Bodelschwingh. Seine Schilderungen von der Wonne des eignen Heims waren köstlich, seine Darlegung des Wohnungselends in den Bevölkerungszentren ergreifend. Er führte uns vor, was in der Wohnungsfrage bisher geschehen ist. Das Resultat war: viel zu wenig! In jeder größeren Stadt solle ein christlicher Verein die Wohnungsfrage in die Hand nehmen und in folgender Weise wirken:

1. ungesunde und schlechte Wohnungen aufkaufen und in gesunde und freundliche verwandeln;

2. im weiteren Umkreise der großen Städte kleinere Häuser mit Gärten herrichten, bei denen Spekulation der Unternehmer völlig ausgeschlossen ist;

3. Arbeitergenossenschaften ins Leben rufen, welche bei dem Bau und der Verwaltung dieser Wohnungen mitwirken.

Bodelschwingh hat bereits selbst auf dem Gebiete der Arbeiterwohnungen Erfahrungen gesammelt. Als ihm verhetzte Arbeiter das Wohnhaus der blöde gewordenen Epileptischen in Brand gesteckt hatten, wollte er ihnen das Böse mit Gutem vergelten und fing an, um Bielefeld herum Arbeiterhäuser nach dem Wunsche der zur Beratung hinzugezogenen Arbeiter zu bauen. Wir haben einen Teil dieser Häuser selbst gesehen und ließen uns von einer Arbeiterfrau in Bielefeld ihre Räume zeigen. Die Frau war froh und dankbar. Wollte Gott, die Wohnungsfrage würde bald in ganz Deutschland mit lebendigstem Eifer angefaßt! Bisher rührt es sich wohl hier und da, aber es sind doch nur Anfänge.

Sehr wichtig waren die Mitteilungen des Regierungsrats Lohmann in der Wohnungsangelegenheit. Da einerseits in der Nähe der Großstädte der Boden zu einzelnen Privatwohnungen zu teuer sei, anderseits die Arbeiterschaft sich gar nicht aus der eigentlichen Stadt werde entfernen wollen, so sei als Parole auszugeben: Behagliche Mietwohnungen! Die innere Mission kann hier nur Weniges schaffen, der Staat muß eingreifen und zwar zunächst lokal durch revidirte Bauordnungen.

Am Abend des Mittwoch wurde von der Seemannsmission gesprochen. Leider litt die an sich hochwichtige Frage dadurch, daß der fachmännische Referent wenig anschaulichen Stoff bot, ein Mangel, der durch das Eintreten eines hannöverschen Vereinsgeistlichen und eines christlich eifrigen Schiffsrhebers einigermaßen gemildert wurde. Uns scheint: die Verpflichtung, für die deutschen Seeleute zu sorgen, hat besonders der breite Norden unsers Vaterlandes, der von den Mühen der Arbeiterfrage weniger berührt ist.

Das letzte Hauptthema des Kongresses hieß: Die christliche Laienthätigkeit im Reiche Gottes, ihre Notwendigkeit und ihre Schranken. Vielleicht wäre es besser gewesen, das engere Thema „Laienpredigt“ aufzustellen, weil dieses zur Zeit gerade strittig ist. Aber das Thema, genommen wie es lautete, konnte nicht leicht umfassender, sachgemäßer, klarer behandelt werden, als von Oberkonsistorialrat Dr. Sell aus Darmstadt geschehen ist. Er öffnete uns die Augen für die unabsehbare Fülle christlicher Laienarbeit, ganz abgesehen von der evangelischen Wortverkündigung, um dann die Grenzen und Voraussetzungen predigender und seelsorgender Laienthätigkeit zu bestimmen. Da wir hoffen, daß gerade dieser Vortrag im vollen Wortlaute gedruckt werden wird, und wissen, daß zur Sache selbst an diesem Orte ein andrer das Wort nehmen soll, verzichten wir auf genauere Inhaltsangabe.

In der Debatte sprach zuerst der bekannte Vertreter der Evangelisationsthätigkeit, Baron von Oertzen aus Hamburg. Es war uns sehr lieb, aus seinem Munde zu hören, daß er nicht mehr für die Freikirche, sondern für Erhaltung der Volkskirche arbeite. Er wünscht Evangelisten, d. h. Wanderprediger aus der Reihe der Geistlichen. Schärfer als er setzte sich Graf Bernstorff aus Berlin mit dem geistlichen Stande auseinander, um dann von dem in neuerer Zeit bekannt gewordenen Domänenpächter Pestalozzi überboten zu werden mit dem Worte: „Die Differenz von Laien und Geistlichen ist der eigentliche Schade.“

Ohne Zweifel haben wir Geistlichen gerade so gut wie jeder andre Stand genug Versäumnisse und Irrungen zu bekennen. Aber aus den riesigen Schwierigkeiten, unsern gut geschulten Stand nach Wunsch wirksam zu machen, sollte man doch nicht schließen, daß eine weniger disziplinirte Truppe leichter mobil zu machen sei. Man helfe dem geistlichen Stande durch Rat und That. Neben ihm wird allerdings eine organisirte Hilfe aus der Mitte der Gemeinde immer nötiger, und deshalb begrüßen wir es, daß Generalsuperintendent Frommel die Aufforderung an den Zentralausschuß richtete, Erwägungen und Erhebungen anzustellen, wie neue wirksame Berufe in der Gemeinde geschaffen werden können.

Zum Schluß sei das Bedauern ausgesprochen, daß wir unsern Lesern die Abendansprache des Generalsuperintendenten Baur aus Koblenz über „Herrschaften und Dienstboten“ nicht wiedergeben können. Sie war eine musterhafte Standespredigt für die besitzenden, gebildeten Schichten. Wie fein standen die Charaktere der verschiedenen Dienstmädchen vor uns, wie zart und sicher drangen die Ermahnungen, den Dienenden zu dienen, in die Ohren und Gewissen! Der Dienstbote ist Familienglied, ist Miterbe des ewigen Lebens! Ein Nachhall dieser Rede war es, als am andern Morgen Amtsrichter Büff von Kassel seine Mitbürger und Landesgenossen ermahnte, ihren Dienstboten bessere und vor allem minder sittengefährliche Schlafräume anzuweisen. Auch ein Stück Wohnungsfrage, das nicht bloß in Kassel Beachtung verdient!

Möge aus der Fülle guter Gedanken und Worte, die dieser fünfundzwanzigste Kongreß für die innere Mission zeitigte, eine gleiche Fülle guter Thaten hervorsprießen zum Heile unsrer deutschen evangelischen Christenheit! F N

Joseph Rabinowitsch,

der nationaljüdische Prediger des Evangeliums in Südrußland

Die Anfänge der Christentumsbewegung, welche seit dem Jahre 1884 unter den Juden Bessarabiens infolge des Auftretens von Joseph Rabinowitsch in so eigenartiger und kräftiger Weise sich spürbar macht, sind mit Benutzung der von Professor Delitzsch veröffentlichten Dokumente in Nr. 28 des ersten Jahrgangs dieser Zeitschrift eingehend geschildert. Die Entwicklung der Gemeinde selbst ist dadurch, daß dem Begründer die Erlaubnis, die Taufe zu erteilen, von der Regierung bisher nicht gegeben wurde, in dem Stadium der dürftigsten Anfänge stehen geblieben. Außer Rabinowitsch selbst sind nur einige Glieder seiner Familie und drei andre Familienoberhäupter getauft, die letztern durch den reformirten Pfarrer Venetianer in Rohrbach bei Odessa (der Name Rohrbach ist den Lesern der Christlichen Welt aus den die kirchlichen Verhältnisse der deutschen Kolonien Südrußlands betreffenden Aufsätzen dieses Jahrgangs Nr. 14 ff. bekannt). Da nach russischem Gesetze Juden nur mit eigens für jeden einzelnen Fall eingeholter Erlaubnis des Kultusministers, und zwar nur in Stadtkirchen, getauft werden dürfen, entbehrte der Ausweg, die Taufe durch Pastor Venetianer, welcher selbst Proselyt und ein Freund Rabinowitschs ist, vollziehen zu lassen, der vollen gesetzlichen Giltigkeit und wurde bald ganz abgeschnitten. Die übertriebenen Berichte englischer Zeitungen, welche die zahlreichen Anhänger der Ideen Rabinowitschs mit festen Gemeindegliedern verwechselten, veranlaßten den Pastor Faltin zu Kischinew in seinem diesjährigen Jahresbericht über seine Missionsarbeit unter den Juden Kischinews im Petersburger Sonntagsblatt zu einem Gegenzeugnis, welches den gangbaren Uebertreibungen den wahren Sachverhalt entgegenstellen wollte. Da dieser Bericht die Sache zu tief heruntersetzte, veranlaßte er Professor Delitzsch zu einer Entgegnung in dem erwähnten Sonntagsblatte.

Es giebt wohl keinen Pastor der lutherischen Kirche, welcher

so viel in der Judenmission gearbeitet hat als Faltin in Kischinew. Er hat in den fünfundzwanzig Jahren seiner reichgesegneten Amtswirksamkeit mehr als 250 Juden getauft. Um so tiefer ist es zu beklagen, daß zwischen ihm und Joseph Rabinowitsch nicht mehr das am Anfang der Bewegung bestehende volle Einverständnis herrscht, obschon es anderseits für jeden Kenner der russischen Verhältnisse begreiflich ist, daß Rabinowitsch sein Werk nicht zu eng mit der lutherischen Kirche verknüpfen kann.

In einigen Kreisen hat der in Nr. 23 der Deutsch-evangelischen Kirchenzeitung erschienene Aufsatz „Die nationaljüdische christgläubige Bewegung in Kischinew" Beachtung gefunden und Mißtrauen gegen Rabinowitsch erregt. Dieser Aufsatz ist in dem wohlmeinenden Streben, Pastor Faltin zu verteidigen, von dem Leiter des Gemeindevorstandes zu Kischinew verfaßt; das Stöckersche Blatt hat ihn ohne Angabe der Quelle wörtlich aus dem Petersburger Sonntagsblatt abgedruckt. Wir würden dieses hier nicht erwähnen, wenn nicht andre Blätter, z. B. das Mecklenburgische Kirchen- und Schulblatt, den Artikel weiter fortgepflanzt hätten, natürlich in der Meinung, der „Präsident" Allendorf habe den Artikel in die Deutsch-evangelische Kirchenzeitung gesandt. Herr Realschullehrer Allendorf hat aber niemals irgend welches Verständnis für die Missionsarbeit Pastor Faltins gezeigt, wie auch daraus hervorgeht, daß er in seiner Festschrift zu dem bevorstehenden fünfzigjährigen Jubiläum der Kischinewer Gemeinde dieser Missionsarbeit nicht einmal gedenkt; noch viel weniger ist er imstande, irgendwie eine so bedeutende und eigenartige Erscheinung des Missionsgebietes, wie Rabinowitsch es ist, zu verstehen. Ohne Angabe der Quelle abdrucken, ist ja freilich eine leichte Art, seine Leser über eine so schwer zu würdigende Erscheinung wie Rabinowitsch zu orientiren; aber das Organ Stöckers hätte leicht einen bessern Nagel finden können, seine schadenfrohe Schlußbemerkung daran zu hängen, als diesen in Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten sich ergehenden Aufsatz.

Die Hoffnung, eine zahlreiche, festgeordnete, nationaljüdische Gemeinde durch Rabinowitsch rasch organisirt zu sehen, hat sich nicht verwirklicht. Dennoch konnte Professor Delitzsch mit Recht in den im Herbste vorigen Jahres veröffentlichten „Neuen Dokumenten" sagen: „Rabinowitsch ist für uns eine kirchengeschichtliche Erscheinung, an welcher unsre Hoffnung auf die Bekehrung Israels zu seinem Christus sich erfrischt."

Rabinowitsch ist national-jüdischer Prediger des Evangeliums, und zwar ein so begabter, so schriftkundiger, so tief im neutestamentlichen Gotteswort gewurzelter, wie ihn das jüdische Volk seit der Apostel Tagen nicht gehabt hat: darin liegt seine Bedeutung. In zehntausenden von Exemplaren durcheilen seine in hebräischer, russischer Sprache oder im Jargon-Texte herausgegebenen Predigten die jüdischen Massen Osteuropas. In den entferntesten Gegenden Sibiriens nicht minder als in den abgelegenen Gebirgsthälern der Karpathen finden sie begierige Leser. Schreiber dieser Zeilen hat persönlich Gelegenheit gehabt, den tiefgehenden Einfluß der Predigten Rabinowitschs in Galizien und Litthauen zu beobachten.

An einem jeden Sonnabend hält Rabinowitsch in seinem Bethaus einen öffentlichen Gottesdienst, an welchem in der Regel sechzig bis achtzig Juden teilnehmen, oft aber weit mehr. Seine Sprache ist packend und bilderreich, seine Gedanken tief und originell. Wir geben hier zwei bisher nicht veröffentlichte Proben seiner Predigtweise.

In einer Karfreitagspredigt sagte er:

Es war eine große Flut, welche die Erde bedeckte in den Tagen Noahs, als Gott sie vertilgte um der Sünden der Menschen willen und seinen Bogen in die Wolken setzte. Aber größer war die Flut, welche auf das Herz des Sohnes Gottes einströmte, als er am Kreuze hing, denn er trug die Sünden der Welt, und er trug auch das unergründliche Meer meiner Sünde. Und über den Fluten der menschlichen Sünde, da lagerten die Wolken des göttlichen Zornes, die Donner seiner Heiligkeit rollten, und er mußte durch die finstere Tiefe gehen, da er schrie: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Aber über den Fluten der menschlichen Sünde und zwischen den Wolken des göttlichen Zornes wölbt sich der Bogen seiner Liebe, und seine sieben Worte am Kreuz sind wie die sieben Farben dieses Bogens. Ich habe den Bogen in den Wolken gesehen, und meine Seele ist genesen; dieser Bogen steht fester als der Bogen Noahs. Himmel und Erde werden vergehen, aber seine Worte werden nicht vergehen. . . .

Wie segelten sie so stolz einher — sagt er in einer andern Predigt — die Schiffe der Staaten und Völker in der alten Zeit. Da war das assyrische Staatsschiff, eine gewaltige Galeere mit zahlloser Bemannung, wie für die Ewigkeit gebaut. Mit lichten Segeln und bunten Wimpeln fuhr das griechische Staatsschiff einher; seine Mannen freuten sich unter dem klaren, blauen Himmel der Kunst und alles Schönen, das Gott den Menschen gegeben. Bald aber wurde dieses griechische Staatsschiff in den Grund gebohrt von der Panzerfregatte des römischen Reiches, welche, die Schiffe der andern Staaten niedersegelnd, siegesstolz einherfuhr über das Meer der Zeiten. Wo sind sie aber jetzt, die Schiffe der alten Staaten? Sie sind längst gescheitert und in das Meer der Vergessenheit gesunken. Hie und da finden die Gelehrten unsrer Tage in den Bruchstücken der Litteratur Trümmer der alten Schiffe, welche sie wie in Taucherglocken in die Vergangenheit hinabtauchend emporbringen und aus denen sie die Gestalt der alten Staatsschiffe zu rekonstruiren suchen. Nur das Schiff eines Volkes kann nicht untergehen. Es hat vor Jahrtausenden die alten Staaten gesehen; es hat die Stürme mit durchlebt, an denen Babylon und Ninive, Athen und Rom zu Grunde gegangen. Längst ist es ein gescheitertes Wrack, seine Masten zerbrochen; aber es segelt noch heute gespenstisch zwischen den Schiffen der modernen Staaten einher. Oft wird den Leuten bange in dem alten Schiff, wenn die Wogen es zu verschlingen drohen; viele aus Israel verlassen es und suchen Zutritt auf den andern Schiffen, richten sich wohnlich dort ein und sagen, wir wollen auch teilhaben mit euch an all den Gütern der Kultur und modernen Entwicklung, welche eure Schiffe zieren. Aber die Leute der andern Staaten erheben sich bald, wollen die seltsamen Fremdlinge aus dem alten orientalischen Schiffe nicht dulden und schleudern sie oft zurück in die Fluten, daß sie sich ängstlich bergen müssen auf dem alten Wrack, welches schon die Thränen ihrer Väter benetzt haben. Der Sturm tost, die Wolken sind dunkel, den Leuten wird bange im Schiff, und der Schrei erschallt: Herr hilf, wir verderben! Aber es wird die Zeit kommen, da wird der in dem Schiffe Israels aufstehen, welcher in dem Schifflein des galiläischen Meeres sich erhob; er wird dem Wind und den Wogen gebieten — es wird ganz stille werden, und Israel wird ihm zu Füßen sinken mit dem Rufe des Thomas: Mein Herr und mein Gott! Und dann wird Israel kommen zu dem Hafen der Ruhe, die ihm noch vorhanden.

Die Predigten Rabinowitschs behandeln meist einen alt- und einen neutestamentlichen Text zusammen. Sein Lehrtypus hat noch einen stark judenchristlichen Hauch, welcher jedoch immer mehr vor der sich vertiefenden christlichen Erkenntnis zurücktritt. In hohem Grade überraschend ist die von Professor Delitzsch auf S. 7 des Vorwortes der Neuen Dokumente veröffentlichte Thatsache, daß Rabinowitsch zum Alten Testament eine mit der modernen Pentateuchkritik in einigen ihrer Ergebnisse übereinstimmende Stellung hat: er sieht die elohistischen Teile des mittleren Pentateuch für spätere Einschiebungen der Priester an und macht einen großen Wertunterschied zwischen den priesterlichen und prophetischen Abschnitten des Alten Testaments.

Von diesem nicht unbedenklichen Standpunkte aus ist vieles in der Predigtart Rabinowitschs erklärlich. Er ist ein so selbständiger Charakter, daß er sich wohl nie der Leitung einer Missionsgesellschaft fügen wird. Dennoch aber thut er der Mission die größten Dienste dadurch, daß er ihr den Boden vorbereitet. Ein Komitee, an dessen Spitze D. Saphir in London steht, unterstützt ihn.*)

Das Wort: So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei", welches Joseph Rabinowitsch, als er in Jerusalem an der Klagemauer unter seinen betenden und weinenden Volksgenossen stand, als befreiende Macht sich durch das Herz gehen fühlte, ist mit dem anderen die Bewegung inaugurierenden: „Der Schlüssel zum heiligen Land liegt in der Hand unsres Bruders Jesus" die Doppellosung geworden, welche die von Rabinowitsch ausgehende Bewegung noch heute beherrscht. Man mag an diesem Zeugen des Evangeliums aus Israel noch viel auszusetzen haben — das eine ist gewiß, von ihm aus ist ein Hauch des Lebens in das in Talmudismus und Chassidismus erstorbene jüdische Volk Osteuropas ausgegangen, welcher viele Seelen aus Israel aufweckt, nach dem zu fragen, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. W Faber

*) Für diejenigen, welche sich mit diesem merkwürdigen Manne näher beschäftigen wollen, seien die neuerlich über ihn erschienenen Schriften hier verzeichnet: Delitzsch, Neue Dokumente der südrussischen Christentumsbewegung (40 Pf.); Rabinowitsch, zwei Predigten (40 Pf.); Venetianer, In Kischinew bei Rabinowitsch (30 Pf.), sämtlich zu beziehen durch das Zentralbureau der Instituta Judaica in Leipzig.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Mit nächster Nummer beginnt das vierte Quartal. Postnummer bleibt 1265. Prospekte, Mitarbeiterverzeichnisse, Einzelnummern versendet die Verlagshandlung auf Wunsch unentgeltlich soweit der Vorrat reicht.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 41 **Leipzig, den 7. Oktober** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 12 — Undank ist der Welt Lohn — Der tiefe Graben zwischen alter und moderner Theologie. Offener Brief an Herrn Geh. Kirchenrat Professor D. Delitzsch in Leipzig — Marienkultus auf Capri — Verschiedenes: Die Berufung Professor Harnacks nach Berlin. Sonntag im Manöver — Anzeigen.

Der Brief des Paulus an die Philipper

12. Kapitel 3, 1—3

Zuletzt, meine Brüder, freuet euch in dem Herrn. Daß ich euch immer dasselbe schreibe, kann mich nicht zurückhalten, euch aber vor Schaden bewahren. Sehet an die Hunde, sehet an die schlechten Arbeiter, sehet an die Zerschneidung! Denn wir sind die Beschneidung, die wir in Gottes Geiste Gott dienen und uns rühmen in Christus Jesus und nicht verlassen auf Fleisch. —

Zuletzt, meine Brüder, freuet euch in dem Herrn. So nimmt Paulus, nach Erledigung der persönlichen Angelegenheiten (2, 19—30), die er als letztes in seinen Briefen abzuhandeln pflegte, zum Schlusse lenkend, den Ton wieder auf, welcher den ganzen Brief durchzogen hatte (1, 4. 18. 25. 2, 2. Vergl. noch 2, 8 f.) und in welchem seine Darlegungen so voll ausgeklungen waren (2, 17 f.). Aber es ist, als ob der Klang ihn festhielte. Sollte dies letzte Wort vielleicht sein allerletztes sein? Und wie der Freund, wenn schon die Hand zum Abschied in des Freundes Hand ruht, noch einmal vor der Seele vorüberziehen läßt, ob er nicht noch etwas sagen möchte, um dem Nachdruck zu geben, was er schon gesagt, so hebt auch er, zum Schlusse gelangt, noch einmal an.

Hat er doch überdies noch eine dritte persönliche Sache auf dem Herzen; es gilt, soll jener Klang der Freude Echo finden in der Gemeinde, die Mahnung zur Sinneseinheit, welche in ihn ausgeklungen hatte, mehreren hervorragenden Gliedern derselben noch persönlich ans Gewissen zu legen. Und ihr, wie jener an alle gerichteten sichern Erfolg zu schaffen, entschließt er sich denn, doch noch in ernst eindringlichem Worte die ihm wohlbekannte letzte Ursache all ihres Schwankens, der Gefährdung ihrer Sinneseinheit wie ihrer Glaubensfreudigkeit offen zu besprechen. Daß es ihm schwer ward, fühlen wir ihm nach. Es widerstrebte die in der Gefangenschaft errungene und unentbehrliche Stimmung versöhnlicher, duldsamer Friedfertigkeit, wie er sie in der Besprechung der Verhältnisse in Rom so köstlich bewährt hat (1, 12—18). Und es wollte ihm insbesondre nicht übers Herz, nun auch in seiner Philippergemeinde, welcher bis dahin die Gegensätze der Zeit fern geblieben waren, den alten häßlichen Streit aufnehmen und vielleicht dadurch nur schärfer anfachen zu sollen, der ihm überall sonst sein Wirken verbittert hatte. Aber die Thatsache ließ sich ja doch nicht ungeschehen machen, von der er ohne Zweifel durch Epaphroditus genaueste Kenntnis erhalten hatte: jener Schatten seiner Erfolge, der sich an seine Fersen geheftet in Galatien, wie in Korinth, war auch in Philippi aufgetaucht: die jüdische Proselytenmacherei. Die Gelegenheit war ja zu verlockend: der gehaßte Apostel gefangen, die verwaiste Gemeinde in Bedrängnis — wie zugänglich mußte das für Zweifel machen, ob das Evangelium des Paulus wirklich zum Heil führe. Der Blick auf diese Versuchungen hatte ihm schon zum Eingang des Briefes die Fürbitte für sie eingegeben, daß ihre Liebe reich werden möchte in Erkenntnis und aller Erfahrung, daß sie das Unterschiedene prüfen möchten (1, 7). An sie hatte er gedacht, als er sie später ermahnte, alles zu thun ohne Murren und ohne Zweifel (2, 14), oder der Mahnung, ihr Heil zu schaffen, die Bemerkung beifügte, daß Gott es sei, der das Vollbringen wirkt (2, 12 f.). Und eben der in ihnen angeregten Unsicherheit hatte er seinerseits so nachdrücklich die Zuversicht (1, 6. 14. 18. 19. 26. 28. 2, 13. 17) entgegengesetzt. Daß auch der Klang der Freude, wenn er ihn immer wieder anschlug, vor allem darauf berechnet war, sagt er jetzt selbst: Daß ich euch immer dasselbe schreibe, kann mich nicht zurückhalten, euch aber vor Schaden bewahren, um damit auf seine Aussprache vorzubereiten. Er hat trotz all diesen bisher eingeflossenen bedeutungsvollen Worten das Gefühl, daß sie nicht genügen, seine Philipper dieser neuen schweren Gefahr gegenüber sicher zu stellen. Es ist diese nachträgliche Erweiterung des Briefes ein ergreifendes Zeugnis der auf- und abwogenden, tiefbewegten Stimmung, die des Apostels erregbares Gemüt in seiner jetzigen Lage wohl noch mehr als sonst erfüllt. Sie verrät sich ja auch an andern Stellen, so wenn wir neben den Aeußerungen der Freude und Zuversicht Geständnissen einer gedrückten, beinahe trüben Stimmung (2, 27 f. 3, 18. 4, 14) neben dem sichern Ausblick auf einen günstigen Ausgang des Prozesses dem fast ebenso sichern Rechnen mit seinem nahen Ende (2, 17. 3, 11 neben 1, 25 f. 2, 24) begegnen.

Es ist, als klänge dieser innere Kampf des Apostels in der Bitterkeit nach, mit der er nun gegen jene Leute losfährt, die ihn zu solcher Aussprache nötigen, wenn wir auch darin nur den heiligen Ingrimm spüren, der die Falschheit und das Schlechte haßt wie den Tod, und den Eifer der Liebe, der aus Erbarmen für den Geliebten unbarmherzig verfolgt, was ihm nachstellt. Man muß aber doch, um es zu würdigen, den einzelnen Fall in das Licht der Zeitgeschichte stellen und daraus den entscheidenden Ernst dieser Kämpfe verstehen lernen, bei denen es sich um nichts weniger als um die Existenz des Christentums als einer eignen und einer Welt-Religion handelte. Wir müssen hier auf die Vorgeschichte der großen Mission durchs Römerreich eingehen.*)

Aus dem Judentum stammte das Evangelium von Christus. Jesus selbst hat, ob auch ein Gegner der pharisäischen Uebertretung, ob auch über die einzelnen Gesetzesbestimmungen stets ein freies Urteil sich vorbehaltend, im Gesetz gelebt. Die durch seine Jünger gegründeten Gemeinden in Judäa und Galiläa mit dem Mittelpunkte Jerusalem haben sich nicht minder ans

*) Wir halten uns hierbei, um wissenschaftliche Auseinandersetzungen zu vermeiden, nur an die in sich selbst klaren und zur Gewinnung eines anschaulichen Bildes völlig ausreichenden gelegentlichen Mitteilungen des Paulus selbst in seinen Briefen, vor allem Gal. 1 und 2.

Gesetz gehalten. Ihr Glaube war, daß die dem Volke Israel gegebenen und durch dessen Vermittelung auch der übrigen Menschheit zugedachten Heilsverheißungen in Jesu irdischem Erscheinen ihrer Erfüllung entgegengeführt seien, mit seiner baldigen Wiederkunft aber denen, die in ihm den verheißenen Heilsmittler, den Christus, anerkennen und auf ihn warten, endgiltig zu Teil werden würden. So weit unsre gesicherte Kenntnis der christlichen Urgeschichte reicht, war es Paulus, der, und zwar ohne Zweifel in unmittelbarem Zusammenhange mit seiner Bekehrung, zuerst klar erkannte, daß das Heil, dessen volle Verwirklichung er mit den Jesusjüngern von dem wiederkehrenden Christus erwartete, nunmehr nur an den Glauben und in keiner Weise an ein Leben im Gesetze gebunden sei, ja daß das Gesetz, wie es nicht die Kraft zu verleihen vermöge, wirkliche Gerechtigkeit zu erringen, vielmehr nur zur Uebertretung reize, auch in Gottes Plan nur die Aufgabe gehabt habe, von der Sünde zu überführen und dadurch auf Christus, als den Bringer der Gnade, vorzubereiten. Nach dem Durchbruche des Glaubens an Christus, den er als eine Offenbarung desselben auf einer von Jerusalem aus zur Verfolgung der dahin versprengten Christen unternommenen Reise nach Damaskus erlebte, hatte er sich zuerst eine Zeit lang in die Einsamkeit Arabiens zurückgezogen und dann in Damaskus selbst die Missionsarbeit, zu der er sich von Gott zugleich mit seiner Bekehrung berufen fühlte, aufgenommen. Es waren wohl die stillen Lehrjahre, da er seine, wie ihm bewußt sein mußte, von der Uebung der Jerusalemer abweichende Auffassung des Evangeliums von Christus in der Praxis erprobte. Das Bewußtsein jener Verschiedenheit in Verbindung mit der Selbständigkeit und Entschiedenheit seines Charakters, der erst mit sich selbst völlig fertig sein wollte, mag ihn neben der Schwierigkeit, sofort bei der Gemeinde in Jerusalem Aufnahme zu finden und von seinen bisherigen Genossen unbehelligt zu bleiben, bewogen haben, erst nach drei Jahren Jerusalem zu besuchen. Der Besuch, für welchen die äußere Veranlassung vielleicht eine Nachstellung gewesen ist, die ihm Damaskus verschloß (2. Kor. 11, 32 f.), galt aber nur dem maßgebenden Haupte der Gemeinde in Jerusalem, dem Petrus, und muß im übrigen geheim gehalten worden sein; denn er sah außer ihm nur einen Bruder Jesu, Jakobus, der neben Petrus die angesehenste Stellung einnahm. Dies läßt in Bezug auf die Stimmung der Jerusalemischen Christengemeinde gegenüber Paulus nichts Gutes schließen. Dagegen müssen die vierzehn Tage seines Aufenthaltes durch den gegenseitigen Austausch zu einer vorläufigen Verständigung mit den beiden leitenden Männern geführt haben. Paulus wendet sich nun nach Syrien, der an seinen bisherigen Wirkungskreis grenzenden großen römischen Provinz mit der Hauptstadt Antiochia, und dem angrenzenden Cilicien, seiner Heimat. Vierzehn Jahre beschränkte er seine Wirksamkeit auf diese Provinzen. Was er in dieser Zeit beabsichtigte, verrät der Fortgang der Geschichte. Es galt Gemeinden zu schaffen ohne jüdisches Gesetzesleben, die durch ihren ganzen Stand den Thatbeweis für die Entbehrlichkeit des Gesetzes lieferten. In dem Erfolge, hoffte er, werden die jüdischen Christen ein Gottesurteil erkennen. Er vernahm auch, wie sie sich in Judäa über seine Arbeit freuten und Gott priesen. Aber, was er erhoffte, blieb doch aus; man hielt sich trotz aller Freude scheu zurück. Als nun gar Stimmen in Jerusalem laut wurden, welche dieses ganze Unternehmen verwarfen und von allen Christen, auch den gebornen Heiden, vollen Uebertritt ins Judentum verlangten, erschien Paulus mit zweien seiner Gesinnungsgenossen, einem gebornen Juden, Barnabas, und einem gebornen Griechen, Titus, selbst in Jerusalem, um eine Entscheidung herbeizuführen. Nicht ohne harten Kampf gelang es, jene Forderungen aus der Mitte der Jerusalemgemeinde zurückzuweisen, also den Heidenchristen als solchen Duldung zu erringen. Die Säulen der Gemeinde aber thaten noch mehr: sie erkannten mit Handschlag die Glaubens- und Heilsgemeinschaft der jüdischen und nichtjüdischen Christen an. An dieser Gemeinschaft mußte dem großen Heidenapostel alles liegen (vgl. Nr. 40). Ohne sie war sein Werk, wie er selbst sagt, vergeblich. Eine mit der Zeit die Welt umspannende „Gemeinde Gottes" ohne die jüdischen Stammgemeinden war undenkbar. Das Heil kam von den Juden; in Verein von Griechen ohne den weltgeschichtlichen religiösen Hintergrund der jüdischen Geschichte, des jüdischen Glaubens, der jüdischen heiligen Schriften stand in der Luft, wurde zum Spielball religiöser und philosophischer Tagesmeinungen, zum Tummelplatz von Phantasterei und zuletzt zur religiösen Sekte. Der Gedanke, der allein alles persönliche und lokale Christentum vor Verkümmerung und Verschrumpfung bewahren konnte, der Welt und Himmel umspannende Gedanke des Reiches Gottes, der Gemeinde Gottes verlor seinen geschichtlichen Halt, wenn das Christentum nicht auf der jüdischen Vergangenheit sich aufbaute.

So gewaltig darum der Erfolg war, den Paulus in Jerusalem errungen hatte, es war doch erst der halbe. In der Idee war die Gemeinschaft zugestanden. Welche Schwierigkeiten sie in der Wirklichkeit bot, zeigte sich kurz darauf bei Gelegenheit eines Besuches des Petrus in Antiochia. In dieser Weltstadt hatte Paulus längst erreicht, was ihm als Zukunftsbild vorschwebte für die ganze „Gemeinde Gottes." Geborne Juden und gesetzesfreie Heiden verkehrten in völliger Gemeinschaft mit einander. Auch Petrus that dasselbe ohne Arg, bis andre Zugereiste aus Jerusalem die Auffassung des Jakobus, daß die gläubigen Juden unter allen Umständen strengstens an ihren Gesetzesvorschriften halten, also den persönlichen, nach dem Gesetz verunreinigenden Verkehr mit Nichtjuden, auch wenn diese christusgläubig geworden sind, vermeiden müßten, mit solchem Erfolg vertraten, daß die ganze Gemeinde in Auflösung zu kommen drohte und Paulus Mühe hatte, die Spaltung abzuwenden, jedoch ohne, wie es scheint, Petrus oder gar die Leute von der Richtung des Jakobus zu überzeugen. Die Vorahnung dieser Schwierigkeiten verrät die schon in Jerusalem vereinbarte Ausflucht, zu der sich Paulus, der sein Volk liebte mit der ganzen Glut seiner Seele, schwer genug mochte entschlossen haben, daß die Gesetzesanhänger das Gesetzesevangelium unter den Juden, Paulus und seine Genossen das gesetzesfreie Evangelium unter den Heiden verbreiten sollten. Jene öfter erwähnte Kollekte unter den Heidengemeinden für die arme Jerusalemgemeinde sollte zunächst das Zeichen der Gemeinschaft sein; vielleicht hoffte man auch von ihr eine gegenseitige Annäherung der Geister, vor allem eine Besänftigung jener Gesetzesleute, die mit ihren Forderungen an die Heidenchristen durchgefallen waren. Aber sie eben waren es, die sich nicht beruhigen konnten, die von Stund an Paulus auf allen seinen Reisen nachschwärmten, um seine Christen ins Judentum herüberzulocken. Jene Teilung der Arbeitsgebiete existirte für sie nicht. Paulus muß gegen sie um die Existenz seiner Gemeinden kämpfen in Galatien und in Korinth. Der Römerbrief will die römische Gemeinde vor ihren Umtrieben warnen und sein verleumdetes Evangelium vor ihr verteidigen. Jetzt sind sie auch in Mazedonien eingebrochen. Ihr jüdischer Fanatismus scheute vor keinen Mitteln zurück. Neben der Anmaßung und dem unwahren Pochen auf Autoritäten unter Fälschung der Thatsachen ein Trugspiel mit dem Gesetz, dessen letzte Konsequenzen sie schlau verheimlichten, und niedrige hämische Angriffe auf die Person des Apostels. Dabei treiben sie ihr Werk im Dienst nicht nur des eiteln Ehrgeizes, sondern des gemeinsten Eigennutzes; sie saugen die Gemeinden geradezu aus. Man muß die Geschichte dieser Umtriebe kennen, um zu verstehen, warum der Apostel sie mit so kräftigen Ausdrücken vor den Philippern an den Pranger stellt: die widerliche Mischung ihres Charakters von Frechheit und Hinterlist, die nur Verachtung einflößen kann, kennzeichnet das bei Juden wie Griechen gebräuchliche Schmähwort Hunde. Ihre Leistungen ferner, so wichtig sie sich als „Arbeiter" aufspielen und lohnen lassen, sind verderblich; sie wollen nicht dienen, sondern knechten; sie suchen nicht ihre Seelen, sondern ihr Gut; sie bringen sie nicht zum Heil, aber ums Heil: sie sind schlechte Arbeiter. Aber die Anklage steigert sich zur Verwerfung ihres religiösen Standpunktes. Und hierbei begegnen wir einem der für ihn selbst wie für die ganze Entwicklung des Christentums maßgebenden Grundgedanken für die ganze Anschauung des Paulus. Mit einem kühnen, von bitterer Ironie eingegebenen Bilde sagt er, daß für Judenchristen, welche trotz dem Evangelium das Heil an die Erfüllung des Gesetzes binden, ihr vermeintlicher Vorzug vielmehr ein Schaden sei; während sie meinen, ihr Leben Gott zu heiligen, zerstören sie

seine Kraft und verdammen ihr Werk selbst zur Unfruchtbarkeit. Auf Grund des Selbstwiderspruchs in ihrem Standpunkte spricht ihnen Paulus die Zukunft ab. Und dem gegenüber nimmt er alle ihre vermeintlichen Vorrechte vielmehr für die Christen als die echten Erben des Judentums in Anspruch. Wir sind die Beschneidung. Wir Christen sind ja in Wahrheit, was sie sein wollen und gar nicht sind, wozu sie euch erst zu machen vorreden. An uns hat das Gesetz seine Aufgabe erfüllt; an uns werden sich die dem Volke Israel gegebenen Verheißungen erfüllen. Auf uns beziehen sich überhaupt alle Schriften des Alten Testaments. Unbefangen nennt er die alten Israeliten in den Briefen an Heidenchristen „unsre Väter“ und die Christen den „Samen Abrahams“ (1. Kor. 10, 1. Gal. 3. Röm. 4), den „Israel Gottes“ (Gal. 6, 16) im Unterschiede von dem „Israel nach dem Fleisch“ (1. Kor. 10, 18), und nimmt die Verheißung für die Christen in Anspruch: Ich werde ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein (2. Kor. 6, 16). Er beweist diese Position in mannichfacher Weise, die hier nicht zu verfolgen ist. Hier sagt er es kurz: der Meinung der Juden, daß das Gesetz ihnen ermögliche, Gott dienend zu nahen, stellt er entgegen, daß die Christen Gott dienend nahen in Gottes Geist, dem Erbe Christi; der Meinung, daß sie als Abrahams leibliche Nachkommen Erben der Verheißung seien, aber, daß die Christen sich Christi Jesu, in dem alle Verheißungen Ja und Amen sind (2. Kor. 1, 10), rühmen.

In diesem Satze, daß die Christen die echten Juden seien, hat es Paulus ausgedrückt, was seitdem die beseligende, von der wenige Jahre später erfolgenden Zerstörung Jerusalems und dem damit verbundenen Abtreten des Judentums vom Schauplatze der Weltgeschichte an durch die Geschichte reich bestätigte Gewißheit aller Christen ist, nämlich, daß das Christentum, wenn ich so sagen darf, das letzte, alles Vorhergehende zusammenfassende Wort Gottes ist, daß in ihm der Heilsratschluß Gottes gipfelt und alle seine Verheißungen sich erfüllen, indem er zugleich alle Schranken vor sich niederwirft und sich an keinerlei äußere Form, sie mag zeitweilig noch so geeignet sein, bindet, daß das Christentum die Erfüllung der Geschichte ist, in dem alle geistige Entwicklung ihr Ziel, alles Hoffen der Menschheit seien Befriedigung findet. v S

Undank ist der Welt Lohn

Im Sprichwort legt sich des Volkes Weisheit nieder. Oder richtiger, da sammelt sich und wird zum Gemeingut ein reicher Schatz an der Erfahrung erprobter Weisheit. Von Geschlecht zu Geschlecht in immer weiteren Kreisen überliefert, wird sie bald von der Weihe des Alters umgeben und als unantastbares Heiligtum gleichsam unter öffentlichen Schutz gestellt. Wer mit gut bäurischer Bevölkerung zu thun gehabt hat, weiß, daß er gewöhnlich in eine schlimme Lage gerät, wenn er bei auftauchenden Meinungsverschiedenheiten gezwungen wird, gegen eine sprichwörtliche Wahrheit, vollends wenn sie in einem Bibelspruch niedergelegt wäre, eine Angriffsstellung einzunehmen. Das ist so schweres und zugleich so sicher treffendes Geschütz, daß der Gegner des Sieges gewiß ist, sobald er es nur in Anwendung gebracht hat. Er giebt den Kampf meist auf und wird auch für die überzeugendste Beredtsamkeit unzugänglich, sobald er in dem Sprichwort sein unerbittliches caeterum censeo aufgestellt hat. Rechte Demütigungen, rechte Geduldsproben können dem Angreifer aus solchen Umständen erwachsen.

Vielleicht dürfte sich eine Stärkung für solche Proben aus der Einsicht schöpfen lassen, daß wir uns fast alle mehr oder minder in gleicher Lage befinden, wie jenes störrische Landvolk. Oder muß ich nicht erwarten, auf ein sehr bedenkliches Kopfschütteln zu stoßen, wenn ich unternehmen möchte, den ungeprüften Glauben an die allgemeine Anwendbarkeit des in der Ueberschrift genannten Sprichwortes bei unsern Lesern zu erschüttern? Denn es wird ja kaum jemanden geben, der sich nicht einredet, ein oder das andre Mal Erfahrungen gemacht zu haben, die es für ihn bestätigten, daß es der Welt Art ist, mit Undank zu lohnen, was des Dankes wohl wert gewesen wäre. Und wer seine Erfahrungen nicht selbst gesammelt haben will, der wird sich doch aufs lebhafteste noch des Zornes entsinnen, den wir als Knaben gegen die ostrakismuslustigen Athener empfunden haben. Oder, um noch näherliegendes anzuführen, wem stehen nicht als lebendigste Illustration jener Wahrheit die zehn Aussätzigen vor Augen, von denen nur einer umkehrte und Gott die Ehre gab?

So muß ich denn, wenn ich überhaupt hoffen soll, daß mir Gehör geschenkt werde, eilen zu versichern, daß mir wenig Züge an Goethes Lebensbild so wohlthuend erscheinen, wie diejenigen, in denen der große Mann die warmherzige Fähigkeit der Dankbarkeit bewiesen hat. Auch möchte ich mich zum Voraus gegen jede Art von Gesinnungsgemeinschaft mit den Propheten des modernen Salonpessimismus verwahren, von denen Schopenhauer in der Dankbarkeit keine Pflicht erkennen wollte, weil ihr Ausbleiben keine Verletzung des andern, also auch kein Unrecht in sich schließe, während von Hartmann als das letzte Motiv der Dankbarkeit den Neid gegen den Geber erkennt, der durch erwiesene Wohlthaten seine Ueberlegenheit über deren Empfänger an den Tag gelegt habe. Daß der Undank eine Kardinaluntugend des Pessimismus sein muß, ist ja ganz verständlich. Für diese schlechte Welt und sein qualvolles Leben den Mächten auch noch danken, die sie hervorgebracht, das kann ja nur als Gipfel der Verblendung erscheinen. Es wäre aber nicht übel, wenn es jemanden beifiele, hier den Hebel zu einer Kritik des Pessimismus einzusetzen. Man könnte ihm dann als Motto für seine kritischen Studien den Spruch Goethes anempfehlen:

Der Undank ist immer eine Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

Der schönste Beweis dafür ist das Leben Jesu. Wie wenigen mag dasselbe beneidenswert erscheinen. Aber wir sehen Jesum überall des Dankes gegen seinen Vater voll. Ein wie freundliches Wort dankbarer Anerkennung hat er der Jüngerin zu sagen gewußt, die ihn mit dem kostbaren Nardenwasser hatte erfreuen wollen. Ich meine auch, man wird die vielfache Verwendung des Begriffes „Lohn“ in seinen Reden nie recht würdigen, wenn man nicht diese scheinbar rein sachlichen Beziehungen in das Gebiet persönlicher Dankbarkeit erhebt. Oder sollte uns das nicht gestattet sein? Von einem frommen Gott reden wir. Warum nicht auch von einem dankbaren Vater im Himmel? Nicht, daß er den Dank uns schuldig wäre. Aber wenn es sein Werk ist, das durch unsrer Hände Thun gedeihen soll, wie sollt es ihm nicht Freude sein, mit Segen die Hände zu füllen, die sich für ihn geregt, und sei es auch in menschlicher Schwachheit oder Unvollkommenheit? Aber der Segen, dessen die Kinder warten, worin anders sollte er doch gesucht werden dürfen als in den Worten beseligenden Dankes, die Jesus sich als dem Richter an Gottes Statt in den Mund legt: Was ihr gethan habt einem unter diesen geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan? Wo die Liebe opferwillig dient, da ist der Dank ihr schönster, ja wohl im Grunde der einzige Lohn, nach dem sie strebt.

Aber eben hier eröffnen sich nun Aussichten auf Gefahren für unser sittliches Leben. Der Dank ist nur dann etwas wert, wenn er die persönliche Erwiederung persönlicher Liebesbeweise ist. Wo nun der Gegenstand oder die Handlung, für die man auf ihn rechnet, keinerlei persönliche Beziehungen vom Geber zum Empfänger in sich schließt, da kommt die Dankesforderung thatsächlich in vielen Fällen einer moralischen Erniedrigung des Empfängers gleich. Ein einziges wirkliches Dankeswort, in dem, und sei es auch nur für den Augenblick, da es ausgesprochen wurde, die ganze Seele des Dankerfüllten mit gezittert hat, kann nicht durch Haufen Goldes aufgewogen werden. In gleichgültigster Weise wurde dem Bettler die Nickelmünze hingeworfen. Keine andern Gedanken stiegen dabei auf als die üblichen Fragen, ob er es auch wert gewesen? oder was er damit beginnen werde? Sollte dann der so oft beobachtete, verächtliche Blick des Empfängers auf die Geringfügigkeit der Gabe für verwerflicher gelten müssen, als die Anmaßung des Gebers, die sofort auf die undankbare Welt anzuspielen bereit ist?

Wir können uns nicht für verpflichtet halten, bei allen Beziehungen, in welche wir zu Menschen treten, gleich die letzten und höchsten Maßstäbe der Liebe anzuwenden. Schon unsre natürlich-menschliche Beschränktheit und nicht erst unsre sündige

Art bringt es mit sich, daß wir das allgemeine Sittengesetz nur in einer reichen Skala verschiedenwertiger Töne zum Ausdruck zu bringen wissen. In der Melodie unsres Lebens werden zwischen den tiefen, mächtig anschwellenden Akkorden herzlicher Vertraulichkeit sich immer viele kaum hörbar verklingende Laute bloßer Höflichkeit oder kühler Geschäftlichkeit einfügen müssen. Und es wäre eine nicht zu entschuldigende Kraftvergeudung, wollten wir zu gunsten eines Ideals oder richtiger einer Theorie, denen keine Wirklichkeit entsprechen kann, diese Verschiedenheiten zu verwischen suchen. Sie werden bleiben, so lange mindestens, als wir zur Verwirklichung des allgemeinen Sittengesetzes in unserm Leben auf diese leiblichen, räumlich beschränkten Gliedmaßen angewiesen sind. Meinen wir aber ein Recht darauf zu haben, mit den Kräften unsers sittlichen Lebens sparsam umzugehen, weil uns weder Allmacht noch Allwissenheit zu Gebote steht, so erwächst uns daraus nur um so entschiedener die Pflicht, auch die Rückwirkungen, die sich aus der Anwendung derselben ergeben, nach gleichem, abgestuften Maßstabe zu beurteilen.

Möge also immerhin Undank der Welt Lohn sein; aber einer allgemeinen, bequemen Anwendbarkeit entzieht sich das Sprichwort schon deshalb, weil es im einzelnen Falle immer schwierig sein dürfte, eine genaue Verhältnisbestimmung der persönlichen Leistung und Gegenleistung zu vollziehen. Zur größten Vorsicht werden wir uns selbst antreiben, sobald wir nach dem Aufwande an persönlicher Hingebung fragen, welche die ihr gleichkommende Gegengabe persönlichen Dankgefühls hervorzurufen allein geeignet und zu erwarten allein berechtigt ist. Erwägen wir aber die ganze Schwere der Anklage auf Undank, so wird der Ernst der sittlichen Selbstbeurteilung, welche das Maß unsrer eignen Leistung prüft, uns in den meisten Fällen vor jedem voreiligen Aussprechen und Ausdenken derselben zurückhalten. Eben auf diesem Ernst der Selbstbeurteilung wird das Zartgefühl Jesu ruhen, der seine Jünger lehrte: Wenn du Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut. Wenn aber diese geistige Schamhaftigkeit uns nötigt, auch wirklich dankenswerte Thaten vor uns selbst zu verhüllen, so findet ja das Auge des Fremden erst recht nicht Zugang zu diesen Tiefen der Gesinnung. So weit also wir als diejenigen in Betracht kommen, welche den Dank zu erwarten hätten, erscheint uns das Sprichwort nur in den seltensten Fällen leicht und sicher anwendbar. Sollte es unter diesen Umständen um seinem pädagogischen Wert besser bestellt sein?

Nur vom Geber haben wir bisher gesprochen. Aber zum gleichen Schluß drängt uns auch ein genauerer Blick auf den Empfänger, den zum Danke Verpflichteten. Wie viel müßten wir durchschauen können, um im einzelnen Fall die Gesinnung des Undankbaren mit genügender Bestimmtheit dieser häßlichen Untugend bezichtigen zu dürfen. Wie manchmal birgt sich verschämtes Dankgefühl unter scheinbar entgegengesetzter rauher Hülle! Wie oft ringt gewiß im Herzen der Dank mit sehr verständlichen andern Regungen, den Nachklängen bitterer Not oder der Sorge um eine dennoch ungewisse Zukunft, den Erfahrungen oder Befürchtungen schnöder Verachtung. Sie lassen den vorhandenen nicht zum vollen Ausdruck kommen. Aber wer hat das Herz, die schwere Anklage trotzdem zu erheben? Oder eine verführungsreiche, schlechte Umgebung hat allerlei haßbereiten Zündstoff in der Seele des Empfängers angehäuft. Wie leicht denken wir uns doch den Kampf mit diesen feindlichen Gewalten durch das siegesgewisse Auftreten des Dankgefühls entschieden! Wie wenig Geduld wird da geübt! Und wie leichtfertig, wie unsittlich ist die Forderung solcher sprunghaften Uebergänge in Gemüt und Charakter. Für verfrühte Blüten fürchtet man Mehltau und Frost.

Wir suchen nicht Dank in Worten, sondern Dank in der Gesinnung. Aber messen wir nicht die Gesinnung des andern trotz aller Vorsicht immer wieder an dem Ausdruck, den wir uns für die unsrige angelernt oder angewöhnt haben? Und wenn nun dieser uns wohlbekannte Ausdruck fehlt, sind wir dann nicht gar zu schnell mit der Vermutung bei der Hand, daß auch die ihm zu grunde liegende Gesinnung fehlen müsse? Um wichtigeres handelt es sich bei dieser Frage, als um die Verschiedenheit gebildeter und ungebildeter Rede und Geberde. Hingebende Elternliebe hat des Kindes Erziehung geleitet. Aber das heranwachsende langt in leichten oder schweren innern Kämpfen bei Gedanken und Zielen an, welche denjenigen des Elternhauses fremd waren, so fremd, daß es für die Alternden unmöglich scheint und ist, in die neuen Wege der Jugend sich zu finden. Es ist leicht denkbar, daß sich auf diesen neuen Wegen auch die Notwendigkeit nicht wird umgehen lassen, harten Streit gegen ehemals heiliggehaltene Meinungen, Urteile, Ansprüche zu führen. Und es ist nur verständlich, daß sich die Vertreter dieser letzteren durch das Auftreten der unter ihren eignen Augen großgewachsenen Neuerer tief verletzt fühlen müssen. Man spricht dann leicht von Nattern, die man mit dem eignen Blute genährt. Aber wie vorsichtig sollte man doch in solchen Fällen mit der Anklage auf undankbares Wesen sein! Man streitet um seine Ansichten erfahrungsmäßig oft am heftigsten gerade mit Menschen, denen man sich am nächsten verbunden wissen möchte. Hier glaubt man sich der Fesseln entbinden zu dürfen, welche gewöhnliche Höflichkeit anlegt. Hier meint man die offenste Sprache führen, die geheimsten Gedanken offenbaren zu dürfen. Ich brauche hier nicht zu entscheiden, ob das immer recht und gut ist. Aber wer in solchem Falle ein Urteil über Dank oder Undank fällen will, der wird diese schwerwiegenden „mildernden Umstände“ nicht außer Acht lassen dürfen. Tief unter der Oberfläche liegt das wahre Dankgefühl in der Gesinnung verborgen. Wer den Kern außerhalb der Schale sucht, der kann ihn freilich niemals finden. Und wie endlich will denn Liebe wirken? bindend oder befreiend? Wenn sie aber befreiend wirkte, kann sie sich dann über Undank beklagen, wenn die Freiheit nun auch ihre eignen Wege wandelt? Man entschuldige eine gar zu naheliegende politische Anspielung: Rußland und Bulgarien!

Aber ich fürchte, ich habe schon zu lange gegen ein harmloses Sprichwort die Feder geführt. Darum nur noch eins zum Schluß: Fröhlicher lebt es sich gewiß und thatkräftiger wirkt es sich auch, wo man ohne diese „Wahrheit“ durchzukommen sucht. Und es giebt in unsrer lieben deutschen Sprache der Weisheitssprüche so viele und so schöne, daß es vielleicht möglich erscheinen dürfte, sein Leben ohne oder doch mit möglichst beschränkter Anwendung dieses einen zu führen. S E

Der tiefe Graben zwischen alter und moderner Theologie

Offener Brief an Herrn Geh. Kirchenrat Professor D. Delitzsch in Leipzig

Hochverehrter Herr Doktor

Sie haben mein Versprechen, daß ich mich an diesem Orte mit dem Vortrage auseinandersetzen will, den Sie unter dem Titel „Der tiefe Graben zwischen alter und moderner Theologie“ jüngst vor den vereinigten erzgebirgischen Konferenzen gehalten und nunmehr in Druck gegeben haben.*) Indem ich mich anschicke es einzulösen, finde ich keine andre Form als die, mich mit meinen bescheidenen Bedenken an Sie persönlich zu wenden. Wollen Sie diese Zeilen freundlich hinnehmen als ein Zeichen besondrer persönlicher Hochachtung und Verehrung, als die Aeußerung eines, der nicht darauf verzichten mag, mit Ihnen auf gleichem Glaubensgrunde zu stehen. Insbesondre wollen Sie nicht erwarten, daß ich im Namen irgend einer theologischen Schule oder kirchlichen Partei rede; denn dies Blatt hat keine eigne Theologie, es umfaßt vielmehr eine Schar von Mitarbeitern mannigfaltigster theologischer Ueberzeugung, die sich allerdings durch eine gemeinsame praktische Auffassung des Christentums und der vom Christentum in diesen Zeitläuften unter unserm Volke zu lösenden Aufgaben verbunden wissen.

Wenn es Ihnen, hochverehrter Herr Doktor, nur darum zu thun wäre, eine wissenschaftliche Grenzscheide innerhalb der gelehrten theologischen Arbeit, einen Schulgegensatz aufzuweisen, würde ich mich an diesem Orte nicht näher damit befassen können. Aber ohne Zweifel meinen Sie es sehr praktisch, wenn Sie den

*) Der tiefe Graben zwischen alter und moderner Theologie. Ein Bekenntnis von Franz Delitzsch, Leipzig, Zentralbureau der Instituta Judaica. 16 S.

tiefen Graben bloßlegen wollen, der die moderne Theologie von der alten, der Ihrigen scheidet. Sie sehen da keinen Unterschied gelehrter Schulmeinungen nur, sondern vielmehr einen Unterschied der Weltanschauungen, und finden, daß den Modernen jenseits des Grabens das Eine fehlt, was Sie um Ihres Glaubens und ewigen Heils willen nicht fahren lassen können. Die christliche Wahrheit auf der einen, ihre Verleugnung auf der andern Seite, so meinen Sie es und bezeugen:

Zwischen alter und moderner Theologie liegt ein tiefer Graben, den jene überspringen müßte, um es dieser zu Dank zu machen, und den sie nicht überspringen kann, ohne sich der Sünde zu nähern, für die es keine Vergebung giebt weder in dieser noch in der zukünftigen Welt.

Steht es so, dann werden Sie Ihrem Vortrage solche Leser wünschen, die daraus für sich eine Gewissensfrage entnehmen: Auf welcher Seite des Grabens stehst du? Diese Frage hat mich von dem Augenblick an, wo ich Ihr Büchlein in die Hand nahm, lebhaft beschäftigt. Mit innerster Spannung sah ich dem entgegen, wo Sie den tiefen Graben ziehen oder vielmehr den schon vorhandenen tiefen Graben aufdecken würden.

Ich gestehe, daß ich nicht darauf gefaßt war, den Dualismus von Natur und Gnade als den Einen notwendigen Besitz preisen zu hören, den die alte Theologie vor der modernen voraus hat. Aber es war mir sehr beruhigend. Denn hier wußte ich gleich, daß ich mich diesseits des Grabens befand. Und zwar in Gesellschaft der meisten modernen Theologen.

Freilich ist es eine andre Formel, worin unsre heutige Theologie sich schneller einigen wird: Sünde und Gnade. Ich möchte geradezu behaupten, daß das Einigungsband, welches alle im Dienste der Kirche arbeitende Theologen trotz ihren reichlichen dogmatischen Differenzen verbindet, die Erkenntnis und Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden ist. Und zwar Rechtfertigung des Sünders, des von Natur sündhaften Menschen, der nicht aus eigner Kraft und Vernunft an Jesum Christum glauben oder zu ihm kommen kann, durch die freie Gnade unsers Vaters im Himmel. Diesen Grundgedanken unsers reformatorischen Bekenntnisses finde ich bis tief in die Reihen einer vornehmlich kritisch, skeptisch oder spekulativ gerichteten Theologie lebendig. Und wenn hiernach der tiefe Graben gezogen werden sollte, würden Sie, hochverehrter Herr Doktor, ohne Zweifel eine Menge Leute auf Ihrer Grabenseite haben, die Sie jetzt drüben zu sehen meinen.

Wollten Sie also bei dem Stichwort Natur und Gnade unter Natur die sündige Menschennatur verstehen, so behaupte ich, daß es nur ein kleiner, auf die theologische Arbeit unsrer Tage so gut wie einflußloser Kreis von Männern ist, welcher verkennt, daß die uns angeborene Natur eine von Gott losgerissene und bis in die geheimsten Falten von sündlichen Mängeln und Trieben durchdrungene ist, so daß wir uns vor dem heiligen Gott anklagen müssen, seine Strafe zeitlich und ewig wohl verdient zu haben, und um so dankbarer den Ratschluß der göttlichen Liebe preisen, welcher uns ermöglicht hat, durch den Glauben an Christus, der als der Gekreuzigte und Auferstandene uns Vergebung der Sünden und einen neuen Lebensanfang erwirkt hat, aus verdammniswürdigen Sündern Geliebte Gottes zu werden.

Ich behaupte das, trotzdem ich die großen dogmatischen Gegensätze, welche hinsichtlich der Lehre von der Erbsünde, von Christus, von der Versöhnung innerhalb unsrer Theologie bestehen, sehr wohl kenne. Diese vorhandenen Meinungsverschiedenheiten geben m. E. kein Recht, den in der modernen Theologie dennoch weithin lebendigen evangelischen Rechtfertigungsgedanken gering zu schätzen und ihr zu sagen, sie gehe von Vorurteilen aus, welche es ihr unmöglich machen, das von einem Paulus oder Luther Erlebte nachzuerleben.

Es ist überhaupt eine mißliche Sache, am Gegner Vorurteile aufzuspüren, und für ihn daraus Konsequenzen zu ziehen, die zu ziehen ihm selbst gar nicht einfällt. So, wenn Sie an einer andern Stelle „der modernen theologischen Schule“ eine Art Glauben an die Auferstehung Christi zwar zugestehen, aber fortfahren: „Die Konsequenz fordert, daß er erlösche.“ Gesetzt, Ihre Charakteristik der modernen Schule träfe zu — was ich im Namen vieler gerade aus unserm Kreise beanstande — ist es christlich, solche Konsequenzen zu erzwingen? Denn wie, wenn vielleicht gerade an meiner Inkonsequenz mein Friede und meine Seligkeit hinge? Wenn an meinem Fehlschluß die Nachsätze das Wahre und die Vordersätze das Falsche wären? Wahrlich ein schlechter Dienst, wenn mich da ein Christ, der geförderter ist als ich, zur „Konsequenz“ nötigen wollte.

Aber ich bin dem noch nicht voll gerecht geworden, was der Dualismus von Natur und Gnade für Sie bedeutet. Sie denken dabei nicht nur an die sündige Menschennatur, sondern vor allem an die Natur der Schöpfung und an das Wunder. Und hier werden allerdings viele Theologen mit mir den schroffen Gegensatz nicht billigen und annehmen können, den Sie zwischen der geschaffenen Naturwelt und der Gnadenwelt unsers Gottes feststellen. Hier scheint mir allerdings diejenige Anschauung mehr Recht zu haben, die trotz dem lebendigen Wissen um den Unterschied zwischen dem Reiche der Gnade und der Natur es für religiöse Pflicht hält, beide Gebiete als Einen Bereich göttlichen Gnadenwirkens zusammenzunehmen, die da weiß, daß Himmel und Erde samt allen ihren Kräften ununterbrochen und in jeder ihrer noch so natürlichen Veränderungen dem Gnadenwillen des Gottes dient, bei dem kein Ding unmöglich ist.

Denn auch Feuerflamm und Wind
Boten seines Willens sind,
Und kanns nur ein Wunder wenden,
Auch ein Wunder kann er senden.

Diese Anschauung verträgt sich sehr wohl mit dem „Dualismus,“ den Sie vertreten, und viele meiner nächsten Freunde finden sich darin mit Ihnen zusammen; aber sie ist doch auch da möglich, wo man es ablehnt, von Glaubens wegen sich mit physisch-metaphysischen Erwägungen zu befassen, ja selbst dort, wo man sich Gewissens halber genötigt glaubt, in dem von Ihnen bekämpften Sinne „monistisch“ zu denken. Warum wollen Sie die Erfahrung der wunderbaren Gnadenhilfe Gottes durchaus und immer an Durchbrechungen, Aufhebungen der göttlichen Schöpfungsordnungen gebunden wissen? Warum es anderen verwehren, sich zu wundern über Gottes Güte und Treue, auch wenn es dabei in ihren Augen recht natürlich zugeht? Warum den tiefen Graben ziehen an einer Stelle, an welcher dem modernen Menschen allerdings das Vorwärtskommen zum rechten Gottesfrieden besonders schwer wird, über die doch aber nichts besser hinweghilft, als eine wahrhaft religiöse, nicht von steter Reflexion auf „Naturgesetze“ und ihre Durchbrechung bestimmte Lehre vom Wunder? Ich begreife vollkommen und teile Ihren Widerwillen gegen jene sich so weise dünkende Theologie, deren erster Satz lautet: „Es giebt keine Wunder.“ Aber ist das die Sprache der gesamten Theologie, die Sie unter dem gemeinsamen Namen der „modernen“ begreifen? Ich darf hier des näheren auf das hinweisen, was in Nr. 8 und 9 d. Bl. über den Wunderglauben gesagt worden ist, und Sie fragen: Stehen wir mit solchen Anschauungen diesseits oder jenseits Ihres Grabens? Sind wir mit solchen Anschauungen keine evangelischen Theologen mehr und keine rechten Jünger Jesu Christi?

Kurz, es ist mir beim Lesen Ihrer Ausführungen nicht einen Augenblick zweifelhaft geworden, daß ich auf der Seite des Grabens zu Hause bin, auf welcher die gläubige christliche Theologie aller Zeiten sich befindet. Aber weil ich nun doch Unterschiede der theologischen Denkweise zwischen Ihnen und mir fortwährend sah, oder besser, fühlte, fragte ich mich, ob es denn überhaupt ein angängiges Unternehmen sei, zwischen alter und moderner Theologie solch tiefen Graben zu ziehen?

Daß es evangelische Theologen giebt, welche mit ihrer Lehre jenseits dessen stehen, was christlich und evangelisch ist, kann ich nicht leugnen. Ich las eben in diesen Tagen einen Aufsatz Benders, den jüngst die Preußischen Jahrbücher gebracht haben, „ohne sich jedoch nach irgend einer Richtung hin seine Ausführungen anzueignen“, betitelt: Der Kampf um die Seligkeit. Ich bin erschrocken über die gänzliche Leere, zu welcher dieser begabte Mann herabgesunken ist, der einst auch auf einem theologischen Katheder stand. Kaum je sind so flache Erwägungen der christlichen Gemeinde (denn der Aufsatz beruht auf einem in Bremen und Hamburg gehaltenen Vortrage!) als neue Erkenntnis vom Wesen der Religion geboten worden. Ich sehe da nicht bloß einen tiefen Graben, ich sehe eine Kluft sich aufthun. Also das soll von mir nicht geleugnet werden: es giebt hier Scheidungen ernstester Art.

Aber ich glaube beobachtet zu haben, daß viele Theologen den tiefen Graben eben an der Stelle zu ziehen pflegen, wo ihre eigne Abweichung von der kirchlichen Tradition ein Ende hat. So weit entfernten sie sich, und nun soll niemand sich weiter entfernen. Ich meine aber, es ist keine Aufgabe für den evangelischen Theologen unsrer Tage, Gräben zu ziehen, damit andre drüben stehen, sondern vielmehr, den andern über die Gräben herüberzuhelfen, welche sie von der christlichen Gemeinde trennen. Unsre Alten vermochten kein Bekenntnis, keine theologische Überzeugung auszusprechen, ohne ihr reiicimus und damnamus über die Andersmeinenden zu rufen. Wir Heutigen haben die Lebendigkeit und Gewißheit unsrer Überzeugung anders bewähren gelernt: als Theologen durch wissenschaftliche Arbeit, als Christen durch eifrige Bethätigung christlichen Geistes und Glaubens auf all den unübersehbaren Gebieten, die unsre Kraft fordern.

Ihre Absicht, hochverehrter Herr Doktor, war, Sie sprechen es aus, „keine polemische". Aber wenn Sie fortfahren:

Ich wollte so objektiv als möglich den tiefen Riß konstatiren, welcher die Theologie der Gegenwart und überhaupt die in Berührung mit Philosophie und Naturwissenschaft gekommene denkende Menschheit in zwei Lager scheidet. Eine Ausgleichung dieses Zwiespaltes ist unmöglich. Man muß entweder dem einen Lager oder dem andern angehören —

so wird es geradezu Pflicht, vor der christlichen Gemeinde zu bezeugen, daß Sie die Scheidelinie zwischen den zwei Lagern nicht richtig ziehen. Ich wiederholte es mit ganzer Freudigkeit und Gewißheit vor allen Mitarbeitern dieses Blattes, wie verschieden ihre Theologie sein mag, daß sie das „Gerecht und selig aus Gnaden allein" wie Paulus und Luther von Herzen bekennen, und von der gesamten modernen Theologie, daß sie trotz tiefgehenden inneren Spaltungen gerade darin heute noch ihr Einheitsband findet. Denn ihre Stellung zur kirchlichen Tradition ist allerdings eine sehr verschiedene. Aber vielleicht ist oft mehr Glaube vorhanden, wo man allen Erwägungen der modernen Kritik zugänglich ist und dennoch seines Gottes und Heilands gewiß bleibt, als wo man jener mißtraut in der Besorgnis, durch sie unversehens um seinen Frieden zu kommen. Die Tradition als solche ist innerhalb des Protestantismus nicht heilig. Und wenn Christus seinen Jüngern verheißt, daß ihr Glaube Berge versetzen wird: — sollte sich diese Verheißung nicht auch erfüllen an Bergen der Tradition?

Sie selbst haben oftmals bewiesen, daß Sie Überlieferungen, an denen die Pietät andrer mit Ihnen im Gegensatz gegen den Rationalismus groß gewordener Theologen festhielt, aufzugeben im Stande waren, weil der Sinn für die einfache thatsächliche Wahrheit Sie dazu zwang. Auch in Ihrem Vortrage üben Sie nicht die bequeme Kunst, die Modernen einfach mit dem Hinweis auf Bekenntnis und Kirchenlehre rechtlos zu machen. Ja Sie haben sogar darin ein Wort gesagt, das ich für meine Freunde und mich, wie für die Arbeit moderner Theologen überhaupt ganz in Anspruch nehme:

Himmel und Erde sind vergänglich, denn sie werden vergehen; aber sie sind auch unvergänglich, denn sie werden aus ihrem Vergehen als neuer Himmel und neue Erde hervorgehen. Das kirchliche Credo ist wandelbar, denn die Erkenntnis, die sich darin ausgeprägt, hat von Zeit zu Zeit eine Schmelze zu bestehen; aber es ist auch unwandelbar, denn es giebt eine feuerbeständige Wahrheit, welche durch alle Wandlungen menschlichen Erkennens in immer reinerem und intensiverem Sonnenschein von neuem hindurchbricht. Ebendeshalb aber ist die Selbstbehauptung und der Fortschritt der Kirche dadurch bedingt, daß sie sich der Wahrheitselemente in dem Umsturz des bisher Giltigen bemächtige und sie mit der ihr durch höhere als wissenschaftliche Autorität besiegelten Wahrheit verschmelze.

Gewiß, keine Theologie ist unfehlbar, keine Schule unvergänglich. Jedes System in der Theologie, jede Geistesströmung in der Kirche lebt, kämpft, siegt so lange, bis was echt und bleibend ist an ihr, sich durchgesetzt hat und Gemeingut geworden ist. Auch uns Jüngeren wird es einst gehen wie Ihnen, Herr Doktor. Sie gedenken in wehmütiger Erinnerung an jene „großartige Verjüngung der kirchlichen Theologie," die Sie miterleben und mittragen durften, bekennen sich noch immer gebunden und gewurzelt an den „Wunderboden jener ersten Liebe," welche Sie mit Lehmann, Zöpffel, Ferdinand Walther, Bünger und Bürger durchlebt haben. Ist denn jenes Geisteswehen vergebens gewesen? Stehen wir nicht auf unsrer Väter Schultern? Und was Sie selbst, hochverehrter Herr, lehrend und schreibend der Kirche haben sein können und noch sind, — das weiß auch die junge Welt, weiß es zum Teil besser als die, für deren theologisches Denken die Besiegung des Rationalismus im ersten Drittel unsers Jahrhunderts" das letzte kirchengeschichtliche Ereignis ist. Jene Männer, die Sie nennen, kennen wir freilich nicht; jene Führungen Gottes, die Sie preisen, haben wir nicht mit erfahren. Gott hat uns anders geführt, — aber doch auch gnädig! Doch auch stark und sicher! Und wenn ich Ihnen sage, daß auch wir nichts wissen wollen von der „Theologia gloriae [‚der Ruhmestheologie'], die ihre Ehre darin sucht, daß sie sich selber höchste Autorität ist," sondern allein haben und predigen wollen — auch in diesem Blatte — „die Theologia crucis [‚die Kreuzestheologie'], welcher die göttliche Thorheit für weiser gilt, denn die Menschen sind," — so weiß ich, Sie freuen sich darüber und bauen uns über den tiefen Graben doch noch eine Brücke, damit wir als Jünger Eines Herrn bei einander wohnen und mit einander arbeiten können!

So wollen Sie mir auch vergeben, was ich in diesem Briefe unschicklich geredet haben sollte, und sich versichert halten der aufrichtigen Hochachtung und Verehrung, mit der ich bin und bleibe, Herr Doktor,

Euer Hochwürden

ganz ergebener

R

Marienkultus auf Capri

Auf der Piazza des Städtleins Capri flattern rings bunte Fähnlein, und eine festlich gekleidete Menschenmenge wartet unter munterem Geplauder der kommenden Dinge. Die Fischer schmücken sich mit roter Schärpe; am meisten aber fällt die Tracht der Frauen ins Auge, die schneeweiße mit Spitzen geränderte Jacke, darüber ein buntseidnes Tüchlein, dazu an den Fingern, im Ohr und womöglich um den Hals viel Goldzier. Auffallend, aber erklärlich ist die geringe Zahl der zur festlichen Prozession erschienenen Männer. Eine große Zahl nämlich ist stets weit von der Heimatinsel entfernt, um durch zeitweiligen Aufenthalt in Südamerika etwas zu erwerben, dann aber zur lieben Inselheimat, sowie zu Weib und Kind daselbst zurückzukehren. Auf der Piazza finden wir heute auch alle auf der Insel sich aufhaltenden Fremden und vernehmen an allen Enden die deutsche Sprache. Es giebt Monate im Jahreslauf, in denen ein nach Capri kommender Fremdling meinen könnte, Capri habe sich in eine deutsche Insel verwandelt, so sehr überwiegt dann in der Zahl der Fremden, die zeitweilig in Scharen wie die Wachteln kommen, das deutsche Element, welches den Einwohnern dieser wunderbar schönen Insel das liebste ist. Deshalb sehen wir heute, am 15. August, dem großen Festtage der Madonna assunta, auch eine große deutsche Fahne wehen.

Hinter Ischia drüben im Westen ist die glühende Sonne in der „heiligen Salzflut" verschwunden; das Farbenwunder eines sommerlichen südlichen Sonnenunterganges entfaltet seine unsagbare Pracht, — da beginnen im Glockenturme die sacri bronzi ihr Geläute, das Zeichen des nahenden Höhepunktes der Festfeier. Auf der Piazza beginnt das Rasseln der Trommeln, und unter den Klängen eines heitern Marsches ziehen die Musikanten in die Kirche, zu deren Haupteingang einige Stufen von der Piazza hinaufführen. Die Prozession soll beginnen.

Eins der größten Feste ist dasjenige des 15. August, vom Volke kurzweg als Madonna del mezz' Agosto (vom halben August) bezeichnet. Es geht, wie überall, so auch auf Capri, eine Vorbereitung von acht Tagen voraus. Ein Woche vorher wurde auf der Piazza die Festfahne unter dem Donner platzender Papierbomben befestigt und um dieselbe Zeit eine Statue der Madonna in der Kirche auf den von einem blauweißen (die Madonnenfarben) Baldachin überwölbten Thron gestellt. Man hatte der Madonna ein gesticktes Prachtkleid angezogen, ihr weiße Lilien in die Hand gegeben, eine vergoldete Krone aufs Haupt gesetzt, und so schaute sie — allzu steif in ihrer Haltung —

auf die täglich zur Vesperzeit zahlreich Versammelten nieder. — In der Kirche von Capri (bis ins vorige Jahrhundert Bischofssitz) wundert man sich über zweierlei. Zuerst über den großen Raum der dreischiffigen, stattlichen Pfeiler-Basilika, einen Raum, der mit der Kleinheit des Städtchens in keinem Verhältnisse steht; dann aber noch mehr darüber, daß derjenige gänzlich vergessen zu sein scheint, dessen Namen diese Kirche trägt: sie ist nämlich dem St. Stephanus geweiht. Den wesentlichen Teil des in derselben geübten Kultus hat die Madonna inne. St. Stephanus ist auf der Insel ein unbekannter Heiliger; Mittelpunkt der anbetenden Verehrung ist hier, wie auch sonst im Süden, die Madonna sicher fortschreitend geworden, hierin der Isis zu vergleichen, welche zur römischen Kaiserzeit Millionen Herzen sich unterwarf und vor allen Dingen den größten Teil der weiblichen Bevölkerung des römischen Reiches an ihren Triumphwagen fesselte.

In der Vorbereitungswoche (die Kirchensprache sagt L'Octaviario) hörten nach der Vesper die Anwesenden jeden Abend eine Predigt, oder sagen wir lieber einen „Discorso". Wir hörten drei dieser Vorträge und kamen bei einem derselben in Versuchung, an gelehrte Studien des im übrigen recht langweilenden Redners zu glauben. Seine Rede erinnerte nämlich in Ausdrücken und Wendungen an eine Predigt, welche von einem Diakonus Proklus vor etwa 1400 Jahren in Konstantinopel gehalten wurde. Besagter Proklus nennt Maria „die Brücke zwischen Gott und den Menschen", „den Webstuhl der Menschwerdung" und spricht von ihr in allen möglichen und unmöglichen Bildern. Dieselben Bilder brauchte unser Caprenser Redner. Woher hatte er diese Ausdrücke? Hatte er die Predigt des Proklus gelesen? Das Rätsel löst sich leicht, wenn man die Sintflut der mundgerechten homiletischen Litteratur des Südens kennt, die keinen Festredner jemals in Verlegenheit läßt, ihm vielmehr für alle Fälle haufenweise Reden bietet, welche thatsächlich meist auswendig gelernt und dann gehalten werden. Der Laienwelt ist dieser Litteraturzweig (in den meisten Fällen die Litteratur überhaupt) unbekannt; die Gebildeten kümmern sich um religiöse Litteratur selbst dann nicht, wenn sie der Kirche eifrig und herzlich zugethan sind. Außer dem Gebetbuch kennt selbst die hochstehende Frau keine religiöse Schrift. Und die Niedern? Da fehlt meist auch das Gebetbuch, weil die Kunst des Lesens mangelt! — In einer zweiten Rede wußte der Redner die weiblichen Hörer zu rühren. Er schilderte die Freuden des Paradieses, wo Maria, die dolcissima madre, Königin ist.

Stellt euch vor, daß ihr in dies Paradies eintretet! — Viele von euch haben Ehemänner, Verlobte, Brüder in Amerika. Nun denke dir, dein Mann, dein Verlobter kehrt nach Capri zurück; du weißt, heute kommt er! Nicht wahr, du eilst ihm entgegen, du reichst ihm die Hand, du fällst ihm um den Hals! [Viele Frauen weinten laut.] So wird es dann sein, wenn du ins Paradies kommst. Alle Heiligen kommen Dir entgegen an der Pforte. Da schaust du das holde Lächeln der dolcissima Madre Maria: sie kennt dich, sie liebt dich, sie zieht dich an ihr Herz! O seliger Augenblick, o Wonne der Wonnen! — [Der Redner wandte sich begeistert an die Statue der Maria; alle Hörer knieten nieder:] O Mutter! Zu Deinen Füßen liegen Deine Kinder, nimm uns in Deine Arme, zieh uns an Dein Herz, laß uns entschlafen unter Deinem Kuß, damit wir dann erwachen an Deinem Herzen!

Eine dritte Predigt hörten wir bei der Vesper des 15. August, also am Festtage selbst. Der Kanzelredner behandelte die Sage von der Himmelfahrt Mariä, durch fromme Maler vor vierhundert Jahren oft dargestellt. Maria ist gestorben, sie liegt im Sarge, alle Apostel umstehen denselben; da plötzlich sehen sie ihn leer: der Leichnam also war in den Himmel aufgenommen. Diese im sechsten Jahrhundert entstandene Legende bezeichnete Redner als historische Thatsache, und zwar 1) aus biblischen Gründen: Maria sei die immacolata, also gehöre ihr Leib in den Himmel; 2) aus Gründen der Tradition, welche zu allen Zeiten, ohne Widerspruch, unverändert die Himmelfahrt der reinen Gottesmutter angenommen habe; 3) aus moralischen Gründen. In einer Zeit, wo der Materialismus herrsche, sei es notwendig den Menschen auf das Übersinnliche zu weisen, und dies geschehe heute am Fest der Maria assunta.

Ein großer Teil der Hörer bestand allabendlich aus jungen Mädchen, den sogenanten Töchtern der Maria. Es ist dies ein nicht allein auf Capri (aber doch vorzugsweise hier) bestehender, unter priesterlicher Aufsicht und Leitung stehender Verein, der seine Mitglieder fest an das kirchliche Leben bindet und den tugendhaften Wandel derselben fördern und festigen will. Die Mitglieder tragen in der Kirche, wie überhaupt an allen Festtagen ein Abzeichen, bestehend in zwei farbigen Bändern, die einander auf der Brust und dem Rücken kreuzen. Dazu tragen sie eine kupferne Medaille, die auf der einen Seite die Madonna, auf der andern die Worte zeigt: Jo sono figlia di Maria. Schon mit sechs Jahren kann ein Mädchen in den Verein eintreten und dann im Laufe der Zeit, je nach seinem Betragen, vier Grade ersteigen, welche durch verschiedene Farbe obgenannter Bänder angezeigt werden. Bei Eingehung eines Dienstverhältnisses oder noch mehr zur Erlangung eines Ehemannes dient der höhere Grad, das rote Band, als beste Empfehlung. In der obgenannten Kirche fanden wir unter Glas und Rahmen die Namen der Figlie di Maria; es waren ihrer genau zweihundert, eine für Capri große Zahl.

Also die Prozession begann. Voran trug ein stattlicher Marinajo die schwere Standarte des Städtchens, hoch oben an der Stange dessen Wappen, eine Kugel mit einem Schifflein darauf. Es folgten zahlreiche Bürger von Capri, meist alte Leute; denn die jüngern sind, wie bemerkt, fast alle fern. Eine zweite Standarte wurde getragen von einer etwa zwanzigjährigen Figlia di Maria; hinter ihr sah man zwölf kleine, drei- bis vierjährige weißgekleidete Mädchen, jede einen Rosenkranz im Haar, und dann alle etwa zweihundert Töchter der Maria, sämtlich in schneeweißem Kleide, das Haupt umwallt von einem die halbe Gestalt bedeckenden blauen Schleier, jede also wie eine Braut geschmückt, alle mit Kerzen in der Hand. Darauf folgte ein Kruzifix und hinter demselben etwa vierundzwanzig Knaben im Alter von vier bis acht Jahren, jeder im langen weißen Gewande, dieses mit roter Schärpe zusammengehalten, um den Hals eine goldgelbe Litze und daran eine große Medaille mit dem Bilde des St. Luigi Gonzago, der weit und breit als Schutzheiliger der Jugend, speziell auch der Seminarzöglinge angesehen wird. Die vierundzwanzig Knaben waren also unter die besondre Protektion jenes Jesuitenjünglings St. Luigi gestellt. Wer viele liebliche Kinder bei einander sehen möchte, der muß nach Capri kommen und eine Prozession wie die obige mit anschauen. Sueton in seinen Biographien römischer Kaiser erzählt vom Kaiser Augustus, daß er Capri sehr lieb gehabt und bei seinem wiederholten längern Aufenthalt daselbst oft die kleinen Kinder der Einwohner geherzt habe. Dieser Zug aus dem Leben des Kaisers muß einem jeden lebendig vor die Seele treten, der auf Capri die so auffallende Anmut der kleinen Kinder schaute. — Langsam und andächtig zogen die Figlie di Maria vorüber, und bald zeigte sich ein neues Bild: die Kongregation (oder Confraternità) des St. Filippo Neri, des bekannten römischen Heiligen, den Goethe in seinen Briefen aus Rom seinen Lieblingsheiligen nennt. Langes weißes Gewand mit schwarzem Schultermäntelchen, vorn eine große Medaille mit dem Bilde des Santo, den diese Brüderschaft als ihren Schutzpatron betrachtet. Wer die Geschichte der im ganzen Süden, in Stadt und Land, vorhandenen Begräbnisbrüderschaften darstellen wollte, würde auf das hellenisch-römische Heidentum zurückgehen müssen. Die Geschichte Neapels kennt zur Hellenenzeit zwölf Namen solcher Begräbnisvereine, deren jeder seinen eignen Schutzpatron hatte, genau so wie heute, wo Neapel über zweihundert Brüderschaften besitzt, deren jede ihren Mitgliedern gegen Monatsbeitrag ein pomphaftes, glänzendes Leichenbegängnis sichert, wobei die „Brüder" in ihrer Tracht (auch das Haupt verhüllt) den Bruder begleiten.

Hierauf der Klerus, und endlich — — rings tönt der Ruf: Ecco la Madonna! Krachen, Donnern, Blitzen: Pulverdampf umhüllt die Piazza, und durch Pulverdampf zieht sie hindurch, die Regina coeli im wallenden Prachtgewande; rings herum aber stürzt alles auf die Knie.

Den Schluß des Zuges bildete die Musik mit Trommelwirbel und Pfeifenklang, mit Posaunen und Trompeten. Sie spielte ein Neapolitanisches Volkslied, welches die Gassenbuben auf der Straße zu pfeifen pflegen. Die Prozession schritt eine Strecke auf dem Fahrwege weiter, dem einzigen, welchen diese Felseninsel besitzt, und viel Volks, die Litanei singend, folgte nach.

Freilich war es ein farbenprächtiges Bild im Verein mit der großartigen Natur rings umher. Vor uns die steilen Wände des Monte Solaro, rechts das tief zum Meer sich neigende, von Weinranken beschattete Thal, dort das Meer und der farbenglühende Abendhimmel, in der Ferne die von leichtem Duft umhüllte Küste des Festlandes, hochragend der Vesuv, der von Capri aus gesehen auf dem Meer zu schwimmen scheint.

Die Prozession kehrte um, wiederum ward die Madonna mit Pulverdampf begrüßt; wiederum beugte man vor ihr die Knie, bis endlich sich alles in die Kirche zurückgezogen hatte.

Bis vor 1874 Jahren weilte Tiberius einsam auf Capri. Die Einwohner kennen ihn; Volkstradition erzählt grausame Dinge von ihm; das stärkste Schimpfwort heißt: Du Timberio! Dennoch aber heißt die Hauptstraße des Städtleins Capri: Corso di Tiberio. — Wenn Tiberius wiederkehrte und eine Prozession sähe, wie obige, oder auch das nächtliche Fest, welches die Capresen am Geburtstage der Madonna (8. September) bei den Ruinen der Tiberiusvilla feiern, so würde dem Kaiser solcher Kultus nicht fremdartig erscheinen. T

Verschiedenes.

(Die Berufung Professor Harnacks nach Berlin) ist von der politischen Tagespresse in einer Weise ausgebeutet worden, welche der wirklichen Bedeutung des Ereignisses schwerlich entspricht. Wenn liberale Blätter daraus weitgehende Schlüsse auf das Regierungssystem der neuen Aera zogen, so sind das Ansichten, über die wir an diesem Orte uns nicht auszusprechen haben; jedoch so viel wir sehen, hat das preußische Staatsministerium wesentlich nur die Frage beschäftigt, — ob Marburg eine preußische Universität sei! Eine Frage, die uns ebensowenig politisch interessant schien, wie ihre Beantwortung unzweifelhaft war. Wenn aber liberale Blätter dem Professor Harnack mit allem Nachdruck seinen „unbedingt positiv gläubigen Standpunkt" und seine „streng kirchliche Gesinnung" nachrühmen, so reden sie damit zwar viel mehr die Wahrheit, als sie selbst wähnen; aber seltsam genug macht sich solch Zeugnis aus solchem Munde. Wie oft mag der Betroffene die Wahrheit des Wortes empfunden haben: „Gott schütze mich vor meinen Freunden!"

Je weniger wir uns also mit der Verarbeitung dieses „Sieges" in der liberalen Presse befreunden können, um so betrübender ist der Mangel an ruhiger Ueberlegung und sachlichem Verständnis auf konservativer „kirchlicher" Seite. Der Eifer, Recht und Wohl der evangelischen Kirche wahrzunehmen — wie gerne möchte man ihn loben! Aber welche Verkennung der Lage, wenn die Eine Stimme Mehrheit, womit der Oberkirchenrat zu Berlin sich gegen die Berufung ausgesprochen hatte, mit Ausschluß jeder anderweiten Erwägung als die Stimme „der Kirche" verkündigt wurde! Welche religiöse Gewähr hat man dann, daß der Geist unserer Kirche sich durch die knappe oberkirchenrätliche Mehrheit gewisser offenbart hat, als durch die oberkirchenrätliche Minderheit, die fast einstimmige Berliner Fakultät und den Kultusminister zusammen?*)

Inniger, als die Gegner der Berufung für möglich halten, beklagen wir den Gang der Sache. Wie wünschten wir von Herzen, daß unsre Kirchenbehörden freimütig und selbständig auch gegenüber Staatsministerien ihre Meinung sagen möchten, wo christliche Interessen gefährdet sind! Wie wären die Gelegenheiten dazu so reichlich vorhanden! Wie bittre Klagen hört man hin und her in den Gemeinden, daß unsre Kirchenbehörden zu sehr auch Staatsbehörden sind! Und nun findet sich einmal eine oberkirchenrätliche Mehrheit, welche das Interesse der Kirche gegenüber den Absichten des Kultusministers wahren zu müssen meint. Aber die Gelegenheit ist die denkbar ungünstigste, das Recht gerade in diesem Falle das denkbar zweifelhafteste!

Denn von alledem, was unter dem gemeinsamen Titel der kirchlichen Selbständigkeitsbestrebungen jetzt die Gemüter bewegt, ist die Beschränkung der Lehrfreiheit der evangelisch-theologischen Fakultäten dasjenige Stück, welches auch von gut kirchlicher und gläubiger Seite beanstandet wird. Wir verweisen in diesem Sinne auf unsern Artikel in Nummer 24. Das Recht jeder Kirche, die Erziehung ihrer Diener in der Hand zu behalten, welches ihr von niemandem bestritten werden sollte, kann innerhalb einer evangelischen Kirche nimmermehr durch Beschneidung der akademischen Lehr- und Hörfreiheit gewahrt werden (das hieße den Ast absägen, auf dem man sitzt); vielmehr ist, wenn der jetzige Studiengang wirklich nicht genügt, um tüchtige landeskirchliche Pastoren heranzubilden, auf Einführung seminaristischer Kurse nach dem Universitätsstudium oder ähnlicher Einrichtungen hinzustreben.

Zum andern befanden sich die Gegner der Berufung Harnacks darum in einer wahrlich wenig beneidenswerten Lage, weil die theologische Persönlichkeit Harnacks die Angriffsfläche nicht bot, welche man brauchte. Je fanatischer gewisse Blätter losfuhren, je schwärzer sie den Mann und seine Lehre malten, um „den Protest des christlichen und kirchlichen Gewissens" erheben zu können, desto mehr entfernten sie sich von der Wahrheit. Wenn es den Protest des christlichen und kirchlichen Gewissens gilt, werden wir, wills Gott, nicht fehlen. Von der Wirksamkeit Professor Harnacks in Berlin aber hoffen wir, daß sie seine aufrichtigen Widersacher beschämen und überwinden wird. R

(Sonntag im Manöver) Was wir in Nummer 38 über Sonntag und Sedantag im Manöver geschrieben haben, hat uns aus verschiedenen Teilen des Reichs kräftige Zustimmung eingebracht. Das Uebel wird überall schmerzlich empfunden; seine Beseitigung liegt ganz in der Hand der Herren Offiziere, insbesondre der Kompagniechefs.

Daß die nötige Schlagfertigkeit der Truppen mit ihrer Teilnahme an der christlichen Sonntagsfeier nicht vereinbar sei, wird hoffentlich kein Freund des gegenwärtigen Mißstandes mehr behaupten, nachdem Kaiser Wilhelm es mit den Kantonnementspflichten vereinbar gefunden hat, zu Müncheberg einen besondern Feldgottesdienst zu veranstalten. Und jene wenigen Offiziere, welche denn doch auch im Quartierort die Kirche besuchen und Mannschaften den Kirchenbesuch ermöglichen, ja sie vielleicht — was wir gar nicht verlangen — dazu kommandiren, werden schwerlich die minder fähigen, die auf die Kriegstüchtigkeit ihrer Soldaten minder eifersüchtigen sein. Was da möglich ist, beweist eine Manöverkorrespondenz des Blattes „Herrnhut" aus Herrnhut, worin es heißt:

„Einen ungewöhnlichen Anblick gewährte, zumal in den Predigten, in dieser Zeit unser Saal. Ein großer Teil der Zuhörerschaft bestand aus Soldaten. Wenn auch die meisten hineinkommandirt waren, so konnte man es ihnen doch anmerken, daß sie dem gesprochenen Wort mit Aufmerksamkeit zuhörten."*)

Mag die Rücksicht auf den in besonderm Maße geistlichen Charakter des Quartierorts Herrnhut den Herren Offizieren ihr Verhalten nahegelegt haben, so ist für uns doch auch damit der Beweis geführt, daß Teilnahme von Soldaten an der kirchlichen Sonntagsfeier sich mit den Pflichten und dem Zweck des Manövers verträgt. Und Herrnhut in allen Ehren müssen wir doch sagen: Was der Brüdergemeinde recht ist, ist der Landeskirche billig. R

*) Man vergleiche doch, was inzwischen in Württemberg geschehen ist. Das württembergische Konsistorium hat jüngst, als es sich um Berufung des Professors Stade aus Gießen nach Tübingen handelte, einstimmig dahin votirt, daß der streng kritische Standpunkt Stades, seine Verwandtschaft mit Wellhausen und Ritschl, als ein Hindernis ihn zu empfehlen nicht gelten könne, da sein kirchliches Interesse außer Frage stehe und in Tübingen von jeher die Vertreter der strengen Kritik neben andern gestanden haben, ohne daß die kirchliche Tüchtigkeit der württembergischen Geistlichen darunter Schaden gelitten habe. Wenn der württembergische Kultusminister gleichwohl aus hier nicht in Betracht kommenden Gründen einen andern berufen hat, so schwächt das die Bedeutung dieses einstimmigen Votums des Konsistoriums nicht ab. Die eine Stimme Mehrheit im Berliner Oberkirchenrat wiegt dieses Gesamtvotum weit auf.

*) Als eine des Weitererzählens werte Merkwürdigkeit entnehmen wir derselben Korrespondenz, „daß der Kapellmeister [des Grenadierregiments Nr. 100], Herr Ehrlich, zum Abschied im Namen der Mitglieder der Kapelle als ein kleines Zeichen der Erkenntlichkeit einen namhaften Beitrag zum Besten der Brüdermission überreichte."

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

An der evangelisch-reformirten **St. Stephani-Gemeinde in Bremen,** die im Laufe der Zeit einen im wesentlichen unirten Charakter angenommen hat, wird zu Ostern 1889 eine Pfarrstelle erledigt. Festes Gehalt 5400 Mark bei freier Wohnung und einigen Nebeneinnahmen. Von den Bewerbern wird gefordert, daß sie fest auf dem Boden des positiven Christentums stehen, und daß sie schon einige Jahre ein Pfarramt bekleidet haben. Meldungen nimmt der Unterzeichnete bis 1. November entgegen.

Namens des Kirchenvorstandes der St. Stephani-Gemeinde in Bremen:
Der verwaltende Bauherr
H. Storvesandt.

Dritte, durchgehends neu bearbeitete Auflage!
Biblisches Wörterbuch für das christliche Volk.
Herausgegeben v. H. Zeller.
Mit 7 Karten. 2 Bände (90 Bogen Lex. 8.) ℳ 10.—, in 2 soliden, Halbfranzbänden ℳ 12.—.
Ausführlichstes und anerkannt bestes Nachschlagebuch für Bibelfreunde.
H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Probenummern, Prospekte, Mitarbeiterverzeichnisse liefert die Verlagshandlung jederzeit unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sind noch erste Jahrgänge zu haben, gebunden (9 Mk.) oder ungebunden (6 Mk.), ebenso Einbanddecken zum ersten Jahrgang (1,60 Mk.)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 42 **Leipzig, den 14. Oktober** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 13 — Ist der Altkatholizismus eine evangelisch-reformatorische Bewegung? — Die Evangelische Allianz — Der Retter in der Not. Erzählung aus dem Leben eines Gustav-Adolf-Mannes — Verschiedenes: Rheinisches; Deutsche Lehrer-Zeitung; Kirchengesangstag — Berichtigung

Der Brief des Paulus an die Philipper

13. Kapitel 3, 4—11

Wiewohl ich selbst auch besitze, was Fleischesverlaß gewährt. Wenn irgend ein andrer sich auf Fleisch verlassen zu können glaubt — ich kann es noch mehr: beschnitten am achten Tage, aus Israels Geschlecht, aus Benjamins Stamm, ein Hebräer von Hebräern, in Bezug aufs Gesetz ein Pharisäer, in Bezug auf den Eifer ein Verfolger der Gemeinde, in Bezug auf die im Gesetz gegebene Gerechtigkeit tadellos bestanden. Was mir da Gewinn war, das habe ich als Schaden geachtet von Christi wegen. Aber nun acht' ich auch alles als Schaden von wegen des Ueberragenden der Erkenntnis Christi Jesu meines Herrn, um deswillen ich das alles verloren habe. Ja ich acht' es als Unrat, damit ich Christus gewinne und in ihm erfunden werde, der ich nicht meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetze, sondern die durch Christusglauben besitze, die Gerechtigkeit aus Gott auf Grund des Glaubens; um ihn zu erkennen, die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, der ich gleichgestaltet werde seinem Tode, auf daß ich gelangen möchte zu der Auferstehung von den Toten. —

Durch judaistische Eindringlinge, die seine Gemeinde zur Annahme des Judentums verführen wollten, hatte Paulus sich genötigt gesehen, die große Streitfrage der Zeit, das Verhältnis des Christentums zum Judentum, auch vor seinen Philippern gegen seine geschwornen Feinde auszufechten. Seine Position ihnen gegenüber ist: wir Christen sind die echten Juden, die wir Gott nahen in seinem Geiste und uns rühmen in Jesus Christus und nicht verlassen auf Fleisch. Man konnte ihm nun dabei immer noch einwenden, das schließe doch nicht aus, daß man an den Ordnungen und Vorschriften des Judentums festhalte. Und wie seine Gegner stets, damit wider ihren Willen dem Apostel ein Ehrenzeugnis für die Macht seiner Persönlichkeit ausstellend, ihre Hauptstärke darin suchten, die Person des Apostels zu beschimpfen und sein Ansehen zu untergraben, so hatten sie wohl auch in Philippi verleumdet, er verachte nur darum das Judentum, weil es mit ihm selbst darin gar übel bestellt sei. Dadurch sieht er sich genötigt, nicht ohne Ironie, seine jüdischen Ruhmestitel aufzuzählen. Zuerst die seiner natürlichen Ausstattung: Ich bin geborner Jude; mein Blut ist echt; mein Stamm gehört zu den edelsten; mein Stammbaum ist rein. Dann die seiner persönlichen Haltung: Mir fehlte es nicht an gründlicher Gesetzeskenntniß, ich war Pharisäer; noch an fanatischem Eifer, ich habe die Gemeinde verfolgt (mit bitterer Ironie gesteht er seinen Gegnern zu, daß er auch in diesem Ruhm nicht hinter ihnen zurückstehe!); noch an dem, was die Juden zur Gerechtigkeit im Gesetz rechnen, es war an mir nichts auszusetzen So besaß er, wie nur irgend einer, alles, was ihm, so lange er in den Wegen des Gesetzes Heil suchte, Gewinn versprach, worunter sich ein Paulus nicht eine „Karriere" im Hohenrat, wie man wohl schon gedeutet hat, sondern Gewinn vor Gott denkt. Aber er hat es als Schaden geachtet; ja, wie er, nachdem er den Heiden ein Heide geworden und jenes alles auch wirklich eingebüßt hat, als seine unveränderte Ueberzeugung bis zur Stunde, das Urteil zugleich auf Grund seiner Erfahrung verallgemeinernd, wiederholt: er achtet alles als Schaden. Als Schaden, weil alle diese scheinbaren Vorteile, wie ja sein Lebensgang bewiesen hatte, von dem wirklichen Gewinn, welchen Christus bringt, nur ferne halten, abziehen, ja an ihm irre machen konnten. Welch eine nachdrückliche Warnung für seine Philipper! Sie können nichts gewinnen, sie können nur verlieren, wenn sie jenen Verführern folgen.

Indem nun Paulus dem gegenüber nachdrücklich und ausführlich die Ursache dieses Umschwungs in seinem Urteile nachweist, erhalten wir an unserer Stelle, dank jenen jüdischen Angriffen, eine ausführliche Rechenschaft über das, was Paulus als den eigentlichen Gegenwert im Christentum ansah. Er sagt zuerst kurz: Christus, dann mit steigender Wärme: das Ueberragende der Erkenntnis Jesu Christi meines Herrn, die Erkenntnis, den in die Form zusammenhängenden Bewußtseins übergegangenen und damit zur persönlichen Gewißheit gewordenen Gewinn, gegenüber dem pharisäischen Pochen auf die Kenntnis des Gesetzes hervorhebend. Aber wie wenn im Hochgebirge der eine Klang anschwellend erst vom nächsten Felsen wiederhallt und dann zu einem unerschöpflichen Meere von Tönen wird, das um alle Firnen flutet, so hebt er noch ein drittes mal an, um, was er im Christentum gewonnen, in seiner ganzen Fülle darzulegen. Lauschen wir diesem flutenden Meer von Gedanken, so unterscheiden sich in demselben deutlich wie zwei Strömungen die beiden erstangeschlagenen Töne Christus und Erkenntnis Jesu Christi:

Weggeworfen als Unrat, so steigert sich ihm angesichts dieses Reichtums auch das Urteil über das, was er vorher für Schaden erklärt, hat er, was ihm als Jude Gewinn gewesen wäre, damit er Christus gewinne und in ihm erfunden werde; das entspricht dem schlichten Ausdruck von Christi wegen. Aber diese Bestimmung seines Lebens führt er sofort zurück auf die Erfahrung, auf der sie beruht, und stellt uns damit an den Quellpunkt seines Christentums: er weiß sich als einen, der nicht eigene Gerechtigkeit besitzt, nämlich die einzige, die da denkbar wäre und die ja auch von jenen Verführern seinen Philippern angepriesen wird, die aus dem Gesetz, sondern vielmehr die durch Christusglauben, die Gerechtigkeit aus Gott auf Grund des Glaubens. Er verschmäht, jener Gerechtigkeit aus dem Gesetz ein Urteil beizufügen; dem Kundigen birgt dieser Begriff in sich selbst — der Apostel Paulus konnte davon erzählen, und wahren Christen braucht es nicht erst nachgewiesen zu werden — eine Welt des Ringens, des Hoffens, der Selbsttäuschung, der Enttäuschung und zuletzt des Verzichtes oder der Verzweiflung. Aber nachdrücklich weist er auf die Quellen derjenigen Gerechtigkeit hin, die er jetzt an ihrer Stelle besitzt. Hierbei ist zu be-

vorworten, daß Gerechtigkeit im alttestamentlichen Sinne in erster Linie nicht ein Verhalten, sondern ein Verhältnis ist: wen Gott annimmt, wer sich mit ihm in Ordnung und Richtigkeit weiß, sodaß er nicht sein verdammendes Urteil zu gewärtigen hat, der heißt gerecht. In dieses Verhältnis nun kann, das ist des Apostels Bekenntnis, nicht der Mensch sich selber setzen, sondern jene Gerechtigkeit muß aus Gott kommen. Sie besitzt der Christ, und zwar auf Grund des dem Menschen einzig übrigen Verhaltens, der vertrauensvollen Annahme dieses Verhältnisses, des hingebenden sich Stellens in dasselbe. Das ist der Glaube. Dieser Glaube, dieses kindlich hingebende Vertrauen auf Gott, trägt in sich selbst die Gewißheit, daß der Glaubende mit Gott in Ordnung ist: es fehlt nun nichts mehr; es bedarf nichts mehr. Die vergangenen Verfehlungen stören nicht, ob sie auch innig bereut werden; die guten Werke, ob sie auch nun mit ganz neuer Kraft wie eine natürliche Frucht aus dem Glauben hervorwachsen, helfen dazu nichts. Der Glaube ist das richtige Verhältnis zu Gott. Es ist ein Erlebnis, was Paulus hiermit schildert, ein Erlebnis, das wie alles Leben nicht erklärt, sondern eben nur erlebt werden kann. Wer es nicht erlebt hat, dem wird es keine Erklärung verständlich machen. Aber ein Gleichnis hat uns Jesus selbst im verlorenen Sohne gegeben. Wie der Glaube an eines Menschen Liebe, wenn er erst wieder lebendig in uns erwacht, sofort alles, was zwischen ihm und uns liegt, aus dem Wege schafft, den Bann von der Seele löst, in den wir durch unsre Verfehlungen und das Bewußtsein, daß er uns grollen müsse, geraten sind, und uns in das volle, ja in ein nun erst recht inniges Gemeinschaftsverhältnis mit ihm versetzt, so wirkt der Glaube auf das Verhältnis zwischen Gott und Mensch.

Aber dieser Glaube ist Christi Werk; er ist Christusglaube. Seine Seele, der Hauch, der seine Segel schwellt, daß das Glaubens schifflein in geradem Kurs in das Erbarmen Gottes hineinsteuert, ist Christus. Denn durch Christi Erscheinen in der Welt, durch sein Leben und Sterben und sein verklärtes Wirken wird derselbe geweckt. Auch das hat Paulus erlebt, als er zum ersten male sich willig und rückhaltlos, alles bisherige Meinen und Streben zurückhaltend, unter den Eindruck der Erscheinung Christi beugte. Das war seine Bekehrung. Und als er auf diesem Wege sich mit Gott in Ordnung, sich vor Gott gerecht fühlte, da hat er alles andre weggeworfen, um nur immer inniger Christus zu gewinnen und in ihm erfunden zu werden. Christus gewinnen, das ist nicht in erster Linie, geschweige nur, ein Gefühlsakt, der der christlichen Religion sozusagen den Stempel des Weiblichen aufdrückte. Der so redet, ist ein Mann der That, Mann in jeder Faser. Aber wohl will er, Christus, die Gestalt und damit das Lebenswerk Christi, sich so zu eigen gewinnen, daß er unser eigenster geistiger Besitz, das maßgebende und unaustilgbare, durch niemand und nichts uns zu raubende Grundelement unsres Lebens, das tägliche Brot in unserm geistigen Haushalt ist. Dazu thut aber not, daß man auch in ihm allzeit erfunden wird, d. h. daß sein Geist unser Geist, seine Liebe unsre Liebe, sein Gehorsam unser Gehorsam, sein Glaube unser Glaube, sein Ziel unser Ziel sei; daß wir sagen können: nun lebe nicht mehr ich, Christus lebt in mir. Das hindert uns nicht, unser individuelles Leben zu führen und unsre irdischen Aufgaben zu erfüllen; so wenig als das Atmen der Luft, so wenig als die Begeisterung für irgend welche sonstigen Ideale. Er ist die Luft, die wir atmen; er ist die Gesinnung, mit der wir an alle Einzelheiten des Lebens herantreten. Nicht eine Theorie ist das Christentum, sondern eine Lebensthatsache, auch nicht eine einzelne Sache für sich neben andern, sondern die alle andern Lebensbewegungen durchdringende und bestimmende elementare Thatsache.

Auf dieser Erfahrungsthatsache erst beruht sodann die Erkenntnis Christi, die Paulus vorhin als allen Besitz des Judentums überragend bezeichnet hat. Auch dies erhält nun eine genauere Ausführung. Hört es, die ihr an dem Faden der Erkenntnis weiter spinnt, den der griechische Geist, als er sich dem Christentum anschloß, in den nächsten Jahrhunderten nach Paulus von der Person Jesu aus zu drehen begann, mit ihm alle Himmel und die Unendlichkeit ihrer Geheimnisse nicht minder als die Tiefen der Geheimnisse geistigen Werdens und Wesens zu ermessen träumend; hört es auch ihr, die ihr abseits steht, wähnend, in der Behandluug solcher Fragen, in der Aneignung solcher Erkenntnisse bestehe das Wesen des Christentums. Was zu erkennen ist des Apostels Paulus Ziel? Was versteht er unter „Erkenntnis Jesu Christi“? Die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden, so drückt er sich aus. Wer spürt es nicht? Da handelt es sich um die zwei großen Geheimnisse des Menschendaseins: Leben und Sterben. Das sind keine theologischen Doktor-, das sind allgemein menschliche Lebensfragen! Solche Erkenntnis ruht nicht auf Spekulation, sondern auf Erfahrung. Sie kann man nicht von andern überkommen; sie kann man nur dem Leben abringen.

Erkennen, innewerden will Paulus zuerst die Kraftwirkung, welche die Thatsache der Auferstehung Christi ausübt. Was er alles von dieser Kraft erfahren hat, das hat er hin und her in seinen Briefen bezeugt. Da ist es vor allem die eben geschilderte Gewißheit der Gerechtigkeit vor Gott aus Glauben, in welcher er eine Kraftwirkung der Auferstehung Christi erkennt, sofern eben in seiner Auferweckung zu neuem Leben es dem Glauben erwiesen ist, daß die in Christus erschienene Gnade Gottes mächtiger ist, als die in seinem Tode siegreiche Sünde der Menschen. Sodann erkennt er sie in dem Wirken des Geistes, der den Gläubigen erfüllt, sofern dieser nichts andres ist, als der Geist des verklärten Christus; er ermißt nach dieser Seite jene Kraft an Erfahrungen, wie der, daß nun der Leib tot ist um der Sünde willen, der Geist aber Leben um der Gerechtigkeit willen, daß das Sinnen dieses Geistes auf Leben und Frieden geht, daß er für uns seufzt, wo wir nicht mehr können. Eine der Natur der Sache nach zwar nicht unmittelbar erfahrene, aber auf Grund der eben geschilderten Erfahrungen erschlossene Erkenntnis jener Kraft ist es endlich, die in der gewissen Hoffnung der eigenen Auferweckung zum Ausdruck kommt. „So nun der Geist dessen, der Jesum von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird, der Jesum von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen durch den in euch wohnenden Geist“ (Röm. 8, 11). Führt er doch die den Christen eigentümliche Erfahrung, „ob auch unser äußerer Mensch verdirbt, so wird doch der innere Tag für Tag erneuert,“ darauf zurück, daß „das Leben Jesu offenbar werde an ihrem sterblichen Leibe“ (2. Kor. 4, 16 und 11). Welche Tiefen, welche Unendlichkeiten des Lebens thun sich da dem Apostel auf als Kraftwirkungen der Auferstehung Christi! Wie fällt ein neues, ein Himmelslicht auf dieses arme Erdenleben!

Aber freilich, ein Rätsel bleibt, die Thatsache des Leidens und Sterbens. Auch dies will der Apostel lösen: Erkennen will er zugleich die Gemeinschaft der Leiden Christi. Alle die Leiden, die er zu erdulden hat, fallen ihm unter dasselbe Gottesgesetz, umschließen dasselbe Rätsel, wie die Leiden Christi. Ja sie sind im Grunde nichts als die Leiden Christi, überfließend auf ihn (2. Kor. 1, 5). Er sieht in ihren Spuren die Malzeichen Jesu an seinem Leibe (Gal. 6, 17). Seine jüngsten Leiden in Rom versteht er als Ergänzung des von ihm noch nicht getragenen Restes der Leiden Christi (Kol. 1, 24). Welch großartiger Gedanke! welch ein Gedanke vollwichtigen Trostes! Wer doch die eigenen Leiden so groß aufzufassen, so hoch zu schätzen lernte, sie alle unbedenklich so ansehen dürfte! Aber ein Rätsel bleiben sie doch, des Lebens letztes Rätsel. Darum will er von jener Ueberzeugung aus sie verstehen lernen, er will diese Gemeinschaft der Leiden Christi nach ihrem innersten Wesen, ihrem bleibenden Wert erkennen. Und wie ist ihm dies vergönnt worden! In welche Leidensnacht in christlichen Landen hätten seine Bekenntnisse darüber seitdem nicht Licht gegossen! Ob er erkennt, daß es die Trübsal ist, die jene ewige Herrlichkeit schafft, deren ihn die Auferstehung des Herrn gewiß macht (2. Kor. 4, 17), oder daß sie Geduld, Erfahrung, Hoffnung wirkt (Röm. 5, 4), oder daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen (Röm. 8, 27), oder daß er allezeit das Sterben Jesu an seinem Leibe trage, damit auch das Leben Jesu sich an seinem Leibe offenbare (2. Kor. 4, 10), oder daß er darum betrübt werde, damit er seinen Gemeinden Trost und Heil bringen könne (2. Kor. 1, 6)

Bei solcher Erkenntnis der Kraft der Auferstehung und der Gemeinschaft der Leiden Christi begreifen wir, daß er den Mut hat, sein Leben zu verstehen als ein Gleichgestaltet werden dem Tode Christi mit der gewissen Aussicht, dadurch zu gelangen zur Auferstehung der Toten. Die Gleichartigkeit der Satzstellung dieser Aussage mit dem Satz über den Gerechtigkeitsbesitz deutet an, daß Paulus eben in dieser Gleichgestaltung, d. h. in seiner steten Opferbereitschaft, den Quell für jene Erkenntnis angeben will, wie dort in dem Gerechtigkeitsbesitz den Grund seines Strebens darnach, Christus zu gewinnen und in ihm erfunden zu werden. Nicht also durch ein Meditiren über die richtigsten Vorstellungen oder ein Nachreden fremden Bekenntnisses, nicht durch ein scholastisches Beweise suchen für die Auferstehung, nicht durch eine mönchische Versenkung in die Leiden Christi gewinnen wir jene alles überragende Erkenntnis, sondern durch ein demütiges, selbstloses, thätiges Sichopfern im Dienste des Evangeliums. Welch feiner Wink für die Philipper in ihrer Lage!

Das also ist nach Paulus Christentum. Ob wir in seinem Sinne wohl „Christen" sind? v S

Ist der Altkatholizismus eine evangelisch-reformatorische Bewegung?

Der Altkatholizimus wird protestantischerseits vielfach als eine evangelische Bewegung auf katholischem Boden beurteilt. Es ist der Zweck der folgenden Untersuchung, dieses Urteil auf seine Berechtigung zu prüfen.*)

Doktor von Schulte, Geheimer Justizrat und Professor zu Bonn, hat in einem umfangreichen Werke**) die Geschichte der Entwicklung des Altkatholizismus, seiner innern Gestaltung und seiner rechtlichen Stellung in Deutschland dargestellt mit der umständlichen Genauigkeit eines Juristen und mit dem Selbstbewußtsein und der Einseitigkeit eines Mannes, der die Bildung und Ausgestaltung der altkatholischen Gemeinschaft in gewissem Sinne als sein eignes Werk zu betrachten berechtigt ist. In der That hat von Schulte schon in der Vorgeschichte des Altkatholizismus eine hervorragende Rolle gespielt und später, als Mitglied und zweiter Vorsitzender der „Synodalrepräsentanz," der höchsten und wichtigsten altkatholischen Kirchenbehörde neben dem Bischof, auf Organisation und Geschichte des Altkatholizismus weitgehenden, oft entscheidenden Einfluß ausgeübt, so sehr, daß in ihm mehr als die rechte Hand des erwählten altkatholischen Bischofs Reinkens gesehen werden darf.

Das von Schultesche Werk, für dessen Inhalt wir unsre Leser auf die ausführliche Darstellung im vorigen Jahrgang dieses Blattes (Nummer 19) verweisen dürfen, ist eine großartige protokollarische. Aufnahme über Entstehung und Ausgestaltung der altkatholischen Bewegung, als Quellensammlung und um ihres Verfassers willen von höchstem Werte, juristisch gewiß bedeutend: — Geschichte im höheren Sinne möchte ich diese Darstellung nicht nennen. Oder sollten wir in dieser „Geschichte" dennoch ein treues Spiegelbild auch der geistigen, innern Momente und Faktoren, eine Darstellung aller wesentlichen Züge und Ziele des Altkatholizismus vor uns haben? — Es wäre möglich. Dann aber wäre zugleich damit entschieden, daß der Altkatholizismus in seinen konservativen wie in seinen reformerischen Tendenzen in erster Linie gar keine rein religiöse, sondern eine katholisch-kirchliche, und deshalb halb politisch-rechtliche Bewegung ist: ein Protest modern katholischen Geistes gegen eine einseitige oder vollständige Auswirkung der römisch-katholischen Prinzipien.

In der That, nach von Schultes Darstellung muß man sich hüten, auch nur in Einer Hinsicht den eigentlichen Altkatholizismus als eine evangelisch-reformatorische Bewegung auf dem Gebiete des Katholizismus anzusehen. Er ist, wenigstens nach dem Urteile der maßgebenden altkatholischen Kreise selbst, nur ein neues Glied in der Reihe der Versuche, den Episkopalismus, den nationalen Charakter der einzelnen katholischen Landeskirchen und eine relative Freiheit der katholischen Wissenschaft aufrecht zu erhalten gegenüber dem siegreichen Papsttum, seinem absoluten Universalepiskopat und dem kirchlichen Mechanismus der Jesuiten. Diesen Zielen der Jesuiten gegenüber wird der Standpunkt der heutigen Kultur und Wissenschaft, der modernen Gesellschaft und des modernen Staatsbürgers geltend gemacht. Rechtliche Theorien und Formeln, politische Pflichten und Eide, die Gedanken der Toleranz und die Ordnungen der kirchlichen Tradition sind die Instanzen, die ins Feld geführt werden. In diesem Zusammenhange beruft man sich auch auf das Gewissen mit der Energie desjenigen, der in seinem guten Rechte und in seiner gewohnten Freiheit gekränkt und in seiner Wahrhaftigkeit bedroht ist. In der That, sämtlich sehr beachtenswerte Instanzen! Aber das ist auch alles. Die treibende Kraft jeder wahren evangelischen Reformation fehlt doch darunter: das Evangelium selbst. Wenn man protestantischerseits zuweilen die altkatholische Bewegung als einen „evangelischen" Katholizismus bezeichnet, so trägt man damit in diese kirchengeschichtliche Erscheinung etwas hinein, was von den leitenden Kreisen der Altkatholiken selbst nicht bestätigt und auch nicht beansprucht wird.

Von Schultes Werk ist in dieser Beziehung sehr lehrreich, nicht minder aber die ganze Reihe offizieller Urkunden, Erklärungen, Statuten und Ordnungen des Altkatholizismus. Lassen wir einmal die grundlegenden Urkunden selbst reden. Da hören wir in der Resolution des Münchener Kongresses 1871:

> Wir hoffen auf eine Wiedervereinigung mit der griechisch-orientalischen und russischen Kirche, deren Trennung ohne zwingende Ursachen erfolgte und in keinen unausgleichbaren dogmatischen Unterschieden begründet ist. Wir erwarten unter Voraussetzung der angestrebten Reformen und auf dem Wege der Wissenschaft und der fortschreitenden christlichen Kulturallmählich eine Verständigung mit den protestantischen und den bischöflichen Kirchen.

Das sind Worte, die zwar als offizieller Ausspruch eines Papstes ebenso verheißungsvoll wie unerhört wären, aber in einzelnen katholischen Kreisen und Zeitaltern doch öfter gehört sind und eben deshalb nicht viel besagen. Und daneben finden wir nun ein über das andre Mal versichert:

> Im Bewußtsein unsrer religiösen Pflichten halten wir fest an dem alten katholischen Glauben, wie er in Schrift und Tradition bezeugt ist, sowie am katholischen Kultus. Wir betrachten uns deshalb als vollberechtigte Glieder der katholischen Kirche... Als Glieder der katholischen, noch nicht durch die vatikanischen Dekrete alterirten Kirche, welcher die Staaten politische Anerkennung und öffentlichen Schutz garantirt haben, halten wir auch unsre Ansprüche auf alle realen Güter und Besitztitel der Kirche aufrecht.

Und von Schulte bemerkt ausdrücklich:

> Irgendwelche Veränderung der Lehre hat nicht stattgefunden ... Die in den durch die Synoden approbirten Büchern [Katechismus u. s. w.] niedergelegte und anerkannte Lehre ist die alte katholische, nicht die von den Päpsten seit dem Konzil von Trient veränderte.

Wir fragen: seit wann ist eine katholische Kirche, welche an der alten Lehre einschließlich des Tridentinums festhält, evangelischer Katholizismus geworden? Ist doch das gar nicht möglich, da auch für die Altkatholiken nicht die Schrift, sondern die Schrift und die Tradition maßgebend ist, oder — wie sie es lieber mit einer gut katholischen, weil für alle Zwecke brauchbaren und eben deshalb nichtssagenden Formel ausdrücken: quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est [was immer, überall und von allen geglaubt worden ist]. Wir fragen wiederum: Was ist denn immer, überall und von allen geglaubt? Und wie und von wem soll das entschieden werden?

*) Obiger Artikel ist im Zusammenhange mit einer eingehenden Erörterung des „Falles Ricks" geschrieben. Wir legen die letztere zurück, weil es uns zuwider ist, das Interesse an einem Streit wiederzubeleben, der zum Glück aus der öffentlichen Verhandlung geschieden ist. Was aber den Altkatholizismus als kirchliche Erscheinung anlangt, so scheint es sehr notwendig, daß auf evangelischer Seite das Urteil eine Klärung erfahre. Eine Schädigung der altkatholischen Sache wünschen und beabsichtigen wir wahrlich nicht. Je lebenskräftiger die Bewegung ist, um so leichter wird sie eine ernste protestantische Kritik vertragen. Und der Grundgedanke obigen Artikels dürfte von Seiten des offiziellen Altkatholizismus nur Billigung finden. — Der Artikel war vor dem Heidelberger Kongreß geschrieben; doch hat dieser dem Verfasser zu Aenderungen keine Veranlassung gegeben. D H

**) Der Altkatholizismus. Geschichte seiner Entwicklung, inneren Gestaltung und rechtlichen Stellung in Deutschland. Gießen 1887; 683 Seiten. Vgl. vorigen Jahrgang Nr. 19.

Ebensogut katholisch sind die offiziellen Äußerungen über die kirchliche Verfassung und das kirchliche Recht. Die bischöfliche Verfassung ist demnach „die apostolische Verfassung," der Episkopat ist „göttliche, in dem Apostolate gegebene Institution und integrirender Bestandteil der Kirche." Auch auf das Tridentinum beruft man sich, nach welchem „eine göttlich gestiftete Hierarchie von Bischöfen, Priestern und Diakonen besteht." Und die Praxis der Altkatholiken hat dem entsprochen. Nachdem man vergebens gehofft hatte, im Anschlusse an die deutschen Bischöfe gegen das Vatikanum vorzugehen, vielmehr durch das erbärmliche Benehmen derselben gründlich enttäuscht war, ist es einer der ersten Schritte altkatholischer Kirchenweisheit gewesen, sich wieder eine solche, noch eben so trefflich erprobte Glaubensautorität zu schaffen und vor allem eine „legitime" altkatholische Episkopalgewalt herzustellen. Etwas unklar und verschämt wird zwar im altkatholischen Katechismus den Gemeinden erklärt:

Die Apostel übertrugen die kirchlichen Vollmachten allen Kirchenvorstehern in gleicher Weise; aber da es nötig wurde, daß in jeder Gemeinde Einer an der Spitze stand, erhielt nur dieser Eine die kirchlichen Vollmachten vollständig, die übrigen Kirchenvorsteher aber erhielten sie in beschränkter Weise.

Thatsächlich ist doch darin keine eigentliche Veränderung des katholischten Episkopats begriffen. Zwar ist die alte bischöfliche Gewal durch gewisse Rechte der Synode, Synodalrepräsentanz und der Gemeinden eingeschränkt, aber dafür fehlt ja die Oberaufsicht durch — den Papst; und die altkatholische Synodal- und Gemeindeordnung handelt wohl von der Wahl und Dotation eines Bischofs, aber nicht von seinen Kompetenzen, sondern sie begnügt sich damit, in dieser Hinsicht einfach auf das sogenannte „kanonische," d. h. katholisch-kirchliche Recht zu verweisen. In der That ist das kanonische Recht, welches deshalb besonders für den Katholizismus wertvoll ist, weil es den meisten Katholiken unbekannt und mit den widersprechendsten Entscheidungen angefüllt ist, also für alle Zwecke verwandt werden kann, nur in wenigen Beziehungen von den Altkatholiken revidirt. Von Schulte wenigstens legt Gewicht darauf, daß die altkatholische Kirchenverfassung zwar „die weitgehendste Aenderung des thatsächlich in der römischen Kirche angewandten Rechtes ist, zugleich aber im vollem Einklang steht mit der kirchlichen Grundverfassung." Gegenüber der Revolution, welche der Papst mit der Unfehlbarkeitserklärung vollzogen habe, seien die altkatholischen Reformen unwesentlich; ja, sie fänden in jener Revolution ihre innere Berechtigung und keine der altkatholischen Reformen verstoße gegen ein fundamentalen Satz!

Wir überlassen andern die Entscheidung darüber, wie die altkatholischen Reformen von katholischer Anschauung aus zu beurteilen sind. Den Eindruck haben wir allerdings, als seien für die kirchliche Frömmigkeit des Katholiken jene Neuerungen doch nicht ganz so geringfügig und unbedenklich. Denn auf katholischem Standpunkte macht man eben nicht wie bei uns jene reinliche Scheidung zwischen der Heilslehre einerseits und kirchlicher Disziplin, kirchlichem Recht und Kultus anderseits. Vielmehr ist für den Katholiken auch das kirchliche Recht- und die kirchliche Verfassung schon an sich Dogma, d. h. maßgebender Glaubenssatz und Glaubensinhalt. Deshalb ist es auch für katholische Frömmigkeit durchaus nicht nebensächlich, von wem etwaige Reformen durchgeführt werden; auch heilsame und berechtigte Reformen werden, wo sie nicht im Anschlusse an die Hierarchie sich vollziehen, sofort zu Ketzerei, Aufruhr und Sünde. Aber lassen wir das! Dies mögen die Katholiken unter sich abmachen. Uns Evangelischen, die wir das Evangelium weder an eine bestimmte Verfassung gebunden, noch einer kirchlichen Hierarchie anvertraut wissen, kann das gleichgiltig sein. Wir wollen vielmehr von evangelischem Standpunkte aus die Motive, die Ziele und den Wert der altkatholischen Reformen prüfen. Welches sind diese Reformen, und wie sind sie zu beurteilen?

Schon in der Münchener Erklärung von 1871 heißt es:

Wir leben der Hoffnung, daß der jetzt ausgebrochene Kampf unter höherer Leitung das Mittel sein wird, die längst ersehnte und unabweisbar gewordene Reform der kirchlichen Zustände, sowohl in der Verfassung als im Leben der Kirche anzubahnen und zu verwirklichen —

und im Programme des Münchener Kongresses:

Wir erstreben unter Mitwirkung der theologischen und kanonistischen Wissenschaft eine Reform in der Kirche; welche im Geiste der alten [?] Kirche die heutigen Gebrechen und Mißbräuche heben und insbesondre die berechtigten Wünsche des katholischen Volkes auf verfassungsmäßig geregelte Teilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten erfüllen werde, — wobei, unbeschadet der kirchlichen Einheit der Lehre, die nationalen Anschauungen und Bedürfnisse Berücksichtigung finden können.

Dem Minister Falk erklärte von Schulte:

Wir wollen eine wirkliche Reform der Kirche; wir wollen diese einmal im Interesse der Kirche und sind überzeugt, daß diese jetzt eintreten muß oder wieder auf Jahrhunderte hinausgeschoben werden wird.

Die Punkte aber, die dabei wesentlich sind, faßt Schulte so zusammen:

Halten am alten katholischen Glauben; Festhalten der Rechte der Katholiken; Verwerfung der neuen Dogmen; Festhalten an der Verfassung der alten Kirche unter Abweisung jeder mit dem wirklichen Glaubensbewußtsein [?] der Kirche nicht harmonirenden Satzung des Glaubens; Reform der Kirche mit verfassungsmäßiger Teilnahme des Volkes; Anbahnung der Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen; Reform der Erziehung und Stellung des Klerus; Halten zum Staate gegen die Uebergriffe des Ultramontanismus; Verwerfung der Gesellschaft Jesu; feierliche Protestation zur Erhaltung der Ansprüche als Katholiken auf die realen Güter und Besitztitel der Kirche.

Das sind die Grundzüge der beabsichtigten „Reformation der Kirche auf Grundlage des Glaubens und des altkirchlichen Rechts, in dem Abwerfen dessen, was sich als bloße Ausgeburt des römisch-päpstlichen Absolutismus darstellt."

Thatsächlich sind nun allmählich in Kultus, Recht und Disziplin — unter völliger Aufrechterhaltung der katholischen Lehre — folgende Reformen eingeführt. Die Synode von 1877 gestattete „die allmähliche Einführung des deutschen Gottesdienstes in den Gemeinden, wo es allgemein gewünscht wird, die nötigen Vorarbeiten gemacht und von der Versammlung des Bezirksverbandes und von der Synodal-Repräsentanz gut geheißen sind, in der Weise, daß vorläufig geeignete Teile der Messe in deutscher Uebertragung rezitirt oder gesungen werden." Als solche Teile bezeichnete 1880 die Synodalrepräsentanz: Gloria, Präfation, Sanktus, Vaterunser. Zweitens ist die Ordnung der kirchlichen Feiertage revidirt, ihre Zahl beschränkt und ihre Bedeutung teilweise verändert. Drittens sind die Prozessionen für „nicht mehr zeitgemäß" erklärt; neue sollen nicht mehr eingeführt, über die Abstellung der herkömmlichen soll beraten werden. Viertens sind allerhand Mißbräuche bezüglich der Messe abgeschafft oder als abschaffenswert bezeichnet. Fünftens ist der Zwang zur Ohrenbeichte und das Gebot der jährlichen Beichte aufgehoben, auch über die rechte Art der Beichte und der Vorbereitung eine Reihe beachtenswerter Gesichtspunkte aufgestellt. Sechstens ist die Ehegesetzgebung und der Umfang der Ehehindernisse zeitgemäß revidirt. Siebentens ist nach langen Verhandlungen 1878 der Zwangszölibat der Geistlichen aufgehoben, und endlich ist ein neues Statut für die Handhabung der Disziplin über den Klerus angenommen, welches bezeichnenderweise ebenso umfangreich ist, wie die ganze Synodal- und Gemeindeordnung.

Das ist alles. Gewiß fast lauter Punkte, die auch von uns Evangelischen als Verbesserungen anerkannt werden und, soweit es auf Einzelheiten ankommt, die Altkatholiken uns näher bringen. Aber einen „evangelischen" Charakter des Altkatholizismus begründen sie noch nicht; selbst die wichtigsten dieser Neuerungen, die Bestimmungen über das Beichtwesen und den Zölibat der Priester, sind auf katholischem Boden nicht völlig ohne Vorläufer und frühere Vorbilder. Von einer Reformation im Sinne des sechzehnten Jahrhunderts, auf Grund der Heilslehre des Evangeliums, geboren aus den Nöten des geängsteten Gewissens, getragen von der Einen göttlichen Kraft des christlichen Glaubens, ist hier kaum ein leiser Hauch. Und selbst jene einzelnen mit Freuden zu begrüßenden, aber doch wohlweislich sehr verklausulirten Reformen sind meist nur langsam und mit einer gewissen Zaghaftigkeit beschlossen, und je mehr man in dieser Richtung fortschritt, um so mehr kam die Bewegung in Unsicherheit und Stillstand. Ja, bei den wichtigsten jener Schritte haben sich die hervorragendsten und geistvollsten Vertreter des Altkatholizismus, ein Döllinger, Friedrich,

Reusch, Langen, mit warnenden Worten zurückgezogen und fortan nur eine passive Teilnahme gezeigt.

Wie wenig überhaupt die Führer der Altkatholiken vom Geiste der Reformation berührt und von Verständnis für dieselbe durchdrungen sind, mag noch an zwei Beispielen gezeigt werden. Professor Reusch, gewiß einer der edelsten und gelehrtesten unter ihnen, antwortet dem Erzbischof Melchers, als dieser von ihm die Unterwerfung unter das Vatikanum verlangt:

Wenn damit nur gemeint ist, daß ich keinen Widerspruch erhebe, ja; wenn ich aber dieselbe als definitive Entscheidung einer Glaubenslehre anerkennen soll, nein. . . . Ich will versprechen, mich jedes Widerspruches zu enthalten, die Sache fleißig zu studiren, gewissenhaft zu überlegen, und implizite alles zu glauben[!], was Lehre der Kirche ist. Jetzt interpretirt man ja das Dekret noch verschieden, und bei den verwirrten Verhältnissen hat sich der gesamte Episkopat nicht aussprechen können. Stellt sich mit der Zeit deutlich heraus, wie die Dekrete zu verstehen sind, und erklärt wirklich der Episkopat mit moralischer Einstimmigkeit[?] das als Glaubenslehre, was doch jetzt nur in eigentümlicher Weise als Glaubensdekret zu Stande gekommen ist, so werde ich das obsequium fidei [den Glaubensgehorsam!] nicht weigern . . . . . Die Unfehlbarkeitslehre anbelangend, erklären wir für jetzt, erstens daß wir nach dem von jeher feststehenden katholischen Dogma die allgemeinen Konzilien für die regelmäßige oberste Instanz in Sachen des Glaubens ansehen, und zweitens daß der katholische Christ, da nicht stets ein allgemeines Konzil berufen werden kann, den in Fällen der Not[!] erlassenen Lehrentscheidungen des apostolischen Stuhles sich vorläufig in gläubigem Gehorsam zu unterwerfen hat.

Führwahr ein schöner „Glaubensgehorsam"! Und von Schulte zeigt seinen Mangel an jeglichem Verständnis der Reformation in dem Abschnitte, wo er von Kirche und Sekte handelt (S. 422 f.), besonders in den Sätzen:

Einen Standpunkt bei der Masse vorauszusetzen, welcher nur von einem geistig hervorragenden oder durch tief innerliche Frömmigkeit erleuchteten Menschen erwartet werden kann, geht nicht in einer Gesellschaft, die in dem Banne des Kirchenbegriffes erzogen ist. Im sechzehnten Jahrhundert konnte es eine That sein, neben die Kirche eine neue zu stellen. [? Das wollten die Reformatoren gar nicht.] Das ist heute, wo Religionsfreiheit gilt, nichts Besondres mehr; heute, wo es auch in Deutschland neben den anerkannten Kirchen zahlreiche anerkannte, beziehungsweise geduldete oder ignorirte Sekten giebt, ist die Bildung einer neuen Sekte kein großes Werk u. s. w. —

Wir fragen: wo ist denn in der altkatholischen Bewegung nur Eine wirklich hervorragende positive Frucht? Ein durchschlagendes Buch? Ein die innere religiöse Kraft des Ganzen in sich zusammenfassender Mann? Katholische Devotion, kirchlicher Glaubensgehorsam, juristischer Scharfsinn und die theoretische Begeisterung der modernen Menschheit sind die Züge dieser Reformbewegung: man hat eine Reformation machen wollen, während sie doch von Gott allein gegeben wird. Man hat vielerlei gewollt und wenig erreicht.

Genug, nach von Schultes Darstellung ist der Altkatholizismus eine rein katholische, nicht eine evangelische Erscheinung. Freilich auch so trägt er ein doppeltes Angesicht: eines mit konservativen, das andre mit fortschrittlichen Zügen. Mit jenem protestirt er gegen die Neuerungen des Vatikanums, die Unfehlbarkeit und den Universalepiskopat des Papstes, und beansprucht, das reine, echte, unverfälschte und alte katholische Christentum zu repräsentiren. Mit dem andern Angesicht kritisirt er mehr oder minder deutlich die vorhandenen Schäden am katholischen Kirchentum selbst und verspricht und verkündet, freilich mit unsicherer Stimme, allerhand einzelne Reformen, über deren Tragweite man streiten kann. Man darf vermuten, daß diese geradezu einander entgegengesetzten Interessen und Tendenzen, die der Altkatholizismus in sich birgt, so begreiflich und berechtigt sie an sich sein mögen, durch ihre Verbindung dem Wesen und Auftreten des Altkatholizismus von vornherein ein zwitterhaftes Gepräge aufgedrückt haben. Man protestirt gegen Neuerungen, und zugleich neuert man selbst: — quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Man macht „katholische" Reformen, und will einen von den berufenen Vertretern der Kirche als entscheidendes Heilmittel betrachteten Schritt nicht zugestehen. Man ist unsicher und uneinig über die eignen Kompetenzen zu Neuordnungen, und doch wagt man solche Neuordnungen nach Majoritäten zu beschließen. Man richtet eine halb protestantische Synodal- und Gemeindeordnung auf, und läßt daneben das kanonische Recht gelten. Man ist von einzelnen protestantischen Gedanken durchdrungen oder angekränkelt, und will doch dem päpstlichen gegenüber den rechten Katholizismus vertreten. Man erklärt echt katholisch die Einmischung des Staates in kirchliche Dinge für unerlaubt, hofft echt modern auf völlige Trennung von Staat und Kirche, und man ist doch mit einer gewissen Aengstlichkeit und mit hervorragender juristischer Gewandheit beflissen, das Verhältnis zum Staate zu regeln und klarzustellen und Anerkennung, Rechtsschutz und Zuschüsse vom Staate zu erlangen. Man erklärt die Vatikaner für häretisch, und hat doch nicht den Mut, sich selbst als die katholische Kirche zu etabliren. Man trennt sich von der falsch geleiteten Kirche, aber ist so wenig dem fundamentalen katholischen Gedanken von der Einheit der Kirche treu, daß man in Verhandlungen, Theorien und Forderungen dem Staate eine paritätische Behandlung der alten und der neuen Katholiken selbst nahelegt. Man hat Furcht davor, als Sekte zu gelten, und man hat nicht den Mut, die Kirche zu sein. — O Rom, dein Zauberbann ist groß!

Und doch — wir thun dem Altkatholizismus Unrecht. Wir haben bisher nur den offiziellen Altkatholizismus geschildert, wie er in Bischof, Synodalrepräsentenz und Synodalmehrheit sich darstellt und in die Öffentlichkeit des kirchlichen Lebens heraustritt. Nur von diesem gilt streng genommen unsre bisherige Beschreibung. Es wäre indes unbillig, zu verschweigen, daß sich auch andre Elemente noch der altkatholischen Bewegung ziemlich zahlreich angeschlossen haben.

Wir haben nämlich thatsächlich im Altkatholizismus drei ganz verschiedenartige Richtungen zu unterscheiden. Neben die geschilderte, offizielle und maßgebende Richtung, die wesentlich konservativ kirchliche Tendenzen verfolgt und daneben einige Reformen zugesteht, tritt eine andre vorwärtsdrängende Richtung wirklicher Reformationsbestrebungen und eine dritte völlig laue Partei der liberalen Aufklärung. Für die erste Gruppe war das Vatikanum alleiniger Grund, für die zweite der Anlaß, für die dritte nur der Vorwand, sich von Rom zu trennen. Alle drei Gruppen sind also nicht durch eine positive, einheitliche Tendenz untereinander verbunden, sondern haben sich durch die eigentümlichen Fügungen der Geschichte in einem negativen Interesse zusammengefunden: in dem Widerspruch gegen die vatikanische Unfehlbarkeitserklärung. So lange nun der Eindruck der Unfehlbarkeitslehre frisch und neu war und alle andern Gedanken in den Hintergrund drängte, trat die Geistesverschiedenheit noch nicht so hervor. Als man sich dann aber in gemeinsamer Organisation kennen lernte, zeigte sich in Gemeinschaft und Arbeit die völlige Verschiedenheit der Charaktere und Ziele.

Jene an dritter Stelle genannte Gruppe rekrutirt sich aus den liberalen Bildungsphilistern, die, in religiöser Beziehung eigentlich überhaupt heimatlos, weder katholische noch evangelische Frömmigkeit kennen, aber in der Unfehlbarkeitserklärung eine willkommene Gelegenheit fanden, ihr heutzutage recht billiges Bekenntnis zu Aufklärung, Bildung, Kultur, Toleranz und „Gewissensfreiheit" einmal mit Effekt wieder abzulegen. Diese Gruppe hat unter den Altkatholiken, besonders in den Städten, ziemlich zahlreiche Vertreter. Leider sind solche Leute als einflußreiche Bürger in den ersten Jahren oft auch in die Gemeindevertretung gewählt und so mit der Zeit für das Gemeindeleben ein Bleigewicht, für die Ausgestaltung und Ausbreitung der Bewegung ein Hemmschuh, für die Pfarrer ein Kreuz und im übrigen bei innerkirchlichen Mißhelligkeiten ein wegen ihres Einflusses gefürchtetes Werkzeug geworden. Darunter giebt es solche, die obwohl seit Jahren im altkatholischen Kirchenvorstande, nie oder selten zum Gottesdienste kommen, ihr Interesse für ihre Gemeinde kaum bethätigen, nach dem Winde der öffentlichen Meinung ihren Mantel hängen, in Beruf und Verkehr den Römischen näherstehen, als ihren Gemeindegenossen, und nicht nur ihre Frauen den ultramontanen Einflüssen völlig überlassen, sondern auch ihre Kinder in den römischen Religionsunterricht schicken. Mögen sie nun ihrerseits zu träge oder zu feig oder zu gleichgiltig sein, ihren Austritt zu erklären und auf kirchliche Ehrenämter zu verzichten, jedenfalls ist es für eine junge, noch um ihre Existenz ringende Gemeinschaft bedenklich, wenn sie solche Elemente in größerer Anzahl in sich schließt.

An Zahl die schwächste, aber an geistiger Kraft und wirklichem religiösem Interesse die reichste Gruppe ist die der vorwärtsdrängenden Reformrichtung. Sie ist durch eine Anzahl tüchtiger Laien und besonders durch mehrere sehr wirksame Pfarrer vertreten. Freilich auch sie ist noch ihren Neigungen nach zunächst eine katholische Richtung, und in ihrer ganzen Art steht sie noch vielfach unter den Einflüssen und Nachwirkungen römischer Dressur und römischen Kirchentums. Aber sie ist doch wirklich nicht bloß von kirchlich-rechtlichen oder theologischen, sondern von religiösen Gedanken und Motiven beseelt, suchend, arbeitend, ringend, nach wirklicher geistiger Freiheit und christlicher Charakterbildung trachtend, und trotz mancher unsicherer Tritte und überkommener Irrtümer uns Evangelischen am meisten zugewandt. Die Energie dieser Richtung hat die vorher geschilderten Reformen vor allem zu Wege gebracht, ist freilich dabei den offiziellen Leitern der Bewegung zuweilen recht unbequem und verdächtig geworden. Überhaupt aber befindet sie sich in einer von Jahr zu Jahr mißlicher werdenden Lage. Die beiden andern Richtungen machen ihr das Erreichen ihrer Ziele, ja selbst die gemeinsame Arbeit schwer und fast unmöglich, die eine durch ihre kirchliche Herrschaft und Jurisdiktion, die andre durch ihre Gleichgiltigkeit und ihren bürgerlichen Einfluß. So bleibt den Vertretern dieser Gruppe nichts anders übrig, als in mühseliger und entsagungsvoller Arbeit und in einem fast ununterbrochenen kleinen Martyrium zu lernen, daß der Boden des katholischen Kirchentumes, auch in der Form altkatholischer Moderation nicht geeignet ist, freie, freudige, selbständige Christen zu erziehen und zu dulden. Manche schon — und nicht die schlechtesten haben so den Weg zum evangelischen Bekenntnis gefunden.

Wenn aber die Ultramontanen jedes Anzeichen innern Verfalles in Altkatholizismus mit ihrem Frohlocken begleiten, so ist das nur ein Zeichen ihrer innern Verblendung. Denn die Blutvergiftung, die jenen nimmer zum Gefühle der Kraft, zum Genusse der Freiheit kommen läßt, ist ein Erbteil seiner Herkunft und darum sein Geschick eine Weissagung auf den Tag, wo das römische Papstreich an der gleichen Krankheit seiner Auflösung anheimfällt. W B

Die Evangelische Allianz

„Ich glaube Eine, heilige, allgemeine christliche Kirche," dies Bekenntnis der ersten Christenheit war jahrhundertelang ein teures Vermächtnis des Heilandes, wie er es in seinem hohepriesterlichen Gebet niedergelegt hatte. „Ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für die, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, gleich wie Du, Vater, in mir, und ich in Dir." Aber in dieser Bitte liegt schon die Sorge vor künftiger Spaltung, wie sie erst innerlich, dann auch äußerlich eintrat. Auf den großen Kirchenversammlungen suchte und fand man den ökumenischen Ausdruck der christlichen Lehreinheit; aber die kirchenpolitische Trennung der orientalischen von der occidentalischen Kirche brachte auch den Zwiespalt der Lehre und des Kultus allmählich mit sich. Rom und Konstantinopel, die römische und die griechische Kirche trennten sich, und damit war die Kirchenspaltung unter den Jüngern des Herrn zur Thatsache geworden.

Das Mittelalter suchte weitere Abtrennungen zu verhüten, sei es durch gesetzliche Ordnung und bewunderungswürdige Lehrsysteme, sei es durch den Zwang der Inquisition und der Ketzerverfolgungen. Aber im Verborgenen wucherten die Keime neuer Zerwürfnisse, die endlich trotz allen Gegenmitteln zum Ausbruch kamen. Aus der römischen geht endlich auch die evangelische Kirche hervor, auch diese sofort unterschieden in lutherische und reformirte Denkart und Verfassung.

Und während die lutherische Kirche strenger an orthodoxer Lehreinheit festhielt, bietet alsbald die reformirte Kirche das Bild fortgesetzter Spaltungen und Zersplitterungen, die besonders in England und Amerika einen immer erschreckenderen Charakter annahmen. Baptisten, Methodisten, Irvingianer, Episkopale, Presbyterianer, Quäker, Ritualisten, Puritaner — welch buntes zusammenhangsloses Gemisch von Gemeinden, Sekten, Kirchen, das in unaufhörlicher Fruchtbarkeit eine endlose Vielheit von Schattirungen und Körperschaften erzeugt!

Wo ist sie geblieben, die una sancta catholica, die Eine heilige allgemeine christliche Kirche? — — Nur mit Schmerz müssen wir Christen uns gestehen, daß die äußere Einheit unwiederbringlich verloren scheint, und Juden, Muhamedaner, Heiden haben ein Recht, uns zu sagen: Ihr, die ihr nicht einmal unter euch in Liebe eins seid, wollt uns zu eurer Religion bekehren? Zeiget uns zuvor, wo die rechte Kirche zu finden ist!

Aber so alt wie der Zwiespalt, sind auch die Versuche der Wiedervereinigung. Rom und Konstantinopel haben lange und ernst genug darüber verhandelt, nicht minder Wittenberg mit Rom. Doch vergeblich. Auch lutherische und reformirte Kirchenkörper haben wie zu Luthers und Zwinglis Zeiten, so auch in den Tagen der Calixt und Leibnitz Annäherungen versucht. Aber sie wurden des Verrats an ihren Kirchen, des Synkretismus, der Religionsmischerei, des vagen Kosmopolitismus beschuldigt und müßten endlich aufgeben, was undurchführbar war.

Auf dem Wege der Lehrstreite und Lehrformeln läßt sich die verlorne Einheit nicht wiedergewinnen.

Aber vielleicht auf dem Gebiete des Lebens. Sind doch alle Christen eins gegenüber den fremden Religionen; ist doch christliche Kultur allen gemeinsam; berühren sich doch alle Färbungen und Richtungen der Kirche in fortlaufendem Verkehr. Es giebt gemeinsame Gebiete, auf denen die Interessen aller zusammenlaufen.

Ganz besonders auf evangelischer Seite. Die Hohenzollern, selbst reformirt und Herrscher eines großenteils lutherischen Volkes — Johann Sigismund, der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm III. und seine Nachfolger — haben in diesem Sinne mit zäher Geduld und endlich trotz heftiger Gegenwehr nicht ohne Erfolg eine Union ihrer Unterthanen betrieben, bei der beide Teile unter Einem Kirchenregiment und an Einem Abendmahlstisch ihre besondern Gaben ausbilden und zum Wohl des ganzen beitragen können. Es kann hier nicht so beiläufig über Art und Wert dieses Unionsversuchs, dem ähnliche in andern deutschen Staaten gefolgt sind, ein Urteil abgegeben werden; nur hingewiesen soll darauf werden, daß auch auf lutherischer Seite — wir denken z. B. an Wangemann — erbitterter Widerspruch vielfach einer gerechteren Würdigung Platz gemacht hat.

Das ist durch den Lauf der Geschichte erwiesen, daß, wenn der Heiland eine Gemeinschaft der Heiligen gewollt hat und wenn die alten Bekenntnisse das Dasein Einer heiligen allgemeinen christlichen Kirche behaupten, sie nicht in wörtlicher Übereinstimmung der Lehrformeln, nicht in Gleichförmigkeit des Kultus und der Verfassung liegen kann, sondern in der Gemeinschaft des lebendigen Herzensglaubens an das lautere Wort Gottes und in dem Austausch der religiösen Lebensgüter. Wo diese Einheit nicht vorhanden ist, sind alle ferneren Wiedervereinigungsversuche ohne Boden und daher fruchtlos. Zu schroff, stehen sich katholische und evangelische Kirchenkörper einander gegenüber, als daß auch zwischen ihnen die Hoffnung wirklicher Annäherung fürs erste noch vorhanden wäre.

Desto ergiebiger aber sind die Annäherungen unter den Evangelischen von Kirche zu Kirche, von Gemeinde zu Gemeinde geworden. Immer mehr hat man beherzigt, daß dogmatische Lehrverhandlungen nicht zum Ziele führen; man hat sich an einander angeschlossen zu Schutz und Trutz, zu brüderlichem Austausch und kultischer Gemeinschaft. Die bedeutendste Frucht dieser Bewegung ist die Evangelische Allianz.

Es war in den vierziger Jahren, als in England bei einer Versammlung amerikanischer, französischer und deutscher Männer der Gedanke reifte, unter Ausschluß aller Lehrstreitigkeiten die Einheit im Geist mit den innerlich verwandten Anhängern aller evangelichen Bekenntnisse zu suchen. Der Gedanke zündete allerorten und entflammte die Herzen bis zu pfingstlicher Begeisterung.

Frei von polemischer Stimmung gegen irgend einen Jünger des Herrn beschränkte man sich auf alle nichtkatholischen Gemeinschaften, ohne die katholischen prinzipiell vom Bunde der Jünger auszuschließen und ohne ihnen die Segnungen der erhofften Arbeit zu versagen. Nur Duldung jeder Ueberzeugung, Toleranz

für jede religiöse Gemeinschaft, nur Freiheit, gleiches Recht und volles Licht für alle Gläubigen war die Losung, war die Vorbedingung für die neue gewaltige Strömung der Geister. Da konnte Rom nicht sein, wenn es nicht aufhören wollte, Rom zu bleiben.

So wurde die Allianz eine rein evangelische.

Aber gerade diese Neutralisirung des religiösen Gebietes für jede biblische Richtung ging Hand in Hand mit den fruchtbarsten Anregungen für gemeinsame Gottesverehrung in Gebet, Sakrament und Leben. Die Besten sollen das beste leisten und wer gutes bringt, soll allen Guten willkommen sein. Hat jemand Weissagung, Gebet, Forschung, Wegbereitung und Gestaltungskraft für christliches Leben, er ist willkommen im Namen des Heilandes, nur soll sein Thun und Lassen dem Glauben der Jünger und der Schrift gemäß sein.

Und in dieser Weitherzigkeit des Glaubens, der Liebe, der gegenseitigen Anerkennung und Unterstützung begegneten sich nicht nur die zahlreichen „Denominationen" Englands, sondern ebenso die geistigen Führer der evangelisch-christlichen Völker und Länder, als man es wagte, Weltversammlungen der Evangelischen Allianz zu berufen.

Es war der Ton herzlicher Bruderliebe, der Hauch des Geistes und der Kraft, welcher in London, Paris, Amsterdam, Genf, Berlin die großen und hochbedeutsamen Versammlungen durchwehte. Besonders seitdem die Sache aus dem Rahmen der engern Gebetesgemeinschaft in den Kreis weltumfassenden Weitblicks getreten war. Hatte man sich auf den vier ersten Versammlungen in der Zeit von 1846 bis 1858 in der Stille gefunden, so war es Friedrich Wilhelm IV. vorbehalten, durch sein königliches Ansehen und tief christliches Verständnis die Allianz in das öffentliche Leben einzuführen. Er war es, der die Koryphäen der Allianz zu Potsdam empfing und seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, den nachmaligen Kaiser Wilhelm I., veranlaßte, den öffentlichen Versammlungen in der Garnisonkirche zu Berlin beizuwohnen.

Seitdem haben die Kongresse ihren weltumfassenden Charakter bewahrt.

Ganz besonders in New-York, wo über 600 auswärtige Delegirte zusammentrafen, darunter der jüngst bekehrte Brahmine Narayan Sheshadri, englische Lords, bedeutende Theologen Deutschlands, Eskimoprediger, Missionare der Südsee, befreite Evangelische von Spanien u. a. m., die in allen Sprachen der Erde bekundeten, daß sie alle eins seien in Christo. Niemand, der dort war, wird je in seinem Leben den gewaltigen Eindruck vergessen, den die 7000 empfanden, als sie in der riesigen Music Hall das Gebet des Herrn mit einander beteten.

Auf New-York folgte Basel, auf Basel Kopenhagen, und alle fünf bis sechs Jahre erneuert sich fortan dieses Zusammenströmen und Zusammenfließen der Geister in Christo.

Hat nun die Allianz vornehmlich die Aufgabe, die ideale Gemeinschaft der Gläubigen zu konstatiren und zu pflegen, so sorgt sie an ihrem Teil, so viel sie vermag, auch für den Schutz der Toleranz und Religionsfreiheit, wo immer auf dem weiten Erdenrunde dies teure Gut evangelischer Christenheit bedroht ist. Ihre Erfolge, obwohl nur durch Appell an das Gewissen der Fürsten und Völker erstrebt, sind für die Kürze der Zeit nicht geringe. Sie befreite den Bibelverbreiter Carrasco in Spanien von den Galeeren, den zwangsweise getauften Judenknaben Mortara aus den Händen der katholischen Fanatiker in Italien; sie trat für verfolgte Katholiken in der Türkei, für die Balten in Rußland, für die Waldenser in Italien, für die Evangelischen in Böhmen und für die separirten Lutheraner in Deutschland ein. Fast überall fand sie williges Gehör und ehrenvolle Berücksichtigung ihrer schlichten Bitten.

Bald feiert sie ihr funfzigjähriges Jubiläum. Und schon ist sie dem spezifischen Gepräge ihrer Jugend, das der englische Ursprung ihr mit auf den Weg gab, entwachsen. In allen bedeutenden Ländern der Erde hat sie ihre festen Komitees und ihre Scharen begeisterter Verehrer. Nicht mehr bedarf sie der Nachhilfe englischer Freigebigkeit, die bisher in großmütiger Weise einen Hauptteil der Kosten getragen hat; sondern je dankbarer das Verdienst der englischen Kreise um Gründung und Erhaltung des großen Bundes anerkannt wird, desto freudiger leben sich die einzelnen Zweige, der amerikanische, deutsche, schweizerische, in thatkräftige Selbstständigkeit ein, um, jeder an seinem Platze, der religiösen Entwicklung der Völker und dem friedlichen Ausbau der Einen heiligen allgemeinen christlichen Kirche zu dienen, während ein internationales Komitee der Präsidenten und Sekretäre die laufenden Geschäfte in zweijährlichen Konferenzen fortführt.

Die letzte dieser Sitzungen tagte in Berlin vom 25. bis 27. September unter Leitung des Grafen Andreas Bernstorff und des Pastors Baumann. Wir stehen unter dem frischen Eindrucke ihrer gesegneten Arbeit. Unter den Delegirten des amerikanischen, englischen, dänischen, holländischen, schweizerischen und deutschen Zweiges herrschte der Ton brüderlicher, herzlicher Liebe, und der Segen reicher Erfolge blieb nicht aus.

Es gelang, ein internationales, ständiges Komitee zu organisiren, das fortan die schwebenden Fragen auch zwischen den großen Weltversammlungen regelt. Namentlich wurden mehrere dringende Fälle von Intoleranz besprochen und zu geeigneter Abhilfe den einzelnen Zweigen überwiesen: vor allen die Sache der leidenden Brüder in den russischen Ostseeprovinzen, welche der französische Zweig zu weiterer Korrespondenz mit dem Oberprokurator Pobedonoszeff übernahm; sodann die Not der Protestanten in der Türkei und in Böhmen, für welche der deutsche Zweig die weitere Fürsorge versprach. Etwas ferner lagen die Anträge des D. Fabri, für Bekämpfung der Sklavenjagden enin Afrika, und der des Missionssuperintendenten Merensky, für die von der holländischen Boerenrepublik schwer bedrohten evangelischen Missionsgemeinden in Transvaal einzutreten; doch wurden dieselben mit großer Wärme vertreten und zu einstimmigen Beschlüssen erhoben.

Das Londoner Komitee lud die nächste Weltversammlung nach England für September 1890 ein, was ebenso einstimmig angenommen wurde.

Am Sarge Kaiser Wilhelms im Mausoleum zu Charlottenburg, des großen Freundes und Förderers der Allianz, feierte das neugebildete internationale Komitee eine stille, ernste Stunde des Dankes und der Hoffnung auf fernere reiche Früchte evangelischer Allianzarbeit. B-B

Der Retter in der Not

Erzählung aus dem Leben eines Gustav-Adolf-Mannes

Es war im Herbste des Jahres 1806. Der Kaiser Napoleon lag in Thüringen und wartete auf eine günstige Gelegenheit, das preußische Heer anzugreifen und zu vernichten, und der unschuldige Bürger und Landmann seufzte unter der Vorahnung schweren, unabwendbaren Unglücks. Da hatte sich eines Sonntags die Gemeinde Prießnitz bei Naumburg zahlreich im Gotteshause eingefunden, um das liebe Erntedankfest feierlich zu begehen. Eben hatte der würdige Pfarrer, Großmann mit Namen, die Kanzel bestiegen, um seinen andächtig lauschenden Zuhörern recht ans Herz zu legen, wie der Herr aller Herren, von dem alle gute und alle vollkommene Gabe herabkommt, auch in diesem Jahre eine unerwartet reiche Ernte beschert und dadurch für die Drangsale des Krieges nach seiner Gnade einen lieblichen Ersatz gespendet habe. Auf einmal wurde die heilige Stille des Gottesdienstes durch den lauten Angstruf: Französische Chasseurs! unterbrochen, welcher von draußen her in das trauliche Kirchlein ertönte.

Der Prediger erblaßte. Er wollte weiter reden; aber er vermochte es nicht. Und kaum hatte er sich wieder gefaßt, so war auch schon die ganze Gemeinde bestürzt von den Bänken auf und zum Gotteshause hinaus.

Tage schwerer Heimsuchung begannen nun für die arme Gemeinde. Gleich nach ihrer Ankunft hatten einige Franzosen dem Schulzen des Dorfes, der ihnen statt der verlangten fünfzig einstweilen nur fünfundzwanzig Karolin zu schaffen vermochte, eine Ackerleine um den Leib geschnürt und ihn neben ihren Pferden im Galopp nach Naumburg entführt. Andre hatten unter entsetzlichen Flüchen und Drohungen Fenster und Thüren der Häuser, Ställe und Scheunen eingeschlagen und in dem

Hab und Gut der unschuldigen Bauersleute auf das Schrecklichste gehaust. Draußen vor dem Dorfe hatten die Feinde ihr Lager errichtet, und wenn sie etwas brauchten, so wurde einfach ins Dorf geschickt. Bald sah man einen Trupp Franzmänner eine ganze Herde von Ochsen und Schweinen ins Lager treiben und nach kurzer Frist wieder zurückkehren, um eine Herde von Gänsen, Enten und Hühnern nachzuholen. Hier ward ein Wagen voll Eggen, Pflügen, Tischen und Bänken hinausgeschafft, um bei den nächtlichen Wachtfeuern als Brennholz verwandt zu werden; dort bewegte sich eine ganze Reihe von allerhand Karren dem Lager zu, hoch mit unausgedroschenen Getreidegarben beladen, welche als Stroh zu dienen bestimmt waren. O es war eine böse Zeit, und mancher geprüfte Bauersmann brach in Thränen des Schmerzes aus, als er sah, wie das wilde Soldatenvolk auch die letzte Kuh vom Stalle führte und das letzte Bündel Heu aus dem Winkel der Scheune hervorholte.

Zwar durfte die heimgesuchte Gemeinde ein wenig aufatmen, als am 13. Oktober früh morgens das Signal ertönte und die Franzosen das Lager abbrachen, um am folgenden Tage die mörderische und für Preußen so unglückliche Schlacht bei Jena und Auerstädt mit schlagen zu helfen. Mit Freude sahen die Prießnitzer den Feind bis auf wenige Reserven von dannen ziehen. Allein ihre Freude, vom Feinde erlöst zu sein, sollte nicht länger dauern als drei Tage und drei Nächte, und dann sollte das Ungewitter sich erst in ganzer Wucht über dem ahnungslosen Dörflein entladen.

Am Abend des 15. Oktober hatten sich die Bewohner erschöpft von der Aufregung der vergangenen Tage zu Bette gelegt, zum ersten male wieder ruhig und unbesorgt. Nichts störte ihre Ruhe als eine rätselhafte Himmelserscheinung, die sich in der Nacht über dem Dorfe zeigte und den ganzen Ort eine Minute lang mit rotem blendenden Licht übergoß. In himmlischer Klarheit brach der Morgen an; jedermann ging an sein Tagewerk, und wer das Glück hatte, seine Pferde und sein Ackergerät noch beisammen zu haben, der schickte sich an, auf das Feld zu ziehen. Da erging urplötzlich wieder der schreckliche Ruf: Franzosen kommen, Franzosen vom Thal herauf!

Im Nu waren alle Häuser und Höfe von Feinden besetzt. Mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonnett standen sie vor Thüren und Thoren und trieben mit gräßlichem Geschrei Männer, Weiber, Kinder und Greise eins nach dem andern zum Dorfe hinaus.

Kein Mensch wagte, sich zur Wehre zu setzen. Niemand ahnte den Grund dieser neuen Drangsal, dieser unbarmherzigen Vertreibung von Haus und Hof. Und was das schlimmste von allem war: niemand war der französischen Sprache mächtig, um den Feind zu fragen und zu bitten. Und die entmenschten Franzosen wiederum waren so von blinder Wut erfüllt, daß sie mit keinem Zeichen den Beweggrund ihres greulichen Verfahrens andeuteten.

Da endlich nahte der Retter in der Not. Noch rechtzeitig schlug sich des Pfarrers Sohn, der Kandidat des Theologie Christian Gottlob Leberecht Großmann, in das Mittel. Er war ein schöner, hochgewachsener Jüngling von 23 Jahren, hatte eben auf der Universität Jena sein theologisches Examen mit Ehren bestanden und hielt sich nun bei seinem alten Vater auf, um ihm während der Kriegszeiten im geistlichen Amte beizustehen. Wie in allen Wissenschaften, so war er auch in der französischen Sprache auf das Beste beschlagen, und diese seine Sprachkenntnisse sollten jetzt der ganzen Gemeinde trefflich zu statten kommen.

Auch den jungen Kandidaten traf das Geschick, mit vor das Dorf hinaus getrieben zu werden. Er war keiner von denen, welche in Gefahr gleich den Mut sinken lassen; wie Geist und Leben, so spiegelte sich auch männlicher Mut und festes Gottvertrauen auf seinem edlen Angesichte ab.

Was soll mit uns vorgehen? fragte er einen schnauzbärtigen Franzosen in seiner Muttersprache.

Ihr habt in vergangener Nacht einen französischen Wagentransport auf der Straße nach dem Vogtlande ausgeplündert und vier Franzosen ermordet, antwortete der Soldat und fügte hinzu: Jetzt sollt ihr hinaus vor das Dorf zu unserm Kommandeur!

Großmann, der von der völligen Grundlosigkeit dieser Beschuldigung überzeugt war und seine Prießnitzer Bauern so unschuldig wußte wie sich selbst, kam bei den Worten des Franzosen nicht außer Fassung, ließ sich ruhig dem Kommandeur, Oberst Gigues mit Namen, gegenüber stellen, und nun entspann sich zwischen ihnen folgendes Gespräch:

Was befehlen der Herr Oberst?

Wie heißt das Land?

Sachsen-Altenburg, Herr Oberst. Unser Herzog residirt in Gotha und hat keinen Mann gegen den Kaiser der Franzosen ins Feld gestellt; sein Bruder ist französischer Bürger und hat ein Haus in Paris; von jeher ist zwischen dem Hofe von Paris und dem Hofe von Gotha das beste Einvernehmen gewesen.

Wie heißt dies Dorf?

Prießnitz, Herr Oberst.

So habe ich an Ihrem Dorfe ein Urteil zu vollstrecken.

Um Gottes willen, Herr Kommandant! fiel ihm Großmann hastig ins Wort: um Gottes willen haben Sie Erbarmen mit uns! Wir sind unschuldig! Das kann unser Dorf unmöglich sein!

Schnell war der Oberst inzwischen vom Pferde gesprungen, hatte ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche gezogen und fragte, indem er seinen Finger auf das Wort Prießnitz legte: Ist dies Ihr Dorf?

Ja, so schreibt sich unser Dorf — aber erlauben Sie gnädigst, Herr Kommandant, es giebt mehrere Dörfer dieses Namens: bei Jena, bei Borna und selbst in unsrer unmittelbaren Nähe Frauen-Prießnitz und Klein-Prießnitz. Briefe dahin und dorthin sind schon unzählige male falsch befördert worden. Gewiß ist eine solche Namensverwechslung auch hier im Spiel! Erbarmen Sie sich unser! Verdammen Sie uns nicht ungehört. Wir sind in Ihrer Gewalt! Findet sich ein Schuldiger unter uns, bestrafen Sie ihn auf das Strengste. Nehmen Sie uns alle mit, wir wollen gerne mitgehn und getrost den Ausgang der Untersuchung erwarten. Aber — üben Sie Gerechtigkeit und Erbarmen!

Noch immer schien diese Rede des mutigen Kandidaten auf den französischen Kriegsmann nicht den rechten Eindruck gemacht zu haben. In anscheinend kaltem Tone rief er nach einer Weile: Wie viel Einwohner hat das Nest?

Noch nicht zweihundert, Herr Oberst!

Was? Ihr lügt. Es müssen ihrer fünfhundert sein. Wo sind die übrigen?

Mit Bedauern muß ich gestehen, ich weiß es nicht. Wenn einige fehlen, so ist es gewiß keine so große Zahl. Sie haben sich vermutlich versteckt oder sind auf der Flucht.

Ja ja, da sieht man das böse Gewissen!

Verzeihung, Herr Kommandant; wir haben jetzt zum ersten male Krieg in dieser Gegend; kein Wunder, wenn die erschrockenen Einwohner sich nicht sogleich zu fassen wissen. Was man ihnen aber schuld giebt, das kann ich bei allem, was heilig ist, versichern, das haben sie nicht gethan! Das haben sie nicht einmal thun können! Sie sehen diese Straße; sie ist vom 12. Oktober bis gestern kaum leer geworden von französischen Truppen. Sie sehen dieses Lager und die Spuren der Verwüstung überall, wer möchte bei solcher Uebermacht auch nur daran gedacht haben, sich an einem Ihrer Kameraden zu vergreifen! Am 12. Oktober haben mehrere Generale und Stabsoffiziere bei uns übernachtet, und keiner hat geklagt. Vom 13. abends an und den ganzen 14. Oktober hat der Oberst Geoffroy mit Reserve bei uns gestanden, er ist vergnügt und freundlich von uns geschieden. Noch gestern haben sieben Soldaten den ganzen Tag über allein im Lager gelegen, und niemand hat ihnen ein Leids gethan. Betrachten Sie doch, ich bitte Sie inständigst, die armen Leute, die Sie vor sich sehen; verrät ihr zitterndes und zagendes Ansehen wohl Räuber und Mörder? Thun Sie kein Unrecht, erbarmen Sie sich Ihrer christlichen Brüder!

Der Schluß dieser Rede schien nun doch dem Obersten ein wenig zu Herzen gegangen zu sein. Er ließ sich bewegen, eine berittene Ordonnanz nach Naumburg zu senden und dem Marschall Davoust den Sachverhalt mitteilen zu lassen. Die

ganze Gemeinde atmete auf, als ein junger französischer Leutnant namens Sicot ein leichtes Roß bestieg und in gestrecktem Galopp in das Quartier des Feldherrn davonjagte. Großmann suchte inzwischen einigen Offizieren mit allen Mitteln der Beredsamkeit noch einmal das Genauesten darzulegen, daß an eine Schuld der Gemeinde Prießnitz nicht entfernt zu denken sei. Aber die Offiziere zuckten die Achseln und meinten: Ja, bester Herr, der Krieg ist einmal ein Unglück! Wir können nichts für Sie thun! Halten Sie sich an den Kommandanten, er ist ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe. — Und ein gemeiner Soldat, der auch mit drein reden wollte, machte dem Kandidaten begreiflich: Es giebt gar keinen Pardon für Sie! Sie sind es gewesen; durch Bauern sind Sie verraten worden! In solchen Fällen muß der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen werden. Sie müssen sterben mit allen Männern der Gemeinde, und das Dorf muß brennen lichterloh! Sie können sich nur gratuliren, daß die Exekution gerade diesem und nicht einem andern Kommandanten aufgetragen worden ist. Wäre es nicht Herr Oberst Guigues de Revel, so wäre die bevorstehende Strafe schon gleich nach Mitternacht streng nach dem Buchstaben des Befehles vollzogen worden. Was denken Sie denn? Vor mehreren Jahren ergriff das Städtchen Carmagnola in Piemont die Waffen gegen uns zu Gunsten der Oesterreicher. Und was geschah? Wir umzingelten es und verbrannten es mit allen Menschen, die darinnen waren, und so wird es hier auch geschehen. Wir Krieger unter unserm großen Empereur kennen keinen Pardon!

So stand also dem armen Dörflein das schreckliche Schicksal von Carmagnola bevor! Ein allgemeines Entsetzen ging durch die Reihen der bedauernswerten Bevölkerung, die man noch immer wie eine Herde Schafe auf offnem Felde zusammenhielt. Eins bedauerte und beklagte das andre; Kinder schrieen nach Brot; Weiber weinten laut auf; Männer und Greise schauten starr vor sich hin. Hier lagen einige auf den Knieen, dort bedeckten andre ihr Angesicht mit den Händen; für alle aber hatte der wackere Großmann ein Trosteswort, und es war rührend anzusehen, wie der treue Sohn seinen alten Vater aufrichtete. Und es galt ja noch immer nicht ganz zu verzweifeln. Selbst ein Marschall Davoust mußte doch noch ein fühlend Herz in seiner Soldatenbrust tragen; die Gerechtigkeit mußte doch schließlich den Sieg erringen; eine völlig schuldlose Gemeinde konnte doch unmöglich auf eine bloße falsche Anschuldigung hin mit einem Schlage vernichtet werden. So dachte man trotz allen Befürchtungen, und so lange der Mensch noch hoffen kann, ist ja noch nicht alles verloren, denn Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

Nachdem die Gemeinde drei und eine halbe Stunde lang an dem kalten, trüben Oktobermorgen unter freiem Himmel zwischen Furcht und Hoffnung hin und her geschleudert worden war, da endlich kam der nach Naumburg entsendete Leutnant eilig auf schnaubendem Rosse dahergesprengt. Er begab sich sofort zum Kommandanten, der mit den übrigen Offizieren etwas seitwärts stand. Und nun sah man die Herren lebhaft mit einander reden, Papiere auf- und zurollen, Befehle austeilen und ab und zu mit den Fingern nach der unglücklichen Gemeinde weisen. Natürlich ahnte diese nichts Gutes. Es waren peinliche Minuten, als sie zusehen mußte, wie im Kriegsrate der Feinde über ihr Schicksal entschieden ward. Schon wollte Großmann der Versammlung sich nahen, um Gewißheit zu haben, da ward er von einem jungen Offizier, Govéan mit Namen, wie er nachmals erfuhr, unter dem Ausdruck des Bedauerns zurückgewiesen. Zu gleicher Zeit kam ein Leutnant mit gezogenem Degen auf die Bauern los, trieb sie auf einen dichten Haufen zusammen und kommandirte mit lauter Stimme: Zum Gewehr! zum Gewehr! Da ließ sich der Kandidat nicht länger halten, faßte den Leutnant bei der Hand und rief flehentlich: Bester Mann, was hat der Offizier gebracht? Leben oder Tod? Sagen Sie mir die Wahrheit! — Ihr seid alle gerettet, war die Antwort: man wird euch kein Leid anthun; geht und dankt dem Kommandanten!

Schon wollte man zu dem Obersten laufen und ihm für seine Gnade zu Füßen fallen, da ward es zur schrecklichen Gewißheit, daß die Auskunft des Leutnants nur ein leeres, trügliches Wort gewesen war. Im Augenblick sah sich die geängstigte Gemeinde von einem dichten Kranze Soldaten umzingelt, und als sie aufschaute, da lohten ihr vom Dorfe her helle Flammen entgegen, und dicke, schwarze Rauchwolken zogen über ihren Häuptern dahin. Ein Geheul des Jammers erhob sich unter den hartgeprüften Leuten, als sie ihr Hab und Gut dem Feuer zum Raube fallen sahen und das wütende Element ein Haus nach dem andern ergriff, um es in wenig Minuten in Asche zu legen. Männer, Frauen, Verwandte, Freunde liefen zusammen, umarmten sich vor Schmerz und beteten mit aufgehobenen Händen, andre verfielen in Krämpfe und Zuckungen. Selbst der wackere Großmann schien seine Fassung verloren zu haben: O daß ich in einer Schlacht gefallen wäre! rief er aus und fiel dabei seinem alten Freunde, dem Schullehrerssohne, schluchzend um den Hals.

Noch aber war das Maß des Elends nicht voll, das über Prießnitz hereinbrechen sollte. Bald wurde Großmann zum Kommandanten beschieden und erhielt einen Bogen Papier ausgehändigt, auf welchem die Gemeinde ihr Schicksal schwarz auf weiß zu lesen bekam. Rasch entfaltete er den Bogen und las zu seinem Erschrecken folgendes:

Proklamation.

Die Einwohner des Dorfes Prießnitz haben die Verwegenheit gehabt, einzelne auf ihrem Gebiete durchpassirende Franzosen zu ermorden. Sie haben einen Transport angefallen und geplündert. Ein schreckliches Beispiel ist notwendig, um solchen Freveltäten Einhalt zu thun; es soll auch gegeben werden. Die Einwohner des erwähnten Dorfes sind alle mit dem Tode zu bestrafen, Greise, Weiber und Kinder ausgenommen, und ihre Häuser sind in Brand zu stecken. Eine gleiche Behandlung ist allen denen vorbehalten, welche das Beispiel dieser Rebellen nachahmen würden; dagegen verspricht man allen ruhigen Einwohnern Schutz und Sicherheit. — Sachsens Einwohner! Lasset den Militärpersonen die Sorge, die zwischen beiden Nationen bestehenden Zwistigkeiten zu beendigen. Bleibet ruhige Zuschauer der Gefechte und nehmt daran keinen Teil, indem solches nach allen unter den zivilisirten Völkern angenommenen Grundsätzen ein Verbrechen ist, welches nicht ungeahndet bleiben wird. — Naumburg, den 16. Oktober 1806.

Kaum hatte Großmann unter Thränen die Proklamation zu Ende gelesen, als der Kommandant die Losung ausgab: Junge Leute vor!

Eine Handvoll Soldaten riß sogleich sieben Burschen aus dem Bauernhaufen heraus, behielt sie zurück und trieb die übrigen, darunter Großmann, wie eine Herde Vieh rasch die Straße entlang, so rasch, daß diese es gar nicht bemerkten, daß eine Anzahl junger Leute dem verworrenen Menschenknäuel sichnicht hatte anschließen dürfen.

Als die Gemeinde einige hundert Schritte entfernt war, da ertönte auf einmal ein lauter Knall, so dröhnend wie ein Kanonenschuß. Neues Erschrecken, neues Jammergeheul! Jetzt erst merkte man, es fehlen sieben Jünglinge aus der Gemeinde: es fehlt der Schmidtkarl, es fehlt der Böttgerfriedrich, es fehlen vier Dienstknechte, und es fehlt auch der Schulmeisterssohn, der brave Freund des wackern Kandidaten! Ach, und der Kommandant hatte ja eben gerufen: Junge Leute vor! — Gewiß ist nun an den armen Opfern das schreckliche Todesurteil vollzogen worden! —

Und richtig, wie die Gemeinde gefürchtet, so war es geschehen, nur Gott sei Dank, mit etwas anderm Ausgang.

Den Vollstreckungsbefehl in der Tasche, durfte der Oberst nicht anders handeln, als es ihm in der Proklamation des Marschalls Davoust vorgezeichnet stand; aber durch Großmanns Rede war er von der Unschuld der Gemeinde völlig überzeugt. Gewaltig stritt in seinem Herzen sein Pflichtgefühl mit dem Gefühle für Recht und Barmherzigkeit. Sprach er doch selbst wiederholt zu seinen Offizieren: Ach, daß doch ich gerade dazu berufen bin, eine solche Greuelthat zu vollziehen!

Da erbot sich der junge Hauptmann Govéan, derselbe, der den Kandidaten von der Versammlung der Offiziere zurückgehalten hatte, die Sache zum guten Austrag zu bringen, wenn man ihm freie Hand lasse. Er erbat sich nur, das Regiment möge abmarschiren, eine Kompagnie möge zurückbleiben, und versicherte, er werde durch sein geplantes Verfahren der Proklamation des Marschalls ebensowohl wie den Wünschen und

Bitten der Gemeinde Genüge leisten, und sich weder gegen das Kriegsrecht noch gegen die christliche Liebe und Barmherzigkeit vergehen.

Der Oberst Guigues war das von Herzen zufrieden und gab das Zeichen zum Aufbruch. Eine Kompagnie blieb zurück. Der Hauptmann läßt die sieben Jünglinge vorführen und niederknieen. Er selbst kniet mit nieder. Dann kommandirt er: Ladet das Gewehr! Mit der einen Hand winkt er dann den jungen Männern, sich zur Erde zu neigen, während er mit gezogenem Säbel seinen Musketieren andeutet, die Gewehre hoch zu halten. Legt an! tönt das Kommando. Die Jünglinge erblassen und fallen wie gelähmt zu Boden. Feuer! — und die tötlichen Geschosse sausen hoch über den Häuptern der Sieben in die Luft.

Schnell zieht der wackere Hauptmann dem Regimente nach. Wie tot liegen die Jünglinge noch am Boden. Sie wollen aufstehen und vermögen es nicht, so hatte der Schreck ihre Glieder gelähmt. Nach einer Weile raffen sie sich doch auf und suchen ihre Angehörigen zu erreichen. Am Wege aber sinken sie noch einmal nieder und beten knieend unter einem Dornstrauche ein dankvolles Vaterunser, und wohl kaum je ist ein brünstigeres Gebet zum Himmel emporgestiegen, als es am 16. Oktober 1806 vormittags 11 Uhr zu Prießnitz unter dem Dornbusche geschah.

Wie groß die Freude der guten Prießnitzer war, als sie sich von den Franzosen befreit sahen und ihre sieben schon verloren geglaubten Brüder wieder hatten; wie sehr sie der Erzählung des Schulmeisterssohnes lauschten, der für seine Kameraden das Wort führte und von der schrecklichen und doch so glücklichen Exekution berichtete; wie dankbar sie dem treuen, mutigen Kandidaten, der so zur rechten Stunde bewiesen, daß er Herz und Mund auf dem rechten Flecke hatte, die Hand drückten, das brauche ich nicht erst ausführlich zu beschreiben, das kann der geneigte Leser sich selber denken. Eben so wenig brauche ich von den Empfindungen lange zu reden, mit denen die arme Gemeinde in das eingeäscherte Dorf wieder einzog. Wie sah es darinnen aus! Wüste und leer stand der ganze Ort; Brandstelle an Brandstelle bot sich dem Auge dar, und überall züngelten noch Flammen und Flämmchen zwischen den verkohlten Balken und Sparren hervor, während der Qualm, der über dem Ganzen lag, schier unerträglich war. Sechsunddreißig Gehöfte waren ein Raub der Flammen geworden, und nur sechzehn waren stehen geblieben. Anfangs hatte es geschienen, als wenn das ganze Dorf der Feuersbrunst zur Beute fallen würde; aber da hatte Gottes Gnade einen frischen Morgenwind gesendet: die Flammen drehten sich, und sechzehn Gehöfte blieben stehen, darunter das Gotteshaus und das Schulhaus, während die Pfarre mit in Trümmer gesunken war. Der Schaden war noch groß genug: 33 auserlesen schöne Pferde, 166 Kühe, 135 Schafe, 96 Schweine, 353 Gänse und eine zahllose Menge Hühner waren entweder fortgeführt oder verbrannt, und fast die ganze Ernte war vernichtet. Auf mehr als 103000 Thaler wurde der gesamte Schaden berechnet — daneben aber waren auch drei Menschenleben zu beklagen. Ein zwanzigjähriger Jüngling, eine dreiundzwanzigjährige Jungfrau und ein älterer taubstummer Mann hatten sich in einer Scheune versteckt und fanden in dem Qualm und Rauch ihren Untergang. Aus einer blühenden, lieblichen Gemeinde war in wenig Tagen eine Einöde, eine einzige Brandstätte geworden, und kaum verriet das Gebell eines Hundes dem Wanderer, daß hier sich noch Menschen aufhielten. Ein Glück war es noch, daß milde Hände sich aufthaten und Gaben der Liebe spendeten von nah und fern. — —

Jahre vergingen seitdem in raschem Fluge. Die Franzosen zogen tiefer nach Deutschland hinein. Napoleon erschien bald in Berlin, schloß den für Deutschland so traurigen Frieden zu Tilsit und erfocht Sieg um Sieg über seine Feinde, bis endlich sein Glücksstern zu erbleichen begann. Auf den Schneefeldern Rußlands und auf der Ebene von Leipzig rief ihm Gott ein gewaltiges: Bis hierher und nicht weiter! zu.

Mit lebhafter Teilnahme verfolgte die Gemeinde Prießnitz den Verlauf all dieser schweren Kämpfe. Jeder neue Sieg des Kaisers ging ihr wie ein Schwert durchs Herz, und jeder Fortschritt der guten Sache, der Freiheit des Vaterlandes, ließ sie laut aufjubeln. Daneben aber vergaß sie natürlich ihre eignen Schreckenstage vom Oktober 1806 nicht, sondern behielt sie in treuestem Gedächtnis. Jedes Jahr am 16. Oktober vormittags riefen die Kirchenglocken zum Gotteshause.

In den Jahren 1807, 1808 und 1809 hielt der junge Kandidat, der einst der Retter der Gemeinde gewesen, selbst noch die Gedächtnisrede, und die sieben jungen Leute standen jedesmal der Kanzel gegenüber als die lebendigen Denkmale von Gottes Barmherzigkeit. Im Jahre 1811 ward auf demselben Platze, wo einst die Sieben niedergekniet waren, um die tötliche Kugel ins Herz zu empfangen, dem Angstplatze, wie er von Anfang an in der Gemeinde genannt ward und noch genannt wird, auch ein steinernes Denkmal errichtet, auf dessen Vorderseite die Namen der sieben Jünglinge verzeichnet stehen, während eine andre Seite die Inschrift zeigt:

Hier auf dem Plane dieser Statt
Viel Jammer uns betroffen hat,
Als Feindesrach und Feuersglut
Bedräuten unser Gut und Blut.
Der Menschen Werk war Angst und Not:
Hilf und Errettung kam von Gott.
Deß zum Gedächtnis, Gott zur Ehr
Ward dieser Stein gesetzet her,
Wie bessrer Zeiten Lauf begann,
Getröstete Unschuld Mut gewann.
Ihr lieben Nachbarn, denket dran:
Der Herr hat Großes an uns gethan!

In demselben Jahre 1811 kam der junge Großmann von Prießnitz weg und zog als Pfarrer in die Gemeinde Gröbitz bei Weißenfels ein. Von Stufe zu Stufe stieg er empor auf der Bahn theologischer und geistlicher Ehren. Im Jahre 1822 kam er als Diakonus und Professor an die Fürstenschule Pforta, gab eine gelehrte Schrift heraus und wurde nach einem Jahre zum Generalsuperintendenten des Herzogtums Altenburg ernannt. Dieses Amt verwaltete er fünf Jahre lang mit der größten Gewissenhaftigkeit zum Segen für Kirchen und Schulen des Landes, gab daneben neue wissenschaftliche Bücher heraus und erwarb sich als Mensch und Christ, als Prediger und Gelehrter einen solchen Ruf, daß er 1829 als Superintendent und Professor der Theologie nach Leipzig berufen wurde. Hier wirkte er ein Menschenalter ganz in dem Geiste des Friedens, den er von seinem Vater geerbt hatte. Glühende Liebe zu seinem Heiland und warme Teilnahme für das Wohl und Wehe seiner Gemeinde zeichneten ihn gleichermaßen aus. Und so ist es kein Zufall, daß derselbe Mann, der einst aus barmherziger Liebe zu seiner Heimatsgemeinde der Retter jenes Dörfleins geworden war, von gleicher christlicher Liebe getrieben, noch auf einem andern Gebiete, auf einem weiteren Felde ein Retter in Not geworden ist, daß der Mann, der einst von seiner Muttergemeinde die Feinde abzulenken wußte, in der Folge auch seine geistliche Mutter, die evangelische Kirche, vor dem Feinde schirmte. Er ward im Jahre 1832, wie man wohl sagen darf, der Gründer des Gustav-Adolf-Vereins. Am 6. November 1832, dem zweihundertsten Todestage des frommen Schwedenkönigs Gustav Adolf, tauchte in der Seele Großmanns der schöne Gedanke auf, dem großen Fürsten ein Denkmal zu errichten, dauernder als Erz und Stein: einen Verein zur Unterstützung evangelischer Christen und Gemeinden in römisch-katholischen Landen zu gründen und diesem Verein den Namen des frommen Königs beizulegen. So entstand der Gustav-Adolf-Verein. Großmann wurde sein erster Leiter und bestimmte für ihn als Losung das Schriftwort, mit welchem auch Großmanns ganzes Leben und Wirken am besten und auf das Kürzeste bezeichnet werden kann: Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.

So wurde der Name Großmann bekannt und berühmt im ganzen deutschen Vaterlande und weit über dessen Grenzen hinaus, und die Prießnitzer Bauern waren stolz darauf, daß der Sohn ihres alten, längst heimgegangenen Pfarrers, der Mann, der sie einst vom Untergange gerettet, überall mit höchsten Ehren genannt ward. Besonders groß war aber ihre Freude, als der fünfzigste Jahrestag des denkwürdigen Ereignisses, der 16. Oktober 1856, herannahte, und der inzwischen

alt und grau gewordene ehemalige Kandidat und jetzige Domherr, Professor, Superintendent und Doktor Großmann seine persönliche Teilnahme an dem Feste zusagte. Welch ein Jubel in der ganzen Gemeinde, als der alte, würdige Geistliche, dem der Friede Gottes und die Herzensgüte vom Angesicht leuchtete, im Dorfe anlangte, neben sich seine Gattin, seine Kinder und Schwiegerkinder! Um 10 Uhr begann der Gottesdienst auf dem festlich geschmückten Angstplatze. Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut — so brauste es mächtig himmelan, und niemand sang diesmal nur mit den Lippen, allen kam es aus dem Herzen heraus. Nun bestieg der Ortspfarrer eine Art Kanzel und grüßte die Gemeinde mit einer kurzen Ansprache, der das Psalmwort zu Grunde lag: Dies ist der Tag, den der Herr machet, lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein. Dann aber trat der ehrwürdige Jubilar vor die Gemeinde und hielt ihr das Wort vor, das sich an ihr so herrlich erfüllt hatte: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Dem Redner gegenüber standen die beiden einzigen Ueberlebenden aus der Zahl jener Jünglinge, die einst dem Tode geweiht werden sollten. Der Schnee des Alters deckte längst ihre Häupter, und sie vor allen mag es mächtig ergriffen haben, als der geistliche Redner begann:

Ein halbes Jahrhundert ist wie ein Traum vorübergeflogen seit jener unvergeßlichen Woche des Schreckens, wo wir am Morgen des sechzehnten Oktobers urplötzlich durch feindliche Waffengewalt aus unsern Häusern zusammengetrieben, gleich Verbrechern auf dem Richtplatze von feindlichen Bajonnetten bewacht, auf dieser Stelle der Entscheidung entgegenharrten, wo wir, da endlich die eisernen Würfel gefallen, unser Hab und Gut durch Feindes Hand in Rauch aufgehen sahen, wo des Todes Stricke uns so ganz überwältigten, daß nur ein Schritt, ja nur ein Haar zwischen uns und dem Tode war. — Wo sind die Männer und Greise jener Zeit? Sie ruhen längst von aller Arbeit und sind längst zu ihren Vätern versammelt! Wo sind die Jünglinge jener Zeit? Hier stehen sie in Thränen heiliger Rührung zerflossen, die zwei Einsamen, die allein noch übrig sind von jenen sieben Auserwählten, die dem Kriegsrechte zur Sühne für uns alle büßen sollten, über deren Häuptern die tötlichen Geschosse der Feinde dahinsausten und die nach ausgestandener Todesangst dort auf dem Wege auf die Kniee sanken. Und wir andern ihrer Jugendgenossen? Auch wir sind zu Greisen herangereift!

So führte der ehrwürdige Redner seine Zuhörer zurück in die Vergangenheit mit ihren Schrecken und hinauf zu dem gütigen Vater im Himmel, dessen Wege zwar nicht immer unsre Wege und dessen Gedanken nicht unsre Gedanken sind, der aber doch alles wunderbarlich hinausführt, und schloß mit einem innigen Dankgebete für alles, was Gott bisher an der Gemeinde Prießnitz gethan, die er auch fernerhin in den Schutz des Allmächtigen stellte.

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß Berichte über das Prießnitzer Jubiläum in die Zeitungen kamen und die Sache über Deutschland und dessen Grenzen hinaus bekannt machten. Und nun ereignete sich ein überaus liebliches Nachspiel zum Feste, welches das Walten des gütigen Gottes auf das Deutlichste bezeugt, ein Nachspiel, das man für ein Märchen halten möchte, wenn man nicht wüßte, wie sehr es auf geschichtlichem Grunde ruht.

Es war an einem Wintertage zu Anfang des Jahres 1857, da trat in einen Kaffeesalon, genannt Zur Perle, in Lyon ein hochbetagter, aber immer noch rüstiger Greis. Auch wenn ihn die bedienenden Kellner nicht mit Herr Oberst angeredet hätten, würde man nicht im geringsten darüber in Zweifel gewesen sein, hier einen Kriegsmann, einen pensionirten Offizier, einen alten Veteranen aus den Kriegen des ersten Napoleon vor sich zu haben. Seiner Gewohnheit gemäß griff der Alte, nachdem er sich seinen Kaffee bestellt hatte, zuerst nach einer deutschen Zeitung, der Augsburger Allgemeinen, die im Salon mit ausgelegt war. Er hatte in jungen Jahren während der Feldzüge in Deutschland die deutsche Sprache notdürftig sich angeeignet, und da er im Laufe der Jahre längst allen Groll gegen die Besieger seines Kaisers abgelegt hatte, so las er immer gern in deutschen Blättern, und sein altes Herz durchzogen oft merkwürdige Erinnerungen und Gefühle, wenn er Nachrichten aus Leipzig, Dresden, Naumburg, Jena und dergleichen entdeckte.

So vertiefte er sich denn auch diesmal eifrig in die Augsburger Allgemeine und hörte es gar nicht, daß dicht neben ihm ein Deutscher saß, der mit dem französischen Kellner mühsam sich zu verständigen suchte und den Alten recht gut zum Dolmetsch hätte brauchen können.

Auf einmal fuhr er sich heftig an die Stirn und zitterte vor Erregung am ganzen Leibe. Es mußte etwas besonders Merkwürdiges sein, was ihn in den Spalten der Augsburger fesselte. Wars wirklich so, wars kein bloßer Traum? Hier stand etwas von einem Dorfe Prießnitz im Herzogtum Sachsen-Altenburg; hier war die Jubelfeier dieses Dorfes beschrieben, die es zur Erinnerung an den 16. Oktober 1806 veranstaltet hatte; hier war ein junger Kandidat genannt, der durch seinen Mut die Gemeinde vom Untergang gerettet, und ein junger französischer Hauptmann, der durch seinen Edelsinn im Herzen der Gemeinde ein unvergängliches Denkmal sich errichtet hatte! — Freudenthränen stürzten aus seinen alten Augen; er konnte sich nicht länger halten: laut las er den Kellnern, Gästen und wer es sonst noch hören mochte, den Zeitungsartikel in französischer Sprache vor und schloß im Tone wehmütiger Freude: Und meine Herren, der junge Hauptmann — das bin ich gewesen!

Ging da eine Bewegung durch die Anwesenden allzumal! Der alte Oberst Govéan wurde trotz seiner 82 Jahre wieder jung in der Erinnerung der längst vergangenen Tage; ausführlich erzählte er von seinen Erlebnissen am 16. Oktober jenes denkwürdigen Jahres. So wurde denn auch der Deutsche, Herr Kaufmann Behrend aus Leipzig, auf die Sache aufmerksam. Mit Hilfe der Augsburger Allgemeinen über den Sachverhalt aufgeklärt, schüttelte er dem würdigen Obersten gerührt die Hand. Dieser aber band es dem Kaufmann auf die Seele, sobald er in seine Heimat käme, zum alten Superintendenten Dr. Großmann zu gehen, ihm zu sagen, der ehemalige Hauptmann Georg Antoine Augustin Govéan, der Lebensretter jener Sieben, ließe ihn herzlich und dankbarlich grüßen und um weitere Nachrichten über das Jubiläum von Prießnitz bitten. Das geschah denn auch, und der alte Großmann pries seinen Gott und Herrn, daß er ihn dies noch habe erleben lassen. Dann aber sandte er dem ehrwürdigen Obersten einen ausführlichen Brief, in dem er ihm noch nach fünfzig Jahren für sein christliches Verfahren von ganzem Herzen dankte. Das that denn dem alten Kriegerherzen unendlich wohl. Zu schwach und erregt, um selbst schreiben zu können, diktirte er einer jüngeren Hand seine Antwort in die Feder und schrieb zurück:

Hochehrwürdiger Herr Doktor!

Mit unermeßlicher Freude habe ich den Brief empfangen, den Sie mir am 6. April 1857 sandten. Ich verdiene nur den allerkleinsten Teil der Lobsprüche, mit welchen die Güte Ihres Herzens mich überschüttet. Das fromme Gedächtnis, welches Ihre Landsleute für meine so natürliche Handlung der Menschlichkeit bewahrt haben, beweist ihre edlen Gefühle und ihre Hochherzigkeit. Ich bin lebhaft davon gerührt und schätze mich heute doppelt glücklich wegen des Verfahrens, das ich eingehalten habe. Ich bin sehr erkenntlich, hochwürdiger Herr, für die persönlichen Gefühle, welche Sie bei dieser Gelegenheit, die uns noch einmal einander nahe bringt, mir ausgedrückt haben.

Ich muß Ihnen leider sagen, daß der Kommandant Guigues fünf oder sechs Monate nach jenen Vorfällen zu Thorn an der Weichsel gestorben ist, und daß der Lieutnant Sicot, der den Befehl des Marschalls Davoust aus Naumburg brachte, ebenso vor etwa fünfzehn Jahren zu Metz in Lothringen das Zeitliche segnete. Am Ziele einer langen, kriegerischen Laufbahn, auf der ich alle denkbaren Uebel des Krieges gesehen habe, komme ich zu dem Schlusse, daß der Krieg ganz zwecklose Härten mit sich führt und daß die Regierungen, denen die Wohlfahrt der Völker anvertraut ist, ihnen diese Geißel ersparen sollten, welche der gesunden Vernunft und ohne Zweifel auch dem Willen Gottes widerstreitet, der uns nicht in diese Welt gesetzt hat, um uns gegenseitig zu ermorden. Gott erhalte Ihnen, das ist mein inniger Wunsch, Ihr kostbares Leben u. s. w.

Lyon, den 20. April 1857.

Govéan, ehemaliger Hauptmann der Grenadiere des 3. Linienregiments und gegenwärtig Oberst a. D.

Dieser Brief ist gewiß ein schönes Zeugnis der christlichen Gesinnung des alten französischen Kriegsmannes.

Seinen Edelmut gebührend zu lohnen und nach einem halben Jahrhundert ehrend anzuerkennen, was Anno Sechs ein braver französischer Offizier an einem hartgeprüften deutschen Dörflein gethan, übersandte der Herzog von Altenburg dem würdigen Jubilar die Insignien seines Hausordens. Und dem

alten Haudegen von Lyon war es eine große Freude, auf seine alten Tage den deutschen Orden neben das Abzeichen der französischen Ehrenlegion auf seine Brust heften zu können.

Bald darauf, schon am 29. Juni des Jahres 1857, legte Großmann sein müdes Haupt zum Sterben nieder.

Groß war die Trauer um ihn im ganzen evangelischen Deutschland. Aus allen Gauen liefen Schreiben ein, die den Verlust dieses „großen Mannes," der nicht umsonst den Namen „Großmann" getragen, aufrichtig beklagten. Tief traf die Todesnachricht den alten Obersten in Lyon. Er schrieb, von Wehmut ergriffen:

Ich empfinde schmerzlich den Tod des hochwürdigen Herrn Professors. Ich hegte den Wunsch gern, daß der Herr ein so kostbares Leben noch verlängert hätte. Es bleibt mir nun nichts übrig, als Ihren Schmerz und Ihre Trauerklagen zu teilen.

Noch bescherte der Gott aller Gnade dem wackern Gobsan eine kurze Frist. Dann rief er auch ihn heim in das Land, wo kein Krieg, sondern lauter Friede ist.

Im irdischen Leben haben sich die beiden nimmer gesehen; aber im ewigen Leben werden sie einander ins Auge geschaut und mit allen Seligen am Throne dessen sich gefunden haben, der da gesagt hat: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen, und: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.*)

F B

*) Vgl. Vater Großmann, der Gründer des Gustav-Adolf-Vereins. Ein Lebensbild von Franz Blanckmeister, Archidiakonus in Schneeberg. Barmen, Klein; 57 S.; 10 Pf. D H

Verschiedenes.

(Rheinisches) Im Rheinlande zieht der Solinger Zwischenfall noch immer seine Kreise. Eine Kreissynode nach der andern faßt einstimmig Beschlüsse, welche sich von denen in Nummer 36, S. 335, mitgeteilten der Kreissynoden von Solingen und Lennep in der Sache wenig unterscheiden. Kreissynode Kreuznach spricht insbesondre auch „ihre schmerzliche Verwunderung und ihr tiefstes Bedauern aus über die Verfügung der Königlichen Regierung zu Düsseldorf vom 28. Januar d. J., laut welcher die Wirksamkeit eines bisher uneingeschränkt amtirenden Geistlichen der evangelischen Landeskirche der Ueberwachung der Bürgermeister unterstellt und eventuell ein strenges Vorgehen gegen denselben angeordnet wird."

Fortdauert der Streit über § 75 der rheinischen Kirchenordnung und die daraufhin vom Konsistorium zu Koblenz aus Anlaß des Solinger Zwischenfalls erlassene Verfügung. Diese lautete:

Coblenz, den 30. Juli 1888.

Vorkommnisse der neuesten Zeit veranlassen uns, die Herren Geistlichen und die Presbyterien nachdrücklich auf die gewissenhafte Beachtung der Vorschriften des § 75 der Kirchenordnung hinzuweisen, wonach die Kirchen lediglich zur Abhaltung des Gottesdienstes und Verrichtung andrer kirchlicher Handlungen bestimmt sind und zu andern Zwecken ohne Genehmigung des Presbyteriums, des Superintendenten und des Konsistoriums der Provinz nicht benutzt werden dürfen.

C. Nr. 8599. Königliches Konsistorium.

Einzelne Synoden, wie die an der Agger zu Ründeroth haben an dem Inhalt der Verfügung keine Kritik geübt, sondern nur deshalb protestirt, „weil die Zeit und die Art und Weise, in welcher dieselbe veröffentlicht wurde, in der evangelischen Bevölkerung vielfach den Schein erweckt haben, als ob die protestantische Abwehr römischer Anmaßungen sich nicht des Wohlwollens des königlichen Konsistorii erfreue." Der Ton, in welchem diese Kreissynoden zum Teil mit dem Konsistorium reden, ist in Deutschland wohl nur am Rhein, insbesondre am Niederrhein möglich, wo die kirchlich lebendigsten Teile ein landesherrliches Kirchenregiment kaum je gekannt haben und in nicht ganz unbegründetem Selbstbewußtsein Konsistorium und Konsistorialerlasse überhaupt für etwas sehr überflüssiges anzusehen pflegen. Man sollte doch diesem independentistischen Zuge nicht zu sehr die Zügel schießen lassen und bei dieser Gelegenheit nicht erst recht synodalerseits den Römischen das Schauspiel eines innern Zwiespalts zeigen. Daß das rheinische Konsistorium in dem gegen Rom entbrannten Kampfe von Herzen auf seiten der Gemeinde steht, ist ja doch über allen Zweifel erhaben. So hat es denn auch das Eingreifen und ganze Auftreten des Bürgermeisters van Meenen in der Solinger Kirche „dem Evangelischen Oberkirchenrate gegenüber für ungerechtfertigt erklärt und den betreffenden Akt in seinem Bescheide an das Presbyterium zu Solingen als einen sehr beklagenswerten bezeichnet" (Nat.-Z.).

Daß angesichts der Konsistorialverfügung vom 30. Juli Pfarrer Giesecke von Solingen mit seinem Strafantrage gegen den Bürgermeister auf Grund von § 167 (vergl. Nummer 33, S. 309) bei der Elberfelder Staatsanwaltschaft (Pinoff) kein Glück haben würde, ließ sich erwarten. Auch der Oberstaatsanwalt in Köln hat die hierüber ergangene Beschwerde zurückgewiesen. Die Angelegenheit wird nunmehr vom Oberverwaltungsgericht zu entscheiden sein, da Pfarrer Giesecke auch diese Instanz noch angerufen hat. — Auf die Beschwerde des Solinger Ortsvorstandes des Evangelischen Bundes, welche sich auf das Vereinsgesetz stützte, ist seiten des Herrn Regierungspräsidenten zu Düsseldorf noch keine Antwort ergangen, obwohl sie bereits am 3. August eingereicht wurde!*) Gespannt darf man sein, ob das ärgerliche, von allen Seiten als ungesetzlich anerkannte Verhalten des Solinger Bürgermeisters gar keine Sühne erhalten wird. Die erregten Gemüter im protestantischen Rheinlande zu beruhigen würde das kaum geeignet sein. —

Zu dem Briefwechsel zwischen Konsistorialrat Leuschner und Freiherrn von Hammerstein ist nachzutragen, daß Pfarrer Thümmel in einem durch die Westdeutsche Zeitung (Nr. 224) veröffentlichten Briefe an Leuschner eingehend darlegt, worauf die „tiefergehende Kenntnis" sich bezogen habe, die er von Hammerstein gegenüber sich beilegte (vgl. Nr. 37, S. 348), nämlich darauf, „daß die kirchlichen Selbständigkeitsbestrebungen hier [im Rheinland] tiefere Wurzeln hatten, als irgendwo, und daß darum auch der Evangelische Bund hier am stärksten sei." Wir hoffen, daß damit diese bedauerlichen Auseinandersetzungen ein Ende gefunden haben. —

Inzwischen hat zu Elberfeld die Verhandlung gegen den Vorsitzenden des katholischen Kirchenvorstandes zu Remscheid, Johann Teitscheid wegen Meineids vor zahlreichem Publikum stattgefunden. Bekanntlich hatte derselbe als eidlich vernommener Zeuge im Elberfelder Prozeß Thümmel sich zu zwei Namensunterschriften bekannt, die der katholische Pfarrer Böttticher dann als von ihm (Böttticher) herrührend bezeichnete. Da die Staatsanwaltschaft zögerte, daraufhin Meineidsklage zu erheben, brachten 3800 Remscheider Bürger die Sache vor den Justizminister. Nunmehr ging der Staatsanwalt wegen fahrlässigen Meineids gegen Teitscheid vor und vertrat am 18. v. M. vor der Strafkammer des Landgerichts Elberfeld diese Anklage. Das Gericht nahm zwar einen fahrlässigen Meineid an, sprach aber dennoch den Angeklagten auf Grund von § 163 frei. Nach § 163 des Strafgesetzbuches tritt nämlich Straflosigkeit ein, wenn der Thäter, bevor eine Anzeige gegen ihn erfolgt oder eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet und bevor ein Rechtsnachteil für einen andern aus der falschen Aussage entstanden ist, diese bei derjenigen Behörde, bei welcher er sie abgegeben hat, widerruft. Nun hatte der Angeklagte gleich nach der Vernehmung des Pfarrer Böttticher auf die Vorhaltung des Präsidenten gesagt: „Es scheint mir, als hätte ich die Schriftstücke unterschrieben." In diesem „Es scheint mir" sah der Gerichtshof einen Widerruf der anfänglichen Aussage, die Unterschriften rührten von ihm her, und erkannte, da dieser Widerruf rechtzeitig erfolgt sei, auf Freisprechung. R

(Deutsche Lehrerzeitung) Vom 1. Oktober ab erscheint in Berlin unter Leitung des frühern Pfarrers Zillessen von Orsoy, des bekannten Vorkämpfers für die christliche, konfessionelle Volksschule eine Deutsche Lehrerzeitung. Und zwar täglich, in Form und Anlage wie unsre größern Tagesblätter, für 2,50 Mark das Vierteljahr. Postnummer 1519a. Sie will einerseits ein politisches Blatt sein, das minder günstig gestellten Lehrern „ermöglicht, auf eine anderweitige politische Zeitung zu verzichten," zugleich ein pädagogisches, ohne jedoch als solches die bestehenden Fach- und Vereinsorgane ersetzen zu wollen. Dabei steht die Deutsche Lehrerzeitung „nicht in dem Dienste einer pädagogischen oder kirchlichen oder politischen Partei"; sie verlangt, daß die Schule auch als Staatsschule mit dem elterlichen Hause und mit der Kirche in enger Verbindung erhalten bleibe, daß ihr andrerseits aber auch diejenige Selbständigkeit verliehen werde, welche sie vor dem nachteiligen Einfluß der politischen und der religiösen Parteikämpfe bewahrt." — Möge es der Deutschen Lehrerzeitung gelingen, ihr großes Programm tüchtig durchzuführen und unter der deutschen Lehrerwelt festen Boden zu gewinnen. Der radikalen „Preußischen Lehrerzeitung," welche weithin die Gemüter der preußischen Lehrer beherrscht, wäre ein kräftiger Abbruch im Interesse der christlichen Volkserziehung sehr zu wünschen! Vielleicht sind auch in unserm Leserkreise manche in der Lage, das Unternehmen der Deutschen Lehrerzeitung durch ein Probeabonnement zu unterstützen. R

(Kirchengesangstag) Am 2. und 3. Oktober wurde zu Breslau der siebente deutsch-evangelische Kirchengesangvereinstag unter großer Beteiligung abgehalten. Den Hauptvortrag hielt Superintendent Saran-Bromberg, die Predigt Pfarrer D. Rietschel-Leipzig. Der Verein hat in allen deutschen Ländern und Provinzen Fuß gefaßt mit Ausnahme von Hannover, Königreich Sachsen und Mecklenburg. Nachdem wir im vorigen Jahrgange (Nr. 47) eingehend über den Berliner Gesangstag und aus Anlaß dessen über die Vereinsbestrebungen überhaupt berichtet haben, müssen wir diesmal auf einen umfassenderen Bericht verzichten.

*) Soeben vor Schluß des Blattes geht die Nachricht ein, daß der Herr Regierungspräsident die Beschwerde abschlägig beschieden hat: der Bürgermeister habe durch Auflösung der Versammlung seine amtlichen Befugnisse nicht überschritten! Das ist nicht gut! Selbstverständlich beruhigt sich der Ortsvorstand dabei nicht.

(Druckfehler) In Nr. 41, S. 382, Z. 27 und 28, ist statt „Ich wiederholte es mit ganzer Freudigkeit und Gewißheit vor allen Mitarbeitern" zu lesen: „Ich wiederhole es mit ganzer Freudigkeit und Gewißheit von allen Mitarbeitern."

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt vom Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg bei

Nr. 44 **Leipzig, den 28. Oktober** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 15 — Der kirchliche Notstand in Berlin und die jüngste Stadtsynode — Vom Vatikan. Kaiser und Papst — Bücher und Schriften: Goethes Stellung zur Religion; Liedergrüße an Deutschlands junges Kaiserpaar; Neue Missionsschriften; Eine Pädagogik für das christliche Haus; Auswahl französischer Bücher fürs Haus; Die christliche Kleinkinderschule; Deutsches Vagabunden- und Verbrechertum im 19. Jahrhundert — Anzeigen

Der Brief des Paulus an die Philipper

15. Kapitel, 4, 1—4

Nun denn, meine geliebten und ersehnten Brüder, meine Freude und mein Kranz, also stehet fest in dem Herrn, ihr Geliebten. Die Evodia ermahne ich und die Syntyche ermahne ich, Eines Sinnes zu sein in dem Herrn. Ja ich bitte auch Dich, mein echter Synzygus, stehe ihnen bei, die mit mir im Evangelium gekämpft haben, gleich wie Klemens und meine übrigen Mitarbeiter, deren Namen stehen im Buche des Lebens. Freuet euch in dem Herrn allezeit. —

Der letzte Satz kehrt wörtlich zurück zu jenem Gespräche, mit welchem Paulus in 3,1 schon zum Schlusse seines Schreibens sich gewendet, das ihn aber zugleich veranlaßt hatte, nachträglich doch noch ausführlich auf den judaistischen Einbruch in die Gemeinde einzugehen. Somit bildet unser Abschnitt den Schluß dieser Einschaltung.

Er zieht zunächst die Nutzanwendung der Darlegungen über Judentum und Christentum mit einem nun denn mit dem zurückweisenden also das Bekenntnis des Paulus noch einmal als Vorbild verwertend, und legt sie durch eine warme Häufung herzlicher, ebenso ehrender wie verpflichtender Anreden ihnen recht eindringlich an Herz und Gewissen. Indem aber die Nutzanwendung selbst nichts ist, als die Wiederholung des Grundgedankens der frühern in dem Briefteil 1, 27—2, 18 ausgeführten Ermahnungen stehet fest (1,27), diesmal auf Grund der gegebenen Darlegungen mit ausdrücklichem Hinweis auf den Felsengrund, auf dem es leicht ist, festzustehen in dem Herrn, bestätigt es sich, daß die ganze Einschaltung über die judaistischen Umtriebe im Dienste des Grundgedankens des Briefes steht, die Christen zu befestigen in ihrem Stande. Wenn aber in jenem früheren Briefteil als das Gefährdende vor allem die Anfeindungen durch die heidnischen Volksgenossen, in der Einschaltung dagegen die Lockungen zum Uebertritt ins Judentum erscheinen, so legt dies noch die Vermutung eines tieferen Zusammenhanges nahe, der erst ganz die großartige Schwierigkeit der paulinischen Position enthüllt, aber auch mit um so größerer Bewunderung der geistigen Kräfte erfüllt, durch die es ihm gelang, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Da nämlich die Juden im römischen Reiche besonderen gesetzlichen Schutz genossen, so konnten die Judaisten den heidnischen Christengemeinden ihren Uebertritt ins Judentum zugleich als die Rettung vor allen weitern ernsten Anfeindungen empfehlen. Vielleicht mit dem Gedanken an diese Versuchung, sich durch den Uebertritt unter den Schutz des römischen Staatswesens zu stellen, hat Paulus das Bekenntnis, in welchem seine ganze Ausführung gipfelte, in die Vorstellung gefaßt: Unser Staatswesen ist im Himmel (3,20).

Sofort an die Wiederaufnahme jener früheren an die ganze Gemeinde gerichteten Mahnung, festzustehen, fügt Paulus aber noch eine andre, die, an bestimmte Persönlichkeiten gerichtet, sich deutlich als eine Fortsetzung der vor der Einschaltung (2, 19—30) abgehandelten persönlichen Angelegenheiten zu erkennen giebt. Man wird daraus schließen dürfen, daß auch diese letzte der persönlichen Angelegenheiten ein mitwirkender Beweggrund war, nachträglich doch von jenen judaistischen Gefahren ausdrücklich zu reden. Bei zwei in der Gemeinde hervorragenden und maßgebenden Frauen gebrach es nämlich gerade an dem, was nach dem früheren zur Festigkeit ermahnenden Abschnitte ganz wesentlich das Feststehen bedingte, an der Sinneseinheit (vgl. dort 1, 27. 2, 2). Ob sie nun schon jede Fühlung mit einander verloren hatten oder ob Paulus nur jeder von beiden persönlich ins Gewissen dringen wollte, er richtet sein Mahnwort nachdrücklich an jede einzeln: Die Evodia ermahne ich und die Syntyche ermahne ich. Jedenfalls müssen sich die beiden Frauen in ihrem Ansehen schon geschadet haben. Denn Paulus hält es für nötig, die Aufforderung an einen angesehenen Mann aus der Gemeinde, dessen Namen Synzygus, Jochgenosse, er sinnig dafür anruft, mit dem Apostel diese Mühe zu teilen und den Frauen zur Aussöhnung behilflich zu sein, durch den Hinweis darauf zu unterstützen, daß diese mit ihm im Evangelium gekämpft haben und darin in einer Linie stehen mit andern ausgezeichneten Gliedern der Gemeinde, die er seine Mitarbeiter nennt und unter denen er einen Klemens mit Namen anführt. Was jene Frauen getrennt hat, wissen wir nicht. Sollte die Teilnahme an des Apostels Missionskämpfen sich auf dessen ersten Aufenthalt in Philippi beziehen, dann würden sie zu den ältesten Gemeindemitgliedern gehört, infolgedessen ohne Zweifel gewisse Ehrenstellungen in ihr eingenommen haben, was ja leicht zu in ihrem Gegenstande ganz edlen Eifersüchteleien der Dienstleistungen führen konnte. Vielleicht hat auch nur ihre Vergangenheit sie verführt, sich ihrer Verdienste, etwa auch ihrer in jenen Kämpfen bewiesenen Standhaftigkeit und Opferwilligkeit in gegenseitiger Ueberhebung zu rühmen und einander die dadurch verdiente Geltung in der Gemeinde streitig zu machen. Wie dem auch sein mag, wir sehen hier in eine zweite Schwierigkeit hinein, mit welcher der Apostel zu ringen hatte bei seinen Stiftungen. Wenn auch nicht von großen weltgeschichtlichen Umständen, sondern von der Kleinlichkeit der menschlichen Natur veranlaßt, darf sie in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden. Sie liegt im Gebiete der Einzelgemeinden. Sie und damit die Bedeutung der vorliegenden Zurede zu ermessen, mag uns ein Blick in das Werden und Leben solcher christlicher Gemeinden der ersten Zeit dienlich sein.

Ob auch vor des Apostels Geist als Ziel seines Wirkens „die Gemeinde Gottes“ stand als die alle Länder umspannende große Gemeinschaft aller derer, welche durch den Glauben an Christus sich als Gottes Kinder wußten, die Elemente, aus denen diese Gemeinde sich aufbauen mußte, waren doch die an den einzelnen Orten, wo solche Gläubige sich fanden, aus deren Zusammenschluß gebildeten Ortsgemeinden. Die Bildung solcher Gemeinden aus den durch ihn für den Glauben an seinen Herrn gewonnenen Individuen war also die nächste Aufgabe des

Apostels. Aber dies war nicht eine Aufgabe für sich neben der anderen, die einzelnen für den Glauben zu gewinnen. Vielmehr fiel die Lösung der einen mit der der andern zusammen. Denn jener Glaube hatte nicht eine nur einzelnen sich erschließende Gnade, sondern die Gnade Gottes zum Gegenstande; seine Hoffnung war nicht nur die Seligkeit einzelner, sondern das Reich Gottes. Das Christentum war für die, welche es annahmen, nicht Privatsache, sondern eine Sache der Menschheit. So schloß es denn auch durch seine Natur die einzelnen zur Gemeinschaft zusammen. Paulus hat in keinem seiner Briefe Grund gehabt, die Christen des betreffenden Ortes zum Zusammenschluß zu mahnen oder über dessen Notwendigkeit und Bedeutung zu belehren; vielmehr war es nur überall nötig, die durch die Gemeinschaft veranlaßten Zusammenstöße der verschiedenartigen Elemente, das Ueberspannen des Gleichheitsprinzipes, das Hervordrängen einzelner zum Mittelpunkt der Gemeinschaft zu verhüten. Deutlich treten die zur Einigung drängenden Punkte in den Vereinigungen selbst zu Tage, deren Paulus in seinem ersten Korintherbriefe zweierlei unterscheidet. Die eine ist die Zusammenkunft „zum Essen“ (11, 33), bei welcher verbunden mit einer gemeinsamen Mahlzeit, in der die Familiengemeinschaft sich darstellte, das Herrnmahl gehalten wurde (11, 18—34). Sie zeigt, wie der gemeinsame Herr als Einheitspunkt die Christen verbindet. Die andre, bei der auch Nichtchristen Zutritt haben, soll „zur Erbauung“ dienen; jedes Gemeindemitglied kann und soll hiebei nach dem Maße seiner Gabe (12, 4—11) etwas beitragen, einen Psalm, eine Lehre, eine Offenbarung oder dergl. (14, 26); nur die Frauen sollen schweigen (14, 34). Hier ist es das Bedürfnis des Austausches, des individuellen Bekenntnisses, des Bewußtwerdens des einen Geistes, der gegenseitigen Anregung, was zusammenführt. Bei jener eigentlichen „Feier“ der Gemeinschaft kommt das Einheitsmoment in objektiver, bei dieser „Versammlung“ in subjektiver Form zum Ausdruck. Bei beiden fehlte es, wie wieder die Besprechung der Versammlungen in Kapitel 11—14 des 1. Korintherbriefes zeigt, nicht an Schwierigkeiten. Bei der ersteren waren sie mehr sozialer Natur; für den etwaigen jüdischen Teil der Gemeinde mochten dabei die Speisevorschriften noch manche Bedenken verursachen. Bei der letzteren rührten sie von den Individualitäten her; die Gaben waren verschieden ausgeteilt; sie wurden verschieden gewürdigt, und leicht im Uebermaß zur Geltung gebracht; gewiß mochten manchmal die Auffassungen auch ziemlich weit auseinandergehen. Als Autoritäten hat Paulus dabei nur die heiligen Schriften seines Volkes und die Worte Jesu eingesetzt. In allem übrigen vertraute er dem Geiste des Herrn in der Gemeinde. Der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit; der geistige Mensch ergründet alles (1 Kor. 2, 10; 15). So konnte er seinen Philippern schreiben: wenn ihr in etwas anders denket, so wird euch Gott auch darüber Licht geben (3,15). Unter den Gaben kennt ja Paulus auch die der „Unterscheidung der Geister“ (1. Kor. 12,10). Darum giebt er es ruhig der Gemeinde anheim: prüfet alles und das Gute behaltet (1. Thess. 5, 21). Im einzelnen Fall entscheidet z. B. einfach, ob eine Offenbarung „dem Glauben gemäß“ ist (Röm. 12, 7).

Wohl giebt es Apostel, Propheten, Lehrer (1. Kor. 12, 28); aber dies bedeutet überall mehr eine Thätigkeit, als eine Stellung. Die Gabe zu weissagen und zu lehren konnte jedes Gemeindeglied besitzen (14, 26) und ausüben. Wer sie in besonderem Maße besaß und regelmäßig und zusammenhängend in den Dienst der Gemeinden stellte, der mochte zuletzt bleibend als Prophet, als Lehrer bezeichnet werden. Aber eine andre Autorität, als die ihrer Leistungen, besaßen solche Christen nicht. Auch ein Apostel besitzt nur eine persönliche, nicht eine amtliche Autorität, daher auch diese nur in den von ihm gestifteten Gemeinden; weshalb denn Paulus der Gemeinde von Rom gegenüber in seinem Briefe auch gar keine für sich in Anspruch nimmt, aber auch seiner Korinthergemeinde gegenüber nur eine „Meinung“ äußert, wo er sich nicht auf ein Wort des Herrn berufen kann, unter Umständen mit der Berufung darauf, daß auch er den Geist Gottes zu haben glaube (1. Kor. 7, 40), oder daß es so auch andere Gemeinden hielten (7, 17. 4, 17. 11, 16), ja in reinen Gemeindeangelegenheiten seinerseits nur einen Antrag stellt (1. Kor. 5). Jedenfalls haben bei Paulus deutlich die genannten drei Berufsarten ihrem Wesen nach ihre Stellung nicht sowohl in der Einzelgemeinde, in deren Angelegenheiten ihnen keinerlei amtliche Befugnis zusteht, als in der Gesamtgemeinde der Gläubigen. Die Wahrheit, die ein Apostel, Prophet oder Lehrer verkündigt, hat ihre Geltung nicht für einen bestimmten, begrenzten Gemeinschaftskreis, sondern für die Christen.

In den Angelegenheiten einer Einzelgemeinde liegt aber die Entscheidung ebensowenig bei irgend einer Instanz in der Gemeinde, etwa einem mit gewisser Machtbefugnis ausgestattetem Gemeindeamte. Wohl verlangten die Lebensäußerungen der Gemeinschaft gewisse Dienstleistungen, die von einzelnen Gliedern übernommen werden mußten. Es galt den Raum für die Zusammenkünfte zu bestimmen, beziehungsweise zu beschaffen, für die Feier des Herrnmahles vorzurichten, ihn mit heiligen Schriften auszustatten, die Gelegenheit zu den Taufhandlungen zu ordnen; die Versammlungen mußten irgendwie geleitet, die Beschlußfassungen abgenommen, die etwa zu den gemeinsamen Ausgaben gesammelten Gelder verwaltet werden; endlich waren die kranken Mitglieder aufzusuchen, überhaupt auch außerhalb des Rahmens der Versammlungen die Verbindung zwischen den einzelnen zu unterhalten. An dies und ähnliches denkt Paulus, wenn er einer Gemeinde von solchen redet, die sich um sie bemühen (1. Thess. 5, 12. 1. Kor. 16, 16. Röm. 16, 6; 12). Wer dies nun jedesmal war, bestimmten die Umstände. In Korinth waren es in erster Linie Stephanas und sein Haus, die sich „zum Dienst der Heiligen gestellt“ hatten, die Erstlingsfrucht in Achaia, wie Paulus beifügt, offenbar um dadurch zu erklären, wie diese Dienste für die Gemeinde gerade an diesem Hause haften blieben, zugleich aber, um ihn umsomehr der Anerkennung zu empfehlen; aber es sind neben ihm dort noch andre, die „helfen und sich mühen“ (1. Kor. 16, 15 f). In der korinthischen Hafenstadt Kenchreä ist es Phöbe, die der Gemeinde dort „dient“ und auch den Apostel selbst, — ein weiter Zweig der Dienstleistungen in der Ortsgemeinde — wenn er dorthin kam, in ihre Fürsorge genommen hat (Röm. 16, 1). Der Archippas in Kolossä, den Paulus zur gewissenhaften Wahrnehmung seines Dienstes ermahnen läßt (Kol. 4, 17), muß sich in ähnlicher Weise in irgend welchem Maße für die Gemeinde verpflichtet haben. In Thessalonich und in Rom bezeichnet Paulus die Leute, die sich also mühen, als „Vorstehende“ (Thess. 5, 12. Röm. 12, 8); im Römerbrief ist es sehr bezeichnend, daß dieser Ausdruck in der Mitte steht zwischen den Dienstleistungen des „Mitteilens,“ was sich auf Räume, Schriften, Speisen, Gelder beziehen kann, welche der Gemeinde zur Verfügung gestellt werden, und der „Barmherzigkeit.“ In unserem Briefe erscheinen zum ersten Male die Namen „Bischöfe“ und „Diener,“ sogar, was sich sonst nirgends findet, schon in der Adresse. Diener sind alle, die in irgend einem Punkte der Gemeinde helfen; Bischöfe heißen im griechischen Vereinsleben jener Zeit diejenigen, welche die Aufsicht, sei es über die Mitglieder, sei es über das Eigentum des Vereins führen. Wir sehen also, mindestens in Philippi, der ältesten griechischen Stiftung des Apostels, hat jetzt, nach etwa zehn Jahren, ein Teil der durch die Bedürfnisse des Gemeindelebens geforderten Dienstleistungen sich an bestimmte Personen geheftet und eine feste Bezeichnung der damit Betrauten in Anlehnung an die entsprechenden Einrichtungen bei ähnlich geordneten Körperschaften hervorgerufen. Ob diese philippischen Bischöfe darum gewählt wurden oder ob sie, von Anfang an durch die Umstände zu Diensten für die Gemeinde berufen, nur im Laufe der Jahre mit den bleibenden Aufgaben auch den Titel erhielten, ist nicht zu ersehen. Man wird geneigt sein, den Synzychus und Klemens unseres Abschnittes mit unter denselben zu begreifen und die beiden Frauen wohl mit unter den als „Diener“ aus der Menge der Gläubigen in der Adresse besonders Hervorgehobenen. So verstehen wir, warum Paulus diesmal diejenigen, an die seine Mahnungen in besonderem Maße sich wendeten, ausdrücklich schon in der Adresse aufzurufen sich entschlossen hat. Denn der übrige Ton des Briefes beweist deutlich, daß so wenig wie in den andern Gemeinden, hier in Philippi diese Persönlichkeiten irgend einen Amtscharakter besaßen in dem Sinne, daß sie die Gemeinde regiert oder vertreten hätten. Paulus wendet sich im ganzen Briefe wie in allen andern stets an die

Gemeinde unmittelbar mit seinen Mitteilungen und Mahnungen. Die Gemeinde ist souverän geblieben, wie sie es überall in seinen Stiftungen war und bezeugt, wenn sie zu bestimmten Zwecken die etwa nötigen Abgeordneten wählt, wenn sie in ihrer Gesamtheit die Zucht an ihren Gliedern ausübt (Gal. 6, 1. 1. Kor. 5. 2. Kor. 2, 6 ff. 7, 12), wenn sie überall als Ganzes die Aufforderungen des Apostels zu gewissen Anordnungen entgegennimmt (z. B. 2. Kor. 8 ff), ja der Apostel bei ihr anregt, Rechtsstreitigkeiten unter ihren Gliedern im eignen Schoße zu erledigen (Kor. 6, 1 ff). Die Anerkennung jener mit gewissen Diensten beauftragten oder zu gewissen Leistungen sich freiwillig herbeilassenden Gemeindemitglieder hing nach wie vor von der Gemeinde selbst ab. Die Mahnungen hierzu klingen in Phil. 2, 29 ganz ähnlich wie in 1. Thess. 5, 12 und 1. Kor, 16, 16.

So erhalten wir gegenüber der für die Zukunft der großen Pläne Pauli grundlegenden Frage der festen Sammlung der Ortsgemeinden trotz der in der Natur der Sache liegenden und in dem Beispiel Evodia und Syntyche in Philippi zu Tage tretenden Schwierigkeiten wieder ein Zeugnis von der großartigen Zuversicht des großen Apostels in den Geist, der ihn erfüllt und den er den Gläubigen ebenso verliehen weiß. Alles ist freies Walten der Kräfte, nirgends etwas „reglementirt." Er folgt selbst seiner Mahnung an die Thessalonicher: den Geist dämpfet nicht (1. Thess. 5, 19). Darin liegt die Größe seines Glaubens, darin die Größe seines Erfolges. Wohl wurde mit dem Größerwerden der Verhältnisse die Bestellung geordneter Aemter und eine ausgeführtere Verfassung notwendig. Aber die Geschichte hat es bewiesen, daß verloren ist, wer von ihnen das Heil erwartet. Oft genug war Verderben und Erstarrung die einzige Folge ihrer Ueberschätzung und Ueberspannung. v S

Der kirchliche Notstand in Berlin und die jüngste Stadtsynode

Wenn wir heute auf die Verhandlungen der am 10. und 11. September zusammengetretenen vereinigten Berliner Kreissynoden zurückkommen, so müssen wir mit einer Klage über den empfindlichen Mangel eines zuverlässigen Berichtes anheben. Eine stenographische Aufnahme der gehaltenen Reden oder auch nur ein amtliches Protokoll erscheint nicht. Die Berichterstattung liegt also völlig in den Händen der verschiedenen Parteiblätter. Und da ist man schlecht genug bedient. Wer einen unbefangenen, gründlichen Einblick in die Verhandlungen gewinnen will, möchte wenigstens ein halbes Dutzend Zeitungen um sich versammeln. Der Evangelisch-kirchliche Anzeiger von Berlin, welchem der offizielle Kirchenzettel beiliegt, läßt einen vollkommen im Stich, wenn man das Referat des Vorsitzenden der vereinigten Stadtsynode, des Kammergerichtsrates Schröder, über die Anträge des Synodalvorstandes einigermaßen kennen lernen will. Und doch ist dasselbe grundlegend für die ganze Diskussion und ihre Beurteilung. Dieses Referat steht dafür wörtlich im Neuen Evangelischen Gemeindeboten, wenig verkürzt in der Protestantischen Kirchenzeitung. In denselben Blättern findet man die Reden der übrigen liberalen Synodalen großenteils wörtlich, von den Reden der Gegner nichts oder so gut wie nichts. Stöckers Rede sucht man sich am besten im Reichsboten auf, der dafür Schröders Referat kurz abthut (Schröder erhält $^1/_2$ Spalte, Stöcker $1^1/_4$). Die Reden des Konsistorialpräsidenten Hegel füllen wesentlich die Spalten des Evangelisch-Kirchlichen Anzeigers; auch in der Kreuzzeitung sind Hegels Worte eingehend wiedergegeben. Kurz, es ist von der beiderseitigen Presse dafür gesorgt, daß die Leser von dem Guten und Richtigen, was auch der Gegner gesagt hat, ja so wenig als möglich erfahren.

Wir bedauern diesen Zustand ernstlich. Er beleuchtet hell die noch vorhandenen spröden Parteiverhältnisse in der Berliner Kirche. Drin im Herrenhause befleißigten sich die Synodalen eines versöhnlichen Tones; durch den Mund der Parteipresse klingt die alte feindselige Weise in die Gemeinde hinaus. Ganz anders wie Stöcker in der Synode redete, da er „die Hand im Handschuh" friedfertig ergriff, redet er in der christlich-sozialen Versammlung oder in seiner Deutsch-Evangelischen Kirchenzeitung über die Synode. Der Reichsbote Nr. 221 brachte als Epilog einen zeternden Leitartikel über einen Beschluß, welchen die Synode gar nicht gefaßt hatte: so fährt man im blinden Eifer los. Und während konservative Blätter den Triumph der Stöckerschen Stadtmission verkündeten, triumphirten freisinnige über deren Niederlage. So zerrt die Parteileidenschaft an jeder kirchlichen Kundgebung in Berlin herum, bis sie den Zipfel erwischt hat, der ihr gefällt, und das so notwendige Zusammenwirken aller berufenen Kräfte wird dadurch immer aufs neue unterbunden.

Auf die Gefahr hin, in Berlin wenig Dank dafür zu ernten, machen wir den Versuch, die Verhandlungen der jüngsten Stadtsynode einer unvoreingenommenen Beurteilung zu unterziehen. Wir dürfen erfreulicherweise im voraus feststellen, daß sie einen kleinen Schritt vorwärts bedeuten. Ruhige Auseinandersetzungen, einmütige Beschlüsse, weitgehende sachliche Annäherung, auch wo der alte Gegensatz schließlich durchbrach, unter diesen Zeichen stand die Synode. Der erste Tag versprach freilich mehr, als der zweite hielt; aber man muß Geduld haben.

Klar und wohl abgewogen war alles, was Kammergerichtsrat Schröder zur Begründung des Antrages sagte, den er im Namen des Synodalvorstandes befürwortete. Wir thun am besten, Punkt für Punkt diesem Antrage zu folgen. Das erste Stück lautet:

> Die vereinigten Kreissynoden wollen beschließen:
> 1. Angesichts der vorhandenen, stetig wachsenden kirchlichen Notstände Berlins sprechen die vereinigten Kreissynoden ihr Bedauern darüber aus, daß ihr Beschluß vom 16. Juni 1885, betreffend die Beilegung des Rechtes, Anleihen aufzunehmen, die staatliche Genehmigung noch immer nicht gefunden hat.

Unsre Leser erinnern sich noch der Berliner Notstandsartikel in Nr. 5 bis 8 d. Js., die in allem wesentlichen die Kritik der Kundigen und Billigen wohl vertragen haben. Wir konnten dort bereits mitteilen, daß das langjährige Bemühen der vereinigten Kreissynoden um das Anleiherecht (Synodalbeschluß vom 16. Juni 1885!) nach vielem Zögern endlich die Zustimmung der kirchlichen Behörden, Konsistorium und Oberkirchenrat, erlangt habe und der betreffende Antrag dem preußischen Staatsministerium vorliege (vgl. Nr. 7, S. 62). Dort ist er auf neuen, fast scheint es unüberwindlichen Widerspruch gestoßen. Schröder sagt darüber, nachdem er dem Kirchenregimente den Dank der Synode für seinen Beitritt zu ihrem Beschlusse ausgesprochen:

> Indessen ist nun etwas eingetreten, was wohl niemand von uns erwartet hat und, ich möchte glauben, kein Evangelischer dieser Stadt für möglich gehalten hat; die Staatsregierung hat geglaubt, dem auch vom Evangelischen Oberkirchenrate und dem Königl. Konsistorium unterstützten Antrage dieser Versammlung, ihr die gesetzlichen Wege zu eröffnen, mittelst Aufnahme einer Anleihe der Herstellung normaler kirchlicher Verhältnisse in Berlin nahetreten zu können, keine Folge geben zu sollen.

Ueber die Gründe solchen Verhaltens der Staatsregierung wußte Schröder nichts zu sagen. Konsistorialpräsident Hegel seinerseits erklärte: „ihre Bedenken und die Gründe ihrer Weigerung sind mir amtlich nicht bekannt." Professor Weber lüftete aber den Schleier ein wenig, indem er ohne Widerspruch zu finden ausführte, es sei —

> ein öffentliches Geheimnis, daß auch diesmal, wie vorm Jahre, Fürst Bismarck selbst es sei, der sich ablehnend dagegen verhalte. Nun kann es uns selbstverständlich nicht einfallen, uns hier (um einen gestern gebrauchten Ausdruck anzuwenden) den Kopf des Fürsten Bismarck zu zerbrechen. Aber, wenn auch dieser Kopf gut ist und daher auch seine guten Gründe haben wird, so gilt hier doch eben nur der umgekehrte Fall des bekannten Diktums: Ich kenne Ihre Gründe nicht, aber ich mißbillige sie. Die Gründe des Fürsten Bismarck sind uns nicht bekannt, aber wir ehren sie.

In der That scheint es unmöglich, daß Fürst Bismarck den Anleiheantrag zurückgewiesen haben kann, ohne irgend einen Gedanken zu hegen, wie der Berliner Kirchennot besser abzuhelfen sei. Sollten die Erhebungen, welche neuerdings über die Vermögensverhältnisse der Berliner Kirchengemeinden angestellt worden sind, mit diesem Gedanken des Fürsten Bismarck in Zusammenhang stehen? Er dürfte sich dann überzeugen, daß der Ueberfluß der wenigen reichen Kirchspiele bei weitem nicht

groß genug ist, um die Armut der armen zu decken. Nun, man darf gespannt sein, welche Wege zur Abhilfe des Notstandes von Seiten des Staatsministeriums noch werden empfohlen werden. Der Stadtsynode blieb einstweilen nichts andres übrig, als durch einstimmige Annahme des obigen Satzes über den erhaltenen Bescheid ihr Bedauern auszudrücken. —

Der zweite Satz begründet dieses Bedauern mit dem Hinweise auf die Notwendigkeit des Erbetenen.

2. Dieses Bedauern ist um so lebhafter, als die Aufnahme von Anleihen das einzige Mittel bietet, die vorhandenen kirchlichen Notstände nach einheitlichem Plane und ohne bedenkliche Erhöhung der Steuerlast zu beseitigen.

Hiergegen wies Konsistorialpräsident Hegel auf die dem evangelischen Berlin sehr wohl zuzumutende Erhöhung der Kirchensteuer (etwa von 5½ % auf 9 % der Einkommen- und Klassensteuer; die sechs untersten Stufen sind ausgeschlossen) und die Bildung eines kirchlichen Baufonds als auf einen ebenso gangbaren Weg hin:

Ich habe bereits bei den früheren Beratungen vorgeschlagen, einen kirchlichen Baufonds zu bilden, dem mit Erhöhung der Beiträge auch ein jährlicher Zuschuß von 200000 bis 250000 M. überwiesen werden könnte. Mit diesem Fonds würde, wenn [!] auch die städtischen Behörden und die Staatsregierung angemessene Zuschüsse bewilligen, fast jedes Jahr eine neue Kirche gebaut werden können.

Aehnlich rechnete Stöcker:

Wenn Sie eine Anleihe von zehn Millionen machen, so haben Sie jährlich 400000 Mark Zinsen zu zahlen. Lassen Sie doch diese gleich von vornherein, ohne eine Anleihe zu machen, als Steuer erheben, so haben Sie jährlich, wenn man Magistratsbeitrag u. s. w. dazu rechnet, zwei neue Kirchen dafür. Viel schneller wird es auch nicht vorwärts gehen, wenn Sie eine Anleihe machen.

Kurz, es regte sich von den verschiedensten Seiten der Widerspruch dagegen, daß die Darlehnsfähigkeit der Stadtsynode als der einzige Weg zur Hilfe verkündigt werden sollte. „Es wäre trostlos, wenn er der einzige wäre," äußerte Hegel nicht mit Unrecht. Und so ließ sich der Synodalvorstand schließlich selbst die Aenderung gefallen, statt das einzige Mittel zu setzen: „das sicherste und wirksamste Mittel." In dieser Form fand auch der zweite Punkt einmütige Annahme. Und in der That konnten auch diejenigen Glieder der Berliner Kirche, welche einfache Erhöhung der Kirchensteuer vorziehen würden, dem wohl zustimmen. Denn wie eine Anleihe allerdings unvergleichliche Mittel flüssig macht, so wäre für Steuererhöhung die Genehmigung der Regierung ebenso zweifelhaft, und die ersehnte Anleihe wird ja mit Naturgewalt eine Erhöhung der Kirchensteuer nach sich ziehen.*) —

Eine kirchengeschichtliche Merkwürdigkeit ist der dritte Antrag. Er lautet:

3. Die vereinigten Kreissynoden protestiren gegen die Annahme, als ob die evangelische Bevölkerung Berlins außer den vom Patronate zu leistenden Beiträgen fremder Wohlthätigkeit bedürfe.

Man kann dem völlig beistimmen, was Schröder zur Begründung sagte:

Es ist in der That ein Gebot der Ehre des evangelischen Berlins geworden, durch seine verfassungsmäßige und gesetzliche Vertretung öffentlich kundzuthun, daß es willens und im stande ist, für seine kirchliche Versorgung selbst die Mittel aufzubringen und fremder Unterstützung nicht bedarf, nachdem die kirchlichen Zustände dieser Stadt in solcher Weise die Aufmerksamkeit nicht nur der Provinzen, sondern sogar in Deutschland erregt haben, daß darüber ganz falsche Vorstellungen erwachsen sind. Ist es nicht eine Bankerotterklärung der evangelischen Kirche nicht nur Berlins, sondern auch der preußischen Landeskirche, deren Glied die Berliner Kirche ist, wenn diese für unfähig gehalten werden wollen, normale kirchliche Verhältnisse für Berlin herzustellen? Und mit welchem Scheine von Recht sollte das evangelische Berlin, dessen Bevölkerung nur 5½ % Kirchensteuer trägt, dazu kommen, solche Unfähigkeit zu erklären vor seinen evangelischen preußischen Staats- und deutschen Reichsgenossen, die fast ohne Ausnahme für ihre kirchliche Versorgung weit höhere Lasten tragen?

Man kann dem völlig beistimmen und die Aufstellung des Satzes begreifen. Aber gewiß ging der Redner zu weit, wenn er fortfuhr:

*) Warum die liberale Mehrheit sich gegen einfache Erhöhung der Kirchensteuer wehrt, erklärt sich nur aus der Vergangenheit. Wenn die Staatsregierung auf ihrem Standpunkte verharrt, wird man hoffentlich seitens der vereinigten Kreissynoden den Mut haben, diesen Weg zu betreten. Im gegenwärtigen Augenblick aber muß man alles daransetzen, die einmütig geforderte Darlehnsfähigkeit doch noch zu erlangen.

Es hat aber doch auch niemand ein Recht, von der kirchlichen Hilfsbedürftigkeit Berlins zu sprechen oder gar dieselbe zu proklamiren, als dessen verfassungsmäßige oder gesetzliche Organe. Diese allein sind berufen, das wirkliche Maß des kirchlichen Bedürfnisses festzustellen.

Wenn Not da ist, hat jedermann das Recht zu schreien. Wenn kirchliche Not in Berlin wirklich vorhanden ist — und das hat innerhalb der Synode niemand geleugnet —, hat jeder kirchlich gesinnte evangelische Christ im Reiche und wo sonst das Recht, diese Not zu empfinden, zu beklagen, Hilfe zu rufen und zu helfen. Vortrefflich, wenn das Ehrgefühl des evangelischen Berlin sich von der Agitation gekränkt fühlt, die man zur Hebung des Notstandes eröffnet hat; vortrefflich, wenn es endlich aufsteht und sich selbst hilft. Aber so gewiß auch auf der liberalen Seite Männer sitzen, die seit lange den Notstand auf ihrem Herzen und Gewissen getragen haben, so gewiß Schröder auf sein eignes Wirken in diesem Sinne mit gutem Rechte zurückweisen kann: bei der liberalen Gesamtmehrheit der Stadtsynode ist die Einsicht in den Notstand doch recht jungen Datums, und noch heute sitzen Leute in ihrer Mitte, die ganz und gar keine Empfindung dafür haben. Um einen Vergleich zu brauchen, der gerade die grimmigsten Stöckerhasser am wenigsten befremden wird: wie wir ohne Sozialdemokratie keine soziale Reform im Reiche hätten, so ohne die Stöckersche Notstandsagitation keine Kirchenreform in der Berliner Stadtsynode.

Und doch war eine Erklärung wie die dieses schließlich angenommenen dritten Antrages notwendig angesichts der bedenklichen Formen, welche die Hilfe von draußen mehrfach angenommen hat. Mußte doch auch Hegel, der gewiß nichts der Synodalmehrheit zu Liebe sagt, die „Zerreißung des kirchlichen Organismus" durch Kirchenbauten, die außerhalb des Verbandes der Berliner Kreissynoden errichtet werden sollen, als einen „ungesunden Zustand" bezeichnen. Hoffen wir nun, daß das Ehrgefühl des evangelischen Berlins, das sich in diesem dritten Beschlusse Ausdruck gegeben hat, auch ein für alle Mal den rechten Entschluß und die That zeitigen möge! —

Die lebhafteste Auseinandersetzung mußte Punkt Vier hervorrufen:

4. Die Thätigkeit der sogenannten Stadtmission bietet keinen Ersatz für die behinderte Entwicklung der organisirten evangelischen Kirche Berlins. Dieselbe muß sogar so lange für eine bedenkliche und der Wirksamkeit der evangelischen Kirche Abbruch thuende erachtet werden, als sie bei ihrem Dienste an den Gemeinden es unterläßt, sich den berufenen Gemeindeorganen zu unterstellen.

Er wurde schließlich abgelehnt und an seiner Stelle der Antrag Keibel-Dryander mit 63 gegen 58 Stimmen angenommen:

4. Die Thätigkeit der Stadtmission bietet keinen Ersatz für die behinderte Entwicklung der organisirten evangelischen Kirche Berlins. Die Stadtmission wird als segensreich erachtet, wenn sie in den einzelnen Gemeinden mit den berufenen kirchlichen Gemeindeorganen Hand in Hand geht und insbesondre mit der von dieser geordneten Diakonie in organische Beziehung tritt.

Dies der Beschluß, an welchen sich das Zeitungsgezänk geknüpft hat, ob Stöcker in der Stadtsynode einen Sieg oder eine Niederlage erlitten habe. Der erste Satz ist beiden Fassungen gemein (nur fehlt in der zum Beschlusse erhobenen das „sogenannte" vor Stadtmission). Er spricht scharf und klar aus, was jedes kirchlich gesunde Urteil anerkennen muß und Stöcker selbst nicht in Abrede stellt. Der zweite Satz lautet das eine Mal übelwollender, das andre Mal wohlwollender: das ist der Hauptunterschied. In der vom Synodalvorstande vorgeschlagenen Fassung enthält er ein offenes Mißtrauens- und Tadelsvotum gegen die jetzige Praxis der Stadtmission; er entspricht so den Beschwerden, welche liberale Geistliche und Gemeindekirchenräte oftmals ausgesprochen haben. In der zweiten, zum Beschlusse erhobenen Fassung stellt er einen Grundsatz für die Thätigkeit der Stadtmission auf, ohne sich über ihre derzeitige Praxis zu äußern; er entspricht so vielmehr den freundlich anerkennenden Zeugnissen, zu welchen unter der Herrschaft einer versöhnlichen Stimmung sowohl der Referent Schröder als auch andre Redner der liberalen Seite sich herbeigelassen hatten. Daß gleichwohl die liberale Partei diese Fassung nicht annahm, ist verständlich genug: das Gegenteil wäre eine Selbstverleugnung

gewesen, deren wohl Personen, nicht aber Parteien fähig sind. Spricht doch Stöcker mit samt seinen Stadtmissionen dieser ganzen Richtung das Recht des Daseins ab.

Die Debatte selbst bot vieles Anziehende. Wahrhaft erfreuliche Worte wurden von liberalen Rednern zu Gunsten der organisirten Kirche geredet. Gilt das schon von Schmeidlers guten Auseinandersetzungen über das gegenseitige Verhältnis von Organisation und Mission, so noch mehr von dem warmen Eintreten Arndts für das Reformprogramm des Pfarrers Sulze in Dresden. Er bezeugte „daß in der That bei seinen Gesinnungsgenossen die Vorschläge des Pastors Sulze voll und ganz geteilt würden." Wir müssen unserseits auf den schon von Stöcker erwähnten Artikel Sulzes in Nr. 36 der Protestantischen Kirchenzeitung: Wie ist dem Mangel einer geordneten Seelsorge in der evangelischen Kirche abzuhelfen? bei Gelegenheit zurückkommen. Hier nur so viel: so sehr uns der Protest Sulzes gegen das Vereinswesen und die jetzige Gestaltung der innern Mission übertrieben scheint, so völlig stimmen auch wir seinen positiven Vorschlägen bei und freuen uns dessen, was er Hand in Hand mit der Dresdner Kirchenbehörde, besonders dem inzwischen in den Ruhestand getretenen Superintendenten Franz Vorbildliches geschaffen hat: Zerschlagung der großen Gemeinden in kleine, in diesen Gemeinden geordnete Seelsorge durch die mit dem Pastor verbundenen Gemeindeglieder selbst. Glückliche Aussicht, wenn die liberalen Geistlichen und Gemeindekirchenräte überall von diesem Ideal durchdrungen nun frisch an die Arbeit gehen werden! Gelegenheit dazu ist reichlich vorhanden, auch in Berlin, mit und ohne Anleiherecht. Durch nichts können die liberalen Pastoren ihre eigne Stellung sicherer verbessern: das lehrt am deutlichsten Sulzes Beispiel, der, um seine theologische Meinung hart angefochten, durch sein kirchlich-praktisches Wirken sich in der sächsischen Landeskirche allgemeine Achtung erworben hat. Da verstummen dann die Vorwürfe der Unfruchtbarkeit und Glaubenslosigkeit, welche Hegel den liberalen Geistlichen auch in dieser Synode entgegenzuschleudern nicht umhin konnte, von selbst. Gewiß werden für unsre Leser die Worte von Interesse sein, mit denen der greise D. Thomas im Namen der Angegriffenen protestirte. Er erwiderte auf den Vorwurf Hegels, daß die Predigt seiner Gesinnungsgenossen die frommen Gemeindeglieder auf Sektenwege treibe, mit Erinnerungen aus seinem Leben und sagte unter anderm:

Ich weiß es nicht, halte aber für gewiß, daß alle meine Kollegen auf dieser Seite mit voller Entschiedenheit den Sohn des lebendigen Gottes verkündigen, wenn vielleicht auch nicht gerade in der Auffassung des Herrn Konsistorialpräsidenten. Freilich verhehle ich für meine Person es nicht, daß mir die Predigt des Menschen (Menschensohnes) als solche von höchster Wichtigkeit ist. Er „aller Dinge seinen Brüdern gleich geworden," in alle schrankenvolle Armut unsers Geschlechtes eingetreten, darum versuchbar und leidensfähig bis in den bittersten Märtyrertod, als solcher rein durchs Leben gegangen und vor allem die heilige Liebe in ihrer unüberwindlichen Energie bis zum letzten Hauch am Kreuz offenbarend — das ist mir die Grundlage aller evangelischen Predigt. Erst von hier aus leuchtet mir die Gnade Gottes aus seinem Antlitz entgegen, verstehe ich und verkündige freudig den Vater im Sohn, den Sohn im Vater, Gott in Christo, der die Welt mit sich selber versöhnt, oder den eingeborenen Sohn vom Vater voller Gnade und Wahrheit. Ich halte dafür, daß hier meine Brüder im Amte, wenn auch vielleicht in etwas andrer individueller Färbung, mir wesentlich zustimmen.

Zu weiteren Bekenntnisdebatten kam es nicht. Bei der ganzen Erörterung der vierten Resolution, die am zweiten Tage stattfand, war Stöcker nicht zugegen. Er hat sich nachher in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung über den angenommenen mittelparteilichen Antrag unbefriedigt geäußert: „Da die Stadtmission nicht nur bedingte Gutheißung, die ihr zu teil wurde, sondern unbedingte Anerkennung verdient." Er wird gleichwohl am besten wissen, daß er mehr von dieser Versammlung nicht erlangen konnte. In einem Punkte hat er gegenüber Schröder Recht. Dieser hatte die Frage aufgeworfen:

Warum stellt man denn die Mittel, welche man meint, zur Ergänzung und Unterstützung des geistlichen Amtes der organisirten Kirche flüssig und dauernd sicherstellen zu sollen, nicht dem geistlichen Amt und der organisirten Kirche direkt zur Verfügung? Die Stadtmission hat zur Zeit nach den stattgehabten Veröffentlichungen ein Jahresbudget von 100 000 Mark. Sie besoldet damit nur 4 wirkliche Geistliche und 32 sogenannte Missionare, Laienbrüder. Der organisirten Kirche zur Verfügung gestellt, könnten mit den 100 000 Mark 10 Pfarreien in Berlin gegründet werden mit je einem Pfarrer und einem Diakonus mit dem von dieser Synode bestimmten Normalgehalt. Wer wagt zu bestreiten, daß damit dem Aufbau unsrer Kirche in Berlin, dem vielberufenen kirchlichen Notstande in Berlin und auch einer wirksamen Seelsorge unendlich mehr und besser gedient wäre, als durch den Ersatz, mit welchem die Stadtmission der Kirche zu Hilfe kommen will?

Stöcker antwortete in seiner Kirchenzeitung:

Hierbei wird übersehen, daß, sobald die Stadtmission sich in die Berliner Gemeindediakonie auflöste, auch diese reichen Beisteuern in Wegfall kommen würden; sie sind die Frucht eigener Bemühungen dieser Institution und werden der durch zahlreiche Ansprachen und Versammlungen in allen Teilen des Landes gegebenen Anregung verdankt.

Er hätte noch mehr sagen können: diese Gelder sind recht eigentlich ein Opfer, das Stöckers Freunde seinem Werke und seiner Person darbringen. —

Ehe man in Berlin aufhören wird, sich über die Stadtmission zu streiten, mag mindestens ein Menschenalter dahingehen. Viel leichter und lieber wird man sich zu positiven Maßnahmen die Hände reichen, und eine solche fordert der fünfte Punkt des Vorstandsantrages, der denn auch von der Synode einstimmig angenommen worden ist:

5. Sie [die vereinigten Kreissynoden] empfehlen den Gemeindeorganen, ihren ganzen durch die Kirchenverfassung bestimmten Pflichtenkreis mit ihrer Thätigkeit möglichst auszufüllen; namentlich erscheint eine Anstellung von Pflegerinnen der Kranken und Notleidenden in den Gemeinden (Gemeindeschwestern, Diakonissen) unter Leitung der Gemeindeorgane ratsam. Die vereinigten Kreissynoden sind bereit, die Mittel für diesen Zweck, soweit solche nicht aus den Kirchenkassen oder auf dem Wege der Freiwilligkeit gedeckt werden können, aus der Synodalkasse zur Verfügung zu stellen.

Prediger Kirmß legte für die weibliche Gemeindediakonie ein warmes Wort ein; Widerspruch gab es nicht. Wenn wir über diesen Beschluß nicht viel Worte machen, so aus dem Grunde, weil er uns ebenso selbstverständlich wie erfreulich ist. Uebelwollende könnten auch hier fragen: Warum so spät?

Einstimmig angenommen wurde endlich der sechste Punkt, der nur die Ausführung der vorhergefaßten Beschlüsse zu ermöglichen hatte:

6. Die vereinigten Kreissynoden beauftragen ihren Vorstand, die Beschlüsse zu 1 und 2 zur Kenntnis des Königlichen Staatsministeriums zu bringen. Sie erwarten von dem geschäftsführenden Ausschuß den Entwurf eines Regulativs, nach Maßgabe welches die beschlossene Unterstützung der Gemeindediakonie (5) einzutreten hat.

Überschauen wir den ganzen Verlauf dieser Debatte, so ist eins über allen Zweifel erhaben: der gute Wille der Stadtsynode, folglich auch ihrer liberalen Mehrheit, zur Hebung des kirchlichen Notstandes von Berlin mit Hand anzulegen. Kommt dieses Bemühen etwas spät, so doch, wills Gott, noch nicht zu spät; entbehrt es noch der rechten Begeisterung, so ist das kein Grund zu schelten, zu hindern, zu entmutigen. Was soll das, wenn Stöcker neulich in der Allgemeinen kirchlichen Wählerversammlung sagte: „Bis jetzt sind außer auf dem Papier in der That durch die Synode noch keine Kirchen gebaut worden." Auch auf dem Papier schon haben Beschlüsse unter Umständen doch einen Wert. Die Synode hat den Bau von fünf neuen Kirchen und die Errichtung fünf neuer Pfarrgebiete gesichert. Wenn sie aber augenblicklich nicht mehr thut, so wissen wir, wer das Werk der Hilfe hemmt: leider niemand anders als der Staat. R

Vom Vatikan

Kaiser und Papst

Von der Engelsburg donnerten am Nachmittage des 11. Oktober die Kanonen und sagten der in fieberhafter Spannung harrenden Bevölkerung der ewigen Stadt: Der Kaiser ist da! — Enthusiastischer Jubel grüßte den deutschen Kaiser, als er an der Seite des Königs die zur Via triumphalis gewordene Via nazionale durchfuhr; derselbe aus vollem freien Herzen kommende Jubel grüßte ihn zum zweiten Male, als er auf dem Balkon des Quirinal der unabsehbaren Menge dankte, an derselben Stelle, wo vor zehn Jahren das römische Volk dem damaligen Kronprinzen Friedrich begeistert zujauchzte. Der Kanonendonner der Engelsburg drang auch in den Vatikan, auch in das Gemach des „Gefangenen" und sagte ihm: Der deutsche Kaiser ist da, ist in

Rom, ist der Gast des Königs, den er also als den Herrn des Hauses anerkennt, bei dem er als hochangesehener, hochgefeierter Gast weilen wird, um bei dieser Gelegenheit nebenbei auch den Vatikan zu besuchen. Was mag der Gefangene beim Donner der Kanonen empfunden haben?

Wie oft haben die Kanonen der Engelsburg die großen Tage des Vatikan gemeldet und seine Staatsaktionen begleitet, wie oft haben sie feierliche Aufzüge von Kaisern, Königen und Fürsten, die zum Vatikan sich nahten, der Stadt gemeldet! Und jetzt?

Eine glänzende Krone hatte einst der Nachfolger Petri zu vergeben: die Krone des römischen Reiches deutscher Nation. Karl der Große empfing sie knieend, ebenso viele nach ihm: Otto I., Otto II., Otto III., Heinrich II., Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V., Lothar III., Friedrich I., Heinrich VI., Otto IV., Friedrich II., Rudolf I., Heinrich VII., Ludwig V., Karl IV., Sigismund, Friedrich III. Und jetzt? Die Kanonen der Engelsburg meldeten dem Papste einen Kaiser, der seine Krone ohne Zuthun des Papstes empfing, eine Krone, die mit dem Papsttum nichts zu schaffen hat.

Welche Stimmung in den öden Prachthallen des Vatikan herrscht, beweist die am Tage der Kaiserankunft geführte Sprache des vatikanischen Organes. Während die gesamte nur irgendwie zurechnungsfähige Presse des Landes die Nachricht von der Ankunft des Kaisers an die Spitze stellt und dem erhabenen Monarchen ihre Huldigung darbringt, stellt jenes Organ diese Nachricht ans Ende, bringt in trockner Weise dasjenige, was sich nicht verschweigen läßt, und bemüht sich nicht, in einem Leitartikel die Bedeutung des kaiserlichen Besuches zu beleuchten. Es setzt seine Leser in Kenntnis, daß nach wenigen Stunden Kaiser Wilhelm II. in Rom anlangen werde. Dann erfahren wir, daß der „junge, starke Fürst" seine verschiedenen Reisen im Interesse des Friedens unternommen habe. Mit süßlichen Worten fährt das Organ fort:

Friede! Schönes Wort, welches die Ruhe der Familien, die Blüte des Handels, das Glück der Völker bezeichnet! Aber den Frieden erlangt man nicht ohne die Gerechtigkeit und viele Ungerechtigkeiten liegen jetzt vor, die gut zu machen sind. Ist dies Werk der Sühne vollbracht, dann darf man einen festen, bleibenden Frieden hoffen. Diese Wahrheit wird dem Kaiser Wilhelm II. nirgends klarer einleuchten, als in Rom.

Wir verstehen die Anspielung, welche sich hier in jesuitisch-weinerliche Worte kleidet. Denken wir uns den Fall, daß der Vatikan sich einen Vorteil von dem Besuche des Kaisers verspräche, daß er einen Grund fände, einen leisen Hoffnungsschimmer zu hegen, wie anders würde dann die Sprache lauten! Der Vatikan kann nicht nur das Schnupftuch ziehen und sich die Thränen trocknen, wenn er an das „gut zu machende Unrecht" und den holden Frieden denkt, er kann auch schmeicheln, wie jener Brief beweist, den vor Jahren Fürst Bismarck empfing, als dieser den Papst zum Schiedsrichter in der Karolineninselfrage gemacht hatte. Die Ehre, die hohe Ehre machte damals den Vatikan merkwürdig verwirrt. Wenn der Vatikan durch Kaiser Wilhelm II. irgend etwas hoffte, so hätte er ihm seine Huldigung dargebracht. — Die Stimmung des Papstes erhellt auch aus seiner letzten Rede, welche er vor einer größeren Anzahl von Pilgern, fast lauter Priestern, Ende September hielt. Er singt das alte Lied, sucht die Hörer von seiner unerträglichen Lage zu überzeugen und läßt dabei die berechtigte Frage unbeantwortet: warum er nicht schon längst auf und davon gegangen ist, warum er nicht schon längst seinem undankbaren Rom den Rücken gekehrt hat? Er betont in jener Rede, daß der Besitz des Kirchenstaates auf der Basis göttlichen Rechtes beruhe, und verlangt von seinen Hörern, daß sie diesen Satz als ein Dogma betrachten und lehren sollen. Dabei fällt es ihm nicht ein, eine eben so wichtige als naheliegende Frage zu erwägen, nämlich diese: Sollte nicht der Verlust des Kirchenstaates ebenso ein Werk der göttlichen Vorsehung sein, als die Erlangung desselben? Sollte nicht im Verluste des Kirchenstaates ebenso gut und ebenso deutlich der Finger Gottes zum Vorscheine kommen? Hieran denkt der Papst nicht und spricht statt dessen von „gewissen Leuten," die durch „glücklich Umstände" für einige Zeit begünstigt werden. Aber — so schließt er — es ist noch nicht aller Tage Abend! Fürchtet, sich der Papst, deutlicher zu reden? Unter den günstigen Umständen versteht er natürlich den Besuch des deutschen Kaisers in Rom; in diesem Besuche sieht er also einen Umstand, welcher den jetzigen Zustand der Dinge befestigt und keine Hoffnung erregt, daß der Vatikan einen Nutzen aus demselben ziehen könnte. — Die Stimmung im Vatikan ist also eine gedrückte; der Besuch des Kaisers am Hofe des in Rom residirenden Königs ist dem Vatikan ein Strich durch die Rechnung, ist, um voll und ganz die Wahrheit zu sagen, eine Niederlage für den Papst.

Ein Blick in Vergangenheit und Gegenwart wird unsre Behauptung noch weiter rechtfertigen.

Kaiser Wilhelm II. ist der Träger einer Würde, deren Name dem Gefangenen die glorreichsten Zeiten irdischen Papstglanzes in Erinnerung ruft und ihm das unerbittliche Wort zuruft: Diese Zeiten sind für immer vorbei. Die Person des in Rom anwesenden deutschen Kaisers fordert alle Welt auf, an die Vergangenheit zu denken und dies kann nur zur Demütigung des Papstes ausfallen. Wo findet sich der deutsche Kaiser, welcher dem Papste den Steigbügel hält und sein Roß am Zaume führt? Wo finden sich Fürsten, wie jene, die gen Rom pilgerten, um dort ihr Gewissen und ihren Säckel zu erleichtern? Der Besuch des deutschen Kaisers am italienischen Königshofe ist dem Papsttum eine gespenstische Wandinschrift, welche in großen Lettern geschrieben lautet: Tempi passati!

Eine ebenso deutliche Sprache redet die Gegenwart. Man vergleiche das Jubiläum des Papstes mit dem triumphirenden Einzuge des Kaisers. Um ein Strohfeuer für das Papstjubiläum zu schüren, begannen die geheimen und öffentlichen Arbeiten und Vorbereitungen ein Jahr vorher, — ein ganzes Jahr! Heerschaaren demütiger Handlanger wurden aufgeboten, um Stoppeln zu sammeln, und so kam denn ein Jubiläumjubelstrohfeuer zusammen, wobei der heilige Vater durch lohnreichen Ablaß die Flamme zu schüren verstand. — Welchen Anteil hat Rom, die vom Papst reklamirte Stadt, am Jubiläumsjubelfeuer genommen? Ein Paar elende Stoppeln hat die Bevölkerung dieser Stadt geliefert; im großen Ganzen sah Rom dem Jubiläumsschauspiel gleichgiltig zu, kühl bis ans Herz hinan, und nur eins war den Römern dabei nicht gleichgiltig: der Säckel der Pilger und die goldnen Batzen, welche dieselben in Rom ließen. Mit Rom hat Italien im großen Ganzen dem Jubiläum und dem Jubilar kalt und gleichgiltig gegenübergestanden. — Damit vergleiche man das Kommen des deutschen Kaisers, auf welches man sich nur wenige Wochen rüsten konnte. Rom und ganz Italien grüßten mit Begeisterung den deutschen Kaiser; der Enthusiasmus der Hauptstadt kam aus vollem Herzen, und die ungezählten Tausende, welche in Rom Zeugen des kaiserlichen Kommens waren, wurden nicht nach Rom gezogen durch — Ablaß! Das ganze päpstliche Jubelfest mit allen Jubelmessen, auch der Messe für die Toten am 30. September, trotz allen Berichten einer jesuitischen Presse, verschwindet gegenüber diesem Besuche des Kaisers, der zur Hebung italienischen Nationalbewußtseins und Nationalstolzes beitragen und noch in ferner Zukunft seine Wirkung zeigen wird.

Ganz besonders ist für den Vatikan der Umstand eine Demütigung, daß alle Anschläge und Machinationen, den Besuch des Kaisers zu hintertreiben, gescheitert sind. Welch eine schwerwiegende Thatsache: der Vatikan muß sich bequemen, einen protestantischen Kaiser kaiserlich zu ehren; der Papst muß den Anhänger jenes Martin Luther ehren, dessen Anhänger von früheren Päpsten verbrannt wurden, jenes Martin Luther, für welchen der jetzige Papst Ausdrücke in Bereitschaft hat, die wir hier nicht wiederholen wollen. Die Reformation tritt mit dem Kaiser persönlich in den Vatikan, die in Bann und Acht, unter dem Fluche der Kirche befindliche Reformation! Sie hat es doch weit gebracht, dies arme, von den Päpsten geschmähte Weib, denn ihr Sohn trägt die glänzendste Krone der Erde, die deutsche Kaiserkrone. —

Am 12. Oktober um Mittag meldete dumpfer Trommelwirbel, daß Kaiser Wilhelm am Eingang des Vatikan angelangt sei. Die bunt ausstaffirte Schweizergarde präsentirte das Gewehr; aber der Kaiser würdigte die päpstlichen Soldknechte keiner Aufmerksamkeit. Vom Hause des preußischen Botschafters war er im eignen Wagen, der mit den Rossen von Berlin gekommen,

zum Vatikan gelangt; eine Thatsache, die uns einige Blicke hinter die Kulissen gestattet. Da dem Vatikan der Wagen des italienischen Königs Entsetzen eingeflößt hätte, so kamen die vatikanischen Staatsmänner auf den Gedanken, dem Kaiser die (vielleicht etwas gealterte) Staatscarozza das Papstes anzubieten. Als man mit diesen für den Vatikan hochwichtigen Angelegenheiten sich im hohen Rate des Vatikan beschäftigte, kam die höchst unerwartete Botschaft: Se. Majestät, der deutsche Kaiser, ziehe es vor, im eignen Wagen, mit eignen Rossen, mit eignem Kutscher zu fahren. Möge dies für den Vatikan und sein Synedrium ein Bild und Gleichnis sein. — Der mit vier Rossen bespannte Kaiserwagen fuhr durch die mit zwei Reihen Soldaten besetzten Straßen und passirte die Engelsbrücke, wo sich an den geschwärzten Mauern der riesigen Engelsburg ein eigentümlicher Anblick bot: eine mit Fahnen umkränzte Inschrift, welche die Hauptstadt Rom als intangibile bezeichnete und von den Bürgern dieser Vorstadt (dicht am Vatikan) verfaßt war. — Der Kaiser ward mit den nach vatikanischen Begriffen ihm zukommenden Ehren empfangen und hat also mit eignen Augen gesehen, daß im Gefängnis des Papstes eine mehr als kaiserliche Pracht herrscht und dazu ein Zeremoniell von solcher Ausdehnung und solchem Glanze, wie es der Zar in St. Petersburg nicht kennt. Es würde zu weit führen und die Leser ermüden, wollten wir hier von den verschiedenen Maestri des Vatikan, von den verschiedenen Garden und Dienern, die unserm Kaiser zu Gesicht kamen, berichten. — Mit dem Papste, der im Vorgemache seines Privatzimmers dem Kaiser entgegenkam, fand eine Unterredung unter vier Augen statt, welche etwa eine halbe Stunde dauerte, worauf der Kaiser sich mit seinem Gefolge verabschiedete, die verschiedenen Räume des vatikanischen Museums besichtigte, um dann, nachdem er auch die St. Peterskirche durchschritten, geraden Wegs zum Quirinal zurückzukehren.

Der letzte Kaiser, welcher in Rom die Kaiserkrone empfing, war Friedrich III., der zu dem Ende 1452 nach Rom reiste und von da sich nach Neapel begab, um sich lange Zeit hindurch daselbst an Festen zu ergötzen, die ihm am üppigen Hofe Alfonsos I. daselbst geboten wurden. Das war damals, als es von Deutschland heißen mochte: „Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz." Im Innern Uneinigkeit und an den Grenzen der drohende Türke! Kaiser Wilhelm II. geht nach Neapel, um die Flottenmacht seines Verbündeten in Augenschein zu nehmen und dann heimzukehren. — Wohl ihm, daß keine Krone des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" ihn belastet! Er kehrt heim, um viele Anschauungen bereichert. Zwar wußte er wohl sicherlich, schon vor seiner Reise, was man vom Vatikan zu halten hat; aber besser ists doch, wenn man manches mit eignen Augen sieht.

Wir im Süden lebenden Deutschen begleiten den erhabenen Herrscher unsers teuern Vaterlandes mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! T

Bücher und Schriften.

(Goethes Stellung zur Religion) Wärmster Empfehlung würdig ist das jüngst veröffentlichte Werkchen von Th. Vogel (Geh. Schulrat in Dresden): Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen, in zeitlicher Folge zusammengestellt. Leipzig, B. G. Teubner, 1888; IV, 198 S.; 2,40 Mark. — Das ist ein wahres Schatzkästlein voll köstlicher Perlen, hervorgeholt aus der Tiefe des Geistes und Herzens unsers Altmeisters. Zu einer verhältnismäßig kleinern Anzahl bekannter Aussprüche Goethes von religiösem Gehalte gesellen sich eine Fülle neuer, sozusagen unausgemünzter, die der kundige Verfasser mit liebevoller Hingebung an seine Aufgabe aus den Werken des Dichters selbst (Hempelsche Ausgabe) und andern, oft recht entlegenen, schwer zugänglichen Fundorten zusammengestellt hat. Die ausgewählten 898 Aussprüche (Vollständigkeit sollte und konnte der Natur der Sache nach nicht erstrebt werden) sind in zwei Hauptteile und fünfzehn Abschnitte gegliedert und innerhalb der letztern nach ihrem zeitlichen Hervortreten dergestalt geordnet, daß die Wandlungen in der religiösen Gedankenwelt Goethes, sein Ausreifen im innersten Wesen, von den mannichfaltigsten Gesichtspunkten aus verfolgt werden können. An der Spitze jeder Abteilung finden sich gleichsam als Grundtöne trefflich zusammenfassende dichterische Aussprüche Goethes. Der Verfasser hat zwar mit grundsätzlicher Selbstbescheidung sich jeglicher Auslegung enthalten und fügt nur hie und da einzelne Worte bei, die für das unmittelbare Verständnis der herausgehobenen Stellen unumgänglich notwendig sind, sowie am Fuße jedes Ausspruchs deren Fundstelle und die entsprechende Jahreszahl, aber schon hierin, sowie in der richtigen Einordnung jedes einzelnen Wortes liegt die verdienstlichste Leistung des gewissenhaften und sachkundigen Auslegers, nicht minder in der unsers Erachtens meisterhaften Lösung der oft nur allzu schwierigen Aufgabe, den Dichter selbst auf seine eigne Meinung zu prüfen, ihn aus der jeweiligen Einkleidung herauszulösen. In manchen Fällen ließ sich wohl in der That nicht entscheiden, was nach vollem Wortlaute und was in eingeschränktem Sinne zumal der Dichter des Faust als seine Ueberzeugung durch den Mund andrer Personen verkündet. Es ist das ersichtlich ehrliche Bestreben des feinfühligen Goethekenners gewesen, nur „bloße Scherzworte oder Ausflüsse vorübergehenden Mißmuts" von der Aufnahme auszuschließen; im übrigen ist wie nichts hinzugethan, so auch nichts verschwiegen. So spürt man freilich nicht etwa nur ein immer behaglich anmutendes Wehen, sondern mitunter auch wohl ein derbes Flügelschlagen des starken Dichtergeistes. Man merkt ferner nicht jedem Worte sogleich seine religiöse Gestalt oder seine Bedeutung für die religiös-sittliche Entwicklung Goethes an; zuweilen ist man überrascht, dieses und jenes gerade hier verzeichnet zu finden, und ist dann dem Verfasser doppelt dankbar dafür.

Man hat wohl öfters mit Recht die in andern Arbeiten zur Schau getragene Neigung getadelt, auch die unbedeutendsten Kundgebungen unsrer großen Dichter und Denker als litterargeschichtlich wertvolle Bausteine aufzuspüren und zu überschätzen. In vollstem Gegensatze hierzu liegt in dem Werke Th. Vogels eine ernste Arbeit von bleibendem Werte vor, die den Dichter verstehen lehrt, indem sie in sein Land mitten hineinführt. Hier bezeugt jede Zeile die verständnisvolle Versenkung in die Tiefen der Goethischen Gottes- und Weltauffassung und das emsige Lauschen geschärfter Sinne auf die leiseren und leisesten Regungen seines geistigen Pulsschlages.

Niemand natürlich wird die ganze Sammlung auf einmal mit Genuß und Vollgewinn durchlesen; aber jedermann, der den Dichter und den Menschen Goethe gleich hoch verehrt, wird für diese Verehrung wie für sich selber reichste Nahrung empfangen. In diesem Sinne sei hier die vorliegende, übrigens gut ausgestattete Schrift unserm Leserkreise nachdrücklichst empfohlen. Pr

(Liedergrüße an Deutschlands junges Kaiserpaar) von Georg Oertel, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 20 Pfennige. — Der als Volksschriftsteller, Reisebeschreiber und auch Gelegenheitsdichter vielleicht schon manchem unsrer Leser bekannte Verfasser bietet dem patriotischen Deutschland fünf Gedichte dar, von denen vier dem jungen Kaiser und eins der jungen Kaiserin gelten. Die Gedichte sind kräftig, klar, freudig, voll Gottesfurcht und Liebe zum Volke. Als Probe geben wir einen Vers, welcher der Kaiserin gilt:

Du steigest voll Erbarmen
Hinab in die Hütten der Not,
Du bist die Stütze der Armen
Getreu dem Gottesgebot;
Dich schrecken der Finsternis Mächte,
Die Tiefen des Elends nicht,
Du bringst in der Trübsal Nächte
Ein mild erquickendes Licht! F R

(Neue Missionsschriften) Rautenberg, Rundschau über die Geschichte der dänisch-sächsischen evangelisch-lutherischen Mission unter den Tamulen. Leipzig, 1888, Kommissionsverlag der Buchhandlung des Vereinshauses; 2 Mk. — Hier ist zum ersten male der Versuch gemacht, die Leipziger Mission von ihren Anfängen bis heute in übersichtlicher Darstellung zu behandeln. Je dringender die Freunde dieser Mission eine solche Uebersicht gewünscht haben, wie sie fast alle andern deutschen Missionen bereits besitzen, um so willkommener ist der vorliegende Versuch, wenn er auch noch seine großen Mängel aufweist.

Warneck, Der gegenwärtige Romanismus im Lichte der Heidenmission. Zwei Hefte aus den Flugschriften des Evangelischen Bundes. Halle, E. Strien. 1. Die römische Feindschaft wider die evangelische Kirche; 25 Pfennige. 2. Das römische Christentum; 35 Pfennige. — Der unsern Lesern wohlbekannte Verfasser, dessen „Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission" wir früher ausführlich besprochen und empfohlen haben, giebt in diesen Flugschriften eine treffende Darstellung einerseits von der Bosheit, mit welcher Rom in der Heidenmission die evangelische Kirche verfolgt, anderseits von der oberflächlichen christlichen Tünche, mit welcher es sich auf seinen Missionsplätzen begnügt. Wir können uns kein treffenderes Gegenstück zu der Verherrlichung der römischen Mission in verschiednen neueren Reisebeschreibungen wünschen.

Geschichten und Bilder aus der Mission. Nr. 7. Herausgegeben von Dr. O. Frick. Halle a. S., 1888, Waisenhaus; 25 Pf. — Eine neue Nummer dieser vorzüglichen Hefte, welche auf keinem Missionsfeste fehlen sollten. Sie enthält außer einem kurzen Mahnworte Warnecks eine Beschreibung der Missionsstation Blauberg in Südafrika von D. R. Grundemann, welcher eine schöne Chromolithographie beigegeben ist, und eine Biographie D. Livingstones von Professor V. Meyer in Wernigerode.

Dornen und Aehren vom Missionsfelde. Missionsgeschichten, herausgegeben von der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg. Berlin, Buchhandlung der Stadtmission. Nr. 4: Hanuth Dato, der braune Pastor, von D. R. Grundemann. Nr. 5: Klaas Kuhn, ein Missionar aus den Hottentotten, von P. Schmidt. Das Stück 10 Pfennige. — Beide Schriften sind in der interessanten und doch völlig ungeschminkten Weise geschrieben, wie sie den Veröffentlichungen der genannten Kon-

ferenz eigen ist. Die erste Geschichte ist aus der Kolhsmission, die zweite aus der Berliner südafrikanischen Mission genommen. Wir empfehlen sie besonders zur weitesten Verbreitung im Volke.

E. R. Baierlein, Im Urwalde bei den roten Indianern. Mit zwei Bildern. Leipzig und Dresden, Justus Naumann, 1888; 145 S. — Das sind köstliche Jugenderinnerungen eines treuverdienten Missionars, dessen erste Arbeit im Dienste der Leipziger Mission den Rothäuten Nordamerikas galt. Sie haben seine erste Liebe genossen, das fühlt man der vorliegenden Schilderung ab. Es wird niemand, sei er alt oder jung, dieses Büchlein aus der Hand legen, ohne tiefe Bewegung des Herzens über jene leider so kurze Missionsarbeit, welche dem aussterbenden Volke wenigstens einige Strahlen von der Sonne der göttlichen Liebe bringen durfte. Das Büchlein sei warm empfohlen. P

(Eine Pädagogik für das christliche Haus) liegt in ihrer vierten Auflage vor uns. Es sind die Grundzüge der Erziehungslehre von Professor D. Gustav Baur in Leipzig (Gießen, Ricker; 417 S.; 6 M.). Im Jahre 1843 zuerst gedruckt, haben auch die sehr vermehrten Paragraphen von heute noch etwas von dem Hauche jener schönern Vorzeit an sich, wo noch alle Pädagogik für oder gegen Herbart kämpfen mußte. Sie ersparen uns die hunderterlei Kunstausdrücke einer philosophisch-systematischen Psychologie, führen aber sachlich mitten in die reiche, unendlich interessante Welt des werdenden Seelenlebens hinein. Stimmen der Dichter, Sitten der Völker, eigne feine Beobachtungen und geflügelte Worte halbvergessener Theoretiker suchen nicht so sehr einen schulmäßigen Begriff von Erziehung als wirkliche, lebendige Erzieher herzustellen. Soll ich ein Wort nennen, welches das ganze Buch charakterisirt, so ist es das Wort: Individualität. Nur keine einförmige, absolute Ruhe, kein Sklavenverhältnis der Kinder! „Anmutiges Leben und liebenswürdiges Wesen entsteht nur da, wo die Individualität sich frei entwickeln kann; aber freilich nicht in ihrer Isolirtheit, sondern so, daß das allgemeine Gesetz in ihr auf eigentümliche Weise zur Erscheinung kommt." Wer von Natur den hellen Blick für die Eigenart jedes einzelnen Kindes nicht hat, der lese, was Baur über den Unterschied von Knaben und Mädchen und über die verschiedenen Alter und Temperamente sagt. Die Mutter, welche halb hilflos einem schwierigen Lieblinge nicht zu gebieten weiß, atme ein wenig von der milden, sinnigen Weisheit eines Mannes, von dem sie selbst nur wünschen wird, ihn selbst als Erzieher für sich gehabt zu haben. Sie braucht nicht zu fürchten, durch diese pädagogischen Studien den letzten Rest mütterlicher Unbefangenheit zu verlieren; denn was ihr geboten werden soll, sind nicht Formeln, sondern Geist, und zwar liebewarmer Christengeist, der alle Arbeit an Kleinern und Größern als einen geweihten Dienst vor Gott erkennt und in Geduld und Sanftmut thut. Allerdings gehört zur Lektüre des Buches eine gewisse Uebung im abstraktern Denken, wie sie nicht ohne weiteres jede Mutter haben kann. Dem Lehrer werden die Winke zur Methode der einzelnen Unterrichtsfächer von besonderm Werte sein. F N

(Auswahl französischer Bücher fürs Haus) Obwohl wir nicht imstande sind, die Auswahl zu kontroliren, dürfte doch vielleicht manchem unsrer Leser gedient sein mit einem Hinweis auf Gustorffs Katalog französischer Bücher in sorgfältiger Auswahl für das deutsche Haus (Leipzig 1888; 16 S.). Es sind nur solche Werke aufgenommen, „die rückhaltlos vom ethischen Standpunkte empfohlen werden können." Der Katalog ist unentgeltlich durch jede Buchhandlung zu beziehen. — K. Gustorff-Leipzig hat auch für Deutschland den Vertrieb der alle vierzehn Tage erscheinenden Zeitschrift Le Souvenir du Pensionnat (4 Mk. vierteljährlich), herausgegeben von Professor Reitzel-Lausanne für solche, die sich im Französischen üben wollen. Es stehen ihr gute Empfehlungen zur Seite; uns kam bisher nur eine Probenummer zu Gesicht. R

(Die christliche Kleinkinderschule) hat an dem Dresdner Diakonissengeistlichen Hübener ihren Historiographen gefunden (Gotha, bei Perthes; 328 S.; 2,80 M.). Obwohl man bei der Lektüre seines Werkes nicht selten um größere Knappheit und begriffliche Schärfe bitten möchte, so hat er doch unzweifelhaft dem weiten Kreise derer, die sich für Kinderbewahranstalten interessiren, eine wirklich willkommene Gabe gebracht. Auch wer die vornan stehenden prinzipiellen Darlegungen für nicht ganz genügend hält, wird sich gern dann die Lebensbilder der Heldinnen und Helden der Kinderpflege vorführen lassen, und jedem wird in dem dritten, ausführlichsten Teile, der mit sehr sauer zusammengesammelter Statistik die Länder der Kleinkinderschule überschaut, wenigstens ein Blick auf den heutigen Stand der guten Sache in seiner Heimat lieb sein. Wenn wir übrigens die Kleinkinderschulen eine gute Sache nennen, so gilt dies nur für solche Gegenden, in denen ohne sie die Kinder verwahrlosen würden. Wo es zu vermeiden ist, wünschen wir keine Anbahnung sozialistischer Kindererziehung, nur um dem Drängen einiger Enthusiasten gerecht zu werden. Man soll den Eltern ihre natürlichen Pflichten nicht abnehmen wollen, wo sie dieselben noch gut selber tragen können. Ob schließlich alle unsre Leser dem Verfasser in seinem historischen Urteile über die beklagenswerte Richtung des Rationalismus, welche blind sein „mußte" gegen die Notstände des Volkes, ohne weiteres werden beistimmen können, wissen wir nicht. Wir meinen, daß der Kampf gegen den Aberglauben, das Treiben zur Tugend, die Arbeit an der Hebung der Volkskultur zwar nicht selten des evangelischen Geistes vergaß, aber doch Notständen abhalf, denen schlechterdings abgeholfen werden mußte, wenn die spätere Zeit bewußteren Christenglaubens möglich sein sollte (vgl. 1887, S. 271). F N

(Deutsches Vagabunden- und Verbrechertum im 19. Jahrhundert) Von O. Fleischmann, Barmen, bei Klein; 205 S.; 2,50 M.

In diesem Buche, welches wir mit höchstem Interesse gelesen haben, giebt ein Strafanstaltsgeistlicher seine im Zuchthaus von Kaiserslautern (bairische Pfalz) gemachten Erfahrungen. Was er uns bietet, sind scharf und wahr gezeichnete Charakterköpfe. Zuerst begleiten wir den Vagabunden Joseph Kurper bis ins Zuchthaus: wir sehen ihn als hungrigen Bettelbuben, jugendlichen Dieb, Zögling der Staatserziehungsanstalt, Lehrling, geckenhaften Gesellen, Bummler, Bettler, Trinker, Schwindler, Louis und Dieb. Sein Leben ist typisch für viele unsrer armen Brüder. Man muß es innerlich miterleben, um gerecht zu werden gegen Verirrungen, denen wir nie ausgesetzt waren, um aber auch hart zu werden gegen alle Bettelei. Was in erster Linie den Joseph Kurper verdorben hat, ist die Gutmütigkeit meist christlich gesinnter Geschenkgeber. Man lese nur, wie ihm sein erster Bettelversuch in Frankfurt a. M. an einem Tage 18 Gulden, zwanzig Hemden und zwei Dutzend Strümpfe einbringt, oder wie er in Mannheim von morgens 9 bis nachmittags 4 Uhr sammelt: zehn vollständige Anzüge und viele einzelne Kleidungsstücke, dazu 30 Gulden bares Geld. Freilich er war ein geriebener Gauner, aber wahrlich nicht ohne Schuld sogenannter Barmherzigkeit. Sollte jemand über Bettelbriefe (Kohlbriefe) und gestempelte Legitimationen (Fleppen) sich noch irgendwelchen Illusionen hingeben, dies Buch wird ihm die Augen öffnen. Wer den Wert der christlichen Herbergen zur Heimat noch nicht schätzen gelernt hat, lasse sich von einem Sachkenner in die „Generalpennen" führen und sehe dort die Stromer und fahrenden Dirnen ihre Gelage halten. Auch für den Staatsbeamten und Nationalökonomen wird manches einzelne neu und wichtig sein.

Nachdem wir an dem ersten Beispiele den Weg ins Zuchthaus aufs deutlichste überschaut haben, werden uns nun Porträts interessanter Zuchthäusler mit der Feinheit des Psychologen und der Wahrhaftigkeit des Christen gemalt. Mit Staunen hören wir von dem „Zuchthaushelden," der von 1824 bis 1871 ein Schrecken seiner Vorgesetzten war, von dem Wucherer, der seinen relativ schuldlosen Mitgefangenen bis aufs Blut aussaugt, von dem „Tabakanbeter," der vier Jahre nie Fleisch aß, nur um seine Fleischportionen als Zahlung für Schnupftabak zu verwenden, von der „Nonne," einer Scheinheiligen in der Büßerzelle, von dem sogenannten „Herrn Oberstaatsanwalt," einem Gentleman mit schillernder Vergangenheit, von einem, der sich aufs Verloben legte, u. s. w. Nicht das Grauen vor der Unthat will der Verfasser in uns wachrufen, sondern die moralisch geklärte Sympathie mit dem Verlornen. Er lehrt uns insbesondre auch die dämonische Macht des Branntweins und das Verführerische einer gesicherten Zuchthausexistenz für haltlose Menschen kennen. Durch seine Feder werden die grauen Mauern der Staatsanstalt für uns eine Umhüllung mannichfachen Seelenlebens, und nach der Lektüre seines Buches wird jeder Leser noch ernster als bisher dem großen Problem der sittlichen Hebung des Volkes sich zuwenden. Allen, welche sich vor einer dezenten Darstellung einiger Ungehörigkeiten nicht scheuen, raten wir zu dem Fleischmannschen Buche. F N

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Dritte, durchgehends neu bearbeitete Auflage!
Biblisches Wörterbuch für das christliche Volk.
Herausgegeben v. H. Zeller.
Mit 7 Karten. 2 Bände (90 Bogen Lex. 8.) ℳ 10.—, in 2 soliden, Halbfranzbänden ℳ 12.—.
Ausführlichstes und anerkannt bestes Nachschlagebuch für Bibelfreunde.
H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von **Hugo Klein** in **Barmen** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Aachener Heiligtumsfahrt und die Reliquienverehrung überhaupt.

50 Pf. [franco nach auswärts 60 Pf.].

„Das treffliche Büchlein setzt klar auseinander, dass die angeblichen Reliquien in Aachen nicht den mindesten Anspruch auf Echtheit erheben können und wendet sich dann gegen die Reliquienverehrung überhaupt, die fast an den heidnischen Fetischdienst erinnert."

[**Pastor Krummacher:** Jünglingsbote 1888, No. 20.]

Demnächst erscheint:

Jesuitenkünste u. Seelenfang am Krankenbett.

Ein Muster römischer Propaganda in **Bremen.** 50 Pf. [franko nach auswärts 60 Pf.].

Probenummern, Prospekte, Mitarbeiterverzeichnisse liefert die Verlagshandlung jederzeit unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sind noch erste Jahrgänge zu haben, gebunden (9 Mk.) oder ungebunden (6 Mk.), ebenso Einbanddecken zum ersten Jahrgang (1,60 Mk.)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 45 **Leipzig, den 4. November** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper. 16 — Laienpredigt — Die Zukunft der inneren Mission: 2. Innere Mission und Sozialismus — Von den römischen Kaisertagen — Aus Belgien: Die heilige Genovefa von Holsct — Druckfehler — Anzeigen

Der Brief des Paulus an die Philipper

16. Kapitel 4, 4—9

Freuet euch in dem Herrn allezeit. Und wieder will ichs sagen: Freuet euch. Eure Lindigkeit lasset merken alle Menschen. Der Herr ist nahe. Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset in Gebet und Flehen unter Danksagung eure Anliegen vor Gott kund werden. Und der Friede Gottes, der alle Vernunft überragt, wird eure Herzen und eure Gedanken bewahren in Christus Jesus. Zuletzt, Brüder, alles was wahr, was würdig, was recht, was rein, was lieblich, was löblich, wo eine Tugend, wo ein Lob, dem denket nach; was ihr auch gelernt und angenommen, gehört und gesehen habt von mir, das thut; so wird der Gott des Friedens mit euch sein. —

Diese Worte schließen den Brief als apostolisches Sendschreiben zur Befestigung der Gemeinde im Christentum ab. Was Paulus von den Grüßen, wie er sie seinen Briefen anzuschließen pflegt (4, 21 f), noch einschaltet (4, 10—20), betrifft eine dem weltlichen Gebiet angehörige Privatangelegenheit, die Geldspende, welche die Philipper dem Gefangenen zur Erleichterung seiner äußern Lage gesandt hatten. Bedenken wir nun, daß Paulus auf seinen nahen Tod gefaßt war, so dürfen wir in den vorgesetzten Schlußworten dieses Briefes des Apostels Vermächtnis erkennen. Wunderbar weht durch sie der hehre Friede einer höhern Welt. Alle scharfe, unruhige Erdenluft muß vor ihm weichen. Die menschliche Vernunft bleibt hinter ihm zurück. Vor dem enteilenden Geiste stehen nur noch die letzten lichten Gipfel menschlichen Lebens. Noch einmal taucht die hohe Gestalt selbst auf. Dann verklingt alles in einem verheißungsvollen Scheidegruß wie aus Himmelshöhen. Und über dem allen zieht wie voller Glockenklang der Klang der Freude hin, jener Grundton des ganzen Briefes, der bald als Bekenntnis des Apostels Seele entströmt, bald als Aufforderung an der Leser Seele gedrungen war und in dem auch die teilweise scharfen Worte des letzten ernsten Abschnittes so harmonisch ausgeklungen hatten. Dieser Schlußton des letzten Abschnittes ist es eben selbst, der nun hinüberleitet zu dem Schlußworte.

Aber wie sich des Scheidenden Blick weitet über Raum und Zeit, so soll auch der Klang hinziehen bis ins Unbegrenzte: Das „Freuet euch in dem Herrn," mit dem der Apostel schon vor seinem großen Nachtrage zum Schluß gelenkt hatte (3, 1), erweitert sich zu dem Zuruf: Freut euch in dem Herrn allezeit. Und als stieße er dabei auf eine Einwendung, setzt der Apostel noch einmal ein; kurz und wie gebietend ruft er: Was immer ihr nur einwenden möchtet und in alle Zukunft einwenden mögt, als sei für Freude doch nicht allezeit Raum auf Erden — wieder und wieder werde ichs sagen: Freuet euch. Immer und in allen Lagen hat er bisher so geredet (1. Thess. 5, 16. 2. Kor. 13, 11. vgl. 2. Kor. 6, 10. Röm. 14, 17. Gal. 5, 22). Durch sein eignes ganzes mühsalvolles Leben hat ihn die Freude begleitet; sie füllt auch jetzt in dieser trübseligen Gefangenschaft seine Seele. Darum gilt ihm kein Einwand. Was immer kommen möge, so lange ich noch ein Wort zu reden habe, will ichs sagen: Freuet euch. Siehst du da nicht ihm leis zur Seite treten jenen greisen Jünger Jesu, wie er, als er nichts mehr weiter sagen konnte, immer wieder sagt: Kindlein, liebet euch! Welch doppeltes Vermächtnis der zwei ehrwürdigen Väter des Christentums! Und ob ihr Mund auch bald verstummt war, immer standen sie wieder auf, die hehren Gestalten, und lösten ihr Wort ein: wieder will ichs sagen: Freuet euch! wieder will ich bitten: Kindlein liebet euch! Und ob Jahrhundert um Jahrhundert kommt und geht, so lange Christi Name nicht vergeht, wird sich — wir dürfen wohl das schlichte Wort so deuten — diese Verheißung des scheidenden Apostels Christi erfüllen: wieder, immer wieder will ichs sagen, jedem Geschlecht und jedem armen Menschenherzen: Freuet euch! Das Christentum ist die Religion der Freude. Jenen Anspruch auf Freude, den, das Bekenntnis eines tief ins Herz geschriebenen unbewußten Glaubens an die Liebe des Schöpfers, der Mensch erhebt, erkennt das Christentum als vollberechtigt an. Aber wenn der natürliche Mensch im Sande nach dem Quell der Freude gräbt und höchstens trübes Wasser findet, das ihm, wenn es nicht vorher versiegt, auf die Dauer nur zuwider wird; wenn das Herz, das in eignen Regungen das Glück sucht, klagen muß: O Menschenherz, was ist dein Glück, ein rätselhaft geborner und kaum gegrüßt verlorner, unwiederbringlicher Augenblick — des Christen Freude ist Ewigkeit; ihr Quell fließt in der Menschheit reinsten Höhen. Freuet euch in dem Herrn allezeit! Wer auch nur diesen Brief des Apostels gelesen hat, der versteht diesen Wahlspruch. Mit Gott in Ordnung durch den Glauben (3, 9. vgl. Freude des Glaubens 1, 25), der Erde Trübsal Gnade (1, 7. 19 f. 29. vgl. Freude über das Opfer des Lebens 2, 17), mit den Gleichgesinnten in innigster Gemeinschaft (1, 6. 27. 2, 2), gewiß, alles zu überwinden und trotz allem und durch alles vollendet zu werden (1, 6. 20. 2, 13. 3, 12 f. 20 f) und dabei jeden Tag die höchste Aufgabe vor sich, in der auch Leiden nur fördern können (3, 8—14) — wie sollte da das Leben nicht eitel Freude sein. Und das alles verdankt er seinem Herrn Christus. So ist er der eigentliche Freudenquell. An ihn muß sich darum halten, wer allzeit der Freude sicher sein will.

Aber dennoch hat er im Geiste von seinen Philippern Einwendungen vernommen. Daß er sie mit gutem Rechte so entschieden und kurzer Hand durch sein „wieder will ichs sagen" zurückgewiesen hat, will er ihnen noch zeigen durch den Hinweis auf die Mittel, mit welchen die Freudenstörer überwunden werden. Diese können nur noch von außen kommen, von den Menschen oder den Dingen. Die ganze Kunst ist, ihnen in der rechten Art zu begegnen. Auf die Menschen geht der erste Rat, von welchen die Philipper so viel Anfechtung zu erdulden

haben. Das Mittel ist einfach und es wächst unmittelbar aus der Freude. Er darf es darum als in ihrem Besitze voraussetzen: Eure Lindigkeit lasset merken alle Menschen. Das ist jener milde Schein der Freude des Herzens, der auf den Verkehr mit den Menschen hinüberstrahlt; die sanfte Art, die nie in Erregung gerät, nie schilt, nie verletzt, die mit leiser Zurückhaltung und zarter Rücksicht dem Hader jede Gelegenheit entzieht, der Herausforderung, wie der Kränkung mit Stille antwortet, der Rohheit sich beugt und, wo Vertheidigung um der Sache willen Not thut, sie mit reiner, von allem Persönlichen freier Sachlichkeit übt. Und wo die Freude diese Lindigkeit nicht eingiebt allen Menschen gegenüber, wie immer sie sich gegen uns gestellt haben mögen, da soll das Bewußtsein helfen: der Herr ist nahe. Das Wort weist nach der Sprache des Neuen Testaments auf die zu 3, 20 f. besprochene, der ganzen ältesten Christenheit eigene Vorstellung von der baldigen leibhaften Wiederkehr des verklärten Herrn. Aber das Motiv selbst ist unabhängig von dieser Vorstellung. Es liegt in dem Glauben, dessen Verwirklichung sie in jener Form erwarteten, daß ihr Herr sie zu seiner Vollendung führt und daß Unrecht ihm gegenüber niemals triumphiren darf, sondern stets zuletzt unterliegen muß. Diese Gewißheit giebt die innere Überlegenheit, die sich in der Lindigkeit äußert. Dazu wirkt aber noch mit die durch jene Erwartung belebte, aber auch mittelst der christlichen Erfahrung erreichbare Vorstellung der Person Christi als einer dem Christen unmittelbar nahen. Der Gedanke an die Gegenwart Christi schlägt alle Erregung, alle Bitterkeit nieder und stellt an ihre Statt die Aufgabe, in allen Lagen nur auf den Ausbau seines Reiches bedacht zu sein. „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid," hören wir ihn uns zurufen, dessen Wesen Paulus einmal selbst mit dem Worte „Lindigkeit" bezeichnet (1. Kor. 10, 1).

Neben den Menschen aber können die Freude auch die Erdendinge trüben. Ihre Unbeständigkeit bei ihrer Unentbehrlichkeit, ihre dunkle Macht bei ihrer Nichtigkeit, der Zukunft Verborgenheit bei der Flucht der Gegenwart füllen das Herz mit Sorge, d. h. mit unruhigem Fragen und Bangen. Wie mochte damals diese Sorge den Philippern sich aufdrängen beim Blick auf ihre, wie auf des Apostels Lage, die Sorge um ihre eigne und ihrer Sache Zukunft. Sorget nichts! ruft ihnen der Apostel aus einer menschlich geradezu verzweifelten Lage gegenüber den großartigsten Zukunftsgedanken zu, mit der Thatsache dieses Zurufs ihnen beweisend, daß er ihnen nur zumutet, was er selbst bewährt. Nicht alles Wünschen will er ihnen damit verbieten. Was wäre das geistige Leben ohne einen die Zukunft mit der Gegenwart verbindenden Blick. Aber es soll kein eitles „Wünschen" bleiben, das stets die Sorge in sich birgt, sondern es soll zur Bitte werden. Nicht auf ihrem Herzen soll es lasten; an Gottes Herz sollen sie es legen. Nicht durch die Luft sollen die Wünsche unruhig flattern wie ein Spiel des Windes, ob ein glücklicher Zufall sie erfülle; sondern befohlen sollen sie sein Gottes ewigem Rat und darin zur Ruhe gebracht. So sollen sie gestellt werden in den Zusammenhang der Ordnungen und Gedanken Gottes. Getragen aber soll die Bitte sein von Gebet, das Gottes Weisheit, Güte, Reichtum und Macht betrachtet und so Vertrauen gewinnt zu seinem Rat, und von Danksagung, die Genügen schöpft und Mut aus dem Gedenken all des Guten, was uns geworden, und der Treue, die wir erfahren haben. Freilich fließt solch Gebet nur aus der Freude in dem Herrn, die ihres Gottes Herz gewonnen hat. Aber ebenso bewahrt es seinerseits diese Freude vor jeder Erdentrübung, ja es macht ihre Flamme nur immer höher lodern.

Wer aber mit diesem zweifachen Mittel allen Störungen seiner Freude wehrt, dem wird sich über das Herz mit seiner Empfindlichkeit und über die Gedanken mit ihren Sorgen wie eine Engelmacht wider Menschen und Dinge der Friede breiten, die Lebensfülle und -stille, die nur Gott hat in sich selber, die er mitteilt denen, die in ihm ruhen, und die keine Arbeit menschlicher Vernunft uns zu erringen vermag.

Aber noch einmal drängt es ihn von diesen Höhen zurück zur Erde. Und da ist es, als träte neben Jerusalem Rom, neben den Mittelpunkt der Religion, deren Vollendung er eben gepriesen, der Mittelpunkt menschlicher Kultur mit den hohen Lehren griechisch-römischer Sittlichkeit, die er da wohl oft vernommen. Und als wollte der große Gründer des Christentums in der griechisch-römischen Welt vor seinem Scheiden noch in jenem Sinne die Hände Roms und Jerusalems in einanderlegen zum geistigen Bunde, beiden geistigen Welten zeigen, wie sie für einander geschaffen sind, so weist er von den seligen Höhen des Gottesfriedens aus seine Christen hinüber auf die lichten Höhen menschlicher Ideale, sie als das eigentliche Ziel und Aufgabe gerade für die Christen in dieser Welt, ja auch hierin sich selbst als ihren Lehrer und Vorgänger darstellend, auch daran dieselbe Verheißung knüpfend, mit der er eben geschlossen. Zuletzt, Brüder, was wahr d. h. sittlich wahr gegenüber allem Verkehrtem, was würdig, ehrwürdig, den Stempel der Hoheit im Gegensatz zu aller Gemeinheit an sich tragend, was recht, der Stimme des Gewissens entsprechend, was rein, im Gegensatz zum Schmutzigen, was lieblich, was jedem lautern Herzen zusagt, was löblich, was im öffentlichen Urteil einen guten Klang hat — so schildert er die sittlichen Ideale aller edlen Menschen unter den verschiedensten Gesichtspunkten und fügt dem noch verallgemeinernd bei: was irgend eine Tugend heißt — das Lieblingswort griechisch-römischer Sittenlehre, nur hier im Neuen Testamente gebraucht —, was ein Lob erfährt, dem denket nach, das thut. Dann wird der Gott des Friedens mit euch sein.

Man hat es in unsern Tagen klar erkannt, wie viel das geschichtliche Christentum bei der Ausprägung seiner sittlichen Ideale, zu deren Erfüllung sein Glaube Kraft schuf, von den edelsten Geistern der Griechen und Römer gelernt und erhoben hat. Wir verstehen das Christentum in seiner weltgeschichtlichen Erscheinung immer mehr als die reife Frucht, die aus dem Saatkorn der Erscheinung Jesu Christi erwachsen ist, nachdem es gekeimt im Boden der alttestamentlichen Religion, aber sich entfaltet hat in der Luft griechisch-römischer sittlicher Ideale. Unsre Stelle bezeugt uns, daß auch hierin die Geschichte den Spuren gefolgt ist, die Paulus in diesem seinem Vermächtnis ihr gewiesen hat. v S

Laienpredigt

Unter den gediegenen, von christlichen Persönlichkeiten getragenen Referaten des letzten Kongresses für innere Mission hat auf mich den tiefsten und klärendsten Eindruck Sells Vortrag über die christliche Laienthätigkeit gemacht, dessen praktischen Kern die Frage nach Recht und Füglichkeit der Laienpredigt bildete. Das mag neben der Gediegenheit, Klarheit und Wahrheitstreue des lebensvoll und fein Dargebotenen persönliche Gründe gehabt haben. Der Vortrag sprach mir das lösende Wort in vielen seit Wochen umhergetragenen Gewissensfragen, befreite mich von einem Drucke, der durch Unklarheit über eine Zeiterscheinung, die mich zugleich anzog und abstieß, auf mir lastete. Seit ich in der Pfingstwoche der freien Konferenz christlicher Männer in Gnadau angewohnt,*) habe ich manchmal die Feder zum Bericht ergriffen, aber der entgegengesetzten Antriebe nicht Herr werden können. Nun glaube ich klar zu sehen und frei zu urteilen.

Wer freilich mit feststehenden, steifen Begriffen von Volkskirche und geordnetem Amt, wer mit einer kirchlichen Gesinnung nach Gnadau ging, für die außerhalb der Kirche und des Predigtamtes keinerlei religiöse Beeinflussung und Lebenskraft denkbar ist, wer religiöse Erscheinungen damit abgethan glaubt, daß er sie als Sekte, Separatismus und Schwarmgeisterei bezeichnet, wer die Pietät gegen die von den Vätern überkommene geordnete Staatskirche bis zur Blindheit gegen kräftigere volkstümliche Nebenströme durchgebildet hat, — dem konnte jene Konferenz mit ihren bittern Klagen über die Mängel des Volkskirchentums,

*) Vgl. Verhandlungen der Gnadauer Pfingstkonferenz (22. bis 24. Mai 1888) über das Recht gemeinschaftlicher Privaterbauung, Gemeinschaftspflege, Evangelisation und Laienthätigkeit im Verhältnis zum pastoralen Amt, über Heiligung, Bibel- und Gebetstunden u. a. Herausgegeben von Dr. J. G. Pfleiderer, Inspektor des Johanneums in Bonn. Gnadau, Unitätsbuchhandlung; 220 S.; 1,20 Mk. Jedoch kann der wahre Eindruck von den Verhandlungen durch deren auszügliche Wiedergabe nicht vermittelt werden.

mit ihren Verurteilungen der herkömmlichen Amtspraxis nicht ans Herz greifen. Und wer im Vollgefühle seiner durchgebildeten theologischen Erkenntnis und in der Gewöhnung an apologetische Auseinandersetzung mit der modernen Bildung die Frage nicht einmal aufkommen läßt, ob nicht zur Evangelisirung der Massen etwas Kräftigeres und Ungebrocheneres einzusetzen sei, als die im theoretischen Kampfe gewonnene theologische Ueberzeugung; wer noch nie in Hausbesuch und Predigt mit der zum Teil in der Vorbildung liegenden Unzulänglichkeit zur schlichten Verkündigung gerungen hat, — dem konnten diese gewiß einseitigen, teils magern, teils überschwänglichen Bekenntnisse, diese durch nüchterne Reflexion nicht gesichteten Zeugnisse des innern Lebens, diese wortreichen und sachenleeren Gebete, dieser ganze Aufwand methodistischer Zumutungen nur das Recht seiner entgegengesetzten Einseitigkeit bestärken und ein mitleidiges Kopfschütteln über Halbbildung und Unwissenheit abgewinnen. Ich bekenne, daß ich weder das eine noch das andre Vorurteil hege, sondern im tiefen Gefühl der Unzulänglichkeit unsrer bisherigen pfarramtlichen und volkskirchlichen Leistungen, zumal für die Gewinnung und Erweckung der breiten Volksschichten, oftmals bis zur zweifelnden Erwägung der alleinigen Berechtigung dieser Institute geführt worden bin. Und vor allem: was wir für unsre Notstände brauchen, ist noch mehr als bessere Organisationen, eine größere Zahl christlicher Persönlichkeiten, wenn man den Ausdruck weit genug versteht, erweckter, wiedergeborener, geheiligter Kräfte im Laienstande. Daß Zusammenkünfte und Feste für christliche Werke so oft den Eindruck von Pastorenkonferenzen machen, daß der Kalender der Jünglingsvereine fast lauter Pastoren als Leiter derselben aufführt, daß zumal im Osten fast regelmäßig der Einwand gegen Neuerungen: „Unsre Gemeinden dulden es nicht“ ein Vorwand für die eigne Abgeschlossenheit gegen Reformversuche ist, daß so die Volkskirche zur Pastorenkirche herabsinkt, — wer beklagt es nicht mit mir und läßt sich nicht imponiren von einer Versammlung, wo Nichttheologen, wo erweckte Laienkräfte so warm, so dringend, wo Edelleute und Handwerker so einmütig bezeugen: Hier sind wir, laßt uns helfen!? Mehr noch als die Redensart vom allgemeinen Priestertum treffen uns Mahnungen wie die des Apostels: Dämpfet den Geist nicht! oder die andre vielgehörte: Wo eine Gnadengabe ist, sollte auch ein Amt sein in der Christenheit! Jene sollte das entscheidende sein; wo sie fehlt, da wird die Ordnung des Amtes zur Unordnung! Der Herr ruft in den gegenwärtigen Massennöten mehr Arbeiter in die Ernte; die amtlich bestellten genügen nicht oder stehen müssig da; hier sind Arbeit Suchende, und ihr wehret ihnen!?

Nein, wir wollen sie gewähren lassen und unbefangen prüfen, was sie dem christlichen Volke bieten! Das Zeugnis eines Lebens aus dem Glauben ist gewiß der beste Antrieb zum Predigen. Und wir wollen uns auch nicht sofort abschrecken lassen durch fremdartige Aeußerungsweisen dieses Glaubens. Daß eine solche neue Bewegung, die gegen das kalte, verfestigte Herkommen sich auflehnt, in der entgegengesetzten Richtung das Maß überschreitet, ist nur natürlich und verbessert sich bei echtem Eifer durch den Widerstand der Wirklichkeit von selbst; daß ein Bestreben, das aus der Ueberzeugung von der oberflächlichen, äußerlichen, weltförmigen Wirksamkeit der bisherigen Praxis hervorgeht, leicht einseitig gründlich und methodisch wird und das Heiligtum zu direkt auf den Markt des Volkslebens, die Geheimnisse des Himmelreichs zu wenig im stillen Kämmerlein des Herzens trägt, kann nicht überraschen, wohl aber der Einsicht in die verkehrten Folgen sein Uebermaß opfern; daß ein solches Treiben auf Buße, Bekehrung, Heiligung das von allen Schäden der Gegenwart stets die Ursachen bis in das unbekehrte Herz zurückverfolgt, gar oft der Versuchung unterliegt, Herzenskündiger zu spielen, das teilt diese mit jeder der übrigens gesegneten Erweckungsbewegungen. Wer wird auch durch den gewaltigen Erfolg eines Spurgeon oder selbst der Heilsarmee nicht zu der Ueberlegung geführt: liegt in solcher derben, massiven, demagogischen, monotonen oder uniformirten Anfassung der Massen und in dieser Verteilung der Rollen auch an kleine Kräfte, die dadurch aufhören, passive Ziffern zu sein, nicht ein gewisser Wahrheitskern? Unsre evangelische Kirche und ihre gebildete Predigt ist in der That zu vornehm zur Evangelisation der Massen; uns gebildeten Theologen fehlt so oft Einfachheit, Breite, Humor und die rechte Mischung materieller, grober und tieferer, geistiger Gesichtspunkte, die dem Volkstone verwandt, aus ihm geboren sind: er bedarf der Verleiblichung, der frappirenden Derbheit, wenn man will der überschätzten Kleinigkeiten des Lebens — und unsre Vorbildung entfernt uns gerade möglichst weit von diesem Naturzustande! Da liegen organische Mängel des Pastorenstandes, wenn wir von den Mängeln der einzelnen Vertreter, die uns mit beschämender Wahrheitstreue vorgehalten wurden, noch ganz absehen. Mit der Verfeinerung der geistlichen Bildung, mit dem feinern Taktgefühle, das an Stelle des schlichten Urteils über Christlichkeit und Unchristlichkeit des Nächsten das nachgehende Verständnis seiner Kämpfe oder seiner Entwöhnung setzt, mit diesem Triebe duldenden Tragens schwächt sich leicht der andre, zu retten und zu bekehren ab, und es ist wahr, was unsern Geistlichen oft vorgehalten wurde: es fehlt ihnen der Mut des Angreifens, des Strafens, des Richtens und der feste Ansturm auf ein unbekehrtes Herz: So konnte denn Pastor Schrenck, der gefeierte Typus eines Evangelisten und Erweckungspredigers, das Bedürfnis der freien, nichttheologischen Wanderpredigt mit der Behauptung begründen: Es seien zwei sehr verschiedene Gaben, die der Herr zur Leitung der Gemeinde gegeben: die Gabe der Sammlung und Erweckung den Evangelisten und die Gabe der Erbauung den Pastoren.

Aber gerade dieser Satz enthält einen verhängnisvollen Irrtum. Gewiß, wir haben fast alle längst eingesehen, daß die Predigt vielfach mehr den Charakter der Missionspredigt annehmen müßte; daß mehr von der thatsächlichen Unchristlichkeit des Volkslebens ausgegangen werden müßte, statt von der Einbildung einer gläubigen Gemeinde, deren Mund zur Selbsterbauung der Prediger sei; und sicherlich dürfte mancher Prediger von der andringenden Gewalt des Bußpredigers Schrenck sich ergreifen lassen, der uns gleich in der ersten gemeinsamen Andacht wie eine Festung bestürmte, die doch endlich vor dem Heiligen in Israel kapituliren müsse. Aber nun muß ich gerade hieran meine Bedenken knüpfen: an jenem ersten Abende trieb es mich mit elementarer Gewalt heraus aus dem Bannkreise dieser stürmischen Frömmigkeit in die Stille nüchterner Selbstprüfung. Ein Prediger sollte stündlich bereit sein, dem Bußrufe zu folgen, sein Leben zu prüfen, seines Herzens Falten sich entfalten und sich überführen zu lassen; und so ließ auch ich zuerst ungezwungen, dann ehrlich wollend mir den Schleier wegziehen, um nachzuerleben, was der Bußprediger uns zumutete; allein mein gesunder Sinn wehrte sich zu kräftig gegen dies Übermaß. Ebenso hörte ich willig und beschämt auf die Vorwürfe, die meinen Amtsgenossen gemacht wurden, suchte es zu verstehen, wenn eine Stimme aus dem Siegerlande von ganzen Gemeinden redete, die noch nicht christlich, darum von Laienpredigern zu bereisen seien; allein auf die Dauer regte sich in mir dagegen ein Ehrgefühl, dem ich nicht Unrecht geben konnte. Zuerst suchte ich meine Seele mitzustimmen auf den monotonen Ton dieser Gebetsversammlungen, nachzubeten, was vom Geist gedrungene Brüder von ihren Herzen wegbeteten; allein beim achten, der dasselbe Thema nur weinerlicher als der siebente und breiter als der sechste vor Gott verhandelte, gingen wie von selbst meine Hände auseinander, und der ehrwürdige, aber überhörte Dr. Geß sprach mir aus dem Herzen, da er an das Viele Worte machen und an das Gebot der Einfachheit und Einfalt gemahnte. Geduldig ließ ich mir den Mangel meiner religiösen Aussprache an diesem Vorzuge des schlichten Evangeliums vorwerfen; aber wo war in diesen Erweckungsreden und Gebeten Einfachheit und Einfalt? Nein, da war viel Mache, nennen wirs freundlicher: Methode; ganz unbefangen wurde verhandelt über den Mechanismus der Frömmigkeit und des Gebets, und wenn mir nicht der Vertrauenscharakter der Versammlung Schranken setzte, könnte ich manchen Wink mitteilen, der zwar einen ehrlichen Eifer seelensuchender Liebe, aber auch einen tiefen Mangel an Keuschheit und Demut offenbaren würde. Das Bezeichnendste wohl für diese Methode war das Bekenntnis eines hochverdienten Frankfurter Laien, der in Amerika reich geworden an

irdischen und himmlischen Gütern, forderte, es müsse hier schneller gearbeitet, das Werk an den Seelen amerikanisirt werden!

Ja, es steckt ein unserm Volksgemüte fremder Trieb in dem ganzen Unternehmen! Der Deutsche versteht so gut jenen Zug des Gleichnisses vom Schatz im Acker, wo der Finder den Schatz zuerst wieder im Acker verbarg: er ist keusch und scheu mit seinen innersten Erlebnissen; das Offenbaren derselben in Versammlungen, das Konversiren darüber, das stete direkte Antasten des Innersten widersteht seiner gesunden Natur. „Es schweigen gar oft, die am tiefsten empfinden" und gerade über die Punkte, die sie am tiefsten empfinden: das gilt nicht bloß vom Thüringer Bauer, sondern auch vom Hamburger Seemann und Berliner Fabrikarbeiter. Den Laien in solcher Weise zum Wortzeugnis zu bringen, ist darum ein undeutsches Unternehmen. Jene gewaltigen Erweckungsversammlungen, in Amerika heimisch, sind bei unsrer geschichtlichen Vergangenheit, auf dem Boden der Volkskirche, der Treibhauspflanze ähnlich. Dort bewegt sich das Leben in solchen Gegensätzen; dort ist die Gesellschaft so zerklüftet und atomisirt; dort fehlt der naturgemäße Schoß der Gemeinschaft, darin das nachwachsende Geschlecht ungesucht geboren wird: bei uns besteht noch eine Volkskirche und damit, sosehr wir ihre Verweltlichung und Ohnmacht beklagen, ein Rahmen, eine Form für allen christlichen Lebensinhalt. Wir begreifen, was Graf Pückler sagte: die Atomisirung der Menge sei vielleicht der gottgewollte Übergang zu ihrer Sammlung in christliche Korporationen. Allein, es fragt sich doch sehr, ob wir diesen Gang durch die Tiefe für den allgemein notwendigen erachten sollen; und es fragt sich weiter, ob diese so aus dem Abgrunde geholten, gewaltsam und plötzlich bekehrten Seelen der gesunde Kristallisationspunkt des Gemeindelebens werden, da sie erfahrungsgemäß der Nüchternheit und Demut leichter ermangeln und das Religiöse statt zum alles durchdringenden Grundton des ganzen sittlichen und bürgerlichen Lebens, zu einem aparten Geschäfte machen. Gerade hier wurde mir durch manches Beispiel diese Gefahr der religiösen Vielgeschäftigkeit und Vielredigkeit illustrirt, die es vergißt, daß die religiöse Speise als die kräftigste nur in bescheidenen Quantitäten und mit Pausen verdaut werden kann, daß wahrscheinlich ein Dickensscher Roman, worin das Christentum nicht mit Worten bezeugt, aber als tragende Kraft des Herunterhaltens zu den Schwachen empfunden wird, mehr schafft als ein sogenannter christlicher Roman mit seiner zudringlichen Frömmigkeit, die durchsichtige Variation eines biblischen Themas.

Am bedauerlichsten war mir das mehrfach hervortretende Mißtrauen gegen den werkthätig eingreifenden Charakter der inneren Mission; dem einen und andern wurde die allerdings naheliegende Gefahr der Vielgeschäftigkeit und Veräußerlichung der inneren Mission Anlaß, zu einer Arbeit und Gemeinschaft der Laien lediglich in Wort und Gebet aufzufordern. Gewiß, „der Pastor ist nicht allein Generalpächter des Wortes Gottes;" gewiß, „in Gebets- und Bibelstunden haben auch die Laien ein Recht, zum Wort zu kommen," und sie haben es ausgeübt in den Urgemeinden. Allein das Sichdrängen zum Wort ist ein ungesunder Zug, da es zur Rede, zur erweckenden wie zur erbauenden, eines Schatzes von altem und immer neuem Gedankeninhalt und zum Zeugen und Lehren einer größern Sicherheit bedarf, da man also zum Wort gebildet sein muß, wenn man wenigstens sich berufen fühlen will, es berufsmäßigen Rednern abzunehmen. Und warum sind die Laien nun bereits unzufrieden mit dem Maße der Mitwirkung, das ihnen erst seit Wicherns Aufruf mehr und mehr zugewiesen ist? Warum sollen wir sie ablenken von der gesunden Bahn der Entwicklung, die durch die neuere Kirchenverfassung ihre Geleise vorgezeichnet bekommen? Wenn schon wir berufenen Lehrer uns demütigen müssen vor dem Wort: „Unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein, und wisset, daß ihr desto mehr Urteil empfangen werdet"; wie viel nötiger haben es die, welche kein Amt dazu treibt! Wir möchten nur wünschen, daß recht viele Laien, Kirchgemeinderäte zumal, sich die Fülle christlicher Mitarbeit zu Gemüte führen, wozu sie in Kassel Sells umsichtiges, überraschend vielseitiges Referat aufrief, wovon Naumanns zündende Ansprache über die Sonntagserholungen des Volkes ein durchschlagendes Beispiel naheliegendster und durchaus nicht äußerlicher Art gab, von deren Organisirung auch kürzlich Pastor Sulze in Dresden ein die meisten andern Gemeinden beschämendes Vorbild uns dargestellt hat.*) Da ist naheliegende Arbeit in Fülle, Arbeit, die dem Reiche Gottes wahrlich mehr dient, als ein tumultuarisches Eingreifen in die geschichtlich gewordene Verwaltung der öffentlichen Verkündigung. Tumultuarisch wird jene nämlich bleiben, unorganisch, ohne Zusammenhang mit der geschichtlichen Vorarbeit, ohne Liebesrücksicht gegen die geschichtlich gewordenen Schwachheiten unsrer Volkskirche. Ich sehe dabei noch ab von dem mindestens den Krischonabrüdern gegenüber berechtigten Vorwurfe, daß sie die Sahne oben abschöpfen, gerade in kirchlich lebendigere Gemeinden gehen und deren beste Glieder der engeren Gemeinschaft zuziehen, während sie die Arbeit an den verwahrlosten Gliedern dem Pastor überlassen. Denn solche Laienprediger werden den Mut zum unberufenen Zeugnis nur durch eine ausnahmsweise akut und bewußt erfahrene Bekehrung bekommen; das giebt ihnen den Trieb zur Bekehrung, aber auch das Unvermögen, reguläre, langsame Entwicklungen zu verstehen, zu schonen und zu leiten. Ihre nachherige theologische Schulung, wie sie das Bonner Johanneum anstrebt, wird aber sicherlich die historische Mäßigung nicht erreichen und ein Ganzes nicht schaffen, wie Sell überzeugend darthat. Wir wollen, wie die ganze Auseinandersetzung zeigen dürfte, nicht grundsätzlich das Recht der Laienpredigt bestreiten; wir begnügen uns auch nicht mit dem lutherischen Hinweis auf das rite vocatus [ordentlich berufen]; denn wie dieses einst den Missionstrieb fesselte, so würde es, was in Kassel Lindner betonte, heute wieder von ihren berufenen Hirten verwahrloste Gemeinden um die einzige Möglichkeit bringen, Lebensbrot zu empfangen: Not bricht Eisen! Wir bestreiten die Laienpredigt als eine neue Organisation nur aus praktischen, in der Natur und Geschichte liegenden Gründen; außer den genannten auch vornehmlich darum, weil, wie auch bei der Gnadauer Versammlung zu Tage trat, die Einseitigkeit dieser Predigt, von allem Verständnis für die Gewissensnot der führenden Klassen abgeschnitten, die Kluft zwischen dem Glauben des Volkes und dem Zweifel der Bildung erweitern, damit die Volkskirche sprengen und an ihre Stelle Vereine erweckter Christen setzen würde. Das aber hieße den Segen unsrer deutsch-evangelischen Kirchengeschichte für fremdländische Ideale hinopfern. Ausnahmsweise begnadigten Erweckungspredigern, wie einem Schrenck, Laien wie dem Baron Oertzen, möchten wir gern mit Generalsuperintendent Frommel in der Gemeindeordnung ein Amt geben und, so lange es nicht besteht, die Unordnung um des Gewinnes der Seelen willen tragen. Im Übrigen verweisen wir die zum Zeugnis für ihren Herrn getriebenen Laien auf ihre Mitwirkung beim Hausgottesdienste, bei der Sonntagsschule, in Jünglingsvereinen oder, wenn sie Berufsarbeiter werden wollen, in die von Wichern und Bodelschwingh betretenen Bahnen der Diakonie, wo Wort- und Thatzeugnis sich gegenseitig heben und in Schranken halten.

Und nun zum Schluß! Wir erkennen an, daß das geordnete Predigtamt, ganz abgesehen von untüchtigen Arbeitern, gegenwärtig seinen Aufgaben nicht gewachsen ist, daß es, vielfach nicht genug auf den einen Mittelpunkt der neutestamentlichen Verkündigung gerichtet, sich um zu vieles sorgt und müht. Aber sollte dieser Fehler so unverbesserlich sein, daß man die wichtigste Aufgabe der Wortverkündigung: Erweckung und Bekehrung, einem andern Amte übertragen müßte? Wir hoffen noch, und finden in der auch von den Evangelisten zugestandenen Vertiefung des theologischen und christlichen Sinnes unter den Geistlichen allen Anlaß zu dieser Hoffnung: daß wir durch die erwachende Kritik der Laien an unserem Wirken immer mehr in die Tiefe geführt und aus selbstgefälliger, formal durchgearbeiteter zu Gott gefälliger und dem christlichen Erlösungsbedürfnis entsprechender Predigtart immer mehr uns durcharbeiten werden. Hierzu aber kann die christliche Laienthätigkeit besser als durch Übernahme unsrer versäumten Pflichten dadurch beihelfen, daß sie uns von der Vielgeschäftigkeit innerer Missionsarbeit ent-

*) Siehe Prot. Kirchenzeitung Nr. 36. Vgl. vor. Nr., S. 413.

lastet und Luft und Muße schafft, um uns zu versenken, wie in die Tiefen des Gotteswortes, so in die Eigenart des Volkstümlichen. In der That, solcher Entlastung von äußeren und doch unaufschiebbaren Geschäften bedarf das Predigtamt gerade dort, wo die Massen wohnen, dringend; einen Teil davon mögen nach Sulzes Muster die Kirchengemeinderäte auf sich nehmen; ein großer Teil wird freien Laienkräften bleiben. Ich bin gewiß, zum wenigsten im Namen der im Amte stehenden Freunde dieses Blattes zu reden, wenn ich es als den tiefsten, sehnlichsten Wunsch aller Seelsorger ausspreche: Ihr Laien, kommt herüber und helft uns! O B

Die Zukunft der innern Mission

2. Innere Mission und Sozialismus

Alles von uns im vorigen Abschnitte Vorgetragene ist erst die Einleitung zur Hauptsache. Bisher haben wir die innere Mission nämlich immer nur formell angesehen als Vorarbeiterin von Zukunftsorganisationen, wir haben es aber vermieden, den materiellen Charakter der Zukunftsorganisationen aus dem Wesen der innern Mission zu bestimmen. Jetzt nun fragen wir: Wie wird der Staat und wie wird die Kirche sein, an deren Herstellung die innere Mission mitarbeitet?

Der Staat, welcher die innere Mission in Empfang nehmen wird, kann nach allem bereits Gesagten nur ein Staat sein, der alles mögliche selbst in die Hände nimmt: Arbeitsstätten, Herbergen, Krankenpflege, Pflegerbildung. Dieser zukünftige Staat muß Arbeitgeber, Hausvater, Erzieher im größten Maßstabe sein. Vom bloßen Rechtsstaate kann bei ihm nicht die Rede sein; nein, die Entwicklung der innern Mission lenkt unser Nachdenken auf einen Verwaltungsstaat in höchster Potenz, um es mit kurzem Worte zu sagen: auf einen sozialistischen Staat.

Auf den sozialistischen Staat arbeitet jetzt bewußt oder unbewußt alles hin. Das Kaisertum hat sich die Idee des Sozialismus bis zu einem gewissen Grade angeeignet; die Industrie schafft, von einer innern Triebkraft überwältigt, immer größere Betriebseinheiten, die sich nach und nach den öffentlichen Betrieben nähern; die Sozialdemokratie arbeitet — vorläufig einmal ganz abgesehen von ihren Revolutionsgedanken — durch ihre Kassen und Vereine lebhaft an der Ausgestaltung sozialer Korporationen und Einrichtungen mit; auch die innere Mission gehorcht diesem Zuge der Zeit, ob sie es nun beabsichtigt oder nicht.

Um diese Behauptung zu erweisen, müssen wir vom Sozialismus genauer reden. Wir thun es, indem wir zuerst der wunderbaren Erscheinung gedenken, daß heutiger Zeit die wirtschaftlichen Fragen die Lebensfragen des Volkes sind. Das war nicht immer so. Im Anfang des 16. Jahrhunderts durchlebte das Volksherz zitternd die dogmatischen Probleme. Glauben oder Werke? war damals keine Schulfrage, sondern nächstes, erstes Interesse. So waren am Ende des vorigen Jahrhunderts ästhetische Fragen von allgemeiner Wichtigkeit. Ein neues Gedicht konnte damals ein Ereignis sein. Heute aber ist die Volksseele voll von ökonomischen Grundfragen. Das merken alle die, welche täglich mit der Volksmenge verkehren. Ich bin oft wahrhaft erstaunt, wie tief und klar einfache Arbeiter die sozialen Fragen ergriffen haben. In kirchlichen und rein politischen Sachen lassen sie sich erzählen und vortragen, aber in wirtschaftlichen Fragen werden ihre Zungen lebendig; davon können sie reden, denn darüber haben sie nachgedacht. Wer es sonst nicht weiß, der bemühe sich nur einmal vier Wochen um Verkehr mit sogenannten „gewöhnlichen" Leuten, und es wird ihm unerschütterlich gewiß werden, daß das tiefste Interesse, die eigentlichste Aufgabe unsrer Zeit die soziale Frage ist.

Diese Frage hat hundert Unterfragen. Ihr Hauptinhalt ist etwa der: Des Lebens Lasten und Mühen sind zu ungleich verteilt. Die einen tragen zu viel Last, die andern zu wenig. Jene müssen dadurch entlastet werden, daß man diese mehr belastet, bis die Gleichheit möglichst hergestellt ist. Entlastung der Bedrängten, das ist das Motiv des Sozialismus.

Und die innre Mission? Ist nicht auch — von der christlichen Wortverkündigung vorläufig abgesehen — Entlastung der Grundgedanke der innern Mission? Das warme Christenherz verträgt es nicht, daß jemand zu viel zu tragen hat. Daher nimmt die Christenliebe den Mühseligen und Beladenen einen Teil ihrer Bürde ab und legt ihn durch Vereine, Sammlungen u. dgl. andern auf, die weniger bedrückt sind. Auch das Ziel der innern Mission ist größere Gleichheit des auf Erden einmal vorhandenen Druckes.

So liegt im Begriff „Entlastung" die grundsätzliche Verwandtschaft von innrer Mission und Sozialismus. Sozialismus und innere Mission sind wie Bruder und Schwester, in beiden fließt das gleiche Lebensblut; aber der Bruder ist größer, kräftiger, verstandesmäßiger, planvoller, gewaltiger im Wollen und Vollbringen, gewaltiger auch in seinen jugendlichen Irrwegen. Die Schwester ist zarter, sanfter, bescheidener, gefühlvoll und oft willkürlich, lieblich, aber nicht großartig genug, um neben dem Bruder eine besondre Rolle zu spielen. So wird sie ihm ganz von selbst zur Helferin.

Der Sozialismus trat als Theorie in die Welt, die innere Mission als Praxis. Der Sozialismus hat die Neigung, alles en gros zu behandeln, die innere Mission möchte en détail vorgehen. Heute aber sehen wir schon, wie sie sich nähern: der Sozialismus steigt von der theoretischen Höhe hernieder und wird in allerlei Gesetzen, Einrichtungen und Kassen konkret, er beginnt sich auf das Verfahren en détail einzulassen, und zu gleicher Zeit gewöhnt sich die innere Mission je länger je mehr an den Großbetrieb.

Der Sozialismus ist von vorn herein irreligiös. Seine geistigen Väter waren glaubenslose Juden. Die innere Mission war von vorn herein wesentlich rein religiös. Ihre geistigen Väter waren Glaubensmänner. Oft haben sich die Vorkämpfer beider Bewegungen gestritten. Das alles aber hinderte nicht, daß die Bewegungen immanenten Gesetzen zufolge sich näherten.

Und wunderbar genug ist es, wie alle Barmherzigkeitswerke, welche die innere Mission anfing oder anfängt, sich unter die Grundideen der sozialistischen Theorie von selbst einfügen. Für kein Erzeugnis, das aus der Künstlerhand der werkthätigen innern Mission hervorgeht, fehlt im Bauplane des Sozialismus die entsprechende Nische, in die es gestellt werden muß. Für sich allein betrachtet, entbehrt die innere Mission der Systematik. Alle Darstellungen ihrer Gesamtheit geben keine innere Einheit. Es kann nicht anders sein; denn das System, in das sie hineingehört, ist eben das System des Zukunftsstaates. In dieser Beleuchtung soll sie hier kurz vorgeführt werden.

Die oberste Doktrin des Sozialismus ist: die Verwandlung der Produktionsmittel in Kollektiveigentum, oder negativ ausgedrückt: die Beseitigung des wuchernden Privatkapitals. Von dem doppelten Privateigentume der heutigen Welt: Herstellungsmittel und Genußmittel, soll nur die letztere Art Privateigentum bleiben. Alles, was das produzirende Kapital in seinem jetzigen Herrschaftsbestande beläßt, wie Produktivassoziationen, Konsumvereine, Gewinnbeteiligung sind nur Scheinmittel, die die Krankheit hinziehen, nicht beenden.

Diese Grundgedanken sind von der populären Sozialdemokratie mit elementarer Gewalt erfaßt worden. Sie sind ihr Evangelium, ihre Religion; sie füllen Herzen und Köpfe so, daß die göttliche Wahrheit von der wirtschaftlichen Wahrheit zur Zeit beiseite gedrängt wird. Und nenne niemand diesen Fanatismus ein durch Zufall und Laune entstandenes Produkt. Hinter dem Fanatismus der Sozialdemokratie steht die wirkliche Not. Die jammervollen Arbeiterwohnungen, das friedlose Getriebe derer, die sich kaum auf Stunden das Leben behaglich machen können, die kargen Löhne unter den Thüren der Fabrikantenpaläste, das gesamte Elend der heutigen Frauenarbeit und Prostitution, dazu der schleppende Gang aller Arbeiterhilfe, das Schlafen weiter Kreise, die sich mitten im Schlaf für wohlgesinnt ausgeben, das alles und vieles Aehnliche hat die Sozialdemokratie und die innere Mission zugleich ins Leben gerufen. Beide Erscheinungen waren, historisch angesehen, not-

wendig; beide können nichts anders sein, als Uebergangserscheinungen zu einer gesellschaftlichen Neuordnung.

Was nun — jetzt einmal abgesehen von ihrem Atheismus — der heutigen Sozialdemokratie teilweise fehlt, ist die nötige Geschichtskenntnis, um einzusehen, wie sich idealistische Programme nie mit einem Schlage und nie mit aller der Sauberkeit und Genauigkeit verwirklichen, die sie in den Köpfen spekulativer Denker haben. Der sozialistische Idealstaat wird — selbst im Fall einer unerhört gewaltsamen Revolution — nicht mit einem Male und nicht völlig durchgeführt werden. Teilweise träumt die Sozialdemokratie von plötzlichem Umschwung, als ob es etwa möglich gewesen wäre, 1848 das neue deutsche Reich an Stelle des jammervollen damaligen Reiches zu stellen. Man übersieht die lange, langsame aber unvermeidliche Werdezeit. Heilige Aufgabe der gebildeten Schichten ist es, dem gegenüber unweigerlich festzuhalten: alle Entwickelung ist allmählich; die Zukunft wird auf natürlichem Wege von der Gegenwart geboren; der sozialistische Staat wird das legitime Kind des heutigen Staates sein.

Wir können also, sobald wir von Sozialismus reden, uns die Mühe nicht ersparen, darzuthun, wie wir die allmähliche und ruhige Verwirklichung des sozialistischen Grunddogmas uns vorstellen. Welches sind also die gewiesenen Wege, auf denen der Sozialismus dahergefahren kommt? Bei Beantwortung dieser Frage kann es sich hier nur um das Aufzeigen von Grundrichtungen handeln. Wir finden deren drei:

Erstens wird das werbende Kapital am Wachstum zu verhindern sein, damit es die menschliche Arbeit nicht tot macht. In dieser Richtung liegen: Erbschaftssteuer, Börsensteuer, Luxussteuer u. s. w.

Zweitens muß sich neben das Eigentum der Dinge ein neues Eigentum der Rechte stellen. Solche Eigentumsrechte sind die Rechte auf Krankengeld, Invalidenversorgung, Altersrente, vor allem das Recht auf gute Wohnung und auf lohnende Arbeit.

Drittens müssen sich neben die Eigentumsrechte zur Behütung der Schwächern Schutzrechte stellen. Dahin rechnen wir z. B. Verbot der Industriearbeit der Ehefrauen und Kinder, des zu langen Arbeitens, der Sonntagsbeschäftigung u. s. w.

Ob mit dem Verfolgen dieser drei Richtungen der befriedigende sozialistische Zustand bereits erreicht sein wird, ist mit theoretischen Erwägungen nicht abzumachen. Welche Riesenaufgaben aber in diesen drei Richtungen noch vor uns liegen, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Hier handelt es sich nur darum, wie die ganze innere Mission, soweit sie eben nicht christliche Wortverkündigung treibt, in dieses Aufgabenschema sich einfügt.

1. Die innere Mission behindert das Kapital am Wachstum. Sie thut es, indem sie Privatmittel in Kollektiveigentum verwandelt. Dem Kapitalisten entnimmt sie in der Form von Opfergaben einen Teil seines werbenden Vermögens und fixirt ihn für Rettungshäuser, Krankenhäuser, Kinderstifte, Magdalenenasyle u. dgl. Auch die Liebesgaben, welche sofort in den Taschen und auf den Tischen der Armut zerfließen, gehören hierher; denn wenn die private Liebesthätigkeit nicht eingriffe, müßte schon die Gesamtheit vorgehen. Wer den Armen giebt, giebt der Gesamtheit. Und wieviel wird gegeben! Es giebt keine Statistik dessen, was die innere Mission in Deutschland jährlich einnimmt. Gäbe es eine solche Statistik, so würde man über die ungeheure Kapitalmasse staunen, welche durch die innere Mission unaufhörlich den Privathänden entzogen wird. Man braucht nur an etliche große Wohlthäter zu denken, um zu wissen, wie sehr diese, wirtschaftlich angesehen, ihr Geschäft durch Abgeben von Betriebskapital schädigen, um die innere Mission als eine gewaltige sozialistische Macht zu erkennen. Wenn die innere Mission die Sterbenden zu Legaten auffordert, so erhebt sie auf ihre Art eine Erbschaftssteuer, und wenn sie den Reinertrag von Familienabenden, freien Sammlungen bei Hochzeitsmahlen und Gastereien dankbar annimmt, so erhebt sie in gewisser Weise Luxussteuern. Ich wollte, die innere Mission hätte unsre wohlhabenden Kreise schon vielmehr an die Selbstbesteuerung des Luxus gewöhnt!

2. Viel wichtiger ist aber das Folgende: Die innere Mission schafft mit am Eigentume der Rechte. Das ist nur die Kehrseite dessen, was wir weiter vorn so ausdrückten: die innere Mission ist die Vorarbeiterin neuer Organisationen; denn die neuen Organisationen sind eben Organisationen von Einnahmerechten zunächst für die große Arbeiterwelt. Um dies zu verdeutlichen, sei nochmals von dem Armenwesen geredet. Erst hatte der Arme keinerlei Rechtsanspruch auf Unterstützung. Dann wurde es Gewohnheit, den Armen zu geben. Die Armen fingen an, Wohlthaten zu fordern. Früher fand man das vielfach unverschämt; heute ist es der gesetzlich geregelte Zustand: Jeder Arme kann im Notfalle von Kommune oder Staat Unterstützung fordern. Deshalb soll ihm niemand Vorwürfe machen, das ist eben sein Recht, das Armenrecht. Nun hat der Arme auch sozusagen sein kärgliches Kapital: er kann Zinsen erheben, d. h. im Zustande der Hilflosigkeit verlangt er Wochengelder.

Früher war es Gutherzigkeit, wenn ein armer Blinder in eine Anstalt aufgenommen wurde; heute kann es als Recht gefordert werden. Fast jede Art von Geistes- und Körperelend hat heute schon ihre Rechte. Jedes solche Recht aber kostet der Gesamtheit Geld. So ist jedes neu entstehende Recht zugleich kapitalbeschränkend. In unsern Tagen nun steigen neben den Armenrechten als kapitalbeschneidende Mächte die Arbeiterrechte empor. Sie haben nicht mehr den Beigeschmack des Almosens, sondern sind Ehrengaben des Volkes an seine Arbeiter, oder wenn sie es noch nicht sind, so sollen sie es hoffentlich werden. Was in dieser Beziehung das deutsche Reich thut, ist allbekannt; wir fragen, was die innere Mission thut.

Die innere Mission gewöhnt die Leute an allerlei Leistungen, welche dieselben dann als Recht fordern werden. So gewöhnen z. B. die Verpflegstationen und Arbeiterkolonien die Arbeitslosen daran, Arbeit zu fordern. Jetzt ist diese Arbeit ein freies Geschenk; aber sicher wird es noch dahin kommen, daß das Gesetz bestimmt: Wer Arbeit braucht, dem muß Arbeit gegeben werden; der Staat muß als solcher Unternehmer werden, um Arbeit an Arbeitslose zu gewähren. Das Recht auf Arbeit wird von der innern Mission großgezogen, und wie sehr dies ein sozialistisches Eigentumsrecht ist, sieht jeder.

Ein Verein zur Abhilfe von Wohnungsnot gewährt unter günstigen Bedingungen freundliche Wohnungen an Arbeiter. Sein Vorbild findet Nachahmung. Die Wohnungsbedürftigen werden sich daran gewöhnen, auf solche Weise Wohnungen hergestellt zu erhalten. Man wird gute Arbeiterwohnungen für ein öffentliches Bedürfnis halten, und schließlich werden, wozu jetzt nur kleinste Anfänge vorhanden sind, Staat und Gemeinde nicht umhin können, Bauunternehmer und Mietsherr im großen Maßstabe zu werden zu Gunsten der Mietsleute. Damit würde ein neues Stück des sozialistischen Programms verwirklicht werden: das Wohnungsrecht.

Ein Verein für Ferienkolonien sorgt dafür, daß schwache Kinder aus der Großstadt auf vier Wochen in guter Gebirgsluft untergebracht werden. Das soll man nur zwanzig Jahre fortsetzen, so wird sich dann schon der arme Vater eines kranken Kindes bitter beschweren, falls diesem nicht dieselbe Wohlthat zu teil wird, wie andern ähnlichen Kindern. Er wird dann meinen, ein Recht auf öffentliche Kinderpflege zu haben, und wer weiß, ob nicht das vermeintliche Recht nach weitern zwanzig Jahren geschriebenes Recht sein wird?

Die christliche Barmherzigkeit bemüht sich, entlassenen Sträflingen fortzuhelfen. Jetzt sind wir froh, wenn sie sich überhaupt helfen lassen wollen; die Zeit kann aber kommen, wo sie derartige Hilfe als öffentliches Recht beanspruchen werden.

Diese Beispiele, welche sich leicht vermehren ließen, werden genügen, um zu beweisen: die innere Mission ist insofern dem Sozialismus verwandt, als sie kapitalbeschränkende Eigentumsrechte bildet.

3. Die innere Mission fördert die Entwicklung der Schutzrechte. Das ist hauptsächlich so zu verstehen, daß die innere Mission von Anfang an das öffentliche Gewissen für die Rechte und Bedürfnisse der Mitmenschen schärfte. Sie lebt und webt in dem Gedanken: Wir sind allzumal Brüder. Wer sich ein Weilchen dem Geiste der innern Mission hingegeben hat, der kann die Ausbeutung der Schwachen nicht mehr stillschweigend billigen. Durch zwei Ideale aber hat sich die innere Mission

vor allem als Vorarbeiterin der Arbeiterschutzrechte gezeigt: sie kämpfte für den Sonntag und für das freie Familienleben. Wer für den heiligen Sonntag eintritt, kann gar nicht anders als den wirtschaftlich freien Sonntag fordern, und wer sich für die Ideale der Familie begeistert, wird von selbst dazu gedrängt, sich gegen sinnlose Frauen- und Kinderarbeit zu erheben. Auf diesem Gebiete vollzieht sich übrigens der Zusammenfluß beider Strömungen, der innern Mission und des Sozialismus am schnellsten. Schon jetzt ist in Deutschland die Bewegung für den Sonntag eine ebenso wirtschaftliche als religiöse.

So finden wir, daß die innere Mission sich dem Systeme des Sozialismus eingliedert. Derselbe Eindruck wird noch durch folgende Erwägung verstärkt: **Sozialismus und innere Mission arbeiten zusammen an der Entlastung der Familie.**

Der Sozialismus bürdet Pflichten, welche bisher die Familie hatte, der Gesamtheit auf. Während früher die Familie allein für die Kranken zu sorgen hatte, nimmt ihr die öffentliche Krankenkasse dies jetzt teilweise ab. Während die Familie sonst für Lahme und Blinde aufkommen mußte, so thut es jetzt die Gesamtheit. Bald wird es in ärmeren Volkskreisen eine Seltenheit sein, daß Kinder noch für ihre alten Eltern völlig sorgen, denn die Altersversicherung wird der Alten gedenken, und bald wird es leichter werden, Kinder groß zu ziehen, wenn der Schulgelderlaß für die einfachste Schulform allgemein durchgeführt sein wird.

Dieselbe Tendenz auf Entlastung der Familie hat auch die innere Mission. Die Mütter werden entlastet durch Krippen und Warteschulen. Wird der Knabe zu Hause unbequem, so schickt man ihn in den Knabenhort. Für die Mädchen giebt es Ersatz der oft mangelhaften Hauserziehung in Handarbeitsschulen und Mägdeschulen. Die heranwachsende Jugend findet an Stelle von Familien Lehrlingsdaheime und Mägdeherbergen. Statt daß man zu Hause kochen muß, kann man eine Speiseanstalt benutzen; die Abende kann man in Missionsvereinen, Jünglingsvereinen, Jungfrauenvereinen, Männer- und Arbeitervereinen zubringen. Kurz: das Privatleben der Familie wird unter Führung der innern Mission, wo man sich ihr völlig anvertraut, sozialistisches Gesamtleben.

Damit ist u. E. der Beweis dafür erbracht, daß Sozialismus und innere Mission wesenhaft verwandt sind: zwei Kinder wuchsen auf, ohne sich zu kennen, bis sie dann aus der immer deutlicher hervortretenden Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge erkannten, daß sie Geschwister waren. Von da an gingen sie Hand in Hand. — Sobald man das wahre Verhältnis von Sozialismus und innerer Mission erkannt hat, muß man beide lieben oder beide hassen, denn von da an ist einem unweigerlich klar: **Die Zukunft der innern Mission ist die Zukunft des Sozialismus.** Alle Förderer der innern Mission sind Förderer der sozialistischen Neuzeit. Ob sie es wissen und wollen, macht wenig aus; genug: sie sind es!

Das ist es aber, was mein Christenherz bei der Erkenntnis von der Zusammengehörigkeit von innerer Mission und Sozialismus jubeln läßt, daß ich nun völlig gewiß bin: **Der Zukunftsstaat wächst nicht ohne starken Zusatz christlicher Elemente auf.** Die innere Mission ist das Christliche in der Zukunftsmischung. Dazu hat sie Gott bereitet und über uns kommen lassen, daß sie eine christliche, geheiligte Vorbereitung des kommenden Weltalters werde. Damit hat der Ewige seine unerforschliche Weisheit vor unsern Augen offenbart, daß er der Menschen Gedanken und Thun leitete wie Wasserbäche, als noch niemand außer ihm wußte, wohin die Bächlein der innern Mission einst fließen sollten. Die Wichern, Fliedner, Löhe haben noch nicht geschaut, wozu Gott ihrer Hände Werk brauchen wollte. Uns, die wir dankbar an ihren Gräbern stehen, läßt Gott der Herr einige erste Blicke in seinen Gnadenrat mit unsrer Zeit thun. Wahrlich seine Wege waren noch tausendmal höher als die Wege der Edlen, die von der Not der Brüder getrieben einige Liebesanstalten gründeten.

Aus der Enge in die Weite,
Aus der Tiefe in die Höh
Führt der Heiland seine Leute,
Daß man seine Wunder seh. —

Um nun Mißverständnisse völlig abzuwehren, wollen wir die oben ausgeführte Ansicht von der innern Mission und ihrer Zukunft an einigen Worten **Uhlhorns** in „Protestantismus und Katholizismus gegenüber der sozialen Frage“ prüfen. Weit von Uhlhorn uns zu entfernen, würde uns bedenklich machen; denn wir wissen kaum jemanden, dem wir ein tieferes Verständnis in Sachen der innern Mission zutrauten als ihm. Uhlhorn sagt auf das bestimmteste: Die soziale Frage ist eine wirtschaftliche Frage. Sie wird nicht von der Kirche entschieden, sondern von den Lenkern und Faktoren des wirtschaftlichen Lebens. Es kann nicht Aufgabe der Kirche sein, wirtschaftliche Fragen zu lösen.

Das allein kann Aufgabe der Kirche sein, zur Erreichung der höhern Stufe sittlichen Lebens (welche die Voraussetzung der höhern Stufe wirtschaftlichen Lebens ist) mitzuwirken, oder mit andern Worten, die sittlichen Kräfte darzureichen, ohne welche keine Lösung der sozialen Frage möglich ist.

Von diesem Standpunkte aus polemisirt Uhlhorn gegen einige Aeußerungen Stöckers, die irgendwie soziale Forderungen aus dem christlichen Glauben direkt herleiten wollen, allerdings, wie uns scheint, einigen nicht grundlegenden Worten Stöckers eine allzugroße prinzipielle Bedeutung zusprechend. Aber sei dem wie ihm wolle, wir stehen voll und ganz auf Uhlhorns Seite: Die Kirche hat kein soziales Programm aufzustellen, sie hat nur Christum zu predigen und Gott zu vertrauen, daß diese Predigt durch sich selbst auch wirtschaftlich wirken werde. Und wenn wir uns nicht täuschen, so giebt es keinen überraschenderen Beweis für die Richtigkeit der angeführten Uhlhornschen Sätze als das, was wir bisher dargelegt haben. Unsre Kirche hat seit fünfzig Jahren gar nicht daran gedacht, ein soziales Programm aufzustellen. Sie hat nur gepredigt, wie sie predigen soll, und unter dieser Predigt entstand die innere Mission, auch noch völlig ohne soziales Programm, aber voll von den Keimen einer neuen wirtschaftlichen Zeit.

Doch noch eine Stelle Uhlhorns sei herbeigezogen. Er sagt:

Mit dieser Ueberschätzung [nämlich der innern Mission] hängt es zusammen, daß man hie und da die Rede hört, die innere Mission müsse und werde die soziale Frage lösen. Das kann man nur sagen, wenn man gar nicht weiß, was die soziale Frage ist. Es handelt sich doch nicht darum, möglichst viel Almosen flüssig zu machen, bis zuletzt der größte Teil des Volkes von Almosen lebt, sondern unsre arbeitende Bevölkerung in eine Lage zu bringen, daß sie der Almosen nicht mehr bedarf.

Auch wir halten es für arge Ueberschätzung, wenn jemand behauptet: Die innere Mission wird die soziale Frage lösen. O nein! Lösen wird das ganze Volk die soziale Frage mit Anspannung aller seiner Kräfte und Gaben. Die innere Mission wird nur ein weniges zur Lösung beitragen und zwar nicht durch eine riesige Vermehrung des Almosens, sondern als Mitschöpferin sozialistischer Organisationen und Gesetze, durch welche die ärmeren Stände in die Lage kommen werden, des Almosens und insofern der innern Mission nicht mehr zu bedürfen. In diesem Sinne macht sie sich selbst überflüssig.

F N

Von den römischen Kaisertagen

Sie wollen ein römisches Stimmungsbild in wenigen Worten, und ich nenne herzliche, ungetrübte Freude als den Grundton dieser Festtage, welche ein so großes Ereignis gefeiert haben.

Die Stunde des Einzugs des deutschen Kaisers in Rom wird niemand vergessen, der sie erlebt hat. Golden lag das Sonnenlicht auf der weiten Piazza dei Termini. Der neue, für die Feier vollendete Springbrunnen schleuderte reiche Wassergarben empor. Malerisch rahmten die verschiedenen spalierbildenden Truppen die Via triumphalis ein. Hinter ihren Reihen bewegte sich eine unabsehbare Menge: man kann wohl sagen, daß ganz Rom sich hier und in den nahen Straßen dem Gaste huldigend entgegendrängte; auf allen Zügen lag der Ausdruck inniger Zufriedenheit, heitern Vergnügens. Es war etwas so Harmonisches in dem ganzen Bilde, daß es mich tief ergriff.

Unter brausendem Zuruf fuhr der König mit seinem Sohne zum Bahnhofe, einem Zuruf, der sich zum Jubelsturme steigerte, als er nach wenigen Minuten mit dem hohen Gaste

zurückkam. Keiner entzog sich dem hinreißenden Gefühle gemeinsamer Freude. Selbst einem klerikalen Knabenkollegium konnte der priesterliche Mentor nicht verwehren, begeistert unzählige deutsche Fähnchen zu schwenken. Und gar auf dem Platze vor dem Quirinal, dem mit den Praxitelischen Rossen geschmückten Monte Cavallo, bot sich ein Schauspiel, wie nur der Süden es bietet. Tausende drängten sich dort zusammen. Die Dächer, Terrassen, Fenster und Altane standen dicht voll Menschen, und als der Kaiser zwischen seinen Gastfreunden auf dem Balkon erschien, erbrauste der Jubel wie das Meer, und minutenlang verschwanden die Gestalten unter den über den Köpfen geschwungenen deutschen Fahnen.

Wunderbar für ein deutsches, evangelisches Gemüt. Hier hatte der Vater als Kronprinz gestanden, als er — von den Italienern in treuem Gedächtnis behalten — den kleinen Principe di Napoli bei der Leichenfeier Viktor Emanuels in den Armen hielt, und dann bei jedem Besuche und zuletzt, als er vor wenigen Jahren hier war. Dem Erben der so glorreichen, so schmerzensreichen Krone, dem Träger des nordischen Gedankens, dem Connazionale di Lutero, wie sie sagen, galt all dieser ursprüngliche, urwüchsige Enthusiasmus, dem ersten deutschen Kaiser evangelischen Bekenntnisses, der den König des geeinigten Italiens in seiner Hauptstadt, in seiner Königsburg besuchte: Nella mia reggia, nella mia capitale begrüßte ausdrücklich der König den edlen Gast bei Becherklang, und mit Wonnegefühl empfinden es die Patrioten und am innigsten die evangelischen.

Der neue Zustand der Dinge ist wirklich; er ist geworden, weil die Zeit dazu gekommen war, und er besteht, weil er gesund und lebensfähig ist. Dies ist der eigentliche Grund unsrer Freude und des unsagbaren Grimmes der vatikanischen Partei. Sie hat das Kommen des hohen Herrn abgeleugnet, solange sie konnte; sie hat Himmel und Erde bewegt, um es zu verhindern. Von Schritt zu Schritt weichend hat sie dann verlangt, daß er im Gesandtschaftspalaste wohne und schließlich, daß er im päpstlichen Galawagen zum Vatikan fahre. Jeder Schritt bezeichnet eine Niederlage. Seit aber gar der Kaiser dem Papste gegenüber deutlich den gegenwärtigen Zustand anerkannt und sich zu seiner Freundschaft mit Italien bekannt hat, fängt sie an, den Wert der Thatsache herabzusetzen. Gut für uns, daß wir es nicht hören mußten, was in den Gemächern der Schwarzen geredet worden! „Was ist es denn großes? — so drang es mir einmal zufällig ans Ohr — der ganz junge Fürst, der gar noch nichts geleistet, der eben den Thron erst besteigt, der allererste gekrönte Gast, den die Kron- und Kirchenräuber je empfangen durften!" „Daß es nicht der letzte sein wird, kann kühnlich behauptet werden" — hörte ich zu meiner Freude die gleichmütige Antwort.

Um recht zu begreifen, wie gänzlich das Neue das Alte verdrängt hat, muß man sich nur einen Augenblick vorstellen, die päpstlichen Karrossen, welche bereits in stand gesetzt wurden, wären wirklich vom Kaiser angenommen worden; der mittelalterliche Putz von Vorreitern, Schweizern, Guardia nobile und Kammerherren hätte sich aus dem vatikanischen Halbdunkel ans Licht des heutigen Tages gewagt. Es wäre gewesen wie ein Maskenscherz, zu dessen Mittelpunkt man den edlen Hohenzollern gemacht. Wohl uns, daß er im richtigen Takte ihn abgelehnt hat und im eignen Viererzuge vor die Höhle des Löwen gefahren ist! Charakteristisch aber für die Auffassung des Volkes ist, daß die gestern so begeisterte Menge ihn in tiefem Schweigen bis zu den Pforten der feindlichen Burg begleitete, ein Frost, welcher sich erst löste, als er von dort wieder heraustrat und der Absprache zuwider sofort ins Quirinal fuhr. Der kleinlichen Etikette gemäß, die man ihm aufgezwungen, hätte er nämlich zur Wohnung Herrn von Schlözers zurückfahren und den Wagen wechseln müssen. Die Thatsache, daß Graf Herbert von Bismarck dem Prinzen Heinrich selbst die Thür zum Privatgemache des Papstes mit den Worten öffnete: „Ein kaiserlich deutscher Prinz kann nicht im Vorzimmer warten," ist von einigen Blättern geleugnet, mir aber von zuverlässiger Seite bestätigt worden. Bei der Rückkehr begegnete der Wagen des Kaisers dem der Königin, und die verhaltene Spannung des Volkes löste sich bei dem Gruße der beiden so verehrten Persönlichkeiten in donnernden Jubelruf: Viva la regina, viva l'imperatore!

Ein Zweifel über des Kaisers italienisch freundliche Gesinnung wäre — selbst wo er gehegt worden — gewichen vor seiner Huldigung am Grabe Vittorio Emanueles am Sonntagnachmittag, womit er gleichsam dem vatikanischen Besuche die Erklärung gegeben.

Der Sonntagmorgen fand ihn in der Gesandtschaftskapelle. Hier auf dem Kapitol, wo wir vor wenig Monden blutenden Herzens zweimal Totenfeier gehalten und des geliebten Vaterlandes und Fürsten Zukunft betend in Gottes Hände gelegt, stand er nun selbst, der protestantische Kaiser deutscher Nation und ließ sich grüßen mit dem Psalm des königlichen Dichters: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln, und beugte sein Haupt unter der uns so lieben Fürbitte: Laß Deine Gnade groß werden über den Kaiser, unsern Herrn, und sein ganzes Haus, über das deutsche Vaterland und seine Fürsten! — Erschütternd muß es ihm doch auch selbst gewesen sein, als Kaiser hier zu stehen, wo sein Großoheim, der fromme König Friedrich Wilhelm IV., so oft gebetet hat, wo sein Vater bei jedem Besuche so treulich erschienen, wo auf des Großvaters Bekennerwort hin eine würdige Lutherfeier möglich geworden, der ersten und frühsten Stätte, an welcher in den Mauern der Stadt das Evangelium erklungen war.

Im Zusammenstoß einer morschen Welt mit germanischer Jugendkraft zerbrach der Thron der römischen Imperatoren. An der Selbstsucht der deutschen Fürsten, am Traume einer römischen Kaiserkrone zerschellte das heilige römische Reich deutscher Nation, verbluteten die besten Kräfte edler Fürsten. Gott segne den evangelischen Hohenzollernkaiser und gebe ihm, einer neuen Zeit schönste Blüte heraufzuführen, ein festes starkes Reich des Friedens in Glauben und Treuen.

Rom, 18. Oktober 1888. M S

Aus Belgien.

(Die heilige Genofeva von Holset) Zwischen Aachen und Lüttich, auf belgischem Gebiet, erscheint eine deutsche Zeitung: Die fliegende Taube. In der Nummer vom 6. September findet sich eine Korrespondenz aus Holset, die für den Heiligendienst, wie er in Wirklichkeit betrieben wird, zu bezeichnend ist, als daß wir sie nicht mitteilen sollten. Den Stil und die Schreibung ließen wir unverändert; eine Auslassung aber konnten wir nicht umhin in [ ] zu ergänzen.

„Holset. Künftigen Sonntag, den 9. September, kommt eine Prozession von Gülpen, bestehend aus der Mädchenkongregation und den sich anschließenden Pilgern der ganzen Umgebung, unter Leitung des hochw. Herrn Kaplans De Wayer von Gülpen. Dieselbe wird den Gnadenort der heilig Genovefa und hiesige Grotte von Lourdes besuchen. In letzterer Zeit haben verschiedene Pfarrkinder von Gülpen erfahren, daß die heilige Genovefa dann hilft in Haus und Stall und Keller, wenn man vergebens andere Heilige hat angerufen. [Die einen kommen aus] Dankbarkeit, von den andern ist es die erste Anempfehlung in ihren Anliegen. Auch an der hiesigen Grotte von Lourdes sind die Erhörungen nicht seltsam.

Manchen Bewohner des belgischen Limburg dürfte es angenehm sein in der Not zu wissen, wie und wo man von den Angelegenheiten des Hauses, des Stalles und des Kellers geholfen wird. Darin hilft das heilige Hirtenmädchen Genovefa.

Zwischen den 12. und 20. September erwarten wir auch den hochw. Herrn Missionar Jos. Nicolaye von Van Couven, der mit viel Erfolg die Verehrung der heilige Genovefa unter seinen Wilden hat eingeführt [!]".

(Druckfehler.) Veränderungen in der Druckerei sind die Ursache, daß im neuen Quartal sich mehr Druckfehler eingeschlichen haben, als erlaubt ist. Ich mache nur auf die erheblicheren aufmerksam: Nr. 43, S. 400a, Z. 38 lies Hammer statt Jammer; S. 400b, Z. 8 lies „der Religion" statt der Religionen; S. 408b, Z. 9 lies 10,25 statt 1025; Nr. 44, S. 416a, S. 18 lies nicht statt heute. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Dritte, durchgehends neu bearbeitete Auflage!
Biblisches Wörterbuch für das christliche Volk.
Herausgegeben v. H. Zeller.
Mit 7 Karten. 2 Bände (90 Bogen Lex. 8.) ℳ 10.—, in 2 soliden Halbfranzbänden ℳ 12.—.
Ausführlichstes und anerkannt bestes Nachschlagebuch für Bibelfreunde.
B. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 46 **Leipzig, den 11. November** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Lutherworte vom Jahre 1544: Aus einer Handschrift des 16. Jahrhunderts, bisher unsers Wissens ungedruckt — Luther über Sektirer und Ketzer — § 166 — Die „römische Frage" — Die kirchlichen Wahlen auch ein Notstand der evangelischen Kirche: Aus Berlin — Das neue Paulinum (Progymnasium und höhere Bürgerschule) im Rauhen Hause — Evangelischer Bund: Der evangelische Bund im Wupperthale; Antwort Kaiser Wilhelms auf die Duisburger Adresse — Aus Italien: Luther und Italien; Denkmal für Ugo Bassi; Orientalische Schulen; Eine Traurede; Der höchste Orden Italiens; La Madonna della neve — Bücher und Schriften: Neue Lutherfunde; Neue Arbeiten auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte; Arbeiterkatechismus — Verschiedenes: Berliner Kirchenwahlen; Kennen wir die römische Kirche gar nicht?; Eine nicht gehaltene Zusage — Anzeigen

Lutherworte vom Jahre 1544

Aus einer Handschrift des 16. Jahrhunderts, bisher unsers Wissens ungedruckt

Joh. 15 (v. 7). So ihr in mir bleibet u. s. w.

Das ist und heißt ja eine große Herrlichkeit und Freiheit, daß wir getrost und kühnlich zu Gott beten mögen und soll alles gewißlich erhöret sein, wo wir zuvor auch Ihn und sein Wort hören und dabei bleiben. Und ist fürwahr ein schöner Wechsel: hörest du mich, so höre ich dich; hörest du mich nicht, so höre ich dich wieder nicht. Eins ums andre, wie du willst. Wie unselig sind nun die Feinde oder Verächter des Wortes Gottes! Die haben keinen Gott, ob sie gleich viel beten, so höret ers doch nicht. Psal. 18 (v. 42): Sie rufen zum Herrn u. s. w.

Eine große Gewalt ist das, daß wir bitten mögen, was wir wollen, und soll gewiß und Ja sein. Aber es muß zuvor da sein das Wort und in uns bleiben, sonst ist das Bitten umsonst und nichts. Das Wort aber läßt uns nichts bitten, das wider Gott und unsrer Seelen Heil ist. Denn dazu ists uns gegeben, daß wir dadurch sollen selig werden. Wohl dem, ders gläubet; wehe dem, ders nicht gläubet.

Da stehets und ist gewiß: wer Gottes Wort höret, den will Gott wieder hören. Darum können die nicht beten oder müssen vergeblich beten, dazu samt ihrem Gebet verdammt sein, welche Gottes Wort verachten und vielmehr dieses verfolgen. Wer es aber achtet und ehret, der hebe seine Augen und Haupt auf gen Himmel fröhlich und bitte getrost und unverzagt, denn er ist erhöret: das hat keinen Zweifel, wie der Herr hier sagt und nicht lügen kann.

Joh. 16 (v. 23). So ihr den Vater etwas bitten werdet u. s. w.

Als wollte er sagen: Ihr könnet vor Gott, meinem himmlischen Vater, nicht bestehen mit eurer Reinigkeit oder Würdigkeit. Darum bedürfet ihr eines Mittlers und Hohenpriesters. Darum fliehet zu mir und zweifelt nicht, daß ihr Gott gefallet um meinetwillen.

Joh. 16 (v. 33). Ich habe die Welt überwunden.

Hie stehets klar, daß Christus alles gelitten und gethan für uns. Denn er spricht nicht: Seid getrost, ihr habt die Welt überwunden, sondern: das ist euer Trost, daß Ich, Ich die Welt überwunden habe. Mein Sieg ist euer; das gläubet!

Röm. (1, 16). Das Wort Gottes ist Gottes Kraft ꝛc.

Es fehlet an der Kraft des Wortes nicht, sondern am Unglauben, der daran zweifelt oder nicht fest daran glaubt. Sonst, wo man fest daran glaubt, so ist die Seligkeit schon da und angefangen, und der Tod mit der Sünde samt dem Teufel und Hölle schon überwunden und verschlungen im Blut und Tod Christi. (Wie er spricht Joh. 16. Ich habe die Welt überwunden, ohne Zweifel: den Fürsten der Welt, mit Sünden und Tod dazu.) Ohne Zweifel werden unsre Werke solche Kraft nicht sein. Denn sie sind ja nicht das Wort Gottes noch der Glaube.

Philipp. 2 (v. 13). Gott ists, der in euch wirket u. s. w.

Wo nun Gott das Fünklein in deinem Herzen angezündet hat, daß du Gott recht anrufen und recht ehren wolltest, so wisse, daß er dir Hilfe thun will. Fahre fort und werde nicht faul; schrei zu ihm, so wirst du gewißlich Hilfe erfahren, wie Christus spricht: bittet, so werdet ihr nehmen.

Luther über Sektirer und Ketzer

Wie seit lange nicht, ist in der Gegenwart die Sektenfrage zur brennenden geworden. Waren es früher meistenteils gewisse Bezirke, vornehmlich Schwaben und die Rheinlande, wo die alten Sondergemeinschaften fortwucherten, neue entstanden und wieder vergingen, so giebt es heutzutage kaum eine unter den vielen Landeskirchen und Landeskirchlein unsers Vaterlandes, die nicht über das Umsichgreifen alter und neuer Sektirer zu klagen hätten; ja es giebt Gegenden, wo sie der Kirche hart zusetzen und das kirchliche Gemeinschaftsleben schwer bedrohen.

Kein Wunder, wenn sich darüber große Klage erhebt und die Frage, wie den Sektierern zu begegnen sei, lebhaft erörtert wird. Sie ist so alt wie die Kirche selbst, aber die Antwort darauf hat zu Zeiten sehr verschieden gelautet. Freilich, die vorprotestantische Zeit war im Grunde genommen darüber einig, daß Häretiker nicht zu dulden seien; nur über das Maß ihrer Bestrafung war man geteilter Meinung, ob wie noch Martin von Tours († 400) urteilte, die kirchliche Strafe, der Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft, genüge, oder ob, was Augustin und Hieronymus angebahnt hatten, mit ihnen zu verfahren sei wie mit den Kanaanitern. Ganz vereinzelt, und nur eine Episode in der Geschichte der Toleranz oder Intoleranz ist das Verhalten des großen Gothenkönigs Theodorich, der zwei Bekenntnisse, das Athanasianische und Arianische, neben einander in seinem Reiche duldete, und beim Ausgange des Mittelalters war es herrschende Kirchenlehre, daß jeder, der von der Kirche in Lehre und Ordnung abwich, auszurotten sei. Wenn schon — lehrte Thomas von Aquino, die von dem heutigen Papste bis zum Himmel erhobene Lehrautorität auch der modernen römischen Kirche — wenn schon Münzfälscher von den weltlichen Fürsten dem Tode überliefert werden, um wie viel mehr gebührt die Todesstrafe denen, die den Glauben fälschen! Indessen übt die Kirche Milde, indem sie die Häretiker nach dem Befehle des Apostels zuerst zweimal ermahnt. Hilft die Ermahnung nichts, so ist es ihre Pflicht, die übrigen vor Ansteckung zu be-

hüten und den Häretiker dem weltlichen Arme zu überlassen. Mit dem Herrenwort, das Unkraut mit dem Weizen wachsen zu lassen bis zum Tage der Ernte (Matth. 13, 29 ff.), ist Thomas schnell fertig: Wenn die Häretiker vollständig durch den Tod ausgerottet werden, so ist das nicht gegen den Befehl des Herrn. Derselbe bezieht sich nur auf den Fall, daß eine Ausrottung des Unkrauts, ohne auch damit den Weizen auszurotten, nicht möglich ist*). Das blieb der Standpunkt der römischen Kirche, wenn sie ihn auch nicht immer geltend zu machen vermochte, und gegen Ende des Mittelalters war ihre Lehre in das allgemeine Rechtsbewußtsein übergegangen.

Erst Luther hat da Wandel geschafft; ganz allein sein Auftreten ist es gewesen — und es muß immer wieder von neuem betont werden —, das uns die Gewissensfreiheit erkämpft oder, wie ich es bereits an andrer Stelle ausgedrückt, das große Recht, auf die eigne Gefahr hin auch irren zu dürfen.

Bereits 1518 hatte er der Kirche das Recht bestritten, die Ketzer zu verbrennen: anfangs nur eine gelegentliche Bemerkung, aber doch schon geboren aus dem Widerspruche gegen die Unfehlbarkeit der Kirche und dem Bewußtsein, daß den, der seines Heiles in Christo gewiß geworden, nichts scheiden könne von der Liebe Gottes, und daß die Kirche, was sein Lebenlang seine Ueberzeugung war und blieb, nur eine Waffe habe, gegen wen auch immer es sei, das Wort Gottes. Und dieser uns so selbstverständliche Protest gegen das Verbrennen der Ketzer war doch etwas Gewaltiges: das zeigt die scharfe Polemik der Gegner gerade gegen diesen Punkt, das zeigt der spätere Widerspruch eines so großen Mannes wie Calvin. Jener Satz gehört zu denjenigen, die die päpstliche Bannbulle gegen Luther verdammt hat.

Wenige Jahre später hatte auch Luther über das Sektenwesen zu klagen; man weiß, welche Bedeutung das Treiben der „Rotten und Schwärmer" für die Entwicklung der Reformation gehabt, und Luthers Schriften enthalten eine Fülle von Aeußerungen darüber, Auslassungen von hoher Einsicht, aber auch des Trostes für solche, die heutigen Tages über das Umsichgreifen der Sektirer bekümmert sind oder zu ihrer Beseitigung gar nach der Polizei rufen möchten.

Er kennt ihre Weise und zeichnet das Wesen der Sektirer vortrefflich unter Benutzung von 2. Petr. 2, 1: wie auch unter euch sein werden falsche Lehrer, die neben einführen werden verderbliche Sekten ꝛc.

Es fällt ihnen nicht ein, — setzt er auseinander —, daß sie predigen sollten, daß das Evangelium und die heilige Schrift falsch wäre, sondern werden diese Namen: Gott, Christus, Glaube, Kirche, Tauf, Sakrament behalten und bleiben lassen, aber unter diesen Namen herfahren und etwas aufrichten, das der Art nicht ist. Darum ist ein großer Unterschied, wenn ich sage: Dieser predigt wider das, oder predigt daneben her; sie haben eine Nebenlehre, die sie bei der rechten Lehre einführen. Als wenn sie also sprechen: Wahr ist, daß Christus wahr Gott und Mensch ist, für unsre Sünd gestorben, und daß niemand selig kann werden, der nicht an ihn gläubt, aber das gehört nur zum gemeinen Stand; wir wollen aber ein Vollkommnes aufrichten — und verleugnen dadurch den Herrn, der sie erkauft hat (Erl. Ausg. 52, 237).

Und ein andres Mal charakterisirt er sie in Ausdrücken, die auf die heutige Zeit nicht minder passen:

Wo sie hinkommen, sahen sie also an: Ihr habt bisher viel guter Predigten hören predigen, es ist wahr. Aber den rechten Grund habt ihr noch nicht gehört; ich will euch die rechte Wahrheit sagen .... Wenn man dann schläfrige Ohren hat, so gehets an, daß man denket, es sei also. Dadurch wird die ander Predigt bald darnieder gelegt, daß man dann sagt: Ei ich habe zuvor mein Lebenlang solche Dinge nicht hören predigen ꝛc. (E. A. Bd. 48, 211).

Bekanntlich gehört es zu den Argumenten der Papisten, mit denen sie die Unwahrheit und Haltlosigkeit des Protestantismus darthun wollen, darauf hinzuweisen, daß so viele Sekten in demselben sind. So that man schon zu Luthers Zeit. Und vielleicht war das Sekten- und Rottenwesen niemals stärker verbreitet, als in dem Anfange der dreißiger Jahre des sechszehnten Jahrhunderts. Wiedertäufer dieser oder jener Richtung durchzogen das Land; Unfrieden und Zwietracht in kirchlicher und religiöser Beziehung war überall. Das wußte Luther sehr wohl, und er verkannte keinen Augenblick den Ernst der Lage. Aber er ließ sich dadurch nicht schrecken. Auch was er darüber sagt, gilt noch heute. Er kommt darauf zu sprechen u. a. in seiner Auslegung des Johannisevangeliums und verweist da in Ausführungen, die einen tiefen Blick in sein Glaubensleben thun lassen, auf den Zwiespalt, den nach Joh. 7, 40 ff. auch die Predigt Jesu hervorgerufen hat:

Es muß wohl also sein, daß Rotten und Sekten entstehen, wo das Evangelium gepredigt wird, weil der Satan das Evangelium nicht leiden kann, während unter dem Papsttum Ruhe und Frieden war (Ebend. 48, 211 ff. 228).

So wird ihm das Aufkommen der Sekten geradezu zum Zeichen, daß eben das echte, reine Evangelium gepredigt wird: denn darüber entsteht immer Unruhe und Streit. Es muß auch deshalb so sein, weil wir sonst nicht wüßten, daß wir im Streite stehen und Ritterschaft zu üben haben, und weil wir auch sonst nimmer auf den Grund der Schrift kommen, wenn wir nicht immer angefochten werden (Ebd. 51, 308 ff.). Anders drückt er denselben Gedanken aus, wenn er sagt:

Solche Rotten sind unser Schleifstein und Polirer, die wetzen und schleifen unsern Glauben und Lehre, daß sie glatt und rein wie ein Spiegel glänzen (Eb. 63, 292).

Und sie werden nimmer aufhören.

Aber wie ist ihnen zu begegnen? Das hatte Luther bereits im Frühjahr 1522 gezeigt, als er von der Wartburg zurückgekehrt seine durch Karlstadt und Genossen aufgeregte Gemeinde lediglich durch sein entschlossenes Auftreten, durch die Predigt des Evangeliums, ohne alles Schelten und Drohen zur Besinnung brachte. Ausführlicher darüber sich auszusprechen, hatte er dann im Sommer 1524 Veranlassung, als die Kunde von den Umtrieben Karlstadts in Orlamünde und Thomas Münzers in Allstedt immer bedrohlicher lautete und die größte Verwirrung befürchten ließ. Im Juli dieses Jahres schrieb er seinen „Sendbrief an die Fürsten von Sachsen vom aufrührerischen Geist." Wie gefährlich er auch die Sache ansieht, so denkt er doch nicht daran, etwa um der seelenverderberischen Lehre jener Männer willen das Einschreiten der Obrigkeit zu fordern:

Man lasse sie nur getrost und frisch predigen, was sie können und wider wen sie wollen. Das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen.

In diesem Briefe war es auch, daß Luther das ihm so vielfach nachgesprochene Wort schrieb:

Man lasse die Geister aufeinanderplatzen und treffen. Werden etliche indes verführt, wohlan so gehts nach rechtem Kriegslauf; wo ein Streit und Schlacht ist, da müssen etliche fallen und wund werden; wer aber redlich ficht, der wird gekrönt werden.

Auf der andern Seite ist Luther aber ebenso entschieden für den Fall, daß die Sektirer über das Kämpfen mit dem Worte hinausgehen wollen:

Wo sie aber wollen mehr thun, denn mit dem Wort fechten, wollen auch brechen und schlahen mit der Faust, da sollen — schreibt er den Fürsten — Ew. Fürstl. Gnaden zugreifen, es sein wir oder sie, und stracks das Land verboten und gesagt: Wir wollen gerne leiden und zusehen, daß ihr mit dem Wort fechtet, daß die rechte Lehre bewährt werde; aber die Faust haltet stille, denn das ist unser Amt, oder hebt euch zum Lande aus. Denn wir, die das Wort Gottes führen, sollen nicht mit der Faust streiten. Es ist ein geistlich Streit, der die Herzen und Seelen dem Teufel abgewinnt, und ist auch also durch Daniel (8, 25) geschrieben, daß der Endchrist soll ohne Hand zerstöret werden. .... Predigen und Leiden ist unser Amt, nicht aber mit Fäusten schlahen und sich wehren. (de Wette, Luthers Briefe 2, 547.)

Nach diesen und andern Stellen steht es für Luther fest, Ketzer und Sektirer — in den meisten Fällen gebraucht er diese Bezeichnungen gleichbedeutend — sind, solange sie selbst nur mit dem Worte Gottes streiten, nur mit dem Worte Gottes und mit Gebete zu bekämpfen. Uebrigens weiß er auch, daß es ein „schlüpfrig" Ding um einen Sektirer ist:

Man kann sie schwerlich halten, und sind leichtfertig in göttlicher Schrift zu handeln. Das macht alles, daß sie ihren Gutdünkel in die Schrift tragen, und die Schrift muß sich nach ihrem Kopf und Verstand richten, beugen und lenken lassen. (E. A. 41, 210.)

Mit der Bibel soll man dagegen kämpfen, aber nicht in Vermessenheit auf die eigne Bibelkenntnis, sondern im Glauben, „sonst

*) Si totaliter eradicentur per mortem haeretici, non est etiam contra mandatum Domini, quod est in eo casu intelligendum, quando non possunt exstirpari sine exstirpatione tritici. Summa theol. Secunda secundae qu. 10. art. 8.

schlägt der Teufel ein Ranken für, daß dir ein loser Bub und schlechter Lai zu schaffen giebt, der kaum zween Sprüch in der Schrift weiß," wie Luther in einer Predigt wider die Rottengeister ausführt. (E. A. 51, 309 ff.)

Indessen bestimmt wie sich auch Luther gegen die Anwendung des weltlichen Schwertes und gegen jeden Zwang in Glaubenssachen erklärt, indem keine weltliche oder geistliche Obrigkeit darüber zu richten hat, was jemand glaubt oder nicht, ja sogar gegen den Taufzwang sich ausspricht*), so zieht er doch keineswegs diejenige Folgerung, die uns Modernen selbstverständlich erscheint, nämlich Religions- und Kultusfreiheit. Davon ist keine Rede. Dabei soll nur im Vorbeigehen bemerkt werden, daß die Inkonsequenz des reformatorischen Standpunktes in dieser Frage offenbar auf einem Mangel an Verständnis für die Berechtigung des Individualismus beruht, etwas, das die Reformatoren aus dem Mittelalter herübergenommen haben. Im Mittelalter ist alles einheitlich, bez. genossenschaftlich; man denke an die Zünfte und den Zunftzwang: Einheit des Rechts, der Kirche, wie jeder bestehenden Ordnung; denn sie ist die Ordnung aller innerhalb derselben Gemeinschaft, der man sich unterordnen muß, wenn man nicht rechtlos und friedlos umherziehen will. Der Gedanke, daß zwei verschiedene Religionsgemeinschaften in einem Lande oder gar in einer Ortsgemeinde neben einander bestehen könnten, ist für Luther und seine Zeitgenossen unvollziehbar, und Luther hat geradezu ein solches Verhältnis als unmöglich bezeichnet. Unter diesem Gesichtspunkt erklärt sich in etwas der uns heutzutage so anstößige, aber soweit ich sehe von den Zeitgenossen längst nicht so schwer empfundene Grundsatz Cujus regio illius religio [Wem das Land gehört, der bestimmt die Religion], der für die Folge bestimmend war. Er war ein Nachklang der mittelalterlichen Gesellschaftsauffassung, wie er ja auch zuerst von der mittelalterlichen Papstkirche ausgesprochen worden ist.

Unmittelbar nach dem Bauernkriege forderte Luther den Kurfürsten auf, nunmehr in seinem ganzen Lande das römische Zeremonienwesen abzuschaffen. Ein solches Eingreifen in die kirchlichen Verhältnisse hielt er nicht nur für gerechtfertigt, sondern für landesherrliche Pflicht. Es handele sich dabei nicht, wie man ihm schon damals entgegenhielt, um ein Zwingen zum Glauben, das geht den Fürsten nichts an, und, schreibt er: „in ihren Kammern mögen sie anbeten, wen sie wollen, und dienen, wem sie wollen und wie vielen Göttern sie wollen," aber die öffentliche Gotteslästerung, wie sie Luther auch im römischen Kultus sieht, darf die Obrigkeit ebensowenig dulden wie öffentliche Laster. Auch hat der Fürst zu verhüten, daß seine Unterthanen durch sich widersprechende Prediger in Uneinigkeit und Zwiespalt, zuletzt in Aufruhr und Rotterei geführt werden. Aus ähnlichen Gesichtspunkten fordert er denn auch nicht nur für solche Ketzer oder Sektirer Bestrafung, die als Prediger des Aufruhrs oder des Kommunismus ohne weiteres als Aufrührer und nicht als Ketzer der Obrigkeit verfallen, sondern will auch diejenigen bestraft wissen, welche

wollten lehren wider einen öffentlichen Artikel des Glaubens, der klärlich in der Schrift gegründet und in aller Welt geglaubt ist von der ganzen Christenheit, gleichwie die, so man die Kinder lehret im Credo . . . . . Die soll man auch nicht leiden, sondern als die öffentlichen Lästerer strafen; denn sie sind auch nicht schlecht allein Ketzer, sondern öffentliche Lästerer. Nun ist ja die Obrigkeit schuldig, die öffentlichen Lästerer zu strafen. (E. A. 39, 250.)

Unter jene Lästerungen rechnet er z. B. die Leugnung der Gottheit Christi, seiner Genugthuung, der Auferstehung u. dergl. Aber wohl verstanden, nur wenn jemand öffentlich gegen diese anerkannten Artikel des Glaubens lehrt, verfällt er nach Luthers Auffassung dem Verbrechen der Lästerung.

Hiemit, — setzt er auch hier hinzu — wird Niemand zum Glauben gedrungen, denn er kann dennoch wohl gläuben, was er will. Allein das Lehren und Lästern wird ihm verboten, damit er will Gott und den Christen ihr Lehre und Wort nehmen und will Solches dennoch unter derselbigen eigen Schutz und Gemeinschaft aller weltlichen Nutzung zu ihrem Schaden thun. Er gehe dahin, da nicht Christen sind und thue es daselbs. Denn, wie ich mehr gesagt, wer bei Bürgern sich nähren will, der soll das Stadtrecht halten und dasselbe nicht schänden und schmähen, oder soll sich trollen. (Eb. 251.)

Um dies zu würdigen, muß man sich erinnern, daß nach dem geltenden Rechte, wie schon erwähnt, solche „Lästerer," wie alle diejenigen, welche die Kirche zu Ketzern stempelte, der Todesstrafe verfielen. Dem trat Luther entgegen, z. B. auch als die sogenannten „gottlosen Maler" von Nürnberg, die Gebrüder Beheim und Georg Penz im Jahre 1525 bis zur Leugnung Christi fortgeschritten waren. Man erinnere sich ferner daran, was sehr häufig übersehen wird, daß Luther das Eintreten der Obrigkeit für die Kirche und das Evangelium vornehmlich unter dem Gesichtspunkte fordert, daß es Sache der Obrigkeit sei, für die Jugend und deren Erziehung zu Gottesfurcht und guter Sitte zu sorgen, weshalb es auch zu ihrer Pflicht gehöre, das „was genugsam verhöret, beweiset und beschlossen durch die Schrift und Bekenntnis der ganzen gemeinen Christenheit," in seiner öffentlichen Anerkennung zu schützen*).

Der große Unterschied dieser Anschauung von der mittelalterlichen ist ebenso unverkennbar, wie der teilweise Zusammenhang mit derselben. Die römische Kirche kann ohne die Herrschaft über die Gewissen nicht bestehen, sie braucht die Inquisition: sie hat dieselbe theoretisch niemals aufgegeben und übt sie, wenn nicht sonst, so im Beichtstuhl noch heute. Von alledem will Luther nichts wissen. Gegenüber der bloßen Ueberzeugung hat weder Kirche noch Obrigkeit ein Recht: „Bei sich selbst mag einer lesen und gläuben, was er will. Will er nicht Gott hören, so höre er den Teufel." Auf der andern Seite ist nicht minder klar, was schon angedeutet wurde, daß die mittelalterliche Vorstellung von der notwendigen Ausschließlichkeit einer Kirchengemeinschaft in einem Orte oder in einem Lande ihm die Erkenntnis verschließt, daß doch jede Ueberzeugung, wenn sie anders wirklich Ueberzeugung ist, dazu drängt, andere zu überzeugen, oder daß Gewissensfreiheit auch zur Religionsfreiheit führen müsse. Aber Luther ist so sehr in jener Vorstellung befangen, daß er im Zusammenhange mit seiner Anschauung vom Amtsberuf, über die vielleicht ein andermal berichtet werden soll, es sogar für unstatthaft erklärt, ohne Erlaubnis des Pfarrers in einer katholischen oder ketzerischen Gemeinde zu predigen (E. A. 39, 254).

Das Wichtigste bleibt indessen die gewiß richtige Erkenntnis, daß Sekten und Rotten nur da aufkommen, wo wirklich das Evangelium gepredigt wird, und man weiß, wie ja in der Regel die, denen es Ernst ist um ihrer Seelen Seligkeit, am ersten von der „Nebenlehre" der Sektirer gefangen werden. Nicht weniger das andere: Durchs Wort ist die Kirche gegründet worden, durchs Wort besteht sie, nur allein durch das Wort kann sie erhalten werden gegen alle inneren und äußeren Feinde.

Th K

§ 166

Die Christliche Welt hat bald nach Erscheinen der Petition betreffend § 166 des Reichsstrafgesetzbuches einen Artikel aus der Feder eines Theologen gebracht und zum Teil wenigstens die Einwendungen einzelner Tagesblätter widerlegt.**) Da die Frage, um die es sich handelt, im wesentlichen eine Rechtsfrage ist, dürfte es angemessen sein, wenn nunmehr auch der Jurist das Wort ergriffe. Freilich ist dies für ihn in mehr als einer Be-

*) Z. B. E. A. 27, 343. „Zu dem Glauben kann und soll man niemand zwingen, sondern Jedermann vorhalten das Evangelium und vermahnen zum Glauben, doch den freien Willen lassen, zu folgen oder nit zu folgen. Es sollen alle Sakrament frei sein Jedermann. Wer nicht getauft will sein, der laß [es] ansteh n. Wer nit will das Sakrament [das h. Abendmahl] empfahen, hat sein wohl Macht!" Und ebenda S. 358. „Ich wollt predigen den Glauben und die Tauf, aber niemand dazu zwingen, sondern aufnehmen Alle, die da freiwillig dazu kämen. Item ich wollt predigen des Sakraments des Altars Gnade, aber doch freilassen, niemand darzu zwingen. Also die Beicht aufs allerhohist preisen (wie sie denn wahrlich niemand mag gnug preisen), aber niemand dazu dringen . . . . So haben die Apostel gethan und alten Väter. Glaub sicherlich, welche du hiermit nicht herzubringst, die wirst du mit Geboten und Nothen nicht seliglich herzubringen".

*) Hier macht Luther, was sonst nicht der Fall ist, augenscheinlich einen klaren Unterschied zwischen Sektirern, die neben dem Kirchenglauben eine Nebenlehre einführen, und Ketzern, die öffentlich erklärte Artikel des Glaubens lästern.

**) In Nr. 38. Vgl. die Petition selbst in Nr. 33.

ziehung mißlich, was vielleicht auch erklärt, daß bisher von juristischer Seite auffallend wenig über diese Frage geschrieben worden. „§ 166“ ist in aller Munde — man möchte glauben, jeder protestantische Bauer in der Rheinprovinz kenne diesen Paragraphen unsers Strafgesetzbuches —, und die Juristen schweigen größtenteils. Wohl fürchten sie einerseits das Vorurteil, das ihnen entgegensteht, sie seien „böse Christen“, hätten „für so etwas kein Verständnis“ u. s. w.; anderseits empfinden diejenigen, welche das richtige Verständnis haben, es peinlich, daß nicht ohne die Schuld der Juristen diese ganze Bewegung hervorgerufen ist und daß sie ihre Fachgenossen vielleicht selbst tadeln und angreifen müssen.

Wie muß man aber vom Standpunkte des Juristen über die Anwendung des § 166 und über jene Bestrebungen um Aufhebung dieses Paragraphen urteilen? Der § 166 umfaßt drei Thatbestände: 1. Gotteslästerung; 2. Beschimpfung einer Kirche oder mit Korporationsrechten bestehenden Religionsgesellschaft oder ihrer Einrichtungen und Gebräuche; 3. Verübung beschimpfenden Unfugs in einer Kirche u. s. w. Die Petition bezieht sich lediglich auf die im mittlern Satze umschriebene Strafthat. Dem Doktrinär wird der Ruf nach Aufhebung solcher Bestimmung zunächst auffallend erscheinen, nicht so denjenigen, welche Gelegenheit hatten, im praktischen Leben die Anwendung und Auslegung dieser Bestimmung kennen zu lernen.

Hervorgerufen ist die Petition jedenfalls durch die eigentümliche Anwendung und Rechtsprechung. Es hat sich daher kürzlich die Stimme eines Rechtslehrers (Lilienthal im Deutschen Wochenblatt Nr. 29/30) erhoben, welcher behauptet, der § 166 dürfe nicht beseitigt, er müsse nur sinngemäß angewendet werden. In der That ist damit unserm höchsten Gerichtshofe ein bedeutender Vorwurf gemacht, der der nicht sinngemäßen Anwendung. Lilienthal führt übrigens in seinen Aufsätzen im Grunde nur aus, was in der oben (S. 172 d. J.) besprochenen Schrift des altpreußischen Juristen über die Thümmelprozesse betont wurde (S. 15. 16): Handelt ein evangelischer Pfarrer in solchem Falle „rechtswidrig“? — Aber noch in andrer Hinsicht trägt die Rechtsprechung Schuld an der in Rede stehenden Bewegung, indem sie allzu formalistisch bei der Auslegung des § 166 verfährt; jede beliebige Einrichtung der römischen Kirche, Mariendienst und Zölibat u. s. w., alles, was wir für heidnisch oder unsittlich halten, soll geschützt sein, — nicht aber die Reformation. Hierbei verkennt die Rechtsprechung, daß die „Reformation“ freilich keine „Einrichtung“ unsrer Kirche, daß sie aber die Grundlage derselben ist, und daß, wer diese eine „Pest“ nennt, die Kirche selbst „beschimpft.“

Wir müssen daher anerkennen, daß in der That Anlaß zu jener Petition vorhanden ist und daß die protestantische Bevölkerung in Deutschland allen Grund hat, sich über das Strafrecht oder die Strafrechtspflege in dieser Hinsicht zu beklagen. Wir wollen keine gelehrten Erörterungen über den „Zweckgedanken“ der Strafdrohung des § 166 anstellen: darüber ist man einig, daß dadurch nicht so sehr der öffentliche Frieden geschützt werden soll (dann würde § 166 im siebenten und nicht im elften Abschnitte des Reichsstrafgesetzbuches zu finden sein), als vielmehr diejenige Religiosität, deren auch der Staat nicht entbehren kann, und als das religiöse Gefühl. Wer meinen Glauben schmäht, verletzt meine Ehre weit mehr, als der, der mich in andrer Weise beleidigt. Nun wird aber unzweifelhaft durch den § 166 weder die Reformation, auf deren Schultern unser Kultur- und Staatsleben ruht, noch das religiöse Gefühl des evangelischen Christen geschützt, während der Schutz römisch-katholischer Gefühle außerordentlich weit geht, weil diese eben an den „Einrichtungen und Gebräuchen“ hängen. Aus diesem Grunde erklärt die Petition die teilweise Aufhebung des § 166 für notwendig. Wenn die ultramontanen Zeitungen dagegen ausführten: auch andre Paragraphen des Strafgesetzbuches erfüllten ihren Zweck nicht vollkommen, und man könnte mit solchem Beweisgrunde die Aufhebung des ganzen Strafgesetzbuches befürworten, so kann das als eitel jesuitischer Wortkram bezeichnet werden. Man kann wohl sagen, daß — soweit irdische Gesetze überhaupt vollkommen sind — unsre Gesetzesbestimmungen über Diebstahl, Mord u. s. w. im Allgemeinen ihren Zweck erreichen. Wären sie so, daß von hundert Diebstählen, die bekannt werden, neunundneunzig ungestraft blieben, so müßte eine Aenderung eintreten. Das ist hier nicht der Fall. Wohl aber verhält es sich etwa so bei den Religionsvergehen. Jene Entgegnung paßt also gar nicht: denn während die weitaus größte Anzahl unsrer strafgesetzlichen Bestimmungen ihren Zweck erreicht, liegt hier die Sache so, daß der eine evangelische Pfarrer Thümmel, wenn er sagt, was er zu sagen sich berechtigt und verpflichtet glaubt, verfolgt und bestraft wird, während neunundneunzig der rohesten und niedrigsten Beschimpfungen Luthers und der Reformation ungestraft bleiben! Das aber nennt der gemeine Mann und der Laie: ungerecht, und der Jurist muß es ebenso nennen. Somit aber steht fest, daß wir mit dem § 166, wie er zur Zeit lautet und angewendet wird, mag man als seinen Zweck Schutz der religiösen Grundlagen des Staates oder Schutz des persönlichen religiösen Gefühls bezeichnen, das erste Ziel aller Gesetzgebung und Rechtspflege nicht erreichen: dieses Ziel ist Gerechtigkeit! Wer als Jurist den Thümmelprozessen näher getreten ist, der teilt unsre Meinung; alle Juristen, es sei denn, daß sie der formalistischen Buchstabenjurisprudenz huldigten oder daß von der jesuitischen Dialektik des Mainzer katholischen Juristenvereins bereits ihre Denkrichtigkeit geschädigt wurde, stimmen darin überein, daß man hier nur von Ungerechtigkeit sprechen kann.

Geben wir daher die Ausführungen und Begründungen der Petition in dieser Beziehung als richtig zu, so müssen wir als Juristen doch genauer fragen, ob die Ungerechtigkeit in der Gesetzgebung oder in der Rechtsprechung liegt. Es ist oben bemerkt, daß man das letztere annehmen kann und teilweise annimmt. Wir wollen jedoch darauf hier nicht eingehen: unser höchstes Gericht hat gesprochen, unsre Staatsanwälte weisen massenhaft Eingaben von Protestanten „als nicht zur Verfolgung geeignet“ zurück, sind jedoch für das Zartgefühl der Ultramontanen sehr verständnisvoll, insbesondre in der Rheinprovinz, wo ihr Chef notorisch stark ultramontan ist. Da eine Aenderung dieser Ansichten nicht zu erwarten steht, so bleibt unter solchen Umständen nur der Weg der Gesetzgebung übrig, und die Petenten haben vollkommen Recht, indem sie den Reichstag anrufen.

Bei einer Verbesserung des § 166 kommt es, wie gezeigt, darauf an, eine Fassung zu finden, nach welcher die religiösen Gefühle der den verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften angehörigen Bürger in gleicher und gerechter Weise geschützt werden. Das ist nach der jetzigen Fassung nicht der Fall. Gerechtigkeit heißt nach Aristoteles das Gleiche gleich und das Ungleiche ungleich behandeln. Der Schutz der „Einrichtungen und Gebräuche“ nützt uns herzlich wenig, da wir uns nicht wie die Papisten an solche klammern, sondern auf das Innerliche, auf die rechte Lehre und auf deren Bethätigung im sittlichen Leben sehen. So haben die Antragsteller die vollständige Beseitigung der betreffenden Worte in § 166 ins Auge gefaßt.

Es ist nicht zu leugnen, daß dies ein starkes, ein Radikalmittel ist. Wird die „Beschimpfung der Kirchen“ u. s. w. als Strafthat beseitigt, so sind die letztern freilich den Verhöhnungen der materialistischen und demokratischen Presse ausgesetzt: daß dies nicht so bedenklich ist, wie es hingestellt wird, wurde in diesen Blättern (Nr. 38, S. 353) bereits dargethan.

Wir fragen uns aber, um allen Einwendungen gerecht zu werden: giebt es vielleicht andre Wege? und als Jurist wollen wir wenigstens versuchen, dieselben aufzufinden.

Der Tendenz der Antragsteller zu entsprechen und gleichzeitig den eben erwähnten Einwand abzuschneiden, könnte wohl an die Möglichkeit gedacht werden, den § 166 so zu formuliren, daß zwar der religiösen Polemik freier Spielraum bliebe, aber doch neben der Gotteslästerung die den christlichen Kirchen gemeinsamen Gebräuche u. s. w. geschützt würden etwa: „wer öffentlich die den christlichen Kirchen gemeinsamen Einrichtungen und Gebräuche beschimpft“. Es hätte dies immerhin einige Vorteile, und wenn der jüdische Teil der Presse und Volksvertretung dies nicht billigen sollte, so hätte Referent nichts einzuwenden, wenn hinzugefügt würde „oder die Einrichtungen und Gebräuche einer andern mit Korporationsrechten u. s. w.“ *)

*) In der „Allg. Konservativen Monatsschrift“ Oktoberheft S. 1035 wird der Ausschluß des Talmud vom Schutze des § 166 gefordert, wo-

Jedenfalls wären auf diese Weise die Verhöhnungen des Abendmahls, der Taufe, der christlichen Ehe, des Gebetes u. a. m. nicht freigegeben, und würden wir mit dieser Fassung vielleicht manche befriedigen, die sich bisher für eine Aenderung des § 166 nicht erwärmen konnten. Anderseits würden die evangelischen Glaubensgenossen den Schmähungen der Gegner nach wie vor ausgesetzt, während für sie die sogenannte „Schimpffreiheit" einfach darum gleichgiltig ist, weil sie im stolzen Bewußtsein der Gerechtigkeit ihrer Sache davon Gebrauch zu machen vornehm unterlassen würden.

Ein andrer Weg, auf den man ebenfalls hinweisen kann, wäre der, daß die Reformation als solche — man hat wohl auch hinzugefügt „die Bekenntnisschriften der evangelischen Kirchengemeinschaften" — gegen Beschimpfung gesichert würden. Ein kleiner Fortschritt wäre dies: immerhin müssen für den objektiven Juristen Bedenken bleiben, wenn er z. B. die Bezeichnung „Lutherkankan" u. ä. erwägt. Und doch, man frage jeden Nichtjuristen: er wird sagen, „so etwas ist eine gemeine Beschimpfung unsers Glaubens, und wenn ihr Juristen dagegen keinen Schutz gebt, dann geht mit eurem ganzen § 166!" Auch würde bei dieser Fassung unser Luther persönlich weiter beschimpft werden können, — — da wir ihn nicht als „Heiligen" verehren, wogegen ein noch so unsittlicher Heiliger oder gar ein Heiligenknochen, welchen ein Naturforscher unzweifelhaft als einen Hammelknochen erkannt hat, oder ein Christusbild, an dem in diesen Tagen — allerdings nur für Gläubige sichtbar — Haare wachsen, strafrechtlich als Noli me tangere gelten.

Wem die bezeichneten Wege nicht gefallen oder nicht genügen, dessen Caeterum censeo bleibt die Forderung der Aufhebung des Mittelsatzes von § 166. Der evangelische Christ kann eine solche getrost ertragen, denn stärker zu „schimpfen", als bisher, wird der ultramontanen Hetzpresse kaum möglich sein, und im übrigen erkennt der Protestantismus seine Größe nicht in äußern Mitteln und sinnenfälligen Einrichtungen, sondern im innern stillen Wirken auf das sittliche Bewußtsein des Volkes. Der Jurist aber, der sich objektives Urteil, klaren Blick und evangelisches Bewußtsein bewahrt hat, muß zugestehen — wie es selbst Lilienthal versteckt thut — daß der gegenwärtige Zustand nicht der eines Rechtsstaates ist: denn das Wesen des letztern ist Gleichheit vor dem Gesetze und vor dem Gerichte in dem oben erwähnten Aristotelischen Sinne. Nach einer solchen aber müssen und dürfen wir Protestanten streben: möge das Jahr 1888 uns an seinem Ende dazu verhelfen, nachdem wir darin durch Lutherfestspielverbot und Auflösung der Solinger Versammlung an Anschauungen des Polizeistaates erinnert worden sind, wie sie schlimmer nicht gedacht werden können. Wer wagt noch von gerechter Justiz und Verwaltung zu sprechen, wenn er in den Thümmelprozessen von den Gerichten das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit — welches gerade nach Lilienthal und dem „altpreußischen" Juristen nicht vorhanden war — präsumirt findet, während vom Oberstaatsanwalt in Köln das für jeden Kenner der Verhältnisse unzweifelhafte Vorhandensein des dolus beim Bürgermeister von Solingen in Bezug auf die Strafthat nach § 339 verneint wird! Da wird man an Beyschlags Worte erinnert: „Das heißt nicht tolerant sein, sondern sich auf der abschüssigen Bahn sittlicher Schwäche bewegen."

Wenn in der Tagespresse so häufig befürchtet wird, es müsse die Aenderung oder Aufhebung des § 166 eine Ausartung der konfessionellen Polemik zur Folge haben, so ist schließlich dem gegenüber, wie auch die Begründung der Petition selbst ausführt, zu bemerken, daß der Staat genügende Mittel besitzt, solche Ausschreitungen bei Zeiten zurückzuweisen. Solange es sich um religiöse Polemik handelt, verlangen wir die Verwirklichung der durch die Verfassungen verbrieften Freiheit der Meinungsäußerung und mißbilligen gern jenes Rufen nach dem Staatsanwalte, wie es einer verfolgenden und an ihrer innern Kraft verzweifelnden Kirche eigen ist. Sobald aber die gesprochenen Worte zu einem Vergehen gegen die öffentliche Ordnung werden, da soll der Staat einschreiten, und wir müssen sagen, daß der § 130 des Reichsstrafgesetzbuches, richtig angewendet, hier vollauf genügend ist, freilich auch, daß unsre Behörden sich in Bezug auf diesen Paragraphen ebenfalls, wie es scheint, in Unkenntnis befinden. Das Aufreizen zu Gewaltthätigkeiten ist hier ganz allgemein zu fassen, da sonst stets — was meist übersehen wird — schon § 111 in Anwendung käme. Wenn neulich ein Blatt aufforderte, die Katholiken sollten in Masse bei Lutherfestspielen erscheinen und den Protestanten „ad hominem demonstriren", was wahr sei; wenn es heißt, „wir Katholiken wollen bald Hammer statt Amboß sein" u. dgl. m., so sollte man solchen Aeußerungen entgegentreten. Doch von diesen und andern strafrechtlichen Betrachtungen, zu welchen die gegenwärtige religiöse Bewegung Anlaß giebt, vielleicht ein ander Mal. v K

rauf wir hier nicht eingehen wollen. Daß die Bedingung des „Aergernisgebens" bei der Gotteslästerung überflüssig ist, wie eben dort behauptet wird, ist zuzugeben, nicht jedoch, daß die Aufstellung dieses Thatbestanderfordernisses im zweiten Satze des § 166 irgend welchen Wert hätte.

Die „römische Frage"

Die preußische Politik der römischen Kirche gegenüber hat in den letzten Jahren wesentlich darauf beruht, durch weitgehende Zugeständnisse die Freundschaft des „friedliebenden Herrn in Rom" zu gewinnen und seinen gebietenden Einfluß dem deutschen Klerus wie dem Zentrum gegenüber auszuspielen. Man hat sich nicht gescheut, zu diesem Zwecke die Einmischung des Papstes in innerdeutsche politische Fragen aufzurufen und in allen möglichen Formen und Tönen die Versagung des Zentrums in Sachen des Septennats als eine Auflehnung gegen das Oberhaupt der römischen Kirche und dessen ihm nach dem vatikanischen Recht zustehende Vollmacht zu brandmarken. Weniger vertrauensselige Stimmen, die in dieser Praxis eine schwere Gefahr für die Zukunft sahen und der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Kurie — nicht des Papstes — auf Grund der geschichtlichen Parallelen in andern Staaten mißtrauten, wurden von der jener Politik zustimmenden Presse überhört oder überschrieen.

Wer die bedeutsamsten Strömungen an der Kurie nach deren eignen Kundgebungen verfolgt hat, konnte längst wissen, daß dort alle andern Interessen hinter dem einen zurücktreten, die verlorene weltliche Macht wieder zu erlangen. Es ist freilich von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß man dort an den Satz je ernstlich geglaubt hat, der in klerikalen Kreisen bis zur Erschlaffung wiederholt wird, daß nämlich zur Unabhängigkeit des Papsttums der Besitz weltlicher Macht unerläßlich sei. Der größere Teil der dort einflußreichsten Herren hatte ja die Lage vor dem Jahre 1870 selbst erlebt und konnte sie mindestens aus der Geschichte kennen. Er mußte wissen — und man pflegt dort die neueste Geschichte besser und richtiger zu kennen, als man sie den „Gläubigen" erzählt —, daß mit dem Besitze des alten Kirchenstaates die schmachvollste Unfreiheit verbunden war, die einem politischen Gemeinwesen mit auch nur einem Funken von Ehrgefühl zugemutet werden kann, nämlich die Notwendigkeit, sich nicht bloß gegen das Ausland, sondern gegen seine eignen Unterthanen durch die Bajonette fremder Mächte halten zu lassen. Der Zustand dieses Staates, der auf dem europäischen Congreß von 1856 durch Lord Clarendon als eine Schmach für Europa bezeichnet worden ist und für den man innerhalb Europas nur eine Parallele anerkennen wollte, die Türkei, erlaubte gar nichts anderes. Man hat es ferner erlebt, wie mit dem Ende des Kirchenstaates die innere Macht des Papsttums über die katholischen Völker und Volksmassen bis hinauf in die höchsten Volksschichten einen Aufschwung nahm, der die Wiederkehr der goldenen Zeiten anzuzeigen schien, da nach den Worten eines päpstlichen Kardinals, „die Päpste sich der Völker bedienten, um die Fürsten zu bezwingen." Also an die Phrase von der Notwendigkeit der weltlichen Macht glaubt in der Kurie selbst gewiß kein einziger Urteilsfähiger.

Dennoch ist sicher, daß dort sich alle Gedanken um diesen einen Punkt drehen. Worum es sich dabei eigentlich handelt, ist von Kennern längst ausgesprochen: um die Einkünfte des frühern Kirchenstaates. Wer die Zustände jenes Staatswesens

in diesem Jahrhundert einigermaßen kennt, der weiß, welche unsägliche Finanzwirtschaft daselbst herrschte, wie der Klerus aus der Tasche des Volkes zehrte, wie er bei einem Einkommen, welches dasjenige der Laien um mehr als das Dreifache übertraf, nur den dritten bis vierten Teil der Steuersumme entrichtete, die auf den Laien lag; wie ferner ein Heer von Beamten aus dem weltlichen Adel, vor allem aus dem Priesterstande einträgliche Stellen bekleidete, die nur bestanden, um ihre Träger zu ernähren, wie aber außerdem durch Vergabungen und Unterschleife aller Art, durch betrügerische Finanzmanöver der verruchtesten Sorte, die Häupter des Kirchenstaates, allen voran die Familie des allmächtigen Antonelli, sich mit Millionen und aber Millionen bereicherten. Solche Zustände hörten mit einem Schlage auf, als der Kirchenstaat zusammenbrach und die italienische Verwaltung eintrat. Es hat auch seither in Rom nicht an Geld gefehlt: es ist bekannt, mit welchem Eifer der Peterspfennig gesammelt wird und welche ungemessenen Summen so nach Rom fließen, zumal bei festlichen Anlässen. Es ist auch schon des öftern darauf hingewiesen worden, wie in Rom auch eifrige Parteigänger und Führer, selbst aus den höchsten geistlichen Kreisen, auf sehr kühle Aufnahme gestoßen sind, wenn die mitgebrachten Gaben gewogen und zu leicht befunden wurden. Es sind eben selbstverständlich die Verhältnisse doch bei weitem nicht mehr so glänzend wie ehemals; die Einkünfte nicht mehr so reichlich, so bequem und vor allem so sicher. So bildet das Heer jener persönlich Geschädigten den Kern, von welchem aus die Umtriebe für Wiederherstellung der weltlichen Macht geleitet und in Atem erhalten werden.

Es ist in aller Erinnerung, wie bald nach der Wiederannäherung der preußischen Regierung an die Kurie die „Post" jenen Fühler ausstrecken mußte, der die Stimmung über die Möglichkeit erproben sollte, daß dem Papste wenigstens ein Minimum der alten Macht wiedererstattet würde. Die Antwort der öffentlichen Meinung war unzweideutig; unzweifelhaft war aber auch, daß mit jenem nichtssagenden Ende die Kurie selbst nun und nimmer hätte befriedigt werden können. Indessen zeigte jener Artikel doch, daß man in Berlin den Sitz aller Schmerzen herausgefunden hatte.

Inzwischen vollzog sich jene Veränderung in der europäischen Lage, die zum Anschluß Italiens an den deutschen Friedensbund führte. An der Kurie stand man dieser Wendung wohl mit gemischten Empfindungen gegenüber. Auf der einen Seite mußte man sich sagen, daß der Bund die festeste politische Bürgschaft für die Roma conquista ed intangibile bilde; auf der andern Seite gab man sich aber immer wieder der Hoffnung hin, daß ein Machtspruch oder wenigstens ein fühlbarer Druck von Seiten Deutschlands genügen würde, um Italien zu Zugeständnissen in der „römischen Frage" zu veranlassen. Nach beiden Seiten wurden die Netze gelegt. Auf der einen Seite machte man sich an die Arbeit, an dem verhaßten Bunde zu rütteln, und ließ nicht ab, die Presse bis in ihre radikalsten Schichten hinein dazu zu benutzen, um Italien oder wenigstens die zunächst allein zugängliche radikale Partei gegen Deutschland zu hetzen, von dem man nur schließlichen Treubruch und selbstsüchtige Ausnutzung zu erwarten habe. Und anderseits setzte man alle diplomatischen Mittel in Bewegung, um Deutschlands Einschreiten zu Gunsten der weltlichen Macht zu erlangen: zugleich ein aussichtsreiches Mittel, Italiens Argwohn gegen den Verbündeten rege zu machen. Ein Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Jakobini vom Juli 1887 sprach unverhohlen die Hoffnung aus, daß es dem heiligen Stuhle gelingen möge, die Mithilfe des deutschen Reiches zur Verbesserung der Lage des Papstes zu gewinnen. Offenbar war das der Kern aller jener inhaltslosen angeblichen Zugeständnisse an Preußen, derer man sich so breitspurig rühmte.

Seitdem durch diese und andre schroffe Erklärungen die Möglichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung zwischen den beiden römischen Mächten ferner gerückt war als je, hat man kurialerseits einen neuen Sturm mit gesteigerten Mitteln auf die öffentliche Meinung unternommen. Erst hatte man sich der Zustimmung insbesondre der in diesem Punkte nicht mehr ganz zuverlässigen italienischen Hierarchie durch bestellte Adressen versichert; jetzt wurden auch die Laienkundgebungen in Angriff genommen. Es galt vor allem die Bewegung in Deutschland in Fluß zu bringen, von dessen Regierung zunächst ja alles abhing. Und hierzu bot sich die beste Gelegenheit in diesem Sommer. Schon stand der Besuch unsers Kaisers in Rom fest. Die klerikalen Blätter hatten auch gelegentlich die Unvorsichtigkeit begangen, ihre Kenntnis davon, daß die Begegnung mit König Humbert in Rom stattfinden sollte, zu verraten. Trotzdem mußten sie sich anstellen, als ob sie dem Kaiser „diese Mißachtung der Empfindungen seiner katholischen Unterthanen" nicht zutrauen könnten. Von ihrer Seite geschah alles, um den bereits feststehenden Besuch in Rom in das Licht einer möglichst prinzipiellen Bedeutung zu rücken. Sodann mußte sich die Freiburger Katholikenversammlung mit der „römischen Frage" beschäftigen. Das Programm derselben war in Rom vorgelegt; die Einstellung jenes Punktes war ohne Zweifel von dorther veranlaßt worden. Der Papst selbst hatte eben darum die deutschen Katholiken auffordern lassen, möglichst zahlreich sich einzufinden. Die Versammlung beschloß natürlich alles, was ihr vorgelegt wurde und erhielt den päpstlichen Segen. So hatte das katholische Deutschland in allen Instanzen, Bischöfen, Versammlungen, Presse gesprochen.

Da kam der Besuch Kaiser Wilhelms in Rom. Die römische Presse in Deutschland, die vorher mit möglichster Schärfe die grundsätzliche Bedeutung des Besuchs in Rom betont hatte, konnte sich nunmehr nur durch den bekannten Sprung auf den Sand retten; sie erklärte jetzt, der Besuch, so schmerzlich er sei, könne natürlich gar nichts bedeuten. Die römische Frage werde dadurch nicht berührt. Man betrachte sie nach wie vor als offen. — Der Kaiser kam nach Rom. Der König von Italien betonte mit Nachdruck die Freude, die ihm der Besuch des Kaisers in seiner Hauptstadt Rom, der Hauptstadt Italiens mache, und der Kaiser wiederholte in seiner Antwort eben dieselben, vom König gewiß mit vollem Bewußtsein gesprochenen Worte. Auch beim Papste wurde zwar der Besuch vollzogen und dabei in allen Förmlichkeiten die ausgesuchteste Rücksicht auf die kuriale Empfindlichkeit genommen. Bald aber schwirrten über die persönliche Begegnung zwischen Kaiser und Papst dunkle Gerüchte um: ein hochangesehenes italienisches Blatt wollte wissen, der Papst habe den Kaiser auf die römische Frage angesprochen, und als der Kaiser die Frage als für ihn nicht existirend abgewiesen, habe jener sie noch zweimal wiederholt. Darauf habe der Kaiser das Gespräch durch die Bitte, seinen Bruder, den Prinzen Heinrich vorstellen zu dürfen, abgebrochen und durch dessen Eintritt den Papst gezwungen, zu andern Gesprächsstoffen überzugehen. Diese anfänglich vereinzelte Meldung ist seither von verschiedenen Seiten bestätigt worden. Es wurde hinzugefügt, daß Graf Herbert Bismarck dem Papste wörtlich gesagt habe: „Deutschland ist der Ansicht, daß eine römische Frage nicht vorhanden ist;" und ein Berichterstatter des Schwäbischen Merkurs, der jene Nachricht gleichfalls bestätigt, versichert noch, der Kaiser habe dem Könige gegenüber seine Mitteilung darüber mit den Worten geschlossen: „Ich habe ihm jede Illusion genommen."

Begreiflicherweise haben diese Vorgänge überall das größte Aufsehen gemacht, und im Vatikan scheint die Enttäuschung und die damit verbundene Wut den höchsten Grad erreicht zu haben. Daß man nun von Berlin aus früher Erwartungen andrer Art erweckt und genährt habe, wird wohl niemand zu behaupten wagen. Die offiziellen Erklärungen schon in der Presse ließen darüber keinen Zweifel. Aber in Rom hat man den eignen Sieg, die Gebrochenheit des Gegners wieder einmal grenzenlos überschätzt und von dem sittlichen Ernste, mit dem Deutschland seine vertragsmäßig übernommene Pflicht auffaßt, den Bundesgenossen ihren territorialen Bestand zu wahren, keine Ahnung gehabt — und haben können, da für Rom selbst Verträge noch niemals eine andre Bedeutung gehabt haben, als den Gegner solange zu fesseln, wie es der eigne Vorteil erlaubt.

Wir haben an sich allen Grund, uns als Deutsche und Evangelische über die Klarheit der Lage zu freuen. Aber wir verkennen nicht, daß die Sache für unser Vaterland wie für unsre Kirche einen sehr ernsten Hintergrund besitzt. Die

Auseinandersetzungen Preußens waren von Anfang bis zu Ende auf die Voraussetzung gestellt, daß man nunmehr auf den guten Willen des Papstes zu zählen ein Recht habe. Käme es der Kurie auf religiöse und kirchliche Interessen auch nur in ihrem Sinne an, so hätte sie auch allen Grund gehabt, jene Erwartung zu erfüllen. Aber Rom hat die Vertretung dieser Interessen allezeit seinem Volke in den „Provinzen" überlassen und für sich die spezifisch kurialen, politischen zum Drehpunkte seines Verhaltens gemacht. Eine Niederlage in diesen Fragen wiegt ihm alle Siege auf dem kirchlichen Gebiete auf. Es ist also mit Bestimmtheit zu erwarten, und bereits kündigen deutschfeindliche Blätter dies mit Jubel an, daß der Vatikan nunmehr die ganze Schale seines Zornes über unser Vaterland ausgießen werde. Die römischen Heerhaufen sind ja immer noch mobil und werden eben zum neuen Kampfe, zum Kampfe um die Schule aufgerufen. Dieses Zusammentreffen ist in der That außerordentlich merkwürdig, ebenso merkwürdig wie die Aeußerung Windthorsts auf einer Kölner Wählerversammlung, welche eben in die römischen Kaisertage fiel, daß die deutschen Katholiken das Wort ihres Kaisers hätten, daß er die Rechte auch ihrer Konfession schütze. „Zu diesen Rechten gehört für uns auch die Unabhängigkeit des obersten Hirten unsrer Kirche. Es wäre unbegreiflich, wenn wir den Worten dieses jugendlichen Herrn irgendwie nicht trauen wollten." Das ist die alte Schleicherart, die wir längst kennen, Worte zu reden, die, juristisch unanfechtbar, den Eindruck vom Gegenteile dessen hervorrufen wollen, was sie äußerlich besagen. Windthorst wußte natürlich so gut, wie jedermann im Reiche und draußen, daß die Voraussetzung, die er für die Glaubwürdigkeit unsers Kaisers zu machen beliebte, durch und durch nichtig ist, ebenso nichtig, als die unbezeichenbare Unterstellung, daß jene vergilbten Ansprüche zu den Rechten der deutschen Katholiken gehören.

So werden wir also eine neue stille Revolutionirung der Massen zu erwarten haben. Daß man in Rom die freundliche Sprache plötzlich einstellen wird, ist nicht zu hoffen: so thöricht ist man dort nicht. Die Maske bleibt; gehandelt wird durch das römische Volk in Deutschland. Und gleichzeitig findet man im Westen einen Bundesgenossen in Frankreich, dessen Haß gegen Italien schon seit einiger Zeit die Waffe aufgriff, die man in der „römischen Frage" erblickte. Diesen Haß einer entarteten und verfaulenden Republik wird Italien Hand in Hand mit Deutschland und Oesterreich ertragen können. Was aber haben wir in Deutschland von unsern eignen Mitbürgern zu erwarten, die wir die Waffen zerbrochen haben, mit denen klerikalem Uebermute begegnet werden konnte? ×

Die kirchlichen Wahlen auch ein Notstand der evangelischen Kirche

Aus Berlin*)

Nach der Gemeinde-, Kirchen- und Synodalordnung in Preußen scheidet alle drei Jahre die Hälfte der Mitglieder des Gemeinde-Kirchenrats und der Gemeindevertretung aus und wird einer Neuwahl unterzogen. Diese Ergänzungswahlen haben während der letzten Wochen allerorten innerhalb der preußischen Landeskirche stattgefunden. Sie werfen naturgemäß ein Licht auf den Stand der kirchlichen Dinge in unsrer Mitte. Das Bild aber, welches sich ergiebt, ist leider kein erfreuliches.

Scheiden wir einmal Stadt und Land und wenden uns vornehmlich den städtischen Gemeinden zu. Dort haben seit dem Bestehen der Kirchenverfassung durchschnittlich liberale Vertretungskörper an der Spitze der Gemeinden gestanden. Sie wurden gewählt nach politischer Schablone von der Majorität der Bezirksvereine oder ähnlichen politischen Konsortien. Nur mit Schmerz, wie noch mancher sich lebhaft erinnern wird, konnten diejenigen, denen Kirche und Evangelium am Herzen lag, einem Wahlverfahren zusehen, welches geradezu geeignet schien, die junge Verfassung in jedermanns Augen zum Narreteiding zu machen, gar nicht zu reden von der Entrüstung, mit welcher die ursprünglichen Gegner der Verfassung auf das Eintreffen ihrer düstersten Prophezeiungen hinwiesen. Es konnte kaum ein Zweifel sein, daß solche Wahlen anstatt zur Erbauung vielmehr zur Erschütterung, ja zur völligen Auflösung der Kirche führen würden.

Ohnehin stand es schlimm um den kirchlichen Sinn und das christliche Leben unsres Volkes. Die Zivilstandsgesetzgebung war geplant und erweckte auch bei denen, welche ihr zustimmten, zum mindesten durch die Art ihrer Einführung schwerwiegende Bedenken. Die gebildete Welt gefiel sich in der Möglichkeit, fortan „außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben zu können". Man schwärmte — und zwar auf liberaler Seite — für völlige Trennung von Kirche und Staat; die Simultanschule stand auf der Tagesordnung; das Niveau der öffentlichen Meinung in Sachen des Glaubens und der christlichen Sitte befand sich auf dem Pegel der Gartenlaube, die damals ihren ebenso seichten wie frechen Affenahnenkultus in die deutschen Bürgerhäuser trug, und unvergessen ist, wie in den Parlamenten jede Erwähnung christlicher Dinge mit schallendem Gelächter begrüßt ward.

Gehörte ein starker Glaubensmut dazu, in solchen Zeiten religiöser Zersetzung der Kirche die freilich lange genug herbeigesehnte Verfassung wirklich zu geben, so wurde dieser Mut auf die härteste Probe gestellt, die ihm überhaupt widerfahren konnte, als nun Unberufene, die nur in den Händeln der Politik Bescheid wußten, ihr Übergewicht mißbrauchten, auch die kirchlichen Körperschaften nach ihrem Sinne zu gestalten. Bald bewiesen die Kreissynoden, wohin dieser Mißbrauch führen müsse. Der Liberalismus kühlte sein Mütchen, indem er gegen alles, was nach Orthodoxie aussah, eine unerhört herausfordernde Stellung einnahm. Aus der Mitte der Synoden heraus erging man sich in vagen Versuchen, das Christentum im Geiste des neunzehnten Jahrhunderts zu moderiren und für das seligmachende Evangelium von Christo das Surrogat eines Evangeliums Christi dem aufgeklärten Zeitalter darzubieten. Dieselben unheilvollen Versuche wurden von der Kanzel herab wiederholt. Die gottesdienstlich versammelte Gemeinde ward in den Streit der Parteien und Theologen wie absichtlich hineingezogen. Was Wunder, daß in weitesten Kreisen das Gefühl des Ärgernisses überhand nahm und eine Bewegung zu stande kam, der selbst ein so hochverdienter Mann wie der damalige Präsident des Evangelischen Ober-Kirchenrats auf die Dauer nicht widerstehen konnte. Inzwischen hatte die Sozialdemokratie ihre blutigroten Fahnen entfaltet; das Jahr der Attentate ging dahin; in der Wirtschaftspolitik erfolgte der Umschwung, welcher, ein Vorläufer der sozialen Gesetzgebung, die konservative Aera in Preußen zeitigte. Da verblich der Stern des kirchlichen Liberalismus.

Seitdem ist vieles besser geworden. Man hat gelernt zu wirken und zu dienen. Auf der landeskirchlichen Versammlung der Mittelpartei, die im Jahre 1884 zu Berlin gehalten wurde, konnte der ehrwürdige D. Müllensiefen aus seiner Erfahrung das Zeugnis ablegen, daß die liberalen Gemeindekörperschaften, vor denen auch er im Anfang ein schweres Bangen nicht habe unterdrücken können, je länger je mehr in ihre Aufgaben hineingewachsen seien und ersprießliche Dienste geleistet hätten. Das Gleiche wird von allen Seiten bezeugt. Sehr viele städtische Gemeinden haben unter liberalem Regime die Gemeindeschwestern eingeführt und eine geordnete Armen- und Krankenpflege eröffnet; unübertroffen sind der Fleiß und die Hingebung, mit welcher zumal einzelne bedeutendere Männer sich jeder Art von Handreichung unterzogen haben. Das Wohlgefallen an Schlagwörtern ist der Überzeugung gewichen, daß solcher Worte genug gewechselt sind und daß es Zeit ist, Thaten sehen zu lassen. Der kirchliche Notstand der großen Städte, den anzuerkennen man einst zu stolz war, wird zuweilen noch verschleiert, aber nicht mehr geleugnet. Selbst die Pflicht der Teilnahme an dem Worte Gottes und den Sakramenten ist jüngst grade von jener Seite ausdrücklich bezeugt und von nicht wenigen Ältesten und Vertretern seit langem treulich ausgeübt worden. Bei

*) Ob und inwieweit die dem Artikel zugrunde liegenden, von Berlin her mehrfach bestätigten Beobachtungen auch sonst auf die preußischen Kirchenwahlen (in den Großstädten) zutreffen, entzieht sich unsrer Beurteilung. D H

Pfarr- und Kirchenwahlen endlich hat man aufgehört, ein einseitiges Parteiinteresse walten zu lassen und auch Männer von politisch konservativer Gesinnung, wenn sie das öffentliche Vertrauen genießen, zur gemeinsamen Arbeit herangezogen. Das alles sind hocherfreuliche Symptome eines kirchlichen Gesundungsprozesses, und wir begrüßten sie mit Dankbarkeit als Vorzeichen einer besseren Zeit.

Leider aber begegnet diese Auffassung der Dinge in den ausgesprochen kirchlichen Kreisen keinerlei Verständnis, und die heurigen Wahlen belehren uns, wie wenig wir ferner darauf zu rechnen haben. Schon im Herbste des Jahres 1882 hatte sich von konservativer Seite das Bestreben geltend gemacht, im Zusammenhange mit der politischen Agitation auch eine solche für die Kirche zu schaffen und sogenannte positive Ältesten und Vertreter in die Gemeindeorgane zu wählen. Es gelang im Jahre 1885 in einer nicht geringen Anzahl von Fällen, den Angriff erfolgreich zu wiederholen und hie und da die Liberalen aus den Kirchenämtern zu verdrängen. Mit noch größerem Mute und kühneren Hoffnungen ging man den diesjährigen Wahlen entgegen. Allerdings hatte man in Berlin eine Empfindung dafür, daß es sich nicht schicke, unmittelbar vom politischen Standpunkte und mit den Mitteln politischer Organisation an die kirchlichen Dinge heranzutreten, und gründete darum den positiv kirchlichen Wahlverein als eine Art Zentralinstanz für die bevorstehenden Kirchenwahlen. Allein die Änderung betraf nur den Namen. Der Sache nach verliefen die Wahlvorbereitungen ganz nach der Weise früherer Jahre, und das Resultat hat abermals eine starke Verschiebung nach rechts ergeben, durch welche die bisherige Majorität der vereinigten Kreissynoden Berlins wenn nicht beseitigt, so doch aufs ernstlichste in Frage gestellt erscheint.

An sich liegt ja darin nichts Unerhörtes. In Wahlsachen geht es nach der Regel: Heute dir, morgen mir! Zur Steuer der Wahrheit muß auch daran erinnert werden, daß die zunehmend kirchliche Haltung des Liberalismus nicht überall dem eigenen Triebe, sondern der Not des Augenblicks und dem Drängen von rechts her entsprungen ist. Ohne Stöckers unermüdliche Hilferufe wären wir heute nicht da, wo wir sind, wie jedermann eingestehen wird, der die Berliner Verhältnisse kennt. Man könnte sich also das Wahlergebnis am Ende wohl gefallen lassen. Sobald man aber näher zusieht, stellt sich die Sache doch anders dar. Wer sind diejenigen, welche fortan das Kirchenamt bekleiden sollen, und nach welcher Rücksicht hat man sie aufgestellt? Sind es fleißige Kirchgänger, fleißigere als die bisherigen Vertreter? Oder sind es sonst nachweisbar kirchlich gesinnte und kirchlich interessirte Männer? Gehören sie dem Gustav-Adolphsvereine an? Treiben sie Werke der inneren Mission? Hat man sie auf Wegen zu den Armen gesehen? Vertreten sie in Sitte und Leben wahrhaft christliche Lebensideale? Wir sind weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß von alledem auf jener Seite nichts zu finden wäre. Aber was wir behaupten müssen, ist dies, daß alle diese Gesichtspunkte nicht im mindesten den eigentlichen Ausschlag gegeben haben. Und das ist sehr traurig, es ist ein Jammer, der jeden ernsten Christenmenschen um unsre Zukunft besorgt machen muß. Sollen wir wirklich politische Tugenden, sie mögen an ihrem Orte noch so verdienstlich sein, unbesehen für ein und dasselbe halten mit den Früchten wahrer Gerechtigkeit und der neuen Geburt aus Gott? Wenn das geschieht am grünen Holze, bei denen, die sich positiv nennen, was soll am dürren werden?

Haben Kirche und Evangelium also keine Ursache, von den Wahlen ohne weiteres für sich eines Besseren zu hoffen, so wird vielmehr die Gesamtsituation in mancher Hinsicht geradezu verschlechtert. Vor allem dadurch, daß man die liberalen Elemente, wo man konnte, rücksichtslos ausgeschlossen hat, daß man auch Männern den Abschied gegeben hat, denen niemand nachzusagen vermag, sie hätten ihr Amt parteiisch verwaltet, daß man mit einem Worte weder Verdienst noch Erfahrung noch redlichen Willen hat gelten lassen, wofern sie nicht beglaubigt waren durch die Zugehörigkeit zur Partei. Der Standpunkt der Billigkeit ist verlassen und nicht einmal das Maß von Toleranz gewährt worden, das bisher üblich war. Die kirchliche Frage ist zur Machtfrage geworden. Vielleicht, daß grade die Geistlichen unter dieser Wendung zu leiden haben werden. Wer den Bericht aus der Sophiengemeinde gelesen hat, der von einem der dortigen positiv kirchlichen Aeltesten bei der letzten Wählerversammlung erstattet wurde, wird über den hohen Ton erschrocken sein, in welchem die Pfarrer der Gemeinde zum Gegenstande der Besprechung gemacht wurden. Sollten sie daran erinnert werden, daß nicht sie, sondern andre die Herren im Hause seien? Wie nützlich eine solche Mahnung sein mag, unsre bisherigen Vertreter machten das feiner und rücksichtsvoller; sie vergaßen auch nicht, daß den Vorsitz im Gemeindekirchenrate immer der Pfarrer führt. In jedem Falle droht die preußische Landeskirche eine Parteikirche zu werden, und zwar nicht von oben her, nicht aus den Parlamenten, auch nicht durch Behörden oder Synoden, sondern, was das allergefährlichste ist, von unten her, aus der Mitte der Gemeinden.

Die nächste Folge wird zwiefacher Art sein. Einmal wird die Indifferenz in den betroffenen Kreisen zumal des gebildeten Bürgertums zunehmen. Man wird über die kirchlichen Angelegenheiten zur Tagesordnung übergehen und froh der Bildung des Zeitalters sich mit der Nationalzeitung getrösten, daß, „was sich als evangelische Kirche darstellt, nur ein Außenwerk an der Festung des Protestantismus ist." Wir nehmen wahrlich den Dünkel nicht in Schutz, der in solchen und ähnlichen Wendungen zum Ausdruck kommt; wir beklagen aufs tiefste die Ueberschätzung des Intellektuellen und des Aesthetischen in der modernen Gesellschaft. Aber darum ist es doch nicht erlaubt, diese Tausende mit dem Hinweis auf die Weisen und Klugen, denen das Evangelium verborgen ist, ein für alle mal abzuthun. Die Weisen und Klugen, die der Herr gemeint hat, waren spezifisch kirchliche Leute. Sodann aber steht ernstlich zu befürchten, daß im Lager des kirchlichen Liberalismus, soweit er noch Interesse an der Kirche behält, halb verglommene Leidenschaften aufs neue entfacht werden, der Geist der Bitterkeit überhand nimmt und an die Stelle positiver Mitarbeit der alte Wortstreit zu Gunsten der modernen Weltanschauung und der Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts tritt. Womit wir denn in einem trostlosen Kreislaufe wieder dahin zurückkehrten, von wo wir gekommen sind.

Das Gesagte gilt zunächst nur von städtischen Gemeinden, während auf dem Lande so manches ganz anders und vielfach besser liegt. Aber diese günstigere Lage der Landgemeinden ist durch Verhältnisse bedingt, durch welche ihre Vorbildlichkeit sowie ihre allgemeine Bedeutung erheblich eingeschränkt wird. Denn das kirchliche Leben auf dem Lande gruppirt sich naturgemäß um die Person des Pastors, und auch die verfassungsmäßigen Organe der Gemeinde finden, wo es recht steht, an ihm ihren Mittelpunkt. Die Landkirche ist Pastorenkirche. Die Pastorenkirche aber, so segensreich sie sein mag, wird niemals einer Parteikirche dauernd widerstehen können.

So drängt sich unumgänglich die Wahrnehmung auf, daß die kirchlichen Wahlen, wie sie gehandhabt werden, einen Notstand der evangelischen Kirche bilden, größer als manche andre Not, für welche man die öffentliche Teilnahme in Anspruch nimmt. Es ist hohe Zeit, sich darüber klar zu werden und sich auch durch keinen noch so wohlklingenden Namen über den Ernst der Lage täuschen zu lassen. Diese Lage und ihr Ernst aber wird am schärfsten bezeichnet durch die denkwürdigen Worte eines unsrer ersten Kirchenmänner: Die Verfassung war gedacht als Organ der Kirche, und sie ist zum Instrument der Parteien geworden.

Das neue Paulinum (Progymnasium und höhere Bürgerschule) im Rauhen Hause

Das Rauhe Haus mit seinen ausgebreiteten Zweiganstalten ist längst zu einem wichtigen Faktor im kirchlichen Leben des evangelischen Deutschlands geworden. Alle neuen Unternehmungen Wicherns, wie beispielsweise die Einrichtung der freiwilligen Kriegskrankenpflege und der Unterrichtskurse in der innern Mission, alle wichtigen Veränderungen im Rauhen Hause selbst werden mit Recht von den weitesten Kreisen mit hohem Interesse

verfolgt. Auf eine solche Neuerung, die einen großen Fortschritt in der innern Entwicklung des Rauhen Hauses bedeutet, soll im folgenden nachdrücklich hingewiesen werden.

Bekanntlich setzt sich die ganze, große Anstalt des Rauhen Hauses zusammen aus einer Kinder-, einer Lehrlings-, einer Brüder- oder Gehilfenanstalt und einem Pensionnat für sittlich gefährdete Knaben besserer Stände. Dieses letztere ist ein verhältnismäßig junger Bestandteil des Rauhen Hauses. Wie alles dort, so ist es auch aus praktischen Bedürfnissen hervorgegangen. Seine Anfänge reichen zurück bis in das Jahr 1852, wo der nunmehr heimgegangene Gründer des Rauhen Hauses die ersten Knaben aus höheren Familien, die daheim nicht gut thun wollten, in seine Erziehung nahm. Er dachte dabei freilich noch nicht an Gründung eines Pensionnates im gegenwärtigen Umfange. So kam es, daß bis 1873 immer nur eine „Knabenfamilie" nach dem Muster derjenigen der Kinderanstalt fast nur mehr geduldet wurde. Um dieses Jahr wurde der Andrang von Gesuchen um Aufnahme immer stärker. Die bis zu 24 Köpfen angewachsene eine Familie mußte geteilt werden. Und nun wuchs die Zahl der Zöglinge rasch von Jahr zu Jahr, sodaß 1880 ungefähr 60, in den letzten Jahren regelmäßig zwischen 80 und 90 Knaben der Anstalt anvertraut waren.

Aus aller Herren Ländern stammen diese Zöglinge. Naturgemäß stehen sie auch auf den verschiedensten Bildungsstufen. Es giebt unter ihnen Gymnasiasten, Realgymnasiasten und Realschüler. Der für diese Verhältnisse erforderliche Unterrichtsapparat war infolgedes bisher sehr verwickelt und dadurch dem trefflichen Lehrpersonal seine ohnehin große Erziehungsaufgabe aufs höchste erschwert. Das Haupthindernis war, daß der Anstalt die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen für den einjährig-freiwilligen Militärdienst fehlte. Dies wurde der Grund, daß viele Eltern ihre Jungen gerade dann aus der Anstalt nahmen, wenn die mühevolle Erziehungsarbeit ihre ersten Früchte zu tragen begann. Es mußte für diese Uebelstände Abhilfe geschafft werden. Infolgedessen entschloß sich Direktor Wichern zu einer völligen Neugestaltung des Pensionnates. Das Unterrichtswesen wurde bedeutend vereinfacht und geklärt, die Realschule zu einer sechsklassigen höheren Bürgerschule mit abgeschlossener Bildung und Abiturientenexamen am Ende umgewandelt, das Realgymnasium ganz aufgegeben, ein siebenklassiges Progymnasium bis mit Obersekunda errichtet und die Vereinigung des gymnasialen und realistischen Unterrichtes möglichst beschränkt. Schließlich richtete man zu Anfang dieses Jahres an das Reichsamt des Innern ein Gesuch um Verleihung der Berechtigung zur Ausstellung von giltigen Zeugnissen für den einjährig-freiwilligen Militärdienst. Diesem Gesuche ist im August vom Reichskanzler stattgegeben und damit dem Pensionnate ein nur wenigen Privatlehranstalten im deutschen Reiche zustehendes Recht verliehen worden. Es liegt darin zugleich — worauf nachdrücklich aufmerksam gemacht sei — abermals eine amtliche Anerkennung der Arbeiten des Rauhen Hauses und derjenigen des Pensionnates durch den Reichskanzler sowohl als überhaupt die staatlichen Behörden.

Das Pensionnat ist damit zu einem wichtigen, vorläufig wohl abschließenden Punkte seiner Entwicklung gekommen. Zum Gedenken an diese Errungenschaft hat nun der Verwaltungsrat beschlossen, dem Pensionnate des Rauhen Hauses einen eignen Namen zu geben, und so heißt es vom 1. Oktober d. J. an Paulinum. Nicht um den altehrwürdigen Namen des Rauhen Hauses zu verbannen, der unaustilgbar mit der ganzen Tradition der großen Anstalt verwachsen ist, auch nicht nur, um einen sinnvolleren Namen als Pensionnat zu schaffen, ist dieser Name gewählt, sondern um die verhältnismäßige Selbständigkeit der Zweiganstalt zu bezeichnen und das Vorurteil sofort zu nehmen, das für so viele Eltern gerade aus diesen höheren Kreisen an dem Namen „Rauhes Haus" hängt, als ob da die Behandlung eine „rauhe" wäre. Wie falsch diese Ansicht ist, wird jeder bestätigen, der das Glück hatte, längere oder kürzere Zeit im Rauhen Hause zu weilen. Gerade das Gegenteil von jener barschen, kasernenmäßigen Erziehung, wie sie sonst vielfach beliebt wird, ist hier zu finden. Der Geist christlicher Liebe, welche diesen Knaben entgegengebracht wird, ist das vornehmste Erziehungsmittel. Es besteht der Grundsatz, gerade den Gefährdetsten und Schwächsten mit der größten Liebe und Langmut entgegenzukommen. Nach diesem Grundsatze ist die ganze Einzelerziehung geordnet. Die Knaben sind in Familien zu je 12 bis 15 Mann eingeteilt. Jede Familie bewohnt mit ihrem Familienleiter, einem jungen Theologen oder Philologen, ein besondres Familienhaus im Stile eines einfachen, einstöckigen Landhauses. Jedes Haus ist von einem zierlichen Garten umgeben, der von den Zöglingen selbst gepflegt wird und worin jeder von ihnen ein besondres Beet besitzt. Der Familienleiter, von zwei Gehilfen aus der Bruderanstalt in der Erziehung unterstützt, wohnt, schläft, spielt, arbeitet, ißt und trinkt mit seinen Jungen. Er ist zugleich auch thunlichst ihr Hauptlehrer in der Schule. So arbeiten Schule und Haus unmittelbar Hand in Hand — ein nicht genug zu schätzender Gewinn für die Erziehung dieser Knaben.

Das Pensionnat des Rauhen Hauses hat in der Zeit seines fast 36jährigen Bestehens bereits Großes auf dem Felde der Erziehung geleistet. Daß auch in Zukunft unter den ungleich günstigeren Bedingungen das neugeschaffene Paulinum seine wichtige, gottgesegnete Aufgabe erfolgreich erfüllen wird, dafür bürgt der Geist des Rauhen Hauses und seine Leitung durch Wicherns Hand.*) P G

Evangelischer Bund

(Der Evangelische Bund im Wupperthale) Die Entwicklung des Evangelischen Bundes ist nach innen und außen eine fortgehend hocherfreuliche. Seine Arbeit dehnt sich stetig aus, und binnen kurzem dürfte eine Unternehmung bekannt werden, die ihm manchen feindlich oder zweifelnd bei Seite stehenden evangelischen Christen zum Freunde machen wird. Unter den Versammlungen, die zur Gewinnung neuer Sympathien in letzter Zeit abgehalten worden sind, fanden die bedeutsamsten im Wupperthale statt. Am 30. September wurden in Barmen und Elberfeld Ortsvereine begründet. Das geradezu kirchengeschichtlich Merkwürdige an den Versammlungen war jedoch die Einmütigkeit, in welcher die verschiedenen Konfessionen und Richtungen gerade im Wupperthale sich zusammenfanden, und daß die beiden Hauptredner sowohl in Elberfeld als auch in Barmen Weber und Rippold waren.

Die Barmer Rede des Pfarrers Lic. Weber von M.-Gladbach liegt gedruckt vor und sei hiermit warm empfohlen: Wer soll und muß dem Evangelischen Bunde beitreten? (Barmen, Wiemann; 13 S.; 10 Pf.; 100 St. 5 M., 1000 St. 25 M.) Antwort: 1. Wer die Gefahr sieht, die uns von Rom droht. 2. Wer es mit seinem Gewissen vereinigen kann, daß Männer aller theologischen Richtungen sich zusammenfinden. Der Schluß der Elberfelder Rede lautete nach der Westdeutschen Zeitung: Ich bin nach meiner persönlichen Ueberzeugung ein Mann der strengen positiven Richtung, und ich werde nie und nimmer meine Richtung verleugnen; aber ich sage mir, daß ich ein Unrecht thun würde gegen das Ganze der Kirche und gegen unser heiliges Evangelium, wenn ich eine Hand zurückweisen wollte, die von der andern Seite uns entgegengestreckt wird. Man unterscheidet nach evangelischen Grundsätzen die Bekenntnisse von der Schrift. Nach evangelischen Grundsätzen stehen die Bekenntnisse nicht neben, sondern unter der heiligen Schrift als der höchsten, ja der alleinigen Regel und Richtschnur des Glaubens. Es hat auch die neuere gläubige Theologie die Ansicht vertreten — es möchten ganz vereinzelte sein, die das nicht thun —, daß ein Unterschied zu machen ist zwischen der Glaubenssubstanz der Bekenntnisse und der theologischen Formulirung. Aber das eine Bekenntnis müssen wir festhalten — und das hat der Evangelische Bund klar und deutlich genug gethan —: das Bekenntnis zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohne Gottes, als unserm einigen Mittler und das Bekenntnis zu den Grundsätzen der Reformation. Nun hält uns Professor Rebbert vor — und das ist ein Punkt, den er mit Vorliebe in seiner Polemik betrieben —, daß in der That eine Reihe von Theologen dem Evangelischen Bunde angehören, die von der Gottheit Christi theologische Anschauungen geäußert haben, die nicht mit den Ansichten der Bekenntnisse übereinstimmen. Ich halte die theologischen Anschauungen meiner Richtung für den allein entsprechenden Ausdruck der Grundwahrheiten in der Schrift. Aber ich sage, daß wo in einem Herzen — und das traue ich all den Männern zu, die Professor Rebbert angegriffen hat —, daß wo in einem Herzen anbetende Liebe zu dem Herrn und Heilande ist und wo sie zu ihm in Wahrheit aufschauen als zu ihrem Erlöser, da mögen ihre theologischen Anschauungen teilweise noch der Korrektur bedürftig sein; aber ich werde es nach meiner Ueberzeugung nie verweigern, mit ihnen zusammenzugehen, wenn es gilt, den Glauben zu verteidigen an Jesum Christum als unsern alleinigen Mittler und zu verteidigen die Grundsätze der Reformation. Und wenn ich denn ganz offen sein darf: wir wollen uns im Evangelischen Bunde, soweit wir verschiedene theologische Richtungen haben, durchaus

*) Vgl. den Prospekt des Paulinum — unentgeltlich zu beziehen vom Bureau des Rauhen Hauses — und den Artikel Unser Paulinum im diesjährigen Oktoberhefte der Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause.

nicht absichtlich einander beeinflussen; es bleibe jeder bei seiner Ueberzeugung. Ich habe aber das gute Vertrauen zu meiner theologischen Ueberzeugung, daß die Herren von der andern Seite immermehr auch ihre Theologie korrigiren werden und immermehr auch in ihrer theologischen Formulirung dem, was in ihren Herzen lebt, der anbetenden Liebe zu Jesu Christo, des in den Himmel Erhöhten, Ausdruck geben werden. Weil ich dem Herzensglauben das Hauptgewicht beilege, — denn in der heiligen Schrift steht geschrieben: Gott siehet das Herz an; es kommt nicht auf die Theologie, sondern auf die religiöse Ueberzeugung an: — darum kann ich mit diesen Männern zusammen wirken zu gemeinsamer Abwehr der Angriffe Roms. Und wenn ich auch die Bedenken meiner lieben teuren Freunde, die ich selber früher geteilt, achte, und wenn ich auch um keinen Preis möchte, daß sie irgendwie gedrängt würden, sich anzuschließen, so bin ich doch fest überzeugt: die Not und der Ernst der Zeit werden uns zusammentreiben, je länger je mehr.

Von der hierauf folgenden Ansprache des Professors Nippold aus Jena teilen wir nur den Eingang mit:

Ebenezer: bis hieher hat der Herr geholfen! Es ist ein Gefühl freudigen Dankes für die göttliche Hilfe, daß wir an diesem Tage und an diesem Orte uns so zusammengefunden haben. In der Rede meines lieben Vorredners ist Ihnen ein Nachhall des großen Tages von Duisburg entgegengetreten. Wenn ich nun das Wort ergreife, so rede ich unter dem Eindruck mächtiger, innerer Bewegung. Es ist das Gefühl der Unzulänglichkeit der eignen Kraft selten so stark in mir gewesen, wie gerade jetzt. Aber jenes bange Gefühl muß gegenüber jenem andern, des freudigen Dankes, zurücktreten. Denn es sind nicht meine Worte, auf die es hier viel ankommen kann. Viel wichtiger als jedes Wort, das Sie von mir hören können, ist eine einfache Thatsache. Ich schöpfe meinen Mut aus dem Bewußtsein, daß es diese Thatsache ist, von der Sie alle erfüllt sind, nämlich, daß es möglich geworden ist, daß wir hier an diesem Orte neben einander reden können und so zusammenstehen Schulter an Schulter. Mein lieber Herr Vorredner hat auf eine Parallele hingewiesen, die sich in unserm nationalen Leben vollzogen hat. Ich hatte auch an die gleiche Parallele gedacht und brauche sie nun nicht mehr durchzuführen; ich will nur das eine noch sagen: wir finden uns hier doch nicht zusammen als berechnende Politiker, sondern voll rückhaltlosen Vertrauens, als Knechte des einen Herrn. Denn dem Evangelischen Bunde haben sich die Herzen unsrer Gemeinden in einer Weise erschlossen, die wir nicht zu hoffen gewagt hatten. Ich darf mich hier nicht über das Thema verbreiten, das mir nachher für die Versammlung in Barmen gestellt ist, worin ich die Vorgeschichte des Vereins bis in seine ersten Anfänge hinein beleuchten werde. Aber eins darf ich hier doch zu sagen nicht unterlassen: das, was wir gesehen haben, war wie ein Wunder vor unsren Augen. Das haben wir schwachen, sündigen Menschen nicht fertig gebracht. Die Fäden, die zwischen den Menschenherzen gewoben werden, muß eine höhere Hand leiten, und es sind die Herzen der Tausende und Hunderttausende wie Wasserbäche vom Herrn geleitet worden; das haben wir in den letzten Jahren anbetend erlebt. In solchen Tagen lernt man doppelt aufblicken zu dem göttlichen Herrn; da verstehen wir das Bild des alten Bundes: wie der Geist Gottes schwebte über dem Wasser, und da ahnen wir immermehr das, was der neue Bund in dem andern Bilde giebt: der Wind weht, wohin er will, und man hört sein Sausen wohl, aber weiß nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt; also ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist. Es ist ein Gefühl des Aufathmens in unsren Gemeinden verspürbar gewesen, ein Gefühl der Erlösung von schwerem Druck. Das ist uns überall in Nord und Süd, in Ost und West entgegengetreten. Das hat die Stillen im Lande ebenso durchzuckt, wie die Männer, welche im Getümmel des Kampfes stehen. Im Grunde ist es aus allen Kreisen unsrer Gemeinden ein und derselbe Mahnruf gewesen, den wir hadernden Theologen immer lauter vernehmen mußten, der Mahnruf nämlich: „Es ist jetzt nicht Zeit, euch selbst zu zerfleischen, ihr seid uns etwas anderes schuldig. Hört auf, euch zu verurteilen. O, daß ihr näher kennetet! Lernt euch kennen; ihr habt einander nöthig!“

(Antwort Kaiser Wilhelms auf die Duisburger Adresse) Die Antwort Kaiser Wilhelms auf die Adresse der Duisburger Generalversammlung des Evangelischen Bundes hat hier und da, begreiflicherweise zumal in der ultramontanen Presse, eine falsche Auslegung erfahren. Sie wird nur dann richtig verstanden werden können, wenn man sie in Zusammenhange mit der Adresse selbst liest. Um unsern Lesern das richtige Urteil zu erleichtern, lassen wir hier beide Schriftstücke folgen.

Die Duisburger Adresse lautete:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König, Allergnädigster Kaiser, König und Herr! Eure Kaiserliche und Königliche Majestät wollen allergnädigst geruhen, die Bezeugung tiefsten Schmerzes über den abermaligen schweren Verlust, welchen Eure Majestät, das Kaiserliche und Königliche Haus und unser Volk durch den Heimgang Allerhöchst Ihres Herrn Vaters, des Kaisers und Königs Friedrich, erlitten haben, sowie die innigsten Heils- und Segenswünsche, mit denen wir den Regierungsantritt Eurer Majestät begleiteten, von seiten des Vorstandes und der zahlreich versammelten Mitglieder des Evangelischen Bundes huldreichst entgegen zu nehmen.

Uns mußte jener Schmerz desto tiefer bewegen und wird das Gedächtnis an den so innig geliebten ersten Kronprinzen des deutschen Reiches und so hart geprüften Kaiserlichen Herrn desto heiliger sein, je mehr wir Seinen edlen Sinn, Seine großen Eigenschaften und mit ihnen Seine Liebe zur evangelischen Kirche, Seine Teilnahme für die zur Zeit ihr gestellten Aufgaben auch aus eigener, nächster Erfahrung kannten.

Dieselben Hoffnungen aber, welche viele mit uns dem hohen Entschlafenen entgegenbrachten, legen wir vertrauensvoll vor Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät an den Stufen des Thrones nieder.

Den Angehörigen des „Evangelischen Bundes“ ist es Herzenssache, vor allem innerhalb der eigenen Kirche den echten Geist des Glaubens zu beleben und den Mut furchtlosen Bekenntnisses zu Gottes ewigem Wort und Christi alleinigem Mittleramt zu stärken. In dem Ernst und der Kraft dieses Bekenntnisses sehen wir den Grund- und Eckstein nicht der evangelischen Kirche allein, sondern mit ihr des deutschen Volkstums und des neuen deutschen Reiches.

Die aufrichtige Frömmigkeit vieler unsrer katholischen Volksgenossen wissen wir von dem in der römischen Kirche immer mehr zur Herrschaft gelangenden Jesuitismus wohl zu scheiden. Mit jenen wollen wir den Frieden bewahren und ihnen die Wahrheit des Heils, wo sie es suchen, wieder völliger erschließen helfen. Gegen diesen erachten wir den Kampf und Notwehr geboten.

Nichts aber begehren und erstreben auch wir so sehr, als Heilung der inneren Schäden, welche das Wohl des ganzen Volkes bedrohen. Allen Werken, welche darauf hinzielen, den bösen Geist religiöser Gleichgiltigkeit und die in ihm wurzelnde, unsittliche materialistische Zeitrichtung überwinden zu helfen, soll an erster Stelle unsre Mitarbeit gewidmet sein.

Zur Lösung dieser Aufgaben gilt es, die gesamte deutsch-evangelische Christenheit aufzurufen und in allen ihren Richtungen zusammenzufassen, damit der Zertrennung und des verderblichen Haders ein Ende werde, welcher sie bisher lähmte und zerriß.

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät werden der Kirche des Evangeliums, welche dem edlen Herrscherhause der Hohenzollern als heiligstes Kleinod der deutschen Nation von Gott vertraut ward, ein treuer Schirmherr sein. Bereits haben Allerhöchstdieselben samt Ihrer erhabenen Gemahlin, der Kaiserin-Königin, in Wort und That Zeugnisse dafür abgelegt, daß Ihnen, als Mitbekennern, die Not derselben zu Herzen geht, und dabei den Grundsatz betont, daß einmütiges Zusammenstehen die Bedingung alles Erfolges sei.

Darauf insbesondre gründet sich unsre Zuversicht, Eure Kaiserliche und Königliche Majestät werden den dargelegten Bestrebungen des Bundes Allerhöchstihre Billigung nicht versagen, vielmehr auch in ihnen eine zeitgemäße Bethätigung solcher evangelischen Glaubenstreue erkennen.

In tiefster Ehrerbietung huldigen wir Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät.

Gott der Herr lege — nach den schweren Schickungen, durch welche in kurzer Frist der so hoch begnadete Kaiser Wilhelm I., der machtvolle Begründer des deutschen Reiches, und sein in den großen Kämpfen um unsere nationale Wiedergeburt ihm ruhmreich zur Seite stehender Sohn, Allerhöchstihr erhabener Herr Vater, Kaiser Friedrich, abgerufen wurden — zwiefachen Segen auf das Haupt Eurer Majestät, gebe Allerhöchstihnen eine lange Regierung und lasse dieselbe im reichsten Maße zum Heil für unser Vaterland, für das ganze deutsche Volk gedeihen.

In tiefster Ehrfurcht Eurer Kais. und Kgl. Majestät Allerunterthänigste und Getreue

Duisburg, den 13. August 1888.

Im Namen der Generalversammlung der Vorstand des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.

Hierzu die kaiserliche Antwort:

Se. Maj. der Kaiser und König haben die Adresse der General-Versammlung des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen vom 13. d. Mts. gern entgegen genommen und lassen für den Ausdruck tiefsten Schmerzes über den Heimgang Allerhöchstihres Herrn Vaters, des hochseligen Kaisers und Königs Friedrich, sowie für die damit verbundenen Heils- und Segenswünsche aus Anlaß der Allerhöchsten Thronbesteigung herzlich danken.

Die Bestrebungen des Bundes auf Erhaltung und Belebung echt evangelischen Glaubens, auf Beseitigung des Parteihaders in der Kirche, auf Erbauung und Förderung des religiösen und kirchlichen Lebens auf dem Grunde des Bekenntnisses zu Gottes ewigem Wort und Christi alleinigem Mittleramt sind Seiner Majestät, gleichwie Allerhöchstihrem Herrn Vater, durchaus wohlgefällig. Zugleich vertrauen Allerhöchstdieselben, daß der Bund bei seiner Thätigkeit in Wort und Schrift der gegnerischen Glaubensüberzeugung die Achtung nicht versagen und die daraus sich ergebende Duldung nicht verleugnen werde.

Im Allerhöchsten Auftrage beehre ich mich, dem Vorstande hiervon ergebenst Kenntnis zu geben.

Der Geheime Kabinetsrat, Wirkliche Geheime Rat (gez.) v. Lucanus.

Aus Italien*)

(Luther und Italien) Dies ist der Titel eines Buches, welches soeben der Kardinal-Erzbischof von Turin, G. Alimonda, herausgegeben hat. Die Einleitung hat zur Ueberschrift: „Italien kann Luther nicht lieben.“ Wir möchten hierzu bemerken, daß die Abneigung gegenseitig ist. Zum heutigen katholischen Italien würde Luther sich nicht hingezogen fühlen, würde vielmehr alles wiederholen, was er einst gegen den Papst und seinen Anhang geschrieben. — Der als stilgewandter Schriftsteller bekannte Alimonda teilt sein Buch in zwölf Kapitel. Einige der Ueberschriften lauten: Luther und die Apostel; Die Bibel und die

*) Wegen Raummangel leider verspätet. D H.

Reformation; Deutschland und Christus; Woher das Zeitalter der Wissenschaft? u. s. w. Wer es über sich gewinnt, diese Ergüsse eines Kardinals der santa chiesa zu lesen, steht mit Staunen vor dem Mangel an tieferer Einsicht, vor dem Mangel an gründlichen historischen Studien und legt, von der Oberflächlichkeit angewidert, das Buch beiseite mit der Frage: Also ein Kardinal hat nicht mehr gelernt als dasjenige, was in diesem Buche zu lesen steht? O santa chiesa! T

(Denkmal für Ugo Bassi) Ugo Bassi, ein Mönch, welcher seiner Zeit die Kutte auszog, zu den Garibaldianern überging und dann, von den Oesterreichern ergriffen, bei Bologna füsilirt wurde, hat soeben in dieser Stadt ein Marmordenkmal erhalten, welches unter großen Festlichkeiten eingeweiht wurde. Auch dies Denkmal ist ein Zeichen der Zeit, wie das Denkmal des Arnold von Brescia in Florenz, das bald in Rom erstehende des Giordano Bruno oder das in Venedig zu erwartende des Paolo Sarpi. Es geht durch Italien ein immer mehr sich klar aussprechender Haß gegen das Papsttum, ein Haß, der jede Gelegenheit wahrnimmt und nach Gelegenheit sucht, sich zu äußern, und dabei ohne Schonung zu Werke geht. Die größte Erbitterung sprach sich in den Reden aus, welche bei Enthüllung jenes Denkmals in Bologna gehalten wurden, man nannte u. a. das Papsttum den Parasiten, welcher am Mark Italiens nagt. Solche Reden finden ihren Wiederhall in der Presse, und wenn der Vatikan seine Stimme dagegen erhebt, so antwortet das Land mit Schweigen. T

(Orientalische Schulen) Im Orient, namentlich in Nordafrika, Palästina, Syrien, Kleinasien, bestehen Schulen, deren Lehrer italienische Franziskaner und Kapuziner sind. Man hat erkannt, daß diese Schulen ein Mittel bilden, um italienischen Einfluß und italienische Sprache zu verbreiten, und aus diesem Grunde gab die Regierung einen Beitrag zur Unterhaltung derselben. Kürzlich wurde nun an diese Schulen die Forderung gestellt, das Patronat des Königs von Italien anzuerkennen und demgemäß sich der Aufsicht der betreffenden Konsulate zu unterstellen. Sämtliche Schulen haben dies abgelehnt. Der Grund hiervon liegt klar vor. Jene Schulen stehen unter den sogenannten apostolischen Vikariaten des Orients, letztere stehen unter der Propaganda in Rom, und diese steht unter dem Papste. — Die Regierung Italiens wird nun den orientalischen Schulen die Unterstützung entziehen und dadurch kommen dieselben in eine schlimme Lage. Denn das Institut de propaganda fide unterstützt jene Franziskaner nur kärglich.*) T

(Eine Traurede) Der Kardinal Erzbischof Alimonda in Turin vollzog im September dieses Jahres die Trauung des Duca d'Aosta, Amadeo (Bruders des Königs Umberto), mit der Napoleonischen Prinzessin Lactitia. Die Traurede ist gedruckt worden und findet sich in derselben folgender Passus: „Die Religion nimmt der menschlichen Natur nichts von ihren Rechten; sie heiligt vielmehr alles, was in der menschlichen Natur Edles ist; sie erhebt die irdische Liebe zu einer Flamme voll Reinheit und erhabener Würde. Die Ehe wird zum christlichen Sakrament; die natürliche Liebe, zu einer übernatürlichen Macht erhoben, wandelt sich in christliche Liebe. Diese ist edel (nobile) wie Gott, denn Gott ist die Liebe."

Wenn die irdische, eheliche Liebe nach Alimondas Aussage also ein hohes, heiliges Ding ist, wenn die Religion die von Gott gewollte Liebe heiligt, so fragt doch jeder mit Recht: Warum versagt denn das Gebot der römischen Kirche dem Klerus die Ehe? Warum wird durch solche Satzung in das „Recht der menschlichen Natur" eingegriffen?

In seiner Traurede wandte sich Alimonda an König Umberto und sprach: „Majestäten! Unsre erhabenen Souveräne, Umberto und Margherita." — Was sagt dazu der Papst? Und mehr noch. Der Redner rühmte die Ahnen des Königshauses, er sprach von Schlachten und Siegen. „Die Fahne des Königshauses ist voll von Sternen; Strahlen des Ruhmes gehen von derselben aus, wie von der Sonne." — Ob der Papst diese Rede gelesen hat? T

(Der höchste Orden Italiens) genannt dell' S. Annunziata, ward kürzlich dem Ministerpräsidenten Crispi verliehen. — Von uralten Zeiten her bestehen Gesetze, welche von den Inhabern dieses Ordens zu beobachten und zu beschwören waren. So z. B. schworen die Ritter jenes Ordens, jeden Morgen fünfzehn Pater noster und eben so viele Ave Maria zu beten und im Falle des Vergessens fünfzehn Soldi „zur Ehre Gottes" zu verwenden. Ferner hatten diese Ritter eidlich zu geloben, die Freiheit der Kirche und des apostolischen Stuhles zu schützen, und zwar persönlich, oder im Krankheitsfalle Geldmittel für solche Zwecke zu geben. Ferner heißt es in den alten Satzungen: „Wenn ein Ritter des Annunziataordens in Irrtümer fällt und z. B. die Ansicht hegt, daß der Katholizismus sich überlebt habe, daß der Papst ein Feind der Kirche sei, daß kein Unterschied bestehe zwischen dem Papst und einem Rabbiner, daß Papst und Kardinäle falsche Priester sind, — so soll derselbe seinen Orden dem Souverain zurückgeben." Diese uralten Satzungen sind nie aufgehoben, werden aber nicht mehr beobachtet.

Seltsamer Weise hat auch der jetzige Erzbischof von Mailand, Nazari di Calabiana den Annunziataorden erhalten und angenommen. Der Papst hat das, wie es scheint, ignorirt. T

(La Madonna della neve) Die Kirche Sta. Maria Maggiore in Rom entstand der Legende nach so, daß die Madonna einst einem Patrizier im Traume den Auftrag erteilte, er solle dort eine Kirche bauen, wo er am nächsten Morgen Schnee (neve) finden werde. Am genannten Morgen (5. August) fand man den Schnee, und die Kirche ward erbaut. Mehrere Päpste haben verordnet, daß man jene Legende als historische Wahrheit zu betrachten habe, wie denn in die Liturgie jenes Tages ein entsprechender Passus aufgenommen ist. Es ist dies ganz dasselbe, wie z. B. mit dem Briefe der Maria, welcher sich in Messina befindet. Die päpstlichen Histoiker haben denselben, den angeblich Paulus nach Messina brachte, für authentisch erklärt. — Das Fest der Madonna della neve wird in Rom alljährlich am 5. August gefeiert, und als der Papst noch kein „Gefangener" war, erteilte er am genannten Tage in der Kirche Sta. Maria Maggiore den Segen. Dies Schauspiel fehlt jetzt; aber ein andres ist geblieben: Am 5. August sieht man in dieser Kirche einen Schneefall! Es werden nämlich eine Anzahl von Papierschnitzeln von der Höhe auf die Festgenossen geworfen, und dauert dieser seltsame Schneefall etwa fünf Minuten. So geschah es auch am 5. August 1888. T

*) Inzwischen berichtete die Germania: „Die Propaganda in Rom hat die Mitteilung erhalten, daß die französische Regierung die von Crispi den italienischen Schulen und Missionen im Oriente entzogenen Unterstützungen zahlen würde. Es handelt sich nur um die Summe von 12000 Frcs., doch ist dieser Entschluß immerhin für Frankreich sehr ehrenvoll." — Dazu bemerkte die Nordd. Allg. Ztg.: „Die Thatsache, daß die Germania diese Nachricht bringt, berechtigt zu dem Schluß, daß sie eine reichsfeindliche Tragweite hat." — Diese Bemerkung wird von der Neuen Preuß. Ztg. wie folgt ergänzt und erläutert: „Auch nach uns zugehenden Nachrichten scheint in Frankreich der Gedanke einer Annäherung an den Vatikan Boden zu gewinnen. Der Haß gegen Italien und die Revanchegelüste gegen Deutschland könnten leicht stärker werden, als die feindselige Gesinnung gegen die Kirche."

Bücher und Schriften.

(Neue Lutherfunde) Ueber drei neue Lutherfunde können wir den Lesern der Christlichen Welt Bericht erstatten. Der eine ist da gemacht, wo man ihn am wenigsten erwartete: in der vatikanischen Bibliothek zu Rom (Ottobonianische Sammlung). Der Breslauer Privatdozent Dr. Reitzenstein fand außer den Originalen von vier Briefen des Reformators, von denen drei schon länger bekannt waren, der vierte erst bei Anlaß des Lutherjubiläums von dem Konvertiten Evers in seiner schmähsüchtigen Lutherbiographie höchst mangelhaft und mala fide veröffentlicht worden war, die Originalhandschrift von Luthers Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung der Aesopischen Fabeln. Ist diese Arbeit auch schon längst durch die alten Ausgaben der Werke Luthers bekannt gemacht gewesen, so bietet doch die Handschrift einen interessanten Beitrag zur Beurteilung des Uebersetzers Luther. Hat Luther sonst gelegentlich von seiner Schriftstellerei gesagt, daß er „eine hurtige Hand und ein nie versagendes Gedächtnis habe, so daß ihm die Worte, die er schreibe, mehr zuströmten, als daß er sie hervorlocken müßte," so ist doch die Kunst des Uebersetzens auch für ihn nicht ohne Schwierigkeit gewesen. Seine Handschrift zeigt, wie er hier einen Versuch um den andern macht, um fremde Rede in ein fließendes Deutsch zu übertragen. Da streicht und bessert er einmal ums andre an seiner Arbeit und stellt an sich selbst hohe Ansprüche, bis ihm seine Verdeutschung genügt. Wir wissen: mit gleicher Selbstkritik hat er an seiner Bibelübersetzung gearbeitet, auch hier ein hohes Ziel sich gesteckt und unermüdlich darnach gestrebt, es zu erreichen. Damit hat er seinen Volksgenossen ein ihnen bis dahin unbekanntes Ideal der Uebersetzungskunst gewiesen. Aber auch wo Luther bei diesen Fabeln in Nutzanwendungen, die er anschließt, seine eigne Zuthat giebt, ringt er hier mit dem Ausdruck; denn die prägnante Kürze, welche die Fabel begehrt, das Bestreben, kein überflüssiges Wort hinzusetzen, bereitet ihm, der die Worte sonst zu sparen nicht gewöhnt ist, eigentümliche Schwierigkeiten. Aber gerade dieses Ausfeilen des sprachlichen Ausdrucks zeigt, daß Luther, wenn auch unbewußt, so doch mit dem sicheren Takte eines genialen Menschen es gefühlt hat, daß die Fabel auch ihren besonderen Stil beanspruche. — Luthers Handschrift ist mit all ihren Verbesserungen, mit dem, was er wieder ausgestrichen und dann an seiner Arbeit geändert und ausgefeilt hat, von Prediger Thiele in Magdeburg unter den „Neudrucken deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts" (Heft 76. Halle 1886; 60 Pf.) jüngst herausgegeben worden.

Ein anderer bedeutenderer Fund ist uns aus Königsberg i. Pr. gemeldet. Die dortige Stadtbibliothek birgt zwei Bände, die handschriftliche Kollektaneen des 1541 verstorbenen Pfarrers Johannes Poliander enthalten. Dieser ist der evangelischen Christenheit am bekanntesten durch sein herrliches Lied „Nun lob, mein Seel, den Herren." Man hatte jene Bände wenig beachtet, da man Predigtkonzepte in lateinischer Sprache in ihnen vorfand und diesen nur wenig Wert beimaß, daher sich kaum die Mühe machte, die nicht ganz bequeme, weil mit vielen Abkürzungen geschriebene Niederschrift zu lesen. Nun hat Professor D. Tschackert diese Mühe nicht gescheut und dabei entdeckt, daß in dem einen der Bände Poliander nicht etwa eigne, sondern Lutherſche Predigten aus den Jahren 1519—21 sich gesammelt hat. Daß Luther wirklich der Verfasser derselben ist, ergiebt sich aus den näheren Merkmalen ganz unzweifelhaft. Nicht allein, daß bei einigen dieser Predigten Luthers Name ausdrücklich vermerkt ist, sondern es finden sich hier auch Nachschriften von Predigten desselben, die wir schon aus älteren Drucken kennen; dazu zeugt auch der Inhalt bei näherer Betrachtung gewichtig für Luther als den Verfasser. Von 70 Predigten finden sich hier Nachschriften, aus 27 andern wenigstens Auszüge und Notizen. Von diesen allen sind weitaus die meisten bisher unbekannt gewesen. Die Predigten beginnen am 30. Oktober 1519 und gehen bis zum 2. April 1521; mit Luthers Reise zum Wormser

Reichstage bricht die Sammlung ab, wie ja auch Luthers Predigtthätigkeit durch Worms und Wartburg eine längere Unterbrechung erfuhr. Außerdem enthält der Kodex Scholien Luthers über das erste Buch Mosis, die vielleicht dem Jahre 1523, vielleicht auch schon der Zeit vor dem Wormser Reichstag angehören. Bereits ist die wertvolle Handschrift von einem der Mitarbeiter an der Weimarer Luther-Ausgabe in Angriff genommen, um den schönen Fund vollständig abzuschreiben und für die Veröffentlichung zu bearbeiten. Eine große Lücke in der Serie der uns sonst ziemlich vollständig erhalten gebliebenen Predigten des Reformators ist nun gefüllt; der Königsberger Fund ist eine wichtige Ergänzung der noch weit umfänglicheren Funde, welche Lic. Buchwald vor wenigen Jahren in Zwickau gemacht hatte. Ueber den Königsberger Fund berichtet Professor Tschackert in der Broschüre „Unbekannte handschriftliche Predigten und Scholien Martin Luthers". (Berlin, Reuther 1888; 2 M.) *)

Zu diesen beiden Funden ist in allerletzter Zeit noch ein dritter hinzugekommen. Professor Wilhelm Preger in München, den Theologen bekannt durch seine sorgsame und inhaltreiche Biographie des Flacius wie durch seine Arbeiten über die deutschen Mystiker des Mittelalters, hat in einer Münchner Handschrift Tischreden Luthers aus den Jahren 1531 und 1532 entdeckt, wie sie Luthers damaliger Haus- und Tischgenosse Johann Schlaginhaufen (später Pfarrer in Köthen) am Tische des Reformators niedergeschrieben hat. Es ist das ein erfreulicher Zuwachs zu der immer umfänglicher werdenden Tischreden-Litteratur. Bekanntlich hatte der jüngere Freundes- und Schülerkreis Luthers in seinem Eifer, kein Wort aus des Lehrers Munde zu verlieren, Jahre hindurch an seinem Tische mittags und abends über die während der Mahlzeit gepflogenen Unterredungen sich Aufzeichnungen gemacht. Diese wurden dann von den andern abgeschrieben, ausgetauscht, überarbeitet und — was am meisten zu bedauern war — ihres Charakters als Tagebuchblätter entkleidet, also aus ihrem chronologischen Zusammenhange gerissen und dafür nach Materien, meist nach einzelnen Rubriken der Dogmatik geordnet. So umgestaltet gelangten die „Tischreden" im 16. Jahrhundert in verschiedenen Bearbeitungen zum Druck, und mit dieser ungeeigneten Ueberlieferung hatte man sich bis in die neueste Zeit begnügen müssen. Erst neuerdings hat man den alten Originalaufzeichnungen, also jenen Tagebüchern Lutherscher Hausgenossen nachgespürt, und mit bestem Erfolge. Im Jahre 1872 förderte Seidemann, der gelehrte sächsische Landpfarrer, der sich unter den schwierigsten Verhältnissen zum gründlichsten Kenner der sächsischen Reformation hindurchgearbeitet hatte, das Tagebuch des Anton Lauterbach auf das Jahr 1538 ans Licht und erschloß damit eine Hauptquelle der „Tischreden". Es folgte 1883—1885 die Herausgabe der Aufzeichnungen des Conrad Cordatus, welche besonders den Jahren 1531—33 gelten; Dr. Wrampelmeyer in Clausthal war der glückliche Entdecker und Herausgeber. Nun kommen die Tischreden in Schlaginhausens Sammlung nach, die sich mit denen des Cordatus mannigfach zeitlich und inhaltlich berühren (Tischreden Luthers aus den Jahren 1531 und 1532 nach den Aufzeichnungen von Joh. Schlaginhausen. Aus einer Münchner Handschrift herausgegeben von Wilhelm Preger, Leipzig 1888). Wieder aufgefunden und von dem verewigten D. Seidemann zur Herausgabe vorbereitet sind aber auch schon die wichtigen Aufzeichnungen von Veit Dietrich, Johann Mathesius und ein zweites Tagebuch des Lauterbach. Sind diese alle erst der Oeffentlichkeit übergeben, dann wird es voraussichtlich möglich werden, aus ihnen ein ziemlich vollständiges Tagebuch aus Luthers Haus und von Luthers Tisch für die Jahre 1531 bis 1541 zusammenzustellen. Das ist eine der umfänglichsten Arbeiten, welche die neue Weimarer Lutherausgabe zu lösen haben wird.

G K

(Neue Arbeiten auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte) Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß auf historischem Gebiete die meiste Kraft und das regste Interesse heutzutage der Erforschung der Reformationsgeschichte gilt. Gewiß auch mit eine Frucht der Erstarkung des evangelischen Selbstbewußtseins.

Jeder Ort hat seine Reformationsgeschichte gehabt, und immer ist es eine mit Dank aufgenommene Arbeit, wenn der Geistliche seine Gemeinde in die Kenntnis derselben einführt. Da könnte und sollte viel mehr geschehen, als noch geschieht. So manches alte Aktenstück in Pfarr-, Ephoral- und Ratsarchiven harrt noch dessen, der es aus seinem Staube befreit und neues Leben aus den vergilbten Blättern weckt.

Es liegen uns drei reformationsgeschichtliche Schriften vor, die eine jede in ihrer Weise der Empfehlung und Nachahmung wert sind. Diak. Kirchhofer beantwortet in einem Vortrage zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins in schlichter, aber lebendiger und erwärmender Weise die Frage: Wie wurde Görlitz evangelisch? Gerechten Anspruch auf wissenschaftliche Würdigung macht die Arbeit von Dr. Georg Erdmann über die Geschichte der Kirchenreformation in der Stadt Göttingen (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht; M. 1,60), welche neben eingedruckten Chroniken vor Allem auf archivalische Bestände des Göttinger Stadtarchives sich stützt. Eine anerkannt im höchsten Grade hervorragende Leistung ist die umfängliche, von der philosophischen Fakultät zu Göttingen gekrönte Preisschrift Dr. Adolf Wredes: Die Einführung der Reformation im Lüneburgischen durch Herzog Ernst den Bekenner (Göttingen, Dieterichsche Universitätsbuchhandlung). Die erschöpfende Darstellung, welche Wrede bietet, beruht auf völliger Beherrschung der einschlägigen Litteratur und auf den eingehendsten Archivstudien. Leider verbietet uns der Raum näher auf dieses schöne Zeugnis deutschen Gelehrtenfleißes einzugehen*).

G B

(Arbeiterkatechismus) Die Calwer Vereinsbuchhandlung hat ein Büchlein ausgegeben, welches von keinem unsrer Leser ungelesen bleiben sollte: „Arbeiterkatechismus oder der wahre Sozialismus. Seinen arbeitenden Brüdern dargebracht von Fr. Naumann, Pastor in Langenberg bei Hohenstein, Königreich Sachsen." (68 Seiten zu 40 Pf.) Wir hoffen, diese frische und warmherzige Gabe unsers Freundes und Mitarbeiters wird unserm arbeitenden Volke zum Segen sein; aber die besitzenden Klassen könnten auch viel daraus lernen: vor allen Dingen ein Herz haben für die Nöte und Bestrebungen der Arbeiter. Das Büchlein rührt indessen so viele ernste Fragen und Aufgaben an, daß wir eine eingehende Besprechung von sachkundiger Seite zu bringen uns bemühen werden.

R

Verschiedenes.

(Berliner Kirchenwahlen) Dreiunddreißig Berliner Kirchgemeinden haben an den letzten Sonntagen ihre Wahlen vollzogen, und nur eine ist also noch rückständig. Von den 33 haben 18 „positiv", 14 „liberal" und eine „gemischt" gewählt. Die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung bringt hierzu, offenbar aus Stöckers Feder, folgendes Schlußwort: „Die Kirchenwahlen sind vollendet und, Dank der Energie und Treue der positiv gerichteten Gemeindeglieder, in den meisten Gemeinden günstig ausgefallen. Die Majorität der Berliner Wähler ist nicht mehr kirchlich-liberal: das ist das Resultat der diesmaligen Wahlen. Die Kreissynode im Norden wird sicherlich eine positive Majorität haben, die Stadtsynode höchstwahrscheinlich ihre liberale Herrschaft einbüßen. Der Liberalismus, dem dies Ergebniß sehr unangenehm ist, versucht, die positiven Wählerschaften zu verdächtigen, als ständen sie lediglich unter dem Terrorismus des politischen Parteitreibens. Dies ist jedoch nicht richtig. Wir kennen Gemeinden, in welchen die Wähler vor der Wahl eine Gebetsgemeinschaft und nach dem Sieg eine Dankesversammlung abhielten, ohne daß dies von den Pfarrern veranlaßt war. Man lasse die Berliner Verhältnisse sich nur ruhig entwickeln. Wenn die Bewegung nur nicht gestört und durch falsche Kartellbestrebungen (!) gehindert wird, gewinnt sie den Sieg. Soli Deo gloria!" Die Wahl gläubiger Männer in den Gemeindekirchenrat wird kein treues Glied der Kirche stören wollen; aber was hat denn die „Berliner Bewegung" und was haben die „Kartellbestrebungen" mit den kirchlichen Wahlen zu thun? So bestätigt die Auslassung der D. E. Kz. nur die Klage unsers heutigen Berliner Stimmungsbildes.

R

(Kennen wir die römische Kirche gar nicht?) Von einem Vortrage über das Ablaßwesen in der katholischen Kirche der Gegenwart, der im Februar d. J. in Lübeck gehalten und nachher in den Nummern 29 ff. der Christlichen Welt erweitert zum Abdruck gekommen ist, hat die Germania geurteilt, die katholische Ablaßlehre sei dort „ganz richtig und anschaulich" dargestellt. (Christliche Welt S. 279 Anm.) Damit vergleiche man folgenden Satz aus Nummer 253 des „Westfälischen Volksblattes" vom 19. September: „Es ist absolut kein Fall nachweisbar, in welchem eine katholische Lehre auf den jetzt üblichen protestantischen Versammlungen oder in den protestantischen Streitschriften auch nur annähernd richtig dargestellt wäre." [Der Sperrdruck ist aus dem „Westfälischen Volksblatt" übernommen.]

H-Zw

(Eine nicht gehaltene Zusage) Vor Jahr und Tag habe ich unsern Lesern versprochen, in diesen Blättern eine Auswahl von Lutherbriefen abzudrucken. Die Lust dazu ist mir keineswegs abhanden gekommen; aber unter dem Zudrange von Manuskripten bewährte sich immer wieder die Wahrheit des Spruches: Der Lebende hat Recht. Sobald lästige Raumrücksichten nicht mehr hindern, sollen die Schätze der Vergangenheit fröhlich gehoben und ausgebreitet werden.

R

*) Während diese Tschackertsche Schrift nur für Gelehrte bestimmt ist, kann auch unserm Leserkreise empfohlen werden eine Gabe Lic. Dr. Buchwalds: „Elf ungedruckte Predigten von D. Martin Luther, gehalten in der Trinitatiszeit 1539. Nach Zwickauer und Heidelberger Handschriften zum ersten Male veröffentlicht." (Werdau, Kurt Anz 1888; 116 S.; 2 M.)

D H

*) Wir erlauben uns, den geschätzten Verfasser bei dieser Gelegenheit auf ein Manuskript der Zwickauer Ratsschulbibliothek, Consilium pro Monachio Cenobii Sancti Michaelis in Luneburg aufmerksam zu machen (Cod. M. XXXVI Fol. 267 ff.)

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Dritte, durchgehends neu bearbeitete Auflage!
Biblisches Wörterbuch für das christliche Volk.
Herausgegeben v. H. Zeller.
Mit 7 Karten. 2 Bände (90 Bogen Lex. 8.) ℳ 10.—, in 2 soliden Halbfranzbänden ℳ 12.—.
Ausführlichstes und anerkannt bestes Nachschlagebuch für Bibelfreunde.
H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 47 **Leipzig, den 18. November** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Brief des Paulus an die Philipper — Die Zukunft der innern Mission: 3. Innere Mission und Volkstümlichkeit der Kirche — Der Protestantentag zu Bremen, ein Jubiläum — Der afrikanische Sklavenhandel eine Frucht des Islam — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Gustav-Adolf-Vereins-Litteratur; Gründung eines evangelischen Kandidatenhauses in Bielitz; Olmütz; Intoleranz und Klerikalismus in Spanien — Aus Ungarn: Ungerechtigkeit gegen die evangelische Kirche; Eine hochherzige Stiftung — Aus Belgien: Warnung vor Propaganda — Verschiedenes: Fürst Bismark Doktor der Theologie; Ein vogtländisches Reformationsfestspiel — Anzeigen

Der Brief des Paulus an die Philipper

17. Kapitel 4, 10—20

Ich habe mich so sehr gefreut in dem Herrn, daß ihr endlich euch so weit erholt habt, daß ihr wieder einmal meiner Verhältnisse gedenken konntet; habt ihr doch auch bisher darauf gedacht, aber eure Lage war zu ungünstig. Nicht daß ichs des Mangels halber sage; denn ich habe gelernt, in meiner Lage mir genügen zu lassen. Ich weiß gering zu leben und Ueberfluß zu haben. Ich bin in alles und jedes eingeweiht, satt sein und hungern, Ueberfluß haben und Mangel leiden. Alles vermag ich in dem, der mich stark macht. Demnach war es eine gute That von euch, daß ihr an meiner Bedrängnis teilnahmt. Ihr wisset es ja auch, ihr Philipper, daß im Anfange des Evangeliums, als ich von Mazedonien auszog, keine Gemeinde mit mir Gemeinschaft gepflogen hat in Rücksicht auf Geben und Nehmen, außer euch allein, daß ihr auch in Thessalonich ein und zweimal mir für meine Bedürfnisse Sendungen zugehen ließet. Nicht, daß es mir um die Gabe wäre, sondern es ist mir um die Frucht, die euch zu gute kommt. Nun habe ich alles erhalten und hab' es vollauf; ich bin ausgefüllt, indem ich von Epaphroditus eure Sendung empfing, einen süßen Duft, ein angenehmes, wohlgefälliges Opfer vor Gott. Mein Gott aber wird alle eure Bedürfnisse nach seinem Reichtume in Herrlichkeit erfüllen in Christus Jesus. Unserm Gott und Vater aber sei Ehre in alle Ewigkeit! Amen. —

So hoch dachte Paulus von seiner Berufsstellung, daß er erst jetzt, nachdem er abgeschlossen hat mit dem, was er als Apostel seiner Gemeinde zu sagen hatte, wie in einer Nachschrift auf die Angelegenheit zu sprechen kommt, die doch, wie wir sahen, zusammen mit der Rücksendung des Epaphroditus seines Schreibens unmittelbare Veranlassung bildete. Als rein persönliche und dazu noch materielle gehörte sie für ihn nicht in den Rahmen eines apostolischen Sendschreibens. Doch hatte er, abgesehen von den beiläufigen Erwähnungen derselben bei Besprechung der Rückkehr des Epaphroditus (2, 25. 30), gleich am Eingange seines Briefes, wie um seine Philipper nicht durch deren völlige Umgehung zu verletzen, in feiner, aber für den Leser wohl verständlicher Weise darauf angespielt, dort wo er ihre Gemeinschaft in Beziehung auf das Evangelium bis heute rühmt, oder ihnen zuerkennt, daß sie alle seiner Gnade in seinen Fesseln sich teilhaftig gemacht haben, beides Ausdrücke, die in unserm Abschnitte wiederkehren und dadurch verraten, wohin sie zunächst zielten, wenn sie auch umfassender geprägt waren. Auch die Anknüpfung seines Eingangswunsches an ihre Liebe mag an deren jüngste Bewährung erinnern (1, 5. 7. 9).

Die Sache, um die es sich handelte, war nun aber auch gar nicht so einfach. Wir lernen hier eine neue Schwierigkeit kennen, mit der das apostolische Wirken zu ringen hatte. Lag sie auch zunächst im materiellen Gebiete, sie wirkte doch bedeutsam hinüber auf die geistigen Verhältnisse. Sie betrifft die Aufbringung der Ausgaben für die Reisen und den Unterhalt jener zur Verbreitung ihres Glaubens durch die Städte und Länder ziehenden Männer, der Apostel. Die Urgemeinde war zu arm, sie auszurüsten, abgesehen davon, daß mit dem Wachstume des Werkes, wie das Beispiel des Paulus zeigt, nicht alle von ihr ausgingen, geschweige in ihrem Auftrage arbeiteten. Mindestens von Paulus wissen wir aber, daß er auch keine Privatmittel besaß, jene Kosten zu bestreiten.

Paulus vertritt nun entschieden das Recht der Apostel, ja aller Lehrer, sich von den Gemeinden, in welchen sie wirkten, unterhalten zu lassen (1. Kor. 9, 7—14. Gal. 6, 6). Aber so leicht es ihm war, dies unter den verschiedensten Gesichtspunkten mit durchschlagenden Gründen zu stützen, so schwer mußte es doch im wirklichen Leben sein, die naheliegenden Anstöße und Mißdeutungen zu vermeiden, die es wecken mußte, wenn ungerufen fernher zugereiste Männer, wo sie Eingang fanden, sofort ihre materielle Unterhaltung in Anspruch nahmen. Er selbst hat denn auch grundsätzlich von jenem Rechte keinen Gebrauch gemacht (2. Kor. 11, 7. 12, 13. 1. Thess. 2, 7), wobei für ihn freilich nicht nur die praktischen Gesichtspunkte maßgebend waren, jeder Unterschiebung selbstsüchtiger Zwecke bei seinen Besuchen und Stiftungen vorzubeugen (vgl. 1. Thess. 2, 5. 2. Kor. 7, 2. 9, 5. 12, 17 f.) und sich volle Unabhängigkeit zu wahren, sondern der ideale Beweggrund ausschlaggebend war, daß er sich nur als Schuldner seines Herrn in seinem Berufe thätig wisse, daß dieser für ihn ein inneres Muß sei, also jeden Ausgleich durch Lohn ausschließe (1. Kor. 9, 15—27). Damit war natürlich nicht ausgeschlossen, Einladungen von Bemittelten der Gemeinde, ihr Gast zu sein, anzunehmen, wie Paulus dies seinerzeit in Philippi (Apostelg. 16, 15) und nach Andeutungen in den Briefen hin und her auch anderwärts gethan hatte (vgl. die Ausdrücke wie Röm. 16, 2. 23 u. ö.). Nur von den Gemeinden als solchen hat er nichts bezogen. So war er in den meisten Fällen, zumal wenn er zum erstenmal in eine Stadt kam, darauf angewiesen, mit dem Handwerke, das er gelernt hatte, sich seinen Unterhalt zu verdienen (Apostelg. 18, 2 f. 1. Thess. 2, 9. 1. Kor. 11, 12), wobei ja die gemeinsame Arbeit die natürlichsten Anknüpfungspunkte für seine höhern Zwecke bot. Aber er verschmäht auch nicht, als von seinen Gegnern sein anspruchsloses Auftreten gegen ihn ausgespielt wurde als Beweis, daß er sich selbst nicht für berechtigt halte, die Ansprüche eines Apostels zu erheben, sein Arbeiten ausdrücklich für ihn als Apostel als eine Erniedrigung zu bezeichnen (1. Kor. 11, 7) und auch dadurch das gute Recht eines Apostels auf Versorgung durch die Gemeinde zu wahren.

Ganz anders lag die Sache, wenn eine Gemeinde ihrem Apostel zur Fortführung seiner Reisepredigt die Mittel darreichte. Eine solche nachträgliche, der Sachlage gemäß völlig vom freien

Willen und Ermessen der spendenden Gemeinde abhängige Gabe, die nicht ein Lohn für die gethane Arbeit, sondern eine Weiterförderung des Werkes für die Zukunft und in die Ferne war, unterlag den angedeuteten Bedenken nicht. Wir wissen, daß Paulus diese Form der Unterstützung, die ihm die Ausdehnung seiner Reisen ermöglichte und ihn der Nötigung enthob, seine kostbare Zeit dem Broterwerbe zu widmen, nicht zurückwies. So hat er in Korinth Beiträge von den mazedonischen Gemeinden empfangen (2. Kor. 11, 8 f.); und in unserm Abschnitte erinnert er die Philipper daran, wie sie es allein waren, die ihn gleich im Anfange, als sie das Evangelium erst angenommen hatten, nicht nur bei seiner Weiterreise aus der Provinz Mazedonien nach Achaja, sondern schon und zwar zweimal während seines Aufenthaltes in Thessalonich unterstützt haben und so in ein Gemeinschaftsverhältnis gegenseitigen Gebens und Nehmens, wie er zu seiner eignen Rechtfertigung beifügt, mit ihm getreten waren. Späterhin waren sie, von Haus aus nicht bemittelt (2. Kor. 8, 2) und durch die steten Anfeindungen wohl in ihren Verhältnissen noch weiter zurückgekommen, dazu nicht mehr in der Lage gewesen. Aber in allerletzter Zeit hatten sie sich endlich soweit erholt, daß sie wieder des gefangenen Apostels gedenken konnten.

Doch ohne Bedenken war für das zarte Fühlen des Paulus auch die Annahme dieser Gaben nicht. Und es ist rührend, in unserm Abschnitte zu sehen, wie, geleitet von dem feinsten Zartgefühl, in ihm beides ringt um das richtige Gleichgewicht: die freudige Dankbarkeit, die sich sorgsam hütet, auch nur den Schein zu erwecken, als erkenne sie den Wert der Leistung nicht voll an und sei nicht wahrhaft beglückt dadurch, und daneben die Würde und überlegene Freiheit des Apostels gegenüber diesen materiellen Dingen. Zunächst giebt er ganz uneingeschränkt seiner hohen Freude Ausdruck, daß ihre Verhältnisse soweit sich gebessert haben, daß sie wieder sein gedenken konnten. Aber schon hier schützt er sich vor der Auffassung dieser Freude als einer selbstischen durch den Beisatz: in dem Herrn. Weil er mit ihnen verbunden ist in dem Herrn, weil ihre Erholung auch sie freudiger machen wird in dem Herrn, weil ihre Spende ein Zeugnis ihrer Anhänglichkeit an die Sache des Herrn ist und zugleich zur Förderung dieser Sache mithilft, darum freut er sich. Daraus sollen sie aber nicht schließen, als hätte er in dem längern Ausbleiben ihrer früher geübten Unterstützung eine Abkühlung ihrer Teilnahme empfunden: er bezeugt es ihnen ausdrücklich, daß er wohl wisse, wie sie auch bisher darauf gedacht hätten und nur ihre dürftige Lage es ihnen nicht gestattet habe, den Wunsch zur That werden zu lassen. Aber hat er jetzt sich nicht doch etwas vergeben und obendrein ihnen wehe gethan? Mußten sie daraus nicht schließen, daß er die ganze Zeit über darauf gewartet und dadurch gedarbt habe? Ihnen zur Beruhigung, sich zur Wahrung seiner Würde fügt er denn sofort hinzu: nicht daß ichs des Mangels halber sage. Das spielt bei mir keine Rolle. Ich habe gelernt, in meiner Lage mir genügen zu lassen. Ich bin in alles und jedes eingeweiht, satt sein und hungern, Ueberfluß haben und Mangel leiden. Darum weiß ich in gedrückten Verhältnissen und im Ueberflusse zu leben. So bezeugt er nachdrücklich, man spürt den Worten an, wie die Erinnerungen an ein an äußern Wechselfällen überreiches Leben sich herandrängen, seine in harter Schule errungene Erhabenheit und Unabhängigkeit gegenüber dem Mehr oder Weniger äußrer Mittel. Köstliche Elastizität, die sich an das eine nicht gewöhnt und durch das andre nicht gedrückt wird! Und an dieser Freiheit ist nichts Krankhaftes, innerlich Unwahres, wie fast immer, wo sie nur durch verneinende Weltverachtung errungen ist. Sie ist, wie er dem scheinbaren Selbstruhme voll Dank beifügt, begründet in dem Positiven des höhern Besitzes, der ihn stark macht. Aber, diese Einwendung liest er wieder aus der Seele seiner Leser: dann hat er sich wohl aus der Gabe gar nichts gemacht? da war sie wohl eigentlich recht ungeschickt? Nichtsdestoweniger, so begegnet ihr Paulus, war es eine gute That von euch, euch meiner Bedrängnis anzunehmen. Und zum Zeichen, daß er dies nicht anders von ihnen erwartet und daß er so gut wie früher auch jetzt es dankbar von ihnen anerkenne, vielleicht auch zur Erklärung gegenüber andern Gemeinden, insbesondre der römischen, von der er wohl schon mit Rücksicht auf die oben geschilderten schwierigen Verhältnisse in ihr nichts annahm, ruft er es ihnen in die Erinnerung zurück, ein ausgezeichnetes Zeugnis seines Vertrauensverhältnisses zu ihnen, wie sie von Anfang an in dieser Art ihrer Gemeinschaft mit ihm Ausdruck gegeben haben. Aber auch gegenüber dieser Gesamtthatsache hat er sofort das Bedürfnis, mit einer überaus feinen Unterscheidung die vornehme Selbstlosigkeit seiner Gesinnung festzustellen: nicht daß es mir um die Gabe ist; es ist mir um die Frucht, die euch selbst zu gute kommt; d. h. an ihrer Gabe ist es nicht das Geschenk selbst, worauf er gerechnet, sondern die sich darin ausprägende Gesinnung als Frucht des von ihm in ihnen geweckten christlichen Lebens, die ja, wie sie ihren Lohn in sich trägt, nur ihnen selbst zu gute kommt. Was er also dabei an Freude empfindet, ist Freude der Teilnahme an ihrem darin sich bewährenden Christenstande und Freude der Genugthuung, daß er nicht vergebens an ihnen gearbeitet habe. Ja noch höher wertet er ihre Gabe, indem er sie ihrem tiefsten Sinne und letzten Zwecke nach bezeichnet als ein wohlriechendes, angenehmes und wohlgefälliges Opfer an Gott. Denn wie er damit am sichersten die Gabe als eine ihm persönlich geltende abwehrt, so erkennt er ihr dadurch zugleich die höchste Bedeutung zu: sie ist Gott selbst geweiht und ist ihm angenehm und wohlgefällig; ihm haben sie damit gedient.

Auf dieser Höhe der Betrachtung schließt er die Besprechung ihrer Sendung durch Epaphroditus mit der Versicherung, daß er damit alles, was er in dem angedeuteten Sinne erstrebe, vollauf und im Uebermaß erhalten habe, ja daß er förmlich ausgefüllt sei, sodaß er nirgends mehr weitern Vorrat unterbringen könnte, und mit dem Wunsche, daß sein Gott nach seinem Reichtume auch alle ihre Bedürfnisse in Herrlichkeit, d. h. nicht nur in irdischem Maße, sondern in der irdischen ewige Gabe reichend erfüllen möge in Christus Jesus, dessen Geist doch alles nur zum wahren Segen wendet.

Das Zeitliche im Lichte der Ewigkeit betrachten, dieses höchste Vorrecht des menschlichen Geistes, diese höchste Aufgabe, wenn er sich selbst treu bleiben will: in der Kraft des Glaubens, der Jesus Christus gewonnen hat, ist sie hier gelöst, ist jenes in priesterlicher Hoheit geübt, zum leuchtenden Beispiel an der Wiege des Christentums für alle, die durch die Zeit zur Ewigkeit wallen und in der Zeit der Ewigkeit froh sein wollen. Und so erhebt er sich zuletzt aus der Betrachtung des Zeitlichen mit all seinen Schwierigkeiten, als wäre es nur eine Abschweifung seiner Gedanken gewesen, von der es ihn sofort wieder zurücktreibt, zu dem, der all sein Denken füllt, um damit zugleich über all die mannichfaltigen und im Durchschnitt wahrlich recht trüben Bilder des Briefes ein helles Sonnenlicht zu werfen, das den Sieg behauptet und das Feld behält: Unserm Gott und Vater aber sei Ehre in alle Ewigkeit! Amen. v S

Die Zukunft der innern Mission

3. Innere Mission und Volkstümlichkeit der Kirche

Im vorigen Abschnitte ist erledigt, was wir von dem Verhältnisse der inneren Mission zum Zukunftsstaate zu sagen hatten. Nun bleibt noch übrig, ein kurzes Wort über die Frage zu sagen: Wie wird die Kirche sein, an der die innere Mission mitarbeitet? Die Behandlung dieses Punktes kann kürzer ausfallen, weil die Umgestaltungen im kirchlichen Leben weniger umfassende sein werden als im sogenannten wirtschaftlichen.

Wie schon wiederholt ausgesprochen ist, hat die innere Mission auch Teile, von denen ein direkter Einfluß auf die Lösung der sozialen Frage nicht behauptet werden kann. Das sind alle jene Veranstaltungen, welche nicht Linderung irgend welcher körperlichen oder sonst materiellen Not, sondern Verbreitung des christlichen Geistes zum Ziele haben. Sie zerfallen in zwei Hauptgruppen: erstens Veranstaltungen, das Wort Gottes reichlich und mannichfaltig unter die Bevölkerung zu bringen, und zweitens Veranstaltungen, christliches Gemeinschaftsleben hervorzurufen.

Vor Zeiten waren die beiden Grundlagen alles kirchlichen Lebens die Sonntagspredigt und die Ortsgemeinde. Beides genügte den Bedürfnissen einer schlichteren, unbewegteren Zeit und genügt in vielen Teilen unseres Vaterlandes wohl jetzt noch. Im allgemeinen aber gilt: die Sonntagspredigt erreicht viele Christen nicht mehr, und die Ortsgemeinde, insbesondere in den bevölkertsten Gegenden, befriedigt nicht mehr alle.

Die Alleinherrschaft der für alle berechneten Sonntagspredigt ruhte auf Voraussetzungen, die jetzt nur noch teilweis gelten. Diese Voraussetzungen waren: ziemlich gleiche geistige und religiöse Durchbildung der Gemeinde und damit ziemlich gleiche Interessen einerseits und ein Unberührtsein der Gemeinde von gegenchristlichen Weltanschauungen anderseits, wie beides in weiten Dorfgegenden noch heute zu finden ist.

In den Großstädten steht es thatsächlich so, daß die Bevölkerung so zerspalten ist in Bildungsschichten, Interessengruppen, Berufsklassen, daß von einer Predigtweise für alle gar nicht mehr sollte die Rede sein können. Es ist nichts als Illusion, wenn ein Prediger in der Großstadt meint, allen dienen zu können. Dennoch pflegen nicht wenige Prediger und kirchliche Laien diese Illusion. Ehe aber die Kirche nicht den Volksgruppen einer jeden in ihrer Art predigt, wird ihre Stimme verhallen müssen.

Die Predigt für die verschiedenen Volksgruppen wird nun von der inneren Mission halb unbewußt angebahnt. Zwar handelt es sich nur erst um kleine Anfänge, aber diese sind prinzipiell wichtig. Aus der für alle noch gemeinsamen Kirche tritt die christliche Wortverkündigung in die Säle und Stuben der einzelnen Schichten: den Gebildeten werden apologetische, historische und andere Vorträge gehalten; für die kleinen Leute hält man populäre christliche Ansprachen und richtet Bibelstunden nach ihren Bedürfnissen ein; für die Kinder hat man Kindergottesdienste, für die Jünglinge und Jungfrauen kirchliche Unterredungen — warum sollten wir nicht auch einmal einen Gottesdienst für die Alten ankündigen?

Die Berufspredigten mehren sich. Neben die altgewohnte Bauernpredigt am Erntefest treten nun Festpredigten für Bergleute, Arbeitervereine und dergleichen. Abendmahle für Droschkenkutscher, Eisenbahnbeamte, Andachten für Obdachlose im Asyl, Anstellung von Auswandrermissionaren und Seemannspredigern, die kirchliche Fürsorge für die Hollandsgänger, alles das ist Illustrirung des Satzes: durch die innere Mission lernt die Kirche den verschiedenen Volksteilen predigen.

Auch in der Zeit beginnt sich die Kirche nach den heutigen Volksbedürfnissen zu richten. Zwar die offizielle Kirche ist in dieser Beziehung noch etwas schwerfällig. Warum hält man nach Schluß der Werkstätten und Geschäfte in den Großstädten keine Abendandachten? Warum giebt es, ehe die Fabriken pfeifen, keine kirchlichen Morgenandachten? Die innere Mission wenigstens benutzt, wo sie lebendig arbeitet, alle dem Volke bequemen Zeiten. Ihr ist zur Heilsverbreitung der Wochentag so recht wie der Sonntag, und nie ist es ihr zu früh oder zu spät.

Daß nun in dieser jetzigen Zeit, wo das Lesen des gedruckten Wortes fast das Hören der gesprochenen Rede verdrängt, die predigende Kirche Schriftstellerin werden muß, ist klar. Christliche Blätter und Bücher für alle Schichten müssen jetzt teilweise denselben Dienst thun, den früher der Kanzelredner allein besorgen konnte. Wie schwach sind in dieser Beziehung unsre Leistungen bis heute geblieben! Immerhin sind Anfänge da.

Vor Zeiten genügte es, vom Mittelpunkte des Glaubens aus zu predigen, weil man ein irgendwieweit bewußtes Glaubensleben bei den Gemeindegliedern voraussetzen konnte. Heute muß vielfach von der Peripherie angefangen werden. Man muß politische, soziale, wissenschaftliche Fragen im christlichen Geiste besprechen, um überhaupt Verständnis für die Heilspredigt anzubahnen. In welcher Weise dies gerade einzelne Vertreter der inneren Mission versucht haben, ist bekannt.

So versenkt sich die Kirche mit Hilfe der inneren Mission immer tiefer in die einzelnen Interessen, Gewohnheiten, Teile des Volkes, sie taucht ein in die Volksseele und in das Volksleben, sie wird individuell. Und hier ist die richtige Stelle, um daran zu erinnern, daß die innere Mission die Liebe der jetzigen Kirche zum Volke ist. Was ist Liebe anders, als ein Sich-Hingeben an alle Eigenheiten des anderen, ein Sich-Versenken in sein Gemüt, seine Interessen, seine Hoffnungen? Ist nicht Liebe das „Seele werden wollen in einem Anderen"? So will die Kirche Seele werden im Volke. Wie der Liebende im Herzen der Geliebten lebt und je länger je mehr auch ihre leisesten Regungen mitempfindet, so beginnt die Kirche durch die innere Mission sich in das Volk hineinzulieben, bis sie ganz selbst im Volke ersteht, wie der Geliebte in der liebenden Seele. Durch die Liebe wird die Kirche Volkskirche, sie wird volkstümlich.

Daß die volkstümliche Kirche der Zukunft neue Organe haben wird, welche sie mit Hilfe der inneren Mission gewinnt, ist schon im ersten Abschnitte gesagt; ebenso ist dort schon von neuen Gemeindeformen geredet, welche aus dem christlichen Vereinswesen heraufwachsen. Über diesen Punkt sei hier noch etwas ausführlicher gehandelt.

Wo lebendiges, praktisches, evangelisches Christentum ist, drängt es zur Gemeinschaftsbildung. Man will mit einander handeln, sich mit einander klären und helfen. Vor allem wird dies Gemeinschaftsstreben rege in den Kreisen, die sich der christlichen Liebesarbeiten mit Eifer annehmen. Seit die innere Mission das allgemeine Priestertum der Gläubigen aus der Vergessenheit hervorgeholt hat, hat sie wie von selbst das Problem einer Regeneration des Gemeindelebens aufgestellt. Zugleich bildete sie gewissen Ersatz für die fehlende Gemeinschaft in den unzähligen von ihr ins Leben gerufenen Vereinen. Da war und ist doch wenigstens ein gegenseitiges Sich-Kennen und Miteinander-Schaffen, ein nicht blos theoretisches Bewußtsein der Einheit. Noch immer sind die Vereine etwas Haltloses, oft sehr Zerfließendes, unter Umständen eine Bühne für Absonderlichkeiten und Irrungen; aber sie sind doch wenigstens ein Etwas in der gemeinschaftslosen evangelischen Christenheit Deutschlands.

Die Vereinsbildungen kann man als vorläufige Antwort des Volkes auf die kirchlichen Bemühungen, volkstümlich zu werden, ansehen. Je mehr sich die Kirche in die einzelnen Volksgruppen vertiefen wird, desto festere und brauchbarere Gemeinschaftsbildungen werden entstehen. Noch sind wir auf diesem ganzen Gebiete im unklaren Herumtappen begriffen und wahrscheinlich dauert dieser für alle Beteiligten überaus peinliche Zustand noch lange, denn die neue kirchliche Gruppirung des Volkes wird von der neuen sozialen Gliederung abhängig sein. Genaueres über den Prozeß der Gemeindebildung zu sagen, wagen wir bei der jetzigen Lage der Dinge noch gar nicht; uns ist genug, das Ziel aller christlichen Vereinsversuche hingestellt zu haben: die volkstümliche Kirchengemeinde.

Man möchte allen Mut verlieren, wenn man sich die Riesenaufgabe vergegenwärtigt, welche in dem kurzen Worte liegt: die evangelische Kirche muß volkstümlich werden. Welche Anstrengungen der Geistlichen und Laien! Welche Opfer an Geist und Geld! Welche Geduld im Hoffen, welche Sanftmut im Darangeben alter Gewohnheiten und Vorurteile! Welche Innerlichkeit und zugleich welche Äußerlichkeiten! Volkstümliche Kirche, du höchster Wunsch der innern Mission, du Ideal ihrer Führer und Helfer, wann wirst du kommen? Wann wirst du die halben und matten Versuche ablösen, die wir heute seufzend machen, weil wir noch nichts besseres wissen? Wann? — Das weiß nur Gott. Derselbe lebendige Gott, welcher die innere Mission bis heute begnadigte, der Kirche ein paar Stufen zu hauen, auf welchen sie von ihrer eisigen Alpenhöhe herniederstiege in die Niederung der Menge, derselbe wird ihr weiter helfen von Schritt zu Schritt, bis sie einmal in später Enkel Tagen überflüssig geworden durch die Folgen ihrer Thaten, allmählich sich aus dem Tagesleben der Kirche in die dankbaren Urkunden der Kirchengeschichte zurückziehen wird.

Wer einmal die Kirchengeschichte unseres Jahrhunderts schreibt, setzt vielleicht über die zweite Hälfte, über die Zeit der innern Mission das Wort: „Beginnende Volkstümlichkeit der evangelischen Kirche." Irgendwieweit war, wie schon erwähnt, die Kirche der Reformationszeit volkstümlich. Die religiösen

Fragen waren im sechzehnten Jahrhundert Volksfragen. Das änderte sich durch den dreißigjährigen Krieg, durch die weltfremde Art der lutherischen Orthodoxie und durch noch andere Einflüsse. Als der Pietismus auftrat, war die Volkstümlichkeit unserer Kirche im langsamen Absterben begriffen, und er rettete sie nicht, denn sein Blick ging gar nicht über das ganze weite Volk hin, sondern blieb an den unter sich verbrüderten Häuflein frommer Seelen haften. Die Mission, die der Pietismus innerhalb der Kirche trieb, war Konventikelmission. Er ward vom Rationalismus abgelöst. Dieser hatte in seiner Art das Ideal der Volkswirksamkeit, aber er hatte nicht die innere Kraft, nicht die Energie des christlichen Heilsglaubens, um wirkliche Macht in der Menge zu werden. Von ihm erbte, wenn wir recht sehen, die in unsrem Jahrhundert wieder erwachende Kirchlichkeit die Tendenz, die Masse zu beeinflussen. Erst waren ihre hierauf bezüglichen Versuche schüchtern; jetzt aber schwimmen wir geradezu in einer Flut von Bestrebungen, die alle die Kirche volkstümlich machen wollen. Das, was die Wichern, Löhe, Werner, Bodelschwingh, Stöcker als eine Gruppe erscheinen läßt, ist der Zug zum Volke.

Der soziale Staat und die volkstümliche Kirche, das ist die Zukunft der inneren Mission, das ist, so Gott will, die Zukunft des Volkes. F R

Der Protestantentag zu Bremen, ein Jubiläum

Am 11. Oktober feierte der deutsche Protestantenverein in seiner Hochburg Bremen seinen fünfundzwanzigjährigen Bestand. Der einzige Gegenstand der Verhandlung war: „Die Arbeit des Protestantenvereins während seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens und unsre Aufgabe für die Gegenwart und Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands". Gerade die Aussicht, bei diesem Jubiläumsrückblick Klarheit zu bekommen über die Ziele und Mittel dieses viel geschmähten und doch so stolz bezeichneten Vereines, trieb mich nach Bremen; auch berührt sich ja das den Gebildeten unsrer Nation zugewandte Streben desselben aufs nächste mit den Aufgaben dieser Wochenschrift; vor allem aber fordert die Gerechtigkeit und das Recht des Bedrängten, daß man ihn nicht aus dem Munde seiner leidenschaftlichen Gegner, sondern aus seinem eigenen Munde richte, nicht nach zugeschobenen Motiven, nicht einmal bloß nach den Erfolgen beurteile, sondern nach den Zielen, zu denen er sich selbst bekennt.

Und dies muß von vornherein bezeugt werden: ein treues Bild des Lebens und Wirkens des Vereines wurde uns gegeben. Der Geist ernster Selbstprüfung, der Drang nach voller Selbsterfassung, die unbedingteste Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, ein wirklich wohlthuender Mangel aller frommen Phrasen und Anbequemungen ging durch die Verhandlungen hindurch, zumal durch die Referate der beiden Hauptredner. Schon die Leitung der Verhandlungen flößte Achtung ein.

Hatte am Begrüßungsabend der selbstbewußte und engherzige Ton einiger radikaler Elemente unser Vorurteil gegen den evangelischen Gehalt des Vereines bestärkt, so stellte uns das Eröffnungswort Kammergerichtsrat Schröders aus Berlin wieder auf den allein richtigen Standpunkt eines teilnehmenden, zu positiver Würdigung bereiten Beurteilers. Wenn er bezeugte, daß die große Gegnerschaft dem Vereine nicht Anlaß geworden, im Eigensinn zu beharren, sondern nur eindringender zu prüfen, wie die evangelische Kirche der Nation als Salz erhalten bleiben könne, so hörten wir diese Versicherung gerne. Wenn er weiter die ernste Entscheidungszeit betonte, die einen jeden zur erneuten Prüfung seiner religiösen und kirchlichen Stellung auffordere, wenn er dabei auch den frommen Ton des neuen Kaisers als einen Appell an die Nation zu jugendkräftiger Bewährung bezeichnete, so fühlten wir uns mit dem Redner in einerlei Gesinnung. Und wenn er schließlich erklärte: „Das Evangelium von Christo ist uns Richtschnur und kann uns nur einen und in der Einheit frei machen," so galt uns das im Munde eines in voller Unabhängigkeit der Lebensstellung befindlichen Laien für das zuverlässige Unterpfand positiver Gesinnung. Mit solchen Eindrücken hörten wir dann die weitern Verhandlungen, die uns einen vorzüglichen Rückblick, eine zwar verhüllte, aber doch verständliche Selbstkritik und eine bestimmte Antwort auf die Frage bot, mit der wir hingekommen: ob der Verein nicht gut thue, sich aufzulösen und seine einzelnen tüchtigen Kräfte vom Odium seiner Fahne zu befreien?

1. Rückblick

Es ist unsre Pflicht, unsren Lesern eine eingehende Wiedergabe des anderthalbstündigen, aber durch Energie der Aussprache und Gehalt der Gedanken immer in Spannung erhaltenden Referats zu bieten, womit Stadtpfarrer Hönig aus Heidelberg auf die Geschichte des Vereins zurückblickte.

Man feiere, hob er an, das Jubiläum eines Gedankens, der eine verhängnisvolle Entwickelung in segensvolle Bahnen leiten wollte, eines Gedankens, der in fünfundzwanzig Jahren zu jeder Entscheidungsfrage Stellung genommen. Mit reinem Gewissen und tiefer Befriedigung blicke der Verein auf die Arbeit dieses Gedankens im Dienste der Kirche und Kultur. Keine stürmischen Geister waren die Gründer, sondern Märtyrer, die die Unbarmherzigkeit der Reaktion an sich erfahren wie Ewald und Baumgarten; Männer mit konservativer Vergangenheit, wie der tragende Geist Schenkel; Führer der nationalen Bewegung, die den Zusammenhang der kirchlichen und nationalen Frage erkannte, wie Bluntschli, Häußer, Bennigsen. Sie vereinten sich 1863 zu Frankfurt, getragen von der „begeisterten und siegreichen Volksbewegung," die in Baden eine Kirchenverfassung gebracht, zur kirchlichen Organisation des liberalen Gedankens, um der Versumpfung im herrschenden Kirchentum vorzubeugen. Aber damit der Parteiegoismus nicht in das Heiligtum der Kirche eindringe, wurde statt Parteibildung ein großer reformatorischer Gedanke vorangestellt: Richard Rothe hob den Verein auf die ideale Höhe großer Gesichtspunkte, gab ihm die Losung Versöhnung der Religion mit der Kultur, die den berechtigten Stolz des Vereines ausmache. Mit einem über Jahrhunderte hinlebenden Gedanken erhebt er sich weit über die ephemere Erscheinung naheliegender kirchenpolitischer Bestrebungen: daß die evangelische Kirche nicht mehr Seele und Kraft unsrer gebildetsten, intelligentesten Volksgenossen sei und damit das Volksleben drohe religionslos zu werden, aus dieser Sorge sei der Verein hervorgegangen. Darinfühle er sich mit der innern Mission einig, geschieden aber durch die Diagnose und Methode der Heilung. Er sehe die Hauptschuld nicht im Gange der Wissenschaft und Kultur, sondern in der Verkümmerung des wichtigsten Prinzips der Reformation: Freiheit der Gemeindefrömmigkeit, und in der tiefen Verstimmung und Entfremdung durch die Dogmengestalt der kirchlichen Verkündigung. Er sehe das Heilmittel nicht darin, die Einzelnen für sich kirchlicher zu machen, während die Kirche dieselbe bleibt, sondern in der Reform der Kirche zur Anziehungskraft auf die Einzelnen. Die bereits angebahnte Versöhnung in der Schleiermacherschen Union sei in den fünfziger Jahren dem orthodox gewordenen Pietismus und der absolut negativen Reaktion dagegen gewichen: da mahnte der Protestantenverein die Kirche, die wertvollsten Güter der Besten des Volks in sich hineinzunehmen, ohne ihnen etwas vom wahren Christentum zu opfern, darum von der Formel zur Freiheit, vom Dogma zum persönlichen Glauben zurückzukehren.

Der erste Programmpunkt sei: Lehrfreiheit. Nicht eine bestimmte theologische Stellung zum Bekenntnis, nur Berechtigung der Kritik desselben; nicht Lehrwillkür, sondern Freiheit für die durch logische Notwendigkeit entstandenen Fragen! Darum falle der Verein nicht zusammen mit irgend einer Theologie, leugne auch als solcher nichts, auch nicht etwa die Gottheit Christi, vertrete nur, daß die theologische Wissenschaft frei sei, daß die nach denselben wissenschaftlichen Gesetzen wie die andern Wissenschaften sich frei entwickelnde theologische Wissenschaft nicht bloß auf dem Katheder, sondern auch auf der Kanzel ein unantastbares Recht habe.

Der nächste Punkt des ursprünglichen Programms sei: das Gemeindeprinzip. Die Forderung einer Gemeindeverfassung der bisherigen Staats- und Pastorenkirche sei älter als der Verein, von ihm aber formulirt und in den Kampf geführt. Das Gemeindebewußtsein, das protestantische Volksrecht forderte eine Sühnung für die unsittliche Erscheinung einer bloßen Theo-

logenkirche. Damit sollte weder die moralische Autorität sachgemäßer Theologen beseitigt noch ein Volksregiment aufgerichtet, nur die Kräfte der Gemeinde verwertet werden im Vertrauen auf einen maßvollen, sittlich gebundenen Gebrauch derselben. Daß man mit Verfassungsfragen kein neues Leben schaffen könne, habe man freilich in Preußen erlebt: Geist kann die Verfassung nicht geben, aber eine Form für den Geist; neuer Geist kann nur aus der Gemeinde, nicht aus der von oben produzirten, noch aus der von unten sich auflehnenden, sondern von der religiös gebildeten Gemeinde kommen. Die Krönung dieser Gemeindekirche, die deutsche Nationalkirche, sei das Ideal jedes deutschen Protestanten, aber nur im Protestantenverein organisch, das Resultat praktischer Arbeit. Der Partikularismus auf kirchlichem Gebiete schließe wahre geistige Einheit der Nation aus; sein Gegner erstand im Unions- und Gemeindegeist, der von der Dogmatik nichts versteht, wohl aber von dem religiösen Sinn und seinen praktischen Früchten. Mit dessen Aufleben im größren Stile würde die religiöse Einigung der deutschen Nation und damit das größte Segenswerk am deutschen Volke auf Jahrhunderte hinaus geschaffen sein.

Der Kampf gegen Rom des weitern, nur die Kehrseite der Versöhnung mit der Kultur, sei vom Protestantenverein zuerst kraftvoll erweckt nach der Erschlaffung unter der politischen Reaktion. Unter drei Gesichtspunkten habe er diesen Kampf geführt: 1) durch Erweckung des protestantischen Ehr- und Rechtsgefühls gegen die Anmaßungen Roms; nicht durch Angriff, sondern durch Verteidigung der Souveränität des Staates, der Gemeinde, der Schule. 2) Ziel sei nicht Kampf, sondern Friede. Durch den Geist der Duldung muß das schleichende Gift im deutschen Leben, der konfessionelle Gegensatz, bekämpft werden; dadurch dient der Verein dem deutschen Volke, dessen Lebensbedingung die Einheit unseres häuslichen, staatlichen, kulturellen Lebens sei. 3) Eigentümlich sei dem protestantenvereinlichen Kampfe gegen Rom, daß er, charaktervoll auf dem Grunde des großen prinzipiellen Gegensatzes: Autorität oder Freiheit stehend, ebenso alles unprotestantische Wesen in der eigenen Kirche bekämpfe. Diesen Gegensatz, nicht aber den dogmatischen werde das Volk begreifen; er bilde auch die Grenze des Vereins gegenüber dem Evangelischen Bunde, der mit seinem dogmatisch ängstlichen Charakter die entschieden protestantische Fahne verhülle, die allein das Volk gegen Rom sammeln könne.

Ein letzter Punkt des Programms: Anregung und Förderung kirchlicher Liebeswerke wurde nur ganz kurz berührt: deren Bedeutung sei von den Stiftern des Protestantenvereins ebenso empfunden, wie von denen der innern Mission; allein es sei nicht die Aufgabe jenes, die Methoden und Praktiken dafür auszubilden.

Das nun versuchte übersichtliche Bild der wirklichen Leistungen des Vereines war entschieden eine von diesem Standpunkte aus sehr gelungene und gediegene Leistung und dürfte dem Geschichtsschreiber der letzten Jahre allerdings den Weg weisen zu einer gerechten Würdigung des Beitrages, den dieser Verein zur Ausgestaltung des gegenwärtigen kirchlichen Lebens geleistet hat. Redner schilderte zuerst den schweren Kampf der Sache gegenüber der drohenden Warnung der Berliner und Holsteiner Generalsuperintendenten vor dem Eintritt und gegenüber dem Schenkelsturm. Doch lag auf den ersten Protestantentagen der Duft fröhlicher Hoffnungen; denn die Bestrebungen fanden starken Wiederhall in der allgemeinen Stimmung. Die Tendenzen der Selbsthilfe und freien Konkurrenz im Rahmen des Rechtsstaats waren ja Parallelbestrebungen zu Gemeinde- und Gewissensfreiheit. So betonte das eine Mal R. Rothe den christlichen Charakter unsrer Kultur, das andre Mal Holtzmann das Recht der menschlichen Auffassung Jesu; so proklamirte ein Protestantentag die Grundsätze des freien Protestantismus, ein andrer Sammlung um die Manen Schleiermachers, ein dritter Protest gegen den römischen Syllabus. 1870 erreichte die Bewegung in Berlin ihren Höhepunkt trotz verschlossenen Kirchenthüren. Die Ereignisse dieses Jahres führten zwar den Volksgeist von idealen Zielen zu praktisch-realistischen Problemen; wirtschaftliche und soziale Fragen lösten das Interesse an kirchlichen Fragen ab, die immer mehr auf Gleichgiltigkeit im Volke stoßen. Aber sie hatten auch vorteilhafte Wirkungen: das protestantische Kaisertum setzte an Stelle des chronischen einen akuten Kampf gegen Rom, erhob sich in der Aera Falk zu protestantischem Schwung. Allein der krankhafte Aufschwung auf wirtschaftlichem Gebiete wich einem ebenso krankhaften Rückschlage; die konservative Strömung förderte den Rückzug im Kulturkampfe und förderte mit den maßlosen Ansprüchen Roms auch die hierarchischen der Hofprediger. Allgemeine Lethargie in kirchlichen Fragen erschwerte seitdem die Arbeit des Vereins, dessen Bestrebungen doch inzwischen teilweise in Erfüllung gegangen sind. Aber auch beim Rückzuge des Geistes hält er in jeder Hinsicht die alte Fahne hoch. Wie er einst der Vertreibung der Jesuiten präludirte, so erhebt er nun am Ende des Kulturkampfes den Warnungsruf an das protestantische Ehr- und Rechtsgefühl; stets aber vertritt er mit seiner hohen Auffassung vom Wesen des Staats die Hoheitsrechte desselben gegenüber Kirche, Schule, Zivilstand. Dies und der Kampf für die Lehrfreiheit geht durch alle Resolutionen. Innerkirchliche Angelegenheiten verfolgt er zuerst nach Seite der Verfassungsfrage: er entwirft selbst und begrüßt eine preußische Kirchenverfassung, und auch als die Reaktion von oben unter Hilfe der Gleichgiltigkeit von unten die neue Verfassung im verfassungswidrigen Sinne ausnützt, fordert er Ausharren in der Kirche statt Austritt. Gegenüber den Hammersteinschen Anträgen, die unter dem Titel: Freiheit der Kirche ihre Freiheit zu töten unternehmen, verweist der Vorsitzende 1886 auf das unlösbare Band mit dem Staat als die alleinige Garantie harmonischer Entwickelung aller Volkstriebe. Ferner wurde über Reform der Predigt und des Gottesdienstes, über innere Mission und die soziale Frage verhandelt mit der Tendenz auf Hebung des Volkslebens und Bekämpfung der Kirchenentfremdung. Die dringende, stete Mahnung zur innern Mission wurde auf einem Tage zum Mittelpunkte der Verhandlung, zugleich aber auch die Freiheit von der bestehenden Organisation und die Handhabung im Geiste reiner Humanität gefordert; statt eines eigenen sozialen Progammes sei das Selbstverantwortungsgefühl und der religiöse Gemeinsinn ihrer Glieder von der Kirche anzuregen.

Nachdem Referent noch die provinziellen und lokalen Versammlungen, die hunderte von Vorträgen, die Thätigkeit der Wanderprediger, die litterarischen Unternehmungen in selbständiger Presse und bedeutender Broschürenproduktion erwähnt, fragt er: Was ist erreicht? Nichts; umsonst! sagten die Pessimisten. Zwar Reform der deutschen Kirche, namentlich in Preußen, machtvolles Eingreifen sei dem Verein nicht gelungen, aber drei Siege habe er errungen in Sachen des Gemeindeprinzips, des Kampfes gegen Rom und der Souveränität des Staates gegen Hierarchie und zu Gunsten freier Wissenschaft. Vor Allem muß die Kirchengeschichte den Protestantenverein als Gegenposition berücksichtigen: er hat dem Kampfe den akuten Charakter gegeben durch Begeisterung und Fürchtenmachen. Unsere heutige Reaktion ist doch anders geartet als die frühere, demagogisch-agitatorisch, von unten her schaffend, in den Augen der älteren heillose Schwarmgeisterei und Demagogentum. Stöckers Stichwort von der Volkskirche ist Schenkel gestohlen. Das der Sauerteig des Protestantenvereins: trotz aller Reaktion ist die Zeit doch eine andere geworden!

2. Selbstkritik

Als solche möchten wir, zwar nicht der Absicht des Redners entsprechend, das Korreferat des Superintendenten Dreyer aus Gotha bezeichnen. Diese von großer religiöser Wärme getragene, vielfach bewegte Rede brachte zu dem eigentlich doch nur protestirenden, kämpfenden, national-kirchlichen Charakter des ersten Referenten die evangelische, positive, innerliche Ergänzung.

Aus den Tiefen des christlichen Gewissens geboren, habe der Verein selbst bei solchen, die den Beitritt ablehnten, Anerkennung seiner Grundsätze gefunden. Demut vor Gott, Ehrfurcht vor der Vergangenheit, Zurückstellen des Eigensinns mit dem Vertreten eigenen, nicht bloß Kirchenglaubens zu verbinden, diese ungeheure Aufgabe, an der mancher christliche Charakter scheitert und in Verzicht auf eigene Überzeugung, Skeptizismus oder Subjektivismus verfällt, halfen im Vereine Persönlichkeiten

wie R. Rothe lösen: ihm verdankt Redner selbst Weihe und Begeisterung zur Amtsführung, ihm, der alle großen Errungenschaften der Gegenwart anerkennend doch im Glauben an den Heiland allein Halt und Trost fand. Dreyer meint, daß der Verein im Großen und Ganzen, nach den öffentlichen Zeugnissen beurteilt, diese Anfangsstraße eingehalten und dadurch manchen Segensstrom in die Kirche geleitet habe. Allerdings seien seine Reihen gelichtet, Entmutigte geflüchtet, dürre Zeiten dazwischen gekommen. Man reiße auch gern extrem klingende Äußerungen Einzelner heraus und lade sie dem ganzen Verein auf: tausendmal gehörte Vorwürfe würden endlich geglaubt; ein ganzer Kranz von Mythen legte sich um den verhaßten Verein. Und doch könne Ziel und Ausgang seiner Bestrebungen nur sein: das himmlische Königtum Jesu Christi zur Anerkennung in Kirche und Staat aufzurichten. Gehen die Vorwürfe aber auf die Folgen bei Durchdringen dieser Bestrebung, so sollte man ehrfurchtsvoll die ausstehende Entscheidung des Höchsten erwarten.

Jesu Persönlichkeit, so lautete das Bekenntnis, das Dreyer im Namen vieler Freunde mit Bewegung ablegte, steht fest für uns: das vollendete Vorbild ist zugleich den Glaubenden zur vollendeten Offenbarung Gottes geworden. Die Lösung dieses Problems aber führt zu den Versuchen theologischer Begriffsbestimmungen, die erklärlich und notwendig, aber auch wegen der beständigen Wandelbarkeit jener Begriffsbestimmungen unmöglich abschließend sein können. Der Verein erfreute sich einst der Mannichfaltigkeit der Auffassungen im eigenen Schoße. Dagegen hindere die Aufnötigung dogmatischer Korrektheit viele, die Christi göttliche Herrschaft wünschen, an voller Teilnahme am kirchlichen Leben: die Befreiung von diesem Banne sei also nur Fortsetzung des Suchens der Reformatoren nach den Glaubensquellen. Christi leuchtende Krone möchte das Volk in demütiger Unterordnung verehren: daran hindere die dogmatische Entfernung seines menschlichen Bildes.

Die Kirche brauche zwar gemeinsames Bekenntnis; aber das geltende entspreche nicht dem Bedürfnisse nach unmittelbarem, möglichst einfachem und absolut klarem Ausdruck sicherster Gewißheit. Es werde entweder als Statut angenommen oder auf weitem historischen Wege im Kern erfaßt, von den Meisten aber als fremdartig und schwierig innerlich abgelehnt. Dies natürliche Urteil sei bei den Theologen, gerade den durchgebildeteren, vielfach und begreiflich getrübt. Eine neue theologische Formulirung neuzeitlicher Empfindungen würde aber bald wieder hinfällig und aufgezwungen. Warum genügten nicht jetzt wie in der urchristlichen Zeit mannichfaltige Bekenntnisse mit einfachsten biblischen Ausdrücken, deren Einheit im Sinne liegt? Unsere gewaltigen Choräle sind vollstimmige Bekenntnisse. Gab es nicht im Anfang der Reformation gemeinsames Bekennen ohne festen Körper, da der Geist noch lebendig und flüssig war? Die Gemeinden sollten mit glühendem Herzen und zündenden Worten sich zum Herrn bekennen! Die Worte unseres Herrn: Vater unser zumal, das Bekenntnis Petri: Es ist in keinem Anderen Heil! — sie sind durch keinen Fortschritt der Zeit korrigirbar, schließen auch — leider! und doch notwendig — viele unmißverstehbar aus: Sündengefühl, Erlösungsbedürfnis und alleinige Mittlerschaft Jesu, das sind rein religiöse, christliche, evangelische Grundsätze, die genügend nach außen abschließen. So können und wollen noch viele gläubig sein, nach dem biblischen Begriffe des Glaubens; das betonen heißt das alte Bekenntnis wieder aufrichten, weil dem überhandnehmenden Unglauben die aus dem Zweifel entnommenen Vorwände rauben.

Nach einer Abschweifung auf das Grenzgebiet von Staat und Kirche schloß der Redner mit dem wiederholten Anliegen, die durchaus positiven Bestrebungen des Vereins zu bekunden und den Mitgliedern ans Herz zu legen. Die Neuerung bewirke notwendig den Zerfall des Alten, müsse aber in Pietät geschehen, nur um des bessern Neuen willen und auf heiligen Boden bauend. Diese Tendenz sollte mehr in die Erscheinung treten, auch der Grundsatz der Toleranz solchen gegenüber, die eifrig sind und doch uns nicht verstehn: die Wahrheit ist nicht allein auf unsrer Seite, denn neben dem Individuum hat auch die Gemeinschaft ihr Recht, und beide Strömungen müssen neben einander sein. Der Verein reagire gegen die Verkümmerung des Rechts des Individuums; das Recht der Gemeinschaft müsse aber auch anerkannt werden, stärker als bisher geschehen. Unter der Voraussetzung der Zuerkennung voller Berechtigung und der Übereinstimmung in den innersten Glaubensgründen solle er gemeinsame Arbeit an allen christlichen Liebeswerken suchen und mit frohem Mut in Wahrheit, Freiheit und Liebe den Lessing, Herder und Schleiermacher nachgehn. —

Wir haben die vorstehenden Erklärungen als eine Selbstkritik des Vereins bezeichnet, gerade weil wir uns an ihnen gern erfreut und darin denselben wahrhaft evangelischen und weitherzigen Geist gefunden haben, der schon in desselben Theologen „Undogmatischem Christentum" sich ausgesprochen und, was hier als Recht der Gemeinschaft bezeichnet wurde, als Postulat des frommen Gemüts gefordert hatte.*) Ja, es giebt neben dem Bedürfnis nach Gewißheit des Glaubens, dem im besten Verstande das von Hönig charakterisirte Programm entspringt, noch ein ebenso starkes der Pietät, der Autorität, des Mysteriums, und in diesen Forderungen lebt das Volksgemüt. Sie werden —, das ist unser immer wiederholter Eindruck, auch der Eindruck der Festpredigt D. Zittels, auch der der Begrüßungs- und Tischreden, vorzüglich aber des Hauptvortrags — wenn nicht, wie im „Deutschen Protestantenblatt" so oft, kränkend abgewiesen, so doch kalt vernachlässigt. Gewiß gab es in dem Verein immer Stimmen wie die Dreyers, und wer möchte einem R. Rothe die religiöse Vollkraft absprechen? Aber es ist unser Eindruck, daß, so lange wir die Entwickelung des Protestantenvereins verfolgen, diese Strömung nicht zu-, sondern eher abgenommen hat, und wenn in Berlin und anderwärts, was auch Professor Pfleiderer bezeugte, das Bedürfnis stärker empfunden wird, positive Kräfte zu wecken, in Bremen und wo sonst der Verein volkstümlich ist, tritt dieser evangelische hinter den höchstens protestantischen Standpunkt der Bildungsphilister und Kulturverehrer zurück. Wir sind gewiß, daß Dreyers Bekenntnis sehr vielen Anwesenden nicht aus der Seele gesprochen war; Nachklang fand es nicht! Dreyer meint freilich, es seien mehr vereinzelte Äußerungen rein negativer Art, die den Verein kompromittirten; und wir geben gern zu, daß Leute, die für die Gewissensstellung des Vereins kein Organ haben, auch gern alles Ungünstige von ihm glaubten. Allein daran ist der Verein durch seine Äußerungen, auch den Gang seiner öffentlichen Verhandlungen, durch die Gesichtspunkte bei den kirchlichen Wahlen, durch die zwar oft mit Worten, aber selten mit der That eingenommene Haltung gegenüber den Werken ausgesprochen christlich-kirchlichen Ursprungs, und durch vieles Andere unbedingt schuld, daß ihm eine einseitig-reformerische, sehr wenig pietätvolle und liebewarme Haltung zugetraut wird. Vor Allem aber ist es uns ein ganz ungewohnter Zug gewesen, daß Dreyer an einem ausschließenden Bekenntnis Interesse zeigte; sonst empfahl sich der Verein durch eine größere Exklusivität nach rechts als nach links, durch ein Minimum von Forderungen an das christliche Bewußtsein, durch eine Kulturfreundlichkeit, welcher die Perle des Evangeliums oft sich unter den vielen guten Perlen der anderen Bildungsmotive verlor. Die moderne Bildung, deren Christlichkeit ein R. Rothe sogar verherrlichte, war meist der feste Punkt, um den sich die ganze Frage nach der Versöhnung von Christentum und Kultur drehte; daß auch dem modernen, gebildeten Menschen das Ärgernis des Kreuzes und der Beugung in Schuldgefühl und Erlösungsbedürfnis nicht erspart werden könne und daß dies der feste Punkt der Erlösungsreligion sei, das hörten und lasen wir gar selten; es hätte dem Verein auch viele seiner heftigsten Verfechter gekostet.

Eine sehr starke Selbstkritik schien uns auch in der Betonung der Toleranz zu liegen solchen gegenüber, „die eifrig sind und doch uns nicht verstehn." An solcher Toleranz schien es uns oft zu gebrechen; nämlich an jener tieferen, die alles, was Kraft und Leben und Aufopferung wirkt, mit Ehrfurcht betrachtet und doppelt prüft, ehe sie es verwirft, mag es auch eng, beschränkt, zurückgeblieben sein. Es ging doch auch aus dem Rückblick des Referenten ein sehr großes Bewußtsein davon

*) Mit Dreyers „Undogmatischem Christentum" werden wir uns in diesen Spalten noch eingehend auseinandersetzen. D H

hervor, daß den Ideen des Vereins die Zukunft gehöre. Er selbst nannte als die Irrungen, die die im Allgemeinen gesunde Verwirklichung des idealen Gedankens begleiteten: deutsch-protestantischen Doktrinarismus, zu großes Vertrauen in den Sieg freisinniger Dogmatik, zu schnelle Popularisirung unfertiger Resultate, zu starke Verwendung der neuen Gedanken auf der Kanzel. Allein er brach dem darin liegenden Vorwurfe die Spitze ab mit der Bemerkung, die Gemeinde als solche habe sich nicht bewährt, den zu sicheren Idealismus Lügen gestraft. Ähnlich lautete der Vorwurf gegen die neueste Entwickelung, daß ihr das Interesse an den religiösen Wahrheitsfragen hinter den andern materiellen Fragen verloren gegangen sei. Nein, in solcher Diagnose steckt noch der ganze Doktrinarismus, der den Verein überhaupt kennzeichnet. Wir können nicht finden, daß das religiöse Interesse des Volkes unten wie oben seit dem Überhandnehmen der großen sozialen Probleme geringer geworden, nur daß durch jene gewaltigen Notstände, die unabweisbar sich aufdrängten, Vielen der Oberen die Augen aufgegangen, daß das Volksleben in seiner Breite niemals von den liberalen Prinzipienfragen, sondern nur von elementaren Kräften der Demütigung und Erhebung, des Vertrauens und der Hingabe erfaßt werden kann. Das hat dem Vereine sicher zumal unter der jüngeren, im Eindruck der kaiserlichen Botschaft aufgewachsenen Generation viele abtrünnig gemacht, die mit Lehrfreiheit, Gemeindeprinzip und Antiromanismus warm sympathisiren. Schon daß ein solcher Rückblick seine ganze Fülle aus Lehr- und Verfassungskämpfen zieht, frappirt den unbeteiligten kirchlichen Zuschauer. Daß die Gemeinde sich darin nicht bewährt hat, wundert ihn nicht: wir begreifen vielmehr, warum der Protestantenverein sich so vielfach als Feldherr ohne Armee darstellt und auch bei dieser Verhandlung eine gegenüber andern kirchlichen Kongressen so geringe Laienbeteiligung stattfand. Es ist gewiß für eine Bewegung, die hauptsächlich die Rechte der Gemeinde vertritt, ein starker Schlag, wenn die Gemeinde sich nicht bewährt; sollte das nicht zu denken geben? Uns liegen auch die Prinzipienfragen aufrichtig am Herzen; aber wir vergessen nicht, daß um Prinzipien denkend zu erfassen und zweifelnd durchzukämpfen, eine gewisse Stufe der Bildung erreicht sein muß, daß sie auf dieser Stufe aber auch erst religiösen Wert gewinnen. Wir glauben auch, daß dem wirklich religiösen Volke seine frommen Pflichten wichtiger sind als seine freien Rechte, daß es das Bedürfnis empfindet, der sittlichen Autorität zu folgen und in der Kritik und freien Auswahl sich nicht befriedigt fühlt. Daß der Protestantenverein so vielfach das Volk beglücken wollte mit den Problemen, Zweifeln, Lösungen, die dem Bedürfnisse der fortgeschrittensten entsprangen, daß er den Gedankenkampf erst noch hinein trug in die an Gedanken einfache, aber an elementaren Kämpfen reiche Welt des Volkes, daß er so den Sinn verlor für die Not des Lebens und für das Schreien der Volksseele, — dafür erlebt er jetzt, wie uns dünkt, die gerechte Strafe: Gleichgiltigkeit der Gemeinde!

Die Zeiten sind, wie im politischen, so im kirchlichen Leben gar andere geworden. Wie die liberale Aera der Selbsthülfe und freien Konkurrenz einer Tendenz auf Heilung der Schwächen und Unterstützung der Schwachen weichen mußte, so sind mit Notwendigkeit und zum Segen die von Hönig selbst so genannten Parallelbestrebungen auf kirchlichem Gebiete dem Streben nach Einigung und Sammlung in Werken der inneren Mission gewichen. Eine kirchliche Bewegung aber, die so sehr der politischen parallel ging, die ihren Aufschwung dem nationalen Zuge verdankte, vom politischen Gebiet die Verfassungs-, Wahl- und Parteiprinzipien auf das kirchliche übertrug, sie mußte unter dem Rückgang dieses politischen Triebes mit leiden. Es rächt sich da die Kulturfreundlichkeit, die im empirischen Staate den Genossen der Kirche sieht. Und wir können darin nur eine gesunde Entwickelung begrüßen: die Kirche des Evangeliums darf nicht Leben und Hauptnahrung ziehn von den seis auch edelsten Kulturbestrebungen. Wie der Kampf gegen Rom mit einer Niederlage endete, weil er bloß Kulturkampf war, so mußte der Kampf des Vereins um die Verfassung mit einer Niederlage durch die neue Verfassung enden.

Und so wendet sich unsere Kritik zu ihrem Ausgangs- und Schwerpunkte zurück: keine kirchliche Bewegung kann und darf wahrhaft volkstümlich sein, die nicht vor und über Allem dem Volke das Eine bietet, was Not thut und vor dem alle Bildung sich beugen muß: den Trost des Evangeliums.

3. Notwendigkeit des Fortbestandes?

Es scheint vielleicht nach dem Vorhergehenden, daß diese Frage für uns bereits entschieden wäre! So schien mir auch, als ich nach Bremen fuhr; etwas anders denke ich hinterher. Hören wir wiederum zuerst das Urteil des Vereins selbst über seine Zukunft; das wird über sie zunächst entscheiden; messen wir diese Selbstbeurteilung sodann an den Forderungen der Zeit, und nehmen wir endlich selbst Stellung zu dem, was von dem Vereine noch zu erwarten steht! Dieser Gang will der geschichtlichen Gerechtigkeit Rechnung tragen, für die vieles sein Daseinsrecht bewahrt, was für unsere eigene Einsicht sich überlebt hat.

Der Hauptredner begründete sein Votum für den Fortbestand mit der Behauptung: die Prinzipien des Vereines bleiben ungeschwächt in Kraft. Denn es giebt nur zwei Wege: entweder mit Stahl die Entwicklung auf das sechzehnte Jahrhundert zurückschrauben, oder durch Anpassen in den Formen, durch freie Wissenschaft und Mitwirkung der Gemeinde eine innere, allmähliche Aussöhnung mit der allgemeinen Bildung der Zeit erstreben. Allerdings scheinen konservativ-religiöse Bestrebungen mehr Glück im Volke zu haben, als liberale Prinzipienfragen, deren Streit wir nicht mehr brauchen können; eine neue Theologie drängt durch Grenzregulirungen den Kampf zu beenden, eine andre Richtung will praktische Arbeit an Stelle der Prinzipienfragen setzen. Das ist aber nur Zudecken der Hauptfragen, Verschweigen statt Lösung des Problems. Die vielen andern großen Fragen können dies Problem nicht auf die Dauer verdrängen. Es sind in nächster Zukunft zwar keine großen Erfolge zu erwarten, wohl aber eine stille, sehr allmähliche, entschieden aufstrebende Tendenz. Schon jetzt ist eine Annäherung Entfremdeter nicht an den Verein, sondern an die Kirche ersichtlich; sie wird aber immer mehr Lösung der Grundfragen fordern.

Referent schloß mit der überraschend weitsinnigen und selbstlosen Zweckbestimmung für den Verein: Unbefangene, unparteiische Beobachtung des theologischen und kirchlichen Lebens findet unsre Ideen in fremdartigen Kreisen und auf unerwarteten Punkten. Kein Kleinmut, sondern Geduld und Ausharren! Der 11. Oktober ist Zwinglis Todestag; so sei sein Schluß unser Wahlspruch: Den Leib könnt ihr mir töten, den Geist nicht! Auch der Untergang unsres Leibes, des Vereins, führt nur zu neuem Leben in Geist und Gedanken!

Das muß zunächst rückhaltlos zugestanden werden, daß in diesem Schluß nicht enge Parteipolitik, sondern ein Geist der Dienstwilligkeit für das Ganze sich ausspricht. Und daß diejenigen, welche dem Vereine mit ihrer ganzen Ueberzeugung und mit solchen Gedanken an den Segen für die Gesamtheit angehangen, die das ganze Odium der Fahne um ihres idealen Fluges willen auf sich genommen, nun in der Zeit der Ebbe sie nicht verlassen, sondern wenn auch mit Wehmut und Resignation bei ihr ausharren, das sollte einen edel denkenden Gegner nur mit Achtung erfüllen. In der That sind im Vereine manche Veteranen, die mit Einsetzen aller Kraft, mit Gewissensernst und Märtyrermut das Höchste erstrebt, eine Brücke gesucht haben zu den abgefallenen Besten der Nation, Missionstrieben gefolgt sind; Ehre ihrem Streben und ihrem Ausharren! Es sind uns persönlich manche bekannt, die nur um Christi und der Brüder willen zur Fahne gehalten, auf der das große Wort steht: Versöhnung von Kultur und Christentum! Es sollten auch solche nicht über den Verein zu Gericht sitzen, denen das Problem nie ans Herz gegangen. In der That ist die Gleichgültigkeit gegen die Fragen der religiösen Wahrheit der Schatten, der so vielfach dem neuen Lichte, der neuen Wärme, dem Suchen nach religiöser Kraft und kirchlicher Macht beigesellt ist. Der Verein hat gewiß Recht mit der Behauptung, daß diese Fragen, deren Nichtlösung die Besten und Bewußtesten unsrer Gebildeten ärgert und an der ehrlichen Teilnahme am kirchlichen Leben

hindert, daß die Zweifel des geschichts- und naturwissenschaftlichen Gewissens auf die Dauer nicht umgangen werden können. Wir sind überzeugt, daß der Verein in dieser gewissenhaften Auseinandersetzung, in dem steten Aufrufe des protestantischen Gewissens zu dieser Missionspflicht an den leitenden Führern der Gedankenbewegung eine sehr beachtenswerte Aufgabe positivster Art sich gesetzt hat. Ob er sie am rechten Ende anfängt, bezweifeln wir; immerhin: dieser Geist und Gedanke muß der Gemeinde bewahrt werden, und solange er in einem Vereine sein lauteres Organ findet, behält dieser für viele wahrhaft Fromme sein Existenzrecht.

Ob freilich dieser Gedanke seinen Leib gerade in einem solchen Vereine finden muß, der so vielfach in recht äußerliche, weltliche Bahnen geraten, Partei geworden ist oder doch allgemein den Kredit einer engherzigen Parteilichkeit genießt? Ob nicht wirklich der Titel der Sache schadet und viele tüchtige Kräfte in diesem Vereine gebunden liegen? Dagegen betonte Hönig den Charakter des Vereins als eine Gegenposition, die dem Kampfe für das Gewissen der freien Forschung durch Begeisterung und Fürchtenmachen den akuten Charakter erhält. Und ein andrer Redner erzählte von einem Platonischen Liebhaber: der wünschte das Bestehenbleiben des durch seine Existenz allein schon bedeutsamen Vereins; sein bloßes Dasein wirke ganz gewaltig, weil man wisse: der Verein spricht die Ideen aus, die allein die gebildete, sonst durch die großen politischen Dinge abgezogne Männerwelt im Bereiche der Kirche erhalten können. Redner schloß: „Darum wollen wir fortfahren, durch unsre bloße Existenz zu wirken!“

Darin wird jeder, der das Parteileben mit geschichtlichem Sinne betrachtet, eine unleugbare Wahrheit erkennen. Wenn es denn feststeht, daß die Fortentwicklung der Gemeinde nur durch Schlag und Gegenschlag, durch energische und darum einseitige Geltendmachung der gegenseitigen Interessen und Ausgangspunkte vor sich gehen kann, wenn darum gewünscht werden muß, daß alles, was in der Gemeinde als Anspruch und Gewissensanliegen lebt und gährt, in die Erscheinung trete und als äußere Gestalt sich Beachtung erzwinge — so wird zugegeben werden müssen, daß auch die Position des Protestantenvereins ihr notwendiges Dasein habe als Gegenschlag, als Memento: unser traditionelles Kirchentum, unser preußisches, ängstlich konservatives, Recht und Autorität hütendes System versündigt sich an dem protestantischen Wahrheitsdrange gerade der Gemeindeglieder, die von der allgemeinen Bildung sich tiefer erfassen, auf Prinzipienfragen führen lassen und mit Treue an ihrer Lösung arbeiten. Da der offiziellen Kirche die Unparteilichkeit mangelt, um solchen Suchenden Raum zu lassen, so muß die Richtung sich zur Partei verfestigen, und solange die Kirche also einseitig eine lebenswahre und treusuchende Laienbewegung vergewaltigt mit Bekenntniszwang, der für alle Suchenden eine Unwahrheit ist, solange hat die Parteifahne ihr Recht. Zwar das glauben wir nicht, was der bekannte Agitator Klapp von Hannover behauptete, daß unter der zähen Festigkeit des Protestantenvereins die Zwangsmaßregeln des offiziellen Kirchentums allmählich einer mildern Praxis gewichen seien: wir meinen vielmehr, daß das eben dem Aufkommen jener neuern auf Unterscheidung von Theologie und Religion und auf positive Arbeit gerichteten Generation verdankt wird; — aber das glauben wir, daß der Verein einerseits, z. B. in Berlin, bei vielen das Vertrauen zu einer wahrhaften Versöhnbarkeit der Kirche mit der Bildung gestärkt, bei den Machthabern aber die Frage in stetem Fluß erhalten hat, wie weit man in der Bekenntnisfrage den Ansprüchen solcher Gemeindeglieder entgegen kommen könne. Wir unsrerseits wollen gern in dem Dasein des Protestantenvereins eine stete Erinnerung an die Missionspflicht gegenüber der modernen Bildung erkennen, an das Bedürfnis voller Klarheit und Aufrichtigkeit in den Grenzfragen. Unser Streben nach Gemeinschaft und Aussöhnung mit dem wahrlich noch lebenskräftigen Kirchentum, nach Gewinnung der Gebildeten zum liebevollen Verständnis seiner Grundtriebe, nach Ueberwindung der einseitigen Ueberschätzung der intellektuellen Fragen läuft ja leicht Gefahr, zu vergessen, daß der „Kampf um die Weltanschauung“, von dem wir kürzlich ein so ergreifendes Zeugnis bekommen haben, für viele in der That ein Lebenskampf ist, bei dem alles auf dem Spiele steht.

Begreifen wir also durchaus, was Männer, wie Dreyer bei der Fahne des Vereins erhält, so wiederholen wir zum Schluß nochmals, was uns davon fernhält: Wir können in dem intellektualistischen, in dem Kultur-, in dem Wahrheitsdrang, in dem Geltendmachen der Rechte des Individuums, in der Versöhnung von Glauben und Bildung nur eine Seite unsrer Missionspflicht erkennen; von da aus einer Parteibildung uns anzuschließen, würde für uns Verengung unsres kirchlichen Sinnes bedeuten, den des Volkes jammert in seinen elementaren, in seinen Sündennöten. Wir können uns der Befürchtung nicht erwehren, daß die Parteipolitik den Mitgliedern auch in Zukunft das positive Verständnis für die von den Konservativen vertretenen Rechte und Bedürfnisse der Gemeinschaft verbauen, sie zu einer persönlichen Berührung, zu einem Verwandtschaftsgefühl mit ihren lebendigen Glaubenskräften nicht kommen lassen und dadurch eben auch von der gemeinsamen Arbeit an den Notständen fernhalten wird, worin allein das Band des Friedens fester werden kann. Wir können schließlich, auch aus dem Gesamteindruck dieses Tages, an dem ja gewiß religiöse Momente nicht mangelten, aber doch das Verneinen und Rechtfordern dem Bekennen und Pflichtenwecken weit überlegen war, nur die Besorgnis wiederholen, daß der Verein in der beabsichtigten Versöhnung von Bildung und Religion den falschen Weg wählt, die Brücke von der Bildung statt vom Evangelium aus schlägt und somit vielfach einen faulen Frieden macht, wobei die elementarsten christlichen Bedürfnisse, Gnadensehnsucht, Gnadengewißheit und das Aergernis des Kreuzes dem Idealismus und Intellektualismus geopfert werden; wir aber werden der Bildung nie die Beugung ersparen, die ihr denselben Weg zum Frieden weist wie den Ungebildeten: Ihr sorgt und müht euch um vieles; Eins ist not! Buße und Glaube an die Gnade Gottes in Christo!

O B

Der afrikanische Sklavenhandel eine Frucht des Islam*)

Auf dem Grabmale des großen Livingstone in der Westminsterabtei zu London steht ein Wort, welches dieser bekannteste unter den Missionaren der Neuzeit kurz vor seinem Tode zu Ilala an den noch unerforschten Gestaden des Bangweolo-Sees niedergeschrieben hatte: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit sagen kann, ist: Möge des Himmels reicher Segen auf jeden — Amerikaner, Engländer, Türken — herabkommen, der die offene Wunde der Welt heilen hilft.“

Als „die offene Wunde der Welt“ bezeichnete dieser unvergeßliche Freund der afrikanischen Heidenvölker die Sklavenjagden und den Sklavenhandel in den von ihm durchforschten weiten Ländergebieten des dunkeln Erdteils. Sein Aufruf zur Unterdrückung des schmachvollen Handels verhallte nicht ungehört. Das christliche England nahm sich mit rühmenswertem Eifer der Sache an und insbesondere war es der edle Menschenfreund Sir Bartle Frere, welcher als Parlamentsredner in der Heimat und als Regierungsbevollmächtigter in Zansibar alles daran setzte, sich jenes Segenswunsches von Livingstone würdig zu beweisen. Hauptsächlich auf seine Veranlassung hin erklärte der Sultan von Zansibar den Sklavenhandel an den Haupthandelsplätzen der afrikanischen Ostküste für unerlaubt, und die Absendung der englischen Kreuzer nach dem roten Meere, welche in den letzten 15 Jahren unzählige Sklaventransportschiffe abgefangen haben, war ebenfalls sein Werk. Damit schien für das große Publikum die Sklavenfrage erledigt zu sein. Den Missionsfreunden und allen denen, welche aus geographischem Interesse die Reiselitteratur studirten, blieb es freilich kein Geheimnis, daß mit diesen Maßregeln nur ein kleiner Schritt zur Beseitigung jenes furchtbaren afrikanischen

*) Dieser Artikel eröffnet eine zwanglose Reihe von Aufsätzen über die gegenwärtig in Afrika so brennend gewordene Frage: Islam oder Christentum? Wir werden die Entstehung dieser Frage nachzuweisen und eine Würdigung aller der Unternehmungen, welche gerade jetzt an ihrer Lösung arbeiten, zu geben suchen.

Uebels gethan war. Stanley beschrieb vor 10 Jahren mit erschütternden Worten den Anblick von ausgeraubten Negerdörfern am obern Kongo, und die Missionare, welche an den innerafrikanischen Seen im Laufe des letzten Jahrzehnts sich niederließen, berichteten immer und immer wieder von dem herzerweichenden Anblicke der bei ihnen vorüberziehenden Sklavenzüge. Doch es waren, wie gesagt, nur kleinere Kreise, welche dem Uebel fortgesetzt ihre Beachtung schenkten. Erst mit dem heldenhaften Tode des Generals Gordon im Sudan wurde der weite Kreis der Zeitungsleser wieder auf die Ausgangspunkte der Sklaventransporte hingewiesen. Seine damals vielgelesene Lebensbeschreibung zeigte ja, wie auch er manches Jahr seines Lebens und seinen ganzen weitreichenden Einfluß daran gewendet hatte, die Hauptadern des Sklavenhandels im Nordosten Afrikas zu unterbinden. Seitdem ist diese Frage in der christlichen Welt wieder von Jahr zu Jahr immer brennender geworden, bis dieselbe endlich in der neuesten Zeit sowohl am Regierungstische, als auch im kleinsten Lokalblättchen Erwähnung gefunden hat. Wir erinnern nur an die Kongoakte, deren einer Punkt die Beseitigung des Sklavenhandels fordert, an die Resolutionen der allgemeinen Missionskonferenz in London, an das Auftreten des Kardinals Lavigerie, an den geplanten Befreiungszug für Emin Pascha, an die Beschlüsse der Evangelischen Allianz und viele andere öffentliche Besprechungen, wie sie gerade in den letzten Tagen durch die ostafrikanischen Unruhen so zahlreich veranlaßt waren. Ueberall aber, wo man sich mit dieser Frage beschäftigt hat, hörte man nur eine Stimme der Entrüstung, und die verschiedenen Pläne, zu deren Verwirklichung man hier und da auch schon thatkräftig Hand angelegt hat, beweisen, daß man es bei einem bloßen Entrüstungssturme nicht bewenden lassen will.

Sobald man allerdings der afrikanischen Sklavenfrage näher trat, stellte sich heraus, daß sie für sich allein nicht gelöst werden kann; sie steht und fällt, wie ganz besonders die neuesten Vorgänge in Afrika beweisen, mit der Herrschaft des Islam. Ob die Greuel der Sklavenjagden und der Sklaventransporte in absehbarer Zeit aufhören, das hängt davon ab, ob das Christentum oder der Islam in Afrika herrschen werden. Es liegt im Wesen des Christentums, daß es aus sich heraus die Sklaverei überwindet und beseitigt, sowie die Sklaverei anderseits eine Voraussetzung des Koran und mit den muhammedanischen Lebensgewohnheiten unzertrennlich verwachsen ist. Die so brennend gewordene afrikanische Sklavenfrage beweist das letztere, wie uns ein Blick in die bestehenden traurigen Verhältnisse zeigen mag.

Indem wir dies schreiben, liegt vor uns eine Karte von Zentralafrika, auf welcher die Sklavenjagden und Sklavenzüge graphisch dargestellt sind.*) Da sind vor allem eine Anzahl Landschaften durch Farbendruck hervorgehoben, welche bisher am schwersten heimgesucht waren und jetzt durch die wiederholten Sklavenjagden entvölkert sind. Sie liegen fast alle im obern Kongobecken; nämlich die Landschaften Yambarri, Nyangwe, Manyuema und Kasongo, welche vom Kongo und seinen Nebenflüssen durchzogen werden, und dazu die südöstlich davon gelegenen Gebiete von Msiri und Babisa am Moero- und Bangweolo-See. Es sind dies Länderstrecken, welche zusammen ungefähr die Größe von Deutschland ausmachen. Sie waren noch vor einigen Jahrzehnten mit reichbevölkerten Negerdörfern besetzt und zum Teil angebaut; jetzt aber sind sie entvölkert und verwüstet, ein Schrecken der Reisenden, weil es in diesen Einöden auch an den notwendigsten Nahrungsmitteln gebricht. Aber eben diese entvölkerten Gebiete sind noch klein im Vergleich zu den weiten Länderstrecken, welche, wie die Karte uns durch eine andere Färbung zeigt, jetzt eben unter den grausamen Händen der Sklavenjäger seufzen. Der ganze südliche Sudan ist dahin zu rechnen, und zwar in einem etwa 75 geographische Meilen breiten Streifen, welcher von der Mündung des Niger im Westen bis in die Quellgebiete des Nils im Osten reicht. Im Vergleich zu diesen unermeßlichen Länderstrecken erscheinen die übrigen Jagdreviere der Menschenjäger, welche wir vorzugsweise an den großen innerafrikanischen Seen finden, fast klein, und doch bilden sie zusammen immer noch einen Länderkomplex von der Größe Deutschlands und Frankreichs zusammengenommen. Die Wege der Sklavenkarawanen bezeichnet unsre Karte mit roten Strichen; sie ähneln den Flußsystemen auf unsern Landkarten, indem im Innern des Landes mehrere Linien zusammenlaufen, um endlich an den Haupthandelsplätzen stets mit den Zügen aus andern Gegenden sich zu vereinigen. Als solche Endpunkte der Sklavenzüge finden wir hauptsächlich bezeichnet: Kilwa, Mombas und Mukdischu am indischen Ozean, Zeila am roten Meere, Khartum und Dongola am Nil, Kuka am Tsadsee und Benguela am atlantischen Ozean.

Das Herz möchte einem bluten beim Anblick dieser unermeßlichen Gebiete, über welchen die Sklavenjäger ihre Geißel schwingen. Die Sklaverei selbst, mag man sie auch noch so sehr zu beschönigen suchen, ist entsetzlich genug; aber noch viel entsetzlicher sind nach dem Urteile aller Sachkenner die Sklavenjagden und Sklavenzüge. Nur ein kleiner Prozentsatz von denen, welche dem Sklavenjäger in die Hände fallen, erreicht den Sklavenmarkt. Wenn es wahr ist, was Kardinal Lavigerie behauptet, so werden in Innerafrika jährlich 400000 Menschen geraubt; von dieser Zahl aber mögen nur 100000 Sklaven an den Ort ihrer Bestimmung kommen. Wo bleiben die andern Dreiviertel? Einige Züge aus der modernen Reiselitteratur mögen darüber Aufschluß geben.

Der Engländer Henry Drummond macht in seinem neuerdings erschienenen Buche: „Das tropische Afrika“ auf den Zusammenhang aufmerksam, in welchem der Elfenbeinhandel mit der Sklavenfrage steht. So lange derselbe bestehen bleibe, sagt er, würden auch Sklavenzüge in die Küstengebiete Afrikas gelangen. Er kommt zu dem Satze: „Je schneller der letzte afrikanische Elefant von der Kugel des Jägers ereilt wird, um so besser ist es für Afrika“. Er beweist das durch eine Darstellung der Ausgangspunkte dieses Handels.

In einem Dorfe an den großen Seen — so schreibt er — erscheinen eines Tages einige arabische Händler, um ein oder zwei Jahre an diesem friedlichen Orte zu verweilen. Sie treten durchaus freundschaftlich auf; sie belästigen niemanden, sie treiben ihren Tauschhandel in ganz ordentlicher Weise. Sie säen den Samen von ihren Lieblingsgewächsen an, welchen sie beständig bei sich führen, und geben sich so den Anschein, als ob sie für immer bleiben wollten. Unterdessen kaufen sie Elfenbein, einen Zahn nach dem andern, bis sie große Haufen davon aufgehäuft haben und ihre ganzen Tauschwaaren verthan sind. Dann wird plötzlich eines Tages ein Streit vom Zaune gebrochen, und darauf folgt ein allgemeines Gemetzel. Eine gewisse Anzahl Bewohner werden von den Mördern verschont, um das Elfenbein an die Küste zu tragen. Die Grashütten des Dorfes gehen in Feuer auf, die Araber brechen ihr Lager ab und der Sklavenzug, schlimmer als der Tod, beginnt.

Was in der Regel bei solcher Vergewaltigung der armen Neger durch die mit Flinten bewaffneten Araber am verhängnisvollsten ist, das ist ebensowohl die einsame Lage der Negerdörfer, als auch ihre politische Zerrissenheit. Die Volksstämme, welche zumeist kein freundliches Verhältnis zu ihren Nachbarn haben, zählen oft nur wenige hundert Glieder. Diese sind natürlich leicht zu überwältigen, besonders wenn sie von einer solchen Horde bewaffneter Araber angegriffen werden, wie der berüchtigte Tippu Tip sie zu führen pflegt.

Stanley beschreibt in seinem Werke „Der Kongo“ gelegentlich die Heimkehr solcher Menschenräuber mit ihrer Beute. Er kam zufällig an den Lagerplatz, wo dieselben sich nach Beendigung des Tagemarsches niedergelassen hatten.

Ich beobachtete, — schreibt er — daß die Gefangenen fast alle gefesselt waren. Die jungen Leute hatten Eisenringe um ihren Hals, durch welche eine Kette gezogen ist, welche je zwanzig der Gefangenen mit einander verbindet. Die Kinder über zehn Jahre sind durch Kupferringe, die um ihren Hals gelegt sind, an einem gemeinschaftlichen großen Ringe befestigt. Die Mütter sind mit kürzeren Ketten gefesselt, an welchen sich zugleich ihre kleinen Kinder befinden. Erwachsene Männer waren nicht in dem Sklavenzuge zu sehen.

So schleppen sich die unglücklichen Opfer der grausamen Sklavenjäger Tag für Tag mit einer doppelten Last, mag der Weg durch glühend heiße Einöden führen oder durch das am Morgen vom Thau triefende Gras, sodaß die Kälte die nackten Körper durchschauert. Die unmenschlichen Araber wissen dabei ein vortreffliches Mittel, um alle ihre Gefangenen zur Anspannung der letzten Kräfte zu zwingen. Es kommt oft genug

*) Sie findet sich im Church Missionary Intelligencer and Record vom August d. J.

vor, daß schwache Weiber auf dem Wege zusammensinken. Welches Los ihrer aber dann wartet, wissen sie nur zu gut. Unser Landsmann G. Nachtigal war auf einer seiner Reisen im Sudan einmal Zeuge davon. Er hatte wiederholt bemerkt, daß Sklavinnen auf dem Marsche zusammenbrachen und liegen gelassen wurden. Er dachte anfangs, daß sie auf diese Weise eine Beute der Hyänen würden. Aber als er bemerkte, daß immer einer der Araber zugleich eine Weile hinter dem Zuge zurückblieb, ritt auch er einige Schritte zurück. Er sah zu seinem Entsetzen, wie jener Unmensch gerade sein Messer vom Blute reinigte, mit welchem er dem Weibe die Kehle durchschnitten hatte. Doch genug davon, die Feder sträubt sich, all das Elend zu beschreiben, welches die Karawanenwege der Sklavenjäger schauen und wovon den Augen europäischer Reisender und Missionare in der Regel noch das Meiste verhüllt wird.

Es sind nach dem Urteile aller Sachkenner ausschließlich Muhammedaner, welche die Neger in die Sklaverei schleppen. Bis in unser Jahrhundert herein haben sich ja leider auch christliche Händler zu diesem fluchwürdigen Handel herabgewürdigt. Es ist bekannt, wie besonders die Portugiesen einst diesem sündlichen Erwerbe gefröhnt haben. In unsern Tagen ist jedoch bei den handeltreibenden christlichen Nationen das Gewissen etwas besser geschärft, wenngleich der Branntwein- und Opiumhandel immer noch genug des Schändlichen übrig läßt. Der Sklavenraub und Menschenhandel aber ist das traurige Monopol der Araber geworden.

Der Zusammenhang zwischen dem Islam und dem Sklavenhandel, auf welchen alle Kundigen jederzeit hingewiesen haben, liegt tief im Wesen des Islam begründet. Auch der Koran hat bekanntlich einen Missionsbefehl aufzuweisen; aber er ist grundverschieden von dem, welchen Christi Friedensboten empfingen. Der Islam soll durch das Schwert seiner Bekenner wachsen; darum ist der Religionskrieg eine der heiligsten Pflichten des gläubigen Muhammedaners. Derselbe wird in erster Linie als Eroberungskrieg geführt. Wenn ein Volk die Waffen streckt und freiwillig den Islam annimmt, so geschieht ihm kein Leides weiter. Viele Völker Nordafrikas sind in dieser Weise dem großen muhammedanischen Verbande beigetreten, welcher jetzt von der Westküste Afrikas bis tief nach Innerasien hinein reicht. Sobald aber ein Volk sich die Glaubenslehren des Islam nicht aufnötigen lassen will, wird der Religionskrieg zum Vernichtungskampfe. Ein solches Volk gebietet der Koran auszurotten; und das geschieht auch, — soweit die Eroberer nicht bei dieser Gelegenheit ihren Bedarf an Sklaven zu decken brauchen. Nachtigals Reisen in der Sahara und dem Sudan führen eine ganze Reihe von Beispielen an, wie ein Negerdorf nach dem andern von dem muhammedanischen Nachbarvolke überfallen und zerstört wurde, wobei die kampffähigen Neger fielen, die Kinder und Weiber aber in die Sklaverei geführt wurden.

Der Zusammenhang zwischen dem Islam und dem Sklavenhandel läßt sich jedoch auch noch auf einer andern Seite ganz deutlich nachweisen. Unter allen muhammedanischen Völkern findet sich die Vielweiberei; bei der schwachen Bevölkerungszunahme der islamitischen Völker aber ist es unmöglich, die Harems mit den Mädchen aus dem eigenen Volke zu füllen. Da bietet der Handel mit „Abessinierinnen", wie an den Ufern des roten Meeres die Sklavinnen ohne Unterschied genannt werden, einen willkommnen Ersatz. Dieser Zusammenhang zwischen der Vielweiberei und dem Sklavenhandel findet einen seltsamen Ausdruck in den Preisen, welche für die Sklaven je nach Alter und Geschlecht gezahlt werden. Stanley hat in seinem Reisewerke „Durch den dunkeln Weltteil" die Preise vermerkt, welche im Jahre 1876 auf dem Sklavenmarkte zu Udschidschi üblich waren. Es kostete dort

ein Sklavenknabe	v. 10—13	Jahren	64 Yards Leinwand		
„ Sklavenmädchen	„ 10—13	„	200—300 Yards Leinwand		
„ „	„ 13—18	„	300—800	„	„
„ Sklavenweib	„ 18—30	„	300—500	„	„
„ „	„ 30—50	„	40—150	„	„ = ein junger Ochse
„ junger Sklave	„ 13—18	„	60—200	„	„
„ Sklave	„ 18—50	„	40—200	„	„ = ein junger Ochse.

Diese Tabelle, welche noch in mancher andern Hinsicht grausig interessant ist, liefert einen unumstößlichen Beweis dafür, welcher Teil dieser bedauernswerten Menschenware der gesuchteste ist; je brauchbarer für den Harem des reichen Muhammedaners, um so wertvoller ist die Sklavin.

Aus dem oben Gesagten wird es ganz erklärlich, daß jedes Vorgehen der christlichen Nationen gegen den Sklavenhandel zugleich den Gegensatz zwischen Islam und Christentum wieder mehr zuspitzen mußte. In der Gegenwart sind eben dadurch und noch aus manchen andern Gründen ihre feindseligen Berührungspunkte so zahlreiche geworden, wie nie zuvor. Wenn nicht alles trügt, bereitet sich eben jetzt ein folgenschwerer Entscheidungskampf zwischen Kreuz und Halbmond in Afrika vor.

P

Gustav-Adolf-Verein und Diaspora

(Gustav-Adolf-Vereins-Litteratur) Der Bericht über die 42. Hauptversammlung zu Halle nebst den drei Festpredigten ist, wie wir bereits angekündigt, nunmehr vom Zentralvorstande Leipzig, Thomaskirchhof 25, II zu beziehen. Gleichzeitig hat der Zentralvorstand ein fliegendes Blatt (Nr. 71) mit dem Bilde der am 19. Mai dieses Jahres abgebrannten Kirche zu Drahomischl in Oesterreichisch-Schlesien, Post Schwarzwasser, ausgegeben, das die ergreifende Geschichte jener Kirche erzählt und dessen Verbreitung man sich ebenfalls wolle angelegen sein lassen.

Sodann liegen auch bereits die beiden üblichen Gustav-Adolf-Kalender auf das Jahr 1889 vor, der eine schlicht: Gustav-Adolf-Kalender benannt, aus Darmstadt in der C. F. Winterschen Buchdruckerei zu haben, in seinem 36. Jahrgange, der andere unter dem Titel: Neuer allgemeiner Gustav-Adolf-Kalender für das evangelische Deutschland, herausgegeben von Pf. Ohly, im Verlage von H. Ebbecke in Wiesbaden. Der letztere, im Preise von 50 Pf., ist etwas größer; er bringt allerlei, zum Teil aus gediegenen Federn, auch einiges aus und über den Gustav-Adolf-Verein; der andere, um die Hälfte wohlfeiler, verfolgt etwas ausschließlicher Gustav-Adolf-Zwecke. Wir würden ihn, alles in allem gerechnet, hinter den erstern mindestens nicht zurückstellen. Doch kann einigermaßen befremden, wenn das letzte Blatt — mit Vignette — fett anhebt: „Die Mutter ist es, deren forschendes Auge" und dann folgt eine lange Empfehlung von „Anker-Pain-Expeller".

H

(Gründung eines evangelischen Kandidatenhauses in Bielitz) Ueber den Stand der evangelischen Kirchen A. und H. C. in unserm verbündeten Kaiserreiche Oesterreich-Ungarn pflegen wir Protestanten des Reiches selten genügend unterrichtet zu sein. Meist kennt man nicht mehr, als was durch die Flugblätter des Gustav-Adolph-Vereins verbreitet wird. Und das sind gewöhnlich nur Unglücksbotschaften. Die meisten haben daher den Eindruck, als ginge es den Protestanten in Oesterreich durchaus schlecht. Da ist es erfreulich, von einer Feier berichten zu können, die uns einmal das Gegenteil zeigt: von der unter herzlicher Zustimmung des evangelischen Oberkirchenrats in Wien am 1. Oktober d. J. stattgefundenen Einweihung eines evangelischen Kandidatenhauses in Bielitz. Die Gründung desselben, erst im Februar d. J. beschlossen und nach sieben Monaten bereits vollendet, ist das Werk der opferfreudigen evangelischen Gemeinde in Bielitz, derselben Gemeinde, in welcher sich bereits andre vom Gustav-Adolph-Vereine nachdrücklich unterstützte evangelische Anstalten, so die segensreiche Lehrerbildungsanstalt und das Alumneum der Lauterbach-Stiftung befinden. Allerdings ist dies Kandidatenheim noch kleinen Umfanges und gegenwärtig in einem für diesen Zweck allein bestimmten freundlichen Häuschen an dem Bielitzer Kirchplatze untergebracht. Der Zweck des Kandidatenhauses ist die praktische Vorbereitung evangelischer Theologen für das Kirchenamt, namentlich mit Rücksicht auf die Aufgaben und Verhältnisse der österreichisch-evangelischen Kirche. Die Geistlichen der evangelischen Gemeinde in Bielitz, Altbielitz und Biala, sowie der Religionsprofessor an den k. k. Staatsmittelschulen in Bielitz haben die Unterweisung der Kandidaten übernommen. Dieselbe bezieht sich auf das Gesamtgebiet der praktischen Theologie, auf Pädagogik und Geschichte des kirchlichen Lebens speziell auch in Oesterreich. Die Kandidaten wohnen teils innerhalb, teils außerhalb des Kandidatenhauses. Die erstern erhalten freie Beköstigung durch die Gemeinde Bielitz. Gegenwärtig sind 4 interne und 2 externe Mitglieder eingetreten; die Oberleitung führt der verdiente Pfarrer Schur von Bielitz, ein rühriger Vertreter der evangelischen Sache in Oesterreich, Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung für Oesterreich. Wenn schon in unsern rein protestantischen Ländern die Notwendigkeit von Predigerseminarien mehr und mehr anerkannt wird, wie vielmehr in einer Diasporakirche, wo die jungen ins Amt tretenden Geistlichen oft auf meilenweite Entfernung hin ohne Kollegen, ohne Ratgeber, ohne Führer dastehen, während gerade sie doch aufs vorsichtigste in kirchenrechtlicher und interkonfessioneller Beziehung vorgehen müssen. Das Kandidatenhaus in Bielitz steht nur erst in seinen Anfängen. Gott gebe, daß es mehr und mehr wachse und zu einer Segensanstalt für ganz Oesterreich werde. Es ist auch unsrer Unterstützung wert.

P G

(Olmütz) Die evangelische Diaspora-Gemeinde Olmütz-Mährisch-Schönberg — seit 1878 selbständige Pfarrgemeinde — umfaßt

alle evangelischen Glaubensgenossen A. und H. B. deutscher Zunge im nördlichen und nordwestlichen Mähren. Ihr Grundstock besteht aus eingewanderten Arbeitern und Beamten der verschiedenen Industriebetriebe: nahezu alle Provinzen des Deutschen Reiches wie fast sämtliche Bundesteile der Schweiz sind darin vertreten. Die Zunahme der Seelenzahl schreitet in erfreulicher Weise fort; Ende 1887 waren es 850 Seelen, welche auf dem Riesengebiete von über 4000 Quadratkilometer, gegenwärtig in 88 Ortschaften, einzeln oder familienweise unter einer halben Million Andersgläubigen zerstreut wohnen.

Als Mittel- und Sammelpunkte des kirchlichen Lebens und gleichzeitig als Gottesdienstorte dienen die Städte Mährisch-Schönberg im Norden, Sternberg im Osten, Prerau im Süden und Olmütz — zugleich als Pfarrort — in der Mitte, am Knotenpunkte verschiedener Eisenbahnen; in allen diesen Predigtstationen und noch an mehreren andern Orten, ist auch ein regelmäßiger Religionsunterricht für die evangelischen Schüler der Volks-, Bürger- und Mittelschulen eingerichtet.

Während die Teilgemeinde Mährisch-Schönberg und Prerau, dank der Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins und des Kaisers Wilhelm I., dessen namhaften Spenden die Prerauer evangelische Friedhofskapelle ihre Entstehung verdankt, sich bereits seit 1874 schmucker und würdiger Gotteshäuser erfreuen, entbehrt Olmütz — trotzdem dies der älteste Teil der Gesamtgemeinde ist, wo schon 1785 Pastor Magister Riecke aus Brünn den ersten evangelischen Gottesdienst mit der Militärgemeinde gehalten hat — bei mehr als 350 Seelen bis zur Stunde einer eignen Erbauungsstätte. Denn das den evangelischen Glaubensgenossen vom Rate zu Olmütz vor nunmehr 68 Jahren zur Benutzung überlassene Gottesdienstlokal — ehemalige Privatkapelle des seither in eine Militärkaserne umgewandelten Jesuiten-Kollegiums — ist ein tiefgelegener, feuchter, kleiner und düsterer Raum, welcher sich als viel zu beschränkt erweist und wegen der unmittelbaren Nachbarschaft belebter Gassen und Kasernenhöfe der zu würdigem Gottesdienst unentbehrlichen Ruhe und Weihe ermangelt. Abgesehen von diesen Unzukömmlichkeiten, welche die Andacht der Gemeinde arg beeinträchtigen, schwebt die Gemeinde überdies auch in der ständigen Gefahr, diese Notkapelle behufs anderweitiger (militärischer) Verwendung heute oder morgen für immer zu verlieren. Es ist daher nur zu begreiflich, daß die Sehnsucht nach einer eignen, würdigen Stätte der Anbetung in der zweiten Landeshauptstadt von Mähren, wo einst die deutsche Reformation begeisterte Aufnahme gefunden und die evangelische Predigt am Anfange des 17. Jahrhunderts eine ehrwürdige Heimstätte besessen hat, immer lauter wird.

Auch ein evangelisches Pfarrhaus fehlt. Soll die Erhaltung des Pfarramtes gesichert und dasselbe in der Lage sein, seinen pastoralen Aufgaben nach jeder Richtung unbehindert gerecht zu werden, so muß die Olmützer Gemeinde baldigst in den Besitz eines eignen Gebäudes gelangen, wodurch nicht nur der Pfarrerfamilie ein Heim geschaffen, sondern auch der Gemeinde der nicht unbeträchtliche jährliche Mietzins für die Unterbringung des Pfarramtes erspart und obendrein die für Gemeindesitzungen, Unterweisung der Konfirmanden, Uebung der Schüler im evangelischen Choralgesange u. dgl. dringend benötigten Räumlichkeiten gewonnen werden würden.

Die Erkenntnis der absoluten Notwendigkeit, durch Erbauung eines Pfarrhauses und einer Kirche in Olmütz dem evangelisch-kirchlichen Gemeindeleben in der Marchveste mit ihrer stolzen fürstbischöflichen Kathedrale dauernden Bestand und gesicherte Unterlage zu gewähren, hat alle Schichten der Kirchengemeinde durchdrungen und die Opferwilligkeit einzelner mehr bemittelter Gemeindegenossen zur Begründung eines Baufonds angeregt, welcher innerhalb zweier Jahre den Barbetrag von 1600 fl. und den Subskriptionsbetrag von 805 fl. erreichte. Freilich eine verschwindende Summe für so kostspielige Werke! Opferfreudige Anspornung der eignen bescheidenen Kräfte und die Handreichung der Freunde wird mit Gottes Hilfe dennoch zum Ziele führen. H

(Intoleranz und Klerikalismus in Spanien) Zwei Protestanten sind zu Gefängnis verurteilt, weil sie auf der Straße vor der letzten Wegzehrung das Haupt zu entblößen verweigert haben; der oberste Gerichtshof hat das Urteil bestätigt, das Justizministerium sich — der Presse gegenüber — auf einen „ähnlichen" Fall berufen, in dem auch Strafe verhängt sei. Dieser „ähnliche" Fall aber bezieht sich auf einen Fanatiker, der in eine protestantische Kirche eingedrungen, die Bibel bespien und mit Füßen getreten hatte. Der katholische Pfarrer Vega läßt neben einer Aufforderung an seine Gemeinde zur Sammlung von Almosen behufs Ausschmückung der Holzfiguren in der Kirche eine Schrift gegen die seit 20 Jahren in Malaga erfolgreich wirkenden Protestanten los, worin es heißt: Die Kinder des unseligen Luther hätten nicht einen einzigen nur etwas gebildeten und achtungswerten Menschen zu sich gelockt; „der Protestantismus, der nichts als Verkommenheit und Haß ist, befindet sich in seiner eignen Heimat Deutschland und England im Sterben, er ist verkommen und verrufen!" Der protestantische Pfarrer Vila aber, der sich dieses Angriffs zu erwehren gesucht und dabei die Verehrung jener Bilder „Götzendienst" genannt und das Holz, aus dem selbige geschnitzt, mit dem Holze, das zur Krippe eines priesterlichen Pferdes dienen möge, verglichen, wurde zu 2 Jahren 4 Monaten und 1 Tag Korrektionsgefängnis verurteilt. Auch Domingo, welcher jene Holzbilder „Puppen" genannt und sich in der „Verdad" zu Teneriffa beklagte, daß diese „Puppen" sorgfältiger gekleidet würden, als die hungernden und frierenden Armen, denen der Bischof christliches Begräbnis verweigere, wenn die Sporteln nicht vorher bezahlt werden, wurde bestraft. Um dem Vorwurfe, daß durch ein Urteil, wie das gegen Vila, jede theologische Diskussion ausgeschlossen würde, zu entgehen, erklärt die Begründung, daß wissenschaftliche Erörterungen gestattet seien, nicht aber „Verletzung fremder Rechte". Der Bettelbrief und das Pamphlet des Pfarrers Vega müssen dann wohl den Richtern wissenschaftliche Erörterungen sein. Wider diese Unduldsamkeit haben die Ausländer in Malaga ein Begnadigungsgesuch an die Königin gerichtet, und eine in der zu Madrid erscheinenden Bibliotheca hispano-alemana veröffentlichte Schrift: „Die Intoleranz in Spanien" erörtert sachlich die vorstehenden Fälle. Aber was ist zu erwarten in einem Lande, in dem sich seit 1875 die Nonnen wieder verdoppelt und die Mönche versechsfacht haben, so daß nach einer amtlichen Angabe, die aber hinter der Wirklichkeit weit zurückstehen wird, Spanien heute 29 220 Klosterbrüder und 25 000 Schwestern in 179 Orden und 1330 Klöstern zählt. Ueber diese Zustände berichtet neuerdings die Kölnische Zeitung:

„Obwohl das Konkordat blos Augustiner, Franziskaner, Kapuziner und Dominikaner für die Philippinen-Inseln und nur zwei Orden für die Halbinsel gestattet, haben sich während der letzten 13 Jahre massenhaft fremde und einheimische verbotene Gesellschaften eingenistet. Jesuitenklöster giebt es nicht weniger als 22 außer den der Regierung nicht angemeldeten „Sektionen", die überall im Verborgenen blühen. Der Unterricht ist fast völlig in ihren Händen, der öffentliche wie der private, und im ganzen Lande erheben sich stolze Paläste, in denen diese und andre gesetzlich verbotene Gesellschaften Scharen von Kindern auf ihre Weise unterrichten, während für Stadtschulen jede Hilfe von derselben Stadtvertretung abgelehnt wird, die den Klerikalen geräumige Häuser anweist. Die Straßen wimmeln wieder von geistlichen Ordenskleidern, besonders von Schwestern französischer Gesellschaften; allein von den 163 Frauenklöstern in Barcelona, das wegen seiner Nachbarschaft zu Frankreich ein Mittelpunkt des klerikalen Einflusses geworden ist, sind 135 ausländische. Häufig berichten die Zeitungen von empörenden Vorgängen: reiche junge Mädchen verschwinden plötzlich in Klöstern und werden trotz aller Bemühungen den überraschten Eltern nicht wieder freigegeben. Noch kürzlich kam der Fall vor, daß ein reiches Mädchen auf telegraphischen Befehl des Bischofs den Schleier nahm, um dadurch die von den Gerichten unterstützten Schritte des Vaters zu vereiteln. Ein Catalone, der in ähnlicher Lage war, stürmte mit einigen Freunden das Kloster, bemächtigte sich seiner gestohlenen Tochter und floh ins Ausland. Auch als industrielle Wettbewerber machen sich diese Bettelgesellschaften unbequem, da sie, ohne Steuern zu bezahlen, billige Waren liefern. In Madrid giebt es Schwestern, die vollständige Kolonialwarenlager errichtet haben und die frommen Häuser mit allem Nötigen versorgen. Vielfach wird verlangt, daß diese kirchlichen „Geschäfte" zur Zahlung einer Gewerbesteuer herangezogen werden." H

Aus Ungarn

(Ungerechtigkeit gegen die evangelische Kirche) In Nummer 34 dieses Blattes wurde über das schöne Verhältnis berichtet, in welchem in Kroatien die verschiedenen christlichen Konfessionen miteinander leben. Nicht so rosig sieht es diesbezüglich im Königreiche Ungarn aus. Leider giebt sich hier die Staatsgewalt zum Schleppträger der römischen Kirche her.

Es besteht ein Erlaß des Kultusministeriums, in welchem es heißt: „Ueber die Religionen der aus gemischten Ehen stammenden Kinder verfügt § 12 des 53. G.-A. ex 1868: die Kinder folgen nach ihrem Geschlechte dem Bekenntnis der Eltern. Die logische Folge dieses Paragraphen ist, daß, wenn ein Geistlicher ein solches Kind tauft, das nach diesem Gesetze zu einem andern christlichen Bekenntnisse gehört, er dies nicht in der Matrikel seiner Kirche führen darf, sondern verpflichtet ist, diese über den Sachverhalt abgefaßte Urkunde dem zuständigen Seelsorger unverzüglich zu übersenden, damit derselbe die Geburt des also getauften Kindes in die eigne Matrikel eintrage."

Und dennoch geschieht es nicht in einem, sondern in zahlreichen Fällen, daß römische Priester sich Verletzungen gegen diesen Paragraphen zu schulden kommen lassen. Die getauften protestantischen Kinder werden einfach in katholischen Matrikeln eingetragen und dann selbst auf direkte Reklamation nicht gestrichen. Die in solchen Fällen von den Protestanten beim Kultusministerium eingereichten Klagen und Beschwerden aber zieht man Jahre lang hin oder erledigt sie niemals.

Auch die gemischten Ehen sind durch das Gesetz geregelt. Dennoch gestatten an manchen Orten die römischen Priester die Trauung nur dann, wenn sie selbst sie vollziehen. Aber dazu haben sie nach dem Staatsgesetze kein Recht. Denn die in evangelischen Kirchen eingesegneten gemischten Ehen sind ebenso gesetzlich giltig, wie die, welche in katholischen Kirchen geschlossen werden. Eine solche Verletzung bildet schon seit vier Jahren den Gegenstand eines Konfliktes. Aber das Kultusministerium hat heute noch weder Abhilfe verschafft, noch Genugthuung gewährt.

Was sollen wir ferner über die Reverse sagen, welche der römische Geistliche vom nichtkatholischen Teile bezüglich der Erziehung der Kinder im katholischen Glauben vor der Eheschließung fordert! Das Gesetz verbietet sie, ja zählt sie sogar unter die strafbaren Handlungen. Dennoch sind auch sie noch überall im Schwange, und die beim Kultusministerium auch in dieser Richtung eingereichten zahllosen Beschwerden sind noch kein einziges Mal einer ernsten Untersuchung unterzogen worden. Es fehlt auch hier gänzlich ein den Gesetzen entsprechendes Verfahren.

Dies und noch mehr sind wirkliche und drückende Beschwerden des Protestantismus in Ungarn, die unter dem jüngst verstorbenen Kultusminister Trefort, der Tertiarier des Franziskanerordens gewesen sein soll

vorkommen konnten, selbst trotz dem protestantischen Ministerpräsidenten Tisza, der allmächtig im Reichstage ist und oft mit seinem Protestantismus prahlt. J R

(Eine hochherzige Stiftung) Am 19. Oktober 1876 hatte Baron Anton Baldacsy Vertreter der elf protestantischen Kirchengemeinschaften Ungarns um sich gesammelt. In ihrer Gegenwart und unter ihrem Zeugnisse unterzeichnete der genannte Freiherr die Urkunde einer Stiftung für immerwährende Zeiten zu gunsten der ungarisch-protestantischen Kirchen. Er schenkte nämlich denselben seine etwa 10 500 Joch umfassenden Landgüter in fruchtbaren Gegenden des Landes und fügte 1877 noch sein Landgut Devavanya hinzu. Doch behielt er sich ihre Nutznießung bis zu seinem Tode vor. Die Zwecke der Stiftung sind nach dem Wortlaute des Stiftbriefes folgende drei: 1) Rettung verfallender, Unterstützung notleidender oder bauender Kirchengemeinden, 2) entsprechende Bezahlung der Bischöfe, Dotirung minder besoldeter Seelsorger, 3) Milderung der Notlage von Pfarrerswittwen und -Waisen.

Nach dem am 8. August 1878 erfolgten Tode des edlen Stifters sind die erbenden Kirchengemeinschaften in den Genuß der unter sie gleichmäßig zu verteilenden Einkünfte getreten. Nachdem die große Vermögensübertragungsgebühr von 17 487 Gulden und etliche Lasten, die auf den Gütern ruhten, beglichen worden waren, konnten von der Mehreinnahme der Stiftung im Betrage von 32 992 Gulden 83 Kreuzer im Jahre 1886 zum erstenmale 22 000 Gulden verteilt werden, so daß damals auf eine Kirche 2000 Gulden fielen. Wenn alle Schulden getilgt sein werden, wird dieser Jahresbetrag noch um ein bedeutendes steigen. — Baldacsys hochherzige That wird dem ungarischen Protestantismus, der im Vergleiche mit den überreichen Mitteln der römischen Kirche in Ungarn gar ärmlich mit Gütern dieser Erde ausgestattet ist, zu nicht geringer Stärkung und Förderung dienen. Was aber diese Stiftung noch besonders hervorhebenswert und zu einem herrlichen Zeugnis für die Macht des Protestantismus in Ungarn macht, ist der Umstand, daß Baldacsy Katholik war und dem äußern Bekenntnisse nach auch geblieben ist, während allerdings seine Sympathien voll und ganz dem evangelischen Christentume zugewendet waren. Gesegnet sei sein Andenken! J R

Aus Belgien

(Warnung vor Propaganda) Wir erhielten folgenden Brief:

Seraing, den 26. September 1888.

Geehrter Herr Redakteur,

Sie wissen, daß die allzu hoch gerühmte Wohlthätigkeit der katholischen Kirche gar oft als Netz benutzt wird, um Protestanten darin zu fangen, und so, die davon Gebrauch machen, wenigstens sehr der Gefahr ausgesetzt sind, eine Beute der Propaganda zu werden.

So z. B. hat auch die katholische Kirche ihre Mädchen- und Gouvernantenheims und Stellenvermittlungsbureaus. Wenn ein evangelisches Mädchen sich an diese wendet, wird sie gern aufgenommen und auch mit großer Liebe behandelt. Sie besonders bekommt eine gute Stelle, aber bei erzbigotten Herrschaften, welche sie zu Hause gehörig bearbeiten und sie immer wieder in das Kloster (denn gewöhnlich stehen diese „Heims" mit solchen in Verbindung) und zu den Soeurs de Charité zurück gehen lassen. Da gehört ein größeres Maß von moralischer Kraft dazu, als man bei den meisten jungen Mädchen voraussetzen kann, um nicht eine Beute der Propaganda zu werden und den Glauben ihrer Väter zu verleugnen. Leider weiß ich etwas von diesem Verfahren.

Aber nun bitte ich Sie das Wochenblatt „Fürs Haus" vom 1. September Nummer 309, das mir so eben erst in die Hand fällt, aufzuschlagen. Auf Seite 386 finden Sie einen Artikel für „Stellensuchende," in welchem denselben Häuser in verschiedenen Städten Deutschlands genannt und dann in Antwerpen, Brüssel, London und Paris, mit Couvents in Verbindung stehende „Anstalten" „bestens empfohlen" werden.

Wie? Ist denn das Blatt „Fürs Haus" ein katholisches Blatt? Oder soll es für römische Propaganda ausgenützt werden? Wenn dieses nicht so ist, wie ich hoffe, wird es von der Unparteilichkeit des Blattes nicht zu viel gefordert sein, auch solche „Heims" zu nennen und zu empfehlen, welche durch evangelische Vereine und christliche Personen ohne Propagandazwecke gegründet sind und welche durch die Monatsberichte des Vereins christlicher Lehrerinnen in Göttingen, sowie durch L'Amie des jeunes filles in Genf bekannt gemacht sind.

Was Belgien betrifft, mache ich besonders aufmerksam auf das Gouvernanten- und Mädchenheim von Fräulein Adèle Momm, Torest-Bruxelles Chaussée Neerstalle 27 und Maison Hospitalière, rue St. Pièrre in Lüttich. Ich bitte im Interesse der Sache diese Zeilen in Ihrem Blatte aufzunehmen, wie es erwünscht wäre, daß andre christliche Blätter dieselbe übernähmen.

Mit Hochachtung Ihr ergebener R. Peterson
Pastor in Seraing.

Verschiedenes

(Fürst Bismarck Doktor der Theologie) Die theologische Fakultät zu Gießen hat dem **Fürsten von Bismarck** am 10. November, als am Geburtstage D. Martin Luthers, die **theologische Doktorwürde** verliehen und dem Diplom folgendes Elogium eingefügt:

Illustrissimo principi Ottoni de Bismarck imperii germanici cancellario, viro magno unico, qui tribus imperatoribus singulari cum fide operam et quasi vitam suam dicavit, dicat impavido indefesso, qui timet neminem praeter deum eiusque numine res humanas regi pie confidit

consiliario summo spectatissimoque regum Borussiae evangelicorum atque evangelii ubicunque protectorum, qui diligenter providet, ut ex sua natura et indole non ad exemplum alienam et perniciosum ecclesia nostra regatur

reipublicae gerendae scientissimo atque peritissimo qui societatis humanae angustiis miseriisque unum credit remedium paratum esse in religione christiana, ea quae non verbis sed amore et opera quae animo et voluntate, non vana cogitatione contineatur

universitatum Germaniae omnium amico prudentissimo et praecipue theologorum evangelicorum ordinibus dilectissimo ob libertatem eorum fortiter vindicatam, qua sublata ii evangelio et ecclesiae recte servire nequeunt.

In deutscher Fassung:

„Dem hohen einzigartigen Manne, der drei Kaisern in unvergleichlicher Treue sein Leben zu Dienste geweiht hat und noch weiht, nie verzagt, nie zu ermüden, niemanden fürchtend als Gott und dessen Walten in den Geschicken der Völker demütig vertrauend;

Dem leichbewährten vornehmsten Ratgeber der evangelischen Könige von Preußen, der erlauchten Stützen der evangelischen Sache in aller Welt, welcher darüber wacht, daß die evangelische Kirche gemäß ihrer Eigenart und nicht nach fremdartigem, für sie verderblichem Vorbilde regiert werde;

Dem tiefblickenden Staatsmanne, der erkannt hat, daß die christliche Religion allein Heil bringen kann der sozialen Not, die christliche Religion, die ihm die Religion der thatkräftigen Liebe nicht der Worte, des Herzens und Willens, nicht der bloßen Spekulation ist;

Dem einsichtigen Freunde aller deutschen Universitäten, der zumal den evangelisch-theologischen Fakultäten teuer geworden ist durch die Entschlossenheit, mit welcher er für die Freiheit derselben eingetreten ist, ohne welche sie dem Evangelium und der Kirche nicht dienen können."

(Ein vogtländisches Reformationsfestspiel) Vor kurzem erschien: Reformationsfestspiel. Die Einführung der Reformation in Plauen im Vogtland, von Julius Vogel, Diakonus in Plauen (Gotha, Perthes, 1888; 1,20 Mk.), ein Werkchen, auf das hier gern empfehlend aufmerksam gemacht wird. Dasselbe verdient wohl, den aus Anlaß des Lutherfestes von 1883 erschienenen Lutherfestspielen von Devrient, Herrig und Trümpelmann an die Seite gestellt zu werden. Zwar ist für den Vollgenuß des in vier Aufzügen wohlgegliedert dargebotenen Stoffes eine genauere Kenntnis der Ereignisse erwünscht, die der Einführung der Reformation in der Hauptstadt des Vogtlandes und in dieser ganzen Landschaft vorausgingen; auch kann man nur so richtig beurteilen, inwieweit geschichtliche Wahrheit und inwieweit Dichtung in dem Festspiele bezüglich alles dessen vorliegt, was als inneres Getriebe, als Werk hinter der Bühne bei der Einführung protestantischen Kirchentums und evangelischen Lebens im Vogtlande anzusehen ist. Weiter ist von vornherein ins Auge zu fassen, daß in jenen Lutherfestspielen der große Reformator selber der Held ist, der kämpfend und siegend im Mittelpunkte des Ganzen steht und der Sonne gleich mit den erleuchtenden und erwärmenden Strahlen seines hellen Geistes und seines tiefen Gemütes überall in deutschen Landen neues, echt christliches Leben weckt, während bei Vogel in Raute nur die Wiederspiegelung des gewaltigen Seelenkampfes jenes edelsten deutschen Geisteshelden dargeboten wird. Gleichwohl kann ein solches Seitenstück gerade wegen seiner Beschränkung auf einen engeren Kreis nur als eine dankenswerte Ergänzung der großen Hauptbilder mit Freude entgegengenommen werden, und zwar gewiß auch von weitern Kreisen, als denjenigen, für die es naturgemäß zunächst bestimmt erscheint. Denn auch als „Buchdrama" wird es in und außer dem Vogtlande ohne Zweifel alle die befriedigen, welche sich gern mit tiefer eindringendem Verständnisse in die gährenden Zeiten der beginnenden Kirchenreformation versetzen. Vielleicht findet das Vorgehen Vogels Nachahmung, die er selber wünscht; an hervortretenden Personen, an „Helden" und dramatisch darstellbarem Stoffe dürfte derselbe bedeutungsvolle Zeitraum bei noch mancher andern deutschen Stadt oder Landschaft Ausbeute genug ergeben. Es gehört allerdings eine nicht geringe Selbstbescheidung dazu, den Helden eines kleinern Wirkungskreises zum Gegenstande liebevoller Forschung und begeisternder Darstellung zu machen. Vogel hat unsers Erachtens seine Aufgabe in trefflicher Weise gelöst. An Volkstümlichkeit dürfte es dem Herrigschen Festspiele nicht nachstehen. Wünschen wir daher mit ihm, daß sein Festspiel auch an seinem Teile dazu beitragen möge, „die Liebe zur Geschichte und Kirche der Reformation zu stärken, das evangelische Bewußtsein zu heben und unser kirchliches Leben zu kräftigen." Pr

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Dritte, durchgehends neu bearbeitete Auflage!
Biblisches Wörterbuch für das christliche Volk.
Herausgegeben v. H. Zeller.
Mit 7 Karten. 2 Bände (90 Bogen Lex. 8.) ℳ 10.—, in 2 soliden Halbfranzbänden ℳ 12.—.
Ausführlichstes und anerkannt bestes Nachschlagebuch für Bibelfreunde.
H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von H. Richters Verlags-Buchhandlung in Berlin SW., und des Rauhen Hauses in Hamburg.

Nr. 48 Leipzig, den 25. November 1888

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Zum Totensonntag — Der Brief des Paulus an die Philipper — Die gegenwärtige Kampfstellung zwischen Christentum und Islam in Afrika — Der heilige Rock zu Trier — Ist der Altkatholizismus eine evangelisch-reformatorische Bewegung?: Zur Entgegnung — Unsre Leser — Verschiedenes: Ludwig Richter-Denkmal; Prozeß Talgenberg gegen Peter in Halle — Anzeigen

Zum Totensonntag

Darum ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. (Hebräer 4, 9). —

Am Totensonntag wallfahrtet das Christenvolk zu den Grabhügeln seiner Lieben. Wer sich nicht selbst an den Ort stellen kann, der die irdische Hülle seiner heimgegangenen Teuren deckt, wird an diesem Tage wenigstens im Geiste ein Friedhofsbesucher. Noch einmal zieht an uns das Bild derer vorüber, die wir verloren, besonders derer, die wir im letzten Jahre zur Ruhe brachten. Einer hat mehr in die kühle Erde gelegt als der andre: jener bestattete zerbrochenen Herzens die Gattin, die ihm seines Lebens Sonne war; diese nahmen dankbar Abschied von einem alten guten Vater, der ihnen von Jahr zu Jahr immer noch teurer ward; noch andre thaten einen letzten Blick auf Kinder, Brüder, Schwestern, Freunde, Wohlthäter, die inmitten der Kränze der Liebe so sanft schlummerten, als sollten sie hier auf Erden noch einmal erwachen. Wer weiß, wieviele der treuen Freunde unseres Blattes auch an diesem Totensonntage eines frischen Grabes gedenken? Und wer keinen Genossen des eigensten Lebens vermißt, trauert doch mit um die Schar edler Wohlthäter, unermüdlicher Wahrheitsforscher, unvergeßlicher Helferinnen, die unser ganzes Volk erbleichen sah. Und trug man nicht seit dem vorigen Totensonntage zwei Särge aus dem Kaiserhause in die stille Gruft, hohe Gründer unseres Reiches?

Nun ist für sie alle dieses Lebens Kampf und Hast zu Ende. Die Arbeit ruht; der Kopf muß nicht mehr denken, die Hand muß nicht mehr schaffen, die Seele zittert nicht mehr in Freud und Leid. Vorbei sind Zweifel, Sorgen, Schmerzen aller Art; vorüber ist die wunderliche Unruhe gerade dieser unsrer Zeit; der Sturm verwehte, die Wellen legten sich; es trat Stille ein; es ward ruhig, ganz ruhig. Der Tod ist die vollkommenste Stille, das Aufhören der Bewegung und des Lebens.

So sehr nun auch diese Stille nach dem Streite des Lebens in manchem Falle als Gnadengeschenk zu begrüßen ist, als Erhörung der Bitte: Mach End, o Herr, mach Ende mit aller unsrer Not, — so wenig kann es doch dem Menschenherzen auf die Dauer und im allgemeinen genügen, das Grab als den Hügel des ungebrochenen Schweigens, der ewigen Stille anzusehen. Die Grabesruhe allein ist nicht die Ruhe unsrer Sehnsucht. Wir suchen noch eine andre bessere Ruhe, und darum lesen wir voll freudigen Hoffens das Schriftwort, daß noch eine Ruhe vorhanden ist dem Volke Gottes.

Wenn der Hebräerbrief dieses noch eine Ruhe ausspricht, denkt er zurück an das alte Volk Gottes, das nach dem Druck Aegyptens und den Sorgen der Wüste im heiligen Lande Ruhe suchte und doch nicht fand. So soll es dem Volke des neuen Bundes nicht wieder geschehen. Nach der Wüstenwanderung durch diese geringe Welt ist vorhanden ein Land der wahren Ruhe, ein heiliges, gelobtes Land, wo mehr fließt als Milch und Honig, wo Gott seine Hütte unter uns haben wird, und wir werden sein Volk sein, und er will unser Gott sein.

Immer wieder wird gesungen und gefragt: Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh? Und immer wieder muß geantwortet werden: Hier ist sie nicht; die Heimat der Seele ist droben im Licht! Unsre lieben Toten würden die wahre Ruhe auch dann nicht auf Erden haben finden können, wenn sie noch lange Jahre mit uns hienieden gewandelt wären; denn wahre Ruhe ist Teilnahme an der Ruhe Gottes. Der Hebräerbrief fährt fort: Wer zu seiner Ruhe gekommen ist, der ruhet auch von seinen Werken, gleichwie Gott von seinen.

Gottes, des Ewigen und Lebendigen Ruhe, ist das vollkommene Gegenteil von Bewegungslosigkeit. Alles in Gott ist Thätigkeit; er denkt, will, thut ohne Ende; von seiner Lebendigkeit her kommt erst alles Leben, was in der Welt ist. Aber mitten in einer Thätigkeit, deren Umfang aller Menschen Sinnen niemals auch nur ahnen kann, verliert er nie die unerschütterliche Harmonie seines Wesens. Er bleibt, wie er ist, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, ewig gleiche Treue, Wahrheit und Liebe. Ihn rührt kein Zweifel; ihn stört nie Reue; er hat nicht Sorge und Bangen, wie das gebrechliche, enge Herz der Menschen. Und von diesem ewigen Ruhigbleiben in der Thätigkeit will Gott gnädiglich geben an die Erlösten seines Sohnes.

Von dieser wahren Ruhe schreibt die Offenbarung das Wort: Ich hörte eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe! Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach. — Selige Ruhe! die Mühe ist vorüber; die Aufgaben stehen nicht mehr wie Berge vor den Begnadigten; die Werke folgen nach wie Diener, sie gehen nicht voran, wie Gebieter; das Ideal ist erreicht. Worum die Seele auf Erden rang und betete, das wird ihr im Himmel ohne Kaufpreis geschenkt. Hier war die Heiligkeit eine unersteigliche Höhe, dort ist sie der feste Boden, auf dem Gottes Kinder stehen. Hier ist Klarheit über Gottes ewigen Rat ein nie ganz erfüllter Wunsch, dort aber werden die Seligen eilen von einer Klarheit zur andern. Die Wünsche und Gebete, die Hoffnungen und Weissagungen sind zur Ruhe gekommen.

Darum ihr, die ihr um heimgegangene Christen trauert, lasset auch euer Herz zur Ruhe kommen! Wollen wir unruhig sein um solche, für welche Gottes Ruhe bestimmt ist? Wollen wir sie durch unsre Unruhe gleichsam nochmals niederziehen in das ruhelose Gewoge unseres Herzens und irdischen Lebens? O nein! Auch in unsrer Seele sollen die von uns genommenen Lieben ein Stück Gottesruhe empfangen. Manche Einzelheiten

ihres Daseins entschwinden allmählich unserm Gedächtnisse; aber das Gesamtbild bleibt, als ein friedlicher hoffnungsfreudiger Eindruck, eine stille Weissagung auf das Wiedersehen in der Ruhe und im Lichte. F N

Der Brief des Paulus an die Philipper

18. Kapitel 4, 21—23

Grüßet einen jeden Heiligen in Christus Jesus. Es grüßen euch die Brüder, die mit mir sind; es grüßen euch alle Heiligen, insbesondre die aus des Kaisers Hause.

Die Gnade des Herrn Jesu Christi sei mit eurem Geiste. —

Es ist unzweifelhaft, daß Paulus seine Briefe zu diktiren pflegte. Einmal (Röm. 16, 22) nennt sich der Schreiber indem er den Grüßen von andern Brüdern seinen eignen beifügt. In andern Briefen bezeichnet es Paulus am Schluß ausdrücklich, wenn er selbst zur Feder greift: 1. Kor. 16, 21. Gal. 6, 11. Kol. 4, 18. Unverkennbar ist der gedrängte, abgerissene Stil dieser eigenhändigen Zuschriften, namentlich in den beiden erstgenannten Briefen, wo sie sich zu mehreren markigen Machtsprüchen erweitern. Darnach darf man wohl auch in den gedrängten Schlußsätzen von 1. Thess. 5, 25 ff. und 2. Kor. 13, 11 ff. solche eigenhändige Zuschriften erkennen. Nach dieser Sitte werden wir auch in den obigen Worten des Apostels eigene Hand zu vermuten berechtigt sein, zumal die allgemeine Wunschformel, welche vorherging, einen Abschluß darstellte. Freilich vermissen wir dann in unserm Briefe schmerzlich einen unmittelbar aus des Apostels Feder geflossenen Ausspruch. Um so gewichtiger aber werden dann die Grüße; in sie faßt er alles, was er noch sagen will. Zuerst bietet er seinen persönlichen Gruß, und zwar entbietet er ihn jedem einzelnen Heiligen, während er sonst zu schreiben pflegt: grüßet einander oder grüßet die Brüder alle. Darin liegt zum letztenmal ein Zeugnis des ungetrübt und ausnahmslos herzlichen persönlichen Verhältnisses des Apostels zu jedem einzelnen Mitgliede der Gemeinde in Philippi. Es entspricht genau der Eigentümlichkeit der Adresse, in welcher nicht wie sonst, wenn er an seine Stiftungen schreibt, „die Gemeinde", sondern „alle Heiligen" begrüßt werden. Auch darin giebt er diesem seinem letzten Gruße eine besondre Weihe, daß er, wie sonst nirgends, ihn ausdrücklich knüpft an Christus Jesus als den, in dem sie eins sind und der dem Gruße seine wahre Bedeutung leiht.

Daran schließt er die Grüße von seiner unmittelbaren Umgebung, vor allem also seinen Gehilfen und sodann denen, welche ihm seine Gefangenschaft erleichtern. Brüder nennt er sie trotz dem früheren schmerzlichen Urteile, daß er keinen habe, der dem Timotheus gleichgesinnt sei in selbstloser Sorge für die Philipper; er beweist damit ebenso seine christliche Milde, als unser Recht, jenes Urteil nicht ganz allgemein in seiner vollen Schärfe zu verstehen, sondern nur auf das Interesse für die ferne mazedonische Gemeinde zu beziehen und aus den höchstgespannten Anforderungen der Liebe des Apostels zu jener Gemeinde zu deuten. Zum Teil mögen die Philippischen Christen diese Brüder von früher her persönlich gekannt haben. Nun fügt aber Paulus auch noch Grüße bei von allen römischen Christen, insbesondre von denen aus des Kaisers Hause. Damit ist nicht gesagt, daß die letztern, so wie sie bezeichnet sind ohne jeden Zweifel einfache Leute aus der Hausdienerschaft im Kaiserpalast, den Philippern müßten persönlich bekannt gewesen sein. Vielleicht bildeten sie eine Gemeinde für sich, von deren Zukunft Paulus Besondres erwartete; vielleicht stand einzelnen derselben in Aussicht, in der römischen Koloniestadt Philippi bald eine Versorgung zu finden; vielleicht will Paulus auch durch diesen Gruß den Philippern nur, was er ja heute noch für uns bedeutet, in anspruchsloser Schlichtheit ein Zeugnis geben von dem wachsenden Erfolge des Evangeliums in Rom, von dem er ihnen ja im Anfange seines Briefes erzählte.

Diese Grüße aber bedeuten im Sinne des Apostels überhaupt mehr, als sie unmittelbar sagen. Sie treten darum auch in andern Briefen nachdrücklich hervor. Bald sind es die Heiligen oder Brüder alle, bald sogar die Gemeinden alle (1. Kor. 16, 19. 20. 2. Kor. 13, 12. Röm. 16, 5. 16), die da grüßen. Manchmal werden auch, wie hier, Grüße von einzelnen Gliedern oder Kreisen der betreffenden Gemeinde, von welcher aus der Brief geschrieben ist, beigefügt (2. Kor. 16, 19. Röm. 16, 21—23. Kol. 4, 10—14). Damit will Paulus ein geistiges Band schlingen um die verschiedenen Gemeinden, das Gefühl und Bewußtsein der Zusammengehörigkeit „als die Unbekannten und doch bekannt" (2. Kor, 6, 9) wecken und stärken. Denselben Zweck hat es, wenn er nicht allein als Absender seiner Briefe erscheinen will, sondern Genossen von sich, ja im Briefe an die Galater alle Brüder, die bei ihm sind, als Mitverfasser an die Spitze stellt. Die Briefe stellt er damit in den Dienst seines großen Gedankens, alle Christen aller Orten zu einer Einheit zu verbinden. So entschwindet diesem Geiste über dem Einzelzwecke nie der große letzte Zweck aus dem Auge. Diesem Zwecke entsprach auch die Anordnung, daß die Briefe auch anderwärts sollen mitgeteilt werden (Kol. 4, 16. 1. Thess. 5, 27), und die Erweiterung ihrer Adresse, wie wir sie in den beiden Korintherbriefen finden, deren zweiter ausdrücklich gerichtet ist an alle Heiligen der ganzen Provinz Achaia, deren erster sogar neben der Gemeinde Gottes in Korinth allen zugeeignet ist, die den Namen unseres Herrn Jesus Christus anrufen aller Orten, bei ihnen wie bei uns (2. Kor. 1, 1. 1. Kor. 1, 2). Derselbe Gedanke muß Paulus auch bei Abfassung unseres Philipperbriefes vorgeschwebt haben. Denn nur aus ihm erklärt sich genügend die darin sich findende Wendung: Auch ihr wisset ja wohl, ihr Philipper, daß ihr mir seinerzeit beigestanden u. s. w. (4, 15. Vgl. letzten Artikel). Dies kann nur auf andre Gemeinden blicken, die sich über das Verhältnis zwischen Paulus und Philippi ihre Gedanken gemacht haben.

Aber diese letzten Beobachtungen führen noch weiter. Paulus war sich bewußt, seine Briefe nicht nur zu schreiben für die betreffende Gemeinde und die betreffenden Verhältnisse, sondern in ihnen Wahrheiten niederzulegen, die allgemeine Giltigkeit haben. Er hat sie von seiner hohen Warte aus mit Bewußtsein geschrieben an die Gemeinde Gottes, jene unbegrenzte alle Gläubigen umfassende geistige Einheit, welche die Reformatoren die unsichtbare Kirche nannten, an die Christenheit.

Und was er so ihnen zu sein aufgetragen, das sind sie auch geworden; nicht nur in der ersten schweren Krise der Heidenkirche drei Menschenalter später, als die entfesselte Triebkraft griechischer Ideen und Phantasien des Apostels großes Werk zu zersprengen drohte, das Band der Einheit, das die Christenheit zusammenschloß, sondern auch — ob auch damals nur in thesi, denn die neue Zeit vermochte den alten Paulus nicht entfernt mehr zu begreifen — für alle Zukunft die Richtschnur der Wahrheit, an der alles echte Christentum sich als solches erweisen sollte. Man hat gewähnt, weil man den „Beweis des Geistes und der Kraft," auf den Paulus allein sich berief, nachzuerleben und so zu erproben nicht mehr den Mut hatte, ihm oder seinen Briefen für jenen Beruf eine außerordentliche wunderbare Vollmacht zuschreiben zu sollen, die man sich dann wieder statt geistig, mechanisch vermittelt dachte. Aber man hat den Apostel dadurch nur aus dem Flusse der Ereignisse und aus der lebendigen Luft echter Menschlichkeit auf einen Isolirschemel erhoben, durch den er gerade seiner eigentümlichen Größe und seiner packenden Wirkungskraft beraubt wurde. An die Stelle des Mannes voll heiligen Geistes trat ein Buch, das der heilige Geist diktirt hat. Trotz dem war es dieser Brief-Paulus, der eine unermeßliche, segensreiche Wirkung geübt hat in der Geschichte des Christentums nicht nur für den einzelnen schlichten Frommen durch seine einzelnen Sprüche, sondern für die Entwicklung der weltgeschichtlichen Erscheinung des Christentums durch die in seinen Briefen bezeugte Gesamtauffassung desselben. Er hat immer wieder das Christentum gegenüber allem Moralismus als Religion, gegenüber allem religiösen Mechanismus als individuelles geistiges Leben, gegenüber allem Formelzwang als geistige Freiheit, gegenüber aller Selbsterlösung und Werkgerechtigkeit als die Botschaft von der Gnade, gegenüber allem reinen Idealismus als gebunden an die Thatsache der Erscheinung Christi vor Verflachung und Entleerung gerettet. Alle Epochen kirchlicher Erneuerung verdanken ihm den Anstoß. Auch heute gilt es, auf ihn zurückzugehen. Aber bei vertieftem

Sinn für die Kräfte, die sich am ursprünglichsten nicht in Reflexionen, sondern in den geschichtlichen Thatsachen beurkunden, und geläutertem Verständnis für die geistigen, hier vor allem religiösen Thatsachen im Unterschiede von ihrer zeitlich bestimmten Vorstellungs- und Darstellungsform wird es uns, wenn Gott uns noch einmal eine Erneuerung schenken will, gelingen, noch reiner und reicher des Segens dieses Größesten nach dem Einzigen, der uns wie kein andrer jenes Einzigen, seines Herrn, Geist und Kraft erschließt, froh zu werden. Dann wird er wieder klingen durch die Christenheit, jener Segensgruß, mit dem er seine Briefe schloß und in dem er zusammenfaßte, was seiner Botschaft Kern war: Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus sei mit eurem Geiste, oder wie er ihn dereinst den Korinthern gegenüber noch feierlicher und voller ausgeführt hatte: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen! v S

Die gegenwärtige Kampfstellung zwischen Christentum und Islam in Afrika

Bis in unser Jahrhundert herein wehte das Banner des Halbmonds unangefochten über den Ländern Nordafrikas, welche einst die Sarazenen in so unglaublich kurzer Zeit der christlichen Kirche entrissen hatten. Napoleons Zug nach Egypten bezeichnet den Anfang in der rückflutenden Bewegung der christlichen Kultur zu den unter der arabischen Herrschaft erstarrten Völkern am Südufer des mittelländischen Meeres. Von England und Frankreich, als den zunächst interessirten Mächten, ist seitdem der Hauptvorstoß gegen die Herrschaft des Islam in Nordafrika geführt worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Christentum auf der ganzen Linie von Egypten bis Marokko beständig Fortschritte macht; es geschieht dies aber in jener stillen Weise, welche für die Berührung zwischen christlichen und muhamedanischen Länderkomplexen so bezeichnend ist. Eben so still verschwand einst der Islam aus Spanien, eben so langsam und ohne Blutvergießen erobert gerade jetzt das Christentum die Balkanhalbinsel. Infolgedessen können wir kaum von einer Kampfstellung zwischen Christentum und Islam in Nordafrika reden; es ist vielmehr eine dem Wesen des Christentums ganz entsprechende friedliche Eroberung, welche sich mit Notwendigkeit vollzieht, indem die tiefer stehende Kultur der höhern weichen muß, sobald Gewaltmaßregeln nicht mit ins Spiel kommen können.

Die Verluste nun, welche der Islam in der neuern Zeit bei der Berührung mit der christlichen Welt in dieser Weise erleiden mußte, drängten auf eine Ausdehnung nach der andern Seite hin. Innerafrika bot dafür bis in unser Jahrzehnt herein die günstigste Gelegenheit. Die dort wohnenden Negervölker standen in Hinsicht auf ihre Kultur weit unter den islamitischen Völkern, und ihre Spaltung in unzählige, meist feindselige Stämme begünstigte in außerordentlicher Weise die Ausbreitung des Islam durch das Schwert. Auch das bedeutende Handelstalent, welches die Araber schon infolge ihrer semitischen Abstammung besitzen, kam ihnen hierbei nicht wenig zu statten. So ist es gekommen, daß Missionare und Afrikareisende in letzter Zeit wieder alarmirende Nachrichten von starken Fortschritten des Islam in Afrika brachten. Mögen auch die Zahlen übertrieben sein, welche zumeist von den der christlichen Mission feindlichen Männern über die Erfolge der muhamedanischen Mission unter den Negervölkern verbreitet wurden: eine Zunahme des Islam auf der ganzen Linie vom Sudan aus nach Süden hin läßt sich bei unsrer täglich sich erweiternden Kenntnis der dortigen Verhältnisse jetzt mit Sicherheit feststellen, mag das nun durch grausame Eroberungszüge der Araber geschehen, wie sie Nachtigal beschrieben hat, oder durch den bedeutenden Einfluß, welchen arabische Händler an ihren Hauptansiedlungen ausüben.

Auf den Religionskarten der Erde finden wir in der Regel die südliche Grenze des Islam in Afrika in der Weise angegeben, daß sie von der westlichsten Spitze Afrikas in Senegambien sich etwa in gerader Richtung nach Abessynien zieht, um von dort aus nach Süden umzubiegen und bei Zansibar die Ostküste zu erreichen. In der That sind nur die nördlich von dieser Linie wohnenden Völker als rein muhamedanische anzusehen; aber die zunächst angrenzenden Länder sind von arabischen Vorposten wie übersäet. In Westafrika dringen vereinzelte muhamedanische Händler schon bis an die Gold- und Sklavenküste vor und suchen den Handel der seit Alters dort verkehrenden europäischen Kaufleute an sich zu ziehen. Aber noch viel fester als dort haben sie sich in Innerafrika und Ostafrika eingenistet.

Nachdem vor etwa hundert Jahren die portugiesische Herrschaft an der Ostküste Afrikas in Verfall geraten war, traten die Araber, durch den Iman von Maskat geführt, an ihre Stelle. Ihr Hauptstützpunkt wurde Zansibar, von wo aus der arabische Unternehmungsgeist bald strahlenförmig verschiedene große Handelswege nach dem Innern des unbekannten Erdteils legte. Langsam schoben sie eine Station nach der andern vor, indem sie Verträge mit den Häuptlingen schlossen und etwaigen Widerstand mit Hilfe ihrer guten Feuerwaffen brachen. Auf diese Weise sind sie im Laufe der Jahre bis an die großen Seen, ja noch darüber hinaus vorgerückt. Eine der wichtigsten Handelsstraßen geht von Zansibar nach dem Tanganjika-See, auf welcher die berühmten arabischen Niederlassungen von Tabora in Unianiembe und Udschidschi an dem genannten See liegen. Von dort aus ist auch schon die Verbindung nach dem Kongo hergestellt, an dessen oberem Laufe bekanntlich der Händler Tippu Tip sein Wesen treibt. In ähnlicher Weise haben wir uns die ganzen Länderstrecken zu beiden Seiten des Aequators von Arabern besiedelt vorzustellen. Angesehene arabische Händler, von denen viele eine den einheimischen Fürsten mindestens gleichkommende Macht besitzen und an Bedeutung nicht viel hinter dem zufällig sehr bekannt gewordenen Tippu Tip zurückstehen, bilden die Mittelpunkte dieser muhamedanischen Kolonien.

In diesen Landschaften ist, wie gesagt, der Islam nicht die vorherrschende Religion; einige sehr kriegsluftige Negervölker, wie die Massai und Somali, wissen ihre Selbständigkeit sogar sehr gut zu wahren. Aber die Araber bilden an den Hauptpunkten der Verkehrswege ganz unverkennbar die Aristokratie. Sie wissen den Häuptlingen zu imponiren und an ihren Höfen arabische Kleidung und arabische Sitten einzubürgern. Sobald sie das einmal erreicht haben, fangen sie auch an, eine gewisse religiöse Propaganda zu treiben. Den so bekannt gewordenen König Mtesa in Uganda hatten sie z. B. bei der Ankunft der christlichen Missionare gerade so weit, daß er Muhammedaner werden wollte. So treiben sie im Osten eine verhältnismäßig friedliche Mission, während die Ausrottung oder die Bekehrung mit dem Schwerte weiter im Innern, in den südlichen Teilen des Sudan und im Kongobecken, wie oben erwähnt, eine weit größere Rolle spielt.

Zu dieser seit mehreren Jahrzehnten in langsamem Fortschreiten begriffenen Propaganda trat im Anfange unsers Jahrzehnts ein Ereignis, welches für die schnellere und ungehemmte Ausbreitung des Islam sehr bedeutsam werden sollte. Das war der Aufstand des Mahdi. Es lag gerade damals die Wahrscheinlichkeit nahe, daß der östliche Teil des Sudan christlichen Einflüssen erschlossen würde. Da brach der Aufstand los, welcher für lange Zeit die Befreiung jener Länder von der Geißel des Islam hinausgeschoben hat. Nun kam zu der arabischen Handelspolitik noch der religiöse Fanatismus, in welchem der jetzige Führer der Aufständischen, der Kalif Abdullah hinter dem inzwischen gestorbenen Mahdi durchaus nicht zurückzustehen scheint. Die Bewegung wuchs lawinenartig, als die Muhammedaner die grüne Fahne in den heiligen Kampf ziehen sahen und wandte sich vor Allem den am meisten bedrohten Punkten im Herzen der muhammedanischen Welt am obern Nil zu, welche dann auch bald in den fast unbestrittenen Besitz der Aufständischen zurückfielen. Der heldenmütige und für das christliche England so beschämende Tod Gordons in Khartum bezeichnete den letzten folgenschweren Sieg des Mahdi. Aber noch blieb ein Bollwerk christlicher Kultur im Sudan stehen, welches von einem der treuesten Offiziere Gordons gehalten wurde. Unser Landsmann Dr. Schnitzer (Emin Pascha) be-

hauptete sich gegen den feindlichen Ansturm in dem weit südlicher unter 3° nördlicher Breite gelegenen Wadelai am Nil. Mag es auch wahr sein, was neuere Zeitungsnachrichten entgegen einer früheren Notiz unseres Blattes über Dr. Schnitzers Religion melden, daß es mindestens sehr fraglich ist, ob derselbe sich zum christlichen Glauben bekennt: das ist doch keine Frage, daß derselbe augenblicklich als der einzige in jenem Teile Afrikas die christliche Kultur gegenüber den arabischen Horden mit den Waffen vertritt. Und aus diesem Grunde ist und bleibt er der unsere, und es ist die Pflicht des christlichen Europa und in erster Linie seines christlichen Vaterlandes, ihm zu helfen, wenn ihm noch zu helfen ist, und ihn auf seinem schwierigen Posten zu stärken. Ist Emin Paschas Widerstand gebrochen, so werden sich die Araber im Süden, welche inzwischen aus Händlern zum großen Teile Kämpfer geworden sind, ungehindert mit den Scharen des Kalifen verbinden, und dann bleibt vielleicht für unabsehbare Zeit das Eindringen christlicher Kultur in Mittelafrika verwehrt. Daran mag man die Wichtigkeit des Unterstützungszuges für Emin Pascha, welcher leider in letzter Stunde aufgeschoben werden mußte, erkennen.

Doch welche Stellung hat das Christentum an der Südgrenze der muhammedanischen Propaganda eingenommen?

Hier gebührt der Ruhm, den ersten Vorstoß gegen die Ausbreitung des Islam unternommen zu haben, der christlichen Mission; und zwar waren es deutsche Männer, welche von der Zanſibar-Küste aus zum erstenmale das afrikanische Festland betraten, um die Segnungen des christlichen Glaubens dorthin zu verpflanzen. Die beiden Württemberger Krapf und Rebmann standen im Dienste der Englischen Kirchlichen Mission, als sie auf einer Rekognoszirungsreise von ihrer Station Mombas aus die Schneeberge Kilima Ndscharo und Kenia entdeckten und zugleich die erste Kunde von den sich immer weiter ausdehnenden arabischen Handelswegen nach Europa brachten. Das geschah vom Jahre 1848 ab. Seitdem ist die genannte Missionsgesellschaft unermüdlich thätig gewesen, ihre Stationen in das unbekannte Innere hinein vorzuschieben. Sobald durch Afrikareisende neue Gegenden erschlossen waren, zogen auch Missionare dorthin, an deren Niederlassungen bald das Kreuz aufgerichtet wurde, um dem Halbmonde den Platz streitig zu machen. Wir brauchen da nur an jene kühne That der Englischen Kirchlichen Mission zu erinnern, welche auf Stanleys Aufforderung hin schon 1877 ihre erste Station am Nordufer des Victoria Njanza in der Hauptstadt des Königs Mtesa errichtete und den Weg dorthin für ihre Missionare durch Anlage der vier Zwischenstationen Mamboia, Mpwapwa, Uyui und Msalala sicherte. Zu gleicher Zeit schob die Londoner Mission ihre äußersten Vorposten bis an den Tanganjika-See. Udschidschi mit seinem berüchtigten Sklavenmarkte wurde dort ihre erste Station. Sie reichten von hier aus einer dritten englischen Mission die Bruderhand, nämlich der durch einen Aufruf Livingstones entstandenen schottischen Livingstone-Mission, welche sich unbeschadet ihres geistlichen Charakters mit einer Handelskompagnie zur Begründung eines gesetzmäßigen, nach christlichen Grundsätzen geführten Handels in Verbindung setzte. Sie nahm ihren Sitz am Njassa-See, indem sie auf dem Wasserwege des Sambesi und Schire die Verbindung mit der Küste unterhielt.

Schon diese kurze Uebersicht über die wichtigsten vorgeschobenen Posten der evangelischen Mission in Ostafrika zeigt, wie energisch man von dieser Seite daran ging, dem nach Süden fortschreitenden Islam die Wege zu verlegen. Daß den arabischen Händlern von Anfang an diese christliche Gegenströmung fühlbar war, kann man am besten ermessen, wenn man die ausführlichen Berichte jener Missionare liest, die von den beständigen Intriguen der Araber gegen ihre Stellung zu berichten haben. Die Ermordung des Bischofs Hannington in Uganda und die daran sich schließende Christenverfolgung daselbst waren nur die blutigen Früchte solcher arabischer Verdächtigungen.

Aber die Missionsstationen in Ostafrika wuchsen nach dem Vorgehen der ersten Pionniere förmlich aus der Erde. Es giebt heute zwischen den ostafrikanischen Seen und der Ostküste nicht weniger als 44 evangelische Missionsstationen mit etwa 120 Missionaren, wobei auch drei deutsche Missionsunternehmungen von Berlin, Bayern und Neukirchen aus beteiligt sind. Die römische Kirche hat ebenfalls zwölf Stationen mit einer unbestimmten Zahl von Mönchen und Nonnen dort ins Feld geführt.

Abgesehen von den oben erwähnten Reibereien in Uganda, bei denen der Gegensatz zwischen Islam und Christentum immer noch nicht offen zum Ausdrucke kam, trugen die Berührungen zwischen den Missionaren und den Arabern ein durchaus friedliches Gepräge. Jene vermieden es, die selbstbewußten und übermütigen Händler herauszufordern; zu irgend welchen gewaltthätigen Maßregeln aber, wie sie ihnen durch das Gebahren der Sklavenräuber oft genug nahe gelegt wurden, hielten sie sich in keiner Weise berufen. So kam es, daß die Besiedelung Ostafrikas mit christlichen Missionen in derartig geräuschloser Weise sich vollzog, daß eigentlich nur die nächst beteiligten Missionsfreunde davon genaue Kunde hatten und sich der Tragweite dieser Schritte bewußt waren. Wir haben bei den vielen neueren Verhandlungen über die afrikanische Frage vergeblich nach einer Würdigung dieser Thatsachen gesucht.

Aehnlich war es bei den Missionen, welche von der Westküste Afrikas aus nach dem Schauplatze der Sklavenjagden und Sklavenzüge strebten. Kaum war durch Stanleys berühmte Reise der Kongo als die bequemste Wasserstraße nach Innerafrika bekannt geworden, als auch schon Missionare auszogen, um dieses verheißungsvolle Gebiet zu besetzen. Noch ehe die politischen Kongo-Stationen gegründet wurden, hatten die englischen Baptisten schon am Unterlaufe des Stromes festen Fuß gefaßt; ja es dauerte nicht lange, da erhob sich ein förmlicher Wettstreit unter verschiedenen Missionsgesellschaften, deren jede beim Besetzen der Kongolinie den Vorrang erstrebte. Gegenwärtig sind fünf evangelische und eine römische Mission daselbst thätig, von denen die englischen und amerikanischen Baptisten am weitesten gekommen sind und schon elf Stationen angelegt haben. Die meisten davon liegen, wie ganz natürlich ist, am Unterlaufe des Flusses; die äußerste Niederlassung der amerikanischen Baptisten ist aber doch schon bis zu dem Punkte vorgeschritten, wo man auf dem Strome vom Meere aus gerechnet zum erstenmale den Aequator passirt. Einige Missionsdampfer erleichtern nicht wenig den Verkehr zwischen den immerhin noch weit auseinander liegenden Stationen. Trotz der überaus zahlreichen und schmerzlichen Verluste an Menschenleben, welche gerade diese Missionen in letzter Zeit zu beklagen hatten, ist das Werk in fröhlichem Aufblühen begriffen. Die von einem englischen Missionar neuerdings erschienene Grammatik der Kongosprache zeigt auch, wie gründlich man bei der Arbeit zu Werke geht.

Ein Missionsenthusiast, der Bischof Taylor aus Nordamerika, entwarf vor mehreren Jahren einen kühnen Plan. Er wollte mit einigen Gehilfen eine Kette von Missionsstationen quer durch Afrika legen und so einen Damm gegen die nach Süden vordringenden Araber bilden. Seine Enttäuschungen und die kleinen Erfolge, welche er auf diesem Wege bisher gehabt hat, werden ihn bald belehren, daß ein Mann und eine Kirchengemeinschaft diesem riesigen Werke nicht gewachsen ist. Aber das Zusammenwirken aller in diesem Teile Afrikas thätigen Missionen wird die Erreichung des Zieles möglich machen. Wenn wir uns erinnern, daß die Missionsstationen in Ostafrika bis an die Seen vorgeschoben wurden, und hinzunehmen, daß sie am Kongo bereits bis zur Aequatorstation gediehen sind, so ergeben diese beiden Linien zusammen bereits die Hälfte des Weges quer durch Afrika. Diese erste Hälfte ist in einem Jahrzehnt besetzt worden; sollten wir es da nicht spätestens für das Ende des laufenden Jahrhunderts erhoffen dürfen, daß die Missionare, welche vom Westen kommen, denen aus dem Osten am oberen Kongo die Hände reichen?

Doch der Missionar ist nicht der einzige Träger christlicher Kultur für diese durch den Islam gefährdeten Teile Afrikas geblieben. Von beiden Küsten her wurden bekanntlich im Laufe des letzten Jahrzehnts Versuche zu einer christlichen Staatenbildung gemacht, im Westen durch Gründung des Kongostaates, im Osten durch die ostafrikanische Kolonialbewegung. Belgiens weitschauender und opferwilliger König Leopold II. hat das

Verdienst, den großartigen Plan eines christlichen Staates mitten in Afrika entworfen und auch unter Beistimmung aller christlichen Mächte an der Verwirklichung dieses Planes thatkräftig gearbeitet zu haben. Ein Paragraph der Kongoakte sprach es bereits aus, daß man sich in diesem Staate auch mit den Arabern als Sklavenjägern auseinanderzusetzen haben würde. Das ist bisher nur in sehr geringem Maße geschehen, weil eine größere Machtentfaltung von christlicher Seite noch nicht möglich war. Die Araber haben sich sogar ungestraft die Zerstörung der östlichsten politischen Station an den Stanleyfällen erlauben dürfen. Immerhin aber darf man auf das Erstarken dieses Staates gewisse schöne Hoffnungen gründen. Je vorsichtiger und friedlicher seine Entwicklung vor sich geht, um so sicherer wird er ein festes Bollwerk gegen das andringende Arabertum werden. Die Ereignisse im Kongostaate sind im übrigen so bekannt geworden, daß wir uns hier mit diesen Andeutungen begnügen können.

Das, was über das christliche Staatengebilde in Ostafrika zu sagen ist, klingt leider viel ungünstiger. Mit welch frohem Selbstbewußtsein traten deutsche Männer dort vor einigen Jahren auf den Plan, um ihre Kraft bei der Gründung eines deutsch-ostafrikanischen Reiches zu erproben! Mit welch schönen Hoffnungen sahen wir auf unsere deutschen Brüder, die auf dem von der christlichen Mission bereits einigermaßen vorbereiteten Boden den Islam aus dem Felde schlagen und den Segen einer christlichen Kultur in diese fruchtbaren und doch so schwer heimgesuchten Länder bringen wollten! Schon waren in den Küstenlandschaften zahlreiche Stationen gegründet, schon hatten England und Deutschland sich in ein planmäßiges Vorgehen nach Innerafrika geteilt: — da kamen die Hiobsposten über den Aufstand und die Vertreibung der Europäer aus der deutschen und hernach auch der englischen Interessensphäre. Mag immerhin etwas Wahres daran sein, was man von beteiligter Seite zwar mit vieler Entrüstung, aber doch vielleicht nicht mit ganz reinem Gewissen von sich weist, daß das Benehmen der Ansiedler gegen Araber und Neger nicht immer von christlicher Liebe und gebührender Rücksichtnahme gezeugt hat und daß dies einer der Gründe für das jetzige Entstehen des Aufstandes gewesen ist. Die Wurzeln der jetzt offenkundigen Feindseligkeiten, welche ohne allen Zweifel nicht von den Negern, sondern von den Muhammedanern geführt werden, liegen viel tiefer. Es mußte über kurz oder lang eine solche Reaktion des arabischen Elements gegen die christlichen Ansiedler eintreten, zumal da die letzteren mit der Unterdrückung des Sklavenhandels immer mehr Ernst machten. Der Sturm brach nicht ohne Vorzeichen aus. Zuerst kamen Feindseligkeiten der Araber gegen die englischen Kaufleute und Missionare am Njassa-See; darauf folgten die Unruhen am oberen Kongo, bei denen Tippu Tip eine so zweifelhafte Rolle spielte, und zuletzt entspannen sich die Feindseligkeiten an der Küste, bei welchen leider schon auf beiden Seiten viel Blut geflossen ist. So hoffnungsvoll wir noch bis vor wenigen Monaten auf die Berührungslinie zwischen Christentum und Islam von Zanzibar bis an den Unterlauf des Kongo blickten, so trübe sind die Aussichten jetzt geworden. Europäer dürfen nicht mehr ohne schwere Lebensgefahr die Ostküste Afrikas betreten. Viele Christen englischer und deutscher Zunge, welche ihren Wohnsitz im Hinterlande aufgeschlagen hatten, sind durch den plötzlichen Ausbruch des Aufstandes von der zivilisirten Welt abgeschlossen und fast wehrlos den Sklavenhändlern in die Hände gegeben. Es ist eine unheimliche Schwüle, welche für uns auf diesem Teile der Erde lastet. Ein reinigendes Gewitter muß losbrechen. Aber nicht blos die Bewohner Ostafrikas, auch wir haben vielen Grund, wegen des Losbrechens und seiner Folgen bange zu sein.

Sollten alle die edlen Bemühungen des christlichen Europa, dem fortschreitenden Islam einen Damm entgegen zu setzen, vergeblich gewesen sein? Wir können an einen solchen Lauf der Weltgeschichte nicht glauben. P

Der heilige Rock zu Trier

Am 10. Juli d. J., vormittags 10 Uhr, erschien die Aachener Geistlichkeit in feierlicher Prozession auf der Gallerie des Aachener Doms, und der Ausrufer verkündete der unten starrenden Menge:

Man wird euch zeigen das Tuch, das heilige Kleid, welches Maria, die Mutter Gottes, angehabt in der heiligen Christnacht, als Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, von ihr geboren ward. Bittet Gott den Herrn, daß wir dies Heiligtum anschauen mögen zur Verherrlichung seiner Ehre und zur Erlangung seiner Gnade und seines Segens!

Mit der gleichen Formel wurden außer dem Kleide der Mutter Jesu noch am gleichen Orte ausgerufen die Windeln Jesu, das Tuch oder Kleid, worin Johannes des Täufers enthaupteter Leichnam gelegt worden, mit Blutspuren, und — ebenfalls mit Blutspuren, die einst als wahrhaftige Teile Gottes unmittelbare Anbetung empfingen — das Lendentuch, das Christus am Kreuze getragen. Von 10 bis 12 Uhr wurden die vier Heiligtümer an neun verschiedenen Stellen der Gallerie den Gläubigen gezeigt. Doch wiederholte sich das Schauspiel im ganzen vierzehn Tage lang. Vom 9. bis 24. Juli währte die „Aachener Heiligtumsfahrt," und über 100 000 Pilger sind nach glaubwürdiger Meldung zu der seltsamen Gnadenstätte geströmt.*)

Wie so etwas in unserm aufgeklärten Zeitalter noch möglich war, fragen viele. Thoren, die von der Macht der Aufklärung dawider Hilfe hoffen! Daß das der Weg nicht ist, der über römischen Aberglauben zum Siege führt, beweist am besten die Geschichte eines andern berühmten Heiligtums, des heiligen Rocks von Trier. Siegreicher ist nie eine Reliquie von der Aufklärung bekämpft worden, und doch glänzt sie ungeschwächt weiter — jetzt im Verborgenen, aber — was gilts? — bald auch wieder frei und öffentlich, wie die Windeln von Aachen.

Wir möchten einem schnell vergessenden Geschlechte die Geschichte vom heiligen Rocke zu Trier ins Gedächtnis zurückrufen.

I. Die Ausstellung des heiligen Rockes 1844

Die römische Kirche und die Regierung in Preußen hatten im schweren Kampfe gestanden**). König Friedrich Wilhelm III. war darüber hingegangen aus der Zeit der Unruhe zu seiner Hoffnung in Gott; sein Nachfolger hatte die Fehde — beigelegt. Zur Nachfeier veranstaltete 1844 vom 18. August ab auf sechs Wochen der Bischof von Trier eine Ausstellung des „ungenähten Rockes Christi."

Es war der Rock, über welchen schon Luther rechtschaffenen Aerger gehabt, dem er auf seine Weise drastischen Ausdruck verliehen. Da sagt er in den „Warnungen an seine lieben Deutschen" zum gelindesten:

Was hat hie der Teufel großen Jahrmarkt gehalten in aller Welt und so unzählige falsche Wunderzeichen verkauft? . . Und das noch das Allerärgste ist, daß sie die Leute hiemit verführet und von Christo gezogen haben, auf solche Lügen zu trauen und zu bauen. Denn es ist keiner dem Heiligtum oder Wallfahrt nachgelaufen, er hat seine Zuversicht und Trost darauf gesetzt und seinen Christum daheim, das Evangelium und Glauben, dazu seinen Stand dagegen verachten müssen und als für Nichts halten . . .

Derselbe Leo X., den wir aus Luthers erstem Angriff wider den Ablaß so wohl kennen, hatte unterm 26. Januar 1514 auch dem Trierschen Rock „vollkommenen Ablaß" verliehen, d. h. natürlich allen denen, „die vorher wahrhaft ihre Sünden bereut und gebeichtet haben, oder mit dem Entschlusse hierher kommen, ihre Sünden wahrhaft zu bereuen und zu beichten," wie denn das bischöfliche Generalvikariat des hochwürdigsten Bischofs Dr. Wilhelm Arnoldi in seinem Rundschreiben vom 6. Juli 1844 an jene Verleihung erinnerte, und daß man den Ablaß nun „gewinnen könne". (Des weitern traf das Schreiben genaue

*) Vgl. Die Aachener Heiligtumsfahrt und die Reliquienverehrung überhaupt. Barmen, H. Klein 1888, 65 S., 50 Pf. Das Schriftchen, von dem bereits das dritte Tausend ausgegeben ist, sei allen, die sich für jene großartige Leistung römischen Aberglaubens interessiren, dringend empfohlen. D H

**) Eine kurze gemeinverständliche Darstellung dieses Kampfes findet sich in „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins", Nr. 11: „Der Kirchenstreit der dreißiger Jahre." Barmen, H. Klein.

Anordnungen für die Prozessionen.) Frühere Ausstellungen hatten stattgefunden zu Trier 1531, 1545, 1553, 1585 am 6., 7. und 8. Mai, 1594, besonders glänzend 1653 nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges. 1725 hatte man ihn in Ehrenbreitstein, wohin er geflüchtet worden, privatim dem Erzbischof von Köln 1734 und 1765 öffentlich gezeigt; noch einmal war denjenigen, welche, um mit dem Generalvikariat von 1844 zu reden, „das fromme Vorhaben gefaßt, nach Trier zu reisen, um das heilige Kleid unsers göttlichen Erlösers bei unmittelbarer Anschauung zu verehren", im Jahre 1810 dazu Gelegenheit geworden, und obwohl die Bevölkerung dazumal auf den Schlachtfeldern dezimirt worden war, hatten über zweihunderttausend Pilger sich eingestellt, mit solchem Erfolge, daß schon im Jahre 1842 die Triersche Zeitung „die Idee zu dem fraglichen religiösen Akte (wieder) angeregt" hatte, indem sie schrieb:

Gewiß lebt noch die große religiöse Bewegung und der ungewöhnliche Geldumlauf [!] .. in vieler Andenken ... Die in der Kathedral-Kirche dargebrachten freiwilligen Opfer und sonstigen Spenden haben eine an das Unglaubliche grenzende Höhe erreicht und die durch diese frommen Wanderungen [!] in hiesiger Stadt bewirkte raschere Geldzirkulation hat noch längere Zeit nachher einen sehr fühlbaren und wohlthätigen Einfluß auf die Stadt und das Land geäußert."

Die Triersche Zeitung vom 11. August 1844 führt dies klugerweise wieder an, fährt dann aber heuchlerisch fort:

Wenn wir auch gegründete Ursache haben, an einer ähnlichen Wiederholung der letztern zu zweifeln, so läßt sich jedoch nicht in Abrede stellen, daß die fraglichen Wanderungen, abgesehen von der möglichen moralischen Wirkung zu manchen fruchtbaren Betrachtungen, Beobachtungen, Vergleichungen, Urteilen und Schlüssen Veranlassung geben können. Wo hunderttausende von Menschen verschiedener Bekenntnisse, Stände und Verhältnisse vorüberziehen, da kann es für den denkenden Menschen an Stoff zu solchen Reflexionen nicht fehlen.

Gewiß nicht, aber schon an dieser Probe läßt sich vorempfinden, mit welchem naiven Augenverdrehen die vollendet rationalistische Zeitung sich Glauben oder doch Respekt vor der „in vieler Hinsicht merkwürdigen Reliquie" einzureden beflissen ist, um Stimmung zu machen und jenen Segen nach „hiesiger Stadt" zu leiten.

Das „Heil. Rock-Album, eine Zusammenstellung der wichtigsten Aktenstücke, Briefe, Adressen, Berichte und Zeitungsartikel über die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier," Leipzig, Mayer und Wigand, hat eine Menge interessanten Tagesstoffes dieser Art — für und wider den Rock — aufbewahrt; man möchte in viel größerm Umfange Mitteilungen daraus machen, als es doch der Raum hier gestattet. Einige Proben werden nicht fehlen dürfen. Zunächst aber schildert uns ein Augenzeuge von Wilmowsky den Vorgang der Eröffnung:

Als der hochwürdigste Herr Bischof . . . dem dringenden Verlangen der Diözese, die Tunika des Erlösers zur Verehrung auszustellen, nachgab, wurde die gemauerte Rückwand des Hochaltars aufgebrochen, das Behältnis des heiligen Gewandes — eine dreifache Kiste — aus seiner Verborgenheit hervorgezogen. Zugegen waren der Herr Bischof, sämtliche Mitglieder des Domkapitels und viele andre durch Stand und Amt ausgezeichnete Personen. Das dritte Behältnis, welches das heilige Gewand trug, wurde in den Kapitelsaal getragen. Die Siegel wurden erbrochen, die Schnüre gelöst und die drei Schlösser der Kiste aufgethan. Das Gewand war zusammengefaltet und in dreifache Seide gehüllt. Die erste Umhüllung war rote, die zweite blaue, die dritte weiße Seide. Nun wurde das Kleid entfaltet und in den Schrein gelegt, in welchem es dem Volke zur Verehrung ausgestellt wurde. Zur Ausstellung hatte das Domkapitel das Podest der im Osten liegenden großen Marmortreppe, welche zu beiden Seiten des Hochaltars zur Schatzkammer führt, ausgewählt. So erblickten die Pilger beim Eintritt durch die geöffneten westlichen Pforten der Domkirche sogleich den Gegenstand ihrer Verehrung, schritten in zwei Reihen durch das Mittelschiff die Stufen des hohen Chors hinan, dann die Marmortreppe zur Epistelseite hinauf und gingen zögernd an der heiligen Reliquie vorüber, oder boten tiefbewegt einen der Andacht geweihten Gegenstand zur Berührung an. Dann schritten sie die Marmortreppe an der Evangelienseite wieder hinab, um an der Pforte des nördlichen Seitenschiffes entlassen zu werden, froh, einige Augenblicke vor einer heiligen Reliquie des Gewandes gestanden zu haben, das der Erlöser, als er in seiner Erniedrigung unter uns wandelte, getragen hatte. Die Zahl der Pilger, welche von nah und fern zusammenströmten, grenzt an eine Million.

Andere geben die Zahl noch höher an. Selbstverständlich entsprach den Feierlichkeiten der Eröffnung die abschließende neue Verhüllung. Hören wir aber die „Triersche" vom 18. August.

Wir haben es nun gesehen, das für unsre Stadt unschätzbare Kleinod — den ungenähten Rock des Stifters der christlichen Religion — von welchem die Evangelisten Matth. 27, 35, Mark. 15, 24, Luk. 23, 34 und Joh. 19, 23—24 Meldung thun; letzterer mit den Worten u. s. w. Ps. 22, 19. Es erschien uns, wie im September 1810, als ein durch traditionelle Ueberlieferung altehrwürdiges Gewand, einfach, höchst einfach, wie die hinterbliebene, herrliche Moral des Hocherhabenen, der hienieden in demselben belehrend, ermahnend, wohlthuend und segenbringend für die Menschheit gewandelt sein soll. Unwillkürlich vergegenwärtigen sich dem Geiste und dem Gemüte des Beschauers dieser für Trier hochwichtigen Reliquie die reichen Verdienste, welche sich der frühere Inhaber dieser bräunlichen Tunika, der große Lehrer des Friedens, der Einigkeit und Liebe, durch seine vortreffliche Lehre, durch die Erhabenheit seiner Gesinnungen und seiner Beispiele um die Ruhe und Glückseligkeit der Menschen erworben hat; unwillkürlich erinnert dieses orientalische Gewand uns an den großen menschenfreundlichen Plan desjenigen, der es getragen haben soll, die bis dahin getrennt lebenden Menschen durch seine allgemein faßliche Moral, durch die Bande der Bruderliebe und der reinsten Einigkeit fest und unauflöslich zu einer Familie, zu einer Heerde unter einem Hirten zu vereinigen; es versinnbildet diese Reliquie die Einfachheit und die Vortrefflichkeit der Religion der Liebe, welche in dem Herzen jedes gemütvollen Menschen Anklang finden muß, und welche sich dadurch ein mehr als achtzehnhundertjähriges Alter geschaffen hat.

In diesem widerlichen Tone geht es fort: so wußte sich diese abgestandene Aufklärung mit dem massivsten Aberglauben abzufinden, wo es ein Geschäft galt. Aber auch eine Zeitschrift „aus der Stadt des Gustav-Adolf-Vereins," die Illustrirte Zeitung mußte sich zur Rede stellen lassen, daß „während sich von allen Seiten die Stimmen des deutschen Volks gegen den Götzendienst in Trier erhoben und ihn als pfäffisches Gaukelwerk verwarfen," sie — die „Illustrirte" — bei ihrer vagen Charakterlosigkeit nicht blos sich nicht versagt, ein Bildlein des Rockes zu bringen, sondern auch nicht verschmäht habe, „der Ausstellung ein beifälliges Wörtlein zu sagen, das heißt, das Heilige für schnödes Sündengeld verkaufen." Begreiflich, daß auch die Förderung der Moral durch die Wallfahrten in Zweifel gezogen wurde und man sich der übergroßen Konzessionen von seiten des Staates wunderte, welcher einer Partei auch nur eine Weile die Zügel in die Hand gebe, die im Grunde nichts anbete als ihre eigne zukünftige Allmacht. Von den Pilgern allerdings behauptete mit Berufung auf Augen- und Ohrenzeugen der Herold, daß sie knieend vor dem heiligen Rock ausriefen: „Heiliger Rock! Dich bete ich an! Heiliger Rock! Bitt für mich!"

Daß von dieser Seite auch Zeichen und Wunder erwartet wurden, versteht sich von selbst. Und wirklich als

die Freifrau Droste-Vischering
zum heilgen Rock nach Triere ging ...

da wurde die junge Gräfin Johanna von Droste-Vischering, eine Großnichte des aus dem preußischen Kirchenstreit bekannten Erzbischofs Droste, welche, seit mehreren Jahren gelähmt, die Bäder zu Biebrich und Kreuznach gebraucht hatte und aus dem Gasthofe in den Dom zu Trier getragen werden mußte, durch den wunderthätigen „Herrgottsrock" plötzlich so geheilt, daß sie ihre Krücken ablegen und die hohe Treppe herab durch den Dom und über die Straße ohne Beihilfe in ihr Quartier, das Rote Haus, gehen konnte. Freilich, man mußte bald bedauern, daß sie — nicht länger in Trier geblieben war; die Heilung war eine unvollständige; sie hatte beständig über Schmerzen zu klagen. Ein Kreuznacher Arzt, der die Patientin allerdings nicht selbst behandelt hatte, legte sich die Sache so zurecht:

„Das Mädchen litt seit drei Jahren an einer skrophulösen Kniegeschwulst ... Wie gewöhnlich hatte sich auch bei ihr eine Verkürzung der Sehnen in der Kniekehle gebildet, infolge derselben der Unterschenkel mit dem Oberschenkel einen rechten Winkel bildet. Sie hatte die Ueberzeugung, in Trier würde ihr geholfen. In der religiösen Extase, hingeworfen im heißen Gebete vor dem Hochaltar, macht sie, in dieser Ueberzeugung der Einwirkung einer höhern Macht, eine gewaltige Kraftanstrengung mit dem kranken Beine, die Sehne zerreißt (infolge davon die Blutunterlaufung) und das Bein ist gestreckt; sie kann gehen, nur freilich mit Schmerz. Das, was schmerzlos die Operation des Sehnenschnitts in solchen Fällen macht, ist auf gewaltsamem Wege geschehen, auf eine Weise, wie man es durch Maschinen früher machte, ehe der Sehnenschnitt erfunden war.

Bei andern Kranken blieb die sehnlich erwartete Heilswirksamkeit aus.

Dem Professor J. Marx am bischöflichen Seminar war es vorbehalten gewesen, auf Veranlassung und unter Appro-

bation des hochwürdigsten Herrn Bischofs „die Geschichte des heiligen Rocks in der Domkirche zu Trier" zu bearbeiten. Der heiligen Helena wird ihm zufolge von der Tradition die Schenkung an die Trierer Domkirche zugeschrieben; Kaiser Friedrich der Rotbart hat die Ueberlieferung von der Aufbewahrung des heiligen Rockes aufgefrischt; vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert haben „die Erzbischöfe von Trier denselben aus heiliger Ehrfurcht nicht erheben, berühren und ausstellen wollen;" da, bei glänzendem Reichstag, hat Kaiser Maximilian den damaligen Kurfürsten durch vieles Zureden vermocht, die heilige Reliquie nochmals zu erheben. In den folgenden drei Jahrhunderten war — immer nach dem bischöflichen Professor — die öffentliche Ausstellung des Rockes stets auch gleichsam eine Angelegenheit des deutschen Reiches:

Die Bistümer Metz, Toul und Verdun, die ehemals als Suffragane zu dem Erzbistume Trier gehörten, fehlten umsoweniger, als sie damals auch noch durch das Band der politischen Verfassung mit Deutschland vereinigt waren.

Möge Herr Bischof Korum sich dessen nur allzeit erinnern. Zu Ende des 17. und anfangs des 18. Jahrhunderts flüchtet der Rock hin und her zwischen Trier und der Feste Ehrenbreitstein; abermals 1759, während des siebenjährigen Krieges; wiederum endlich 1794, als die Franzosen gegen den Rhein vordrangen, diesmal ins Innere von Deutschland. 1809 betrieb der neue Bischof von Trier die Wiederbringung. § 29 des Marxschen Buchs handelt von Bemühungen Nassaus, den heiligen Rock an sich zu bringen. § 30: Auch der König von Bayern macht Anspruch auf Besitz des heiligen Rocks.

Die Kirchenväter und Kirchenschriftsteller von den ältesten christlichen Zeiten bis tief herab ins Mittelalter hinein sind wie eine Stimme darüber, daß der ungenähte heilige Rock des Erlösers ein Bild der Kirche sei, und daß, sowie dieser bei der Kreuzigung nicht geteilt worden, so auch die Kirche, alle Teile und Glieder derselben, wie ein lebendiges Gewebe aus einem Stücke, nicht zerrissen, geteilt werden dürfe. Als Bild dieser Unteilbarkeit der Kirche, und weil selbst die rohen Soldaten bei der Kreuzigung diesen Rock nicht geteilt, sondern unbewußt eine göttliche Vorhersagung und Fügung erfüllend denselben unversehrt gelassen und das Loos über denselben geworfen hatten, war dies heilige Kleid ein dreifach heiliger und ehrfurchtgebietender Gegenstand für den Glauben und das Bewußtsein der ganzen Christenheit, und war seiner Idee nach, die durch das Evangelium allein schon tief dem gläubigen Gemüte eingeprägt war, unverletzlich, und hätten nur mit unbegreiflicher und unglaublicher Verletzung des gläubigen Bewußtseins etwa Stückchen, Partikeln, von dem heiligen Rocke abgetrennt werden können.

Allein — auch die Kirche zu Argenteuil behauptet das heilige Kleidungsstück zu besitzen. Nein, das kann das rechte nicht sein, denn von diesem sind im Laufe der Zeit so viel Stücke für vornehme Personen abgeschnitten worden, daß jetzt die frühere Form nicht mehr zu erkennen ist. (Man beachte diese Beweisführung!) Ferner, das Argenteuiler Kleid ist kein Rock, keine Tunika, sondern ein Mantel von Purpurfarbe:

Selbst — man höre und staune — selbst aus den Worten des französischen „Reformators" Johannes Calvin, deren er sich über das Kleid zu Argenteuil bedient, geht hervor, daß dasselbe durchaus keine Tunika ist.

Aber der Mantel von Argenteuil war nicht der einzige Feind, welcher dem Rocke zu Trier nach dem Leben stand.

Vielmehr besaß der Kurfürst-Erzbischof Philipp Christoph von Sötern 1627 in dem Fußgestelle eines kostbaren Kruzifixes in der kurfürstlichen Hofkapelle hinter einem Kristallglase eine Reliquienpartikel mit der Inschrift: „De Tunica Salvatoris nostri", behauptete, dieselbe sei seit mehreren Jahrhunderten von einem Erzbischofe zum andern überliefert, schenkte die Hälfte derselben der Erzherzogin Isabella von Oesterreich und verbürgte die Echtheit durch eine von ihm unterzeichnete und versiegelte Urkunde.

Aber nach Professor Marx

hat selbst Calvin, dem gewiß keine Vorliebe und keine zarte Besorglichkeit für heilige Reliquien zugeschrieben werden kann, das doch noch wohl gefühlt, daß die tunica inconsutilis ihrer Idee nach durchaus als unverletzlich, unzerteilbar zu betrachten und zu behandeln sei. Daher hat auch das Triersche Domkapitel unter dem Kurfürsten Ph. Chr. v. Sötern, als es mit diesem wegen einer vorgeblichen Partikel vom heiligen Rocke in eine Kontraverse geraten war, dem Kurfürsten entschieden eröffnet, es hätte den Erzbischöfen zu Trier und der Geistlichkeit in den frühern Jahrhunderten niemals in den Sinn kommen können, eine Partikel vom heiligen Rocke abzuschneiden, indem sie ja sonst noch grausamer, herzloser hätten sein müssen als die rohen Soldaten, welche Christum gekreuzigt, aber diesen Rock unverletzt gelassen hätten.

So nun Herr Marx und seine Beweise. H

Ist der Altkatholizismus eine evangelisch-reformatorische Bewegung?

Zur Entgegnung

Die Nr. 42 der Christlichen Welt hat einen Aufsatz gebracht über die Frage: Ist der Altkatholizismus eine evangelisch-reformatorische Bewegung? Die Art und Weise, wie diese Frage dort behandelt wird, um verneinend beantwortet zu werden, hat mir, wie ich hier öffentlich bekennen will, wehe gethan. Wehe gethan — nicht weil die Erörterung, ohne meinen Namen zu nennen, vor allem doch gegen eine These gerichtet ist, die niemand in Deutschland wärmer vertreten hat als eben ich. Darüber in kirchlichen Parteiblättern angefochten, ja verspottet zu werden, bin ich gewohnt, und es läßt mich kalt; ich denke, wenn ich solche Dinge lese: laß sie, sie wissens und könnens nicht anders; die Enge und Befangenheit ihres Standpunktes fordert es so. Aber ein ander Ding ists, wenn ein Blatt von so weitem Gesichtskreis und mit einem mir so sinnesverwandten Leserkreise Urteile über eine bedrängte gute Sache verbreitet, welche dieselbe in dem Freundeskreise, auf den sie angewiesen ist, nur zu schädigen und niemanden als unsre gemeinsamen ultramontanen Feinde zu erfreuen vermögen. Da muß ich um Gehör zur Gegenrede bitten: nicht nur bei den Lesern, sondern auch bei dem geehrten Verfasser selbst.

Derselbe unterscheidet in der altkatholischen Bewegung dreierlei Elemente: das offizielle, die amtlichen und theologischen Führer umfassende, von welchem er statt des evangelischen Charakters einen humanistisch temperirten katholischen Standpunkt behauptet; ein liberal-aufklärerisches, welches in den Gemeinden und Kirchenvorständen eine bedenkliche Macht bilde, und ein von Herzen evangelisches, das — von einer kleinen Anzahl von Geistlichen und Laien vertreten — die wenigen und dürftigen Reformen durchgesetzt habe, aber als ein den Führern unbequemes und verdächtiges sich in einer immer mißlicher werdenden Lage befinde. — Sogleich diese Klassifikation zeigt mir, auch wenn die Anmerkung der Redaktion es nicht angedeutet hätte, woher der Schleier vor den Augen stammt, durch welchen der Verfasser den Altkatholizismus betrachtet. Ich gehe auf eine nähere Analyse dieses Schleiers nicht ein, weil ich einen überaus peinlichen persönlichen und sachlichen Krieg nicht erneuern will. Ich begnüge mich damit, dem Verfasser zu versichern, daß ich die Geschichte und Kundgebungen dessen, was er als evangelische Minorität und Opposition charakterisirt, sehr genau kenne, und daß er vermutlich anders urteilen würde, wenn er in der Lage gewesen wäre, das Audiatur et altera pars zu befolgen.

Gewiß umfaßt der Altkatholizismus eine Anzahl echt evangelisch gesinnter Persönlichkeiten, Männer und Frauen. Ich kenne deren eine Anzahl persönlich: eine solche, die das Prädikat „Evangelisch" in höherem Grade verdiente, als der deutsche Bischof, ist mir nicht bekannt geworden, und wenn dem Verfasser, wie ich aus seiner ganzen Erörterung schließen muß, dieser amtliche wie persönliche Hauptträger der Sache in Deutschland fremd ist, so fehlt ihm allerdings ein zur Beurteilung des deutschen Altkatholizismus wesentliches Erfordernis. Wie die gedruckten Synodalakten ausweisen, ist es durchaus unrichtig, daß die altkatholischen Reformen den offiziellen Führern von einer evangelischen Opposition abgerungen worden seien; abgesehen von der Cölibatsaufhebung, über welche nicht sowohl ein prinzipieller als ein opportunistischer Gegensatz bestand und deren ausführlich veröffentlichte Verhandlung allen Teilen zur höchsten Ehre gereicht, sind alle wesentlichen Reformen aus der Initiative der Führer hervorgegangen. Ebenso ist die Behauptung, daß irgendwer jemals durch evangelische Gesinnung und Verkündigung den Führern „unbequem" oder „verdächtig" geworden und in eine mißliche Lage geraten sei, nach meiner

Kenntnis ein — allerdings nicht auf Rechnung des Verfassers kommendes — Mährchen.

Was die Kategorie der liberalen Aufklärer angeht, so weiß ich nicht, ob der Verfasser mit altkatholischen Gemeindekreisen weitgehende Fühlung hat; ich habe sie nicht. Nur darum darf ich ihn bitten, mir einen einzigen Akt der altkatholischen Gemeinschaft zu nennen, in welchem dieses Element als ein maßgebendes hervorgetreten wäre; ich weiß keinen. Ohne Zweifel ist von den Unzähligen, welche der römischen Kirche äußerlich angehören, aber innerlich durch dieselbe dem positiven Christentum entfremdet sind, ein kleiner Bruchteil auch zum Altkatholizismus übergetreten und bildet — sofern er nicht in diesen siebzehn Jahren des Martyriums wieder verduftet ist — mit seinen mitgebrachten Mängeln einen gewissen Ballast der kleinen Reformkirche. Immerhin können die, welche um der Wahrhaftigkeit willen den großen Schritt des Bruches mit der römischen Weltmacht gethan und bis heute nicht wieder zurückgethan haben, keine so ganz gleichgiltigen und irreligiösen Leute sein. Wenn der Verfasser die Opfer kennte, welche doch auch solche Leute in diesen siebzehn Jahren ihrer Sache gebracht haben, nicht nur die großartigen Geldopfer, sondern auch die schwereren Opfer an Lebensfrieden, bürgerlichem Fortkommen, sozialer Stellung u. s. w., so bin ich überzeugt, er selber würde bedauern, von jenen Leuten geredet zu haben als von „liberalen Bildungsphilistern, die ihr heutzutage recht billiges Bekenntnis zu Aufklärung, Bildung, Kultur, Toleranz und Gewissensfreiheit nur eben bei dieser Gelegenheit einmal wieder mit Effekt hätten ablegen wollen."

Mit den amtlichen Vertretern des Altkatholizismus als den eigentlichen Trägern der Bewegung beschäftigt sich der Verfasser am eingehendsten. Und hier bildet er sich sein Urteil aus einer Quelle, deren Bedeutung und Zuverlässigkeit ich vollkommen anerkenne, aus Dr. v. Schultes Geschichte des deutschen Altkatholizismus. Allerdings kommt ihm bei diesem monumentalen Werke des berühmten Kanonisten, das doch wesentlich Rechtsgeschichte ist, das naheliegende Bedenken, ob dasselbe auch „ein getreues Spiegelbild der inneren, geistigen Momente und Faktoren" sein werde. Er antwortet: „Es wäre möglich; dann aber wäre zugleich damit entschieden, daß der Altkatholizismus in seinen konservativen wie in seinen reformerischen Tendenzen in erster Linie gar keine religiöse, sondern eine katholisch-kirchliche und deshalb halbpolitisch-rechtliche Bewegung ist." Man erwartet, daß der Verfasser doch auch die andre Möglichkeit in Betracht ziehen und anstatt eine urkundliche Rechtsgeschichte für die allseitige Quelle einer kirchlichen Reformbewegung zu nehmen, sich nach noch andern Spiegelbildern derselben umsehen werde; aber unversehens verwandelt sich ihm die fragliche Möglichkeit in unfragliche Wirklichkeit.

Nach von Schultes Darstellung muß man — so heißt es unmittelbar darauf — sich hüten, auch nur in einer Hinsicht den eigentlichen Altkatholizismus als eine evangelisch-reformatorische Bewegung auf dem Gebiete des Katholizismus anzusehen. Er ist wenigstens nach dem Urteil der maßgebenden altkotholischen Kreise selbst nur ein neues Glied in der Reihe der Versuche, den Episkopalismus, den nationalen Charakter der einzelnen katholischen Landeskirchen und eine relative Freiheit der katholischen Wissenschaft aufrecht zu erhalten gegenüber dem siegreichen Papsttum, seinem absoluten Universalepiskopat und dem kirchlichen Mechanismus der Jesuiten! Diesen Zielen der Jesuiten gegenüber wird der Standpunkt der heutigen Kultur und Wissenschaft, der modernen Gesellschaft und des modernen Staatsbürgers geltend gemacht.

Ich habe meinen Augen nicht getraut, als ich diese dem Altkatholizismus nicht nur den evangelischen, sondern auch den religiösen Gehalt und Charakter absprechenden Sätze las. Also das wäre es, wofür Herzen wie das der Amalie von Lasaulx und eines Friedrich Michelis brachen, worum fromme und gelehrte Männer im einsamen Kämmerlein vor Gott gerungen haben, bis die Bande anerzogenen Glaubens an die sichtbare kirchliche Autorität von ihren Herzen und Gewissen sprangen, — das ists, wofür fünfzigtausend deutsche Katholiken, Laien, Handwerker, Frauen seit siebzehn Jahren kämpfen und leiden, ringen und beten: ein bischen Episkopalismus, ein Schimmer von Nationalkirchentum und eine „relative Freiheit" der Universitätstheologie! Ich kann mir dies herbe Mißverständnis des Altkatholizismus seitens eines sonst keineswegs engherzigen evangelischen Theologen nur erklären aus Unkenntnis derjenigen Seiten und Erscheinungen der Bewegung, auf die es hier ankommt. Der Verfasser selbst bekennt unwillkürlich diese Unkenntnis, wenn er ausruft:

Wo ist denn in der altkatholischen Bewegung nur eine wirklich heraorragende positive Frucht? Ein durchschlagendes Buch? Ein die innere religiöse Kraft des Ganzen in sich zusammenfassender Mann? Katholische Devotion, kirchlicher Glaubensgehorsam, juristischer Scharfsinn und die theoretische Begeisterung der modernen Menschheit sind die Züge dieser Reformatorenbewegung.

Also er kennt weder das Lebensbild einer Amalie von Lasaulx noch eines Johannes Huber? Er weiß nichts, um von Lebenden zu schweigen, von der christlichen Heldengestalt eines Friedrich Michelis? Wenn er einen Blick gethan hätte in die Thätigkeit der altkatholischen Frauenkreise und deren vierteljähriges „Frauenblatt", oder in die Lebensgeschichte und die Flugblätter jenes niederbayrischen Bauersmannes, der den armen um des Gewissens willen hungerden Priester Thomas Braun zu Tode gepflegt hat: er würde gewiß nicht von „theoretischer Begeisterung — ohne religiöse Kraft" geredet haben. Statt dessen hat er sich einseitig an das v. Schultesche Werk gehalten und der Eindruck dieser urkundlichen Rechtsgeschichte, die ihrer Natur nach kein Spiegelbild des inneren Lebens der in Rede stehenden religiös-kirchlichen Erscheinung sein kann, hat ihn irregeführt. Sie hätte es vielleicht nicht gethan, wenn nicht schon vorher die pro-domo-Reden eines mit dem Altkatholizismus zerfallenen Mannes ihm jene ungünstige Ansicht eingeflößt gehabt hätten, so daß er auch das v. Schultesche Buch unwillkürlich nur darauf ansah, wiefern es für diese Ansicht Belege böte. Hiefür nur ein einziges drastisches Exempel. Um die religiöse Armseligkeit, die unevangelische Devotion des Altkatholizismus zu veranschaulichen, greift er aus den ergreifenden Mitteilungen v. Schultes über die Gewissenskämpfe, in welchen die Führer sich in den Entscheidungstagen vom anerzogenen Kirchengehorsam loszuringen hatten, einzig jenen Schwachheitsmoment heraus, in dem sich Reusch mit seinen Bonner Kollegen erbietet, das neue Dogma noch weiter zu prüfen und in Notfällen vorläufige päpstliche Lehrentscheidungen demütig hinzunehmen: daß aber jener tief-religiöse Konflikt bei Reusch anhebt und abschließt mit einem aus innierstem Gewissen hervortönenden „Ich kann nicht, um Gotteswillen kann ich nicht," davon sagt er seinen Lesern kein Wort. Was würden wir zu einem Katholiken sagen, der um Luther zu charakterisiren, hervorhöbe, daß derselbe, während schon das „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" in seinem Herzen tönte, doch noch auf den Knieen die Laterantreppe hinaufgerutscht sei, und der daneben das „Ich kann nicht anders" von Worms lautlos überginge?

Aber was hat er denn nun aus Schultes Werk herausgelesen? Daß die Altkatholiken Katholiken sein und bleiben wollen. Allerdings mit der größten Bestimmtheit behauptet und begründet v. Schulte die Zugehörigkeit seiner Partei zu der rechtlich und geschichtlich bestehenden katholischen Kirche. Das war dem katholischen Deutschland, das war der Staatsgewalt gegenüber zu sagen und zu beweisen: uns kirchlichen Protestanten gegenüber hat es sich doch wohl von Anfang an von selbst verstanden, daß Leute, die sich Altkatholiken nennen und nicht zu uns übergetreten sind, Katholiken sein und bleiben wollen. Aber liegt denn darin irgend welcher Beweis dawider, daß sie eine evangelisch-reformatorische Bewegung im Katholizismus darstellen? Wollen sie Katholiken sein und bleiben, so doch nicht mehr römische Katholiken, wie ihr rückhaltloser Bruch mit Rom beweist, und so fragt sich vielmehr, ob wir sie nicht statt dessen als evangelische Katholiken anzuerkennen haben. Nicht als ob sie sich diesen Namen beigelegt hätten. Ihre ganze geschichtliche Lage und Aufgabe läßt sie das größte Gewicht darauf legen, in ihrer rechtlichen Zugehörigkeit zu der im Volke herrschenden und vom Staate bevorrechteten katholischen Kirche anerkannt zu werden: daher die aus Schulte mühelos zu entnehmenden Erklärungen. Ein gleich positives Interesse, von uns Evangelischen als Geistesverwandte anerkannt zu werden, hatten sie von Anbeginn nicht; sie haben daher — abgesehen von den immerhin beachtenswerten Döllingerschen Unionskonferenzen — nach dieser Seite hin erschöpfende Erklärungen nie abgegeben,

sondern sich damit begnügt, uns gegenüber die Sprache der Thatsachen zu reden. Unser Verfasser nun ist mit diesen Thatsachen nicht ganz unbekannt; er kennt die vorläufigen Reformen, welche der Altkatholizismus teils sofort bei seiner Konstituirung vorgenommen, teils nach und nach durchgeführt hat: aber diese Reformen sind ihm, auch abgesehen davon, daß er sie irrigerweise für abgenötigte hält, viel zu gering, um über das, was wir landläufig „katholisch" nennen, hinauszureichen. Aber wie unvollständig ist er auf diesem Gebiete informirt! So meint er z. B., Reusch, Langen und Friedrich verharrten bis heute um der Cölibatsaufhebung willen in verdrossener Passivität, während jene momentane Spannung sich längst gelöst hat und alle dreie innerhalb ihrer Berufsstellung am Werke mit arbeiten.*) Er weiß auch nicht, daß die Altkatholiken das Tridentinum keineswegs vorbehaltlos anerkennen, vielmehr ihm den Charakter eines ökumenischen Konzils ausdrücklich bestreiten; er redet von einem „Festhalten der alten Lehre einschließlich des Tridentinums." Es ist ihm unbekannt, daß Bischof Reinkens an den katholischen Dogmen unterscheidet zwischen dem christlich-religiösen Gehalt und der scholastischen, heidnisch-aristotelischen Formulirung, und daß kraft derselben Unterscheidung die Altkatholiken die Transsubstanziationslehre als eine lediglich theologisch-scholastische Formulirung des Abendmahlsmysteriums für unverbindlich erklären und vom Abendmahl rein-evangelisch (Katech. 251 ff.) bekennen und lehren. Noch mehr, — er ermißt so wenig die prinzipielle Umgestaltung, welche die Altkatholiken in ihrer (von Schulte entworfenen) Kirchenordnung mit dem Verhältnis von Klerus und Gemeinde vorgenommen haben, eine Umgestaltung, kraft deren Bischof und Pfarrer von den Laien mitgewählt und das ganze Kirchenwesen von letzteren mitregiert wird, daß er aus Anlaß ihrer Bischofswahl über die „Kirchenweisheit" spottet, die es so eilig gehabt habe, sich dieselbe „Glaubensautorität" wieder zu schaffen, die sich soeben (in den deutsch-römischen Bischöfen) so erbärmlich bewährt gehabt. Wie er auf die Idee kommen konnte, der altkatholische Bischof sei „Glaubensautorität", da nicht einmal nach römischem Begriff dem einzelnen Bischof als solchem dieser Charakter zukommt; wie er überhaupt den Bischof der altkatholischen presbyterial-synodalen Kirchenordnung, weil Schulte für dessen Stellung neben dieser Kirchenordnung aufs kanonische Recht Bezug nimmt, als eine Wiederherstellung des römischen Episkopats behandeln konnte, ist mir unverständlich.

Der Verfasser wird dennoch, wenn er sich auch im einzelnen manche erhebliche Berichtigung gefallen lassen muß, die positiven Vollbeweise für einen evangelischen Grundcharakter des Altkatholizismus vermissen. Hier würde ich allerdings einem streng orthodoxen Beurteiler gegenüber, dem das evangelische Wesen mit bestimmten Formen des Denkens und Lebens unbedingt zusammenfiele, ins Gedränge kommen; aber sollte denn auch ein solcher, der zwischen beidem zu unterscheiden weiß, den Wald vor Bäumen nicht zu sehen vermögen? Ich habe immer geglaubt, daß da, wo man das Joch des Papstes zerbricht, um das Joch Christi desto besser auf sich zu nehmen; wo man den Zauber der äußern Kircheneinheit durchbricht um des Gewissens, des Glaubens, der christlichen Wahrheit willen; wo man den Haß und Bann des angeblichen Statthalters Christi ruhig über sich ergehen läßt, in der Ueberzeugung, daß er die Seele von Christo dem guten Hirten nicht zu scheiden vermöge — daß da der wesentlich protestantische, wesentlich evangelische Charakter einer kirchlichen Partei so unzweifelhaft und handgreiflich sei, um wenigstens unter solchen, welche das Wesen nicht an Formen und Formeln binden, nicht erst diskutirt werden zu dürfen. Wo hat denn unser Verfasser in der Reihe der Versuche, den Episkopalismus, das Nationalkirchentum, die relative Freiheit der Theologie zu retten irgend etwas aufzuweisen, das der religiös-sittlichen That der Altkatholiken, dieser Heldenthat des deutsch-christlichen Gewissens irgendwie ähnelte?**) — Aber, wendet er ein, wie kann von evangelischem Katholizismus da die Rede sein, wo nicht die Schrift allein, sondern „die Schrift und die Tradition" maßgebend ist? Die böse „Tradition", von der er sogleich beweist, daß ihre altkatholische Definition „Quod semper, ubique et ab omnibus creditum est", eine ganz nichtssagende Größe beschreibe! Ja woher anders als aus der „Tradition" hat denn Luther die Kindertaufe, das Apostolikum, die Liturgie, den Sonntag und die Feiertage samt einigem andern genommen? Die heilige Schrift bot ihm das alles nicht — nur daß sie demallen auch nicht widersprach. So wird doch nur das die Frage sein, ob die Altkatholiken die Tradition, d. h. die lebendige echte Fortpflanzung des Urchristentums in der Kirche, nach der Schrift bemessen, oder ob sie einen Wechselbalg derselben neben, bezw. über sie stellen, wie die Römischen. Und wenn ich nun in § 208 ff ihres Katechismus finde, daß die Kirchenversammlungen den Gemeinglauben der Christenheit (das Quod ab omnibus ꝛc.) zu erkennen haben „zunächst durch die Erforschung der heiligen Schrift, besonders des Neuen Testaments, in welchem die Lehre Christi, wie die Apostel sie vorgetragen haben, im wesentlichen vollständig enthalten ist", und daß daneben die Tradition nur als subsidiäre Quelle zugelassen, sowie die Fehlbarkeit selbst angeblich ökumenischer Konzilien anerkannt ist, so bin ich, auch wenn ich theologische Skrupel übrig behalte, als protestantischer Christ über das Schriftprinzip der Altkatholiken beruhigt. — Aber vielleicht fehlt ihnen das evangelische Rechtfertigungsprinzip? Es ist wahr, sie reden nicht von der „Rechtfertigung durch den Glauben allein;" wiewohl ich dem geehrten Verfasser in einem gedruckten Vortrage des Bischofs Reinkens die Stelle zeigen könnte, in der er bezeugt, daß Luther durch die Hinzufügung des Wörtchens „allein" in Röm. 3,28 „nach dem Zusammenhange den Sinn nicht verändert habe." Aber wie, wenn die Altkatholiken im Sonnenscheine unsers Materalprinzips lebten: wäre das nicht noch mehr wert als die Wiederholung der Formel? Hätte der Verfasser jene Reformen der Messe, der Beichte, der Feiertage, der Stellung des Bischofs und des Priesters zur Gemeinde, die er so dürftig und zaghaft findet, weil sie schonend und anspruchslos aufgetreten sind, einmal auf ihre ausdrücklichen oder handgreiflichen Motive angesehen, überall wäre ihm entgegengetreten der Gedanke der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, die Absicht Gott in Christo anzubeten und nicht die Maria samt den Heiligen, die Anschauung von der Kirche nicht als einer greifbaren Heilsanstalt, sondern als einer „Gemeinschaft der Gläubigen" (Katech. 216), die Befreiung der Gewissen von priesterlicher Bevormundung und von toten Werken, die Herstellung des allgemeinen Priestertums und der Selbstverantwortung vor Gott — lauter Sonnenstrahlen unsers Materialprinzips. Und wenn er neben Schultes urkundlicher Rechtsgeschichte auch einige Schriften, Predigten, Hirtenbriefe der Bischöfe D. Reinikens und D. Herzog lesen wollte, so würde er in denselben von tridentinischer Engherzigkeit oder Werkgerechtigkeit gar nichts, dafür aber desto mehr Preis der freien Gnade Gottes in Christo, desto mehr Zeugnis von der Freiheit des Christenmenschen, überhaupt wesentlich solches finden, was ein Evangelischer mit gleicher Erbauung lesen und hören könnte wie ein Altkatholik.

Aber es hilft dem Altkatholizismus vor den Augen unsers Verfassers wenig, wenn er in einem von ihm ungeahnten Umfang evangelischen Gehalt aufweist: je reichlicher derselbe ist, desto widerspruchsvoller, prinziploser wird ihm die ganze Erscheinung. So geringfügig in seinen Augen die eingeführten Reformen sind, für erklärte Katholiken gehen sie ihm anderseits viel zu weit.

Man protestirt gegen Neuerungen, und zugleich neuert man selbst — Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Man macht „katholische" Reformen, und will einen von den berufenen Vertretern der Kirche als entscheidendes Heilmittel betrachteten Schritt [— eine in der That euphemistische Bezeichnung der vatikanischen Dekrete —] nicht zugestehen. Man erklärt die Vatikaner für häretisch, und hat doch nicht den Mut, sich selbst als katholische Kirche zu etabliren. Man hat Furcht davor, als Sekte zu gelten, und man hat nicht den Mut, die Kirche zu sein.

*) Wie Prof. Friedrich heute über die Cölibatsaufhebung denkt, zeigt seine soeben erschienene Schrift „Der Altkatholizismus im Lichte der geschichtlichen und christlichen Wahrheit" (München 1888) S. 63 und 66. Sie zeigt überhaupt, ob er der altkatholischen Sache „nur passive Teilnahme zeigt."

**) Auch der passive Widerstand der holländischen Jansenisten mit seiner fortdauernden theoretischen Huldigung vor dem Papsttum langt nicht von ferne dahin.

Das lautet fast, als hätten die Altkatholiken als Katholiken kein Recht gehabt, gegen ein ihre Kirche in ihren Fundamenten umkehrendes neues Dogma zu protestiren, geschweige denn in ihren kirchlichen Einrichtungen noch weitern römischen Unfug abzuthun; oder als hätten sie, um das vatikanische Dogma verwerfen zu dürfen, alle Andersgläubigen in den Bann thun und sich selbst als die allein seligmachende Kirche aufspielen müssen! Gleichwohl ist der Verfasser in diesen verwunderten Antithesen dem springenden Punkt der Sache ganz nahe gekommen. Es ist ihm mit einem Worte der Altkatholizismus ein widerspruchsvolles Rätsel. Aber muß denn das notwendig die Schuld des Altkatholizismus sein? Könnte es nicht auch daher kommen, daß sein Beurteiler den Schlüssel des Rätsels nicht gefunden hätte?

Der geehrte Verfasser geht in seiner ganzen Betrachtung und Beurteilung von jenem unter uns Protestanten landläufigen Begriff von „Katholisch" aus, wonach dasselbe gleichbedeutend mit „Römisch" und in ausschließendem Gegensatze zu „Evangelisch" ist, und sieht nicht, daß die Altkatholiken von einem ganz andern, ja entgegengesetzten Begriffe ausgehen. Mit andern Worten: er kennt und würdigt den Standpunkt jenes Idealkatholizismus nicht, den die Führer der altkatholischen Bewegung längst vor dem Vatikanum gehegt, nun aber in der altkatholischen Gemeinschaft erst frei entfaltet haben. Ich mache ihm aus dieser Unkenntnis keinen besondern Vorwurf; wir Protestanten versetzen uns überhaupt schwer in katholisches Denken und Leben; auch ich habe erst aus Zirngiebels schönem Buche über Johannes Huber eine lebendige Anschauung jener Strömung im deutschen Katholizismus des neunzehnten Jahrhunderts gewonnen. Jener von den besten deutschen Theologen unter dem stillen Einflusse deutscher Reformation und evangelischer Theologie entwickelte Idealkatholizismus bestand darin, den thatsächlichen kirchlichen Bestand in demselben Maße zu verinnerlichen, zu vergeistigen, zu evangelisiren, als er von den Romanisten und Jesuiten veräußerlicht, materialisirt, ins Unevangelische hineingetrieben ward, für solche Punkte aber, in denen der Widerspruch gegen das Urchristliche flagrant war, eine konservative Reform zu hoffen und anzustreben. So haben die Reformen, welche der Altkatholizismus vollzogen hat, in der Seele und Lehre seiner Urheber schon längst vor dem Vatikanum gelebt: als durch dasselbe nicht nur jede Hoffnung auf ihre Verwirklichung unter dem Papsttum verschwand, sondern jenem ganzen Idealkatholizismus die Fortexistenz unter demselben unmöglich gemacht ward, da brachen die mannhaftesten Vertreter dieser Denkart mit dem römischen Kirchentum, um einer von sich selbst abfallenden Papstkirche das Modell einer katholisch-evangelischen Reformkirche entgegenzustellen. Ist es denn nun purer Irrtum, pure Selbsttäuschung, wenn diesen frommen und gelehrten Männern Katholisch und Evangelisch Korrelatbegriffe waren und sind? Die Begriffe selbst schließen sich jedenfalls nicht aus: ein so guter Protestant wie K. J. Nitzsch redet in seiner Praktischen Theologie von „protestantischen" und „katholischen" d. h. christlich-kritischen und kirchlich-bauenden Prinzipien der Reformation. Aber auch im historischen Katholizismus ist doch durch die Verwerfung der Reformation des 16. Jahrhunderts der urchristliche Bestand und die immer wieder an demselben sich erholende bessere Seele nicht so vernichtet worden, daß man — zumal da ein Jahrtausend hindurch kein ökumenisches Konzil gesprochen hatte — keine Rechtstitel mehr besessen hätte, sich der römisch-jesuitischen Mißbildung des ursprünglich Katholischen zu erwehren und auf die wahren Gedanken Christi und seiner Apostel zurückzugreifen. Auch das Tridentinum mit seinen scholastisch-diplomatischen Lehrbestimmungen hat doch die ehrliche Möglichkeit einer so evangelischen Erscheinung wie z. B. Martin Sailers im katholischen Lehr- und Hirtenamt nicht ausgeschlossen. — Will ich damit sagen, daß zwischen den evangelischen Grundmotiven im Altkatholizismus und dem ganzen von ihm stehengelassenen historisch-katholischen Bestande keinerlei Inkongruenz walte? Ich glaube, daß nicht einmal die altkatholischen Theologen das behaupten werden. Nur daß ich eine analoge Inkongruenz auch bei uns Evangelischen des 19. Jahrhunderts finde. Wenn wir freierdenkenden deutschen Theologen von heute unser kirchliches Lehrrecht — um von unserm Kultus und unsrer Verfassung zu schweigen — nach unsrer biblischen Erkenntnis neuzuschaffen hätten, wir würden weder das Athanasianum und die Konkordienformel, noch jeden Buchstaben der Augustana und selbst des Apostolikums aufrechterhalten. Nichtsdestoweniger brechen wir mit diesen Lehrnormen nicht, sondern legen uns dieselben zurecht sogut es geht, weil wir wohl fühlen, daß die weltgeschichtliche Stunde einer folgerichtigen Durchbildung unsrer Reformation noch nicht erschienen ist. Ich sage „Wir" und rechne den Verfasser getrost mit ein. Will derselbe nun um dieser ohne Zweifel auch bei ihm vorhandenen Konnivenz willen weder als ein Altorthodoxer noch als ein Ja-und-Nein-Theologe qualifizirt sein, mit welchem Rechte qualifizirt er denn aus ganz analogen Gründen Herrn v. Schulte als einen unevangelischen Tridentiner oder den ganzen Altkatholizismus als eine „zwitterhafte" Erscheinung?

Ebendieser konservative Charakter der altkatholischen Reform führt mich schließlich auf das „Reformatorische" derselben hinüber, welches der Verfasser nicht minder als das „Evangelische" dem Altkatholizismus bestreitet. Er gerät hier von seinem Standpunkte aus ganz besonders ins Ungerechte. Bald wirft er den Altkatholiken vor, daß sie keine „Reformation" gemacht, bald daß sie eine solche hätten „machen wollen." „Man hat eine Reformation machen wollen," ruft er aus, „während sie doch von Gott allein gegeben wird." Ob Gott im 16. Jahrhundert eine Reformation gegeben hat, ohne daß Menschen sie machten? Wenn ers aber den Altkatholiken nicht gegeben hat, was denn sollten sie thun? Sich den vatikanischen Dekreten unterwerfen? Das wird der Verfasser Leuten, die ihm antworten: „Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde," doch nicht zumuten. Oder in unsre evangelischen Landeskirchen übertreten? Diese Zumutung, daß fromme Katholiken, auch wenn sie evangelische Grundanschauungen hegen, in unserm heutigen protestantischen Landeskirchentum sich wohl und heimisch fühlen sollten, wäre — ich will darüber nicht mehr sagen — doch allzu-naiv, um sie dem Verfasser zuzutrauen. Oder hätten sie versuchen sollen, eine nagelneue Idealkirche, die in den Augen der Welt eine Sekte gewesen wäre, zu stiften? Aber das wäre ja eben die Reformationsmacherei gewesen, die der Verfasser verurteilt. Herr v. Schulte hat auf diese letztere Zumutung eine durchaus richtige Antwort gegeben, wenn er schreibt:

> Einen Standpunkt bei der Masse voraussetzen, welcher nur von einem geistig hervorragenden oder durch tiefinnerliche Frömmigkeit erleuchteten Menschen erwartet werden kann, geht nicht in einer Gesellschaft, die im Banne des Kirchenbegriffs erzogen ist. Im 16. Jahrhundert konnte es eine That sein, neben die Kirche eine neue zu stellen: das ist heute, wo Religionsfreiheit gilt, nichts besondres mehr.

Unser Verfasser verwertet diese Erklärung nur, um Herrn v. Schulte gänzlichen Mangel an Verständnis der Reformation vorzuwerfen, indem die Reformatoren gar keine neue Kirche hätten stiften wollen. Als wenn sie nicht doch thatsächlich eine solche gestiftet hätten; als ob es sich hier überhaupt um das handelte, was die Reformatoren gethan, und nicht um die Rechtfertigung dessen, was die Führer der Altkatholiken gethan: daß sie nämlich nicht eine nagelneue Kirchen- oder Sektenbildung unternommen, sondern im Katholizismus festen rechtlich-geschichtlichen Fuß behalten haben, um eine konservative, innerkatholische Reform zu versuchen. Ich meine, hier wäre vielmehr Herrn v. Schultes klarer Blick und richtiger Griff zu bewundern. In der That haben die Altkatholiken, indem sie diesen Weg der innerkatholischen, konservativen Reform betraten, ebendas gethan, was Gott ihnen Reformatorisches zu thun gegeben; sie haben den einzigen praktisch-möglichen Weg zu dem, was uns helfen kann, gewählt, — nicht aus Berechnung, sondern aus innerer Ueberzeugung. Eine blos gelehrte und passive Opposition, wie Döllinger sie innehält, hätte sich selber auf den Aussterbeetat gesetzt. In einen Uebertritt zum Protestantismus oder in das Experiment, eine neue protestantische Denomination zu bilden, wären keine 50000 deutsche Katholiken den Führern gefolgt; und wenn sie ihnen gefolgt wären, — dem religiös-kirchlichen Zwiespalt Deutschlands wäre durch das Protestantischwerden von 50000 Katholiken nicht im mindesten geholfen gewesen. Ganz anders, wenn man, wie es der Denkart der Führenden wie der Nachfolgenden entsprach, festen Fuß im Katholizismus behielt

und demselben eine bescheidene evangelische Reform einstiftete: dann bestand die Hoffnung, die auf den Tod sich befeindenden Konfessionen in brüderlich-wetteifernde zu verwandeln und so die künftige Wiedervereinigung, wenn Gott die Gnade einer neuen Reformationsepoche gäbe, anzubahnen.

Es hat — das wird man aus Schultes urkundlichen Mitteilungen sicher entnehmen — nicht an den altkatholischen Führern gelegen, wenn dies große und gute Unternehmen, welches das volle Gegenteil von Reformationsmacherei war, für jetzt zum glimmenden Docht herabgedrückt worden ist. Auch dieser glimmende Docht kann in Gottes Stunde zum hellen Feuer aufgehen, und daß es unsre evangelische Pflicht sei, ihn schirmen und nähren, nicht aber dämpfen und ersticken zu helfen, dabei bleibe ich.*)

Willibald Beyschlag

Unsre Leser

Mehr als viele andre Blätter ist unser Gemeindeblatt auf das persönliche Verhältnis der Leser zu ihm gegründet. Niemand hält es aus Partei-, Amts-, Geschäfts- und andern Nebenrücksichten; es wird willkommen geheißen und abgelehnt lediglich um seiner selbst willen. Was ist natürlicher, als daß die Redaktion gern alles thut, dies persönliche Verhältnis zu pflegen? Und so kommt sie gern dem vielfach geäußerten Wunsche nach, wieder eine Uebersicht über die Verbreitung unsrer Abonnenten zu geben, wie in Nr. 22 des vorigen Jahrgangs. Zählten wir damals, am 1. Mai 1887, 1075 Abonnenten, so heute, am 20. November 1888, 2036. Daß unsere Leser im Auslande zum Teil durch einheimische Buchhandlungen versorgt werden und daß überhaupt die von den großstädtischen Buchhandlungen (Leipzig: 185, Berlin 101, Dresden 70) bezogenen Exemplare zum Teil aufs Land wandern, brauche ich kaum vorauszuschicken.

Anhalt 13: Bernburg 2, Dessau 3, Koswig 1, Köthen 5, Wörlitz 1, Zerbst 1.

Baden 54: Adelsheim 1, Baden-Baden 2, Blumberg 1, Boll 1, Bretten 1, Bruchsal 1, Eichstetten 1, Emmendingen 1, Eppingen 2, Flehingen 1, Freiburg 7, Gemünden 1, Hausach 1, Hecklingen 1, Heidelberg 5, Kandern 1, Karlsruhe 12, Königsfeld 1, Mannheim 1, Mosbach 1, Müllheim 1, Neckargemünd 1, Rheinbischofsheim 1, Riegel 1, Schiltach 1, Schopfheim 1, Stockach 1, Thiengen 1, Waldshut 1, Waldkirch 1, Wolfach 1.

Bayern 55: Aschaffenburg 1, Aschaffenburg-Laudenbach 1, Augsburg 4, Bergzabern 1, Deggendorf 1, Erlangen 12, Fürth 1, Hof 2, Kempten 1, Kirchheimbolanden 1, Landau 3, Landsberg 1, Lindau 1, Ludwigshafen 3, München 11, Nürnberg 1, Regensburg 2, Schweinfurt 2, Sommerhausen 1, Staffelstein 2, Weilheim 1, Würzburg 1, Zweibrücken 1.

Braunschweig 32: Blankenburg 1, Braunschweig 7, Gandersheim 6, Gilde b. Börssum 2, Helmstedt 3, Holzminden 2, Königslutter 1, Kreiensen 1, Seesen 1, Thedinghausen 1, Vechelde 1, Wolfenbüttel 6.

Bremen 23: Bremen 20, Bremen-Horn 1, Bremerhaven 2.

Hamburg 38: Hamburg 36, Kuxhaven 2.

Großherzogtum Hessen 85: Alzey 1, Bensheim 3, Bingen 1, Darmstadt 14, Erbach 2, Friedberg 18, Gießen 29, Laubach 1, Lauterbach 1, Mainz 7, Nauheim 2, Offenbach 4, Worms 1, Zwingenberg 1.

Lippe Detmold 2: Detmold 1, Lemgo 1.

Lübeck 15.

Mecklenburg-Schwerin 15: Boizenburg 1, Grabow 1, Güstrow 1, Knorrendorf b. Mölln 1, Laage 1, Ludwigslust 1, Parchim 4, Rostock 4, Teterow 1.

Mecklenburg-Strelitz 6: Friedland 1, Neustrelitz 2, Schönberg 1, Strelitz 1, Woldegk 1.

Oldenburg 7: Jever 2, Oldenburg 5.

Preußen 882: Brandenburg 153: Belzig 1, Berlin 101, Brandenburg 2, Carwesee b. Betzin 1, Charlottenburg 1, Eberswalde 1, Frankfurt a. O. 2, Freienstein 1, Freienwalde 2, Fürstenberg 1, Fürstenwalde 2, Guben 3, Jüterbog 1, Kanstädt 1, Ketzin 1, Königsberg 3, Küstrin 1, Landsberg 1, Lichterfelde 2, Lindow 1, Luckau 1, Marienwalde 1, Nauen 2, Ninnegk 1, Paulinenaue 1, Potsdam 5, Prenzlau 1, Pritzwalk 1, Rathenow 1, Schwedt 1, Soldin 1, Sorau 1, Steglitz 1, Strausberg 1, Treuenbrietzen 1, Vietz 1, Westend b. Charlottenburg 1, Zehdenick 1, Zossen 1. — Hannover 189: Ahlden 1, Alfeld 4, Altenbruch 2, Andreasberg St. 1, Aurich 1, Barsinghausen 1, Bassum 2, Bleckede 1, Börssum 2, Brinkum 1, Buxtehude 2, Clenze 1, Coppenbrügge 1, Dannenberg 1, Dassel 1, Derneburg 2, Diepholz 1, Drochtersen 1, Einbeck 1, Emden 2, Fallingbostel 1, Friedland a. Leine 1, Goslar 2, Gronau 2, Göttingen 43, Hage 1, Hameln 2, Hannover 38, Harburg 6, Hardegsen 1, Hildesheim 7, Himmelpforten 1, Horneburg 1, Hoya 2, Ilfeld 1, Klausthal 1, Knesebeck 1, Lehrte 1, Liebenburg 1, Lesum 1, Loccum 1, Lüneburg 3, Markoldendorf 1, Münden 2, Neuhaus a. Oste 1, Neustadt a. Rübenberge 2, Norden 2, Norderney 1, Nörten 1, Northeim 6, Osnabrück 2, Otterndorf 1, Peine 2, Pattensen 2, Rethen 2, Salzgitter 1, Soltau 1, Springe 2, Stade 1, Stolzman 1, Syke 2, Verden 1, Vienenburg 1, Vilsen 1, Wilhelmshaven 3, Willingen 1, Winsen 2. — Provinz Hessen-Nassau 104: Abterode 1, Allendorf 1, Altmorschen 2, Diez 4, Eschwege 1, Eichenberg 1, Felsberg 1, Frankershausen 1, Frankfurt 12, Fulda 1, St. Goarshausen 1, Gudensberg 1, Hanau 4, Herborn 3, Hersfeld 3, Hoheneiche 1, Holzhausen a. Haide 1, Homburg 1, Kassel 7, Katzenelnbogen 1, Kirchhain 1, Lichtenau 1, Malsfeld 1, Marburg 33, Montabaur 1, Oberursel 1, Philippsruhe-Kesselstadt 1, Rockensürs 1, Rödelheim 1, Rotenburg 1, Rüdesheim 1, Ruppertenrod 2, Schmalkalden 2, Veckerhagen 1, Vetter 1, Wiesbaden 5, Witzenhausen 1, Ziegenhain 1. — Hohenzollern 6: Hechingen 4, Sigmaringen 2. — Ostpreußen 3: Gumbinnen 1, Rastenburg 1, Tilsit 1. — Pommern 38: Anklam 1, Bütow 1, Gartz a. Oder 1, Grimmen 1, Greifenberg 2, Greifswald 3, Hammer 1, Lauenburg 1, Naugart 2, Polzin 1, Pommerensdorf 1, Stargard 2, Stettin 18, Stolp 1, Swinemünde 1, Wilhelmsfelde 1. — Posen 7: Filehne 1, Gnesen 1, Kruschwitz 1, Netzthal 1, Posen 2, Schönlanke 1. — Rheinlande 87: Altenkirchen 1, Bacharach 1, Barmen 8, Bingerbrück 1, Bonn 18, Büchenbeuern 1, Dieringhausen 1, Duisburg 4, Düsseldorf 1, Elberfeld 4, Essen 2, Fischbach a. Nahe 1, Gladbach 1, Grumbach 1, Gummersbach 2, Haan 1, Kastellaun 2, Kayserberg 1, Kettwig 1, Kirchberg 1, Koblenz 7, Köln 3, Krefeld 2, Kreuznach 2, Lennep 1, Martinstein 1, Mechernich 1, Neuwied 5, Ottweiler 1, Rheydt 1, Rhaunen 1, Ronsdorf 1, Ründeroth 1, Siegburg 1, Solingen 1, Staudernheim 1, Stromberg 1, Wetzlar 1, Wermelskirchen 1, Zell 1. — Sachsen 126: Aschersleben 1, Barby 3, Belgern 1, Bleicherode 1, Delitzsch 1, Dingelstädt 1, Dedeleben 1, Derenburg 1, Egeln 1, Eichenbarleben 1, Eilenburg 1, Eilsleben 2, Eisleben 1, Erfurt 3, Ermsleben 1, Giebichenstein 1, Gnadau 2, Großottersleben 1, Güterglück 1, Halle 23, Hohenmölsen 1, Hötensleben 1, Kölleda 1, Löbejün 1, Magdeburg 21, Merseburg 7, Mücheln 1, Mühlhausen 4, Naumburg 4, Neuhaldensleben 1, Nordhausen 1, Roitzsch 1, Sangerhausen 1, Schildau 1, Schleusingen 3, Schönhausen 1, Sömmerda 1, Staßfurt 2, Stendal 2, Stolberg 1, Straußfurt 1, Schkölen 1, Sudenburg 2, Thale 1, Torgau 3, Wallhausen 1, Walschleben 1, Wasserleben 1, Weißenfels 2, Wernigerode 1, Wippra 1, Wittenberg 2, Wolmirstedt 1, Worbis 1, Zahna 1, Zeitz 1, Ziegenrück 1. — Schlesien 62: Breslau 5, Bunzlau 1, Glogau 2, Gnadenberg 1, Gnadenfrei 4, Goldberg 1, Görlitz 3, Hirschberg 1, Kattowitz 1, Königshütte 3, Leobschütz 1, Liegnitz 4, Löwenberg 1, Neumarkt 1, Neusalz a. Oder 2, Nicolai 1, Nicsky 12, Oppeln 1, Raudten 1, Reichenbach a. Eule 2, Schildau 1, Sibyllenort 1, Sprottau 1, Strehlen 3, Tarnowitz 2, Trachenberg 1, Trebnitz 1, Waldenburg 1, Wangern 1, Wohlau 1, Zobten 1. — Schleswig-Holstein 56: Altona 5, Bordelsholm 1, Breklum 1, Burg auf Fehmarn 1, Christiansfeld 1, Eckernförde 1, Flensburg 1, Friedrichstadt 3, Glückstadt 1, Hadersleben 1, Heide 1, Hoyer 1, Kaltenkirchen 1, Kiel 10, Krempe 1, Leck 1, Neumünster 1, Nienstedten 1, Nortorf 1, Pinneberg 2, Plön 1, Ratzeburg 6, Rendsburg 2, Schiffbek 1, Scherrebeck 1, Schleswig 2, Segeberg 1, Steinhorst 1, Tingleff 1, Tondern 1, Tönning 1, Wandsbeck 2. — Westfalen 24: Altena 1, Bielefeld 5, Borken 1, Dortmund 1, Evingsen 1, Hagen 2, Herford 1, Gadderbaum 1, Krengoldanz 1, Langerfeld 1, Minden 2, Münster 1, Paderborn 1, Rönsahl 1, Rothenuffeln 1, Siegen 2, Unna 1. — Westpreußen 27: Christburg 1, Danzig 6, Elbing 2, Preuß. Friedland 1, Kahlbude 1, Konitz 1, Marienwerder 1, Pelplin 1, Praust 2, Schönsee 1, Schönthal 4, Strasburg 2, Thorn 1, Tuchel 1, Vandsburg 1, Zempelburg 1.

Königreich Sachsen 463: Annaberg 3, Arnsdorf 2, Aue 1, Auerbach 5, Bautzen 5, Beiersdorf 1, Bischheim 1, Bischofswerda 5, Blasewitz 2, Borna 2, Brandis 2, Brettnig 1, Burkau 3, Chemnitz 19, Cölln a. Elbe 1, Deuben 1, Dohna 1, Dresden 70, Ebersbach 1, Eibenstock 1, Bad Elster 1, Elsterberg 1, Erdmannsdorf 1, Freiberg 6, Geringswalde 1, Glauchau 1, Gohlis-Leipzig 1, Grimma 1, Großhennersdorf 1, Guttau 1, Hermsdorf 1, Herrnhut 8, Hohenstein-Ernstthal 1, Jöhstadt 1, Kleinwelka 2, Königstein 1, Kosmannsdorf 1, Krimmitschau 2, Kunewalde 1, Lausigk 1, Leipzig 185, Leisnig 1, Liebertwolkwitz 1, Limbach 1, Löbau 7, Loschwitz 1, Lunzenau 1, Meißen 4, Moritzburg 1, Neusalza 8, Niederwiesa 1, Niederoderwitz 1, Niederschöna 1, Nossen 2, Oberlungwitz 1, Oelsnitz 1, Oschatz 2, Panschwitz 2, Pegau 1, Pirna 2, Plauen 7, Possendorf 1, Putzkau 1, Rammenau 1, Rautenkranz 1, Reichenau 1, Rodewisch 1, Schirgiswalde 1, Schmölln 1, Schneeberg 2, Schönbach 6, Schöneck 1, Schwarzenberg 1, Sebnitz 1, Siegmar 2, Sohland 1, Strehla 1, Taubenheim 1, Tharandt 2, Treuen 1, Weissig 1, Wildenfels 1, Wilkau 1, Wurzen 1, Zittau 4, Zöblitz 1, Zschopau 1, Zwickau 34.

Thüringische Staaten 58: Fürstentümer Reuß 10: Gera 5, Ebersdorf 1, Greiz 3, Zeulenroda 1. — Sachsen-Altenburg 8: Altenburg 6, Lucka 1, Meuselwitz 1. — Sachsen-Koburg-Gotha 11: Gotha 3, Gräfenroda 1, Koburg 1, Neudietendorf 4, Ohrdruf 1, Thal 1. — Sachsen-Meiningen-Hildburghausen 8: Eisfeld 1, Gräfenthal 1, Kranichfeld 1, Meiningen 2, Nordheim 1, Salzungen 1, Wasungen 1. — Sachsen-Weimar-Eisenach 16: Allstedt 1, Berka 1, Eisenach 1, Gerstungen 1, Göschwitz 1, Jena 3, Kaltennordheim 1, Ostheim 1, Rastenburg 1, Triptis 1, Vieselbach 1, Weimar 3. — Schwarzburg-Rudolstadt 3: Königsee 1, Meilenbach 1, Rudolstadt 1. — Schwarzburg-Sondershausen 2: Arnstadt 1, Hohenebra 1.

Waldeck 8: Arolsen 5, Korbach 2, Sachsenberg 1.

Württemberg 134: Aalen 2, Altshausen 2, Besigheim 2, Blaubeuren 3, Brackenheim 2, Burgstall 1, Dörzbach 1, Enslingen 2, Eßlingen 1, Fluorn 1, Freudenstadt 1, Gmünd 6, Grunbach 1, Hall 1, Heidenheim 3, Heilbronn 6, Herrenberg 1, Honau b. Reutl. 2, Illingen 1,

---

*) Es wird der Verfasser des angefochtnen Artikels in Nr. 43 noch einmal zu hören sein. Redaktion behält sich dann ein Schlußwort vor. D H

Kalmbach 2, Kalw 1, Kirchheim 1, Kochendorf 1, Königsbronn 1, Kornthal 2, Krailsheim 1, Künzelsau 2, Ludwigsburg 3, Marbach 1, Mühlen 1, Münsingen 1, Nagold 2, Neuenstadt a. Kocher 1, Niederstotzingen 1, Niederstemmen 1, Oehringen 1, Pfullingen 1, Plieningen 2, Reutlingen 6, Riedlingen 1, Roigheim 1, Schwaigern 1, Stetten a. H. 1, Stetten i. R. 1, Stuttgart 38, Süßen 1, Tübingen 15, Ulm 2, Urach 1, Waiblingen 1.

Elsaß-Lothringen 23: Diedenhofen 1, Hagenau 2, Mülhausen 1, Pfalzburg 2, Straßburg 13, Straßburg-Rupprechtsau 1, Zabern 3.

Ausland 118: Oesterreich-Ungarn 20: Gablonz 1, Prag 2, Reichenberg 1, Triest 1, Klagenfurt 1, Brünn 1, Sternberg 1, Wien 6, Wels 1, Kuttelberg 1, Meran 2, Kronstadt 2. — Belgien 4: Antwerpen 1, Ath 1, Brüssel 2. — Bulgarien: Sofia 1. — Dänemark: Kopenhagen 1. — Frankreich: Paris 1, — Großbritannien: London 1. — Italien: Rom 1. — Niederlande 3: Amsterdam 1, Utrecht 2. — Ostindien: Mercara 1. — Portugal: Lissabon 1. — Rumänien 2: Braila 1, Kraiova 1. — Rußland 34: Dorpat 8, Gnadenfeld 1, Helsingfors 8, Mitau 3, Moskau 1, Odessa 2, St. Petersburg 3, Reval 3, Riga 12, Roshischtsche 1. — Schweden 3: Stockholm 3. — Schweiz 33: Aarau 1, Basel 15, Bern 2, St. Gallen 3, Genf 1, Chur 1, Schaffhausen 1, Vevey 1, Zürich 8. — Spanien: Madrid 1. — Vereinigte Staaten von Nordamerika: New-York 3.

Verschiedenes

(Ludwig Richter-Denkmal) Ludwig Richter, dem frommen, edlen, volkstümlichen Künstler, der in ungezählten Bildern einer unzufriedenen Zeit Zufriedenheit predigt, Ludwig Richter, dem guten Freunde gewiß aller unsrer Leser, soll in seiner Stadt Dresden ein Denkmal errichtet werden. Mit König Alberts Genehmigung ist ein schöner Platz auf der Brühlschen Terrasse dafür gesichert. Möchten nun auch die Mittel reichlich fließen, damit Würdiges geschaffen werden kann. Die Redaktion verweist hiemit ausdrücklich auf den im Anzeigenteil abgedruckten Aufruf und erklärt sich bereit, ihrerseits Beiträge zu vermitteln. Ein Aufsatz über Ludwig Richter und seine Kunst liegt längst in unserm Pult; im neuen Jahre hoffen wir bald Raum für ihn zu gewinnen. R

(Prozeß Talgenberg gegen Peter in Halle) Endlich sind wir in der Lage, die richterliche Entscheidung über einen Fall zu melden, der uns in diesen Spalten bereits zweimal beschäftigt hat. In Nr. 40 des vorigen Jahrgangs machten wir Gebrauch von einem Beispiele hervorragender Unduldsamkeit eines römisch-katholischen Geistlichen am Sterbebette. Leider nannten wir auf Grund einer Zeitungsnachricht, die sich später als unrichtig herausstellte, den Dechant D. Woker in Halle als den dabei beteiligten Priester, ein Versehen, worüber wir in Nr. 13 d. J., S. 128, unser aufrichtiges Bedauern ausgesprochen haben. Herr D. Woker hat infolge dieser Erklärung eine bereits angestellte Verleumdungsklage gegen uns in dankenswerter Weise zurückgezogen.

Dagegen ist die Geschichte selbst, die wir in Nr. 40 d. v. J. angezogen haben, inzwischen durch gerichtliche Beweisaufnahme bestätigt worden. Der Pfarrer Pius Peter in Heiligenstadt, früher in Halle, ist es gewesen, welcher dem sterbenskranken Brauer Baring in Halle in der berichteten Weise zugesetzt hat. Zwar suchte sich Peter, als die Geschichte durch die öffentlichen Blätter ging, durch eine Erklärung in Nr. 47 der Saale-Zeitung zu reinigen, indem er die von der Schwiegermutter des verstorbenen Baring, Frau Talgenberg, vor dem Amtsgericht Halle zu Protokoll gegebenen Aussagen, auf die auch unser Bericht sich gründete, als „durchweg falsch und lügenhaft" bezeichnete. Der Fuhrherr Karl Talgenberg verklagte ihn jedoch hierauf wegen Beleidigung seiner Ehefrau.

Der Prozeß lief zu Ungunsten des Angeklagten aus: das Schöffengericht zu Halle verurteilte am 5. Juni den Pfarrer Peter gemäß §§ 185. 186 R.-St.-G.-B. zu 25 Mark Geldstrafe und den Kosten, da er den Wahrheitsbeweis für seine Beleidigungen nicht zu erbringen vermochte. Nachdem Peter gegen das Urteil vergeblich Berufung an das Hallesche Landgericht und Revision beim Oberlandesgericht zu Naumburg eingelegt, wurde es am 22. Oktober rechtskräftig.

Was von den (drei) Entlastungszeugen ausgesagt wurde, erwies sich als „sehr wohl vereinbar mit den Angaben der Frau Talgenberg, nach welcher die [katholische] Taufe der Baringschen Kinder nicht dem freien Willensentschlusse der Eltern, sondern dem zwingenden Einflusse des Angeklagten zuzuschreiben" war. Diese unter Eid gemachten Aussagen der Frau Talgenberg wurden aber obendrein unterstützt durch vier Belastungszeugen, „welche übereinstimmend bekunden, daß ihnen von Frau Baring kurz nach der stattgehabten Taufe ihrer Kinder mitgeteilt worden ist, der Pfarrer habe ihr zugeredet, ihre Kinder katholisch taufen zu lassen und auch selbst zur katholischen Kirche überzutreten: es würden ihr dann mehr Unterstützungen von der katholischen Kirche oder Gemeinde gewährt werden." Einer Zeugin gegenüber hat Frau Baring dieser Mitteilung ferner als Aeußerung des Pfarrers hinzugefügt: „wenn sie dies nicht thäte, würde er ihrem sterbenden Ehemanne das Abendmahl nicht reichen." Auf Grund dieser Zeugnisse wurde der Wahrheitsbeweis des Pfarrers Peter für mißlungen erachtet. R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Aufruf
zur
Errichtung eines Ludwig-Richter-Denkmals
in Dresden

Nach einem langen Tagewerke unermüdlichen Schaffens, segensreicher Arbeit ist Ludwig Richter am 19. Juni 1884 von uns geschieden. Den Dank, welchen tausend Zungen ihm jubelnd zuriefen, als sie ihm kurz vordem zu seinem achtzigsten Geburtstage ihre Grüße und Wünsche entgegenbrachten, sollen und wollen wir auch nach seinem Tode laut und kräftig durch die That aussprechen.

Wohl lebt Ludwig Richter wie jeder wahre Künstler in seinen Werken fort. Unwillkürlich wendet sich aber der Blick der Nachwelt von den Schöpfungen zu dem Meister, erwacht der Wunsch, auch das Bild des Mannes, dessen wir stets in Liebe und Bewunderung gedenken, verklärt und verewigt zu schauen.

Wir erachten es deshalb als eine Ehrenschuld, Ludwig Richter an der Stätte, wo er gelebt und gewirkt hat, ein bleibendes Denkmal zu errichten, und sind überzeugt, daß uns zur Lösung dieser Schuld alle Freunde der Kunst, alle Schichten unsers Volkes gern ihre werkthätige Hilfe leihen werden.

Aus dem Herzen, aus einem warmen, frommen, lauteren Herzen hat Ludwig Richter in jedem Bilde, jedem Blatte, jeder Zeichnung gesprochen und darum auch alle Herzen gewonnen. Unter den Männern, welche den volkstümlichen Kunstzweig, den Holzschnitt, glorreich wiederbelebten, steht Ludwig Richter in erster Reihe. Wie kein Anderer hat er es aber verstanden, mit dem schlichten sinnigen Volkston auch die wahren guten Volksgedanken zu verknüpfen, die klärende Poesie, den idealen Zug selbst in die kleinsten Kreise, in die engste Heimat hineinzutragen.

So sind denn seine gemüthvollen liebenswürdigen Schöpfungen der ächte Hausschatz, ein treuer Freund in Freud und Leid für jede deutsche Familie geworden.

Die Erinnerung an diesen so anspruchslos bescheidenen und innerlich doch so reichen Mann und Künstler wünschen wir bis zu den fernsten Nachkommen lebendig zu erhalten und erhoffen für die Erfüllung dieses Wunsches bei allen Verehrern Ludwig Richters rege Theilnahme.

Unter dem hohen Protektorat Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Georg Herzogs zu Sachsen hat sich in Dresden ein Komitee gebildet, welches die Errichtung eines würdigen Denkmals für Ludwig Richter anstrebt und im Verein mit zahlreichen Verehrern des Meisters vorstehenden Aufruf erläßt.

Geldsendungen bittet man an das Bankhaus Günther & Rudolph in Dresden einzuschicken.

Briefliche Mittheilungen und Anfragen wolle man an O. Rassau in Dresden, Schulgutstraße 13 part., richten.

Dresden, im November 1888

Der Geschäfts-Ausschuß

Prof. Hermann Hultzsch, Vorsitzender — **Oskar Rassau,** Schriftführer
Dr. Woldemar von Seidlitz, stellvertretender Vorsitzender — **Alfred Hauschild,** stellvertretender Schriftführer
Kommerzienrat **Franz Günther,** Schatzmeister

Aufruf
an die
Evangelischen Kirchen-Gesangvereine Deutschlands

Am 22. Mai ds. Js. ist auf der Ebernburg der Grundstein zu einem Denkmal für Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen gelegt worden: das Denkmal selbst, das hier, wo sie zu Lebzeiten treu verbunden für des Deutschen Landes Befreiung und Wohlfahrt sorgten und sannen, hofften und glaubten, den Helden der Feder zusammen mit dem letzten Schwertritter nachlebenden Geschlechtern im Erzbilde vor Augen stellen soll, geht seiner Vollendung entgegen und wird sich als eine würdige Abtragung der Ehrenschuld darstellen, die die neu geeinte Nation den kühnen Vorkämpfern ihrer geistigen und nationalen Freiheit verpflichtet.

Noch aber fehlen die Mittel zur Herstellung eines würdigen Sockels für das künstlerisch vollendete Doppelstandbild. Darum wenden sich die Unterzeichneten an die evangelischen Kirchengesangvereine im weiten Vaterlande mit der vertrauensvollen Bitte, auch ihrerseits zur Vollendung des Werkes mitzuhelfen

und den Ertrag einer musikalischen Aufführung dem Hutten-Sickingen-Denkmal zuzuwenden.

Je gehässiger eine unpatriotische ultramontane Presse das Andenken jener beiden Männer schändet und schmäht, die in dem Kampfe der Reformationszeit kühnlich im Vordertreffen gestanden und den Gesang der „Wittenbergisch' Nachtigall" mit begeisterter Freude begrüßt haben, desto entschiedener sollten alle protestantischen Kreise durch Wort und That für das Zustandekommen eines Denkmals eintreten, das auch an seinem Teile das Gedächtnis an jene Geisteskämpfe wachhalten will, die zugleich der religiösen und politischen Befreiung des deutschen Volkes von der Bevormundung Roms galten. Und zumal die deutsch-evangelischen Kirchenchöre werden es sich nicht nehmen lassen, jene denkwürdige Stätte, Sickingens „Herberge der Gerechtigkeit," durch ein würdiges Denkmal schmücken zu helfen, wo zuerst das Evangelium in deutscher Zunge verlesen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht und überhaupt der evangelische Gottesdienst zuerst in seinen neuen Formen eingeführt ward.

Das Kreuznacher Hilfskomitee für das Hutten-Sickingen-Denkmal
Pfarrer Lied-Kreuznach, Vorsitzender

Dritte, durchgehends neu bearbeitete Auflage!
Biblisches Wörterbuch für das christliche Volk.
Herausgegeben v. H. Zeller.
Mit 7 Karten. 2 Bände (90 Bogen Lex. 8.) ℳ 10.—, in 2 soliden Halbfranzbänden ℳ 12.—.
Ausführlichstes und anerkannt bestes Nachschlagebuch für Bibelfreunde.
H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von C. F. Spittlers Verlag in Basel und des Rauhen Hauses in Hamburg.

Nr. 49 **Leipzig, den 2. Dezember** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Advent — „Ohne Christus wäre ich Atheist" — Goethes Iphigenie und ihr Verhältnis zum Christentum — „Stille Stunden" — Der heilige Rock in Trier: 2. Urteil des katholischen Priesters Johannes Ronge über den heiligen Rock — Noch einmal die Berliner Kirchenwahlen — Bilder und Bücher für den Weihnachtstisch: Kinderbilderbücher; Biblisches Bilderbuch zum Selbstanfertigen; Godofred. Ein Märchen fürs deutsche Haus; Für unsere Leserinnen; Robertsons Leben und Reden — Verschiedenes: Hans Herrigs Weihnachtsspiel; Deutsche Arbeiterzeitung — Quittung

Advent

Ja, komm, Herr Jesu! Offenb. Joh. 22,20. —

Ja, komm, Herr Jesu! Dieser angst- und glaubensvolle Sehnsuchtsruf der ersten Jünger darf nicht verstummen in der Christenheit. Lauter, dringender, heiliger denn je muß er in unsern Tagen aus unsern Herzen kommen: eigne Not, gemeine Not genug treibt uns dazu — und wissen wir einen andern Retter?

Dein Reich komme! so hat er seine Jünger beten gelehrt. Als er gestorben war, als er aufgefahren war zum Vater, verwandelte sich ihnen dies Gebet von selber in das andre: Ja komm, Herr Jesu! Es war kein andres; aber ihnen wars so trauter, verständlicher, gewisser.

Unzählige beten heute — Gott seis geklagt! — gedankenlos ihr Vaterunser. Und haben wir etwa immer unsre Gedanken dabei? Die rechten Gedanken? — Und nun sonderlich die zweite Bitte: Dein Reich komme! Lebt das, was Jesus „Gottes Reich" nennt, das „Himmelreich", von dem er nicht müde wird zu erzählen („Das Himmelreich ist gleich . . ."), als fester Begriff in deiner Erkenntnis, als klare Vorstellung in deiner Phantasie? Die Kinder, das ist gewiß, mit ihrem Sinn für das Nächste, Konkrete, Persönliche, machen sich vieles von unsrer christlichen Lehre schneller, leichter zu eigen als die Botschaft vom Gottesreiche. Viel eher als diese Bitte: Dein Reich komme! die ja den Sinn des reifen Christen mächtig ergreift, lernen sie mit uns den Jüngerruf beten: Komm, Herr Jesu! Und wir sollen einfältig werden, wie die Kinder!

Nicht, daß es nur die Personifikation einer Idee wäre, wenn wir so reden, oder ein menschlich ungenügender Ausdruck einer übermenschlichen ewigen Wahrheit: es ist selbst echte, siegreiche Wahrheit. Wir bitten, daß er kommt; wir wissen, daß er kommt; wir setzen unsre Hoffnung darauf, daß er kommt.

Wir erheben unsre Sehnsucht zu einem, der da ist. Mögen andre genug daran haben, daß er einmal gewesen ist, und sich dabei beruhigen, daß er in seinen Lehren oder in seiner Stiftung, der Kirche, fortlebt. — Wie, wenn sein Wort verdunkelt ist? Wenn wir streiten um den Inhalt seines Evangeliums? Was bleibt uns übrig, als ihn herbeizurufen: Komm du, Herr Jesu!? Gieb Klarheit den Suchenden, Wahrheit deinen Zeugen und Bekennern!? — Und seine Kirche? Lobt das Werk den Meister? Wo ist sie, die er sich zubereitet hat als eine Braut, herrlich, heilig, ohne Flecken und Runzel? Arme Leute, die in ihrem Schmerz über den Zustand der Kirche die Zuflucht nicht haben, zu beten und zu rufen: Komm du, Herr Jesu!

Und er kommt! Er kommt unablässig zu seiner treuen Gemeinde; er kommt zu dem, der ihn aufrichtig einladet, sich wirklich nach ihm sehnt, mit Frieden und mit Kraft. Bezeugt ihr es nicht, die ihr fröhlich euch Christen nennt — und ihr allein habt hier mit zu reden! —, daß ihr ihn immer lieber gewinnt, immer besser kennt, immer gewisser sein Wirken in euch und durch euch erfahrt? Es ist doch nicht nur „Poesie", wenn Spitta singt:

O selig Haus, wo man dich aufgenommen
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ;
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist;
Wo aller Herzen dir entgegenschlagen
Und aller Augen freudig auf dich sehn,
Wo aller Lippen dein Gebot erfragen
Und alle deines Winks gewärtig stehn.

Er wird kommen! Auch diesmal wieder, in der Adventszeit, auch in unserem gegenwärtigen Weltalter, wenn wir ihn laden und rufen. Thun wirs doch! Die Not der Zeit muß den Hilferuf auf aller getreuen Jünger Lippen drängen. So viel Kleinglaube heut, wo Glaube Wunder thun sollte; so viel wohlfeiles Sichabfinden, wo die Liebe Opfer bringen sollte! Komm, Herr Jesu, und mache diesem eitlen, halben Wesen ein Ende; zerschlage, was nur Schein ist; treibe aus die unreinen Geister; banne die Mächte des Abgrunds! Komm in Haus, Schule, Kirche, Herz! Deine Gemeinde hofft nur auf dich, ihren erhöhten Herrn! Durchströme deine Glieder mit Kraft, du wahrhaftig lebendiges Haupt! Komm im still sanften Sausen oder im Wetter; aber komm!

Ja, komm, Herr Jesu! R

„Ohne Christus wäre ich Atheist"

Der Artikel in Nr. 43, welcher den Streit über den Wert der sogenannten natürlichen Gotteserkenntnis durch Verteilung von Recht und Unrecht auf beide Seiten zu schlichten sucht, kennzeichnet die Einseitigkeit der einen Partei durch „das vermessene Wort", welches sein Verfasser vernommen: „Ohne Christus wäre ich ein Atheist." Schreiber dieser Zeilen bekennt sich zu diesem Worte, und da er sich bewußt ist, mit demselben nicht vermessner gewesen zu sein als Paulus Eph. 2,12 (ihr waret ohne Christus atheoi — Gottlose — in der Welt), da ferner die ernsten Beweggründe des Widerspruchs gegen die überlieferte Schätzung der natürlichen Gotteserkenntnis in dem Artikel kaum gestreift sind, so sei es vergönnt, auf den Gegenstand noch einmal zurückzukommen. Nicht zur Bekämpfung, sondern zur Ergänzung; denn die meisten Ausführungen in Nr. 43 sind mir aus der Seele geschrieben.

Gewiß, wer in Christus Gott gefunden, bekommt auch „ein geschärftes Auge für die Wunder der Geschichte", die die

Geschichte der auf Christus zielenden und zu ihm leitenden Führungen Gottes ist. Er erkennt solche Wege Gottes nicht nur in der Geschichte der jüdischen Religion, sondern auch in der der griechisch-römischen Geistesentwicklung. Er sieht, wenn auch in mannichfaltig abgestufter Weise, überall dort dem Christentume von Gott den Weg bereitet, wo der Mensch an innerlich verpflichtende Gesetze sich gebunden fühlen lernt, wo die Sehnsucht nach Freiheit von und über der Welt aufleuchtet, wo der Glaube an eine allwaltende sittliche Weltordnung den national beschränkten und an die vergänglichen Güter der Erde fesselnden Polytheismus überwindet. Er verkennt auch den Wert nicht, den noch in der Gegenwart die allgemeinen religiösen und sittlichen Anschauungen haben, welche ein Niederschlag teils der kirchlichen Ueberlieferung, teils der Welt- und Lebensanschauung unsrer großen Dichter und Denker und eine Verschmelzung christlicher und antiker Ideen sind. Er begrüßt es mit dankbarer Freude, wo ihm Anschauungen und Stimmungen begegnen, die Anknüpfungspunkte für das Verständnis des Evangeliums darbieten. Er bekommt durch seinen Glauben an Christus, der das glimmende Docht nicht auslöschte, „eine milde Hand", um Anhänger solcher Anschauungen, die trotz ihrer Mängel und Unsicherheit doch ein positiver Besitz sind, weiter zu führen. Er ist weit davon entfernt, „das Evangelium von dem Großen und Guten, das in mancherlei Ausprägung und Abstufung lebt, zu isoliren", oder gar den Kleinen ein Aergernis zu geben; er wird sich vielmehr bemühen, die „Regungen zum Ewigen und Sittlichen", denen er begegnet, in ihrer besondern Eigenart deutlich zu erkennen, um an sie anzuknüpfen. Er weiß auch, daß Niemand das Evangelium verstehen kann, in dem nicht durch die Bildung des Gewissens eine innere Beziehung zur ewigen Welt hergestellt ist.

Nun giebt ja mein Vorredner zu, daß alle jene natürliche Gotteserkenntnis ein Erzeugnis der Geschichte ist, in der die sittlich-religiöse Anlage erst entwickelt wurde. Streiten wir da vielleicht nur um Worte?

Jeder weiß aus seiner Jugend, daß die kirchliche Unterweisung den ersten Glaubensartikel so zu behandeln pflegt: der Glaube an den lebendigen Gott, der der Schöpfer und Regierer der Welt, der Träger der sittlichen Weltordnung und der natürliche Leiter unsres Lebens ist, wird nicht auf die Offenbarung Gottes in Christus, sondern auf seine Selbstbezeugung in der Natur, der Geschichte, der Vernunft, dem Gewissen gegründet und dieser Glaube des ersten Artikels als die Vorstufe und notwendige Voraussetzung des Glaubens an die vergebende und erlösende Gnade Gottes, die in Christus offenbar geworden, behauptet, so daß man ohne die vorangehende Glaubensgewißheit des ersten Artikels die des zweiten nicht soll gewinnen können. Gegen diese Behauptung richtet sich unser Widerspruch. Derselbe wird nicht gegenstandslos, wenn man zugiebt, daß diese „natürliche" Gotteserkenntnis überall erst aus der Entwicklung der Anlage für Religion und Sittlichkeit in der Geschichte erwächst, und daß der Gottesglaube, der inmitten der Christenheit ohne Glauben an Christus vorkommt, seinem Inhalte nach auf das stärkste durch das Christentum bedingt ist. Denn der Segen, welchen der allgemeine Gottesglaube in seinen verschiedenen Formen thatsächlich oft — nicht immer, wie A. H. schön zeigt — bedeutet hat und bedeutet, geht verloren, und die thatsächliche Vorstufe zum Christentum verkehrt sich in einen von demselben abschließenden Zaun und in eine den Inhalt desselben verdunkelnde Hülle, sobald die Forderung erhoben wird, daß man einen solchen allgemeinen Gottesglauben *schon mitbringen müsse*, um die erlösende Offenbarung in Christus verstehen und sich aneignen zu können, und sobald die Art der Erziehung und Unterweisung der Glieder der christlichen Gemeinde sich nach dieser Forderung richtet.

Sobald die Notwendigkeit dieser Vorstufe behauptet wird, und sobald man sich bestrebt, andere auf sie zu erheben, muß man den *Inhalt* dieses allgemeinen Gottesglaubens bestimmen und die Gründe für seine Gewißheit ins Bewußtsein erheben. So verfährt man thatsächlich und nur folgerecht.

Schon die Bestimmung des Inhalts ist aber eine willkürliche. Denn der Gottesglaube, welchen Luther in der Auslegung des ersten Artikels bekennt, der Glaube, daß Gott aus väterlicher göttlicher Güte und Barmherzigkeit ohne mein Verdienst und Würdigkeit mich wider alle Fährlichkeit beschirmt und vor allem Uebel behütet und bewahret, ist der Glaube des *Christen*, welcher *durch die Sündenvergebung in Christus* sich als Gottes Kind fühlt und auch in der *Lebenshemmung* die fröhliche Gewißheit hat, daß dieselbe vielmehr Beweis der göttlichen Vaterliebe und *Lebensförderung* ist, weil sie ihm zur Befestigung im Ewigen dienen soll und kann. Dieser Gottesglaube ist nicht ein und derselbe mit dem des Alten Testaments, weil dort das Volk Israel der eigentliche Gegenstand der göttlichen Fürsorge und die schließliche Herstellung seines politischen und irdischen Glücks ein wesentliches Stück ihres Zieles ist, und weil der Einzelne zu der Freude in der Trübsal, die für den christlichen Vorsehungsglauben oder für den Glauben des ersten Artikels nach Luthers Auffassung desselben charakteristisch ist, sich nicht zu erheben vermag. Er ist nicht ein und derselbe mit dem Gottesglauben der griechisch-römischen Philosophie, weil die letztere in Folge des Dualismus zwischen Geist und Stoff die Stimmung einer schmerzlichen oder trotzigen Resignation gegenüber der Unvollkommenheit des Weltlaufs nie hat überwinden können und den Zweck der göttlichen Weltleitung vielmehr in der Wohlordnung des Kosmos als im Heile der Menschen erblickt. Er ist nicht ein und derselbe mit dem eudämonistischen Vorsehungsglauben der Aufklärung, dem die Meinung von Gottes selbstverständlicher Nachsicht gegenüber der menschlichen Schwäche den sittlichen Ernst lähmte und der die Seligkeit, welche Gottes Führung ihm gewähren sollte, als irdisches oder zukünftiges Glück des natürlichen Individuums dachte. Er ist nicht ein und derselbe mit dem Glauben des philosophischen Idealismus an eine sittliche Weltordnung, weil sein Gefühl kindlicher Abhängigkeit von der väterlichen Liebe Gottes zu dem für jenen bezeichnenden sittlichen Kraft- und Selbständigkeitsgefühle im Gegensatze steht. Und diese Gestalten eines vor- oder unterchristlichen Gottesglaubens sind wiederum unter einander verschieden. Welche von ihnen ist nun die *notwendige Vorstufe* zum christlichen Glauben, durch die wir selbst hindurch müssen oder durch die wir andre hindurchführen müssen?

Eben weil so unter sich verschiedene Gestalten des Gottesglaubens Vorstufen des Christentums sein können, ist keine von ihnen *die* notwendige Vorstufe. Wollte man aber das ihnen allen Gemeinsame als das Notwendige herausheben, so würde ein so farbloses Abstraktum herauskommen, daß ihm jede praktische Kraft abginge.

Soviel über den Inhalt. Und nun die *Gewißheitsgründe*! Das freudige, sieghafte, auf das überweltliche Reich Gottes gerichtete Kindesvertrauen des ersten Artikels müßte man unter allen Umständen erst seines Charakters gänzlich entkleiden, ehe man den Versuch machen dürfte, einem Menschen es einzureden, daß es ohne die Gewißheit der Sündenvergebung in Christus die naturgemäße Stimmung des Sünders sei. Der alttestamentliche Gottesglaube aber ist aus der Geschichte Israels entsprungen, in der Gott sich diesem Volke als sein Gott bezeugte. Wer nicht mit diesem Volke als sein Glied innerlich verwachsen ist, vermag es gar nicht, in seinen eigentümlichen Gottesglauben sich hineinzuleben. Nicht minder ist der Gottesglaube der griechisch-römischen Philosophie durch die eigentümliche geistige Entwicklung der antiken Völker auf das stärkste bedingt. Die Formen des Gottesglaubens der Aufklärung aber schöpfen ihre Lebenskraft hauptsächlich aus dem Nährboden der christlichen Gemeinde, auf dem sie gewachsen sind. Auf die Lebensgründe der letztern aber darf man doch nicht reflektiren, wenn man sich der Gewißheitsgründe einer *Vorstufe* des Christentums versichern will. So bleiben die bekannten Beweise für das Dasein Gottes übrig, deren Prämissen die *Vernunft*, die allgemeine Erfahrung in *Natur* und *Geschichte* und das sittliche Urteil des *Gewissens* sind. Vermögen diese eine Gewißheit zu begründen? Wenn das Welterkennen der Griechen in die Einheit der überweltlichen und übersinnlichen Gottheit ausmündete, so hing das mit ihrer Auffassung des Wissens zusammen, daß dasselbe die *allgemeinen Begriffe* als das eigentlich Reale zum Gegenstande habe. Diese schließen sich allerdings in einer letzten Einheit notwendig

ab. Unsre Auffassung aber setzt dem Welterkennen die Aufgabe, die Gesetze der Veränderung des Einzelnen zu erforschen; der Regreß der Ursachen führt hierbei nicht auf eine Einheit, sondern auf eine Vielheit. Die Erfahrung ferner bietet dem Glauben an eine väterliche Vorsehung Gottes und an die Herrschaft einer sittlichen Weltordnung, ja auch nur an die Existenz eines zwecksetzenden Schöpfergottes mindestens ebensoviel Anlaß zum Zweifel wie Stützen dar. Den Gottesglauben aber auf ein Postulat des Gewissens zu gründen, welches wegen des unbedingten Wertes des sittlichen Gesetzes die Herrschaft desselben über den Weltlauf fordere, setzt ein Kraftgefühl des sittlichen Subjekts voraus, welches ihm gerade in dem Maße fehlen wird, als es von der Hoheit des Sittengesetzes durchdrungen ist. Wenn Kant und Fichte in nachträglicher Reflexion auf die Gewißheit, welche sie ihrer Erziehung in der christlichen Gemeinde verdankten, eine solche Begründung versucht haben, so haben sie eben, wie das bei nachträglicher Reflexion oft der Fall ist, an die Stelle der wirklichen Gründe ihres Gottesglaubens unzulängliche gesetzt. Oder wird etwa die Realität des Gottesglaubens dadurch gewährleistet, daß er einem tiefen Bedürfnis des Menschen entspricht? Wohl, der Mensch ist geneigt zu glauben, was er wünscht; aber ist das ein Fundament, auf das man in Sachen der Seligkeit und des Gewissens bauen kann? Gerade je tiefer jemand den Wert eines zum Ewigen erhebenden Gottesglaubens empfindet und sich nach seiner Gewißheit sehnt, umso schmerzlicher kann es ihm zum Bewußtsein kommen, wie unzulänglich die Gründe sind, welche Vernunft, Erfahrung, Gewissen für seine Realität bieten und eine wie unermeßliche Paradoxie angesichts der Thatsachen der Gottesglaube ist. Umgekehrt kann die Sicherheit eines Gottesglaubens ohne Christus ein Gradmesser dafür sein, daß das Herz von der Hoheit der ewigen Güter nur wenig berührt ist.

Und da will die hergebrachte kirchliche Unterweisung an uns die Zumutung erheben, daß man sich als vernunftnotwendig und wahr einrede, was man nicht als vernunftnotwendig und wahr erkennt! Eine solche Zumutung ist eine Verzäunung des Zugangs zum Christentume. Denn dieses ist für die Geistesverfassung der Sehnsucht nach dem Glauben an einen sittlichen und väterlichen Gott und des Zweifels an seiner Wirklichkeit nicht verschlossen. Vielmehr vermag es Christus, solchen Zweifel zu überwinden. Denn der Gottesglaube, in welchem Christus lebt, stellt sich als die nun freilich viel reichere und tiefere Deutung unsrer Sehnsucht dar. Die sieghafte Kraft und der unerschütterte Friede, in welchem Christus an diesem Gottesglauben hält, trotzdem Gott ihn verlassen zu haben scheint und das Böse triumphirt, vermögen es, unsre Zweifel an der Wirklichkeit Gottes zu überwinden. Die Liebe, mit der Christus das Verlorne sucht und auch uns umfaßt, flößt uns die Zuversicht ein, daß Christi Gott auch unser Gott ist.

Darum ist es keine Vermessenheit, auch nicht nur Ausdruck der Erfahrung, daß der vorchristliche Gottesglaube mit dem christlichen verglichen seinem Inhalte nach ein unwahrer ist, sondern der fröhliche Trotz der Erfahrung, erst durch Christus zur Gewißheit des Gottesglaubens hindurchgedrungen zu sein, wenn man der willkürlichen Zumutung, durch brüchige Reflexionen des Verstandes und durch stolze Postulate eines sich über seine eigne Haltung zum Sittlichen täuschenden Herzens sich selbst eine Gewißheit des Gottesglaubens schaffen zu sollen, das Bekenntnis gegenüberstellt: „Ohne Christus wäre ich Atheist.“ Damit ärgert man nicht die Kleinen, sondern erwehrt sich der Tyrannei der Großen.

Aber nicht nur eine Verzäunung des Zugangs zum Christentum, auch eine Verhüllung seines Inhalts ist die Meinung, daß der Gottesglaube des ersten Artikels dem durch Christus begründeten Glauben an die vergebende und erlösende Gnade Gottes vorangehe. Das soll nur in Bezug auf zwei Punkte kurz angedeutet werden.

Ist der Glaube an Gottes Gnade in Christus nur möglich unter Voraussetzung eines allgemeinen Gottesglaubens, der eine, wenn auch unvollständige Erkenntnis der Wahrheit ist, so kann der erstere nur angeeignet werden, wenn die Maßstäbe des letzteren ihre Geltung behaupten. Nun ist von Alters her ein Bestandteil der sogenannten natürlichen Gotteserkenntnis die Vorstellung von Gottes Gerechtigkeit, als könne er nur denen die Seligkeit der Gemeinschaft mit sich gewähren, welche sein Gesetz gehalten haben und als müsse er die Uebertreter desselben durch die Strafe der ewigen Verdammnis von sich ausschließen. Indem die Thatsache der Vergebung der Sünden und der Zulassung von Sündern zur Gemeinschaft mit Gott mit dieser Vorstellung von Gottes Gerechtigkeit in Einklang gebracht werden muß, entsteht die Theorie, daß Gott nicht eher habe vergeben können, als bis seiner Gerechtigkeit durch die stellvertretende Erfüllung des Gesetzes und die stellvertretende Erduldung der Strafe seitens Christi genuggethan sei. Der Gott aber, dessen Charakterzüge wir aus der Gesinnung Christi gegen die Sünder erkennen, bewährt seine sittliche Majestät oder seine Gerechtigkeit gerade dadurch, daß er die Sünder durch die Vergebung zur Erfüllung seines Gesetzes zieht und befähigt. Jene Theorie, die das Evangelium nach einem Satze der angeblich natürlichen Gotteserkenntnis auslegt, ist also eine Verhüllung derjenigen Gerechtigkeit der Liebe Gottes, welche im Evangelium offenbar wird.

Ein zweiter Punkt. Indem der Glaube an Gottes väterliche Vorsehung bereits vor dem Glauben an Christus vorhanden sein soll, so beschränkt man die Bedeutung Christi darauf, daß wir durch ihn der Vergebung der Sünden gewiß werden und dadurch Kraft zur Erfüllung des göttlichen Gesetzes oder zur Liebe gegen die Menschen bekommen. Daß erst die Gewißheit der Gnade Gottes uns zu dem demütigen, fröhlichen, sorglosen, trotzigen, weltüberwindenden Kindesvertrauen gegenüber seiner Leitung der Welt und unseres Lebens befähigt, gerät dabei in Vergessenheit, trotzdem Paulus gerade dies kindliche Gottvertrauen auf die Gewißheit der Versöhnung begründet (Röm. 8, 31 ff.). Das hat eine doppelte üble Folge. Wenn nicht die Liebe Gottes in Christus, welche die Sünder umfaßt und sie zu seinem ewigen Reiche beruft, als der Grund des Vorsehungsglaubens verstanden wird, so gleitet dieser von seiner beseligenden christlichen Höhe notwendig herab. Und wenn nicht die Gemeinschaft des wirklichen Menschen, der für Gottes Reich in der Welt arbeiten soll und von ihr dabei angefochten wird, mit dem wirklichen Gott, der sein Reich in der Welt zum Siege führt und die Seinen mit seiner allmächtigen Liebe trägt und führt, als das Gut, als das Leben und die Seligkeit verstanden wird, die uns schon hier durch die Sündenvergebung zu teil werden, um dort zur Vollendung zu kommen, so wird die Gemeinschaft mit dem Gotte der Gnade ihres Inhalts entleert und auf das Erleben blasser und beziehungsloser allgemeiner Empfindungen des Friedens beschränkt, nach denen man oft vergebens hascht und die, wenn man sie einmal auf einen Augenblick erjagt hat, rasch wieder entfliehen. Es ist darum eine Verhüllung des Evangeliums, wenn man die Glaubensgemeinschaft mit Gott, in der allein die Versöhnung wirklich erlebt wird, der natürlichen Gotteserkenntnis zuweist.

Gegenüber diesen beiden Folgen der herkömmlichen Verwertung der natürlichen Gotteserkenntnis verwandelt sich das Bekenntnis: „Ohne Christus wäre ich Atheist“ in das andre: „Ich will von keinem Gott wissen als von dem, den ich in Christus gefunden habe und der nur in Christus zu finden ist.“

J G

Goethes Iphigenie und ihr Verhältnis zum Christentum

Als im Jahre 1861 Julius Disselhof in einem Vortrage Goethes Iphigenie ein Zeugnis für den christlichen Glauben genannt hatte, verwies ihm dies Hengstenberg in seiner Kirchenzeitung als eine schwere Verirrung, als was indes auch diese Kritik in ihrer übertreibenden Schärfe manchem erscheinen könnte.

Aber auch sonst war das Urteil über Goethes religiöse Stellung bis vor kurzem ein sehr übles. Wie das kam, ja kommen mußte, hat Viktor Hehn in seinen neuerdings erschiene-

nen Gedanken über Goethe*) darzulegen versucht in dem interessanten Kapitel: Goethe — und das Publikum; denn alle Zeitgenossen und Epigonen scheinen ihm tief unter seinem Helden zu stehen, auf den auch schon die ganze deutsche Geschichte hinstrebte, um in ihm zu gipfeln; nur einmal wird in einer Anmerkung (S. 304) Luther neben ihn gestellt. Wenn wir nun auch die Art und Weise, wie He,h'n den Dichter „philiströsen" moralischen Bedenken gegenüber reinzuwaschen sucht (S. 140), kaum ganz werden billigen können, so hat doch im allgemeinen die neuere Goetheforschung bei aller Kleinigkeitskrämerei gerade das Urteil über des Dichters religiös-sittliche Denkweise ganz wesentlich verändert, und in unsern Augen zu dessen Gunsten. Das gewöhnliche Gerede von Goethes Pantheismus — und dies vieldeutige Wort versteht nun vielfach jeder einzelne in seinem Sinn, aber nicht in dem, wie sich Goethe als Naturforscher Pantheismus zuschrieb — ist namentlich für die Epoche seiner Vollendung gar sehr zu beschränken.**) Aber auch aus frühern Zeiten lassen sich überraschend tiefe Aeußerungen Goethes über seine religiöse Stellung finden.***)

So hat man denn neuerdings auch wieder die religiöse Grundidee der Iphigenie aufmerksamer Prüfung unterworfen, und in der That wäre es ja ein viel schwerer wiegendes Zeugnis für Goethes Religiosität, als alle jene gelegentlichen Aeußerungen, wenn er auch in der Weimarer Periode, auf die man so gern sein Wort von seinem dezidirten Nichtchristentum verallgemeinernd anwendet, gewissermaßen unbewußt und trotz dem heidnisch-mythologischen Stoffe doch wahrhaft evangelischen Anschauungen näher gestanden hätte, als vielleicht mancher dezidirte Christ. Und wenn schon auch die beiden Schriftchen von Matthias und Kuno Fischer†), welche den religiösen Charakter der Iphigenie behandeln, im Eintragen christlicher Vorstellungen zu weit gegangen sein dürften, so dienen sie doch vortrefflich dazu, einen jeden, der von dem wunderbaren Zauber des Goetheschen Meisterwerks, ohne eigentlich zu wissen warum, begeistert, ergriffen und immer neu gefesselt ist, nun auch zum Nachdenken über seinen eigentlichen Grundgedanken anzuregen und dadurch vielleicht auch zu einem bewußten und klareren Verständnis seines eigenen christlichen Versöhnungsglaubens hinzuleiten.

Um aber der von Matthias (S. 8) richtig erkannten — wohl aber nicht vermiedenen — Gefahr aus dem Wege zu gehen, und „bei der Beurteilung und Vergleichung des Seelenprozesses im Orest mit Vorgängen des christlichen Glaubenslebens Maß zu halten", wird es gut sein, sich immer daran zu erinnern, daß Goethe ja einen eingehend von den griechischen Tragikern, dann auch fragmentarisch von Racine behandelten Stoff in seinem Sinne umbilden und einer echt menschlichen Lösung zuführen mußte, ohne doch die Grundvoraussetzungen, namentlich von Ort und Zeit, zu verändern. So einfach dieser Sachverhalt erscheint, so hat man doch aus derartigen überlieferten Zügen, die Goethe einfach beibehielt, obwohl sie teilweise nicht mehr paßten, Schlüsse für das Verständnis der Goetheschen Auffassung gezogen; so namentlich Kuno Fischer aus der Auffassung von der Schuld der Tantaliden, zumal des Ahnherrn: Bestandstücke des Mythus, die Goethe nur teilweise benutzen und umformen konnte. Allerdings aber war durch die teilweise Umbildung des alten Stoffes eine gewisse zwitterhafte Unklarheit gegeben, sodaß der Dichter selbst, als er am 6. Januar 1787 aus Italien an seine Weimarer Freunde die endliche Vollendung der Umarbeitung der Iphigenie melden konnte, hinzufügte:

Nehmt das Stück freundlich auf; denn freilich steht nicht auf dem Papier, was ich gesollt, wohl aber kann man erraten, was ich gewollt habe.

Nun ist es aber doch ein zu weit gehender Gebrauch dieser Erlaubnis des Dichters, wenn Matthias die Heilung des Orest — denn das ist ja, nach Goethes eignen Worten, die Achse des Stückes — in der göttlichen Gnade der Sündenvergebung findet, die Orest, da er durch seine Reue ihrer würdig, schließlich durch der Schwester Gebet zugewandt wird. Aber Orests Reue ist doch keine göttliche Traurigkeit zur Seligkeit, die niemanden gereuet, sondern ingrimmige Verzweiflung: sind Götter, so haben sie ihn verflucht, und ihrer ist seine Schuld (2, 1). Vor allem aber ist dann Iphigenie, wenn auch ihre Vermittlung zur thatsächlichen Heilung Orests — sonst wunderbar und unerklärlich — gewürdigt werden soll, doch eigentlich nur „dazu da, einen Vorgang, der, monologisch verlaufend, abspannend auf uns wirken würde, zum spannendsten Verlaufe zu bringen und recht gegenständlich zu machen." Besser sucht Kuno Fischer der Bedeutung Iphigeniens gerecht zu werden. Aber wenn er das „christliche Mysterium" des stellvertretenden Leidens allegorisch in den leidvollen Kampf des neuen und des alten Geistes im Menschen umdeutet und dann diese beiden Seelen, die in derselben Brust wohnen, wieder in zwei verschiedne Menschen differenzirt sein läßt, so müßte ja Iphigenie durch ihr schuldloses Exil in Tauris die Schuld ihres Hauses abgebüßt haben; nach des Dichters wiederholter Aussage ist es aber vielmehr der Verkehr, die Berührung mit der reinen Schwester, die hilfreiche Götter vom Olympus ruft (3, 1), d. h. ohne Bild: die Orest den Glauben an die Menschen und sich selbst wiedergiebt.

Auf diese Lösung deutet aber auch schon das ganze Vorhergehende hin.

Gleich als Iphigenien ein tief geheimnisvolles Schicksal in den Tempel der Diana im Taurierlande brachte, kam ihr Thoas als einer Gottgegebenen mit Ehrfurcht und mit Neigung entgegen, und bald ward sie wie ihm, so auch seinem Volke ein Segen (1, 2). Denn von ihrer sanften Ueberredung gar oft in seinem Grimme zurückgehalten, in seinem Grame von ihrer Teilnahme getröstet, wandte sich der König mit Freuden der Milde zu und erleichterte so den Seinen des schweigenden Gehorsams Pflicht, sodaß unter dem jungen Volke voll Lebens, Mut und Kraft sich ein „Reich der Milde" zu erbauen schien (4, 2). Und doch, trotz diesem ihr selbst wohl nicht recht bewußten Erfolge hält sie ihr Leben für unnütz, ja für so traurig, wie einen frühen Tod; obschon die wunderbare Rettung durch Dianen einen tiefen Eindruck auf sie gemacht und sie sich nun als ihr Eigentum fühlt: zu reinem Danke, zu frischer Lebenslust kann sie es nicht bringen. Denn sie ist ja fern von Eltern und Geschwistern, in der Fremde, und wie wirds jenen daheim unterdes gegangen sein (1, 1)? Wohl sucht sie sich gerade diese Trennung als eine göttliche Veranstaltung zu erklären, damit sie, hier verwahrt, dereinst geschickt sein könnte, mit reiner Hand und reinem Herzen ihr Haus zu entsühnen (4, 5. 5, 3). Sie hofft, eines Tages zurückgekehrt, eine neue Lebensblüte des verfluchten Hauses herbeizuführen (4, 4); aber lange hat sie schon vergebens geharrt, und das erbetne Zeichen, ob sie etwa doch immer hier bleiben sollte, gab ihr kein Gott ins Herz (1, 3); denn da lebt eben immer noch die Hoffnung, auch in den trübsten Stunden, wo ihr Frauenschicksal ihr vor allen beklagenswert scheinen will (1, 2): und doch sollte gerade dieses sich als ein so herrliches erweisen! Denn schöner, als sie gedacht, steigt die Erfüllung ihrer Gebete und Thränen zu ihr nieder (3, 1).

Gleich beim ersten Anblick seiner Schwester ist Orest, wie früher Pylades, von ihr, wie von einer himmlischen Erscheinung, überwältigt (3, 1); ja, ihr lichtes Reich hat doch auch durch des Verbrechers Nähe die Kraft nicht verloren, die Furien sind seitwärts gedrängt, und von ihrem holden Munde gezwungen, kann Orest auch nicht anders, als ihr sein Schicksal erzählen, so schmerzlich es ihm auch ist. Und in einem unbewußten Widerstreben gegen die himmlische Reinheit und Milde wühlt er sich nun mit selbstquälerischer Wollust gerade recht tief in die gräßliche Erinnerung hinein. Auch die Entdeckung, daß

*) Berlin, Gebr. Bornträger 1887; 327 S.; 7 M.

**) Vgl. Otto Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung 1805—1832. Leipzig, Hinrichs, 1887; XLVI und 249 S.; 5 M.

***) Vgl. Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. Leipzig, Teubner 1888; 198 S.; 2,40 M.

†) Adolf Matthias, Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie, eine religiös-sittliche Lösung im Geiste des Christentums. Zur Erinnerung an das erste Erscheinen von Goethes Iphigenie im Jahre 1787. Düsseldorf, Voß 1887; 48 S.; 1,20 M. — Kuno Fischer, Goethes Iphigenie. Festvortrag, gehalten in Weimar den 26. Mai 1888 bei der dritten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft. Heidelberg, Winter 1888; 60 S.; 1,20 M. Alle genannten Schriften sind warm zu empfehlen.

die Priesterin seine Schwester, versteht er erst nicht und weist sie dann ohne Prüfung, ohne Teilnahme ab, um sie endlich nur zur Steigerung seiner düstern Verzweiflung anzunehmen. Und doch, gerade da kann er einen Augenblick der Jungfrau stillem Weinen nicht widerstehn: es übermannt ihn mit unendlicher Gewalt; er fühlt sich zu ihr hingetrieben in heißem Lieben, — aber nur, um sogleich, sich selbst verfluchend, ermattet zusammenzubrechen. Und da, im wachen Traume, läßt ihm nun die tiefe Erfahrung, die er eben gemacht, sein Los allmählich schöner und versöhnlicher erscheinen. Wohl glaubt er sich noch mit Fluch beladen; aber, wie er thatsächlich mit der Schwester vereint ist, so fühlt er sich nun, in der Unterwelt, mit seinen Vätern, mit seiner Mutter ausgesöhnt; und da er so weit ist, nun bricht auch endlich, an seiner Schwester Arm, an seines Freundes Brust, das freudige Selbstvertrauen durch: die Erde hat ihn wieder, und voll Mut und Hoffnung ergiebt er sich ganz der Freude, ganz der Lust, Schwester und Freund zu retten.

Das ist Orests Heilung. Kein Wunder, aber ein wunderseliges Mysterium doch!

Goethe schrieb am 31. März 1827 dem Schauspieler Krüger in ein Exemplar der Iphigenie das Motto:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Als Vorbild dafür aber hat man schon oft auf den Einfluß hingewiesen, den das Verhältnis zu Frau von Stein auf Goethe ausübte. Und wie tausendfach und noch in reinerer, schönerer Art hat ein Menschenkind, eine ehrwürdige Mutter, ein treuer Freund einen andern wieder zu sich selbst gebracht und aufrecht erhalten, vielleicht ohne daß jene es wußten und merkten, sodaß sie sich kein Anrecht auf des andern Dank zuschreiben zu dürfen glaubten. Gehts doch dazu auch oft, wie hier bei Iphigenien: jetzt himmelhoch jauchzend im Bewußtsein der Kraft, andern helfen zu können, und dann wieder zum Tode betrübt, wenn die eignen Fehler uns zu thun geben und wir unsrerseits fremder Hilfe bedürftig werden. Und wie viele haben schon an der staunenden Betrachtung hoher Vorbilder oder auch in der reinen Verehrung für ein still bewundertes Wesen Kraft und Trost gefunden? Es ist eine wunderbar erschütternde Szene in dem Grillparzerschen Trauerspiel „Ein treuer Diener seines Herrn", wo der Herzog Otto vor der Gräfin Erny, Banchans jugendlicher Gattin, plötzlich von einem guten Geist ergriffen, das Mißgeschick seiner durch übles Beispiel verderbten Jugend beklagt:

O wäret damals Ihr in Himmelsklarheit
Hinabgestiegen in die Schauerhöhle —
Ich hätts erkannt an Eurem reinen Licht,
Wär Euch gefolgt, wär glücklich nun und selig! (3, 2)

Das ist keine Heuchelei; oder kann nicht auch ein vergiftetes und verbissenes Mannesherz einmal von eines Mädchens Bild so ergriffen werden, daß all sein Leid und Weh zu schwinden scheint und er ganz und gar gesunden könnte? Und wenn ers nicht kann, ists dann blos seine Schuld?

Was kann aber gar reine Liebe? Was kann sie nicht? Sie belehrt erst, sie erschließt dem Blicke des Lebens unendlichen Wert; aber sie hilft auch, von allen Lehrern auf Erden der geschwindeste, die Schwierigkeiten dieses Lebens überwinden, und Gewitterwolken selbst verwandelt sie, der Sonne gleich, in Gold: Dem ist wohl im tiefsten Schmerze, der ein treues Herze weiß. Ich versuche nicht, dem weiter nachzugehen, was alle Zeiten uns von der Liebe Zaubermacht erzählen, von Jakobs Liebe zu Rahel an, dem die sieben Jahre der Dienstzeit um sie däuchten, als wären es einzelne Tage (1. Mos. 29, 20), von den mittelalterlichen Minnesängern, deren Helden, ein Parzival und Feirefiß, im Gedanken an ihre Herrinnen immer neue Kraft gewinnen und durch ihre Minne, wenn schon an allem sonst verzweifelt, aufrecht erhalten und bewahrt werden „vor aller Art unedlen Thuns", wie Wolframs Held durch den Gedanken an Kondwiramur, die lichte Schöne, — bis zu unsern modernen Lyrikern; denn wo wäre hier ein Ende zu finden? Oder ist aber vielleicht auch hier nicht die Stelle dazu? — Es wird wohl dabei bleiben: Wer nicht lieb hat — und das läßt sich ganz allgemein verstehen — der kennt Gott nicht; denn Gott ist die Liebe (1. Joh. 4, 8). Reine Liebe ist nie unheilig, sie führt vielmehr ins Heiligtum der göttlichen Vaterliebe hinein: sie verscheucht mit wunderbarer Macht alle unreinen Gedanken und Wünsche aus dem Herzen und zwingt uns, daß wir uns nun auch ihrer wert zeigen, damit wir uns das beseligende Gefühl erhalten können, einen solchen Himmelsschatz im Herzen tragen zu dürfen; sie lehrt beten, wenn sie nichts andres und da sie nichts bessres für ein geliebtes Wesen thun kann; „sie ist ein rein Geleit vor Gott zum Himmelssaal", wie es schon im ersten Titurelliede heißt. Und die Liebe zu Gott ist nun auch in allem das höhere Gegen- und Urbild reiner Menschenliebe, gleich läuternd wie sie, und wie ein Herz „zweifellos und ohne Reue" lieben kann und an eines Menschen Reine und Treue felsenfest glaubt, so giebt es auch eine Gewißheit von Gottes Vaterliebe, die da weiß, woran sie glaubt (2. Tim. 1, 12).

Wie aber einzelne für andre, so kann nun auch eine ganze Gemeinschaft, ein ganzes Volk ein Salz für seine Umgebung werden, ein Lebensquell und Wunderborn, aus dem Tausende sittliche Kraft und dann auch religiöses Leben schöpfen können. Der weit bekannte und vielverehrte Pfarrer Blumhardt in Bad Boll erzählte neulich, es habe einmal ein Mann um Aufnahme in seine Hausgemeinde gebeten, aber gleich gesagt, er könne das Stehlen nicht lassen. „Ist mir ganz gleich, jetzt gehörst du zu uns; da wirds schon besser werden." Und es ist anders geworden.

Ja, dürfen wir nicht auch heranziehen, was der zweite Teil des Buches Jesaja von dem heiligen Reste des verbannten Volkes Israel, den „Stillen im Lande", von dem „Knechte des Herrn" sagt? Durch Leiden bewährt und gefestigt, sollten der Prophet und seine Umgebung dereinst ein Sauerteig werden, der im stillen wirke, nicht mit großem Aufsehen, Schreien noch Rufen, sondern das zerstoßne Rohr aufrichtend, das glimmende Docht wieder belebend, die zerbrochenen Herzen verbindend und so ein gnädiges Jahr des Herrn heraufführend. Wenn aber dies die altchristliche Ueberlieferung auf Jesum bezogen hat, so ist ja gewiß schon der Umgang mit ihm, dem wahren Menschensohne, der die Mühseligen und Beladenen, die Zöllner und Sünder zu sich rief, für seine Jünger und weitere Kreise ein Weg zum Himmelreiche geworden. Und wie die Jünger nach seinem Hingang im heiligen Mahle sich in seine Gemeinschaft zurückversetzten, so muß ja auch für uns immer noch das Bild des Menschensohnes der Weg zum Leben sein; denn konkrete Vorbilder brauchen wir, nicht zunächst Lehren und Erkenntnisse. „Es liegt nicht an Büchern noch Vernunft, es liegt daran, daß Gott Leute auf Erden schickt", sagt unser Luther. Biographien frommer Männer und Frauen sind gut; besser aber noch sind sie selbst. Wenn nur viele Tausende heutzutage von frühester Jugend auf in vergifteter Umgebung leben müssen, wo soll da religiöses Bedürfnis und Verständnis herkommen? Ja, wie sollen sie sich einen himmlischen Vater denken, wenn sie nie etwas von irdischer Liebe gemerkt haben? Ein amerikanischer Sozialpolitiker schreibt: Die kleine französische Prinzessin, die angesichts des nach Brot schreienden Pöbels von Paris frug: Warum essen sie keinen Kuchen, wenn sie kein Brot haben? ist doch keine größre Thörin als andre Thoren. Warum sind die Armen nicht fleißig und tugendhaft und fromm und gottergeben? so hört man oft, wenn in feinen, aber doch noch etwas „kirchlichen" Kreisen die sozialen Notstände besprochen werden; aber kann wirklich solche Früchte die Armut, die Sklaverei, die schändlichste Ausbeutung unsrer Arbeiter tragen? Wenn aber solch ein zertretenes Menschenherz einmal gemerkt hat: es giebt doch noch eine Liebe auf Erden, dann wird es auch der Botschaft von einer ewigen himmlischen Liebe sich gläubig öffnen und ihren Sonnenschein an sich spüren können.

So ungefähr, wie diese mannigfach zusammengewürfelten Beispiele, redet ja nun auch Goethe von diesem Wege zum Göttlichen über die Grenzen der Menschheit hinaus:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut! —
Heil den unbekannten,

Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr uns
Jene glauben;

und mit Recht stellt Kuno Fischer dieses Gedicht an das Ende seines Vortrags über die Iphigenie: — aber ist das alles, was wir erreichen können? Und, kehren wir noch einmal zu unserm Drama selbst zurück, kommt es da vom Glauben an reine Menschlichkeit auch zu einem wirklichen Gottvertrauen? Regt sich mit der Menschenliebe auch die Liebe Gottes?

Wir werden ja nicht erwarten dürfen, die Reinheit des Bewußtseins der Gottesgemeinschaft hier zu finden, wie sie uns durch Christi Offenbarung ermöglicht ist; aber hat die innere Erfahrung, die Orest hier macht, wirklich die Folgen, die sie haben könnte und nach einzelnen Andeutungen haben müßte? Daß sich das Gefühl der Sühne sofort in dem Verlangen nach freudiger Arbeit auswirkt (3, 1), könnte man ja vielleicht als einen gesunden, evangelischen Zug auffassen; das inwendige Leben braucht sich nicht, soll sich nicht aufdringlich breit machen — und so wars immer Goethes Ansicht —: aber es muß doch da sein. Zu dem Schaffen des Seinen gehört doch als notwendige Voraussetzung das Stillesein (1. Thess. 4, 11), und das ist doch noch etwas andres als die „Gelassenheit", die Pylades beigelegt wird (4, 1), zu der sich der Dichter selbst hindurchgearbeitet hatte und die nun auch Orest sich aneignet. Die Götter sind ihm gnädig gewesen, das hat er erfahren; aber es bleibt doch nur gleichsam selbstgefällige Willkür, wenn sie einmal die ewigen, ehernen Gesetze zum Staunen eines scheinbar Verlornen doch sein Heil bewirken lassen: ein „muhammedanischer" Gottesbegriff, wie Goethe selbst ihm auch später noch huldigte. So ist selbst für Iphigenie der Weg zum düstern Fatalismus einer neidischen Gottheit nicht so gar weit; das Abhängigkeitsgefühl wird, wenn drückend, leicht zum Widerwillen. Nur sie, Iphigenie, redet, soweit ich sehe, ein einziges Mal von göttlicher Liebe, wo sie in dem schönen Monolog am Ende des ersten Aufzugs ihr Vertrauen in die Weisheit Dianens ausspricht:

Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weitverbreitete, gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eignen, ewigen Himmels
Mitgenießendes, fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen.

Wennschon es sich ja zunächst um die Verschonung der Gefangenen handelt, wir fragen doch unwillkürlich, ob man auch damit den Zauberschleier der Poesie jäh zerreißt: Weiter nichts? Nichts nach diesem Leben?

Goethe hing allerdings damals nach seinen eignen Worten an den Grafen Stolberg mehr oder weniger an der Lehre des Lukrez und schloß alle Prätensionen in den Kreis dieses Lebens ein; treue, naturgemäße, — beinahe hätte ich gesagt: prosaische Berufsarbeit allein forderte er für sich und andre, und diese sittliche Anschauung ließ ihm auch die Iphigenie, wo noch weit mehr Seele als Körper zu erkennen war, schon nach wenig Jahren völlig fremd werden.

Aber später bezeichnet er das selbst als Aufklärung; die Lösung des Rätsels der Menschheit und des Faustproblems liegt nicht in den Worten:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Faust endet als Greis, sagte Goethe am 16. Oktober 1829 zu Förster, und im Greisenalter werden wir Mystiker. Der „Schlüssel zu Fausts Rettung" liegt in den Versen des Engelchors:

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

„Prometheus" erhält in der Iphigenie eine Antwort; aber diese selbst ist erst, im Sinne der Schlußszene des Faust verstanden und weitergebildet, ein wahrhaftes Zeugnis für das Christentum. C C

„Stille Stunden"

Ich wüßte keinen unter den Denkern der neueren Zeit, bei welchem ich in stillen Stunden lieber einkehrte, als Richard Rothe, der selbst unter sein Bild als Motto geschrieben hat: Nicht nach Ruhe sehne ich mich, sondern nach Stille. Zwar muß ich mich darauf gefaßt machen, recht allein zu sein, denn ich finde keinen der Parteileute, keine der Parteilosungen bei ihm, von denen Welt und Kirche sonst voll ist. Einen originelleren Theologen giebt es nicht. Er ist ein gläubiger Christ, das räumen ihm die strengsten Orthodoxen ein; aber die Kirchenlehre hat er in den entscheidendsten Dingen aufgegeben. Er ist ein freisinniger Mann: gerade wo die Entwicklung der Kirche eine freiheitliche war, hat sie seine Sympathien gehabt; aber keiner hat freudiger und bewußter zum völligen biblischen Wunderglauben sich bekannt, als er. Er hat sich des Apostels Wort zur Richtschnur gemacht: Alles ist euer, ihr aber seid Christi. Darum ist man auch bei ihm in der Gemeinschaft der besten unter uns, in einer innerlich reich belebten Stille. Ich wüßte kein größeres Werk, welches mit vielseitigeren und interessanteren Zitaten ausgestattet wäre, eine größere Belesenheit zeigte, als Rothes „Ethik", sein Hauptwerk in fünf Bänden. Aber freilich ist es zumal in den ersten grundlegenden Bänden recht schwer zu verstehen, setzt ein so tiefgehendes philosophisches und theologisches Interesse voraus, daß heutzutage, wo andre Stimmen lauter klingen, als die seine, da er eine theologische Schule oder Partei weder gründen wollte noch konnte, nur wenige Jüngere das ganze Werk durchstudirt haben dürften. Da war es denn ein großes Verdienst Nippolds, jetzt Professors in Jena, daß er in seinen zwei Bänden „Richard Rothe, ein christliches Lebensbild, auf Grund der Briefe Rothes entworfen" (zweite Auflage 1887; beide Bände 12 M.) diese Persönlichkeit größeren Kreisen nahe rückte. Derselbe hat, obschon ungenannt, bereits vor etlichen Jahren „Stille Stunden, Aphorismen aus Richard Rothes handschriftlichem Nachlaß" veröffentlicht und dieses Buch nun in zweiter Auflage, durch eine „Neue Folge" vermehrt, herausgegeben (Bremen, Heinsius 1888; 492 S.; 5 M. Neue Folge allein 120 S.; 2 M.). Diese „Neue Folge" enthält einen Auszug aus dem Briefwechsel des Großherzogs Friedrich von Baden — welchem das Ganze zugeeignet ist — mit und über Rothe, die Dichterperiode in Rothes Leben, Römische Tagebuchblätter, vor allem Aphorismen aus Rothes Briefen, jedes mit Einleitung des Herausgebers.

Aphorismen herauszugeben und zu lesen ist ein eignes Ding. Sie sind unerträglich, wenn sie der Verfasser selbst drucken läßt, langweilig, sobald sie sich nicht als Splitter eines reicheren Ganzen erkennen lassen. Ist aber letzteres der Fall, ist uns insbesondere die Gesamtanschauung des Mannes bekannt, dann dürfen sie der Welt nicht vorbehalten werden, dann sind Aphorismen, gerade weil sie gelegentlich und einzeln entstanden sind, für das Verständnis des Geistes, in dem sie ihre Heimat haben, vom höchsten Werte. Wenn nun über sie ein Urteil abzugeben ist, so kann sich das unmöglich auf den Inhalt einzelner Sätze beziehen. Auch einen Auszug zu geben hat bei einer so reichen Persönlichkeit wegen der Gefahr subjektiver Beurteilung sein Bedenken; denn ähnlich wie bei Luther würde so ziemlich jeder kirchliche Standpunkt sich ein Charakterbild nach seinem Herzen zusammenstellen können. Ich will versuchen, den Mann zu schildern und in das Licht der neuen Mitteilungen zu stellen, die uns hier geworden sind.

„Ich bin ein leibliches Zentrum mit einer unmäßig kleinen Peripherie" — diese Selbstbeurteilung hat recht in ihrer ersten Hälfte; etwas Zentrales hatte diese Persönlichkeit, nur daß die enge Peripherie einer von pietistischer Frömmigkeit erfüllten Jugend sich immer mehr weitete, ohne daß das Zentrum ein anderes geworden wäre. So schon in seiner Universitätszeit, welche ihn in seltner Weise in den Kirchenvätern bewandert machte, so besonders während seines Aufenthaltes als Gesandtschaftsprediger in Rom (1823—28), wo ihn die Freundschaft Bunsens, der Verkehr im Kreise der Künstler und Gelehrten, die ganze Atmosphäre der Stadt und nicht zum geringsten der Eindruck, welchen er dort vom römischen Stuhle empfing, eine Fülle

von Bildungsmitteln darboten. Zwar „seine Idiosynkrasien sind die Aversion vor Maikäfern und vor Briefschreiben", und er meint: „Es wird im Himmel schön sein, daß es kein Briefschreiben mehr giebt". Aber seine Briefe aus Rom bieten doch ein köstliches Bild des Lebens dort. Als er hinkam, schreibt er: „Rom hatte für mich kein anderes Interesse, als das, welches das erste beste Dorf für mich gehabt haben würde, nach dem ich als Pfarrer geschickt worden wäre." Er hat auch als Pfarrer unter Gebildeten und Ungebildeten, unter ersteren besonders durch seine kirchengeschichtlichen Vorträge gewirkt. In seinen Briefen findet sich oft das Zitat: „Ich werde satt werden, wenn ich erwache nach Deinem Bilde." Und doch war dieses Rom auch für ihn eine Schule höchsten Geisteslebens, aus welchem er dann nach seiner Heimat, und zwar erst als Professor, dann als zweiter Direktor des Predigerseminars in Wittenberg zur Seite seines Schwagers Heubner zurückkehrte.

Aus der Wittenberger Zeit stammen z. B. die Andachten über die Pastoralbriefe, welche er seinen Kandidaten hielt. Aber seine volle Thätigkeit entfaltete er erst nach seiner Berufung nach Heidelberg 1837, wo er mit Unterbrechung der Jahre 1849—54, die er in Bonn wirkte, bis zu seinem Tode geblieben ist. In jene Zeit fällt der mitgeteilte Briefwechsel zwischen Rothe und dem Großherzog von Baden, der ihn zum Eintritt in den badischen Oberkirchenrat auffordert, ein ehrendes Zeugnis für den Fürsten, wie für den Theologen. Rothe lehnt ab, teils weil er sich die Gabe der Verwaltung nicht zutraute, teils wegen seiner eigentümlichen Stellung in der Theologie und weil seine Ueberzeugung von dem Verhältnis der Kirche zum Christentum seit sechzehn Jahren der Gegenstand eines fast einstimmigen Protestes gewesen sei. Ich meine, Rothe hat damals, ebenso wie 1862, als er wieder von Heidelberg aus Hofprediger in Karlsruhe werden sollte, durchaus recht gethan.

Worauf er in dem erwähnten Briefe an den Großherzog anspielt, ist seine Meinung, daß das Christentum nicht notwendig Kirche sei, daß vielmehr die Kirche in dem Staate aufgehn müsse. Er meint damit nicht den Staat, wie er ist, sondern wie er sein und werden soll. Kirche ist ihm die rein religiöse, Staat die sittliche Gemeinschaft. Wie nun im einzelnen Menschen bei normaler Entwicklung Religion und Sittlichkeit immer mehr ineinander gehen müssen, so muß auch im Ganzen der religiöse Organismus seine Selbständigkeit aufgeben und mit dem sittlichen eins werden. Obschon bei dieser idealen Auffassung denen, welche immer nur an die thatsächlichen Verhältnisse denken, mancher Anstoß genommen werden dürfte, so ist doch diese Idealität selbst nur eine Folge der Ueberspannung des Staatsbegriffs, welche Rothe mit Hegel gemeinsam hat. Wohl aber ist das die Folge, „daß der Staat der Religion gar keinen besseren Dienst und keine höhere Ehre anthun kann, als wenn er sich um sie nicht kümmert, d. h. wenn er von der Ueberzeugung aus handelt, für die Religion könne nichts förderlicher sein, als die Wohlordnung der Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft ausschließend nach Maßgabe ihres Begriffes", und es ist ihm nicht zweifelhaft, „daß der Herr Christus sich heutzutage für die Entwicklung unsrer politischen Zustände weit lebhafter interessirt, als für unsere kirchlichen sog. Bewegungen und Tagesfragen." Mit Schmerz sieht er, daß auch gebildete Leute den Katholizismus, die „Travestirung" des Christentums, für das wahre Christentum halten; aber auch „das protestantische Kirchentum ist die Knechtsgestalt des protestantischen Christentums", wenn auch das, was Schenkel die „ideale allgemeine" Kirche nennt, „ein den Reformatoren beinahe fremder Begriff ist". Unter den Reformatoren ist ihm Luther „ein Prophet, was Zwingli und Calvin (aber ohne daß dabei ihrer Würde und Bedeutung etwas derogirt wird) nicht sind." Er beklagt die Trennung der beiden evangelischen Kirchen, wünscht aber, „daß man an eine Union (der friedlich mit einander lebenden) lieber gar nicht gedacht hätte."

Die Entwicklung der politischen Dinge verfolgt er mit dem ihm eigenen Idealismus. Eigentümlich, daß er, der Preuße, es „für kein sonderlich günstiges Zeichen hält, wenn einem Süddeutschen, der nach Norddeutschland verpflanzt wird, dort recht wohl wird. Nicht aber umgekehrt." Ueber die Republik, als ideale Staatsform, urteilt er ähnlich wie Kant, ohne sich den Schattenseiten der Wirklichkeit zu verschließen.

Aber seine Heimat ist nicht das äußere Leben der Politik oder der Kirche, am allerwenigsten der kirchlichen Dogmatik („Christum könnt ihr nie hoch genug preisen, von der kirchlichen Dogmatik — welcher Kirche auch immer — wollet nur kein großes Aufheben machen"), sondern die stille Werkstatt seiner geistigen Arbeit. Denn „die spezifische Gefahr für die Frömmigkeit ist der Müßiggang (den geschäftigen ausdrücklich mit eingeschlossen), die infructuositas vitae." Frömmigkeit ist ja „nichts irgend Besonderes, nichts als die gesunde, kräftigende und erfrischende Atmosphäre, die wir bei jedem Atemzuge einschlürfen." Aber nur „wenn der Fromme ein sittlich gehaltvolles Leben an Gott hinzugeben hat, ist seine Frömmigkeit keine leere." Damit gewinnt diese stille Werkstatt Raum für alles, was des Lebens wert ist.

Wunderbarer Mensch! Er kann sich tief darnach sehnen, „wieder ein Kind zu werden, wieder einmal nur von dem Unmittelbaren zu leben." Und doch muß er alles, was ihm begegnet, auch reflektirend sich aneignen! Die Ausbildung der Individualität ist ihm vom höchsten Wert, und doch wirft er jede Einseitigkeit derselben weit von sich.

Er kennt das Leben und spricht aus eigner Erfahrung aus:

Reelle Frömmigkeit und das Verständnis, was sie ist, läßt sich schlechter dings nur in der Leidensschule lernen.

Eine Gattin, mit der er lange Zeit ihr Kreuz tragen mußte, später eigne Krankheit, haben es ihn gelehrt. Und aus dem Gefühle der Gefahren, welche in solcher Leidenszeit liegen, sagt er einmal:

Der Glückliche besitzt das Förderungsmittel der Tugend, daß er nicht viel an sich zu denken braucht.

Und frischen Mutes darf er bekennen:

Die Anschauung von dem Erdenleben als einem Jammerthal hängt wesentlich damit zusammen, daß man das Leben ausschließend als das des Individuums betrachtete und nicht auch das des Geschlechts. Und bei dieser Stellung sollte die Liebe zu ihrem Rechte kommen?

Wer durch Menschen unglücklich ist, der behüte sich nur, daß er sich die Freundschaft mit Gott erhalte, damit er sich allzeit mit seinem Kummer an sein Herz werfen und an diesem sich ausweinen könne!

Hier ist der Quell genannt, aus dem ihm auch seine Kraft zum Dulden kam. Rothe war in seiner Arbeit wie in seinem Tragen ein frommer Mensch. Heißt Frömmigkeit alles in seinem Leben auf Gott bezogen sein lassen, so wüßte ich keine Bezeichnung, welche man ihm mit größerem Rechte geben könnte. Wohl kann er in diesem Sinn sagen:

Das Leben schließt so viel echten Goldes und echter Edelsteine ein, daß, wer diese kennt, nicht darauf verfallen wird, es mit Flitterwerk herauszuputzen.

Aber er muß auch warnen:

Wie wird mancher überrascht sein und staunen, wenn er, aus dem Todesschlummer erwachend, sein Eigentum übersieht, das er während des gegenwärtigen Lebens eingesammelt hat! MitSchrecken und Entsetzen! Nur wer hier im Leben sich etwas ordentliches angeeignet hat, eine höhere „Leiblichkeit" sich erworben hat, darf, das ist Rothes eigentümliche Anschauung, überhaupt auf eine Fortdauer nach dem Tode rechnen. Während kleine Kinder und träge Leute darum ganz von einer solchen ausgeschlossen sind, ist für andre die Fortdauer ein allmähliches Sterben unter Qualen. Aber bei dem Frommen wird durch den Tod nur die Wiedergeburt vollendet:

Ohne den Tod wäre das Leben nichts rechtes.

Doch es ist nicht möglich, Rothes System in kurzen Zügen hinzustellen. Auch meint er selbst einmal:

Im Alter wird dem Menschen all sein irdisches Eigentum morsch, auch seine Systeme.

Allein gerade jetzt, da der Bau seiner Gedanken mehr als sonst der Parteien Gunst und Haß entrückt ist, ist es für den, welcher die Mühe nicht scheut, der Mühe wert, sich in ihn hinein zu versetzen. Und er wird finden, wie viel manche von den Besten unter uns, auch solche, die kein Mensch zu seinen Schülern rechnen wird, von ihm gelernt haben. Und es werden ihm selbst manche Blüten und Zweige von diesem mächtigen Stamme voll eigentümlichen Lebens zufallen. Wer sich aber ohne jene Arbeit an solchen Blüten freuen will, der sei von neuem an die „Stillen Stunden" und an jene oben erwähnten Mitteilungen aus Rothes Briefwechsel gewiesen. B H

Der heilige Rock zu Trier

2. Urteil des katholischen Priesters Johannes Ronge über den heiligen Rock

Am 16. Oktober 1844 erschien in Nr. 164 der „Sächsischen Vaterlandsblätter", welche überhaupt mannhaft das Wort in der ganzen Angelegenheit führten, ein öffentlicher Brief, der ein ungeheures Aufsehen machen sollte. Er war datirt aus Laurahütte in Schlesien vom 1. Oktober und stammte aus der Feder eines dortigen Hauslehrers, eines wegen Ungehorsams suspendirten Kaplans, Johannes Ronge, geb. 1813.

Was eine zeitlang — so hob er an — wie Fabel, wie Mähre an unser Ohr geklungen, daß der Bischof Arnoldi von Trier ein Kleidungsstück: genannt der Rock Christi, zur Verehrung und religiösen Schau ausgestellt, Ihr habt es schon gehört, Christen des 19. Jahrhunderts, Ihr wißt es, deutsche Männer, Ihr wißt es, deutsche Volks- und Religionslehrer, es ist nicht Fabel und Mähre, es ist Wirklichkeit und Wahrheit ... Die Kunde davon dringt durch die Lande aller Völker, und in Frankreich haben Geistliche behauptet: sie hätten den wahren Rock Christi, der zu Trier sei unecht. Wahrlich, hier finden die Worte Anwendung: Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verlieren kann, der hat keinen zu verlieren. Fünfmalhunderttausend Menschen [bis dahin], fünfmalhunderttausend verständige Deutsche sind schon zu einem Kleidungsstücke nach Trier geeilt, um dasselbe zu verehren oder zu sehen! .... Ja, ein Götzenfest ist es, denn viele Tausende der leichtgläubigen Menge werden verleitet, die Gefühle der Ehrfurcht, die wir nur Gott schuldig sind, einem Kleidungsstücke zuzuwenden, einem Werke, das Menschenhände gemacht haben ... Endlich wird durch dieses ganz unchristliche Schauspiel dem Aberglauben, der Werkheiligkeit, dem Fanatismus und, was damit verbunden ist, der Lasterhaftigkeit Thor und Angel geöffnet. Dies der Segen, den die Ausstellung des heiligen Rocks verbreitet, von dem es im übrigen ganz gleich ist, ob er echt oder unecht. Und der Mann, der dieses Kleidungsstück ... öffentlich ausgestellt hat, der die religiösen Gefühle der leichtgläubigen, unwissenden oder der leidenden Menge irreleitet, der dem Aberglauben ... Vorschub leistet, der dem armen hungernden Volke Gut und Geld entlockt, der die deutsche Nation dem Spotte der übrigen Nationen preisgiebt und der die Wetterwolken, die ohnehin sehr schwer und düster über unsern Häuptern schweben, noch stärker zusammenzieht, dieser Mann ist ein Bischof, ein deutscher Bischof, es ist der Bischof Arnoldi von Trier.

Bischof Arnoldi von Trier, ich wende mich darum an Sie und fordre Sie, kraft meines Amts und Berufs als Priester u. s. w. auf, ... das erwähnte Kleidungsstück der Oeffentlichkeit zu entziehen und das Aergernis nicht noch größer zu machen, als es schon ist!

Denn wissen Sie nicht, — als Bischof müssen Sie es wissen — daß der Stifter der christlichen Religion seinen Jüngern und Nachfolgern nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterließ? Sein Rock, Bischof Arnoldi von Trier! [hier folgt ein sehr unglücklicher Ausdruck] gehört seinen Henkern! Wissen Sie nicht — als Bischof müssen Sie es wissen — daß Christus gelehrt: Gott ist ein Geist, und wer ihn anbetet, soll ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten? Und überall kann er verehrt werden, nicht etwa blos zu Jerusalem im Tempel, auf dem Berge Garizim oder zu Trier beim heiligen Rock ..... Schon ergreift der Geschichtschreiber den Griffel und übergiebt Ihren Namen, Arnoldi, der Verachtung bei Mit- und Nachwelt und bezeichnet Sie als den Tetzel des neunzehnten Jahrhunderts!

Dann wendet das Schreiben sich an die deutschen Mitbürger durch Stadt- und Gemeindevorsteher, Kreis- und Landstände solche Schmach abzuthun:

Suchen Sie, ein jeder nach Kräften, endlich einmal entschieden der tyrannischen Macht der römischen Hierarchie ... Einhalt zu thun. Denn nicht blos zu Trier wird der moderne Ablaßkram getrieben; Sie wissen es ja, im Ost und West, im Nord und Süd werden Rosenkranz-, Meß-, Ablaß-, Begräbnisgelder und dergleichen eingesammelt, und die Geistesnacht nimmt immer mehr überhand!

Katholiken und Protestanten ruft der Verfasser auf; zuletzt redet er noch seine Amtsgenossen an:

... Zeigen Sie sich als wahre Jünger dessen, der alles für die Wahrheit, das Licht und die Freiheit geopfert; zeigen Sie, daß Sie seinen Geist, nicht seinen Rock geerbt haben.

Ronges Brief war bald in aller Munde. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der „deutsch-katholischen" Bewegung zu erzählen. Sie hat nicht erfüllt, was sie versprochen. Ronge war nicht der Mann, nachhaltig und großartig zu wirken; kann man seinen Brief mit Luthers Thesen vergleichen, so war er doch kein Luther. Die Altkatholiken haben nicht gemeinsame Sache mit ihm machen wollen; die letzten Jahre hat er in stiller Zurückgezogenheit in Darmstadt zugebracht. Auf der Rückreise dorthin wurde er am 13. Oktober v. J. in Wien vom Schlage gerührt und ist daselbst im Rudolfiner Krankenhause am 26. verschieden, mit Hinterlassung einer Witwe und eines dreizehnjährigen Sohnes.

Mag man einzelne Wendungen in seinem Briefe bedauern: — einmal ist es ihm doch gegeben gewesen, ein wuchtiges und treffendes Wort zu seiner Zeit zu sagen.

Wenn man heute sein Schreiben liest, dann kann man nur mit Wehmut sich überzeugen, daß der Katholizismus in Deutschland — heute ganz anders mit Mirakeln gesegnet — außerordentliche Rückschritte gethan hat. H

Noch einmal die Berliner Kirchenwahlen

Nur daraus, daß wir „über viel Zeitungspapier" verfügen, kann sich der Evangelisch Kirchliche Anzeiger von Berlin erklären, daß wir uns so eingehend mit den kirchlichen Verhältnissen der Reichshauptstadt beschäftigen. Leider irrt er in jener Voraussetzung; wir haben über viel mehr Manuskripte als Raum zu verfügen. Aber so unbequem es für den Anzeiger*) sein mag, wenn evangelische Christen im Reiche, denen er Glauben und kirchliches Interesse nicht abstreiten kann, das Bild, das er von der Berliner Kirche hat, nicht einfach annehmen, so wenig sind wir gewillt, unsern Beobachtungsposten zu verlassen. Und wir sind gewiß, daß wir damit nur nach dem Wunsche unsrer Leser handeln.

Was uns heute veranlaßt, auf die letzten Kirchenwahlen in Berlin noch einmal zurückzukommen, ist die Antwort, welche Hofprediger Stöcker in seiner Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung auf unsern Artikel in Nr. 46 gegeben hat. Sie lautet in ihrem Hauptteile wie folgt:

Der kirchliche Bann, welcher seit Jahrzehnten auf Berlin gelegen hat, fängt an zu weichen. Die diesmaligen Wahlen für die Gemeindeorgane haben der positiven Richtung das Uebergewicht, höchst wahrscheinlich die Majorität verliehen. Damit ist ein Ziel erreicht, das noch vor einem Jahrzehnt für unerreichbar galt. Vieles hat dabei mitgewirkt, auch mannigfache rein religiöse Kräfte sind dazu in Thätigkeit gesetzt; aber in Wahrheit läßt sich nicht leugnen, daß der sogenannten Berliner Bewegung an diesem Erfolge ein starker Anteil zukommt. Eben dies ist für mittelparteilich gerichtete Gemüter vielfach ein schweres Aergernis. Anstatt sich zu freuen, daß endlich das Notwendige geschehen und der kirchenfeindliche Liberalismus bezwungen ist, ergeht man sich in Bedenken und Befürchtungen, in Klagen und Anklagen. Sind die Liberalen nicht viel besser als die sogenannten Positiven? Ist das Hineintragen politischer Vereinsthätigkeit in die kirchliche Agitation nicht ein größeres Uebel als der herrschende Liberalismus? Werden die in der Umkehr begriffenen Liberalen nicht zurückgestoßen und der Kirche von neuem entfremdet, nachdem sie eben wieder Interesse an der Kirche gewonnen haben? Das sind Fragen, welche auf den Lippen auch wohlgesinnter Männer aus dem geistlichen und Laienstande schweben. Und vor allem ist es jenes von dem Liberalismus [?] aufgestellte Schreckgespenst der Verquickung von Politik und Religion, welches gewissen Leuten ein Grauen einflößt, schlimmer als jede Aeußerung des Unglaubens es vermöchte. Nun kann es sich ja dabei nur um Beängstigungen von Unkundigen oder um Selbsttäuschungen von Parteileitern handeln. Eine Kirche, in welcher das Staatsoberhaupt herrscht, der Kultusminister und das Staatsministerium mitregiert, das Parlament Gesetze gut heißt, die politischen Parteien einseitig dreinreden, ist an sich eine Verquickung von Politik und Religion; nur Mangel an Nachdenken kann bei einem solchen Zustande der Dinge diese Vermischung ignoriren. Aber eben diese Unklarheit ist allgemein. Die falsche Verquickung, daß die Religion von politischen Mächten beherrscht wird, läßt man ohne Wimperzucken gelten;**) die richtige Vermischung, daß der Sauerteig des göttlichen Evangeliums das Mehl des Staatslebens durchdringen soll, weist man mit Achselzucken ab. Gläubige Christen müßten umgekehrt denken. Leider sind wir in der Beurteilung kirchlicher Selbständigkeit noch so sehr in den Kinderschuhen, daß auch Freunde der Kirche jenen groben Mißverstand der bestehenden Verhältnisse nicht erkennen. Es wird noch einer ganzen Summe von Lehrgeld bedürfen, ehe sie es begreifen.

Aber geradezu unverzeihlich wird dieser Irrtum, wenn voreingenommene Mittelparteiler die Meinung aussprechen und ausposaunen, als

*) Mit Erstaunen lesen wir auf dem Prospekt des Evangelisch Kirchlichen Anzeigers von Berlin den ersten Satz: „Der Evangelisch Kirchliche Anzeiger ist kein Lokalblatt. Er ist auch kein Parteiorgan irgend welcher kirchenpolitischen Partei, sondern ein selbständiges und unabhängiges Organ zur Förderung der positiven christlichen Interessen auf evangelisch-kirchlicher Grundlage." Was ist dann noch Parteiorgan, wenn der Evangelisch-Kirchliche Anzeiger nicht? Nur das war in unsere Augen bisher die Entschuldigung für vieles, was wir darin lasen.

**) Der Gedanken der Freiheit und Selbständigkeit der Kirche verwerfen wir unsrerseits nicht, hegen aber die größten Bedenken gegen den von Hammerstein und Genossen eingeschlagenen Weg zu seiner Verwirklichung. Vergl. Nr. 53 d. v. J. „Unsre Stellung zum Antrag Hammerstein."

sei der Berliner Liberalismus von der Verquickung des Religiösen mit dem Politischen frei, und nur die bösen Bürgervereine wollten mit ihren antisemitischen Bataillonen die Kirche für den Glauben erobern. Wer lange genug in Berlin gelebt hat, der weiß, daß ein völliger Terrorismus der Fortschrittspartei und der Fortschrittspresse jede freie Entfaltung des christlichen Lebens hinderte; die Berliner Bewegung, indem sie das Christentum auf ihre Fahne schrieb, brach diesen unerträglichen Bann und gab dem kirchlichen Gedanken erst die Möglichkeit der Selbstbethätigung wieder. Gewiß hat bei den letzten Wahlen neben den kirchlichen Parochialvereinen auch das politische Vereinsleben da, wo kirchliche Organisationen fehlten, sich beteiligt; aber das geschah mehr aus Not als aus Prinzip. Will man aber die liberalen Klagen über dieses Vorgehen auf ihren wahren Wert und ihre Ehrlichkeit prüfen, so muß man einige Jahre zurückgehen und die fortschrittliche Agitation in Kirchensachen in das Gedächtnis der vergeßlichen Christen zurückrufen . . .

Man jammert über die Berliner Bewegung, weil man durch sie kirchlich unterliegt. Gewiß wird die kirchliche Rechte, wenn sie gefestigt ist, es zu ihrer Aufgabe machen müssen, die nicht günstig wirkende Einmischung von politischen Parteischlagworten in die kirchliche Bewegung zu hindern und lediglich den kirchlichen Gesichtspunkt zu betonen. Wir wünschen und hoffen, daß das schon bei den nächsten Wahlen mehr als jetzt möglich sein wird. Aber man muß die albernen, leider auch von angesehenen Männern unterschriebenen Wahlaufrufe des kirchlichen Liberalismus lesen, worin man die Geister für die bedrohte Glaubens- und Gewissensfreiheit und gegen die Bedrücker des Glaubens, Stöcker und Hammerstein, aufruft, um ganz klar zu werden, daß zuerst diesem liberalen Unsinn ein Ende gemacht werden muß, um bessere Verhältnisse zu schaffen. Mögen die mittelparteilichen Tadler die Dinge erst kennen lernen, ehe sie ihr unbegründetes Urteil abgeben.

Diese Schlußlektion wollen wir beiseite lassen: ohne solche Trümpfe kann nun einmal ein richtiger Kirchenzeitungsartikel, wie es scheint, nicht geschrieben werden.*) Zur Sache und, wills Gott, zur Verständigung — denn es ist uns nun einmal nicht um Streit zu thun — nur wenige kurze Bemerkungen.

Es ist der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung unmöglich gewesen, die Verquickung von Religion und Politik, deren auch der kirchliche Liberalismus und zumal der Berliner in der Vergangenheit sich schuldig gemacht hat, ja die Vergewaltigung des kirchlichen Lebens durch die Tyrannei politischen Parteitreibens, schärfer zu zeichnen, als unser Berliner Freund auf Seite 431 gethan hat. Ich selbst habe die innere und taktische Einheit des kirchlichen und politischen Liberalismus von einem Vorkämpfer des kirchlichen Liberalismus einst gleichsam offiziell begründen und rühmen hören. Wäre das heute noch die Parole auf dieser Seite — und auf gewissen Flügeln ist sie es noch! — wir würden unsern Widerspruch dorthin richten. Aber die Gegenwart zeigt uns eben ein anderes Bild und daran können wir nicht vorbei! Der kirchliche Liberalismus, zumal in Berlin, ist kirchlich geworden, und gegenüber der Hammersteinschen Bewegung, die zum Teil mit Schlagwörtern kämpft, die früher zum Programm der Freisinnigen gehörten, haben diese zum Teil sich zu sehr gesunden kirchlichen Grundsätzen bekannt!**) Eine Verschiebung, merkwürdig genug; aber sie ist Thatsache. Diese Besserung des kirchlichen Liberalismus zumal in Berlin wird, kann und darf weder die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung noch der Evangelisch Kirchliche Anzeiger anerkennen; das soll uns nicht hindern mit eignen Augen zu sehen und was wir sehen, zur Steuer der Wahrheit und zur Ermutigung aufrichtigen Strebens auch auszusprechen, auch christlicher Weise (Luk. 15, 7) uns herzlich darüber zu freuen.

Wenn nun die Einmischung politischer Leidenschaften und Gesichtspunkte auch in die „positive" Wahlarbeit für die jüngsten Berliner Kirchenwahlen durch die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung bestätigt wird, so nehmen wir zwar gern Kenntnis von dem Zugeständnis, daß das nicht in Ordnung sei, und von der Versicherung, daß es künftig anders werden müsse. Aber erinnert die Taktik: Erst mit Hilfe der politischen Agitation die Mehrheit und die Macht, dann erst den Kreis der Freunde reinigen von allem, was andern Herren diente — ein wenig an den Satz: Der Zweck heiligt die Mittel?

Wir sagen dies nur, um die rein religiöse, rein kirchliche Stellung, die wir diesen Dingen gegenüber einnehmen, in eine hellere Beleuchtung zu bringen. Vielleicht hört man eben auf, alles was wir sagen, als „mittelparteiliche" Kundgebung zu buchen. Mag sein, daß in Berlin und überhaupt in Preußen sich Angehörige der Mittelpartei am schnellsten uns befreundet fühlen; aber wir haben in Berlin und in Preußen unsre Freunde auch in den Reihen der andern Parteien. Fühlen denn unsere Kritiker nicht, daß es ganz unmöglich ist, unsern Standpunkt, unsre Absichten und unsern Freundeskreis unter dem Banner der sehr ehrenwerten preußischen Mittelpartei unterzubringen?

Zum Schluß möchte ich mit einigen Auszügen aus Berliner Briefen aufwarten. Ich hoffe, daß wenigstens unsre Leser sich daraus überzeugen, wie wir von Berlin her einigermaßen unterrichtet sind. Fehlbar allerdings sind wir und werden gern jeden Irrtum jederzeit berichtigen; denn unfehlbar sind nur die Parteien in ihrem leidenschaftlichen Kampfe.

Ein Laie aus dem Südosten schreibt u. a.:

Daß beide Parteien noch immer Politik und Religion verwechseln, liegt auf der Hand. Während aber früher die Unklarheit in dieser Hinsicht bei den „Liberalen" größer war, machen es die „Positiven" jetzt fast noch schlimmer. Ich kenne eine große Anzahl „positiver"-Wähler, die sich dazu rechnen, nur weil sie Antisemiten sind; sonst aber sind sie eher freisinnig zu nennen, oder sie sind indifferent. Bezeichnend für den kirchlichen Sinn vieler positiver Wähler in meiner Massengemeinde ist zum Beispiel, daß sich von denselben nur sehr wenige zu dem der Wahl vorausgehenden Gottesdienste eingefunden hatten, bei dem der vom Kirchenrat in Aussicht genommene neue Pfarrer seine Probepredigt hielt! Freilich steht es auf liberaler Seite teilweise noch schlechter.

Zweitens eine Stimme aus dem Nordwesten, ebenfalls nicht theologischer Herkunft:

Mit tiefem Schmerze muß ich Ihnen bestätigen, daß der . . . . Artikel „Die kirchlichen Wahlen" Ihres Blattes völlig und unbedingt Recht hat. Der Anblick der an Raserei streifenden, leider von hoher Stelle beständig geschürten Parteileidenschaft thut meinem Herzen um so weher, als ich selbst zur kirchlichen Rechten gehöre . . .

Es folgen Details, von denen ich nur dann Gebrauch machen möchte, wenn ich dazu herausgefordert würde. Ich füge lieber zum friedlichen Abschluß ein Wort aus der Feder eines Theologen bei:

Die Artikel über die Kirchenwahlen habe ich mit Interesse gelesen. Im allgemeinen stimme ich zu, sehe die Sache aber doch nicht ganz so pessimistisch an. Ich glaube, daß es sich um eine Berliner Spezialität handelt, die zwar bedenklich aber doch nicht zu tragisch zu nehmen ist. In vielen Gemeinden sind doch auch kirchliche Männer auf diese Weise gewählt worden. Doch bestreite ich nicht, daß die liberalen Kirchenräte als solche, was ihre Thätigkeit in der Gemeinde betrifft, das ihnen gespendete Lob verdienen.

Genug. Der Evangelisch Kirchliche Anzeiger wundert sich bereits wieder, daß wir so viel Papier zur Verfügung haben — für die evangelische Kirche in unsrer Reichshauptstadt, der größten evangelischen Stadt auf dem Kontinent. R

*) Mit Bezug auf obigen Schlußsatz schreibt unser Berichterstatter: Die Beobachtungen und Schlüsse unsres Artikels beruhen auf Erfahrungen, die man nirgendwo machen kann, als in gemeinsamer Arbeit mit liberalen Gemeinde-Kirchenräten. Der eingenommene Standpunkt ist also weder unbegründet noch mittelparteilich, sondern er ist der schlicht kirchliche und damit zugleich der sachliche.

**) Solche gesunde Grundsätze finden wir bereits seit Jahren in der Protestantischen Kirchenzeitung vertreten. Er wird dem gegenüber nicht angehn, den kirchlichen Liberalismus für alles verantwortlich zu machen, was z. B. das Berliner Tageblatt schreibt.

Bilder und Bücher für den Weihnachtstisch*)

(Kinderbilderbücher) Der Redaktion sind angesichts der nahenden Weihnachtszeit eine Reihe von Kinderbilderbüchern zur Besprechung zugegangen. Sie sind zum Teil biblischen Inhalts. Das eine ist: Weihnachten in Lied und Bild für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von A. Meer und E. Peßler (Breslau, Wiskott, Mk. 4,50). Es enthält eine Sammlung teils bekannter, teils wieder bekannter Lieder und Gedichte von Gerok, Rückert, Brentano, Eichendorff, Luise Hensel und andern. Die Lieder (Advents-, Weihnachts-, Hirten- und Schlummerlieder) sind, mit einigen Ausnahmen, überaus treffend gewählt. In ihnen verbindet sich meist auf das Glücklichste innige Frömmigkeit und kindliche Naivität. Die beigefügten Melodien sind schlicht, einfach, für frische Kinderstimmchen berechnet, dabei durchgehends ernst und getragen. Hier wird manche fromme Mutter finden, was sie vielleicht längst gewünscht: sich einmal mit solch einem Liederbuche vor das Klavier setzen zu können, die Kinder ringsum und mit ihnen zu singen und zu spielen. Einige nicht sehr zahlreiche Illustrationen in Farbendruck sind im Buche zerstreut, voll inniger religiöser Auffassung und feiner Ausführung, wohl geeignet, den Geschmack der Kinder zu fördern. Im übrigen ist die Ausstattung des Buchs eine gute; — wozu aber die der Reklame eines Tierbilderbuchs dienenden, übrigens guten Bilder auf den innern Seiten der Einbanddecken? Sie berühren unangenehm, denn sie stimmen nicht zu dem Charakter des ganzen Buchs.

*) Fortsetzung folgt.

Das andre, mindestens gleich warmer Empfehlung werte biblische Bilderbuch ist: Christkind, Bilder und Lieder von Paul Mohn und Karl Gerok (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 5 Mk.). Die Namen der beiden Verfasser haben ja längst guten Klang: was sie hier bieten, ist gewiß mit das Beste auf dem Gebiete der Bilderbuchlitteratur. Jesu Kindheit wird in dreizehn großen, schönen Kartonbildern dargestellt: von Mariä Verkündigung an bis zu der Eltern Flucht nach Aegypten. Es sind reizende Bilder voll des köstlichsten Humors, liebevoller Kleinmalerei und künstlerischer Feinheit. Die Auffassung dieser Szenen ist durchweg eine überraschende, neue: die ganze heilige Geschichte spielt nicht in der dem kindlichen Denken so fremden morgenländischen Welt sondern im lieben Heimatlande. Die Knaben barfuß, in kurzen Hosen, mit blonden Haaren und roten Backenbacken, die Mädchen mit langen Zöpfen, in bunten Röckchen und weißen Schürzchen: das sind deutsche Jungen und Mädels; die Hirten in halb altdeutscher Schäfertracht, der Wächter mit der alten, klappernden Laterne: das alles heimelt so an, ist dem Kindesauge und Kindesherzen so verständlich und vertraut. Derselbe Realismus, der sich in jüngster Zeit in der Malerei bei der Behandlung religiöser Stoffe oft so ungünstig breit macht, wirkt hier in glücklicher Mischung aufs Beste. Es liegt etwas ganz Eignes darin: dort ziehn die drei schwarzen Weisen aus dem Morgenlande im tiefen, nordischen Schnee mit Roß und Reitern und Kameelen bei Sternenschein durch die Turmthore einer alten deutschen Stadt — in Bethlehem ein; hier werden wir in Josefs Haus geführt: es ist das behagliche Daheim eines deutschen Zimmermeisters aus der goldnen Zeit des Handwerks. Das sind die alten Buzenscheiben, das ist deutsches Handwerkszeug, deutsche Zimmermannsarbeit — und doch darein etwas Fremdes gemischt, das die Gedanken nicht haften läßt an der Zeit des Mittelalters, das sie emporhebt in eine Welt erträumter Herrlichkeit, in die Welt der Phantasie, die Welt des Kindes. Und über allem der Zauber der Christnacht, des Evangeliums. Zu diesen köstlichen Bildern ebenso köstliche, erläuternde Verse, oft im Zwiegespräch, dann um so lebendiger und verständlicher für die Kinderseele, die so gerne mit sich selbst Zwiesprache hält. Kurzum, das Buch sei von Herzen empfohlen.

Schließlich soll noch auf zwei Bilderbücher allgemeinern Inhalts hingewiesen werden: beide von P. Mohn und Chr. Dieffenbach, beide zusammengehörig, das eine für unsre Kleinsten: Nesthäckchens Zeitvertreib (5 Mk.), das andere für Größere: Fröhliche Jugend (6 Mk.), beide erschienen bei Heinsius, Bremen. Auch hier künstlerische, feine Bilder, wie in den beiden vorstehenden Büchern mit der sichtbaren Absicht, die Kinder mit den zahlreichen Gegenständen in Haus und Garten, Feld und Wald bekannt zu machen; hier all jene Kinderszenen voll frischen Humors, wie sie ein Pletsch und Hendschel einst vorbildlich gezeichnet. Und dazu nicht minder gute, schlichte Reime und in dem größern Buche auch eine Reihe anmutiger Melodien.*) P Ö

(Biblisches Bilderbuch zum Selbstanfertigen) Der Verlag von C. Schwager in Dresden bietet unter seinen „Bilderbüchern zum Selbstanfertigen" auch eine „Bibel, dargestellt in 216 Farbendruckbildern". Ich bin überzeugt, viele Kinder werden ihre helle Freude daran haben. Wer kennt nicht die Leidenschaft unsrer Kinder für die sogenannten Stammbuchblümchen oder Stammbuchbilder? Du billigst sie vielleicht nicht, aber du wirst sie nicht ausrotten. Nun kommt Herr Schwager als kundiger Kinderfreund und schüttet 216 solche bunte Bildchen auf den Weihnachtstisch aus. Ich bin überzeugt, daß es für viele Kinder nichts Herrlicheres geben kann.

Diese „Bibel" wird dargeboten in zwei Bänden zu je 3 Mark, die einzeln verkäuflich sind und von denen der erste das Alte, der zweite das Neue Testament umfaßt. Jeder Band enthält auf zwölf Blättern einen von Theologenhand kurz abgefaßten Bibeltext, dazu hinten in einer Mappe 108 gummirte Farbendruckbildchen, welche auf die zwischen den Text eingebundenen zwölf Tafeln in dazu vorgedruckte, mit den Bildern übereinstimmend nummerirte Felder aufgeklebt werden sollen. Mir hat nur der zweite Band vorgelegen. Das Bild vom Zinsgroschen hat mit dem Tizianschen wenig Aehnlichkeit; aber die Bildchen sind im ganzen frisch und lebendig entworfen; sie entsprechen ihrem Zweck. Es ist für den billigen Preis das Möglichste geleistet. R

(Godofred. Ein Märchen fürs deutsche Haus) Um die Zeit der Kreuzzüge ists. Da lebt in stillem, dunklem Wald auf verborgnem Schloß eine junge Witwe mit ihrem Söhnlein Godofred. Sicher geborgen von der Mutter Armen wächst der Knabe auf im frommen Kinderglauben und schaut reines Herzens des dreifaltigen Gottes ewige Herrlichkeit. „Da sah er denn, wie sein ewiger Vater auf dem Himmelsthrone saß voller Majestät und ihn anschaute mit Augen wie Feuerflammen, und doch mild und freundlich, wie ein rechter Vater schaut; und Jesus Christ saß in des Vaters Schoße und breitete seine Hände aus nach ihm, seinem kleinen Bruder auf Erden, und der heilige Geist, die Himmelstaube, strebte vom Gottesthrone abwärts in Strahlen des ewigen Lichts, gerade auf Godofreds Herz zu." Aber der Frieden des Jugendparadieses wird dem Jüngling gestört durch die erwachende Erkenntnis, daß die Welt so weit sei und vieles berge, was im stillen Heim bei der Mutter nicht gefunden wird. Eine Sehnsucht ergreift den Jüngling, hinauszuziehen in die schöne, unbekannte Welt und in ihr zu suchen — was? das weiß er nicht, aber etwas, das vor seiner Seele steht wie ein verborgner Schatz, wie eine verschleierte Braut. Wohl füllen sich bei solchen Wünschen der Mutter Augen mit bangen Thränen; aber sie weiß es: sein Geschick ist erfüllt, nichts bändigt mehr den ungezügelten Wandertrieb, das Verlangen nach Bethätigung der Kraft, die Sehnsucht nach Erkenntnis, und sie spricht: „Mein Kind, du wirst den Frieden da draußen nicht finden. Aber dieweil du ihn verloren hast, mußt du ihn suchen gehen. Morgen am Tage sollst du ausziehen in Gottes heiligem Namen." Und der Jüngling geht seliger Träume voll auf die Wanderschaft ins Leben.

Der Zauberin Minne, die ihn mit süßen Reden lockt, folgt er zuerst. Ihm wird durch sie das Lieblichste zu eigen, was unter dem Himmel ist, eine holdselige Jungfrau. Da draußen aber, im Rosendickicht sitzt die Nachtigall, die singt ihr Hochzeitslied zum neugeschlossenen Bunde:

Träumt süß, ihr trauten Beide,
Die Mainacht währt nicht lang,
Und Lieb hat Lust mit Leide,
Das ist mein Brautgesang!

Bald folgt auf das junge Liebesglück viel herzbrechendes Weh. Und als ihm die holde Gefährtin durch den Tod entrissen, als er der Liebe Leid erfahren hat und totmüde ist, weil der Minne Wege in Herzeleid enden, da läßt Godofred sich willig leiten durch die Königin Majestät. Die führt ihn zu heißem Kampfe, in das Gewühl des Lebens. Tapfer und kühn erringt er hohe Ehren und viele Macht. Da, auf des Lebens Höhen, geht es ihm ein, daß er sich nicht selbst mehr angehöre, sondern seinem ganzen Volke und Geschlechte. Sein eignes verlornes Glück will er wiederfinden in einem glücklichen Volke. So waltet er in hoher Herrlichkeit mit Gerechtigkeit und Erbarmen, ein Volksbeglücker und Weltverbesserer mit reinem Willen. Aber er spürt nur zu bald, wie sein bestes Wollen und Sorgen so wenig vermag, weil heimlich in dunkler Versteckheit wider ihn kämpfen die Not, die Seuche, die Schuld. Da findet er, daß des Elends so viel sei auf Erden, daß er nicht vermöge, ihm zu steuern. Und müde legt er die Herrschermacht nieder und sucht als Pilger nach etwas anderm, das besser sei als alle Macht und Herrlichkeit der Welt.

Der Priesterin Weisheit folgt er nun, die soll ihm die wahren und bleibenden Güter lehren in ihrem ernsten Tempel auf hoher Bergeshöhe, wie sie verheißt: „Königlicher als Königsherrlichkeit erhebt über die Welt die Ruhe des Weisen, und göttlicher als Liebesfeuer durchgeistet die Seele das Licht der Erkenntnis." In der weiten, gewölbten Halle entwirren sich ihm die geheimen Fäden der Weltgeschichte, aber Frieden giebt solches Schauen seiner Seele nicht; denn es ist ein Reich des ungeschlichteten Kampfes von Gut und Böse, wie er es schaut in dem dunklen Schicksalsgewebe der Geschichte. Da lauscht er weiter den hohen Sängern der Vorzeit, wie sie ein jeder eigne Worte und Weise singend, doch einhellig ein hochherrliches Chorlied anstimmen von alledem, was das Menschenherz bewegt. Aber was die Sänger sagen, sind nur bezaubernde Traumgebilde, nicht ist es die freimachende, die seligmachende Wahrheit. Alsbald heben die Denker aller Zeiten an, im Weisheitstempel zu reden. Aber ein jeglicher verkündet seine eigne Weisheit, und jeder hat seinen besondern Spruch. „Laß dich den lauten Widerspruch ihrer Stimmen nicht verdrießen — mahnt die Priesterin — es ist doch ein geheimer Einklang darin." Den zu finden in dem Quell der Erkenntnis, hineinzuspähen in das Geheimnis des Daseins, hinunterzutauchen bis auf den untersten Grund, ist nunmehr Godofreds Sinnen und Streben. Drum sucht er den Spiegel der Gottheit zu erkennen, die große Natur. Immer weiter und tiefer treibt ihn der Forschungsdrang; es öffnet sich ihm eine Thür der Erkenntnis nach der andern: — aber dann kommt eine, die ist undurchdringlich und von verzehrendem Feuer. Daraus tönt die Stimme: „Bis hierher und nicht weiter, du Menschenkind; ich wohne in einem Lichte, dazu niemand kommen kann."

So hat auch die Natur ihm die höchste Wahrheit nicht geboten. Da ists in seinem Innern völlig Nacht geworden. Aber zugleich ergreift ihn auf einmal ein Heimweh, wie er es nie gekannt, und in dem Heimweh wird seine müde Seele wieder lebendig, daß er aufspringt und die Hände ausstreckt und vom Herzensgrunde ruft: „O Mutter, Mutter, hole dein Kind heim." Und alsbald erscheint ihm ein freundlicher Stern, jener alte milde Stern, der einst über der Krippe zu Bethlehem leuchtete: dem geht er nach und kehrt heim in seiner Mutter Haus.

Da war noch alles wie es vordem gewesen. Aber er ist inzwischen über all dem Kämpfen und Forschen alt und grau geworden; viele, viele Jahre ist er in der Fremde gewesen. Aber was schadet das? er hat erreicht, wonach er sich gesehnt: Frieden erfüllt seine Seele, und still wirds in seiner Brust. Was er draußen in der weiten Welt nicht gefunden, was ihm die Liebe nicht gewährt und nicht die Macht und nicht die Wissenschaft — der Glaube der Kindheit giebt es ihm: dauerndes Glück, seligmachende Wahrheit. In diesem Glauben, wie solchen ihm die Mutter gelehrt, ist er entschlafen, von einem Engel, der die Züge der Mutter trug, emporgetragen zu seinem Vater im Himmel.

Das ist der Menschen Geschick auf Erden. Das Paradies der Kindheit und des einfältigen Glaubens verlassen sie; vieles giebt ihnen die weite Welt, aber das errungene Glück ist nicht dauernd, die mühsame Arbeit nicht von reinem Erfolg gekrönt, und alle Weisheit giebt keinen Frieden und keine Wahrheit. Nur im Kindessinne ist das Himmelreich, nur in Gott Frieden.

Was wir in kurzen trocknen Worten nacherzählten, ist nur eine dürftige Inhaltsangabe; wer sie gelesen, meine nicht, daß er des Büchleins selbst nun entraten könne. Im Gegenteil, wem der ernste Sinn und Inhalt gefiel, der kaufe erst recht das Büchlein, lese nach und merke, wie es auch eine so überaus köstliche Form habe. In allen Tönen

*) Ein älteres sehr gutes Kinderbilderbuch ist: Für Mutter und Kind von Paul Thumann. München, Ströfers Kunstverlag. 6 Mark. R

weiß der Dichter die Saiten der deutschen Sprache zu meistern, daß sie klingt je nachdem er singen will von zarter Liebe oder von grauser Not, von harmloser Freude oder von tiefsinnigem Forschen. Der deutschen Sprache wie selten einer mächtig, zeigt sich der Dichter aber auch als ein Kenner der deutschen Volksseele wie selten einer. Was das deutsche Volk liebt und was ihm not ist — das zugleich hat er ihm abgelauscht und davon singt er nun lieblich und ergreifend zugleich. (Godofred. Ein Märchen fürs deutsche Haus, erzählt von Willibald Beyschlag. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Halle, Strien, 1888; 61 Seiten; gebunden Mark 2.50.) R B

(Für unsere Leserinnen) sind zwei gute Büchlein erschienen. Das erste: Die echte Christin und ihr Wirken von Carola Freiin von Cynatten. Brosch. Mk. 1,20. Geb. 2,20. Minden 1888. 86 Seiten. Das edle Streben, ihre christlichen Schwestern jeglichen Standes zu thätigem Christentum, zu ernster Selbstzucht und zur selbstlosen Arbeit an den Schäden der Zeit zu ermuntern, hat der Verfasserin die Feder in die Hand gegeben, und sie schreibt, man fühlt es, aus vollster Ueberzeugung, mit dem herzlichen Wunsche, in dem großen Kampfe der Gegenwart die Frauen mobil zu machen, nicht mit falschem Emanzipationsgelüste, sondern in gesunder Erkenntnis dessen, was des Weibes Beruf ist. Wesentlich neues hat uns die Verfasserin nicht zu sagen; aber jede solche Stimme ist zu begrüßen, damit der Schaden, welcher in unserer modernen Frauenerziehung liegt, recht lebhaft empfunden, recht bald gehoben werde. Frauen mit der Gesinnung der Verfasserin thun uns not, nur daß sie nicht alle auch zu „schreiben" brauchen. — Bei mehr als einer Stelle mußte ich an Lukas 17, 10 denken; wäre der Verfasserin dieses Wort im Gedächtnis lebendiger, so würde sie schwerlich so viel von dem Verdienste reden, das unsere Pflichterfüllung uns vor Gott erwerbe.

Denselben Titel, wie das eben besprochene Schriftchen, könnten auch Andreas Bräms Briefe an Frauen und Jungfrauen über Fragen aus dem praktischen Leben (herausgegeben von Gottfried Pott. 2. Aufl. Neukirchen Mk. 1,80; 196 S.) tragen. Hier geht ein stiller, ernster, liebreicher und fröhlicher Christ den kleinen Fragen und Bedenken nach, die ein ernstes Frauenherz bewegen können. Lektüre, Luxus und Einfachheit, Bewahrung der Freundschaft, Selbständigkeit, Energie, Demut, Phantasie, Stimmungen, Was ist die Welt?, Brautzeit, Auflösung einer Verlobung, die äußerlichen Geschäfte der Haushaltung, der Kindersonntag, die Dienstboten, Sorge für stete Erneuerung u. a. m., das sind die behandelten Gegenstände. Also keine hohen Probleme, lauter Kleinigkeiten. Aber setzt sich schließlich das Leben nicht aus lauter Kleinigkeiten zusammen? Was ist für den Christen klein, wenn es ihn auf seiner Lebensbahn hindert oder fördert? Und die Frauen und Jungfrauen haben an ihrem Vater Bräm einen treuen Freund gefunden. Der versteht sie; der redet so schlicht und herzlich mit ihnen; der giebt in einfachster Schale ihnen köstliche Perlen. Verachtet nie das Kleine; seid dankbar für jede Gabe Gottes; lernt euch selbst verleugnen; seid fleißig im Gebet und in der Pflege des Wortes Gottes — das sind summa summarum die immer wiederkehrenden, aber immer frischen Grundsätze, welche Bräm seinen Leserinnen einprägen will. Gewiß, Bräm ist Pietist, aber einer von den edelsten und freiesten: er verdient unsere Liebe und Aufmerksamkeit. Doch ich lasse ihn am besten einmal selbst reden. Unter der Ueberschrift: „Umsonst habt ihr es empfangen" (S. 123) findet sich folgender Brief:

Mein liebes Kind, wenn du ein stilles, friedevolles, innerlich ruhiges und vergnügtes Leben haben willst, so möchte ich dir das Wörtlein empfehlen, das der Herr Matth. 10, 8 zu seinen Jüngern gesagt hat: „Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebts auch." — Der Herr hatte da freilich seinen Jüngern große Dinge gegeben: Kranke gesund machen, Tote aufwecken u. s. w. Du wirst sagen: „Diese Dinge habe ich nicht, ich kann sie also auch nicht geben." Wir wollen auch nicht dabei stehen bleiben; aber hast du denn gar nichts? — Wer hat dir denn Leben, Gesundheit, Kräfte, Verstand, Geschicklichkeit u. s. w. gegeben? Wer hat deine Verhältnisse geleitet, von wem hast du Freunde, zeitlich Gut u. a.? Und wenn jemand einen Zug zu Christo hat, sein Wort liebt, den Herrn anruft, glauben kann, Anteil am ewigen Heile hat, so besitzt man das alles auch nicht aus sich selbst. „Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es." — Nun kommt es aber darauf an, das ganz gründlich zu erkennen und nicht irgendwie zu meinen, man sei doch auch ein wenig selbst die Person, die so was verdient, gethan oder dazu beigetragen habe. So lange eine Stimmung dieser Art im Herzen sitzt, erkennt man noch nicht, daß man das, was uns Gott gegeben hat, wirklich aus Gnaden empfangen habe oder — wie hier der Herr sagt — umsonst, gratis. So lange kann man aber auch noch nicht recht seine Forderungen und Ansprüche fahren lassen. Nur, wer umsonst empfangen hat, kann auch umsonst geben. — Unsere alte Natur giebt nichts umsonst. Man will immer etwas haben für das, was man thut, z. B. Ehre, Anerkennung, Dank oder irgend einen kleinen Profit. Man denkt, man könne vielleicht Hahn im Korbe werden und oben auf kommen. Ja, wenn man für andere etwas gethan hat, so erwartet der alte Mensch, sein Wort müsse nun auch gleich gelten und Erfolg haben, es müsse eben alles gehorsamst so gehen, wie man sichs ausgemalt. „So viel darf ich doch von denen erwarten," meint man. — Aber wie schwer wird dadurch das Leben! Beständig geht es anders, als man sichs vorgestellt hat, und die Ansprüche, Forderungen und Erwartungen, so fein und gerecht sie uns erscheinen mögen, finden sich getäuscht. Das thut weh. Man wird nun verdrießlich, ermattet, bitter und verdirbt sich die Sache noch mehr. — Selig, wer von jenen stillen Ansprüchen, Forderungen, Erwartungen, Einbildungen los wird, alles Gott übergiebt und allen Segen aus seiner Hand als Gabe und Gnade empfängt. Da bleibt man still, mutig, stark, liebend und kann ungestört ans Geben, Leisten, Helfen denken und dazu seine Kraft anwenden. Von allem andern heißt es: Der Herr wirds versehen! — Dieses Umsonstgeben ist gar köstlich und schafft viel Bewahrung, Kraft, Frieden, Liebe und Freude.

Doch ich breche ab! Wir können vornehm sein und sagen: „Das weiß ich längst!" Da möchte ich aber an ein Wort Bräms selbst erinnern: „Nur das ist unser Eigen, was wir praktisch üben." — Wem es um schlichte Wahrheit, nicht um geistreiche Unterhaltung zu thun ist, dem werden Bräms Briefe ein Segen sein. P D

(Robertsons Leben und Reden) Es herrscht gegenwärtig in Deutschland eine stark antienglische Stimmung, zu deren Verschärfung die Mackenzieschen Erfahrungen nicht wenig beigetragen haben. So wenig nun Schreiber dieses ein Anglomane ist und so sehr auch ihm vieles bei unsern englischen Vettern mißfällt, so erscheint ihm doch jene Antipathie und die manchmal ihr entspringende brutale Polemik wenig gerechtfertigt gegenüber einem Volke, das uns eben doch von allen großen europäischen Völkern am meisten stamm-, kultur-, und religionsverwandt ist und das in allen Gebieten des materiellen und geistigen Lebens Großartiges vollbracht hat. Es kommt da viel Unwissenheit ins Spiel — dieselbe Unwissenheit, die wir Franzosen und Engländern so oft betreffs deutscher Verhältnisse vorwerfen, und diese Unwissenheit erstreckt sich ganz besonders auf die kirchlichen Zustände Englands. Es giebt bei uns genug gebildete Frauen nicht blos, sondern auch Männer, selbst Theologen, die sich als Vertreter englischer Frömmigkeit vorstellen rechts einen steifen, hochmütigen Bischof, links einen halbverrückten Offizier der Heilsarmee, in der Mitte einen Methodistenprediger. Ich selber habe dutzendfach bei hochgebildeten Leuten gefunden, daß sie die englische Staatskirche (established church) mit der Hochkirche (high church), die doch nur eine Partei in jener bilde, für ein und dasselbe halten, und daß sie die ganze englische Staatskirche als eine Art Versteinerung ansehen, neben der nur etwa bei den Dissenters Kraft und Leben sich spürbar mache. Wer in England war, weiß dies ja besser; er weiß, welche Fülle von Leben, von praktischem Eifer wie von wissenschaftlichem Ernst (letztern weit mehr als die Dissenter) die englische Kirche trotz allen ihren unleugbaren Schäden entfaltet. Und welche Männer im Laien- und Geistlichenstande hat diese Kirche allezeit aufzuweisen. Ich erwähne aus der jüngsten Vergangenheit von Laien nur den vor etlichen Jahren verstorbenen großen Menschenfreund und Führer der „Evangelischen Partei", Lord Shaftesbury und den seltsamerweise ziemlich hochkirchlichen Gladstone; von Geistlichen das Kleeblatt von drei dogmatisch etwas freiern, aber tief frommen und glänzend begabten Männern: Kingsley, den Verfasser der Hypatia; Stanley, den Dekan von Westminster, und den jung verstorbenen Robertson, Pfarrer in Brighton, geb. 1816, † 1853.

Eine deutsche Dame hat aus verschiedenen englischen Quellen, besonders aus Robertsons Briefen und Predigten selbst, sehr geschmackvoll ein Buch zusammengearbeitet, das wir den Lesern dieses Blattes wiederholt und aufs dringendste empfehlen: F. W. Robertson. Sein Lebensbild in Briefen nach Brooke und Arnold, nebst einem Anhange religiöser Reden. Mit Vorwort von D. Emil Frommel. (Gotha, Perthes 1888, 434 S., 8 Mark).

Aber ist es denn auch in diesem Falle der Mühe wert gewesen, fünfunddreißig Jahre nach dem Tode eines siebenunddreißigjährigen Mannes sein Lebensbild neu herauszugeben? Ja wohl. Robertson war ein so eigenartiger, kühner und tiefer, hie und da paradoxer Geist; ein solch anziehender und packender Prediger, ein solch warmer und hingebender Volksfreund, daß sein Lebens- und Charakterbild nicht nur dem Geistlichen vieles Vorbildliche und Beherzigenswerte und auch da, wo man widersprechen möchte, Anregung zur tiefern Erforschung und neuen Erfassung theoretischer und praktischer Probleme bietet, sondern auch jedes evangelischen Christen herzlichstes Interesse verdient.

Robertsons äußerer Lebensgang ist bald erzählt. Sohn eines Offiziers, selbst von glühender Begeisterung für den militärischen Beruf erfüllt, wird er auf des Vaters Wunsch Theologe — die erste große Probe der Selbstverleugnung, die den Mittelpunkt seines Charakters bildete. Auf der Universität Oxford bildet sich bei ihm eine entschiedene Abneigung gegen die hochkirchliche Richtung aus: später beurteilte er sie milder und wandte sich mit größerer Schärfe gegen die sogenannte Low church oder Evangelische Partei, deren pietistische Sprache und Schablone ihm engherzig und unmännlich erschien. Nach geistlicher Thätigkeit an mehreren Orten und größern Kontinentreisen, nach einer Zeit innerer Gährung und religiöser Unsicherheit, die in der Stille der Alpenwelt innerer Stille und Klarheit weicht, erreicht Robertson mit seiner Anstellung in der schönen Seestadt Brighton den Höhepunkt seines Amtslebens und seines Geisteslebens.

Es ist schwer ihn zu charakterisiren aus den scheinbaren Widersprüchen seines Wesens und Denkens. Robertson ist tolerant aus Grundsatz und dabei scharf und schneidig; im tiefsten Grunde des Herzens mit der unsichtbaren Welt verwachsen; und dabei dogmatisch frei jeder scholastischen Fixirung der Lehre abgeneigt (vergl. sein Wort: „Christi Lehre ist göttliche Poesie; Dies ist mein Leib — tötet das zu Prosa ab, dann habt ihr Transsubstantiation"), und doch wieder in der Hülle aller Dogmen, sogar der spezifisch katholischen, besondre Wahrheit suchend und findend („Aus der römischen Anschauung über die Marienverehrung gewinne ich die Wahrheit: in Christus ist weder Mann noch Weib ... Die Welt erkannte nicht, daß in dem einen Fleischgewordenen alles echt Weibliche und echt Männliche, die Wesensanmut wie Mut und Weisheit, sich begegnet; daß Gottmenschheit nicht göttliche Männlichkeit, sondern göttliche Menschlichkeit bedeutet, beide

Geschlechter in gegenseitiger Ergänzung in sich schließend; was blieb ihnen also übrig als eine Himmelskönigin anzunehmen"); kritisch unbefangen und doch Tradition und Geschichte mit zartem Verständnisse wertschätzend; eine durchaus aristokratische Natur, ein vollendeter Gentleman und zugleich ein glühender, barmherziger Freund des Volks, der die Arbeiter sammelt, organisirt, für Ideal und Christentum erwärmt — hierin an Kingsley und Stöcker erinnernd, wiewohl wieder von beiden sehr verschieden, von Kingsley besonders darin, daß er nicht wie dieser die Schuld der unbefriedigenden sozialen Verhältnisse hauptsächlich in der Selbstsucht der besitzenden und gebildeten Stände sucht, sondern den Arbeitern selbst ebenso derb wie freundlich die Wahrheit sagt („Es scheint mir ein großer Irrtum, die arbeitenden Klassen glauben zu machen, daß es Mittel gäbe, die auch unabhängig von ihrer eignen Energie, moralischen Erhebung und ernster Selbstzucht ihre Lage auf die Dauer verbessern könnten"); heute mit jungen Kommis und Dienstboten den Abend verlebend und morgen mit Thakeray, mit Lady Byron, der Witwe des Dichters, seiner besten Freundin — am wenigsten verkehrte er mit den Amtsbrüdern und Badegästen —; meist melancholisch mit skeptischem und ironischem Anfluge, dann wieder zu majestätischem Pathos und herrlichen Hoffnungen sich erhebend, fern von nationalen Einseitigkeiten und doch Engländer vom Scheitel bis zur Sohle (am Begräbnistage Wellingtons schreibt er: „. . . Vortrefflichkeit, Pflicht, Opfer, das sind Dinge, die England zu ehren weiß. Es begafft und bewundert hin und wieder einmal, wie ein thörichter Bauer, allerlei andres — Eisenbahnkönige, Mesmerismus und ähnliches Blendwerk; aber nichts bewegt sein großes altes Herz bis auf den tiefsten Grund und nachhaltig, als allein das Rechte. England legt sich seinen Shawl sehr ungeschickt um und benimmt sich täppisch genug im Konzertsaal, kann die schwedische Nachtigall kaum von einer Dohle unterscheiden — aber, Segen über das Land, es lehrt seine Söhne wie Männer untergehen, in Wellen und Wogen, ohne Parade, ohne Schaustellung, als ob Pflichterfüllung das Selbstverständlichste von der Welt wäre, und es wird nie sehr lange einen Schauspieler für einen Helden nehmen und umgekehrt . . .").

Doch genug. Die angeführten Aussprüche geben wohl dem Leser eine kleine Vorstellung auch von dem eigentümlichen Reiz des Robertsonschen Stils. In der That, langweilig scheint dieser Mann nie geredet zu haben, nicht auf und nicht unter der Kanzel, und die Phrase war ihm fremd und verhaßt. Auch das manchmal Schwankende seiner religiösen Anschauungen beweist seine tiefe Wahrhaftigkeit und verwischt nirgends den Eindruck, daß Robertson ein Mann war aus einem Guß und ein Christ, der sein Leben gab für die Brüder. Als er nach schwerem Siechtume starb — erst an der Schwelle des mittlern Alters stehend — da „umgaben sein Grab Juden, Unitarier, Katholiken, Quäcker und Kirchenmänner; die Arbeiter, die Kaufmannschaft, die Vornehmen und Reichen Brightons; dies eine Mal verschmolzen sich die Unterschiede aller Stände und aller Richtungen in einem allen gemeinsamen tiefen Gefühl des Verlustes. Er liegt begraben in einer Senkung der Dünen, die er so liebte. Von fern hört man dort das Anschlagen der Wellen, und wer an seinem Grabe steht, dem klingt dies wie ein würdiges, schönes Requiem. Denn wie die Unruhe des Meeres ein Abbild ist seines äußern Lebens, so die Stille desselben in der Tiefe das Bild des tiefen Friedens seines Wirkens in Gott." Sein Grab pflegen die Arbeiter, die besondern Kinder seiner liebenden Fürsorge.

Fürwahr, hier ist ein Engländer, den wir lieben müssen und von dem wir lernen können. Sein Lebensbild wird Pfarrern, Pfarrfrauen, gebildeten Christen überhaupt und Volksfreunden zu reichem Segen werden. Br

Verschiedenes

(Hans Herrigs Weihnachtsspiel) Während das Herrigsche Lutherspiel einen wahren Triumphzug durch das evangelische Deutschland hält, hat man noch wenig von Aufführungen seines Weihnachtsspiels gelesen. Und doch liegt es seit über Jahr und Tag vor: Christnacht. Ein Weihnachtspiel für die Volksbühne von Hans Herrig. (Berlin, Luckhardt, 1887; 62 S.; Mark 1.80). In Gotha ist es unsers Wissens vorige Weihnachten aufgeführt worden; aber wir haben uns vergeblich bemüht, zuverlässigen Bericht darüber zu erlangen. Und doch wird über dieses Spiel ganz ebenso wie über das Lutherspiel nur der richtig urteilen können, der es gesehen. Darin liegt kein schlechtes Lob. Möchte man drum, wenn die Kräfte vorhanden sind, den Versuch auch mit diesem Weihnachtsstücke wagen. Ein Bericht über das Gelingen wird uns sehr willkommen sein.

Die Anlage des Stücks ist ganz ähnlich der des Lutherfestspiels. Als Zwischenpersonen treten hier an Stelle des Ehrenholds und Ratsherrn Knecht Ruprecht (der aber als vermummter, mit Nüssen und Pfefferkuchen die Kinder in der Stadt beglückender Bürger gedacht ist) und ein Arbeiter auf. Die handelnden Personen sind, noch mehr als im Lutherspiel, weniger Personen als Typen. In sechs Auftritten wird die Geburt des Christkinds vorbereitet: der fünfte (die Hirten auf dem Felde) muß sehr wirksam sein. Hier und im siebenten, letzten, wo als lebendes Bild Mutter und Kind selbst uns gezeigt werden, erfüllt die Größe des Ereignisses uns auch beim Lesen mit seligem Schauer. Dies lebende Bild ist kühn; aber es ist u. E. dem Dichter gelungen, es in seinem Nachwort und durch das ganze Stück zu rechtfertigen. R

(Deutsche Arbeiterzeitung) Berlin W, Mohrenstraße 59. Redakteur: Dr. Jerusalem; Verleger: Dr. Salomon. Preis vierteljährlich 60 Pf.

Die ersten Nummern dieses Blattes, welches den arbeiterfreundlichen Bestrebungen entstammt, die hauptsächlich durch den Namen Oechelhäuser gekennzeichnet werden, erwecken unser warmes Interesse, wenn wir gleich mit ihrer Form und ihrem Inhalte nicht völlig einverstanden sind.

Die Deutsche Arbeiterzeitung steht auf dem Boden der kaiserlichen Botschaft von 1881, tritt ein für Alters- und Invaliden-Witwen- und Waisenversicherung und wünscht Fortbildung der Gewerbegesetzgebung unter dem Gesichtspunkte des Arbeiterschutzes. Sie wünscht daneben Freiwilligkeit und Selbsthilfe zu pflegen, die Arbeitgeber zu humanen Einrichtungen anzuregen, den Arbeiter zu ermuntern, daß er seinem Mißtrauen gegen wohlwollende Gesetzgeber und freundliche Arbeitgeber entsage. Das alles geschieht in Liebe zum Vaterlande, ohne politische oder religiöse Parteistellung, unter dem Grundgedanken: die Interessen des Arbeiters und Arbeitgebers sind, recht verstanden, die gleichen.

Dieses Programm tritt nun natürlich in Einzelartikeln zu Tage, und sie sind es, welche uns zur freundschaftlichen Kritik nötigen, durch welche wir unsers Teiles dem gut gemeinten Unternehmen förderlich zu sein wünschen. Der bestgedachte Artikel hilft ja nicht, wenn er nicht für sein Publikum gearbeitet ist. Wir können nicht anders urteilen als: die meisten Aufsätze und Notizen der Deutschen Arbeiterzeitung sind nicht für Arbeiter geschrieben. Sie sind vielleicht sachlich ganz wertvoll, aber — sie treffen nicht. In ihnen pulsirt nicht das für den Arbeiterstand warm fühlende Herz; der Ton ist nicht getroffen. Wir sind gewiß keine übermäßigen Bewundrer sozialdemokratischer Zeitungen; aber das muß man ihnen lassen: in der Regel haben sie, formell angesehen, für die Bedürfnisse ihres Leserkreises einen sichern Blick. Von ihnen könnte in dieser Hinsicht etwas gelernt werden. Ist es denn gar so schwer, in Volkssachen auch herzlich und volksmäßig zu reden? Man kann die allerschwersten Fragen so behandeln, daß sich auch der müde Arbeiter noch abends mit ihnen beschäftigt. Es ist dies zwar nicht jedermanns Art und Gabe; wer es aber nicht kann, der kann auch als Arbeiterschriftsteller wenig nützen.

Und was wird geboten? Vor uns liegt z. B. Nr. 4. Darin kommen erstens Dinge vor, welche nicht in die Wochenschrift gehören, weil sie längst im täglichen Lokalblatte gestanden haben, z. B. über die Vermählung der Prinzessin Sophie; zweitens nicht wenig Dinge, die den Arbeiter nicht im geringsten interessiren, z. B. über den von Professor Begas modellirten Brunnen, über die Abweisung eines Antrags in Sachen Geffcken, über die Konsekration des Armeebischofs Aßmann, über den Tod des Grafen Robilant, über Floquets Revisionsentwurf, über den englischen Feldzug in Tibet (alles unvollständige, für sich kaum verständliche Notizen), ganz zu geschweigen über die Studien im Viktoria-Lyceum. Ein längerer Aufsatz über Arbeiterwohnungen spricht nicht klar genug aus: was können gerade die Arbeiter in der Wohnungsfrage thun? Und ein sonst gut geschriebener Artikel über eine Arbeiterinnenversammlung läßt die Hauptsache weg, nämlich die Höhe der Löhne, über deren Niedrigkeit geklagt wird.

Was aber fehlt? Die Frage der Brotverteucrung, die zur Zeit die ganze Arbeiterwelt bewegt, ist umgangen. Wichtige volkswirtschaftliche Grundfragen sind kaum berührt. Wovon will denn das Blatt leben? Von buntem Allerlei, das geht nicht. Die Politik der Höhergestellten ist dem Arbeiter gleichgiltig. Religion soll nicht geboten werden. Was nun, wenn nicht Volkswirtschaft?

Wir würden nicht so scharf kritisiren, wenn uns nicht am Gedeihen der Deutschen Arbeiterzeitung sehr viel gelegen wäre. Die Zeitung ist hochnötig — wenn sie einmal leistet, was sie will und soll. Aber auch dann noch wird neben ihr ein großes evangelisches Arbeiterblatt erforderlich sein, welches viel mehr sozialpolitischen Stoff bietet als der fast rein religiös gehaltene Evangelische Arbeiterbote. F N

Quittung

Für die evangelische Gemeinde Rottolowitz in Mähren (vergl. Nr. 18): 5 Mk. J., Marburg; Summa (vergl. Nr. 37) 114,25 Mk.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Schadwalde bei Marienburg in W.-Pr. (vergl. Nr. 25): je 3 Mk. J, Marburg und O, Berlin; Summa (vergl. Nr. 37) 76 Mk.

Herzlichen Dank! Ich bitte auch in dieser Weihnachtszeit unsrer Pfleglinge nicht zu vergessen. Die Anstalt des Pfarrers Henrici in Schadwalde hat im laufenden Jahre bisher eine Gesamteinnahme von 400 Mk. gehabt, wovon ein nicht geringer Teil durch unsre Freunde gespendet worden ist. Es leuchtet ein, daß der Pfarrer nur mit den größten persönlichen Opfern seine fünf Pfleglinge erhalten kann, und doch wäre eine Erweiterung der Anstalt dringend notwendig! Einen Hausvater anzustellen ist bei so geringer Unterstützung unmöglich; doch ist eine tüchtige Hausmutter da, und den Hausvater macht der Pfarrer selbst. Leider ist die Kartoffelernte völlig mißraten und der Winter mit seinen Sorgen größer als sonst hereingebrochen. Unsre Brüder im Osten sollten unsre Fürsorge allezeit in ganz besonderm Maße erfahren.

Von Rottalowitz will ich nicht unterlassen zu melden, daß der ehrwürdige Pfarrer Sloboda daselbst, der Schreiber des in Nr. 18 d. J. abgedruckten Briefes, jüngst verstorben ist. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, des Evangelischen Schriftenvereins für Baden in Karlsruhe und S. Höhr in Zürich.

Nr. 50 **Leipzig, den 9. Dezember** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" — Bist du, der da kommen soll?: Die Frage — Zum „Kampf um die Weltanschauung" — Der heilige Rock in Trier: 3. Der Angriff der Doktoren Gildemeister und von Sybel — Die religiöse Kunst auf der Münchner Jubiläumsausstellung: (Unter Mitberücksichtigung der diesjährigen Berliner Ausstellung) — Bilder und Bücher für den Weihnachtstisch: Kinderkalender; Drei Kindergeschichten; Neue „Erzählungen für Jung und Alt" von A. Vollmar; Bilder zum Verteilen; Gevatterkarten; Prinzeß Wilhelm von Preußen; Sang und Klang; In Feld und Wald; Neue Christoterpe; Thilo Otter, Halleluja; Farbenstudien und Blumenstücke; Kennst du das Land?; Aus der Heimat für die Heimat; Ein Bilderalbum; Nordwestgeschichten; Neues Not- und Hülfsbüchlein; Zur Sozialreform; Das Buch Hiob; Parallelbibel; Willkommene Helfer — Quittung — Anzeigen

„Das Wort sie sollen lassen stahn!"

„Das Wort sie sollen lassen stahn,"
Das unser Erb und Teil,
Und das uns Christus kund gethan
Zu unsrer Seelen Heil.

Sein Vater hat es ihm vertraut,
Damit es Kron und Stern
Dem Volke sei, das sich erbaut
Zum Heiligtum des Herrn;

Das in der Wahrheit und im Geist
Anbetet Gott allein,
Der ihm, wie es sein Wort verheißt,
Ein gnädger Gott will sein.

Einst lag dies Wort in tiefer Nacht,
Man achtete sein nicht,
Bis Luther es aus dunklem Schacht
Für uns gebracht ans Licht.

Dies Wort beugt tief des Sünders Sinn,
Läßt ihn den Richter sehn
Und giebt ihm Buße zum Gewinn,
Mit tiefen, innern Wehn.

Und wenn sich all sein Stolz verlor,
Er betend liegt im Staub,
Dann richtet ihn dies Wort empor
Und nimmt ihn sich zum Raub.

Es zeigt ihm, wie am Kreuze starb
Für ihn des Höchsten Sohn
Und ihm Gerechtigkeit erwarb
Vor Gottes Richterthron.

Es macht ihn froh und unverzagt
In seines Glaubens Kraft;
Eh man nach guten Werken fragt,
Hat er sie längst geschafft.

Und endet sich sein Lebenslauf,
So bleibt er wohl bewahrt:
Das Wort schließt ihm den Himmel auf
Zu einer selgen Fahrt.

„Das Wort sie sollen lassen stahn"
Gilts Kampf um diesen Hort,
So geht uns Christus selbst voran
Und hilft zum Sieg dem Wort.

Köstritz, 4. November 1888 Julius Sturm

Bist du, der da kommen soll?

(Matth. 11, 2—6)

1. Die Frage

Es ist überall vieles Fragen in der Adventszeit. Die Eltern fragen und beraten unter einander: Was sollen wir den Kindern und den Hausgenossen zur Weihnacht geben? Welche Gabe ist notwendig, welche nützlich, welche möglich? Die Kinder fragen oft die Eltern und andre Erwachsene: Wann endlich kommt der heilige Christ, und was wird er uns bringen? Daneben wohl auch manches arme Kind mit der bangen Frage im Herzen, mit der schüchternen Frage auf den Lippen: Wird mir das Christkind auch etwas bescheeren? Der Eltern Antwort ein schwerer Seufzer, eine dem Kinde verborgene Thräne.

So Fragen genug in diesen adventlichen Tagen um Christgeschenke; ob ebensoviel und eifrig um Christum? Und wenn um ihn, so doch neben der Frage des verlangenden Suchens: Wo ist der neugeborene König der Juden? und des froh bewegten Glaubens: Wie soll ich dich empfangen und wie begegn' ich dir? auch die Frage des ringenden Zweifels: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?

Gewiß, jene Fragen sind schöner und geziemen dem Christen mehr als diese; aber auch die Frage, die Johannes einst frug, kann von Segen sein und zum Heile führen, dem Heiland den Weg bereiten wie Johannes selbst.

Johannes der Täufer war der Vorläufer und Wegebereiter des Christus. Dazu wußte er sich von Gott berufen. Er hatte mit großer Kraft und nicht geringem Erfolge die Nähe des Himmelreichs gepredigt und für dasselbe Buße und Taufe gefordert. Er hatte dann bei der Taufe Jesu viel von dessen Herrlichkeit erfahren und nach derselben seine Jünger auf Jesum als den Messias hingewiesen. Wie kam er zum Zweifel an dem, das er früher geglaubt und gepredigt? Wie konnte er zu Jesu mit der Frage senden: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?

Diese Frage ist der Woge gleich, die der Kampf zwischen Sturm und Meer gebiert und in die Höhe wirft. Das Meer ist des Täufers gläubiges Herz, der Sturm seine Bedrängnis.

Johannes glaubte an Jesum und hatte auf ihn seine Hoffnung gesetzt, die Hoffnung seiner und seines Volkes Erlösung. Aber er war im Gefängnis, in das harte Gefängnis geworfen durch einen erbärmlichen Fürsten, dem er die Wahrheit gesagt: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest. In diesem Gefängnis schmachtete er schon einige Zeit, er, der willensstarke und thatkräftige Mann, er, der Vorläufer des Messias, als dieser schon gekommen war und öffentlich wirkte. Wie konnte dieser ihn solange im Gefängnisse lassen? Mußte er ihm nicht die Kerkerthüre öffnen? Sollte er nicht endlich an die Spitze seines Volkes treten und das Messiasreich begründen und dadurch auch ihm die heißersehnte Freiheit wiedergeben? Nichts von alledem geschah. Nur selten drang eine Kunde von Jesu in das Gefängnis des Johannes; und so lautete die Kunde: Er geht noch als schlichter Lehrer im Lande umher und weilt fast immer im nördlich fernen Galiläa; er thut wohl viele Wunder, aber nur Wunder der Liebe an Kranken und Elenden, keine Wunder der Macht vor dem Volke und den Feinden, keine Zeichen, das Volk zu begeistern und die Feinde zu schrecken. Da läßt es dem Täufer keine Ruhe mehr; er muß Gewißheit haben und den zu lange Zögernden zur Entscheidung treiben. Deshalb sendet er seiner Jünger zwei zu Jesu und läßt ihn fragen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?

Der Gefragte hat damals die Antwort gegeben, durch den Hinweis auf seine Heilandsthaten, später durch sein Erlöserwerk im Leiden und Sterben, und Gott hat zu dieser Antwort sein Ja und Amen gefügt, indem er diesen Jesus aus dem Grabe erweckte und in den Himmel erhöhte. Ist trotzdem die Johannesfrage verstummt? Keineswegs. Viele auch in der Christenheit haben sie wieder gefragt und fragen sie noch. Die Einen haben sich selbst die Antwort gegeben oder von andern geben lassen: Er ist es nicht; wir müssen eines andern warten. Die andern ringen noch um die Antwort.

Gefangen, ohne ihre Schuld geknechtet fühlen sich tausende im deutschen Volke und in allen Ländern Europas; gefangen in Niedrigkeit und unablässiger harter Arbeit, geknechtet, ausgenützt durch andre, die sie schlechthin die Reichen nennen und ohne weiters für glücklicher halten als sich. Sie sind zwar auf Christum getauft und christlich unterrichtet; sie wissen, daß Jesus von Nazaret der Erlöser sein will und soll aus aller Not und Knechtschaft. Aber er erscheint ihnen zu klein, zu still, zu geistlich, er bietet ihnen nicht, was sie begehren: Freiheit und Herrschaft, Wohlstand und Macht; er fordert ja nur Demut und Selbstverleugnung, Geduld und Hoffnung; sein Reich ist nicht von dieser Welt, bietet nur geistige Gaben und weist in ferne Zukunft hinaus. Darum haben sie zuerst an ihm gezweifelt, sind dann an ihm verzweifelt und haben ihn endlich nach dem Vorbild und nach der Weisung ihrer Führer zu den Toten geworfen. Durch ihre Reden, Lieder und Schriften geht der Gedanke und furchtbare Satz: Der Gott und der Christus, welche Bibel und Christentum darbieten, haben uns „gefoppt und genarrt"; ihre Macht ist zu gering, uns zu erlösen und zu beseligen; wir müssen eines andern warten, eine Erlösung suchen durch eigene Kraft, durch Umgestaltung der bestehenden Ordnung, wenn es sein muß, durch Umsturz und Empörung.

Nicht so die andern, denen solche Lösung und Erlösung zu äußerlich und roh und zu gewaltsam ist, und die doch auch von Jesu halten, daß er zu klein und zu befangen sei, nicht der Völkermessias und Menschheitserlöser. Bei ihnen ist das Wissen der Sturm, der hineingefahren ist in das ruhige Meer, das still und kindlich gläubige Herz, und die schäumende Welle erzeugt, die zweifelnde Frage: Bist du, der da kommen soll? jenes Wissen des neunzehnten Jahrhunderts, das eine ganze Welt erobert hat und die ganze Welt erobern zu können scheint; jenes Wissen, das in die Tiefe und Höhe des Weltalls dringt und Himmel und Erde ergründet, sodaß die Hoffnung oder Befürchtung entsteht, es könne bald kein Gebiet des Glaubens mehr geben; jenes Wissen, das überall Entwicklung vom Niederen zum Höheren sucht und aufzeigt, sodaß zuletzt die Meinung entsteht, auch die Gottheit müsse in diesem allgemeinen Prozesse der Vervollkommnung begriffen sein; jenes Wissen, das überall, im Leben des Grashalms und des Erdwurms wie in dem Laufe der Riesengestirne des Himmels die strengste Gesetzmäßigkeit entdeckt und aufdeckt, sodaß kein Raum zu bleiben scheint für Wunder und einen Gott der Wunder; jenes Wissen, das auch im Geistesleben des Menschen nur gesetzmäßigen und notwendigen Vollzug erkennt und anerkennt, sodaß Freiheit und sittliches Handeln, Verantwortlichkeit und Schuld, Reue und Buße, Sehnsucht nach Erlösung und Versöhnung als Wahn erscheinen. Solches Wissen ist fürwahr ein Sturm, der das Herz erfaßt und mächtig bewegt und Fragen des Zweifels erregt, auch Fragen des Zweifels an Jesus, wie diese: Bist du die höchste Offenbarung Gottes an die Menschen, die Wahrheit und das göttliche Licht, das in die Finsternis geschienen; oder hast auch du nur von dir selbst geredet, und warst auch du befangen in der Bildung deines Volkes und deiner Zeit, sodaß wir eines andern warten müssen, der die ganze und reine Wahrheit bringe, oder uns zu bescheiden haben, daß sie keiner bringen, daß die Menschheit immer ringen und irren werde? Bist du der ganzen Menschheit ganzer Erlöser aus aller sittlichen Unvollkommenheit und Not; oder hast du wie andre diese Erlösung nur stückweise vollbracht und bist blos einer in der langen Reihe der Völkermessiasse, welche die Menschheit durch Streben und Leben, durch Vorbild und Gesetz auf dem Wege der Heiligung und Beseligung vorwärts gebracht haben, sodaß wir eines andern warten müssen, der die weitere Erlösungsarbeit übernehme und vollbringe, oder uns der Hoffnung zu begeben haben, daß die Erlösung einmal ganz geschehen werde? Also doch Fragen, der Johannesfrage an Inhalt ähnlich und an Gewicht gleich.

Und du, mein Christ, in solcher Zeit der Gährung, des Kampfes zwischen Wissen und Glauben, alter und neuer Weltanschauung? Hat dich dieser Kampf draußen noch niemals drinnen berührt und beunruhigt? Bist du ganz gefeit gegen die Johannesfrage? Vielleicht hast du sie schon gefragt. Ich denke an Zeiten großer Not und Bedrängnis im Innern und von außen, da es dir auch so scheinen wollte, als wäre Jesus Christus doch nicht groß und mächtig genug, als stritte seine Erscheinung mit deiner Erwartung, als gäbe er die Hilfe nicht, die du von ihm begehrtest. Und ich denke an Fragen wie diese, die doch nicht eben erst erfunden sind: Warum thut der Herr kein äußeres und großes Wunder in dieser Zeit der Not und Gefahr, um seine Freunde aus aller Sorge und Bangigkeit zu befreien und seine Feinde zu beschämen und zum Glauben und Gehorsam zu zwingen? Weshalb duldet er so vieles und arges Widersprechen, Bekämpfen und Beschimpfen seiner Person und Sache, da ihm doch von Gott verheißen ist: „Du sollst sie mit eisernem Szepter zerschlagen, wie Töpfe sollst du sie zerschmeißen, die sich auflehnen und ratschlagen mit einander wider den Herrn und seinen Gesalbten?" Und im Hinblick auf die Riesenfortschritte der Wissenschaften in unsrer Zeit, die manches Vorurteil der alten Zeit zerstören, den Horizont um vieles erweitern, drängt sich wohl auch dir die bange Frage ins Herz: Ist Christi Evangelium, welches davon nichts enthält, auch die Wahrheit und das Wort des Lebens?

So taucht die Johannesfrage: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" bald hier, bald dort auf, jetzt in dieser, dann in jener Gestalt und heischt Antwort.

Ward diese nicht schon gegeben? Genügt die gegebene Antwort nicht? St

---

Zum „Kampf um die Weltanschauung"

Vorbemerkung des Herausgebers. Das Büchlein „Im Kampf um die Weltanschauung", welches wir in Nr. 7. d. J. warm begrüßt haben, wird ohne Zweifel den Weg auf manchen Weihnachtstisch finden. Es bietet sich dazu in doppelter Gestalt an: der ersten Ausgabe (1. und 2. Auflage) für 3 Mark ist eine zweite (3. und 4. Auflage) für 1 Mark gefolgt, sauber und nett ausgestattet wie jene. Es ist uns gleich bei unsrer ersten Beschäftigung mit der Schrift klar gewesen, daß sie im Einzelnen wie als Ganzes mancherlei Widerspruch finden wird und muß; auch diese Blätter werden, wie auch bereits geschehen, wieder und wieder sich mit ihr auseinandersetzen. Für jedermann ist das Buch nicht. Wie dem Verfasser selbst einmal vorgeschwebt hat, da er sagt: „Was uns Sache des Gewissens ist, kann für andere

Gewissen ein Fallstrick werden. Da ist große Vorsicht nötig." Wer die Sorgen, die Gewissenskämpfe, die den Verfasser bewegen, noch gar nicht kennt, für den wird es keine Wohlthat sein, ihn hineinzustürzen. Die ruhige Ueberzeugung, zu welcher sich der Verfasser in unerbittlicher Anerkennung dessen, was ihm moderne Errungenschaft menschlicher Forschung und Erfahrung schien, hindurchgerungen hat, wird dem naiven Glauben, den wir doch Gott sei Dank auch noch in unsern Tagen haben, vielleicht als purer Abfall erscheinen und, wo die Fähigkeit ein solches Erlebnis zu ertragen fehlt, gar selbst Abfall oder doch unersetzlichen Verlust zur Folge haben. Daß es dem Verfasser nicht gelungen ist, mit der gleichen Kraft, mit der er uns durch den wogenden Kampf moderner Zweifel hindurchträgt, uns zu den Füßen Christi zu tragen, das habe ich von Anfang als den mir schmerzlichen Mangel des Buches bezeichnet.

Gleichwohl bleibt es dabei, daß ich den christlichen Charakter des Buches engherzigen Beurteilern zum Trotz freudig anerkenne und überzeugt bin: es wird, in die rechten Hände gelegt, reichen Segen bringen. Es in die rechten Hände zu legen, das wird nach dem Gesagten, denke ich, jedermann möglich sein. Heute veröffentlichen wir einige Sätze, in denen ein Freund und Mitarbeiter unsers Blattes seine Bedenken gegen einen Punkt der — wir dürfen wohl den ungenannten Verfasser des Buches jetzt mit Namen nennen — Wimmerschen Ansichten ausspricht.

Es sei dazu bemerkt, daß die Frage nach der Bedeutung und dem rechten Brauche der h. Schrift, soweit sich so etwas vorher bestimmen läßt, diejenige sein soll, die uns im nächsten Jahrgang vornehmlich beschäftigen wird.

1. Was nennen wir Gottes Wort? Das ist eine der umstrittensten Fragen, eine der Fragen, an welcher sich lebendiger Herzensglaube und Verstandesmeinung von einander scheiden. Das viel besprochene Buch Im Kampf um die Weltanschauung stellt folgendes Dilemma auf: Es wird verlangt, daß ich ungeprüft jedes Wort, das als Ausspruch Jesu berichtet ist, als Gottes Wort annehme. Dazu müßte ich dann erst an die Unfehlbarkeit der Evangelisten glauben, und übereinstimmend damit wird gefordert, daß ich die Werke sämtlicher biblischer Schriftsteller als Gottes Wort betrachte; ich müßte dann also auch an die Unfehlbarkeit der Sammler der biblischen Bücher glauben. Hier liegt eine Unwahrheit vor, auf die man sich nicht einlassen kann. Was ist dem gegenüber zu sagen? „Wir haben in der Bibel so viel Himmelslicht und Gotteswahrheit, daß wir keinen Schaden zu befürchten brauchen, wenn wir sie wie jedes andre Buch beurteilen und unser Gewissen entscheiden lassen, wieviel von dem, was Menschen hier zu uns reden, Gottes Wort sei."

Da haben wir das alte böse Dilemma: Die Bibel entweder inspirirter, unfehlbarer Buchstabe, an dessen Göttlichkeit man zuerst glauben soll, oder bloßes Menschenwort wie jedes andre Buch! Man muß es tief beklagen, daß die Gebildeten immer wieder vor diese heillose Wahl gestellt werden. Sind wir in der Erkenntnis von dem, was eigentlich christlicher Glaube ist, immer noch nicht weiter gekommen? Wahr ist es, daß jener unchristliche Unfehlbarkeits- und Buchstabenglaube noch in vielen Kreisen als zur Seligkeit notwendig gelehrt und gefordert wird; wahr ist es auf der andern Seite auch, daß derselbe sich selbst aufhebt, wenn doch wiederum gelehrt wird, daß das testimonium spiritus sancti, die innere Bezeugung des Gotteswortes an Herz und Gewissen das einzig durchschlagende und vollgültige Zeugnis für seine Göttlichkeit ist. Wenn nun aber daraufhin gesagt wird: Unser Gewissen muß entscheiden, wieviel da Gottes Wort ist und wieviel nicht, so kann sich das ein Theologe vielleicht noch im richtigen und guten Sinne deuten — für den gemeinen Mann bedeutet es nichts andres als die völlige Entwertung des Buches, das er von Jugend auf heilig zu nennen gewohnt ist.

Wenn jemand, der noch nie Klassiker gelesen, sich an Goethes Faust machen wollte und sagen: Nun will ich dies Drama beurteilen und nach meinem Geschmack entscheiden, was daran wahrhaft künstlerisch, poetisch und klassisch ist und was nicht, so würde man ihn einfach auslachen. Man wird ihm sagen: Willst du urteilen und entscheiden, so mußt du von der Sache erst etwas verstehen; verstehen lernst du aber nur, wenn du dich damit gründlich und tief befaßt; du mußt vor allem den Dichter selbst einmal zu dir reden lassen, ehe du ihn beurteilen willst. So kommt man heutzutage in der Kunstkritik überhaupt immer mehr zu dem Grundsatz: anstatt mit fertigen Maßstäben, Rubriken und Theorien an ein Kunstwerk heranzutreten, soll man erst einmal das Werk selbst sprechen, auf sich wirken lassen. — Und bei der heiligen Schrift, woher sollen wir denn die Maßstäbe zu ihrem Verständnis und damit zu ihrer Beurteilung gewinnen als aus ihr selbst? Anstatt von vornherein feststellen zu wollen, ist die Bibel buchstäblich inspirirt oder gewöhnliches Menschenwort, sollten wir sie erst einmal lesen und zwar mit lernbegierigem, wahrheitsuchendem und heilverlangendem Herzen. An solchen Herzen wird sich die heilige Schrift auch bald als „lebendig und kräftig und schärfer denn ein zweischneidig Schwert" erweisen und damit ihren höheren Ursprung bekunden; sie werden es bezeugen, daß nicht ein angelerntes Dogma von der Inspiration ihnen die freudige Zuversicht verleiht, mit der sie sich auf die Schrift als Gottes Wort gründen und daran festhalten und aus ihr Lebenswasser schöpfen trotz aller Kritik, sondern daß sie die beugende Kraft und den erhebenden Trost an sich selbst erfahren haben; und die eigene Erfahrung steht alleweil über jeder Kritik. — Wessen Sinn dagegen bei Betrachtung der heiligen Schrift nicht so gestimmt ist, dem kann natürlich auch kein Lehrsatz von der Unfehlbarkeit der Bibel jene Zuversicht verleihen, und selbst wenn er diesen Lehrsatz annähme, es bliebe ihm die Schrift doch toter Buchstabe.

2. Mit dieser Darlegung könnte sich vielleicht der geehrte Herr Verfasser so ziemlich einverstanden erklären. Nun wohl, meinen es die frommen Schriftgläubigen im Grunde auch nicht anders — wozu denn das böse Dilemma? Wir müssen demselben doch wohl noch genauer nachgehen; so einfach wird die Dissonanz kaum aufgelöst sein. Der Verfasser bekennt, auch er beuge sich unter den Ueberlieferungen, die nichts anderes, als Menschenwort sein können, und öffne ihnen sein Herz," wenn sie irgend eine erhabene sittliche oder religiöse Wahrheit enthalten." Er sucht bezw. findet also, wenn wir dies recht verstehen, nicht eigentlich die Wahrheit in der Bibel, sondern irgendwelche erhabene Wahrheiten.*) Das ist sehr bezeichnend. Wir meinen aber, eine trostbedürftige und heilverlangende Seele, also eine von denen, für welche eben die heiligen Schriften geschrieben sind, brauche nicht lange erst nach einzelnen erhabenen Wahrheiten zu suchen, — denn solche können eine gedrückte Seele doch nicht erheben —, sie werde vielmehr gar bald Den finden, an welchem sie volles Genüge zu haben lernt, den Tröster und Retter, der ihr das giebt, was ihr fehlt. Und das däucht mir, hätten eben die Christen in der heiligen Schrift zu suchen und nichts andres, als eben Christus, ihren Heiland. Und selbst wenn sie ihn noch nicht eigentlich und mit Bewußtsein gesucht hätten, — Jesus müßte ihnen doch in seiner schlichten Größe und innern Hoheit und Majestät, in seiner herzgewinnenden Leutseligkeit, in der lauteren Klarheit und Harmonie seines Charakters vor die Augen treten, wenn sie anders offene Augen haben. Er müßte auch ihnen das Herz abgewinnen, und zwar nicht durch seine Lehre — denn wir halten nicht mit dem Verfasser dafür, daß Jesus vor allem „mit einer Lehre auftrat," welche „die großen Fragen des Menschenherzens löste," zu welcher „seine ganze Erscheinung stimmte" — sondern eben nur durch seine ganze Persönlichkeit, sein ganzes Wesen und Leben, wovon Wort und Lehre nur Ausdruck und Deutung war. Nur so und nicht anders können wir uns die richtige Erkenntnis verständlich machen, welche der Verfasser in dem gleichen Zusammenhange so ausdrückt: „Das Christentum ist eine geschichtliche Religion, kein Gedankengebäude. Es ist durchaus die Wirkung einer Persönlichkeit."

Ja, überhaupt alles beste, was wir sind und haben, ist nicht auf Lehre und Gedankengebäude, sondern auf lebendige Persönlichkeiten zurückzuführen. Das meiste neue, was wir lernen, nehmen wir an, weil es uns von solchen Personen vorgetragen wird, welche irgendwie unser Vertrauen sich erworben haben. Und eine vertrauenerweckende Persönlichkeit im allerbesten und höchsten Sinne ist Jesus. Wer für diesen Eindruck und Einfluß empfänglich ist, der setzt sich lernbegierig zu Jesu Füßen und bewahrt sein Wort in einem feinen und guten Herzen. Er denkt nicht mehr daran, daß er mittels des Gewissens entscheide, wie viel von dem, was Menschen hier zu uns reden, Gottes Wort sei; denn er hat sich schon unwillkürlich entschieden,

*) Ob hier nicht dem Anonymus Unrecht geschieht? D H

diesem einzigartigen Meister und Erlöser unbedingt zu vertrauen. Er glaubt ja nicht um der Unfehlbarkeit der Schrift willen an Christus, sondern um Christi willen kann er nicht anders als der Schrift glauben, die von ihm zeuget. Und er traut es solch einem Manne, der jetzt noch, unsichtbar, einen so überwältigenden Eindruck auszuüben imstande ist, wohl zu, daß er sich mit seinem Wesen und Leben und Worte so tief und hell und scharf in die dankbare Erinnerung seiner Jünger eingegraben hat, daß wir sehr wohl ein wahrheitsgetreues Bild von ihm besitzen können; zumal alles meist so einfältig und schlicht berichtet ist und selbst alles Unbegreifliche und Wunderbare sich so natürlich aus dem Wesen und Charakter Jesu ergiebt oder damit harmonirt und so himmelweit von sonstigen Mirakelgeschichten, Legenden und Märchen absticht. Solch ein empfänglich Christengemüt gewinnt auch Vertrauen zu den Jüngern Jesu selbst, daß sie von Christi Geist erleuchtet ihren Meister, wenn nicht gleich, so doch später, richtig verstanden haben; es gewinnt Vertrauen besonders zu solch einem wunderbaren Charakter wie Paulus. Eine solche gewaltige Persönlichkeit überführt und überzeugt, vielleicht nicht gleich in allen Spitzen einer tief durchdachten Lehre, wohl aber in dem für alle Individualitäten und Lebensführungen gleicherweise gültigen Kern derselben, der aus einem geängsteten und zerschlagenen und dann wieder aufgerichteten Herzen, aus einem friedelosen und wieder versöhnten Gewissen heraus geboren ist. Man glaubt ihm — nicht aufs Wort, weils einmal dasteht, sondern weil der Geist Christi darin uns anweht. Solche innere Gewißheit von dem alles Menschenwort weit überragenden Werte der heiligen Schrift ist nicht durch Lehrsätze und apologetische Künste zu begründen und zu stützen, sie ist aber auch nicht durch die äußeren Anstöße zu erschüttern; die Knechtsgestalt des göttlichen Wortes, — Lesarten, Widersprüche, Unbegreiflichkeiten ꝛc., — kann dann nicht zu einem Beweise gegen seine Hoheit werden; wohl aber lernt man dann nach dem feinen Maßstabe Luthers die Bedeutung und die Göttlichkeit der verschiedenen Schriften prüfen und messen, ob und wieweit Christus darin gepredigt wird.

3. Auch bis dahin könnte möglicherweise der Verfasser mitfolgen, denn er sagt selbst, der Glaube, daß durch Jesus Gott zu den Menschen rede, könne nur auf freier Uebereinstimmung beruhen, auf dem Eindruck, den ich von dem Worte und dem Geiste Jesu empfange. Aber, wird er erwiedern, war denn nicht Jesus selbst ein Mensch, also sein Wort auch Menschenwort, wenn auch „Gott durch ihn am deutlichsten zu den Menschen redet?“ Er erklärt, daß „das Wort Gottessohn aus seiner bildlichen Bedeutung in die buchstäbliche umgesetzt“ worden ist. Ja, wenn es sich um die Erklärung und Auffassung des Wortes Gottessohn handelte, dann könnte man ja recht gelehrt historisch und exegetisch darüber disputiren. Was hat das aber mit dem religiösen Glauben und dem zuversichtlichen Bekenntnis zu Christus, des lebendigen Gottes Sohn, zu thun? Mag das Wort bildlich sein, — denn was heißt buchstäbliche Bedeutung eines menschlichen Begriffs in der Anwendung auf Gott? — mag die Konstruktion und Formulirung des Begriffes Gottessohnschaft noch so unzureichend sein — die Sache, welche durch dies Wort bezeichnet werden soll, die Thatsache von der wesenhaften Göttlichkeit Jesu, läßt sich kein Christengemüt rauben und wegdisputiren, das in Ihm seinen Heiland, den Retter aus einer Not, aus welcher kein Mensch retten konnte, gefunden und erlebt hat. Was gehen überhaupt ein gläubiges Laiengemüt — und ich spreche immer nur im Namen eines solchen, nicht in dem der Theologie! — die Lehrsätze über Christus und ihre geschichtliche Entwickelung an? Auch die Jünger Jesu lernten nicht an Lehrsätze über ihren Meister glauben, sondern an ihn selbst. Laßt uns also doch nur anschauen seine verborgene und für empfängliche Gemüter doch so offenbare Herrlichkeit, uns entzünden lassen von dieser Fülle einer Liebe, die schlechterdings nicht Menschenart ist — und wir können nicht anders, als von dem Menschensohne bekennen, er stammt, er kommt von Gott, er trägt Gottes Art in sich. Und daß alles das, was zuvor von dem einzigartig Vertrauenweckenden in Jesu Persönlichkeit gesagt wurde, bedenklich ins Wanken, in Unwahrheit hinabgleiten müßte, wenn wir Jesu majestätische Selbstzeugnisse (s. bes. Matth. 11, 27—29 und 26, 28) für bloße orientalische Bilder halten müßten, das bedarf nur der Andeutung.

4. Die Dissonanz bleibt also, obwohl so mancher Anknüpfungspunkt zu einer Verständigung vorliegt. In der Ablehnung eines äußerlichen Autoritäts- und Buchstabenglaubens sind wir ja eins; der religiöse Glaube ist nicht die Zustimmung zu bestimmt ausgeprägten religiösen Vorstellungen, aber auch nicht, wie der Verfasser meint, die Zustimmung zu dem, „was mir im tiefsten Innern redet;“ er beruht nicht auf bloßer „freier Uebereinstimmung“ mit Jesus und seinem Worte. In Jesus und seinem Worte finde ich nicht mich selbst wieder, nicht die deutlichere Darlegung dessen, was ich eigentlich auch von selbst meine, sondern etwas schlechthin Neues, mir Unerreichbares, und ich finde an ihm jemanden, der es wert ist, daß ich mich ganz an ihn verliere, ihm ganz angehöre, und das kann kein „bloßer Mensch“ sein. Ich komme bei ihm nicht nur zu einer Uebereinstimmung mit seinen Ansichten, zum Erfassen erhabener Wahrheiten, sondern zu einer Erneuerung meines innersten Lebens. Er erhebt mich in eine wesentlich andre und neue Sphäre. Die Verschiedenheit Gottes, der uns in Christo ergreift, von der Welt und dem Menschentum ist uns daher eine wesentliche; wir können nicht Gottes Wirken und das Naturgeschehen schlechthin gleichsetzen, wie der Verfasser es thut. — Ueberhaupt aber lernen wir, wenn wir den christlichen Glauben, wie dargelegt, verstehen, darauf verzichten, von Glaubens wegen etwas über das metaphysische Verhältnis Gottes zur Natur ausmachen zu wollen, über das unbegreifliche Walten Gottes und sein Verhältnis zur naturgesetzlichen Notwendigkeit oder zur menschlichen Freiheit zu grübeln. Wir vermögen dann überhaupt dem Nachdenken über theoretische Fragen und Zweifel gar nicht einen so breiten Raum, nicht einmal ein Recht in unseren religiösen Erwägungen zuzugestehen. Die christliche Religion hat nichts mit der Bereicherung unseres Wissens und der Auflösung theoretischer Zweifel zu thun; wir können nicht auf diese Weise, wie der Verfasser thut, dem Glauben den Weg bahnen. Sondern Grund und Inhalt unseres Glaubens ist nur das Thatsächliche und Praktische! Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber. R H

Der heilige Rock zu Trier

3. Der Angriff der Doktoren Gildemeister und von Sybel

Genau einen Monat nach Ronge, also „am Tage Aller Heiligen“ 1844, gaben zwei Bonner Professoren J. Gildemeister und Heinrich von Sybel ein höchst lesenswertes Buch heraus: Der Heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern Heiligen Ungenähten Röcke. Eine historische Untersuchung. (Düsseldorf, J. Buddeus.) Schon am 9. Dezember erschien die zweite, um einen Nachtrag vermehrte Auflage. Es thut einem ordentlich leid, daß man nicht gleich einen erheblichen Teil des Buchs abdrucken kann. Die §§ 11—22 sind überschrieben: Der heilige ungenähte Rock in Galatien — Der heilige ungenähte Rock zu Safed und Jerusalem — Der heilige ungenähte Rock zu Argenteuil — Der heilige ungenähte Rock im Lateran zu Rom — Die heiligen ungenähten Röcke zu Bremen und Lokkum — Die heiligen ungenähten Röcke zu Santiago, Oviedo, Westminster und Mainz — Der andre heilige ungenähte Rock zu Trier — Die heiligen ungenähten Röcke zu Gent, Flines, Corbie und Tournus — Der heilige ungenähte Rock zu Köln — Die heiligen ungenähten Röcke zu Frankfurt, Friaul und Thiers — Die heiligen ungenähten Röcke in Konstantinopel, Georgien und Moskau — Der heilige Rock der Türken. Nachträge: zu § 1: Der heilige Rock zu Trier ist genäht; zu § 17: Auch der andre heilige ungenähte Rock zu Trier ist in Rom für echt erklärt worden; zu § 18a: Die heiligen ungenähten Röcke auf dem Monte dell'Alvernia, zu Mantua, Mallorka, (Rom?) und Halle. Diese Ueberschriften schon genügen.

Von Marx behaupten die Verfasser, er sei von dem fressenden Gifte der leidigen Aufklärung selbst bis zu dem Grade

angenagt, daß er nicht anerkennen wolle, daß Christus Rock mit ihm von Jugend an gewachsen sei, obwohl der Hymnus auf den Rock in dem alten Trierer Brevier dies ausdrücklich besage. „Zur Abwechslung nach der prosaischen Schrift des Herrn Marx" werden dann aus andern in jenen Trierer Tagen mit bischöflicher Approbation zur Belehrung des Volks verbreiteten Büchern poetische und liturgische Blüten mitgeteilt, wie z. B.

Ist das dein Rock, Herr Jesu Christ,
Der ohne Naht bereitet ist?
Komm, komm, o ganze Christenheit,
Und sieh das wunderschöne Kleid.
Alleluja! Alleluja!

Folgen viele Verse über den Rock mit dem Refrain Alleluja! — Oder:

Gott, deine Liebe, deine Gaben,
Die wir so reich empfangen haben,
Sind Wunder deiner Gütigkeit.
Du zeigest uns in unsern Tagen
Den Rock, den Jesus hat getragen
Dahier in seiner Sterblichkeit.

oder:

Christen! Trierer! Macht euch würdig
Dieses hohen Vorzugs Gnad,
Jesus Rock hier zu besitzen;
Wandelt auf dem Tugendpfad!

Dies nun und vieles mehr schon im Vorworte.

Im Buche selbst beweisen die beiden berühmten Gelehrten der rheinischen Hochschule, daß der heilige Rock zu Trier aus archäologischen Gründen nicht Christi Rock sein könne — jener ist ein feines Prachtkleid, im Widerspruche schon mit Matth. 11, 8 —; ferner, daß der Rock durch Helena weder gefunden, noch nach Trier geschickt worden (bekanntlich soll sie das Kreuz gefunden haben, aber man zeigte und hatte gefunden auch den Stein, den die Bauleute verworfen haben); sodann, daß in dem einzigen Zeugnis, welches man in Trier für ein älteres Datum der Ueberlieferung aufgetrieben hatte, einer Urkunde des Papstes Sylvester, deren Echtheit außerdem angefochten sei, sich der Rock nicht verzeichnet finde; weiter, daß man ums Jahr 1000 zwar den Rock in Trier vermutet, aber nicht gefunden, er sodann aber zwischen 1106 und 1124 in die Urkunde Sylvesters eingeschwärzt worden:

Der Schreiber der Gesten [Gesta Trevirorum, Geschichten von Trier], der ruhm- und machtlose Mönch von St. Matthias, ist der wahre Schöpfer der Tradition, von welcher sich vor unsern Augen Hunderttausende haben in Bewegung setzen lassen.

An der angeblichen „Entdeckung" des Rockes von 1196 — wir erinnern an die Marxsche Geschichte — ist kein wahres Wort, noch viel weniger ist damals die Reliquie irgend einer Prüfung unterzogen worden. Vielmehr, als im Jahre 1121 der Nikolausaltar geweiht wurde, ist damals schon das Gewand hineingekommen; damals also war es plötzlich vorhanden; über Nacht hatte Erzbischof Bruno, der um 1106 noch an den Rock in Safed geglaubt, seine Ueberzeugung geändert. Vielleicht ists durch ein Wunder geschehen. Diese Vermutung —

wird niemandem auffallen, der jemals den Wegen der Heiligenverehrung im Mittelalter nachgegangen ist: wer aber etwa nie davon gehört haben sollte, wie man gerade im 12. Jahrhundert Reliquien machte und Reliquien taufte, der lasse es sich von einem durchaus unverdächtigen Augenzeugen, dem frommen Abte Guibert von Nogent († 1124), erzählen, einem eifrigen Verehrer der Heiligen und ihrer Reliquien, den ein edler Unwille ergriffen hat, in einem eignen Buche seiner Zeit ihre Reliquienmälschungen vorzuhalten, und nehme sich wenigstens aus einem einzigen Beispiele ab, wie es damit zuging. Guibert sagt:

„Doch, was rede ich von dem (mehrfach vorhandenen) Kopf des Johannes, der ich von unzähligen Körpern von Heiligen täglich gleiche Dinge hören muß. Mein Vorgänger, der Bischof von Amiens, fand, als er einst einen Leichnam, den er für den des Märtyrers Firminus hielt, in einen neuen Kasten legen wollte, dabei keine Etikette und nicht mit einem einzigen Buchstaben angezeigt, wer dort begraben liege. Von dem Bischofe von Arras und sogar von dem Bischof von Amiens selbst habe ich gehört, was ich erzähle: ohne Bedenken legte er eine bleierne Tafel dabei, auf die er schrieb: Der Märtyrer Firminus, Bischof von Amiens. Kurze Zeit darauf geschieht dasselbe im Kloster des heiligen Dionysius: als der Martyr, um in einen bessern Kasten gelegt zu werden, erhoben und enthüllt wird, findet man in seiner Nase einen Streifen Pergament, auf welchem steht, daß dies der Körper des Martyrs Firminus von Amiens sei."

Auch weiter wird die geschichtliche Darlegung des Herrn Marx grausam zerpflückt und sonst mancherlei, man weiß nicht recht, ob mehr Ergötzliches oder Trauriges erzählt, wie daß man in einem Kloster zu Vendome eine Thräne Christi aufbewahrte, welche der gelehrte Benediktiner Mabillon beschrieben und abgebildet hat, zu Corbie ein Stück von Noahs Barte, im Franziskanerkloster Monte Alverno etwas von der Erde, aus der Adam gebildet wurde. Schon ziemlich eingangs hatte die Gildemeister-Sybelsche Schrift ausgesprochen, wenn man gewisse Stellen aus dem alten Schriftsteller Herodian vergliche, so werde deutlich, daß der Trierer Rock seiner Form nach am meisten einem — Baalspfaffenrock entspreche. Für uns ist hier nur noch von Belang, darauf zurückzuweisen, daß man im Jahre 1810 in dem Rocke plötzlich abbrechende Figuren und ihn also — genäht gefunden hatte:

Das Protokoll des (damaligen) Generalvikars Cordel sagt bestimmt: man entdeckte den Kopf von einem Tier darauf, und setzt naiv hinzu: Der erste Anblick entsprach der Erwartung nicht; man hätte gewünscht, weniger Zeugen desselben zu haben oder den heiligen Rock nicht in ihrer Gegenwart ausgebreitet zu haben, was deutlich heißt: bei dieser unvorbereiteten Vorzeigung kamen Zeichen der Unechtheit zu Tage, welche alle Anwesenden frappirten. H

Die religiöse Kunst auf der Münchner Jubiläumsausstellung

(Unter Mitberücksichtigung der diesjährigen Berliner Ausstellung)

Dasselbe Bild von unsrer Kunst, wie ich es in diesen Blättern auf Grund der Berliner Ausstellungen von 1886 und 87 zu zeichnen versucht habe, trat auch im Münchner Glaspalaste uns entgegen. Nur mehr noch vom Freilicht umgeben und herausgerückt aus dem Halbdunkel der Atelierbeleuchtung, mehr noch in den großen Strichen und grauen Farben, mit welchen die moderne Schule genau den Eindruck, den die Wirklichkeit auf unser Auge macht, wiederzugeben sich bemüht, mehr noch endlich gekleidet in die rauhen Gewänder des gewöhnlichen Lebens und fremder noch geworden in dem Reiche der Schönheit. Interessant war es, bei der trefflichen Auswahl von Werken der andern kunstschaffenden Nationen — nur Rußland war gar nicht, Frankreich kaum und England dürftig vertreten — diese Züge als internationale konstatiren zu können. Ebenso international aber wie das Streben nach möglichster Naturwahrheit bei absichtlicher Ignorirung des Momentes des Schönen, ist auch die Neigung und Abneigung in der Wahl der Gegenstände. Ueberall tritt das Geschichts- und das Gedankenbild völlig in den Hintergrund. Ueberall wird neben dem Bildnis die Landschaft und das Volksleben (Genre) mit Vorliebe und mit hervorragendem Verständnis und Talent gepflegt, wobei wiederum in allen Ländern das Fremde, Ausländische hinter dem Heimischen, Nationalen verschwindet.

Die Phantasie, die überall zu rasten scheint, weil die Geister von dem „Naturwahren" festgebannt sind, hat nur einmal in deutschen Landen einen kühnen Flug gewagt in dem Farbenhymnus Ferdinand Kellers, der die Träger der großen Zeit, die mit dem Drei-Kaiser-Jahre erst ganz der Vergangenheit anheimgefallen ist, in einer genialen Vision in glorienartiger Verklärung vor uns vorüberziehen läßt: durch das im Hintergrunde ragende Brandenburgerthor hält der Triumphzug, an dem allerlei Typen vergangener Zeiten und allerlei Gestalten aus dem Reiche der Phantasie teilnehmen, seinen Einzug in die Reichshauptstadt, in das Herz der Nation. Noch großartiger, noch trunkener dichtete sie in dem jungen Spanier Benlliure hinein in die nächtlichen Ruinen des Kolosseums eine Geistermesse am Allerseelentage, drunten auf dem Boden an lichtumstrahlten Altären gehalten von den frommen Seelen ungezählter Gläubigen der Erde, in den Lüften begleitet von dem Miserere eines Geisterchors, der in einem endlosen Zuge kerzentragender Gestalten von Märtyrern und Seligen aus den fernsten Himmelshöhen wie ein Silberstreif in die alten Mauern herniederschwebt, geführt von dem heiligen Almaquio, dessen Märtyrertod dereinst das Aufhören der Gladiatorenspiele zur Folge hatte. Das alles in einer mühelosen Ueberfülle von Gestalten, in wogendem Leben, in einen Duft gehaucht, daß man an die Wirklichkeit dieses Geister-

lebens glaubt und beinahe mit in ihre Kreise gezogen wird. Ermutigend für unsre Hoffnung auf ein Aufblühen der religiösen Malerei sind diese Boten; sie verkündigen, daß die Phantasie wieder ihre Schwingen regt. Denn mit bloßem Realismus werden nie die Gestalten, in welchen dem Glauben seine Erfahrungen und seine Ziele verkörpert sind, so darzustellen sein, daß er sie als die seinen anerkennt.

Das Interesse in unsrer Kunst für religiöses Wesen verraten wiederum eine auffallend große Zahl von religiösen Sittenbildern. So zeigt uns Kricheldorf eine Bauernfamilie, Otto Friedrich eine Festgesellschaft im Rittersaal beim Tischgebet (derselbe Gegenstand ist auch in der Berliner Ausstellung dieses Jahres von Jacoby dargestellt worden). Daneben sehen wir die treffliche Morgenandacht in der Dorfschule von Schlabitz wieder. Wiegandt malte die Mutter, wie sie das Kind beten lehrt; und denselben Gedanken, wobei er nur an die Stelle der Mutter den Engel des Gebetes treten ließ, bietet der Bildhauer Kaffsack in ansprechender Gruppe dar. Viermal nehmen wir in Gotteshäusern, bald von dörflicher Einfachheit, bald von schönster Architektur, an der Andacht der Gemeinde teil oder hören einzelne ihr „Vergieb uns unsre Schuld“ seufzen. Ist auch keine dieser Darstellungen religiöser Andacht hervorragend durch die klare Durcharbeitung und tiefe Erfassung oder gar durch wirkliche Individualisirung der religiösen Stimmung, so bezeugen sie doch einen Zug des Herzens nach dem weihevollen Frieden, den die Welt nicht geben kann. Es ist in allen diesen Bildern das Gebet, die gesammelte Erhebung über das Diesseits, was die Künstler anzieht. Demselben Zuge mag ein Teil der zahlreichen Nonnen und Mönche ihr Dasein in den Konzeptionen unsrer Künstler verdanken, wenn wir auch darin vor allem einen einfachen Tribut zu erkennen haben dürften, welchen die Münchner Kunst — nur sie vertritt diesen Zug — dem katholischen Lande darbringt, worin sie heimisch ist. Auch ist die Tracht der Nonnen, weil sie an sich dem Bilde Stimmung giebt, sehr dankbar und überhebt den Maler der Nötigung, nach andern, geistigeren Ausdrucksmitteln zu suchen. Immerhin aber spiegelt diese in München geradezu auffallende Erscheinung die Liebhaberei weiterer Kreise wieder, die fehlende Vertiefung und Ruhe des gegenwärtigen Lebens durch Hinneigung zu den Vertretern des mittelalterlichen Trugbildes von Frieden und Heiligkeit auszugleichen. Ein tieferes Interesse kann uns dabei, merkwürdig genug, kaum eines dieser Bilder abgewinnen. Die Religion ist zur Methode oder zum Gewande geworden, da sie Seele, persönliches Leben sein soll. Bedeutsame Bilder aus dem Leben sind es aber, wenn uns E. von Blaas in fesselnder Lebendigkeit die ins Kloster eingeschlossenen jungen Mädchen zeigt, wie am Sonntage zur Besuchsstunde ihre Aufmerksamkeit durch ein Marionettentheater abgelenkt wird, während durch das Gitter einzelne ihrer Mitgefangenen mit den sie besuchenden Eltern Worte wechseln, von denen keines dem lauschenden Ohre der Ordensschwester entgeht. Oder wenn O. Wolf uns ein blutjunges Waisenmädchen begleiten läßt, wie es als Novize ins Kloster gebracht wird, dessen kahle Wände Grabesluft aushauchen und dessen Insassen dem armen Kinde nichts weniger als den Heilandsgruß Friede sei mit Dir! in ihren Zügen entgegentragen. Oder wenn wir mit E. Rau in einer Bahnhofs-Restauration beobachten, wie zwei Nonnen ein junges, blühendes Bauernmädchen zum Eintritte ins Kloster zu überreden suchen, während an demselben Tische ein glückstrahlendes junges Paar zur Hochzeitreise gerüstet sitzt. Dann sehen wir Nonnen den Altar zum Feste schmücken oder in einer Suppenanstalt die Armensuppen oder an der Klosterpforte Bettelbrot austeilen oder sehnsüchtig hinausträumen aus der Zelle in die Natur oder eine gestorbene Schwester beklagen, nicht zu reden von trinkenden, geigenden, schlafenden Mönchen. Zu den religiösen Bildern kann man freilich dies alles nicht rechnen. Es ist Klostergenre.

Die religiösen Bilder im eigentlichen Sinne können wir teilen in Darstellungen religiöser Geschichte und in Erbauungsbilder. Die ersteren sind zahlreicher in der Ausstellung vertreten, als die Bilder aus der Weltgeschichte, von welch letzteren übrigens die Mehrzahl auch ihrerseits Ereignisse mit bestimmt religiösem Gehalte behandeln. Bemerkenswert ist, daß das Alte Testament unsern Künstlern ein verschlossenes Buch zu sein scheint. Denn daß Max Lieberg ein Konglomerat von erregten Köpfen und Armen, zu welchem von einer Stufenhöhe eine ebenso exaltirte Gestalt hinunter gestikulirt, betitelt hat mit: Jeremia predigt gegen Hohepriester und Volk, ist eher ein Beweis für, als gegen diese Behauptung. Nur ein Landschafter, Willroider, hat die Sintflut in einem großartigen Naturgedicht dargestellt: die trüben Wassermassen stürzen von allen Seiten herein in ein von unendlicher See umwogtes Hochplateau, dessen erhöhte Ränder die sichtbar steigende Flut eben erreicht hat, während in seiner Einsenkung die Menschen noch um einen Turm Feste feiern. Keine grausigen Szenen des Ertrinkens lenken den Blick von dem unheimlich-gewaltigen Eindrucke des Naturereignisses selbst ab. Man steht nicht Menschen und ihrer Not teilnehmend, man steht Gott und seiner Macht anbetend gegenüber. Aus dem Leben Jesu hat Seligmann Christus als Jüngling, vertieft in eine Buchrolle, auf- und abgehend in der Zimmermannswerkstatt, durch die halboffne Thüre beobachtet von Joseph und Maria, die ihn bei der Arbeit wähnen, mit realistischer Wahrheit dargestellt. Das Bild verrät liebende Versenkung und gewinnt uns volles Interesse für den Sechzehnjährigen im groben weißen wollenen Gewande ab. Nur ist leider Gestalt und Antlitz allzu hager, der Ausdruck des Gesichts, das gebeugt in tiefem Schatten liegt, nicht zu erkennen: der Jüngling wird wohl einst Mönch werden, denken wir; von dem weltoffnen, freudvollen Wesen des Stifters eines Himmelreichs auf Erden ist kein Zug zu verspüren. In Kirchbachs Tempelreinigung tritt die Gestalt Jesu viel zu sehr zurück gegenüber der imposanten Architektur und den den Vordergrund füllenden aufgeregten Gestalten der Wechsler und Verkäufer, als daß das Bild uns ein andres Interesse außer dem für die technische Bravour des Malers abgewinnen könnte. Thiersch und E. Zimmermann stellen — um bei dem inhaltlosen, völlig profanen und profanirenden Bilde Blocks, Jesus und die Samariterin, kein Wort zu verlieren — Jesus in seinen Krankenheilungen dar. Thiersch wählt die Heilung am Teiche Bethesda, Zimmermann eine frei erfundene Szene: einen todkranken Jüngling in elender Stube auf dürftigem Lager, umkniet von Mutter und Großmutter. Beiden Künstlern ist die Darstellung der liebenden Teilnahme Jesu, also des Menschlichen, gut, seiner überlegenen Kraft, des Göttlichen, nur ungenügend gelungen; vortrefflich dagegen, und darum die Aufmerksamkeit fast ganz auf sich ziehend, ist der hingebende, von Kummer und Hoffnung tiefbewegte Glaube der Leidenden wiedergegeben. Aus Jesu Leidenszeit finden wir vier große Kompositionen, jede in ihrer Art voll Ernst und Größe der Auffassung eine, leider durch das Bunte der Farben in ihrem Eindrucke beeinträchtigte, figurenreiche, tiefbewegte Kreuztragung von Fugel, bei der nur an dem zum Tode erschöpftet und doch von Liebe zu seinem Volke erfüllten Christus die geistige Erhabenheit über alles Erdenleiden nicht zum entsprechenden Ausdrucke gekommen ist; eine Kreuzabnahme von Krämer, in den edelsten Formen, bei der alle Beteiligten mit jeder Bewegung und jedem Gedanken völlig hingenommen sind von dem tieftraurigen Werke der Liebe, das sie um den teuren Leichnam vereint, wodurch die bewegte Gruppe einen ergreifenden Eindruck weltvergessender Sammlung und Andacht macht; endlich zwei Grablegungen, von welchen die eine, die Pigleims, vor allem durch den großartigen Ernst des umnachteten Felsenrisses, in welchem sich der kleine Zug zur Grabesöffnung hinbewegt, die andre, von Friedrich Keller, durch die von jedem Pathos freie schmerzbewegte Haltung der Figuren wirkt. Die Stärke all dieser Bilder ist die Darstellung der religiösen Empfindungen in den Menschen, ihre Schwäche die Erfassung des Göttlichen selbst in dessen Träger.

Dies tritt noch deutlicher hervor bei den Bildern, die ich unter dem Begriffe der Erbauungsbilder zusammenfassen möchte, weil ihr Interesse nicht in der Wiedergabe des religiösen Objekts, wie es sich in einem bestimmten geschichtlichen Momente darbietet, sondern in der von der religiösen Phantasie zu schaffenden Verkörperung des Glaubensobjekts zur Weckung

der Glaubensgedanken liegt. Diese Bilder können wieder von zweierlei Art sein; sie bieten Christus in irgend welcher Darstellung gleichsam der Andacht dar, oder sie suchen sein Eingreifen in das Leben des Glaubenden zum Ausdruck zu bringen.

Das letztere ist in kaum über das Konventionelle sich erhebenden Gruppen, die darum einen tieferen Eindruck nicht zu machen vermögen, von P. Händler und Plockhorst versucht. Dort führt Christus einen Jüngling seinen Weg, hier tröstet er einen Wanderer, der das Haupt an seine Brust geneigt vor ihm kniet. Dagegen ist es Anton Dietrich (dessen Bild, wie das von Händler in Berlin, nicht in München ausgestellt war) vortrefflich gelungen, um einen Christus mit dem herkömmlichen Typus von gewinnender Milde und Hoheit Mühselige und Beladene voll trefflich individualisirten, hoffenden oder bittenden oder still beseligten Vertrauens zu gruppiren. Das Bild wird in einer Kirche oder in einem Hause der Barmherzigkeit ein stiller, überaus wirksamer Prediger sein.

Endlich ist es ein interessanter und trefflich geglückter Versuch von Fendel gewesen, dem wir ebenfalls in Berlin begegnet sind, das Gleichnis vom verlornen Sohne in den Formen der germanischen Kulturwelt darzustellen: ein Patrizierhaus mit prunkvollem Treppenaufgange; oben stehen Festgäste, unten im Hintergrunde die Dienerschaft; alles gespannt und mit den verschiedensten Empfindungen der Szene auf der Treppe zugewandt. An deren unterster Stufe, von den Hunden beschnuppert, die das Verwandte in dem Fremdling erkennen, zusammengekauert eine in Lumpen gehüllte kräftige Männergestalt, das Haupt gebeugt. Auf halber Treppe am Stock langsam, mit zurückgehaltenen Empfindungen heruntereilend der alternde Vater in vornehmer Patrizierkleidung des Rokoko. Noch ein Augenblick, und er zieht den langvermißten Sohn an seine Brust; das kann man aus seinen Zügen lesen. Möge der talentvolle Künstler noch öfter so zum Herzen dringend in der Sprache unsrer Zeit die ewig wahren altheiligen Geschichten der Bibel zu uns reden lassen!

Den Andachtsbildern gehören die Darstellungen des Christkindes, im engern Sinn des Ecce homo und die Christusstatuen an. Eine Statue von Hans Arnold erinnert an Thorwaldsen, ohne das Vorbild in der Erfassung des zugleich Erhabenen und Herablassenden zu erreichen. Ein Ecce homo von Händler ist ausdrucksvoller als seine ebengenannte Gruppe, erhebt sich aber auch nicht zu einem überwältigenden Ausdrucke des durch Gottesfrieden und Menschenliebe verklärten Leidens, wie es dem Glauben allein genügen könnte, soll ihm das Bild des dorngekrönten Dulders mehr sein, als ein Anlaß mitleidiger Rührung. Dagegen hängt es mit dem schon im religiösen Genre beobachteten katholischen Zuge, der in München hervortrat, zusammen, daß nicht weniger als sieben Bilder das Jesuskind, bezw. die Madonna zum Gegenstande hatten, wozu wir noch als des achten einer heiligen Familie, die in Berlin ausgestellt war, von H. Prell erwähnen müssen. Die abstruse Phantasterei tritt uns in einer heiligen Nacht aus der Engelperspektive entgegen, indem uns Gutherz, allerdings ein in Paris lebender Amerikaner, in einen übervölkerten, in blauem Dunst verschwimmenden Engelhimmel versetzt, von dem ein Lichtstrahl hinabschießt in die ferne Erdenhütte, da Maria herbergt. Uhde hat auf einem Flügelaltar in mattgrauer Farbe, deren verschwimmende Töne und breitpinseliger, fast schmierender Auftrag teilweise die Umrisse mehr verhüllen, als andeuten, eine heilige Nacht gewagt, die wenig Freunde finden wird und doch bei längerer Betrachtung eigentümliche Reize bietet. Er versetzt uns im Mittelbilde in eine Tenne, in welcher im Vordergrunde auf einer Strohmatratze, nur von der an der rohen Bretterwand neben ihr an einem Nagel aufgehängten Stalllaterne mit tropfendem Talglichte und trüben Scheiben beleuchtet, eine in eine Nachtjacke von Zitz gekleidete, nichts weniger als hübsche Mutter sitzt, zugedeckt mit einem schweren blauen Mantel, wie ihn unsre Schäfer tragen, vor sich auf den Knieen ein von Linnen richtig umwickeltes neugeborenes Kindchen. Im Hintergrunde bricht durch ein Fenster Morgendämmerung, in welche, auf einer zum oberen Boden führenden Holztreppe sitzend, mit der Hand unterm Kinn den nachdenklichen, gerade noch im Halbprofil sichtbaren Kopf stützend, Joseph hineinschaut. Sonst ist nichts in der öden Kammer. Die Mutter ist mit ihrem Kinde allein; sie blickt voll seligen Mutterfriedens und doch wie in Anbetung versunken mit gefalteten Händen, auf das regunslose Wesen, von dem der Beschauer nur den Hinterkopf sieht. Auf dem rechten Flügel setzt sich das Dachgebälk fort; durch eine Luke steigen und flattern Engel herein, von denen viele sich schon auf Gebälk und Bretter in Reihen gesetzt haben und aus Notenblättern singen. Sie sehen, wenn man ihre Flügel vergißt, was sehr leicht passirt, weil sonst nichts an Engel erinnert, genau aus, wie Dorfkinder aus der Nachbarschaft in Nachthemdchen, einige darunter fast wie ein wenig skrophulös oder ungenügend genährt. Auf dem andern Flügel, vor welchem das Haus abschneidet, erkennt man mühsam durch eine enge unebene Dorfgasse im Morgengrauen mit Laternen fast unheimliche Gestalten von Dorfbewohnern sich zum Eingang herdrängen. Für sie will ich kein Wort einlegen; Maria wird in den Tod erschrecken, wenn sie hereinkommen. Aber unter jenen Nachbarskindern mit Flügeln im Nachthemde sind entzückende Gesichter, voll Innigkeit, Traumseligkeit, ernstem Singeeifer; und der Ausdruck der jungen Arbeiterin, in dem seliges schlichtes Mutterglück mit einem Zuge des Erdenwehs und mit heiliger Andachtsstimmung sich vereint, ist ergreifend. Man mag es beklagen, daß Uhde mit seiner Vorliebe für glanzlose tote Farbe und für das Häßliche, ja Blöde auf Irrwege geraten ist, deren er hoffentlich bald überdrüssig wird. Aber der Ernst, mit welchem er die Bilder unsers Glaubens uns menschlich nahe zu bringen, uns an den Gestalten unsrer Tage anschaulich zu machen, aus der Dämmerung verschwommener Gefühle oder dem Lichtglanz schwärmerischer Visionen in reale Wirklichkeit zu versetzen und damit uns wirklich lebendig zu machen versucht, ist ebenso anzuerkennen, wie das feine Verständnis für Seelenmalerei, das bei dem etwas ungefügen Material, das er liebt, um so glänzender sich bewährt. Trotzdem mag immerhin mit gewissem Rechte das Bild, so wie es ist, vielen als das schrecklichste von allen Uhdes erscheinen. Der Gedanke nur, dem es entsprungen ist, die Gestalten und Geschichten, in welchen die ewigen Wahrheiten unsers christlichen Glaubens verkörpert sind, in den uns verständlichen und geläufigen Formen der Gegenwart uns zu zeigen und damit zu einem Bestandteile unsrer gegenwärtigen Wirklichkeit zu machen, hat, wie eben dies Bild bei längerer Versenkung in dasselbe uns überzeugt, wenn er erst, reifer geworden, alle der Jugend eignen Uebertreibungen und Unarten abgestreift hat, sein Recht und seine Zukunft.

Recht zur Bestärkung darin können die andern Andachtsbilder beitragen, drei heilige Familien und drei Madonnen. Alexander Golz zeigt uns Maria mit dem Kinde, umkniet von Hirten, hinter ihr auf dem Stroh gelagert Joseph, behaglich sich der Szene freuend. Ueber ein ähnliches Behagen kann sich auch der Beschauer nicht erheben. Es sind die bekannten Gestalten in den bekannten Drapirungen, mit dem bekannten Ausdrucke, etwas anders gruppirt; aber eine Individualität, unentbehrlich für modernes Empfinden, grüßt uns nirgends. Es sind Figuren, nicht Menschen. Ganz dasselbe, nur in noch erhöhtem Maße, gilt von H. Prells und W. Dürrs heiliger Familie auf der Rast im Freien. Maria ist Typus, aber ohne die wundersam verklärte Stimmung der alten Italiener über den typischen Zügen, bei Prell etwas ins Somnambüle verzogen, bei Dürr möglichst in Schatten gerückt, wohl weil dies als der beste Ausdruck für das Unfaßbare erschien. Die Abweichung vom Herkömmlichen besteht in einer möglichst unbequemen und unschönen Stellung des Kindes, worin beide wetteifern. Dieses Kindes Bedeutung lassen nur die Zuthaten erkennen. Als sicherstes Mittel, ohne Hilfe des Katalogs klar zu machen, was die Mutter mit dem Kinde bedeutet, hat Prell einen geigenden, Dürr drei musizirende Engel in den Wiesenplan gestellt. Jener mit roten Haaren und liliendurchwebtem Gewande, uns den Rücken wendend und das halbe Profil herüberwerfend, affektirt in jeder Bewegung; diese verschwommene Backfische in Phantasiekostüm, die selbst nicht wissen, ob es ihnen ernst ist mit ihren Gefühlen. Auf diesem Wege liegt die religiöse Malerei der Zukunft gewiß nicht, wenn sie wieder im öffentlichen Inte-

resse Platz gewinnen soll und das religiöse Leben zu einem würdigen und zutreffenden Ausdrucke bringen will. Von den drei Madonnen ist diejenige von Fröschl (Pastell) eine in Wehmut getauchte, ihr Kind küssende Mutter und die von Pirchan eine schöne edle Repristination der klassischen italienischen Muster: die Madonna auf dem Throne, ein romanischer Steinbogen sie umrahmend, der vierjährige Knabe zu ihren Füßen stehend mit gewaltigen Augen, schönem Kopfe, gesammelt und doch kindlich. Die dritte aber ist die Madonna Gabriel Max's, d. h. die Mutter Gottes, wie sie ihm vorschwebt, wie nur er sie schauen und malen kann. Das Gesicht mit aschblondem, schlichtem Haar und braunen, milden, träumerischen Augen, umwoben von dem Duft eines um Schultern und Haupt leichtgeworfenen schleierartigen Tuches im mattesten Rosa, ist nicht schön, aber es fesselt; hinter den ernsten, wie durch Seelenkämpfe und -Schmerzen abgeklärten, das Bewußtsein der vollen Verantwortung tragenden Zügen bricht heimlich eine tiefinnere selige Freude durch, eine demütige Hoheit, die ihres Besitzes sicher doch dadurch nur um so selbstloser, anspruchsloser geworden. Weniger gelungen ist das Kind. Der Knabe ist eigentlich schon zu alt für ein Schoßkind; er hat auch etwas krankhaftes in seinen Zügen; es liegt keine Lebensfreude, keine Siegeszuversicht darin, sondern die wenn auch ergebene Frage, was er denn eigentlich in diesem Leben soll. Das ist nicht unser Christus; das ist der künftige weltflüchtige, fast krankhafte Schwärmer, den uns unsre modernen Künstler beinahe alle als Christus aufreden wollen. Die ganze Madonnenmalerei aber hat Gabriel Max in ihrer für unsre realistische Zeit schwierigen Lage, um nicht zu sagen Unmöglichkeit, darin gekennzeichnet, daß er den Mut dazu, den Boden dafür nur gewann, indem er diese Madonna als ein Altargemälde sich zurechtlegte. So hat er denn seine Madonna als ein von schwarzem Rahmen umschlossenes Gemälde gemalt: die Madonna auf einem Thronsessel, der Baldachin links und rechts einen Ausblick gewährend, hier in einen dunkeln Wald, dort auf ein friedliches Kirchlein, über dem der Mond aufgeht, damit sinnig die nähere und die ferne Zukunft andeutend. Vor diesem Gemälde stehen dann, auf seinem Bilde, zu beiden Seiten zwei brillant gemalte brennende Altarkerzen, während in der Mitte des Altars eine Menge Wachshände, -Püppchen, -Pferdchen, ein ganzer Jahrmarkt liegen als Weihgeschenke von Gläubigen. Der Grübler unter den Malern hat recht gesehen. Um heute eine Madonna zu malen, muß man erst in den Glauben daran einführen; auch dann aber kann man sie nicht mehr als Wirklichkeit, wie sie im Mittelalter gedacht und oft genug geschaut war, sondern nur als wunderwirkendes Bild darstellen. Denn als solches existirt sie heute bei denen, die sie in Gedanken tragen. Eine Selbstbeurteilung der katholischen Madonnenmalerei, wie wir sie uns nicht schlagender denken und nicht treffender wünschen können.

Und vorherrschend katholisch war die religiöse Malerei in München. Aber das Hervorragende athmete evangelischen Geist.

Werfen wir von da aus einen abschließenden Blick auf die übrigen Kunstländer, so dürfen wir sagen, daß weder die protestantischen Länder des Nordens, noch die katholischen des Südens zur Zeit, soweit die Ausstellung darüber ein Urteil ermöglicht, Werke religiöser Kunst aufzuweisen haben; nicht einmal das Genre verrät dort eine solche Bedeutung des religiösen Lebens im Volke, wie wir das in Deutschland gefunden haben. Dagegen in Deutschland, dem Lande der Reformation, flößt das religiöse Leben ebenso in protestantischer, wie in katholischer Fassung den Künstlern immer neues Interesse ein; ja es drängt ihnen geradezu das zur Zeit noch ungelöste Problem auf, mit welchen Darstellungsmitteln sie dem religiösen Empfinden und Denken unsrer Zeit am ehesten gerecht werden könnten.

v S

Bilder und Bücher für den Weihnachtstisch*)

(Kinderkalender) An dem so weit ausgebreiteten Baume der deutschen Jugendlitteratur hat sich seit einigen Jahren ein ganz neuer Zweig entwickelt: die Kinderkalender. Was sollen, was wollen sie? Hat das buchhändlerische Bedürfnis sie hervorgebracht? Damit wäre über die Sache der Stab gebrochen. Wollen sie einem erziehlichen Bedürfnisse dienen? Dann müßten sie allen Freunden unsrer Jugend von Herzen willkommen sein. Wollen sie den Unterricht unterstützen? Auch dann würde man sie mit Freuden begrüßen können. Sie würden ja dann Gehilfen sein der Schule und des Hauses. Oder sind sie nur da für die Unterhaltung, für müßige Stunden? Füllen sie diese aus in würdiger Weise, so daß Verstand und Herz dabei nicht leer ausgehen, so wäre auch dagegen gewiß nichts einzuwenden. Sei dem aber so oder so, man wird doch weiter fragen: Haben wir nicht von dem allen schon genug? Wozu noch mehr? — Wir möchten aber doch darum diesen neuen Zweig nicht wegschneiden. Die Kalender könnten zwischen den Jugendschriften und den Jugendzeitschriften immer noch einen Platz erhalten. Wollen die ersten allgemeinen Bildungszwecken dienen und für alle Zeit Wertvolles bieten, die Zeitschriften dagegen besonders Zeitfragen, so weit sie für die Jugend da sind, in ihr Bereich ziehen (vergleiche Seite 106 dieses Jahrgangs), so könnten die Kinderkalender zwischen beiden in der Mitte stehen und dort ein bescheidnes Plätzchen einnehmen. Jedenfalls sind sie da, seit Jahren da, in ziemlich großer Anzahl da und haben sich alle Jahre vermehrt. Sie sind also eine Erscheinung der Zeit, die verdient, beachtet zu werden. Und das wollen die folgenden Zeilen.

Es liegen uns 9 Kalender vor, 8 auf das Jahr 1889, einer auf 1888, die sich in 3 Gruppen einteilen lassen: 2 wollen der Kirche, 4 der Schule, 3 der Unterhaltung dienen.

Der Kinderkalender für das Jahr 1889, illustrirt von Josef Kiener (11. Jahrgang. Donauwörth, Auer), herausgegeben von Tante Emmy, ist katholisch. Tante Emmy schreibt: „Heuer erzählt der Kalender allerlei aus dem Kinderleben und hoffe ich [auch hier dieser so häufige Fehler gegen die Wortstellung], daß ihr das Büchlein freundlich anfnehmt, gern leset und diejenige ein wenig lieb habet, die es wiederum auf ihrem Krankenbett für euch verfaßt hat." Tante Emmy sagt für jede Woche des Jahres das Wetter voraus. Sie ist eine eifrige Anhängerin der Struwelpeter-Pädagogik, die den Teufel durch Beelzebub austreiben will. Naschkätzchen hat sich den Magen verdorben und wird so krank, daß sie „nie wieder so viel Zucker auf einmal gegessen hat." Die Geschichte spottet ihrer selbst und weiß nicht wie; denn sie sagt mit diesen Worten doch selbst, daß das Kind nicht geheilt, sondern gewitzigt worden ist. Ebenso, nur viel breiter ausgesponnen, ist das Märchen vom Zornnickel. Ja, es sind in dem Büchlein für 20 Pfennige noch zwei solche Geschichten. Sie können uns immer an den Vater, der seinem trunkküchtigen Sohne einen in der Gosse liegenden Trunkenbold zeigt, um ihn zu heilen. Der Sohn aber fragt flugs: Wo ist der gewesen? Da muß ein guter Wein sein. — Unter den Anekdoten wird erzählt, daß Karlchen betet: Mein Herzchen ist klein, kann niemand hinein, Halstuch lieb Jesulein. — Wie kann man solches Kindern erzählen! Es wird ihnen für alle Zeit dieses Gebet stören. Dieselbe Gedankenlosigkeit begegnet uns auch unter den Scherzfragen, deren erste lautet: Welcher Mensch hat alle Gebote Gottes gehalten? Deren sechste: Welches Pferd sieht hinten so gut wie vorne? Sonst ist im Buche öfter von Maria, aber von Gott nicht weiter die Rede.

Wie ganz anders ist der Kinderkalender für die evangelischen Sonntagsschulen und Kindergottesdienste in Deutschland! Dargeboten ist er von Diakonus F. Westphal und Pastor W. Reinhard. Zweiter Jahrgang. Cöthen, Vereinshaus. Er führt auf: sämtliche deutsche Fürsten, für jeden Sonntag Evangelium und Epistel, für jeden Tag einen Bibelspruch. Das Büchlein kostet 15 Pfge. und bietet für diesen Preis unglaublich viel und nur Gutes. Die Bilder, eins bunt (der gute Hirt), besonders die des Kaisers Friedrich, des Kaisers und der Kaiserin Wilhelm sind vorzüglich. Martha Eitner (Erich Norden), als treffliche Erzählerin bekannt, hat eine ganz wundervolle Weihnachts-Geschichte beigetragen: Gottes Wege. Gute Sinnsprüche und Rätsel fehlen nicht. Den Schluß macht eine sehr kurze Erzählung: Die Heidenmission und die Kinder, von Plath. Wir empfehlen dies vorzügliche Büchlein besonders als Weihnachtsgabe.

Wir kommen zu den vier Schulkalendern. Darunter der 13. Jahrgang des Deutschen Mädchen-Jahrbuches, herausgegeben von Dr. Max Vogler. Mit einem Titelbilde und zahlreichen Tabellen. Gera, Hofmann. 60 Pfge. Das Titelbild ist das recht undeutliche Bild der Frida Schanz, deren Leben der Herausgeber erzählt. Zu jedem Tage im Jahre werden geschichtliche Thatsachen angeführt. Die Tabellen sind geschichtliche, geographische, über Regenten, Münzen, Maße, Gewichte u. s. w. Dann folgt eine Abhandlung über die Frauen im alten Athen, „nach" Georg Ebers, von Ebers jedenfalls nicht für Schulmädchen bestimmt. Die Abhandlung hat den Zweck, für die „mit Unrecht viel verkannten und verlästerten Hetären" das richtige Verständnis zu schaffen! Es ist darin zu lesen: „Die Hetären gehörten einer Frauenklasse an, deren Sein und Wesen unsere sittliche Empfindung verdammen muß. Diese Frauenklasse bestand aus einer Anzahl von freien, aus dem Verbande der Familie heraus getretenen und doch nicht ganz verlorenen weiblichen Wesen; denn niemand ist verloren, der nicht abläßt, nach geistigen Gütern zu streben." Man wird zugeben, daß diese Abhandlung nach Form, Inhalt, Zweck und sittlicher Voraussetzung für Mädchen nicht nur gänzlich ungeeignet, sondern geradezu verderblich ist. Heißt es doch z. B. weiter: „Die eheliche Frau war im Kampfe gegen die heitere... Freundin des Mannes unterlegen und von ihr ward denn auch in der That nichts verlangt, als daß sie dem Geschlechte Kinder schenke...." Man traut seinen Augen nicht, wenn man das Buch zumacht und liest außen auf dem Titel: „Deutsches Mädchen-Jahrbuch."

*) Fortsetzung folgt.

Weit eher geeignet für junge Mädchen ist der Schülerinnen-Kalender für höhere Töchterschulen, herausgegeben von Adelheid Wildermuth. Lahr, Schauenburg. 60 Pfge. Auch dies Buch hat die Größe eines kleinen Taschenbuches. Es behandelt auf den ersten siebzehn Seiten die Geschichte der Jungfrau von Orleans. Sie ist im Ganzen angemessen erzählt. Vielleicht ist der Verfasserin die beste Darstellung dieses Gegenstandes von Dr. Hermann Semmig in Leipzig (Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Peterson, 1887), die auch auf die z. B. in den Neuen Propheten von Karl Hase und in Schillers Dichtung vorhandenen Irrtümer eingeht, nicht bekannt geworden. Einige logische Sonderbarkeiten fehlen nicht: „Tief empfundene Frömmigkeit, selbst vergessene Hingebung .... das sind Frauentugenden." „Die Dame suchte sie zum Ablegen der Männertracht zu bewegen, einem der schwersten gegen sie erhobenen Vorwürfe." Der Kalender ist sonst gut eingerichtet; geschichtliche Gedenktage, eine Menge Tabellen, auch eine solche berühmter Musiker und ihrer Werke, fehlen nicht, so daß er als brauchbar wohl empfohlen werden kann.

Derselbe Herausgeber, Oberlehrer Dr. Koch, der den 13. Jahrgang des Deutschen Schülerfreundes besorgt hat, eines Notizkalenders für Gymnasiasten und Realschüler, hat nun auch für 1889 zum ersten Male das Jahrbuch für Schülerinnen veröffentlicht, beide bei Sigismund und Volkening in Leipzig, je 1 Mark. Der Schülerfreund bringt einen hübschen Stahlstich Uhlands, dessen Leben erzählt wird. Einige Preisrätsel werden gegeben und den Lösern wird ein Schülerfreund fürs nächste Jahr versprochen. Die Namen derjenigen, die voriges Jahr glücklich gelöst haben, sind dieses Jahr im Schülerfreund gedruckt zu lesen. Zugleich erfahren wir aber auch, daß die eingesandten Lösungen sehr oft wörtlich übereinstimmten, und zwar auch die falschen. Das ist doch sehr beklagenswert. Sollte man nicht von dergleichen Belohnungen lieber absehen? Zu den einzelnen Tagen werden eine Menge geschichtlicher Thatsachen, namentlich Geburts- und Sterbetage angeführt, sehr oft sogar kleine Bilder der genannten Personen zugegeben, die gar nicht übel sind. Außer praktischen Winken z. B. zur Pflege der Nägel erhalten wir sogar eine Grammatik des Volapük!

Der zweite Kalender, das eben genannte Jahrbuch, bringt eine Lebensbeschreibung der Marie Nathusius von Dr. H. Sartorius. Vier Blätter enthalten recht hübsche und deutliche Stickmuster. Die kleine Abhandlung über die Frage: Was muß die Hausfrau vom Ei wissen? beantwortet dieselbe vom Standpunkte des Chemikers aus, desgleichen die über Reinigung der Kleidungsstücke. Sehr gründlich wird das Zuschneiden und Zusammensetzen eines Frauenhemdes gelehrt. Auch über hartes und weiches Wasser, über die Pflege der Haare, über weibliche Eigennamen weiß das Büchlein viel Brauchbares zu sagen. Sogar eine Blumensprache fehlt nicht.

Nun liegen uns noch drei Unterhaltungs-Kalender vor. Zuerst Auerbachs deutscher Kinder-Kalender, eine Festgabe für Knaben und Mädchen jeden Alters, herausgegeben von Dr. Aug. Berth. Auerbach. 7. Jahrgang. Leipzig, Fernau. Gr. 8°. 1 Mark. Ein ganz köstliches Buch mit allerliebsten, oft schelmischen Geschichten und Bildern. Die Anleitung, Bilderrätsel zu lösen, ist gut und wird vielen kleinen Leuten willkommen sein, nicht minder die zu Zauberstückchen, Spritzarbeiten und zum Einkleben von Pflanzen. Eine Geschichte: Die verschluckte Musikdose, ist in Wort und Bild etwas derb. Sehr schön ist in beiderlei Beziehung das Gedicht: Vom Fels zum Meer, eines Stromes Wanderung, von M. Reymond. Auch dieser Kalender bringt zuletzt zwar nicht Preislösungen und die Namen der Löser, aber, was fast noch schlimmer ist, „die lieben Beiträge", welche Kinder eingesendet haben. Dieses Rechnen mit der Eitelkeit der Kinder, dieses Herausziehen derselben aus den vier Wänden des Hauses in die Oeffentlichkeit, auf den Büchermarkt, mag buchhändlerisch richtig sein, vom Standpunkte der Erziehung aus ist es jedenfalls zu verurteilen. Diese unnütze Zugabe kann man aber ohne Schädigung des Buches herausnehmen.

Der zweite Unterhaltungs-Kalender heißt: Buntes Jahr und ist herausgegeben von D. Dunker. Dritter Jahrgang. Berlin, Hofmann. Gr. 8°. 1 Mark. Es ist ein gut ausgestattetes, in Wort und Bild fein gehaltenes Buch. Was es erzählt (Vom guten Kaiser Wilhelm, Vom Kaiser Friedrich, Unschuldig verurteilt, Glück im Unglück, Unter Knaben, Aus Haydns Kindertagen, Der Klassenletzte) das sind alles ganz köstliche Gaben. Die Anweisungen für jeden Monat, wie man einen hübschen und nützlichen Garten anlegt, sind sehr zweckmäßig. Es fehlt nicht an Rätseln aller Art, leider auch nicht an Preisrätseln; leider werden auch hier eine ganze Menge „lieber Briefe" abgedruckt, mit voller Nennung der Namen, die Namen der Gewinner und Errater desgleichen. Doch kann man auch diese Zugabe leicht wegthun.

Noch liegt uns vor Lothar Meggendorfers Lustiger Kinderkalender. Erster Jahrgang. 1888. Eßlingen, Schreiber; 1 Mark 50 Pfennige. Ein Büchlein, das für die Kleinen bestimmt ist, mehrere breite, im Ausdruck oft recht derbe Schnurren erzählt und meist Vertrautheit mit süddeutscher Mundart voraussetzt.

Fassen wir unser Urteil zusammen, so wäre zu sagen: einige dieser Büchlein müssen wir bestimmt ablehnen, die meisten aber — weniges ausgeschieden — können als gesunder Zweig der Jugendlitteratur mit Freuden begrüßt werden. F D

(Drei Kindergeschichten), sämtlich in loser Beziehung auf Weihnachten, hat Eugen Baumann, Pfarrer der Dankeskirche in Berlin herausgegeben: Der Frieden von Stolberg, 20 S., 40 Pf.; Thomas Münzers Kriegszug gegen Stolberg, 20 S., 40 Pf.; Die Schifferkinder von Krippen (in der sächsischen Schweiz), 18 S., 30 Pf. Berlin, Paul Hennig. In Partien billiger. Es sind Geschichten von Kindern, zunächst für Kinder von 12 bis 14 Jahren etwa, dann überhaupt fürs Volk und für Volksbibliotheken. Sie sind frisch und spannend geschrieben, auch die historische und örtliche Farbe wohl getroffen. R

(Neue „Erzählungen für Jung und Alt" von A. Vollmar) Es klopft. 10 Pf.; Am heiligen Abend. 15 Pf.; Ohne Hände. 20 Pf.; Drei Kaiser. 20 Pf.; Endlich. 25 Pf.; Berlin, Wiegandt und Grieben.

In demselben Geiste, wie er in Nr. 25 des letzten Jahrgangs charakterisiert wurde, sind auch die neuen reich mit Holzschnitten ausgestatteten Erzählungen gehalten, welche die beliebte Erzählerin ihren jungen und alten Freunden auf den Weihnachtstisch legt. Besonders gelungen scheinen mir die drei letztgenannten zu sein. Ohne Hände und Endlich bieten in knappem Rahmen ganze Lebensgeschichten in gegenseitiger Verkettung unter den verschiedenartigsten, teils von Gott verhängten, teils von Menschen verschuldeten erschwerenden Umständen, während es in den 24 Seiten von Drei Kaiser der Verfasserin gelungen ist, die „drei Kaiser dieses Jahres" in klar gezeichneten, wohlgetroffenen Charakterbildern, die sich vor unsern Augen aus den trefflich zusammengefaßten Lebensgeschicken der drei gekrönten Häupter herausgestalten, der Liebe und Verehrung lebendig nahezubringen. Kaiser Wilhelm hat der Verfasserin für dieses Heft in einem Kabinetsschreiben seine Anerkennung ausdrücken lassen. v S

(Bilder zum Verteilen; Gevatterkarten) Die Agentur des Rauhen Hauses versendet gegenwärtig wieder eine Reihe ihrer bekannten „Bilder zum Verteilen". Teils von Künstlern wie Ludwig Richter, Oskar Pletsch, Otto Speckter und andern gezeichnet, teils den Werken der großen mittelalterlichen Meister nachgebildet, stellen diese in Holzschnitt ausgeführten Bilder Episoden entweder aus der biblischen Geschichte oder aus dem Kinderleben dar. Passende Bibelsprüche, fromme, sinnige Volkslieder oder harmlose, das Kindesgemüt anfassende schlichte Verschen ernsten und heitern Inhalts geben die erklärende Unterschrift dazu. Trotz ihrer großen Einfachheit befriedigen diese Bilder den guten Geschmack und sind auch vom künstlerischen Gesichtspunkte aus zu empfehlen, jedenfalls vielen der bisher üblichen, meist mit der größten Oberflächlichkeit fabrizirten Kinderbilderbücher vorzuziehen. Auf dem der kindlichen Entwicklungsstufe angemessensten Wege der bildlichen Darstellung wird dadurch den Kindern mühelos das Verständnis der biblischen Geschichte beigebracht. Man hat diese Bilder bisher mit Vorliebe und Erfolg besonders in den Kindergottesdiensten verteilt. Auch für Weihnachtsbescheerungen armer Kinder sind diese Bilder als Beigabe zu den „nützlichen" Geschenken warm zu empfehlen. Dabei sind die Preise für dieselben erstaunlich niedrig. So kosten „Hundert Bilder mit Versen zum Verteilen unter Jung und Alt" eine Mark, „Zweiunddreißig Bilder", nach Rafael, Overbeck, Tizian, Dürer u. s. w., das Leben und Leiden des Herrn darstellend, dreißig Pfennige, ferner die mit Bild, Spruch und Liedervers ausgestatteten „Hundert Sprüche und Verse" eine Mark, endlich die aus allerlei buntem Kartonpapier hergestellten, mit je drei Darstellungen aus Christi Leben und Bibelsprüchen geschickt versehenen Lesezeichen vierzig Pfennige.

Im Anschluß hieran möchte ich noch auf die in demselben Verlage erschienenen Gevatterkarten aufmerksam machen. Es sind dies Einladungen zur Uebernahme einer Pathenstelle, durch ihre kirchliche Form, künstlerische Gestaltung und praktische Verwendbarkeit bereits vielfach bewährt und wohl geeignet, das in den weitesten Kreisen verloren gegangene Bewußtsein von der Wichtigkeit der Pathenpflicht ins Gedächtnis zurückzurufen. Auch hier ist der Preis ein äußerst geringer: sechs Stück kosten zwanzig Pfennige; in größern Posten bezogen, wird derselbe noch niedriger, worauf Buchbinder u. s. w. eigens aufmerksam zu machen sein würden. P G

(Prinzeß Wilhelm von Preußen) geb. Prinzeß Marianne von Hessen-Homburg. Ein Lebensbild aus den Tagebüchern und Briefen von Wilhelm Baur. 2. Aufl. Hamburg, Rauhes Haus; elegant geb. Mark 6,50; ungeb. 5 Mark.

„Die Prinzeß Wilhelm verbindet mit Schönheit und Würde einen kräftigen, gebildeten, besonnenen Geist und ein edles, großes, tiefes Gemüt. Ihre Gestalt ist der Abdruck ihrer Seele: Reinheit, Ebenmaß, Würde. Sie ist geboren zu einem Thron; aber sie wird auch jede Lage des Lebens verschönern und veredeln, und wäre sie die niedrigste . . . Sie ist unerbittlich gegen das Flache und Gemeine, und wäre es auch mit dem Glanze des Thrones umgeben . . . . Sie hat einen unwiderstehlichen Hang zur Einsamkeit, zu einem inneren, in sich gesammelten Leben, das ihre äußeren Verhältnisse, mehr als gut ist, befördern." Das sind einige Sätze aus der Schilderung, welche der Freiherr von Stein von der Prinzessin entworfen hat. Sie lassen die hohe Bedeutung dieser Fürstin ahnen, deren reines, schönes Bild uns Baurs wohlgeübte Hand zeichnet. Er fügt noch einen Zug hinzu: die lautre Frömmigkeit. Ja, sie ist ganz Glaube, ganz Liebe, ganz Hingebung. Eine dankbarere Tochter, eine treuere Gattin und Mutter, eine glühendere Patriotin, eine stillere Christin ist nicht zu denken. Würdig steht sie in Sturm und Drang, in Glauben und Dulden neben der Königin Luise, ihr geistiges Ebenbild. Als ihr hochherziger Gemahl 1808 willens war, sich Napoleon als Geisel anzubieten, um für das vernichtete Vaterland die Lasten erträglicher zu machen, war sein heldenhaftes Weib bereit, auch da an seiner Seite zu stehen. „Daß ich solches niederschreiben kann, ohne Zittern, ohne Hinsinken, sieh, das lehrt Liebe — die starke Liebe nur! — Wenn ich bei dir sein kann, gleichviel im Kerker oder in Palästen, wenn nur mit Ehre, dort ereile ich dich bald — wenn es dann einst beendet ist, kehren wir beglückt zurück ins Vaterland. — Wenn es aber möglich

wäre, daß ihm [Napoleon] das Zögern zu lange dauerte mit den Bezahlungen, und er anders mit dir enden wollte, — o da giebt es ja wohl Wege genug zu seinem Herzen, oder nicht Herz, daß er mich mit dir gehen ließ! — Wir stehen allein jetzt — wir dürfen es — Amalie ist ja auch schon tot. — O dann sind wir ja auf ewig selig." Dies eine Wort, macht es sie nicht würdig, der großen Königin an die Seite gestellt zu werden? Was bedarf es weiter Zeugnis? Unsern lieben Leserinnen wünschen wir dies Buch. Es wird ihnen für Geist und Herz von Segen sein. — Gab es denn kein Bild der edlen Frau, das dem Buche beigegeben werden konnte? P D

(Sang und Klang) Ein ganz reizendes Geschenkbuch ist die Blumenlese von Liedern und Gedichten, welche die Grunowsche Verlagshandlung in Leipzig soeben herausgiebt unter dem Titel: Sang und Klang. Ein Hausschatz deutscher Lyrik. 604 Seiten. In Satin gebunden 7, in Seide und Lederband 12 Mark. Die Ausstattung ist so vorzüglich wie die Auswahl. Inhalt: Der Wechsel der Tage; Der Liebe Lust und Leid; Flut und Ebbe des Lebens; Allerlei Humor; Bilder und Gestalten; Beschauliches und Erbauliches. R

(In Feld und Wald) Unter diesem Titel legt eine Schweizerin, die Gräfin Gasparin zehn Erzählungen in deutscher Uebersetzung von Elisabeth Klee (Leipzig 1888; Bhdlg. des Vereinshauses; 3, geb. 4 Mk.; 259 S.) auf den diesjährigen Weihnachtstisch. An den Fuß des Juragebirges führen uns diese Erzählungen; mit lebendigen Farben zeichnet die Verfasserin die Größe und Schönheit der sie umgebenden Natur. Aber mehr als die herrlichen Naturschilderungen fesseln uns die Helden der Erzählungen. Die Verfasserin mit dem aristokratischen Namen hat es verstanden, in die Hütten zu gehen und in einfache Verhältnisse zu schauen. Und da hat sie schlichte, aber sehr verschieden geartete Gestalten gefunden, die im demütigen, hoffnungsfreudigen Glauben den Himmel gleichsam dicht neben sich haben, obwohl eine böse arge Welt um sie her ist. Mag „ein Holzschläger" bei seiner gefährlichen Arbeit einen jähen Tod finden und die Witwe den Schmerz christlich empfinden und christlich überwinden, oder mag die Lebensgeschichte einer Spieluhr „Serinette" ein Stück Geschichte des menschlichen, Gott suchenden Herzens uns vor Augen stellen, oder mag in „Majorana" das fromme Wesen eines „meistbietend verkauften" Kindes einen schönen Lohn schon auf Erden erhalten: man merkt durch alle Erzählungen den Grundton gehen, welchen die Verfasserin am Schlusse der zuletzt genannten Geschichte in dem schönen Worte zum Ausdruck bringt: „Oft frage ich mich, ob unsre — vielleicht sehr erleuchtete — aber doch zum Zergliedern allzugeschickte, im Untersuchen allzugeübte, oft ein wenig trübselige, mattherzige Frömmigkeit dieser der beiden [eben geschilderten] Alten an Wert gleichkommt, die sich kindlich jeder Freude hingiebt, jede Heimsuchung hinnimmt, sich nimmer grämt um das „gestern," das dahinten liegt, und das „morgen" Gott anheimstellt, dem himmlischen Vater und Versorger in Ewigkeit." Wir wünschen dem Buche recht viele Leser und Leserinnen. P B

(Neue Christoterpe) Ein Jahrbuch, herausgegeben von Rudolf Kögel, Wilhelm Baur und Emil Frommel, 1889, Bremen und Leipzig, C. Ed. Müller, 4 M., gebunden 5 M.

Die jüngste Christoterpe braucht sich vor ihren älteren neun Schwestern nicht zu verstecken. Indem wir auf die empfehlende Anzeige im ersten Jahrgange dieses Blattes (No. 18, S. 173) verweisen, beschränken wir uns, den Inhalt des neuesten Jahrbuches wiederzugeben und den Wunsch auszusprechen, daß dasselbe hin und her in den deutschen Christenhäusern eine freundliche Aufnahme finden möchte. Außer zehn prächtigen Gedichten von Karl Gerok, Charles Kingsley (übertragen von Pauline Spangenberg), Renata Beutner, R. Lehmann-Filhés, Wilhelm Arnold, Max Frommel, Marie Blech und der am 3. Januar 1888 heimgegangenen Agnes Gräfin Egloffstein) enthält das Buch folgende Abhandlungen und Biographien: Die Bedeutung der dreißigjährigen Stille Jesu von Leopold Witte; Johann Christoph Blumhardt von K. A. von Hase; Blinde Sänger von Willy Faber; Der Anteil des Mittelalters an der Ausbreitung des Christentums von F. M. Zahn; Gedanken über den Umgang von Max Frommel; Antoine Court, der Wiederhersteller der evangelischen Kirche in Frankreich von Theodor Schott; Mit meiner Mutter auf Reisen von O. Funcke; Franz Härter, Pfarrer zu Straßburg von Max Reichard; Allerlei Rauh, Erinnerungen aus dem Amte von Emil Frommel; Aus schweren Tagen unsres Volkes von Georg Nietschel; Aus dem Dreikaiserjahr von Wilhelm Baur und In piam memoriam Kaiser Wilhelm I. von Rudolf Kögel. Zu dem letztgenannten Beitrage von Kögel, welcher „zur frommen Erinnerung an Kaiser Wilhelm I." einzelne Aussprüche und Züge aus dessen Leben zu einem Ganzen verbindet, kann ich den besonderen Wunsch nicht unterdrücken, daß unsre Volksblätter und Kalender diesen Artikel recht fleißig ausschreiben und dem Volke zugänglich machen möchten. P B

(Thikötter, Halleluja) Halleluja. Lateinische und deutsche Hymnen von Julius Thikötter. Bremen. Heinsius 1888. 1,80 Mark.

Lateinische Hymnen! Mancher Leser wird denken, daß er mit Simrock in seinem Lauda Sion ins Mittelalter herabsteigen oder wenigstens auf die Tage des Erasmus und Melanchthon zurückgehen müsse, um ihre Verfasser zu entdecken. Aber nein! Hier sind neue lateinische Hymnen, wie frische Blüten an einem fast schon abgestorbenen Baum, und zwar solche, die nicht als mühsame, künstliche Nachbildungen einer alten Dichtungsart in der Studirstube das Licht der Welt erblickt haben. Man merkt es ihnen an, daß sie aus innerer Nötigung, aus frischer, freier Sangeslust hervorgequollen sind und sich nicht aus Nachahmungstrieb und Altertümelei, sondern unwillkürlich das Kleid der alten Sprache angelegt haben. So können wir diese neuen Hymnen als goldene Aepfel in silbernen Schalen allen Liebhabern warm empfehlen. Wer freilich kein Latein versteht, muß sich an die gegenüberstehenden Uebersetzungen halten, die wir lieber Um- und Neubildungen in deutscher Sprache nennen möchten, weil sie nur wenig verraten, daß sie keine Originale sind.

Das Beste und Eigentümlichste dieser Dichtungen liegt darin, daß hier ein neuer Wein in alte Gefäße gefüllt, daß echt evangelischer Inhalt in jene Formen gekleidet wird, die wir fast nur als Träger einer mittelalterlichen Auffassung des christlichen Glaubens kennen.

Ein Beispiel möge dies erläutern. Wer kennt nicht die mittelalterlichen Passions- und Karfreitagslieder mit ihrer krassen Ausmalung der körperlichen Qualen und Wunden Christi, mit ihrem tiefem Klageton, daß solche Greuel an dem Heiligen verübt werden konnten, und mit ihrer Erregung des Mitleids und der Thränen bis zu dem weinerlichen Stabat mater! Auch die Passionslieder unserer evangelischen Gesangbücher sind davon nicht frei, und Bernhard von Clairvaux hat auch unseren Paul Gerhardt so singen gelehrt, wie klassisch übrigens sein „O Haupt voll Blut und Wunden" dastehen möge. Ich kenne nur einen alten Hymnendichter, der einen völlig andern Ton anschlägt, den Ton der Freude und des Triumphes, daß nun durch das Kreuz des Herrn das Erlösungswerk vollbracht ist. Es ist Venantius Fortunatus in seinen köstlichen Hymnen Pange, lingua, gloriosi — proelium certaminis (Kündet, Lippen, all den hehren — Kampf, der uns den Sieg errang —) und Vexilla regis prodeunt — fulget crucis mysterium (Des Königs Fahnen gehn hervor, — das Kreuzgeheimnis leuchtet auf —). Eben in diesem Tone, nur in noch geläuterter Sprache und Auffassung hat Thikötter seine Karfreitagshymne gedichtet: Salve dies caritatis consummatae Domini (Sei gegrüßt uns, Tag der Gnaden, — da der Herr sein Werk vollbracht.) Wir meinen, dies ist der echt evangelische Karfreitagston. Als der große Siegestag des Herrn wird der Karfreitag gepriesen, welcher unserer Versöhnung mit Gott das hehre Bundessiegel aufdrückte, welcher uns nach abgethaner Schuld als Kinder in das Reich Gottes eingehen ließ und das Kreuz als das Panier der ewigen Rettung aufgerichtet hat. So klingt diese Hymne in die Schlußstrophe aus:

Dies crucis, dies lucis,
Salve in ecclesia,
Christi, gloriosi ducis,
Sponsae fers stipendia.
Fac ut carne cruciata,
Fruge fidei collata,
Dignam ego gloriam
In excelsis offeram.

(Tag des Kreuzes, Tag des Lichtes,
Da uns Christi Gnade taut,
Dich grüßt frohen Angesichtes
Die Gemeinde, seine Braut.
Laß mich, wenn ich überwunden
Und des Glaubens Frucht gefunden,
Dir das Loblied bringen dar
Jubelnd in der Seligen Schar.)

Es sind zwölf Hymnen, die uns hier dargeboten werden, nach den christlichen Fest- und Sakramentsliedern noch eine Hymne zur Ehre Gottes, ein Preis des Gottvertrauens und Christi. Dann folgt noch eine Hymne auf unseren alten Kaiser Wilhelm, der während des Drucks der Lieder von dieser Erde abgerufen wurde, und das Floret rex in senectute — sicut cedrus Libani blickt uns nun so wehmütig an. Den Schluß macht ein Herbstlied, das ebenso wie das Weihnachtslied in zweifacher Uebertragung erscheint — Beweise von der Leichtigkeit, womit der Dichter auch bei alten Formen des Reims und des Rythmus die Sprache handhabt. Derselbe ist der Verfasser der früher in diesem Blatte besprochenen epischen Dichtung „Heriman" und hat zum Beweise seiner Vielseitigkeit gleichzeitig mit seinen Hymnen eine Sammlung schöner Rheinlieder herausgegeben. Der gute Druck und die elegante Ausstattung der Hymnen machen dem Verleger Ehre. H B

(Farbenstudien und Blumenstücke) hat Franz Delitzsch unter dem Titel Iris herausgegeben (Leipzig, Dörffling u. Franke 1888. 4 Mk.; gebunden 5,50 Mk.). „Iris das prismatische Farbenbild des Regenbogens, Iris die farbenprächtige Schwertlilie, Iris der wundersame Bestandteil des Auges, der ihm seine Farbe giebt, Iris auch die Himmelsbotin, welche von Freude, Jugend, Schönheit und Liebe strahlt" — die Fülle von Vorstellungen, die sich mit dem Namen Iris verbinden, deutet auf den mannigfaltigen und bunten Inhalt hin, den dieses Buch in sich vereinigt. Es sind Vorträge, die der verehrte und angesehene Gelehrte als ein liebevoller Betrachter des Lebens in Natur und Geschichte bei verschiedenen Anlässen in den Jahren 1859 und 1877 bis 1886 gehalten hat. Fünf von ihnen handeln von den Farben, von ihrer symbolischen Bedeutung und ihrer Verwendung in der Geschichte; drei lehnen sich an Blumen; die letzten vier reden vom Wein, vom Tanz, von Liebe und Schönheit, von ewigem Leben und ewiger Jugend. Manche Stücke lesen sich wie ein munteres Geplauder, ausgestattet mit einer Fülle von Wissen und erquickend durch den Reichtum an edlen Gedanken. Andere gleichen der ernsten Betrachtung eines Mannes, der durch den unverständlichen Schein des Lebens frisch hindurchgreift und den Wert, die Bedeutung, den Sinn der Dinge, der Ereignisse, der Menschen aus Vergangenheit und Gegenwart, die uns lieb geworden sind, herauszuschälen versteht. Die Blüten seines Gedankens- und Gefühlslebens hat der Verfasser hier zu einem duftenden, bunten, aber doch wohlgeordneten Strauße vereinigt. Das Band, das sie alle ver-

bindet und auch um jede einzelne geschlungen ist, ist die Liebe des Verfassers zu der Bibel, zu dem Christentum und seiner Geschichte. Es zeigt uns zugleich, daß sein des Schönen viel umfassendes Gedanken- und Gefühlsleben stets mit dem Mittelpunkte seines Wirkens, seinem Berufe als Bibelforscher, in engster Beziehung geblieben ist. Die Vorträge sind sämtlich schon früher gedruckt worden, zum Teil in kürzerer Form. Ihre Vereinigung in diesem Buche ist aber mit Freude zu begrüßen; ich zweifle nicht, daß sie, vereinigt, sich und dem Verfasser zu den alten viele neue dankbare Freunde erwerben werden. G

(Kennst du das Land?) Diese Frage stellt und beantwortet nicht in Bezug auf Italien, sondern in Bezug auf das Heilige Land der deutsche evangelische Pastor in Bethlehem, Ludwig Schneller (Kennst du das Land? Bilder aus dem gelobten Lande zur Erklärung der heiligen Schrift. In Kommission bei der Buchhandlung des Ev. Vereinshauses in Leipzig. 5 Mk.; geb. 6,20 Mk.). Der Verfasser ist in der glücklichen Lage, recht aus dem Vollen schöpfen zu können. Ein Sohn des Begründers des syrischen Waisenhauses in Jerusalem J. L. Schneller, hat er einen Teil seiner Jugend in Palästina selbst verlebt, hat dann in Deutschland seine theologische Bildung erworben und ist seit einigen Jahren nach dem Morgenlande zurückgekehrt, um die evangelischen Gemeinden in Bethlehem und Bet-Dschala zu versorgen und die Missionsstation in Hebron zu leiten. Daher liegen seinen „Bildern" nicht flüchtige Eindrücke zu Grunde, wie sie Jahr für Jahr Reisende auf den betretenen Wegen des Landes sammeln und auch wohl als sichere Nachrichten drucken lassen, sondern genaue und mehrjährige Beobachtungen auf den Märkten der Städte, in und vor den Häusern der Bauern, auf zahlreichen Wanderungen durch die Berge und Thäler des Landes. In dem ersten Teile des Buches (S. 1—260) hat der Verfasser die Ereignisse des Lebens Jesu als den roten Faden gewählt, an welchem er seine „Bilder", Gebräuche, Sitten, Anschauungen, Ausdrücke und Eigentümlichkeiten des Landes und seiner jetzigen Bewohner, aufreiht. Im zweiten Teile (S. 263—383) finden sich die Beschreibungen einiger Ausflüge in verschiedene Gegenden des Heiligen Landes. Schneller schreibt leicht, gewandt und warm; sein Stil hat mich wohl an die Schreibweise Funckes erinnert; er ist belehrend und unterhaltend im besten Sinne des Worts. Auch diejenigen, welche das Heilige Land schon zu kennen meinen, werden aus diesem Buche noch vieles Neue lernen.

Der Raum gestattet es nicht, Einzelheiten hervorzuheben. Doch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die kleinen Seitenhiebe auf die „abendländischen Kritiker und Studirstubenmenschen" dem Buche nicht zur Zierde gereichen. Der Verfasser hätte sie um so mehr zurückhalten sollen, als er dem „abendländischen Kritiker und Studirstubenmenschen", dem diese Beobachtungen aus dem Heiligen Lande gewiß willkommen sein werden, mehrfach Gelegenheit geboten hat, sie ihm doppelt zurückzugeben. G

(Aus der Heimat für die Heimat) Fest- und Gelegenheitsreden von Emil Frommel. Karlsruhe, Ev. Schriftenverein. Mark 1,50; geb. Mark 2,50.

Ohnlängst ist unsern Lesern ein mit viel Liebe gezeichnetes Bild Emil Frommels dargeboten worden. Ich habe, anders als der Verfasser jener Skizze, Frommel oft gehört. Er besitzt eine besondere Gabe für die Festpredigt und die freie Ansprache, wie sie bei christlichen Volksfesten, Thecabenden und ähnlichen Anlässen reichlich von ihm gefordert und immer in liebenswürdiger Weise gewährt werden. Nun liegt vor mir ein Büchlein, das zur vorigen Weihnacht ein wenig verspätet kam und daher nicht im wünschenswerten Maße bekannt wurde. Es enthält lauter Gelegenheitsreden, und zwar meist solche, die er als ein immer aufs neue begehrter Gast in der alten Heimat gehalten hat. Im Mai 1887 weilte Frommel einige Wochen in Baden. Da hielt er am Jubilate-Sonntag seiner alten Karlsruher Gemeinde die Festpredigt zum Jahresfest ihrer Stadtmission. Er sprach von dem hellen Schein, den Gott in unsre Herzen gegeben (2. Kor. 4, 6 ff.), und als sich abends die Festgemeinde zur geselligen Nachfeier versammelte, noch ein humorvolles und tiefsinniges Schlußwort über das Sprüchlein: Do ut des. Unter den Zuhörern befand sich auch ein ihm wohlbekanntes altes Mütterchen, von dem er zwei Tage hernach, als er in der großen städtischen Festhalle bei der Jahresfeier der Südwestdeutschen Konferenz für innere Mission wieder eine Ansprache zu halten hatte, (über die Worte Leben, Lieben, Laben, Loben) eine ergreifende Geschichte erzählte, die wir als charakteristisches Beispiel von Frommels gemütvoller Weise hier mitteilen.

„Am Jubilatesonntag im Vereinshaus saß meine liebe, alte Hausgenossin, bei der wir lange Jahre wohnten, mit unter den Feiernden. Sie saß so stillvergnügt an ihrem Tisch. Ich begrüßte sie, und wir sprachen von alten Zeiten. Sie freute sich, daß sie noch einmal ihren alten Pfarrer gehört in der Kirche, und erzählte von ihrem Enkelkind, das jetzt bald kommen werde, um sie abzuholen nach Hause. Das Kind schlafe sonst nicht, wenn nicht Großmutter da wäre. Des Morgens komme es zu ihr und lege den Arm um sie und schlafe so vergnügt bis zum Aufstehen. Das käme aus jener Zeit, wo sie das Kind aus dem Wasser gezogen: seit dieser Zeit seien sie unzertrennlich. Bald kam auch das Kind und führte sie aus der feiernden Versammlung heim. — Morgens kamen die beiden nicht herunter zur Morgenandacht und Frühstück, man dachte, sie seien müde, weil es so spät geworden. Endlich um 8 Uhr wollte die Tochter sie wecken. Da — welch ein Anblick: das Enkelkind hielt schlafend die Großmutter umschlungen, in rosigen Wangen und leichtem Schlaf; aber in seinen Armen ruhte das bleiche, stille Haupt der Großmutter. Sie war in dieser Nacht sanft entschlafen. Das ist Jubilate: Aus dem Fest zum ewigen Feste! Helfe euch und mir der Herr zu solchem Jubilate!" —

Besonders reich an feinen Beobachtungen des Kinderlebens und kindlichen Empfindens ist eine Festansprache bei dem fünfzigjährigen Fest der Kleinkinderschule, welche einst Frommels Mutter gestiftet und deren erste Schüler er selbst und sein Bruder Max gewesen. — Dann werden wir hinausgeführt in das stille Spöck, wo er auf seines ehrwürdigen Meisters Henhöfer Kanzel des Heilands Himmelfahrt feierte; wir begleiten ihn aus Karlsruhes Thore zur Diasporagemeinde in Ettlingen, auf deren Gustav-Adolfs-Kirche die Glocken geweiht werden sollten, — er läßt sie predigen das: Vater — unser — in dem Himmel. Im nahen Ludwigshafen hält er eine schwungvolle Missionspredigt. Das klingt wie heller Psalterklang: Auf unsern Saiten das neue Lied, Auf den Lippen ein fröhliches Bekenntnis, Im Herzen ein tapferer Mut, In den Händen eine reiche Gabe, Vor dem Auge eine selige Hoffnung! Den Schluß der Sammlung bilden zwei Lutherfestreden, deren eine Frommel in Eisleben, die andere auf dem Marktplatze zu Wittenberg gehalten. Sie stellen sich als ein Gruß aus der Ferne in die Heimat den süddeutschen Festreden zur Seite. Möchte der mannhaft reformatorische Ton des evangelischen Ja und des protestantischen Nein fortklingen und aus vielen deutschen Herzen wiederhallen.

Daß Frommel den Reinertrag dieses Büchleins christlichen Vereinen und Anstalten seiner alten Heimat zugeeignet hat, ist vielleicht ein weiterer Grund, es unsren Lesern zu empfehlen. C K

(Ein Bilderalbum) Erzählungen von Fr. Oldenberg, Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 369 S., 3 Mark. — Der bekannte, ausgezeichnete Biograph und langjährige Mitarbeiter Wicherns bietet in seinem Bilderalbum eine Sammlung von 27 längern und kürzern Geschichten, welche ursprünglich einzeln in den Fliegenden Blättern aus dem Rauhen Hause durch eine Reihe von Jahren veröffentlicht worden sind. Meist sind es düstere Bilder aus der Not unsrer Großstädte, die in schlichter, deshalb um so packenderer Sprache hier entworfen werden, scharfe Charakterzeichnungen nach dem Leben, Erzählungen, die ans Herz greifen, und in ihnen zugleich die Schilderung der vielgestaltigen, christlichen Liebeswerke der innern Mission, die diesem Jammer zu steuern erfolgreich bemüht ist. Wer einen Blick in das Massenelend unsrer modernen Riesenstädte thun und sich den Weg zur thatkräftigen Hilfe weisen lassen will, dem sei dies übrigens recht geschmackvoll ausgestattete Buch als Weihnachtsgabe warm empfohlen. P G

(Nordwestgeschichten) Drei geistige Strömungen lassen sich deutlich innerhalb der Tendenzlitteratur unsrer Tage unterscheiden, welche auf die Beseitigung der sozialen Nöte hinarbeitet. Dieselbe geht einmal aus von ausgesprochen christlichen, das andere Mal von ausgesprochen unkirchlichen, rein „humanitär" gerichteten Kreisen. Die dritte Richtung hält sich zwischen beiden in der Mitte. Das Ziel der letzteren ist die auf dem Boden des Christentums ruhende sittliche Erziehung unsres Volkes unter den neuen sozialen Verhältnissen. Mittelpunkte dieser Richtung sind die beiden mit einander befreundeten Kreise, welche an der Herausgabe der beiden Blätter „Volkswohl" (Sozial-Korrespondenz) und „Nordwest" beteiligt sind. Eine Auswahl der in dem letzteren erschienenen, zugleich unterhaltenden und belehrenden Aufsätze über brennende Fragen unsres Volkslebens hat jetzt A. Lammers in einen Band vereinigt und unter dem Titel: Nordwestgeschichten (Bremen, C. H. Meierdierks; 325 S.; Mk. 4) veröffentlicht. Der Inhalt ist sehr vielseitig. So handeln sie z. B. über die Behandlung der Dienstboten, Armenkinderpflege, Kindererziehung, die verschiedenen Aufgaben der Frau gegenüber der sozialen Not, gemeinnützige Unternehmungen in Landgemeinden u. s. w.; dazwischen sind zur Abwechslung einige von tiefem sittlichen Ernste getragene Erzählungen allgemeinern Inhalts aus dem Leben eingestreut. So sind die Nordwestgeschichten ein geeignetes Weihnachtsgeschenk gerade für die Vielen, welche in ihrem Indifferentismus bisher gleichgültig der entscheidenden Lebensfrage unsrer Zeit, der sittlichen und wirtschaftlichen Erneuerung unsres Volkslebens gegenüber gestanden haben. Aber auch die, denen das Herz glüht ob der Not unsres Volkes, werden aus ihnen manche neue Gesichtspunkte und bleibende Anregung schöpfen. P G

(Neues Not- und Hilfsbüchlein) Ich habe es noch nicht ganz gelesen, aber ich eile, es unsern Freunden bekannt zu machen, damit sie noch Zeit finden, es auf den Weihnachtstisch zu legen. Acht gute Menschen haben sich vereinigt, zur Förderung der Volkswohlfahrt einige sehr heilsame Wahrheiten in ein Büchlein zu fassen, dem sie in Erinnerung an Beckers 1787—98 erschienenes „Not- und Hilfsbüchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim" obigen Namen gegeben haben. Es ist aber nach Inhalt und Form ein gründlich modernes, oder ich sage lieber zeitgemäßes Buch. Sein Inhalt setzt sich zusammen aus zehn Beiträgen, die auch einzeln zu haben sind: 1. Keine Wohnung von Dr. Karl Bernhard in Gotha, dem Herausgeber; 2. Schmale Kost von Mathilde Lammers-Bremen; 3. Das Schnäpschen von August Lammers-Bremen; 4. Das Hausbuch von Karl König-Gotha; 5. Kindersegen und Kindersorgen: 1) Unsre Hoftinder von Gräfin Fr. z. L. W., 2) Meister Herolds Silberhochzeit von Bernhard; 6. Fabrikarbeit von A. Koch-Gotha; 7. Der Sparpfennig von F. Thorwart-Frankfurt a. M.; 8. Wohlthaten von Bernhard; 9. Der Feierabend von Mathilde Lammers; 10. Nach uns? von Pfarrer Ernst Müller in Langnau bei Bern. Zur Probe von Inhalt und Gesinnung des Büchleins etwas aus dem Schlusse von Nr. 5, 2. Nachdem die Heroldsche Familie alles benutzt hat, was kindergesegneten Eltern aus dem Fabrikarbeiterstande heutzutage gemeinnützige Einrichtungen zu gute thun, von der Gemeinde-

schwester bis zum Knabenhort, heißt es von Frau Herold und ihrem siebenten und achten Kinde:

„Die beiden Kleinsten gelobte sie nicht von sich zu lassen, weder in die Kinderbewahranstalt, noch sonst wohin, solange bis sie groß wären; denen wollte sie Bewahranstalt und Knaben- und Mädchenhort und dermaleinst Arbeitsaufseherin — kurz alles in einer Person sein: nicht der Ersparnisse wegen, obwohl auch diese bei dem guten Appetit, den großen Schuhrechnungen und den vielen Schulgeldern der Sieben bitter nötig waren, sondern weil sie auch sonst eine verständige Frau war, welche wußte, daß, wenn eine rechte Mutter will und kann, ihre segensreiche Einwirkung auf die Kinder durch keine künstliche Anstalt, heiße sie wie immer, ersetzt wird, und daß auch auf die Eltern der Kindersegen am schönsten zurückwirkt, wenn sie allein die Sorgen um die Kinder zu tragen haben. . . . ."

„Zweitens habe ich mal aus dem Leben und der Wirklichkeit heraus schildern wollen, wo unsres Volkes Lebenskraft und Jungbrunnen keimt und quillt. Das sind meist — es giebt auch Ausnahmen — nicht die Paläste und Prachtsäle der Großen der Welt; das sind die Hütten gottesfürchtiger und pflichtgetreuer Menschen, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen und im Kampfe mit des Lebens Notdurft erstarken".

Es ist so viel gesunde Lebensweisheit in dem Buche und die verschiedenen Stücke sind fast durchgängig so gut geschrieben, daß es in keiner Volksbibliothek fehlen sollte. (Es ist in zehn einzelnen Heften in der Volksbibliothek des Lahrer Hinkenden Boten erschienen.) Aber auch für die Weihnachtstische der Gebildeten und Reichen, wo immer man für die Nöte der gegenwärtigen Gesellschaft, soziale Frage genannt, ein Auge und Herz hat, werden diese schlichten Geschichten und Ratschläge eine Zierde sein. Mir sind sie lieber als manches Bändchen Novellen. (Neues Not- und Hilfsbüchlein. Herausgegeben von Dr. Karl Bernhard in Gotha. Frankfurt a. M. und Lahr, Moritz Schauenburg. 331 S.; 2 Mk.). R

(Zur Sozialreform) Soeben ist in Berlin (Verlag der Aktiengesellschaft „Pionnier" Berlin, W. ein Buch von 556 meist enggedruckten Seiten erschienen, das die weitgehendste Aufmerksamkeit verdient. Es sind „Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform", gesammelte Aufsätze, herausgegeben von R. von Mosch, Redakteur des deutschen Adelsblattes." Was uns geboten wird ist ein geistvoll zusammengestellter, reicher Stoff an Leitartikeln des Adelsblattes, des eingegangenen Staatssozialisten und anderer Blätter, dazu wichtige Partien von Dichtern und Denkern, z. B. von Wagner, Schopenhauer, Carlyle, eingehende historische Untersuchungen, juristische, pädagogische, volkswirtschaftliche Studien, gute Darstellungen von Volksmännern wie Oberlin, Frh. v. Stein, Vinke, Schulze-Delitzsch, Reiffeisen, alles das und noch viel mehr verbunden durch die zwei Grundideen: praktische Wiedergeburt des Christentums und soziales Königtum. So tief fand ich die soziale Gewalt des einfachen Evangeliums noch nicht durchdacht und dargelegt, und wohl noch nie hat mich der Gedanke der „Landesväterlichkeit" inmitten der modernen Welt so ergriffen, wie beim Lesen dieses Buches. Man erlasse mir heute noch zu sagen, was denn auch an diesem Buche wie an jedem anderen zu tadeln sei! Viel näher als die Kritik liegt mir der Dank, und ich wünschte nur, dazu helfen zu können, daß tausend Hände sich nach den Materialien zu einem Katechismus der Sozialreform ausstreckten. (Preis 6 Mark.) F N

(Das Buch Hiob) Die Perle der israelitischen Poesie hat der Straßburger Theologe Eduard Reuß frei ins Deutsche übertragen und mit einer die eigentümliche Art und Absicht des Gedichts erläuternden Einleitung versehen. Das Buch Hiob, diese vielgenannte, aber wenig bekannte Schrift des Alten Testaments, bietet er in deutschen (nicht gereimten) Versen dem Kreise gebildeter Leser an, wie ihn auch die Christliche Welt im Auge hat. Für Theologen bedarf eine Arbeit von Reuß keiner Empfehlung: sie wissen, was sie von diesem feinsinnigen Kenner des Alten Testaments zu erwarten haben, wissen aber auch zugleich, daß es eine schwierige Aufgabe ist, den Dichter des Hiob deutsch reden zu lassen. Dazu genügt nicht eine hervorragende Kenntnis der hebräischen Sprache und des hebräischen Altertums, sondern ist auch dichterisches Nachempfinden und dichterische Gestaltungskraft erforderlich. Nach beiden Seiten hin hat der Verfasser seine Aufgabe vortrefflich behandelt. Man freut sich über die gefällige Form der Sprache und erstaunt darüber, daß die deutschen Verse sich doch so eng an die hebräische Urgestalt anschließen. In der Einleitung ist Reuß sorgsam darauf bedacht gewesen, in dem Leser das Verständnis für den religiösen Gedanken des Gedichts zu wecken: Warum geht es oft den Frommen übel in der Welt? Was die edelsten Söhne Israels über diese auch uns ans Herz gehende Frage zu sagen wußten, steht höher als die stoische Weisheit der Hellenen; es steigt die Bahn des christlichen Gedankens hinan. Ohne einen angenehmen und sicheren Führer wird man aber die Wege, die der israelitische Dichter gegangen ist, nicht leicht finden. Reuß hat in seinem Buche einen Führer gestellt, der nicht nur nützt, sondern auch erfreut (Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 2 Mk.) G

(Parallelbibel) Sollte es dem evangelischen Hause nicht wohlanstehen, auf dem diesjährigen Weihnachtstische auch ein Werk vorzufinden, wie die sogen. Gütersloher Parallelbibel? „Die heil. Schrift Alten und Neuen Testaments in der Verdeutschung durch D. Martin Luther nach der Originalausgabe von 1545 mit nebenstehender wortgetreuer Uebersetzung nach dem Grundtexte." Diese hochverdienstliche, von Sachverständigen unsers Wissens allseitig und uneingeschränkt sehr günstig aufgenommene Arbeit deutschen Fleißes und protestantischer Gelehrsamkeit liegt nunmehr in drei Bänden nahezu vollständig vor. Das Werk ist seit Anfang vorigen Jahres bei C. Bertelsmann in Gütersloh in bis jetzt 22 monatlichen Lieferungen im Preise von je 50 Pf. erschienen; die noch fehlende letzte Doppel-Lieferung, welche den Schluß des Neuen Testamentes von Gal. 1, 21 an bringen wird, schließt hoffentlich noch vor Weihnachten den 3. (Schluß-) Band ab. Der erste Band enthält die Geschichtsbücher (1. Mose bis Esther), der zweite die poetischen und prosaischen Bücher des Alten Testaments (Hiob bis Maleachi), der dritte die Bücher des Neuen Testaments. Wir enthalten uns mit Rücksicht auf unsern weiteren Leserkreis hier jeder eingehend begründeten Urteilsfällung über den theologischen Wert des Geleisteten — Namen der Uebersetzer sind nicht genannt —, können aber versichern, daß wir auf Grund genauer Einsichtnahme in alle Teile der erschienenen biblischen Bücher dem Werke, das bei so mäßigem Preise von 12 Mk. für alle 3 Bände (ausschließlich der geschmackvollen Einbanddecken) vortreffliche Ausstattung und fehlerlosen, guten Druck aufweist, von Herzen die weiteste Verbreitung wünschen. Luthers Uebersetzung findet sich auf der ersten Hälfte jeder Seite in stärkeren Lettern, daneben die neuere Verdeutschung und in einer dritten schmalen Kolumne sparsam beigefügte anderweite Uebersetzungen einiger wenigen (nur im Buche Hiob etwas zahlreicheren) besonders schwierigen Stellen. Im übrigen verrät die Arbeit, die mit liebevoller Hingebung und achtunggebietender Tüchtigkeit überwundenen vielen und großen Schwierigkeiten in keiner Weise durch etwaige Erklärungen, geschichtliche Hinweise, einleitende Vorbemerkungen u. dergl. So kommt ganz wie in der Bibel Luthers nur das Wort Gottes selber zur alleinigen Geltung; die von dem großen Reformator beigefügten Inhaltsangaben der einzelnen Kapitel sind pietätvoll beibehalten; der neuere Text enthält solche nicht. Kein Ueberbleibsel des notwendiger Weise vorher aufzuführen gewesenen Gerüstes der gelehrten Vorarbeit stört demnach die monumentale Wirkung des fertigen großen und edlen Baues, und Luthers in ihrer Weise unübertreffliche Leistung bleibt ihrem vollen Werte nach unangetastet. Pr

(Willkommene Helfer) Am 1. Dezember d. J. erscheint zum zwölften Male bei Julius Klinkhardt in Leipzig das „Verzeichnis der Kommission zur Beurteilung von Jugendschriften im Pädagogischen Vereine zu Dresden", das die genannte Verlagsbuchhandlung portofrei, jedoch nicht unter hundert Stück, zu dem Preise von 1 Mk. für das Hundert versendet. Hier wird mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit geprüft und geurteilt und nur das wirklich Empfehlenswerte empfohlen. Pr

Als willkommenen Helfer begrüßen wir auch den zehnten Jahrgang des christlichen Bücherschatzes, herausgegeben von Pfarrer H. Schlosser. Das beigegebene Schriftenverzeichnis ist allerdings, weil nur der „Katalog des Vereins von Verlegern christlicher Litteratur," unvollständig; aber es enthält auch so eine reiche Auswahl. Der von Schlosser redigirte Kritische Bericht erstreckt sich noch weiter und ist recht gut. Der Katalog geht vom Ev. Schriftenverein in Baden aus und wird unentgeltlich geliefert. R

Quittung

Für den evangelischen Kirchbau in Bethlehem: 1,50 M. durch J. S., Lawalde.

Für das Ludwig-Richter-Denkmal in Dresden: 5 M. von E G und A H, Frankfurt a. M.; 3 M. P M, S; Summa 8 M. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Dritte, durchgehends neu bearbeitete Auflage!

Biblisches Wörterbuch für das christliche Volk.

Herausgegeben v. H. Zeller.

Mit 7 Karten. 2 Bände (90 Bogen Lex. 8.) ℳ 10.—, in 2 soliden Halbfranzbänden ℳ 12.—.

Ausführlichstes und anerkannt bestes Nachschlagebuch für Bibelfreunde.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Zu Weihnachtsgeschenken wird empfohlen:

Die christliche Welt.

Erster Jahrgang, gebunden 9 Mark.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

„Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß die erste Nummer des neuen Jahrganges erst am 3. Januar ausgegeben wird, also eine Woche ausfällt."

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 51 **Leipzig, den 17. Dezember** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Bist du, der da kommen soll? 2. Die Antwort — Die Wahrheit des Glaubens — Der alte und echte Begriff der innern Mission: 1. Der Streitpunkt; 2. Die innere Mission im Sinne Wicherns — Der heilige Rock zu Trier: 4. Josef von Görres' Verteidigung; 5. Das Geständnis des Herrn von Wilmowsky — Bücher und Schriften: Ein neues Bibelwerk; Leben Jesu; Erfahrungen eines Hadschi; Erinnerungen eines Missionars; Für unsere reifere Jugend; Neues und Altes; Die Weihnachtsnummer des Berliner Arbeiterfreundes — Anzeigen

Bist du, der da kommen soll?

(Matth. 11, 2—6)

2. Die Antwort

Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret: Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.

Das scheint kein Ja und kein Nein zu sein, sondern eine unbestimmte, ausweichende Antwort, und ist doch die feinste Antwort und das bestimmteste Ja. Denn das sagte diese Antwort dem Fragenden: Gerade diejenigen Werke, die du von mir vernimmst und die dir gering zu sein dünken, zu gering für den Messias, geringer als das Zeichen der Empörung gegen die Römer, gerade diese Werke sind die echten und rechten Messiaswerke. Daß den Mühseligen und Beladenen geholfen und den Armen das Evangelium gepredigt wird, das ist des Messias Mission und ist des Verheißenen auch verheißene That, durch den Propheten Jesaias verheißen. Diese messianische Weissagung hast du mit den meisten im Volke zu wenig beachtet, über deiner und deiner Zeitgenossen äußerlicher Erwartung vergessen, nur durch die gegenwärtige Lage und augenblickliche Not bedingte Erwartung mit Gottes umfassender und auf den Grund gehenden Absicht und Verheißung verwechselt. Darauf besinne dich wieder; dann wirst du bald erkennen, daß ich bin, der da kommen soll, und dich nicht an mir ärgern.

So fein zurechtweisend die Antwort und zugleich so liebevoll gegen den Zweifler. Jesus tadelt den Johannes nicht; er schilt ihn nicht und droht ihm nicht mit Fluch und Verderben; ja, er nimmt ihn sogar, als seine Jünger fortgegangen waren, vor dem erstaunten Volke in Schutz — auch dadurch sich bewährend als den Heiland, der gesalbt ist, zu heilen die zerstoßnen Herzen, und als die Liebe, die nicht nach Schaden trachtet, sondern alles duldet und hofft und zum Besten kehrt.

So fein und liebevoll die Antwort Jesu auf die Frage des Johannes und zugleich so bedeutsam und entscheidend für alle Zeit und für alle. Denn hätte Jesus nicht auf solche Thaten als seine Werke weisen können, Thaten der Wundermacht und Liebe; hätte er nicht Wunden geheilt, sondern im Kampfe um die jüdische Königskrone geschlagen; hätte er statt der Friedensbotschaft den Kriegsruf gebracht; hätte er im heißen Ringen um Israels Freiheit und Größe das Blut der Feinde und Freunde vergossen und nicht in stillem Dulden das eigne Blut für seine Freunde und Feinde: er wäre nicht „der Christ" gewesen, sondern ein falscher Messias wie andere, die ihrem Volke statt Heil und Freiheit nur größre Not und schlimmere Knechtung brachten.

Ob den Johannes im Gefängnis diese Antwort Jesu befriedigt und beruhigt haben mag? Wir wissen es nicht; aber das dürfen wir als gewiß annehmen: Hätte die Antwort anders gelautet, damals mit Worten und dann durch die That; hätte Jesus gethan, was Johannes damals von ihm hoffte und begehrte; hätte er die zeitgenössische Messiaserwartung auch auf das glücklichste und glänzendste erfüllt: gerade Johannes wäre unter den Ersten gewesen, die sich bald unbefriedigt und enttäuscht von ihm weggewandt hätten, würde gar bald gefühlt und erkannt haben, daß so das Himmelreich nicht komme, daß dieser Messias nicht die Spreu von dem Weizen sondere und nicht mit dem heiligen Geiste taufe. In kurzer Zeit würde sein Zweifel wieder in ihm erwacht sein, diesmal noch viel mächtiger und bald zu der Gewißheit führend: Er ist es nicht, wir müssen eines andern warten.

Und die Zweifler unsrer Tage? Würden sie befriedigt sein, an Jesum als den Christus glauben, wenn seine Antwort anders gelautet hätte, etwa im Sinne und nach dem Wunsche des Johannes, wenn er als irdischer Messias des jüdischen Volkes aufgetreten wäre? Gewiß nicht. Dann würde er ihnen noch geringer erscheinen, und dann hätten sie ein Recht, ihn in die Reihe der Mächtigen der Erde einzuordnen und zu sagen, er gehöre der Vergangenheit an, sei ein jüdischer Held, aber nicht der Heiland der Welt.

Und wenn heute noch seine Thatantwort ähnlich lautete, wenn er noch jetzt seinen Anhängern politische und soziale Freiheit brächte, Herrschaft und Herrlichkeit denen gäbe, die sich zu ihm bekennen? Auch dann würden, die solches begehren, sich doch bald von ihm nicht ganz befriedigt fühlen, sich enttäuscht von ihm wenden. Denn jene Freiheit kann auf die Dauer nicht befriedigen ohne die sittliche Freiheit, die äußere Herrschaft nicht für immer beseligen ohne die Herrschaft über das eigne Ich, des eignen Herzens versuchende und verführende Wünsche und Begierden. Und schlimmer als das Leben im Dienste der Menschen ist das Leben im Dienste der Sünde, drückender als das Entbehren manches irdischen Gutes das unbefriedigte Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit, weniger erträglich als die Not des Leibes die Not des Gewissens. Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten; man kann mühselig und beladen sein auch im Palast und auf dem Throne, auch im Besitze von Reichtum, Macht und Herrlichkeit.

Aber wenn Jesus nach andrer Zweifler Wunsch auf dem

Gebiete der Wissenschaft das denkbar Höchste geleistet und in Offenbarung des Wissens auch die größten, die bahnbrechenden Geister aller Zeiten und Völker überboten hätte? Würde er ihnen dann genügen, alle ganz und immer befriedigen? Wir dürfen mit gleicher Bestimmtheit sagen: Gewiß nicht. Denn wie die Rettung aus äußrer Not dieser oder jener Art und der Gewinn und Besitz irdischer Güter nicht selig zu machen vermögen, so können es auch nicht Erwerb und Gabe des inhaltreichsten und umfassendsten Wissens, so gewiß dieselben viele Freuden bereiten, schönere und reinere Freuden als jene, und auch Verlust und Entbehrung äußeren Gutes gelassen tragen helfen. Eines aber können auch sie nicht geben: das gute Gewissen. Eine Not und Ohnmacht bleibt auch im Besitze größten Gutes und herrlichsten Wissens, diese, das Gute wohl zu kennen aber nicht zu können, zu wollen und doch oft nicht zu vollbringen. Und eine Unruhe bleibt auch in dem Gebildetsten und Gelehrtesten, die Erinnerung an manche nicht gethane Pflicht, an mehr als eine Stunde im Dienste der Selbstsucht und Trägheit, der Lust und Sinnlichkeit und das Unvermögen, das Geschehene wieder gut zu machen. Und hieraus wird immer wieder, auch in dem fortgeschrittensten Zeitalter und unter dem gebildetsten Geschlechte, die Sehnsucht geboren werden nach Mehrung und Stärkung der sittlichen Kraft, nach dem Frieden, der alles Leid und Schmerzen stillet, nach Erlösung und Versöhnung. Das menschliche Herz wird niemals ganz ruhig werden, bis es ruhet in Gott, bis es die selige Gewißheit hat: Ich bin bei Gott in Gnaden.

Diese Gewißheit aber hat bisher nur Einer gebracht und gegeben, Jesus von Nazaret, durch seine Offenbarung Gottes als des Vaters im Himmel, als der Liebe und Barmherzigkeit, durch seine Stiftung des Himmelreichs, dessen Genossen sich als Kinder Gottes wissen, und durch sein Leiden und Sterben, durch das er Gottes Wohlgefallen für sich erworben und an der Menschheit wieder hergestellt hat. Er also ist, der da kommen sollte, den Gott seinem Volke verheißen, auf den die Väter hoffend sahn und den jedes Herz unbewußt oder, wenn es sich selbst erkannt und verstanden hat, bewußt ersehnt. Wir brauchen keines andern zu warten.

So können wir uns auch nicht an diesem Jesus ärgern, sondern glauben an ihn zuversichtlich. Seine Knechtsgestalt ist seine Größe und unser Heil und Segen. Wir brauchen ihn gerade so, wie er gewesen ist; wir brauchen auch die Werke, die er gethan hat und die er heute noch thut durch sein Wort und seinen Geist, derselbe Jesus Christus gestern und heute.

Die Blinden sehen durch ihn. Er öffnet die Augen über den wahren Zustand des Herzens und über den Weg am Abgrunde, den wir wandelten; er erschließt uns Gottes Herrschen und Herrlichkeit in der Natur und Geschichte wie in unserem eignen Leben, und er vermittelt eine Erkenntnis von dem Wesen Gottes, wie sie kein menschliches Forschen und Denken jemals ermöglicht hat.

Die Lahmen gehen durch Jesum. Er ist das Licht und leuchtet für mit heilgem Tugendleben; er besaß und giebt die Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist, und wenn in Zeiten großer Not und Trübsal alle Kraft erlahmen will, dann giebt er immer wieder Mut und Kraft zum Weitergehn und Weiterleben durch den Glauben, der alles als Gottes Rat und Willen hinnimmt und sich besserer Zukunft, herrlicher Hinausführung getröstet.

Die Aussätzigen werden rein durch Jesum. Er macht den Elenden, der verlassen ist, zum Nächsten, zum Gegenstande der Samariterliebe; für seine Gemeinde sind die Armen die gepflegtesten Schätze; seine Jünger, einzeln und in vielen Vereinen, nehmen sich derer an, die sonst gemieden und verachtet, verstoßen sind, auch derer, die aus den Gefängnissen entlassen und die an den Zäunen und auf den Landstraßen sind. Und er reinigt jeden von dem Aussatze der Sünde, der nicht blos von den Menschen, sondern auch von der Gemeinschaft Gottes scheidet.

Die Tauben hören durch Jesum. Gar mancher bezeugt es, dem durch schlimme Erziehung und böse Gewohnheit und schlechte Gesellschaft die Stimme des Gewissens verstummt war, oder dem traurige Erfahrung, bittere Enttäuschung und schwerer Verlust Ohr und Herz gegen jeglichen Zuspruch verstockte, und der doch wieder hören lernte auf Gottes Stimme in seinem Innern und auf des Heilands Rufen in seinem Worte.

Die Toten stehen auf durch Jesum. Schon viele, die geistlich tot gewesen, ohne Sinn und Interesse für das Göttliche, wohl auch allem höhern abgestorben, wurden durch ihn wieder lebendig gemacht; Abertausende, die in den Heidenländern in Finsternis und im Schatten des Todes saßen, sind durch sein Evangelium zu neuem religiösen und sittlichen Leben wieder erweckt worden; und alle die Seinen leben der Gewißheit, die er gegeben und durch seine Auferstehung verbürgt hat, daß sie leben werden, ob sie gleich sterben, leben durch diese Gewißheit wieder auf an den Gräbern ihrer Lieben und angesichts des eignen Todes.

Und den Armen wird das Evangelium gepredigt durch Jesum, in den Gotteshäusern, die allen ihre Thüren öffnen, in den ärmlichen Hütten, auf den Krankenlagern und an den Gräbern durch Bibel, Gesang- und Gebetbuch und geistlichen Zuspruch, durch milde Gaben und Stiftungen, wohlthätige Sammlungen und Vereine, Ferienkolonien und Weihnachtsbescheerungen. Dort und hier, auf diese oder jene Weise, durch Wort und That wird ohne Unterlaß den Armen die frohe Botschaft gebracht, daß auch ihnen der Heiland lebt, der sie erquicken kann und will, der alte Gott noch lebt, der keins seiner Kinder vergißt noch versäumt.

Jesu Christuswerke geschehen noch heute und loben den Meister. So wollen auch wir, an denen und durch die sie geschehn zur eignen und zu andrer Erquickung und Beseligung, ihn preisen, ihm in der tiefsten Seele huldigen und fragen: Wer ist wie du? und uns zum Trost, andern zur Beruhigung oder zum Trutz bekennen: Er ist, der da kommen sollte — Jesus von Nazaret ist der Christ. St

Die Wahrheit des Glaubens

Der christliche Glaube ist der Glaube an die väterliche Vorsehung Gottes. Wer aus diesem Glauben heraus sein inneres Leben führt, in der Klarheit dieses Glaubens seine Sünde erkennt und in der Kraft desselben seine Not überwindet, der ist ein Christ. Inhalt dieses Glaubens sind die Thatsachen, die es dem Menschen gewiß machen, daß der allmächtige Gott wie ein Vater an ihn denke, und die Gedanken, in welchen diese Zuversicht ausgedrückt und angewendet wird. Würden wir das, was wir den Inhalt des christlichen Glaubens nennen, zwar behaupten, aber ohne auf solche Weise in unserm innern Leben Kinder Gottes zu sein, so hätten wir das, was wir zu glauben scheinen, seinem wirklichen Sinne nach nicht ergriffen. Wir würden dann das Evangelium als eine Last tragen. Es ist aber Gottes Wille, daß sein Evangelium uns trägt. Das geschieht, wenn es uns die Kraft giebt, so zu glauben, daß wir in dem Alltäglichen Gottes wunderbare Gnade finden. Was dem Leben dieses Glaubens nicht dient, hat auch mit dem Christentume nichts zu schaffen.

Das sind Sätze, die Luther oftmals der Gemeinde in Predigten vorgetragen hat. Damals waren solche Worte neu. Sie sind es für viele auch noch heute. Denn nicht wenige und nicht immer leblose Christen sind zwar darauf aus, recht viel zu glauben; aber daß der Christ nur das wirklich glaubt, was ihn in die Stellung eines Kindes zu Gott emporträgt, kommt ihnen nicht in den Sinn. Solche Erfahrungen an der Christenheit unsrer Tage sollen uns aber nicht mutlos machen, sondern uns an die Arbeit bringen. Denn vielleicht haften an jener Erkenntnis des Reformators noch Mängel, welche von vielen stärker empfunden werden als von uns. Alle, denen es so geht, lassen sich dadurch in einer Art des Glaubens festhalten, die im wesentlichen katholisch ist. Da gilt es also, jene Mängel aufzuspüren und zu heben, damit der Weg zur Wahrheit frei werde.

Vielleicht ist einer jener Mängel darin zu suchen, daß wir für die Frage, wie man die Wahrheit im Glauben erfassen könne, oder was die Vernunft im Glauben sei,

noch nicht die Antwort gefunden haben, welche völlig klar und überzeugend wäre. Wenigstens ist zu bemerken, daß gerade diejenigen, welche sich in die reformatorische Art des Glaubens nicht finden können, am lautesten verlangen, es müsse vor allem bewiesen werden, daß der Glaube vernünftig sei. Sehr nachdrücklich ist diese Forderung auch von einem hervorragenden Theologen erhoben worden*), der unsern Ausführungen über den christlichen Vorsehungsglauben im vorigen Jahrgange dieser Blätter den Vorwurf macht, das sei der reine Köhlerglaube. Er meint dagegen, man müsse die „apriorische Vernünftigkeit" des christlichen Glaubens beweisen können, sonst schlage der Glaube keine Wurzel in dem menschlichen Geiste, der für die Wahrheit geschaffen sei.

Wir erkennen gern an, daß hierbei unserm verehrten Gegner etwas Richtiges vorschwebt. Er denkt an die richtige Forderung, die er freilich bei uns auch gelesen hat, wir dürften uns nicht damit zufrieden geben, daß das Heilige zwar schön, aber nicht wahr sein solle. Diese falsche Scheidung des Glaubens von der Wahrheit begegnet uns bei dem edeln Albert Lange; sie findet sich auch in dem trefflichen kleinen Buche „Der Kampf um die Weltanschauung." Also in jener Forderung stimmen wir mit unserm Gegner zusammen. Es ist wirklich so, daß sich der Christ der Wahrheit seines Glaubens bewußt sein muß, wenn er für sich selbst sowohl wie in seinem Verhalten gegenüber der Welt das gute Gewissen des Glaubens haben soll. Frei ist nur der Wille, dessen Wollen ein ewiges Recht hat; frei und kräftig ist nur der Glaube, der das ewige Recht der Gedanken einsieht, in denen sich dem Menschen der Himmel öffnet. Wollte Gott, es stände in dieser Beziehung besser in der evangelischen Kirche, daß man nicht mehr die Unterwerfung unter unverstandene Autoritäten als Gehorsam des Glaubens priese, während sie doch Sünde ist!

Aber es fragt sich, wie wir jener Forderung nachkommen sollen. Zwei Wege sind dazu möglich. Wenn aber in dieser wichtigen Frage unsre Erkenntnis gefördert werden soll, so ist vor allem nötig, daß wir diese beiden Wege sicher unterscheiden lernen. Man kann erstens den Beweis unternehmen, daß die Gedanken des Glaubens durch dasjenige bestätigt werden, was in der Welt nach Naturgesetzen wirklich ist. Man kann zweitens den Beweis führen, daß die Gedanken des Glaubens mit dem geschichtlich Wirklichen übereinstimmen und mit demjenigen, was in der Welt wirklich werden soll. Der erstere Weg ist der katholische, der letztere ist der dem evangelischen Glauben angemessene. Genauer wäre es vielleicht, zu sagen, der katholische Versuch, die Wahrheit oder Vernünftigkeit des Glaubens zu erweisen, werde dadurch gekennzeichnet, daß jene Unterscheidung zwischen dem natürlich und dem geschichtlich Wirklichen überhaupt nicht gemacht wird. Denn diese Unterscheidung bildet einen Fortschritt in der geistigen Kultur der Menschen, in welchen auch die Kirchenreformation des sechzehnten Jahrhunderts eingreift. Im Mittelalter warf man die Natur und das geschichtlich Wirkliche zusammen. Man hatte keine Naturwissenschaft, und die eigenartige Wirklichkeit des geschichtlichen Lebens wußte man auch nicht zu würdigen. Auf einer solchen Stufe geistiger Kultur ist die katholische Kirche an ihrem Platze. Dagegen verliert sie notwendig den Lebenszusammenhang mit der Gesellschaft, sobald in dieser neben die gewaltige Entfaltung der Naturwissenschaft das klare Bewußtsein davon tritt, daß das geschichtliche Leben menschlicher Personen eine Wirklichkeit ganz andrer Art ist, als alle Natur. Daher ist es selbstverständlich, daß die katholische Kirche bei ihrer Verteidigung des Glaubens schlechtweg beweisen will, daß das in der Welt Wirkliche überhaupt gewisse Grundgedanken des Glaubens bestätige. Sie muß jene Unterscheidung zwischen dem geschichtlich und dem natürlich Wirklichen ignoriren, weil dieselbe ihr das Leben abgräbt. Dagegen bei evangelischen Theologen ist dasselbe Verfahren kaum noch entschuldbar. Sie bleiben dabei nicht nur hinter der Wissenschaft zurück, sondern auch hinter den Lebenstrieben, die in ihrer Kirche aufstreben.

Die Unterscheidung, um die es sich handelt, ist an sich nicht schwer zu machen. Ein Mittel dazu liegt jedem zur Hand. Wenn wir jemandem das natürlich Wirkliche zeigen wollen, so brauchen wir nichts weiter von ihm zu verlangen, als die Uebung gesunder Sinne und eines gesunden Verstandes. Auch in schwierigen Fällen wird alsdann durch das Experiment und durch die unausweichliche Logik mathematischer Beweisführung die Erkenntnis des Wirklichen erzwungen. Anders ist es mit der Erkenntnis des geschichtlich Wirklichen. Eine Person verstehe ich nur, soweit ich mich selbst in ihr inneres Leben versetzen kann. Die Geschichte der Menschheit, die Entwicklung der Geschichte verstehen wir nur dann, wenn wir mit unserm eignen Willen für die Gedanken eintreten, an deren Recht sich die Menschen zu einem geschichtlichen Leben aufrichten. Ohne die sittlichen Ueberzeugungen, in deren Besitze wir selbst an der menschlichen Gesellschaft als Mitwirkende teilnehmen, würden wir diese Gesellschaft in ihrer eigentümlichen Wirklichkeit, in ihrer Geschichte, überhaupt nicht wahrnehmen. Hier ist also eine bewußte Beugung des Willens unter sittliche Ideale notwendig, um das Wirkliche sehen zu können. Für einen sittlich leeren Menschen sind die geschichtlichen Vorgänge etwas völlig andres, als für uns, ein leeres Spiel der Naturtriebe. Wer also sittlich herunterkommen will, kann nicht dazu gezwungen werden, die geschichtliche Wirklichkeit zu sehen, in welcher sittlich aufstrebende Menschen leben. Die tiefere Begründung des in solcher Weise leicht wahrnehmbaren Unterschiedes läßt sich so andeuten: Die Wirklichkeit der Natur beruht auf dem Naturgesetze; die Wirklichkeit der Geschichte beruht auf dem Sittengesetze. Das Naturgesetz erzwingt seine Anerkennung von jedem nicht irrsinnigen Menschen; das Sittengesetz fordert seine Anerkennung von dem freien Willen. In der Natur zu leben ist das Selbstverständliche; in der Geschichte zu leben ist unsre Aufgabe.

Ohne Zweifel wäre es recht bequem, wenn die Natur unsern Glauben bestätigte. Man meint, wenigstens so viel zeige uns auch die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt, daß ein Gott sei, der als Schöpfer und Herr der Welt unsre Schicksale weise und gütig leite. Man beruft sich dabei auf den Apostel Paulus. Aber was Paulus im Römerbriefe ausspricht, ist die religiöse Ueberzeugung, daß Gott überall den Menschen sich so bezeuge, daß sie ihn finden können und daß sie in ihrer Gottlosigkeit unentschuldbar sind. Das ist auch die Ueberzeugung unsres Glaubens. Dagegen hat Paulus gewiß nicht gemeint, daß die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt das Mittel sei, welches uns unsern Gott finden lasse. Daran konnte er überhaupt nicht denken. Denn die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt hat er nicht gekannt. Sie war zu seiner Zeit erst in dürftigen Keimen vorhanden. Und diese Keime haben ihn nicht beschäftigt. Mit uns steht es in dieser Beziehung ganz anders. Uns kann wohl die Frage aufsteigen, ob nicht die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt, deren Begründung sich seit drei Jahrhunderten vollzieht, in der Welt auch das aufspüren könne, was der Glaube in der Welt zu sehen meint. Die Apostel können uns dabei keine Führer sein. Da sie von der Wissenschaft nichts wußten, kannten sie auch jene Frage nicht. Wir müssen also selbst unsern Weg suchen.

Wir könnten zunächst fragen, wie die Wissenschaft selbst die Zumutung aufnehme, daß sie mit ihrer Erkenntnismethode die Wirklichkeit dessen erfassen soll, was wir im Glauben für wirklich halten. Diese Frage können wir hier nicht weit verfolgen. Nur auf zwei Thatsachen der Wissenschaft wollen wir hinweisen, welche zu kennen allmählich jedem Gebildeten zugemutet werden kann. Die Wissenschaft führt uns niemals an einen Anfang aller Dinge. Sie stellt uns vielmehr in eine grenzenlose Welt. Dadurch braucht sich das gläubige Gemüt nicht ängstigen zu lassen. Wir können es vielmehr leicht als selbstverständlich einsehen, daß das Werk unsres Gottes für den forschenden Menschengeist etwas Unermeßliches ist. Aber die Erwartung, daß uns die Wissenschaft die Spur unsres Gottes in der Welt zeigen könne, wird allerdings dadurch zer-

*) Beyschlag in den Deutsch-evangelischen Blättern 1888; Heft 5. Ein Sonderabdruck ist im Buchhandel erschienen: Zur Verständigung über den christlichen Vorsehungsglauben. Halle, Strien, 1888; 1,60 Mark.

stört. Denn in dem Willen unsres Gottes, so glauben wir, hat das Weltganze seinen Anfang und sein Ende. Die Wirklichkeit dieses Gottes zu erfassen, ist die Wissenschaft natürlich nicht im stande, da sie überhaupt die Welt nicht als ein Ganzes kennt, nach dessen Anfang und Ende man fragen könnte, sondern als ein grenzenloses Gewebe von Dingen und Ereignissen. Ebensowenig vermag die Wissenschaft, die das in der Welt Wirkliche erkennt, die Wirklichkeit eines freien Willens festzustellen. Trotzdem muten sich die Menschen zu, daß sie um ewiger Zwecke willen sich dem Zwange ihrer natürlichen Lage entziehen, daß sie sogar aus jeder nachweisbaren Konsequenz ihrer eignen Vergangenheit sollen heraustreten können, kurz daß sie einen freien Willen bethätigen sollen. So wird an diesem Punkte etwas behauptet, was keine Wissenschaft als etwas in der Welt Wirkliches erweisen kann. Und diese Gewißheit erhält sich, soweit es menschliche Gesittung giebt, als der eigentliche Lebensodem der Geschichte. Da stimmen also auch Menschen, die sonst von unserm Glauben nichts wissen wollen, mit uns überein in der Behauptung eines Uebernatürlichen, das von keiner Wissenschaft erfaßt wird. Bleibt die Wissenschaft in ihren Grenzen, bei ihrer eignen unermeßlichen Aufgabe, so macht sie sich an das Uebernatürliche, das wir glauben, nicht heran, weder im Guten noch im Bösen.

Sollen wir nun mit Bedauern die Hoffnung schwinden sehen, die Wissenschaft möchte das, was wir glauben, erkennen und nachweisen können? Der wirklichen Empfindung des Glaubens würde das nicht entsprechen. Freilich kann es wohl geschehen, daß der Glaube, dessen Gedanken sich nicht auf wissenschaftliche Erkenntnisse begründen lassen, manchem Gebildeten verdächtig vorkommt. Bisweilen mag dies damit zusammenhängen, daß der Gebildete die Wissenschaft ebensowenig kennt, wie den Glauben. Aber es giebt ernstlich Suchende, die gern etwas Festes unter den Füßen hätten und die mutlos werden, wenn der Glaube vor dem Richterstuhle der Wissenschaft den Kranz der Wahrheit nicht empfangen soll. Solchen sollen wir helfen. Aber es wäre eine schlechte Hilfe, wenn wir dazu den Weg einschlagen wollten, auf den sie selbst durch ihre Sorge und Verworrenheit getrieben werden. Sie haben immer die Neigung, von der Wissenschaft eine Hilfe für den Glauben zu erbitten oder die freie Wissenschaft unter einen solchen Dienst des Glaubens zu beugen, der ihrem Wesen zuwiderläuft. Für ein solches Verfahren könnte man im Interesse des Glaubens sprechen, wenn der Glaube in sich selbst haltlos wäre. Aber darauf kommt es gerade an, dem Suchenden klar zu machen, daß zwar er selbst schwach ist, aber nicht der Glaube; daß dieselbe Thatsache, die ihn ängstigt, daß nämlich die Wissenschaft nicht helfen kann, für den Glauben das Siegel seiner Wahrheit ist.

Der christliche Glaube ist der Glaube, daß der allmächtige und gerechte Gott sich des Menschen in seiner Not und Sünde wie ein Vater annehme. Mit diesem Glauben stehen unsre Erfahrungen oftmals in offenbarem Widerspruch. Die kahle Zumutung, daß er die Macht der Not gerecht, vernünftig, gütig finden solle, kommt dem Leidenden sinn- und herzlos vor. Wir werden durch innere Nöte in ein Gericht über unsre Sünde und Thorheit geführt, das uns auch nicht nach Vaterliebe aussieht. In solchen Fällen ist es handgreiflich, daß der Glaube nicht aus den Erfahrungen kommt, sondern daß er als eine fremde Macht über unsre Erfahrungen kommt und sie bezwingt. Aber auch in guten Tagen wird der Christ das, was ihn wahrhaft fördert, nur dadurch gewinnen, daß er überwindet. Alle Gaben der Kultur endlich kann der Christ nicht ohne weiteres zu seiner Bereicherung als eine gute Gabe Gottes hinnehmen. Es giebt immer etwas daran, was von Gott trennen möchte und überwunden werden muß. So lebt der Glaube an die Liebe Gottes in einem ewigen Streite; er ist in allen seinen Regungen Ueberwindung der Welt. Den Glauben aber, der die Welt überwindet, mögen andere Köhlerglauben schelten, weil die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt an seine Gedanken nicht hinanreicht. Der Gläubige dagegen wird sagen: Mags ein Köhlerglaube heißen; auf jeden Fall ist es ein Glaube, der gerade deshalb die Welt überwinden kann, weil er nicht aus der Weisheit dieser Welt seine Kraft zieht, sondern aus Gottes Offenbarung. Es stimmt also die Art, wie der Glaube selbst sich bethätigt, durchaus mit der Thatsache überein, daß aus der wissenschaftlichen Erkenntnis des in der Welt Wirklichen das Recht des Glaubens nicht erwiesen werden kann.

Dazu kommt die Ueberzeugung, die der Glaube von seinem eignen Ursprunge hat. Wir halten unsern Glauben nicht für unser Werk, sondern für Gottes Gabe an uns. Wer zu christlichem Glauben erweckt ist, sagt sich, daß er in eine neue Existenz versetzt sei, daß die Gedanken, in denen sein Glaube emporwächst, die Lebensformen eines neuen, aus Gottes Geist gebornen Wesens sind. Sind wir wirklich zum Glauben erlöst, so haben wir auch den unauslöschlichen Eindruck, daß die Bahnen unsres früheren Lebens sich nicht fortgesetzt haben, sondern daß das Alte vergangen ist. Dieser Eindruck, daß die göttliche Gabe des Glaubens als etwas wunderbar Neues in unser inneres Leben eintritt, wiederholt sich in jedem Falle, wo der Glaube uns die Wolken zerreißt. Wer das an sich erfahren hat, dem ist es peinlich, zu hören, daß unsres Gottes Walten wissenschaftlich erkennbar, „a priori vernünftig," selbstverständlich sein soll. Zwischen dem Denken des Glaubens und der erfahrungsmäßigen Erkenntnis der Welt, die in der Wissenschaft gipfelt, besteht eine für uns unüberbrückbare Kluft. Sie zu verschleiern ist eine bedenkliche Kunst. Denn für jeden, der zum Glauben kommen und im Glauben leben soll, ist es nötig, daß er sie sieht.

Das Schriftwort „Gott wohnt in einem Lichte, zu dem niemand kommen kann" wollen wir nicht mit den Worten fortsetzen „aber die Wissenschaft kann es", sondern mit Luthers Worten „darum mußte er zu uns kommen." Den Suchenden, der nach der Wahrheit unsres Glaubens fragt, wollen wir gewiß nicht abweisen, als käme auf die Frage nichts an. Wohl aber müssen wir seine Erwartung abweisen, daß die Wirklichkeit Gottes vermittelst der wissenschaftlichen Erkenntnis des in der Welt Wirklichen erwiesen werden könne, wie etwa das Vorhandensein des Stickstoffs in der Natur. Wir führen ihn dagegen auf den rechten Weg, wenn wir ihm klar machen, daß wir nur durch Jesus Christus unsres Gottes gewiß werden können. Freilich nicht dadurch, daß Jesus uns über Gott etwas lehrt. Wohl aber dadurch, daß die Erscheinung Jesu in der Geschichte dem Menschen, der sie sich zu Herzen nimmt, den Eindruck machen kann, daß Gott in dieser Thatsache ihm nahe komme, ihm verständlich werde und ihn zu sich ziehe. Die Wissenschaft allein kann niemandem diese Kraft der Person Jesu enthüllen. Es gehört dazu das Wort derer, die bereits von Christus ergriffen sind. Aber mit mechanischer Sicherheit wirkt auch das nicht. Denn wenn nicht das Gewissen in uns rege ist, wenn nicht das Verständnis für die Notwendigkeit eines sittlichen Lebens uns zu Suchenden gemacht hat, so werden wir auch von der Offenbarung Gottes in Jesus nichts verspüren.

Wenn nun auf solche Weise der Glaube an den lebendigen Gott in uns entsteht, daß Gott uns durch Christus berührt und seiner gewiß macht, so wird natürlich der Gläubige selbst die Wahrheit dessen, was er glaubt, vor allem darin finden, daß er es als etwas erkennt, was Christus ihm erschlossen und gegeben hat. Das äußert sich oft in einer Weise, welche dem Draußenstehenden wie eine unfreie Abhängigkeit von der Ueberlieferung aussieht, nämlich wenn wir uns auf Schriftworte berufen, in welchen uns der Geist Christi und das Glaubenszeugnis von seiner Kraft entgegenkommt. Damit ist natürlich die Frage nach der Wahrheit des Glaubens, die Rechenschaft, die wir über unsern Glauben ablegen sollen, nicht erledigt. Man braucht nur genauer auf den Glauben selbst zu achten, um zu sehen, daß damit sein eignes Bewußtsein von seiner Wahrheit nicht völlig aufgedeckt ist.

Unser Glaube ist das Leben in den Gedanken, die das Vertrauen, welches Christus uns abgewinnt, in uns entstehen läßt. Die Thatsache, daß unser Glaube so in uns entsteht, hat zur Folge, daß unser Glaube uns tragen kann, was ein durch unsern Entschluß bewirktes Fürwahrhalten von allerhand merkwürdigen Dingen sicherlich nicht vermag. Aber der Glaube trägt uns, indem uns die Wahrheit seiner Gedanken klar wird.

Dazu gehört aber etwas ganz andres als die scheinbar wissenschaftlichen Beweise, in welchen man den Glauben durch die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt zu stützen sucht. Wir müssen vielmehr darauf achten, wie der Glaube selbst in seinen eignen Regungen der ihm selbst innewohnenden Wahrheit sich bewußt wird. Das geschieht einfach in der Art, wie der christliche Glaube dem in der Geschichte lebenden Menschen hilft. Erstens erreichen wir in den Gedanken von Gott und seinem Reiche, die Christus in uns begründet, die einheitliche Weltanschauung, derer der Mensch bedarf, wenn nicht sein geschichtliches Leben unter dem Eindrucke völliger Zwecklosigkeit verkümmern soll. Der christliche Glaube bringt auf solche Weise unentbehrliche Lebenskraft in die Geschichte der Menschheit. Wer daher an der aufstrebenden Gesittung mit dem frohen Bewußtsein wirklich lebendiger Menschen teilnimmt, daß das der Weg der Wahrheit sei, wird die Wahrheit unsres Glaubens darin erfassen, daß seine Gedanken uns die innere Sammlung und Festigkeit verleihen, in welcher wir über das bloß natürliche Leben hinaus und zu wahrhaft menschlichem Wesen kommen. Die Sehnsucht nach einer solchen Herrschaft Gottes in den Gemütern, welche uns zu Menschen Gottes und damit zu wahrhaft lebenskräftigen Menschen macht, waltet überall in der Geschichte und bietet eine bessere Anknüpfung für den christlichen Glauben als die in der Studirstube ersonnene vermittelst vermeintlicher Ergebnisse der Wissenschaft.

Zweitens weiß der Christ, daß der nicht von uns selbst gemachte, sondern aus Christi Kraft kommende Glaube uns zur Freude am Guten frei macht, und daß die wahrhaftige Freude am Guten ein Leben im Ewigen ist. Das können wir freilich dem Draußenstehenden nicht zeigen, wie unser Glaube das bewirkt. Dazu muß man den lebenschaffenden Eindruck der Person Jesu erfahren haben und den Frieden der Seele unter dieser wahrhaftigen Berührung Gottes kennen, um es zu verstehen, daß in diesem Erlebnis das Herz des Menschen zu reiner Liebe frei wird, weil sein eigner Drang nach Leben ganz und gar befriedigt ist. Aber der Gläubige selbst wird in diesem Erlebnis, wie der Glaube ihn sittlich frei machen kann, zu der völligen Klarheit über die Wahrheit seines Glaubens gebracht. In dem sittlichen Gesetz hat die Geschichte, die wir leben, ebenso ihren ewigen Grund, wie die Natur, die wir erkennen, in dem Naturgesetz ihren ewigen Grund hat. Während wir aber das Naturgesetz nur erleiden, so erhebt das sittliche Gesetz den Anspruch, daß wir selbst es wollen sollen. Wer das Recht dieses Anspruchs einsieht, kann auch die Wahrheit des Glaubens einsehen, in welchem sich das Vertrauen entfaltet, das uns Christus durch den Eindruck seiner Person abgewinnt. Denn dieser Glaube erweist sich als das neue göttliche Leben in uns, in welchem wir der schöpferischen Freude am Guten fähig sind und deshalb die sittliche Forderung ernstlich wollen können.

Anders läßt sich die Wahrheit des Glaubens nicht erweisen. Wir müssen ihn aus der Kraft Christi ableiten und müssen seinen Inhalt als die Form verstehen lehren, in welcher wir selbst hier in der Zeit an dem ewigen Leben Gottes teilnehmen können.

Wir zweifeln nicht, daß jeder evangelische Theolog zugeben wird, wer zu dieser Erkenntnis durchgedrungen ist, habe die Wahrheit des Glaubens ergriffen. Das ist die Erkenntnis, welche im Neuen Testament mit dem Glauben verbunden ist. Dabei bleibt die Freiheit der Wissenschaft ebenso gewahrt, wie die Würde des Glaubens. Dagegen geht beides verloren, wenn man dem wissenschaftlichen Welterkennen zumutet, es solle die Glaubensgedanken der wiedergebornen Menschen bestätigen.

W H

Der alte und echte Begriff der innern Mission

Ein Wort zur „Zukunft der innern Mission"

1. Der Streitpunkt

Die Aufsätze über „die Zukunft der innern Mission" in Nr. 43, 45, 47 dieser Zeitschrift haben weithin Aufmerksamkeit erregt und einen lebhaften Meinungsaustausch hervorgerufen. Wen gelüstet es nicht, den Schleier ein wenig zu lüften, der über die Zukunft gelegt ist, und hat es nicht sein gutes Recht, ja entspricht es nicht einem besondern Bedürfnisse auf einem Gebiete, auf dem die bunte Vielgestaltigkeit der gegenwärtigen praktischen Aufgaben uns so leicht das Ziel verrücken, die Hoffnung verkümmern will? Noch ehe der Schluß erschienen, war ich Zeuge, wie bei der Jahresfeier des Vereins für innere Mission in einer unsrer Großstädte der Festprediger auf jene Ausführungen Bezug nahm. Hohe Anerkennung, ja begeisterte Zustimmung äußerten mir urteilsfähige Männer und Frauen. Der Blick ins Weite hatte ihnen so wohlgethan. Andre äußerten sich sehr bedenklich; ja eine Stimme sprach dem Thema überhaupt die Berechtigung ab. Das waren zumeist „Berufsarbeiter" der innern Mission. That ihnen der Blick ins Weite denn nicht wohl? Sollten sie, die immer fürchten müssen, über der alltäglichen Arbeit das Ideal aus den Augen zu verlieren, nicht besonders froh sein, wenn man sie einmal auf einen hohen Berg führt, von dem die Aussicht frei ist auf den noch vor ihnen liegenden Weg, auf das Ziel der Arbeit und das Ende der Wanderschaft? Statt dessen war da ein Gefühl der Enttäuschung. Der freie Blick hatte sie nicht gestärkt, wie er sollte. Und es war doch ein reiches Zukunftsbild entrollt. Woran lags?

Suchen wir beide Teile zu verstehen. Auch mir wurde es warm bei der Kraft der Ueberzeugung, mit der hohe Dinge dem christlichen Werke vorherverkündigt werden. Man durfte es wieder spüren, wie die Zeit vorbei ist, da man vom Christentum und seiner innern Mission als von einer Winkelsache sprach. Die Siegesfreudigkeit kommt uns: wir dürfen wieder auf eine „christliche Welt" hoffen auch in unserm Volke. Es fängt an, unter der stumpfen und trägen Menge sich zu regen und zu bewegen. Es werden Dinge von den Dächern gepredigt, über deren Richtigkeit man sich früher im engen Kreise vergewisserte; man schämt sich des Evangeliums von Christo nicht mehr so; von oben und unten gehen Strömungen aus und wollen sich in der Mitte treffen: die Masse ist in Fluß. Das frische Blut wird einströmen in die alten Glieder und sie verjüngen, das wiedererwachte Glaubensleben die organisirten Gemeinschaften von Kirche und Staat mit neuer Kraft durchdringen. Das Kirchentum wird volkstümlicher werden und manche neue Ordnung und Einrichtung hervorgehen lassen. Was man bisher in freier Organisation gethan, wird dabei vielfach, nicht immer, Mittel und Durchgang bilden können zu kirchlicher Organisation. Und auch der Staat wird neue Triebe ansetzen und hat es ja schon gethan. Sind doch kaum die schönen Worte verklungen, die unser junger Kaiser in seiner ersten Thronrede am 22. November gesprochen:

> Ich erachte es doch für eine Aufgabe der Staatsgewalt, auf die Linderung vorhandener wirtschaftlicher Bedrängnisse nach Kräften hinzuwirken und durch organische Einrichtungen die Bethätigung der auf dem Boden des Christentums erwachsenden Nächstenliebe als eine Pflicht der staatlichen Gesamtheit zur Anerkennung zu bringen.

Gewiß wird der Staat, mag er im übrigen aussehen, wie er will, auch ferner manchen Anstoß zu eigner Organisation auf sozialem Gebiet durch die freie Vorarbeit der innern Mission empfangen.

Bis dahin ist es ja eine vortreffliche und, soweit sich urteilen läßt, wohl begründete Prognose. Ein wohlthuender Blick auf die Bedeutung der innern Mission für die Zukunft der Kirche und des Staates, in leichter, ja glänzender Sprache vorgetragen, mit manchen neuen und überraschenden Gedanken. Aber ist damit dem Thema genügt, das „die Zukunft der innern Mission" „mit einiger fester Zuversicht ahnend" vorauszusagen versprach?

Ich gebe die Antwort, indem ich dem Erfreulichen gegenüber scharf das hinstelle, was an jenen Aufstellungen so verstimmend wirkt. Die Differenz erscheint so ernst, weil sie den Kern, das Leben der Sache trifft. Es geht durch jene Ausführungen trotz mehr als einer Definition, trotz gesperrter Sätze und hoher und höchster Worte ein bedenkliches Schwanken in betreff der einen Grundfrage: Was ist innere Mission?

Daß darüber viel Unklarheit herrscht und viel Redens ist, weiß ich. Um so notwendiger ist es, daß man diesen prinzipiellen

Dingen zu Leibe geht. Es muß hier Klarheit geschafft oder die, welche man glaubt gefunden zu haben, behauptet werden. Dreifach notwendig dann, wenn man daran geht, die Zukunft zu bestimmen. Ehe ich nicht weiß, um welche Sache es sich handelt, kann die Frage gar nicht aufgeworfen werden, wie sie sich weiter entwickeln werde und ob der eine oder andre Recht habe mit seiner Prophezeihung. Und wenn ich nun finde, daß die Grundfrage unrichtig beantwortet, das Fundament schief gelegt ist, so muß selbstverständlich die ganze Ausführung, der Zukunftsbau, den ich mir darauf gesetzt denke, auch schief sein, und die Frage, ob der Zeichner der Zukunftsbilder nicht doch Recht habe, ist wiederum hinfällig.

Scharf ausgedrückt: wenn ich das Wesen der innern Mission in etwas setze, das, um ein Wichernsches Wort zu gebrauchen, „nur zufällig mit ihr verbunden ist," so knüpfe ich selbstverständlich auch ihre Fortdauer, ihre Zukunft an die dieses nebensächlichen Elementes: erreicht dies sein Ende, dann auch wesentlich die innere Mission.

Ich habe nun dies gegen jene drei Artikel, daß darin die Formulirung des Grundbegriffes schwankt, ja daß das Wesen der Sache verwischt wird, indem Nebendinge in die Mitte gerückt sind, und daß es so möglich wird, Gedankenverbindungen zu schaffen, die nicht nur das Zukunftsbild entwerten, sondern auch die Arbeit der Gegenwart in Gefahr bringen. Ich möchte im folgenden die meines Erachtens richtige Formulirung des Begriffes geben und, was Haupt- und Nebensache an der innern Mission, herausstellen.

2. Die innere Mission im Sinne Wicherns

Auch Begriffe haben ihre Geschichte. So der Begriff der innern Mission. Dieser aber doch nicht in dem Sinne, daß er allmählich durch das einseitige Vordringen einer Nebenbedeutung seine Grundbedeutung verschoben, seinen Inhalt verändert hätte: in diese Gefahr scheint er mir eben jetzt gebracht zu werden; bisher behütete ihn die innere Deutlichkeit des Namens davor. Nur in dem Sinne, daß sein Inhalt sich erst allmählich entfaltet hat, besitzt er seine Geschichte. In Bezug auf die Ausdehnung seines Inhalts herrschen darum noch heute Unklarheit und verschiedener Sprachgebrauch, weitere und engere Fassungen.

D. Wichern, derselbe, der die Bezeichnung zu allgemeiner Geltung brachte, hob die Sache und wiederum mit der Sache ihren Namen zu idealer und universaler Höhe. Nicht nur „in der Fülle seiner Kraft" zur Zeit seiner „Denkschrift" 1849, sondern durch sein ganzes Leben finden sich die Hauptzüge seiner Auffassung.

Mission ist Sendung oder Ausführung eines Auftrags, und zwar eines Auftrags vom Herrn an die Gemeinde; also innere Mission, zwar nicht Ausführung jenes Auftrages, der den Jüngern die Wege wies, die Heiden zu taufen und die Grenzen der Gemeinde über den Erdkreis hin auszudehnen, aber Ausführung jenes andern Auftrags, der die Jünger hieß, das Salz und das Licht der Erde zu sein, auch da, wo der Name des Herrn schon gepredigt ist. Die Gleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteige stehen nebeneinander: so stehen äußere und innere Mission nebeneinander als Schwestern, beide das Reich Gottes bauend, die eine extensiv, die andre intensiv, nächst verwandt und sich in die Hände arbeitend.

Nur darf man den Begriff der innern Mission nicht so weit dehnen, daß jede Thätigkeit, die zum Ausbau des Reiches Gottes und zum Bekämpfen des Ungöttlichen in den Seelen dient, also auch die Selbsterbauung der gläubigen Gemeinde, in das Gebiet der innern Mission gerechnet werde. Denn in der wahrhaft gläubigen Gemeinde findet jener Auftrag Christi nicht das Objekt, sondern das Subjekt: sie soll sein Träger und Vollzieher sein. Der Sprachgebrauch geht darum zu weit und verwirrt, nach welchem auch der aufrichtig Bekehrte noch immer „innere Mission" an sich treibt. Das ist „Heiligung" des in Christo schon Gerechtfertigten. Vielmehr sind die Getauften und doch Verirrten, Unberührten und Ungebrochenen, Abgefallenen und Feindseligen das eigentliche Gebiet der innern Mission. In Wirklichkeit freilich muß die Grenze fließend sein, weil unserm Auge die wahre Kirche unsichtbar bleibt und nur der göttliche Blick die Glieder der „Gemeinde der Heiligen" mit Sicherheit findet.

Das Reich Gottes aber wird allewege gebaut durch die Verkündigung des Evangeliums von seiner erlösenden Gnade in Christo: durch solches Wort das Un- und Antichristliche in der Gemeinde zu überwinden, die Verirrten zu retten, die toten Steine zu lebendigen, die Kirche einzelner Personen und Kreise zur Volkskirche, die ganze Gemeinde zum wahren „Leibe des Herrn" zu machen, das ist die Aufgabe der innern Mission, die um so dringlicher ist, je größer der Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit, der Abfall innerhalb der Gemeinde ist.

Die Stellung zu den Begriffen Kirche und Kirchentum, d. h. zur organisirten Kirche, ergiebt sich aus dem Gesagten. Die innere Mission ist selbst eine kirchliche Thätigkeit, ja die notwendige Aeußerung kirchlicher Lebenskraft, wenn man nach Augustana Artikel 7 die Kirche versteht als die Gemeinde der Gläubigen, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente laut des Evangelii gereicht werden: denn die innere Mission ist nichts andres und nichts weniger als „die Reaktion der gläubigen Gemeinde gegen den in ihrer Mitte offenbar gewordenen Abfall." Solche Arbeit nun liegt normalerweise und regelmäßig denen ob, welche die Gemeinde erstlich zu ihrer Selbsterbauung, zur Predigt des Wortes und Spendung der Sakramente ordentlich berufen hat, dem geistlichen Amte; denn das Amt umschließt nicht nur die Pflicht, die Gläubigen zu erbauen, sondern auch die, die Verlornen zu suchen. So sind die Vertreter des Amtes zugleich die eigentlichen, verordneten Berufsarbeiter der innern Mission. Darum sollte auch die Kirche nach Wicherns berühmtem Wittenberger Wort erklären: „Die innere Mission ist mein."

Das Recht und die Pflicht aller einzelnen Gläubigen zur Uebung der innern Mission, der rettenden Liebe ist dadurch aber so wenig aufgehoben, wie die Bestellung des Amtes das Recht des allgemeinen Priestertums aufhebt, und sie wird auch bei völlig zureichender Ausbildung der kirchlichen Organisation überall noch mannichfach im Verborgenen ausgeübt. Wie der Vater, das Familienhaupt, kraft seines hauspriesterlichen Berufes am Morgen und Abend der Hausgemeinde das Wort austeilt, so wird er auch allezeit das verirrte Glied der Familie zum Frieden des Glaubens zurückzuführen, den verlornen Sohn zu retten suchen. Und so wird innere Mission getrieben in jeder lebendigen Bemühung, die Herrschaft des Gottfeindlichen im Herzen des Nächsten zu brechen und aus Liebe in Liebe ihn zu retten für die Liebe.

Allein es giebt Zeiten, in denen dies Recht des allgemeinen Priestertums in besondrer Weise wieder in Geltung tritt, da das Amt nicht mehr ausreicht zum Werke der innern Mission, gar nicht mehr im stande ist, allen das Heilswort anzubieten. In solchen Not- und Kriegszeiten wird sich die gläubige Gemeinde dienend unter die Fahne der organisirten Kirche stellen und sich verbinden zu Freikorps der Liebe, zu freien Organisationen. Und weil nun hier besonders unmittelbar jene allen Gläubigen geltende Mission Christi zur Erscheinung kommt, hat man in engerem Sinne innere Mission diese freie, amtlich nicht gebundene Liebesthätigkeit der gläubigen Gemeinde genannt. Diese engere Bedeutung beherrscht den Sprachgebrauch heute. Auf diesem Boden wuchs auch der Name, in den furchtbaren Nöten, die in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts Deutschland heimsuchten, durch die wirtschaftlichen Umgestaltungen reißend wuchsen und der Revolution voraufgingen. Der Blick auf die heidnischen Zustände innerhalb des Kreises der Getauften öffnete das volle Verständnis für jenen göttlichen Auftrag, den man in dem Satze vom allgemeinen Priestertume eingeschlossen fand.

Von der Höhe der Begriffsentwicklung aus wies nun Wichern nach, daß, gleichwie Notstände innerhalb der Gemeinde stets vorhanden gewesen und es auch besondere Notzeiten schon je und je in der Geschichte der Christenheit gegeben habe, auch die Sache der innern Mission schon von Beginn der Gemeinde an gelebt habe, nur gewissermaßen ihrer selbst nicht bewußt und darum begrifflicher Zusammenfassung entbehrend. So bezeichnet er denn einerseits die innere Mission als eine „Reformbewegung unsres Jahrhunderts," verfolgt aber andrer-

seits ihre Geschichte durch die Geschichte der Christenheit von der apostolischen Urgemeinde an. Auch dieser doppelte Gebrauch geht seitdem durch die Geschichte der Litteratur.

Wichern war, als er den Namen gab, nur der Mund vieler Tausende, die vor ihm in gleicher Richtung gestrebt hatten. Daß man jetzt jenen Missionsnamen auf das Panier schrieb und sich darum je länger je mehr scharte, beweist, daß jenes zu allen Zeiten ausgeübte Liebesrecht der Gemeinde nun seiner selbst, seiner Aufgaben und Grenzen bewußt geworden und entschlossen war, sich nicht in falsche Bahnen drängen zu lassen, wie so oft in frühern Jahrhunderten geschehen.

Wehe der innern Mission, wenn sie über der Menge ihrer Werke und Wege ihre eigentliche Mission vergäße, die keine andre sein kann, als das Evangelium von der freien Gnade in Christo durch Wort und That denen zu bezeugen, die, obwohl sie in der christlichen Kirche getauft sind, von diesem Evangelium noch nichts wissen oder von diesem Lebensquell abgekommen sind.*)

Der Name möchte dann wohl noch fortleben, aber die Sache wäre tot oder — vielleicht hätte sie sich einen andern Namen gesucht, um unter andrem Gewande fortzuleben. Das wäre auch eine denkbare „Zukunft der innern Mission." —

„Die Sünde aber ist der Leute Verderben", und „der Sünde Sold ist der Tod". So geht im Gefolge der innern Not die äußere Not einher, und die Not des Leibes und Lebens zieht wieder neue Geister aus der Tiefe empor, die Seelen zu verderben. So wird und muß die persönlich erfahrene Liebe Christi uns auch in der gewonnenen Freiheit dringen und zwingen, der äußeren Not zu wehren. Wie der Herr zu dem Siechen sprach: „Deine Sünden sind dir vergeben" und „Stehe auf und wandle!" und „Sündige hinfort nicht mehr!" so thut auch die Magd, die innere Mission, und heilt den Schaden des Leibes, indem sie Trost und Kraft des Evangeliums bringt — und um sie zu bringen; denn damit die Seele dem göttlichen Worte stille halte, muß die Unruhe um das Leibliche gewichen sein. Die Liebesthat am äußern Menschen soll, auch wo sie einen breiten Raum einnimmt, doch nur eine Predigt der göttlichen Liebe sein und für die Seelsorge gefügig machen. Das ist und bleibt Ausgangspunkt, tragende Kraft und Ziel auch des äußern Liebeswerkes, wo und sofern es im Sinne der innern Mission gethan wird, das wollen alle die vielen Anstalten, Vereine, Kollekten verkündigen: die Gnade Gottes in Christo. So gewiß die Seele der Teil im Menschen ist, der, ewig und von unvergänglichem Werte, das Zentrum auch des Leibeslebens bildet, so gewiß ist die Seelenrettung das Zentrum der inneren Mission. Hier hat sie ihr selbständiges Prinzip, und von hier lassen sich ihre Grundzüge entfalten. Nie und nimmer und niemals ist die bloße Pflege eines Kranken aus edler Menschenliebe oder das ernste Bemühen um die Hebung der Armut schon ein Werk der inneren Mission. Humanität ist noch nicht Mission, wohl aber innere Mission stets Humanität, christlich verklärte Humanität. Und auch nicht etwa nur ein Werk der christlichen Wohlthätigkeit im gewöhnlichen Sinne ist innere Mission, etwa „eine christlich erneuerte Pflege, Versorgung und Beschäftigung der Armen." „Es läßt sich die reichste Thätigkeit der innern Mission denken — und sie existirt wirklich — ohne daß je auch nur eine leibliche Wohlthat dabei zu spenden gewesen wäre; es läßt sich eine Gemeinde denken, in welcher die Reichen, Gebildeten das Gebiet sind, das sich die innere Mission allein erwählen kann, weil sie arm sind an Gott, während die Armen, weil reich an ihm, die Träger der innern Mission sein können." Auch wo es der Opfer an die Armen „nicht mehr bedürfte, hätte die innere Mission noch so lange zu wirken, bis in der Gesellschaft nichts mehr wäre, das der geistlichen Ordnung der Gemeinde widerstrebte, oder von dieser unerreichbar wäre. Die Wohlthätigkeit, welche auch von der innern Mission in des Herrn Namen geübt wird, ist an eben so vielen Stellen, als wie an andern Stellen nicht, ein Durchgangspunkt ihrer Thätigkeit, ein sehr oft, aber doch nur zufällig mit ihr verbundenes Element, in keinem Falle aber je ihr eigentlicher Zweck." (Wichern, Denkschrift S. 17 ff.)

*) Weiß, Ueber die Bedeutung der innern Mission in der gegenwärtigen Zeitlage der evangelischen Kirche, im Januarheft der Fliegenden Blätter des Rauhen Hauses S. 10. Vgl. Christliche Welt Nr. 12; S. 118.

Der Mund, der diese Worte in ernstester Stunde 1849 in das deutsche Volk hineinrief, ist erst vor wenig Jahren verstummt. Wichern wurde nicht müde, diese Auffassung vor aller Welt zu vertreten. Seine Lebensaufgabe stand und fiel ihm mit ihr. So wenig die Behauptung richtig ist, daß beim Beginn der Bewegung in unserm Jahrhundert eine Auffassung der innern Mission obgewaltet habe, welcher der Blick für die soziale Not fehlte — man denke nur an den Hamburger Besuchsverein —: so wenig ist es richtig, daß heute jenes starke Bestreben der Rettung der Einzelseele, jener Vergleich mit der äußern Mission ein überwundener Standpunkt sei, der „noch in der populären Darstellung nachwirke" (Nr. 43, S. 404 a). Man vergleiche, um Allgemeines zu nennen, den Oldenbergschen Artikel über innere Mission in Herzogs Realencyklopädie (1882) oder Weiß' schon angeführte Rede über „die Bedeutung der innern Mission in der gegenwärtigen Zeitlage der evangelischen Kirche" (1888), wo es (S. 9) lautet:

Die barmherzige Liebesübung soll immer nur das Mittel sein, an das Herz derer zu kommen, die durch Hingabe an die bittern Früchte der Sünde oder in der Schule der Leiden von Gott bereitet sind, den Ruf zur Buße und zum Glauben zu vernehmen.

Oder in diesem Blatte selbst den trefflichen Artikel über Unsre Stellung zu den sozialen Parteien Nr. 19, S. 186:

Vor allem aber: der innern Mission steht der Kampf gegen die geistliche Not einer verwahrlosten Bevölkerung so durchaus im Vordergrunde ihrer Thätigkeit, daß alle Barmherzigkeitsübung für sie lediglich in den Dienst religiöser und sittlicher Neubelebung tritt.

Selbstverständlich ist in der Art und Weise manches anders geworden. Das augenfällige Gepräge, die „Sprache Kanaans" ist geschwunden; der Blick hat sich erweitert, und, wie die wirtschaftliche Entwicklung manche neue Not geboren hat, so ist manche neue Seite der Arbeit aufgedeckt worden: Kern und Stern sind noch jetzt dieselben. Die Berufsarbeiter lassen sich den Boden nehmen, auf dem sie stehen, wenn sie diesen Kern preisgeben. —

Durch die Verkündigung der Gnade aber soll und will die innere Mission nun erneuernd wirken auf alle Lebensverhältnisse, auch alle sozialen Ordnungen, den Staat an der Spitze. Sie thut es aber grundsätzlich in der Weise, daß sie dem Amte hilft, den in den vielfältigen Aufgaben des Lebens stehenden und wirkenden Persönlichkeiten die sittlichen Kräfte darzubieten, auf daß ein jeder an seinem Orte treuer mit einem in Christo gebundenen Gewissen jene Aufgaben löse. Solche aus dem Glauben abfließende christliche Gesinnung wird, in Vielen vereinigt, zu einem Strome, der nun, mit manchen fremden Elementen versetzt, die Gesamtheit, die organisirte Gesellschaft, den Staat treibt, den Kreis auch seiner Pflichten weiter zu fassen und manches neue zu schaffen. Das ist dann gewissermaßen ein Niederschlag der Wirksamkeit der innern Mission auf dem Gebiete des Staates. Dabei kann es nicht ausbleiben, daß das Beispiel, welches die freie Liebesthätigkeit mit ihren Arbeiten zur Linderung äußrer Not und sozialer Mißstände giebt, besonders ernst an das Gewissen des Staates pocht, und daß er in der Folge auf einem Gebiete, das seinem Einflusse untersteht, manche Einrichtung der innern Mission unterstützt, nachahmt, ja übernimmt (vgl. Verpflegungsstationen). Die innere Mission, die hier „Vorarbeit" gethan, wird es mit Freuden sehen.

Die Rettungshäuser schossen nach 1848 wie Pilze aus der Erde. Da trieb es den preußischen Staat, der Frage nach der Erziehung und Besserung der jugendlichen Verurteilten ernster ins Auge zu sehen, die Rettungshäuser zu unterstützen, nach einer Verbindung mit ihnen zu streben, endlich 1878 das Zwangserziehungsgesetz zu geben, und nun baut er zwar nicht Rettungshäuser, — denn das kann er nie, da Seelenrettung nicht in sein Ressort fällt, — sondern Korrektionsanstalten für Jugendliche; oder er übergiebt sie Rettungshäusern und Familien. Die Rettungshäuser bestehen darum fort, und nach wie vor bilden die Hauptmasse ihrer Zöglinge die verirrten Kinder, die, vielfach nicht besser als die verurteilten, doch mit dem Buchstaben des Gesetzes noch nicht in Konflikt gekommen sind. So geht die innere Mission ihren eigentümlichen Gang weiter. Und immer neue Gebiete thun sich auf. Die Wichernschen Bemühungen um das Gefängniswesen waren doch von dem Erfolge gekrönt, daß

der Staat mit weit größerer Treue die Wärter bestellte. Die innere Mission zieht sich daraus zurück, um andre Gebiete in Angriff zu nehmen, das Herbergswesen u. a. Immer mehr wird sie sich zurückziehen von dem, was ihr nur Mittel ist, der Pflege des Leibes, je mehr der Staat hier ausreichende Hilfe schafft (oder die Hilfe unmöglich macht) und ausschließlich er Bibelsache, Schriftenverbreitung, Predigtverteilung, Wortverkündigung treiben, bis auch hier die regelmäßige geistliche Ordnung genügt. Dann wird sie sterben in dem oben formulirten beschränktern Sinne, weil sie sich überflüssig gemacht hat. „Diese Zukunft wird zwar noch ferne sein aber wir sollen keinen Augenblick verweilen, uns aufzumachen, um sie zu erreichen" (Wichern, Denkschrift S. 17).

Werden wir sie je erreichen? Fast scheint es mir bei dem täglich uns von neuem anpackenden ganzen Jammer der Menschheit, in der das Böse nicht aufhört, fortzeugend Böses zu gebären, vermessen, von solchem Ende reden zu wollen. Und zuletzt nur als Frage: Wird nicht vielleicht doch stets in der christlichen Kirche freie Thätigkeit der Gemeinde und Amt Hand in Hand gehen müssen? Und hätte es nicht auch seine eigentümlichen Vorzüge? H v Sch

Nachwort des Herausgebers. Der Verfasser vorstehenden Aufsatzes hatte demselben noch einen dritten Abschnitt beigefügt, welcher die eingehendste Beurteilung der Naumannschen Ausführungen in den angefochtenen Artikeln enthielt. Ich muß den Abdruck dieses an Umfang dem Vorstehenden gleichen Teiles Fachblättern überlassen. Die Kritik, die jene Zukunftsartikel beinahe Satz für Satz darin erfahren, schien mir für das große Publikum das Interesse nicht zu besitzen, welches sie für mich in hohem Grade gehabt hat und für alle, die sich berufsmäßig oder wissenschaftlich mit der innern Mission befassen, durchaus haben wird. Auch hätte ich dem Angegriffenen dann volle Freiheit zur Verteidigung seiner Sache und zur Aufkläruug der untergelaufenen Mißverständnisse geben müssen, und so wären wir in die umständlichsten Verhandlungen hinein geraten. Ich bin dem Verfasser des obigen Aufsatzes dankbar, daß er mir gestattet hat, das Vorstehende für sich hier zum Abdruck zu bringen. Grund und Sinn seines Widerspruchs gegen Naumanns Ansichten und Aussichten ist darin völlig klar ausgesprochen und der alte Wichernsche Begriff der innern Mission, wie mich dünkt, siegreich hervorgestellt.

Auch der Verfasser der Zukunftsartikel wird diesem Begriff und seinen Vertretern gern die weitgehendsten Zugeständnisse machen. Wenn ich recht sehe, so ist es ihm im Grunde doch nicht so sehr darauf angekommen, einen neuen Begriff aufzustellen, Definitionen und Prinzipien zu geben, wie es allerdings zuweilen den Anschein hat. Er wollte uns vielmehr einen Blick thun lassen in Entwicklungen, die in Zukunft bei gewissen Veränderungen der gesamten Gesellschaftsordnung für die innere Mission möglich und ihm wahrscheinlich sind. Er hat auf gewisse Vorgänge im Verlaufe der innern Missionsarbeit hingewiesen und sie verknüpft mit verwandten Vorgängen auf andern Gebieten. Er hat das, was er als innere Mission liebt und in seinem Kern und Wesen für alle Zukunft der Menschheit erhalten wissen will, hineingezeichnet in ein Zukunftsbild, das den meisten von uns vermutlich fremd ist, dessen Möglichkeit wir aber als Christen zu bestreiten keine Ursache haben. Er hat der praktischen Arbeit wie dem erfinderischen Vorwärtsdenken der Liebe Antriebe geben wollen. Und solche scheinen mir in dem Satze: Die innere Mission Vorarbeit für künftige Organisationen in Staat und Kirche — reichlich zu liegen.

Ich darf bei dieser Gelegenheit sagen, von welchem Gesichtspunkte die Redaktion sich bei der Aufnahme besagter Artikel leiten ließ. Es konnte das Fragliche solcher Zukunftsgedanken mir ja keinen Augenblick verborgen bleiben. Dieser kühne Fernblick schien mir aber durchaus den Wert einer geistreichen und fördernden Hypothese zu haben. Eine Hypothese hat für die Wissenschaft den Wert, daß sie ein bekanntes Beobachtungsgebiet neu beleuchtet und den Forschern zu neuen Untersuchungen Anlaß giebt. Je mehr schon bekannte, bisher noch nicht genügend untergebrachte Thatsachen sich unter der Voraussetzung jener Hypothese erklären und einreihen lassen, um so besser ist die Hypothese, um so wahrscheinlicher die Thatsächlichkeit des Vorausgesetzten. Aber auch wenn die Hypothese schließlich nicht Stich hält, so wird die von ihr veranlaßte Prüfung der bisherigen Erfahrung und Erkenntnis, die durch sie auf neue Punkte gelenkte Untersuchung immer Gewinn bringen.

Ich sah es voraus: Entsetzen bei den einen, Verwunderung bei den andern mußten diese Aufstellungen erregen. Mancher aber mochte sich auch dadurch gefördert sehen und zustimmen. Zu meiner Ueberraschung hat es sogar reichliche Zustimmung gegeben. Ohne Widerspruch aber konnte und sollte das Zukunftsbild auch in diesem Blatte nicht bleiben. Man hat den redaktionellen Vorbehalt vermißt. Unsre Leser müssen wohl schon gemerkt haben, daß ich von solcher Zensur kein Freund bin. Ich setze Leser voraus, die selbst ihre Fragezeichen zu machen verstehn und die der Redaktion recht geben, wenn sie den Mitarbeitern eine große Freiheit und Selbständigkeit gewährt. Hier zumal konnte ich einem Freunde unsers Blattes wohl das freie Wort lassen, der m. E. zur Genüge bewiesen hat, daß ihm der Sinn der alten und echten innern Mission nicht fremd ist; ich konnte es unbeschadet meiner Verantwortlichkeit um so mehr, als gleichsam offiziell ein andrer Mitarbeiter in drei Artikeln dieses Jahrgangs (Nr. 19 bis 21) Unsre Stellung zu den sozialen Parteien mit genügender Deutlichkeit dargelegt hat.

Auf die Sache selbst gehe ich heute nicht ein, so verlockend es für mich ist. Den alten Wichernschen Begriff der innern Mission werden wir in unserm Blatte immer hoch halten. Aber damit sind Naumanns Wünsche und Forderungen nicht erledigt. Es wird sich bei eingehenderer Besprechung seines Arbeiterkatechismus im neuen Jahrgange die beste Gelegenheit bieten, auf die hier vorhandenen Differenzen unter einem neuen Gesichtspunkte zurückzukommen. Ich habe das Büchlein bereits allen unsern Lesern ans Herz gelegt (Calwer Vereinsbuchhandlung, 40 Pf.); es würde mich freuen, wenn ich recht viele ernst begründete Urteile darüber aus dem Leserkreise zugeschickt erhielte. Ich würde diese Urteile für die weitere Verhandlung verwerten. Für mich persönlich bekenne ich, daß ich der Haltung, die Naumann in seinem Arbeiterkatechismus unsern „arbeitenden" Brüdern gegenüber einnimmt, grundsätzlich zustimme. Ich weiß, daß nahe und nächste Freunde dieses Blattes hierin andrer Ansicht sind. Es wird meine Sorge sein, daß die Frage von den verschiedenen Seiten erörtert wird: gerade in unserm Kreise, dem der Gebildeten, Besitzenden, muß sie erörtert werden.

Ich bin zufrieden, und gewiß der Verfasser der Zukunftsartikel auch, wenn diese Artikel zum Nachdenken, zu Austausch und gegenseitiger Klärung geholfen haben und weiterhin helfen. Ich begrüße obigen Aufsatz auch als eine gute Frucht davon und werde in nächster Nummer noch einen Artikel veröffentlichen, der von ganz andrer Seite her und in ganz andrer Richtung ebenfalls die Naumannschen Sätze berichtigen und ergänzen will. Damit möge es dann des direkten Zwiegesprächs mit unserm Zukunftsdeuter in diesen Spalten genug sein — unverwehrt das Recht, bei guter Gelegenheit auf seine Gedanken zurückzukommen.

Der heilige Rock zu Trier

4. Josef von Görres' Verteidigung

Ein alter litterarischer Kämpe, Josef von Görres, erschien 1845 auf dem Kampfplatze mit einem verwunderlichen Buche: Die Wallfahrt nach Trier; den wesentlichen Inhalt hatten schon vorher die Historisch-politischen Blätter bekannt gemacht. Einst hatte Görres, ein geborner Koblenzer, sich in Klubs und Volksversammlungen für die französische Freiheit begeistert und „Das rote Blatt" gegründet; als es auf Antrag Hessens unterdrückt ward, trat an seine Stelle „Rübezahl im blauen Gewande": Darnach hatte er, als er sich in Paris überzeugte, daß in Napoleon der Welt eine Tyrannei erwachse, wie seit der Römerzeit keine gewesen, sich in Natur- und Kunstphilosophie, Romantik und Mystik umgetrieben und war in seinem „Rheinischen Merkur" 1814 dergestalt über die Franzosen hergefallen, daß diese die Zeitschrift eine „fünfte Macht" nannten. Vordem hatte er der Kirche wenig geachtet noch geschont; sein „Testament des vormaligen römischen Reiches" hatte den Untergang der geistlichen Kurfürstentümer mit einer Lauge von Spott übergossen.*) Als aber Erzbischof Droste gefangen saß, war Görres mit einem Buche „Athanasius" — der bekannte Bischof von Alexandrien hatte auch einem mächtigen Könige widerstanden — für ihn zu Felde gezogen. Nun trat der gärende Mann für die Wallfahrt ein. Gleich auf der ersten Seite steht der Satz:

> Die ungeheure geistige Wirkung muß eine ihr entsprechende und proportionirte leibliche Wirkung haben.

In dem dem Berichterstatter vorliegendem Exemplar hat dazu eine Hand mit Bleistift ein sehr berechtigtes „so?" an den Rand gemalt. Aber Görres rühmt weiter:

> Nein, die Vorsehung hatte es also geordnet, daß die Probe vor aller Welt Augen abgelaufen, und der Zeugenbeweis in kolossalen Buchstaben sich eingeschrieben; wie bei dem, was damals auf dem Sinai sich begeben, angesichts derer, die unten am Fuße des Berges hielten, der in Donnern und Posaunentönen hallte. Was eine Million Menschen freiwillig nach einer und derselben Richtung, ohne Verabredung, in Bewegung gesetzt, muß einer höheren Ordnung der Dinge angehören . . .

Aber die zwanzig ungenähten Röcke?

Den Historikern mochten sie hinderlich sein; der Naturphilosoph und Mystiker kam darüber leicht hinweg. Man höre (sei es auch, daß man nicht alles gleich versteht):

> Die entscheidende Frage für die gegenwärtige Untersuchung ist nun: wie verhält sich der Inhalt der kirchlichen Symbolik, oder das

*) S. Karl Hases „Die beiden Erzbischöfe". Auch in der oben genannten kleinen Schrift: Der Kirchenstreit der dreißiger Jahre.

Mysterium in ihr zur Zeit; wie teilt es sich ihr mit und verbreitet sich in ihr von einem Geschlecht zum andern? Das Mysterium hat die Natur der Einheit, es wird also nach der Weise der Einheit sich öffnen, und in die Zeit ausgehen. Die Einheit kann aber wieder nur in das Gleiche sich aufthun; denn sie geht wohl in das Gezweite, dies aber nicht zurück in ihre Wesenheit ein. Die ganze Fülle der Einheit ergießt sich also in dem Gleichen, das also wieder Einheit ist. So ist es mit dem großen Mysterium der schaffenden Gottheit, das im Naturmysterium der Fortpflanzung der Gattung wiederstrahlt. Der erste Mensch hat die Einheit des gesamten Menschengeschlechts durch alle Generationen hindurch in sich beschlossen, das der Möglichkeit nach in ihm gelegen, durch die Folge der Zeugungen aber allmählich aus ihm sich in die Zeit entwickelt. Diese erste Einheit hat also Einheiten zweiter Ordnung ausgestrahlt u. s. w.

Der Erlöser hat die Apostel angehaucht: „Nehmet hin den heiligen Geist“; diese wiederum haben Bischöfen die Hände aufgelegt.

Das ist die geistige Zeugung, die die Naturzeugung ausschließend, wie auch die Inkarnation sie ausgeschlossen, successiv eine kirchliche Generation nach der andern aktuirt. Der erste Akt des Erlösers bricht also in jeder neuen Priesterweihe hervor; es ist sein Odem, der alle Zeiten durchweht; und an ihn geknüpft ist die Einheit seines Geistes ausgegangen, hat sich über jedem geweihten Haupte niedergelassen, und verknüpft sie nun alle untereinander und mit sich; alle die, welche als die Kinder seiner Adoption sein Geschlecht und sein Haus bilden und zusammensetzen sollen. Denen nun, die in solcher Weise in die Hausgenossenschaft aufgenommen worden, ist auch mit dem ausgehenden Odem das Wort in den Mund gelegt, das bei der Einsetzung des Sakramentes in der Coena (Abendmahl) gesprochen worden; und in der Wandlung setzt die in der Individualität vollendete Inkarnation des Erlösers sich durch die Kirche in der Geschichte fort. Es ist das Wort dieses Erlösers, was damals den historischen Faden zuerst angeknüpft; dies Wort in jeder Generation im Munde der Sprechenden sich wiedergebärend, setzt das damals angefangene Werk immer fort. Was bei der irdischen Fortpflanzung der Segen der Gottheit ist: Wachset und mehret euch! das sind hier die Worte der Einsetzung: Thut das zu meinem Gedächtnis! Die Möglichkeit des Thuns und des Nichtthuns aber ist an die Weihe geknüpft ... Es wird sein wie eine Flamme, die tausend Flammen zündet, ohne sich selber zu mindern ... durch Dividiren sich mehrend, wie das Saatkorn sich zur Aehre mehret ... Das wird auch der Fall mit dem heiligen Gewande sein; das ursprüngliche, unmittelbar Gegebene, in Berührung gebracht mit einem homogenen Träger, wiederholt in ihm den Akt, aus dem es selbst geheiligt hervorgegangen; wie ein Wort in tausend Hörern tausend Gedanken weckt, und ein Magnet hundert Magneten macht. Wie also die volksmäßige Legende erzählt, das Kreuz sei wie ein lebendiger Baum nachgewachsen, je mehr man davon geschnitten, so erzählte sie vom Gewande: es sei mit seinem Eigner gewachsen; und hätte in gleicher Naivetät [also nun so?] berichten mögen, vom ursprünglichen heiligen Rock hätten alle andern sich abgeschält, ohne daß er sich gemindert hätte; oder der erste Graal habe mit seinem Tempel auch die Kelche der 72 Altäre hervorgetrieben und von da seien alle Kelche auf Erden ausgegangen ... Geometrisch teilen ließ sich das Symbol der Einheit nicht; sollten alle jene Ansprüche befriedigt werden, blieb nur der Weg der Mehrung übrig [!] ... Frankreich, vielleicht auch Bremen, leitet seinen Mantel, durch Vermittlung Karl des Großen, ab von Byzanz, und England wieder durch Karlmann vom französischen. Alle haben, wie kaum zu zweifeln, päpstliche Authentiken gehabt, daß die Transfusion des Heiligen in allen kirchlichen Formen sich übertragen; sie waren also kirchlich auch völlig identisch, nur dasselbe Gewand in eine Vielheit von Gewändern auseinander gegangen.

Du verstehst das nicht? Ja, wers verstünde! Scheint es doch bald eigentlich geredet, man meint es zu verstehen; dann wieder ist von Volksnaivetät die Rede. Das Ganze, scheinbar tiefsinnig, eigentlich unsinnig, darauf berechnet, wie das Volk dann spricht: einen dumm zu machen, einen Nebel zu erregen, in dem man nichts mehr sieht. Damit waren die Gildemeister und Sybel denn freilich gewiß nicht überwunden.

5. Das Geständnis des Herrn von Wilmowsky

Viele Jahre waren vergangen, seit man den „heiligen Leibrock unsers Herrn Jesu Christi“, wie der P. Laurenz Hecht sich ausdrückte, enthüllt hatte. Da am 25. April des Jahres 1876 erschien — zugleich als Auszug eines kostbaren Werkes — eine kleine Schrift des Trierer Domkapitulars J. N. von Wilmowsky, der einst jener Eröffnung beigewohnt und von dem wir uns dieselbe haben schildern lassen: Der h. Rock, eine archäologische Prüfung des zur Verhüllung der Reliquie der Tunika des Erlösers verwendeten prachtreichen liturgischen Gewandes im Dome zu Trier nebst einem Bericht über die Sandalen des Erlösers in der Salvatorkirche zu Prüm. (Mit diesen Sandalen verhält es sich ganz ähnlich, wie mit dem Rocke.) Im Vorwort führt er als Gründe, warum er diese Abhandlung nicht früher herausgegeben, eine ganze Reihe von schriftstellerischen Unternehmungen an; dann aber offenbart es sich, wie hier ein Gewissen drängt, das sich endlich also ausspricht:

Die Veröffentlichung meiner Abhandlung wollte ich aber nicht mehr länger hinausschieben, weil ich fühle, daß es mir vielleicht nicht mehr lange verstattet sein dürfte, mich litterarischen Arbeiten zu widmen.

Der Tag meines Lebens hat sich geneigt. Ich wollte, ehe ich scheide, die letzte Pflicht gegen die Wahrheit erfüllen, den langjährigen Irrtum heben, und über die Verwechslung der kostbaren Verhüllung der heiligen Reliquie der Tunika des Erlösers, von welcher die Trierische Kirche einen bedeutenden Teil besitzt und verehrt, Licht verbreiten.

Also Wilmowsky bleibt dabei, Trier besitze dergleichen, und doch, wie weit stimmt er mit den Bonner Anfechtern überein! Zwar nicht darin, daß das dem Volke gezeigte Gewand mit der wunderbaren changirenden Farbe ein Baalspfaffenkostüm sei, aber daß dasjenige, was man dem Volke zeigte, was es ehrerbietigst beschaute, wovon es Wunder erwartete, nicht der ungenähte Rock Christi sei, vielmehr — und Herr von Wilmowsky ist ein gelehrter Kenner des Entwicklungsganges der Seidenweberei für liturgische Zwecke — ein byzantinisches Prachtgewebe von feurig purpurroter Seide mit goldgelber Musterung in quadrirten Medaillons: in diesen stehen neben- und übereinander geordnet kleinere Vögel [so ausdrücklich und mit Ablehnung der von der Kirchlichen Korrespondenz neulich wieder genannten Pferdchen von Wilmowsky]. Bevor nach Schluß der Ausstellung die Zurücklegung geschah, hatte der Domkapitular in Gemeinschaft mit dem Generalvikar Müller, spätern Bischof von Münster — 15 Minuten lang Gelegenheit gehabt, das Innere der Tunika mit archäologischem Auge anzusehen, ja die Musterung durchzuzeichnen; Müller selbst hatte ihn auf die Tiergestalten aufmerksam gemacht, überzeugte sich auch von der Richtigkeit der Zeichnung. Dagegen fand sich auf der Innenseite der Tunika ein Gewandstück angeheftet, einfach, glatt, von milder grauer Farbe, mehr wie Wolle als wie Seide anzusehen, etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß breit und 1 Fuß hoch. Als Wilmowsky dies sah — denn das war ihm laut Propheten und Aposteln, welche Kleiderpracht verpönen, undenkbar geworden, daß der Herr in solchem Prachtgewande, wie die Tunika es darstellt, und nicht vielmehr in schlichtem, ernstem Kleide sollte gewandelt sein — fühlte er sich froh bewegt und sprach zu dem Generalvikar: „Das ist die eigentliche hl. Reliquie.“ Jener entgegnete: Dann besitzen wir nicht die Tunica inconsutilis. Wilmowsky: „Wir besitzen nur einen Teil derselben; das seidene Prachtgewand ist blos seine Verhüllung!“ Von da an war er von der Verwechslung der Hülle mit dem geheiligten Gegenstande überzeugt.

Und merkwürdig, zum Beweise, daß das graue Gewandstück dem echten Rocke angehört, dient ihm nun auch derjenige heftige Streit, den Kurfürst Philipp Christoph von Sötern mit seinem Domkapitel geführt. Denn zwischen den öffentlichen Ausstellungen fänden auch Privatvorzeigungen statt,

bei welchen die Erkennung der heiligen Reliquie im Innern des Gewandes und die Ablösung von kleinen Partikeln auf das fromme dringende Ansuchen vornehmer Personen möglich war. Bei einer solchen Gelegenheit wird auch jene Partikel, welche in der kurfürstlichen Hofkapelle aufbewahrt wurde, in die Kapelle und den kostbaren Fuß des Kreuzes gekommen sein. Aus den Akten dieses Prozesses erhalten wir eine nähere Angabe sowohl über den Stoff als die Farbe der heiligen Partikel, woraus die Identität der letztern mit unsrer entdeckten, durch die Tunika verhüllten heiligen Reliquie hervorgeht.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle, jedenfalls sind die Darlegungen des Herrn Professors Marx sämtlich hinfällig geworden.

Ist nun die graue Partikel wirklich vom heiligen Rocke? Daß die Angaben der Gesta Trevirorum und späterer Schriftsteller ungenau, stellt v. Wilmowsky nicht in Abrede. Aber auch im übrigen haben die Einwendungen der Doktoren Gildemeister und Sybel alle Wahrscheinlichkeit für sich. Für uns wird Ronges Wort in Kraft bleiben, daß es gleichgiltig sei, ob der Rock echt oder unecht: nicht an Christi Rock, sondern an seinen Geist sind wir verwiesen; der Rock könnte auch den Geist nur verhüllen, wie jene Tunika die vermeintlich echte Partikel.

Bischof Korum hat bei der großen Trierer Katholikenversammlung seinem Amtsbruder auf sein Drängen nach einer Ausstellung den Bescheid erteilt: Gott selbst [?] bestimmt den Augenblick. Es waren immer Weltereignisse [?], die die Ausstellung des Rockes erforderten [?] . . . — Was meint der Mann? Was hat er vor? Was soll denn geschehen? H

Bücher und Schriften

(Ein neues Bibelwerk) Illustrirte Hausbibel oder: Die Bibel, d. i. die ganze heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nach D. M. Luthers Uebersetzung, mit Bildern der Meister christlicher Kunst, herausgegeben von Dr. Rudolf Pfleiderer, Diakonus am Münster zu Ulm. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut (vorm. Emil Hänselmann); etwa 60 Lieferungen zu je 50 Pfennigen.

Der als feiner Kunstkenner durch das von ihm geleitete, bei F. A. Perthes erscheinende Deutsche Litteraturblatt und anderweitig genugsam bekannte Dr. R. Pfleiderer erwirbt sich durch Herausgabe dieses Werkes ein besonderes Verdienst um das deutsche Haus. Wir haben hier nicht ein Werk unter vielen, sondern ein Werk, das Epoche macht unter den Bibelausgaben und für das Bibelverständnis. Durch seine ausgebreiteten Verbindungen unter den Künstlern und besonders auch mit den verschiedenen Kunstkabinetten ist der Verfasser in den Stand gesetzt, künstlerisch wertvolle Abdrücke von allen Meisterwerken der christlichen Kunst sich zu verschaffen, die für eine Bibelausgabe in seinem Sinne verwendbar waren. Nach der vorliegenden ersten Lieferung und den ihr angefügten Proben konnte im Vorwort gesagt werden: „Wir greifen in die Schätze der gesamten älteren und neueren Kunst hinein, in der Absicht, eine Bilderbibel zu schaffen, in welcher das Beste aller Zeiten zur möglichst vollständigen Darstellung aller wesentlichen biblischen Vorgänge und Persönlichkeiten vereinigt erscheine, zugleich aber auch durch planmäßige Auslese in der Mannigfaltigkeit der Meister und Kunstweisen doch die Einheit des Geistes gewahrt bleibt.“ *) So sind hier zum erstenmal die Loggien Raffaels „auf Grund der Originale mit Zurückgehen auf die Handzeichnungen des Meisters“ (die Bilder selbst sind bekanntlich von seinen Schülern gemalt) vollständig wiedergegeben. Daneben sind Michel Angelo, Overbeck, Cornelius, Veit und Schadow, selbstverständlich auch Schnorr, vertreten, und vor allem ist dafür gesorgt, daß die altdeutsche Kunst (Schöngauer, Dürer, Holbein) in ihrer volkstümlichen Kraft und religiösen Innigkeit zur Geltung komme.

So viel nun auch das Werk für Kunstfreunde bietet, die Bibelfreunde werden doch noch mehr darin finden, weil alles darauf angelegt ist, den Geist der Bibel hervortreten zu lassen und die Kunst in den Dienst des göttlichen Wortes zu stellen. Es steht dies Werk deswegen in vollständigem Gegensatz zu allem einseitigen Realismus, wie ihn z. B. die Gebhardschen Bilder (Abendmahl und Kreuzigung) in abschreckender**) Weise zeigen, und zu jener nach Effekt haschenden Romantik, wie sie uns das mit Unrecht so viel gerühmte Werk von Doré zeigt. Archäologische Illustrationen, orientalische Landschaften in blendender Beleuchtung, Genrebilder aus dem Beduinenleben sind gewiß kein Beitrag zum Verständnis der Bibel. Luther hat aber recht, wenn er sagt, daß Kinder und Erwachsene durch Bildnis und Gleichnis besser bewegt werden, die göttliche Geschichte zu behalten, denn durch bloße Worte und Lesen, und deswegen ausruft: „Wollte Gott, ich könnte die Herren und Reichen dahin bereden, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an den Häusern vor jedermanns Augen malen ließen; das wäre ein christlich Werk.“ Luthers Wunsch ist hier gewissermaßen in Erfüllung gegangen. Während nun die Schnorrsche Bibel nur einzelnes aus dem Texte bringt, haben wir hier den ganzen Luthertext, dem aber die Korrekturen der Hallischen Probebibel in Fußnoten beigefügt sind.

Die Freunde einer abgekürzten Schul- und Familienbibel wären noch darauf aufmerksam zu machen, daß dies Werk nur auf einem andern Wege dasselbe Ziel verfolgt. Es hat ja das Alte Testament, das zunächst nicht für Kinder geschrieben ist, viele Stellen, welche durch ihren anstößigen Inhalt eine fruchtbringende religiöse Auffassung der heiligen Schrift für Kinder und Ungebildete auf das äußerste erschweren. Für die Schulen kann nun freilich ein illustrirtes Bibelwerk von künstlerischem Werte nicht angeschafft werden und auch die Schnorrschen Bilder sind dort doch nur mit Auswahl anwendbar (David und Bathseba z. B. durchaus nicht). Deswegen wird eine abgekürzte Schulbibel, wie z. B. die Glarner Familienbibel, nicht aufhören, ein pädagogisches Bedürfnis zu bleiben. Für das Haus aber wird durch dies Werk nahezu dasselbe erreicht. Diese Bilder machen einen so überwältigenden Eindruck auf jung und alt, daß die Leser eben wirklich in den Geist der Bibel eingeführt und darum davor bewahrt bleiben, „anstößige Stellen“ mißzuverstehen. Dem unverkürzten Bibeltext kann aber nicht der Vorwurf eines subjektiven Beliebens gemacht werden.

Wenn nun bei auch anderweitig vorzüglicher Ausstattung außer zahlreichen Vignetten gegen 300 große Holzschnitte und 150 Vollbilder in einer dem Charakter des Originales angepaßten Reproduktionsart geliefert werden, und das alles für 30 bis 40 Mark, so gereicht dies Unternehmen auch der Verlagshandlung gewiß zur höchsten Ehre, und es ist zu wünschen, daß das Werk überall im deutschen Hause, im In- und Auslande die Anerkennung und Verbreitung finden möge, die es verdient. W G

(Leben Jesu) So berechtigte Zweifel man hegen kann, ob es je möglich sein wird, auf Grund unsrer Evangelien ein Lebensbild Jesu zu entwerfen, welches streng wissenschaftlichen Anforderungen genügt, weil die Quellen zu lückenhaft seien, so wenig werden diese Bedenken von dem immer erneuten Versuche, das schwierige Problem zu lösen, zurückhalten. Seit David Strauß ist unter unsern Gebildeten, — denn nur wenige unter ihnen werden noch dem Vorurteile huldigen, als sei sein Leben Jesu das letzte Wort in der großen Sache gewesen — das Interesse für diesen Gegenstand sehr lebendig, und nicht wenig verbreitet ist die Ueberzeugung, daß auf diesem Gebiete die Frage nach der Berechtigung des Christentums überhaupt sich entscheide. Diesem Suchen der Gebildeten entgegenzukommen und ihnen zur Klarheit zu helfen, hat zwei hervorragende Theologen unsrer Zeit, Bernhard Weiß, Professor in Berlin, und Willibald Beyschlag, Professor in Halle, veranlaßt, in einem Leben Jesu das wissenschaftliche Ergebnis ihrer Lebensstudien nicht nur den Fachgenossen, sondern vor allem den gebildeten Laien vorzulegen (Bernhard Weiß: Das Leben Jesu. 3. Auflage. 2 Bde. Berlin 1888. 18, gebunden 21 Mk. Willibald Beyschlag: Das Leben Jesu. 2. Auflage. 2 Bde.: 1. Untersuchender Teil; 2. Darstellender Teil; jeder Band auch einzeln käuflich zu je 9 Mk. Halle 1888). Nicht allein das fast gleichzeitige Erscheinen dieser Werke, sondern auch die in wenigen Jahren erneuten Auflagen derselben sind ein Beweis für ein vorhandenes Bedürfnis, welches frühere Darstellungen des Lebens Jesu nicht haben befriedigen können. Es wäre voreilig, unsern Lesern zu sagen, daß sie hier das finden werden, was sie suchen; aber so viel können wir sagen: Anregung, mannigfache Klärung über gehegte Zweifel, lebendigere Anschauung werden sie aus jedem der beiden Werke empfangen, die übrigens eine vorzügliche Sprache gemeinsam haben und schon als Lektüre einen hohen Genuß gewähren. Wem freilich traditionelle Vorstellungen zu heilig sind, als daß er sie auch von pietätvoller Hand angerührt sehen möchte, der nehme keines dieser Bücher zu Hand.

Es ist hier nicht der Ort, eine wissenschaftliche Kritik der beiden Werke zu geben und unsre Leser über den wissenschaftlichen Kampf, der um das schwere Problem geführt wird, zu unterrichten, aber ein praktisches Bedenken können wir an dieser Stelle unsern Lesern nicht vorenthalten, welches wir gegen jeden Versuch einer Darstellung des Lebens Jesu haben. Mag diese mit noch so hoher Begeisterung, ja aus frommer Anbetung heraus — wie es bei beiden vorliegenden Versuchen der Fall ist — unternommen sein, ein Schicksal bleibt keinem solchen Versuche erspart, nämlich etwas von der unmittelbaren Hoheit und Größe der Person Christi abzustreifen. Wenn schon eine Biographie Goethes z. B., welche diesem Meister gerecht würde, noch muß geschrieben werden, wie viel mehr wird dies der Fall sein und bleiben bei einer Biographie dessen, für welchen alle sonstigen menschlichen Maßstäbe eben nicht mehr ausreichen. Nein, er ist größer, heiliger, herrlicher, als er hier erscheint — dieses unbefriedigende Gefühl wird uns bei der Lektüre nicht verlassen. Das ist nicht rein subjektiv, sondern das wird jeder wahrnehmen, dem die Gestalt Christi aus den Evangelien mehr als ein schattenhaftes Bild ist. Kein Leben Jesu wird uns religiös-sittlich befriedigen. Selbst wenn man, wie etwa in der Predigt, sich rein erbaulich mit der Gestalt Christi beschäftigen wollte, man würde nie seinen Zweck erreichen, man würde immer empfinden, daß wir über die schlichte Hoheit der Evangelien, ihre kindliche Einfalt, ihre sachliche Ruhe, die weder durch sich vordrängende Reflexion gestört wird, noch der Wärme entbehrt, nicht hinauskommen können. Gerade daß die Evangelien nicht eine innere Entwicklung Jesu geben, sondern nur in einer Reihe von Bildern aus seinem Leben uns die Gestalt Christi zeigen, nicht wie er wird, was er ist, sondern, wie und was er ist, gerade daß sie uns immer unter das volle Licht seiner einzigartigen Herrlichkeit stellen, bildet ihren besondern Vorzug und macht sie ganz einzig geschickt, unser religiöses Leben zu wecken und zu nähren. So wird denn jederzeit ein „Leben Jesu“ hinter seinem Ziele zurückbleiben, es wird auf der einen Seite manche Lücke in der Erkenntnis ausfüllen, aber auch eine Lücke fühlbar machen, die nur durch die Evangelien ausgefüllt werden kann.

Das vorhaltend, können wir doch nur einladen, sich in die beiden vorliegenden Werke zu versenken: beide haben, trotz mancher großen Verschiedenheit im einzelnen, in der Anordnung, im Aufbau, doch eins vor allem mit einander gemeinsam: den Standpunkt. Beide räumen der historischen Kritik ohne Furcht ihr Recht auch an diesem Gegenstande ein, obwohl Weiß der Tradition eher Zugeständnisse macht als Beyschlag; beide gehen darauf aus, uns in der Menschheit Christi seine Gottheit zu zeigen; beide haben, wie wir schon angedeutet, einen praktischen Zweck, nämlich, um mit Weiß selbst zu reden, „den Kreisen, der im Glauben Suchenden, wie derer, die ihre Stellung zu Christo noch nicht gefunden haben“, zu dienen. Beide Verfasser sind sich bewußt, gewissermaßen das Endergebnis ihrer theologischen Lebensarbeit in ihrem Werke niederzulegen, wie eine Art Glaubensbekenntnis, dem man die Herzensüberzeugung auch anfühlt. Dabei kam Weiß seine sorgfältige Vertiefung in das Einzelne zu gute, welche er als anerkannter neutestamentlicher Exeget sein Lebenlang zu üben gewöhnt ist, während Beyschlag, von einem gewissen dichterischen Geiste getragen, viel eher kühn die Flügel der Phantasie regt, um über Einzelfragen rascher hinweg zu gehen. Er hat, um durch keine wissenschaftlichen Untersuchungen im

*) Um die Einheit der Kunstwirkung dürfte es bei der Wiedergabe so verschiedener Meister aus den verschiedenen Zeiten doch etwas fraglich bestellt sein. Aber unsre Gallerien haben uns da nicht verwöhnt. D H

**) Darüber ließe sich streiten. D H

Aufrollen des Lebensbildes Jesu gestört zu sein, jene in den ersten Band seines Werkes verwiesen, während Weiß den wissenschaftlichen Charakter seiner Darstellung dadurch wahrt, daß er in dieselbe die Untersuchung hineinverwebt, doch so, daß auch ein Laie folgen und ein selbstständiges Urteil sich bilden kann. — Und so wünschen wir denn, daß namentlich ernste Laien sich eingehend mit diesen Lebensbildern des Herrn beschäftigen mögen, nicht um Christum zu begreifen, sondern ihn zu ergreifen und sich einen Johannesdienst thun zu lassen. P D

(Erfahrungen eines Hadschi) In den Erfahrungen eines Hadschi (Leipzig, F. W. Grunow, 1888; 3, geb. 4,50 M.) erzählt E. Budde die Leiden und Freuden einer im Frühjahr 1885 nach Jerusalem, Damaskus, Palmyra, Baalbek und Beirut unternommenen Reise. Er weiß im ganzen mehr von Leiden als von Freuden zu erzählen, denn das Wetter hat ihm oft hart zugesetzt; im März und April ist eben auf den Himmel Syriens noch kein sicherer Verlaß. Doch haben die Leiden die gute Laune weder des Reisenden noch des Schriftstellers verdorben: die Freude an dem Gesehenen und Erlebten kommt daneben auch zu ihrem Rechte. Der Verfasser ist freilich kein „Hadschi" oder Pilger, der alles bewundert, was ihm im heiligen Lande begegnet. Er fällt über vieles, z. B. über das Treiben an den heiligen Stätten, ein scharfes Urteil. Wer diesen Unfug kennt, wird ihm unbedingt darin recht geben: er ist eine Schande des christlichen Namens. Gegenüber den vielen schwärmerischen Gefühlsergüssen, durch die so mancher Reisende dem heiligen Lande eine zweifelhafte Ehre angethan hat, zeichnet sich das Buch durch eine gesunde Nüchternheit aus. Hier und da wäre mir eine größere Zurückhaltung, in manchen Dingen auch ein tieferes Eingehen erwünscht gewesen. Das gefällig geschriebene, mit treffendem Witz ausgestattete Buch bietet eine angenehme Unterhaltung. Es bringt selbst für den Kenner manches Neue und regt den aufmerksamen Leser zum Nachdenken über den Unterschied zwischen Einst und Jetzt, zwischen Morgenland und Abendland an. G

(Erinnerungen eines Missionars) Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südost-Afrika (Transvaal) 1859—1882. Von A. Merensky, Missions-Superintendent. Mit 20 Abbildungen und einer Karte in Farbendruck. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.

Es wird gegenwärtig viel über die Mission geredet und geschrieben, das meiste davon ist aber leider wenig geeignet, zu einem wirklichen Verständnis für die Aufgaben und Erfolge der Mission zu verhelfen. Wir freuen uns, von den vorliegenden Lebenserinnerungen Merenskys sagen zu können, daß sie dies in hervorragender Weise thun. Die kleinen Anfänge der Berliner Mission unter den Bassutos Südafrikas und ihre fortschreitende Entwicklung bilden den Inhalt des interessanten Buches. Dasselbe wird in der Missionsgeschichte immer einen hervorragenden Platz einnehmen. Aber nicht blos den Missionsfreunden, auch den mit geographischen und ethnologischen Studien beschäftigten Kreisen können wir das Buch warm empfehlen. Es enthält eine Fülle wertvoller Aufzeichnungen über die Naturverhältnisse und Bewohner Transvaals, welche außerordentlich viel zutreffender sind, als die der allermeisten geographischen Schriften, weil sie aus der Feder eines Mannes geflossen sind, der Jahrzehnte lang unter dem Volke gelebt hat. Bei dem in unsern Tagen so lebhaften Interesse für Afrika wird die Schrift vielen doppelt willkommen sein. Die Ausstattung des Buches ist, wie sich von der wohlbekannten Verlagsfirma nicht anders erwarten läßt, eine sehr schöne und empfiehlt ebenfalls das Buch zu einem Weihnachtsgeschenk. P

(Für unsere reifere Jugend) insbesondere für leseeifrige Gymnasiasten der höhern Stufen sind zum großen Teil sehr zu empfehlen die bei Klein in Barmen erscheinenden Zehnpfennighefte Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins. Wir konnten in Nr. 34 berichten, daß die Sammlung bis Heft 79 fortgeschritten sei. Jetzt hat sie das Hundert beinahe vollgemacht. Hier die Titel der neuesten Nummern: (80) Werner, August, Oberpfarrer D., Evangelische Strömungen im deutschen Katholizismus. — (81) Förster, Theod., Superintendent D., Ambrosius, Bischof von Mailand. — (82) Blanckmeister, F., Archidiakonus, Von Platten nach Johanngeorgenstadt. Eine Exulantengeschichte aus der böhmischen Gegenreformation. — (83) Köstlin, Friedrich, Pfarrer Dr., Die unüberwindliche Armada. — (84) Tischler, G. A., Prediger, Zeugen des Evangeliums aus der katholischen Kirche. — (85) Die Aachener Heiligtumsfahrt. — (86) Beyschlag, W., Prof. D., Luthers Hausstand in seiner reformatorischen Bedeutung. — (87) Die evangelische Diaspora im Großherzogtum Baden. — (88) Trede, Theod., Pfarrer, Das heilige Haus in Loreto. — (89) Erinnerungen an Luther und seine Zeit. — (90) Rönneke, Karl, kaiserl. Botschaftsprediger, Lic. th., Giovanni Ludovico Pasquale. Ein edles Opfer der „heiligen" Inquisition. — (91) Buchmann, Wilhelm, Pfarrer, Herzog Johann Christian von Brieg. — (92) Buchwald, Georg, Diakonus, Dr. Lic. th., Martin Luther im Hause der Familie Cotta zu Eisenach. — (93) Rönneke, Karl, kaiserl. Botschaftsprediger Lic. th., Das Blutbad von Barletta. — (94) Das Ablaßwesen im gegenwärtigen Rom. — (95) Jacobi, Hans, Stiftsprediger, Eine Gustav-Adolfs-Reise durch die österreichischen Alpen I. — (96) Wolters, Albrecht, weil. Prof. D., Luther und der Kardinal Albrecht von Mainz. — — Hieran wird sich reihen: (97) Jacobi, Hans, Stiftsprediger in Weimar, Eine Gustav-Adolf-Reise durch die österreichischen Alpen II. — (98) Fay, F. R., Pfarrer in Krefeld, Königin Christine von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs. — (99) Kromm, Pastor, Die Schwedensäule bei Erfelden. — (100) Rogge, Hofprediger D., Kaiser Wilhelm I. und die letzte Kirche.

Man darf dem rührigen Verleger zum ersten Hundert Glück wünschen. Da die Buchhandlungen sich mit dem Vertriebe solcher Heftchen ungern befassen, ist es das Beste, direkt zu beziehen. Wer Interesse hat, lasse sich eine vom Verleger unentgeltlich versandte Beigabe mitkommen: Stimmen der Presse über D. K. Geigers Elisabetha Bona von Reute, die Patronin und Wunderthäterin Schwabens (vgl. Heft 72), 20 Seiten. R

(Neues und Altes) Zum Schluß sei es gestattet, noch einige Titel zu nennen, denen wir eine eingehende Besprechung vor dem Fest nicht mehr widmen können. Zuerst ein altes, gutes Buch: Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches. Für das deutsche Haus. Herausgegeben von Otto Nasemann. Zwei Bände, zusammen 872 Seiten. Halle, Niemeyer; 3. vermehrte Auflage 1886. Ungebunden 8 Mark. Eine feinsinnige Frau (Charlotte Dunker), die viel erlebt und viel nachgedacht, schüttet da einen reichen Schatz von Lebensweisheit uns in den Schoß: über Abhängigkeit, Adel, Aerger, Alter, Andacht und so weiter im goldnen ABC.

Aus dem Leben eines Frühvollendeten, des evangelischen Pfarrers Franz Beyschlag. Ein christliches Lebensbild aus der Gegenwart von Willibald Beyschlag. Sechste Auflage. Halle, Strien 1889. 476 S.; 6, geb. 7 Mk. Diese sechste Auflage des 1858 zuerst ausgegebenen schönen Buches ist unverändert, doch sind früher nur angedeutete Namen nunmehr, wo dreißig Jahre darüber hingegangen, offen genannt. Ich erinnere mich gern des Eindrucks, den das Buch auf der Schwelle des Mannesalters auf mich gemacht hat. Wer von unsern Lesern es noch nicht kennt, soll es sich nicht entgehen lassen.

Zwei sehr beachtenswerte Biographien hat das ablaufende Jahr gebracht, auf die wir noch ausführlicher zurückkommen. Heute muß zu ihrer Empfehlung der Titel genügen: Johann Tobias Beck von B. Riggenbach. Basel, Detloff; 6, geb. 7,50 Mk. — Werners Leben und Wirken von P. Wurster. Reutlingen, Kocher; 5,20, geb. 6,50 Mk. Zu letzterem vergleiche Nr. 1 dieses und Nr. 35 des vorigen Jahrganges.

Das in Nr. 49 empfohlene Buch Friedrich Wilhelm Robertson. Sein Lebensbild in Briefen. Nebst einem Anhange religiöser Reden — kostet gebunden nicht 8, sondern 6 Mark.

Eine Kirchengeschichte von bisher noch nicht dagewesener reicher Ausstattung mit guten (auch farbigen) Nachbildungen im Geschmack unsrer neuern illustrirten Welt- und Kulturgeschichte hat soeben angefangen zu erscheinen: Kirchengeschichte für das evangelische Haus von Friedrich Baum. Zweite Auflage in vollständiger Neubearbeitung herausgegeben von Christian Geyer. Mit ca. 500 Vollbildern, Textabbildungen und Beilagen. Nördlingen, C. H. Beck 1889. Es liegt die erste Lieferung vor, 224 Seiten für 3,60 Mk.; noch zwei zu gleichem Preise werden bis Ostern folgen.

Vorzüglich gelungene Bilder aus der Kirchengeschichte ohne Stift und Farbe sind uns vom Oberkonsistorialrat Sell in Darmstadt dargeboten und seien hiermit allen Gebildeten aufs wärmste empfohlen: Aus der Geschichte des Christentums. Sechs Vorlesungen zu Darmstadt gehalten von K. Sell. Darmstadt, J. Waitz 1888; 2 Mk.

Julius Sturm hat die „frommen Lieder" seiner spätern Zeit in einem Bande gesammelt; es wird für seine Freunde nur dieser Nachricht bedürfen: Palme und Krone. Lieder zur Erbauung von Julius Sturm. Bremen, Heinsius 1888. 570 S.; geb. 6 Mk.

Schon jetzt sei vorläufig aufmerksam gemacht auf die im Erscheinen begriffene zweite vermehrte und verbesserte Auflage des Lexikons für Theologie und Kirchenwesen von Holtzmann und Zöpffel, Professoren an der Universität Straßburg. Braunschweig, Schwetschke u. S. 1888. Erste Lieferung 88 S., 1 Mk. Vollständig in 8, höchstens 10 Lieferungen. In ausgezeichneter Kürze und Sachlichkeit ist hier eine Fülle von Auskunft über Lehre, Geschichte und Kultus, Verfassung, Feste, Sekten und Orden der Kirche gegeben, auch von den übrigen Religionsgemeinschaften das Wichtigste mitgeteilt. Ausdrücklich heißt es im Vorwort: „Mehr noch als Theologen sind als Leser Laien gedacht." Dem entspricht das Dargebotene.

Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen in neuer Auswahl von Dr. Oskar Wächter. Gütersloh, Bertelsmann 1888. 392 S.; 5 Mk. Diese Sammlung von 6038 Sprüchen mit knappen, den Sinn erläuternden Anmerkungen wird gewiß ihre Liebhaber finden. Sie will unter Ausscheidung der in vielen andern Sammlungen vorkommenden faden und frivolen Sprichwörter dem Leser „Anregung, Erfrischung, Rat, Trost, Vergnügen und diejenige Zerstreuung gewähren, welche man für die rechte Stimmung des Gemüts mitunter braucht."

Aus dem Kreise der nächsten Freunde dieses Blattes sind soeben erschienen: Schulandachten von Lic. W. Bornemann, Professor und geistlichem Inspektor am Kloster U. L. F. zu Magdeburg. Berlin, Reuther 1889. 198 S.; 2 Mk. Es sind 147 kurze Betrachtungen, von denen die große Mehrzahl ausdrücklich auch für die Hausandacht dargeboten werden.

Zur christlichen Kultus- und Kulturgeschichte. Abhandlungen und Vorträge von D. Paul Kleinert, Konsistorialrat und Professor der Theologie in Berlin. Berlin, Reuther 1889. 329 S.; 4,50, gebunden 6 Mk. Die beste Empfehlung ist das Inhaltsverzeichnis: 1. Ueber die Anfänge der christlichen Beredsamkeit. 2. Das erste Werden des deutschen Kirchenliedes. 3. Schweifende Kleriker im Mittelalter. 4. Luther im Verhältnis zur Wissenschaft und ihrer Lehre. 5. Vom Anteil der Universität an der Vorbildung fürs öffentliche Leben. 6. Beziehungen Friedrichs des Großen zur Stiftung der Universität Berlin. 7. Grundsätze evangelischer Kirchenverfassung. — Die geistreiche Art des Verfassers verbürgt diesen Gegenständen das Interesse jedes gebildeten Lesers.

Stimmen aus dem Heiligtum. Von W. Preger. Gütersloh, Bertelsmann; 1 Mk. Der bekannte Münchener Gelehrte bietet hier in zweiter vermehrter Auflage wohlgelungene Umdichtungen von 61 Psalmen. An die Kraft der Lutherschen Umdichtungen reichen sie nicht heran: aber sie wollen auch modern ein.

Denksteine aus älterer und neuerer Zeit. Erzählungen von D. Alcock, übersetzt von Elisabeth Klee. Leipzig, Vereinshaus 1889. 364 S.; 3,60, geb. 4,60 Mk. In recht geschmackvollem Einbande werden hier neun Erzählungen der bekannten Schriftstellerin dargeboten, die zumeist Episoden aus der Geschichte der Kirche zum Hindergrund haben. Besonders die aus der Zeit der Albigenserkriege und Hugenottenverfolgungen sind geeignet, einen tiefen Eindruck zu machen und, was der Verfasserin am Herzen liegt, Seelen für den Glauben zu gewinnen.

Hausbibliothek, herausgegeben vom Ev. Schriftenverein für Baden. Nr. 7: Reiseskizzen aus Spanien von C. Ahles, Pfarrer in Mannheim. Die einfache, anspruchslose Reisebeschreibung lehrt Land und Leute kennen. Besonders gern hört man den Erzähler von Fliedners Evangelisationsthätigkeit reden. Ertrag für die evangelische Gemeinde in Madrid: kart. 1,80, geb. 2,40 Mk. — Nr. 8: Allerlei Gotteswege. Volkserzählungen von Th. Hoffmann. Kart. 1, geb. 1,50 Mk. Gut und volkstümlich.

Der Weihnachtskatalog der Buchhandlung der Berliner Stadtmission (W. Mohrenstraße 27), welcher auf Verlangen gratis und frei zugesandt wird, enthält die nicht üble Neuerung einer unterhaltenden Abteilung, für welche Emil Frommel, Georg Oertel und Ernst Evers geschrieben haben. Er wird darum doppelt willkommen sein. Leider begegnete uns auch hier folgende unerträgliche Reklame für Georg Wilhelm Schulzes Geistliche Lieder (14. Aufl., erschienen bei Richard Mühlmann in Halle), die uns schon neulich in Ev. Kirchl. Anz. von Berlin verletzte: „An Formvollendung stehen sie den Gerokschen Erzeugnissen nicht nach, an Offenbarungsgehalt ihnen weit überlegen [!]." Wer ist für diese Taktlosigkeit verantwortlich? Kein kirchliches Blatt und kein christlicher Katalog sollte der Verlagshandlung den Gefallen thun, dergleichen zu drucken. R

(Die Weihnachtsnummer des Berliner Arbeiterfreundes) ist erschienen und wird als Weihnachtsfestzeitung zur Massenverteilung empfohlen. Der Berliner Arbeiterfreund vermeidet jedes Eingehen auf die wirtschaftlichen Notstände. Er will durch kurze, erbauliche Aufsätze und schlichte Erzählungen aus dem Volksleben Frömmigkeit und Einfachheit in die Arbeiterfamilien tragen. Die Weihnachtsnummer enthält nur Weihnachtsbetrachtungen, die meist den richtigen Ton treffen, zwei Bilder, das eine gut, das andre weniger hübsch ausgeführt, mehrere kurze Gedichte, einige Notizen. Am Schlusse des Blattes steht eine kurze Erzählung, die besser weggeblieben wäre: Ein Weihnachtsbrief. Der Inhalt ist dieser: Ein Arbeiter hat eine seit Monden schwerkranke Frau. Alle Hilfsmittel sind aufgezehrt, Weihnachten ist vor der Thür, die Not steigt aufs höchste. Der „Arbeiterfreund" ist dem Arbeiter allein noch Freund und Freude. In ihm liest er von der Wohlthätigkeit eines reichen Fabrikanten, seines ehemaligen Meisters. Er schreibt an ihn um Hilfe — und am Weihnachtsabend kommt ein Geschenk von 300 Mark. „Der liebe Arbeiterfreund war mir ein echter Fingerzeig zur Hilfe in der Not gewesen, und von jener Zeit an ist das Blatt mir immer lieber und lieber geworden. O möchte doch auch vielen andern das Blatt eine Quelle reichen Segens und Friedens werden." Klingt das nicht, als ob jeder in Not geratene Arbeiter nur den Berliner Arbeiterfreund zu lesen brauche, um auf gutem Wege zu 300 Mark zu kommen? Ist das nicht — milde gesagt — eine für ein christliches Blatt recht eigentümliche Reklame? Immerhin, um des sonst Guten willen, das sich im Blatte findet, sei es empfohlen. Bei portofreier Zusendung kosten 12 Exemplare 50 Pf., 25 Exempl. 1 Mk., 50 Exempl. 1,50 Mk., 100 Exempl. 2,50 Mk., 200 Exempl. 4,50 Mk., 300 Exempl. 6,50 Mk., 500 Exempl. 11 Mk.; zu bestellen bei der Expedition, Berlin SW., Oranienstraße 104.

Unter denselben Bedingungeu und von derselben Redaktion ist ferner auch die Weihnachtsnummer des Berliner Evangelischen Sonntagsblattes mit dem besondren Titel: Fröhliche Weihnachten zu gleichem Zwecke zu beziehen. Ich möchte diesem Blatte vor jenem den Vorzug geben. Zahlreiche hübsche Bilder guter Meister schmücken die acht Seiten desselben. Die Erzählungen sind kurz und herzlich, gerade recht für das schlichte Volk. Aber auch hier unter ihnen eine, die hätte wegbleiben müssen: eine Schilderung von Bethlehem und der Weihnachtsfeier in der über Christi angeblicher Geburtsstätte daselbst errichteten griechisch-katholischen Kirche. Der Artikel erzählt harmlos und erbaulich von dem ganzen Theater, das man am Weihnachtsabend dort, wie überall in katholischen Kirchen, mit Krippe, Windeln und Wachspuppe in Szene setzt. Von dem Tumulte, der dabei unter der angesammelten Menschenmasse zu entstehen pflegt und jede Andacht, wenn solche überhaupt bei so etwas denkbar, hindert, wird nichts erwähnt. Doch soll dieser Tadel eine angelegentliche Empfehlung des sonst recht guten Blattes nicht verhindern. P G

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Die zu der unirten Waldeckschen Landeskirche gehörige Pfarrstelle im Kirchspiel Affoldern im Anschlage von jährlich ca. 2100 Mk. nebst freier Wohnung soll in nächster Zeit besetzt werden.

Meldungsgesuche sind mit Lebenslauf und Zeugnissen binnen vier Wochen an uns einzusenden.

Arolsen, den 5. Dezember 1888.

Fürstlich Waldeckisches Consistorium.
Ebersbach

Predigten

über den zweiten Jahrgang der **Württembergischen Evangelien**
von
H. Weiß und E. Kautzsch
(ord. Professoren der Theologie und Frühprediger zu Tübingen.)
Preis: brosch. M. 6,50., **eleg. gebunden M. 6,75.**
Verlag der **Osiander'schen Buchhandlung** in **Tübingen.**

Verlag des Rauhen Hauses in Hamburg.

Bilder mit Versen (40) zum Verteilen unter Jung und Alt in der Schule und auf den Gassen.
Sammlung I—V. à 40 Blätter. 16. In Umschlag.
Preis einer Sammlung M —.60
— **(100)** dieselben. Sammlung I. u. II. à 100 Blätter.
Eine Sammlung „ 1.—

Fest-Bilder, mit Liedern fürs christliche Volk. 16. (40 Blätter in Tondruck.) In Umschlag „ 1.20
3 Pack. od. 120 Bilder f. M. 3.— 5 Pack. od. 200 Bilder f. M. 4.—

Sprüche und Verse (100) Zum Verteilen unter Jung und Alt. Zeichnung v. Alb. Zeh. Holzschn. v. A. Gaber. 16. In Umschlag. Preis einer Sammlung M 1.—

Weihnachts- und Festbilder von Dürer, Speckter, Richter u. a. M. Liederverse u. Sprüchen. 24 Blatt. „ 1.20
4 Pack. od. 96 Bilder M 3.— 10 Pack. od. 240 Bilder M 6.—
20 Packete oder 480 Bilder M 10.—

Weihnachtsbilder (20) auf farbigem Kartonpapier. mit Versen und Sprüchen. Kleines Format M —.60
5 Packete für M 2.50. 25 Packete für M 10.—

☞ **Wir verweisen auf die redaktionelle Empfehlung der „Bilder zum Verteilen" in No. 50 dieses Blattes.**

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Zum Verteilen an Jung und Alt:

Zwanzig Weihnachtshefte
der Schillingsbücher.
Mit farbigem Umschlag, illustrirt, in hübscher Enveloppe
1 M. 60 Pf.
5 Serien mit 100 Heften 7 Mk.
Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

Neu!

Frommel, Emil. **Beim Lichtspan.** Erzählungen. M. 1,50, gebd. M. 2,50.
Brandt, M. G. W., **Christfeier, liturgische.** Noten u. Text. 7. Aufl., gebd. M. 1,50.
Weitbrecht, R. **Der Bauernpfeifer.** Eine Wallfahrergeschichte a. d. 15. Jahrhundert, gebd. M. 3,50.
Verlag von **Hugo Klein** in **Barmen.**

Einbanddecken zu Jahrgang 1888
sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagsbuchhandlung direkt, zum Preise von 1.60 Mk. zu beziehen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 52 **Leipzig, den 23. Dezember** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1266)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Weihnacht — Bergmanns Weihnachten im Erzgebirge — Zu den Artikeln über die Zukunft der innern Mission — Rizpa — Evangelischer Bund: Württembergische Landesversammlung; Volksversammlung in Berlin; Billige Flugschrift — Aus Italien: Südliche Weihnachtsfeier; Ein neuer Armenfriedhof; Missionsgaben — Bücher und Schriften: In zwölfter Stunde — Verschiedenes: Die Freie akademische Vereinigung für kirchliche Liebesthätigkeit in Leipzig; Godesheim — Quittung — Zur Beachtung

Weihnacht.

Das ewige Licht geht da herein,
Giebt der Welt ein neuen Schein;
Es leucht wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht. Halleluja!

Licht ist das strahlende Kleid der heiligen Weihnacht. Seht die Lichter allerorten! Wie das durch die Nacht hin funkelt und leuchtet, glänzt und glitzert! Ist denn der Himmel auf die Erde gefallen mit all seinen tausend und abertausend Sternlein?

Freude ist der heiligen Weihnacht pochendes Herz. Horcht all die Lieder überall! Wie das durch die Nacht hin singt und schallt, jubilirt und jauchzt! Ist denn der Himmel auf die Erde gekommen mit all seinen tausend und abertausend jubelnden Englein?

Niemand kanns besser, dieses Sichfreuen im Licht, als die lieben Kinder. Da stehen sie und schauen mit großen Augen in das Lichtermeer des Tannenbaums. Aber nicht lange, dann gehören sie wieder ganz der wunderschönen, bunten Welt an, die das Christkind unter dem Baume ausgebreitet hat; nur ab und zu fällt wieder ein Blick auf den Lichterbaum, als wollte sich Herz und Auge neu an ihm entzünden. Wie ist doch alles, alles von diesem Weihnachtslichte wie verklärt! Selbst das gewohnte Alltagsstübchen, das oft bei der Schularbeit wie ein Gefängnis erschien, so öde und traurig, und durch dessen Fenster der kleine Gefangene in des Himmels Blau oder der Erde Grün mit Sehnsucht hinausschaute, selbst das ist heute so feenhaft schön. Und alle die Sachen — sie sind wie in Gold getaucht, wie mit Silberfäden übersponnen. Das macht alles, alles der helle Weihnachtsschein. Aber das Schönste unter allem sind die Kinder selber. Nie ist dir dein liebes Kind so ganz kindlich, so herzlich, so lieb, so innig erschienen, wie im Weihnachtslichte. Es ist, als leuchtete ihm dieser Glanz bis tief ins Herz hinunter, als flammte das helle Licht vergeistigt aus seinem Auge zurück, als hätte es ihm rosig die Wänglein gemalt, — du ziehst es an dein Herz, dein liebes Kind, du mußt es küssen — dieses Kind des Lichts!

Und dann schaust du sinnend, träumerisch in den Lichterglanz hinein, der solche Wunder thut. Willst du aus den Lichtern, die du deinen Kindern angezündet, das große Rätsel herauslesen: was ist das Licht? Oder denkst du an das Kindlein in Bethlehems Krippe? Wie um das Licht, so ist es um dieses Kind des Lichts ein gottseliges Geheimnis. Man löst es nicht mit Grübeln und Denken; thu wie deine Kinder thun; laß dir das ewige Licht bis ins Herz hinunter leuchten, freue dich des Lichts: Das ewige Licht geht da herein!

Licht! Licht! so ruft sehnsuchtsvoll die Welt, und die rufens am lautesten, welche die Welt als hell strahlende Sterne preist. Je schärfer das Auge, desto dunkler ist ihm die Welt; je kühner der Schritt vorwärts im Reiche der Wahrheit, desto schwankender wird er; je sehnsuchtsvoller die Brust nach Frieden, Leben, Wahrheit, desto zurückhaltender, verschlossener, kühler der Verstand. Mehr Licht! mehr Licht! das ist das Gebet der Menschheit. Und Gott hört. Es werde Licht! das ist seine Antwort. Und es ward Licht. Da ward Christus geboren. Er ist das Licht der Welt; er ist der Friede, das Leben, die Wahrheit. Er ist das ewige Licht, der selber, dessen Wesen wie dessen Kleid Licht ist. Nur da, nur durch ihn geht das ewige Licht herein in diese Nacht.

Und giebt der Welt ein neuen Schein — nichts mehr? Ist das alles? Nur einen Schein? Thut Christus wirklich nichts weiter, als daß er, wies auch der Dichter thut, über diese harte und herbe, düstre und rauhe Welt einen goldigen Glanz wirft, daß er uns einwiegt in einen lieblichen Traum, daß er uns tröstet, indem er uns täuscht? Nicht Schein, auch nicht den rosigsten Schein wollen wir, sondern Wahrheit und, selbst wenn sie hart und scharf ist, nur Wahrheit.

Und Christus giebt sie uns und gerade deshalb auch der Welt einen neuen Schein.

Er hat nicht die Welt aus ihrer alten Ordnung gerissen; er hat nicht Sorge und Not, Schmerz und Leid ins Reich der Träume verbannt; er hat dem Tode die Sense nicht aus der Hand genommen; er hat Mühe und Arbeit, Entsagung und Thränen, er hat Freude, Versuchung, Kampf gelassen. Das war die Glaubensprobe der Jünger, des Täufers, daß er so vieles, für sie eigentlich alles beim Alten ließ. Er war nicht gekommen aufzulösen, ach, hätte er doch mehr aufgelöst. Er hat fürs erste nicht die Welt, er hat die Menschen geändert: Und uns des Lichtes Kinder macht.

Das ist des Lichtes wundersame Kraft, daß es zu sich lockt, was ihm verwandt ist. Es pocht der helle Sonnenstrahl an jedes Erdkrümchen: birgst du etwas, was mir gehört, dann gieb es frei! Und was er entbunden, das macht er alles glücklich und selig. „Im Licht muß alles rege sein.“ So ist Christus das Licht der Welt. Er stand mitten in der Finsternis, unter Sündern und Unreinen, aber seine lichte Reinheit lockte hervor alles, was noch rein war in der Menschen Seelen; alle Lichtfunken müssen um ihn allmählich sich sammeln. Wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme. Er entbindet des Menschen von der Finsternis gehaltene Seele; er zwingt sie wie mit stiller Naturgewalt zur Freiheit kraft seiner Reinheit. Denn einem Reinen ist nicht nur alles rein, er macht alles rein; er heiligt seine Umgebung, ebenso wie ein Böser in einer Stunde hervorlockt, was Böses in dir ist. Es kann keiner in den Bannkreis dieses ewigen Lichtes, Christus, treten, ohne dieses Lichtes erlösende Macht zu spüren: Und uns des Lichtes Kinder macht.

Und diesen Kindern des Lichts, ihnen allein hat die Welt einen neuen Schein. Das ist nicht immer ein goldglänzender, heller. Als des Lichtes Kinder sehen wir tiefe Schatten, blutende Wunden, bergeshohe Hindernisse, für die wir sonst blind waren. Wir sehen jetzt scharf; wir sehen die Dinge in den rechten Verhältnissen. Nicht idealisirend, denn wir schauen mit dem Auge des Glaubens; nicht müßig, denn wir schauen mit dem Auge der Liebe; nicht verzweifelnd, denn wir schauen mit dem Auge der Hoffnung. Vieles Große wird klein, vieles Kleine wird groß; nichts wird bedeutungslos, alles schauen wir im Lichte der Ewigkeit, das heißt: es ist doch alles, wie in Gold getaucht, wie mit Silberfäden umsponnen. Das macht alles, alles der helle Weihnachtsschein.

So schau nur weiter in des Tannenbaums hellen Lichterglanz. Und der letzte Gedanke, der dir durch die Seele zittert, klingt aus in ein stilles Halleluja! P D

Bergmanns Weihnachten im Erzgebirge

Fröhlich und heiter wird das liebe Weihnachtsfest wohl überall im deutschen Vaterlande gefeiert, aber kaum irgendwo so sinnig und gemütlich wie im sächsischen Erzgebirge, zumal in den Hütten und Häusern der Bergleute, dieses schlichtesten, aber gemütreichsten Völkleins auf Gottes Erde.

Schon lange vor dem heiligen Feste herrscht ein reges Leben und Treiben draußen und daheim. Wochen vorher singts und klingts in den niedrigen Stuben aus Kindermunde; alle die schönen Sänge, welche die Kleinen in der Schule beim Herrn Kantor gelernt, schallen allabendlich durch das ärmliche Gemach. Auf einmal donnert es draußen an der Thür. Was war das?

Guckt nur emal Eins vor die Thür,
Dos klimmt mir doch ball arilich für;
Gust', geh doch hin, 's pucht Einer a,
Derb wars, 's is wuhl a starker Ma.

Richtig, der „Rupperich" ist es, der schreckhafte Vorbote des „heiligen Christ", der dem Bergmannshüttlein seinen Besuch macht. Fürchterlich sieht er aus mit seinem großen Pelze, seinen mächtigen Filzschuhen und seiner dicken Kapuze, und der Sack auf seinem Rücken nebst der Rute in seiner Hand versprechen nichts Gutes. Schnarrend fragt er die ängstlichen Buben und Mädchen, ob sie auch beten können. Sie können's zum Glück, bis herab zur dreijährigen Emma, erhalten zum Lohn einen Apfel oder eine Handvoll Nüsse und dürfen sich bei dem immer freundlicher werdenden Manne ein Weihnachtsgeschenk bestellen.

Bewegt und erfreut von dem seltnen Ereignis gehen die Kinder bald zu Bett, um das Erlebte in süßen Träumen weiterzuspinnen. Mittlerweile ist der Vater von der Grube nach Hause gekommen. „Heut ist Andreasabend, ihr Leut," so hatte der Herr Obersteiger auf dem weißen Hirsch gesagt; „heut machen wir ein wenig früher Schicht!" Und die Leute waren nicht bös darüber. Schmunzelnd tritt unser Bergmann ins warme Stüblein, eilig hat er Schachthut und Grubenleder abgelegt und das einfache Mahl, Kartoffeln und Sauerkraut, verzehrt. Man merkts ihm an, er ist besonders aufgeräumt: hat er sich doch vorgenommen, den Abend einmal ein paar Stunden zu „bitzeln" und zu „pästeln." Es gilt die alten Weihnachtsgegenstände, welche nach gutem Bergmannsbrauche das Christfest verherrlichen müssen, den „Engel", den „Bergmann", die „Pyramide", den „Kronleuchter" u. dgl. vom Oberboden herabzuholen und zur Bescherung wieder vorzurichten. Da wird denn Hammer, Bohrer und Zange geholt, der Leimtiegel in den Ofen gesetzt, der Farbkasten bereit gestellt und ein paar Pinsel dazu. Und nun gehts an, das Schnitzen und Hämmern, das Pappen und Leimen, das Vergolden und Malen; die Geschicklichkeit der Bergleute hat sich in unserm Bergmann in besonders hohem Grade ausgeprägt. Neben ihm sitzt die Frau und macht aus allerhand roten und blauen Flecken den Puppen der beiden Töchterlein ein paar neue Röcke und Jacken. Und wie die beiden so nebeneinander für ihr Kinderhäuslein die Hände rühren, da werfen sie sich manchmal ein paar Blicke zu, aus denen man unschwer herauslesen kann, daß sie trotz aller Armut und Dürftigkeit in diesen Tagen und Wochen vor dem lieben Weihnachtsfeste doch ein recht glückliches und zufriedenes Ehepärchen sind.

So vergeht Tag um Tag, und der vierte Advent kommt heran. Da ziehen nachmittags halb zwei Uhr die Bergknappen im Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren hinauf zur Kirche ins Bergexamen. In alter Zeit hat ein frommer Bergmeister letztwillig bestimmt, daß vor den drei hohen Festen die Bergjugend im Gotteshaus erscheine, um auf die hohe Bedeutung der kommenden Tage hingewiesen zu werden. Zu Weihnachten ist es besonders erbaulich. Da wissen die jungen Leute besonders viel, und wer dabei zum Lohne seiner guten Antworten der alten Stiftung gemäß ein paar Markstücke erhält, geht doppelt beglückt von dannen.

Und nun sind es nur noch ein paar Tage, und das langersehnte Fest ist da. Angenehmer Erwartung voll sitzen am heiligen Abend die Kindern auf der Ofenbank und singen ihre erzgebirgischen Weisen.

Heit ist der heilge Amd, ihr Leit,
Gott rei, mr gießen Blei,
Und sahts der Hanne Rusa,
Die muß bezeiten rei!

Die Väter aber, die Bergleute, machen sich, wenn es beginnt dunkel zu werden, in Gruppen von sechs bis acht Mann auf den Weg, um in den Häusern zu singen und, wie weiland das Bergmannssöhnlein Martin Luther, die Büchse hinzuhalten. Gar schön und erbaulich klingts, wenn der kräftige Männergesang erschallt: „Es ist ein Ros entsprungen aus einer Wurzel zart." Oft aber beschleicht Einen auch leise Wehmut, wenn sie einen ihrer melancholischen Bergreihen anstimmen und in herzbewegenden Molltönen schließen:

Und wenn mein Schicht verfahren ist,
So hilf du mir, Herr Jesu Christ,
Daß ich Achtung hab auf meine Fahrt
Und das Tageslicht erschaue!
Drum freuet euch, ihr Bergleut,
Traget Gott im Herzen allezeit!

Gegen Mitternacht erst verstummen die Sänge, um am ersten Feiertage mit dem Frühesten wieder zu erwachen. Morgens um vier Uhr, wenn die schweigende Nacht noch lagert über dem Gebirg, da tappelts und rappelts in den Straßen der Stadt, zumal auf dem Kirchplatze. Etwa vierzig Personen, groß und klein, lauter Sänger und Musikanten, finden sich am Turm zusammen, bald öffnet der Türmer das Pförtchen und eilig gehts die zahlreichen steilen Treppenstufen hinauf, bis der Altan erreicht ist, der rings um den Turm herumführt. Eine große Menge Volks steht unten versammelt, und nun klingts hinein in die heilige Nacht, das alterzgebirgische, feierliche Turmglückauf:

Der Bergfürst ist erschienen,
Das große Licht der Welt!
Glückauf! Glückauf! Glückauf!

Mit seinen schmetternden, jubilirenden Klängen grüßt und weckt es die Schläfer aus ihrem heute nur leisen Schlummer. Wenn dann das „Ehre sei Gott in der Höhe" erschollen ist, schließt sich der Mettengottesdienst unmittelbar an.

Man muß ihn mit erlebt haben, solch einen Mettengottesdienst, um sich einen richtigen Begriff von ihm machen zu können. Wie wogt und wallt die anbetende Gemeinde zum Gotteshaus! Hier ein alter Mann im Silberhaar, in einen warmen Pelz gehüllt; dort ein Trupp Kinder, die kaum das dritte, vierte Jahr erfüllt haben können, so klein sind sie. Hier ein feiner Herr mit einer eleganten Blende; dort eine ganze Familie, um eine mächtige Laterne geschart, die ein zehnjähriger Bube stolz voranträgt. Aus jedem Hause treten fünf, sechs, zehn Personen; niemand bleibt daheim, höchstens die betagte Großmutter, die während des Kirchgangs den Weihnachtstisch herrichtet. Leute, die sonst nie oder selten zur Kirche kommen — die Metten versäumen sie nie, wenn sie nicht gerade vom Reißen im Beine oder vom Fluß im Zahne geplagt sind.

Und zur Metten ist es ja auch über die Maßen herrlich im Gotteshause! Eine märchenhafte Pracht hat sich in der Kirche entfaltet. Licht an Licht erglänzt auf Altar und Kanzel, um Orgel und Taufstein, im Schiff und die Emporen entlang. In

langen Reihen sitzen die Bergleute hinter ihren Grubenlichtern, ihre Kinder zur Rechten und zur Linken. Räucherkerzenduft durchzieht das Gotteshaus und ergiebt mit dem Talge der Berglampen und dem Wachse der Kerzen einen eigentümlich weihnachtlichen Geruch. Kein Apfel kann zur Erde, so dicht gedrängt sitzen und stehen die Andächtigen.

Jetzt durchfluten die Klänge der Orgel die weiten Hallen; voll und mächtig dringt der Gemeindegesang himmelan. In schönem liturgischem Wechsel vernimmt die Gemeinde die Weissagungen des alten Testaments und die Festgeschichte aus Lukas am zweiten, während sie selbst die einzelnen Vorlesungen mit passenden Liedern beantwortet. Dann steigt der Prediger auf die Kanzel und hält eine kurze Predigt, und diesmal muß er sich tüchtig anstrengen, um allerseits genügend verstanden zu werden.

Die Hauptsache aber an der ganzen Christmetten ist dem frommen Bergvolke ein uralter Sologesang, die Weisſoging. Ein Chorknabe tritt vor, ein starkes brennendes Licht in der Hand, früher auch als Engel gekleidet, mit einem weißen Gewande, goldenen Flügeln und einem goldenen Diadem. Er singt: „Höret an die Weissagung von Christo (Jesaia 9, 2—7): Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die, die da wohnen im finstern Lande, scheinet es helle.“ Alles hält den Atem an und lauscht in andächtiger Spannung bis zum letzten Worte: „Solches wird thun der Eifer des Herrn Zebaoth.“

Mächtig erbrausen darauf wiederum die Orgeltöne. Die Kirche ist aus. Schneller, viel schneller, als sie gekommen, eilen die Scharen nach Haus, denn dort hat inzwischen das Christkind, das Bornkinnel, wie es hierzulande genannt wird, seine Gaben ausgebreitet. Freilich 's ist nicht viel, was es gebracht: neue Röcke für die Buben und die alten Puppen in neuem Gewande für die Mädchen; die Zeiten sind schlecht, ein Bergmann verdient nur wenige Groschen. Aber was verschlägts? Es brennt ja der Christbaum so hell und schön, und der Engel oben auf der Spitze sieht fast wie neu aus, so schön hat ihn der Vater aufladirt. Und wie prächtig hat dieselbe Hand den Bergmann vorgerichtet, die alte Holzfigur mit Dillen und brennenden Lichtlein, die vor Jahrzehnten schon geradeso auf dem Weisnachtstische stand und in keinem Bergmannshause fehlen darf. Wie reizend sieht die Pyramide aus, die „Permett“, wie sie sich auf erzgebirgisch nennt, der Drehleuchter mit seinen Stockwerken, der mit Lichtern besteckt einen ganzen Paradiesgarten sich um sich selber drehen läßt. Und hier sind noch Aepfel und Nüsse und sogar ein großer Stollen.

Die Kinder sind hochbeglückt und fallen den Eltern voll Dankes um den Hals. Und siehe da, sie bringen auch ihrerseits ein paar kleine Geschenke herbei. Am heiligen Abend sind sie selbdritt wie die Großen singen gewesen und haben eine Menge Kupfer in die Büchse bekommen. Das Kupfer aber wanderte zum Kaufmann, und der Kaufmann lieferte zwei Päcklein Tabak für den Vater und eine große Schachtel Streichhölzer für die Mutter dafür.

Am zweiten Feiertag abends macht ihnen der Vater noch eine Extrafreude. Sie dürfen zu Meister Krüger in das Bethlehem gehen. Im Erzgebirge baut der und jener zu Weihnachten gern einen „Berg“ auf, eine „Krippe“, gewöhnlich Bethlehem genannt. Solch ein Berg stellt die ganze heilige Geschichte dar, wie sie Lukas am zweiten beschrieben ist. Manche Bergleute entwickeln dabei eine staunenswerte Geschicklichkeit, und oftmals stehen in der ganzen Weihnachtszeit allabendlich Dutzende von Buben und Mädchen mit offenem Munde vor den Herrlichkeiten. Der Meister auf diesem Gebiete ist der alte Krüger, ein wahrer Tausendkünstler, dessen Bethlehem im Umkreise vieler Stunden seit Jahrzehnten berühmt ist.

Vom Bethlehem geht es sodann in das Weihnachtsspiel, die dramatische Darstellung der Christnachtsgeschichte. Die Lust an dramatischen Darstellungen liegt dem Erzgebirger im Blute. Seit alter Zeit schon stehen in den Bergstädten die Weihnachts- und Dreikönigsspiele in Blüte. Neuerdings hat man wenigstens die ersteren dem Volke in veredelter Gestalt dargeboten, und der Erfolg ist ein großer.

Noch sind die Weihnachtsfreuden nicht zu Ende. Am dritten Feiertag ist noch ein eigenartiges Vergnügen, Bergmetten genannt. Lebende Bilder aus Freud und Leid des Bergmanns ziehen da an den Augen des Publikums vorüber; prächtige Dichtungen in erzgebirgischer Mundart liefern den erklärenden Text dazu. Da findet sich wieder alles zusammen, was bergmännisch heißt. Für Bergmannskinder zumal ist's eine wahre Freude, diesen merkwürdig Aufführungen beizuwohnen. Unvergeßlich prägen sie sich den Kindesherzen ein.

Wiederholt wird dann der Baum noch angezündet, zum letzten Male in der Sylvesternacht. Dann nimmt der Vater Dillen und Schmucksachen ab, trägt sie samt dem Bergmann und der Pyramide auf den Boden, zerhackt den Baum und macht seiner Frau Quirle daraus. In den Kinderherzen aber tönt der Jubel noch lange nach, und schon wenn der Herbstwind wieder über die Stoppeln weht, da träumen sie von neuem von der ewig jungen Weihnachtsherrlichkeit.

So feiert man im Erzgebirge das liebe Fest. Ists nicht gar schön und sinnig? Kein Wunder, daß der Erzgebirger, ähnlich dem Tiroler und dem Schweizer, so treu und fest an seiner Heimat hält und aus der Ferne mit dem Sänger singt und sagt:

Es is im Niederland a schie
Und in der großen Stadt,
Kümmts aber auf Weihnachten hie,
Da krieg ichs ball hier satt.

So wie derham, do im Geberg,
Hots nirgends an heiling Christ,
Und in der Stub und in der Kerch
Getts zu — wenn ihrs när wüßt.

F B

Zu den Artikeln über die Zukunft der innern Mission

Mit größtem Interesse gewiß werden unsre Leser den Ausführungen in den obenerwähnten Artikeln (Nr. 43. 45. 47.) gefolgt sein. Daß es von Seiten des Unterzeichneten mit dankbarer Empfänglichkeit geschehen ist, möchten die folgenden Zeilenzeigen.

Manchem freilich wird das Zukunftsbild, das da entworfen wurde, in recht nüchternem Tageslichte ausgeführt zu sein scheinen. Gerade bei denen wird sich dieser Eindruck ergeben, die heute mit ganzer thatkräftiger Liebe mitarbeiten. „Du schöne Zeit der ersten Liebe, wo bist du hin?“ All diese fromme Arbeit barmherziger Liebessorge verstaatlicht und verkirchlicht! — ein grausamer Gedanke. Und doch muß dies in irgend einer Form das Ziel sein, wenn anders die innere Mission ihr evangelisches Recht wahren will. Nicht, weil das Eis zunehmender Trägheit und Gleichgültigkeit auch an diesen glühenden Kohlen sein abkühlendes Werk betreibt. Das gäbe nur einen Antrieb ab, dem mit allen denkbaren Mitteln entgegenzuarbeiten. Es muß vielmehr so kommen, weil nichts Geringeres als der Grundgedanke von Luthers Reformation es fordert.

„Glauben oder Werke? war damals keine Schulfrage, sondern nächstes, erstes Interesse.“ Ich meine, das ist auch für uns heute eine Frage von durchgreifender Bedeutung. Was die „Werke“ der heutigen katholischen Welt gelten, das ist in diesen Blättern kürzlich in anschaulicher Weise dargestellt worden (s. Nr. 30, S. 281; Nr. 31, S. 289.). Solange wir aber diese Werkheiligkeit uns gegenüber wissen, wird es uns ein dringendes Bedürfnis sein und bleiben, mit ängstlicher Sorge nach jeder Spur dieses Sauerteigs in unsrer evangelischen Kirche zu forschen. Und er ist noch da. Wie sollten wir auch hoffen dürfen, daß schon der letzte Rest dieses alten Menschen und seiner eitlen Selbstbespiegelung bei uns ausgefegt wäre? Bewußt oder unbewußt, mit oder wider Willen, aber sicher in manchmal sehr rühriger Weise wird diese faule und fäulende Masse auch in den „Werken“ der innern Mission in Bewegung gesetzt. Auch dagegen haben diese Blätter wiederholt und nachdrücklich Zeugnis abzulegen sich genötigt gesehen (s. namentlich Nr. 19, S. 183). Dieses unevangelische Treiben und Streben kann aber nicht anders schwinden, als indem jenes nüchterne Zukunftsbild sich in irgend einer Weise seiner Verwirklichung nähert. Der Ver-

fasser betont, wenn ich nicht irre zum Schaden seiner eignen Zeichnung, zu einseitig die Verstaatlichung und Verkirchlichung christlicher Liebesthätigkeit, d. h. ihre Organisation und Leitung von oben her. Mir tritt aber in dieser Zeichnung viel lebhafter und anziehender ein andrer Zug hervor. Jene Organisation bedarf in allen ihren Schichten und Kreisen der Organe zur Ausführung ihrer Arbeit. Sie setzt die Schöpfung einer Fülle von neuen Berufsstellungen voraus. Nicht bloß: staatliche und kirchenregimentliche Arbeit wird, was bisher das Thun einer freien Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit war; sondern: Lebensaufgabe und Berufsthätigkeit wird, was bisher Nebenwerk, wenn auch noch so bevorzugtes, im Denken und Handeln des Einzelnen war. Und das ist es, was wir brauchen, ja mit allen Mitteln erstreben müssen.

Niemand denkt daran, die Pflichttreue eines Lehrers oder Arztes als „besondres Verdienst" ihnen anzurechnen. Und doch liegt hier für evangelische Anschauung die höchste erreichbare Form der Liebe vor. Die höchste. Denn sie nimmt auf der einen Seite den ganzen Menschen und seine ganze Kraft in Anspruch. Aber sie beraubt ihn eben dadurch auf der andern Seite jedes erwünschten und gesuchten Heiligenscheins. Nur Gott allein weiß, und der Einzelne mag sich im Kämmerlein daraufhin prüfen, ob diese Liebesarbeit, welche das Opfer des ganzen Lebens fordert, aus dem Glauben stammt und im Glauben gethan wird. Ist es der Fall, so hat sie die schwerste Probe ihrer Reinheit bestanden: sie ist selbstverständlich geworden. Jeder Gedanke, daß sie ein „überschüssiges Werk" sei, muß der Erwägung weichen, daß sie — ich bitte um Entschuldigung für diese hausbackene Wahrheit — im Auftrage dessen vollbracht wird, der durch sie ihrem Träger das tägliche Brodt spendet. Die innere Mission hat solcher Berufsstellungen schon manche geschaffen. Aber noch haftet nicht nur an Vereinen und Komitees, sondern auch an ihren Angestellten, Stadtmissionaren, Hausvätern u. a., ein schier unaustilgbarer Schein von eigentümlicher Christlichkeit, bloß um der betreffenden Thätigkeit willen, ganz ohne Rücksicht auf die in ihr verborgene Gesinnung. Es sieht zuweilen fast aus, wie ein ins Protestantische übersetzter character indelebilis (die unverlierbare Priesterwürde der katholischen Kirche), aber nicht als Folge einer Ordination, sondern, was fast noch schlimmer ist, auf Grund eigner Thätigkeit (ex opere operato). Das muß überwunden und abgethan werden. Und wir begrüßen jenes nüchterne Zukunftsbild eben darum mit ganz besondrer Freude, weil es in uns die Hoffnung weckt, daß mit seiner Verwirklichung, wie immer sich dieselbe vollziehen möge, dieser römische Sauerteig bei uns mehr und mehr wird ausgeschieden werden können.

„Sozialismus und innere Mission sind wie Bruder und Schwester". Seltsam genug, auch an diesem Punkte reichen sich evangelische Hoffnungen und sozialistische Träume die Hand. Der verhältnismäßig besonnene Theoretiker (Treitschke sagt Gönner) des Sozialismus, A. E. F. Schäffle, österreichischer Staatsminister a. D., schreibt:

> Der Sozialismus (nicht Kommunismus) verlangt eine allgemeine Gestaltung der produktiven Arbeit zum Beruf im Dienste der Gesellschaft. In Kirche, Staat, Schule und Wissenschaft ist der Sozialismus schon leibhaftig vorhanden. Die Geistlichen, Lehrer, Beamten, Akademiker, Staatsanwälte, Polizisten, Strafrichter, die vor dem Sozialismus das Kreuz schlagen, stecken für sich selbst längst und ganz und gar schon in einer, wenn auch unvollkommenen, sozialistischen Uniform, so sehr, daß sie es nicht einmal mehr merken. Die Lohnarbeiter erstreben dasselbe, was die „liberalen" Berufsstände schon durchgesetzt haben: Anerkennung als unmittelbare Berufsarbeiter im Dienste des Gemeinwesens, den idealen Genuß des Berufsbewußtseins und des Berufsverbandes. Die höchste für uns erkennbare Stufe der Familienentwicklung wäre alles in allem ein Zustand allgemeiner Herstellung der Berufsfamilie (Berufswohnung und Berufseinkommen; Berufsgeselligkeit in der Berufsgenossenschaft; Berufserziehung). Dieses Ideal hat nichts Utopisches an sich. Denn dasselbe ist in den Beamten-, Pfarrer- und Lehrerfamilien schon angedeutet, und es handelt sich nur [?!] darum, den Familienzustand dieser Berufsamtsklassen weiter auszubreiten und ihn für das ganze Volk zu gewinnen. Ist die bestehende kapitalistische Organisation wirklich so günstig für die Erweckung der Liebe zum Beruf und nicht bloß zum Gelde aus dem Beruf?*)

*) Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers III (1878), S. 38. 48. 543 ff.

Schäffle hat schwerlich ein deutliches Bewußtsein davon gehabt, woher dieser Gedanke vom Berufe stammt, den er als eine sozialistische Triebkraft im manchesterlichen Staate feiert. Wie er aber unser Eigentum ist, durch Unterschrift und Siegel gegen jede Fälschung als gut Lutherisch beglaubigt, so bin ich überzeugt, daß er eine lebendige Geistes Macht in sich birgt, die noch in allen möglichen Beziehungen sich als zersetzend und auferbauend bewähren wird. Kräftiger vielleicht als Evangelisation und Evangelischer Bund kämpft er für uns im römischen Lager. Wen die Götter verderben wollen, den verblenden sie zuvor. Römische Ethiker und Sozialpolitiker haben diesen Gedanken des geschmähten Ketzers in ihre Systeme aufgenommen.*) Aber wem die Ahnung von der Heiligkeit dieser weltlichen Arbeit zu dämmern beginnt, dem sinkt in gleichem Maße jede Schwärmerei für Mönchtum und Werkgerechtigkeit in eine wohlverdiente Nacht dahin. Hier dürfen wir uns des Sieges freuen, noch ehe wir seinen Morgen anbrechen sahen.

Auf die soziale Frage angewandt trägt der Gedanke des Berufes ein wundervolles Doppelgesicht an sich. Freund und Feind können sich vor ihm friedlich die Hände reichen. Er zwingt die Gegner zur Versöhnung. Denn er weiß jedem zu bieten, was ihm recht und billig ist. „Jeder muß für sich selbst sorgen; er mag zusehen, wie er im Kampfe ums Dasein besteht", heißt es auf der einen Seite. Recht geredet. Ergreife und erfülle deinen Beruf! Stehe für ihn ein mit ganzer Kraft! Erwarte nur von ihm, von der Treue und Geduld im Glauben, die du in ihm übst, Erfüllung deiner Lebenswünsche. Denn es ist jeder „berufen", etwas Ganzes für sich zu werden. Er kann es nur, wenn er sich ganz einer Lebensaufgabe hingiebt. — „Jeder ist nur ein Glied im Ganzen; die Gesamtheit muß für ihn sorgen", heißt es auf der andern Seite. Recht geredet, antworten wir wiederum. Dein Beruf gliedert dich dem Ganzen ein. Leiste ihn als einen Dienst der Gesamtheit, nicht aus Selbstsucht, sondern in Liebe! Es kann nicht fehlen, die Gesamtheit muß sich darauf besinnen, was sie dir schuldig ist. Thut sie es noch nicht, gar nicht oder in nur beschränktem Maße, sie wird es thun, und zwar immer völliger und in immer ausgedehnterer Weise.

Sollte es Täuschung sein, wenn ich immer wieder meine, daß unsre Antwort auf die soziale Frage nur in diesem Gedanken evangelischen Glaubens zu finden ist? Denn das ist er: eine kühne Glaubensdeutung unsers irdischen Lebens. Man kann zeigen — und es wird keiner Gewaltsamkeiten bedürfen, das zu thun —, daß alles, was Luther Großes und Ewiges gedacht, sich hier begegnet und zu schöner Einheit verknüpft: Gesetz und Evangelium, tägliche Buße und stetes Gottvertrauen, den Werken feindlicher Glaube und des Glaubens volle Liebe, eines Christenmenschen Freiheit und eines Christenmenschen Knechtschaft.

Aber dieser Gedanke mit all seinem Reichtume schwebt über der Entwickelung der letzten Jahrhunderte wie ein noch ungelöstes Rätsel. Wer hilft es lösen und setzt es in volle, helle Wirklichkeit um? Wie bringen wir dieser gedrückten, gepeinigten Menge die köstlichen Glaubensgaben des Berufsstolzes und der Berufsdemut nahe? Alles soll uns willkommen sein, was dahin führt. Sehe ich recht, so ist das schließlich die Meinung der mehrerwähnten Artikel, wenn uns ihr Verfasser in überraschender Weise innere Mission und Sozialismus, feindliche Geschwister, dennoch gemeinsam am Zukunftsbau von Staat und Kirche arbeiten läßt. —

Wenn ich hier mich mit dem Verfasser jener Artikel in wesentlicher Uebereinstimmung befinde, so erregt er durch andre Aeußerungen meinen ernsten Widerspruch.

Durch die innere Mission, hören wir, ist die evangelische Kirche im Streben begriffen, volkstümlich zu werden. Denn aus ihren Vereinen wollen sich Berufs- und Standesgemeinden entwickeln. Ihre Wortverkündigung wird zur Berufs- und Standespredigt. Sie wendet sich an die einzelnen Bevölkerungsschichten, und indem sie Verständnis für ihr Leben

*) Vgl. Uhlhorn, Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage, S. 15.

zu gewinnen sucht, findet sie es bei ihnen zugleich für dasjenige, was sie bringen will. Das scheint nun allerdings ein möglichst gerader Weg zum Ziele zu sein. Die Kirche, könnte man sagen, verweltlicht sich, um die Welt zu heiligen. Sie legt in mannigfachster Weise das Berufskleid ihrer Angehörigen an, um durch ihre stete Nähe die Berufsgemeinschaft zu weihen.

Verlockend genug klingt das. Aber ich fürchte, der Weg führt in die Irre. Wenn uns der Verfasser von dem möglichen Gewinn redet, so sei es gestattet, die fast sicheren Verluste dem an die Seite zu setzen, die mir jenen bei weitem aufzuwiegen scheinen. Die christliche Gemeinde, und zwar die Einzelgemeinde, kann und darf es nie und nimmer aufgeben, sich als die Gemeinschaft von Genossen aller Berufsarten und Stände und Altersklassen zu wissen und darzustellen. Oder soll sie sich auch in der Zersplitterung der immer weiter gehenden Arbeitsteilung verlieren? Soll und darf sie auch nur den Schein auf sich laden, als dulde sie es, daß ihren Gliedern jenes hohe Bewußtsein in nebelhafte Ferne entrückt werde, daß im Schoße der Kirche Christi alle weltlichen Unterschiede für nichts gelten? „Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib, denn alle seid ihr Einer in Christus Jesus." Aber gewiß, alle theoretische Gegenrede würde nichts fruchten, wenn in diesen Zukunftsgemeinden die Scheidung einmal thatsächlich vollzogen wäre. Wenn das das Ziel all jener Vereinsbildungen sein soll, so hat die Kirche allen Grund, sich gegen sie vielmehr zu wehren, als sie zu fördern. „Das Vereinsleben ersetzt nie das Gemeindeleben"*). Jene Zukunftsgemeinden aber sind die bis zu eigentlicher Feindseligkeit entwickelten Nebenbuhler der kirchlichen Gemeinden. Es kann zwischen ihnen keinen Bund geben. Denn auch in Zeiten der christlichen Kirche, als der Gegensatz von Wissenden und Unwissenden noch weit stärker war als in unsern Tagen, hat ein geheimer Selbsterhaltungstrieb sie davon abgehalten, die Scheidung unmittelbar praktisch zu vollziehen. Und uns Evangelischen, denen in leuchtender Herrlichkeit die Eine Kraft und das Eine Gut des Glaubens gewiß geworden ist, uns sollte es vorbehalten bleiben, den verzweifelten Schritt zu thun, der die Kirche Christi zerreißen würde?

Aber die Sonntagspredigt erfüllt ihre Aufgabe nicht mehr. „Es ist nichts als Illusion, wenn ein Prediger in der Großstadt meint, allen dienen zu können." Gewiß, die Kirche muß mancherlei Sprache reden; sie muß sich üben, in mancherlei Weise mitzudenken und mitzufühlen. Und ich verkenne gar nicht die immer größer werdenden Schwierigkeiten, welche sich hier aufthun. Allein dieser Knoten darf nicht zerhauen, er muß gelöst werden. Denn die Predigt ist der vornehmste Teil unsers sonntäglichen Gottesdienstes. Sie muß es bleiben, so gewiß die Sprache die geistigste Form gegenseitiger Mitteilung ist und zugleich für sie im weitesten Umfange auf ein allgemeines Verständnis gerechnet werden kann. Der gemeinsame Gottesdienst aber ist die unmittelbarste Lebensäußerung der bestehenden christlichen Gemeinde. Was von ihr gilt, gilt also auch von jenem. Ja, in ihm tritt die gesuchte und unverlierbare Einheit der Gemeinde am deutlichsten hervor. Wir geben aber die Allgemeinheit der Kirche preis, wenn wir es für wünschenswert oder auch nur für möglich erklären, daß „gebildete" und „ungebildete" Stände, daß akademische Berufsgenossen**) und Handwerker oder Arbeiter sich zu gesondertem, gottesdienstlichem Handeln vereinigen. In Betreff des Kirchenliedes und überhaupt aller liturgischen Bestandteile wird mein geehrter Gegner einen solchen Wunsch selbst nicht hegen. Nur die Predigt bereitet ihm Sorge. Aber die Sonntagspredigt kann ja doch gar nicht die eigentlich missionirende Aufgabe haben, welche ihr, wenn ich nicht irre, von ihm zugeschrieben wird. Als Bestandteil des Gottesdienstes der bereits bestehenden Gemeinde kann sie nicht in erster Linie Fremde zum Glauben führen, sondern muß vielmehr die Angehörigen im Glauben bestärken wollen. Das wird sie leisten, indem sie in möglichst mannigfacher Weise den unendlichen Wert zur Darstellung bringt, der diesem Glauben innewohnt. Aber ich bin überzeugt, daß ihr das um so mehr gelingen wird, je mehr sie sich im eigentlichen Kernpunkte des Glaubens bewegt und hält. Dieser aber, Christus selbst, duldet in seiner schlichten Hoheit eine Darstellung, welche in gleicher Weise Hohe und Niedrige, Weise und Unweise anzuziehen vermag. Um ihn her müssen sich ja freilich in der Predigt in wechselnder Betonung und Gestaltung zahlreiche andre Gedanken schlingen. Aber wenn dieses Peripherische eben als solches hervortritt, wenn der Zusammenhang mit jenem Mittelpunkte stets gewahrt bleibt und die Absicht der Hinführung zu ihm deutlich alles andre beherrscht, so scheint es mir ein geringer Schade, wenn von diesem Nebensächlichen hin und her Einzelnes dem oder jenem unverständlicher und unwichtiger erscheint und auch bleibt. Gering scheint mir der Schaden neben dem durch nichts zu ersetzenden Vorteil, daß hier die sonst im Leben Geschiedenen gemeinsam zu dem Einen Herrn hingeführt werden, im Bewußtsein der Einen Erlösung sich verbunden fühlen und aus diesem Einen Glauben zu Einem Lobpreise Gottes sich angetrieben sehen. —

Noch ein anderes ernstes Bedenken habe ich gegen die uns zugemutete Zukunftsorganisation der evangelischen Kirche. Gesetzt, der Zukunftsstaat wäre der sozialistische. Ich habe als evangelischer Christ weder Gründe für noch wider diese Annahme. Aber wie mir allerdings der evangelische Gedanke der Berufsarbeit nahe an ihn hin zu führen scheint, so ist umgekehrt nichts gewisser, als daß jener Gedanke selbst den besten Teil seines Wertes einbüßt, sobald er aus freier, gotterfüllter Höhe in die Niederungen rein-sinnlicher Wahrnehmung herabgezogen wird. Die Gesamtheit, welche ihm allein entspricht, ist die nicht irdisch greifbare, nur im Glauben und in der Hoffnung vorhandene Einheit des Reiches Gottes. Daß aber die niedrigste weltliche Lebensarbeit diesem ewigen Ziele soll dienstbar sein können, ist eine so völlig dem Augenscheine zuwiderlaufende Behauptung, daß es eines rückhaltslos demütigen Gottvertrauens bedarf, um sie aufrecht zu erhalten. Nur dann aber wird das von der Kirche geschehen können, wenn sie bei aller Hochschätzung jener weltlichen Thätigkeiten mit größter und uneingeschränkter Entschiedenheit ihre ausschließliche Geltung als Mittel zum Erwerbe der ewigen Güter christlicher Charakterbildung hervorhebt. Wäre also einmal der wirtschaftlich-sozialistische Zukunftsstaat vollendet, so hätte die Kirche vom Augenblicke seiner Vollendung an nichts Eiligeres und Wichtigeres zu thun, als alle Kraft des ihr verliehenen Geistes darauf zu verwenden, gegen den Irrtum anzukämpfen, als seien dieser Erdenstaat und das ewige Gottesreich unsrer Hoffnung notwendig mit einander verknüpfte Größen. Wie dieser Staat im ganzen, so werden aber auch seine Teile, die genossenschaftlichen Gliederungen, die zu ihm hinführen oder in ihm auftauchen werden, sich selbst Zweck sein. Diese Gliederungen als Selbstzweck ihrer Angehörigen! — wem stehen da nicht schauerliche Kerkermauern vor Augen, in denen alle Freiheit begraben und alle reine Himmelsluft von lauter wirtschaftlichem Dunst abgesperrt würde? Aber wie schwer wird es sein, die Mauern zu brechen, wenn man sich selbst in ihnen einsperren ließ. Das aber dürfte, fürchte ich, das Schicksal der Kirche sein, deren Gemeinden sich bis zur Ununterscheidbarkeit mit den wirtschaftlichen Genossenschaften der Zukunft verschmolzen haben würden.

Von ihrer eisigen Alpenhöhe, werden wir ermahnt, steige die Kirche herab in die Niederungen der Menge. Sie thue es. Aber nicht um in den Niederungen zu verweilen, am allerwenigsten, um dort unten an den Werken der Welt mitzubauen, sondern allein um von ihrer Höhe das Wort ihres Herrn hinabzutragen und durch dasselbe die Menge mit hinaufzuziehen. Sie spähe eifrig, wo und wie ihr dort unten der Lenker der Menschengeschichte freie Bahn und offene Thüren schafft. Auch die wechselnden, werdenden und vergehenden Gestaltungen der Wirtschaftspolitik mögen ihr reiche Veranlassung und vielseitige

*) Uhlhorn, a. a. O., S. 50.

**) Akademische Gottesdienste sind Ausnahmen von der Regel; das Ideal sind sie nicht, so schöne Erinnerungen sich für Viele, und auch für mich, an dieselben knüpfen. Daß sie nicht als Maßstab gelten dürfen, ergiebt sich schon aus dem stets wechselnden Bestande von Universitätsgemeinden, während die rechte Gemeinde gerade an ihrer den Einzelnen überragenden Dauer und Stetigkeit eines ihrer wertvollsten Kennzeichen besitzt.

Mittel darreichen, ihre Predigt lebendiger, eindrucksvoller, wirksamer zu gestalten. Sie sei nicht spröde, alles zu verwenden, was irgend geeignet erscheint. Aber aufs sorgfältigste meide sie jeden Schein, als läge ihr so viel daran, es sich in den Häusern heimisch werden zu lassen, welche sie aufnehmen, während es doch ihr letztes Ziel und im Grunde ihre einzige Aufgabe ist, die Bewohner nach der ewigen Heimat hinzurufen, welche sich dem Auge des Glaubens in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste auftut. Wo aber ihr Eifer groß wird, weltliche Verhältnisse mitzugestalten und an der Hervorbringung neuer weltlicher Formen gemeinschaftlichen Lebens mitzuwirken, da lauert für sie die Gefahr, die Ewigkeit zu vergessen und in der Zeit zu verschwinden. Denn auch ihr Herr, Christus, ist bei aller Demut und Leutseligkeit eine unendlich vornehme Erscheinung gewesen und hatte nichts gemein weder mit dem ungeduldigen Treiben und Drängen einer frommen pharisäischen Demagogie, noch mit den klugen politischen Herrschaftsplänen eines sadduzäischen Priesteradels. S E

Rizpa

Hinab, mein Geist, in jene Tiefen tauche,
Da hoffnungsloser Schmerz
Der Seele Innerstes zerreißend tobet,
Bis still er wird im Tod!
Wohl denken wir der schmerzensreichen Mutter
Am Kreuz des besten Sohns:
Das Schwert zerschnitt ihr Herz, doch Himmelsjubel
Bracht der Erstandne ihr.
Doch unversöhnte, hoffnungslose Klage —
Wie oft erklang sie schon
Aus Erdennacht zum klarbestirnten Himmel,
Der ernst und schweigend blieb.
Wer aus dem tiefsten Leid sieht Heil geboren,
Ein ewig Leben glaubt,
Hat alles überwunden; doch seit Menschen
Hier lebten, liebten und
Ihr Liebstes schuldlos sterben sahn, sind Klagen
Erklungen, bis der Mund
Verstummt' im dumpfen, hoffnungslosen Leide,
Im tiefsten Erdenstaub.

Steig auf, o Bild, tritt vor des Geistes Auge:
Am Berg zu Gibeon
In tiefer Nacht, an einsam grauser Stätte
Wacht regungslos ein Weib.
Was hauset, Nachtwind, du mit dunkeln Flügeln?
O rühre nicht daran!
Laß bangen unbewegt am Holz des Fluches
Das dorrende Gebein!
O meine Söhne, ihr mein ganzes Leben,
Ihr meiner Augen Trost,
Seit auf Gilboas Berg am Unglückstage
Mein Herr und König fiel —
Für welche Schuld habt so ihr müssen büßen
Schmachvoll am Holz des Fluchs?
Wars ein Verbrechen, daß ihr Kinder waret
Des allerbesten Manns,
Den Israel zum König sich erlesen,
Dem oftmals alles Volk
Laut zugejauchzt, wenn aus dem Krieg er kehrte,
An Beute reich und Ruhm?
Ja furchtbar wareſt Du, mein Herr und König,
Den Feinden Israels!
Im Eifer für Dein Volk hast Du erschlagen
Die Männer Gibeon.
Was wollt ihr Rache noch? Es ist gefallen,
Der eure Brüder schlug,
Und alles Glück vom Hause Sauls gewichen:
Ich habe nicht gegrollt.
Denn meine Knaben sah empor ich blühen,
Der Palme gleich am Quell.
Mein Erstgeborner, Armoni, wie bebte
Mein Herz vor Mutterstolz,
Als Du zum ersten Mal im Schmuck der Waffen
Zogst zu des Königs Heer!
O Mephiboseth, Deines Vaters Liebling,
Wie glichst Du seinem Bild!
Wie hell erglänzte eurer Augen Funkeln,
Wie schwoll so kühn das Herz,
Wenn ich von ihm erzählte, wenn ihr schwuret:
Den Vater rächen wir!
Und nun! Vom Schwert der Feinde nicht getroffen,
Von keinem Speer durchbohrt,
Ruhmvollen Männertodes nicht gewürdigt,
Nein, an das Holz des Fluchs
Gehängt, als Opfer schmachvoll hingeworfen
Dem Kanaaniterhaß
Vom Sohne Isais! Ist das Dein Friede
Mit dem Geschlechte Sauls,
Sohn Isais, Du Mann des Bluts? Wann wirst Du
Satt sein des Blutes Sauls?
Ein Baum wird abgehauen: seine Wurzel
Treibt einen neuen Stamm;
Ein Mensch giebt auf den Odem und verscheidet
Und kehret nie zurück.
Vom Schlaf erwacht der Mensch am neuen Morgen,
Doch nie vom Schlaf des Tods!
Wer alt und lebenssatt zur Grube fähret,
Dem war Jehovah hold:
Doch wer in Kraft und Fülle seines Lebens
Vor seiner Mutter stirbt,
Läßt ihr ein Leben, das kein Leben sein kann:
Was bin ich ohne euch? —
Horch, dumpfes Rauschen dort am Holz des Fluches!
Welch schwarzer Schwingen Schlag?
Das Raubgevögel suchet seine Beute:
Dank, finstre Räuber, euch!
Ihr gebt mir Lebenskraft: noch muß ich leben,
Noch muß ich Mutter sein!
Wer wird von euch des Feldes Tiere scheuchen,
Die heulend gehn auf Raub?
Wer wird von euch des Himmels Vögel treiben,
Die gierig flattern her,
Wenn ich nicht bleibe, hier am Holz des Fluches
Zu schützen das Gebein?
Hab ich von euch die Fliegen abgewehret,
Als in der Wieg ihr lagt;
Hab euch von heißer Stirn den Schweiß getrocknet;
Hab euch gekühlt im Bad;
Hab ohne Schlaf im Aug bei euch gesessen,
Als ihr im Fieber lagt;
Hab ich an euch den sel'gen Blick geweidet,
Als ich gedeihn euch sah
Und wachsen eurer Sehnen Kraft und Mannheit,
Hab ich euch nachgeschaut,
So oft ihr ausgezogen, bis dem Auge
Der letzte Schein entschwand:
So will ich bei euch sitzen, euer hüten.
Kein Raubtier darf euch nahn;
Was einzig mir von meinem Glück geblieben,
Soll unverletzlich sein.
Kein Schlaf soll sinken auf das thränenleere,
Heiß glühnde Auge mir;
Der Sonne heiße Pfeile mögen sengen,
Die Nacht mich schaudern an:
Noch bin ich unnütz nicht, noch muß ich leben,
Solang ihr mein bedürft!

Vorstehende vor Zeiten schnell hingeworfene Verse kamen mir wieder in den Sinn, als ich in Nummer 34 der Christlichen Welt den Artikel las, der mit der Frage beginnt: Wer war Rizpa, die Tochter Ajas?

Ich sagte bei mir sogleich: eine mir sehr bekannte, vertraute Person, von deren That und Schicksal ich schon vor langer Zeit, als mich ein genaueres Studium der Geschichte Israels auf 2. Samuelis 21 führte, gewaltig ergriffen ward. Als ich einige Jahre später wieder bei meiner Lektüre auf jene Stelle kam, fühlte ich mich unwillkürlich gedrungen, "stille zu stehen und die Stimmung, welche das mächtig ergreifende Bild in mir wieder hervorrief, in obige Verse ausklingen zu lassen.

Noch eins. Daß ich mich mit der Beurteilung der That Davids ganz auf die Seite Rizpas stelle, war ja natürlich und notwendig. Mir ist hier und an vielen andern Stellen der Bibel oft sehr lebhaft fühlbar gewesen, wie reich doch die heilige Schrift an Personen, Thaten, Schicksalen ist, die, auch ganz rein menschlich und ohne Beziehung auf Glaubensinhalt und Glaubensinteressen betrachtet, erhaben, groß, ergreifend und rührend sind. Wenn doch unsre Gebildeten dafür mehr Sinn haben möchten! Aber freilich, die herkömmliche Behandlung der Bibel im Schulunterricht läßt sie gar nicht dazu kommen, die Bibel mit unbefangnem geschichtlichen Sinn zunächst als ein menschliches Buch zu lesen, und so bleibt sie ihnen ganz fremd, während vielleicht zu hoffen wäre, daß die heilige Schrift, zunächst nur als ein menschliches Buch, ganz ohne Rücksicht auf irgend welchen Anspruch auf übernatürliche Entstehung gelesen, sich vielen bald als ein göttliches Heilsbuch bezeugen möchte, denen jetzt das vorangeschobene Dogma den Weg versperrt.*)

H St

*) Vor Thoresschluß sei noch in diesem Jahrgang obiges Gedicht veröffentlicht, das mir eine schöne Antwort auf den Artikel in Nr. 43 zu sein scheint. Ich habe auch den Geleitbrief im wesentlichen mit abgedruckt: er enthält wahre Worte. Uebrigens hat auch eine freundliche Leserin jenen Artikel zum Anlaß einer Mitteilung gemacht. In der Pariser-Weltausstellung befand sich ein Bild, das den Gegenstand mit allen Entsetzlichkeiten darstellte. Gewiß, wenn unsre modernen Naturalisten und Häßlichkeitsschwärmer sich des Stoffes bemächtigen, kann nur Furchtbares dabei herauskommen. Aber nicht wahr, verehrte Leserin, so muß es doch nicht sein? D H

Evangelischer Bund

(Württembergische Landesversammlung) Am 13. November wurde in Stuttgart die württembergische Landesversammlung des Evangelischen Bundes gehalten. So sehr das Interesse für die Sache des Bundes im Lande gewachsen ist, nicht zum wenigsten durch die Vorträge, welche der eifrige Vorstand Eduard Elben in verschiedenen Städten gehalten hat und durch welche namentlich Laien aus den verschiedensten Ständen zum Beitritt ermuntert worden sind, so ist die Zahl der Mitglieder in der Hauptstadt noch immer verhältnismäßig klein, da die älteren, in christlichen Kreisen angesehenen Geistlichen ihre Bedenken noch nicht überwunden haben, und aus Rücksicht auf sie viele Laien, die den Bestrebungen des Bundes geneigt wären, mit ihrem Beitritte zögern. So ist die jüngere Generation namentlich unter den Geistlichen verhältnismäßig stärker vertreten als die ältere, und es ist zu bedauern, daß letztere durch ihre ablehnende Haltung ihren Einfluß auf das nachwachsende Geschlecht immer mehr verlieren muß. Die Mitgliederzahl in Württemberg wird sich wohl bald auf 6000 belaufen, darunter sieben Achtel Laien.

Unter den Traktanden der Versammlung war namentlich die Frage, auf welche Weise die Rechte der evangelischen Kirche bei den bevorstehenden Landtagswahlen, überhaupt bei politischen Wahlen am besten gewahrt werden könnten. Es ist durch die bekannten grünen Hefte nachgewiesen worden, daß die katholische Kirche in Württemberg verhältnismäßig viel besser vom Staate bedacht wird als die evangelische, sowohl im Etat des Kultusministeriums überhaupt, als insbesondere in den Seminarien für Ausbildung der Theologen. Das Preßkomitee des Evangelischen Bundes für Württemberg hat in zwei Flugschriften die Mitglieder der Abgeordnetenkammer auf diese ungleiche Verteilung aufmerksam gemacht, und Stadtpfarrer Dr. Köstlin von Langenau besprach nun in einem Referate auf der Versammlung die Notwendigkeit, daß bei den bevorstehenden Neuwahlen nicht der Bund als solcher — denn er ist kein politischer Verein — wohl aber die einzelnen Mitglieder die Kandidaten auch in Bezug auf ihre Stellung zu den berechtigten Forderungen der evangelischen Kirche interpelliren müßten. Er hob hervor, wie es in Württemberg gewisse ungeschriebene Reservatrechte gebe, zu denen auch gehöre, daß zwar die sechs Prälaten als Vertreter der evangelischen Kirche in der Abgeordnetenkammer sitzen, aber von maßgebender Seite erwartet werde, daß dieselben den Mund nicht aufthun, wenn es sich um Wahrung der Rechte der evangelischen Kirche gegenüber der katholischen handle. Unter den weltlichen Abgeordneten evangelischer Konfession aber muß der Sinn für die Kirche und der Mut zum Eintreten für dieselbe häufig erst geweckt werden. Der Evangelische Bund ruft nun einmal die Mitglieder der Kirche in Gottes Namen hiezu auf, und es wird sich zeigen, ob sein Bestreben Erfolg hat.

Erfreuliche Mitteilungen konnte Pfarrer Faulhaber der Versammlung machen, nämlich daß am 17. Oktober in der Sitzung des erweiterten Vorstands des Evangelischen Bundes in Halle die Gründung eines eigenen Diakonissenhauses für den Evangelischen Bund beschlossen worden sei, das in Schwäbisch-Hall gebaut werden und unter Faulhabers Leitung stehen soll. Er hob hervor, daß den bisherigen Diakonissenhäusern kein Vorwurf daraus gemacht werden dürfe, wenn sie die Diaspora nicht genügend mit Diakonissen versehen konnten, daß aber andrerseits der Evangelische Bund auch nicht mit jedem Diakonissenhause einen Vertrag schließen könnte. Es wurde in Halle beschlossen, daß der Evangelische Bund eine Zinsengarantie im Betrage von 4000 Mark übernehmen werde, so daß ein Kapital von 100,000 Mark für den mit dem bisherigen Diakonissenhause in Schwäbisch-Hall zu verbindenden Neubau aufgenommen werden kann, wovon bereits in Halle 15,000 Mark zugesichert worden sind. Faulhaber geht nun mit großer Energie an die Ausführung. „Wenn wir die Barmherzigen Schwestern nicht überbieten können durch evangelischen Glauben und evangelische Liebesthätigkeit, sagte er, so müssen wir zuerst uns schämen, dann erst dürfen wir zürnen über ihre Pläne." — Gebe Gott seinen Segen, daß der neuen Anstalt aus allen Gegenden Deutschlands Schwestern zugeführt werden, die wirklich in evangelischem Glauben und aufopfernder Liebe in der Nachfolge des Herrn Jesu so fest gegründet sind, daß sie den schweren Beruf zur Ehre des Herrn und seiner Kirche erfüllen! Das ist noch wichtiger als die Geldmittel. P W-B

(Volksversammlung in Berlin) Eine Volksversammlung — in Berlin immer ein Wagnis — hat der Berliner Ortsverein am 5. d. M. mit schönstem Erfolge gehalten. Ueber tausend Personen waren erschienen; die Vorträge der Herren Thomas, Grauenhorst (Sollen die Jesuiten wieder nach Deutschland kommen?) und Wegener (Mischehen) wurden mit wärmstem Beifall aufgenommen. In der Diskussion rief ein Arbeiter den Geistlichen zu, sie möchten mehr derartige Volksversammlungen abhalten; „Heraus in das Volk" müßte die Parole sein; Rom habe nur deshalb solche Fortschritte machen können, weil alle verfügbaren Kräfte sich in den Dienst der Agitation, der Propaganda gestellt hätten. Schließlich wurde einstimmig folgende Resolution angenommen: „Die Versammlung erklärt, daß sie im Prinzip eine christlich befriedigende Mischehe für möglich hält, daß aber beim gegenwärtigen rücksichtslosen Verfahren Roms im Allgemeinen von einer Mischehe abzuraten ist. Alle evangelischen Christen haben durch rege Bethätigung des protestantischen Ehrgefühls hier zu helfen." R

(Billige Flugschrift) Wir empfahlen jüngst die Rede des Pfarrers Lic. Weber von M.-Gladbach: „Wer soll und muß dem Evangelischen Bunde beitreten?" Unter den gleichen Bezugsbedingungen (1 Stück 10 Pfennige; 100 Stück 5 Mark; 1000 Stück 25 Mark) ist im gleichen Verlage (D. B. Wiemann, Barmen) eine Rede erschienen, welche der um die Bundessache besonders verdiente Gymnasialoberlehrer Dr. Martens, der Vorsitzende des Elberfelder Ortsvereins, in Elberfeld am Reformationsfeste gehalten hat: „Die Aufgabe des Evangelischen Bundes." Die Schrift sei ebenfalls zur Massenverbreitung warm empfohlen.

Uebrigens zählt der Bund in Elberfeld bereits über 600 Mitglieder, in Barmen 400. R

Aus Italien

(Südliche Weihnachtsfeier) In fast allen Pfarrkirchen des Gebietes von Neapel und Salerno, sowie in Calabrien zeigen sich Reste uralter geistlicher Schauspiele. Um 12 Uhr in der heiligen Nacht nämlich, nach absolvirter Messe, geschieht die Darstellung der Geburt Christi. Der Pfarrer enthüllt eine Krippe, in welcher auf Stroh die Figur des Jesuskindleins liegt, und zeigt letzteres den stets zahlreich anwesenden Volksmassen. Vorher aber erblickt man einen glänzenden Stern, der auf einem Stricke langsam bis in die Nähe der Krippe gezogen wird, wo er sich senkt. Hat der Pfarrer den „Bambino" gezeigt, so folgt die Prozession mit demselben, welche sie durch die Kirche hindurchbewegt. Bisweilen geschieht dies Schauspiel auch anders, nämlich auf der Kanzel. In einer Kirche Neapels hörten wir eine mitternächtliche Predigt, und nach derselben zeigte der Prediger auf der Kanzel eine Wachspuppe, indem er ausrief: Ecco il figlio di Dio (Das ist der Sohn Gottes). Der Eindruck, den diese Szene auf die Volksmasse machte, war derart, daß wir uns scheuen, von demselben zu berichten. Wir fühlten uns veranlaßt, sofort die Kirche zu verlassen.

Die heilige Nacht, welche im deutschen Lande die „stille" heißt, erinnert im Süden an die antiken Saturnalien. Der Wirrwarr, das Chaos, der Lärm, das Gewoge, welches am heiligen Abend z. B. in Neapel herrscht, ist geradezu entsetzlich und spottet jeder Beschreibung. Es handelt sich dabei einzig und allein um das Verschaffen derjenigen Gegenstände, welche zum saturnalischen nächtlichen Festmahl gehören. Zu dem Ende hat sich an den Tagen vor Weihnacht fast die ganze, über 500 000 Einwohner zählende Stadt in einen Markt von Lebens- und Genußmitteln verwandelt. Es lohnt sich der Mühe, denselben zu betrachten, wobei einem die Frage nicht ausbleibt: Soll dies alles verzehrt werden? Berge von Gemüsen auf den Straßen, Obst 2c. unter prächtig gezierten Laubhütten aus Lorbeer und Myrten, Fleischwaren in unaussprechlicher Fülle, ein furchtbares Gewühl und Getose auf dem Fischmarkte. Der Südländer ist im ganzen mäßig, aber nicht immer, und den Anlaß zur unglaublichsten Unmäßigkeit und Völlerei bieten ihm, wie im antiken Leben, die religiösen Feste, an der Spitze die „stille, heilige Nacht."

Wir Deutschen nennen sie Weihnacht, und eine weihevolle Stimmung beherrscht dann unser Haus und Familienleben. Das Wort „Weihnacht" läßt sich in die südliche Sprache nicht übersetzen, denn es fehlt der Gedanke, das Gefühl, es fehlt die Weihe selbst. Das saturnalische Weihnachtsmahl dauert Stunden lang. Endlich tönt Mitternacht, und nun begeben sich die Massen in die Kirchen, um jenen zu Anfang genannten Schauspiele beizuwohnen. Alle betreten die Kirche in jener Stimmung, welche durch das saturnalische Mahl hervorgerufen ist; viele sind betrunken! Was nun folgt, kann sich der Leser denken. Das Benehmen des „Publikums" in der Kirche entspricht nicht dem heiligen Orte, es geht laut her; Exklamationen seltsamer Art fehlen nicht; Beifallklatschen läßt nicht auf sich warten; viele haben Konfekt oder Nüsse mitgebracht, um in der Kirche zu knabbern. Hie und da setzt sich einer in die Ecke, um zu schlafen; etwas Andacht zeigen nur Haufen von Weibern, die eintönige, nichtssagende Weihnachtslieder anstimmen.

Die römische Kirche besitzt kein evangelisches Weihnachtslied; kein Luther, kein Gerhardt hat für sie die Weihnachtsharfe gestimmt; was man um Mitternacht singt, handelt in kindlich-kindischem Tone von der schönen Mutter und dem armen, auf Stroh frierend liegenden Bambino. Dieser aber ist in den Augen der Massen eine Gottheit, ein Santo, der einen Spezialkultus hat und ebenso angerufen wird, wie jeder andre Santo. Es giebt Straßen in Neapel, wo ein „Künstler" neben dem andern seine Werkstätte hat, jeder mit Anfertigung von Jesuskindlein beschäftigt. Fast in jeder Wohnstube Campaniens zeigt sich unter Glas ein Bambino, mit Kleiderschmuck, Ringen 2c. behangen.

Ist das Schauspiel in der Kirche zu Ende, so begeben sich ungezählte Tausende in jene Volkstheater, wo in der heiligen Nacht gegen 2 Uhr ein sehr ungeistliches geistliches Schauspiel aufgeführt wird: La Nascita del Verbo humanato (Die Geburt des Mensch gewordenen Wortes). Schreiber dieses verweist den Leser, der davon mehr wissen will, auf seine Schrift: „Das geistliche Schauspiel in Süditalien" von Th. Trede; Berlin, bei C. Habel. T

(Ein neuer Armenfriedhof) wurde Ende September in Neapel eingeweiht, wodurch zugleich die Beseitigung eines andern und damit die Abschaffung einer Barbarei erfolgte, die in der Christenheit beispiellos dasteht. Von 1786 bis 1888 hatte Neapel einen ausschließlich für die Armen bestimmten Friedhof, bestehend in einem gepflasterten ummauerten Viereck. Die Armen nannten diese Stätte: Il Quadrato. In diesem Quadrate bezeichneten 366 große Deckſteine ebenso viele tiefe Löcher; jeden Tag des Jahres ward ein Loch geöffnet und des Abends die an dem betreffenden Tage eingebrachten Armenleichen, zwanzig bis dreißig! in die Tiefe befördert, — wohlgemerkt: ohne Sarg! — oft ohne jede

Umhüllung! Schreiber dieses hat solches Begraben wiederholt mit eignen Augen gesehen. Bis 1875 wurden die Leichen in diese Gruben hineingeworfen, von 1875 bis 1888 mit einer Maschine, vermöge einer Winde, hinunterlassen. Ende September 1888 ist nun endlich ein neuer Friedhof für die Armen hergestellt worden. Er steigt mit seinem kolossalen Terrain in Terrassen amphitheatralisch auf, und hier sollen die Armen in dem mütterlichen Schoße der Erde ruhen. Aber! Jede Leiche ruht nur achtzehn Monate! In dieser Zeit verwest sie (wegen der Tufferde) nicht, sie trocknet nur aus. Man nimmt sie also nach achtzehn Monaten heraus, reinigt das Gebein und legt es in eine der Nischen, die sich in der Mauer befinden. In jeder Nische können die Gebeine von sechs Leichen liegen, und jede Nische ist mit 45 Lire zu bezahlen, in welche Summe sich also sechs teilen. Für diejenigen, deren Angehörigen keine Nische erwerben können, ist ein riesiges, gemeinsames Knochenhaus im Bau. — Der neue Friedhof muß jährlich über zehntausend Leichen aufnehmen! T

(Missionsgaben) Monsi. Marinoni, Direktor der „auswärtigen Missionen" in Mailand, hat soeben eine Statistik veröffentlicht, aus welcher erhellt, daß Italien im Jahre 1887 im ganzen nur 342919 Francs für die Heidenmission aufgebracht hat. Dies ist eine äußerst geringe Summe, wenn man bedenkt, daß im selbigen Jahre in Frankreich vier Millionen und 73000 Francs gesammelt sind. Jene Missionsgaben fließen zunächst nach Lyon und Paris, auch die aus Italien, und werden dann verteilt. Laut Bericht des oben Genannten hat Italien für seine Missionsanstalten im Jahre 1887 erhalten: 869175 Francs, also mehr als das Doppelte seiner Kollekte. Würde Italien nach Verhältnis seiner Einwohner beisteuern, so müßte es, mit Frankreich verglichen, über drei Millionen Francs aufbringen. Italien ist das Land des Papstes, und dieser rühmt in seinen Reden den katholischen Eifer seiner Landsleute. Allerdings, Eifer ist da, nämlich für muntere Heiligenfeste mit Feuerwerk, aber kein Eifer für die Mission und für die — Herstellung des Kirchenstaates! T

Bücher und Schriften

(In zwölfter Stunde) erinnern wir noch an ein vorzügliches Weihnachtsgeschenk für religiös interessierte Nichttheologen (obwohl auch der Theolog viel daraus lernen kann): Das Neue Testament übersetzt von Carl Weizsäcker, D. Theol., 3. und 4. neu bearbeitete Auflage, Freiburg, Mohr 1888. 471 S.; geb. 4 Mk. Vgl. die ausführliche Besprechung in Nr 32.

Die besondere Aufmerksamkeit der Leser d. Bl. kann ein kleines Schriftchen von unserm Mitarbeiter Lic. Marti, Pfarrer in Muttenz, beanspruchen, das soeben bei Detloff in Basel erschienen ist: Der Prophet Jeremia von Anatot. (67 Seiten.) Diese Darstellung der Wirksamkeit des Propheten war ursprünglich, wie auch die Vorrede besagt, für die Christliche Welt geschrieben, auch von ihr bereits angenommen. Da sich der Abdruck wegen ihres großen Umfangs verzögerte, entschloß sich der Verfasser, sie als besondre Schrift ausgehen zu lassen, indem er für seine Fachgenossen noch einige gelehrte Anmerkungen hinzufügte. Wir bedauern, daß der Aufsatz nunmehr diesen Spalten entzogen ist; unsre Leser aber brauchen sich ihn deshalb nicht entgehen zu lassen.

Zwei gute Geschenkbände versendet soeben die Winter'sche Buchhandlung in Heidelberg: Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Ungenannten. Achte Aufl. 360 S.; 5 M. Und: Chronika eines Fahrenden Schülers. Von Clemens Brentano. Fortgesetzt und vollendet von A. von der Elbe. Sechste Aufl. 268 S. 5 M. Nr. 1 enthält 1000 Aphorismen und 8 Parabeln unter dem Motto: „Wir haben einen schönen Himmel und eine schöne Erde und eine heilige Religion". Nr. 2 bietet eine wohlgelungene Vollendung der leider Bruchstück gebliebenen lieblichen Erzählung des Romantikers. R

Verschiedenes

(Die Freie akademische Vereinigung für kirchliche Liebesthätigkeit in Leipzig) feierte am 5. November ihr drittes Stiftungsfest. Dieser junge Verein ist mehr als seinesgleichen sonst zu einem wichtigen Faktor im Leben der Leipziger Studenten geworden. Ohne straffe, die Mitglieder pekuniär oder gesellschaftlich bindende Statuten, hat er den Zweck, die Kommilitonen mit dem Arbeitsfelde der innern Mission bekannt zu machen und sie zu einer geeigneten praktischen Mitarbeit anzuregen. Es ist ihm gelungen, in seinen Versammlungen den Ton freien, fröhlichen studentischen Wesens mit echt christlichem Geiste aufs glücklichste zu vereinen, sodaß in erster Linie wohl diesem Umstande die Beliebtheit und der Einfluß zu danken ist, welchen die Vereinigung in weiten Kreisen der Leipziger Studentenschaft besitzt. Der Verein zählt bereits 135 Mitglieder, darunter Juristen, Mediziner und Philologen in größerer Anzahl. An den aller vierzehn Tage abzuhaltenden Vortragsabenden wechseln Vorträge von Fachmännern der innern Mission mit studentischen ab. Die Vereinigung sah an solchen Abenden Männer wie den Nationalökonomen Roscher, Kreishauptmann von Ehrenstein die Professoren Delitzsch, Luthardt, Sohm, ferner Arbeiter der innern Mission wie Generalsuperintendent Hesekiel, Klemm, Seidel, Kobelt teils als Redner, teils als Gäste bei sich. Eine Bibliothek für innere Mission, sowie ein Lesezimmer mit politischen und Fachzeitungen der innern Mission steht den Mitgliedern zur Verfügung. Diese nehmen an der Abhaltung von Kindergottesdiensten in den großen Vorstadtdörfern Leipzigs, welche, meist von Fabrikarbeitern bewohnt, fast völlig von der Sozialdemokratie durchseucht sind, lebhaften Anteil. Dabei ist es eine wichtige Arbeit, durch die Kinder Predigten und „Nachbarn" in die Arbeiterhäuser zu bringen. Ungefähr 26000 Nachbarn und über 8000 Predigten sind auf diesem Wege schon unentgeltlich verteilt worden. — Jeden Sommer wird ein größerer Ausflug zur Besichtigung wichtiger Anstalten der innern Mission unternommen: so wurden 1886 die Anstalten von Magdeburg, 1887 die Franckeschen Stiftungen und das Diakonissenhaus in Halle, 1888 die Missionsanstalten und arbeiterfreundlichen Fabrikeinrichtungen in Dresden besucht. — Am regsten und fröhlichsten entfaltet sich die Thätigkeit der Studenten um Weihnacht. Im Gegensatze zu dem sonstigen Gebrauche, Armen in allgemeinen Weihnachtsbescheerungen, welche allerdings häufig öffentlichen Schaustellungen nahekommen, eine Freude zu machen, veranlaßt die Vereinigung ihre Mitglieder, einige Wochen vor dem Feste sich in Gruppen zu je 3—5 Mann zusammenzuthun, welche nun ihrerseits möglichst viel Geld sammeln und einer ihnen vom Armenbüreau zugewiesenen würdigen Familie in ihrem eignen Heime einen Weihnachtsbaum anzünden. Damit wird die oben angedeutete, naheliegende Gefahr öffentlicher Weihnachtsbescheerungen vermieden, das Familienleben der Aermeren gefestigt und vor allem ein bereits lange vor dem Feste sich entspinnender, manchmal dauernder Verkehr zwischen den Armen und den Studenten angeknüpft, der für beide Teile erfahrungsmäßig gleich heilsam und förderlich ist. Es ist zu wünschen, daß gerade letztere Sitte, wie die ganze Vereinsorganisation bei den Kommilitonen anderer Universitäten gute Nachahmung finde. P G

(Godesheim) Mit herzlichem Danke bescheinige ich hiermit den Empfang der von Lesern dieses Blattes freundlichst gespendeten Gaben im Betrage von 74 Mark für das Diaspora-Waisenhaus Godesheim zu Godesberg a. Rhein, und gebe über unsre junge Anstalt hier folgende kurze Notizen:

Am 1. Mai d. J. hatten wir die Freude, unser einfaches, aber doch liebliches „Heim" mit den vorhandenen Pfleglingen, die binnen kurzem auf 16 angewachsen sein werden, in aller Stille beziehen zu können. Der Einzug war freilich ein etwas ärmlicher: leere Wände und zum großen Teil leere Kisten und Kasten bekundeten es, daß hier „arme" Leute, Pilger nach einer besseren Heimat, einen Ruheplatz gefunden hatten. Inzwischen ist es ja nun freilich etwas besser geworden: ein Teil des Hauses hat seine notdürftige Einrichtung erhalten; für unsern kleinen Viehstand, der vorläufig im Keller des Hauses eingerichtet war, ist eine besondere Stallung erbaut, und unsere lieben Zöglinge gedeihen prächtig unter der sorgfältigen Pflege braver christlicher Hauseltern, die mit Stolz und Freude auf die ihnen vom Herrn anvertraute Kinderschar blicken.

Unser Godesheim öffnet seine Thüre nicht nur den verlassenen Kindern aus der evangelischen Diaspora Rheinlands, sondern ist auch bereit, überall da mit seiner Hilfe einzutreten, wo wirkliche Not dieselbe erheischt. Auch zwei Kinder aus einer Residenz im Osten, die durch den Einfluß hochgestellter Personen der evangelischen Kirche abspenstig gemacht werden sollten, haben bei uns Aufnahme gefunden. Letztere wird keinem verlassenen Kinde aus der evangelischen Diaspora versagt, auch wenn nichts für dasselbe bezahlt werden kann. Der Herr, der uns bis hierher geholfen, wird es uns ja auch ferner nicht am Brote mangeln lassen und Freunde erwecken, die uns unsere Not mit tragen helfen. — So möge denn unser Godesheim immer mehr das werden, wozu wir es dem Herrn geweiht haben: „eine Heimstätte Gottes bei den Menschen."

Godesberg am Rhein Arenfeld, Pastor

Quittung

Für die evangelische Erziehungsanstalt in Schadwalde bei Marienburg W. Pr. (vergl. Nr. 49, S. 472): je 3 Mk. A B, B. b. T und R P, München; Summa 82 Mk.

Herzlichen Dank. D H

Zur Beachtung

Der heutigen Nummer liegen einige neue Prospekte bei. Wir bitten sie zur Werbung neuer Freunde zu benutzen. Probenummern werden unentgeldlich und frei von der Verlagshandlung versandt; auch Mitarbeiterverzeichnisse sind jederzeit zu haben. Angesichts des Jahreswechsels wolle man die Bestellung rechtzeitig erneuern. Die Postnummer ist vom 1. Januar 1889 ab 1293.

In acht Tagen wird noch eine Nr. 53 ausgegeben. Die entgegengesetzte Anzeige in Nr. 50 ist hiermit widerrufen.

D B D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Nr. 53 **Leipzig, den 30. Dezember** **1888**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Zweiter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1265)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Zum Jahresende — Gemeindeblatt und Kirchenzeitung: Eine Betrachtung zum Jahrgangsschlusse — Der Altkatholizismus und das Evangelium: Eine Replik — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Für unsere Konfirmanden; Deutsch-evangelische Kirche in Süditalien; Klosterwald in Hohenzollern; Bingerbrück; Der Gustav-Adolf-Verein und die „Balcaraci" — Verschiedenes: Von der Großherzoglich-Hessischen Landessynode; Doktor der Theologie Fürst Bismarck; Zu den Lutherworten in Nr. 46; Zur Statistik der Religionen; Zur Parallelbibel; Neue Kinderzeitung; Nervosität und Erziehung — Goldne Sprüche aus der Reformationszeit

Zum Jahresende

Lasset euch versöhnen mit Gott. 2. Kor. 5, 20. —

In wenigen Tagen ist das alte Jahr vergangen, das neue gekommen. Ganz ohne unser Zuthun. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. Könnten wir einen größern Wunsch haben? Die Gewißheit, daß er in Erfüllung gehe, wäre ein versöhnender Schluß des alten Jahres. Nach einem solchen verlangt uns; das Jahr soll nicht nur ein Ende haben. Bei diesem Bedürfnis faßt uns das Wort: Lasset euch versöhnen mit Gott; es verbürgt dem scheidenden Jahre den versöhnenden Schluß.

Hat der Strom der Zeit alles mit sich genommen? Unser Lebensschifflein wohl hat er dem Meere näher geführt; aber in uns, hoffen wir, hat sich doch vieles gesammelt zu bleibendem Besitz: Erfahrung, Kenntnisse, Liebeserweisung, Vertrauen. Freudig entnehmen wir es dem Strome des Vergehens und nennen es unser. Wenn wir nur selbst auswählen dürften, was wir behalten wollen! Aber es bleibt auch, was wir gerne ließen vergangen sein: wir müssen uns erinnern an thörichtes Streben, Einbildung, leere Vorsätze, Undank. Wir sträuben uns vielleicht, dies alles, was nicht vergehen will, sofort unsre Sünde zu nennen. Wenn wir es nur beseitigen könnten! Die Jahresrechnung schließt mit ungelösten Verpflichtungen, und doch können wir nicht im Ernst von den schlechten Zeiten reden; wir rechnen wiederholt, der Fehler wird nicht kleiner, sondern größer, es ist kein Rechenfehler. Je mehr wir entschuldigen, desto schuldiger werden wir. Das weist über uns selbst hinaus; hätten wir es nur mit uns allein zu thun, wir müßten vergessen können, wenn wir vergessen wollen. Aber diese dumpfen Gedanken erwachen wieder. Auch wenn wir den Tod Schlaf nennen, stört uns das „Schlafen — vielleicht auch Träumen." Wir kommen von unsrer Schuld nicht los, außer um den Preis, daß wir uns selbst wegwerfen, indem wir gut böse und böse gut nennen und den Gott leugnen, der uns dennoch festhält. Also unsre Schuld ist nicht „vergangen", wenn das Jahr dahin ist.

Aber es giebt einen versöhnenden Schluß für das Jahr, einen einzigen: Lasset euch versöhnen mit Gott! An Christus Statt ergeht diese Bitte überall in seiner Gemeinde, im Wort der Verkündigung und wo einsam eine Mutter den Sohn grüßt, der von langer Irrfahrt heimkehrt. An Christus Statt; eigentlich bittet er selbst, nicht mit Worten, sondern mit der That seines Lebens und Sterbens. Denn Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu.

Versöhnung mit Gott ist der versöhnende Schluß des enteilenden Jahres. Versöhnung mit unsrer Lebensführung ist damit von selbst gegeben. Viele denken nicht an Gott; aber mit ihrem Schicksal möchten sie ausgesöhnt sein. Soll das neue Jahr wirklich ein neues sein, so muß in der That aller Widerspruch mit unserm Ergehen verstummen. Sind aber die „Glücklichen" ganz zufrieden, denen dies scheidende Jahr einen langgehegten Wunsch erfüllt hat? Ohne irgend eine ungehobene Sorge tritt keines über die Jahresschwelle. Wie dann die „Unglücklichen", die dies Jahr arm gemacht hat an Kraft, Habe, Liebe? Darum glauben viele nicht an Gott; unversöhnt mit ihrem Geschick, wollen sie nichts wissen von der versöhnenden Liebe Gottes und nichts davon, daß sie die brauchen. Aber versöhnt mit seiner Führung ist nur, wer mit Gott versöhnt ist. Nicht so der letzte will Gott bei uns sein, daß er von unsrer Zufriedenheit mit seinem Weltregimente leben wollte. Wer ihn nicht will, weil er Versöhnung braucht, der bleibt ein in seinen Sorgen verlorner Mensch. Aber wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. Haben wir das Auge, um das Licht auf unserm Wege zu sehen; das Ohr für die himmlische Harmonie im wirren Laufe unsers Lebens; die treue Hand, um stark und still jede Aufgabe anzufassen, die der himmlische Berufer uns stellt, unsre Mitarbeit an seinem Reiche?

Das ist versöhnender Jahresschluß, Versöhnung mit Gott und mit unserm Schicksal als seiner Führung. Eine besondere Probe schließt sie ein. Unser Beruf ist eine kleine bestimmte Stelle. Da sind unsre Nächsten. Kein versöhnender Jahresschluß ohne Versöhnung mit dem Nächsten. Milder gestimmt sind wir wohl von selbst. Man denkt des Abschieds; man giebt dem Weisen Recht, der bekennt, daß vieles, was wie Bosheit erscheint, nur Mißverständnis ist. Aber das neue Jahr wird neue Reibung der Kräfte bringen und neue Verleugnung fordern. Recht sich versöhnen kann nur, wer versöhnt ist mit Gott; wenn die zehntausend Pfunde erlassen sind, rechtet man nicht mehr um die hundert Groschen. Soll man nicht rechnen, kann man es nicht: sonst ist die Versöhnung mit Gott Schein. Die Liebe Gottes ist erfinderisch; sie macht auch uns erfinderisch. Hat die That der Liebe ein kaltes Herz noch nicht gewonnen, vielleicht hat das linde Wort bei uns gefehlt; viel häufiger die That dem Worte. Bei allem unserm Einvernehmen sind oft die Charaktere so verschieden, daß man sich nicht versteht; da liegt die Versöhnung in der Achtung der Liebe: man will einander nicht mehr zwingen. Wer sieht von hier nicht voll von Wünschen hinaus aus dem nächsten Kreis ins große Ganze? Versöhnung thut Not. Die wahre kommt aus der Versöhnung mit Gott und seiner Fügung. Es ist der einzig versöhnende Schluß. Dann wünschen wir einander Glück zum Neuen Jahre, vielmehr zu einem neuen Leben, zum ewigen Leben. Das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden.

Th H

Gemeindeblatt und Kirchenzeitung

Eine Betrachtung zum Jahrgangsschlusse

Am Abend des Jahres bedenkt man dies und das, macht Rechenschaft und faßt neue Vorsätze. Wenn ich auf unser Werk im verlaufenden Jahrgang zurückschaue, kommt mir der Drang, mir und andern auf die Frage Rede zu stehn: Was unterscheidet uns eigentlich von den Kirchenzeitungen?

Die Frage ist schon manchmal aufgeworfen worden, freundlich oder feindselig. Oder man hat uns einfach als Kirchenzeitung behandelt, immer zu unserm Verdrusse. Denn wir wollen keine Kirchenzeitung sein, sondern ein Gemeindeblatt.

Ist es denn nicht nur ein Wortstreit? In der That, die Wörter Kirchenzeitung und Gemeindeblatt tragen den Unterschied nicht in sich. Kirche heißt auf deutsch Gemeinde. Und da wohl auch Blatt und Zeitung etwa das Nämliche besagen, so wird es der Begriff der Wörter nicht thun, sondern der Brauch.

Es hat sich aber der Brauch festgesetzt, daß man unter Kirchenzeitungen die Zeitschriften versteht, welche vornehmlich für Pastoren und andre am Kirchenwesen berufsmäßig beteiligte Leute bestimmt sind. Hält auch einmal ein Laie aus freiem Antriebe eine Kirchenzeitung, so wird ihn jedermann als seltnen Vogel begrüßen.

Ein Gemeindeblatt dagegen wendet sich an den weitern Kreis der Kirchenglieder, an die Gemeinde, indem die Amtsträger in der Gemeinde zwar nicht ausgeschlossen, aber auch nicht eigens berücksichtigt werden. In diesem Sinne haben wir unsre Wochenschrift ein Gemeindeblatt genannt, freilich aber aus diesem weitern Kreise eine bestimmte Gruppe ausgeschieden und uns an sie gewendet: die Gruppe der gebildeten Gemeindeglieder, wie es ja Blätter für eine andre Gruppe, das sogenannte Volk, schon sonst zur Genüge gegeben hat.

Vor das so gedachte Publikum gehört nichts, was nur rein theologisch-fachmännisches Interesse hat, was nur die Technik des Kirchendienstes und der Kirchenleitung betrifft. Dagegen wäre es eine sonderbare Ansicht, wenn ein Gemeindeblatt sich auf das Religiöse und Moralische allein, auf das Erbauliche, auf den Bereich persönlichen Christentums beschränken sollte. Es haben ja manche gute evangelische Christen eine altherkömmliche Abneigung gegen alles „Kirchliche", ja geradezu gegen die „Kirche." Es versteht sich, daß ein mit Verständnis geleitetes Gemeindeblatt mit diesem Vorurteile rechnen wird, aber doch recht eigentlich nur, um es zu überwinden. Denn wie gesagt: die Gemeinde ist die Kirche. Und nur wenn die Gemeinde sich darauf besinnt und das kirchliche Wesen von der Teilnahme und Mitarbeit auch der ganzen Gemeinde getragen wird, können gesunde kirchliche Zustände erblühen.

Aber anders als die Kirchenzeitungen, wie sie zur Zeit sind, wird ein seiner besondern Aufgabe bewußtes Gemeindeblatt die kirchlichen Dinge behandeln. Unsre Kirchenzeitungen sind ausgesprochne Parteiblätter. Will eine Partei in der Kirche ihre Ansichten zu Macht und Geltung bringen, muß sie eine Zeitschrift haben. Deren Aufgabe ist es, das Programm der Partei nach allen Seiten hin klar und scharf vorzutragen und, was im ganzen Interessengebiete geschieht, sofort im Sinne und zum Vorteile der Parteibestrebungen zu verwerten. Insbesondere muß jegliche Schwäche des kirchenpolitischen Gegners findig ans Licht gezogen und womöglich an ihm nichts Gutes gelassen werden. Je gewandter und rücksichtsloser ein solches Blatt die eigne Sache gegen alle Andersmeinenden zu verfechten versteht, um so „besser" ist es, um so mehr wird es gelesen, und um so größern Einfluß übt es.

Umgekehrt wird ein Gemeindeblatt alles, was in der Gemeinde an christlich-kirchlichem Leben sich regt, mit gleichem Wohlwollen behandeln. Das heißt nicht: alles billigen und nichts bekämpfen, wohl aber: alles redlich darauf ansehn, ob nicht Gutes und Berechtigtes darin enthalten sei, und wärs weiter nichts als der gute Wille. Es wird in das Horn einer Partei nicht blasen dürfen, darum aber sehr leicht mit den Parteien in Widerstreit geraten, und zwar um so leichter, je herrschender und herrschsüchtiger eine Partei ist. Ein Gemeindeblatt wird nicht vergessen, daß ohne Parteibildungen die gesunde Fortentwicklung eines großen lebensvollen öffentlichen Gemeinwesens, wie unsre evangelischen Kirchen das sind, nicht möglich ist; aber es wird fortwährend auf die unausbleiblichen Schäden, die ein leidenschaftliches Parteitreiben mit sich bringt, ein wachsames Auge haben und sie nach Kräften bekämpfen. In diesem Sinne muß ein richtiges Gemeindeblatt immer über den Parteien und wider die Parteien stehen. Eine hohe, aber schwere Aufgabe. Niemand würde den Mut haben, sie anzufassen, wäre nicht ein Vorteil damit verbunden: ein Gemeindeblatt darf irren und Irrtümer eingestehen, — Parteiblätter müssen unfehlbar sein.

Zwar eines festen Standpunktes darf auch ein Gemeindeblatt nicht entbehren. Aber der wird weniger darin zum Ausdruck kommen, daß es gegen Rechts und Links eine scharfe Klinge führt, als darin, daß es sich zur Hauptaufgabe die Erbauung der Gemeindeglieder auf dem Grunde des Evangeliums macht. Die Leser müssen merken: das Blatt hat Boden unter den Füßen; die Leute wissen, was sie glauben und warum; sie wissen, was der Menschenseele, was der Menschheit not thut, und haben den Zweifelnden, Fragenden, Suchenden etwas zu bieten. Anders als eine Kirchenzeitung wird das Gemeindeblatt die religiösen Fragen behandeln. Die Kirchenzeitung darf volle Uebereinstimmung in den Grundansichten bei den Lesern, ihren Parteigenossen, voraussetzen; bespricht sie einmal religiöse, apologetische u. dgl. Fragen, so entweder aus rein wissenschaftlichem Interesse, oder um gegnerische Angriffe abzuwehren, gegnerische Ueberzeugungen in ihrer Nichtigkeit bloßzulegen, oder um die Gleichgesinnten in der Kunst zu fördern, wie man den eignen Standpunkt als den allein berechtigten aufrecht erhalten und gegenüber jedem andern wahren könne. Ein Gemeindeblatt darf nicht lauter Leser von feststehender, gleicher Ueberzeugung voraussetzen. Es rechnet mit der bunten Gemeinde, möchte jedem Gliede etwas leisten, überall stärken, fördern, aufklären, das Gewissen rühren, Leben und Teilnahme wecken. Da sind Grübler und Irregewordne neben Starken und Satten, die nicht mehr denken, lernen, dulden und vertragen wollen; da sind solche, die Lehre, Rat, Erziehung begehren, und andre, die ihrer erst recht bedürfen. Hier liegt schließlich doch die Hauptaufgabe eines Gemeindeblattes, und mit Recht fordert man von einem solchen, daß es dieselbe der andern, das kirchliche Interesse zu befriedigen oder zu wecken, voranstellt. Aber es geht nicht eins ohne das andre, sondern eins durch das andre.

Der feste religiöse Standpunkt, den die Leitung des Gemeindeblattes einnehmen muß, wird übrigens sehr wohl den Gebrauch verschiedner theologischer Hilfsgedanken, ja Duldung abweichender Auffassungen von kirchlichen und sozialen Lebensfragen in den Spalten des Blattes selbst verstatten. Innerhalb der evangelischen Gemeinde kommt alles darauf an, daß der Glaube für jeden persönliche, eigne Sache sei. Damit ist von selbst gegeben, daß er die verschiedenartigsten Verbindungen im Menschengeiste eingeht, daß wir in Mannigfaltigkeit der Zungen von unsrer christlichen Ueberzeugung reden. Und wie ein Gemeindeblatt hier die Zusammensetzung der Gemeinde selbst wiederspiegeln muß, so wird es dem Gemeindeleben ganz unmittelbar dienen, wenn es verschieden Denkenden eine Stätte zu friedlicher Verständigung bietet. Daß nur Christus immer wieder der Herr und Sieger bleibe über Menschengedanken; daß sein heiliges Evangelium aus allem Widerstreit um so deutlicher hervorleuchte; daß man durch die verschiednen Meinungen die Eine Herzensstellung zu Gott, die Eine Wahrheit immer wieder hindurch erkenne! Hier die rechten Grenzen zu ziehen und mit eignem Glauben und Bekennen rechtzeitig den Mitarbeitern wie den Lesern zu dienen, wird die Leitung eines solchen Blattes für ihre oberste heilige Pflicht erkennen. Darum kann man aber solch ein Blatt nicht auf ein Programm und auf die eigne Erkenntnis gründen, sondern allein auf Gottes Hilfe. Mit Gottes Hilfe muß es ebenso möglich sein, wie eine christliche Gemeinde auf Erden möglich ist.

Nach alledem wird der Unterschied zwischen Kirchenzeitung und Gemeindeblatt weniger im Gegenstande als in der Art seiner Behandlung liegen. Im Gegenstande nur, sofern alles

Fach-Theologische und alles Kirchlich-Technische ausgeschlossen ist. In der Art aber, sofern die Verständigung der Gemeindeglieder über Ewiges wie Zeitliches und die Erbauung aller, vornehmlich der Suchenden und Fragenden, der leitende und immer wieder durchschlagende Gesichtspunkt sein muß.

Ob wir in diesem großen Sinn unser Werk bisher gethan haben? Indem wir unsre eigne Antwort darauf still für uns behalten, überlassen wir es unsern Lesern, anzuklagen und zu richten, zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, und wollen für die Zukunft das Ziel um so fester ins Auge fassen. R

Der Altkatholizismus und das Evangelium

Eine Replik

In Nr. 42 der Christlichen Welt hatte ich die Frage behandelt, ob der Altkatholizismus eine evangelisch-reformatorische Bewegung sei. Dieser Aufsatz ist von Herrn Professor D. Beyschlag zu Halle in Nr. 48 einer so eingehenden und entschiedenen Zurückweisung gewürdigt worden, daß ich noch einmal das Wort ergreifen muß, so sehr ich bedaure, mit meiner Darstellung ihm wehgethan zu haben und aufs neue wehthun zu müssen. Es thut mir dies um so mehr leid, als ich mich ihm nicht nur selbst in vieler Beziehung verbunden weiß, sondern gerade das immer an ihm besonders hoch geachtet habe, daß er, unbekümmert, ob es überall gefiel, und um die Folgen, stets mit edlem, offenem Worte auch für die Leidenden und Unterdrückten einzutreten bereit war. Und nun muß ich ihm gerade hier entgegentreten, wo er mit besondrer Entschiedenheit, Wärme und Kunst eine bedrängte und angefochtene Sache uneigennützig und freimütig verteidigt. Wie gern möchte ich angesichts dieser Lage die Waffen strecken! Aber ich bin es unsern Lesern und mir selbst schuldig, meinen Standpunkt zu rechtfertigen, damit ich nicht lediglich als gehässiger Kritiker erscheine, der mutwillig berechtigte Ideale zerstört oder zukunftsreiche Entwicklungen hemmen will, ein unsicherer Gewährsmann und ein ungerechter Beurteiler zugleich.

D. Beyschlags Entgegnung ist wesentlich durch die Annahme beeinflußt, meine ganze Anschauung wurzle in den Veröffentlichungen des D. Rieks. Diese Annahme beruht auf einem Irrtum. Er wirft mir weiter die einseitige Benutzung des v. Schulteschen Werkes vor. Aber es wäre zu gewissenlos von mir, wenn ich mir nicht eine ganz andre Kenntnis der altkatholischen Litteratur verschafft und auch sonstige Quellen erschlossen hätte, ehe ich in dieser Sache mein Urteil abgab. Ich verzichte um der Leser willen darauf, den eingehenden Nachweis hiervon zu führen. Nur das Eine möchte ich noch bemerken: wenn sich mein Artikel fast ausschließlich mit dem Werke v. Schultes befaßt, so rührt dies daher, daß er nur ein Bruchstück aus einem weit angelegten Aufsatze ist, der folgende vier Abschnitte enthalten sollte: 1) Der Altkatholizismus in eigner und in protestantischer Beleuchtung; 2) Der „Fall Rieks"; 3) Der Staat und die altkatholische Bewegung; 4) Der Evangelische Bund und der Altkatholizismus. Aus freiem Entschlusse habe ich es vorgezogen, statt des schon großenteils vollendeten Ganzen jenes Bruchstück zu veröffentlichen.

Unter allen Umständen mußte das Buch v. Schultes für mich von grundlegender Bedeutung sein. Zwar sucht D. Beyschlag das Gewicht dieses Werkes in seiner Entgegnung dadurch abzuschwächen, daß er mir gegenüber immer nur von der „urkundlichen Rechtsgeschichte v. Schultes" spricht. Aber hat nicht v. Schulte selbst sein Buch ausdrücklich „Der Altkatholizismus, Geschichte seiner Entwicklung, innern Gestaltung und rechtlichen Stellung in Deutschland" betitelt, ohne auch nur mit Einem Worte zu sagen, daß man das eigentliche, innere Leben aus seinem Buche überhaupt nicht oder nicht deutlich erkennen könne? Hat D. Beyschlag bei seinem ausführlichen, sechzig Seiten umfassenden Berichte über das Buch in den Deutsch-evangelischen Blättern (1887, Heft 3 und 4) auch nur ein Gefühl von diesem Mangel verraten? Jedenfalls mußte ich zur Beantwortung der Frage, ob der Altkatholizismus eine evangelisch-reformatorische Bewegung sei, zunächst die offiziellen Urkunden des Altkatholizismus selbst aufschlagen und durfte erwarten, ihren eigentlichen Sinn und authentische Interpretation in dem Werke des geistigen Leiters der altkatholischen Bewegung zuverlässiger zu erfahren, als bei irgendwelchen evangelischen Theologen.

Ich muß mich aber darüber beklagen, daß D. Beyschlag meine Darstellung nicht ganz unbefangen gelesen, wiedergegeben und beurteilt hat. Nach ihm soll ich bei meiner Gliederung des Altkatholizismus das dritte Element als „ein von Herzen evangelisches" dargestellt haben. Das ist nicht der Fall. Ich kann hier die ausführliche Charakteristik dieser Gruppe nicht wiederholen (vergl. S. 390), bemerke aber, daß ich ausdrücklich auch diese Gruppe als eine ihren Neigungen nach zunächst katholische Richtung bezeichnet habe, die jedoch, von wirklich religiösen Gedanken und Motiven beseelt, auf dem Wege zur Freiheit und — zum evangelischen Bekenntnisse sei. Weiter habe ich gesagt, daß die Energie dieser Richtung bei dem Reformwerke den offiziellen Leitern der Bewegung zuweilen recht unbequem und verdächtig geworden sei; aber nirgends behaupte ich, was D. Beyschlag statt dessen ohne weiteres einsetzt, daß irgend jemand „durch evangelische Gesinnung und Verkündigung (!) den Führern unbequem oder verdächtig geworden." Sodann habe ich keineswegs „dem Altkatholizismus nicht nur den evangelischen, sondern auch den religiösen Gehalt und Charakter abgesprochen"; sondern ich habe nur entschieden geleugnet, daß er „eine evangelisch-reformatorische" oder „eine rein religiöse"*) Bewegung sei: er ist eben meines Erachtens eine „katholisch-religiöse" oder, wie ich das nach den Maßstäben und Verhältnissen katholischer Religiosität bezeichnen mußte, „eine katholisch-kirchliche und darum halb politisch-rechtliche Bewegung". Deshalb ist es auch ebenso ungenau wie unzweckmäßig, wenn D. Beyschlag meine Worte über die Wurzeln und Tendenzen des Altkatholizismus zitirt und dann sogleich, um sie zu bekämpfen, ihren Inhalt entstellt. Ich bin allerdings der Meinung, daß der Episkopalismus, der nationale Charakter der einzelnen Landeskirchen und eine relative Freiheit der katholischen Wissenschaft für eine katholisch erzogene und katholisch denkende Seele Güter und Fragen sind, bedeutend genug, um die heftigsten, inneren Gewissenskämpfe und äußeren Konflikte bei einer aufrichtigen katholischen Frömmigkeit hervorzurufen. D. Beyschlag wird weder dem Katholizismus noch dem Altkatholizismus noch meiner Darstellung gerecht, wenn er seiner begeisterten Schilderung der altkatholischen Bewegung spottend meine angebliche Analyse gegenüberstellt: „Ein bißchen Episkopalismus, ein Schimmer von Nationalkirchentum und eine relative Freiheit der Universitätstheologie!" Was D. Beyschlag an meinen Worten verändert hat, zeigt deutlich, daß er diese Größen von evangelischem, aber nicht von dem, auch für die Altkatholiken maßgebenden katholischen Standpunkte würdigt. Aehnliche Verschiebungen finden sich in D. Beyschlags Entgegnung noch öfter: z. B. habe ich nicht die „religiöse Armseligkeit", sondern das Fehlen evangelisch-reformatorischer Religiosität im Altkatholizismus nachweisen wollen. Ich habe auch nicht von einer, durch die Reformen hervorgerufenen „verdrossenen Passivität" der hervorragendsten und geistvollsten Vertreter der altkatholischen Sache geredet und gar nicht geleugnet, daß sie „innerhalb ihrer Berufsstellung" noch in altkatholischem Sinne weiter wirkten. Aber das ist doch Thatsache, was ich ausgeführt habe, daß bei Durchführung gewisser Reformen Männer wie Döllinger, Friedrich, Reusch, Langen ihrer leitenden und eingreifenden Thätigkeit für das Ganze der Bewegung entsagt haben. Ob dies aus opportunistischen oder prinzipiellen Gründen geschah, ob seitdem der eine oder andre aus seiner Zurückhaltung wieder mehr hervorgetreten ist oder nicht, dürfte für das, was ich behauptet habe, gleichgiltig sein, nämlich, daß jene Reformen „nur langsam und mit einer gewissen Zaghaftigkeit beschlossen wurden" und mehr und mehr zu Unsicherheit und Stillstand geführt haben.**)

*) D. Beyschlag läßt in seinem Zitate das Wort „rein" ohne weiteres aus! Solche Auslassung entstellt den Sinn völlig. Ich habe auch nirgends, wie D. Beyschlag mit Anführungszeichen angiebt, von „theoretischer Begeisterung — ohne religiöse Kraft" geredet.

**) Dasselbe beweist das v. Schultesche Werk; vergl. besonders S. 608, 626, 628.

Bei dem besten Willen kann ich von meiner Darstellung nichts Wesentliches zurücknehmen. Ich füge hinzu, daß mir von den verschiedensten Seiten — von Männern, die das Gemeindeleben und die Praxis der Altkatholiken beobachtet haben, — mündlich und schriftlich Zustimmung zu teil geworden ist. Ich betone weiter, daß ich mich gehütet habe, über einzelne Persönlichkeiten und ihre Herzensfrömmigkeit ein Urteil abzugeben. Ich bin auch weit entfernt, dem Altkatholizismus den Untergang zu wünschen, und würde es für geboten erachten, einzelnen Altkatholiken, die um ihres Glaubens willen in Bedrängnis geraten, ebenso Hilfe zu leisten wie andern ungerecht Verfolgten. Aber eine ganz andre Frage ist es doch, ob wir Evangelischen die altkatholische Bewegung als solche unterstützen, ob wir ihnen die Mittel für Ausbildung ihrer Geistlichkeit und Sicherung ihres Fortbestandes mitbeschaffen sollen, während in dem großen Bereiche unsrer evangelischen Kirchen aus Mangel an Mitteln noch so unendlich viel Notwendiges ungethan bleibt. Da wird doch zunächst zu fragen sein, ob der Altkatholizismus eine evangelisch-reformatorische Bewegung ist. Daß er eine Reformbewegung ist und daß er uns Evangelischen näher steht als der Ultramontanismus, bezweifle ich so wenig, wie irgend jemand. Aber ob er einen evangelisch-reformatorischen Charakter hat, d. h., ob bei dieser Reformation das Evangelium, seine rechte Erkenntnis und seine alleinige Bedeutung grundsätzlich die treibende Kraft ist, wie einst bei Luther, diese Frage habe ich untersucht und verneinen zu müssen geglaubt. Denn dieser evangelisch-reformatorische Charakter ist weder durch den Hinweis auf große Opfer und erhebende Martyrien, noch durch die Betonung der Gewissenskämpfe, noch durch die Opposition gegen das Papsttum und den Jesuitismus und Ultramontanismus sicher gestellt. Alles das braucht über das Gebiet spezifisch katholischer Frömmigkeit nicht hinaus zu führen. Einen evangelisch-reformatorischen Wert bekommt das alles erst, wenn man als das tiefste, grundlegende und entscheidende Motiv hinzufügen darf: „um des lautern Evangeliums willen." Und dieses Motiv, das ahnend und mehr oder minder deutlich in der von mir an dritter Stelle charakterisirten altkatholischen Gruppe erfaßt wird, vermisse ich eben nicht bloß bei den liberal-aufklärerischen Elementen, sondern vor allem in den sämtlichen entscheidenden Aktenstücken des offiziellen Altkatholizismus und in dem ganzen v. Schulteschen Werke. Der Einwand, das sei eine „Rechtsgeschichte und rechtlich politische Urkunde", hält dagegen nicht Stich. Das sind unser Augsburger Bekenntnis, unsre Apologie, unsre Schmalkaldischen Artikel ursprünglich auch, ja in noch viel höherem Grade; und doch wie ganz anders sind sie vom Geiste des Evangeliums und von dem Bestreben, dies Evangelium allein zu verstehen und geltend zu machen, getragen, als alle offiziellen Beschlüsse und Veröffentlichungen der Altkatholiken! In den letztern findet man selten eine tiefere, religiöse, grundsätzliche Begründung, dagegen fast überall wissenschaftlich-geschichtliche und rechtliche oder politische und deshalb opportunistische Behandlung der Fragen. Nur so ist es gelungen, die verschiedenen Strömungen und Geister zusammen zu halten.

Meine Nachweisung dreier verschiedener Gruppen im Altkatholizismus werde ich hier noch aus altkatholischen und auch für D. Beyschlag unverdächtigen Quellen belegen, nicht etwa aus den Streitschriften des D. Rieks, sondern mit Aeußerungen, die den ersten Jahren der altkatholischen Bewegung entstammen und sich in der Biographie des Freiherrn von Richthofen (Leipzig 1877) und in den ausdrücklich gegen mich ins Feld geführten „Erinnerungen an Amalie von Lasaulx" (2. Aufl. Gotha 1878) finden.

Beide, von Richthofen und Amalie von Lasaulx, rechne ich in die dritte von mir gekennzeichnete Gruppe der Altkatholiken. Ich glaube auch durch nichts die Meinung hervorgerufen zu haben, als beschränke sich diese dritte Gruppe auf D. Rieks und seine Genossen, und als sei ihr wesentliches Merkmal die Opposition gegen die altkatholischen Führer. Amalie von Lasaulx hat den Plänen des offiziellen Altkatholizismus sehr zurückhaltend gegenüber gestanden;*) bei aller Weitherzigkeit der Gesinnung, die sie in verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu frommen, evangelischen Kreisen gewonnen und bewährt hat, wollte sie selbst doch katholisch bleiben,**) und Gott hat sie heimgerufen, ehe sie durch die immer schärferen Gegensätze ernstlich vor die Frage gestellt war, ob sie protestantisch werden wolle. Ob sie bei längerem Leben übergetreten wäre, können wir nicht entscheiden. Eine andre, geistig ihr verwandte Persönlichkeit, Karl von Richthofen, früher Domherr zu Breslau, ist nach schweren innern Kämpfen und kurzer Wirksamkeit für den Altkatholizismus zur lutherischen Kirche übergetreten, weil das Evangelium in seinem Herzen die entscheidende Macht geworden war und ihn über die Halbheit hinausdrängte.***) Das ist der Weg, den auch andre gegangen sind und den voraussichtlich noch mehrere gehen werden.

In den „Erinnerungen an Amalie von Lasaulx" werden nun auch die verschiedenartigen geistigen Gruppen, die sich im Altkatholizismus vereinten, geschildert, in ganz ähnlicher Weise, wie ich es gethan, nur mit noch größerer Schärfe (S. 206f. 226 f.). Dabei werden ausdrücklich die liberal-aufklärerischen, die „unkirchlichen" Elemente hervorgehoben, die „aus kirchenfeindlicher oder aus selbstsüchtiger Gesinnung dem Kampf gegen die Unfehlbarkeit sich angeschlossen hatten", „für welche jede Gelegenheit, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen, verlockend war, Männer, für welche es nur von den Umständen abhing, ob sie sich zu Verteidigern der alten oder der neuen Lehre aufwarfen" (S. 218. 207). In ähnlicher Weise sprechen eine Reihe von Auszügen aus Briefen altkatholischer Geistlicher (1874), die der Richthofenschen Lebensbeschreibung eingereiht sind, von dem Andringen des antikirchlichen Liberalismus (S. 387—389. 422. 430.), von „reformsüchtigen Laien", von sehr radikalen Forderungen der Liberalen für die Synode, von einer erhofften Ausscheidung der Ultraliberalen, („einer Eventualität, der man auf die Dauer nicht wird vorbeugen können, wie sehr man sich auch bemüht, das Ganze im Leim zu halten" S. 430) u. s. w. Richthofen aber schreibt, selbst als altkatholischer Priester thätig, zur selben Zeit:

> Mein Vertrauen zur altkatholischen Bewegung steht noch immer auf den schwächsten Füßen, und ich warte noch immer auf den Beweis dafür, ob die Sache aus Gott sei oder nicht. Daß ich mit der Masse liberalistischer Elemente, die das Gros der Bewegung bilden, nicht sympathisire, werden Sie mir gern glauben ... Die Hoffnung, das Reich Gottes aus diesen Massen und diesen Reformen wieder erstehen zu sehn, habe ich nicht mehr ... Es sind leider nur Einzelne unter uns, die überhaupt an dem Reiche Gottes wirkliches, inneres Interesse nehmen. Protest gegen die vatikanische Kirche, Wiedervereinigung mit den andern Konfessionen und Erleichterung in kirchlichen Dingen, das sind die Interessen, von denen unsre Massen bewegt werden ... Ein inneres Glaubensleben, wie ich es bei so vielen Protestanten kenne, habe ich bis jetzt noch bei keinem einzigen Gemeindegliede gefunden. Ich rechne ihnen das nicht zur Schuld, denn sie sind das tote Formenwesen von früher her gewöhnt; Du wirst aber zugeben, daß das kein Boden für eine kirchliche Bewegung ist (S. 418. 458. 460. 462).

Durch diese Worte „evangelisch-gesinnter" Altkatholiken dürfte meine Beurteilung hinreichend gerechtfertigt sein. Auch das harte Wort von den liberalen Bildungsphilistern und ihrem billigen Bekenntnisse nehme ich nicht zurück. Ich rechne es ihnen hoch an, daß auch sie bei dem Verlaufe der Dinge allerhand Opfer haben bringen müssen, Geldbeiträge und Opfer wohl auch an Frieden in Familie, bürgerlicher Gemeinde und sozialer Stellung. Gewiß war es ehrenwert, daß sie nun nicht gleich die Fahne verließen. Ob aber religiöse Gründe sie hingeführt und festgehalten haben? In jener ersten Zeit nach dem Vaticanum und dem deutsch-französischen Kriege hat man in weiten Kreisen andre Entwicklungen erwartet, als thatsächlich gefolgt sind. Und billig war das Bekenntnis dieser Aufklärer, weil

*) a. a. O., S. 210: „In ihren Augen war die Wahrheit der Gesinnung und, wo es verlangt wurde, aufrichtiges Bekenntnis derselben so sehr das Einzige, was in dieser Zeit not that, daß alles, was an Parteiwesen streifte, das Werben um Anhänger für die eigne Ansicht und Person, der Kampf um Mein und Dein, öffentliche Reden gegen die neue Lehre u. s. w., ihr nie als das Rechte erschien". Vergleiche S. 223—224. 227.

**) Vergl. ihr Wort S. 220: „Der liebe Gott muß Döllinger zu unserm Papst machen, dann könnte man wieder von Herzen katholisch sein". Vergl. dazu S. 257.

***) Vergl. die oben genannte Biographie S. 202—562; bes. S. 411f. 456. 463. 475. 488.

nicht mehr wie vor 350 Jahren Inquisition, Folter, Bann und Entziehung aller bürgerlichen Rechte ihre Ketzerei bedrohten, weil unsre Reformatoren und ihre Errungenschaften ihnen die Bahn für Gewissensfreiheit und persönliche Selbständigkeit im staatlichen, rechtlichen, bürgerlichen Leben erkämpft hatten, und weil trotzdem dies Bekennen der Altkatholiken an Tiefe, Wärme und Entschlossenheit dem Bekenntnis unsrer protestantischen Väter unendlich nachsteht. Auch dadurch hat D. Beyschlag nur scheinbar mich widerlegt, daß er mir die Frage vorlegt, wo denn nur „in einem einzigen Akt der altkatholischen Gemeinschaft dieses Element als ein maßgebendes hervorgetreten sei." Ich habe meinerseits nur das Vorhandensein dieser zahlreichen Gruppe und ihre Bedeutung für das Leben der Einzelgemeinde und für die innere Kraft der altkatholischen Bewegung geschildert. Daß sie für die „altkatholische Gemeinschaft" maßgebend sei, habe ich nicht nur nicht behauptet, sondern geradezu ausgeschlossen, indem ich die „maßgebenden" Kreise, Strömungen und Tendenzen unter dem Namen „offizieller Altkatholizismus" behandelt habe.

Diesem gegenüber aber wiederhole ich meine Fragen: „Wo ist denn in der altkatholischen Bewegung nur eine wirklich hervorragende positive Frucht?" — Das, worauf D. Beyschlag in seiner Antwort hinweist, verdient den Namen „hervorragend" nicht. „Wo ist ein durchschlagendes Buch?" Anziehende und inhaltsreiche Lebensbeschreibungen frommer Männer und Frauen, welche sich schließlich selbst unter ihren Gesinnungsgenossen vereinsamt fühlten, die wohl kleinere Kreise und protestantische Leser erbaut, aber mit ihren Herzenswünschen keine Reformation hervorgebracht haben, gelehrte Bücher, die für Fachgenossen ihren hohen Wert besitzen, genügen hier nicht: ich möchte eine einzige, durchschlagende reformatorische Schrift bei den Altkatholiken genannt wissen, die man nur irgendwie unsern reformatorischen Schriften an die Seite setzen kann. Und endlich: „Wo ist ein die innere, religiöse Kraft des Ganzen in sich zusammenfassender Mann?" — Bei dem einzigen, der in gewissem Sinne die ganze altkatholische Bewegung in sich zusammenfaßt, bei von Schulte wird sicherlich die religiöse Kraft durch andre geistige Kräfte überflügelt. Dasjenige, was er von religiösen Motiven geltend macht, läßt ein eigentliches Verständnis für das Wesen unsrer Reformation vermissen. Dem Zeugnisse für Reinkens aber, das D. Beyschlag ablegt, stehen andre Zeugnisse gegenüber.

Ich bleibe also bei meiner Darstellung der verschiedenen Richtungen und der innern Widersprüche des Altkatholizismus. Bei einer verwickelten Zeit- und Streitfrage in einer geschichtlichen Erscheinung verschiedenartige Elemente nachgewiesen zu haben, ist noch nie einem Historiker ohne weiteres als Fehler angerechnet worden. Auch ist mir der Altkatholizismus nicht ein „widerspruchsvolles Rätsel", sondern er erscheint mir als der widerspruchsvolle und deshalb aussichtlose Versuch, ein praktisches Problem zu lösen.

Auch in Einzelheiten hat mir D. Beyschlag Einwendungen gemacht, die hinfällig sind. Nur ein Beispiel! Um meine Unkenntnis zu beweisen, sagt er:

> Er weiß auch nicht, daß die Altkatholiken das Tridentinum keineswegs vorbehaltlos anerkennen, vielmehr ihm den Charakter eines ökumenisches Konzils ausdrücklich bestreiten; er redet von einem Festhalten der alten Lehre einschließlich des Tridentinums.

Gewiß habe ich das gethan; aber ich habe auch wörtlich meine gute Quelle, nämlich v. Schultes Werk angeführt:

> Irgendwelche Veränderung der Lehre hat nicht stattgefunden ... Die in den durch die Synoden approbirten Büchern niedergelegte und anerkannte Lehre ist die alte katholische, nicht die von den Päpsten seit dem Konzil von Trient veränderte.

Ich füge heute den Hinweis auf das ganze Kapitel über die Lehre des Altkatholizismus bei v. Schulte hinzu, das im ganzen vier Seiten [!] (602—606) umfaßt und diese Behauptung darzulegen versucht. Dabei sagt nun v. Schulte noch wörtlich:

> Die Nichtaufnahme der unbefleckten Empfängnis u. s. w. .... beweisen, daß die Altkatholiken festhalten an dem alten Glauben, der sich noch im Konzil von Trient findet.

Den Vorwurf der Unkenntnis bezüglich der altkatholischen Lehre sollte D. Beyschlag also füglich an v. Schulte richten! Bei wem sollen wir uns nun über die Lehre des Altkatholizismus unterrichten, bei D. Beyschlag oder bei D. von Schulte?

Unter den heutigen Umständen liegt in der Thatsache, daß die Altkatholiken Katholiken sein und bleiben wollen, doch ein Beweis dawider, daß sie eine evangelisch-reformatorische Bewegung im Katholizismus darstellen. Ja, wenn die Reformation des 16. Jahrhunderts nicht gewesen wäre, wenn der Protestantismus nicht vorhanden wäre, so könnte man vielleicht abwarten, ob die Altkatholiken nicht doch durch die Thatsachen zu einer evangelischen Reformation gedrängt würden. Aber, wie die Sachen liegen, hilft selbst der Hinweis auf den „Idealkatholizismus" und den tiefern Sinn des Wortes „katholisch" nichts. Denn im wahrhaften Sinne „katholisch" wollen auch wir sein, und unser Augsburger Bekenntnis hat ja nur den einen Zweck, nachzuweisen, daß der reformatorische Glaube der eigentlich katholische sei. Und die Existenz und die Bedeutung des „Idealkatholizismus" verkenne ich zwar nicht; aber es ist einerseits verkehrt, den Altkatholizismus gleichsam als die kirchliche Verkörperung dieses Idealkatholizismus hinzustellen, und anderseits ist dieser Idealkatholizismus, fast nur durch Berührungen mit protestantischem Geiste entwickelt, auf die offizielle Gestaltung katholisch-kirchlicher Verhältnisse trotz warmer Frömmigkeit und erbaulicher Kraft stets einflußlos geblieben, in solcher Beschränkung aber auch heute noch in der römischen Kirche nicht ganz unmöglich.

Mir sind thatsächlich „Evangelisch" und „Katholisch" etwas festere, sprödere und inhaltsschwerere Begriffe als meinem hochverehrten Gegner, sowohl in geschichtlicher wie in religiöser Beziehung. Und ich glaube nicht, daß durch Erweiterung, Milderung oder Verschiebung dieser Begriffe irgend etwas gewonnen wird. Ich kann mich auch über das Schriftprinzip der Altkatholiken, bei welchem es lediglich auf die Auslegung und Anwendung ankommen wird, nicht so leicht beruhigen; die Tradition, d. h. alle nicht urchristliche Ueberlieferung, ist dadurch nicht grundsätzlich und völlig ihrer maßgebenden Bedeutung entkleidet. Der Hinweis auf Luthers Stellung zur Tradition beweist nichts, sondern verschiebt die Frage. Denn wo hätte Luther die Kindertaufe, das Apostolikum, die Liturgie, den Sonntag und die Feiertage, kurz die Tradition als normativ neben die Schrift gestellt und sich zu einem so schwächlichen und unsichern Satze herbeigelassen, daß die Lehre Christi im Neuen Testamente „im wesentlichen [!] vollständig" enthalten sei? Und nun der Rechtfertigungsglaube! Ich frage nicht nach der Formel und dem bloßen Gedanken; denn der findet sich sogar im römischen Meßkanon! Ich frage auch nicht nach der individuellen theologischen und religiösen Erkenntnis einzelner; denn Augustin, Bernhard von Clairvaux und viele, viele andre haben diese auch gehabt und ergreifend ausgesprochen; und wir glauben ja, daß nicht nur wir Protestanten, sondern alle wirklich Gläubigen in allen Konfessionen allein kraft dieses Rechtfertigungsglaubens selig und Gotteskinder sind. Aber ich frage, ob die altkatholische kirchliche Gemeinschaft, wie unsre Reformatoren und ihre Glaubensgenossen, die zentrale Bedeutung und die umfassende Anwendung der Rechtfertigung für das ganze christliche Leben und Glauben erkannt habe und davon durchdrungen sei. Ich antworte: Nein. Auch D. Beyschlag wird so antworten müssen trotz seiner verführerischen Gegenfrage:

> Aber wie, wenn die Altkathpliken im Sonnenschein unsers Materialprinzips lebten; wäre das nicht noch mehr wert als die Wiederholung der Formel?

Gewiß; und wenn es so wäre, so würde ich sofort selbst Altkatholik, denn ich wage die gleiche Behauptung für unsre protestantischen Massen nicht aufzustellen. Aber sonst pflegt doch auch von dem, was im Herzen ist, der Mund zu sagen. Wenn die Altkatholiken wirklich „im Sonnenschein der Rechtfertigung" leben, weshalb reden sie nicht davon zu Gottes Ehre und der Menschen Heil, wie einst die Väter unsrer Reformation? — Aber sie reden ja nur „die Sprache der Thatsachen"! Allein wenn nun wirklich alle die einzelnen Reformen und Motive der Altkatholiken, die D. Beyschlag soviel höher schätzt als ich, „lauter Sonnenstrahlen unsers Materialprinzips" sind, weshalb kommen sie denn nicht zu uns, weshalb bekennen sie sich nicht

dankbar zu unserm Materialprinzip? Freilich ein kirchenpolitischer Nutzen würde damit nicht verbunden und dem religiös-kirchlichen Zwiespalte Deutschlands würde damit nicht abgeholfen sein. Aber was für einen gewaltigen Eindruck würde es religiös und sittlich gemacht haben, wenn 50000 deutsche Katholiken evangelisch geworden wären und die Fiktion, noch zur katholischen Kirche zu gehören, dahingegeben hätten für die volle, grundsätzliche Freiheit des Evangeliums! Und wenn doch allein „Gott die Gnade einer neuen Reformationsepoche giebt", so kann er auch ohne solche künstliche und halbe „Einstiftung einer bescheidenen evangelischen Reform" in den Katholizismus, die feindlichen Konfessionen in brüderlich wetteifernde verwandeln und eine Wiedervereinigung anbahnen. Gottes Wege sind nicht unsre Wege; sie spotten unsrer kirchenpolitischen Weisheit.

Mit einer einzigen Aeußerung hat mir D. Beyschlag wirklich wehe gethan, — nicht um meinetwillen. Es ist der Satz, mit welchem er den Gedanken an den Uebertritt der Altkatholiken in unsre evangelischen Landeskirchen zurückweist:

Diese Zumutung, daß fromme Katholiken, auch wenn sie evangelische Grundanschauungen hegen, in unserm heutigen protestantischen Landeskirchentum sich wohl und heimisch fühlen sollen, wäre — ich will darüber nicht mehr sagen — doch allzu naiv, um sie dem Verfasser zuzutrauen.

Ich rühme mich dieser Naivetät. Mein protestantisches Ehrgefühl, meine Dankbarkeit gegen die Kirche, in deren Schoße ich herangewachsen bin, mein evangelischer Glaube läßt mich die mannigfachen Schäden und Mängel unsers evangelischen Landeskirchentums geduldig tragen. Denn wir besitzen darin ein Recht und ein Gut, das alle diese kleinlichen, menschlichen Mängel tausendfach ersetzt und überwinden lehrt: das reine, freie, herrliche Evangelium, von uns allen als die höchste, allein entscheidende Macht grundsätzlich und öffentlich anerkannt. Und diese Macht giebt allein das Heimatsgefühl im Reiche Gottes. Deshalb kann ich auch nicht anders, als den Altkatholiken zurufen: Kommt zu uns!

Den Vorwurf, die altkatholische Sache, die ja mit Recht gewisse Sympathien bei uns findet, schon deshalb, weil in ihr Vernunft und Gewissen sich gegen hierarchischen Zwang siegreich aufgelehnt, meinerseits absichtlich geschädigt zu haben, weise ich zurück. Wird sie durch unsre Kontroverse geschädigt, so habe nicht ich mir die Schuld daran beizumessen, sondern derjenige, der zuerst eine Behauptung aufgestellt hat, die von den Führern, Kongressen und Urkunden des Altkatholizismus offiziell nie vertreten ist. Nicht die evangelischen Christen aber haben die Pflicht, den Altkatholiken zum Aufbau ihres Kirchentums zu helfen, sondern der Staat, der sich rechtlich und moralisch den Altkatholiken verpflichtet hat und diesen Verpflichtungen nur ungleich und unsicher nachgekommen ist. Dadurch daß wir die Gelder für ein altkatholisches Seminar aufbringen (wie menschenfreundlich das an sich sein mag), wird der Staat nur in seiner Zurückhaltung bestärkt. Eine Ehrenrettung und ein Triumph für den Altkatholizismus wäre es allein, wenn der Staat selbst seine ursprünglichen Versprechungen hielte und so auch die Ultramontanen gezwungen würden, für das altkatholische Kirchenwesen mit beizutragen. Zu diesem Triumphe würde ich ihm gerne mit verhelfen.

W. Bornemann.

Nachwort des Herausgebers. Wenn diese Replik nicht früher kam, so hat das seinen Grund darin, daß der Verfasser eine Aeußerung im Deutschen Merkur, dem offiziellen Organe des Altkatholizismus, gern abwarten wollte, die zu erhoffen wir Anlaß hatten. Aber in seiner Nr. vom 8. Dezember verspricht der Deutsche Merkur seinen Lesern nur den Abdruck der in unsrer Nr. 48 enthaltenen Entgegnung D. Beyschlags.

Zur Sache und von Redaktions wegen dies. Daß der Altkatholizismus auch bei guten und unvoreingenommenen Männern eine sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Beurteilung erfährt, teilt er mit andern zeitgeschichtlichen Erscheinungen. Das gerechte Urteil der Geschichte werden erst künftige Geschlechter fällen: wir mögen wohl irren und streiten. Ich bin nicht vermessen genug, das künftige Urteil der Geschichte vorauszunehmen und etwa im Namen der Redaktion den Streit entscheiden oder versöhnen zu wollen. Unsre Leser haben Rede und Gegenrede gehört, so kann jeder sich seine Meinung bilden. Das Recht, den Altkatholizismus an dem Maßstabe des Evangeliums zu messen, muß ich unserm Freunde und Mitarbeiter mit aller Entschiedenheit wahren. Hat er ihn falsch angewendet, so wird nichts so sehr ihn seines Fehlers überführen können, als eine Erklärung offizieller Vertreter des Altkatholizismus selbst. Hat er aber damit das Rechte getroffen, so kann sein Zeugnis den Altkatholiken nur heilsam sein. Den Idealkatholizismus treffen wir mit unsrer Kritik nicht. Wir müssen ihn noch heute auch innerhalb der römischen Kirche suchen oder an ihm verzweifeln. Denn eine Wirkung des Altkatholizismus auf die römische Kirche steht nach menschlicher Erwägung viel weniger zu erwarten, als eine Wirkung des Protestantismus auf sie. Der Anspruch der altkatholischen Gemeinschaft, katholisch zu sein, verbürgt uns in keiner Weise das Fortglimmen evangelischen Glaubens und Lebens innerhalb der römischen Kirche, und damit fällt allerdings das Hauptinteresse, das wir als evangelische Christen an dieser Bewegung nehmen könnten, dahin.

Uebrigens liegt es uns fern, den Altkatholizismus an sich bekämpfen zu wollen. Es kam uns nur darauf an, die von weiten Kreisen — und auch von Männern, denen Herr Professor Beyschlag Vorurteilslosigkeit und Kenntnis der Sache nicht absprechen kann — geteilte Ansicht klar und ohne Scheu auszusprechen. Möge Herr Professor Beyschlag Recht behalten! Möge die altkatholische Gemeinschaft sich immer mehr nach dem Bilde gestalten, das er von ihr hat und mit unermüdeter Begeisterung und Treue festhält und vertritt! Möge sie auch allezeit Protestanten finden, die so viel Verständnis und Liebe für sie besitzen, daß sie ihren Ueberfluß mit ihr teilen! Möge sie durch die Gerechtigkeit der Regierungen und die Billigkeit der Parlamente behalten und erhalten, was ihr von Rechts wegen gebührt. Aber dort wird sie ihren Halt nicht suchen dürfen, wo Protestanten berufen sind, das Interesse ihrer eignen Kirche und ihres eignen Glaubens zu wahren!

Gustav-Adolf-Verein und Diaspora

(Für unsere Konfirmanden) Ein ganz ausgezeichnetes Wort vom Gustav-Adolf-Verein an unsere Konfirmanden hat Stiftsprediger Hans Jacobi veröffentlicht. Er bittet alle Amtsbrüder, sich der darin vertretenen Sache anzunehmen; wir fügen bei: und das Blatt nach Kräften zu verbreiten. Dasselbe, welches namentlich die Diaspora-Konfirmandenanstalten der Unterstützung empfiehlt, und mit sechs klaren Holzschnitten geschmückt ist, kostet bei Bezügen unter hundert 3 Pfennige das Stück, das Hundert 2 Mark 75 Pfennige, das Tausend 25 Mark. Bestellungen sind baldigst an den Herausgeber (Weimar, Amalienstraße 4) zu richten.

Wir möchten zur Förderung der hochwichtigen Sache befürworten, daß Herr Stiftsprediger Jacobi gleich Konfirmanden-Sammelbücher ausgäbe, denen das Blatt etwa vorgedruckt würde und die zum Empfang bezw. zur Sammlung und Notirung von kleinen Gaben gleich eingerichtet wären. Dann hat der Geistliche das wirksamste Förderungsmittel fix und fertig in der Hand. H

(Deutsch-evangelische Kirche in Süditalien) Mitte Oktober 1886 erging an den Superintendenten Dr. Zschimmer in Beichlingen vom Berliner evangelischen Oberkirchenrat die Anfrage, ob er bereit sei, eine (vom Zentralvorstande der Gustav-Adolph-Stiftung mit 1500 M. unterstützte) Reise nach Süditalien zu unternehmen, um aus eigner Anschauung die kirchlichen Bedürfnisse deutscher Landsleute kennen zu lernen und deren Befriedigung einzuleiten. Am 30. Oktober gen. Jahres war Herr Zschimmer bereits unterwegs; es gelang ihm, in Bari eine deutsch-evangelische Gemeinde zu konstituiren. Das improvisirte Auftreten des Konsuls Marstaller war, wie wir in Nr. 39 berichten konnten, ein Glanzpunkt der Halleschen Gustav-Adolph-Versammlung, ebensosehr aber auch eine Frucht der Zschimmerschen Wirksamkeit. Wenn weiterhin auf Sizilien nicht alles so glatt ging, so ist doch nunmehr dort auf Zschimmers Anregung vom evangelischen Oberkirchenrate der bisherige Domkandidat Hartwich aus Berlin für Messina und Palermo als Pfarrer angestellt worden. Ueber Befund und Erfolg seiner Reise hatte Zschimmer zunächst auf der im Oktober 1887 zu Dessau abgehaltenen Jahresversammlung der „Diasporakonferenz" — wie auch unser Blatt in Nr. 2 d. J. bereits gemeldet — Bericht erstattet; jetzt aber hat er seine Erlebnisse ausführlicher dargestellt unter dem Titel: Eine Gustav-Adolph-Reise durch Apulien und Sizilien in Briefen (Halle a. S., Eugen Strien, 1888; 132 S., 2 Mk.). Das Büchlein erzählt frisch und flott aus Rom und Süditalien, erreicht zweifelsohne auch den Zweck, für jenes Diasporawerk Freunde und Gönner zu werben. Es ist nicht zu lang; nur einige Mißliebigkeiten, wie z. B. gegen einen berühmten Professor der Philosophie, der voll zu nennen den Verfasser denn doch wieder sein Taktgefühl abgehalten, hätten wegbleiben mögen; ein paar Seiten weniger schaden heute, wo so viel zu lesen ist, keinem Buche. H

(Klosterwald in Hohenzollern) Ungeachtet des Lärmens der ultramontanen Presse hatte Fürst Leopold die Einrichtung eines protestantischen Bethsaals in dem ehemaligen Cisterzienserkloster Klosterwald gestattet. Damit ist 21 Kilometer weit vom Pfarrorte Sigmaringen dessen vierte Predigtstation entstanden, für ein evangelisches Gemeindlein, vornehmlich gebildet aus solchen, die in der Mischehe die Treue halten. Vermutlich wollen auch unsere Freunde gern zur innern Ausstattung, welcher noch Altardecke, Leuchter und Harmonium fehlen, etwas beitragen. H

(Bingerbrück) Es ist ebenso notwendig für eine Gemeinde von 500 Seelen, wie Ehrensache der protestantischen Kirche, daß bald der schmucke Turm eines evangelischen Kirchleins von Bingerbrück zum Niederwalddenkmal hinübergrüßt. Der Trierer Bischof Korum hat nicht bloß sein Interesse für den Bau einer dortigen katholischen Kirche durch eine Gabe von 26000 Mark aus seiner Tasche, durch

wiederholte Anwesenheit, durch eine aus dem Fenster an seine Gläubigen gerichtete Aufforderung zur Sparsamkeit, damit sie immer mehr für den Kirchbau leisten könnten, an den Tag gelegt, — er scheint auch willens, den ganzen Ort in „Rupertsberg“ umzutaufen, dem heiligen Rupertus zu Ehren, der einst dort — wie die heilige Hildegard nach ihm — ein Kloster gegründet. Vielleicht solls im schönen Rheingau an der Nahemündung ein Wallfahrtsort von besonderer Zugkraft werden. Die nötigen Reliquien sind ja bereit. H

(Der Gustav-Adolf-Verein und die „Balcaraci“) Wie wir der Kreuzzeitung entnehmen, brachte das Wiener „Vaterland“ in der Nr. 337 vom 5. Dezember d. J. folgende Mitteilung aus Prag:

„In dem Dorfe Bystra bei Neustadt an der Mettau ist am 26. November Johann Balcar, der Gründer der nach seinem Namen „Balcaraci“ genannten Sekte gestorben. Derselbe war ursprünglich Maurer gewesen, beschäftigte sich aber dann in der Baumwollwaren-Manufaktur und kam so in die Gelegenheit, mit Webern und vielen andern Leuten aus dem Volke geschäftlich zu verkehren. Er benützte dies, um unter demselben als Sektirer zu wirken — zuerst in seinem Heimatsorte Hronow samt dessen Umgebung und zuletzt in dem bereits genannten Dorfe Bystra, wo ihm seine Anhänger ein Haus gebaut hatten. Was dieser Maurer eigentlich gelehrt hat, ist genau bisher nicht bekannt geworden, obwohl die „Balcaraci“ einen gedruckten Katechismus besitzen sollen. Ein Hauptglaubensartikel dieser Sekte enthält jedoch angeblich die Lehre, daß die Katholiken sogleich nach dem Tode der Hölle verfallen, während die Bekenner des von Balcar verbreiteten Glaubens direkt in den Himmel eingehen. Es werden auch Liebesmahle abgehalten: die Frauen bringen in Körben und Ranzen, in Flaschen und Krügen verschiedene Nahrungs- und Labungsmittel, als da sind Kuchen und Buchteln, Kaffee und Milch, wie auch Butter, in das Balcarsche Haus. Diese Gaben werden auf einem langen Tische aufgestellt, und zu Lebzeiten Balcars hielt dann dieser eine Rede. Hierauf wurde gegessen und wieder eine Rede gehalten, und so ging es fort, bis alles aufgezehrt war. Früher sollen die „Balcaraci“ einen jährlichen Betrag aus den Mitteln des Gustav-Adolf-Vereines erhalten haben und dadurch in die Lage versetzt worden sein, solchen, welche Lust bezeigten, der Sekte beizutreten, einiges Geld oder Viktualien, Kleidungsstücke — namentlich für den Winter einen Pelz — oder eine Anzahl Reisigbündel zukommen zu lassen. Das soll aber seit längerer Zeit aufgehört haben, da die Subvention ausblieb. Man weiß nicht, wer Johann Balcars Nachfolger werden wird, glaubt jedoch, daß dessen Sohn nicht nur das Haus in Bystra, sondern auch die Leitung der „Balcaraci“ erben wird.“

Hier ist Wahres und Falsches durch einander gemischt. Wahr ist, daß Hronow, Filial der tschechisch-reformirten Gemeinde Kloster bei Hohenbruck im nordöstlichen Böhmen vielleicht seit 1859, sicher seit 1874 bis 1887 mit 1988 Mk. 67 Pf. vom Gustav-Adolf-Vereine unterstützt worden ist und dies wahrscheinlich auch im laufenden Jahre, da es zur Schuldentilgung und, behufs baldiger Selbständigkeit, zur Mehrung des Pfarrdotationsfonds mit 400 Mk. den Hauptvereinen Altenburg und Ansbach vorgeschlagen war. Allein damit ist eben eine evangelisch-reformirte, vom Staate anerkannte Filialgemeinde — und zwar zunächst zur Gewinnung eines Friedhofs, dann zur Ansammlung eines Pfarrdotationsfonds — nicht aber die Balcaraci oder irgend eine andre „Sekte“ unterstützt worden, wie denn der Gustav-Adolf-Verein überhaupt nie „Sekten“ unterstützt hat, sondern dies grundsätzlich vermeidet. Der Sektenname Balcaraci ist uns bis heute ebenso unbekannt geblieben wie der Name Balcar. Wir vermuten, daß die hier gemeinte Sekte mit dem schottischen Juden-Missionar Edwards zusammenhängt. Derselbe hat neben seinem Missionsberufe, zu dessen Ausrichtung man ihn nach Breslau gesandt, in Preußen, auch in Sachsen, sowie in Böhmen Anhänger zu gewinnen und in einer Sekte zu vereinigen gewußt, der er den gewiß ebenso bescheidnen wie treffenden Namen Freie evangelische Kirche Deutschlands gegeben. Ein Mitglied dieser Sekte kam als Bibelkolporteur zu mir und erwies sich als früher römisch-katholischen Böhmen, stammend aus Rzi (auch einer Filialgemeinde von Kloster, also in der Nähe von Hronow). Vgl. Sächsisches Kirchen- und Schulblatt 1883 S. 309 f. Wir haben es also vermutlich mit Edwardsianern zu thun.

Es ergiebt sich aber auch hieraus klar, wie nachteilig und verwirrend fürs Festland die englische, schottische, amerikanische Sucht wirkt, jede der zahlreichen Sekten, welche die religiöse Idiosynkrasie irgend eines kirchlichen Parteihauptes auf ihrem heimischen Boden zu Tage gefördert hat, nun gleich auch aufs Festland zu verpflanzen, also z. B. nach Italien, wo sie König Humbert mit seinem Quante tinte! so treffend charakterisirte, nach Spanien, wo sie so viel Verwirrung anrichten und dem Fortgange des Evangeliums Schaden bereiten, nach Deutschland und auch Oesterreich, wo sie zumal in Böhmen sehr hindernd und störend aufgetreten sind. S

Verschiedenes

(Von der Großherzoglich-Hessischen Landessynode) Vom 16. bis zum 23. Oktober tagte in Darmstadt die dritte ordentliche evangelische Landessynode. Wenn man ihre Verhandlungen mit denjenigen anderer Landessynoden vergleicht, so kann man nicht umhin, zwei Thatsachen mit dankbarer Freude hervorzuheben. Die eine ist das allgemeine und entschiedene Vertrauen, welches dem Großherzoglichen Oberkonsistorium, in erster Linie dem Vorsitzenden desselben, bezeugt wurde. Die andere ist das sichtliche Bestreben der Mitglieder, ihre Parteidoktrin hinter der Sache, der alle dienen wollen, zurücktreten zu lassen. Die Verhandlungen waren geeignet, jenes Vertrauen und diese Einmütigkeit auf die härteste Probe zu stellen. Abgesehen von nicht unwichtigen, aber doch minder bedeutenden Gegenständen (Sonntagsheiligung, Eidesleistung, Leichenverbrennung, bez. Einsegnung einer Leiche vor derselben im Trauerhause) beschäftigte die Synode ein Gesetzentwurf, die Besetzung der evangelischen Pfarrstellen betreffend. Diese war bisher, abgesehen von Patronats- und einigen wenigen eigentlichen Wahlstellen, auf Vorschlag des Oberkonsistoriums durch den evangelischen Landesherrn vollzogen worden. § 123 der Verfassung der evangelischen Kirche des Großherzogtums vom Jahre 1874 hatte aber den „Erlaß eines Gesetzes, welches eine weitergehende Mitwirkung der Gemeinde regelt,“ in Aussicht gestellt. Das Kirchenregiment erachtete den Zeitpunkt zur Einlösung der landesherrlichen Zusage für gekommen. Die Gemeinden haben sich in die neue Verfassung eingelebt. Es ist eine Zeit ruhiger Wirksamkeit und der Ausgleichung mannigfacher kirchlicher Gegensätze eingetreten. Die Wahl der gegenwärtigen Landessynode ist nicht durch Rücksicht auf das in Rede stehende Gesetz beeinflußt gewesen. Sie dürfte also in besonderer Weise dazu berufen sein, den Gegenstand in friedlicher und befriedigender Weise zu erledigen. Die Vorlage selbst wurde von verschiedenen Seiten als ein Kunstwerk bezeichnet. Unliebsamen Wahlagitationen war möglichst vorgebeugt, indem Wahlpredigten und jede persönliche Bewerbung in der betreffenden Gemeinde ausgeschlossen blieben. Das Oberkonsistorium schreibt die erledigte Pfarrstelle öffentlich aus. Wenn der Kirchenvorstand auf das Recht der Mitwirkung bei der Neubesetzung nicht verzichtet, werden ihm die Namen der Bewerber mitgeteilt, und er kann daraufhin seine Wünsche oder Bedenken äußern. Hält Ersteres die Erfüllung dieser Wünsche für unthunlich, so bleibt ihm das Recht, die provisorische Verwaltung der Stelle zu verfügen oder die Entscheidung dem durch Zuziehung des Synodalausschusses „erweiterten Oberkonsistorium“ anheim zu geben.

Es stand zu erwarten, daß diese Vorlage eben in ihrem kunstvollen Aufbau weder links noch rechts befriedigen werde. Die Linke faßte ihn als Abschlagszahlung auf und stimmte ihm in der Hoffnung auf die Zukunft bei. Die Rechte verneinte die Bedürfnißfrage und legte einen Ausschuß-Entwurf vor, der das Gegenteil der Vorlage besagte. Derselbe stellte nur das bisher schon gewohnheitsmäßig geübte und zugestandene Petitionsrecht der Gemeinden in der Personenfrage gesetzlich fest, ohne daß mit diesem Rechte die durchaus selbständige Entscheidung der obersten Kirchenbehörde beschränkt werden sollte. Die erste Lesung führte unter diesen Umständen zu heftigen Auseinandersetzungen. Reichlich wurde die mangelnde Reife der Gemeinden als durchschlagendes Hindernis herangezogen. Aber wann wird der Tag ihrer Reife kommen? (Siehe 1. Kor. 4, 8 und vgl. das „auch“ 7,40). Auch wurde mit Entschiedenheit hervorgehoben, daß zu besorgen sei, ein Wahlrecht der Gemeinden werde dem kaum überwundenen Uebel des Theologenmangels neuen Vorschub leisten und vor allem die Söhne der „besseren“ Stände abhalten, diesen Beruf zu ergreifen. „Ein gewählter Pfarrer sei ein solcher zweiter Güte, die Wahl schädige dessen Ansehen und Charakter und damit das der gesamten Kirche.“ Als ob mit solchen „Dienern am Wort“ dem Evangelium gedient wäre, die das Urteil, die guten und bösen Gerüchte der Gemeinden scheuen, in deren Dienst sie sich stellen wollen (siehe 2. Kor. 6,8. und 1. Kor. 4, 3. 4.). Denn mit der Rede, daß nicht die Einzel- sondern die Gesamtgemeinde „berufe“, ist doch recht wenig gewonnen. Wo ist diese Gesamtgemeinde? Doch nicht im Oberkonsistorium der partikularen Hessischen Landeskirche! Ebensowenig freilich wie mit diesen konnte man sich mit den Gründen der Gegner befreunden. Eine Berufung auf die Menschenrechte von 1849 oder gar auf die Bauernforderungen von 1525 zeigte geringes Verständnis für die Bedeutung einer Verfassungsfrage innerhalb der evangelischen Kirche. Und vollends die oft genug vernommene Behauptung, daß „das Grundprinzip der evangelischen Kirche im Gegensatz zur katholischen die Freiheit sei,“ war wenig geeignet, auf das fragliche Gebiet ohne Abzug angewandt zu werden. Denn nicht nur ist Grund und Ziel zweierlei, sondern auch die „freie“ Gemeinde der Heiligen ist etwas ganz anderes als die an das zeitlich werdende Recht gebundene, sinnlich erscheinende Kirche. Genug, die Rechte siegte in der ersten Lesung mit bedeutender Mehrheit. Ihr Entwurf wurde mit 36 gegen 14 Stimmen angenommen.

Durfte man sich aber nun dessen freuen, daß während dieser erregten Verhandlungen keinerlei Aeußerungen des Mißtrauens gegen das Kirchenregiment gefallen, vielmehr von beiden Seiten Worte warmer Anerkennung ausgesprochen worden waren, so erwiesen sich die Synodalen bei der zweiten Lesung ihrer Aufgabe als Vertreter der Landeskirche in rühmenswerter Weise gewachsen. Zum Entwurf des Ausschusses war von einem Mitgliede der Linken ein Zusatz beantragt worden. Derselbe besagte, daß die von den Gemeinden in betreff des anzustellenden Geistlichen geäußerten Wünsche nur durch Entschließung des erweiterten Oberkonsistoriums sollten abgewiesen werden dürfen. D. h. die Mitteilung der Namen der Bewerber an den Kirchenvorstand zum Zwecke der Wahl, mithin überhaupt jede eigentliche Wahlhandlung, blieb ausgeschlossen; aber die Wünsche der Gemeinden sollten nicht als bloße „Wünsche“, sondern als entscheidende Willensäußerungen beachtet werden und nur durchaus zwingende Gründe ihre Ablehnung herbeiführen können. Nachdem das Oberkonsistorium seine Zustimmung zu diesem Zusatzantrage ausgesprochen und nur die Aufrechterhaltung des Rechtes einer provisorischen Besetzung der Stelle für sich beansprucht hatte, wurde das Gesetz in der erweiterten Fassung des Ausschußentwurfs einstimmig angenommen. Damit hatte die Rechte auf den schon so gut wie errungenen Sieg verzichtet, die Linke aber ein nicht minder großes Opfer gebracht, indem sie das Parteistichwort der Pfarrwahl fahren ließ. Zur Begründung der einmütigen Annahme wurde an den gemeinsamen Feind erinnert — man hatte auch über die Verhältnisse der Mainzer Diaspora verhandelt —, der geschlossen auf die evangelische

Kirche anmarschire und den man nur durch brüderliches Zusammengehen bekämpfen könne:

Ein Feind ist es, vor dem wir alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns alle frei.

Aber nicht die Angst hat zu diesem Beschlusse getrieben, sondern — vielleicht Manchem unbewußt — die Einsicht, daß Verfassungsfragen für uns nie von solcher Bedeutung sein und werden dürfen, daß sie eine trennende Wirkung unter denen üben, welche zu gemeinsamer Arbeit in und an der evangelischen Kirche berufen sind. S E

(Doktor der Theologie Fürst Bismarck) hat an den Dekan der theologischen Fakultät zu Gießen nachfolgendes Schreiben gerichtet:

Friedrichsruh, den 22. November 1888.

Die mir seitens der Universität Gießen erwiesene hohe Ehre hat mich herzlich erfreut und bitte ich Eurer Hochwohlgeboren den Ausdruck meines Dankes für diesen Beweis wohlwollender Anerkennung dem Herrn Rektor, dem Senat und insbesondere auch den Herren Mitgliedern der theologischen Fakultät übermitteln zu wollen.

Eingedenk des Geistes, in welchem die Universität Gießen von dem Landgrafen Ludwig gegründet wurde, ist sie stets eine Vertreterin der Duldsamkeit auf theologischem Gebiete gewesen, und meinem Eintreten für duldsames und praktisches Christentum verdanke ich die Auszeichnung, die mir zuteil geworden ist.

Wer sich der eignen Unzulänglichkeit bewußt ist, wird in dem Maße, in welchem Alter und Erfahrung seine Kenntnis der Menschen und der Dinge erweitern, duldsam für die Meinung anderer.

v. Bismarck.

(Zu den Lutherworten in Nr. 46) Ein Leser unsres Blattes teilt uns zu den in Nr. 46 veröffentlichten „Lutherworten vom Jahre 1544" mit, daß dieselben zum Teil schon früher gedruckt seien, da ja zwei derselben u. a. in die empfehlenswerte Sammlung „Lutherstab aus Gotteswort zur Pilgerfahrt durch alle Tage des Jahres" (2. Aufl. Reutlingen, W. Baur) Aufnahme gefunden hätten. Der verehrte Einsender ist in gutem Rechte: wir hatten jene Worte als vermutlich ungedruckt bezeichnet, da sie in der ausführlichen Auslegung Luthers von Joh. 15, 16 nicht zu finden waren. Aber die meisten derselben sind, wie wir bei näheren Nachsuchen bemerken, in der nach Luthers Tode erschienenen Sammlung „Auslegung etlicher Trostsprüche, so der ehrwirdige Herr Dr. M. Luther in seiner lieben Herrn und guten Freunde Bibeln und Postillen mit eigener Hand (zu seinem Gedächtnis) geschrieben" bereits erstmalig veröffentlicht worden. Man findet sie unter andre Aussprüche gemischt in Erl. Ausgabe 52, 372—378. Die Handschrift, aus der wir dieselben entnehmen, ist jedoch von jenem alten Drucke unabhängig, wie nicht allein daraus erhellt, daß sie ein Wort (— wir werden sagen dürfen: eine Bibelinschrift —) Luthers mitteilt, die dort fehlt, sondern auch daraus, daß sie mit aller Bestimmtheit zu jedem einzelnen dieser Worte das Jahr 1544 als das der Niederschrift seitens des Reformators bezeichnet. G K

(Zur Statistik der Religionen) Zu der von uns in Nr. 43 d. Bl. mitgeteilten Statistik über die Fortschritte der Religionen ist uns von geschätzter Seite eine Berichtigung zugegangen. Die dort gegebenen Zahlen, welche wir wegen ihrer auffallenden Abweichung von der uns bekannten Schätzung mit allem Vorbehalt brachten, müssen in mancher Hinsicht so bedeutend herabgesetzt werden, daß die Bedeutung der ganzen von uns mitgeteilten Tabelle hinfällig wird. Nach ihr wären die Protestanten in den letzten hundert Jahren von 157 Millionen auf 468 Millionen gewachsen und die Katholiken von 184 Millionen auf 337 Millionen. Das ist ein großer Irrtum. Durch sorgfältige Zusammenstellung der hauptsächlichsten Länder der Erde ist unser Gewährsmann zu dem Ergebnisse gekommen, daß es gegenwärtig etwa 130 Millionen Protestanten und 189 Millionen Katholiken auf Erden giebt. Diese Zahlen kommen der Wirklichkeit ohne Zweifel sehr nahe, wenn sie auch nicht ganz mit den statistischen Ergebnissen übereinstimmen, welche D. Warneck soeben in der Dezembernummer seiner Allgemeinen Missionszeitschrift veröffentlicht. Wir empfehlen unsern Lesern diesen interessanten Artikel über die Missionsstatistik sehr angelegentlich und werden selbst noch einmal darauf zurückkommen. P

(Zur Parallelbibel), die wir in Nr. 50 anzeigten, geht der Redaktion die ergänzende Mitteilung zu, daß nunmehr auch die letzte Doppellieferung ausgegeben ist. Der Herausgeber des Gesamtwerkes ist Dekan Schmoller in Derendingen. Für den Einband empfiehlt die Verlagshandlung das Leder zum Rücken mit Pressung, sowie die Leder zu den Ecken, zum Binden in drei Bänden für 2,70 Mark, zum Binden in einen Band 1,60 Mark. P G

(Neue Kinderzeitung) Vom 1. Januar 1889 ab erscheint im Verlage von J. Morgenbesser, Bremen: Für unsre Kinder. Ein Sonntagsblatt für die christliche Kinderwelt, unter Mitarbeit von L. v. Engelhardt, E. Frommel, O. Funcke, B. Merkator, G. Oertel, A. Vollmar und anderen, herausgegeben von L. Tiesmeyer und P. Zauleck, Pastoren in Bremen.

Es giebt bereits eine ganze Reihe von Kinderblättern. An ihrer Spitze stehen Weitbrechts „Jugendblätter" und der von Rinck begründete, jetzt von Fries herausgegebene „Deutsche Kinderfreund". Beide gute Blätter erscheinen monatlich. Manche sehen darin einen Uebelstand. Um demselben abzuhelfen, ist die neue Jugendzeitung entstanden. Sie erscheint wöchentlich und ist besonders auch für die Kindergottesdienst und Sonntagsschule besuchende Jugend bestimmt. Das Blatt will echt deutsch und echt christlich sein. Der Preis beträgt vierteljährlich 60 Pfennige. Probenummern sind schon jetzt zu beziehen. Es sei hiermit empfehlend auf das neue Unternehmen hingewiesen. P G

(Nervosität und Erziehung) Unter diesem Titel ist in sechster Auflage eine Broschüre von Dr. Pelman erschienen (Bonn 1888. 42 S. M. 1.), welche auch unsere Leser lebhaft interessiren wird. Der Schaden, den wir alle fühlen, aber nicht von der Höhe fachmännischer Beurteilung aus überschauen, wird in seinem ganzen Umfang uns gezeigt, die Verkehrtheit namentlich unserer Töchterschulen-Erziehung mit frischem Humor gegeißelt und mit Zuversicht auf eine bessere Zukunft gewiesen, auf die wir alle nach Kräften hinstreben müssen; denn Selbsthilfe ist auch hier die einzige Hilfe. Der Christ aber kann sich freuen, daß auch der Arzt sehnsüchtig nach den Verhältnissen und Lebensordnungen blickt, die er, der Christ, vom sittlich-religiösen Standpunkt aus als die „gesunden" bezeichnen muß. Wir wünschen dem Büchlein aufmerksame Leser. P D

Goldne Sprüche aus der Reformationszeit

Es war eine unter den Gelehrten der Reformationszeit nicht seltene Sitte, in die gebundenen Druckschriften ihrer Bibliothek sich eine Anzahl leerer Blätter einheften zu lassen, welche sie zu irgend welchen gelegentlichen Notizen, etwa Kopie eines Briefes, Aufzeichnung eines interessanten Diktums einer hervorragenden Persönlichkeit u. dergl. m. zu benutzen pflegten. So liegt vor uns ein Oktavband vom Jahre 1539 (im Jahre darauf gebunden), enthaltend ein Werk des damaligen Nassauer Superintendenten Erasmus Sarcerius († 1559). Das Buch befand sich im Besitze des bekannten Schülers und Freundes Luthers Andreas Poach († 1585), welcher eine Reihe eingehefteter Blätter zur Aufzeichnung deutscher Kernsprüche, die er gelegentlich gehört, verwertete. Wir teilen einige derselben im Folgenden mit:

Aller frommen Christen ABC ist Arbeiten, Beten, Creuztragen.
Gottes unsers getreuen Schulmeisters Amt ist Sorgen, Segnen, Schützen.

Es sind drei G { Gott / Gebet / Geduld } in der Ehe,
Die wenden alles Wehe.

Wer da haushalten will, der muß auch aushalten.

Wer Gott mit Ernst vertrauen kann,
Der bleibt ein unverderbter Mann;
Es zürne Teufel oder Welt,
Den Sieg er doch zuletzt behält.

Halt dich klein,
Halt dich rein,
Sei gern allein,
Mach dich nicht zu gemein!

Da Adam hack und Eva spann,
Wo war alsda der Edelmann?*)

Wems Gott geit,
Dem schadt kein Neid;
Wems Gott nicht geit,
Dem hilft keine Arbeit.

Andreas folgt Christo dem Herrn,
Thut seiner Netz nicht mehr begehrn:
Beruft dich Gott zu seinem Amt,
Folg ihm, laß andre allesamt!

Herrengunst und Lerchengesang
Klinget wohl und währt nicht lang.

Fische fangen, Hasen jagen, Vogel stellen
Verderbet manchen guten Gesellen.

Ein Knab dem Schlaf soll widerstehen,
Früh auf sein und spät niedergehen,
Soll beten, lesen, lernen, singen,
Hiemit kein Stund ohn Frucht hinbringen.
Also macht er ihm kurz die Zeit
Und wird gelehrt ohn schwere Arbeit.

Aller Menschen Sinn und Mut
Steht nur nach großem Geld und Gut,
Und wenn sie das erwerben,
So legen sie sich nieder und sterben.

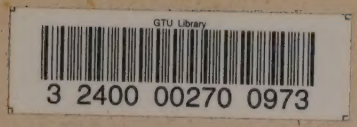
Wer da will mehr verzehren,
Denn sein Pflug thut ernähren,
Der muß zuletzt verderben
Oder am Galgen sterben.

Gott, Eltern, Lehrern genugsam Ehr
Kann man erzeigen nimmermehr. G B

*) Eine bei Büchmann, Geflügelte Worte, 13. Auflage, S. 420 nicht erwähnte Fassung des bekannten Wortes.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

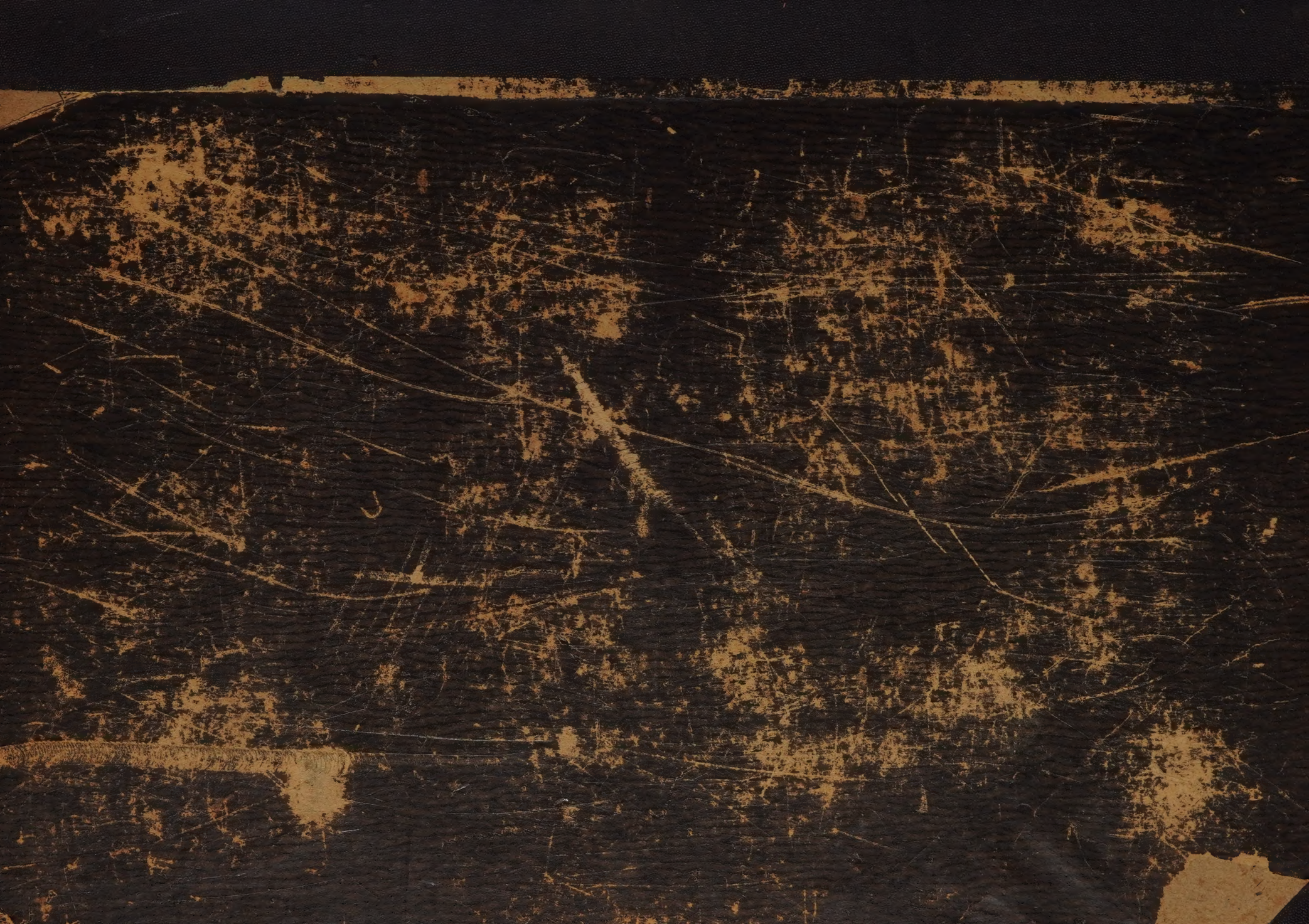


THREE DAY
CIRCULATION

v.2
1888

CBPaL

Die christliche Welt v.2
1888

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500

All items are subject to recall.